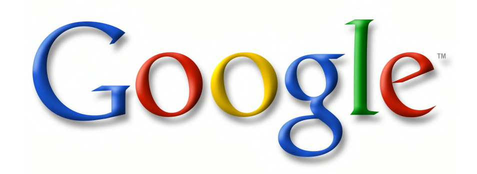
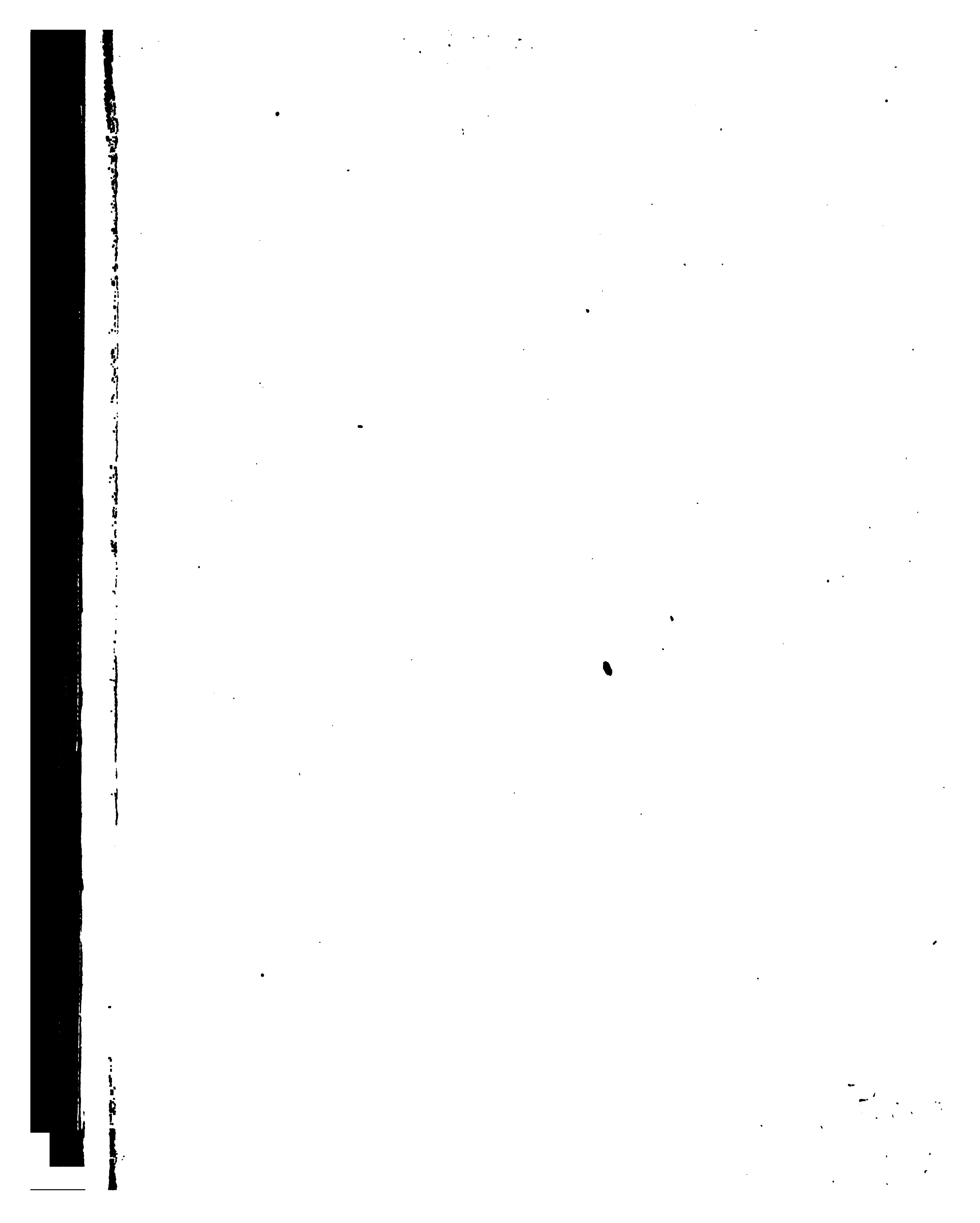
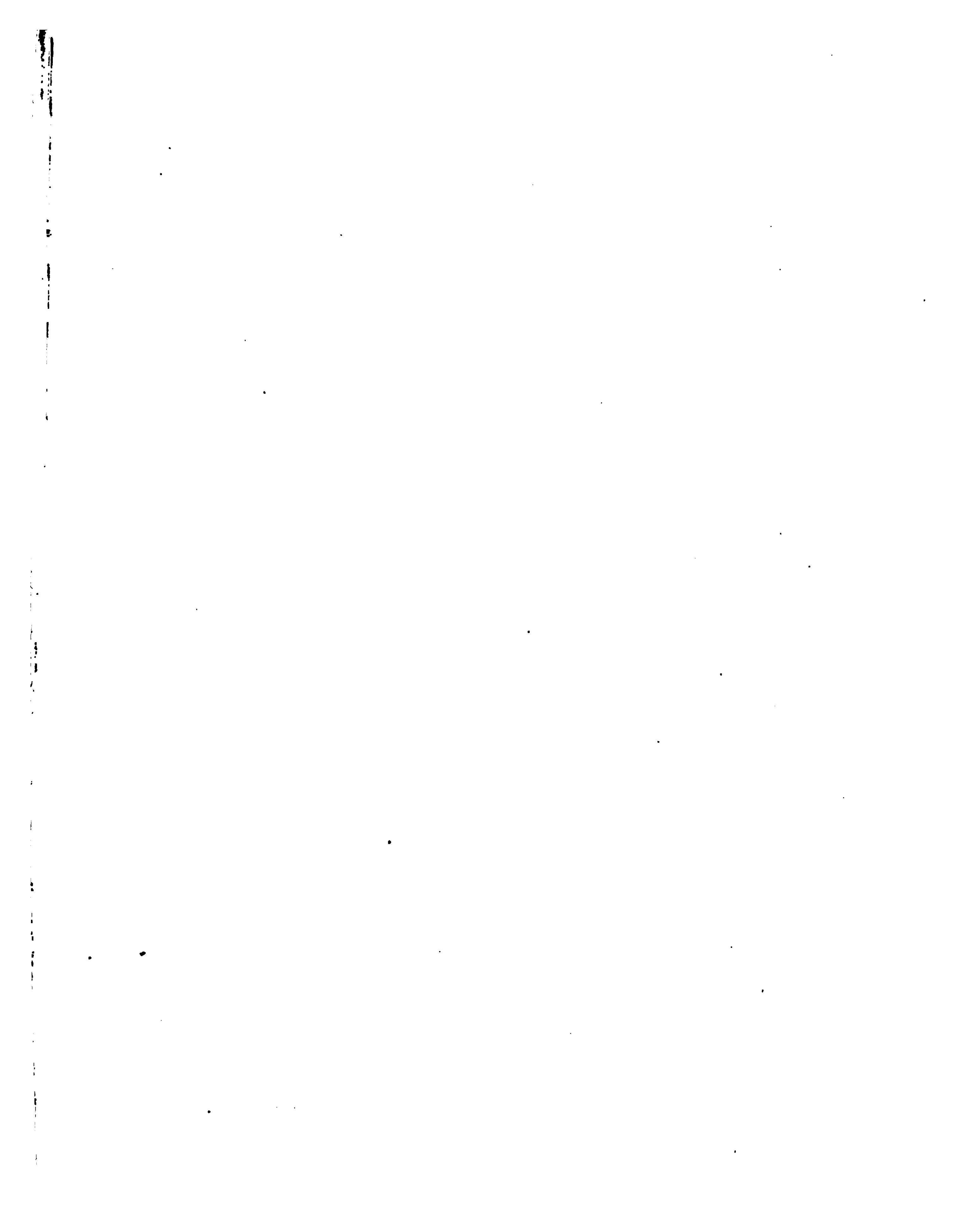






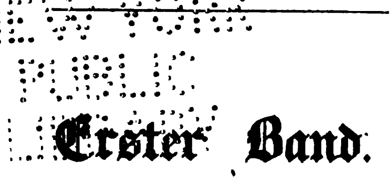
Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1847.

Erster Band.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1847.



Erster Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1—181, Literarische Anzeiger Nr. I—IX.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1847.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 1. — 1. Januar 1847.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint täglich eine Nummer und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Die neue Ausgabe der Werke Friedrich's II.

Es ist ein eigener Zug im Charakter unserer Zeit, daß sie neben den lautesten Ansprüchen und neben einer oft zu großen Ueberschätzung der eigenen Leistungen und Thätigkeiten doch auch eine nicht geringe Anerkennung vergangener Größe und einen Trieb zur Wiederbelebung geistigen Werthes an den Tag legt, wie man Beides in Deutschland zu keiner Zeit gekannt hat. Zu dieser Bemerkung geben schon die neuen Auflagen der Werke Lessing's, Möser's, Leibniz' und Anderer Veranlassung; aber nicht leicht ist ein Name in einem höhern Grade geeignet, durch seine Erweckung die Vergangenheit und die Gegenwart so nahe aneinander zu knüpfen, als der Name welcher an der Spitze unsers Aufsatzes steht. Es ist ja der Name des Königs, der von seinem Jahrhundert der Einzige genannt worden ist, und an welchem die mitlebende Welt aus dem reinsten Antriebe und mit der innigsten Freude hing, weil er in seinen verschiedenen Bethätigungen als Gesetzgeber, als landesväterlicher Walter, als heldenmüthiger Führer ebenso wie Tacitus vom Nerva („Agricol.", 3) rühmt, zwei früher unvereinbare Dinge verbunden hatte, die Alleinherrschaft und die Freiheit. Daß nun unsere Zeit auf einer Stufe geistiger und politischer Entwickelung, die in vielen Stücken zu der von Friedrich II. gekannten und gehegten einen entschiedenen Gegensatz bildet, es anerkennt, daß sie das Gedeihen solcher freien Ansichten großentheils dem Geiste zu danken habe welcher den König beseelte und von ihm ausging, Dies, sagen wir, ist wol das größte Lob das einem Fürsten dieser Art gezollt werden konnte, und erklärt hinlänglich die gespannte Erwartung auf eine neue Ausgabe der Werke in welchen der König die Grundsätze seines Denkens und Handelns niedergelegt hatte.

Es ist indessen immer eine eigene Sache um königliche und fürstliche Schriftsteller. Die Zeitgenossen verlangen von ihnen Thatsachen, Aufklärungen, Bestimmungsgründe, und hierzu haben sich gerade die wenigsten jener Schriftsteller willig gezeigt. Denn über Augustus' vielgerühmte Commentarien können wir nicht vollständig urtheilen, und die Schriften des unfreiwilligen Anachoreten auf St.-Helena sollen ja nur einen Schatten über die ganze übrige Welt werfen, damit Napoleon's Verdienst um so heller leuchte. Andere fürstliche Schriftsteller aber haben sich eben bei dieser Beschäftigung ihres Fürstenamts ganz entäußern wollen. Marcus Aurelius verfaßte ein edles Buch voll düsterer Lebensbetrachtungen; der Hohenstaufe Friedrich II. schrieb über Thiere und Pflanzen; zwei deutsche Fürstensöhne von Weimar und Neuwied schilderten ferne Welttheile; eine dänische Königin arbeitete genealogische Tafeln aus; ein geistvoller sächsischer Prinz erläuterte den Dante; ein deutscher König erfreut sich an anmuthigen Spielen der Poesie zur eigenen Geisteserfrischung. Zu solcher Beschäftigung hat die Intoleranz der Zeitgenossen häufig scheel gesehen, und die Industriellen haben wol von unköniglichem Gebahren gesprochen, ohne zu bedenken, daß Fürsten und Königen auch Stunden zu gönnen sind in denen sie sich geistig zu erholen und der gemessenen Haltung des täglichen Lebens zu entsagen im Stande sind. Wie ganz anders war die Stimmung in der Zeit Friedrich's II. Man war stolz auf des Königs historische Werke, auf seine Gedichte, auf seine fliegenden Blätter; man bewunderte in ihnen den Geist der auf dem Throne so Großes geschaffen hatte, und wenn die Schriften, weil sie französisch geschrieben waren, nicht so tief in das Mark des Volkes eindringen konnten als des Königs Kriegs- und Friedensthaten gedrungen waren, so erregten sie doch die herzlichste Theilnahme im In- und Auslande bei den zahlreichen Gebildeten, denen die französische Sprache ebenso geläufig war als ihre Muttersprache.

Als nun zwei Jahre nach dem Tode des Königs sein

Nachfolger durch den Grafen Hertzberg, den Minister Wöllner und den französischen Prediger de Moulines die berliner Ausgabe der Werke Friedrich's II. in 25 Bänden veranstalten ließ, so erhielt man allerdings eine äußerlich nicht übel ausgestattete Ausgabe, aber eine so fehlerhafte, unvollständige, ungeordnete, mit Einem Worte, eine des großen Verfassers so ganz unwürdige Ausgabe, daß sich die deutsche Nation ihrer zu schämen hatte. Mit Recht schrieb daher Johannes Müller in seiner Anzeige („Allgemeine Literatur-Zeitung", 1789, Nr. 48 fg.): „Man müsse wirklich zweifeln, ob irgend ein verständiges Wesen oder der Zufall diese Ausgabe in die Ordnung gebracht habe in welcher wir sie finden." Und noch viel bitterer äußerte sich Gibbon (in Dohm's „Denkwürdigkeiten", V, 53) darüber:

Diese Ausgabe macht dem preußischen Volke Schande und gibt von der Achtung welche es für Wissenschaften und geistige Größe hat einen sehr nachtheiligen Begriff. Als mir dieselbe zuerst gebracht wurde, glaubte ich, es sei ein in irgend einem Winkel zur Befriedigung der ersten Neugierde gemachter voreiliger Abdruck der in unrechte Hände gerathenen Handschriften. Aber mit Erstaunen habe ich vernommen, daß Dies die einzige unter öffentlicher Autorität gegebene Ausgabe ist. Hätte je ein britischer König solche und so viele Schriften hinterlassen, gewiß würde das Parlament eine angemessene Summe ausgesetzt haben, um eine mit allem literarischen Apparat versehene, durch größte Correctheit und typographische Pracht glänzende Ausgabe derselben zu veranstalten. Gelehrte und Künstler hätten gewetteifert hierzu mitzuwirken. An alle Souveraine von Europa wäre eine solche Ausgabe zur Ehre Großbritanniens als Nationalgeschenk versendet worden. Neben dieser Prachtausgabe würden noch andere zu wohlfeilern Preisen erschienen sein, damit diese Schriften von Menschen aller Classen konnten gelesen werden.

Solche und ähnliche Stimmen verstummten, als die französische Revolution eine Reihe von Weltereignissen herbeigeführt vor denen Friedrich's Thaten und Wirkungen in dem Gedächtnisse der Menschen zurücktraten, und durch das große neben ihn sich drängende Bild Napoleon's sogar für einen Augenblick verdrängt zu sein scheinen konnten, besonders so lange Preußen selbst in der Gewalt eines so übermüthigen Siegers war. Aber als bessere Zeiten erschienen, da lebte auch das Andenken an Friedrich II. in alter Größe und Herrlichkeit wieder unter uns auf, und die wahre Würdigung desselben, wie wir sie dem patriotischen Eifer und dem sorgfältigen Fleiße des wackern Preuß in der Lebensgeschichte des Königs (1832—34), in der Schrift über Friedrich den Großen als Schriftsteller (1837) und in der über seine Jugend und Thronbesteigung (1840) verdanken, traf auf das beste mit dem Gange der allgemeinen Entwickelung sowie mit den Bedürfnissen und Aussichten des Zeitalters zusammen. König Friedrich Wilhelm III. aber, dessen hohe Verehrung seines Großoheims wir aus den anziehenden Stellen in Eylert's Charakteristik des Erstern vollständig kennen, ordnete bereits im J. 1837 die Errichtung einer Bildsäule und die neue Ausgabe der Werke Friedrich's II. an, und beauftragte den Minister v. Altenstein, ihm den Plan zur letztern vorzulegen. Es war Dies die letzte Arbeit des verdienten Staatsmannes, deren Vollendung er aber ebenso wenig erleben sollte als sein königlicher Herr, in dessen letzten Lebenstagen der Grundstein eines Denkmals gelegt worden ist, welches die preußische Hauptstadt zieren und die Vaterlandskraft neu befestigen wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dichterleben.

Die lyrische Dichtung hat von jeher die Dichtung selbst und den Dichter zum Gegenstand ihrer Darstellungen gemacht; in novellistischer Form war meines Wissens Ludwig Tieck der Erste, der in neuerer Zeit (1826) ein „Dichterleben" schrieb und diesem fünf Jahre später „Des Dichters Tod" folgen ließ. Beide Meisterwerke deuten schon dadurch, daß die Namen ihrer Helden in der Ueberschrift nicht hervortreten, auf eine allgemeinere Auffassung hin, und diese ist offenbar eine doppelte: theils sollen diese Lebensbilder zeigen, wie auch das äußere, scheinbar alltägliche Leben des wahren Dichters seine eigenthümlichen Züge, seine nur ihm angehörigen Leiden und Freuden hat; andererseits soll sich aus ihnen ergeben, wie die Verhältnisse der Außenwelt auf die dichterische Natur im Allgemeinen oder auf eine bestimmte Dichtergestalt gestaltend, fördernd und hemmend einwirken; mit Einem Worte, die Wechselwirkung, welche stattfindet zwischen dem wechselvollen, aber selten dem Idealen geneigten Leben und Treiben der Wirklichkeit und der eigenthümlich organisirten dichterischen Natur. Kern und Gehalt aber können solche Schilderungen nur gewinnen, wenn sie nicht, wie Das mehrfach auch schon früher geschehen, eine bloße Verkörperung des abstracten Begriffs **Dichter** zum Gegenstande haben, sondern einen bestimmten, in festen historischen Verhältnissen sich bewegenden, geschichtlich bekannten Dichter; und darin daß Tieck seine Aufgabe von dieser Seite gefaßt liegt ihr meisterliches Gelingen wesentlich begründet. Natürlich blieb ein so glänzender Vorgang nicht ohne Nachfolge: A. v. Sternberg mit seinem „Lessing" und „Molière", und B. Auerbach mit seinem „Spinoza" betraten ein wenigstens verwandtes Gebiet, verfolgten aber mehr psychologische und andere Tendenzen als sie die Aufgabe von welcher ich hier rede ins Auge faßten. Mehrfach novellistisch verarbeitet wurden die Lebensschicksale des schlesischen Dichters J. C. Günther; doch ließ das Mangelhafte, welches theils dem Stoffe an sich, theils seinen Bearbeitungen anhing, diese nicht zu größerm Ansehen gelangen. Als aber die Geschichte der vaterländischen Dichtung durch wissenschaftlich gediegenere Bearbeitungen die allgemeinste Theilnahme auf sich zu ziehen begann, da bemächtigte sich auch die Belletristik derartiger Stoffe, und glücklicherweise war gleich die erste umfangreiche Arbeit der Art eine äußerst werthvolle und gehaltreiche; ich brauche wol kaum noch hinzuzufügen, daß ich „Schiller's Heimatsjahre" von H. Kurz (Stuttgart 1843) meine. Der verdiente Beifall welchen dies Werk fand reizte zu ähnlichen Versuchen: kurz nacheinander erschienen „Hölty" von F. Voigts (Hanover 1844) und „Bürger, ein deutsches Dichterleben", von O. Müller (Frankfurt a. M. 1845). Namentlich letztere Erzählung, zuerst durch ein über Verdienst gelesenes Journal verbreitet, erntete reiches Lob, und man muß zugeben, daß es wenigstens theilweise nicht unverdient war. Aber der Zwiespalt zwischen Gutem und Bösem, welcher zerstörend in Bürger's Natur lag, stört auch die geistige Einheit dieser Schilderung, und die romantischen Zuthaten, eine mehrseitige Veranschaulichung des Hainbundes bezweckend, können die in der Hauptperson begründeten Grundfehler des Ganzen nicht heben, ja, sie haben an sich betrachtet meist nur geringen Werth. Aehnlich sieht es mit Voigts' „Hölty" aus: ein so siecher, erlöschender Held steht einem Romane nicht wohl an, und die Beigabe eines schwärmerischen Stiftsfräuleins hilft demselben nicht auf. Als nahe verwandte, nicht mislungene Idee

in den beiden Büchern wäre etwa zu erwähnen, wie von Voigts Goethe, von Müller Karl August von Weimar in ihre Darstellungen mit Geschick eingeflochten sind; dem Ganzen freilich erwächst daraus kein Gewinn. Es ist also die doppelte Aufgabe, die ich oben für derartige Arbeiten stellen zu müssen glaubte, hier nicht erfüllt: ein Dichterleben als solches ist nicht geschildert, weil nicht reine, starke und gesunde, sondern innerlich zerrissene, krankhafte Charaktere Gegenstand der Darstellung sind. Der Einfluß der Außenwelt auf den Dichter als solchen ist nicht geschildert, weil die wichtigsten Jugendeinflüsse, namentlich bei Bürger, ganz übergangen werden, und weil die beiden dargestellten Männer weit mehr unter dem Einflusse blinder Leidenschaften oder krankhafter Seelenzustände stehen als unter dem irgend inhaltreicher, bedeutender Lebensverhältnisse. Als Erzählungen überhaupt also möge beiden Büchern ihr Werth nicht abgesprochen werden, auf dem engern Gebiete der literargeschichtlichen Novelle, wie ich sie nennen möchte, haben sie nur geringe Bedeutung.

In neuester Zeit sind wiederum zwei Schriften erschienen welche ihren Titeln nach unter obige Gattung zu ordnen sein würden; sie haben mich zu diesem Aufsatze veranlaßt und sollen jetzt etwas näher besprochen werden. Es sind dies:

1. Goethe's Studentenjahre. Novellistische Schilderungen aus dem Leben des Dichters. Zwei Theile. Leipzig, Kößling. 1846. 8. 3 Thlr.
2. Jean Paul. Novellistische Schilderungen aus der Jugend des Dichters. Von Theodor Oelckers. Zwei Bände. Leipzig, O. Klemm. 1846. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Das erste Buch, ungenannten Verfassers, hat bereits seinen Antheil an den fata libellorum gehabt: es erschien bereits im Jahre 1844 in anderm Verlage, scheint damals wenig bekannt geworden zu sein und ist nun von dem neuen Verleger mit neuem Titel zum zweiten male versandt worden.

Die Schilderung welche uns Goethe selbst von seinen Studentenjahren gegeben hat ist unter Anderm dadurch im höchsten Grade anziehend, daß wir einen der größten Geister aus engumschlossener Häuslichkeit heraustreten und die Schule des Lebens und der Leidenschaften durchmachen sehen. Eben Dies aber ist wol zugleich der Grund, aus welchem er viele Verhältnisse und Persönlichkeiten aus dieser Zeit mehr andeutend, ja fast geheimnißvoll berührt als vollständig dargelegt hat; eben dieser eigenthümliche Reiz seiner Darstellung, noch gesteigert durch die Aufschrift „Dichtung und Wahrheit", regt die Neugierde an, den Vorhang zu heben und einen klaren Einblick in jene Verhältnisse zu gewinnen. So natürlich diese Neugierde ist, so können wir sie doch nur so weit für berechtigt erklären, als wir hoffen können durch dieselbe zu einer immer vollständigern Kenntniß des Dichters und seiner Werke zu gelangen; so weit dagegen derartige Fragen auf rein persönliche Beziehungen des Privatlebens führen, hat die Oeffentlichkeit keine Ansprüche an dieselben. Was so von rein geschichtlichen Forschungen über die nähern Lebensverhältnisse dichterisch oder sonst bedeutender Menschen gilt, Das wird seine Geltung wol auch da behalten, wo sich die dichterische Phantasie spärlich gegebener Andeutungen bemächtigt und diese zu vollständigen Lebensbildern auszuführen sich bestrebt. Nur da können diese das Lob eines würdigen Inhalts und das Interesse des Lesers in Anspruch nehmen, wo sie sich die Aufgabe gestellt haben, aus dem äußern Lebensgange des Dichters, wie ihn die Phantasie des Verf. nach fest gegebenen Anhaltungspunkten im Einzelnen ausmalt, seine innere Entwickelung und die Entstehung seiner Werke als die Aeußerung der erstern unserm geistigen Auge anschaulich vorzuführen.

In Vorstehendem ist der Standpunkt bezeichnet, von welchem aus ich aussprechen muß, daß weder „Goethe's Studentenjahre" noch Oelckers' „Jean Paul" den Anfoderungen die an derartige Werke zu machen sind entsprechen; ob beide Arbeiten als novellistische Darstellungen betrachtet ungefähr ebenso viel oder ebenso wenig Werth haben als hundert andere derartige Erscheinungen, darauf kommt es nicht an: sie nehmen durch die großen Namen mit welchen sie ihre Stirn geschmückt haben ein erhöhtes Interesse in Anspruch und sind durchaus nicht im Stande den hierauf gegründeten Anfoderungen zu genügen.

Beide Verf. gehen ohne Vorrede, ohne Erklärung über Zweck, Art und Weise ihrer Arbeit ans Werk; holen Dies aber Beide im Ueberflusse und in ganz ähnlicher Weise nach, indem sie an verschiedenen Stellen ihrer Bücher davon sprechen; daß es ihre Absicht nicht sei, die allgemeine Kenntniß von dem Leben der beiden betreffenden Männer zu bereichern und zu vermehren. Auch auf eine Charakterschilderung seines Helden verzichtet wenigstens Oelckers ausdrücklich (I, 10), und so scheint doch dies flache, mehrfach wiederkehrende Gerede hinreichend anzudeuten, daß die beiden Verfasser — wenn es deren überhaupt zwei sind, denn gerade die große Aehnlichkeit dieser Tiraden in beiden Büchern legt die Vermuthung nahe, daß auch „Goethe's Studentenjahre" von Theodor Oelckers herstammen — sich irgend eines höhern Strebens nicht bewußt gewesen sind.

In „Goethe's Studentenjahren" ist allerdings der aus „Dichtung und Wahrheit" bekannte Stoff in seinen Hauptzügen benutzt: Goethe's Stubennachbar, der halbblinde Theologe; dessen wunderlicher Vetter, der dresdener Schuster; Aennchen, die erste Nachfolgerin des frankfurter Gretchens; Behrisch; später in Strasburg die beiden Töchter des Tanzmeisters —: allen diesen Gestalten begegnen wir auch hier. Aber statt daß die meisterhafte Zeichnung welche Goethe selbst von allen jenen Charakteren entworfen hier ausgeführt und belebt, daß sie in bestimmten, scharf gezeichneten Situationen, in charakteristischen Handlungen vorgeführt werden, daß die Phantasie des Dichters alle die Einzelheiten des Lebens erfinden mußte aus welchen Goethe's Schilderung sich als Resultat ergibt, statt dessen erscheinen hier alle diese Figuren unendlich blasser als bei Goethe selbst, weil der Verf. eben nicht viel Mehr gethan hat als daß er Goethe's Schilderungen mit einigen breiten und müßigen Zuthaten versetzte. Außerdem wird uns eine Menge von Gestalten vorgeführt, für welche sich in Goethe's eigener Schilderung gar kein oder doch nur ein sehr entfernter Anhaltepunkt findet, und diese sind in eigentlich novellistischer Beziehung die Hauptfiguren des Ganzen. Namentlich gilt Dies von einer gewissen Charlotte, welche sich durch den ganzen Roman hindurchzieht und mit ihrem Tode ihn abschließt; aber auch ihr Schicksal bringt keine Einheit in das Ganze und erregt noch weit weniger eine wahre Theilnahme beim Leser, weil jede innere Wahrheit und Nothwendigkeit in der Aufeinanderfolge ihrer Handlungen fehlt. So erscheint also der romanhafte Gehalt des Buches als eine durchaus willkürliche, aller innern und äußern poetischen Wahrheit entbehrende Anhäufung von zufälligen Ereignissen. Goethe selbst erscheint als ein gutmüthiger, willenloser Geselle, der mancherlei wunderliche Dinge um sich herum vorgehen sieht und unwillkürlich in die meisten derselben verwickelt wird, ohne daß er in ihren Gang kräftig eingreifen will und kann. Daß dies der Mensch sei, der nach weniger als zehn Jahren einen „Werther" und einen „Götz" gedichtet hatte, wird uns Niemand einreden. Von einer Entwickelung seines Geistes findet sich keine Spur, ja, in dieser Beziehung sind nicht einmal die Andeutungen welche Goethe selbst gibt benutzt worden; von den Dichtungen, welche schon in Leipzig entstanden, z. B. den „Mitschuldigen" (s. Goethe's Werke, XXI, 86, 165, 246), ist gar nicht die Rede, kurz, von dem Leben des Dichters als solchem, wie es der Titel zu schildern verheißt, finden wir in dem Buche kaum eine Spur, und da ich der Meinung bin, daß auch den Namen eines großen Menschen unnützlich gebrauchen eine Versündigung ist, so muß ich auch diese Verwässerung von Goethe's „Dichtung und Wahrheit" als eine Sünde gegen den Geist der Dichtkunst bezeichnen.

Oelckers' „Jean Paul" schildert den Streit zweier Familien um eine an besondere Bedingungen geknüpfte Erbschaft, die Intriguen, welche zu Erreichung des Zweckes von der einen Seite angesponnen werden, und deren endliche glückliche Besiegung. Diese Geschichte leidet, außerdem daß sie des allergewöhnlichsten Schlags ist, an vielfachen Unwahrscheinlichkeiten; es reihen sich daran an allerhand Episoden und Nebenfiguren, von denen einigen nicht ganz ohne Geschick eine Aehnlichkeit mit Jean Paul'schen Charakteren gegeben ist. Und Jean Paul selbst? Ja, der gibt bei allen diesen Geschichten den müssigen Zuschauer ab, und hätte an seiner Stelle ziemlich ebenso gut Klopstock oder Kotzebue angebracht werden können. Das heißt, eine Art Zusammenhang seines Titularhelden mit dem Verlauf des Romans hat Oelckers allerdings herzustellen gewußt: erstens ist er in die Schwester einer Dame verliebt, welche in jenem Erbschaftsstreit eine Hauptrolle spielt; aber diese Schwester ist selbst eine durchaus überflüssige Gestalt. Zweitens hat ein junges, in ärmlichen Verhältnissen herangewachsenes Mädchen, welches wieder mit jenen Familienstreitigkeiten in entfernte Verbindung gebracht wird, von Jean Paul geträumt. Sie kennt seinen Namen, sein inneres und äußeres Wesen, und ist sehr erstaunt, als sie erfährt, daß ihr Traum lautere Wahrheit enthalte. Als sie nun gar Schriften von Jean Paul in die Hand bekommt, entwickelt sich in ihr die leidenschaftlichste Neigung zu dem Dichter; es entspinnt sich zwischen Beiden ein lebhafter Briefwechsel, bei welchem jedoch Marie ihr Incognito streng bewahrt, welches sich leider erst enthüllt als sie einen freiwilligen Tod gesucht hat. Abgesehen von ihrer ultrasomnambulen Tollheit ist diese Marie eine nicht übel gezeichnete Gestalt, mehr noch gilt Dies von ihrer Mutter und ihrem Vater, welcher Letztere wirklich einige Tropfen Jean Paul'schen Humors abbekommen hat; nur sind eben alle drei Figuren für das Ganze der Handlung willkürliche Zuthaten, während die den Knoten schürzenden und lösenden Personen entweder leere Schatten oder Fratzen sind, welches letztere namentlich von der thatsächlichen Hauptperson der Erzählung, einem höchst fabelhaften Manne, Namens Felix, gilt, der vermuthlich eine Art von Mephistopheles vorstellen soll. Jean Paul selbst ist allerdings nirgend auf unwürdige oder entschieden unrichtige Weise gezeichnet, aber bei seiner vollkommen passiven Stellung ist auch durchaus nicht abzusehen, wie er gerade dazu kommt die Titelrolle zu übernehmen; nirgend ist weder an ihm selbst noch an seiner Umgebung das Mindeste nachgewiesen, woraus eine Entwickelung seiner dichterischen Natur hervorginge; nirgend die Entstehung irgend eines seiner Werke erklärt und begründet; sein Name ist eben schlechterdings als Aushängeschild gemisbraucht.

Faßt man den Werth der beiden besprochenen, so durchaus alltäglichen Schriften ins Auge, so dürfte es scheinen, als ob ihrer Besprechung hier ein unbillig großer Raum gegönnt wäre, und ich würde auch weniger ausführlich geworden sein, wenn es mir nicht darum zu thun gewesen wäre, die ganze Gattung einmal zur Sprache zu bringen, welcher sich beide Bücher durch ihren Titel anreihen. Diese ist gewiß eine sehr wohl berechtigte, und eine tüchtige Ausbeutung derselben könnte unsere Romanliteratur wesentlich bereichern. Sie darf aber auch fast noch weniger als andere Richtungen der erzählenden Dichtung in die unrechten Hände gerathen; denn wenn bei andern Stoffen die Aneinanderreihung irgend fesselnder Handlungen allenfalls schon genügen kann, so muß hier, wo es sich um die Schilderung geistigen Lebens handelt, auch ein weit eingehenderes Studium des Stoffes, eine höhere Auffassung und eine durchaus geistig belebte Darstellung unerlaßliche Foderung sein. Leider erstreckt sich die Fabrikthätigkeit unserer Tage je länger je mehr auch auf das literarische Gebiet, ja, man kann wol behaupten, daß ein sehr bedeutender Theil der neuesten literarischen Producte als rein fabrikmäßig zu betrachten ist. Um so mehr ist es Pflicht der Kritik, schonungslos gegen eine Richtung zu Felde zu ziehen, welche es nicht zu wissen scheint, daß schon Schiller dem Poeten an dem irdischen Treiben keinen Theil zugestanden, sondern ihn lediglich an die Heimat und den Sitz des göttlichen Geistes verwiesen hat; aber den Verfassern von „Goethe's Studentenjahren" und „Jean Paul" dürfte Zeus seinen Himmel schwerlich offen zu halten Lust haben. 47.

Literarische Notiz.

England im Mittelalter.

Der durch seine Schriften über altenglische Literatur hinreichend bekannte Thomas Wright hat in seinem jüngsten Werke: „Essays on subjects connected with the literature, popular superstitions, and history of England in the middle ages" (2 Bde., London 1846), sich einen neuen Anspruch auf Dank und Anerkennung begründet. Die „Literary gazette" leitet ihre Anzeige mit folgendem competenten Urtheile ein: „Aus der Feder des mit der gesammten Literatur des Mittelalters so innig vertrauten Hrn. Wright erwarteten wir natürlich über die oben angegebenen Gegenstände ein lehrreiches, ins Volk dringendes Werk. Aber unsere Erwartung ist mehr als erfüllt worden. Wir erinnern uns wirklich nicht, daß je ein Buch der Art uns so gefesselt wie das vorliegende. Gleichwol ist ein beträchtlicher Theil seines Inhalts seit Jahren in mehren Zeitschriften erschienen und hat dadurch für uns Viel von dem Reize der Neuheit verloren, welchen es für die große Masse der Leser haben muß. Aber der Verf. hat es so geschickt und durch und durch verstanden, das Ganze wie in einen Cyklus zu ordnen, daß es jetzt nicht mehr ein von Zeit zu Zeit ohne innern Zusammenhang erschienenes Product, sondern das engverknüpfte Ergebniß eines ursprünglichen Planes, das vollendete Gemälde unsers vaterländischen Mittelalters ist, des Geistes der es durchdrang und der Sitten die es verschönten oder entstellten.... Es gibt keinen Zweig der Literatur der allgemeiner anspricht.... Wir beginnen mit der angelsächsischen Dichtkunst, wandeln durch die angelnormannische, hören die historischen Romanzen, die Freude und Wonne unserer Voraltern, lauschen ihren Sprüchwörtern und Sagen, grübeln in ihrer Feenmythologie, werfen einen Blick über seltsame Geschichtsepisoden und durchschweifen auf das angenehmste seitenverwandte Punkte, die uns Licht in unsere Forschungen bringen, sei es aus Griechenland, Rom, Deutschland, Irland oder Schottland." 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 2. —— 2. Januar 1847.

Die neue Ausgabe der Werke Friedrich's II.

(Fortsetzung aus Nr. 1.)

Gleich nach dem Regierungsantritte König Friedrich Wilhelm's IV. ward die Akademie der Wissenschaften zu Berlin mit der Herausgabe der Werke Friedrich's II. beauftragt, welche ihrerseits hierzu eine Commission unter Böckh's Vorsitze ernannte und die eigentliche Ausführung den Händen des Prof. Preuß anvertraute, da sie dieselbe in keine bessern hätte legen können. Alle Mittel zur besten Herstellung, jede Benutzung der königlichen Archive, jede andere Art der Unterstützung durch die Ministerien und auswärtigen Gesandtschaften waren mit fürstlicher Liberalität (wir meinen damit nicht blos Geldunterstützungen) ihm zu Gebote gestellt, und so erhielten wir denn im J. 1846, gerade hundert Jahre später, nachdem Friedrich der Große neben der 1746 vollendeten „Histoire de mon temps" seine „Mémoires de Brandebourg" zu schreiben begonnen hatte, die vollständige, gereinigte und würdige Ausgabe aller echten Werke Friedrich's II., und es geht so der Wunsch des Herausgebers, nach den vielen und großen Mühen seines Geschäfts, in Erfüllung, wie er selbst ihn auf S. 44 seiner Schrift „Friedrich der Große als Schriftsteller" ausgesprochen hat:

> Eher möge uns nicht die langersehnte stolze Freude werden, in Erz und Marmor ihn, den Einzigen, Edeln darzustellen, bis seine Geisteswerke ehrenhaft der Nachwelt übergeben sind.

Von der neuen Ausgabe liegen nun drei Bände vor mit dem Haupttitel:

Oeuvres de **Frédéric le Grand**. Erster bis dritter Band. Berlin, Decker. 1846. Gr. 8. 3 Thlr. 5 Ngr.

und unter dem Nebentitel:

Oeuvres historiques de **Frédéric II**, roi de Prusse. Erster bis dritter Band.

in würdiger Ausstattung, mit sinnig gewählten Arabesken auf den Umschlägen und guten, scharfen Lettern. Gleichzeitig mit dieser Ausgabe ist eine Prachtausgabe in Quart erschienen, von welcher nur 200 Exemplare abgezogen sind, die in ihrem reichen Schmucke von 60 historischen Portraits, mehr als 150 Vignetten, mehren Abbildungen von Bauwerken die auf Befehl oder nach den Zeichnungen Friedrich's aufgeführt worden sind, und einer Anzahl Facsimiles als wahre typographische Meisterstücke gelten können. Diese Ausgaben werden aber nur an Fürsten und hochgestellte Staatsmänner des Auslandes vom Könige verschenkt, der auch den Universitätsbibliotheken seines Landes und anderer deutschen Staaten sowie mehren Stadtbibliotheken, wie denen in Hamburg, Frankfurt, Trier und Aachen, prachtvoll eingebundene Exemplare verehrt hat.

Die „Préface" des Herausgebers, deren französische Uebersetzung von dem sprachgelehrten Paul Ackermann in Berlin herrührt, enthält auf den ersten neun Seiten die Geschichte der frühern berliner Ausgabe von 1788 mit vielen Einzelheiten, deren wir jedoch hier nicht gedenken können und uns blos darauf beschränken, daß Preuß jene Herausgeber, deren Einem (Wöllner) allerdings Schlimmes zuzutrauen war, gegen das Gerücht in Schutz nimmt, als ob sie die königlichen Handschriften verfälscht und ganze Stellen ihrer eigenen Arbeit an die Stelle der echten Stücke gesetzt hätten. Der Herausgeber sagt:

> Aujourd'hui que tous les moyens de preuve sont entre nos mains, nous pouvons déclarer, à l'honneur des éditeurs, que ces soupçons n'étaient pas fondés.

Wir erfahren aus der „Préface", daß wir in der neuen Ausgabe, welche auf wenigstens 30 Bände (vielleicht noch mehr) berechnet ist, die Werke Friedrich's II. nach ihrer Ganzheit und Echtheit erhalten, und daß sie in fünf Hauptabtheilungen, die mit den nöthigen Anmerkungen, Erläuterungen und Einleitungen begleitet sind, zerfallen, nämlich 1) in die historischen Werke; 2) in die philosophischen Abhandlungen; 3) in die Gedichte, zu denen als Anhang die vermischten literarischen Aufsätze (Mélanges littéraires) gehören; 4) in den Briefwechsel und 5) in die kriegswissenschaftlichen Schriften. Weiter entnehmen wir aus der „Préface" die vollständige Nachweisung der aus dem Geheimen Staatsarchive von mehren Fürsten und einzelnen Privatpersonen zusammengebrachten Handschriften des Königs. Als solche fürstliche Beförderer werden die Prinzen August und Wilhelm von Preußen genannt, der Kaiser von Rußland, der König von Schweden, die Herzoge von Nassau und Braunschweig, der Fürst von Schaumburg-Lippe; unter den Privatpersonen die Gräfin v. Itzenplitz und Baronin Friedländer in Berlin aufgeführt. Vergeblich aber waren alle Bemühungen, um den Briefwechsel des Königs mit einigen Jugendfreunden, dem Baron von Keyserlingk, dem Grafen Manteuffel und dem Lord

Baltimore, zu erhalten, sowie mit der Landgräfin Karoline von Hessen-Darmstadt, der Königin Juliane von Dänemark und den Frauen von Wreech, von Brandt, von Cocceji (der frühern Signora Barberini) und einigen Andern. Ein gleiches Mißgeschick betraf die Nachforschungen nach den Briefen und Billets die Voltaire mit dem Könige gewechselt hatte. Dagegen vernehmen wir mit besonderer Befriedigung, daß Aussicht vorhanden sei, den Briefwechsel des Königs mit seiner Lieblingsschwester, der Markgräfin von Baireuth, der elf Bände füllt, zum Abdrucke zu erhalten und dadurch für die thatsächlichere Geschichte eine weit reichere Belehrung zu empfangen als sie aus den Denkwürdigkeiten der genannten Fürstin bis jetzt gewonnen worden ist. Hinsichtlich der Aeußerlichkeiten in der neuen Ausgabe hat der Akademie besonders die Wahl der zu befolgenden Orthographie viele Noth gemacht, und die Ansichten bewährter Sprachkenner haben lange Zeit geschwankt, bis man sich endlich für die Orthographie in der letzten Ausgabe des „Dictionnaire de l'Académie française" von 1835 entschieden hat, ohne jedoch alle Uebelstände beseitigen zu können, welche vielleicht französische Beurtheiler mehr hervorheben werden als die deutschen. In den Orts- und Eigennamen aber konnte Hr. Preuß selbständiger verfahren und ist überall an die besten Quellen gegangen: die Namen der preußischen Generale z. B. sind aus den bewährtesten Handschriften hergestellt, die nicht wenigen falschen Städte- und Dörfernamen berichtigt, der Name des Königs vom Herausgeber selbst Frédéric geschrieben, außer in seinen eigenen Briefen und Handschriften, wo er bis zum 1. Juni 1737 stets Frederic ohne Accent sich geschrieben hat, dann aber immer Federic. Die Schreibart und endlich der Ausdruck sind ohne Verbesserungen geblieben, mit Ausnahme offenbarer grammatischer oder Schreibfehler, was aber immer in den Anmerkungen angezeigt ist. Diese kurz und bündig verfaßten Anmerkungen stehen unter dem Texte und sind durch Notenbuchstaben von den Anmerkungen des königlichen Verfassers, welche eine fortlaufende Zahl haben, unterschieden.

Soviel in der Kürze über die auf S. 9—17 der „Préface" behandelten allgemeinen Gegenstände. Was nun den Verf. derselben betrifft, so haben deutscher Fleiß und deutsche Redlichkeit hier eine der schönsten Stätten ihres sprüchwörtlich gewordenen Ruhms aufzuweisen; denn nur den Vortheil der Sache, nicht den eigenen Ruhm hat Hr. Preuß während seiner langen, schwierigen Arbeit vor Augen gehabt. In diesem Sinne lesen wir am Schlusse der „Préface":

Si ce n'était point une témérité de dire, en terminant, quelques mots sur notre position individuelle, nous ajouterions qu'en choisissant hors de son sein l'homme auquel une oeuvre de cette importance allait être confiée, l'Académie des sciences, qui doit son existence à Frédéric le Grand, a fait preuve d'impartialité et de justice. Nourri des ouvrages de ce prince, et initié par seize ans d'étude aux travaux qu'exige l'édition qui s'exécute, professeur luimême d'histoire de Prusse et historiographe de la maison royale de Brandebourg, l'Editeur ose croire que nul plus que lui n'était en droit de consacrer son dévouement à cette grande tâche. Le lecteur comprendra donc que la présente édition soit pour nous une oeuvre toute de patriotisme et d'amour pur de la science.

Hieran schließt sich der Ausdruck des eifrigsten Dankes an Alle die ihn durch Hülfeleistungen bereitwillig unterstützt haben.

Indem wir gegenwärtig nur die historischen Werke des Königs vor uns haben, übergehen wir die Nachweisungen welche der vorliegende Rechenschaftsbericht über die andern Abtheilungen und ihre reiche, neue Ausstattung mitgetheilt hat. Die historischen Werke werden sieben Bände füllen. Der erste enthält die „Mémoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandebourg", nebst einer literarhistorischen Einleitung des Herausgebers, der Widmung des Königs Friedrich II. an den Prinzen von Preußen, dem „Discours préliminaire" und den vier Anhängen: 1) „Du militaire depuis son institution jusqu'à la fin du règne de Frédéric-Guillaume"; 2) „De la superstition et de la religion"; 3) „Des moeurs, des coutumes, de l'industrie, des progrès de l'esprit humain dans les arts et dans les sciences"; 4) „Du gouvernement ancien et moderne de Brandebourg". Der zweite Band enthält die sieben ersten Capitel der „Histoire de mon temps", denen wieder eine Einleitung des Herausgebers vorgesetzt ist, worauf denn die beiden „Avant-propos", der eine zu der Bearbeitung von 1746, der andere zu der von 1775, folgen, und als Anhang die „Relation de la bataille de Chotusitz" nach einer Handschrift im Geheimen Cabinetsarchive. Die Fortsetzung der „Histoire de mon temps" füllt den dritten Band, in dem wir als Zugabe die „Correspondance du Roi avec Sir Thomas Villiers relative à l'histoire de la paix de Dresde" vorfinden.

Mit dieser Inhaltsanzeige könnte unser Bericht nun vielleicht abschließen. Aber wir erachten es für nothwendig noch einige Worte über die historischen Werke des großen Königs hinzuzusetzen, weil sich noch immer eine vornehme Geringschätzung derselben hier und da bemerklich macht, und manche Gelehrte sie nur als Versuche gelten lassen wollen, die man einer andern als der königlichen Hand kaum anrechnen würde. Aber Friedrich II. war nicht blos, wie viele Stellen in seinen Werken unwiderleglich darthun, ein Freund der Geschichte, sondern er hat seine Bücher auch mit einer so vorurtheilsfreien Gesinnung, mit einer solchen Treue und Wahrheit in der Auffassung, und endlich in einer so klaren und geschmackvollen Darstellung geschrieben, daß ihnen in jeder Weise ein Ehrenplatz unter den Historikern gebührt, wenn er auch nicht zu den zünftigen Geschichtschreibern und eigentlichen Lehrern der Geschichte gezählt wird. Für seine Wahrheitsliebe (d'être vrai, c'est le premier devoir d'un historien", im „Discours préliminaire", I, 53) und seine Freimüthigkeit mögen nur einige Stellen sprechen. Bei Gelegenheit der Schlacht von Molwitz sagt der König (II, 76):

Le lecteur aura remarqué sans doute, dans le récit de cette ouverture de campagne, que c'était à qui feroit le plus de fautes, du roi ou du maréchal Neipperg.

Oder (II, 70):

Tout l'avantage de cette campagne (1744) fut pour les Autrichiens. Mr. de Traun y joue le rôle de Sertorius et le roi celui de Pompée. La conduite de Mr. de Traun est un modèle de perfection que tout militaire qui aime son métier doit étudier, pour l'imiter s'il en a les talents. Le roi est convenu lui-même qu'il regardait cette campagne comme son école dans l'art de la guerre, et Mr. de Traun comme son précepteur.

Und dann die schöne Stelle im „Avant-propos" zu der „Histoire de mon temps" (II, xxiv):

Cet ouvrage-ci étant destiné pour la postérité, me délivre de la gêne de respecter les vivants, et d'observer de certains ménagements incompatibles avec la franchise de la vérité: il me sera permis de dire sans retenue et plus haut ce que l'on pense tout bas. Je peindrai les princes tels qu'ils sont, sans prévention pour ceux qui ont été mes alliés, et sans haine pour ceux qui ont été mes ennemis; je ne parlerai de moi-même que lorsque la nécessité m'y obligera, et l'on me permettra, à l'exemple de César, de faire mention de ce qui me regarde en personne tierce, pour éviter l'odieux de l'égoïsme. Le vrai mérite d'un bon prince est d'avoir un attachement sincère au bien public, d'aimer la patrie et la gloire: je dis la gloire, car l'heureux instinct qui anime les hommes du désir d'une bonne réputation, est le vrai principe des actions héroïques: c'est le nerf de l'âme, qui la réveille de sa léthargie pour la porter aux entreprises utiles, nécessaires et louables.

Mit welcher Vorliebe der König bei den Heldenthaten seines Heeres verweilt, lehrt die Geschichte jeder einzelnen Schlacht, ja selbst jedes kleinen Scharmützels in diesen Büchern. Er schreibt einmal von den kleinen Gefechten während des zweiten Schlesischen Kriegs (III, 134):

Quoique ces petites actions ne soient que des bagatelles, elles font trop d'honneur à la nation et à ceux qui y ont eu part, pour laisser ensevelir dans l'oubli un germe d'émulation pour la postérité.

Ueber die dichterische Verherrlichung des preußischen Heldensinns in der „Ode aux Prussiens" und in der „Épître à Stille" werden wir bei einer spätern Gelegenheit sprechen, und wollen hier nur noch an die ehrenvolle Erwähnung des tapfern Oberstlieutenants v. Wedel nebst seinen Grenadieren in dem Gefechte bei Selmitz an der Elbe, oder an die Vertheidigung der Magazine in Pardubitz durch den wachsamen Oberst Zimmernow erinnern (III, 65, 70). Den Vorzug der Klarheit wollen wir nicht von einem Manne von Handwerk, etwa von einem Napoleon oder Clausewitz, beloben lassen, sondern von einem stillen, unkriegerischen Stubengelehrten, Christian Garve. Dieser schreibt in seinen Briefen an Weiße (I, 345):

Was den königlichen Autor, sowie seinen Meister Voltaire zuerst unterscheidet, ist die Deutlichkeit. Nichts Gesuchtes oder Gekünsteltes im Stil, und doch Alles gut gesagt. Doch die Deutlichkeit liegt nicht blos im Stile, sondern vornehmlich in der Exposition der Sachen. Ich bin kein Militair, aber ich habe doch nicht Wörter ohne Sinn lesen wollen. Ich habe nun die Karten (es folgen die Namen) zu Hülfe genommen und ich muß sagen, daß ich mit denselben dem Könige in allen seinen Kriegsoperationen habe folgen können.

Was endlich die Darstellung des Königs betrifft, so ist diese zwar immer lebhaft und kernig, doch in Ton und Ausdruck ungleich. Er schreibt überall als König, nach Trieb und Laune, nicht als ein Schriftsteller, der sich ängstlich einer Regel fügt und über der kleinmeisterlichen Rechenschaft von jedem Steinchen leicht das ganze Gebäude aus den Augen verliert. Trotzdem muß er nach Stil und Vortrag den besten Geschichtschreibern beigezählt werden, wie Dies auch Johannes v. Müller, Wilken in seiner vortrefflichen Rede „König Friedrich II. als Geschichtschreiber" (Berlin 1835) und Varnhagen v. Ense in einem darauf bezüglichen Aufsatze („Vermischte Schriften und Denkwürdigkeiten", V, 417—423) unter uns gethan haben, denen Barante in seiner „Histoire de la littérature française au 18me siècle" aus voller Ueberzeugung beistimmt. Mit Recht hat daher Ideler Stücke aus des Königs historischen Werken in seine französische Chrestomathie aufgenommen, und es wäre wol an der Zeit, daß solche Kraft- und Kernstücke in unsern Schulen fleißiger gelesen würden und die Romane eines Florian und die Napoleons-Bücher eines Alexandre Dumas endlich einmal verdrängten.

(Der Beschluß folgt.)

Ein geistliches Lied Goethe's nebst einem Gedichte von Lenz.

Als der Pfarrer Johann Ludwig Ewald (1747—1822), den Goethe von Offenbach her kannte, den Plan zu einer neu zu gründenden Zeitschrift: „Urania für Kopf und Herz", gefaßt hatte, lud er zur Mitwirkung an derselben die bedeutendsten Schriftsteller der Nation ein, von denen aber Wenige seiner Fahne folgen mochten. Der erste, in sechs Heften 1793 erschienene Band der Zeitschrift enthält außer Briefen des verstorbenen Wizemann Beiträge von Bouterwek, Bürde, Dalberg, Ewald, Halem, Jung-Stilling, Kosegarten, Lavater und Andern, und gleich im ersten Hefte „Zwei Gedichte von dem seligen Lenz mit einem kleinen Commentar" und „Sehnsucht, ein Gedicht von dem Herrn Geheimrath v. Goethe". Goethe konnte sich mit der Richtung dieser Zeitschrift nicht befreunden, weshalb er dieselbe in den „Xenien" mit den bekannten Versen verhöhnen ließ:

Urania.

Deinen heiligen Namen kann Nichts entehren, auch wenn ihn
Auf sein Sudelgefäß Ewald, der Frömmelnde, schreibt.

Das Gedicht, welches er zur „Urania" beigesteuert hatte, nahm er, vielleicht weil er sich dessen nicht mehr erinnerte, in die Sammlung seiner Werke nicht auf, woher es jetzt gänzlicher Vergessenheit verfallen ist, welcher wir es gern entreißen möchten. Aller Wahrscheinlichkeit nach fällt es zwischen den leipziger und strasburger Aufenthalt, in jene Zeit, wo Fräulein v. Klettenberg so bedeutend auf unsern Dichter wirkte, der sich damals der christlichen Terminologie bediente, deren Anwendung aber, wie jene schöne Seele meinte, ihm nicht recht gelingen wollte. Viel weniger wahrscheinlich würde die Annahme sein, der Dichter habe dies Lied ursprünglich zu den „Bekenntnissen einer schönen Seele" bestimmt, dem sechsten Buche des „Wilhelm Meister", den er im J. 1790 ernstlich vornahm, später aber verworfen und deshalb den Pfarrer Ewald damit beschenkt, oder er habe gar das Gedicht nur zur Verhöhnung Ewald's eigens gemacht. Das Lied, welches sich ganz im Tone der „Neuen Lieder" *) von Fräulein v. Klettenberg ergießt, lautet also:

*) Die Bezeichnung „Neue Lieder" sollte keineswegs, wie Varnhagen von Ense und Andere meinen, den Gegensatz zu einer frühern

Sehnsucht.

Melodie: O Vater der Barmherzigkeit.

Dies wird die letzte Thrän' nicht sein,
Die glühend Herz aufquillet,
Das mit unsäglich neuer Pein
Sich schmerzvermehrend stillet.

O! Laß doch immer hier und dort
Mich ewig Liebe fühlen,
Und möcht' der Schmerz mich also fort
Durch Nerv und Adern wühlen!

Könnt' ich doch ausgefüllt einmal
Von dir, o Ew'ger, werden —
Ach! Diese lange, tiefe Qual
Wie dauert sie auf Erden!

Von den beiden in der Urania mitgetheilten Gedichten des unglücklichen Lenz ist nur das eine: „Ausfluß des Herzens", nicht ohne Druckfehler wie es scheint, in Tieck's Sammlung aus anderer Quelle mitgetheilt; das andere, welches dort fehlt, lautet also:

An den Geist.

O Geist, Geist, der du in mir lebst,
Woher kamst du, daß du so eilst?
O, verzeug noch, himmlischer Geist!
Deine Hülle vermag's nicht —
All' ihre Bande zittern.
Komm' nicht weiter empor!

Sei nur getrost! Bald bist du frei,
Bald wird dir's gelungen sein, Grausamer,
Bald hast du dein steinern, nordisch,
Treues Haus über dem Kopf dir zertrümmert.
Ach! Da stehst du, wie Simson, und wirfst,
Wirfst — strebst — wirfst's übern Haufen! —
Weh' uns Allen! Schone noch, schone!
Dieser treuen Hütte Trümmer
Möchten dich sonst unter sich begraben.
Sieh', noch hält sie mit schmeichelnden Banden
Dich zurück, verspricht dir reine,
Tausend reine Himmelsfreuden.
Zur Belohnung für deine Müh'.
Schone noch, Grausamer, Undankbarer,
Kehre zurück! Hefte ihre Gelenke
Wieder mit zarter Selbstlieb' zusammen,
Denn Gott selber baute sie dir,
Klein und gebrechlich, wie sie da ist.*)

Wenn sie ausgedauert, dann breche sie!
Erst wenn der Baum gesaftet, geblüht,
Früchte mehrjährig getragen, verdorret,
Gehe sein Keim ins ewige Leben!
Aber jetzt, heilige, himmlische Flamme,
Jetzt — Erbarmen! — verzehr' ihn noch nicht!

Als Commentar sind folgende Bemerkungen beigefügt: „Das unglückliche Schicksal des gleich trefflichen Kopfes und trefflichen Menschen ist bekannt. Sein rastloser Geist, seine übermäßige Reizbarkeit, sein Durst nach Liebe, der nie befriedigt ward und schwerlich auf dieser Erde befriedigt werden konnte, verbunden mit der Tiefe seines Gefühls, da Alles bei ihm bis in das Innerste nachklang, hatten nur zu bald die Organe zerrüttet wodurch die Seele wirkt. Seine Freunde thaten Alles, um ihn wiederherzustellen und den Geist in Ruhe zu bringen, dem sein Haus zu enge war, der es zerstörte ehe er ein anderes hatte, aber vergebens! Die mißhandelten Werkzeuge des Denkens stumpften sich ab, und Lenz vegetirte bis an sein Ende fort."

„In den folgenden zwei Gedichten ist schon diese überspannte Reizbarkeit sichtbar, die ihn zerstört hat. Das erste athmet jenen Durst nach Liebe, der so allmächtig in dem Menschen brennen kann, und der natürlich umherforscht nach einem Wesen, das ihn stillen könnte. Der Unglückliche glaubte Etwas gefunden zu haben, und er ist außer sich vor Wonne und Dank. Die Geliebte ist ihm ein Gottesbild, in ihr will er Gott lieben und durch diese Liebe Alles werden wozu solche Liebe inspiriren kann. Seine Liebe ist fromm wie jede reine Liebe ist; sein Erguß kennt so wenig Sylbenmaß wie sein Herz Fesseln kennt, und doch ist diese Regellosigkeit der einzige Rhythmus der sich zu einem solchen Erguß gebührt. Das andere ahnt schon was der Geist anrichten, was aus ihm werden würde. Es hat für mich ein ganz eigenes Interesse und eine fürchterliche Wahrheit, die nur Der nachfühlen kann, dem auch ein hoher Grad von Reizbarkeit ward. Doch wozu noch lange commentiren? Für viele Leser dieser Monatsschrift sind diese Gedichte durchaus nicht, mögen sie commentirt werden wie sie wollen. Und für Andere, die sie in ihrem Innersten verstehen, bedarf es keines Commentars."

Durch wessen Vermittelung mag Ewald zu diesen Gedichten des 1792 zu Moskau verstorbenen Lenz gekommen sein? Etwa durch den Geistlichen Kaufmann zu Moskau, an den Lenz das Gedicht „Was ist Satire?" richtete? Oder durch Johann Georg Schlosser, der für den wahnsinnig gewordenen Dichter so väterlich sorgte, und der auch später als Mitarbeiter der „Urania" erscheint? Oder sollte etwa Goethe diese Gedichte aus seinen Papieren mitgetheilt haben? H. Düntzer.

erschienenen Sammlung der Klettenberg bilden, sondern sie ist im biblischen Sinne (Offenb. Joh., 5, 9) zu verstehen. Der Abdruck dieser Lieder („Neue Lieder von Fräulein Klettenberg", 1756) ward durch Schlosser veranstaltet, in dessen Hände die Handschrift um das Jahr 1808 gekommen war; er enthält nur fünf Lieder und die drei in Lavater's Lebensbeschreibung mitgetheilten.

*) Goethe beschreibt ihn (XXII, 57) also: „Klein von Gestalt, ein allerliebstes Köpfchen, dessen zierlicher Form niedliche, etwas abgestumpfte Züge vollkommen entsprachen; blaue Augen, blonde Haare, kurz, ein Persönchen, wie mir unter nordischen Jünglingen von Zeit zu Zeit eins begegnet ist."

Miscellen.

König Friedrich VII. von Dänemark stiftete im J. 1831 eine Medaille zur Belohnung für die Entdecker teleskopischer Kometen, und sein Nachfolger bestätigte diese Stiftung. Sie steht, einem ganz speciellen Zweige der Astronomie und zwar ohne irgend eine nationale Beschränkung dienend, vielleicht einzig in der Geschichte da. Zur Inschrift hat diese Medaille den Virgil'schen Vers:

Non frustra signorum obitus speculamur et ortus.

Auf eigenthümliche Weise contrastirt diese Inschrift mit einer vor 200 Jahren gleichfalls in den dänischen Staaten geprägten Kometenmedaille, auf der man eine zur Erde niedergeworfene und die Hände emporhebende Menschenmenge und über ihr einen großen Kometen erblickt mit der Umschrift:

Gott gieb daß uns der Komet-Stern
Besserung unsers Lebens lern'! 1618.

Die Infamie mit welcher man Huß in Kostnitz behandelt hat wird durch eine in den Reiseerinnerungen E. v. Bülow's im „Morgenblatt" mitgetheilte Notiz vor die Augen gestellt. Da nämlich das Gebäude in welchem sich sein Kerker befunden in Privathände übergegangen und zu einer Fabrik umgewandelt worden war, hatte man „von Amtswegen" den Kerker im Nebensaale des Concils auf dem alten Kaufhause nachgebildet und sogar die alte Thür darin eingefügt. Der Kerker war nicht größer als ein Hundestall, ohne Licht und Luft. 38.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 3. —— 3. Januar 1847.

Die neue Ausgabe der Werke Friedrich's II.

(Beschluß aus Nr. 2.)

Fassen wir das Gesagte, wozu in Preuß' genannter Schrift noch eine reiche Anzahl von Belegen gesammelt ist, zusammen, so finden wir in Friedrich's des Großen Geschichtswerken die guten Eigenschaften der besten Geschichtschreiber des classischen Alterthums, die mit eigenen Augen gesehen und in ihrer Welt mitgewirkt haben. Auch hier hat der Autor in der Mitte der Begebenheiten gestanden, er hat als Feldherr und Staatslenker die Ereignisse scharf einzusehen und richtig zu beurtheilen verstanden, und vermöge seiner tüchtigen Gesinnung und geistigen Befähigung die größten Vorzüge vereinigt die nur immer einem Geschichtschreiber zu Theil werden konnten.

Um so größere Freude nun der Herausgeber an einem solchen Autor haben mußte, desto größer war auch für ihn die Auffoderung Alles zu berichtigen oder zu verbessern was ungenau oder wirklich falsch war. Nun ist freilich, wie Wilken und Preuß bereits nachgewiesen haben, das Verfahren Friedrich's in Betreff der Quellen die er bei seinen Geschichtsbüchern benutzt hat, und sein kritisches Eindringen in den Zusammenhang der von ihm geschilderten Ereignisse und Zustände alles Lobes werth, und seine Angaben sind strenger und gewissenhafter als man gewöhnlich zu glauben pflegt, wobei wir unter Anderm nur an die Bemerkungen des Herausgebers I, 69 und 96 erinnern wollen. Wo aber in Einzelheiten hin und wieder eine Unrichtigkeit nachgewiesen, ein falscher Name berichtigt, eine Jahrszahl verändert oder irgend ein Mangel gerügt werden mußte, da ist Dies von Hrn. Preuß ohne großes Aufheben in den Anmerkungen so kurz und bündig geschehen, daß die neue Ausgabe auch in dieser Hinsicht eine sehr berichtigte und von Fehlern gereinigte heißen muß. Eine Reihe solcher Versehen hatte Hr. Preuß schon a. a. O. (S. 59—63) verbessert; hier machen wir noch auf folgende Stellen aufmerksam. Der Kurfürst Joachim II. hat nicht gegen den Herzog von Alba seinen Degen gezogen (I, 19); der Graf Schwarzenberg verdiente ein gelinderes Urtheil als das (I, 79) über ihn vom Könige ausgesprochene; der Landrath von Briest hat, wie (I, 74) erzählt ist, die schwedischen Generale vor der Schlacht bei Fehrbellin nicht trunken machen können, weil er sich an dem angegebenen Tage im Hauptquartier des Kurfürsten befand; die Königin Sophie Charlotte ist nie in Italien gewesen (I, 112); die Einnahme von Stralsund 1715 verdankte Friedrich Wilhelm I. dem Muthe des Oberstlieutenants v. Köppen und nicht dem Lieutenant v. Gaudi, wie Friedrich II. beharrlich angibt (I, 134), und ähnliche mehr. Diese Berichtigungen gehören meistens in den ersten Band, weit weniger waren sie in dem zweiten und dritten Bande nöthig, wo die lebendige Unmittelbarkeit der Begebenheiten dem Könige ein Gefühl der größten Sicherheit gegeben hatte. Mit welcher Genauigkeit Hr. Preuß auch hier verfahren ist, zeigt unter Anderm seine Anmerkung (II, 112) über den mont Topaze, dessen der König auf dem Schlachtfelde von Hohenfriedberg erwähnt hat, ohne daß sich nur irgend eine Spur dieses Namens nachweisen läßt, wie auch aus Lützow's Beschreibung dieser Schlacht (S. 27 fg.) auf das deutlichste hervorgeht.

Neben diesen thatsächlichen Erörterungen ist auch manche chronologische oder genealogische Angabe durch die Gewissenhaftigkeit des Herausgebers berichtigt worden. Zu den ersten gehören mehre Stellen gleich auf den ersten Seiten des ersten Bandes, dann in der Geschichte des großen Kurfürsten z. B. II, 63 u. 97, und die irrthümliche Annahme der Gründung der Universität Halle und der Fruchtbringenden Gesellschaft zu Weimar (I, 224). In der Verbesserung oder Aufklärung fürstlicher Verwandtschaftsverhältnisse hat Hr. Preuß eine ganz besondere Sorgfalt an den Tag gelegt, da hier entweder die benutzten Quellen oder das Gedächtniß den königlichen Verfasser irregeleitet hatten. So in der Regierungsgeschichte der Kurfürsten Albrecht Achilles und Johann Sigismund (I, 13, 25, 27), bei der Verwechselung der dänischen Könige Friedrich IV. und Christian VI. (II, 17), zweier Kurfürsten von Mainz (III, 27), und andern Veranlassungen. Hier wollen wir gleich anschließen, daß auch alle militairischen Verhältnisse in dem Herausgeber einen sorgfältigen Beobachter gefunden haben, wo es galt Namen und Dienststellungen zu berichtigen, die spätern Bezeichnungen oder Nummern der damaligen Regimenter hinzuzufügen oder einzelne Auslassungen zu rügen, wie nach der Schlacht bei Kesselsdorf, wo mehre ausgezeichnete

Offiziere vom Könige nicht aufgeführt waren (III, 168). Eine besondere Sorgfalt nehmen endlich die falsch gedruckten Namen einzelner Städte und Ortschaften in Anspruch, welche wieder weit weniger dem Könige als den spätern Herausgebern zur Last fallen, indem sie dieselbe Unverdrossenheit in Berichtigung derselben aufwenden konnten welche Hr. Preuß jetzt an den Tag gelegt hat, ohne jedoch diese Fehler im Texte selbst zu tilgen, was allerdings bei offenbaren Unrichtigkeiten ohne Verletzung der Pietät hätte geschehen können. Demnach ist blos unter dem Texte Ruden statt Rügen (I, 36), Labian statt Lieban und Bromberg statt Braunsberg (I, 60, 61) angemerkt worden; ferner Bourg statt Bock (I, 44), le Sieur Marschall de Biberstein statt le maréchal de Biberstein (I, 115), Vienne statt Varsovie (III, 32), Hohenfriedeberg statt Friedeberg (III, 108) u. dgl. m.

Würde also selbst ein recht conservativer Philologe das Verfahren des Hrn. Preuß in der letztern Beziehung für zu rücksichtsvoll erklärt haben, so würde derselbe doch mit ihm über sein sonstiges kritisches Geschäft ganz einverstanden sein; denn die Lesarten der echten Handschrift sind mit einer solchen Treue und Gewissenhaftigkeit hergestellt, daß man nun erst recht einsehen wird, wie unverantwortlich und willkürlich die beauftragten Herausgeber den Abdruck der vom Könige eigenhändig und mit ausnehmender Sorgfalt geschriebenen Hefte betrieben haben. Wir können hier auf viele Einzelheiten, die einem aufmerksamen Leser leicht einleuchten werden, nicht eingehen, wollen aber doch in möglichster Kürze einige Belege aus dem dritten Bande geben. Auf S. 25 ist die ganz leichtsinnige Aenderung „ces jeunes princes" getilgt und dafür nach der Handschrift „ce jeune prince" gesetzt worden, da ja die ganze Stelle sich lediglich auf den jungen Herzog von Würtemberg bezieht. Auf S. 64 wird bemerkt, daß die berliner Herausgeber ganz eigenmächtig die Worte „pour assurer la communication avec le magasin de Leitmeritz" eingeschaltet hätten, während, wie auch von Hrn. Preuß geschehen ist, blos die Worte „pour transporter" eingeschoben werden mußten, die einen vollkommen guten Sinn geben und offenbar nur durch Versehen ausgelassen waren. Dasselbe Mittel ist auf S. 90 angewendet worden und von den frühern Herausgebern zu Anfange des fünften Capitels der „Histoire de mon temps", unter Zustimmung des Hrn. Preuß. Dagegen aber hat er (III, 72) nicht „le comté de Glatz" drucken lassen, wie die berliner Herausgeber vor ihm gethan hatten, sondern „la principauté de Glatz", und Dies aus diplomatischen Gründen gerechtfertigt, sowie auch an mehren Stellen (z. B. I, 31, 33) gezeigt, aus welchen Ursachen der König einzelne Randbemerkungen Voltaire's aufzunehmen verschmäht hat. Kurz wohin wir blicken finden wir die Beweise einer eigenen, sichern und genauen Kenntniß und jener unverdrossenen Forschung, die aus mühsamen, umfangreichen Arbeiten ein glänzendes Ergebniß gewonnen hat.

Da uns bekannt ist, daß die Vorarbeiten zu den folgenden Bänden so gut wie vollendet sind, so hoffen wir auch die Herausgabe derselben in rascher Folge zu erleben; denn ein günstigeres Zusammentreffen von Umständen dürfte nicht leicht denkbar sein. Ein geistvoller König betrachtet dies schöne Werk als eine Ehrensache seines Stammes; ein gelehrter und wackerer Redner an den Erinnerungstagen Friedrich's des Großen, August Böckh, leitet die einschlägigen Arbeiten der Akademie der Wissenschaften, und der verdienstvolle Geschichtschreiber Friedrich's II. hat sich die Herausgabe seiner Werke als die Aufgabe seines Lebens gestellt. Wir dürfen noch hinzusetzen, daß der Mann, welcher seit einem halben Jahrhundert die Aufmerksamkeit Europas auf sich gezogen und die Wahrheit unter allen Zonen aufgesucht hat, daß Alexander von Humboldt auch dieser wissenschaftlichen Unternehmung seine urtheilvolle Thätigkeit gewidmet hat. 20.

Dr. Köchly's Gymnasialreform.

Hr. Dr. Köchly in Dresden ist von neuem mit einer Schrift *) für die von ihm früher **) vorgeschlagene Reform der deutschen Gymnasien auf den Kampfplatz getreten, in der er seine zuerst mehr rhapsodisch hingeworfenen Vorschläge und Behauptungen tiefer begründet, erweitert, und sie, um nicht als Revolutionnair im Schulwesen verketzert und denuncirt zu werden, auf eine historische Basis zurückzuführen versucht. Wer auch noch ihm gegenüber das Lateinischsprechen und Lateinischschreiben auf Gymnasien in Schutz nehmen wollte, würde dennoch einräumen müssen, daß Hr. Köchly mit Geist und Wärme und vielseitiger Gelehrsamkeit seine Reformvorschläge verficht, daß er anregt und zu denken gibt, und daß man sich in der Hoffnung seine Schrift „zu Tode zu schweigen" sicher täuschen wird. Denn trügen nicht alle Zeichen der Zeit, so werden in höchstens 20 Jahren die meisten Gymnasiallehrer, selbst in dem philologischen Sachsen, unter seine Fahne sich gestellt haben, was sich schon bei der Philologen-Versammlung in Jena bestimmter herausgestellt hätte, wäre nicht der pädagogischen Section daselbst, in der Hr. Köchly den genannten Gegenstand zur Sprache brachte, die Zeit allzu kärglich zugemessen worden, weshalb es, beiläufig gesagt, den Realschullehrern gar nicht verdacht werden darf, daß sie sich gesondert von den Philologen versammeln, um ausführlicher in lebendiger Rede und Gegenrede die Interessen der Realschule zu verhandeln.

Legen wir nun den Lesern d. Bl. den Inhalt der Köchly'schen Schrift ausführlicher vor. Sie ist, theils negativ, theils positiv, in fünf Abschnitte vertheilt, welchen der Verf. folgende Ueberschriften gegeben: I. „Freunde und Feinde." II. „Warum bedürfen die Naturwissenschaften (die Medicin eingeschlossen) heutzutage besonderer Vorbereitungsschulen?" III. „Einige Bemerkungen über einzelne Lehrgegenstände." IV. „Das Lateinischschreiben und Lateinischsprechen muß schon jetzt auf den Gymnasien abgeschafft werden." V. „Der Gymnasialverein."

Unter den Freunden seiner Reform zählt Hr. Köchly theils Theologen und Mediciner, theils praktische Schulmänner. Den Ausstellungen Dieser — denn sie stimmen ihm nicht unbedingt in allen Punkten bei — entgegnet er S. 6, daß sein Plan keineswegs ein durchaus maßgebender, nur ein beispielsweise ausge-

*) Zur Gymnasialreform. Theoretisches und Praktisches von Hermann Köchly. Dresden, Arnold. 1846. Gr. 8. 15 Ngr.

**) Ueber das Princip des Gymnasialunterrichts der Gegenwart und dessen Anwendung auf die Behandlung der griechischen und römischen Schriftsteller. Eine Skizze von Hermann Köchly. Dresden, Arnold. 1845. Gr. 8. 8 Ngr.

führter sei; denn nach demselben Principe ließen sich viele andere ausarbeiten, und es müsse hier in jeder Hinsicht nach den Eigenthümlichkeiten jeder Schule individualisirt werden. Von S. 8 wendet er sich zu der gründlichsten und ausführlichsten Beurtheilung seiner ersten Schrift durch den mit ihm in der Hauptsache übereinstimmenden Dr. Heffter in Brandenburg, und bekämpft die von eben Genanntem aufgestellte Definition der Philologie, deren Aufgabe in der Gegenwart dahin zu stellen sei: „daß sie mit und aus den gründlich nach Inhalt und Form zu erforschenden Literaturwerken des griechischen und römischen Alterthums dieses selbst in seinem allseitigen Leben und Wesen zu erkennen und darzustellen habe." Ferner verständigt er sich mit ihm über den Begriff der sogenannten formellen Bildung, die Hr. Köchly in der ersten Schrift kurzweg als die Uebung im selbständigen Denken bezeichnet hatte. Ebenso erklärt er sich mit ihm einverstanden über Berücksichtigung der Varianten in der Schule, deren Besprechung nur ausnahmsweise zu gestatten sei.

Wer in seinem eigenen Schulleben erfahren hat, welcher Misbrauch von den Philologen auf Gymnasien mit Varianten getrieben wird, wie gerade dieser Auswuchs unsers Schulwesens den Schülern alle Lust und Liebe zu dem classischen Alterthum verleidet, der wird Hrn. Köchly nur Dank wissen, daß er diesen Uebelstand zur Sprache gebracht. Gestehen wir es nur offen: zur Zeit halten die Gymnasiallehrer in der Mehrzahl die Gymnasien für philologische Pflanzschulen, in welchen der Schüler so früh wie möglich in alle Disciplinen einzuführen sei, durch alle die Uebungen geschult werden müsse, die den Philologen ex professo bilden und auf philologischen Seminaren gehandhabt werden müssen. Von einer übersichtlichen Kenntniß des Alterthums, von einem Eindringen in den Geist desselben, wie Hr. Köchly es fodert, ist nicht die Rede; daher denn die allgemeine Erfahrung, daß nach dem Abiturientenexamen die alten Classiker zum Antiquar wandern, und der entlassene Schüler sich nicht weiter mit ihnen befassen mag. Man halte uns nicht die Erfahrungen entgegen, die auf den sächsischen Fürstenschulen noch in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts gemacht worden sind, daß nämlich aus diesen Schulen, trotz des von Hrn. Köchly gerügten rein philologischen Unterrichts, trotz Varianten und Conjecturen und grammatischer Spitzfindigkeiten, dennoch nicht nur tüchtige Kenner des classischen Alterthums, sondern auch treue Freunde desselben hervorgegangen sind, daß viele Zöglinge der genannten Anstalten selbst nach ihrem Eintritt in den Staatsdienst Lust und Muße fanden, einen alten Classiker in die Hand zu nehmen, ein lateinisches Gedicht zu schreiben. Man halte diese Erfahrungen dem Hrn. Köchly nicht entgegen; denn er wird eine Einrichtung dieser Schulen zu seinem Vortheil ausbeuten und nachweisen können, daß in ihnen ein anderes Moment die Nachtheile paralysirte, die der philologische Fachunterricht, wie er wol dem philologischen Seminar angemessen wäre, unfehlbar hätte haben müssen.

Fragen wir nämlich einen Zögling der Schulpforte z. B., der etwa bis zum J. 1820 unter Ilgen's Rectorate diese Schule besuchte: „Wie kommt es, daß ihr Portenser auch über die Schulzeit hinaus die alten Classiker in Ehren haltet, sie in den Mußestunden zur Hand nehmt, da ihr doch selbst einräumt, daß der ehrwürdige und gelehrte Rector euch oft wochenlang mit der Erklärung einer kleinen Ode des Horaz gelangweilt habe?" so wird er antworten: „Allerdings wäre jene Methode, die uns zu Philologen ex professo bilden zu müssen glaubte, der geeignetste Weg, uns das Studium des Alterthums zu verleiden: denn die ärmlichen Bruchstücke, die wir in den Unterrichtsstunden vom Alterthum kennen lernten, vermochten uns keine Liebe zu demselben einzuflößen. Da wir aber mit schriftlichen wöchentlichen Aufgaben nicht geplagt wurden, da wir zu Privatstudien viele Zeit erübrigten und wir diese Zeit auf die cursorische Lecture der Classiker verwendeten, so lasen wir den Horaz, von dem wir in dem öffentlichen Unterrichte binnen zwei vollen Jahren höchstens 16—20 Oden hatten kennen lernen, so lasen wir den Cicero, aus dem uns der Rector in zwei vollen Jahren etwa 30 Capitel einer philosophischen Schrift erklärt hatte, ganz oder fast ganz durch. Dasselbe geschah mit Livius, Virgil, mit Xenophon, Plutarch, Homer, und es verließ damals nicht leicht ein Schüler genannte Anstalt, ohne den Homer z. B. zwei, ja drei mal durchgelesen zu haben, während er im öffentlichen Unterricht höchstens zwei Bücher dieses Dichters hatte kennen lernen."

Also nicht Kritik, nicht Varianten, nicht grammatische Spitzfindigkeiten, wird Hr. Köchly sagen, haben den damaligen Portensern Liebe zum Alterthum eingeflößt, sondern diese war Wirkung der cursorischen Privatlecture der Schüler, sie glich alle Nachtheile jenes philologischen Unterrichts aus. Wie stand es damals in Pforte mit dem Lateinischsprechen und Lateinischschreiben? Die Uebungen für das letztere waren die wöchentlichen Extemporalien und halbjährlich ein lateinisch zu bearbeitendes Thema, wozu dem Schüler vier Wochen Zeit gelassen wurde. Das Lateinischsprechen wurde gar nicht geübt; denn die kurzen Antworten in den Unterrichtsstunden, die der Rector und zwar nicht häufig von den Schülern foderte — sein Vortrag war mehr akroamatisch —, konnten Fertigkeit im Sprechen nicht hervorrufen. Nur ein Lehrer hatte sogenannte lateinische Disputirstunden eingerichtet, in denen vier bis sechs Selectaner über eine lateinisch geschriebene Arbeit lateinisch disputirten. Wer zu diesen Auserwählten nicht gehörte, hatte demnach gar keine Uebung im Lateinischsprechen. Wenn dennoch so viele ehemalige Portenser sich auch hierin auszeichnen, so haben sie diese Fertigkeit erst auf der Universität sich erworben, und sie waren dazu vorbereitet und befähigt durch die umfassende Privatlecture der lateinischen Classiker, keineswegs weder durch Lateinischsprechen in der Schule noch durch vieles Schreiben, da sogenannte lateinische Exercitien, wie sie auf andern Gymnasien wöchentlich ausgearbeitet werden, damals in Pforte weder in Selecta noch in Prima gebräuchlich waren. Bekannt ist der Ruf dieser Schule als Pflegerin der lateinischen Poesie. Wodurch erwarben sich nun die Portenser die Gewandtheit und Fertigkeit in Lösung der poetischen Aufgaben, da doch jährlich nur zwei mal zur Zeit der Prüfungen den zwei obern Classen die Lösung einer poetischen Aufgabe zugemuthet wurde? Die Befähigung dazu gewannen sie durch fleißige, massenhafte Privatlecture der lateinischen Dichter alter und neuer Zeit; denn wie den Ovid, Tibull, Virgil, Horaz las man auch den Lotichius, Buchanan, Sannazar, Owen.

Kehren wir nach dieser Abschweifung zu Hrn. Köchly zurück, so finden wir ihn von S. 17—47 im Kampfe mit seinen Gegnern. Als den achtungswerthesten derselben bezeichnet er den Hrn. Educationsrath Dr. Mager, welcher unter Anderm die Zweckmäßigkeit der von Hrn. Köchly nöthig erachteten getrennten Vorbereitung zu dem Studium der Naturwissenschaften und der Medicin auf Realschulen und zu den historischen Wissenschaften auf Gymnasien bekämpft. Wir gestehen mit Hrn. Köchly nicht einzusehen, wo nach dem Plane des Dr. Mager die Knaben und Jünglinge Zeit, Kraft und Lust hernehmen sollen, so bedeutenden, die entgegengesetztesten Geistesgaben und Fähigkeiten verlangenden Ansprüchen zu genügen. Ebenso wehrt er Hrn. Mager's Hauptvorwurf ab: es sei zwar schön, daß die Unterscheidung zwischen Naturwissenschaften und ethischen Wissenschaften geläufig zu werden anfange; auf diese Unterscheidung aber eine Unterscheidung der Schulen bauen zu wollen, klinge nicht blos abstract, sondern sei abstract und unpraktisch dazu. Hr. Köchly scheidet zuletzt von Mager mit dem aufrichtigen Bekenntnisse des Dankes.

Schärfer spricht sich Hr. Köchly gegen den zweiten Gegner aus, den Hrn. Dr. Piderit in Kassel, der zwar der negativen Seite der ersten Schrift des Hrn. Köchly ihre Berechtigung zugesteht, die positive dagegen auf das entschiedenste mit den althergebrachten Waffen bekämpft, nicht ohne Wesentliches in der ersten Schrift selbst verkannt zu haben. Was Hr. Köchly

gegen Hrn. Piderit in Betreff der Einleitungen sagt, weshalb oft über die Einleitungen zu den jedesmal zu erklärenden Schriftstellern ohne weiteres der Stab gebrochen werde, Das unterschreiben wir aus inniger, in unserm Schulleben gewonnener Ueberzeugung. Wir könnten, wenn nicht Pietät uns Stillschweigen auferlegte, die Schulen und Lehrer nennen, die, um in das Verständniß eines leichtern Platonischen Dialogs einzuführen, mehre Monate hindurch eine Einleitung vortrugen, in der nicht nur ein Abriß der Platonischen Philosophie, nicht nur das Leben des Platon, sondern auch seine Schriften nach Inhalt und Bearbeitung durch die Gelehrten, nebst Angabe aller, auch der unbedeutendsten Ausgaben dieses Schriftstellers, mitgetheilt wurde, sodaß für die Lecture des Dialogs selbst etwa 10—12 Stunden übrig blieben, in denen natürlich bei der bekannten philologisch-kritischen Erklärung kaum die Hälfte der Schrift gelesen wurde. Diese Schüler hatten demnach in ihrem Serennium vom Platon etwa 30—40 §§. eines leichtern Dialogs kennen gelernt. In demselben Verhältniß wurden sie mit den Tragikern bekannt gemacht oder vielmehr nicht bekannt gemacht. Auf welchen Schulen nun nicht die cursorische, massenhafte Privatlecture die Nachtheile dieses unmethodischen Zubröckelns ausgleicht, da zeigt sich der jetzt so allgemein verbreitete Ueberdruß, die Abneigung, der Ekel gegen die Beschäftigung mit den alten Classikern. Wer trägt die Schuld? Nicht eher wird hierin ein Umschwung stattfinden, als bis die von Hrn. Köchly vorgeschlagene Reform ins Leben getreten ist, mögen auch noch so gelehrte Gegner wie der ist den Hr. Köchly S. 40 abfertigt für das alte System eine Lanze brechen wollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Appert, D., Dix ans à la cour du Roi Louis Philippe et souvenirs du tems de l'Empire et de la Restauration. Trois Volumes. Berlin, Voss. 1846. Gr. 8. 4 Thlr. 21 Ngr.

Briefwechsel zwischen Goethe und F. H. Jacobi, herausgegeben von Max Jacobi. Leipzig, Weidmann. 1846. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hartmann, M., Neuere Gedichte. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Hoppe, E., Sechs Predigten. Nebst der am Grabe des Verewigten von F. Sintenis gehaltenen Leichenrede. Dessau. 1846. Gr. 8. 7 Ngr.

Jost, J. M., Geschichte der Israeliten. 10ter Band. 2te Abtheilung. — A. u. d. T.: Neuere Geschichte der Israeliten von 1815—1845. 2te Abtheilung: Die Staaten und Länder außer Deutschland. Berlin, Schlesinger. 1846. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Klapperbein, J. F. W., Lieder und Gedichte für Kirche, Schule und Haus. Frankfurt a. O., Harnecker. 1846. Gr. 8. 10 Ngr.

Deutscher (rheinischer) Liederkranz, eine Sammlung der beliebtesten Volkslieder, mit einem Anhange kölnischer Lieder. Köln, Mathieux. 1846. 16. 5 Ngr.

Meißner, A., Gedichte. 2te stark vermehrte Auflage. Leipzig, Herbig. 1846. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

— — Ziska. Gesänge. Leipzig, Herbig. 1846. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Müller, W., Von Königswinter, Rheinfahrt. Ein Gedicht. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1846. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Müllner, R. F., Ein neuer Don Quixote. Komisch-satyrischer Roman. Mit Illustrationen von J. P. Lyser. Wien, Stöckholzer v. Hirschfeld. 1846. 12. 1 Thlr.

Rauwerck, R., Der Hausfreund am Feierabend. 1ste Lieferung. Nathusius. 4te Auflage. Leipzig, O. Wigand. 1846. Gr. 8. 2½ Ngr.

Poppe, J. H. M. v., Real-Lexikon der Handwerks- und Fabrikenkunde in allen ihren Zweigen, den Fortschritten der Industrie bis auf die neueste Zeit gemäß. 1ste Lieferung. Zürich, Schultheß. Gr. 8. 14 Ngr.

Prévost, Manon Lescaut. Aus dem Französischen. Berlin, Sacco. 1846. 15 Ngr.

Neuer deutscher Volksfreund; ein Kalender voll Lust und Lehre für Jedermann. Jahrgang 1847. Mit Beiträgen von C. Spindler, Duttenhofer, Braun, L. Storch, Pfyffer, C. Schmidlin, herausgegeben von F. Hoffmann. Stuttgart, Hoffmann. 1846. Gr. 8. 10 Ngr.

Wagner, B., Biographien denkwürdiger Priester und Prälaten der römisch-katholisch-apostolischen Kirche. 1ste Abtheilung des 1sten Bandes. Aschaffenburg, Pergay. 1846. Gr. 8. 1ste und 2te Abtheilung 1 Thlr. 17½ Ngr.

Waldmüller, F. G., Das Bedürfniß eines zweckmäßigen Unterrichts in der Malerei und plastischen Kunst. Angedeutet nach eigenen Erfahrungen. Wien, Gerold. 1846. 8. 7½ Ngr.

Weiß, J. J., Berta oder Haß und Liebe. Romantische Geschichte aus den Zeiten der Kreuzzüge. 2te Auflage. Cassel, Meßner. 8. 1 Thlr.

Die gesellschaftlichen Zustände der civilisirten Welt. Herausgegeben von M. Heß. 1ster Band. Elberfeld, Bädeker. 1846. Lex.-8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Abriß der Geschichte von Polen. Zum Verständniß der jüngsten Ereignisse unserer Tage. Halberstadt, Lindequist und Schönrock. 1846. 8. 7½ Ngr.

Förster, H., Trauerrede auf den Tod Gregor's XVI., gehalten in der Domkirche zu Breslau am 26. Juni 1846. Breslau, Hirt. 1846. Gr. 8. 2½ Ngr.

Lutze, A., Vor dem Herzog Heinrich von Cöthen. Ein Gedicht von Nera. Sondershausen, Eupel. 1846. Gr. 8. 2 Ngr.

Minding, J., Lieder vom alten Fritz. 1ste Sammlung. Zum Gedächtniß am 17. August 1846. Mit 1 Zeichnung von Böhmer. Berlin, Stuhr. 1846. 12. 10 Ngr.

Münchmeyer, F., L. A. Petri und O. Münchmeyer, Die gegenwärtige Lage der Kirche hinsichtlich des Bekenntnisses, der Verfassung und der Vorbereitung der Kandidaten auf das Amt. Hannover, Hahn. 1846. Gr. 8. 7½ Ngr.

Pflüger, G., Petition über Wucher-Gaunerei von den Hanauer Bürgern. Frankfurt a. M., Oehler. 1846. Gr. 8. 3 Ngr.

Pidoll zu Quintenbach, C. Frhr. v., Einige Worte über die russischen Militär-Kolonien im Vergleiche mit der k. k. österr. Militär-Grenze und mit allgemeinen Betrachtungen darüber. Wien, Gerold. Gr. 8. 20 Ngr.

Das Polen-Attentat im J. 1846. Aus dem Tagebuche eines Offiziers der westgalizischen Armee. Grimma, Verlags-Comptoir. 1846. 16. 2 Thlr.

Schleswig-Holstein'sches Portfolio. Herausgegeben von A. Rauch. 1stes und 2tes Heft. Ingolstadt, Fromm. 1846. Gr. 8. à 8 Ngr.

Preuschoff, K. K., Predigt, gehalten am 8. Dec. 1846 zur Einweihung der Marien-Kirche zu Deutsch-Piekar. Breslau, Aderholz. 1846. Gr. 8. 3 Ngr.

Protokoll über die Sitzung der 5. Hauptversammlung des evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung am 7. Sept. 1846. Nebst dem Jahresberichte des Centralvorstandes. Leipzig, Vogel. 1846. Gr. 4. 6 Ngr.

Rudelbach, A. G., Theologisches Gutachten in Betreff der Preußischen Union. Ein Sendschreiben an Dr. G. in H. Leipzig, Fritzsche. 1846. Gr. 8. 3 Ngr.

Waldbrühl, W. v., Düsseldorfer Xenien. Elberfeld, Bädeker. 1846. 8. 8 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 4. — 4. Januar 1847.

Wanderungen eines alten Soldaten. Von Wilhelm von Rahden. Erster Theil. Befreiungskrieg von 1813, 1814 und 1815. Berlin, A. Duncker. 1846. Lex.-8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Kritik wäre bei einem so lebendigen, persönlichen, mit humoristischem Enthusiasmus und ohne alle schriftstellerischen Ansprüche geschriebenen Buche am unrechten Ort. Der Verf. zeichnet auf was er selbst erfahren, er hält sich überall genau in den Grenzen des selbst Erlebten, und seine Hauptabsicht ist gut kameradschaftlich, nämlich die Thaten seiner braven Waffengefährten der Vergessenheit zu entreißen. Wir werden versuchen von dem Inhalte seiner „Wanderungen" getreuen Bericht abzustatten, gelegentlich und am Schlusse einige Bemerkungen einschaltend.

Hr. v. Rahden ist ein geborener Schlesier. Obgleich in früher Jugend, bei einem Pflegevater welcher unter Friedrich dem Großen gedient hatte, militairische Einflüsse auf ihn einwirkten, schien er doch zum Soldaten wenig berufen; er war als Knabe träg und sehr furchtsam, zu Leibesübungen ungeschickt. Zehn Jahre alt kam er 1804 ins Cadettenhaus nach Kalisch, aus welchem er zwei Jahre darauf, nach der Katastrophe von Jena, um nicht mit den Uebrigen zum Insurgentendienst gezogen zu werden, fortzukommen wünschte. Sein Pflegevater aber schrieb ihm, er wolle ihn nicht zu Hause haben, er möge polnischer oder französischer Cadett werden, gleichviel, aber ein ehrliebender Soldat. „Komme mir aber nicht zu Hause wie unsere Offiziere von Jena", schrieb der Vater, „denn da erhältst du vor meiner Thür nicht Wasser, nicht Brot, aber Schande in vollstem Maße." Diese Worte prägten sich unauslöschlich in das Gemüth des Knaben. Im J. 1809 kam er als Bombardier in die Artillerie nach Glatz. Um diese Zeit starb sein Pflegevater, der beim Retten überschwemmter Unglücklichen den Tod in den Wellen gefunden hatte.

In Glatz lernte der junge Bombardier fleißig, und da sein Wunsch war zum Fähnrichsexamen nach Breslau abgehen zu dürfen, so ließ er sich verleiten die Erlaubniß hierzu auf außerordentlichem Wege beim General Scharnhorst (dessen Gegenwart den jungen Menschen so einschüchterte, daß er kein Wort vorbringen konnte) schriftlich nachzusuchen, worüber er sich einen Verweis zuzog, die Erlaubniß aber erhielt. So ging er nach Breslau, wo er sein Examen bestand, aber zur Infanterie versetzt wurde, ins zweite schlesische, jetzt elfte Regiment, welches in Glatz lag. Hier erneuerte er seine Besuche bei der berühmten Festungsgefangenen der Gräfin U. (rsini), die schon bei seinem ersten Aufenthalte dort seine Lehrmeisterin in der französischen Conversation gewesen war. Bei dem Interesse das sich an den Namen dieser Giftmischerin knüpft lassen wir den Verf. die folgende Anekdote an dieser Stelle selbst erzählen:

Ich saß wie sonst neben der noch immer hübschen und etwas gesucht nachlässig gekleideten Dame, von der ich zwar nie auch nur ein zweideutiges Wörtchen gehört, dagegen Viel durch Andere vernommen hatte... Mir wurde schrecklich heiß; ob die Angsttropfen auf meiner Stirn von dem Blicke auf meine Lehrerin oder von den französischen Conjugationen erpreßt waren.. genug, der Eintritt eines ältern Offiziers brachte mir eine höchst erwünschte Erlösung. Zwischen Beiden entspann sich ein launiger Streit. Ich war natürlich ganz unbeachtet geblieben; auf einmal zieht die Dame rasch meinen blanken Säbel aus der Scheide, um einen spaßhaften Handangriff des Offiziers abzuwehren, parirt schlecht und trifft mit der Spitze die hohe Stirn ihres Gegners, sodaß die dicken Blutstropfen augenblicklich über den Schnurbart herabrollten. Daß sie in Ohnmacht sank, er mit aller Ruhe die Kammerjungfer rief, den Czako nahm und fortging, war Werk eines Augenblicks. Auch ich bin in kindischer Furcht davongelaufen und habe mich nie mehr zur Lehrstunde eingefunden.

Mit kurzen aber lebhaften Worten schildert Hr. v. Rahden den Garnisondienst und den Geist den der Hauptmann v. Borke (genannt v. Wallenstein; er fiel in der Schlacht bei Dresden) unter seinen Tirailleurs anzuregen verstanden.

Wahrlich — sagt er auf Anlaß dieser Schilderung — es ist schwerer ungesehen und unbelobt im niedern Wirkungskreise heldenmüthig auszudauern.. als volle Lorberkränze entgegenzunehmen, deren Reiser gar oft nur die Untergebenen gepflückt haben.

Im 20. Lebensjahre war Hr. v. Rahden Lieutenant. Das Bulletin vom 5. Dec. 1812 war erschienen. Was bei diesem Anlaß Hr. v. Rahden äußert macht ihm zu viel Ehre um nicht wörtlich angeführt zu werden.

Dies war damals den Franzosen widerfahren, und wenn auch damals dieselben unsere unversöhnlichsten Feinde waren, so wünschen wir doch heut gewiß sämmtlich, daß ihnen ein besseres Loos, d. h. ein rühmlicher Soldatentod, zugefallen wäre. Bei Malo-Jaroslawetz, Krasnoi und an der Beresina wurden ganze Bataillone erstarrter Helden niedergeschossen, ohne daß sie sich wehren konnten. Ob die Russen jetzt noch das Andenken solcher Siege feiern? Schwerlich! Kein Ehrenmann wenigstens nach unserm Gefühl würde jetzt: „Feuer!" zu solchem Gemetzel commandiren...

Während der bewegten Tage welche dem Abschluß des Kalischer Bündnisses folgten befand sich der Verf. in Breslau; er war Zeuge des Moments da ein anthropologischer Vortrag des Professor Steffens durch die Kriegstrompete unterbrochen ward, und der Lehrer dann, statt in seinem Vortrage fortzufahren, die um ihn versammelte Jugend zur Theilnahme an dem neu beginnenden Kampfe aufrief. (Daß Steffens sich, wie v. Rahden schreibt, an der Spitze „seiner wilden Jägerschar im Kampfe" ausgezeichnet habe, ist wol nicht genau richtig. Eigentlich gekämpft hat der wackere Verblichene nicht.) Am 10. März 8 Uhr Morgens stand die Compagnie des Infanterieregiments bei welchem v. Rahden jüngster Lieutenant war unter dem Hauptmann v. Rathenow, einem mürrischen, harten Mann, vor dem Alles in Furcht lebte, zum Abmarsch fertig. Das erste Ausrücken war muntrr und fröhlich, und der Verf. erzählt mit heiterer Unbefangenheit, wie ihm, dem vorlauten jungen kleinen Lieutenant, von seinen Collegen manche derbe Lection zugegangen, die später ihm Früchte getragen. Begeistert von dem Aufruf des Königs „An mein Volk" und von dem „beinahe göttlichen" Gedanken der Stiftung des Eisernen Kreuzes, nahm sich der junge Mann eidlich vor, nicht ohne dies Kreuz aus dem Felde zurückzukehren. „Es ist mir Dies gelungen", sagt er, „aber wie viele der Tapfersten sah ich heimziehen ohne Eisernes Kreuz! An Charon's Kahne konnten sie nur den Erbberechtigungsschein oder gar nur das Bewußtsein es verdient zu haben vorzeigen. Ein Glück daß dort auch ohne Stempelbogen und Dienstsiegel der wahre Werth erkannt und gewürdigt wird." Bei Lützen stand der Lieutenant zum ersten male in der Schlachtordnung. Hr. v. Rahden beschreibt nicht die Schlacht selbst, sondern nur wie es um ihn her zuging. Hätten viele militairische Schriftsteller nach diesem Grundsatz gehandelt, so würden diejenigen Leser militairischer Schriften die selbst nie einer Affaire beigewohnt, falls die Beschreibung ebenso anschaulich und lebendig wie die Rahden'sche wäre, klarere Vorstellungen vom Schlachtenleben gewinnen können als meistentheils unter ihnen verbreitet sind. Das Bataillon des v. Rahden stand bei der Aufstellung in erster Linie. „Sechs- bis achthundert Schritte gegenüber hüllten sich die hin- und hermarschirenden feindlichen Massen in Staub und verschwanden wieder hinter Bäumen und Häusern." Bald sauste die erste Kanonenkugel und bald darauf die zweite über das Bataillon hinweg; beide male hatte sich das ganze Bataillon wie auf Commando gebückt, nur der Commandeur Graf Reichenbach (der beim Ausbruch des Kriegs dem Könige einen Brief geschrieben, worin er ihm 5000 Scheffel Getreide, all sein Zugvieh, seine besten Pferde, die Montirung aller seiner waffenfähigen Gutsleute, 10,000 Thaler in die Kriegskasse, seine drei Söhne als freiwillige Jäger und sich selbst zum Kriegsdienst anbot), nur er hatte sich nicht gebückt. Die dritte Kugel schlug ins Bataillon selbst, nur Wenige hatten sich, weil der Commandeur es ihnen gewehrt, abermals gebückt; aber „ein augenblickliches Staunen war auf den Gesichtern" als die nächsten Kameraden fielen. Einige Offiziere sprangen aus den hintern Gliedern zu besserer Wahrnehmung des feindlichen Feuers heraus, unser Lieutenant wollte es ihnen nachthun, aber ein alter Unteroffizier mahnte ihn ab, er blieb also an seinem Posten; doch konnte er kaum „ein furchtsames Zittern aller seiner Glieder unterdrücken", und er sagt, daß das passive Abwarten des Feuers ihm auch späterhin stets unangenehm geblieben. Darin stimmen so ziemlich alle Militairs überein. Wie er nun selbst mit seinen Tirailleurs zum Vorgehen commandirt wurde, begegnet ihm verwundet und getragen ein älterer Kamerad, der ihn früher bei einem Trinkgelag als er mit ihm anstoßen wollte scharf zurückgewiesen hatte und ihm nun zurief: „Kleiner, vorwärts! Dort wird Brüderschaft geschlossen!" Der erste Todte den v. Rahden sah ward langsam an ihm vorbeigetragen, der junge Prinz von Hessen-Homburg. „In dessen Adern", schreibt der Verf., „floß echtes homburger Fürstenblut." (Man begreift nicht wie es dem Autor hat beikommen können, während er einen Moment beschreibt in welchem Alle ohne Unterschied von Rang und Geburt Beweise der hochherzigsten Tapferkeit gaben, eine Distinction solcher Art zu machen. Vorurtheile sind unsterblich.) Als v. Rahden jetzt auf den Ruf des Grafen Reichenbach über eine Laufbrücke voranging, ward er leicht verwundet und bald darauf auch der Graf, aber schwer, sodaß er vom Commando abtreten mußte. An Ordnung war nun nicht mehr zu denken; es dauerte nicht lange, so waren die vier Compagnien zu der Stärke von Einer zusammengeschmolzen.

Offiziere und Unteroffiziere commandirten und tobten und schrien . . . Das Getümmel war groß, alle Bataillone aufgelöst, kein Commando mehr vernehmbar, nur des Signalhorns tremulirende Stimme: „Chargirt!" oder: „Langsam zurück!" Alles schrie durcheinander, Keiner aber folgte dem Befehl; auch ich schrie, aber Niemand konnte mich verstehen, denn ich war schon ganz heiser geworden.

Als Alles sich zurückzog, sah unser Lieutenant plötzlich den General (nachmaligen Feldmarschall) Ziethen sich offen als Zielscheibe hinstellen; die Haufen welche sich rückwärts wieder gesammelt hatten rückten abermals vor. Nun aber ward v. Rahden durch den Schmerz seiner vom Schreien mehr als von der Verletzung geschwollenen Brust genöthigt, sich endlich mit so zahllosen Andern der chirurgischen Pflege zu übergeben. Mit einem unübersehbaren Zuge Kranker kam er nach Borna, wo ihm Jammer und Wehgeschrei überall entgegentönte. Nach Dresden gebracht und dort wiederhergestellt ist er Zeuge der Anstalten zu den dortigen Rückzugsgefechten, und während er rathlos bald hier bald dort umherläuft und halb resignirt ins beginnende Schlachtgedränge schaut, klopft ihn ein Unbekannter auf die Schulter, fragt ihn, ob er mit nach Bautzen wolle, wo er sein Regiment jedenfalls wiederfinden werde, und nimmt ihn in seinem Reisewagen mit dahin. In der Schlacht von Bautzen, in welcher er Nichts erlebt das ihm nachzuerzählen von Interesse wäre, ward er abermals verwundet und nach

Dyrrhenfurth (Schlesien) gebracht, wo er im Schlosse einquartirt eines Morgens durch den Ruf: „Der Feind!" aufgeschreckt wurde. Der vermeintliche Feind war aber das zu den Verbündeten übergegangene thüringische Jägerbataillon, das seine französischen Uniformen beibehalten hatte. Mit den Offizieren desselben begann bald eine kameradschaftliche Wirthschaft, und man suchte bei Würfel und Wein (wenngleich es französischer war) die Leiden der Gegenwart zu vergessen, bis am 1. Juni ein preussischer Rittmeister von der Gendarmerie ankam und unter sie rief: „Schw... meine Herren, machen Sie fort, der Feind rückt auf dem rechten Ufer von Glogau heran, in höchstens zwei Stunden muß er hier sein." Das Schloß ward nun bald geräumt, und der Verwundete wurde mit einem Schicksalsgenossen unter Anführung dieses Rittmeisters fortgebracht. Bei der Schilderung der Persönlichkeit dieses Letztern, eines barschen, oft komisch sich geberdenden Mannes, von welchem reinen Herzen und einer, wenn es Unterdrückten zu helfen galt, unvergleichlichen Thatkraft, macht v. Rahden die Bemerkung: „Hier und da mögen solche Charaktere wol noch zu finden sein, aber noch 10 — 15 Jahre und wir begegnen ihnen nur noch auf der Bühne oder in einigen Romanen." (Solche Bemerkungen sind von Alters her zu allen Zeiten gemacht worden.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Dr. Köchly's Gymnasialreform.

(Beschluß aus Nr. 3.)

Im zweiten Abschnitt (S. 47—64) beantwortet Hr. Köchly die Frage: „Warum bedürfen die Naturwissenschaften (die Medicin eingeschlossen) heutzutage besonderer Vorbereitungsschulen?" Er begründet seine Behauptung durch den von ihm in der ersten Schrift aufgestellten Unterschied zwischen Naturwissenschaften und historischen Wissenschaften; zu jenen bilde die Realschule vor, zu diesen das Gymnasium. Möge man nun im weitern Sinne die Medicin als die Wissenschaft vom Menschen als einem Naturwesen auffassen, oder im beschränkten Sinne als die Kunst Krankheiten zu erkennen und zu heilen, immer müsse man zugeben, daß die Medicin eine Naturwissenschaft sei. Nachdem Hr. Köchly hierauf den Begriff der historischen Wissenschaft erläutert hat, als welche er eine jede bezeichnet, die zu ihrem Gegenstande irgend eine Seite hat, in welcher eine fortschreitende Entwickelung und Weiterbildung des menschlichen Geistes im Laufe der Zeiten hervortritt, wendet er sich zur Beantwortung der Frage: warum jetzt eine andere Vorbildung für die Natur-, eine andere für die historischen Wissenschaften nothwendig sei. Zunächst zeigt Hr. Köchly, warum weder im Alterthum, noch im Mittelalter, noch selbst in der neuern Zeit etwa bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts das Bedürfniß einer solchen Trennung sich herausgestellt habe. Im Alterthum nicht, weil weder Griechen noch Römer eigentlich für die Natur an und für sich Sinn und Vorliebe gehabt hätten, da vorzugsweise der Mensch Gegenstand ihres Strebens und Forschens gewesen, daß daher das Alterthum von Landschaftsmalerei im modernen Sinne keinen Begriff habe, die künstliche Blumencultur ihm fremd geblieben sei. Namentlich uns Deutschen, denen die Freude an der Natur im Gegensatz zum Alterthum ganz besonders eigenthümlich ist, muß dieser Mangel an Interesse für die Natur bei Griechen und Römern höchst auffällig erscheinen. Dieser Mangel bei den Alten zeigt sich oft in scheinbar unbedeutenden Dingen. Wie oft hätte Plinius z. B. Veranlassung durch ein einzelnes Wort Das auszudrücken was wir unter einer Aussicht, einem Prospect (ital. prospetto, veduta) verstehen. Er sieht sich zu Umschreibungen genöthigt wie locorum facies, regionis forma, regionis situs; denn das bei Cicero sich findende coelum, was einige Erklärer durch Aussicht übersetzen, scheint bei den alten Schriftstellern wenig Beifall gefunden zu haben. Ihre Landschaftsmalerei war ferner eine allegorische. Berge, Meere, Gegenden, Inseln, Ströme, Städte erschienen in Form allegorischer Wesen. Zwar erzählt Josephus, es wären bei dem Triumphe des Titus über die Juden Gemälde von Schlachten, jüdischen Städten vorgetragen worden, so täuschend gemalt, daß das Geschehene durch die Künstler gleichsam vor die Augen gezaubert worden sei; aber Gemälde von Landschaften im modernen Sinne waren es gewiß nicht, diese blieben den Alten unbekannt, wie Dieses unter Andern Ottfried Müller in seinem „Handbuch der Archäologie der Kunst" nachgewiesen.

Die Naturwissenschaft war also, um zu Hrn. Köchly zurückzukehren, selbst eine historische Wissenschaft, mithin kann man aus den Schriften des Alterthums weder in materieller Hinsicht noch in Bezug auf die Methode das Allergeringste lernen, weil Physik, Chemie, Physiologie der Pflanzen, Thiere und Menschen, Geologie u. s. w. den Alten unbekannte Dinge waren, es demnach ein großer Umweg sein würde, wenn der künftige Chemiker, Geolog, Astronom u. s. w. zu den Ueberresten der Griechen und Römer zurückkehren wollte. Das Mittelalter kam nicht weit über das Alterthum hinaus und adoptirte gerade das Phantastische und Fabelhafte am meisten und liebsten, wie jedes Blatt in dem encyklopädischen Werke des Vincenz von Beauvais zur Genüge lehrt. Daher kehrt jetzt Niemand der mit der Wissenschaft fortgehen will zu jenen Werken des Alterthums und des Mittelalters zurück, kaum zu den Schriften der großen Geister des 15., 16. und 17. Jahrhunderts, eines Baco, Kopernicus, Newton, Leibniz. Wer den Sprachunterricht für den Arzt wolle, behauptet daher Hr. Köchly mit Recht, damit er über die Geschichte seiner Wissenschaft sich unterrichte, der möge bedenken, daß dazu, so viel für den wirklichen Bedarf nöthig sei, hinlängliche Hülfsmittel vorhanden wären, sie aber aus den Quellen zu studiren von 1000 Aerzten kaum einem einfallen werde, der sich dann die nöthigen Sprachkenntnisse leicht privatim erwerben könne; um solcher Ausnahme willen dürften aber nicht die 999 andern zweckwidrig vorgebildet werden. Gewiß läßt sich die geistige Gymnastik, welche durch die Betreibung der alten Sprachen gewonnen wird, wegen der die Erlernung des Griechischen und Lateinischen am meisten empfohlen wird, ebenso gut durch das Französische und Englische erreichen, dem in den Realschulen die Stelle des bisherigen Lateinischen und Griechischen gebührt.

Im dritten Abschnitte folgen von S. 64—79 „Einige Bemerkungen über einzelne Lehrgegenstände". Hr. Köchly deutet darin die Anwendung seines Princips auf die hauptsächlichsten Lehrgegenstände kurz an. Im Allgemeinen erklärt er sich einverstanden mit dem Elementarunterricht in den alten Sprachen, wie er zur Zeit wol auf den meisten Gymnasien gehandhabt wird. Doch verwirft er das eigentliche Auswendiglernen und die unnützen Schreibereien und dringt möglichst auf blos mündliche Präparation. Hr. Köchly sagt ausdrücklich „das eigentliche Auswendiglernen", denn das Auswendiglernen überhaupt wird und kann er nicht verwerfen; aber mit Recht das Vocabellernen, ferner die schriftlichen Präparationen und die Nachübersetzungen ins Deutsche. Von diesen drei Schülerplagen war in Pforte unter Ilgen's Rectorate keine Spur. Der Secundaner der sich auf den Livius vorbereitete suchte in das Verständniß des Schriftstellers einzudringen, und die Oberprimaner, welche die Controle führten, überzeugten sich von der Präparation der Untergebenen nicht durch Abfragen niedergeschriebener Vocabeln, sondern durch mündliche Uebersetzung, wobei diese jungen Leute mehr pädagogischen Takt zeigten als alle die Lehrer welche Schwarz auf Weiß die Präparation von dem

Schüler fodern. Die weitern Vorschläge des Hrn. Köchly in diesem Abschnitte sind durchaus praktisch und verrathen den geübten und erfahrenen Lehrer. Die Anfoderungen welche er an so gebildete Schüler stellt sind keineswegs übertrieben; wir könnten ihm Schüler nachweisen die hinsichtlich der Lecture seinen auf S. 69 aufgestellten Foderungen entsprechen würden. Jüngst fiel uns die Wolf'sche Ausgabe des Homer in die Hände, in der von ihrem ehemaligen Besitzer, dem Zöglinge einer sächsischen Fürstenschule, bemerkt war, wie oft und in welcher Zeit er diesen Dichter gelesen. Und daß dieser Schüler den Homer nicht blos durchflogen, sondern eingedenk des Plinianischen nulla dies sine linea mit der Feder in der Hand studirt hatte, bezeugten seine uns vorgelegten Collectaneen, in denen er sich unter Anderm einen griechischen Gradus ad Parnassum angelegt hatte zum Behuf der auf den Fürstenschulen üblichen metrischen Uebungen in griechischer Sprache; ferner enthielten sie ein Verzeichniß sämmtlicher Homerischen Gleichnisse, eine Zusammenstellung der Homerischen Helden nach ihrem Alter, und andere ähnliche Studien. Aus voller Ueberzeugung unterschreiben wir Hrn. Köchly's Urtheil über die Adnotatenbücher der Schüler; diese Bücher, die manche Lehrer selbst von ganz jungen Schülern verlangen, sind das beste und sicherste Mittel die geistige Schwungkraft zu lähmen und abzustumpfen. Denn was soll der Schüler nachschreiben? Den Inhalt, den Gedankengang? Das wäre allenfalls noch der Mühe werth, obschon die lebendige Rede, die Schlag auf Schlag einander folgenden Fragen und Antworten weit sicherer das Verständniß und Eindringen in den Zusammenhang vermitteln, und der Text des Schriftstellers für die häusliche Repetition hinreichende Anhaltepunkte darbietet; nein, Parallelstellen muß der Schüler nachschreiben, gelehrten Citatenprunk, die Paragraphen der Grammatik, die ebenfalls mehr mündlich eingeübt werden sollte. Diese gelehrten Citate soll nun der Schüler zu Hause nachschlagen, was meistens unmöglich ist, da er die citirten Bücher nicht besitzt, oft nicht einmal den ganzen Schriftsteller aus dem die Parallelstellen entlehnt sind, vom Ovid nur die „Metamorphosen". vom Virgil die „Aeneis". Wahrlich, oft wird man bei Durchsicht dieser Adnotatenbücher, deren Fehler und Verkehrtheiten nur mittelbar und insofern dem Lehrer zur Last fallen, als er das Nachschreiben dieses gelehrten Krams fodert, oft wird man an Liscow's Satire erinnert, an die „Kurtzen, aber dabei deutlichen und erbaulichen Anmerkungen über die klägliche Geschichte von der jämmerlichen Zerstöhrung der Stadt Jerusalem nach dem Geschmack des Herrn M. Sievers". Soll man sich noch wundern, daß die Gymnasiasten allen Geschmack am classischen Alterthum verlieren, dessen edle Früchte man ihnen in solch ungesalzener, unschmackhafter Citatenbrühe auftischt, in der so wenig Geist als Fettaugen in den Suppen eines gewissen Convicts — rari nantes in gurgite vasto? Nicht minder ist uns aus der Seele geschrieben was Hr. Köchly über den Unterricht in der Muttersprache, über die Lecture deutscher Classiker, über Uebungen im Lesen und Declamiren vorschlägt. Ueberall begegnen wir dem denkenden Schulmanne, der, man sieht es, aus eigener Erfahrung spricht, der da weiß was er will und sich von der Erreichung seines Ziels durch kein Hinderniß abschrecken läßt. Daß diese Hindernisse nicht gering sind, verhehlt sich Hr. Köchly selbst nicht. Seine Gegner sind zuerst die ältern Lehrer, die zu verwachsen sind mit der Idee von der Unentbehrlichkeit des Lateinischsprechens und Lateinischschreibens; die jüngern Lehrer mögen theils aus Pietät, theils aus andern weniger löblichen Rücksichten Hrn. Köchly nicht beitreten; die Behörden befremdet wol eine so rücksichtslose Sprache, sie finden den jungen Reformator unbequem, der sie ins Schlepptau nehmen will; die Theologen der alten Schule fürchten für das Christenthum, wenn Hrn. Köchly's Vorschläge Eingang finden sollten, denn wie würde dann erst der kirchliche Kampf auflodern, der schon jetzt von dem Gebiete der Theologie und aus den gelehrten Ständen in die volksmäßige Theilnahme übergegangen ist. Unter den Rechtsgelehrten suche Hr. Köchly seine Gegner bei den Romanisten, unter den Katholiken bei den Ultramontanen, die sich ungern auch diese Stütze ihres für Deutschland so verderblichen Einflusses entziehen sehen. Eine Legion von Gegnern tritt gegen Hrn. Köchly in die Schranken. Doch ihm darf nicht bangen; die mächtigste Bundesgenossin tritt ihm zur Seite: die Zeit mit ihren Foderungen; sie läßt sich nicht zu Tode schweigen, nicht todtschlagen, sie lebt und wirkt und schafft und wird Hrn. Köchly's Princip in nicht ferner Zeit den Sieg verschaffen.

Von S. 80—99 folgt unter der Aufschrift: „IV. Das Lateinischschreiben und Lateinischsprechen muß schon jetzt auf den Gymnasien abgeschafft werden", eine gedrängte, klare und übersichtliche Darstellung von der Herrschaft der lateinischen Sprache überhaupt und insbesondere von dem Einfluß derselben auf die Bildung des deutschen Volkes und ihrer Stellung in der Gegenwart. Das Resultat der zusammengestellten historischen Thatsachen zieht Hr. Köchly einfach in folgende Sätze zusammen: 1) Die lateinische Sprache war einst die Sprache der Gebildeten überhaupt; sie ist es nicht mehr. 2) Die lateinische Sprache war dann die Sprache aller Gelehrten; sie ist es nicht mehr. 3) Die lateinische Sprache war zuletzt die ausschließliche Sprache der altclassischen Philologen; sie ist es nicht mehr. Was ist sie also jetzt noch? Die Sprache der Scholastik, d. h. derjenigen Schulweisheit und Stubengelehrsamkeit, welche selbstzufrieden und hochmüthig, von der frischen Gegenwart in Wissenschaft und Leben sich ausschließend, an dem Vermächtniß vergangener Jahrhunderte zehrt und von einer neuen Jugend, von einer neuen Zeit Nichts wissen will, sondern sie entweder vornehm ignorirt oder dummdreist verschmäht und verwünscht. Mit welchem Rechte, fragt zuletzt Hr. Köchly, quälen wir uns und die nur zum kleinsten Theile der Philologie sich widmenden Zöglinge der Gelehrtenschulen, um ihnen eine Fertigkeit einzulernen, die wir Philologen (ihre Lehrer selbst) nicht mehr besitzen? Wer geizt wol auch noch nach dem Ruhme ein Ciceronianisches Latein zu schreiben? Fürwahr, dieser Ruhm ist ein sehr zweideutiger; denn treten wir auch nicht unbedingt dem Urtheile eines geistreichen Mannes bei, der in jedem Ciceronianer einen schlechten Menschen sehen wollte, so verräth doch diese Biegsamkeit des Geistes, dieses Sichhineinleben in eine Individualität wie die des Cicero war einen schwachen Charakter; man denke nur an Erasmus und Muret.

Zu wünschen wäre, daß diese von der Zeit gefoderte, durch Hrn. Köchly beantragte Schulreformation von den Rectoren der sächsischen Schulen berathen und ins Leben eingeführt würde; denn von dem „Gymnasialverein", den Hr. Köchly zur Verwirklichung seiner vorgeschlagenen Reform ins Leben rufen möchte, versprechen wir uns, so wie nun einmal die Verhältnisse, namentlich in Sachsen, sich gestaltet haben, kein günstiges und zufriedenstellendes Resultat. Die Behörden der kleinern deutschen Länder, obschon man da Hrn. Köchly's Ansichten Gerechtigkeit widerfahren läßt, werden zu dieser Reform nicht die ersten Schritte thun; denn man hat sich in den kleinern Ländern zu sehr daran gewöhnt die Nachtreter von Preußen oder Sachsen zu sein. 114.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig**.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 5. —— 5. Januar 1847.

Wanderungen eines alten Soldaten. Von Wilhelm von Rahden. Erster Theil.

(Fortsetzung aus Nr. 4.)

Nach dem Waffenstillstande kam das Regiment wobei v. Rahden stand zur großen böhmischen Armee. Bald nach dem Ausmarsch, als sie hinter Glatz bivouakirten, ereignete sich bei dem Bataillon des v. Rahden folgende Scene. Das Commando desselben war während der Abwesenheit des Commandeur interimistisch einem Capitain übergeben; Dieser läßt die Trommel rühren und liest dem versammelten Bataillon ein Schreiben vor: Der Kaiser Alexander geruhe jedem preußischen Bataillon das bei Bautzen mitgefochten einen Georgen-Orden fünfter Classe zu übersenden, der dem als Würdigsten Gewählten zu Theil werden solle. Alle rufen einstimmig: „Der Bergknappe!" (Es war ein junger Mann, der in Bergknappentracht freiwillig bei Bautzen als eben die Schlacht begann eingetreten und dann der Liebling des ganzen Bataillons geworden war.) Unter allgemeinem Jubel wird dem jungen Ueberglücklichen das Ehrenzeichen umgehängt. Plötzlich kommt aber der eigentliche Commandeur herangejagt, das Bataillon tritt von neuem ins Gewehr, der Bergknappe wird vorgerufen und ihm auf demselben Flecke worauf er eben decorirt worden, der Orden wieder abgeschnitten. Mit den Worten „Ich bin der Commandeur" übergibt v. Rathenow, so hieß er, das Kreuz einem Andern. Leichenblaß nähert sich der Bergknappe dem Commandeur, erklärt sich (als nie vereidet und nie besoldet) frei, nimmt seine Büchse über die Schulter und eilt mit den Worten: „Adieu! An euch Preußen werde ich gedenken!" davon. (Der Verf. erzählt, daß er ein Decennium später, als Premierlieutenant in Breslau in der Caserne wohnend, von Früh bis Abend Jahr aus Jahr ein einen Unteroffizier Namens Parucha beim Einüben der Maladroiten der Compagnie „Einundzwanzig! Zweiundzwanzig!" rc. habe rufen hören, und daß dieser Parucha Derselbe gewesen, welcher das dem Bergknappen bestimmt gewesene Kreuz damals erhalten habe. Es ist ein sonderbarer Zufall, daß unter Die welche von diesem geplagten, aber auch plagenden Unteroffizier eingeübt worden, auch der diesen Aufsatz schreibende Referent gehört, der sich indeß feierlichst dagegen verwahren muß deshalb den Maladroiten zugezählt zu werden; Parucha hatte auch das Geschäft Freiwillige einzuexerciren.)

Nach der Schlacht bei Dresden befand sich v. Rahden mit dem zweiten Armeecorps auf dem Marsche nach Böhmen. Kleist versammelte das Offiziercorps und sagte:

> Königliche Hoheit (der Prinz August von Preußen commandirte die zwölfte Brigade) und meine Herren! Sie wissen, wir können jetzt zwei Wege zur großen Armee nehmen, von der wir jetzt völlig abgeschnitten sind, den einen wo wir auf Gebirgsstegen wie Katzen vom Taubenschlage wieder abziehen müssen, oder den ehrenvollern über Nollendorf. Nicht wahr, wir wählen den letztern? Ja, ergänzte er sich schnell ohne erst des Prinzen Antwort abzuwarten, wir wählen denselben. Wir müssen aber, fuhr er fort, unsere sämmtlichen Munitionscolonnen und auch die Privatbagage verbrennen.

Ich wünschte, sagt v. Rahden, ich könnte meinen Lesern den Eindruck so recht klar wiedergeben den der Augenblick auf mein jugendlich begeistertes Gemüth machte, als wir am Mittage des 30. August beim Hervortreten aus dem Walde die einsam stehende kleine Kirche von Nollendorf, oben die siegverkündende Sonne und unter uns die Schlacht erblickten. In der Schlacht selbst war v. Rahden eben im Verfolgen von abziehenden französischen Colonnen begriffen, als die ganze Masse des Feindes, schreibt er, auf „uns zulief, die Gewehre wegwarf und um Gottes willen bat sie gegen die Kosacken in Schutz zu nehmen". Hier wurden mehr als 1500 Gefangene gemacht; aber bald kamen Kosacken und östreichische Cavalerie sie den Siegern ab- und an sich zu nehmen; da half kein Sträuben, und ein französischer Stabsoffizier, der sich unserm Autor in die Arme geworfen hatte, ward ihm von einem Dragoner förmlich weggerissen. Beim Abschiede reichte ihm der Franzose einen Geldbeutel, den v. Rahden natürlich entschieden zurückwies, nur ein kleines Buch, ein „Dictionnaire de poche", von ihm annehmend. Eine seltene und ehrenhafte Aufrichtigkeit ist es, daß v. Rahden von sich erzählt, er habe nach der Schlacht, da er einen seiner Kameraden beim Bivouac eine Menge erbeuteter Napoleonsdor zählen sah, den Wunsch nach ähnlichen Gütern rege in sich gefühlt und deshalb die Uniform seines gebliebenen Capitain durchsucht. Aehnliche Sucht habe er nie vorher und glücklicherweise auch nie nachher empfunden. Er begrub seinen Capitain, jenen v. Rathenow, der drei

tödtliche Wunden erhalten hatte, auf einem Ackerfelde. Weiter auf dem Wahlplatz umherwandelnd trifft er auf einen französischen Sergeantmajor, der, im entsetzlichsten Zustande, ihn und einen Begleiter beschwört, nachdem sie ihm Wasser zum Trinken gereicht, seinem Leben ein Ende zu machen. Der Begleiter ladet still, ohne daß der verwundete Franzose es hören konnte, sein Gewehr, währenddem v. Rahden, um nicht Zeuge des Moments sein zu dürfen, davonspringt. Seine Angst den Knall zu hören war entsetzlich, aber es geschah kein Knall. Der Begleiter kam ihm nachgelaufen, er hatte drei mal zum Schießen angesetzt, aber es nicht über sich vermocht. Der Autor erzählt an dieser Stelle einige Details aus dem berühmten Arrièregarden-Gefecht bei Nollendorf, welche er aus dem Munde eines dabei gewesenen alten Freundes vernommen. Etwa 400 berittene Jäger von der Division Corbineau haben bei dieser Gelegenheit dem Kleist'schen Corps durch ihren Entschluß sich durchzuschlagen unendlichen Schaden zugefügt.

Als bei der Verfolgung des Feindes sich das dem Kleist'schen Corps nachtheilige Gefecht bei Peterswalde entsponnen hatte und die Tirailleurs zurückcommandirt worden waren, leistete v. Rahden diesem Befehl, wie er sagt, „wahrlich nicht durch hervorstechende Bravour getrieben, sondern nur von Zufälligkeiten abhängend", keine Folge, wofür er in Arrest kam. Schon hatte er sich vorgesetzt deshalb an seinem kleinen Capitain Rache zu nehmen, d. h. ihm am nächsten Morgen „wie unversehens" den Kaffee umzustoßen, als ihn der Bataillonscommandeur sogleich wieder aus der Gefangenschaft heraus und in sein Zelt zu einem Glase Punsch abführte. Bald darauf erhielt er, als sein Bataillon sich auf dem Marsche nach Sachsen verirrt hatte, den Auftrag, in einem kleinen Bergdörfchen mit 100 Mann Lebensmittel zu requiriren. Am Eingange des Oertchens erklärte er seinen Leuten, jede Mishandlung der armen Bewohner aufs schärfste bestrafen zu wollen, wobei er seinen Kantschu schwang, „ein Ueberredungsmittel das damals fast alle preußischen Offiziere bei sich führten". (Nun leugne einmal Einer, daß wir in der Zeit des Fortschritts leben!) Aber nach wenigen Minuten schon hörte er aus allen Häusern Jammer und Hülferuf. Trotz seines Kantschu konnte er nun doch nicht helfen, sondern arbeitete sich vergeblich ab, sodaß er zuletzt erschöpft stehen blieb, um die Sachen ihren Gang gehen zu lassen, bis eine junge hübsche Frau weinend ihn um Rettung anflehte; und da Frauenthränen von jeher einen „unbeschreiblichen Effect" hervorbrachten, so beschloß er an die Ausübung seiner Ritterpflicht Alles, selbst das Leben daranzusetzen. Die Soldaten waren im Hause dieser Frau in ein großes Branntweinmagazin durch eine gewaltsam gemachte Oeffnung gedrungen, zu welcher sie einzeln wieder heraus mußten. Alle hatten nur getrunken und ihre Flaschen gefüllt (wogegen Nichts einzuwenden war), bis auf Einen, der sich auch ein paar seidene Tücher eingesteckt. Diesem versetzte v. Rahden einen Kantschuhieb über den Kopf, daß der Getroffene stöhnend wie ein Sterbender hinstürzte. Nun faßte mich, erzählt der Autor, meinerseits die größte Angst, „fast händeringend bat ich um Hülfe". Der Geschlagene erholte sich, aber v. Rahden kam eine Stunde zu spät zum Bataillon zurück, seine Soldaten murrten über ihn, der Commandeur (jetzt wieder Graf Reichenbach) verwies ihm sein unrichtiges Verfahren, und er ward fortan zum Requiriren untauglich erklärt.

Nun ging es weiter über Altenburg nach der leipziger Ebene. Von der Völkerschlacht weiß v. Rahden, da er bald anfangs verwundet ward, nur Wenig mitzutheilen. Sein Bataillon stand rechts und links ohne Stütze wie isolirt, und obgleich die meisten feindlichen Granaten schon hoch über ihnen zerplatzten (bekanntlich schossen die Franzosen bei Leipzig sehr schlecht), so waren doch die Soldaten höchst unruhig, „eine sichere Anzeige, daß selbst die Gemüther der Verstocktesten und Rohesten sich von der Einwirkung des nicht menschlichen Instincts, der Furcht, nicht ganz frei machen konnten". Die Soldaten warfen ihre profanen Liederbücher und ganze Haufen Spielkarten weit von sich, und zwar nach herrschendem Aberglauben rückwärts über den Kopf weg, ohne sich dabei umzuwenden. Aehnliches hat der Verf. später „selbst (!) in Spanien" gefunden. Die Leute zur Unthätigkeit verurtheilt, maschinenartig bald dahin bald dorthin geschoben, dabei mit leerem Magen, Ungeziefer in den Kleidern, von eisigem Octobernebel durchnäßt, waren sammt den Offizieren in der unbehaglichsten, von allem Enthusiasmus entferntesten Stimmung. Endlich wechselte das Bataillon seine Stellung, die Tirailleurs kamen vor und wurden einem so mörderischen Feuer der Polen ausgesetzt, daß fast alle ihre Offiziere hier fielen. Ein rechnungsführender Offizier, wahrscheinlich um der übeln Nachrede der diese Functionaire gewöhnlich ausgesetzt sind die Stirn zu bieten, erschien hier zu Pferde vor der Fronte, zahlte jedem Offizier der Brigade mitten im schärfsten Feuer, dem er als der einzige Berittene besonders bloßgegeben war, seinen rückständigen Sold aus und ließ sich mit Bleistift quittiren, bis ihm, nachdem dies Geschäft einige Stunden gedauert hatte, der Feind auch seinerseits, wie v. Rahden sagt, quittirte und er von einer Kugel durchbohrt fortgetragen ward. Nach diesem Gefecht ging die ganze Linie vorwärts, ein Dorf ward mit dem Bayonnet genommen, und als die Colonnen zurückgetrieben sich bei der Schäferei Auenhain setzten, ward unser Autor von einer Gewehrkugel in den Unterleib getroffen und sank zusammen.

Nach seiner Wiederherstellung kam v. Rahden mit seinem Corps zur Belagerung von Erfurt und von da in Cantonnirung nach Meiningen, von wo zu Anfang Januar 1814 nach dem Rhein aufgebrochen wurde. Als sein Regiment in Koblenz zur Besichtigung aufgestellt stand, hatte es ein ganz verwandeltes Ansehen bekommen. Die jungen Ersatzmannschaften hatten nicht das Aeußere der alten kriegsgewohnten, nun durch den Feind und durch Krankheiten hinweggerafften Soldaten, und die Bekleidung war so mangelhaft, daß einige Infanteristen mit

weißen Schlafmützen auf dem Kopfe zu sehen waren. Auf dem Marsche in Frankreich ereignete sich für v. Rahden nichts Bemerkenswerthes, aber bei Montmirail war er in voller militairischer Thätigkeit, sodaß er sich ganz froh und glücklich fühlte. Auch sagte sein Commandeur, der mit Lob nicht freigebige Graf Reichenbach, zu ihm am Abend: „Bravo, lieber Rahden! Das hieß gut gearbeitet; bravo!" Als dann beim Nachtangriff, der diesem unglücklichen Tage folgte, Tirailleurs voran sollten, ward unter Andern dazu auch v. Rahden ausersehen, und erhielt den Befehl dazu von demselben ältern Offizier der ihm, wie zu Anfang erzählt worden, früher die Brüderschaft verweigert hatte. v. Rahden murrte und wies den Befehl ab, aber es half Nichts, es mußte gehorcht werden. Eben hatte sich v. Rahden brummend auf den Weg gemacht, als jener ältere Kamerad ihm nacheilte und ihn von rückwärts umarmend bat alle Zänkereien zu vergessen und, ehe er sich vielleicht für immer von ihm trenne, sein Bruder zu werden. Bei dem nun folgenden Tirailleurangriff, der in wildeste Flucht auslief, ward dem beim Ueberspringen eines breiten Grabens in tiefen Schlamm eingesunkenen v. Rahden das Leben durch einen Unteroffizier gerettet, der ihm von oben sein Gewehr reichte und ihn daran in die Höhe zog. Bei Chalons sammelten sich die geschlagenen Truppentheile, und nun begannen die Kreuz- und Querzüge der Armee, in welchen unser Autor nicht im geringsten orientirt gewesen zu sein bekennt. Er erzählt, wie Blücher, durch Feuer aus seinem Zelte aufgeschreckt und erzürnt, als er erfahren, daß Kriegscommissaire den Brand verursacht hatten, sie durch seine Soldaten habe auslachen lassen. Da v. Rahden an den Moment kommt, in welchem Blücher sich im heftigsten Unwillen über Schwarzenberg's Zaudern von der großen Armee trennt, druckt er den bekannten Brief dieses Oberfeldherrn an den Kaiser Alexander ab, worin er sich gegen den Verdacht durch geheime östreichische Cabinetsbefehle gebunden zu sein so würdig vertheidigt. Schwarzenberg's Name ist seit dem Kriege im Laufe der Friedensjahre in immer größern Credit gekommen, im Kriege selbst galt er Wenig. Napoleon hat bekanntlich von ihm gesagt: er könne nicht 6000 Mann commandiren. Dem sei wie ihm wolle, so viel bleibt wahr, daß Schwarzenberg's militairischer Ruhm ein echt östreichischer ist, nämlich ein Ruhm im Stillen. Das Bewunderungswürdigste an ihm war seine durch Nichts zu erschütternde Ruhe und Vorsicht und seine Hingebung an den Zweck. Diese Eigenschaften aber machen noch keinen Feldherrn, wenigstens keinen großen, und daß, wie v. Rahden sagt, ein Schwarzenberg neben Blücher nöthig war, damit durch Ergänzung der Fehler und Vorzüge Beider die gewonnenen Erfolge erreicht wurden, wird so lange Nichts weiter als bloße Beschreibung bleiben, als man nicht nachweisen wird, welche thatsächliche Fehler Blücher's durch thatsächliche Correctionen Schwarzenberg's in ihren Wirkungen aufgehoben worden.

Bei einem Arrieregardengefecht des Kleist'schen Corps, welches am 4. März vorkam, zeichnete sich v. Rahden, als die höchst ermüdeten Truppen eine eben erst verlassene Stellung in einem Défilé abermals einzunehmen sich weigerten, und es ihm gelang sie durch sein „jugendliches, von ihnen gern gesehenes munteres Wesen" zu ermuthigen, unter den Augen des Prinzen August von Preußen so vortheilhaft aus, daß er das Eiserne Kreuz erhielt. Er ist nun noch bei dem Nachtüberfall von Laon gegenwärtig, über welchen er die Meinung daß es dabei sehr lau hergegangen bestätigt; und nachdem er noch manches militairische Begegniß zu bestehen gehabt, traf sein Regiment das Glück auf dem Montmartre sein Lagerfeuer anzünden zu können. Aber während Alle in dem Vorgefühl des nahen Einzugs in Paris schwelgten, kam der Befehl: Das York'sche und das Kleist'sche Corps werden nicht in die Hauptstadt rücken, sondern den Marsch hinten herum nach Champlan, 7 Stunden von Paris, fortsetzen. Großer Aerger und Mismuth bemächtigte sich Aller. „Also Noth und Entbehrung zu dulden, dazu waren wir gut, aber nun der Sieg errungen, werden wir beiseite geworfen", murrte der Capitain. v. Rahden nahm indeß Urlaub zu einem kurzen Besuch in der Weltstadt, und war Abends in der Oper, wo die „Vestalin" gegeben wurde, Zeuge, wie der Consul Licinius gezwungen wurde „Vive Henri IV" zu singen, und wie auf den Ruf: „A bas l'aigle impérial!" ein Kerl sich auf die Brustlehne der kaiserlichen Loge, vor welcher der vergoldete Adler befestigt, hinaufschwang und, den Adler mit seinen Füßen umschlingend, so lange riß und hämmerte, bis derselbe krachend herunterfiel. „Jedem rechtlichen Manne empörte sich dabei das Innerste und die Haut schauderte vor solcher gallischen Unzucht."

(Der Beschluß folgt.)

Das „Edinburgh review" über die deutschkatholische Frage.

Ein hell gedachter und vortrefflich geschriebener Aufsatz in einem der letzten Hefte des „Edinburgh review" bespricht mit Hinblick auf vier deutsche und drei englische Schriften, erstere von Ullmann und Hauber, Hommer, Gildemeister und von Sybel, und Bauer, letztere von Laing, Smith und einem English resident in Germany, die dermaligen kirchlichen Bewegungen in Deutschland und ganz besonders die deutsch-katholische Frage. Unparteiisch zwischen Papst und Ronge, Rom und Schneidemühl, erzählt der Verf. die Geschichte der jüngsten Lossagung von der römisch-katholischen Kirche als eines längst gekeimten, durch die Ausstellung des Heiligen Rockes zu Trier nur gereiften und in die Welt gerufenen Ereignisses. „Der Mummenschanz des Heiligen Rockes", sagt er, „war der letzte Tropfen der den Becher überfließen machte", und eben, weil „plötzliche Aufregungen, wie heftig sie auch sein und wie weit sie immer greifen mögen, doch blos vorübergehende Resultate bewirken", sieht er in jenem jahrelangen Keimen und Wachsen ein günstiges Zeichen für die Fortdauer einer „Bewegung, die von den Einen als Morgenröthe einer zweiten Reformation begrüßt, von Andern für ein glänzendes Meteor erklärt wird, welcher die Einen Bestand und Ausdehnung, Andere zeitweilige Ausdehnung, aber keinen Bestand, Andere weder Ausdehnung noch Bestand prophezeien". Nachdem er hierauf bewiesen, daß selbst die voneinander abweichenden Glaubensbekennt-

nisse der einzelnen Gemeinden das erwähnte günstige Zeichen nicht paralysiren, kommt er auf das wichtige und schwierige Problem: welche Ausdehnung die deutsch-katholische Kirche erfahren und in welchem Maße sie sich verbreiten werde? Stände nun fest, in welchem Umfange die katholische Bevölkerung Deutschlands auf den Wechsel vorbereitet ist, so wäre die Antwort verhältnißmäßig leicht. Da Das aber nicht der Fall und „gegen seinen Willen Niemand frei zu machen ist, denn selbst das Himmelslicht thut einem kranken Auge weh", so sucht der Verf. für eine Antwort andere Gründe auf und wägt sie mit Gegengründen.

Daß ein weitverzweigter Unwille herrscht „über die Intriguen und erneuten Anmaßlichkeiten der ultramontanischen Partei", folgt aus der Thatsache der eingetretenen Lossagung. Daß hingegen Rom noch mächtig ist im Volke, kann ebenso wenig geleugnet werden, wenn man von anderthalb Millionen Menschen hört, die „ungeachtet des gerühmten Fortschritts in der Erziehung" zum Heiligen Rocke gepilgert sind. In manchen Staaten wird das ganze Gewicht der Regierung wider die deutschen Katholiken sein; in andern werden sie kaum Mehr als eine zweifelhafte oder kühle Unterstützung finden. Ueberall dürften sie eher geduldet als begünstigt werden. „Denn auch Das ist nicht zu vergessen, daß schon wegen der innern Beschaffenheit der deutschen Regierungen, ob katholisch oder protestantisch, jede Bewegung wie die gegenwärtige auf Schwierigkeiten stoßen muß, die bei unserer freien Constitution nicht denkbar wären — Schwierigkeiten, gegründet in der charakteristischen Eifersucht und dem herkömmlichen Argwohn gegen Alles und Jedes was den Schein der Revolution trägt, und unabweisbar bei jenem rastlosen Geiste der Einmischung in Alles was vorgeht, ob Großes oder Kleines, und bei der Sucht, gesellschaftliche Wechsel, die nicht unterdrückt werden können, mindestens zu zügeln und zu verzögern.... Demnächst lernt ja jeder Deutsche, daß die Regierung fast die einzige Quelle der Auszeichnung ist. Tausende hungern nach kleinen Aemtchen und elenden Bändern; alle Angestellten werden streng beaufsichtigt, und eine unabhängige Aristokratie, unabhängig ob durch Rang, Geist oder Reichthum, existirt so gut wie gar nicht." Ferner wird die verhaßte Censurschere, wie ohnmächtig sie sich auch im Ganzen erweisen mag, gegen die deutsch-katholischen Schriften aufs äußerste angestrengt werden. Hat nun aus diesen Gründen die deutsch-katholische Gemeinde unter den gebildeten Ständen verhältnißmäßig wenig Anhänger gefunden, so gehören doch Letztere keineswegs zu den vorzugsweise Ungebildeten. Ihre Stützen sind hauptsächlich der Mittelstand, „Kaufleute und Fabrikanten, Bürger und Krämer". Nur Das ist gewiß, daß sie noch weithin hat, ehe sie einigermaßen national heißen kann. „Zu weit aber geht wol Laing („Notes on the rise, progress and prospects of the schism from the church of Rome, called the German catholic church etc.", London 1845), wenn er die Bewegung einen Faustschlag nennt gegen die römische Kirche, jedoch den Faustschlag eines Kindes, ohne Kraft, ohne energischen Zweck, ohne richtige Leitung; wenn er das Dasein eines deutschen Nationalsinns leugnet und in den Hohn ausbricht: «Soll, wie Ronge in seiner Rechtfertigung meint, die deutsche Nationalität der deutsch-katholischen Gemeinde Mutter sein, so ist Das eine vorzeitige Geburt, das Kind vor der Mutter zur Welt gekommen.» ... In einer Beziehung haben die Deutschen sehr wenig, in anderer sehr viel Nationalsinn. Ein Volk kann träg und gleichgültig sein, so lange es sich um seine Rechte handelt, und doch voll Abscheu gegen ein fremdes Joch und voll Anhänglichkeit an seine Scholle und an seine Institutionen, wären letztere noch so erbärmlich. Sei daher das deutsche Phlegma wie groß es wolle, wenn Regierungsmaßregeln und persönliche Freiheit in Frage stehen — ein eifersüchtiges, vielseitiges und wachsames Belauschen ultramontanischer Einflüsse und Anmaßlichkeiten hat sich in Deutschland von jeher kundgethan. Es geht dort zwischen dem Menschen und seinem Vaterlande wie zwischen Mann und Frau. Sie zanken sich den ganzen Tag, sind aber sofort Eins gegen den Dritten, der sich einmischt."

Nachdem der Verf. noch den scheinbar ungünstigen Umstand erwähnt, daß es der neuen Kirche zur Zeit an Männern fehle, deren Name schon „eine feste Burg", und der Möglichkeit gedacht, daß pecuniaire Verlegenheiten die Bewegung hemmten, schließt er folgendermaßen: „Alles hängt demnach davon ab, wie tief die Abneigung gegen Rom in die Masse des Volkes eingedrungen ist oder mit dem Fortrücken der Bewegung eindringen wird. Erreicht sie eine gewisse Stärke, werden alle aufgezählten Schwierigkeiten verschwinden. Die Regierungen werden sich beruhigen, schlummernde, der Krisis gewachsene Kräfte werden erwachen, Geldmittel werden sich sammeln und jedes Hinderniß, wie gewöhnlich, jener unwiderstehlichen Macht weichen — dem Willen eines vereinten Volkes. Für jetzt ist schon Zweierlei entschieden. Die Bewegung wird fortdauern, ob sie sich erweitere oder nicht, und Rom wird überlegen, ehe es einen neuen Versuch macht, seinen antiquirten Ansprüchen auf hochkirchliche Autorität neue Geltung zu verschaffen und blinden Gehorsam zu fodern.... Mögen nur die deutschen Katholiken selbst den Schein vermeiden, in ihrer Mitte den Unsinn des Jungen Deutschland zu erneuern; mögen sie lernen nicht allein Rechte zu behaupten, sondern wenn es noththut auch Unrecht zu leiden, Verfolgung wenn sie kommt stark und groß zu ertragen.... Mögen sie ein Blatt nehmen aus Luther's Buch und gleich ihm glauben, daß die Siege des Christenthums rein sittlicher und geistiger Art sind und errungen werden müssen durch Mittel, die im Einklange mit solchen Zwecken stehen, gleich ihm alle Gewaltmaßregeln verwerfen, ausgenommen die eine mit Milton's erhabenem Worte — die unwiderstehliche Stärke der Schwäche." 23.

Literarische Notiz.

Dante's „Vita nuova" in englischer und französischer Bearbeitung.

Nachdem schon vor einigen Jahren der Engländer Lyell eine treffliche Uebersetzung der „Vita nuova" Dante's mit einem Commentar als Einleitung dazu veröffentlicht hat, ist kürzlich ein anderer Brite, J. Garrow in Florenz, mit einer Bearbeitung dieses Erstlingswerks des italienischen Dichterfürsten unter dem Titel: „The Early life of Dante Alighieri. Together with the original in parallel pages" hervorgetreten. Befremden muß es, daß er die Arbeit seines Vorgängers dermaßen ignorirt hat, daß er behauptet, in seinem Werke werde zum ersten mal der englischen Lesewelt die „Vita nuova" des berühmten Florentiners in englischem Gewande geboten. Ob die Uebersetzung des Titels mit „Early life" sich rechtfertigen läßt? Sub judice lis est. Uns scheint sie ein Misgriff. Im Uebrigen verficht Garrow in seiner Einleitung die Ansicht Derer, welche der „Vita nuova", der Vorläuferin der noch berühmtern „Divina commedia", allen allegorischen Charakter absprechen und darin nur überall wirkliche Thatsachen und Lebenserfahrungen in dichterischem Gewande und Geiste dargestellt erblicken. Auch darüber wird schwerlich der Streit unter den Kennern und Gelehrten je aufhören. Von den Franzosen hat Delécluze die „Vita nuova" bearbeitet, welcher in ihr den Typus des neuern Romans erblickt und nachweist, welchen Einfluß dieselbe sowol auf zeitgenossische Dichter als spätere ausgeübt, wie unter andern Petrarca, noch mehr aber Lorenzo de' Medici in seinen Gedichten die Gattung der Dante'schen Erzählung nachgeahmt, der Letztere sogar den Florentiner förmlich geplündert habe. Unter den übrigen Nachahmungen erwähnt Delécluze noch den „Traum des Poliphilus", dessen Verfasser der Mönch Colonna zu Treviso war. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 6. —— 6. Januar 1847.

Wanderungen eines alten Soldaten. Von Wilhelm von Rahden. Erster Theil.

(Beschluß aus Nr. 5.)

Das Regiment des Hrn. v. Rahden war bestimmt Amiens besetzt zu halten, und rückte am 1. Juni daselbst ein. Die Offiziere besuchten ein Café, in welchem es sich eines Abends ereignete, daß eine Anzahl französischer Husarenoffiziere, die mit ihren Leuten auf dem Durchmarsch nach dem Westen in Amiens eingerückt waren, sich einfand und Anlaß zu Reibungen gab. Ein Krämer war eingtreten, und einer der Husarenoffiziere hatte ihm im besten Deutsch zugerufen, er brauche ein kleines Brieftäschchen, um sich die Namen Jena, Austerlitz einzuzeichnen; worauf einer der preußischen Offiziere, v. Sebottendorf, seinerseits von dem Krämer ebenfalls eine Brieftasche verlangte, um die Namen Roßbach, Katzbach und Leipzig darin zu notiren. Augenblicklich lagen die Offiziere beider Parteien im Handgemenge, und zugleich ertönte draußen die Alarmtrompete der Husaren und die preußische Trommel. Rahden war du jour, begab sich auf die Hauptwache, welche bereits in Gefahr war von den Husaren gestürmt zu werden, und ließ laden; da aber der General den strengsten Befehl ertheilt hatte, nur im äußersten Falle die Waffen zu brauchen, so geschah es, daß die Preußen ruhig duldeten, wie die Franzosen zu Fuß, mit gezogenem Säbel und mit den herausfoderndsten Mienen an ihnen vorbeimarschirten. Am andern Tage gab es ein Duell zwischen jenem Husarenoffizier der im Café den Handel angefangen hatte und v. Sebottendorf; Diesem wurde die Mütze vom Kopf, Jener aber todtgeschossen. Sowol die französischen Husaren als das preußische Regiment kamen in neue Quartiere. Rahden kam nach dem Städtchen Fontaine l'Evêque. Hier erfüllte sich „der höchste Wunsch seines bisherigen Lebens", indem unter Militairmusik sein Major mit mehren seiner Kameraden ihn in einem Garten mit Ueberreichung des Eisernen Kreuzes zweiter Classe überraschten. Dieses „fast göttliche Gefühl" machte ihn überglücklich. Dann kam er in feste Winterquartiere in den Ardennen, wo die Zeit mit Exerciren, Jagd, Bällen und Gesellschaften vertrieben ward.

Mitte Febr. 1815 erhielt das Regiment Marschordre zur Rückkehr nach Hause; sie verließen die Ardennen „mit manchem regret in der Brust" und gingen über Koblenz und Braunschweig nach Magdeburg.

Hu! — ruft hier der Verf. aus — wie ein eiskalter Schauer überläuft mich dies Andenken... Hier in der Heimat sollten wir ausruhen nach vollbrachter That, aber kein freundlicher Empfang, kein herzliches Entgegentreten ward uns geboten, überall bemerkten wir dagegen, wie man uns wenn auch gerade nicht mit Widerwillen, doch mit Misbehagen empfing.

Die Nachricht von Napoleon's Entweichung ward wie Erlösung aufgenommen. Am 31. Mai wurde abermals der Rhein überschritten und die Straße nach Lüttich eingeschlagen. Hier ertönte in der Nacht vom 15. zum 16. Juni das Signalhorn, welches das Bülow'sche Corps, zu welchem jetzt v. Rahden's Regiment gehörte, der Blücher'schen Armee zu Hülfe rief. Unterwegs auf einem von 3 Uhr Morgens bis 1 Uhr Mittags nicht unterbrochenen Marsche sanken die Soldaten zu Hunderten erschöpft nieder. Eine kurze Rast war unausweichlich nöthig. Diese kurzen Stunden haben auf v. Rahden's ganzes künftiges Leben, wie er sagt, den entschiedensten Einfluß gehabt. Er kam nämlich mit seinen ausgehungerten Leuten nach einem reizenden Landhaus. Der Besitzer desselben gerieth über den Besuch völlig außer Fassung, zitterte und weinte; die Frau lag krank zu Bette, nur die zwei Töchter des Hauses behielten Besonnenheit und Muth. Die begeisterte, aufgeregte, lebendige Weise in welcher der Verf. diese Mädchen, sein Entzücken über sie, die rasche Hingabe seines Herzens an eine derselben schildert; das Feuer womit er der Augenblicke gedenkt in welchen er die beiden Schwestern gegen die brutalen Zudringlichkeiten seiner Soldaten beschützte; der muntere Humor mit dem er erzählt, wie es ihm gelang die schon geraubte Lieblingskuh des Hauses, über deren Wegführung die Mädchen in äußerste Verzweiflung gerathen waren, seinen Soldaten wieder abzugewinnen und im Triumph zurückzuführen; der Ausdruck des Glücks über den Lohn den er dafür empfing, indem die Schöne ihm, dem zur Schlacht Forteilenden, einen Kuß und einen Ring mitgab —: dies Alles macht die Blätter des Buches welche die Erzählung dieser Episode enthalten zu den anziehendsten und gelungensten des Ganzen. Der Verf. schreibt hier mit dem Herzen, er erlebt Alles noch einmal, und indem er, wie auch sonst schon, manchen ehrenden Zug seines Gemüths mit

diesem Abenteuer offenbart, gewinnt er den Leser ganz für sich, der in mancher andern Partie des Buches dem sich nicht selten in Längen, Unbedeutendheiten und Befangenheiten verlierenden Autor nicht immer mit gleicher Lust folgen konnte. Das Feuer jener Schilderung ist um so mehr zu bewundern, als das Begegniß selbst für den jungen Offizier einen kalten Ausgang nahm. Als er nach einigen Monaten, die er, bei Planchenoit schwer verwundet, in Verpflegung verbringen müssen, in die Wohnung der Mädchen zurückkehrte, fand er die Schöne, die ihm Ring und Kuß gegeben, in den Armen ihres Verlobten. „Ich hielt's", sagt der Verf., „für Liebe, und sie, sie wollte nur die Kuh!"

In Planchenoit war v. Rahden in großer persönlicher Gefahr gewesen. Das Dorf war genommen, nur der Kirchhof noch in den Händen der alten Garde. Eben war der Angriff auf denselben im besten Gange, v. Rahden und sein Capitain unter den Vordersten, als plötzlich, „weiß Gott durch welchen unglücklichen Zufall", aus den hintern Reihen der Nachfolgenden das ominöse: Kehrt! gerufen wurde. Alles zerstreute sich, und den Beiden blieb nur die Wahl zwischen Gefangenschaft und Flucht; sie wählten diese, und v. Rahden mußte mit einer frisch erhaltenen Schußwunde im Beine über eine scharf beschossene Straße hinweg. Dieser Gefahr entkam er, aber gerieth in die größere, in einen Sumpf zu fallen, aus welchem ihn nach langem vergeblichen Schreien und nachdem französische Voltigeurs viel auf ihn geschossen, ein Infanterist seines Bataillons herauszog. Von seinen Wunden geheilt wohnte v. Rahden mit seinem Regiment der großen Fahnenweihe in Paris am 4. August bei. Der Verf. erzählt nun noch eine in spätere Zeit fallende Begegnung mit dem Herzog von Wellington, und einen den verstorbenen König von Preußen bezeichnenden Zug. Als nämlich der damalige Oberst, jetzt am Rhein commandirende General, v. Thile die Meldung vom Siege bei Waterloo dem durch den kurz zuvor eingegangenen Bericht von der Schlacht bei Ligny verstimmten Monarchen überbrachte, und ihm mit den Worten: „Ew. Majestät! Großer nie errungener Sieg! Napoleon vernichtet, 150 Kanonen in unsern Händen!" ein Papier des Fürsten Blücher überreichte, überfliegt der im Wagen sitzende König die Zeilen, und den Blick zum Himmel sagt er mit unnachahmlichem Tone der Freude und Genugthuung: „Hier stehen sogar 200 Kanonen!" Der Verf. schließt den Band mit einem Nachwort des Inhalts, daß er das freie offene Geständniß ablege, wie es einem Soldaten (nur einem Soldaten?) gebührt, die Mängel dieses ersten Bandes selbst zu erkennen:

> Wenn ich gefehlt habe, ist es nie vorsätzlich geschehen — sagt er —, und darum bitte ich: man wäge und richte nicht das Wort, sondern erfasse und beurtheile den Sinn und die Absicht dieses meines Unternehmens, die Erinnerungen aus jener großen Zeit zu wecken und mit echt soldatischem Sinn und Pflichttreue, Jeder in seinem Bereiche bleibend, die Thaten unserer Waffenbrüder aufzunotiren.

Keine einigermaßen wohlmeinende Kritik wird dem Verf. dies Geschäft verkümmern wollen. Sein Buch ist gut aufgenommen worden, und besonders werden seine Waffengefährten es gern gelesen haben und lesen, wenngleich aus diesen Darstellungen wiederum recht klar hervorgeht, wie wenig ein Offizier in untergeordneter Stellung aus den kriegerischen Ereignissen denen er beigewohnt allgemein Bedeutendes zu berichten hat, wenn er sich streng an das wirklich selbst Erlebte und Gesehene hält und — aufrichtig ist. Was das Aufzeichnen des Benehmens und der Thaten seiner Kriegsgenossen betrifft, so ist Das ein ganz ehrenwerthes Geschäft, das aber auch sein Bedenkliches hat, wenngleich es mit „echt soldatischem Sinn und Pflichttreue" geschieht. Der echt soldatische Sinn ist etwas höchst Schätzbares, aber vor Allem gehört dazu, daß der Soldat selbst nicht davon spreche. Dieser Sinn muß sich von selbst verstehen und sich unbewußt äußern, wenn er Werth haben soll; sonst wird er zu einer Art Satzung, und diese bildet den Kastengeist, der Nichts taugt, wo immer er sich finde. Das Aufzeichnen solcher einzelnen Thaten kann überdies, da sie auf historische Bedeutung keinen Anspruch haben können, zuletzt doch nur diesen Einzelnen und ihren nächsten Freunden zu einer Art von Genugthuung gereichen, die dem Manne von „echt soldatischem Sinne" gleichgültig, ja sogar oft seiner Bescheidenheit unbequem ist. Denn die militairische Bravour, eine hohe Tugend, wenn sie selbständig geübt wird, darf immer nur mit äußerster Zartheit und Discretion besprochen und behandelt werden, und zwar darum, weil das unmittelbare Gegentheil derselben Schande ist. Und wenngleich es Stufen der Tapferkeit und verschiedene Arten derselben gibt, so wird der echt männlich gesinnte Soldat doch immer nur diejenigen seiner Thaten, die einen bestimmenden Einfluß auf die allgemeinen Resultate gehabt, öffentlich verzeichnet, alle nur persönlichen und in untergeordneter Sphäre vollbrachten aber wie Dinge die sich von selbst verstehen behandelt wissen wollen. Endlich hat dies Aufzeichnen auch die bedenkliche Seite, manche Härte für Einzelne mit sich zu führen, wovon der vorliegende Band einige Beweise enthält. Wie nicht alle Vorzüge werth sind verewigt oder verzeichnet zu werden, so auch nicht alle Schwächen. Besonders in Sachen der persönlichen militairischen Aufführung heftet jede, auch die leiseste Kritik, wenngleich sie etwa nur den Vorwurf der Unentschlossenheit (S. 189) enthält, sogleich einen Makel auf. Es ist wahr, Hr. v. Rahden geht mit sich selbst sehr schonungslos um und erzählt Vielerlei von sich, was mancher Andere in gleichem Falle verschwiegen haben würde, und man könnte ihm aus diesem Grunde gegen Andere das Recht selbst zu größerer Strenge zugestehen als er gegen irgend Wen übt. Denn er gestattet sich niemals eine Ausstellung ohne sie sofort durch die ehrendste Anerkennung wieder zu verdecken.

Endlich haben wir noch den Wunsch für die nachfolgenden Bände hinzuzufügen, daß der Verf. in der Auswahl des Mitzutheilenden ein wenig strenger zu Werke gehe. Das Buch ist für Das was es Bemer-

lesenswerthes enthält zu dick geworden, und nach unserer Ansicht sind Vorfälle wie z. B. die auf S. 183, 184, 208, 331, 233 fg. erzählten zu kleinlich um Interesse zu erregen. Wir sind überzeugt, daß, wenn der Verf. diese Bemerkung berücksichtigt, seine nachfolgenden Mittheilungen einem guten Geschmack nur um so besser zusagen werden. 62.

Zur Tagesliteratur.

Die Ereignisse ändern die Meinungen. Hätte ich vor der Annexation von Krakau über

1. Polen und Deutsche. Politische Betrachtungen von Heinrich Wuttke. Schkeuditz, v. Blomberg. 1846. Gr. 8. 9 Ngr.

referirt, ich würde wegen der richtigen Bemerkung des Verf. von dem Hasse der Polen gegen die Deutschen mehr gegen die Polenfreunde quand même mich gewandt haben. Aber nun mag es dabei sein Bewenden behalten; Schaden wird uns daraus doch nicht entstehen, wie wir aus der Vorsorge gegen Krakau entnehmen können. Wir müssen uns ja auch in einer englischen Zeitschrift sagen lassen, daß jetzt gerade wir berufen sind, wenn wir uns selbst emancipirt, unsere polnischen Nachbarn zu emancipiren. Es ist Alles möglich. Das jedoch ist noch zu erwähnen, daß der Eifer des Verf. gegen die Bestrebungen der „Slawischen Jahrbücher" von Jordan übertrieben ist. Lasse man einen Jeden seine Meinung ausbeuten, zumal da die Censur Nichts dawider hat. Gleich die folgende Schrift:

2. Die frommen katholischen Alt-Sarmaten und die neuen heidnischen Anti-Sarmaten in Polen. Zur richtigen Würdigung ihrer letzten Insurrection. Von Wilhelm v. Schütz. Leipzig, Renger. 1846. Gr. 8. 15 Ngr.

stellt eine ziemlich eigenthümliche auf. Sie empfiehlt den Polen, von nun an nur auf Anmahnung der Kirche „patriotische Unternehmungen" zu wagen, und nicht in dem heidnischen Sinne der letzten Insurrection. Das ist etwas stark; es gehört dazu ein sonderbarer Glaube und Gehorsam, auch Dieses von der Kirche zu erwarten, ja sogar, wie der Verf. sagt, solches Unterordnen als eine Buße für die letzte Insurrection zu halten. Dann werden aber auch die Polen ermahnt, einem Titanenkampfe und einem Prometheischen Trotzen in der bisherigen Weise zu entsagen; sie werden erinnert, das Beispiel Ungarns oder Böhmens in Oestreich nachzuahmen. Dieses ist mehr vernünftig, ja wäre sogar sehr treffend, wenn nicht Rußland bis jetzt eben noch immer Rußland wäre. Die Zeit kann aber kommen, und ich glaube, es ist die einzige Hoffnung, daß der polnische Geist in Petersburg regiert, daß die panslawistische Fahne den weißen Adler im Herzen hat. Der Verf. der vorliegenden Schrift ist aber dringend aufzufodern, falls er noch Mehr ediren sollte, sich dem Leser lieber nackt und bloß, mag es noch so armselig aussehen, vorzustellen als so schrecklich schwülstig bekleidet wie er im Vorliegenden erschienen ist.

3. Ein Wort zur Vertheidigung des polnischen Volkes. Von Prot Szreniawa Potocki. Aus dem Französischen. Leipzig, Schreck. 1846. Gr. 8. 10 Ngr.

hat mehr im Auge die polnischen Dienstleistungen für französische Siege wieder in Anregung zu bringen; dann verbreitet es sich auch andeutend darüber, daß Polen Geschichte und Cultur habe, die der Franzose nicht kenne, vielmehr noch immer das Land für einen halben Aufenthalt von Barbaren halte. Der Rahmen ist ein Salongespräch, die redenden Figuren aber sind ohne Ernst und Charakter, leichtfertig gelehnt und kosend auf sammtenen Sesseln; nur flüchtige Unterhaltung.

Die polnischen Geschichten drohen sich für Deutschland bei Holstein zu wiederholen. Abermals ward uns von Baden aus der stärkste Stoß gegeben. Die Verhandlungen in der dortigen zweiten Ständekammer über die Angelegenheit enthält

4. Schleswig-Holsteinisches Portfolio. Herausgegeben von A. Rauch. Erster Band. Zweites Heft. Ingolstadt, Fromm. 1846. Gr. 8. 8 Ngr.

5. Die Volks-Versammlung zu Nortorf am 14. September 1846. Von Ludolf Wienbarg. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1846. 12. 4 Ngr.

Der Verf. hat naiv geschildert, wie die Volksversammlung zu Nortorf Das nicht wurde was sie werden sollte. Schlagend ist die Hand Wienbarg's nicht; sie tändelt lieber auch mit den Eichen.

Innere Zustände beurtheilt:

6. Ein fliegendes Blatt aus dem Vaterlande. Von Karl Ed. Cramer. Das Ministerium des Innern und — ich! Leipzig, Friese. 1846. Gr. 8. 4 Ngr.

Den Hauptinhalt bildet die Beschwerde über die Unterdrückung der „Vaterlandsblätter". Aber auch über allgemeine Angelegenheiten verbreitet sich der Verf. So sagt er: Sachsen sei seiner geographischen Lage nach bestimmt, den elektrischen Funken des Constitutionalismus in das Herz Preußens hineinzuleiten. Ein anderer sächsischer Schriftsteller, Biedermann, hat aber in der Auseinandersetzung der sächsischen Zustände gerade umgekehrt gemeint, daß die Bewegung in Preußen seit 1840 das auf seiner Verfassung eingeschlafene Sachsen geweckt habe. Preußen hat auch ganz besondere Foderungen, die mit dem vulgairen Constitutionalismus Nichts gemein haben. Der Verf. muß sich wenig am Tage umgesehen haben, wenn er glaubt, daß nach den Fortschritten des Constitutionalismus zum Demokratismus in Preußen, zumal dem einzigen Staate in Deutschland in dem der werdende, also wollende Stand der Arbeiter sich mächtig bewegt, in dem Socialismus und Communismus zur öffentlichen Meinung gehören, man so thöricht sein werde, den aller Erfahrung nach nutzlosen Constitutionalismus für solche Zustände zu wünschen. Der Verf. beschwert sich über die Verfügungen zweier sächsischen Minister, daß es wider die Pflicht der Beamten sei, nicht nach der Meinung der Regierung zu wirken. Aber wie kann er Das mit Recht, wenn er dem Constitutionalismus anhängt? Danach muß gegen die bindende Verfassung in der Mitte hin die Regierung Partei sein und braucht ihre Diener. Gegen Wehrlose wird doch die Opposition nicht fechten wollen? Aber die geschriebene Verfassung ist eben ein unnützer Zankapfel und eine despotische Verhärtung. Der Staat braucht nicht solche Verfassung, nur die verständige Handlung freier Liebe, und dann eben haben auch die Beamten Möglichkeit ihrer freien Wirkung. Dann wird es auch nicht nöthig sein, die Opposition den Städten zu vindiciren, wie der Verf. thut. Die Liebe treibt einen Jeden. Die Regierung braucht nicht Opposition, sondern Hülfe. In einer kleinen Schrift:

7. Politische Foderung aus der Reform des Criminalprocesses in Preußen. Erster Anhang zum „Politischen Katechismus für Preußen". Von F. Marquard. Leipzig, Mayer. 1846. 16. 2 Ngr.

habe ich selbst diese Ansichten und ein darauf basirtes Staatsleben zu entwickeln versucht und speciell für Preußen zu zeigen: das Recht eines Jeden zu politischen Foderungen, und die Pflicht des Königs darauf zu achten. Nur aus Föderung kann Förderung entstehen.

Für Preußisches ist auch erschienen:

8. Patriotische Betrachtungen von Eduard Pelz (Treumund Welp). Breslau, Verlags-Comptoir. 1847. 8. 10 Ngr.

Unter allen fünf Aufsätzen aber welche die Schrift enthält wüßte ich auch nicht einen zu bezeichnen, der seines Patriotismus wegen oder sonstwie Aufmerksamkeit verdiente.

Ganz unbedeutend ist auch:

9. Ein wichtiges Zeugniß von Karl Zeuner in Nordamerika über die Nichtswürdigkeit des heimlichen deutschen Gerichts. Mitgetheilt von Wilhelm Schulz. Mit einer Abfertigung der Schmähschrift des hessischen Hofgerichtsraths Röllner gegen den badischen Abgeordneten Karl Welcker und den Herausgeber; und mit einer Erklärung von Adolf Follen und Ferdinand Freiligrath. Belle-Vue, Verlags- und Sortimentsbuchhandlung. 1846. 8. 5 Ngr.

An der Schrift ist Nichts als der Titel.

Etwas Mehr enthält:

10. Die Flegeljahre der badischen Volksvertretung. Nebst einem Blicke auf die Vertretung der evangelischen Kirche Badens in den Diöcesansynoden des Jahres 1846. Von keinem Abgeordneten noch Regierungsmanne. Karlsruhe, Macklot. 1846. Gr. 8. 6 Ngr.

Die Tendenz drückt sich in folgender Apostrophe gegen das „landständische Treiben" aus: „Schief habt ihr Alles, was ihr von dem Fortschritte in Gottesfurcht, Vaterlandsliebe, Gerechtigkeit und Wahrheit berührtet, gefaßt, und statt durch Widerstand euch in die richtige, geistige, freie Stellung zu bringen, statt euch mit den ewigen Gründen dafür waffnen zu lassen, habt ihr in verkehrter Hitze, in persönlichen Angriffen, in gewaltthätigem Trotzen auf eine durch Furcht zusammengehaltene Majorität, habt ihr mit Einem Worte durch das Flegelwesen Alles verdorben, und Volk und Regierung eher vom wahren Fortschritt zurückgehalten als darin gefördert." Die evangelischen Synoden seien nur „eine schlechte Copie der so aufgeblasenen letzten Landtage gewesen". Der Verf. tröstet sich damit, daß Flegeljahre nur ein Durchgang wären. Indessen hätte er auch dafür sorgen sollen, daß man ihn nicht für einen allzu großen Anhänger der Homöopathie halten müsse.

11. Mein Proceß wegen Anklage auf Hochverrath von Friedrich Wilhelm Schlöffel. Heidelberg, Groos. 1846. 12. 20 Ngr.

enthält eine einfache, ruhige, um so eindringlichere Erzählung der Vorgänge mit erläuternden Beilagen und Actenstücken der Vertheidigung. Als ich die Schrift las dachte ich: Gott sei Dank, so Etwas kann nach der Reform des Criminalprocesses nicht mehr stattfinden. Wie sticht schon gegen solche Behandlung eines kaum Verdächtigen das höfliche Benehmen gegen die offenbaren Verbrecher in Posen ab!

Interessant sind die

12. Aeußerungen über das Gesetz, betreffend das Verfahren in den bei dem Kammergericht und dem Criminalgericht zu Berlin zu führenden Untersuchungen vom 17. Juli 1846, und die Verordnung über das Verfahren in Civilprocessen vom 21. Juli 1846, von F. E. Scheller. Frankfurt a. O., Trowitzsch. 1846. Gr. 8. 15 Ngr.

dadurch daß man erfährt, wie bereits im J. 1828 das gegenwärtige Gesetz über den Criminalproceß durch die amtlichen Vorschläge des Verf. zur Gesetzrevision fast ganz so wie es jetzt gegeben angeregt worden ist. Wie lange hat man also auf die Gerechtigkeit warten müssen, auf Aufhebung des inquisitorischen Parteiwesens, des Irrthums und der Einseitigkeit der Protokolle, des Trugs der Relation, des Wirrwarrs der Beweisregeln, der Unvernunft, ja Gefährlichkeit der außerordentlichen Strafe! Es bleibt noch die Foderung der vollen Oeffentlichkeit. Sie ist vollkommen gerecht, wenn sie wegen des Staats verlangt wird; Oeffentlichkeit für die Gesellschaft, Mündlichkeit für das Individuum. Das richterliche Urtheil darf nicht allein ein Begriff, sondern muß auch zugleich eine That sein, und heimliche Thaten sind Verbrechen. Es möchte der Gegenwart am angemessensten sein, die Oeffentlichkeit des Urtheils durch ein richterliches Amtsblatt in jedem Gerichtsbezirke zu geben. Die Anwesenheit von wenigen Zuhörern hilft dem Angeklagten Nichts, auch nicht gegen eine Uebermacht der Ueberzeugung, wie der Verf. den Angeklagten auch so geschützt wissen will. Vor Millionen Zuhörern wird jeder echte Richter nur nach seiner Ueberzeugung handeln. Wie wissen die Zuhörer denn, daß er es nicht thut? Und wenn sie es wissen, haben sie ein Recht, davon zur Stelle wirksam zu reden? Können sie dem Angeklagten helfen? Er muß sich immer allein helfen, auch bei Millionen Zuhörern. Aber zur Gleichheit gegen die Freiheit des Richters hilft ihm der rechtskundige Vertheidiger, und da die Regierung verpflichtet ist diese Gleichheit zu geben, so ist sie auch berechtigt zum Vertheidigungszwange, welcher noch näher dem neuen Gesetze anpassend zu regeln ist. Der Verf. sagt, daß der Keim zu den Geschworenengerichten in dem Gesetze liege. Er sagt nicht wie. Es ist aber der Misbrauch der freien Ueberzeugung gegen das Subject, gegen die psychologischen Momente hin, wie er schon bei den vor den berliner Gerichtshöfen verhandelten Sachen hervorgetreten ist. Von den alten Richtern ist nichts Besseres zu erwarten, fahren aber die nachfolgenden, an dem mündlichen Verfahren herangebildeten Richter fort zu übersehen, daß zum ganzen Inhalte der Beweise, aus dem sie ihre Ueberzeugung schöpfen sollen, auch das Gemüth mit seinen Banden und die Zeit des Angeklagten gehören, so wird man freilich genöthigt werden, zu Geschworenengerichten seine Zuflucht zu nehmen. Es wäre nur zu wünschen, der Verf. hätte richtig gesagt, daß, wenn sie nothwendig erscheinen sollten, ihr Ausprießen dazu vom Gesetzgeber sorgsam gepflegt und zu einer wohlthätigen Frucht gefördert würde.

F. Marquardt.

Literarische Notiz.

Ein russischer Kämpfer für Maria von Schottland.

Was nicht alle Tage geschieht, hat der russische Fürst Alexander Labanoff gethan. Nachdem er den Feldzügen von 1812—14 beigewohnt und Flügeladjutant des Kaisers Alexander geworden war, steckte er das Schwert in die Scheide und nahm die Feder zu ritterlichem Kampfe für Maria von Schottland. Ihre Ehrenrettung als Schilddevise zog er von Land zu Land, sich mit den Beweisen ihrer Unschuld zu jeglichem Turnier zu rüsten, forschte, weder Mühe noch Kosten scheuend, vorzugsweise nach ihren handschriftlichen Briefen, durchsuchte die Archive des Hauses der Medici in Florenz, die kaiserliche Sammlung in Petersburg, die königliche Bibliothek in Paris, die State-paper-office in London, eine Menge Privatarchive sowol in England als auf dem Continent, entdeckte an 400 noch ungedruckte Briefe und veröffentlichte sie nebst andern dahin einschlagenden unter Beifügung einer chronologischen Uebersicht und erläuternder Anmerkungen in sieben Bänden, betitelt: „Lettres, instructions, et mémoires de Marie Stuart, reine d'Ecosse, etc. etc." (7 Bde., London 1844). Wie nicht ohne Enthusiasmus, ist es kaum denkbar, daß der Verf. unparteiisch für Das was er finden wollte gesucht und geforscht hat. Obschon er sich aber dadurch in der Ueberzeugung bestätigt erklärt, daß Maria von allen wider sie erhobenen Anklagen freizusprechen sei, drängt er doch diesen Glauben nirgend auf, will dafür die Documente reden lassen. Es scheint indeß, als könne selbst dieser neue Fund das alte Urtheil nicht stürzen, daß die Wahrheit in der Mitte liege, Maria unschuldig sei in Theilnahme oder Kenntniß am Tode ihres Gemahls, aber nicht schuldlos in ihrer Beziehung zu Bothwell vor und nach dem Morde. Dasselbe ist die Meinung des Kritikers im „Quarterly review", der das Werk selbst einen der schätzbarsten Beiträge nennt, „ever offered to British literature by a foreign hand".

16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 7. —— 7. Januar 1847.

Die Taschenbücher für das Jahr 1847.

Erster Artikel.

Noch vor wenigen Jahren schien es als drohe den Taschenbüchern das Loos alles Irdischen. Jene freundlichen Familiennovellen, jene Majors-, Gräfinnen- und Tantengeschichten mit obligaten Husarenlieutenants und Referendarien, jene historisch-romantischen Lebens-, Liebes- und Kampfbeschreibungen, an denen wir uns ein halbes Leben lang stillgenügsam erfreut hatten, wollten nicht recht mehr zusagen, obgleich die Taschenbücher an theuern Kupfer- und Stahlstichen, an blendender Buchbinderarbeit das Mögliche aufboten die alten Freunde zu fesseln und neue zu erwerben. Allein, die Zeit war anders geworden und wir mit ihr. Das Leben um uns und in uns hatte bis dahin unerhörte Fragen ausgesprochen, und wollten wir antworten, so galt es sich zusammenzunehmen. Da ist keine Zeit zu einer Unterhaltung die Nichts als angenehm sein will. So sind denn jene freundlichen Novellen und Geschichten im Allgemeinen ein Erbtheil Derer geworden welche vorzugsweise dazu berufen sind, nämlich der schriftstellernden Damen. Die Männer wenden sich meistens andern Stoffen zu, welche bedeutendere Lebensfragen in allen Ständen der Gesellschaft in so reichem Maße darbieten. So ist denn für jede Leserclasse gesorgt, und eine alte liebgewordene Gewohnheit geben wir als wackere Deutsche nicht auf. Mögen daher die Berufenen sich abmühen um den besten Staat, um eine wahre Kirche — wir werden ihnen mit Freuden, mit Aufopferungen sogar dahin folgen wo sie nur das Bessere gefunden haben; mögen Berufene für Handel und Industrie neue Wege, neue Maschinen finden und erfinden, wir werden sie gewissenhaft benutzen; überhaupt, bei allem Guten und Förderlichen wird man uns finden, aber — die liebgewordene Gewohnheit geben wir nicht auf. Und warum auch? Wie die Zugvögel sind die Taschenbücher Verkündiger eines neuen Frühlings im Leben, in der Poesie, in der Kunst überhaupt und der Wissenschaft, und wer im Treiben dieser Welt sich den ursprünglichen Natur- und Lebenssinn zu bewahren wußte, fühlt bald heraus, wo, wann und wie der neue Frühling seine besten Blüten spendet, und welche Früchte zu erwarten sind. Und so haben denn die Taschenbücher wirklich eine ernste Bedeutung für das Leben und die Literatur, beide der engsten Verbindung immer mehr entgegenstrebend. Da tritt denn freilich jene Unterhaltung welche kaum Mehr will als ein Ständchen mit anscheinendem Interesse angenehm verplaudern, in den Hintergrund, und Das ist gut so! Die Zeit ist eine ernste; wir wissen nicht was die nächste bringen mag, doch können wir auf freundliche Ruhe nicht hoffen; mögen wir darum für Alles gerüstet sein mit wackerm Ernst und heiterm Sinn. Für beide gewähren die neuen Taschenbücher reichen Stoff. Betrachten wir sie näher, daß er uns möglichst zugute komme.

1. Urania.

A. v. Sternberg gibt in seiner „Sibylle" eine sehr bedenkliche Aufgabe: es ist die der Gegenwart so wichtige Geldfrage. Sibylle ist die Tochter des Handelsherrn van Praat in Antwerpen. Der junge Adrian, Compagnon des Hauses, ist ihr Verlobter, hat jedoch, als Sohn der Leidenschaften, sein Vermögen so sehr zerrüttet, daß eine Abrechnung mit dem alten Herrn ihn ins Verderben stürzen muß. Der schwere Tag ist da, und Adrian findet am Pulte nicht den Vater, sondern die Tochter, deren eiserne Ruhe bei dem Geschäft ihn zur Verzweiflung treiben müßte, wenn sie nicht so schön wäre, wenn er sie nicht liebte, und in seiner Liebe auch ihre tiefversteckte Neigung wie in einem angehauchten Spiegel zu erblicken glaubte. Doch ist er nach der Abrechnung ein Bettler, und um Sibyllens Hand wirbt der Reichthum eines Freiherrnsohns. Adrian hat Antwerpen verlassen, und erst 30 Jahre später finden wir ihn wieder. Er war reich und festern Charakters aus Indien zurückgekommen, Sibylle die Seinige geworden, und die Verbindung ihrer Tochter mit dem Sohne einer geborenen Gräfin bildet den Schluß. Dem Zwecke der Novelle: die wahrhafte Bedeutung des heutigen Tauschmittels darzulegen, dienen auch alle Nebenfiguren, zunächst die schöne liebliche Schwester Adrian's, die ihr blühendes Dasein an einen ungetreuen und verschwenderischen Virtuosen verloren sehen muß. Gewiß werden nicht wenige Leser eben Diese natürlicher, wahrer, interessanter finden als jene kalte, stolze, rechnende Handelstochter, allein gelenkt durch den Grundsatz: „Nicht

Sklaven, sondern Herrscher des Geldes müssen wir sein." Allein, wenn auch psychologisch gegen den auf dieses Princip basirten Charakter eines niederländischen Mädchens Nichts einzuwenden sein mag, so wird doch die Bemerkung verstattet sein, daß dieses Princip selbst nicht auf die rechte Person übertragen scheint. Ein Kaufmann ist ein Herr des Geldes. Das Geld ist nur Etwas durch seinen Gebrauch, und diesen hat der klügste Speculant keine Stunde lang sicher in seiner Hand. Die Novelle hat uns in ihrer Grundidee nicht völlig befriedigt, dennoch entschädigt sie durch treffliche Zeichnung der Persönlichkeiten, und insbesondere schon wird die Geldfrage hier einmal tiefer aufgefaßt als in so vielen ähnlichen Erscheinungen auf dem Gebiete der Novelle und des Romans.

Therese (v. Bacheracht) macht uns in „Interlaken" mit einer Dame bekannt, die den Gemahl um den Geliebten verlassen hat. Dieser aber findet in ihrer Untreue das Motiv zu gleicher Gesinnung: er verbindet sich mit einer reichen Dame, und sie sucht in Einsamkeit und vor der Staffelei Trost und Hülfe. Ein junger Mann stört die Abgeschiedenheit mit seiner Liebe, obgleich er schon gebunden ist, und ihre Bekenntnisse verwickeln ihn in den Kampf zwischen Liebe und Pflicht. Da erscheint die Verlobte — sie ist die Tochter der Einsamen, und das Ende ergibt sich von selbst. Mehre gut und wahr gehaltene Scenen, sowie das Naturleben, gewähren angenehme Befriedigung.

„Imagina" von Karl Gutzkow ist, wie Ref. nur sogleich bemerken will, in Rücksicht der Form nicht eigentlich eine Novelle, wie der Begriff derselben vorzugsweise in Deutschland als ein dramatischer entwickelt worden ist, vielmehr nähert sie sich jener ältern deutschen Erzählung, deren epische Haltung zum Roman hinausstrebt, und für den Roman halten wir den Verf. ganz vorzüglich berufen. Imagina ist, wie schon ihr Name andeutet, ein Kind der Phantasie, und unter Begünstigung äußerer Umstände in einer Welt aufgewachsen, die täglich neu ersteht, um täglich unterzugehen in Demjenigen was wir Lebensverhältnisse nennen. Der Vater will sie doch endlich „zur Raison" bringen, und sie muß heirathen. Aber auch die ihr so neue Welt des Ehestandes vermag nicht ihre lieblichen Kinderträume zu zerstören in denen ein breslauer Student ihr als der Gott ihres Lebens erschienen ist. Der Gemahl, ein junger blonder Lebemann, findet sich gelangweilt, knüpft ein Verhältniß mit einem echten Vollbluterxemplar von Weltdame an, und läßt sich einbilden, Imagina sei ihm nicht treu. Er weiß sogar ihren Vater zu überzeugen, daß der Student noch nicht vergessen sei, und die Ehe soll getrennt werden. Die Scene wo Imagina das Haus verläßt, der Moment wo sie, die wir in Italien, einsam der Kunst lebend, wiederfinden, dem liebeleeren Gemahl schriftlich eine Untreue bezeugt die ihr nie in den Sinn gekommen ist, sind in ihrer einfachen Wahrheit tief ergreifend. In den wenigen Worten die sie da schreibt, athmet eine Unschuld, die selbst nicht weiß wie tief sie ein Leben bemitleidet, verachtet, das sich so sicher und bequem zu bewegen weiß, als sei es das rechte; und es ist doch, ihr gegenüber, Nichts als ein Purpurmantel über einen Bettlerrock geworfen.

Demselben Gedanken begegnen wir, wenn auch in einer ganz andern Sphäre — und wir begegnen ihm überall auf dieser Welt —, in dem Lebensbild von F. Gerstäcker: „Die Tochter der Riccarees." Da wo die Hautfarbe über den bürgerlichen Werth oder Unwerth der Menschen entscheidet und wo dieser feil ist, da bildet sich auch in dem von der Natur und der Gesellschaft Begünstigten eine Roheit aus die zu Allem fähig ist. Die junge Indianerin ist das Ziel der Begehrlichkeit geworden, und um diese zu einem unantastbaren Recht zu erheben, soll das freie Mädchen nicht rein von Negerblut sein. Sie wird ihrer freundlichen Umgebung entrissen und, da der Räuber sich verfolgt sieht, ermordet. Die dem Europäer so fremdartig entgegentretenden Verhältnisse, die knappe Zeichnung derselben lassen den blutigen Schluß nur noch schroffer erscheinen in seiner nackten Armuth, die nirgend Vermittelung, Versöhnung, Beruhigung zur Seite hat. Für diesen Mangel entschädigt die blühende, glühende Farbenpracht der Umgebung nicht. Es ist eben ein trostloses Lebensbild, welches in seiner Isolirtheit uns um so schwerer fühlen läßt, wie weit die bürgerlichen Institutionen noch zurückstehen gegen die rohe Menschennatur, welcher gegenüber ein freies, schönes, unschuldiges Dasein in den amerikanischen Sklavenstaaten schwerer zu bestehen vermag als es in Europa doch wenigstens möglich ist.

Auch Berthold Auerbach's „Frau Professorin" wird in eine Welt gezogen in welcher Alles und Jedes ihr fremd, fast feindselig gegenübersteht. Stadt und Land bilden hier schroffe Gegensätze. Der junge Maler glaubt mit seiner Kunst durchaus frei dazustehen, um in der bürgerlichen Gesellschaft sich und seine Liebe unabhängig behaupten zu können. Diese Selbsttäuschung, die ihn mit der lieblichen Bauerstochter verbindet, hat tausend andere im Gefolge. Er hat es mit Vornehmen, mit fürstlichen Personen zu thun, denen er seinen Professortitel und damit eine sorgenlose Existenz verdankt. Er kann sich ihrer nur halb erfreuen, denn seine Frau paßt nirgend hin. Das fühlt sie selbst, und nach jahrelanger Einsamkeit an seiner Seite trennt sie sich von ihm, um im lieben Heimatdorfe ihrer innersten Natur gemäß leben und wirken zu können. Daß ihre jugendliche Unerfahrenheit sich aus dem gewohnten Kreise weglocken ließ, muß sie nun büßen durch die in der ländlichen Umgebung seltsam klingende Titulatur: „Frau Professorin", wenngleich die Gutmüthigkeit keinen Spott damit verbindet. Die ganze Novelle ist in der dem Verf. der „Dorfgeschichten" eigenthümlichen Weise aufgebaut und durchgeführt, indem die Charakteristik sich aus kurzen Aeußerungen, unscheinbaren Handlungen und Bewegungen der Personen entwickelt; und es erfodert die strengste Aufmerksamkeit des Lesers, wenn ihm nicht die feinsten und schönsten Bezüge entschlüpfen sollen, womit

dann der scheinbar kunstlose, und dennoch mit strenger Consequenz aufgeführte Bau der ganzen Novelle zusammenfallen würde. In unserm wahrhaft regen Antheil an dem Wirken und Schaffen Auerbach's möge dann aber die Besorgniß ihre Rechtfertigung finden, daß die Art und Weise dieses Wirkens und Schaffens zu jener Stabilität hinneigen könnte, welche sich in „Manier" gefällt. Hoffen wir, daß die Mannichfaltigkeit der Lebenserscheinungen eine solche Manier unmöglich mache. Der Verlagshandlung werden die Leser sich dankbar verpflichtet erkennen durch das Titelbild: Auerbach's Portrait, nach J. Hübner von A. Teichel sauber und kräftig im Stahlstich ausgeführt.

2. Penelope. Herausgegeben von Theodor Hell.

Wilibald Alexis führt uns in des Theaterdichters Brandes Jugendgeschichte ein Leben vor wie es die Gegenwart schwerlich kennen wird. Brandes ist längst vergessen, und seine Autobiographie gehört zu den seltenern Büchern; gleichwol hat Brandes zu seiner Zeit für die Entwickelung des deutschen Theaters wesentlich mitgewirkt, und seine Biographie ist für genauere Einsicht in die damaligen Zustände kaum entbehrlich. Brandes' Jugend war eine ununterbrochene Kette von schmuzigem Jammer und Widerwärtigkeiten jeder Art, und diese Jugend liegt vor dem Siebenjährigen Kriege, also in einer Zeit, deren gesellschaftlichen Zustand nur Diejenigen sich deutlich zu machen vermögen welche die Mühe nicht scheuen, die wenigen, das wirkliche Leben darstellenden Romane jener Zeit durchzulesen; und unter diesen nimmt die „Insel Felsenburg" eine nicht unwichtige Stelle ein. Es ist Alles roh, derb, selbst das Gute, und das Schlechte eben deshalb um so schlechter. Die Greuel des Dreissigjährigen Kriegs wirkten noch nach. Brandes arbeitet sich aus Schmuz und Versunkenheit empor, und erzählt seine Schicksale, ohne von Phantasie oder Gemüth sich stören zu lassen, sodaß die Darstellungen für manche Leser kaum zu ertragen sind in ihrer Nacktheit. Eben deshalb aber sind sie für die Cultur- und Sittengeschichte ihrer Zeit um so werthvoller. W. Alexis macht sie hier für jeden Leser zugänglich und knüpft daran zugleich den Vorschlag zu Gründung eines Journals der Vorzeit, welches in nicht allzu lang ausgedehnter Folge der Gegenwart ein zu treffendes Bild der Zeit vor 1756 herzustellen haben würde. Der Vorschlag verdient allerdings nähere Beachtung, und wie wir mit unserer Kleidung, unserm Hausrath uns immer weiter in die Vergangenheit zurückversetzen, so würde uns das Alles noch bequemer und wohnlicher sein, wenn wir auch den Geist klar vor uns hätten der einmal ähnliche Hüllen belebte. Dieser Geist war, wie schon gesagt, roh, derb; doch fänden wir sicher manches Brauchbare, und jedenfalls eine tüchtige Gesundheit. Hoffen wir übrigens, daß W. Alexis uns die Fortsetzung der Biographie nicht vorenthalte, die zunächst für die Geschichte des deutschen Theaters Ausbeute gewährt.

A. v. Sternberg wird sich mit der Novelle „Die Juden" in der Gunst des Volkes Gottes eben nicht fördern, obgleich sich gegen seine Anschauung des Alten Testament von seinem Standpunkte aus nicht Viel sagen läßt. Wirklich wäre es ein Wunder, aus diesem Wust von Roheiten das Christenthum entwickelt zu sehen, wenn Moses und die Propheten nicht wären, die gleich zertrümmerten Götterstatuen und Tempelsäulen aus diesem Schutt zu Tage stehen. Eben deshalb aber ließe sich wol darthun, daß jede andere Religion als Grund und Boden für das Christenthum eine Unmöglichkeit war, und der nicht einzig dastehende Traum des Professors, das Christenthum aus der alten griechischen Religion hervorgehen zu lassen, ist, wie seine Vorgänger, Nichts als Traum. Das Christenthum wurzelt nicht in schönen, bedeutsamen Bildern, sondern in der Liebe, und diese fehlt dem ganzen Griechenthum. Hier ist nun eine Familie, wie wir deren nicht selten finden. Sie ist reich, die Kinder sind Christen geworden, wenigstens getauft, während der Vater seinem Glauben getreu bleibt. Einer der Söhne, Nathan, scheint das ganze Judenthum durchaus vergessen zu haben, sodaß sogar Karoline, die Nichte eines Barons, ihm die Hand reicht, eben da wo der Reichthum seiner Familie in Flammen aufgegangen ist, und er selbst sich als Comptoirist durchbringen muß. Nach drei Jahren verläßt ihn Karoline, weil er, der den Vater zu sich nahm, entdeckt hat, daß dieser seinen Reichthum aus den Flammen gerettet, und mit Härte auf Herausgabe des Geldes dringt. Karoline hat nie geliebt und ihre Ehe ist ein gewagtes Experiment. Eine Adelige hat freilich hier und da absonderliche Einfälle: doch daß sie, wenn auch vielleicht nicht reich, einen Juden heirathen sollte, selbst einen getauften, müßte die Novelle besser begründen als durch das Medium der Musik und die Caprice: „Was kümmert mich die Verwandtschaft? Mögen sie sein wie sie wollen und können." Indeß — sie hat sich ihm verbunden ohne Liebe; denn sie verläßt ihn eben da wo das echte Weib vermittelnd aufgetreten sein würde. Da es sich auch hier wie bei der „Sibylle" in der „Urania" um Geld handelt, so gewähren diese beiden Novellen dem Leser gar manche fruchtbringende Vergleichspunkte. Daß auch die hier besprochene Novelle nach dem Zwischenraum mehrer Jahre nur rasch zum Schluß gebracht wird, möchten wir als eine Bequemlichkeit ansprechen, welche der Novelle nicht eben zugute kommt.

„Der Flüchtling", eine Schilderung von Josef Rank, ist eine Schilderung die man in Deutschland einmal romantisch nannte. Dem ländlichen Leben sind Farben aufgedrungen welche nur die Phantasie hinaustragen kann: aber sie schwächen die Momente, indem diese nun in einem Dufte schwimmen den sie in der Wirklichkeit nicht haben und nicht haben dürfen.

„Lucie Warren", von Wilhelm Gwinner, bietet manche ansprechende Situationen: allein die Entsagung durch scheinbaren Tod, die Tödtung im Duell, ohne daß man den Gefallenen irgendwo vermißt, sind bedenklich und unwahrscheinlich. Ist Beides in der Wirklichkeit ge-

[illegible] so geschah das unter Bedingungen welche die Erzählung nicht vorführt.

„[illegible]“, von Anton Ritter v. Perger, dient zur Erklärung des Titelbildes.

„Dissolving views“, aus Reisebriefen von C. Silesius: Naturschilderungen auf dem Wege über Wien nach der Schweiz und zurück über Venedig. Den Schilderungen fehlt es an Staffage, was das meistens schlechte Wetter verschulden mag. Nur ein mal wird es lebendiger um den aus den Zerwürfnissen mit Luzern bekannten Dr. Steiner.

Den Schluß bilden „Das verlorene Paradies“, ein Gedicht in Octaven von Theodor Hell, und „Das weiße Veilchen“, von Ida v. Düringsfeld, eine Blumenromanze aus der Maurenzeit Granadas.

Außer dem schon genannten Titelbilde gibt die „Penelope“ noch das Portrait der Kronprinzessin Olga und das von Therese von Bacheracht, letzteres von einigen Nachrichten ihres Lebens und Wirkens begleitet.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber das höchste Gut. Von Gustav Theodor Fechner. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1846. Gr. 8. 15 Ngr.

Höchstes Gut gibt es Vieles für Viele: Gesundheit, Schönheit, Weib und Kind, Geld, Haus und Hof, Wagen und Pferde, Pasteten und Wein, Maskenbälle, Macht und Ruhm, Zeitungsartikel, Hunde und Jagd, Gemälde, Antiquitäten, seltene Bücher, Gartenanlagen wie Muskau, kölner Dombau, Katholicismus und Lutherthum, Fanny Elsler's Tanz und Jenny Lind's Gesang, Volksfeste und Zollverein, Bibeln und Almanache, Fürstengnade und Maitressengunst, Badereisen, Spieltische — und was noch weiter.

In einiger Ferne von diesem Allen empfehlen Philosophen und Theologen Tugend und Religion, deren höchstes Gutsein eben Niemand bezweifelt, es aber mit Etwas von jenen Dingen vereint besitzen möchte. Unser Verf. empfiehlt nun das oft Empfohlene, nämlich: Handeln, Dichten und Trachten soll nicht blos auf den Einzelnen, sondern auf alle Menschen gerichtet sein; Gott will das Wirken seiner Wesen für ihre Lust im Ganzen; die Lust des Gewissens ist die beste, seine Lust und Pein unterscheidet sich von jeder andern Lust und Pein; der Mensch soll sich zunächst an die göttlichen Gesetze halten, dann insbesondere an die menschlichen; kommen muß einst eine Moral und Religion, nicht als Zerstörerin der bisherigen, sondern als Blüte über der bisherigen, welche das Wort Lust wieder zu rechten Ehren bringt.

Vortrefflich ermahnt und gehofft! Nur schade, daß ein Wiederhören des oft Gehörten so Viele kalt läßt, wodurch Predigten wie Druckschriften als ein über Bedürfniß hinausgehendes Werk (opus supererogatorium) erscheinen können. 24.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Zur Geschichte der literarischen Ideen.

Der elsassische Gelehrte Matter ist auf der vielsprossigen Leiter der Universitätsehren hoch gestiegen; außer seiner Stelle als Unterrichtsrath (Conseiller de l'Université) und mehren Nebenposten bekleidet er jetzt auch noch das Amt eines Generalinspectors sämmtlicher Bibliotheken in Frankreich. Man kann es als einen Tribut welchen er dieser neuen Würde zollt betrachten, wenn er vor kurzem ein Werk der Oeffentlichkeit übergeben hat, welches seinem Inhalte nach als ein Ergebniß seiner Nachforschungen in verschiedenen Bibliotheken des In- und Auslandes erscheint. Die „Lettres et pièces rares ou inédites“ — so lautet der Titel dieses Buches — enthalten zum Theil höchst interessante Stücke, durch deren Mittheilung Matter auf manche Punkte der französischen Culturgeschichte ein neues Licht geworfen hat. Noch wichtiger als sie an und für sich schon sind, werden diese Mittheilungen durch die berichtigenden, ergänzenden und erläuternden Zugaben und Anmerkungen, welche nicht selten von dem Scharfsinn und der Belesenheit ihres Verf. ein glänzendes Zeugniß liefern. Vielleicht ist derselbe mit seiner Gelehrsamkeit und seinen zum Theil etwas gewagten Hypothesen allzu freigebig gewesen. Doch darüber wollen wir nicht rechten. Die Schrift, deren bunten Inhalt wir unsern Lesern mit einigen Zügen vorführen wollen, wird durch den Abdruck von fünf ältern Katalogen eröffnet, welche sich auf einige sehr wichtige Bibliotheken beziehen. Der Werth dieser Mittheilung wird durch die Fülle von bibliographischen Notizen erhöht, welche der Herausgeber in sie verwebt hat. So enthält z. B. der Aufsatz über die handschriftlichen Schätze welche sich im Besitz Richelieu's befanden Bemerkungen von der allgemeinsten Bedeutung. Es findet sich in einem dieser Artikel über einige bestimmte Bibliotheken eine beachtenswerthe Erörterung über die catenati, d. h. über diejenigen Werke welche an einer Kette angelegt waren, nicht um sie — wie man lange thörichterweise geglaubt hat — dem allgemeinen Gebrauche zu entziehen, sondern vielmehr gerade weil man sie auf diese Art viel zugänglicher machte. Die ohnedies schon so zahlreichen Sammlungen von Briefen berühmter Männer erhalten durch das Matter'sche Buch eine wesentliche Bereicherung. Besonders sind es die letzten drei Jahrhunderte, welche reichliche Beisteuer geliefert haben. Unter den fürstlichen Personen deren Namen uns hier aufstoßen bemerken wir Ludwig XI., Margarethe von Flandern, die Frau von Philipp dem Kühnen von Burgund, Ludwig XIII., die Königin Christine und vor Allen die unglückliche Maria Stuart, von der hier ein Schreiben an Philipp II. mitgetheilt wird. Dasselbe ist der Bibliothek von Saint-Dié entnommen und befindet sich in keiner gedruckten Sammlung, selbst nicht in dem Labanoff'schen Werke. *) Von den ältern Gelehrten welche hier figuriren erwähnen wir den berühmten Casaubon deshalb vorzugsweise, weil unter den zahlreichen Briefen welche von ihm abgedruckt sind, einige uns aufgefallen sind, aus denen man ersehen kann wie schwierig die Stellung angesehener Reformirter selbst während der Regierung von Heinrich IV. sein mußte. Auch von Descartes finden wir einen Brief, welcher den Nachforschungen seiner Biographen entgangen war; die Correspondenz von Ménage führt uns das arbeitsame Treiben dieses fleißigen Sprachforschers vor Augen, mit dessen Namen wir den des Samuel Bochart, des Verfassers vom „Hierozoicon“, in Verbindung bringen. Auch das Testament des ämsig zusammentragenden Historikers Maimbourg erscheint hier abgedruckt, mit noch sehr vielen mehr oder minder wichtigen Documenten, welche sich theils auf die politische Geschichte, theils auf die Entwickelung der französischen Gelehrsamkeit und die Verhältnisse der Gelehrten untereinander beziehen. In Betreff dieses letzten Punktes wollen wir die für einzelne Partien der Geschichte Ludwig's XIV. nicht uninteressante Correspondenz von Chapelain und die Mittheilungen aus dem umfassenden Briefwechsel des Secretairs der königlichen Gesellschaft zu Berlin, Formey, die im Originale noch jetzt in Berlin aufbewahrt wird, nicht ganz unerwähnt lassen, obgleich wir den ganzen Reichthum welcher uns hier geboten wird in diesen geringen Andeutungen überhaupt kaum ahnen lassen können. 17.

*) Vergl. die Notiz über Labanoff in Nr. 6 d. Bl. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 8. —— 8. Januar 1847.

Die Taschenbücher für das Jahr 1847.

Erster Artikel.
(Beschluß aus Nr. 7.)

3. Rheinisches Taschenbuch. Herausgegeben von E. Dräxler-Manfred.

Der diesjährige Miniatursalon gibt neben einigen nähern Nachrichten von den Künstlern Steinle, Rustige, Begas, J. J. Eeckhout, Riedel u. A. auch das Portrait des zuerst Genannten als Titelbild, und sodann wohlgelungene Nachbildungen von andern Gemälden der Uebrigen, unter denen „Das Mädchen am Brunnen" von Begas und „Der Mutter Abendgebet" von Riedel zunächst hervorzuheben sind. Die meisten Gemälde werden dem kunstsinnigen Leser von Ausstellungen her bekannt und lieb geworden sein.

Unter den novellistischen Beiträgen stehen mit Recht voran: „Die Vorbedeutungen. Ein Bild aus dem häuslichen Leben von Heinrich Zschokke." Aus dem reichen Schatze Dessen was man gemeinhin mit dem Worte Aberglauben abfindet, wird hier Einiges auf Alt und Jung einer gebildeten Familie übertragen und in freundlichen Scenen, welche zu einem guten Ende führen, dargestellt. Zschokke befriedigt oft nicht in Ausführung seiner Ideen, oft in diesen selbst nicht: allein er hat vor sehr vielen, selbst bedeutendern Novellisten einen wesentlichen Vorzug, der es erklärlich macht, warum man gern seinen Darstellungen sich hingibt. Während man nämlich eine nicht eben geringe Zahl von Novellisten nur schreiben sieht, hört man ihn erzählen. Das gibt dem Einzelnen wie dem Ganzen ein vertrauliches Leben. So ist es auch hier in den „Vorbedeutungen", wenngleich die Aeußerungen über die Mischehe manche Einwendungen wecken. Zschokke hat freilich, indem er die Wirklichkeit beseitigt, Recht wenn er die Achseln zuckt über die Bedenklichkeiten der Welt; daß aber eben er, welcher stets nur die Wirklichkeit festzuhalten strebt, diese in einem Verhältnisse fallen läßt wo sie eine sehr bedeutende Rolle spielt muß auffallend erscheinen.

„Klagemütterlein", von Josef Rank, und „Aus der Schmiede", von W. O. v. Horn, sind Dorfgeschichten. Einzelnes, namentlich in der letztern, ist gut und getreu aufgefaßt; doch fehlt ihnen Vieles zur Wirklichkeit und also auch zur poetischen Wahrheit. Dorfgeschichten müssen, wie ein geistreicher Freund einmal äußerte, um wahr und ansprechend zu sein, auch jenen eigenthümlichen Dorfgeruch haben, welcher sich dem aufmerksamen Wanderer leicht bemerkbar macht. Franz Berthold und Berthold Auerbach sind bis jetzt die Einzigen welche hier das Rechte trafen.

Da Schleswig-Holstein eben jetzt Tagesfrage ist, so werden die beiden „Schleswig-Holsteinschen Geschichten", von Heinrich Smidt, willkommen sein. Sie gehören der Vorzeit an, und die erste derselben, „Mettenwarf", mag einigen Lesern sonst schon bekannt sein. Uebrigens kommen sie der allgemein in Deutschland sich kundgebenden Theilnahme für Schleswig-Holstein nur bedingungsweise zu Hülfe, und außerdem ist der Ton beider Geschichten zu modern gehalten und bildet unter Anderm mit den sassischen Gesangstücken einen seltsamen Contrast.

„Ueber den Jaman", von Dr. Adrian, ist ein treffliches Landschaftsbild, anschaulich und voll Leben.

„Täuschungen", von Wilhelm Müller, machen uns mit einer Art Abällino bekannt, einem Menschen, auf welchem Verdacht der schwersten Art lastet, der dann aber doch rein und edel dasteht.

Aus dem „Rheinischen Dichtersalon" heben wir „Deutsche Geisterstimmen" von M. Arndt, „Requiescat!" von Freiligrath, „Der Jäger von Muspelheim" aus dem zu erwartenden Heldenbuche von J. A. Henne und „Anekdoten aus Friedrich Wilhelm's III. Leben" von Abraham Voß hervor.

4. Iris. Herausgegeben von Johann Grafen Mailáth.

Adalbert Stifter baut seine Erzählung „Der Waldgänger" auf in bekannter Weise. Ein großes Landschaftsbild, in den Theilen wie als Ganzes, in Vor- und Mittelgrunde wie in der Form mit gleichem Fleiße sauber, kräftig, lebendig ausgeführt, bekommt nach und nach durch die Staffage der handelnden Personen seine eigenthümliche Sprache, und durch das Ganze weht, obgleich wir stets in der Wirklichkeit festgehalten werden, ein so reizender märchenhafter Ton, daß wir glauben in einer idealischen Welt gefangen zu sein die selbst das Kleine, Unscheinbare, Aermliche mit ihrem Glanze übergoldet. So ist es in diesem Waldgänger das Kleinleben armer

Berg- und Waldbewohner mit seinem Einerlei im Sommer und Einerlei im Winter welches uns festhält, und jedem Schritte des alten Waldgängers folgen läßt. Und von der Lebensgeschichte dieses Waldgängers selbst, wenn wir sie nackt hinstellen, werden Tausende sagen: Das ist eine alltägliche Geschichte! Sie haben Recht; allein im Grunde ist in dieser Welt Alles alltäglich, was, wenn es keine Kunst, keine Poesie gäbe, bedeutungslos dahingehen würde. Der Waldgänger ist als der einzige Sohn eines alten unbemittelten Pfarrers einsam aufgewachsen, muß sich auf der Universität kümmerlich durchhelfen, und es gelingt ihm endlich seiner Neigung für Architektur folgen zu können. Er verbindet sich mit einem Mädchen, die, im Gegensatz zu ihm, in glänzender Umgebung erwachsen, durch die Verschwendung des Vaters aber Nichts davongetragen hat als die Stelle einer Gesellschafterin bei einer launenhaften Gräfin. Das junge Paar lebt Jahre lang heiter und zufrieden, und die Kunst des Mannes hilft ihnen zu einer Wohlhabenheit die sich mit einem gewissen Glanze gefällig zu umgeben weiß. Die Frau ist Wochen, Monate lang auf sich selbst verwiesen, da der Mann in weitläufigen Bauangelegenheiten fern gehalten wird. Einmal folgen sie der Einladung eines Nachbars, und finden hier außer den großen Leuten auch eine Gesellschaft Kinder. Das fällt der Frau schwer aufs Herz. Dreizehn Jahre hat sie kinderlos gelebt, sie weiß den Mann für förmliche Scheidung zu gewinnen, und sie trennen sich. Er heirathet wieder, und mit zwei Knaben macht er eine Reise, um ein neues Plätzchen zur Niederlassung aufzusuchen. Da trifft er mit seiner Corona zusammen. „Bist du auch vermählt, Corona?“ „Es haben sich Anträge gefunden.“ „Also bist du vermählt?“ Sie wurde sehr roth und sagte: „Ich habe es nicht vermocht.“ In diesem Erröthen, diesen wenigen Worten liegt das Sündenbekenntniß für sie, für ihn. Sie haben ihre gegenseitige Lebensaufgabe verkannt, die, weil ihnen Kinder versagt waren, eine ebenso wichtige, bedeutungsvolle war als jene, wo wir den Sorgen für unsere Nachwelt leben. Die zweite Frau ist gestorben, die Kinder sind erwachsen und in die Welt gegangen, und Georg (der Waldgänger) steht, losgerissen von jedem Lebensverhältnisse, einsamer da als je zuvor. Er ist alt geworden; er hätte gern Corona aufgesucht, allein er schämt sich und wandert einsam in den Bergen und Wäldern, nur mit dem Knaben eines Waldbewohners verkehrend. Der Schluß der Erzählung, so schlicht und einfach wie das Ganze, ist wahrhaft tragisch, und darum erhebend, beruhigend. Das starre Gesetz, welches die Scheidung zuläßt, ist den beiden Irrenden zu Hülfe gekommen und hat sie unglücklich gemacht. Die katholische Kirche scheidet nicht, aber sie wären in ihr nicht glücklicher gewesen. Glücklich allein ist Der welcher in sich selbst das Gesetz des Wahren, Rechten und der Liebe aufrecht erhält.

„Die Brautfahrt“, Episode von Julie v. Großmann, zeigt uns den wackern Gleim, wie er in seiner Jugend einmal sehr ernste Heirathsanstalten macht, die dann kurz vor der Hochzeit am Eigensinne des Brautvaters, an der Lieblosigkeit der Braut, und den Einflüsterungen eines hämischen Cantors scheitern. Gleim sang sein Leben lang von Wein und Liebe: wie er aber keinen Wein trank, so scheint es aus manchen Zügen, als habe er auch nicht das rechte Talent für den Ehestand besessen; und daß er ehelos blieb, werden sicher alle Diejenigen zu segnen gehabt haben, denen er, und stets in schöner Weise, ein wahrhafter Wohlthäter war. Als Dichter mag Gleim vergessen sein, was er aber an Dichtern und Andern that, Das muß ihm ein ehrenvolles Gedächtniß bewahren.

Die historische Novelle „Konstantin Faulcon“, von Walter Tesche, führt uns in jene Zeit, wo einmal am Hofe Ludwig's XIV. eine Gesandtschaft aus Siam erschien, die lange Zeit hindurch für eine Mystification gehalten wurde. Frankreich hat, vielleicht nur durch die Berichte des Grafen Forbin und die Muthlosigkeit des Flottenbefehlshabers Desfarges irre geleitet, dieses Ereigniß unbenutzt gelassen, welches andern Falls gar leicht den Verhältnissen Ostindiens eine ganz andere Gestalt geben konnte. Der Verf. berührt übrigens diesen Gegenstand nur so weit er seinem Zwecke dient, die Schicksale Faulcon's, seine Thätigkeit am siamesischen Hofe, sein Steigen und seinen Fall darzustellen, und damit zugleich ein anschauliches Bild von dem Leben und Treiben des uns so fremden Volkes zu geben. Er ist zugleich ehrlich genug, die Quellen nachzuweisen welche seinem lebensreichen Bilde als Grundfarbe dienen; und dieses Bild ist so ansprechend, daß wir gern bei ihm verweilen, selbst da wo die Tyrannei sich in Grausamkeit gefällt, oder eine siamesische Tafel uns den Appetit verleidet.

Der Herausgeber schließt den prosaischen Theil des Taschenbuchs mit „Scenen aus der ungarischen Geschichte“, welche aus dem 11. Jahrhundert die Schicksale des Königs Salamon hervorheben, eines Königs nur wenig vom Glücke, dagegen von der Sage begünstigt. Wünschen wir, daß der Verf. diesen „Scenen“ Fortsetzungen geben möge.

Unter den poetischen Beiträgen sind Dräxler-Manfred's Sonette „Die Schlafende“ zu Mahlknecht's trefflichem Stahlstich, nach einem Gemälde Agricola's, und Seidl's launig-trauriges Gedicht „Dichteralter“ hervorzuheben. Die übrigen Illustrationen, außer der Schlafenden, das Titelbild „Erzherzogin Marie Karoline“, „Der Schiedsspruch“ und „Die Zigeunerin“, beide mit einem Gedichte von Levitschnigg begleitet, sowie die beiden Darstellungen zu Stifter's „Waldgänger“, werden Kenner und Liebhaber ansprechen.

Wir schließen diesen ersten Artikel mit der Anzeige zweier Neuigkeiten, nämlich:

5. Vergißmeinnicht.

Die Stahlstiche geben uns Jenny Lind als Titelkupfer, mit einer biographischen Skizze von Charlotte Birch-Pfeiffer; ferner die Königin Victoria, welche

wol nicht so ganz getroffen sein möchte, und die neuerlich durch ihre freiwillige Entführung nach Gretna-Green bekannt gewordene Viscounteß Villiers. Der letzte Stahlstich zeigt uns zwei liebliche Kinder, deren Augen uns jedoch stören.

Die schriftstellerischen Beiträge sind: „Schwester und Braut", von Herloßsohn, eine recht freundliche Novelle, die sich jedoch nicht über das Gewöhnliche erhebt.

„Cocodrillo, der Günstling der Höfe", Humoreske von Alfred Strauß, erinnert an jene Zeit, wo der Schriftsteller es angemessen fand, seine Ansichten, Wünsche und Wahrheiten nach Asien zu verlegen. So ist dieser Cocodrillo von der Natur und dem Glück freundlich ausgestattet; er will aber noch glücklicher werden, begibt sich an die Höfe der Könige, opfert Auge, Wohlgestalt und Reichthum der gekrönten Undankbarkeit, und kehrt als Bettler in die Heimat zurück.

„Sieben Tage in einer Hütte", von August Peters, und „Die schöne Schifferin von Brienz", von Friedrich Wieburg, sind Dorfgeschichten, in ihrem Motiv höchst anziehend, in der Darstellung zu — gebildet, — wir wissen kein bezeichnenderes Wort.

„Zwei Virtuosen in einer Person", von Theodor Drobisch, ist eine hübsche Novelle. Der musikalische Kanzleiassistent Hesse liebt die Tochter des Kapellmeisters Briegel in Darmstadt. Dieser aber will von so einem Actenmenschen und Dilettanten Nichts wissen. Hesse geht daher nach Paris, um durch den Unterricht der Gambenheroen Marais und Fourqueray sich zum Meister auszubilden. Beide sind jedoch Feinde, und Keiner darf erfahren, daß Hesse auch Schüler des Andern sei. Beide sind stolz auf ihren Schüler, der beim Herzog von Villars excelliren soll. Die Scene wo es sich ausweist, daß Beide nur einen und denselben Schüler producirt haben, ist höchst ergötzlich, wie überhaupt das Ganze recht frisch und lebendig gehalten ist. Das Ende ergibt sich von selbst.

Oettinger hat eine historische Novelle „Pietro Metastasio" beigesteuert, welche das eigenthümlich zarte Verhältniß des Dichters zu der jungen Erzherzogin, nachherigen Kaiserin Maria Theresia, in fünf Situationen recht ansprechend vor Augen stellt.

Zum Beschluß gibt das Taschenbuch noch vier Gedichte zu Gemälden von Correggio, van Dyk, Tizian und Rembrandt. Der Verfasser, Braun v. Braunthal, nennt sie „Metrische Betrachtungen".

6. Norddeutsches Jahrbuch für Poesie und Prosa. Herausgegeben von Heinrich Pröhle.

Nach dem Vorworte stellt sich das Buch die Aufgabe, neben den bereits bekannten Dichtern und Schriftstellern auch die noch Namenlosen dem Publicum vorzuführen, deren jedoch für diesen ersten Jahrgang sich nur Wenige eingefunden haben. Das ist eine ganz neue Erscheinung! Bisher haben die Redactionen ihre liebe Noth mit lyrischen und novellistischen Jugendergüssen gehabt, und da ist es denn auch wol begegnet, daß wirkliches Talent zurückgescheucht wurde. Das Büchlein zerfällt in drei Abtheilungen: „Novellen", „Gedichte" und „Feuilleton"; letzteres, so viel uns bekannt, neu in einem Buche. Der Novellen sind drei: „Die rothe Grete", von Friedrich Saß; „Graf und Reitknecht", von August Hesse, und „Das arme Fräulein", von Hermann Schiff. Die erste und die letzte gehören zu den gegenwärtig so beliebten Dorfnovellen. Alle drei haben tragischen Ausgang. Die rothe Grete, von ihrem Haar so genannt, ist ein Unglückskind, die Zielscheibe des Spottes, der Verachtung, der Verfolgung von Jugend auf. Wir mögen nichts Einzelnes hier herbeiziehen; wir geben die Wahrheit des Einzelnen wie des Ganzen zu, und beklagen es tief sie zugeben zu müssen. Wenn es jedoch für den Dichter wirklich kein Mittel geben sollte, das Entsetzliche tragisch versöhnend zu erheben, so möchten wir wünschen, solchen Erzählungen anderswo zu begegnen als in einem Jahrbuche, welches neben der Poesie freilich auch Prosa geben will, gewiß aber in einem andern Sinne als dem des kahlen Unheils. Die Novelle „Graf und Reitknecht" läßt sich, wie sie da gegeben ist, auf die einfache Anekdote zurückführen: daß die Braut des Letztern vom Erstern verführt, und dann vom Herrn dem Diener mit guter Aussteuer aufgedrungen werden soll, worauf der Letztere seinem Leben ein Ende macht. Uebrigens ist die kleine Novelle recht gut erzählt. „Das arme Fräulein" leidet am Mangel genügender Ausführung, und kann auch nicht eigentlich als Dorfnovelle, was sie nach dem Titel sein soll, betrachtet werden, da in einer solchen Novelle das Leben der Bauerhöfe und Hütten den Vorgrund bildet, was darüber hinausliegt aber meistens als Gegensatz, als die andere Seite des Dorflebens, hinzustellen ist.

Die zweite Abtheilung: „Gedichte", bringt freundliche Gaben von Geibel, Mörike, Justinus Kerner, K. A. Mayer, Kinkel, Hoffmann von Fallersleben, Prutz und Beck, sowie zwei Gedichte aus dem Nachlasse von Krug v. Nidda. Unter den weniger bekannten Dichtern ist Johannes Blau dem Ref. bis jetzt unbekannt geblieben. Seine Gedichte „Im Walde", „Der Nix" und ein „Sonett" sprechen frisches Leben, klares Gemüth und Natursinn in wohllautenden Versen aus.

Das „Feuilleton" enthält eine Vorlesung von O. L. B. Wolff über die Leiden und Lieder des dem Leser aus der schönen Romanze von Uhland bekannten Castellans von Coucy, und ein Wort über die heutige Poesie von August Hesse, an eine Dame in Oestreich. Dies Wort gibt kaum Anderes als allgemein Bekanntes; dagegen ist Wolff's Vorlesung auch von der Seite beachtenswerth, daß sie von den Sitten und Liebesverhältnissen des Mittelalters, zunächst in Frankreich, dem Leser, welchem andere Werke, z. B. „Fabliaux ou contes du 12me et 13me siècle", von Le Grand, nicht zur Hand sind, eine deutliche Anschauung gewährt.*) 18.

*) Der zweite Artikel folgt bald nach. D. Red.

Bibliographie.

Geschichts-Bibliothek fürs Volk. 11. Geschichte des Jesuitentreibens und der Freischaarenzüge in der Schweiz von H. E. R. Belani. Berlin, C. H. Schultze. 1846. Kl. 16. 2½ Ngr.

Nagelneue höchst wunderbare aber dennoch wahrhaftige Historia von dem Prinzen Augentrost und der schönen Wunderholde. In 12 Capituln nebst dazu gehörigen 12 Bildern von etlichen lustigen Malern. Ans Licht gestellt von Hugo v. Blomberg. Berlin, E. Krause. 1846. 4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Lengerke. C. v., Die fünf Bücher der Psalmen. Auslegung und Verdeutschung. Zwei Bände. Königsberg, Gebr. Bornträger. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.

Belletristisches Lese-Cabinet der neuesten und besten Romane aller Nationen in sorgfältigen Uebersetzungen. Herausgegeben von H. Meynert. 1ste bis 26ste Lieferung oder 1ster bis 10ter Band. Leipzig, Hartleben's Verlags-Expedition. 1846. à Lieferung 4 Ngr.

Loritza, C., Napoleon. Anekdoten, Charakterzüge und Begebenheiten aus dem Leben Napoleon's. Aus Geschichtswerken, Memoiren rc. 2te Auflage. Vier Theile. Wien, Stöckholzer v. Hirschfeld. 1846. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Rabou's (Charles) Werke. 1ster und 2ter Band. — A. u. d. T.: Die Seiltänzer Ludwig's XV. Aus dem Französischen von L. Fort. Zwei Bände. Leipzig, Literarisches Museum. 8. à 15 Ngr.

Riedheim, C., Neuestes Comtoir-, Post- und Zeitungs-Lexikon. Enthaltend in alphabetischer Ordnung die geographisch-statistische Beschreibung aller Erdtheile rc. 1ste Lieferung. Heilbronn, Drechsler. 1846. Gr. 8. 10 Ngr.

Rinne, J. C., Encyklopädie der Staatswissenschaften für Deutsche. Breslau, Hirt. 1846. Gr. 8. 15 Ngr.

Satori, J., Benoni. Roman. Wien, Stöckholzer v. Hirschfeld. 8. 1 Thlr.

Scharten, C. v., Friedrich der Einzige in Rheinsberg. Idyllisch-dramatisches Gedicht. Berlin, Schartmann. 16. 22½ Ngr.

Schefer's, L., ausgewählte Werke. 9ter und 10ter Theil. Berlin, Veit u. Comp. 1846. 16. à 15 Ngr.

Schimper, K., Gedichte. 1840—1846. Mannheim, Hoff. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Scribe's Romane. 1ster Band. — A. u. d. T.: Piquillo der Maurenknabe. Frei nach dem Französischen. 1ster Band. Leipzig, Literarisches Museum. 8. 15 Ngr.

Ségur, Graf. v., Geschichte Napoleon's und der großen Armee im J. 1812. Uebersetzt von Kottenkamp. 3te Auflage. 1ste Lieferung. Mannheim, Hof. 1846. 8. 5 Ngr.

Selbst. Vom Verfasser des Cecil a peer. Deutsch von O. v. Wenckstern. 1ster Theil. Grimma, Verlags-Comptoir. 1846. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Stöber, K., Kalendergeschichten für alles Volk und alle Zeit. Mit Bildern. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 8. 8 Ngr.

Struve, G. v., Politisches Taschenbuch für das deutsche Volk. 1ster Jahrgang. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1846. 8. 1 Thlr.

Sue, E., Martin das Findelkind, oder Memoiren eines Kammerdieners. Illustrirt von L. Löffler. 1ster Band. Leipzig, Weber. 1846. 8. 10 Ngr.

— — Martin der Findling. Deutsch von Colland. In 1 Bande. 1ste und 2te Lieferung. Berlin, Reichardt u. Comp. 1846. Lex.-8. à 3 Ngr.

Tegnèr's, E., Dichtungen. Uebersetzt von G. v. Leinburg. Frankfurt a. M., Brönner. 1846. 8. 25 Ngr.

Eine Tigergeschichte für lustige Leser. Dem Englischen nacherzählt von H. Bode. Mit 7 Holzschnitten. Leipzig, Brockhaus und Avenarius. 1846. 8. 6 Ngr.

Vincas, H., Der Mensch aus und durch sich selbst erklärt. Oldenburg, Schulze. 1846. 8. 20 Ngr.

Deutsche Volksbücher, nach den ältesten Ausgaben hergestellt von K. Simrock. Mit Holzschnitten. XVII. Der gehörnte Siegfried. Frankfurt a. M., Brönner. 1846. 8. 2½ Ngr.

— — dieselben. XVIII. Wigolais vom Rade. Frankfurt a. M., Brönner. 1846. 8. 3¾ Ngr.

— — dieselben. XIX. Dr. Johann Faust. Frankfurt a. M., Brönner. 1846. 8. 7½ Ngr.

— — dieselben. XX. Deutsche Sprüchwörter. I.—III. Heft. Frankfurt a. M., Brönner. 1846. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die deutschen Volksbücher. Für Jung und Alt wieder erzählt von G. Schwab. 3te Auflage. Zwei Bände. — A. u. d. T.: Buch der schönsten Geschichten und Sagen rc. Zwei Bände. Mit 4 Kupfern. Stuttgart, S. G. Liesching. Gr. 8. 2 Thlr.

Deutsches Volksbüchlein für Jung und Alt. Herausgegeben von G. Nieritz. Jahrgang 1846. Mit Beiträgen von Bechstein, Duller, Geldern, Mises und Andern und 7 Holzschnitten nach Originalzeichnungen von L. Richter. Berlin, Schultze. 1846. 8. 7½ Ngr.

Tagesliteratur.

Briefe eines polnischen Edelmannes an einen deutschen Publicisten über die jüngsten Ereignisse in Polen und die hauptsächlich bisher nur vom deutschen Standpunkte betrachtete polnische Frage. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1846. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Füster, A., Der Verein wider Thierquälerei. Herausgegeben durch den Görzer Verein wider Thierquälerei. Wien. 1846. 8. 5 Ngr.

Großmann, K., Vorläufiger Bericht über die 5. Hauptversammlung des evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung an meine Herren Wähler im Antwerpener, Leipziger und Schleizer Hauptvereine. Leipzig, Vogel. 1846. Gr. 4. 3 Ngr.

Licht, A., Offener Brief an den K. Preuss. Kammerherrn etc. Freih. v. Drieberg auf Protzen bei Fehrbellin. Berlin, Mylius. 1846. Gr. 8. 10 Ngr.

Nordmeyer, A., Ueber Fortschritt und Bewegung im Christenthum. Mit Beziehung auf die Landes-Synode zu Berlin im Juni 1846. Berlin, Stuhr. 1846. 12. 3 Ngr.

Schuselka, F., Deutsche Volkspolitik. In zwanglosen Heften. 1ster Band. 2te unveränderte Auflage. Hamburg, Hoffmann und Campe. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

— — Oesterreichische Vor- und Rückschritte. Hamburg, Hoffmann und Campe. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schwarz, E., Dr. Rupp's Ausschließung aus dem Gustav-Adolf-Verein. Nebst einem Schlußwort von G. Schwetschke. Halle, Knapp. 1846. Gr. 8. 7½ Ngr.

Seydt, D., Nur in der Rückkehr zu Christo liegt das Heil der Kirche. Predigt am Reformationsfeste 1846. Bautzen, Helfer. 1846. Gr. 8. 4 Ngr.

Thieme, C. A., Ein Wort zur Verständigung und Beruhigung über den Beschluß der 5. Generalversammlung des Gustav-Adolf-Vereins in Berlin, die Ausschließung Dr. Rupp's betreffend. Wiesbaden, Ritter. 1846. 8. 3 Ngr.

Trüstedt, F. L., Historisch-kritische Beiträge zur Beleuchtung der Frage über die Reform der Medicinalverfassung in Preußen. Berlin, Simion. 1846. Gr. 8. 15 Ngr.

Uhlich, Predigt. 11. Sonntag nach Trinitatis. Glaube und Werke. Magdeburg, Creutz. 1846. Gr. 8. 3 Ngr.

Der Fürst von Wallerstein und die Würzburger Adresse. Augsburg, Schmid. 1846. Gr. 8. 6 Ngr.

Wislicenus, G. A., Die Amtsentsetzung des Pfarrers G. A. Wislicenus in Halle durch das Consistorium der Provinz Sachsen. Actenmäßig dargestellt. Leipzig, Barth. 1846. Gr. 8. 16 Ngr.

Worte der Klage und Ermahnung an die Basler Mission, sowie an die Freunde und Beförderer der Mission und des Reiches Gottes überhaupt. (Von Dr. de Valenti.) Bern, Huber und Comp. 1846. Gr. 8. 8 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 9. —— 9. Januar 1847.

Schleswig-Holstein und Dänemark.

1. Reisen in Dänemark und den Herzogthümern Schleswig und Holstein. Von J. G. Kohl. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1846. 12. 6 Thlr.
2. Streifzüge in Schleswig-Holstein und im Norden der Elbe. Von Theodor Mügge. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1846. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
3. Die Marschen und Inseln der Herzogthümer Schleswig und Holstein. Nebst vergleichenden Bemerkungen über die Küstenländer, die zwischen Belgien und Jütland liegen. Von J. G. Kohl. Drei Bände. Dresden, Arnold. 1846. 8. 5 Thlr. 20 Ngr.
4. Dänische Zustände, aufgehellt in Literatur-Briefen, nebst Bemerkungen über die Aussprache des Dänischen. Von Konstantin Dirckinck-Holmfeld. Leipzig, Michelsen. 1846. Gr. 8. 1 Thlr.

Erster Artikel.

Die Landstriche, welche uns diesmal beschäftigen werden, haben in neuester Zeit eine beinahe europäische Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Nach dem ultima Thule jenseit der Elbe richtet sich das Augenmerk der europäischen Cabinete und der deutschen Völker. Journalistische Declamationen, publicistische, staatsrechtlich-aphoristische Discussionen genügen nicht, um die Natur derselben kennen zu lernen, und wir wollen ihnen deshalb zwei längere, möglichst erschöpfende Artikel widmen. Wir hoffen in der That orientiren und berichtigen zu können; denn wir schreiben nicht blos Reisewerke aus, sondern wir urtheilen auch aus eigener Anschauung und Lebenserfahrung. Wir besprechen und charakterisiren unsere eigene nordalbingische Heimat. Allerdings lehnen wir an die oben angegebenen Reisewerke uns an und haben auch immer eine Kritik und Besprechung derselben im Auge. Um aber ein möglichst umfassendes Bild von den nordelbischen Natur- und Volkszuständen zu entwerfen, wollen wir diesen ersten Artikel der Natur, der Volkssitte, der Sprache u. s. w. jener Länder widmen und dann in einem zweiten Artikel die politischen Zustände und Conflicte, das historisch-publicistische Material, die wissenschaftlichen Bewegungen u. s. w. zur Darstellung bringen.

Ehe wir indeß uns mit den Zuständen der genannten Länder selbst beschäftigen, sind wir uns und dem Leser Rechenschaft schuldig, zu sagen, welchen Eindruck die Auffassungsweise der beiden Reisenden auf uns gemacht hat, der Herren Kohl und Mügge, die uns in ihren Büchern den Norden der Elbe schildern. Es kommt hier allerdings fürs erste nur auf den Totaleindruck an und nicht auf eine specielle Kritik. Aber dieser Totaleindruck selbst ist ein durchaus verschiedener und, um gleich mit der Sprache gerade herauszugehen, er ist Hrn. Kohl bedeutend günstiger als Hrn. Mügge. In der Art und Weise wie Mügge schildert gibt er eben nur Streifzüge, Kohl gibt immer werthvolle Studien. Das Buch Mügge's hätte recht gut geschrieben und aus verschiedenen Büchern, Zeitungen und Notizen zusammengesetzt werden können, ohne daß der Verf. den Boden berührt hätte welchen er schildert. In dem Kohl'schen Werke tritt uns auf jeder Seite das Resultat einer vielleicht mitunter irrenden, aber immer durchaus feinspürigen Autopsie entgegen. Zwar sagt Mügge in seiner Vorrede:

> Bei der Theilnahme welche in Deutschland immer lebensvoller weiter greift, ist dennoch der größte Theil meiner Landsleute wenig oder nur ganz im Allgemeinen mit den Zuständen Schleswig-Holsteins bekannt. Darum scheint es kein undankbares Unternehmen, Land und Leute und deren Verhältnisse und Rechte darzustellen wie sie sind, daß Jedermann lernen und sich überzeugen möge wie es damit beschaffen sei.

Aber, fragen wir diesen Reisenden, was ist das für ein Publicum, welches über Schleswig-Holstein Das nicht schon lange wußte, was er in seinen zwei Bänden zusammengestellt hat? Wir denken doch, ein ziemlich untergeordnetes. Denn Alles was Mügge an historischem, staatsrechtlichem, publicistischem Material bietet, und Das ist die Hauptsache bei ihm (die dazwischen gesäete Reiseromantik kann doch gar nicht in Betracht kommen?), ist lange vor ihm in dicken Bänden, Broschüren und Zeitschriften discutirt und gesagt worden. Selbständige Untersuchungen, eigene gründliche Erörterungen bietet er uns keineswegs auf dem publicistischen Gebiete, obgleich er die genannten Länder doch hauptsächlich als Publicist bereist. Wir denken, er wird sich selbst nicht einbilden wollen, etwas Neues und Eigenes gegeben zu haben, sonst müßten wir ihn auf Männer und Werke verweisen, mit denen er sich in publicistischer Wissenschaft und Gelehrsamkeit, speciell in publicistischer Erörterung der nordelbischen Verhältnisse nicht im geringsten messen kann. Das Verdienst seines Reisewerkes beschränkt sich also darauf, in bunter ungeordneter Form

mannichfach und zwar wissenschaftlich erörterte Punkte und Fragen vor einem Publicum zu popularisiren, welches eben in seiner Unterordnung noch nicht weiß, daß diese Fragen längst und zwar weit gründlicher und viel geschickter behandelt worden sind. Das Reisewerk Mügge's hat also in unsern Augen nur einen sehr relativen Werth. Aber es wird auch mit diesem Werthe sich in einer Zeit Beifall erringen können, wo sich wirklich die Menge der Deutschen an den schleswig-holsteinischen Zuständen betheiligt hat und nach einem Hülfsbuche sucht, welches sie über Das was dort vorgeht wenigstens einigermaßen belehren möge. Dieses thut Mügge in seinen Zusammenstellungen auf allen möglichen Gebieten vollkommen, und indem wir sein Buch auf die wahre Bedeutung desselben zurückführen, wollen wir ihm dieselbe recht gern gönnen und sie keineswegs allzu gering anschlagen; denn es ist auch ein Verdienst, die Menge über eine Frage aufzuklären welche bisher nur in höhern Regionen über ihrem Haupte behandelt ward. Die Compilation und nicht eine selbständige, eigene publicistische Thätigkeit — denn die Stichwörter des Tages in verschiedenen Variationen angebracht, gilt bei uns noch nicht für Publicistik — hätten wir also vorzugsweise an Mügge zu schätzen.

Ganz anders verhält es sich mit Kohl. Mit welcher klaren und richtigen Uebersicht er an seine Darstellungen geht, zeigt uns schon der Schluß zu dem Vorworte seiner „Marschen und Inseln“. Es heißt dort:

Diejenigen welche Wenig oder gar Nichts von fremden Ländern wissen, thun gut stillzuschweigen und Nichts über sie zu publiciren; Diejenigen aber welche durch Studien und Forschungen tief in die Kenntniß der Länder und Völker einzubringen vermochten, sind die beneidenswerthen Lehrer der Menschheit. Zwischen Beiden stehen in der Mitte Diejenigen welche etwas mehr verkünden können als Andere, und auch diese dürfen sich einige Hoffnung machen, ein Publicum zu gewinnen und ihren Platz in der Reihe Derer welche sich nützlich gemacht haben angewiesen zu erhalten.

Wenn nun in Deutschland Jemand lebt der die größte Befähigung zum Touristen zeigt, so müssen wir, mit Hintansetzung aller Uebrigen, eben Kohl nennen. Wie wir ihn schon früher auf seinen Wanderungen durch die entlegensten Gegenden begleitet und Manches durch ihn gelernt haben, so begrüßen wir ihn auch jetzt in seinen vorliegenden Werken auf einem Boden der uns heimisch ist, und auf dem wir ihn um so bestimmter controliren können. Der feine, scharfsinnige Beobachtungsgeist den wir an ihm bemerken macht den Touristen noch nicht fertig; er wird erst durch die gründlichen Studien vollendet, welche Kohl auf den verschiedensten Gebieten, in der Geschichte, in der Geographie, in der Naturwissenschaft u. s. w. gemacht haben muß, durch die ämsige, angestrengte Lecture und durch eine reiche Erfahrung, welche zu den interessantesten Parallelen und den schlagendsten Erläuterungen Anlaß gibt. Wir müssen in Kohl eine sehr glückliche Mischung von Weltmann, Naturforscher und Bücherwurm bewundern. Diese Mischung eben hat ihn so überaus glücklich zum Touristen organisirt, und er weiß Allem über was er schreibt, selbst wenn es scheinbar noch so geringe Gegenstände betrifft, ein allgemeines Interesse abzugewinnen und jeden Leser zu fesseln. Nicht wie Mügge compilirt er blos und verbindet die Compilationen durch romantische, zum Theil bombastische Passagen, überall erblicken wir in ihm den Mann, der selbständig über Natur, Leben und Geschichte zu denken weiß, und der wenn er fremdes Material benutzt, dasselbe nicht blos roh und ungeordnet wieder hinstellt, sondern dasselbe vollkommen beherrscht und sich darüber zu durchaus eigenen Anschauungen erhebt. Darum können wir den Kohl'schen Reisen einen allgemeinen Werth zuerkennen. Eben weil sie mehr als Compilationen, weil sie selbständige Bemerkungen und Anschauungen sind, wird Jeder, wer er auch sei, aus ihnen Etwas lernen können, und sie brauchen sich nicht, wie das Mügge'sche Buch, auf die Befriedigung eines untergeordneten Publicums zu beschränken.

Allerdings hat Kohl bei seiner Reise schon von vornherein eine ganz andere Absicht als Mügge. Kohl hat besonders die Ethnographie, Mügge besonders die Politik im Auge. Aber wenn Mügge die politischen und die historischen Fragen ebenso gründlich, d. h. so selbständig behandelt hätte wie Kohl die ethnographischen, so würde er sich ein nicht geringeres Verdienst als Jener erworben haben. Bei Mügge verschwindet die Natur der Menschen und des Landes einestheils hinter einer nicht allzu fein gehaltenen Reiseromantik, die auf düsseldorfer Manier malt und auf der Oberfläche sitzen bleibt, andererseits hinter den lockern Zusammenstellungen auf dem Gebiete der Politik und der Geschichte; es fehlt das Ebenmaß, die schöne, freie Beherrschung. Bei Kohl tritt die Natur des Landes, die Sitte der Menschen hervor, aber in diesen Schilderungen gibt er uns selbst die Unterlage zur richtigen Beurtheilung der großen politischen Zustände und der historischen Verhältnisse. Indem er sich mit der Natur, mit den Menschensitten beschäftigt, wird zwar Mancher ausrufen, warum beschäftigt er sich mit solchen Bagatellen und Miniaturbildern? Warum studirt er nicht lieber die großen politischen Bewegungen im Lande, statt des Ablaufens der schmuzigen Ebbe- und Flutgewässer? Aber wir wollen ihn darauf ein Wort zu seiner Vertheidigung sagen lassen. Es charakterisirt seine ganze Reiseauffassung am besten („Marschen und Inseln“, II, 248):

Ich verkenne zwar nicht die praktische Nützlichkeit der Forschungen über moralische Bewegungen, und ich bin auch keineswegs blind gegen die Phänomene die überall am politischen Himmel erscheinen, und nicht stumpf gegen das Interesse das ihre Betrachtung, Ergründung und Schilderung gewährt. Allein diese politischen Bewegungen sind nur vorübergehend und sehr wandelbar, und sie strömen in den Ländern hin und her in dem festen Rahmen der dauernden Sitten der Menschen und der unveränderlichen Natur des Landes. Komme ich daher in ein Land, so ist es mir vor allen Dingen wichtig, diesen Rahmen, diese Basis kennen zu lernen in welchem und auf welcher jene Bewegungen stattfinden. Es ist mir wichtig, aus der Geschichte, aus dem Anblick und dem Studium des

Landes und seiner Bewohner zu erkennen wie es von jeher gewesen ist, und dann erst frage ich wie es jetzt aussehen mag und was die Tagesfragen sind.

Nun wollen wir auch eine Stelle suchen, worin Mügge's Reisedarstellung ihren Schwerpunkt findet:

Deutschlands Theilnahme für die bedrängten Brüder im Norden der Elbe ist nicht vergebens angerufen worden. Das in uns erwachte Nationalgefühl mußte uns schamroth erinnern, was unser Vaterland zu andern Zeiten schon durch ländersüchtige Nachbarn und eigene schuldvolle Schwäche verloren hat. Die Zukunft aber muß uns Aehnliches fürchten lassen, wenn wir nicht endlich allen Nationen zeigen, daß wir einiger und stärker sind als damals, wo ein ohnmächtiges, zerstückeltes Volk in demüthiger Verknechtung kein anderes Gefühl kannte als das des unterwürfigen Gehorsams gegen die 300 Herren des deutschen Landes. Jetzt ist es wenigstens um Etwas anders geworden. Rechts- und Vaterlandsliebe sind überall erwacht; wir glauben an eine Zukunft unsers Volkes, und dieser Glaube wird zur Erlösung führen. Im Kampfe gegen die Gespenster der Vergangenheit wie gegen die erdrückende Riesenhand, welche auf uns so lange lastet und nur langsam und gezwungen ihre Beute losläßt, in diesem Kampfe sind wir endlich so weit gekommen, uns als Volk zu empfinden und bei eigener Noth und Pein rege Theilnahme an Allem zu nehmen was Deutschland trifft, wo es auch sein mag; weil wir in Leid und Freude fühlen wie nahe es uns angeht. So widme ich denn mein Buch allen Deutschen die ein Herz für die Zukunft unsers großen Vaterlandes haben, und Schleswig-Holstein als zu ihm nur und uns gehörend mit Theilnahme betrachten.

Also Mügge predigt eine Volksempfindung im Kampfe und in Lösung der politischen Tagesfragen. Kohl bemüht sich um die Prüfung, um die Untersuchung des Volkswesens. Bei Mügge ist Alles voll von heutiger Politik und von den politischen Redensarten des Tages. Wenn wir Kohl auf seinen Forschungen begleiten, die das Wesen der Natur und der Menschen zum Zwecke haben, so vergessen wir oft, wenn der Westwind über die Dünen weht, wenn das Meer die kleinen Halligen überflutet, zwischen den Deichen und Wellen und Wüsten, die politischen Gegensätze der Gegenwart. Aber wie seltsam! Aus den Untersuchungen Kohl's wissen wir mehr politische Resultate zu ziehen als aus den politischen Compilationen und Phrasen Mügge's. Die große Menge freilich muß mit den Schlagwörtern angereizt werden, und sie wird Mügge für weit politischer halten als Kohl; denn er drückt ja die augenblicklichen Stimmungen aus. Wir sind, des äußern Anscheins ungeachtet, doch der entgegengesetzten Meinung. Die beiden eben angeführten Stellen der beiden Reisebeschreiber mögen für unsere Ansicht sprechen. In welcher von ihnen möchte eine großartigere, tiefere, natürlichere politische Weltanschauung zu finden sein? Das wollen wir der Beurtheilung des Lesers überlassen, und uns nun von der allgemeinen Art und Weise der beiden Touristen zu den Ländern und Gegenden selbst wenden welche sie uns geschildert haben.

Der wahre Ausgangspunkt für alle skandinavischen Reisen ist seiner Lage nach Hamburg. Von hieraus begeben sich denn auch unsere beiden Reisenden nach Norden, aber nicht ohne auf diese deutsche Welthandelsstadt auch noch einige Blicke zu werfen. Wer Westphal über die hamburgische Verfassung und Verwaltung nicht zur Hand hat; wem Soetbeer's Buch über den Handel Hamburgs etwa unbekannt geblieben ist, und wer das Material nicht kennt welches in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" in den „Hanseatischen Briefen" über Hamburgs Stellung zum Zollvereine weitläufig mitgetheilt wurde; wer nicht einmal im Rotteck-Welcker'schen „Staatslexikon" den Artikel über Hamburg gelesen hat: — dem dürfen wir Das was Mügge über die hamburgischen Zustände mittheilt, resp. zusammenstellt, schon empfehlen. Auch ist es ganz richtig charakterisirt, wenn er sagt:

Der hamburger Bürger hilft sich regieren, er glaubt es wenigstens, und ohne Zweifel kann kein Gesetz erlassen werden was gegen die Interessen der Majorität seiner mächtigsten Bürger, der Handelsherren, anliefe. Diese, die Handelsinteressen, bestimmen Alles hier. Auf Mehrung des Reichthums, des Waarenabsatzes, der Lebendigkeit läuft die ganze Herrschaft hinaus. Es gibt hier kein anderes Ziel, kein Ringen nach äußerer Größe, keinen Ehrgeiz den ein Fürst anfacht, keine Sehnsucht nach Adel und Stand, nach dem bunten Tressenrocke des Soldaten, keine Kammerherrengelüste, keine hierarchische Bureaukratie, darum auch keine Bedientendemuth. Kaufleute und Juristen theilen sich in die Herrschaft, und Dies hat allerdings manches Erfreuliche zur Folge; aber in dieser mittelalterlichen Vereinzelung der Stadt Hamburg als Staat und so lange einzig und allein der Handel der Centralpunkt ist um den sich Alles dreht, kann es nicht anders sein als daß die herrschende Kaste der Kaufleute im Verein mit den Rechtskundigen auch jetzt wie in alten Zeiten und nach alten Satzungen das Regiment führen.

Ebenso gern unterschreiben wir zum Theil folgenden Satz:

Der Handels- und Industriefleiß, die Arbeit überhaupt, sind die vornehmsten Anregerinnen neuer socialer Systeme; und wie ungeheuer auch die Kluft ist welche zwischen der hamburger Geldaristokratie und dem Arbeiterstaate der Socialisten liegt, so ist doch in dem Verbande zur ämsigen bürgerlichen Thätigkeit und zum freien Streben nach Glück und Wohlfahrt eine beiweitem größere Annäherung zu dem socialistischen Staate nachzuweisen als in der Monarchie, wo nicht von Bürgern, sondern von Ständen die Rede ist, die im besten Falle doch immer durch Geburt, Rang und Sonderinteressen kastenhaft getrennt bleiben und den größten Theil des Volkes seinem Elend und seinem Hunger überlassen.

Nur scheint Hr. Mügge hier ganz und gar zu vergessen, was er doch bereits zugegeben hat, nämlich: daß in Hamburg nicht die Bürger, sondern eben auch nur bestimmt begrenzte Kasten herrschen, welche er von dem Wesen der Monarchie gar nicht zu trennen weiß. Die Herrschaft des Handels und des Geldes hat sich in Hamburg zu einem solchen Uebermuthe gesteigert, daß sie den ganzen Staat und das ganze Lebensbewußtsein absorbirt. Indeß, so sehr wir sie an sich bekämpfen und so oft wir sie in Hamburg selbst auch in ihrer ganzen Brutalität und geistigen Ignoranz beobachtet haben, so werden wir sie doch immer noch dem brüsken Säbelrasseln und Ordenssternblitzen vorzuziehen wissen; zwar einzig und allein, weil sie sich auf die Arbeit und nicht auf das Nichtsthun, auf ein Aussaugesystem des Volkes begründet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Die ultramontane Partei.

Es ist eine traurige, niederschlagende Erscheinung, daß das Coteriewesen überall so üppig wuchert und einen so umsichfressenden Einfluß gewinnt, während die kleine Zahl der Freunde und Vertheidiger der wahren Freiheit überall auf Widerstand und Anfeindung stößt. Freilich auch Die welche im einseitigsten Parteiwesen befangen sind, führen das trügerische Losungswort der Freiheit im Munde, und ihre Lippen strömen über von den liberalsten Redensarten. Aber wer ließe sich noch durch die falschen Worte Derer verleiten welche die Freiheit ausschließlich für sich und ihren Anhang in Beschlag nehmen? Der Ausdruck Freiheit hat eine gar elastische Natur, und man kann so ziemlich Alles aus ihm herausdeuten. Wir haben gesehen, wie in Frankreich die Partei der ultramontanen Priester die Freiheit des Unterrichts mit Ungestüm foderte und wie sie dabei im Hintergrunde den Gedanken hegte, es werde ihr schon gelingen, die Sache der öffentlichen Erziehung und somit das wirksamste Werkzeug zur Beherrschung der Menge an sich zu reißen. Alles Ankämpfen gegen solche Bestrebungen scheint anfangs vergeblich und fruchtlos, und man könnte den Muth verlieren, würden wir nicht wieder aufgerichtet durch einen Blick auf die historische Entwickelung. Einen neuen Beitrag zur Kenntniß der Mittel und Wege welche die ultramontane Partei ins Werk zu setzen weiß, um die Bemühungen Derer zu vereiteln von denen ihre Herrschaft über die unbewachten Gemüther bedroht werden könnte, erhalten wir in den Intriguen, durch die man das fernere Erscheinen der „Alliance", eines freisinnigen katholischen Blattes, unmöglich zu machen gewußt hat. Man würde sehr irren, wenn man glaubte, daß es deshalb von den Priestern verketzert worden sei, weil es sich vom eigentlich katholischen Standpunkte entfernt hätte oder weil in seinen Spalten neuerungslustigen Bestrebungen das Wort geredet wäre. Die Redaction dieses Journals, welches nur etwa ein halbes Jahr hindurch bestanden hat, war aus guten Katholiken zusammengesetzt, obgleich sie freilich nach Kräften danach strebte, dem unaufhörlichen Streite zwischen der Geistlichkeit und der rechtmäßigen obrigkeitlichen Gewalt womöglich ein Ende zu machen, und zwar in dem Sinne, daß keine der sich bekämpfenden Parteien beeinträchtigt werden sollte. Dieses Versöhnungswerk, auf das schon im Titel „Alliance" hingedeutet wird, haben die Herausgeber des gutredigirten Blattes unablässig vor Augen gehabt, und wenn ihnen die Verwirklichung ihrer heilsamen Ideen nicht hat gelingen wollen, so ist es ihnen wahrlich nicht als Schuld anzurechnen; denn sie haben einen harten Kampf gehabt, und die erbittertsten Feindseligkeiten haben sich ihnen entgegengestellt. Freilich mußten die Grundsätze welche hier ausgesprochen wurden der hyperkatholischen Partei als ein arger Frevel erscheinen. Die „Alliance" wirft sich nämlich zur Vertheidigerin der in der Charte jeder Cultusform bewilligten Toleranz auf, und sieht in derselben Nichts als eine Verwirklichung der allgemeinen christlichen Idee, von der mehr und mehr alle Staatsinstitutionen durchdrungen sind. Ja, man hatte sogar den Muth zu behaupten, diese Duldung gereiche dem Katholicismus selbst zum Heile, weil sie ihn von der Gunst der Macht befreit und auf diese Weise aufgehört hat, eine Staatsreligion zu sein. Solchen Ansichten mußte von Seiten der priesterlichen Partei entgegengewirkt werden, bis es endlich gelang, dem fernern Erscheinen des anrüchigen Journals unübersteigliche Hindernisse in den Weg zu legen. Die Herausgeber — als solche nennen sich bei dem offenen Abschiedsworte, welches die letzte Nummer bringt, César und Albert de Selle, Edouard de la Beaume und Jaques Michel — werden sich indessen durch das Scheitern dieses ersten Versuchs nicht entmuthigen lassen. Sie versprechen schon, aufs neue auf Mittel zu sinnen, damit die vernünftigen Ideen, zu deren Verfechtern sie sich gemacht haben, in der Presse sowie in der Gesellschaft nicht ganz ohne Vertreter bleiben.

Pauperismus.

Unter der großen Masse von Schriften welche den wichtigen Fragen des Pauperismus gewidmet sind zeichnen sich die „Recherches sur les causes de l'indigence" von A. Clément vortheilhaft aus. Es ist dies ein Werk welches mit den hohlen Declamationen solcher Tagesschriftsteller, von denen dieses Thema als eine ergiebige Gelegenheit zu einem leichtfertigen Phrasenspiel ausgebeutet wird, Nichts gemein hat. Der Verf. bleibt überall auf dem Boden des Positiven, ohne daß ihm deshalb eine höhere Auffassung fremd wäre. Seine Hauptaufgabe ist, wie schon der Titel andeutet, die Aufsuchung der vorzüglichsten Gründe aus denen sich die Armuth und das Elend der großen Menge erklären läßt; nur gelegentlich läßt er einige Winke einfließen über die Mittel und Maßregeln durch welche der Noth etwa gesteuert werden könnte. Bemerkenswerth ist, daß Clément auch insofern eine größere Mäßigung an den Tag legt, als er keineswegs in den Chor Derer einstimmt welche Alles von der allgemeinsten Verderbniß ergriffen wähnen. Ihm scheint es nicht, daß das Elend eine solche Höhe und einen so entsetzlichen Umfang erreicht hat als viele Federhelden in ihren aufregenden, die Leidenschaften der Menge entzündenden Schilderungen behaupten. Es bleibt ja ohnehin schon noch der Noth genug, weshalb soll man noch in der offenen Wunde wühlen? Der Verf. beleuchtet zunächst den Einfluß welchen die bestehenden industriellen Einrichtungen auf den Stand des Armenwesens ausüben können. Es handelt sich hier um die Frage, ob die freie Concurrenz, welche für die Industrie selbst offenbar in mehr als einer Hinsicht sehr fördersam gewesen ist, wirklich die traurigen Folgen gehabt hat welche ihr von verschiedenen Seiten beigemessen werden. Dann kommt ferner die Bedeutung der Maschinen, von denen man behauptet hat, daß sie allein einen großen Theil des arbeitenden Standes an den Rand des Verderbens geführt hätten, zur Sprache. Weder in dem einen noch in dem andern Punkte ist der Verf. geneigt, der gemeinhin herrschenden Ansicht ohne Weiteres beizupflichten. Weder in der Concurrenz noch in den Maschinen erkennt er die Hauptveranlassung der Noth. In der Folge wird dann noch weiter auseinandergesetzt, wie sich die übrigen socialen Einrichtungen und das ganze Triebwerk des Staatslebens zur Vermehrung oder Verminderung des Pauperismus verhalten. Hier entwickelt Clément eine sehr genaue Kenntniß der Staatsverhältnisse, eine große Mäßigung im Urtheil und eine tüchtige, wohlmeinende Gesinnung. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 10. — 10. Januar 1847.

Schleswig-Holstein und Dänemark.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 9.)

Ueber Hamburgs Handelsübergewicht, über seine Organisation für den Handel finden wir bei Kohl sehr feine Bemerkungen. Zwischen den Mündungen der Elbe, der Weser und der Trave wurzelt der skandinavische Baum, dessen Krone in Lappmarken, Island und Grönland bis in die Nähe des Nordpols hinaufragt, in dem mittel- und südeuropäischen Boden. Hier verschlangen sich die Wurzeln Skandinaviens mit dem Stamme der deutschen Eiche und empfingen von hieraus deutsches Leben und deutsche Säfte. Von hier, von Hamburg und Bremen, gingen einst die deutschen Kirchengründer und Bisthumsstifter aus, das Licht des Christenthums in den weiten Norden Europas zu verbreiten. Von den Bischofssitzen an der Weser und der Elbe aus wurde eine Zeit lang die ganze skandinavische Kirche beherrscht und geleitet. In diesen Gegenden erhob sich jene mächtige Stadt, die im Mittelalter ganz Skandinavien mit deutschen Handels- und Handwerker-Colonien überschwemmte, und die wie ein zweites Karthago zu wiederholten malen mächtig und entscheidend in die Ordnung skandinavischer Verhältnisse eingriff, ich meine Lübeck. Von hieraus wiederum ging zunächst der Impuls aus, der den skandinavischen Norden für das Lutherthum gewann, und hier liegt noch jetzt wieder die Stadt, die auf den ganzen skandinavischen Handelsverkehr einen überwiegenden Einfluß übt, deren Börse die tonangebende und die Mutterbörse für alle Börsen des Nordens ist, deren Geldcurs-Bestimmungen im Norden als Dictate betrachtet werden; ich meine Hamburg.

Also wir stehen zwischen den Ufern der Elbe und Trave vor den Wurzeln des weitausgebreiteten skandinavischen Baumes.

Die Suprematie welche Hamburg auf den ganzen Norden ausübt ist, bei der Erbitterung in der sich in neuerer Zeit das Dänenthum gegen das deutsche Element gefällt, namentlich in der dänischen Journalistik einer sehr starken Polemik ausgesetzt worden. Uebte Hamburg erkünstelte oder erzwungene Vorrechte, z. B. mittelalterliche Stapelrechte und sonstige Zwangsgerechtsame, wie es deren allerdings ehemals übte, so hätten die Dänen das größte Recht zur Opposition. Aber die Privilegien welche Hamburg jetzt besitzt, besitzt es ja nur weil es Hamburg ist, d. h. weil es, als Elbmündungsstadt von der Natur begünstigt, einer der größten Waarenmärkte der Welt geworden ist, weil es sich durch seine Industrie und seinen Speculationsgeist eine Menge von Capitalien und andern Hülfsmitteln die zur Betreibung eines großartigen Welthandels gehören verschafft hat. Und mit Recht sagt deshalb Kohl:

> Hamburg ist die Krone des großen Handelsgewächses das sich wie ein vielverzweigter Rebenstock durch alle die benachbarten Länder schlingt; je mehr Trauben an dieser Krone blühen, desto mehr Trauben gibt es auch den andern Aesten und den Nebenzweigen des Baumes. Wollten die Besitzer eines dieser Aeste aus Neid die Krone einschnüren oder gar abhacken, so würden sie auch selbst wenige Früchte ernten.

Man kann deshalb ohne Uebertreibung sagen, daß die Bemühungen Dänemarks, durch Altona, Glückstadt, Husum den Handel, der in Hamburg aus der ganzen Welt zusammenströmt, abzuleiten, ganz vergeblich genannt werden müssen. Es kommt hier durchaus nicht eine nationale Frage, sondern rein die naturgemäße Entwickelung des Welthandels und seine kosmopolitische Natur in Rücksicht. Da Kohl nun Hamburg nicht an sich wie Mügge, sondern in seiner Stellung zu Skandinavien berücksichtigt, so scheint es uns interessant genug, einige seiner Bemerkungen, die anderswo nicht leicht so klar und so verständig ausgesprochen sind, mitzutheilen:

> Hamburg ist als Elbmündungsstadt so belegen, daß alle Producte der fabricirenden und industriereichen Länder Sachsen und Böhmen hier ihren sehr natürlichen Stapelort finden. Ebenso ist es für alle englischen, niederländischen und französischen Kunstproducte, welche ein großer Theil von Mitteleuropa nöthig hat, der natürliche Ausladeplatz. Es entsteht hier also ein bedeutender Confluxus von Manufacturwaaren aller Art. Die skandinavischen Länder sind weniger bevölkert, können deshalb auch nur weniger verbrauchen und produciren als die Länder von denen die natürlichen Handelswege nach Hamburg führen. Es kann daher an keinem der skandinavischen Handelsplätze ein solcher Confluxus von Manufacturwaaren aller Art wie in Hamburg statthaben. Es ist daher sehr natürlich, daß alle nördlichen skandinavischen Plätze sich von Hamburg aus mit den Manufacturen des südlichen und westlichen Europas versorgen. Auch werden sie, so lange nach die großen Fabrikländer Europas an der Elbe, am Rhein, am Kanal liegen bleiben, oder sich nicht nach dem Norden des

Welttheils verlegen, in dieser Beziehung immer von Hamburg abhängig bleiben.

Eine bessere Widerlegung des dänischen Begehrens und der dänischen Projecte, den hamburger Welthandel zu zertrümmern und sich in den Besitz der Scherben zu setzen, kann nicht leicht geführt werden. Kohl spinnt sie noch weit in alle möglichen Details in seiner feinen Weise aus, ohne daß wir ihm darin folgen dürften. Betrachten wir nur noch mit ihm die physikalische Beschaffenheit und die geographische Gestaltung der von Skandinaviern bewohnten Länder, und man wird erkennen, daß sie eben ihrer Natur nach wesentlich die Länder der kleinen Handelsstädte sein mußten. Nur die Residenzstädte, deren Wachsthum und Größe nicht von der Natur, sondern von der Willkür der Menschen abhängt, sind dort groß. Auf den nordischen Halbinseln kann nirgend eine Concentrirung in einem Punkte stattfinden, die Hauptbevölkerung findet sich überall an den langgestreckten Küsten zerstreut, während das Innere als höchst spärlich bewohnt, sowol in Jütland als in Norwegen und Schweden, höchst wenig in Betracht kommt. Es ist daher natürlich, daß Länder deren Losungswort Zerstreuung der menschlichen Ansiedelungen ist in Bezug auf Handel, Industrie und Gewerbe von denjenigen Ländern mehr oder weniger abhängig bleiben müssen, welche kräftige, impulsgebende, verkehrbelebende und verkehrdominirende Centralstädte bei sich erzeugt haben.

Wenn man nun aber Hamburg verläßt und sich gegen Norden wendet, so liegt die Cimbrische Halbinsel vor dem Wanderer. Die Eisenbahn, welche mitten durch Holstein, von Hamburg nach Kiel führt, wird Wenig zur genauen Kenntniß des Landes beitragen, sie wird dieselbe sogar wie es scheint sehr leicht verhindern können. Auf der Fahrt von Hamburg nach Kiel bekommt man sehr Wenig von der Schönheit und Wohlhabenheit des Landes zu sehen; denn die Eisenbahn fährt größtentheils durch eine mit Haide bewachsene Landstrecke, die reiche Gegend bleibt rechts und links. Will man den ganzen schmalen, 60 Meilen langen Landstreifen, den die Herzogthümer Schleswig, Holstein und Jütland bilden, nach seiner Naturbeschaffenheit eintheilen, so wird er in drei sehr merklich verschiedene, parallel nebeneinander liegende Landstriche zerfallen.

Diese Landstriche sind erstlich die Westküste, welche der Hauptsache nach eine Kette von kahlen, sandigen Dünen ist, hinter denen nur im Süden niedrige, fruchtbare Marschländer, im Norden aber wiederum nur kahle, baumlose Sandflächen liegen; dann die Ostküste, die einen reizenden, hügeligen, mit schönen Buchenwaldungen bedeckten Ländersaum bildet; und endlich in der Mitte zwischen beiden ein flacher oder baumloser Haidestreifen. Dieser Haidestreifen fängt im südlichen Holstein an und geht hinauf bis in die nördlichste Spitze von Jütland. Der östliche, buchenbewaldete Hügelzug sowie die westliche Dünenkante thun Dies ebenfalls. Kohl kommt deshalb auf den Gedanken, die ganze Cimbrische Halbinsel mit einem Tricolor von Grün (der Waldstreifen), Roth (der Haidestreifen) und Gelb (der Sandstreifen) zu vergleichen.

Und in diesen Districten, welche die Natur selbst mannichfach scheidet, lebt eine Bevölkerung, die man in neuester Zeit, in dem Sturme der politischen Parteifragen, nur zwiefach zu trennen gesucht hat, nämlich in Schleswig-Holsteiner und in Dänen. Es erscheint Dieses aber als eine vielfach falsche Uebertragung politischer Begriffe und staatsrechtlicher Satzungen auf das Gebiet der nationalen Färbungen und Mischungen. Man ist dabei häufig sogar bis zu der Verkehrtheit gekommen, eine Congruenz der politischen und der nationalen Grenzen zu verlangen. Der Schreiber Dieses darf wol ohne Uebertreibung behaupten, daß für seine Weltanschauung die Nationalfrage von einer ziemlich untergeordneten Bedeutung geworden ist; aber immer noch ist sie ihm zu wichtig für das vegetative Leben der Völker, als daß er sie synonym betrachten möchte mit den willkürlichen Bestimmungen des Staatsrechts, wie es heutzutage mannichfach Mode geworden ist, eine Mode der als der am meisten beliebtesten natürlich auch Hr. Mügge sich angeschlossen hat. Wir haben in neuerer Zeit nicht blos an eine deutsche, wir haben sogar auch an eine schleswigholsteinische Nationalität glauben sollen. Es ist nicht blos von der politischen, sondern auch von der nationalen Einheit der beiden Herzogthümer geredet worden. Will man aber wirklich die Nationalitäten scheiden, dann wird Derjenige welcher im Norden der Elbe reist, wenn er wahr sein will und nicht blos die Absicht hat einer politischen Zeitstimmung zu fröhnen, offen erklären müssen, daß auf dieser Cimbrischen Halbinsel der nationale Unterschied zwischen Deutschen und Dänen keineswegs ausreicht; daß sie sich vielmehr in den verschiedensten Schattirungen ineinander verlieren; daß man in diesen Gegenden eine wahre Musterkarte von Nationalitäten findet; daß der politische Begriff eines ewig-einigen Schleswig-Holstein in der Menge der Bevölkerung keineswegs so stark geworden ist, daß er die bunten Gegensätze der verschiedenen Nationalitäten in sich aufgenommen und aus der politischen Einheit auch eine nationale gemacht hätte. Möge Hr. Mügge behaupten was er will, über den politischen Klang der Glocke hat er vergessen die Glockensubstanz selbst zu untersuchen. Kohl ist auch hier viel gründlicher, natürlicher und einfacher zu Werke gegangen. Er spricht nicht blos von den Gedanken und Phrasen Derer die längst aufgehört haben national zu sein, selbst wenn sie bald mit deutschem, bald mit dänischem National-Fanatismus coquettirten, er untersucht Das was wirklich noch Volk ist in seinen nationalen Sympathien und Antipathien, und die kleinsten, scheinbar ganz unbedeutenden Beobachtungen geben Anlaß zu sehr lehrreichen Winken.

Und so sehe man sich den Norden der Elbe denn vor allen Dingen mit andern Augen an als mit den blos politischen der schleswig-holsteinischen Einheit. Man durchwandere den Osten des Landes und man wird überall die Ueberzeugung gewinnen, daß hier das

Slawenthum hineingedrungen ist und unzweifelhafte Spuren zurückgelassen hat, die sich z. B. noch in der Propstei bei Kiel als eigene Nationalität mit eigener Sitte und Sprache zu erhalten suchen und darstellen. Dann trifft man wieder in Schleswig wie in Holstein auf die Wurzeln des alten Sachsenthums, welches in England zu einem hohen Baume emporgewachsen ist und beinahe seine bescheidene Heimat vergessen hat. Der Ditmarse sitzt in seiner weiten, grünen Marschebene, ihm gegenüber stehen die Reste des alten berühmten Friesenthums auf den Halligen und den größern Inseln an der Westküste Schleswigs. Und dazwischen haben die jütischen, die dänischen Elemente Wurzel geschlagen, und es hat sich so ein sehr bunter, höchst merkwürdiger Complex gebildet. Die Natur des Landes, die Sprache, die Sitte, das Recht, der Ursprung der Bewohner wechseln in wenigen Stunden, und diesen Zuständen gegenüber muß die schleswig-holsteinische Einheit, sobald sie nämlich wie so häufig auch das nationale Gebiet in Anspruch nimmt, nicht zu einer Bewegung, sondern zu einer Phrase der gebildeten Welt werden, welche dem Volke immer noch fern steht. Allerdings soll es nicht in Frage gestellt werden, daß die deutsche Natur und der deutsche Nerv durch alle diese Verschiedenheiten geht und mit immer größerer, unüberwindlicher Kraft in den Norden der Cimbrischen Halbinsel empordringt; aber diese innere nationale Macht des deutschen Geistes und der deutschen Natur, welche alle die merkwürdigen Einzelheiten in sich aufnimmt und sich mit welthistorischem Bewußtsein darüberstellt, darf immer wieder nicht, wie es so häufig geschieht, mit der staatsrechtlichen Frage Schleswig-Holsteins als Eins und Dasselbe betrachtet werden, so vielfach sie sich auch mit derselben verbindet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanliteratur.

1. Arabella, oder Geheimnisse eines Hoftheaters. Roman von K. Herloßsohn. Zwei Bände. Leipzig, Melzer. 1846. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Arabella, aus guter Familie, wird die Beute eines Prinzen, der Viel verspricht, darauf nach Italien geht, um seine Bestrebungen andern Richtungen zu überlassen. Die Vergessene betritt nun die Breter welche die Welt bedeuten, glänzt hier als eine der ersten Schauspielerinnen und, da sie schön ist, auch als Magnet für die Begehrlichkeit der verschiedensten Menschenkinder, wodurch denn, wie Das überall mit solchen Damen so ist, ihr Ruf einem fortwährenden Steigen und Fallen unterliegt. Ein Dichter erscheint, und dieser ist der Einzige den sie liebt, aber auch der Einzige den Nichts an sie fesselt als der Wunsch, sein Theaterstück durch ihre Mitwirkung gehoben zu sehen. Seine Neigung gehört einem anscheinend unbedeutenden jungen Mädchen, die, unter Arabella's Aufsicht stehend, sich für die Bühne heranbildet. Jener Prinz erscheint endlich wieder; Arabella soll vor ihm die Bühne betreten, sie vermag es nicht; sie entdeckt die Liebe des Dichters zu ihrem Zöglinge und in dem jungen Mädchen ihre Schwester. Man findet Arabella todt, sie hat Gift genommen. Das ist eine gewöhnliche Geschichte, die jedoch, recht aus ihrem Innern herausgearbeitet, höchst bedeutsam und wirkungsvoll sich darstellen könnte. Das ist nicht geschehen, dagegen einer, wenngleich unmotivirt eingeführten Episode: „Joseph und Anna", vom Verf. so viel Antheil zugewendet, daß sie unbedingt als das Principale und als das Beste im Buche angesprochen werden muß. Die Darstellung ist, wie überall bei dem Verf., hauptsächlich nur der Außenseite zugewendet; doch weiß er diese geschickt zu benutzen, um recht verständliche Bilder vorzuführen. Hier sind sie oft mit dicken Farben aufgetragen; doch — es handelt sich um Theatersachen, welchen dicke Farben eigen zu sein pflegen. Wie Ref. vernimmt, ist das Buch einiger Orten in Leihbibliotheken nicht zulässig, weil es einer Tänzerin beliebt, eine Najadenscene einzuüben, wobei sie von einem Liebhaber gefunden wird. Dergleichen Scenen gibt das Theater vor tausend Zuschauern, und wenn überhaupt einmal von Gut und Schlimm die Rede sein soll, so fragt es sich, ob es schlimmer ist wenn ein Einzelner die Scene liest, oder wenn die Masse sie sieht. Das Buch wird, obgleich es in künstlerischer Rücksicht unbefriedigt läßt, doch viele Freunde finden, eben weil es Lebenserscheinungen festhält die allgemeineres Interesse haben, und diese Lebenserscheinungen oft nicht ohne die schlagendste Ironie behandelt sind.

2. Marguerite Mercier. Novelle aus der Criminal-Rechtspflege in Frankreich. 1697—1701. Von F. Th. Wangenheim. Braunschweig, G. C. E. Meyer. 1846. 8. 20 Ngr.

Der Verf. ist der Ansicht, daß die bisher in Deutschland veröffentlichten Criminalgeschichten größtentheils nur die Thatsache, den Verlauf der Untersuchung und den Urtheilspruch geben, ohne sich mit psychologischen Studien und Prüfung der Sentenz zu befassen. Was der Verf. gelesen haben mag, kann Ref. nicht wissen, doch scheinen unter Andern Bischoff und Feuerbach ihm fremd geblieben zu sein. Wenn Diese auch zunächst für Rechtsgelehrte schreiben, so fehlt es ihren Darstellungen doch so wenig an psychologischen Erörterungen, daß sie jedem Leser in der weitverbreiteten Neigung für Criminalgeschichten entgegenkommen. „Der neue Pitaval" von Hitzig und Häring verfolgt andere Zwecke als die eben Genannten: er hat ein noch größeres Publicum im Auge und sicher schon wesentlich dazu beigetragen, daß die Nothwendigkeit eines öffentlichen Verfahrens auch in jenem Theile der Gesellschaft als unabweisbar erkannt wird welcher bisher von Fragen dieser Art eben nicht berührt wurde. Dem Verf. ist das erweckte Interesse noch nicht allgemein genug: er hat daher eine Erzählung des „Neuen Pitaval": „Der Herr von Pivardière", hier „Marguerite Mercier" genannt und in seiner Weise bearbeitet. Wenn man einmal ein Buch schreiben will, so ist Das allerdings ein sehr bequemer Weg. Indessen mögen die Leser sich nun entscheiden, ob der „Herr von Pivardière" oder diese „Marguerite Mercier" ihnen ein allgemeineres Interesse biete.

3. Die Königsbraut. Historische Erzählung in zwei Bänden. Nach geheimgehaltenen Handschriften der Bibliothek des Herzogs von Rinares bearbeitet von Vigo di Lopez und Friedrich von Wallmoden. Braunschweig, G. C. E. Meyer. 1846. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Es mag immerhin richtig sein, daß der „Königsbraut" geheime Handschriften zum Grunde liegen, nach denen der bekannte König Sebastian von Portugal nur durch die Liebe zu einer Maurin und die Vorspiegelungen ihrer Angehörigen nach Afrika verlockt wurde und dort unterging; daß ferner ein ihm sehr ähnlicher junger Mann, Gomez, dessen hoffnungslose Liebe zu Sebastian's Braut, Maria von Braganza, in Afrika den Tod sucht, von der Maurin schwer verwundet auf dem Schlachtfelde gefunden, für den König gehalten, gepflegt und wieder hergestellt wird; daß Gomez in Portugal als falscher Sebastian auftritt und endlich als solcher entlarvt der Inquisition verfällt. Es mag ferner richtig sein, daß Gomez das Ziel seiner glühenden Liebe, Maria von Braganza, errungen hat und seiner Mutter gegenüber die gespielte Rolle verloren geben muß; daß er in Maria's Fürbitte das Leben in ewiger Verbannung rettet und in der Maurin unerschütterte Treue findet. Mit dem Allen ist jedoch, wie günstig auch die gebotenen Motive, die überall hervorquellenden und im Schlusse sich lösenden Ge-

gensätze sein mögen, noch immer kein ansprechender, befriedigender Roman hergestellt, wenn jene Motive, wenn diese Gegensätze in der poetischen Wahrheit keinen Spiegel finden, sondern nur in ihrer Oberfläche starr skizzirt worden sind. Die Unbeholfenheit der Darstellung von Personen, Scenen und Begebenheiten zieht den Roman auf die Linie des Gewöhnlichen, des Fabrikmäßigen herab: es ist als stehe der Verf. zum ersten male vor der kunstreichen Maschine und seine Unbekanntschaft mit dem Gebrauche verschulde dann Verwirrung und Zerreißen der zu einem schönen Gewebe bestimmten Fäden. Was hiervon dem Portugiesen Vigo di Lopez, was dem Deutschen von Wallmoden zuzuschreiben sein mag, läßt sich nicht ermitteln, da über den Grad des Antheils eines Jeden kein Fingerzeig vorliegt; doch ist es wirklich zu beklagen, daß die innere Wesenheit der oben angedeuteten Motive keine gewandtere Feder gefunden hat. Der bekannte Roman der Adelheid Reinbold hatte vielleicht nicht eine Zeile alter Handschrift als Grundlage, dennoch steht dieses Werk der zu früh Verstorbenen ungeachtet mancher sich aufdrängenden Einsprüche unbesiegt da durch poetische Haltung und innere Wahrheit.

4. Schloß und Fabrik. Roman von Luise Otto. Drei Bände. Leipzig, Wienbrack. 1846. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Schloß und Fabrik oder Geburt- und Geldaristokratie sind in neuern Zeiten ein Thema geworden welches häufig und in gar verschiedener Weise verhandelt und zu mancherlei Zwecken ausgebeutet worden ist. Hier finden wir einen Fabrikanten der gemeinsten Sorte, der, unmittelbar neben dem Schlosse hausend, unablässig trachtet sein Besitzthum zu erweitern und auszunutzen, ohne seinem Gewissen irgend einigen Einfluß auf die Mittel und Wege für diesen Zweck einzuräumen, oder auch nur Dasjenige was man gemeinhin Lebensart, noble Gesinnung nennt in Anschlag zu bringen. Unter solchen Umständen versteht es sich von selbst, daß auch den Fabrikarbeitern ein trauriges Loos gefallen ist. Der Herr des Schlosses, ein Graf, ist stolz, aber edel, und seine Untergebenen sind ihm zugethan. Dagegen werden die Fabrikarbeiter endlich unruhig, zerstören die Maschinen, Militair rückt herbei, und des Aufstandes Ende ist hier wie im Leben. Unter den übrigen Personen nehmen die Tochter des Grafen und die des Fabrikanten sowie ein Lehrer und dessen Frau wol einigen Antheil in Anspruch, und namentlich ist es die Letztere, die in innerer Unklarheit und Unwahrheit ein eigenthümliches Lebensbild bietet. Da wir jedoch hier wie bei den Andern in dem Falle sind, die eigentlich in Frage kommenden Motive der Erscheinungen uns aus ihrem Stoffe selbst erst construiren zu müssen, so fehlt uns im Buche selbst jede Befriedigung, die wir bei jedem uns vorgeführten Lebensbilde unbedingt als ein Recht ansprechen. Wollte die Verf. nun einmal eine Zeitfrage zum Gegenstande ihrer Darstellung machen, so wären die Gegensätze Schloß und Fabrik strenger festzuhalten und durchzuführen gewesen, anstatt noch so mancherlei Erscheinungen aufzustellen, welche mit der Hauptaufgabe nicht eigentlich verbunden, sondern ihr nur beigegeben sind, ohne auch nur für sich selbst betrachtet wahrhaftes Interesse zu bieten. Uebrigens sind, wie denn Frauen für Darstellung ihres Geschlechts eigenthümlichen Scharfsinn entwickeln, die weiblichen Figuren meistens recht gut gehalten, und es wäre zu wünschen gewesen, daß eben sie die Ereignisse trügen, lenkten und zur Entscheidung brächten. Es würde dann dem Gegenstande eine neue Seite abgewonnen sein.

5. Erzählungen und Novellen von Deinhardstein. Pesth, Heckenast. 1846. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Ngr.

Diese dem edeln Kenner und Freunde der Wissenschaft und Kunst, Erzherzog Stephan, gewidmeten Erzählungen und Novellen sind, wenn nicht sämmtlich, doch größtentheils früher schon durch Zeitschriften dem Publicum vorgeführt gewesen, und da der Verf. sich durch gute Darstellung, reine Haltung und Gesinnung einen befreundeten Leserkreis gesichert hat, so wird auch das hier Gesammelte gute Aufnahme finden. Es sind vier Erzählungen gegeben, nämlich: „Der Goldschmied von Pisa", „Stradella", „Die Judendrillinge", „Der seltene Entschluß". 18.

Literarische Notiz.

Zur Charakteristik von Horace Walpole.

Das in England mit vieler Beachtung aufgenommene Werk: „Memoirs of the reign of king George III. By *Horace Walpole*, youngest son of Sir Robert Walpole, earl of Oxford. Now first published from the original manuscript. Edited with notes by Sir *Denis Le Marchant*" (4 Bde., London 1845), hat in einem der letzten Hefte des „Quarterly review" eine 45 Octavseiten füllende Beurtheilung gefunden, die ihren Gegenstand von allen Seiten beleuchtet und auf folgendes Endergebniß hinauskommt: „Neben den bereits besprochenen Hauptsünden einer eigennützigen, auf eine ohnedies cynische Gesinnung einwirkenden Boshaftigkeit haben die vorliegenden Bände als Geschichtswerk mehre starke Fehler, sowol in politischer als literarischer Hinsicht. Im Punkte nackter Thatsachen und der bloßen Reihenfolge der Ereignisse, also gleichsam was das Gerippe der Geschichte anlangt, ist Walpole meist genau und fördert eine Menge kleine dahin einschlagende Einzelheiten ans Licht, die, valeant quantum, unbedingt Glauben verdienen. Aber es lag in seiner Natur, sich lieber im Dunkeln durch Irrgänge und Souterrains fortzugreifen als am hellen Tage die Landstraße zu wandern. Die offene, klare Ursache einer Wirkung genügt ihm nicht. Immer sucht er nach einer verwickelten Lösung. Er konnte nicht anders. In allen seinen eigenen kleinen Angewöhnungen war er ein verschrobener Mensch — «Nor took his tea without a stratagem.» Was ihm durch den Kopf fuhr, erlitt eine Art Strahlenbrechung, es war ein Stock im Wasser; das Gerade erschien krumm, das Krumme gerade. Jeder Handlung, besonders jeder politischen, schiebt er Intriguen, Pläne und Tendenzen unter, die außer ihm keinem Menschen eingefallen sind. Jede Seite liefert Belege dieser Manie, denn Manie war es.... Dergleichen Extravaganzen sind zu lustig um nicht Lachen, und zu boshaft um nicht Ekel zu erregen. Nur haben die Memoiren für den gewöhnlichen Leser einen andern und wichtigern Fehler. Sie sind verworren, dunkel und deshalb ermüdend. Es ist keine Erzählung darin, kein Versuch Handlungen oder Gedanken zusammenzureihen. Er schreibt, wie der Franzose sagt, à bâtons rompus, und das Ganze ist ein so beständiges Wiederholen und Durcheinander von Namen, Meinungen und Begebenheiten, das Geringste wird immer mit um so mehr Detail und Nachdruck behandelt als das Höchste, daß wir, die doch die Geschichte jener Zeit und Walpole's Stil ziemlich genau kennen, oft gar nicht wissen wo aus oder ein in dem ununterbrochenen Labyrinthe von Intriguen und Intriguanten, in dem Gewirr von richtigen Namen und falschen Motiven, daß wir, wenn wir eine Stunde gelesen, a nicht von b zu unterscheiden und nur so viel wissen, daß jede der verschiedenen dramatis personae die Rolle des Andern spielen könnte. Wie daher Hr. Dangle im Kritiker den Dolmetscher am unverständlichsten findet, so ist uns das Verständniß der politischen Ereignisse während der ersten zehn Regierungsjahre Georg's III. nie so schwer vorgekommen wie in den erläuternden Commentaren von Walpole.... Er sagt selbst, er portraitire die Zeit mehr als daß er ihre Geschichte schreibe. Und Das ist wahr, würde aber noch wahrer sein, wenn er statt portraitiren gesagt hätte cariciren; denn seine Gemälde sind Caricaturen, und es geht da wie in solchen Sammlungen, bei allgemeiner Uebertreibung und vielfach Verfehltem sind einige Zeichnungen ganz, andere halb, andere beinahe ähnlich." 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 11. — 11. Januar 1847.

Schleswig-Holstein und Dänemark.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 10.)

In den sämmtlichen Schriften welche uns vorliegen ist es ganz besonders der Westen Schleswig-Holsteins, welcher von ihnen beobachtet wird, und über welchen sich in ihnen ein außerordentlich reiches Material zusammengetragen findet. Der Osten des Landes, die reiche und merkwürdige Gegend zwischen der Trave und der kieler Bucht, das fruchtbare Wagrien, welches in der für den Alterthumsforscher höchst interessanten Insel Femern sein Ende findet, ist von ihnen übersehen worden. Das ist schon lange das Loos dieser stillen Gegenden, welche man vielfach in Deutschland wol nur als den Schauplatz der Voß'schen „Pfarrtochter-Idylle" kennt. Die Natur derselben ist unendlich reich und fruchtbar, in der Bevölkerung wechseln und mischen sich die niedersächsischen und die slawischen Elemente; in der Propstei hat sich ein reines Slawenthum erhalten. Die Hauptbeschäftigung der Bevölkerung ist der Ackerbau und die Viehzucht, wofür Kiel und Lübeck bequeme Exporthäfen sind. Der Adel mit seinen großen Gütern und seinen Feudalinstitutionen hat hier einen Sieg davongetragen der an Mecklenburg erinnert, und der ihm im Westen des Landes, in den dithmarsischen und friesischen Districten, niemals möglich geworden ist.

Eine Specialschilderung dieser Gegenden, so interessant sie auch wäre und so sehr wir dieselbe auch in den vorliegenden Werken vermissen, geht natürlich über den Kreis dieses Aufsatzes hinaus. Unsere Reisenden haben sich gleich nach Kiel begeben, welches sowol von Mügge wie von Kohl geschildert wird. Kiel wird von Mügge eigentlich nur von der Handelsseite betrachtet. Er gibt Auszüge aus den Handelsverhältnissen dieser aufblühenden Stadt. Was er selbst über das Leben dieser Stadt mittheilt, welche so oft in den schleswig-holsteinischen Angelegenheiten von großer Wichtigkeit geworden ist, ohne aber einen Centralpunkt bilden zu können, ist durchaus unbedeutend. Klaus Harms wird von ihm zu einem Mystiker gemacht, und er ist doch nur im strengsten Sinne des Worts ein Orthodoxer, der behauptet, ganz genau in Luther's Fußstapfen zu treten. Weit interessanter und vielseitiger weiß auch hier wieder Kohl zu charakterisiren:

> Kiel ist ein stark aufblühender Ort, auf den jetzt von vielen Seiten die Augen gerichtet sind. Wie Lübeck liegt die Stadt an einem der äußersten Buchtenzipfel der Ostsee gegen Südwesten und ist daher für alle Waaren und Personen die aus Norden und Osten kommen ein sehr natürlicher Ausschiffungsplatz. Von Kopenhagen, von Stockholm, von Petersburg her hat man zwar über Lübeck noch näher zu den südwestlichen Gegenden, Hamburg, Deutschland u. s. w., denen Alles zuströmt; allein Kiel hat vor Lübeck den außerordentlichen Vorzug, daß es an der Spitze einer Bucht liegt die durchweg eine große Tiefe und Schiffbarkeit hat und die es den größten Schiffen gestattet, bis mitten in die Stadt, in einen höchst sichern und bequemen Hafen vorzudringen, während das Gewässer, was nach Lübeck führt, die Trave, nur 10—12 Fuß tief ist und die größern Schiffe daher genöthigt sind, auf der Rhede von Travemünde vor Anker zu gehen.

Es scheint als ob Hr. Kohl diese Nachrichten in Kiel eingezogen habe. Sie sind parteiisch. Die Wassertiefe bei Travemünde ist durch große Kunstanstrengungen allerdings schon seit längerer Zeit auf 14—15 Fuß gebracht worden. Die Natur hat Kiel zwar in einem Punkte begünstigt worin Lübeck demselben nicht gleichkommen kann; dagegen weiß aber auch die alte Hansestadt sehr viele bedeutende Handelsvortheile zu bieten. Das barbarische Verfahren welches die dänische Regierung seit längerer Zeit gegen Lübeck anwendet, um diesen natürlichen Ostseehandelsplatz gänzlich zu ruiniren, können wir hier nicht darstellen; wir theilen lieber noch eine Stelle aus Kohl mit, welche den Beweis für unsere Behauptung liefern möge, daß den Herzogthümern Schleswig-Holstein jeder Centralpunkt fehle:

> Kiel ist die einzige Universitätsstadt der Herzogthümer Holstein und Schleswig und daher der Mittelpunkt des geistigen Lebens dieser Herzogthümer. Uebrigens ist es charakteristisch und wichtig für diese beiden Länder, daß sie gar keinen eigentlichen Mittelpunkt ihres ganzen geistigen und materiellen Lebens haben. Diejenigen Elemente, welche das Centrum von Holstein oder von Holstein und Schleswig bilden sollten, sind eben überall im Lande auf eine ganz auffallende Weise zerstreut. In Kiel ist die Universität für beide Herzogthümer, das Oberappellationsgericht für Schleswig und Holstein. In Kiel wird der berühmte sogenannte Umschlag abgehalten, auf dem ein großer Theil des Adels und der Geschäftsmänner beider Herzogthümer zur Abmachung von Geschäften zusammenkommt. In Kiel residirt ein großer Theil der gebildeten Welt der beiden Herzogthümer, vielleicht ein größerer als in irgend

einer andern schleswigischen oder holsteinischen Stadt. Der Statthalter beider Herzogthümer residirt dagegen in der Stadt Schleswig. Dort ist auch der Sitz des Generalcommandos und der sogenannten Regierung beider Herzogthümer, sowie der Sitz des Obergerichts des Herzogthums Schleswig und der schleswigischen Provinzialstände. Die holsteinischen Provinzialstände kommen dagegen in Itzehoe zusammen. Die Haupthandelsstadt der Herzogthümer ist Altona. Die vornehmste Festung Rendsburg. Auch viele wichtige Landesanstalten, die man sonst gewöhnlich in den Haupt- und Residenzstädten der Reiche zu finden pflegt, wie z. B. Landesseminare, Hauptgymnasien, adelige Fräuleinklöster u. s. w., sind wieder an andern Orten zerstreut.

Unser Reisender scheint erstaunt über solche Zerstreuung. Wenn aber eine Decentralisation schon in der verschiedenartigen Natur des Landes, in der abweichenden Abstammung und Sitte der Bewohner theilweise eine Erklärung findet, so wird man den Grund derselben noch weit leichter und besser verstehen, wenn man bedenkt, daß es in dem besondern Interesse der dänischen Regierung liegt, die Herzogthümer so viel wie nur irgend möglich zu decentralisiren.

Kohl hat vollkommen Recht, wenn er ihrer geographischen Lage nach die Universität Kiel glaubt als die vornehmste Vermittlerin zwischen der skandinavischen und der deutschen Geisterwelt betrachten zu müssen. Dies ist aber keineswegs der Fall in einem so ausgedehnten Maße wie es sein könnte und wie es vielleicht wäre, wenn nicht die politische Erbitterung gegen das Dänenthum auch die unbefangenen Fragen der Wissenschaft störte. Den Beruf einer Vermittelung zwischen deutschem und skandinavischem Geistesleben sucht Kiel nur wenig zu erfüllen; die Gesichter in Kiel sind vorzugsweise nach Süden gewendet, während man hier, nach Kohl's Meinung, zwei Gesichter haben sollte, eins für den Norden und eins für den Süden. Das meiste von Dem was für die Bekanntwerdung und Erläuterung der nordischen Edda geschehen ist nicht von Kiel, sondern von andern deutschen Städten ausgegangen. Die meisten Uebersetzungen aus dem Dänischen, Schwedischen, Isländischen sind nicht in Kiel, sondern an verschiedenen andern Orten Deutschlands erschienen.

Setzt man von Kiel aus die Reise gegen Norden fort, so wird man zuerst in ein kleines Ländchen kommen, welches allgemein „Dänisch-Wold", d. h. der dänische Wald, genannt wird. Es ist dies an der Ostküste Schleswigs in der Gestalt einer kleinen Halbinsel. Die kieler Bucht und dann der eckernförder Meerbusen, dies sind die südlichsten Anfänge jener merkwürdigen, schmalen, länglichen, tief ins Land eindringenden Meeresarme, die sich auf der ganzen Ostküste Jütlands zeigen und die sich überhaupt an den Küsten fast aller skandinavischen Länder, Schwedens, Norwegens, Islands, Finnlands, wiederfinden und welche die Skandinavier „Fjorde", die deutschen Schleswiger zuweilen „Föhrden" nennen. An der innern Spitze dieser Buchten pflegt in der Regel eine Stadt zu liegen. Die Partien dieser Gegenden, welche von der Buche und Eiche gekrönt werden, die Verbindungen und Abgrenzungen des Meers mit dem Festlande sind hier herrlich und bieten dem Wanderer tausendfache Ueberraschungen. Kohl weiß das Alles sehr fein, interessant, sogar poetisch zu schildern. Nirgend aber, Dieses sei hier noch bemerkt, ist die Woge der Ostsee so klar und blau als in den Buchten und Belten zwischen den dänischen Inseln und an den Küsten und Fjorden Jütlands und der Herzogthümer Schleswig und Holstein. Man kann sich hier nicht satt sehen an dem herrlichen Blau des Meers, während an den Westen des Landes die Nordsee, welche mit Marsch materiell schwanger geht, ihre immer trüben Wogen heranwälzt. Hier fängt auch bereits die Gegend an, wo die Leute sich noch mit Traditionen von den alten Seekönigen tragen, welche einst an diesen Wasserärmen ihre Burgen bauten und Land und Meer unsicher machten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vier Paradoxa. Von Doctor Mises. Leipzig, Voß. 1846. 12. 15 Ngr.

Der Name des Verf., der wirkliche wie der angenommene, wird gewiß Allen bekannt sein die im Gedränge literarischer Erscheinungen den ernsten Gang der Wissenschaft wahrnehmen, oder auf jede Aeußerung eines ausgebildeten Schönsinnes, eines durch und durch edel organisirten Gedankenlebens, einer frischgeistigen Individualität achten. Mehr als Einer, der gegen das Treiben der modernsten Kraftgenies ganz passiv ist, wird diesen Namen freudig begrüßen, auf welchem Gebiete er ihn nennen höre: denn es ist sicherlich nur eines, auf dem der bescheidene Mann heimisch, und Jeden der ihm folgt bereichern, anregen, erfreuen kann! Aber jenes Passivsein wovon ich sprach, man erkläre es nur in wörtlichster, in wahrhaft pathologischer Bedeutung, um den Vorwurf abzulehnen der sich an diese Bezeichnung knüpft. Man bedenke, daß von gewandten Pulverworttechnikern (wie ich die Herren in ihrer eigenen Weise nennen möchte) so viel rhetorisches Feuerwerk abgebrannt wird, nicht blos auf den Messen und Tagesmärkten der Literatur, sondern selbst vor den Arsenalen und Gemäldegalerien der Geschichte; man rechne dazu die Katzenständchen der Epigrammatisten, das Balladengekreisch der poetischen Guckkastenmänner, das in Versen articulirte oder in Prosa unarticulirte Brüllen der Franzosen- und anderer Völkerfresser, den Trommelsturm der Radicalen, die philosophischen Flammen, die bald auf den Altären der Selbstvergötterung, bald auf den Scheiterhaufen gebundener Moral- und Religionssysteme, bald in den Laternen der Lichtfreunde lodern, welche nicht immer Diogenische sind; man rechne dazu so viel Janitscharenmusik und aufgeschminktes Pathos in Ernst und Scherz, in Predigt und Kritik, in Lustspiel und Tragödie — und man wird sich nicht wundern, in der deutschen Lesewelt eine gehörige Anzahl Ohren- und Augenkranker zu finden, die sich ängstlich vor solchen Eindrücken wahren. Es sind gerade Solche, die sich im Innersten gesund fühlen, bei denen kein Sinn abgestumpft ist und daher auch nicht leicht eine unnatürliche Ueberreizung verträgt; es sind Solche, denen Natur und Wahrheit, reine Verstandes- und Gefühlsnahrung nothwendig, wie die Luft zum Athmen — es sind übrigens auch erfahrene, wohlkundige Männer, die recht gut das hölzerne Gerüst der kraftgenialen Feuerwerke kennen. O, denen brauche ich nur zu sagen: Doctor Mises oder Professor Fechner hat ein neues Schriftchen veröffentlicht — und sie werden sich Alle sammeln, und sie werden sich erinnern, wie oft sie Bemerkungen, Urtheilen, kleinen oder größern Aufsätzen des Mannes Genuß und Beruhigung, Erheiterung und Belehrung zu danken hatten. Als Fechner's anspruchsloser Geist zuerst aufblitzte mit einigen Witz-

funken, die gleichsam nur so augenblicklich absprühten aus dem Laboratorium des gelehrten Naturforschers, da hat er auf dem Felde humoristischer Darstellung einen schönen Aufgang gefeiert — schöner, wie ich wenigstens glaube, als aller Journalruhm mit welchem die Sonne eines jungen Schriftstellers aufgeht. Denn Einem der hohen Propheten Deutschlands hat er in dessen todumschattete Stunden geleuchtet: er hat dem oft verkannten und gelästerten Gottesmanne Jean Paul, welcher den Deutschen zuerst den Humor offenbart, eine Aeußerung des Dankes abgewonnen, er hat dem Scheidenden die Versicherung mitgegeben, daß echter, gehaltvoller Witz, daß Sinn und Verständniß des Humors in deutschem Kopfe und Herzen sich fortentwickele. Und wenn überhaupt schon an dem Danke eines Sterbenden Segen haftet, so konnte Fechner wahrlich kein reicheres Segensvermächtniß erhalten als das was ihm der Biograph Jean Paul's, gewiß ein treuer Willensvollstrecker, überreichte. Es hat sich an ihm bewährt! Seitdem hat Fechner's Humor so Vielen wohlgethan — und die Meisten haben ihm vielleicht nur im Stillen gedankt, eine Art, die dem stillen Wohlthun dieses Geistes vollkommen entspricht. Er prunkt nicht, gleißt nicht, sucht weder durch Hypergenialität zu blenden noch durch Witz zum Todtlachen zu bringen, er setzt diese nicht auf Heiliges und Schönes, würzt seinen Spott mit keinem Tropfen Galle — es ist eine herzvergnügte Rührigkeit des Gedankens, es ist eine klare, innige, ich möchte sagen kindliche Lust. Ja, Fechner der Gelehrte und Fechner der Humorist kommen mir vor wie Vater und Sohn, von denen der Letztere des gestrengen Alten Ideenvorrath und wissenschaftliche Instrumente zu Spielen eines geistreichen Muthwillens gebraucht. Wenn ich aber Fechner überhaupt Humor zugestehe, so mögen Solche die meine Ansicht vom Humor theilen auf die Thatsache schließen, daß man in diesem spielenden Witze, der von aller Gemüthschwere sich loszumachen scheint, unendlich viele Mahnungen an Gemüth finden kann; daß es gar leicht sein muß, in dieser harmlosen Ironie die Anklänge einer wohlwollenden, liebenden und gläubigen Natur zu vernehmen; daß es dieser satirischen Art, die oft das allertrockenste Holz positiver Wissenschaft zu spellen sucht, auch nicht an der Glätte ästhetischen Geschmacks, nicht am Griffe dichterischer Anschauung fehlt. Und Dies wird bei näherm Hinblick auf den Scherz des Mannes Niemandem entgehen. Es ist nämlich meiner Meinung nach eine Hauptseite des Humors und zwar die eigentlich poetische, ein Element des Ernstes, in welchem sogar ein Grundton von Wehmuth, von Schmerz vorklingt, es sind bekanntermaßen die Thränen bei dem Lächeln, ja selbst das Pathos der Begeisterung neben dem Spott, neben der bis zur Parodie gehenden Verkleinerungssucht. Darum hat es sogar Humoristen gegeben deren Ernst grämlich und winselnd wurde, die nachgerade vom Humor nur das Fließende zurückbehielten. Bei Fechner ist nun davon keine Spur, und auch von pathetischem Aufschwung ist keine Rede: so wird man denn bei oberflächlicher Betrachtung seinen Witz leicht für bloßen Witz halten, und das eigentlich Humoristische, die poetische Seite des Humors vermissen. Aber man wird sich ebenso leicht überzeugen, daß man geirrt. Ein Mann wie Fechner, bei dem Wissenschaft und Leben in so schönem Einverständniß, ja in so organischer Verbindung sind, kann Nichts denken ohne zu fühlen, Nichts fühlen ohne zu denken; Nichts berührt er, wobei nicht unwillkürlich die verschiedensten Regungen innern und äußern Lebens zum Vorschein kommen. Wenn er daher mit seinem Scherz das religiöse und politische Gebiet, wenn er Historie und Dichtung, wenn er irgend ein menschliches Verhältniß, ein menschliches Thun oder Empfinden auch nur streift, so schimmert doch dabei sein religiöses, politisches, sein allgemeinmenschliches Mitgefühl gar unzweideutig und in aller schönen Wahrheit und Einfachheit seines Wesens durch. Fechner ist eine jener ganzen Naturen, die Nichts zusammenhanglos von sich ablösen, die man an dem kleinsten Theilchen festhalten kann, ganz und gar wie sie sind.

Damit glaube ich im Allgemeinen Fechner's humoristische Schriften charakterisirt zu haben. Die vorliegende reiht sich ihnen genau an.

In vier Behauptungen wirft der Verf. den Physikern und Philosophen vier Unsinnsknäuel zu. Da, sollte man denken, läßt sich kein physikalischer oder philosophischer Verstand herauswinden. Aber er entwickelt aus jedem eine Menge der launigsten Ideenverschlingungen, und in jeder sind so viele Bezüge auf Leben und Lehre, daß der scheinbare Unsinn mehr als man glaubt eine Kunde der vielfachsten geistigen und sittlichen Verhältnisse herausfodert: jedes Gedankenspiel ist irgend eine Anspielung, und in der Wahrheit, die man hier in dem humoristischen Hohlspiegel auf den Kopf gestellt sieht, erkennt man leicht dieselbe, die unter den Menschen mit feierlichem Ernste auf den Füßen steht. Fechner's Beweisart ist eine parodirende, aber gerade darin zeigt er seine logische Beweglichkeit und philosophische Beweiskraft, so wie Cervantes in seiner Parodie der Ritterlichkeit die unleugbarste Gewalt in Darstellung des Ritterlich-Romanhaften äußert.

Das erste Paradoxon („Der Schatten ist lebendig") ist ein allerliebstes Schattenbild ideeller Rechthaberei, und ich möchte fast sagen des Fichte'schen Egoismus; denn im Grunde setzt sich ja hier der Schatten auch nur durch ein Ich bin ich. Zugleich ließe es sich als eine recht artige humoristische Variation auf das Pindar'sche Thema „Σκιᾶς ὄναρ ἄνθρωποι" bezeichnen, da aus den Schattenbeweisen namentlich auch Das hervorgehen kann, daß der Mensch Schatten des Schattens ist.

Bezugsreicher und ersprießlicher ist sodann der Nachweis, daß „der Raum vier Dimensionen hat". Der Verf. kommt dabei auf Folgerungen und praktische Nutzanwendungen, bei denen er sich selbst überrascht; und doch zeigt er offenmüthig genug, daß das Ganze nur ein mathematisches Columbus-Ei ist. Denn die Entdeckung einer neuen Weltseite, einer neuen Weltrichtung, ja sogar einer neuen Uebersinnlichkeit, wie Vieles auch in Zahl und Maß, im Wesentlichen und Begrifflichen sich dabei von Grund aus ändert, leitet doch nur auf Etwas das schon dagewesen, gerade wie die Entdeckung eines neuen Welttheils; und die sonderbaren Gedanken die wir da treffen, die aborigines dieser neuen Weltseite, haben ebenso gut Hand und Fuß wie alle andern in menschlichem Gehirn erzeugten.

Unstreitig aber am tiefsten greift der Verf. in die ungläubige Zeit mit seiner sonnenklaren Argumentation, daß „es Hexerei gibt", daß diese „überhaupt die natürlichste Sache von der Welt sei", und daß namentlich der Besenritt nicht im mindesten zu bezweifeln sei, was theoretisch wie factisch und zwar „1) durch historische Gründe, 2) durch experimentale Gründe, 3) durch teleologische Gründe, 4) durch physikalische Gründe, 5) durch physiologische Gründe, 6) durch philosophische Gründe, 7) durch philologische Gründe" erhärtet wird — Gründe, die, wie der Verf. richtig bemerkt, sobald man sie combinirt, „den Hexenritt sieben mal fertig machen" oder „eine Regenbogenbrücke geben, auf der jede böse Sieben gefahrlos durch die Luft reiten kann". Vortreffliche Andeutungen finden wir über das Verhältniß des Glaubens zur Vernunft überhaupt (in der Religion wie in den Naturwissenschaften), und mehr als ein Trostloser auf der einen wie auf der andern Seite kann sie sich zu Herzen nehmen (S. 43 fg.):

„Wenn nicht bei den Aufgeklärten eine so große Ersparniß an Glauben gemacht würde, woher sollte der große Glaubenssegen an andern Orten kommen? Wir sehen hier nur die gewöhnliche schöne Einrichtung der Weltordnung, das Pfund von einer Stelle, wo es doch nicht wuchern würde, ganz wegzunehmen und an eine andere zu verlegen, wo es um so besser wuchert. Man sollte daher die Versammlungen der Aufgeklärten nicht verbieten, weil Das eigentlich nur Veranstaltungen sind, gewisse Orte und Personen ganz des Glaubens zu entledigen, um ihn an andern Orten mit größerm Nutzen zu verwenden, z. B. zur Erlangung guter Aemter und Stellen."

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Am besten trinkt man doch den Wein da, wo es zu kalt ist als daß er von selbst wachsen könnte, und genießt man das Eis da, wo es zu warm ist als daß es von selbst frieren könnte. In der That sieht man offenbar dies Princip befolgt, indem man den Glauben in großen Massen aus dem Gebiete der Religion in das Gebiet der Naturwissenschaften übergeführt sieht, wo er die mächtigste treibende, wärmende und belebende Kraft äußert, und dafür aus dem Gebiete der Naturwissenschaften in das Gebiet der Religion das verständige, nüchterne Wissen, was daselbst die schönste abkühlende Wirkung äußert.

Zunächst sind es die Physiker, welche das Wissen in den Naturwissenschaften anbauen. Von diesen nehmen es dann die Lichtfreunde in Empfang, um es dem Volke für seinen alten Glauben zu verkaufen. Und Dank ihren Bemühungen, es wird jetzt wenig gemeine Leute geben, welche der Bibel nicht ihre groben Irrthümer im Betreff der Schöpfungsgeschichte und des Sonnenlaufs nachzuweisen vermöchten, und nicht ihre kindische Ehrfurcht vor einem Buche ganz abgelegt hätten, das, statt den Menschen zurechtweisen zu können, auf allen Seiten Zurechtweisung vom Menschen annehmen muß.

Von der andern Seite sind die Aerzte bestimmt, den in der Religion zu viel gewordenen Glauben in die Naturwissenschaften einzuführen und darin zu pflegen. Ein großer Theil des Glaubens, der früher im Gebiete der Religion zu finden war, ist jetzt offenbar auf das Gebiet der Homöopathie gewandert, wo jede Portion Glauben mit einer entsprechenden Portion Vernunft willig bezahlt wird."

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Ich würde indeß den andern Aerzten Unrecht thun, wenn ich die Homöopathen für die alleinigen Beförderer des Glaubens in den Naturwissenschaften erklären wollte. Wenn, wie Manche meinen, die ganze Frömmigkeit wirklich am Glauben hängt, so kann ein Frommer in der That nichts Besseres thun als ein System der Medicin andächtig durchlesen, oder statt eines Liedes ein Recept absingen; man glaubt nicht, wie viel hierin von Glauben steckt; oder um seinen Glauben auch werkthätig zu beweisen, sich ins Bett legen und Medicin nehmen; die Apothekerbüchsen sind wahre Einmachebüchsen des Glaubens und noch dazu eines solchen, der wol schon mehr zur Seligkeit gefördert hat als jeder andere Glaube."

Nun werden noch die Verdienste einiger neuern Aerzte um „die Förderung des Glaubens" besonders hervorgehoben. Zuerst, wie billig, Mesmer's, welcher den von der Vernunft zum Kopfe herausgejagten Glauben mittels des Magnetismus an den Magen zog. „So lange nun der Mensch satt war, erfreute er sich daran (nämlich am Weissagen des Magens, der hierüber Essen und Trinken vergaß) und fing schon an zu hoffen, daß er sich künftig Schulen, Universitäten, Sternwarten und seinen Kopf selbst durch den Magen und Magnetismus ganz ersparen könnte; aber da er hungerig ward und essen wollte, fragte ihn der liebe Gott, ob er den Magen lieber zum Essen oder zum Weissagen haben wollte; Beides zusammen ginge nicht, worauf er erwiderte: Zum Essen. Da mußte der Glaube wieder ausziehen. Aber wohin? Im Kopfe hatte sich inzwischen die Vernunft breitgemacht und ließ ihn nicht mehr zurück. Nun erbarmte sich ein anderer Arzt, Gall, desselben, und legte auf dem Kopfe einen Pflanzgarten mit gut abgetheilten Beeten für ihn an, wo die Glaubenswirthschaft auch ganz gut gedieh, so lange der Boden durch die Reste des alten Puders noch fruchtbar war. Nur ward es dem Glauben so unmittelbar über dem Sitze der feindlichen Vernunft nie recht geheuer, und als die Puderreste verzehrt waren, kümmerte die Wirthschaft wieder, und er mußte abermals weiterziehen. Im Menschlichen war jetzt Nichts mehr für ihn zu suchen; also blieb ihm Nichts mehr übrig als das Außer-, Ueber-, Unter- oder Unmenschliche zu suchen, womit aber nur eine neue, um so glänzendere Epoche für ihn begann."

Diese eröffnet Schiller's „Geisterseher", und in vollster Entwickelung, dabei den großen Fortschritt des Zeitgeistes bekundend, erscheint sie durch Justinus Kerner und dessen Seherin. Seitdem sei aber auch wieder in Folge lustiger Berührungen zwischen der Geisterwelt und der geisterspürenden Welt eine Erkaltung des ganzen Glaubenslebens eingetreten, und der Verf. fühlt sich berufen, dasselbe zu heben und „den Stillstand oder Rückschritt in der großen Glaubensepoche wieder in einen Fortschritt zu verwandeln". Das thut er durch seine Beweise für den Besenritt und das Natürliche der Hexerei, die in schlagendster Art durchgeführt werden. Wir erfahren hier nebenbei die idealen Tendenzen der Turnkunst, werden mit Bedauern inne, daß der Besen neben der dämonischen auch seine culturgeschichtliche Bedeutung verloren habe, und daß es in einer Zeit wie die unsere, in der so Viel gekehrt und bekehrt wird, etwas sehr Verdienstliches wäre, den Besen wieder zu Ehren zu bringen; was aber das Wichtigste ist, wir erfahren, daß die deutsche Philosophie in handgreiflichster Praxis den Besenritt bewiesen habe; denn daß sie in der Theorie denselben außer Zweifel gesetzt, wissen wir längst. Auch weist Dies der Verf. an Hegel's buchstäblicher Erklärung der Schwere (in dessen Werken, VII, 69) nach. Aber er weiß Hegel's dialektische Methode noch für wichtigere Dinge zu benutzen. Denn auf demselben Wege gelangen wir in dem vierten Paradoxon zu der unumstößlichen Gewißheit, daß die Welt „nicht durch ein ursprünglich schaffendes, sondern zerstörendes Princip entstanden". Damit erfüllt der Verf. „die Pflicht, welche jedem dialektischen Philosophen obliegt, Gott, der in Betreff der Einsicht in sich und seine Werke nun einmal ganz auf den dialektischen Philosophen gewiesen ist, darüber aufgeklärt zu haben, wie er eigentlich sich und die Welt geschaffen, gezeigt zu haben, welches der Anfang vor dem Anfang sei".

Wollte ich noch Mehr aus dem Schriftchen anführen, wozu es mich allerdings sehr reizt, so könnte ich leicht in den Fall kommen, daß ich Hrn. Leopold Voß Gelegenheit zu einer Klage wegen Nachdrucks gäbe; ich thue am besten, auf das freundlichste an diesen Mann zu verweisen, der Jedem das ganze liebe Büchlein einhändigen kann. Möge es nur immer mehr und mehr Leser finden. Ich bin überzeugt, daß die Meisten sich dann im Ausdruck herzlicher Anerkennung so unparteiisch und gerecht fühlen werden wie ich.

W. Wolfsohn.

Literarische Notiz aus England.

Ein neuer historischer Roman.

Ein historischer Roman aus den Tagen des römischen Freistaats ist jedenfalls eine neue Erscheinung. Die englische Literatur bietet sie unter dem Titel: „The Roman traitor. A true tale of the Republic", von H. W. Herbert (3 Bde., London 1846). Der „römische Verräther" ist Catilina und damit die Geschichtsepoche bezeichnet in welcher der Roman spielt. Der Verf. hat seinen Helden schwärzer gefärbt als die unparteiische Geschichte, von Cicero natürlich zu schweigen. Er ist bei ihm geradezu der Repräsentant aller Schlechtigkeit, keck, gotteslästerlich, ausschweifend, boshaft, intriguirend, zu Mord und Todtschlag und jeder Büberei bereit, die seinen Nebenbuhler stürzen oder sonst seinem Zwecke dienen kann. Ständen nicht zwei edle römische Frauen ihm gegenüber, so könnte der Verf. beinahe in den Verdacht kommen, zu den Novellisten unserer Zeit zu gehören, die an Menschenwerth überhaupt und an Frauenwerth insbesondere nicht zu glauben scheinen. Auch wird ihn die englische Kritik wegen mancher anstößigen Scene und manches doppelsinnigen Wortes gewiß stark in die Hechel nehmen. Aber davon abgesehen ist die Erzählung gut angelegt und durchgeführt, und wer den Schauplatz nicht zu weit „hinten in der Türkei" findet, wird sie mit Interesse lesen, vielleicht sogar Manches daraus lernen. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 12. —— 12. Januar 1847.

Schleswig-Holstein und Dänemark.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 11.)

Gehen wir über die Schlei hinaus, so gelangen wir an das Land Angeln. Bis an die Schlei scheint immer deutsches Land gewesen zu sein, aber im Lande Angeln verkündigen sofort eine Menge Erscheinungen, daß hier das Mischlingsland zwischen den Deutschen und Dänen beginnt. Hören wir Mügge:

Die Sprache in Angeln ist jetzt allgemein die deutsche, aber diese ist erst im Laufe des jetzigen Jahrhunderts zur Herrschaft gelangt, und noch gibt es manche Höfe, namentlich gegen den flensburger Meerbusen hin, wo die Großältern das dänische Idiom reden und kein Deutsch verstehen, die Aeltern unter sich wol und mit den Aeltern Dänisch sprechen, mit ihren Kindern aber nur Plattdeutsch, weil diese kein Wort Dänisch können, dagegen viel weiter als Vater und Mutter im Hochdeutschen sind, worin sie in der Schule unterrichtet werden. So werden in dem einen und demselben Hause die drei verschiedenen Mundarten geredet, aber das dänische Platt stirbt gänzlich aus. Die nächste Generation schon wird in Angeln Nichts mehr davon wissen; und schon hat das Deutsche den flensburger Fjord übersprungen und beginnt sich jenseits, nach Apenrade hin, unter die Landleute zu verbreiten.

Der Häuserbau selbst zeigt in Angeln die Mischung zwischen Deutschthum und Dänenthum. Bis an die Schlei haben alle den altsächsischen Charakter, gleich darüber hinaus beginnt die dänische Weise, d. h. die Häuser haben Schornsteine und an ihren Giebeln fehlt das berühmte sächsische Pferd. Der Angler zeigt dem Swanseeer gegenüber dieselben Eigenheiten die ein Jüte einem Niedersachsen gegenüber zeigt. Im nördlichen Theile des Landes Angeln wohnen noch heutigen Tages Dänen welche ihre eigene dänische Sprache reden; und da weiterhin im Norden von Angeln das Dänische nur noch in den Städten herrscht, die Grundbevölkerung des Landes aber überall dänisch ist, so kann man dieses Land Angeln als den eigentlichen Schauplatz des Kampfes zwischen den beiden Sprachen bezeichnen, auf welchem eben jetzt die kräftigere und siegreich vordringende deutsche Sprache die dänische gänzlich zu verdrängen droht.

Dieses kleine Land Angeln hat noch ein besonderes Interesse, wenn man an England denkt. Gewiß werden sich aber die alten Angeln, die mit den Sachsen über die Nordsee zogen, nicht auf den kleinen, jetzigen fünf Meilen breiten und langen Landstrich, der jetzt den Namen Angeln fortführt, beschränkt haben. Wahrscheinlich haben jene Angeln das ganze Land bewohnt welches jetzt Schleswig genannt wird; und erst später, als die skandinavischen Dänen sich von Jütland aus über die durch Auswanderung nach England geschwächten anglischen Districte ausbreiteten und das ganze eroberte Land „Südjütland", wie es auch jetzt wieder fanatischen Dänen beliebt wird, in Besitz nahmen, blieb der Name Angeln jenem kleinen Strich zwischen der Schlei und dem flensburger Meerbusen eigen. Wie aber Die welche sich heutzutage Sachsen nennen nicht einmal eigentliche echte Sachsen sind, so sind auch Die welche sich jetzt Angeln nennen, wie Kohl durchaus richtig bemerkt, nicht eigentlich alte deutsche Angeln, sondern wahrscheinlich Mischlinge von einigen Nachkommen solcher echten Angeln, von einer Masse später eingewanderter Dänen und von wieder dazu gekommenen Niedersachsen. Sehr interessant ist die Aehnlichkeit, welche Kohl zwischen dem Lande Angeln und der Grafschaft Kent in England findet und darstellt.

Jetzt, da wir in die Norddistricte des Herzogthums Schleswig gekommen sind, ist es Pflicht den dänisch-deutschen Sprachenstreit zu berühren. Zwar finden wir bei Mügge mannichfaches Material, aber die Auffassung daselbst ist uns allzu einseitig und zu wenig zart erschienen für Elemente welche nicht blos in der Tagespublicistik sich geltend machen sollen, sondern auch tief mit allen ihren Fasern und Nerven in dem ursprünglichen Wesen des Volkes begründet sind. Wir theilen deshalb lieber aus Kohl die folgende Stelle mit:

Da gleich im Süden der Schlei das Land anfängt das schon seit unvordenklichen Zeiten deutsch ist, und das ganze noch immer mit Dänenthum gemischte Ländchen Angeln nur etwa fünf Meilen lang und fünf Meilen breit ist, so ist es freilich klar, daß die Fortschritte der deutschen Sprache im Laufe des Jahrtausends, innerhalb dessen sich die Deutschen und Dänen in diesen Gegenden streiten, sehr langsam gewesen sind. Allein man behauptet und ich glaube mit Grund, daß gerade in neuerer Zeit die deutsche Sprache hier ein entschiedenes Uebergewicht erlangt und raschere Fortschritte macht als je zuvor.

Man weist eine Menge Dörfer, ja ganz kleine Landstriche nach, in denen noch vor 50 Jahren das Dänische herrschte, in denen aber jetzt das Plattdeutsche allgemein geworden ist. Man

citirt auch Dörfer, in denen noch die halbe Bevölkerung Dänisch spricht, die andere Hälfte aber Deutsch; andere Dörfer, in denen die ganze Jugend, ja Alles was unter 50 Jahren ist Deutsch redet, und nur die alten Leute noch Dänisch verstehen; wieder andere Dörfer, in denen blos noch die ältesten Greise und einzelne Großväter das Dänische reden oder aus ihrer Jugend sich Etwas davon erinnern.

Man hat in neuerer Zeit sogar den Proceß der Umwandlung aus dem Dänischen ins Deutsche so schnell vor sich gehen sehen, daß man die Art und Weise, wie und mit welcher Methode diese deutsche Ueberflutung sich über das Land ergießt, näher geschildert hat. Man sagt z. B., das Deutsche schreitet in einer kleinen zusammenhängenden Ebene sehr rasch fort, bis es an eine natürliche Grenze, an einen Bach, Fluß, an einen Moor oder sonst ein natürliches Hinderniß kommt, wodurch es aufgehalten wird. An einer solchen Grenze bleibt es dann eine längere Zeit stehen, 30—40 Jahre lang, bis es sich in dem von dieser Grenze umfaßten Bezirke völlig festgesetzt hat. Alsdann überschreitet es auch diese Grenze, zuerst die Jugend und die Männer und dann auch die Greise und Weiber ergreifend; und so rückt es dann wieder an den nächsten Bach oder Wald vor, wo es wieder eine Zeit lang auszuruhen scheint.

Dem sei indeß wie ihm wolle, so ist es ein Factum, welches sowol durch die von dänischer als die von deutscher Seite entworfenen kleinen Sprachkarten von Schleswig, die man in neuester Zeit angefertigt hat, bestätigt wird, daß das völlig deutsch gewordene, ehemals dänische Land sich vorläufig nun erst in einer Breite von sechs Stunden von jener uralten deutschen Grenze nach Norden hinauf erstreckt. Man ziehe von Husum aus eine Linie in nordöstlicher Richtung quer durchs Land zwischen den Städten Schleswig und Flensburg mitten durch Angeln hindurch, von der Nordsee nach der Ostsee, so hat man die Grenze des Landes, von welcher aus im Süden sich ein reines Deutschthum hergestellt hat.

Diese Linie geht wie man sieht beinahe völlig parallel mit der uralten Linie des Deutschthums, der Linie Treen-Dannwirke-Schlei, und entfernt sich von ihr gegen Norden nur ungefähr, wie gesagt, um drei Meilen. Diese Linie bezeichnet zugleich die Fortschritte die das Plattdeutsche in seinem Siege über das Friesische gemacht hat. Denn die jetzt Niedersächsisch redenden ehemaligen Eider-Friesen fallen auch südlich von dieser Linie, und es ist bemerkenswerth, daß auch sie in der Bauart ihrer Häuser, in ihrer politischen Verfassung und in vielen Sitten und Gebräuchen noch bei der Weise ihrer Voraltern geblieben und nur in Bezug auf die Sprache, freilich also in Bezug auf die Sprache, Niedersachsen geworden sind.

Im Norden jener von Husum aus mitten zwischen Flensburg und Schleswig und mitten durch Angeln gezogenen Linie, der Grenze des reinen Deutschthums, fängt nun freilich noch nicht gleich ein reines Dänenthum an, sondern es kommt hier erst ein Landstrich in welchem Deutsch und Dänisch auf eine sehr bunte und mannichfaltige Weise miteinander gemischt sind. Dieses Mischgebiet des Dänischen und Deutschen geht im Norden bis zu einer Linie vor, die sehr genau bezeichnet ist und die von Tondern aus direct von Westen nach Osten bis an die Ostsee gezogen werden kann. Bis zu dieser Linie ist das Deutsche durchweg die Schul- und Kirchensprache. Auch gibt es auf diesem Gebiete noch Dörfer und kleine Striche, in denen das Deutsche auch als Familiensprache herrscht; auch mischt es sich in den Familien und Wohnungen der Landleute mit dem Dänischen hier und da zu gleichen Theilen. Und selbst jenseit dieses Gebiets herrscht auch das Deutsche noch bis an die Grenze von Jütland unter den gebildeten Ständen in den Städten und auf dem Lande vor.

Wir erkennen durch diese Kohl'sche Schilderung den langsamen und sichern Fortschritt der deutschen Sprache in der Cimbrischen Halbinsel, während Mügge bemüht ist, von einem hastigen Vordrange derselben zu überzeugen. So weit wir jene Gegenden auf welche es hier ankommt persönlich kennen, trägt die Darstellung Kohl's den Charakter einer vollen Wahrheit und, unbekümmert um alle Parteien, muß man es zugestehen, daß der Norden des Herzogthums Schleswig noch sehr stark von dänischen Sprach- und Volkselementen beherrscht wird. Es ist thöricht, wie die eifrigen Schleswig-Holsteiner, zu denen wir auch wol Hrn. Mügge rechnen dürfen, von einer Congruenz der politischen und der nationalen Grenze reden zu wollen. Man käme auf diese Weise zu einem höchst verderblichen Abbindungssysteme aller feinen Fäden der Menschheit. Man kann sagen: hier endigt das politische, staatsrechtliche Deutschland, Hier beginnt das politische, das staatsrechtliche Dänemark, und man kann darüber streiten, wo das eine beginnen und das andere anfangen soll; aber es war jedenfalls ein höchst unglücklicher Gedanke, auch die Sprachangelegenheit in den Kreis der politischen Tagesleidenschaft hineinzuziehen und, indem man von beiden Seiten eifrige Propaganda macht, sich um nichts Anderes zu bemühen als den innersten Nerv des Volksgeistes in Aufruhr und Aufregung zu bringen. Eine Publicistik die in einseitiger politischer Betrachtung diesen Weg geht kann keine wahre Theilnahme und Bedeutung finden, und höchstens von ihrer besondern Partei unterstützt und gepriesen werden. Wir verhehlen es nicht, daß die Schuld, die Sprachfrage in den politischen Parteienkampf gezogen zu haben, vielfach auf der dänischen Seite liegt, und daß man dort mit großer Hast bemüht gewesen ist, namentlich von Kopenhagen aus eine förmliche Sprachpropaganda für das nördliche Schleswig zu organisiren; aber man hat sich auch auf der deutschen Seite mannichfach zu blindlings in der Sprachfrage anreizen lassen, und dadurch, indem man auch in der Sprachfrage nur mit politischen Augen sah, einen sehr starken Wirrwarr hervorgerufen. Aber es gibt eine Menge von Liberalen, die in ihrer unglaublichen Naivetät meinen, ein Sprachelement müßte sich ebenso gut und leicht wie ein politischer Grundsatz, wie ein staatsrechtliches Factum bekämpfen lassen. Sie reden so Viel von „Volk" und wissen sehr oft so wenig was das Volk ist! So übersichtlich auch die Geschichte des dänisch-deutschen Sprachstreits in Nordschleswig ist, welche Mügge im zweiten Bande mittheilt, so wird man sie doch mit einiger Vorsicht lesen müssen.

Zur Charakteristik, wie leidenschaftlich und unwahr die Sprachfrage von den Dänen aufgefaßt wird, kann folgende Darstellung aus Mügge Etwas beitragen:

Die Bauern in den nördlichen Districten sind weder so wohlhabend noch so zahlreich im Besitze voller Hufen wie die Leute diesseit des flensburger Busens; sie sind vereinsamter in ihren nördlichen Districten, und vermöge der Sprache waren sie von den dänischen Schriften, Wochenblättern und Emissairen leichter zu lenken. Wie weit die dänische Größe dabei ging, wie sie oft mit wahrer Wuth unerschöpflich in Anklagen gegen Alles was in Schleswig-Holstein geschah, und namentlich gegen Beamte auftrat, deren Bestrafung oder Absetzung

sie von der Regierung begehrte, sobald das Geringste geschah was ihr misfiel, davon gibt es zahllose Beispiele. Weder der Einzelne noch die Behörden, weder Gerichte noch Verwaltung wurden geschont, auch die dänische Kanzlei und die Minister wurden angegriffen. Eines der Tageblätter ging so weit, auszurufen, man solle nicht vergessen, daß über den Grafen Struensee am 25. April 1772 ein Todesurtheil gesprochen wurde, in dessen Gründen sich auch der finde: er habe Verachtung und Zurücksetzung der dänischen Sprache gezeigt, und dies Todesurtheil sei vollstreckt worden. Statt jenes schmachvolle Blatt der dänischen Geschichte schamvoll zu verhüllen, rühmte man sich seiner und foderte gleichsam zu Wiederholungen auf. So wuchs die Erbitterung beider Theile, die sich unablässig bekämpften und durch Vereine und Volksversammlungen die Aufregung größer machten. Mit Hülfe Lorenzen's und seiner Freunde, darunter auch Professoren und Geistliche, hielt die dänische Partei am 4. Juli 1844 ein großes Volksfest auf der Skamlingsbank bei Hadersleben, wozu aus Kopenhagen die Propaganda ihre besten Kräfte sandte. Von Kiel kam der Professor Paulsen, der sich rühmte, er habe den Sprachstreit zuerst angeregt, von Kopenhagen ein ganzes Dampfschiff voll Professoren, Advocaten, Journalisten, Candidaten und Studenten: 12,000 Theilnehmer des Festes hörten die Redner, die es weder an begeisternden Worten für Dänemark noch an Beschimpfungen der Schleswig-Holsteiner und der Deutschen fehlen ließen. Die Hauptsache war, den Schleswigern Muth einzusprechen, daß sie Dänen seien und Skandinavier werden müßten, daß, wie der Redacteur des Journals „Fädrelandet", Hr. Ploug, behauptete, 30 dummdreiste Schleswig-Holsteiner den Fehdehandschuh gegen 6 Millionen Skandinavier erhöben, denen der ganze schöne Norden gehöre, welcher auch das wahre Vaterland der Schleswiger sei. Darum solle an der Eider, in Rendsburg, der Grenzstein wieder aufgerichtet werden, aber mit dänischer Inschrift: Bis hierher geht Skandinavien! So wurde auch bei dem Feste auf der Skamlingsbank die deutsche Sprache in Schleswig ein zusammengerührtes, verquacktes Kauderwelsch genannt, ja ein Hr. Pastor Fred. Grundtwig, der auf eine dänische Hochschule für Schleswig antrug, verlangte, daß der Deutsche wie ein kräftiger, breitschulteriger Sklave verhandelt werde, von dem man im Felde, Holzkeller, Stall und Scheunen viel Nutzen haben könne, den man aber vor allen Dingen gehorchen lehren und auf die Finger klopfen müsse.

Solchen unerhörten Anmaßungen gegenüber wird es sehr natürlich erscheinen, wenn der alte Arndt von einer fratzenhaften Eitelkeit der Dänen redet. Vor allen Dingen aber spielt Kopenhagen eine durchaus unnatürliche und tadelnswerthe Rolle in dem deutsch-dänischen Sprachenstreit. Diese Hauptstadt, welche eigentlich das ganze politische und intelligente Dänemark in sich faßt, ist auch der Mittelpunkt für die Propaganda im Herzogthum Schleswig. Was kann man aber in Kopenhagen von den eigentlichen Zuständen Schleswigs und seiner Bewohner wissen? Man steht ganz außerhalb des Lebens auf welches man wirken will, und sucht ihm nun auf jede Weise durch Zwang und Gewalt den Stempel des Dänenthums und des Skandinavierthums aufzudrücken. Es ist Dies ein durch und durch häßliches, aber gewiß auch vergebliches Bemühen. Die Dänen zittern für die Erhaltung ihrer Nationalität, sie sind deshalb eitel auf dieselbe und bissig für dieselbe geworden. Aber auffallend und bemerkenswerth bleibt es, daß nicht Wenige von den ersten dänischen Agitatoren deutscher Abkunft sind. Der Schreiber dieses Aufsatzes ist mit dem Haupträdelsführer des kopenhagener Skandinavierthums, Hrn. Orla Lehmann, persönlich bekannt, er hat mit ihm in Kopenhagen angenehme Tage und Stunden verlebt und in ihm einen liebenswürdigen Menschen, einen gründlichen Gelehrten, einen geistreichen Publicisten kennen gelernt. Aber die Verachtung für Deutschland ist ihm zur firen Idee geworden. Dabei ist er nicht blos von deutschen Aeltern geboren, sondern auch auf deutschen Universitäten gebildet, durch die deutsche Wissenschaft ist er geworden was er ist. Aber wer kann gegen fire Ideen mit Erfolg streiten? Hr. Lehmann schwingt fortwährend die Fahne eines demokratischen Skandinavierthums und schleudert Spott und Verachtung gegen die Deutschen!

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Tagesliteratur.

Politisches Taschenbuch für das deutsche Volk von Gustav von Struve. Erster Jahrgang. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1846. 8. 1 Thlr.

Klar und bestimmt tritt eine Foderung dem Leser entgegen, und hierin liegt die Bedeutung der Schrift: Die deutsche Bundesacte soll eine Wahrheit werden; an ihr müsse man sich anklammern, wenn man nicht den letzten Haltpunkt aufgeben wolle welcher der deutschen Nation in einem positiven Gesetze geblieben sei; sie sei die Grundlage unserer öffentlich rechtlichen Zustände; um sie mögen sich die Bessern aller Parteien Deutschlands zu einer national-deutschen Partei vereinigen, dann könne man einer schönern Zukunft entgegenblicken. Die Parteien in Deutschland werden dreifach getheilt: die dynastische, die Adels- und die Volkspartei; einer jeden wird vorgeworfen, daß sie den obersten Grundsatz, ihr Interesse mit den Gesammtinteressen des Vaterlandes aufs innigste zu verbinden, aufs entschiedenste verletzt habe. Die sogenannte Volkspartei habe jede Gelegenheit ergriffen, in Wort und That ihr Müthchen an den beiden andern zu kühlen; wer Dieses am rücksichtslosesten, am unbesonnensten gethan, habe immer auf den Beifall seiner Partei zählen können. Der Fehler der Volkspartei im Laufe der vergangenen 30 Jahre habe wesentlich darin bestanden, daß sie sich von den beiden andern durchaus isolirt habe, daß sie destructiv zu Werke gegangen, daß sie es mit Einem Worte nicht vermocht, einen höhern Standpunkt einzunehmen, von welchem aus sie ihre Gegner entweder mit sich vereinigt oder sie besiegt hätte. Es ist in der That jener falsche Liberalismus, der zu nichts Anderm geführt als zu „Geschrei auf der einen und zu Maulkörben und Ruthen auf der andern Seite", den man hier anklagen könnte. Aber welchen höhern Standpunkt soll nun die Volkspartei einnehmen? Den deutschnationalen? Würde sie jedoch im Stande sein, in ihrem besondern Staate, in dem eine oder die andere gerade ist, denselben zu handhaben? Sie gehört ihrem Staate und hat nur die That, für diesen vernünftige Gesetze und verfassungsmäßige Einrichtungen zu fodern, je nach den besondern zuständigen Mitteln. Nur insofern die Bundesacte einen integrirenden Theil der Verfassung eines jeden Staats ausmacht, kann die Foderung der Volkspartei auf deren Verwirklichung, aber auch nur für ihren Staat, gehen. Wie viel hierfür im Nachbarstaate geschieht, muß ihr gleichgültig sein; denn da kann sie weder durch ihre Foderung fördern, noch auch durch ihre Nichtfoderung hemmen. Eine deutsche Volkspartei, wie der Verf. sie sich vorstellen mag, ist nichts Reales; es wäre immer nur eine preußische, sächsische u. s. w.; da es nun aber kein preußisches, sächsisches u. s. w. Volk gibt, sondern nur so benannte Staaten, so ist auch der Ausdruck Volkspartei unrichtig; es kann nur eine Verfassungspartei sein, der in jedem Staate die Ad-

ministrativpartei entgegensteht, welche die vom Verf. als dynastisch bezeichnete wäre. In Bezug auf die Bundesacte als ein Schriftstück und keinen Staat kann es keine realen Parteien geben; aber wol hält sie schwebend und fördert sie die ideale Agitation der Presse, und daher ist es für die vorliegende Schrift von solcher Bedeutung, auf die Bundesacte wieder mit Ernst und Kraft verwiesen zu haben, nachdem auch die sogenannte liberale Presse sich in die Angelegenheiten der besondern Staaten klatschend und krähend verkrochen, die Thathandlungen, die da nur sein sollten, mit ihrem Einerlei von Wortgeschwätze aus Wissen und Willen der Bürger der Staaten verdrängend. Was aber jene ideale Agitation vermag, zeigt der Bundesbeschluß in der holsteinischen Angelegenheit. Und doch gibt es ein reales Keimblatt für Deutschland, den Adel; nicht zwar den welcher zu den einzelnen Staaten gehört — dem mag es nach des Verf. Wunsche anstehen, sich zur Industrie zu wenden —, sondern den deutschen Adel, die Standesherren. Sie stehen über den einzelnen Staaten und den Parteien in diesen; ihr Vaterland ist wirklich Deutschland; dafür also, wenn sie wollen, können sie wirken; ihre Stimme wäre die gewichtigste und eine deutsche. Auch noch nie ist eine germanische Nation ohne Adel gewesen; er ist vielmehr überall der aus nationaler Seele und Herzen aufsteigende Fels geworden, um den sich die bürgerlichen Schichten gelagert haben. Kämen die Trümmer des unserigen wieder zu ihrem Bewußtsein, und so zum Sein, und würden sie dann thätig, Deutschland fodernd, sie würden es wahrlich fördern. Aber Foderung und Beharrlichkeit thut noth; Das ist das politische Thun; Das ist zu erstreben, nicht blos „freie Meinungsäußerung"! Eine Klage ohne Execution ist Nichts. Die Foderungsrechte müssen verfolgt werden, wie denn auch der Verf. besonders auf Rechtsverfolgung gegen die Minister dringt welche die Verfassung verletzen. Bloße Meinungsfreiheit macht wiederum die Wortheldern, die der Verf. so verachtet; Diejenigen welche bei Bier und Wein die stärksten Reden halten, freisinnige Petitionen und Vorstellungen unterzeichnen, vorausgesetzt, daß sie in der Masse verschwinden, die nur freisinnig sprechen können und rückwärts zu den ausrangirten Cavaleriepferden gehören, während der Mann der That darauf dringt: „auf der festen Grundlage der gegebenen Gesetze und mit Rücksicht auf Freund und Feind voranzuschreiten". O, daß diese Worte: die feste Grundlage der gegebenen Gesetze, einen Jeden der politische Freiheit will bewegen möchten, jene in sein Wissen und seinen Verstand aufzunehmen, und daß er dann zur Ueberzeugung von der Nothwendigkeit käme, nicht blos Meinungen zu haben, sondern auch Foderungen zu verfolgen. Was aber nothwendig ist, wird Recht werden; und die Nothwendigkeit muß für jeden Deutschen selbst sein, nicht blos die Genügsamkeit mit einer Vertretung; wie schon in Preußen verfassungsmäßig das Recht der Foderung von Gesetzen und Einrichtungen beim Staatsoberhaupte einem Jeden zusteht, wovon aber freilich Niemand Gebrauch macht, eben weil man nicht die gegebenen Gesetze kennt oder vielleicht glaubt, es wäre solches Handeln unwirksam, wiewol doch die Geschichte bewirkt hat, daß das Staatsoberhaupt seine desfallsige Verpflichtung, natürlich innerhalb Vernunft und Verfassung, hat anerkennen müssen.

Außer der Foderung nach dem deutschen Vaterlande und nach Thaten stellen die leitenden Artikel des Taschenbuchs noch in den Vordergrund die nach Reinheit und Einfachheit der Sitten und des Lebens. „Eine Regeneration des Menschengeschlechts ist bedingt durch die Regeneration der Lebenssäfte desselben. Diese ist nicht möglich, so lange die geistigen Getränke, der Taback, ein unsinniges Modewesen, und Alles was damit zusammenhängt bei uns eine so große Rolle spielen. Kein Volk kann äußere Freiheit erringen, welches in den Banden der Sinnenlust und Eitelkeit gefangen liegt. Die äußere Freiheit setzt Selbstbeherrschung, Mäßigkeit, Einfachheit im Thun und Lassen, kurz, innere Freiheit voraus. Nur die Vereinfachung unserer Lebensweise, nur die Rückkehr zum verlassenen Pfade der Natur kann uns und unsern Nachkommen eine bessere Zukunft sichern. Die Regeneration des Menschengeschlechts ist bedingt durch die Regeneration unserer Lebensweise."

Vaterland, Freiheit und Recht können für die leitenden Pole dieses „Politischen Taschenbuch" gehalten werden. Unter den Lebensbildern zeichnen sich aus die Schilderung des Justizministers und die der Camarilla. Die Gedichte, „Lieder eines Gefangenen", sind von nur mäßiger Bedeutung.

F. Marquard.

Bibliographie.

Fobbe, G. A., Fantasie-Knospen. Passau. 1846. Kl. 8. 22½ Ngr.

Gaugengigl, J., Der göttliche Ursprung der Sprache. Eine Abhandlung als Vorläufer eines größern, sprachwissenschaftlichen Werkes rc. Passau, Ambrosi. 1846. Gr. 8. 4 Ngr.

Göhring, C., Schleswig-Holstein. National-Roman. 1ster Band. Leipzig, Berger. 1846. 16. 15 Ngr.

Gotthelf, J., Dursli, der Branntweinsäufer, oder: Der heilige Weihnachtsabend. 2te von dem Verfasser ins Hochdeutsche übertragene Ausgabe. Burgdorf, Langlois. 1846. 12. 9 Ngr.

Groß-Hoffinger, A. J., Wien wie es ist. 2tes Heft. „Der Hausmeister." Illustrirt von Th. Hosemann. Leipzig, Jackowitz. 8. 7½ Ngr.

Heller, R., Sieben Winterabende. Zwei Bände. Leipzig, O. Wigand. 1846. 8. 3 Thlr.

Henning der Hahn. Seitenstück und Schluß des „Reineke der Fuchs". Nach dem Altdeutschen des 16. Jahrhunderts metrisch bearbeitet von C. Rommel. Mit 4 Original-Zeichnungen. Hannover, Pockwitz. 1846. 8. 15 Ngr.

Herold, Erinnerungen an Georg Hartmann von Witzleben. Halle. 1846. Gr. 4. 7½ Ngr.

Herrmann, A. L., Allgemeine Weltgeschichte bis auf die neueste Zeit für alle Stände. 3te vermehrte und verbesserte Auflage mit 8 Bildern und 8 Karten. Meißen, Gödsche. 1846. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Hesekiel, G., Deutsche Helden in deutschen Erzählungen. III. — A. u. d. T.: Prinz Eugen, der edle Ritter. Historischer Roman. 2te Abtheilung. Prinz Eugen unter den Kaisern Joseph und Karl. Leipzig, Kollmann. 1846. 8. 25 Ngr.

Horn, W. v., Friedel. Eine Geschichte aus dem Volksleben. Mit Stahlstichen. Darmstadt, Lange. 1846. Gr. 16. 10 Ngr.

Lateinische Hymnen und Gesänge aus dem Mittelalter, deutsch; unter Beibehaltung der Versmaße. Mit beigedrucktem lateinischen Urtexte. Von G. A. Königsfeld. Nebst Einleitung und Anmerkungen; unter Beifügung brieflicher Bemerkungen und Uebersetzungen von A. W. v. Schlegel. Bonn, Weber. 1846. 12. 25 Ngr.

Norddeutsches Jahrbuch für Poesie und Prosa. Herausgegeben von H. Pröhle. 1847. Merseburg, Garcke. 1846. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Jahresbericht der Deutschen morgenländischen Gesellschaft für das Jahr 1845. Leipzig, Brockhaus und Avenarius. 1846. Gr. 8. 20 Ngr.

Berliner Kalender für 1847. 21ster Jahrgang. Mit 7 Stahlstichen. Berlin, Reimarus. 1846. 8. 2 Thlr.

Kern, J., Lieder und Sagen. Breslau, Kern. 1846. 16. 18 Ngr.

Kleinpaul, E. G. S., Der Gott-Mensch im Reflex des 19. Jahrhunderts. Berlin, Springer. 1846. Gr. 8. 1 Thlr.

Kleist's, H. v., ausgewählte Schriften. Herausgegeben von L. Tieck. 1ster und 2ter Band. Das Käthchen von Heilbronn. — Der zerbrochene Krug. Prinz Friedrich von Homburg. Berlin, Reimer. 1846. 8. à 15 Ngr.

Köhler, L., Freie Lieder. Jena, Luden. 1846. 16. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 13. —— 13. Januar 1847.

Schleswig-Holstein und Dänemark.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 12.)

Ehe wir nun aus dem deutsch-dänischen Mischlingslande, aus dem Norden Schleswigs in das wirkliche Dänemark, nach Jütland und auf die Inseln übergehen, müssen wir, wie wir bisher im Osten der großen Halbinsel emporgestiegen sind, dieselbe wieder im Westen bis an die Ufer der Elbe hinuntersteigen. Denn hier liegt eine durchaus eigenthümliche Welt. Dem Studium und der Beobachtung dieser Welt hat Kohl drei starke Bände gewidmet („Die Marschen und Inseln der Herzogthümer Schleswig und Holstein"), er hat sich bemüht dieselbe von allen möglichen Seiten, durch Autopsie und historisches Studium geleitet, darzustellen; und je vergessener diese Welt bisher in Deutschland war, um so höher mögen wir das Verdienst Kohl's anschlagen. Daß er zuweilen etwas zu sehr ins Detail eingeht, hat uns nirgend unangenehm berührt, es ist immer mit Gewandtheit und Interesse geschehen. Zwar behandelt auch Mügge den Westen der Herzogthümer in seiner Schrift, aber wir haben in seinen Skizzen mehr Compilation als Originalität der Anschauung und Gründlichkeit der Darstellung gefunden. Wir werden uns aus diesem Grunde an der Seite Kohl's halten.

Die westlichen und nördlichen Küsten der Länder Schleswig, Holstein, Hanover, Oldenburg, Ostfriesland und Holland sind sämmtlich von einem grünen Marschsaume umzogen. In den Ländern die unter dänischem Scepter stehen erstreckt er sich von Hamburg an gerechnet fast 30 Meilen weit. Da kommen zuerst die Marschen zwischen Hamburg und Glückstadt, dann die berühmten Marschen von Krempe und Wilster, weiter nordwärts die Ditmarschen, das Land Eiderstedt und endlich die nordfriesischen Marschen, die bis in die Nähe von Ripen in Jütland hinaufgehen. Nordwärts von Ripen spült das Meer keinen Schlamm mehr an und die jütische Westküste zeigt daher Nichts als einen dürren Saum von Sandbänken und Dünen.

Diese Marschen bilden eine besondere Welt für sich. Schon dem äußern Auge stellen sie sich, nach Kohl, als eine solche dar. Da die Marsch ein Niederschlag aus dem Wasser ist, und keine von unten wirkenden vulkanischen Kräfte ihr Niveau zerrissen und zerstört haben, so ist sie vollkommen flach und scheidet sich daher scharf von dem ursprünglichen, von Vulcan und Neptun im voraus gebildeten hügeligen Festlande, das ihr, wie dem Fleisch die Rippe, als Anhaltepunkt diente. Die Marschbewohner, sowol die in Schleswig und Holstein als die in Hanover, Oldenburg und Ostfriesland, nennen dieses Hügelland die „Geest" oder die „Gast". Der Gegensatz zwischen Geest und Marsch beschäftigt im Norden der Elbe alle Leute. Einem rechten Marschbewohner zerfällt die ganze Welt in Geest und Marsch. Es erzählte Jemandem Kohl, ein Marschbewohner hätte ihn gefragt: „Ob Sachsen ein Geest- oder Marschland sei."

Die Marsch ist niedrig, flach und eben, die Geest hoch, uneben und minder fruchtbar. Die Marsch ist kahl und völlig baumlos, die Geest stellenweise bewaldet; die Marsch zeigt nirgend Sand und Haide, sondern ist ein ununterbrochener fetter, höchst fruchtbarer Erdstrich, Acker an Acker, Wiese an Wiese; die Geest ist haidig, sandig und nur stellenweise bebaut. Die Marsch ist von Deichen und schnurgeraden Kanälen durchzogen, ohne Quellen und Flüsse; die Geest hat Quellen, Bäche und Ströme. Die eigenthümliche Beschaffenheit der Marsch macht einen eigenthümlichen Ackerbau nöthig, und dieser bedingt, sowie die Art zu wohnen, vielfach die Sitten der Bewohner. Ganz eigenthümliche Kunst und Kenntniß erfodert die Eindämmung und Vertheidigung des Landes gegen die Angriffe des Meers, die Einrichtung und Erhaltung der Deiche. Diese Deichbauten, die dabei vorkommenden Arbeiten, die Schleusenanlagen und die Kanalgrabungen zur Ableitung der süßen Gewässer erfodern so mancherlei Uebung, daß nur ein Volk das seit langer Zeit in einer solchen Gegend wohnt alles dabei Nöthige leisten kann. Der Reichthum den die Leute in den Marschen erlangten machte sie stolz und freiheitsliebend.

Die Möglichkeit, ihr Land und ihre Freiheit durch künstlich veranlaßte Ueberschwemmungen vor feindlichen Einbrüchen zu sichern, that dieser Freiheitsliebe noch mehr Vorschub; und so bildete sich denn von Holland und den Mündungen der Maas an bis in die Mitte der Cimbrischen Halbinsel hinauf eine ganze Reihe kleiner, mehr

oder weniger unabhängiger Marsch-Demokratien, die selbst noch heutigen Tages, obgleich sie allmälig ihre Souverainetät verloren haben, als mit besondern Privilegien und Communalrechten begabte Ländchen existiren.

Keine Nation hat sich in allen den bezeichneten Marschdistricten wichtiger und größer gezeigt als die der Friesen und der ihnen verbündeten Holländer. Sie haben einst, wie es scheint, den ganzen großen, weit über 100 Meilen langen, fast ununterbrochenen Marschsaum bewohnt, der sich von der Mitte der Cimbrischen Halbinsel bis an die Grenzen von Belgien erstreckt. Ihre Nachbarn im Süden und Westen sind fast auf dieser ganzen Strecke die Deutschen niedersächsischen Stammes gewesen.

Aber Friesland ist untergegangen. Fast überall wurde die friesische Nationalität vernichtet, die Friesen lernten Plattdeutsch und verschmolzen mehr oder weniger mit den Niedersachsen. In Ost- und Westfriesland gibt es nur noch wenige Striche in denen Friesisch gesprochen wird. Am meisten hat sich bisher die friesische Nationalität in den schleswigischen Marschen bewahrt und auf den vielen kleinen Inseln, die an ihrer Küste liegen; doch weicht sie auch hier mehr und mehr dem niedersächsischen Uebergewichte. Im Gegensatze zu West- und Ostfriesland nennt man den bezeichneten von Friesen bewohnten Landstrich Nordfriesland. Es ist ein kleines Ländchen von etwa 10 Meilen Länge und beginnt im Süden vor den Thoren der Stadt Husum, und endigt im Norden vor den Thoren der Stadt Tondern.

In die höchst interessanten Specialstudien, welche Kohl über Nordfriesland und seine Bewohner macht, können wir hier natürlich nicht eingehen; aber es kommt nur darauf an, nach ihm, in wenigen Strichen und in allgemeinen Rahmen ein richtiges Bild davon zu entwerfen. Wer die Specialia liebt wird sie bei Kohl zur Genüge finden.

Werfen wir zuerst einen Blick auf die Sprachverhältnisse in Friesland. Die Grund- und Muttersprache des Volkes ist die friesische. Sie weicht so sehr von dem Plattdeutschen, Hochdeutschen und Holländischen ab, daß man sie durchaus keiner dieser Sprachen als Dialekt zuzählen kann, sondern das Recht eines eigenen deutschen Hauptdialekts für sie vindiciren muß. Sie weicht von jedem andern deutschen Dialekte mehr ab als das Holländische, und ist einem Ober- und Niederdeutschen fast ebenso unverständlich wie das Dänische. Das Christenthum wurde den Friesen von den Deutschen aufgedrungen, die ihnen anfangs Plattdeutsch predigten und lehrten und danach, als das Plattdeutsche vom Hochdeutschen unterdrückt wurde, Hochdeutsch. Gepredigt, gelehrt und geschrieben wird jetzt überall in Friesland in der hochdeutschen Sprache. Das Plattdeutsche verstehen alle Die welche zur See fahren, es setzt sich in den Städten und Marktflecken fest, um von da aus das platte Land zu erobern. Zu dem Allen dringt auch von Norden die dänische Sprache in Friesland ein. Es kommen von dort in die friesischen Marschen und Inseln viele Einwanderer, die sich dann dort niederlassen und ihrer Sprache etwas Eingang verschaffen.

Man hat sich in neuester Zeit bemüht, das ersterbende Nationalgefühl der Friesen wieder anzuregen und zu erwärmen. In den letzten Jahren sind viele große und kleine Broschüren erschienen, um diese Tendenz zu fördern, z. B. „Fünf Worte an die Nordfriesen", bei deren Lecture man aber, wie Kohl sagt, mehr Rührung und Mitleiden empfindet als Befriedigung und Belehrung gewinnt. Man sammelt die Volkssagen der Friesen, man arbeitet an einem friesischen Lexikon, man hat sogar angefangen hier und da einige Bücher in friesischer Sprache herauszugeben. Endlich hat man auch seit einigen Jahren friesische Nationalfeste gefeiert.

Man darf sich nicht wundern, daß es auch hier richtig zu einer Friesomanie gebracht worden ist. Unter diesen Frisomanen ist dem Schreiber dieses Aufsatzes ganz besonders ein Dr. Clement erinnerlich aus seiner kieler Studienzeit. Er suchte als Privatdocent ganz genau nachzuweisen, daß die Welt zwei Pole habe, einen Pol des Spiritualismus und einen Pol des Materialismus. Rom sei der Pol des Materialismus, von daher komme alles Schlechte und Verderbte; der Spiritualismus aber, von wo alles Schöne und Edle komme, sei Amrom, eine kleine nordfriesische Insel, auf welcher auch Dr. Clement geboren ist. Der Katechismus dieser Friesomanen, wie ihn auch Kohl mittheilt, ist ungefähr folgender:

Die Germanen sind das erste Volk der Welt. Sie haben die Menschheit seit dem Sturze des tyrannischen Geestvolkes der Römer so gründlich revolutionirt wie kein Volk vorher und nachher. Unter den Deutschen sind die edelsten die Niedersachsen. Schon Tacitus sagt Dies, indem er den Chauken eine Lobrede hält. Unter den Niederdeutschen sind entschieden die edelsten die Friesen. Auch Dies sagt schon jener vornehmste Geschichtschreiber der Römer. Kaum bedarf es eines Beweises, doch wird diese Behauptung noch durch folgende Punkte unterstützt: 1) Haben die Friesen in ihrer Sprache mehr Ausdrücke für Reinigen, Putzen, Abwischen u. s. w. als irgend ein niederdeutscher Stamm, nämlich 16. Dies beweist, daß sie die reinlichsten Menschen sind. Reinlichkeit aber ist die Basis aller Moral und Nationaltugenden. 2) Essen die Friesen viele Fische. Fisch ist aber fälschlicherweise von Vielen als eine wenig kräftige Nahrung betrachtet worden. Es ist vielmehr die Quintessenz aller menschlichen Nahrung. Die griechischen Olympier aßen Ambrosia und waren daher Götter; — die Friesen essen viel Fische und sind also auch die edelsten unter den Menschen. 3) Haben die Friesen wie die Engländer, ihre Nachkommen, den vorzüglichsten Wuchs, die reinste Hautfarbe, den fleckenlosesten Teint, den hellsten Verstand, das zarteste Herz. Die große friesisch-englische Schönheit spricht sich im Körperbau und besonders in der Form des Angesichts der friesisch-englischen Weiber aus. Sie besitzen das edelste Weiberantlitz auf der Welt.

Friesischer als alle Friesen, die allerfriesischsten unter

den Friesen sind die Bewohner der kleinen Insel Amrom; denn sie haben, als am entferntesten liegend, ihre Sitten nie mit denen der verderbten Geestvölker vermischt. Mithin findet sich auf Amrom die Krone, der Gipfel und die Blüte der Menschheit. Wie alle Gipfel nur schmal und klein sind, so ist auch diese Insel nur eine Meile lang, und die ganze amromer Nation zählt wol kaum 600 Seelen.

Der Leser wird lächeln. Aber zu solchen Extravaganzen kann jeder einseitige Nationalismus führen. Uebrigens kann das kleine Friesenvolk an der schleswigischen Westküste immer noch stolz auf seine Eigenthümlichkeiten und seine Vergangenheit sein. Das Wappen der Friesen ist ein Grützkessel über dem Feuer. Um unsern Herd herumsitzend, wollen wir unsere Grütze ungestört für uns essen, dachten die Friesen — wie Kohl das Wappen auslegt —, indem sie hinter dem auf der Fahne flatternden Grützkessel herzogen. Aber das Motto, welches die Friesen unter ihr Wappen schrieben, ist noch bedeutungsvoller als der Kessel selbst. Es ist energisch, lakonisch und drückt mit wenigen Worten den Hauptgedanken aus der allen kräftigen Nationen in der Seele steckt. Es lautet: „Liewer dund as Slaw" (Lieber todt als Sklave). Noch jetzt ist dieser Spruch nicht ohne Bedeutung, obwol die Friesen ihre Souverainetät verloren haben. Die Friesen genießen noch jetzt bei allen ihren Nachbarn den Ruf, daß sie mit großer Eifersucht auf ihre alten Communalrechte und Privilegien halten und sich nicht so leicht eins derselben entziehen lassen.

Höchst interessant und lehrreich ist die Nachforschung derjenigen Beziehungen, in denen diese Friesen zu den Engländern standen. Mit Recht widmet Kohl derselben ein eigenes Capitel. Er hörte von einem Engländer, der die Friesen besuchte und der sich bei ihnen so heimisch vorkam, daß er auf einem friesischen Kirchhofe fast gerührt und enthusiastisch ausrief: „Sehen Sie diese Gräber meiner Vorfahren, diese Gräber derjenigen Menschen, denen ich meine Existenz verdanke. O, Sie können es kaum verstehen, wie es mich ergreifen muß, hier zu wandern, wo die Knochen meiner Vorfahren modern." Gleich von vornherein fiel Kohl der äußere Ernst und die gemessene, bestimmte Haltung des Friesen selbst im Gegensatz zu seinem nächsten Nachbar, dem Sachsen von Schleswig und Holstein, auf. Der muntere Schwabe oder der lebenslustige Oestreicher wird schwerlich den norddeutschen Niedersachsen als einen besonders muntern Menschen anerkennen; aber hier wird wieder der „ernste" Friese mit dem „heitern" Niedersachsen in einen Gegensatz gebracht. „Noch diesseit der Eider", heißt es in Friesenbüchern, „zeigt sich der muntere und leichtsinnige Charakter der Niedersachsen. Jenseit aber merkt man schon den tiefsinnigen und tüchtigen friesischen Ernst."

Der friesische Ernst gleicht so ganz dem der Engländer, daß man darauf schwören möchte, die Engländer hätten ihn nicht aus Niedersachsen, sondern aus Friesland geholt. Kohl führt die Verwandtschaft sehr genau durch, sie ist bei ihm nachzulesen. Die Engländer thun sich jetzt weit Mehr auf das Blut zu gute das sie aus der französischen Normandie bezogen, als auf das welches ihnen von den Ufern der Elbe, Weser und Nordsee zufloß. Ihre Gelehrten und Sprachforscher widmen der Geschichte der Normannen weit mehr Aufmerksamkeit, und ihre Touristen haben schon viele Werke über antiquarisch-linguistisch-ethnographische Reisen die sie in Frankreich machten herausgegeben. Kaum Einem von ihnen aber ist es eingefallen, eine solche Reise im Lande Hadeln, im Lande Stedingen, Kehdingen und Butjadingen, in Ditmarschen, Eiderstedt, Föhr und Nordfriesland und in dem von allen Reisenden unbeachteten Jütland zu machen, um da den Spuren und Ueberresten ihrer Abkunft eifrig nachzuspüren.

Mit der fleißigsten Sorgfalt schildert Kohl die Eigenthümlichkeiten des Landes und die Sitten seiner Bewohner. Die Auseinandersetzung der Deichverhältnisse ist sehr lehrreich und namentlich so geschrieben, daß sich auch der Binnenländer über diesen merkwürdigen Kampf mit dem Meere leicht orientiren kann. Zu diesem Kampfe gegen das Meer ist man in wohlorganisirte Gemeinschaften zusammengetreten, welche man „Deichverbände" nennt. Solcher Deichverbände gibt es sowol im Herzogthum Schleswig wie im Herzogthum Holstein mehre; überhaupt in allen eingedeichten Marschländern ist die Bevölkerung zu ähnlichen Gesellschaften zusammengetreten. Darin liegt gewiß zum Theil die Basis des republikanischen Associations- und Gemeingeistes der in allen Marschländern herrscht. Gemeinsame Gefahr, gemeinsame Kämpfe schmieden die Menschen mehr zusammen als alles Andere.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Wort aus England über die deutsche Literatur und über Lessing.

Im Eingange der Anzeige von G. Mohnike's Schrift „Lessingiana" (Leipzig 1844), Lessing's Werke und „The literature of Germany, from the earliest period to the present time, historically developed, by Franz Thimm" (London 1844) schreibt das „Edinburgh review" (Oct. 1845) Folgendes:

„Das Studium der deutschen Literatur ist in England verhältnißmäßig neu. Anfangs wurden nur die schlechtesten Probestücke eingeführt. Sie erregten jedoch Aufsehen — wie die Phrase lautet —, und ebenso schnell, was gar nicht unnatürlich, Verachtung der gesammten Literatur. Darauf folgte eine unsinnige Bewunderung von Seiten einiger Wenigen, und da diese Einfluß hatten, ging ihre Meinung zuletzt auf das Publicum über. Deutsch wurde die fashionable ausländische Sprache; ihre Literatur galt ziemlich allgemein für eine werthvolle und fruchttragende Neuigkeit. Man übersetzte Viel und kritisirte Mehr. In etlichen nüchternen Gemüthern hat sich dieser Enthusiasmus jetzt abgekühlt, bei andern hat er sich ganz gelegt. Man kennt das Ding und staunt es nicht länger an. Wir gestehen aufrichtig, daß uns diese Reaction einigermaßen freut. Weit entfernt, den Gewinn wegzuleugnen welchen das Studium der deutschen Literatur schaffen kann, sind wir doch überzeugt, daß der Vortheil mehr als aufgewogen wird durch die Nachtheile welche eine unbedingte Bewunderung desselben ha-

ben muß. Es ist etwas Anderes, ein Land zu bereisen, oder es zu seiner Heimat zu machen. Es ist etwas Anderes, sich der Bekanntschaft mit einer fremden Literatur zu befleißigen, oder sie zum Muster zu wählen. In ersterm Falle erweitern wir unsern Blick, indem wir uns von Vorurtheilen befreien, im zweiten beengen wir unsern Geist durch die Vorurtheile Anderer und verlieren auf solche Weise unsere eigene Nationalität, ohne uns die Stärke derjenigen anzueignen die wir nachäffen. Was Burke von moralischen Maskeraden sagt, gilt ebenso gut von literarischen Nachahmungen. «Wer seinen Charakter ablegt, um einen anzunehmen der nicht für ihn paßt, von Dem steht meist zu vermuthen, daß er weder jenen noch diesen kennt.» Wer unter uns sich einbildet, durch Aneignung eines fremden Musters, vollends gar eines deutschen, Etwas zu gewinnen, der muß vom englischen Charakter wie von der unerschöpflichen Kraft und dem Reichthum der englischen Literatur bedauernswerth Wenig wissen. Als Gelehrte und Archäologen können wir die Werke der würdigen Teutonen mit Nutzen studiren. Als Denker und Schriftsteller thun wir es auf unsere Gefahr. Ihre Literatur datirt von gestern, und obschon dies kurze Leben beispiellos fruchtbar gewesen ist, hat sie doch noch nicht ein Zehntel vom Reichthum der unserigen erlangt und wird auch wahrscheinlich nie die Kräftigkeit derselben erlangen."

„Ein der deutschen Literatur angeborener Fehler ist der Mangel klaren Zweckes. Daraus folgt der Mangel männlichen Charakters und reinen Stils. Dieser Mangel eines klar bestimmten Zweckes — oder nenne man es Mangel an Bildung — erzeugt ihre müßige Speculation, ihre kleinliche Forschung, ihren falschen Enthusiasmus und ihre endlose Buchmacherei. Wo lebt der Deutsche, der ein Buch von mäßigem Umfange schreiben kann? Er begreift nicht wie er Das machen sollte, und was es ihm nützen würde wenn er es thäte. Er schreibt um gelesen zu werden, weiß, daß deutsche Leser für jede Quantität Zeit erübrigen, und argwohnt von Rechtswegen, daß sie eine kleine Quantität verachten würden. Was wir in einen Versuch zusammendrängen, dehnt er zu einem Systeme aus. Nebensachen sind ihm ebenso wichtig wie Hauptsachen, die Berichtigung eines Citats von gleichem Werthe mit der Lösung eines Problems.*) Es thut Einem wahrhaft wehe, die merkwürdige Verschwendung gelehrten Fleißes zu beobachten, wie sie in Deutschland täglich vorkommt. Menzel erwähnt, daß in Deutschland Jahr aus Jahr ein 10 Millionen Bände gedruckt werden und die Zahl lebender Autoren sich — 1828 — auf 50,000 belaufe. Bedenkt man diese ungeheuere Thätigkeit und fragt nach den Resultaten, so muß man über die Armuth einer Literatur erstaunen, die anscheinend so reich ist. Durchblättere man einen Katalog deutscher Bücher und man kann gar nicht umhin, ihre allgemeine Richtung auf Dinge zu bemerken, die allem menschlichen Interesse, ja allem menschlichen Verständniß sehr fern liegen. Als Kant, der praktischeste deutsche Philosoph, den Beweis aufstellte, daß alles menschliche Wissen sich nothwendig auf Phänomene beschränke, erhoben die Professoren, wie sie noch heute thun, einen gewaltigen Lärm, weil er vom wahren Zwecke der Philosophie abgewichen sei; denn dieser, sagten sie, sei die Kenntniß des Absoluten. Solche naive petitio principii spricht für die Richtung des deutschen Geistes, und es ist spaßhaft, den Triumph wahrzunehmen mit welchem Hegel verkündet, das gesammte Europa habe Deutschland allein die Ausbildung der Metaphysik überlassen. «Wir haben den hohen Beruf», schreibt er, «das heilige Feuer zu wahren, gleichwie die Eumolpiden die alleinigen Hüter der eleusinischen Mysterien in Athen waren.»"

*) Wir bedurften neulich der Ausgabe von Aristoteles' kleinem Tractate „De anima" von F. A. Trendelenburg. Der Tractat hat 109 Seiten; ein Drittel füllen die Lesarten variorum; das Vorwort hat 70 Seiten und der Commentar 450!

„Wenn wir oben sagten, der Mangel klar bestimmten Zweckes sei die Ursache der Leere der deutschen Literatur, so beweist sich Das aus der Vortrefflichkeit der Deutschen in den Fächern intellectueller Thätigkeit, wo allein klarer Zweck und angemessene Bildung einigen Erfolg verbürgen. Daher stehen sie als Chemiker, Anatomiker, Physiologen und Astronomen mit Frankreich und England gewiß auf gleicher Fläche, während sie in den belles lettres, in Staatsökonomie und Sittenlehre ebenso gewiß nachstehen. Erblicken wir demnach bei ungeheuerer Thätigkeit offenbares Zurückbleiben, so müssen wir den Grund in mangelhafter Fortbildung suchen und erinnern uns Platon's herrlichen Ausspruchs, daß selbst Unwissenheit ein kleineres Uebel als irrgeleitete Gelehrsamkeit."

„Dies erscheinen uns in gedrängter Kürze die Grundgebrechen der deutschen Literatur. Aber keine Spur davon bei Gottlob Ephraim Lessing. Was ihn charakteristisch von seinen Nachfolgern unterscheidet, ist eben der klar erkannte Zweck, wie die vorspringende Eigenthümlichkeit seiner Schriften im Gegensatze zu denen seiner Landsleute gerade und praktische Tendenz ist. Sein Geist hat ein vollständig englisches Gepräge. Unter allen Deutschen ist er am wenigsten deutsch, und doch schuf er die deutsche Literatur und ist das Idol seines Vaterlandes. Er besitzt die Eigenschaften die dem Engländer die liebsten, weil die Geschichte seines Volkes ihm lehrt, daß wir durch sie zu unserer Größe gekommen. Sein Geist ist hell und zugleich stark, frei von Schwärmerei (ein unübersetzbares Wort, denn die Sache ist unenglisch), frei von Rothwälsch und Ziererei aller Art. Er schätzte Bücher, aber Handeln schätzte er mehr. Wenig Menschen sind so gelehrt gewesen, keiner hat Gelehrsamkeit geringer geachtet. Nirgend in seinen Schriften taucht ein Versuch auf, krankhafter Empfindlichkeit oder unvernünftigem Enthusiasmus zu fröhnen. Von wie viel deutschen Schriftstellern läßt sich Das behaupten? Kann der Umgang mit einem deutschen Autor den Engländern nützen, so ist es Lessing; nicht blos weil er einer der Größten unter den Deutschen, sondern auch weil seine Größe eine solche ist, die von den Engländern am meisten gewürdigt wird. Außerdem gehört er noch zu der Classe von Schriftstellern, deren Werth mehr in Dem besteht was sie anregen und an die Hand geben als was sie eigentlich lehren."... 23.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 14. —— 14. Januar 1847.

Schleswig-Holstein und Dänemark.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 13.)

Die Inseln, welche an den Küsten der Nordsee umherliegen, sind nur die traurigen Trümmer oder Ueberreste eines ehemals zusammenhängenden Landes. Es gibt ihrer ungefähr zwei Dutzend an der Küste des südlichen Theils der Cimbrischen Halbinsel. Man faßt diese Inseln in Dänemark gewöhnlich unter dem gemeinsamen Namen der Westseeinseln zusammen. Die größten der Westseeinseln sind: Fanoe, Romoe, Sylt, Föhr, Amrom, Pelworm und Nordstrand. Die beiden ersten sind von Dänen bevölkert, die übrigen größtentheils von Friesen. Man theilt die friesischen Inseln zunächst in zwei Hauptclassen, in solche die gegen Ueberschwemmungen des Meers auf irgend eine Weise geschützt sind, und in solche die dies nicht sind. Diese letztern nennt man nicht Inseln, sondern „Halligen". Sie sind in Deutschland namentlich durch die Schilderungen des Pastors Biernatzki bekannt geworden. Mügge gibt einen Auszug aus Biernatzki, Kohl selbständige, recht genaue Schilderungen ihres merkwürdigen, unsichern Zustandes. Das feste Land der Friesen nennen die Inselfriesen „de faste Wall", und die Bewohner dieses fasten Walles heißen sie „Fastewallinger", sowie deren Sprache „Fastewallingsch". Umgekehrt werden auf dem Festlande die Bewohner der Inseln „Inselfriesen" genannt, und natürlich haben die Inselfriesen ihren Stamm, ihre Sitte um so reiner erhalten, je weiter ihre Inseln vom Festlande entfernt sind.

Die Charakteristik welche wir bei Kohl von den Inselfriesen finden wird namentlich Den interessiren, der es noch nicht vergessen kann, daß auch Deutschland einen Beruf für das Meer in sich fühlen sollte. So wenig wir hier alle die Eigenthümlichkeiten der Inselfriesen darstellen können, so liegt schon darin Alles, wenn wir aussprechen, daß sie ein wahres Schiffervolk sind. Denn aus diesem Umstande erklärt sich bei ihnen ebenso Vieles wie bei den Engländern aus dem Umstande, daß sie eine Kaufmannsnation sind. Die Inselfriesen sind in so hohem Grade und auf so ausgezeichnete Weise Schiffer, daß sie als solche in der ganzen Handelswelt einen außerordentlichen Ruhm erworben haben. Man nennt sie im Auslande meistens nur dänische Matrosen, man sollte sie aber richtiger schleswigische oder friesische Matrosen nennen. Die Friesen stehen durchaus nur mit einem Fuße auf dem Rande des Festlandes, den andern haben sie immer in der See. Ja, ihre Inseln und selbst das Festland das sie bewohnen haben früher in der See geschwommen und sind nur zusammengespülte Marschen oder vom Sturm zusammengewehte Dünen, die ebenso leicht als sie landfest wurden wieder flott werden können.

Selbst die Traditionen und Sagen (Kohl, II, 252 fg.) beziehen sich fast alle auf das Meer; sie sagen, die Welt sei ein Schiff, das in nie endender Reise in dem flimmernden, leuchtenden Meere des Aethers zwischen den Gestirnen dahinsegele. Die hohen Bergpfeiler sind die Masten, die weißen Wolken stellen die Segel vor, die Fläche Frieslands ist das Verdeck. Sie nennen dieses Schiff „Mannigfual", das Männervolle, wovon sie sich verschiedene Geschichten erzählen, deren wir einen Theil bei Kohl aufgezeichnet finden. Wie der Glaube an Naturgeister so ziemlich durch die ganze Welt verbreitet war, so ist er es namentlich im Norden. Die kleinen Geister, welche das Volk in Irland „good people", in Dänemark „de Unterjordiske" (Unterirdische) oder auch „Biergbolk" (Bergvolk) nennt, heißen in Friesland „Dennereeske" und auf einigen Inseln „Dennerbänkske" (Unterbänkische, d. h. unter den Erd- und Sandbänken Wohnende). Das Volk ist davon noch voll an Glauben und Sagen. Wie die jungen Friesinnen auf dem Festlande ihre unterirdischen Männlein haben, so haben dagegen die schiffenden Friesen ihre unterseeischen Weiblein, „Mearwübben" (Meerweiber) genannt. Die Meer- und Seejungfern sind fast ohne Ausnahme wahre Schönheiten, sie kommen zuweilen an Bord der Schiffe und setzen sich da, besonders zur Nachtzeit, aufs Steuer hin und klagen oder singen dem Schiffer Etwas vor. Sie erscheinen gewöhnlich dann wenn ein Sturm bevorsteht sehr zahlreich auf den Spitzen der Wellen. Als Veranlasser der Fluten gilt den Friesen ein Mann im Monde. Er hat ein großes Gefäß in der Hand, aus dem sich die Flut ergießt; da er aber bei diesem Geschäfte müde wird, so ruht er zuweilen aus, und während dieser Zeit ist Ebbe. Es fehlt in diesen nordalbin-

gischen cimbrischen Gegenden auch nicht an Hauskoboldsen; der Name derselben ist Puck oder Niß-Puck, den er wie bei den Friesen, so auch bei den Jüten und Dänen durchweg trägt. Jedenfalls ist dieser Name des Geistes der merkwürdigste, da er unter demselben mit nach England hinübergegangen ist, wo er auf dieselbe Weise sein Wesen treibt wie diesseit des Nordmeers, und wo wir ihn selbst von den ersten Dichtern der Nation besungen und geschildert sehen. Die Jüten und die Angelsachsen sind die neckischen Pucks nicht losgeworden, als sie über das Meer zogen.

Da aber, wie gesagt, die Friesen auf der See in ihren Schiffen ebenso zu Hause sind wie auf dem Lande in ihren Häusern, so sind ihre Hauskobolde auch an Bord ihrer Schiffe gegangen. Hier heißen sie aber nicht mehr Pucks, sondern „Klabautermännchen", obgleich sie ganz dieselben Eigenthümlichkeiten wie ihre Vettern auf dem Festlande haben. Wer sich für das Nähere interessirt Den dürfen wir auf Kohl verweisen. Es erstreckt sich jedenfalls im Westen der Cimbrischen Halbinsel, von der Mündung der Eider aufwärts bis nach Skagen, ein sehr reiches Sagen- und Märchenland, das nach Norden und Westen zu immer mehr an Reichthum und Fülle zunimmt, und das dem größern Publicum noch nicht so bekannt ist als es nach der Schönheit seiner poetischen Producte verdiente. Man darf aber die Sagen und Gespenstergeschichten nicht allzu prosaisch grob anfassen und sie unter allen Umständen beim Worte halten. Man muß vielmehr berücksichtigen, daß das Meiste halb symbolisch und poetisch gemeint ist.

Verlassen wir die friesischen Districte und wenden wir uns südwärts, so kommen wir in das Land an der Eider, in das sogenannte Eiderstedt. Wie ganz Holland einst aus vielen Inseln bestand, die allmälig erst zu einer einzigen zusammenwuchsen, so bestand auch Eiderstedt anfangs aus drei Inseln, die durch breite Arme des Meers oder der Eider getrennt waren. Die Einwohner Eiderstedts sind zwar noch vom friesischen Stamme, aber schon vollkommen saxonisirt. Alle sprechen Plattdeutsch, und nur noch einige friesische Worte, die sie beibehalten haben, erinnern an ihre alten tapfern Voraltern, in deren Lande mancher Herzog von Schleswig und mancher König von Dänemark eine Schlacht verlor.

Eine sehr wahre Bemerkung — wir sagten oben schon etwas Aehnliches — macht Kohl im folgenden Passus:

Die Verschiedenartigkeit der Zustände in diesen südlichen Gegenden der Cimbrischen Halbinsel ist ein wahres Wunder für den Reisenden. Jede Insel, jede Halbinsel, jeder Strich Landes hat hier nicht nur seinen eigenen Namen — das Land Eiderstedt, das Land Sendewitt, das Land Angeln u. s. w. —, sondern auch fast jeder Strich hat seine besondern Sitten und Gebräuche, seine eigene Bauart, seinen eigenen Ackerbau, ja oft seine besondere Sprache und Verfassung. Ueber die Verfassung von Eiderstedt allein ist ein eigenthümliches, ausführliches und vortreffliches Werk geschrieben worden. Das ganze Land scheint eine wahre Mosaik zu sein und Zerstückelung und Zerbröckelung ist hier fast in ebenso hohem Grade die Loosung wie Dies in den Cantonen der Schweiz der Fall ist.

Eiderstedt ist auch ganz besonders das Land der berühmten schleswig-holsteinischen Viehmastung. Seine herrlichen Weiden machen es dazu. Eigentliche Viehzucht wird indeß wenig getrieben, die zahlreichen Schaaren fetter Rinder dagegen, welche jeden Herbst aus den grasreichen Marschen zur Schlachtbank nach Hamburg und Altona ziehen, kommen aus Jütland und bilden den eigentlichen Verkehr zwischen den beiden großen Theilen der Halbinsel. Die schwarzen langgehörnten Stiere, mit dickem, kurzem Kopfe werden von ihren magern jütländischen Haidestrichen fortgetrieben und auf den grasreichen Marschen gefeistet. Mügge gibt an, daß jährlich 30—40,000 Stück Rindvieh von Jütland nach den Herzogthümern verkauft werden; und dieser bedeutende Handel, an welchem die adeligen Güter Jütlands sowol wie die Bauern lebhaften Antheil nehmen, setzt die Jüten in immerwährende Verbindung mit ihren südlichen Nachbarn. Jütland verhält sich, wie Kohl richtig bemerkt, zu den Herzogthümern Schleswig und Holstein ganz wie Irland zu England. Es liefert die rohen Producte und erwartet von daher die baaren Capitalien, die seinem Mangel abhelfen sollen. Und doch, so sehr Jütland in seiner ganzen Existenz auf den Süden hingewiesen ist, sucht man gerade dort einen strengen dänischen Enthusiasmus gegen die Herzogthümer herauszukehren!

So lange Eiderstedt noch vollkommen friesisch war, bestand zwischen seinen Bewohnern und den deutschen Ditmarsen, den Nachbarn, eine Todfeindschaft, und viele blutige Schlachten und Kriege geben Zeugniß davon. Aber sie ist ausgeglichen, die Selbständigkeit beider Ländchen ging verloren und das Deutsche wußte in Eiderstedt über das Friesische zu siegen. Wir verlassen jetzt mit Kohl den kleberigen Marschboden Eiderstedts und begeben uns in das kleine, aber wohlbekannte Ditmarschen.

Im Westen wird dieses Land von der Nordsee bestürmt und im Süden durch das mehre Meilen breite Mündungsstück der Elbe von den Marschländern Hanovers abgeschnitten, im Norden fließt die Eider. Es ist also auf drei Seiten von Wasser umflossen, mithin eine Halbinsel. Nur im Osten hängt es mit dem übrigen Festlande zusammen und zwar nur auf einer Strecke von 4½ Meilen, während der Umfang des Ganzen etwa 28 Meilen beträgt. Dazu wird der ganze Osten Ditmarschens, womit es mit dem übrigen Lande zusammenhängt, meistens von Seen und Morästen eingenommen. Diese Abgeschlossenheit muß man beachten, um sich die vielen Eigenheiten des Landes und seiner Bewohner zu erklären. Sie war sehr geeignet, den Bewohnern Freiheit, Selbständigkeit und Eigenthümlichkeit des Charakters zu erhalten. Ditmarschen hat eine Ausdehnung von 24 Quadratmeilen und zerfällt in Geest- und Marschland. Die Marschen erstrecken sich mit stark wechselnder Breite längs der Elbe, der Nordsee und der Eider und bilden vorzugsweise den westlichen Theil des Landes. Die wald- und torfmoorreiche Geest bildet den östlichen Theil.

Es ist ein sehr lebhafter und gelehrter Streit darüber geführt worden, ob die Ditmarsen Sachsen oder Friesen seien? Die Meisten sind der Meinung, daß die Ditmarsen reine Niedersachsen seien, und daß die große Kette friesischer Küstendistricte, welche von den Mündungen des Rheins bis hoch nach Jütland hinaufging, hier durch einen eingeschobenen sächsischen Keil unterbrochen worden sei. Diejenigen welche für die friesische Abkunft sind berufen sich wieder darauf, daß Ditmarschen in alten Zeiten von ostfriesischen Schriftstellern ein Theil der alten friesischen Seelande genannt wird, daß die Marsch unzweifelhaft viele friesische Colonisten empfangen habe, und daß, sowie ihre Marschen den Hauptkern des Landes ausmachten, diese friesischen Colonisten die Seele des Staats gebildet hätten.

Kohl gibt unter der Ueberschrift „Geschichte einer Marschrepublik" einen sehr feingezeichneten, lesenswerthen Abriß der ditmarsischen Geschichte; was Mügge zusammenstellt, ist durchaus unbedeutend und wol mehr auf einen novellistischen Effect berechnet. Hier ist nicht der Ort in die ditmarsische Geschichte einzugehen und ein Volk zu schildern, welches, nachdem es so glänzend aufgetreten, sich dennoch dem Absolutismus beugen mußte und nun, nachdem es seine wirkliche Freiheit lange verloren, in der Bewahrung von Eigenthümlichkeiten und Privilegien noch immer einen Schein seiner Freiheit sucht. Was der alte Heimreich für die nordfriesische Geschichte wurde, das ist Neocorus für Ditmarschen geworden. Die Heimreich'sche „Chronik" gab Etatsrath Falck in Kiel, die des Neocorus Professor Dahlmann von neuem heraus. Neocorus, der Historiker Ditmarschens, lebte um die Zeit des Untergangs der Freiheit des Landes (1550), und schrieb auf den Trümmern der Republik ihre Geschichte, wie Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem seine zum Theil historischen Klagelieder dichtete. Auch die Griechen wurden erst große Gelehrte und Forscher als sie ihre Unabhängigkeit verloren hatten, und immer gelehrter je unbedeutender ihre politische Existenz wurde.

Um aber auch nur Etwas in das Verständniß der politischen Geschichte der Marschleute einzudringen, muß man genau die physikalische Geschichte ihres Landes kennen, die mit jener zusammenhängt wie der Leib mit dem Geiste. Mügge behandelt die Landesbeschaffenheit immer nur aphoristisch-novellistisch, aber bei Kohl sind darüber durchaus gründliche und vortreffliche Belehrungen zu finden. Die Marschbewohner, ein Urvolk, sind wahre Autochthonen ihres Landes, sie haben ihr Land förmlich machen müssen, im Kampfe um den Fußbreit Landes hat sich ihre politische Geschichte gebildet. Dadurch erklärt nun Kohl folgendermaßen den Charakter des Marschvolkes:

Man erklärt daraus leicht den großen Ernst, der ihnen durch das Bewußtsein stets drohender Gefahr eingeimpft wurde; ihre Religiosität, da die Gerichte Gottes stets über ihrem Haupte schweben; ihre Energie und Ausdauer, die sie in dem beständigen Kampfe mit den Elementen üben; ihren Gleichmuth, ihre philosophische Haltung und Fassung, da sie Gelegenheit genug haben Verluste zu verschmerzen; ihren Freiheitssinn, da sie den Boden, den sie mit Mühe errangen, mehr als die Geestleute den übrigen ihr Eigen nennen; ihre Biederkeit und Offenheit, die immer eine Folge des Freiheitssinnes ist; ihre Intelligenz, weil sich nirgend Kenntnisse besser bezahlt machen als bei ihnen; aber auch ihren Stolz, dem sie sich zuweilen in Bezug auf ihre rühmenswerthen Unternehmungen überlassen und der eine Folge ihres Reichthums ist; ihr Phlegma, in welches ihre philosophische Haltung und ihre Ausdauer zuweilen umschlägt; ihren Prosaismus, ihre geringe Empfänglichkeit für Poesie und die schönen Künste, da ihr schmuckloses, nebeliges, windiges und regnerisches Vaterland wenige den Schönheitssinn bildende und reizende Formen bietet, und da die Kräfte der Intelligenz allein in Anspruch genommen werden; ihre Lust zum Rechnen, Rechten, Streiten und Processiren, da die mathematischen Wissenschaften bei ihnen die Hauptsachen sind und sie sich in einem höchst complicirten Rechtszustande bewegen.

Eine vortreffliche Charakteristik! Allerdings finden wir auch bei Mügge vereinzelte Striche, welche mit dieser Charakteristik der Ditmarsen zusammenstimmen, aber sie sind eben vereinzelt und können kein Totalbild geben, weil sie sich keine Unterlage, keinen Grundton zu verschaffen wußten. Mehr wie anderswo ist es in diesen Gegenden nothwendig, aus der Natur des Landes die Politik und den Charakter der Menschen zu entwickeln. Auch in der ganzen politischen Eintheilung des Landes in Kirchspiele und Köge erkennt man noch die physikalische Bildung desselben; denn alle Theile des Landes fallen gewöhnlich mit ehemaligen Naturgrenzen zusammen und sind meistens früher getrennt gewesene, jetzt verwachsene Inseln.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sirene. Eine Schlösser- und Höhlen-Geschichte von L. Starklof. Leipzig, O. Wigand. 1846. 8. 1 Thlr.

„Aber", sagt der Verf. der vorliegenden Schrift auf S. 100, „wenn nicht dumme Streiche gemacht würden, wo sollten die interessanten Begebenheiten und besonders die Katastrophen herkommen, deren unsere Romanliteratur und ganz besonders diese Geschichte bedarf? Mit äußerst tugendreichen, leisetretenden Personen und regelmäßig zahmen Menuetschritten könnt ihr wol eine langweilige Soirée ausstaffiren, aber eine interessante Erzählung ballt ihr aus so nüchternem Stoffe nicht zusammen." Daraus erfahren wir also, daß erstlich die Katastrophen dieser Erzählung vorzugsweise durch dumme Streiche gebildet werden, — darüber sind wir aber etwas in Zweifel, wer so recht eigentlich dieselben begehen muß, der Autor, indem er Solches schreibt, oder die handelnden Personen; zweitens, daß diese Erzählung interessant ist, da sie ja der dummen Streiche bedarf und dieselben nach Angabe des Autors selbst auch wirklich enthält. Die Erzählung nennt sich eine Schlösser- und Höhlengeschichte. Das klingt schauderhaft und erinnert an die furchtbaren, grausamen Thaten des Mädchens unter dem brennenden Moskau, an eine Zeit in unserer Literatur die zum Glück längst überwunden und bereits allgemein so anrüchig geworden ist, daß selbst die schlechteste Leihbibliothek nicht mehr viel in solchen Höhlengeschichten speculiren wird. Und dennoch ist der Titel dieses Buches nichts Anderes als ein Köder für solche Leute, die in den romanhaftesten, überschwänglichsten, unnatürlichsten Verhältnissen eine Unterhaltung finden und die nicht Bildung genug besitzen, um das Abgeschmackte solcher Sachen gehörig würdigen zu können. Wahrhaftig, ein Schriftsteller sollte mehr Stolz besitzen als sich zum Diener und Handreicher für solches überspannte Gelüste herzugeben, er sollte mehr Würde besitzen und größere Anfoderungen an sich machen,

als auf die Verbildung oder vielmehr Nichtbildung einer gewissen Classe seines Volkes zu speculiren; wahrhaftig auch, unsere Zeit ist ernst genug, und es wäre nachgerade der rechte Punkt, solche Spielereien nicht mehr in die Hände des Volkes zu geben. Da ist, um die Hauptumrisse dieser Erzählung kurz anzudeuten, ein Hoffräulein Sirene von Orvedyl, welche von dem Hofe des Fürsten von Pfalz-Zweibrücken verbannt wird, weil der Erbprinz dieses Hauses, der während der ganzen Erzählung als ein dummer Laffe erscheint, sich in dieselbe verliebt hatte, ohne daß Sirene aber diese Liebe erwiderte. Der Erbprinz wurde gleichfalls in die Fremde geschickt unter gehöriger Aufsicht, um diese tollen Gedanken sich aus dem Kopfe zu schlagen. Sirene kam zu ihrer Tante, die auf Oberstein in einer alten zerfallenen Burg wohnte. Hier sollte sie Butter machen, Wäsche zählen, die Küche besorgen, kurz, sie sollte thun was ihr nicht gefiel; um so begreiflicher war es daher, daß sie gern und oft die Einladung der Gräfin Dhaun annahm. Diese Gräfin hatte früher eine Liebschaft mit dem Bruder des Prinzen, dem Herzog Aloys von Zweibrücken, unterhalten, war aber von demselben verlassen worden, und suchte sich nun an ihm zu rächen dadurch, daß sie den Prinzen mit Sirenen zusammenzukoppeln suchte. Sirene aber verachtete den Prinzen und liebte heimlich einen jungen Förster. Da sie oft in Mannstracht in den Wäldern herumlief und verkleidet mit einem Pagen eine große Aehnlichkeit hatte, der sammt dem Förster gewaltig hinter einer Bande von Wilddieben und dergleichen Gesindel her war, so ergriffen diese einst das Mädchen, als es sich im Walde verirrt hatte, erschlugen den Förster, der vorher erst Sirenen seine Liebe gestanden hatte, und stürzten diese von einem Felsen herunter, weil sie in der Verkleidung dieselbe für den Pagen hielten. Der Prinz kam gerade noch recht, um den blutbefleckten Handschuh Sirenens zu finden. Die Diebeshöhle, worin die Gauner ihr Standquartier hielten, ist ausführlich im Buche beschrieben. Wem die Lust nicht vergangen ist, der mag selbst das Weite und Breite darin nachlesen. 93.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Der bürgerliche Zustand Frankreichs im Mittelalter.

Ein für die Geschichte Frankreichs im Mittelalter sehr wichtiges Werk ist: „De l'état civil des personnes et de la condition des terres dans les Gaules dès les temps celtiques jusqu'à la rédaction des coutumes", von C. J. Perricot, welches zu Paris in drei Bänden erschienen ist. Die erste Ausgabe dieses geschätzten Werkes kam im J. 1786 anonym heraus; aber competente Richter hatten es seit langer Zeit in die Zahl der Schriften gestellt welche am meisten dazu beigetragen haben, die Uranfänge der französischen Geschichte aufzuklären, und wußten recht wohl, daß Claude Joseph Perricot Verf. desselben war. Die Erweiterung der geschichtlichen Studien seit jener Zeit hat besondern Anlaß zum Wiederabdruck dieser gelehrten Arbeit gegeben. Der neuen Ausgabe geht eine Notiz von dem Leben und den Schriften Perricot's voran und die Bemerkungen des Verf. über die von der Académie des inscriptions 1768 gekrönte Dissertation des Abbé Gourcy über die Frage: „Welches war der Zustand der Personen in Frankreich während des ersten und zweiten Geschlechts unserer Könige?" Das hier erwähnte Werk von dem bürgerlichen Zustand der Personen und von der Bedingung des Grundbesitzes ist in acht Bücher getheilt. Das erste handelt von der politischen und der bürgerlichen Freiheit, von den alten Regierungen, von den verschiedenen Classen von Personen bei den Galliern, den Deutschen und den Franzosen (Franken in Gallien), von den Generalständen, von der Gewalt der Kirche unter den ersten Königsgeschlechtern und während der Lehenszeit, von der Bedingung des Grundbesitzes in Gallien vor den Römern, unter den Römern und nach der Niederlassung der Franken. Das zweite Buch zeigt den Ursprung und die Knechtschaft dieser verschiedenen Völkerstämme, es enthält politische Ansichten von den Haussklaven und von den Leibeigenen welche den Acker bauten; es handelt von den Freilassungen bei den Römern und bei den Eroberern Galliens, von dem Aufhören der häuslichen Sklaverei und der Leibeigenschaft der Bauern. Das dritte Buch handelt von dem Adel bei den Römern, den Galliern und den Franken, von der Erhebung in den Adelstand durch Lehnbesitz, durch Ritterschaft, durch Würden, durch Municipalämter und durch die Mütter, und schließt mit Untersuchungen über die Anstrusionen. Das vierte Buch ist den Ländereien von der todten Hand gewidmet.*) Im fünften Buche, welches sehr weitläufig ist und in fünf Abtheilungen zerfällt, handelt der Verf. von der todten Hand; er sucht zu beweisen, daß die Ländereien von der todten Hand von dem Stande der Leibeigenen herstammten, und daß diese Leute unter der römischen Herrschaft und unter den beiden ersten Königsgeschlechtern frei waren. Er zeigt die Natur der Militairdienste der Leute, die Quantität von Ländereien welche ihnen gegeben wurde, die vornehmsten Ursachen ihrer Vermehrung; er thut dar, wie die freiwilligen Leistungen in gezwungene verwandelt wurden; die Unterdrückung der Großen; die Wirkungen des Feudalgrundsatzes: „Kein Land oder Gut ohne Herr"; die Folgen des Asylrechts auf den Schlössern. Darauf folgen die geschichtlichen Details über die Verminderung der Ländereien von der todten Hand unter Ludwig dem Dicken; über Befreiungsbriefe und vom König verliehene Bürgerrechte u. s. w. Der Verf. stellt zuletzt fest, daß die Vernichtung der todten Hand den Herren selbst vortheilhaft war. Das sechste Buch ist den Erblehen, den Lehnsgebühren und dem Rechte des Rücktritts gewidmet. Man findet darin das fast gänzliche Erlöschen der Erblehen und den Ursprung der Freilehen erklärt. Der Kriegsdienst, die Grundzinsen, die Gülten, die Gebundenheit an den Boden, die willkürlichen Frohndienste, das Verbot sich zu versammeln und zu berathen ohne die Erlaubniß des Lehnsherrn, das unzulässige Heirathen —: alle diese Lasten waren während der Feudalzeit den nichtadeligen Grundstücken gemeinsam. Ihre allmälige Unterdrückung gab den Freilehen ihre Entstehung. Im siebenten Buche geht Perricot die Systeme Montesquieu's, Mably's und des Präsidenten Hénault über den Ursprung der Lehen durch und sucht zu beweisen, daß sie bei den Römern entstanden sind. Aber statt, wie andere Schriftsteller, die Zeit ihrer Errichtung unter der Regierung des Kaisers Alexander Severus festzusetzen, läßt er sie bis auf Augustus zurückgehen. Er handelt nachher von den gewöhnlichen Landesherrlichkeiten, von dem Alter und Ursprung der Herrengerichte und der Patrimonialrechte der großen Lehen; er schreibt den Lehen und den Ländereien von der todten Hand einen gemeinschaftlichen Ursprung zu; er zeigt, daß die Besitzer von Lehen der persönlichen und dinglichen todten Hand, den Grundzinsen und Frohnen unterworfen waren; daß selbst die adeligen Vasallen häufig servi genannt wurden; daß sie von ihren Oberlehnsherren verkauft oder verschenkt wurden, wie das Vieh von seinen Herren. Das achte und letzte Buch hat zum Gegenstand die verschiedenen Misbräuche des Feudalwesens, und namentlich die Verschiedenheit der Maße und Gewichte, die Mannichfaltigkeit der Gesetze und herkömmlichen Rechtsgewohnheiten, die Herabwürdigung der Ackerbauer und die Unwissenheit der Landbewohner; die Duelle. Der Verf. stellt über alle diese Gegenstände weise und edle Ansichten auf, welche, 20 Jahre später, durch die neuen französischen Gesetzbücher größtentheils verwirklicht worden sind. Diese acht Bücher füllen die zwei ersten Bände der neuen Ausgabe. Der dritte und letzte Band enthält Beweisschriften, welche aus 151 Urkunden und Documenten, die aus den verschiedenen Archiven der Franche Comté gezogen sind, bestehen. 31.

*) Main-morte, der Zustand solcher Personen und Güter die nie ausgehen oder aussterben, und daher für den Staat gleichsam todt sind.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 15. —— 15. Januar 1847.

Schleswig-Holstein und Dänemark.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 14.)

Für diesen Artikel müssen diese wenigen Bemerkungen über Ditmarschen genügen. Wer Genaues wissen will, den verweisen wir auf den dritten Band von Kohl's „Marschen und Inseln"; wer mit Wenigem zufrieden ist, auf das Capitel „Ditmarschen" in dem Mügge'schen Buche. Wer indeß in den Marschdistricten noch ein Freiheits-Eldorado hofft, den müssen wir belehren. Der Bauernaristokratie steht gerade in den Marschen sehr schroff ein arbeitendes Proletariat gegenüber. Hier, wo das Feudalwesen niemals herrschte, lastet der Druck auf dem Arbeiter gewöhnlich noch stärker und inhumaner. Es ziehen aus den Geestländern fortwährend arbeitende Proletarier in die Marschdistricte, um sich dort auf kürzere oder längere Zeit zu verdingen. Es existirt ein charakteristischer Unterschied zwischen der Stellung der Leute in dem häuslichen Kreise eines Marschbesitzers und der in dem Hause eines Geestbauern. Die Marschbesitzer sind in der Regel gebildeter als die Geestbauern, zugleich aber auch, als reiche Republikaner, stolzer und egoistischer. Es werden die Arbeiter welche sie dingen förmlich von ihnen verachtet. Der Geist des Lehnswesens herrscht noch auf der Geest, wie Kohl meint, und in diesem Geiste, so sehr er auch in neuerer Zeit angeschwärzt ist, steckt ein Element großer Milde und Güte (?). Der neuere Geldgeist herrscht in der Marsch, und obgleich auch er seine Sonnenseite hat, so entfremdet er doch die Menschen voneinander und hat ein Element unerschütterlicher Härte und Gleichgültigkeit in sich. Wie reich die Bauern aber in diesen Marschgegenden sind, davon einen Beweis durch Kohl:

> Ein Prediger, der hier functionirte, erzählte mir, er habe einmal bei einem reichen wilster Marschbauer Kindtaufe gehabt, wobei über 40 Personen zugegen gewesen wären. Den Kaffee habe man aus einem neuen Silberservice getrunken. Als man aber zur Chocolade gekommen, habe der Bauer wieder ein anderes Silberservice aus dem „Silberschaff" hervorgenommen und beim Thee ein drittes, weil es sich nach dem Begriffe dieser Leute nicht hübsch ausgenommen haben würde, wenn das schon gebrauchte Silber aufgewaschen worden und noch einmal vor den Gästen erschienen wäre. Auch habe der Bauer expreß für diese Taufe ein eigenes Taufbecken von Silber anfertigen lassen.

So viel über die Naturverhältnisse und die Volkszustände Schleswig-Holsteins. Schon aus dem kurzen Abriß welchen wir gegeben haben geht der große Reichthum und die unendliche Mannichfaltigkeit dieser Gegenden hervor, welche von Deutschland so lange vergessen wurden, bis jetzt das politische Interesse vielleicht und hoffentlich dahin führt, sie überhaupt uns näher zu bringen. Aufmerksam auf sie gemacht zu haben, Dies ist ein unbestreitbares Verdienst unserer beiden Touristen Kohl und Mügge. Ueber Schleswig und Holstein hinaus reckt sich nun Jütland, welches noch weit seltener von Fremden berührt wird, und welches auch unsere beiden Reisenden umgehen. Es ist das eigentliche Land der Dünen, über welche Jeder im zweiten Bande Kohl's „Marschen und Inseln" eine vortreffliche Schilderung und Belehrung finden kann. Ein Arzt in Wiborg in Jütland hat ein lehrreiches Werk über die Bewegung der dänischen Bevölkerung herausgegeben, worin er nachweist, daß an der ganzen Ostseite der Cimbrischen Halbinsel eine vorschreitende Bewegung des deutschen Elements emporsteigt, während auf der Westküste umgekehrt eine Bewegung des dänischen Elements von Norden nach Süden hinabgeht. An der Ostküste sind bis in die Mitte der Cimbrischen Halbinsel hinauf alle Städte mehr oder weniger deutsch, und außerdem ziehen noch beständig wohlhabende Deutsche weit über diese Mitte hinaus bis an den Limfiord, um sich in Jütland, wo die Güter wohlfeiler sind, anzukaufen. An der Westküste der Halbinsel dagegen wandern beständig viele arme jütische Bauern, Taglöhner und Knechte abwärts, um in den wohlhabenden Herzogthümern Arbeit und Lohn zu suchen.

Jütland steht zu Schleswig-Holstein in gewisser Beziehung in einem ähnlichen Verhältnisse wie Irland zu England. Auch hier findet eine solche Wanderung Arbeitsuchender statt. Hadersleben ist die letzte deutsche Stadt, und Kohl äußert sich darüber folgendermaßen:

> In Hadersleben also kann man sich einbilden, gleichsam den äußersten Gipfel des ganzen, großen nach Süden sich ausbreitenden deutschen Völkerlebens erreicht zu haben. Es ist der äußerste Wachtposten, den die Deutschen auf die Cimbrische Halbinsel hinausgeschoben haben. Es ist hier der letzte Knoten der großen Kette zahlloser deutscher Städte, die von hieraus in langen Reihen sich südwärts bis an die Grenze Sta-

liens hinziehen, der letzte Pulsschlag der großen deutschen Brüderschaft, die sich bis zu den Alpen hin ausbreitet. Weiter nach Norden hin wird es für das deutsche Gemüth dunkel und unklar. Nach Süden hin liegt den deutschen Patrioten die helle Gegend. Für die Dänen ist es natürlich gerade umgekehrt.

Jütland steht in der Regel in einem sehr schlimmen Rufe. Indeß trägt Kohl durch eine kleine Schilderung Etwas dazu bei, diesen Ruf so viel wie möglich zu verbessern. Es geht Jütland wie Sibirien, wie der lüneburger Haide und andern Ländern, die besser sind als ihr Ruf. Wer sie nicht kennt hegt sehr finstere Vorstellungen von ihnen, wer sie kennt ist dagegen voll ihres Lobes. An der Ostküste von Jütland ist die Natur noch überall ebenso reizend wie auf der Ostküste der Herzogthümer. Selbst die öden Haidegegenden, welche die breite Mitte von Jütland ausfüllen, sollen sowol eines poetischen als eines malerischen Interesses nicht entbehren. Die Haidekräuter scheinen sich zu Bäumen erheben zu wollen; so weit Haidekraut sich überhaupt großartig zeigen kann, so weit zeigt es sich im Norden von Jütland so. Die Bewohner, besonders des jütischen Westens, stehen zwar in der Cultur noch zurück, aber sie sind ein kräftiges Kern- und Urvolk, das der Vorväter uralte Sitten treu bewahrt und dessen Studium dem Geschichtsforscher und Ethnographen die lehrreichste Ausbeute verspricht. Die alten Länder Verdsyssel und Thy im Norden des Limfiords sind wahre Schatzkammern für Traditionen und Sagen. Aber es ist auch ein neuer regerer Geist erwacht, der Verkehr mit andern Ländern ist in Zunahme, und die Bevölkerung und der Reichthum des Landes scheinen sich zu mehren. Natürlich aber ist trotz dem Allen einstweilen noch in dem Zustande der ganzen Masse des Volkes an der schleswigischen Grenze, in der Mitte der Cimbrischen Halbinsel, ein bedeutender Unterschied zu merken, und sowie man diese Grenze nach Jütland hin überschreitet, merkt man in allen Stücken, daß man eine große Stufe hinabsteigt, und daß alle Zustände auf einem niedrigern Grad der Entwickelung stehen.

(Der Beschluß folgt.)

Für Schule und Haus.

Deutsche Geschichte in Liedern, Romanzen, Balladen und Erzählungen deutscher Dichter, gesammelt und mit Anmerkungen begleitet von H. Kletke. Berlin, Adolf und Comp. 1846. Lex.-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die deutschen Dichter, welche in diesem Buche für Schule und Haus die deutsche Geschichte singen, sind: Arndt, Bürger, Duller, Fouqué, Freiligrath, Gaudy, Geibel, Gleim, Görres, Goethe, Anastasius Grün, Herder, Hoffmann (von Fallersleben), Immermann, Ewald v. Kleist, Klopstock, Körner, Lavater, Mosen, Novalis, die Pfizer, Graf Platen-Hallermünde, Rückert, Sallet, Schenkendorf, Schiller, die Schlegel, Schwab, Simrock, Smets, Stägemann, Stieglitz, die Stolberge, Tieck, Uechtritz, Uhland, Wackernagel, Walther von der Vogelweide, Zedlitz u. s. w. Aus den 137 Dichtern, welche diese „Deutsche Geschichte" zusammengesungen haben, griffen wir die gangbarsten Namen heraus, ohne damit zu behaupten, daß nicht unter den nichtgenannten Stimmen wären, die einzelne Gegenstände ebenso klangvoll und ausdrucksvoll besungen hätten.

Wenn es wahr ist, daß ein Volk erst eine Geschichte bekommt, wenn es eine Literatur hat, — und bezweifelt Das noch Jemand im Ernst? — wenn die Geschichte schon durch das Geschehene, auch merkwürdiges Geschehenes consumirt würde, warum sollten die Südsee-Insulaner nicht auch ihre Geschichte haben? Aber weil sie nicht verklärt wurde durch Wort, Schrift, Kunst, haben auch die Inkas in Peru, die Azteken in Mexico keine Geschichte, trotz aller merkwürdigen und vielleicht auch großartigen Begebenheiten, die hieroglyphische Andeutungen uns vermuthen lassen. Ja, die Karthager selbst haben keine Geschichte, gewissermaßen auch nicht das ungeheuere Perserreich, weil nur Fetzen ihrer Geschichte aus der Berührung dieser Nationen mit der jüdischen, griechischen und römischen Cultur uns erhalten sind; und ich zweifle, ob ihre eigene, jüngst entzifferte Literatur in der Keilschrift der Felsen uns Mehr liefern wird als hieroglyphische Räthsel. Wenn also die Literatur und, mit Einem Worte, die Geschichtschreibung erst die Begebenheiten und Thaten einer Nation zur Geschichte erhebt, reinigt und verklärt, so taucht von selbst die Frage auf: In welchem Verhältniß steht die Geschichte eines Volkes zu seiner Dichtung, und wird nicht vielleicht auch erst durch die Dichtung der Geschichte das Siegel ihrer Bedeutung aufgedrückt?

So lockend es klänge zu sagen: die Geschichte der Nationen ging Hand in Hand mit ihrer Poesie, die That ward kaum daß sie geschehen Gesang, Lied, Epos, und Das lange vor der Geschichtschreibung: — so müssen wir uns doch vor einer so allgemeinen Behauptung hüten, denn wie viele Völker waren so glücklich wie die Griechen, einen Homer zu finden! Gesungen und besungen ward die lebendige That, wir dürfen es glauben, bei allen Naturvölkern — wir finden es ja selbst bei den Südsee-Insulanern —, aber das Wort verhallte wieder mit der Stimme. Daß die Thaten der Vergangenheit durch die Lieder erhalten und consumirt wurden, davon bietet die Geschichte der neuern Völker kein Beispiel was einigermaßen dem Homer zu vergleichen wäre. Wo die Poesie zu einer umfangreichern, gestaltenden Kraft mitten unter der Thatkraft sich erhob, warf sie sich sogleich, und mit Bewußtsein, auf das Märchen. Das Wunderbare lag der über das ewige Geheimniß sinnenden und brütenden Natur der germanischen Völker, auch wo sie mit den Romanen sich verschmolzen, näher. Wo das Lied die Begebenheiten der Wirklichkeit ergriff, wo die Dichtungskraft so stark war, daß ihre Producte sich bis zur Gegenwart erhielten, blieben es doch immer nur Bruchstücke, Bruchstücke vielleicht nicht für die Geschichte seiner Poesie, aber für die der lebendigen That eines Volkes. So besitzen wir auch in der langen Reihe der spanischen Romanzen so wenig eine Geschichte des spanischen Volkes, als aus dem Balladenreichthume der Schotten, Engländer, Normannen eine solche sich auch nur nothdürftig zusammensetzen ließe.

In diesem Sinne, durch Volksdichtungen, Lieder, gesungen zur Zeit der besungenen That, eine deutsche Geschichte auch nur in ihren Grundzügen herstellen zu wollen, wäre eine vergebene Mühe; wir sind ärmer an historischen Liedern als die meisten Nationen, und in dem Teige der Erklärungen und der historischen Deutungen würden sich die paar Körnlein des Erhaltenen verlieren. Eine solche Arbeit wäre für Gelehrte, aber nicht für Schule und Haus. Aber verlangten Schule und Haus denn nicht auch einmal nach einer Geschichte ihres Volkes, die zugleich Poesie ist? Machen läßt sich Das nicht, es würde auch, wenn ein hochbegabter Dichter sich an die Aufgabe wagte, ein Machwerk bleiben; wer möchte sich zu gleicher Zeit, mit der Feder in der Hand, für alle Zeiten, Epochen, Größen unserer Geschichte begeistern? Die gelungenste Arbeit würde eine Schularbeit bleiben.

Aber wiederum hat die Wirklichkeit anders für uns gesorgt. Aus unserer Literatur heraus hat sich von selbst eine poetische Geschichte unserer Nation gebildet. Hunderte arbeite-

ten daran und Keiner wußte es oder dachte an den Andern, oder daß sie zusammen Bausteine lieferten zu einem Bau, der sich wie von selbst zu einem großen Dome wölbte. Oder dachte Bürger daran, als er sein Lied von den Weibern von Weinsberg, Schiller von Rudolf von Habsburg und der deutschen Treue dichtete, daß Dies einst Kettenglieder würden zu einem großen Epos von den deutschen Thaten? Mit mehr Bewußtsein dichtete freilich Uhland, mit noch mehr Gustav Schwab; aber Letzterm galt es nur eine Partialgeschichte aus der großen Nationalgeschichte darzustellen, und er stand der Absicht fern, daß sie sich einreihen dürfte als Glied einer solchen in ein größeres Gedicht. Und doch ist Dem so. In diesem Buche von 552 Seiten tritt uns die ganze deutsche Geschichte entgegen, in allen ihren großen Zügen bis in die kleinen Nebenadern, die uns die eigentliche Färbung des Blutlaufes zeigen. Wie verschieden auch der Werth, wie verschieden die Auffassung der hundert Dichter sei, darin stimmen Alle überein: es sind keine gemachten, keine auf Bestellung, eigener oder Anderer, geschriebenen Gedichte, sie sind aus der Stimmung des Dichters, aus seiner mehren oder mindern Begeisterung für den Gegenstand entsprungen, mit Einem Worte: es sind sämmtlich Gelegenheitsgedichte in dem höhern Sinne dieses Wortes, wonach jedes wahre Gedicht ein Gelegenheitsgedicht sein soll.

So wäre also durch die Existenz dieses Buches — abgesehen von seiner Fassung — eine alte Klage zurückgewiesen, ein alter Vorwurf widerlegt, daß die deutsche Dichtung, die Schätze ihrer eigenen Geschichte übersehend, sich unbillig in der Fremde nach Stoffen umsehe: ein Vorwurf, der lange Zeit das Drama und den Roman traf. Den Liederdichtern konnte er nicht eigentlich gemacht werden; von Walther von der Vogelweide, von Bürger bis zur Gegenwart haben sie deutsche Thaten, deutsche Gesinnung, deutsche Gefühle und Stimmungen vorzugsweise gefeiert. In ihren Liedern findet man den ganzen geistigen Entwickelungsproceß unserer Nation wieder; die Minneliederdichter und die Meistersänger sind, wie die Dichter in denen Kant's und Fichte's oder die Nachkrähungen der Hegel'schen Philosophie widerklingen, die Repräsentanten der deutschen Gedanken und Stimmungen; die alte Frömmigkeit, der Quietismus, der Mysticismus, der seichte Philanthropismus, der Sturm und Drang, die Sentimentalität, der Patriotismus bis zur neuern Zerrissenheit und zur allerneuesten Negation werden in den Liederdichtern solche beredte Wortführer, daß allein aus diesen Documenten dereinst unsere innere Geschichte geschrieben werden könnte. Nur daß unsere Liederdichter, sich selbst unbewußt, auch historisch unsere positive Geschichte zusammengesetzt haben, Dessen waren wir uns bis jetzt nicht bewußt, weil die bisherigen Anthologien, so verdienstlich sie auch waren, entweder nicht ein bestimmtes chronologisches System verfolgten, oder nicht umfassend genug erschienen und hier Lücken ließen im Zusammenhange der großen Geschichte, dort dürr blieben, weil sie sich scheuten zu tief sich in die Einzelzüge zu verlieren.

Beides zu vereinen oder vielmehr beide Fehler zu meiden hat Kletke sich zur Aufgabe gestellt. Um das Gerippe der Geschichte ganz zu geben, hat er freilich auch zu Dichtungen hier und da greifen müssen die nicht eigentlich in den Liederkreis gehören; so mußte er mit einem langen beschreibenden Gedicht von Schreiber „Die Niederlage der Teutonen" (was der Verf. ein romantisches Bardiet nennt) die deutsche Urgeschichte beginnen, Kaiser Marimilian's Thaten mußte er aus A. Grün's „Der letzte Ritter" und die Anfänge der modernen preußischen Geschichte aus Uechtritz' letzten Zeitstimmen entnehmen: Dichtungen, die eigentlich außer dem Kreise liegen aus dem es hier zu schöpfen galt. Indeß, wer wird es ihm verargen, wo nichts Anderes da war; die Lyrik hat sich selten an die großen Uebergangsmomente der Zeitepochen gemacht, lieber in den saftigen, vollen und ausgesprochenen Charakterzügen einer fertigen Zeit schwelgend. Nebenher haben die declamatorischen Wegweiser für die Jugend, zumal in der Schule, ihre besondern Anziehungspunkte. Glücklicher als in der Vollständigkeit ist er auf der andern Seite im Schöpfen des warmblütig Charaktervollen aus dem Einzelleben der deutschen Länder und Personen gewesen. Hier hat er gewagt aufzunehmen was mancher Andere nicht gewagt hätte. Die Gelehrsamkeit erschrickt noch immer zuweilen vor dem Anekdotenhaften; als ob eine Geschichte ohne jene lebensvollen, warmblütigen Züge aus dem Einzelleben, die uns die Chroniken und Historien sparsam genug erhalten haben, selbst Lebenswärme hätte!

Mit Recht erscheint als Prologus Ernst Moritz Arndt's Frage: „Was ist des Deutschen Vaterland?" Unter den Gedichten von der ältesten Geschichte bis zu Karl dem Großen (I. Abtheilung), wo Simrock, Klopstock, Halm, Stieglitz, Pfizer, A. W. Schlegel, Streckfuß, Kopisch, Herder, Bechstein und Welcker das Wort führen, klingen wie edles Metall Platen's Verse über Alarich's Grab. Abschnitt II geht von Karl dem Großen bis zum Vertrage von Verdun. Hier gewinnen in der ans Märchen streifenden Geschichte die romantischen Dichter Stimme: F. Schlegel, Fouqué, Uhland, Simrock, Stöber, Rückert, auch die jüngere Dichterin Adelheid v. Stolterfoth. Rückert's Wunsch beim Stuhl in Aachen blieb unerfüllt! Abschnitt III bis Konrad von Hohenstaufen. Hier haben außer den berühmtern wieder viele einzelne Dichter sich glücklich an einzelnen Gegenständen versucht. Da tönt Platen's Klagelied „Kaiser Otto III.", Uhland erzählt die Kaiserwahl Konrad's des Saliers, Novalis' „Kreuzgesang" schallt wie eine Klostermette, und Schiller besingt die Johannitergelübde. Abschnitt IV, die Thaten der Hohenstaufen, sind merkwürdigerweise von unsern berühmtern Dichtern unberührt gelassen. Schien ihnen der Stoff zu groß? Nur einzelne Ableger der Geschichte von Uhland, Duller, Pfizer, Gaudy, Bechstein. Ein Schwede, Nicander, muß Enzio besingen, die poesiereichste Episode unserer Geschichte! Der alte F. L. v. Stolberg vergegenwärtigt im Liede eines alten schwäbischen Ritters ebenso wenig diese Zeit als Bürger in seinen sonst keck frischen „Weibern von Weinsberg". Dafür tönt sie wieder in den wenigen Versen eines Liedes aus der Zeit selbst und aus Walther's von der Vogelweide Munde.

An piquantem und selbst romanhaftem Interesse sind die folgenden Abschnitte reich, wo die Nationalgeschichte sich zum Theil in die Particulargeschichte auflöst. Wir deuten sie nur kurz an: Rudolf von Habsburg — von wie vielen Sängern gefeiert! —, der Landgraf von Thüringen, die Schweizer, Tell, die würtemberger Fehden, Huß, Ziska, die Buchdruckerkunst, der sächsische Prinzenraub, Karl der Kühne, Marimilian, und Karl's V. große Zeit. Der lange Zeitraum wird, wenigstens in seinen Einzelheiten, durch einzelne treffliche Gedichte repräsentirt, namentlich die würtemberger bürgerlichen Kriege. Wie aber kommt es, daß Günther von Schwarzburg keinen Sänger fand, der seiner Zeit gefeiertste Held und Kaiser? Sind nicht seine letzten Thaten — sein Sieg, als halbe Leiche auf das Roß gebunden, sein Einzug in Frankfurt, mit Blumen bestreut ein Sterbender — selbst schon ein Gedicht? Hier also ist eine Lücke! Auch eine so merkwürdige Erscheinung wie der falsche Waldemar, sollte sie nie besungen sein? Minder bedeutende Momente der brandenburgischen Geschichte aus einer naheliegenden Zeit wurden doch im Gedicht gefeiert.

Unwillkürlich dringt sich uns die Frage auf: ob denn die nächstfolgenden Abschnitte, die Reformation, der Dreißigjährige Krieg, der Siebenjährige Krieg, erst durch Dichter der Gegenwart repräsentirt werden mußten, ob die Zeit selbst denn keine geboren hat in denen sie widerklänge? Aber es ist so. Dichter gab es, echte, aber sie hatten nur Begeisterung für ihre religiöse Stimmung, die historische und politische ging sie, als gute Bürger deutscher Staaten, Nichts an. Sie überließen diese der Obrigkeit. Der einzige Gleim kann doch nicht Friedrich's Zeit vertreten. Von da ab aber schlägt es um. Die Zeit gebiert Dichter, große, gewaltige; die Dichter treten ein als Gestalten in die Geschichte, ein Theil derselben, und mehr

als Das, die Zeit wird mitten unter dem Waffengetös der Befreiungskriege wieder poetisch. Die feiert, wie die Griechen, Spanier, Normannen, Schotten, durch gleichzeitige Lieder ihre gleichzeitigen Thaten. Die Geschichte lebt in Gesängen eines Arndt, Körner, Stägemann, Rückert, Schenkendorf, Fouqué, die, selbst mitstreitend, sie selbst mit gemacht haben. Hier ist Fülle, Leben, hier schwelgt die Sammlung im Stoff, und man sieht, wie der Herausgeber sich desselben kaum erwehren kann. Er schließt mit dieser großen Zeit. Hinterher nur einige episodische Nachklänge, bei Beethoven's Begräbniß (von Zedlitz), Goethe's letzte Worte (von Luise v. Plönnies), Platen's Bestattung (von Smets) — bedeutungsvoll, aus dem Munde eines katholischen Priesters, der solche Worte der Humanität einem als Protestant sterbenden Dichter nachruft. Und mit diesem versöhnenden Gedichte schließt der Sammler geschickt und bedeutungsvoll.

Aber auch seine Aufgabe erfüllend? Gewiß, wenn er die deutsche Geschichte nur bis zu den segensreichen Folgen der Franzosenkriege rechnet. Hätte er sie weiter schreiben wollen, welche noch wichtigere Fülle von Stoff, welche reiche Geschichte in Liedern, in einer Poesie, die Deutschland eigens erzeugt hat, wäre ihm zugewachsen; aber freilich ein Stoff und eine Poesie, die nicht in die Schule und auch nicht in alle Häuser gehört hätte. Aus nur zu vielen wäre sie fortgewiesen worden. Und doch lebt diese Poesie fort, und, wie wir schon oft andeuteten, dereinst, wenn diese Kämpfe ausgekämpft sind, wird sie bedeutende Documente zur Geschichte unserer Zeit liefern. Nur ein einziges aufgenommenes Lied, das vorletzte: „Die Auswanderer", von Freiligrath, ist ein rückschlagender Schatten aus dieser neuen Zeit in die glänzenden Lichter jener von ihm abgeschlossenen ältern. Aber indem die neuere Oppositionspoesie ganz fortgeblieben ist, sah Kletke sich genöthigt, auch Nikolaus Becker's Lied „Sie sollen ihn nicht haben" auszuschließen. Wäre das nicht ein guter Schluß gewesen, wo Arndt's „Was ist des Deutschen Vaterland?" den Anfang machte?

„Sie sollen ihn nicht haben", könnte man mir entgegnen, ist kein episches, es ist ein lyrisches Gedicht. Aber wo will man die Grenze ziehen? Seine Lyrik gehört auch in die Geschichte eines Volkes. Schlachtenlieder, Jubellieder, Spottlieder gehören auch in die Charakteristik der Volksgeschichte; ohne sie sind die Begebenheiten am Ende doch trockene Staatsactionen. Hr. Kletke hat auch solche Lieder aufgenommen, aber eher, möchte ich sagen, zu sparsam. Zur Geschichte der Franzosenkriege gehörten nicht allein Stägemann's und Rückert's und der Andern vornehme und Körner's populair gewordene Lieder (weil seine phrasenreiche Sprache dem gebildet sein wollenden Volke gerecht war), sondern auch die eigentlichen Gassenhauer jener Zeit, die man ja sammeln sollte, ehe sie verloren gehen. Beispielsweise erinnere ich nur aus dem Gedächtniß an zwei derselben, welche die Straßenjungen sangen und die etwa so anfingen:

> Napoleon,
> Den Kujon,
> Schlagt ihn
> Mit der Krücke
> Ins Genicke u. s. w.
>
> König von Rom,
> Napoleon sein Sohn,
> Ist viel zu klein
> König zu sein.

Doch wo wäre Raum dafür gewesen? Auch das Epigrammatisch-Lyrische gehört hierher, und mit Recht ist mitten unter die von Maienrauch duftenden Jubel- und Zorneslieder der germanischen Dichter des Befreiungskrieges Goethe's kleines Spottgedicht: „Das gegen Frankreich vereinigte Deutschland", aufgenommen:

> Die Deutschen sind recht gute Leut',
> Sind sie einzeln, sie bringen's weit;
> Nun sind ihnen auch die größten Thaten
> Zum ersten mal im Ganzen gerathen.
> Ein Jeder spreche Amen darein,
> Daß es nicht möge das letzte mal sein!

Die Anmerkungen, den Gedichten vorangeschickt oder untergedruckt, ergänzen die Lücken, suchen einen Zusammenhang herzustellen und erklären Einzelheiten, was hier und da nicht blos dem Leser aus der Schule von Nutzen ist. Wozu aber nützt das Ganze? Wenn Das Jemand fragen könnte, antworte ich ihm, nämlich Dem der von einer Dichtung nur Nutzen will: Weil die Geschichte dem Sinne der Jugend erst lebendig wird, wenn sie die Gestalten derselben zu sinnlicher Anschauung gebracht sieht. Das schlechteste Gedicht wirkt oft mehr zum Verständniß einer historischen Begebenheit, sie prägt sich dem jugendlichen Gedächtniß besser ein als durch die stilistisch beste Darstellung und Auseinandersetzung. Die aber nicht nach dem Nutzen fragen, sondern nach der Poesie, können mir einwenden: Du nennst diese Sammlung ein großes Epos von der deutschen Geschichte, und es ist doch nur ein bunter Mantel von tausend Flicken, die nicht zusammengehören. Letzteres bestreite ich; nicht die Dichter, auch nicht Hr. Kletke haben sie an- und ineinandergefügt. Das that ein anderes Numen. Wenn aber ihre Farbe, ihr Gewebe, ihr Stoff verschieden ist, so ist es ja die Geschichte der deutschen Stämme auch, lauter verschiedene Eigenthümlichkeiten; aber doch bildeten sie einst ein großes, schönes Gewebe und, will's Gott, werden sie es dereinst wieder bilden.

W. Alexis.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Die wissenschaftlichen und künstlerischen Leistungen der Taubstummen.

Der Abbé de l'Epée, der sich bekanntlich um die Ausbildung und Entwickelung der Taubstummen so unvergängliche Verdienste erworben hat, stellte die Behauptung auf — und sie schien seiner Zeit das gewagteste Paradoxon —, man könnte durch einen förmlichen Unterricht den Unglücklichen, denen er sich mit der unvergleichlichsten Hingebung widmete, klare und deutliche Begriffe über Alles beibringen, nur nicht über die Musik. So großartig auch die Meinung über die Kunst, welche de l'Epée auf eine so würdige Weise vertrat, bei diesem trefflichen Manne war, so hat sich dieselbe doch auf eine solche Weise entwickelt und ausgebreitet, daß jetzt schon der Vorbehalt den wir angedeutet haben wegfallen kann. Die Sphäre der Musik ist den Taubstummen selbst keineswegs so verschlossen als de l'Epée Dies glaubte. Den Beweis dafür liefert ein Werk welches vor einiger Zeit ein Taubstummer Namens Gazan, Sohn eines Generals, über die Bildung und Verschiedenheit der Töne herausgegeben hat. Ueberhaupt haftet mehr als einem Gelehrten und Künstler das Unglück an, daß ihm Stimme und Gehör zugleich versagt ist. Wir wollen hier nur einige Namen von den taubstummen Franzosen anführen welche sich durch wissenschaftliche oder künstlerische Bestrebungen bekannt gemacht haben. Aus der Gelehrtenwelt nennen wir Paul de Vigan, dessen mathematische Leistungen so bedeutend sind, daß sich die Akademie der Wissenschaften einen besondern Bericht über seine Arbeiten hat erstatten lassen. Als gewandte, vielseitig gebildete Schriftsteller treten Ferdinand Berthier und Claude Forrestier hervor, während Pelessier und Chatelain sich durch ihre dichterischen Erzeugnisse auszeichnen. Auch an Malern und Malerinnen fehlt es nicht, mit denen wir unsere Liste noch bereichern können. Es genüge hier, den jungen Historienmaler Loustau und Mademoiselle Robert anzuführen. Ersterer hat sich durch seine Kunstleistungen so hervorgethan, daß er im J. 1842 wegen der Gemälde, die er zur Ausstellung geliefert, eine goldene Medaille erhalten hat, und Letztere ist eine der bedeutendsten Schülerinnen von Girodet. **17.**

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus in Leipzig**.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 16. —— 16. Januar 1847.

Schleswig-Holstein und Dänemark.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 15.)

Ueber die dänische Inselwelt findet man im ersten Bande von Kohl's „Reisen in Dänemark" ein sehr reichhaltiges und interessantes Material, ohne daß es uns möglich wäre, hier speciell darauf einzugehen. Die Dänen selbst pflegen ihre Inseln in einen Gegensatz zu dem Festlande Jütland zu stellen. Die dänischen Inseln, als vom Meere umgeben, sind immer sehr natürliche Festungen gegen Landarmeen gewesen. Und fast in allen Stücken zeigt sich der Gegensatz zwischen der Halbinsel und den Inseln auch jetzt wieder bei der skandinavischen Bewegung, der die Inseln, welche dem Impulse Kopenhagens folgen, sich zum Theil mit Enthusiasmus hingegeben haben, während dieser skandinavische Enthusiasmus in Jütland gar nicht verfangen will. Auf den dänischen Inseln dominirt Kopenhagen wie im französischen Norden Paris. Jütland ist die dänische Provinz. Dort findet sich das älteste und reinste Urdänenthum. Da sind die Leute am nationalsten, patriotischer und tüchtiger; auf den Inseln sind sie neumodischer, städtischer. In Jütlands Haiden und Sandwüsten wohnen kräftige, große, arbeitsame Leute, die Nachkommen der alten Cimbern, namentlich im Westen des Landes; auf den Inseln wohnt ein kleineres und minder energisches Geschlecht.

Es ist natürlich, daß in diesen nordischen Gegenden durch den Ungestüm des Meers, namentlich im Winter und Herbste, aller Verkehr zwischen den einzelnen Inseln unterbrochen wird. Wir finden bei Kohl darüber eine sehr interessante Schilderung, woraus wir folgende Stelle hervorheben wollen:

> Dies Schicksal der Trennung von der übrigen Welt und des Versinkens in Träumerei haben die kleinern Inseln, für die man keine großen Anstrengungen machen kann, alle Winter; aber auch die Hauptstadt Kopenhagen wird davon mitunter betroffen. Es ist schon vorgekommen, daß Kopenhagen drei Wochen lang ohne alle Nachricht, ohne Briefe und Zeitungen aus dem übrigen Europa blieb, und auf vier, fünf Tage oder länger wird diese Hauptstadt wol noch jetzt zuweilen völlig herausgeschnitten aus dem Connexe mit dem eigenen Reiche oder mit den Nachbarländern. Dies passirt sonst wol kaum irgend einer andern Königsstadt unsers Welttheils.

Die dänischen Inseln haben ein milderes Klima als irgendwelche andere skandinavische Länder, viel milder als die jütische Halbinsel und merklich milder selbst als das Herzogthum Schleswig. Gleich jenseit des Sundes in Schweden ist es ganz anders, und von den andern skandinavischen Ländern versteht es sich stillschweigend. Die Buche ist der eigenthümliche Baum derselben. Geht man von den Herzogthümern nach Fünen hinüber, so merkt man schon, daß man eine Stufe herabkommt. Doch steht der fünensche Bauer und die ganze Ackerwirthschaft, wie Alle zugeben, hoch über dem seeländischen, und bringt man nun über den Großen Belt nach Osten, nach Seeland, hervor, so steigt man wieder eine hohe Stufe hergab. Alle bezeugen es, daß die Ackerwirthschaft und der Zustand der Bauern auf Seeland und überhaupt auf der ganzen seeländischen Inselgruppe noch viel weiter zurück ist, und das südliche Schweden verhält sich dann zu Seeland wieder wie Seeland etwa zu Fünen. Auch bezeugt es die Geschichte, daß von jeher der Zustand der seeländischen Bauern ein viel schlimmerer war als der der jütischen und der fünenschen. Die Leibeigenschaft drückte hier am schwersten auf den Bauern. Sie waren hier in viel höherm Grade unfrei als in andern Theilen der dänischen Monarchie, und durften gekauft, verkauft und weggetauscht werden wie Thiere.

Die dänische Sprache hat in der Schrift des Baron Dirckinck-Holmfeld eine ziemlich starke Apologie gefunden. Vor dem Schwedischen hätte die gebildete dänische Sprache die Feinheit und die consequente Ausbildung voraus, vor dem Deutschen die Weichheit, Einfachheit und Kürze, und zwar nicht allein in den Wortbildungen, sondern auch in der Construction. Es sei das Schreiende, Zischende, Harte, Pochende der deutschen Buchstabenzusammensetzungen vermieden. Vor dem Holländischen soll es den Vorzug größerer Zartheit und Mannichfaltigkeit, sowie der mehr fließenden Aussprache voraus haben. Wir wundern uns nicht, daß die Dänen ihre Sprache außerordentlich lieben; denn jedes Volk liebt seine Sprache, und die Dänen werden die ihrige um so mehr lieben, je nationaler sie sind: aber in die Reihe der großen europäischen Sprachen kann die dänische Sprache nun einmal durchaus nicht gestellt werden,

mag man sie immerhin als die ausgebildetste der skandinavischen Sprachen betrachten müssen. Das kopenhagener Dänisch ist sehr verschieden von dem Provinzial-Dänisch, es ist weit weicher und lispelnder als dieses, und klingt deshalb auch beiweitem angenehmer in dem Munde einer Frau als eines Mannes. Das schärfste Dänische soll man in Jütland reden, das reinste soll in Odense gesprochen werden. Das kopenhagener Dänisch ist mannichfach vermengt mit den Wortformen aller der Nationalitäten, mit denen die Residenz- und Handelsstadt fortwährend in Berührung kommt. Es möge hier eine Stelle aus Dirckinck-Holmfeld über das Dänische ihren Platz finden:

Das Ideal des Dänischen liegt im Gemüthlichen, sowie auch die bessere Seite des dänischen Nationalcharakters in der Entfernung des Schroffen, Abstoßenden, in dem leichten, gemüthlichen Zusammenstimmen, in dem Vertraulichen und Freundlichen besteht. Es tritt der Ausdruck daher auch am vollendetsten bei dem schönen Geschlechte, jedoch auch nur dann hervor, wenn der Rede die tiefere Empfindung zum Grunde liegt. Die Kanzel- und Kathederberedtsamkeit ist überher gering und verräth den Wohllaut der Sprache nur sehr ausnahmsweise; denn hier herrscht das Doctrinaire vor mit seiner Deutlichkeit und gemessenen Articulation, welche den Zuhörer in den Stand setzen, den Sinn jedes Wortes begreifend zu erwägen. Diese Gemessenheit und Härte geht dem Dänischen ab. Dagegen tritt die Sprache im Schauspiele der bessern Gattung selbstfolglich in ihr Recht und macht sich nicht allein leicht, spielend, fließend, sondern auch würde- und gefühlvoll, rein und edel. (Das Letztere bestreiten wir, das Dänische ist nicht die Sprache des Kothurns.) Auch im Gesange wird sie gerühmt und zum Theil wol nicht ohne Grund. Zwar fehlt ihr bestimmt der Reichthum wohlklingender Selbstlauter; aber die größere Einfachheit und Weichheit in den Mitlautern ersetzt sehr oft die Tonfülle. Daher ist auch die Poesie im Dänischen wohlklingender, fließender, zarter als im Deutschen (?), dessen Rhythmus viel schwerfälliger, unebener, härter und anstoßender ist (??). Aus ähnlichem Grunde ist sie mehr geeignet für das Humoristische, Witzige, Komische, welches das Feierliche nur verträgt, wenn es einen lächerlichen Effect machen soll. Die größere Solennität, das Laute, Kräftige, Knochige, Schwerfällige, Härte des Deutschen gestattet ihm daher auch schwerlich den leichten, spielenden, fließenden Dialog des Dänischen und Französischen. Insofern also hat das Dänische nicht unerhebliche Vorzüge vor dem Deutschen, womit nicht gesagt sein soll, daß dieses nicht andere, vielleicht überwiegende Vorzüge habe.

Seeland ist natürlich die wichtigste Insel des dänischen Staats; denn auf derselben liegt Kopenhagen, die Hauptstadt des dänischen Staats, das eigentliche Dänemark. Das Gefühl der Nationaleinheit ist sehr stark und lebhaft bei den Dänen, ebenso wie bei den Franzosen, und beide concentriren sich daher, wie Kohl richtig bemerkt, vorzugsweise in ihren Hauptstädten. Bei Völkern wo große Verschiedenheit der Gefühle und Ansichten, wo eine Tendenz zur Zersplitterung herrscht, wie bei den Deutschen, werden die Leute sich auch an verschiedenen Punkten zusammenhalten und eine Menge Städte bilden, die sich das Gegengewicht halten. Wollten wir Deutsche uns in demselben Maße so in einem Punkte concentriren wie die Dänen es in Kopenhagen gethan haben, und sollte sich unsere Hauptstadt so zu den übrigen deutschen Provinzialstädten verhalten wie Kopenhagen zu den dänischen, so müßten wir eine Stadt von mindestens drei Millionen Einwohnern bauen. Ueber die eigentliche Centralisation Kopenhagens bemerkt nun Kohl Folgendes:

Kopenhagen ist die vornehmste Festung und der wahre Pfeiler und Eckstein des Landes, wie dies in demselben Grade nach einiger Zeit Paris für Frankreich sein wird. Es ist zugleich die Hauptstation der Flotte, oder vielmehr der einzige Kriegshafen des Reichs, wie Dies in demselben Grade nur bei Petersburg und Lissabon stattfindet. Kopenhagen ist ferner die einzige Universität des Reichs und concentrirt auch außerdem alle andern polytechnischen, militairischen, veterinairischen, forstwissenschaftlichen Schulen, alle Kunst- und Gewerbeschulen in seinen Mauern, während solche Schulen sich in andern Ländern häufig von der Hauptstadt ganz gesondert befinden. Alle Kunstschätze, Alterthümer, Gemälde, Sculpturen u. s. w. werden einzig und allein in Kopenhagen aufgehäuft, und in andern Städten gibt es wenig Schätze der Art. Wie Wien und Moskau für Oestreich und Rußland, so war auch Kopenhagen von jeher die vornehmste Fabrik- und Handelsstadt für das Königreich Dänemark. Kopenhagen ist Dänemark. Es steht in dieser Beziehung nur mit Paris in einer Classe, welches in ebenso hohem Grade Frankreich ist.

Wie eigenthümlich die Stellung Kopenhagens ist, kann man auch daraus abnehmen, wenn man bedenkt, daß im eigentlichen Königreiche Dänemark Odense nach Kopenhagen die bedeutendste Stadt ist, obgleich es nur 9000 Einwohner besitzt. Da Kopenhagen jetzt 123,000 Einwohner zählt, so sieht man, daß die nach der Hauptstadt zunächst folgende Stadt beinahe 14 mal kleiner ist als diese. Es gibt kein Königreich in Europa, in welchem noch ein solches Misverhältniß zwischen Residenz- und Provinzialstädten stattfände. Nimmt man die Herzogthümer hinzu, so findet sich, daß die bedeutendsten Städte Flensburg mit 15,000 Einwohnern und Altona mit 30,000 Einwohnern sind. Aber auch dann ist Kopenhagen noch vier mal größer als die größte Provinzialstadt. Kopenhagen dominirt also in Dänemark wie die Sonne im Planetensysteme. Zum Theil läßt sich die Sache aus der Verfassung des dänischen Staats erklären. Die Könige von Dänemark waren fast zwei Jahrhunderte hindurch völlig unumschränkt, und da sie Kopenhagen zu ihrer Residenz machten, so versammelte sich daher auch die Hauptbevölkerung des Landes um ihren Palast herum. In diesen 200 Jahren, während deren Kopenhagen groß wurde, bedeuteten die Provinzen, ihr Adel, ihre Städte Nichts. Freie Reichsstädte wie in Deutschland gab es nicht. Das Meiste erklärt sich aber wol aus der geographischen Gestaltung Dänemarks. Die physikalische Zerstückelung der dänischen Provinzialländer mußte der Neigung zur Centralisirung der Nation in einem Punkte in die Hände arbeiten. Da die ganze sandige Westküste Jütlands durch Dünen und Sandbänke gegen die Welt verschlossen ist, da der Kleine Belt und Große Belt als unbequeme Fahrstraßen ebenfalls unzulänglich sind, so ist im Innern des Landes Alles bedeutungslos für den großen Weltverkehr. Der Sund ist der einzige Punkt des Landes, der eine europäische Bedeutsamkeit hat. Nur hier rauscht der Welthandel vorüber. Und hierher kam daher die halbe Be-

völkerung des Landes und siedelte sich in Kopenhagen an, um an diesem Weltverkehr Theil zu nehmen.

In dem zweiten Bande seiner „Reisen in Dänemark" liefert Kohl eine recht genaue und interessante Beschreibung der dänischen Hauptstadt; wir werden vielleicht Gelegenheit haben, hier und da in einem zweiten Artikel darauf zurückzukommen, wo sich an das Besondere eine allgemeine Betrachtung wird anknüpfen lassen. Auch Mügge sagt im zweiten Bande seiner „Streifzüge" noch manches recht Interessante über Kopenhagen. Hier konnte es uns nur daran liegen, dem Leser einen womöglich richtigen, vielseitigen und interessanten Ueberblick über die Herzogthümer und das Königreich Dänemark zu gewähren. *) 28.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Die protestantische Theologie in Frankreich.

Die biblische Exegese liegt in Frankreich außerordentlich darnieder; nur sehr wenige jenseit des Rheins erschienene Werke reihen sich den ernsten, wissenschaftlich gehaltenen Forschungen, welche von deutschen Gelehrten im Worte Gottes geschehen sind, einigermaßen würdig an. Wenn diese Wissenschaft überhaupt in Frankreich gedeihen soll, so muß wol der Anstoß dazu von der Schweiz ausgehen, die vorzüglich geeignet scheint hier das geistige Mittleramt zu übernehmen. De Wette soll Bonnet schon vor 20 Jahren als den Mann bezeichnet haben, welcher einer solchen Aufgabe vorzugsweise gewachsen schiene. Lange Zeit hat aber dieser Gelehrte aus dem Schatze seiner exegetischen Studien nur wenig umfassende Mittheilungen gemacht, und erst jetzt scheint es ihm ernstlich darum zu thun zu sein, der Wissenschaft deren Pflege er, von deutschen Forschungen angeregt, zu seiner Lebensaufgabe gemacht hat, auch unter seinen Französisch redenden Landsleuten und in Frankreich selbst neues Terrain zu verschaffen. Er hat sich zu diesem Zwecke mit Baup verbunden. Die beiden Gelehrten haben sich dahin geeinigt, daß sie bei deutschen ähnlichen Werken anknüpfen. So sind sie darauf gefallen, das bekannte Gerlach'sche Werk, welches neben der Bibelübersetzung eine gedrängte, beziehungsreiche Erklärung gibt, für französische Bedürfnisse zu verarbeiten. Wenn sie indessen das aus ihrer gemeinschaftlichen Arbeit hervorgegangene Buch: „Le Nouveau Testament de notre seigneur Jésus-Christ, avec des notes explicatives et des introductions à chaque livre, d'après M. O. de Gerlach, par *L. Bonnet* et *Ch. Baup*" betitelt haben, so könnte dieser allzu anspruchslose Titel leicht einer falschen Meinung über Das was die Herausgeber bei diesem Werke an eigenen Studien beigebracht haben Raum geben. Sie haben sich keineswegs damit begnügt, die Anmerkungen welche Gerlach gibt zurecht zu legen und zu übersetzen. Es ist vielmehr von ihnen das Beste was unsere exegetische Literatur aufzuweisen hat mit Auswahl benutzt, ohne daß dem Werke dadurch eine zu große Ausdehnung gegeben wäre. Auch an eigenen Erklärungsversuchen und Auslegungen fehlt es nicht. In Bezug auf die Wahl des Textes, welchen sie ihren Erklärungen zu Grunde legen könnten, haben sie — wie wir aus dem Vorworte erfahren — lange geschwankt, bis sie sich für die Uebersetzung von Ostervald entschieden haben. Indessen haben sich einige wesentlichere oder weniger tiefgehende Verbesserungen als nothwendig herausgestellt. Einen Theil dieser Veränderungen, welche stets von einem tiefern Studium der Heiligen Schrift eingegeben sind, haben die Herausgeber keinen Anstand genommen, dem Texte selbst gleich einzuverleiben, andere werden nur in den Anmerkungen in Vorschlag gebracht. Ganz vorzüglich sind die Einleitungen, welche lichtvoll und in gedrängter Fassung uns in das Studium der Bücher einführen denen sie vorangesetzt sind. Der erste Band, den wir bis jetzt erst allein zu Gesicht bekommen haben, enthält außer den Evangelisten die Apostelgeschichte. Nach Beendigung des Neuen Testaments ist auch eine ähnliche Bearbeitung für die Schriften des Alten Bundes in Aussicht gestellt.

*) Der zweite und letzte Artikel folgt im März. D. Red.

Ein neues System für Maße und Gewichte.

Das Decimalsystem, welches ungeachtet der großen Bequemlichkeit doch eigentlich nicht vollkommen herrschend geworden ist in Frankreich, hat gegenwärtig in Colenne einen heftigen Gegner gefunden. Derselbe tritt in einer eigenen Broschüre, betitelt: „Le système octaval ou la numération et les poids et mesures réformés", dagegen in die Schranken. Wie der Titel schon andeutet, will er alle Zahlenverhältnisse auf die Ziffer 8 reducirt wissen. Es ist nicht zu leugnen, daß mit dieser Methode vielleicht mancherlei Vortheile einer erleichterten Berechnung verknüpft sein mögen, und besonders hat ihr Urheber in der Wahl seiner Ausdrücke und Bezeichnungen mehr als Dies beim Decimalsysteme der Fall gewesen ist auf Zweckmäßigkeit und besonders Faßlichkeit und Verständlichkeit gesehen. Aber dessenungeachtet wäre doch durch diese Neuerung, selbst wenn sie sich als wirkliche Reform bewähren sollte — was denn doch immer nur der längere Gebrauch zu entscheiden vermag —, der Verwirrung aufs neue Thür und Thor geöffnet. Wenn nun aber dieses System für den Bedarf des gewöhnlichen Verkehrs schon nicht so gar leicht einzuführen wäre, so würde die Anwendung und Uebertragung desselben auf das Gebiet des mathematischen Rechnens, welche der Verf. zu fodern sich berechtigt glaubt, jedenfalls noch mislicher. 17.

Bibliographie.

Ahnen-Tafeln. (Herausgegeben von L. v. Alvensleben.) 1stes Heft. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1846. Lex.-8. 2 Thlr.

Arnim's, L. A. v., sämmtliche Werke. 15ter Band. — A. u. d. T.: Landhausleben. Erzählungen. Berlin, Expedition des v. Arnim'schen Verlags. 1846. Gr. 8. 2 Thlr.

— — dieselben. 16ter Band. — A. u. d. T.: Halle und Jerusalem. Studentenspiel und Pilgerabenteuer. Berlin, Expedition des v. Arnim'schen Verlags. 1846. Gr. 8. 2 Thlr.

Asbjörnsen, P., und **Jörgen, M.,** Norwegische Volksmährchen. Deutsch von F. Bresemann. Mit Vorwort von L. Tieck. Zwei Bände. Berlin, Simion. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bibliothek ausgewählter Memoiren des XVIII. und XIX. Jahrhunderts. Mit geschichtlichen Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von F. E. Pipitz und G. Fink. 4ter Band. — A. u. d. T.: Horaz Walpole's, Grafen von Orford, Denkwürdigkeiten aus der Regierungszeit Georg's II. und Georg's III. Mit einer Einleitung: Das 18. Jahrhundert in Walpole's Briefwechsel. (In 3 Theilen.) 1ster Theil. Belle-Vue, Verlags-Buchhandlung. 1846. Breit 8. 1 Thlr.

Böhmer, W., Die theologische Ethik, oder die Wissenschaft des christlichen Lebens. 1ster Band. — A. u. d. T.: Die Wissenschaft des christlichen Lebens nach Begriff, Form und Nothwendigkeit entwickelt. Breslau, Aderholz. 1846. Gr. 8. 20 Ngr.

Bröcker, L. O., Geschichte des ersten punischen Kriegs. Tübingen, Osiander. 1846. Gr. 8. 22½ Ngr.

Burckhardt, E., Allgemeine Geschichte der Gegenwart. Für denkende Leser aller Stände. 1ster Jahrgang. Geschichte des Jahres 1845. Zwölf Hefte. Nordhausen, Rosenthal. 1846. Lex.-8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Burkhard, C. K., Agrippina, des M. Agrippa Tochter, August's Enkelin, in Germanien, im Orient und in Rom. Drei

Vorlesungen. Mit 1 artistischen Beilage. Augsburg, Rieger. 1846. Gr. 8. 10 Ngr.

Büttner, J. G., Die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Mein Aufenthalt und meine Reisen in denselben vom J. 1834 bis 1841. Zwei Bände. Hamburg, Schuberth und Comp. 1846. Gr. 8. 3 Thlr.

Byron's Ritter Harold von A. Böttger. Diamantausgabe. Leipzig, O. Wigand. 1846. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Charitas. Festgabe für 1847. Gestiftet durch E. v. Schenk. Fortgesetzt durch C. Fernau. Mit 4 Stahlstichen. Regensburg, Manz. 1846. 12. 2 Thlr.

Christoterpe. Ein Taschenbuch für christliche Leser auf das Jahr 1847. Herausgegeben von A. Knapp. Mit 2 Kupfern. Heidelberg, Winter. 1846. Gr. 12. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1847. Begründet von A. Schreiber und fortgesetzt von W. Tesche. 32ster Jahrgang. Darmstadt, Lange. 1846. Gr. 16. 2 Thlr.

Dreßler, J. G., Beiträge zu einer bessern Gestaltung der Psychologie und Pädagogik. 2ter Theil. — A. u. d. T.: Beneke oder die Seelenlehre als Naturwissenschaft. Eine freimüthige Beleuchtung der von ihm entdeckten Naturgesetze, welche in der menschlichen Seele walten und deren Entwickelung beherrschen. 2ter Theil. Bautzen, Reichel. 1846. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dronke, E., Berlin. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1846. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Drumann, W., Grundriss der Cultur-Geschichte. Für seine Zuhörer. Königsberg, Gebr. Bornträger. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.

Engelken, F., Beiträge zur Seelenheilkunde. Bremen, Heyse. 1846. Gr. 8. 1 Thlr.

Fichte, J. H., Grundzüge zum Systeme der Philosophie. 3te Abtheilung: Die speculative Theologie oder allgemeine Religionslehre. (1ster und 2ter Theil.) Heidelberg, Mohr. 1846. Gr. 8. 2 Thlr.

Grünewald, E. F., Der Diamantschmuck. Lustspiel in 5 Aufzügen mit freier Benutzung des englischen Romans „Morley Ernstein" von James. Darmstadt, Kern. 1846. 12. 18 Ngr.

— — Lea. Drama in 3 Akten. Nach W. Hauff's Novelle „Der Jud Süß". Darmstadt, Pabst. 1846. Gr. 16. 15 Ngr.

Hebel, J. P., Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes. Mit 60 Holzschnitten. Stuttgart, Cotta. 1846. 8. 1 Thlr.

Die Klage sammt Sigenot und Eggenliet, nach dem Abdruck der ältesten Handschriften des Frhrn. J. v. Laßberg. Mit Einleitung und Wörterbuch herausgegeben von O. F. H. Schönhuth. Neue Ausgabe. Tübingen, Osiander. 1846. 18. 15 Ngr.

Koßarski, J., Wallfahrt in Palästina. Berlin, Simion. 1846. 8. 1 Thlr.

Mädler, J. H. K., Die Centralsonne. 2te umgearbeitete Auflage. Mitau, Reyher. 1846. Gr. 8. 22½ Ngr.

Meinhold's, W., gesammelte Schriften. 3ter und 4ter Band. — A. u. d. T.: Gedichte. 1ster und 2ter Band. Religiöse Gedichte. — Vermischte Gedichte. 3te verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Weber. 1846. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Historische Portraits und Scenen aus den Memoiren des Herzogs von Saint-Simon. Von L. Starklof. Zwei Bände. Leipzig, Vereins-Verlagsbuchhandlung. 1846. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Reichenbach, Graf O., Das Weltgebäude. Charlottenburg, Bauer. 1846. 16. 10 Ngr.

Ruge's, A., gesammelte Schriften. Vier Bände. Mannheim, Grohe. 1846. 8. 6 Thlr.

Schefer, L., Gedichte. 3te Auflage. Berlin, Veit und Comp. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Varnhagen von Ense, K. A., Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften. 7ter Band oder Neue Folge. 3ter Band. Leipzig, Brockhaus. 1846. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Witzleben, C. D. v., Die Grenzen der Volksrepräsentation in der constitutionellen Monarchie. Ein Versuch im Gebiete des constitutionellen Staatsrechts. Eine bei der Bewerbung als Beste anerkannte Preisschrift. Leipzig, Mayer. 1846. Gr. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Der allgemeine sächsische Advokatenverein und die sächsische Advokatenordnung. Abdruck aus dem „Herold". Leipzig, Expedition des Herold. 1846. 8. 7½ Ngr.

Bretschneider, K. G., Kirchlich-politische Zeitfragen behandelt in zerstreuten Aufsätzen. Jetzt vom Verfasser gesammelt und verbessert herausgegeben. Leipzig, Verlags-Magazin. 1846. Gr. 8. 2½ Ngr.

Convertiten und ihre Gegner. Briefe und Bekenntnisse über protestantische, katholische und deutschkatholische Zustände. Herausgegeben von einem Protestanten. Paderborn, Junfermann. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Flegeljahre der badischen Volksvertretung. Nebst einem Blicke auf die Vertretung der evangelischen Kirche Badens in den Diözesansynoden des Jahres 1846. Von keinem Abgeordneten, noch Regierungsmanne. Karlsruhe, Macklot. 1846. 8. 6 Ngr.

Politische Forderung aus der Reform des Kriminalprozesses in Preußen. 1. Anhang zum politischen Katechismus für Preußen. Von F. Marquard. Leipzig, Mayer. 1846. 16. 2 Ngr.

Der protestantischen Freunde Wollen, Wirken und Glauben. Von einem protestantischen Nichtgeistlichen. Dessau, Fritsche. 1846. Gr. 8. 20 Ngr.

Graef, H. A., Santo Thomas de Guatemala oder Beiträge zu dessen Kolonisations-Geschichte, an Ort und Stelle gesammelt. Aachen, Boisserée. 1846. 8. 15 Ngr.

Schleswig-Holsteinisches Grundgesetz, oder Landesprivilegien, wie solche von König Christian I. im Jahre 1460 ertheilt und von seinen sämmtlichen Nachfolgern bestätigt sind. Urkundlich und in hochdeutscher Sprache abgedruckt. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1846. 8. 2½ Ngr.

Hälschner, H., Die Staats-Erbfolge der Herzogthümer Schleswig-Holstein und Lauenburg, zugleich als Antwort auf die, dem königlich dänischen offenen Briefe vom 8. Juli d. J. zu Grunde liegende Staatsschrift urkundlich dargestellt und erörtert. Beilagen. 1. Die dänische Staatsschrift. 2. Die Stammtafel des schauenburgischen Hauses. 3. Die Stammtafel des oldenburgischen Hauses. Bonn, Marcus. 1846. Gr. 8. 25 Ngr.

Haver, C., Beleuchtung des Ordinations-Formulars der Berliner General-Synode. Barmen, Sartorius. 1846. 12. 4 Ngr.

Verhandlungen der evangelischen General-Synode zu Berlin vom 2. Juni bis zum 29. Aug. 1846. (Amtlicher Abdruck.) Berlin, Decker. 1846. Imp.-4. 3 Thlr. 20 Ngr.

Offenes Sendschreiben an Hrn. Dr. Stern in Berlin, seine Reformbestrebungen unter Juden betreffend. Hamburg, Herold. 1846. Gr. 8. 6 Ngr.

Starklof, L., Moor-Kanäle und Moor-Colonien zwischen Hunte und Ems. Vier Briefe. Oldenburg, Schulze. 8. 7½ Ngr.

Stimmen aus dem Auslande über sociale Zustände. I. II. III. Freiberg, Engelhardt. 1846. Gr. 8. à 6 Ngr.

Wienbarg, L., Der dänische Fehdehandschuh. Aufgenommen von ꝛc. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1846. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

— — Die Volks-Versammlung zu Nortorf am 14. September 1846. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1846. 8. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 17. —— 17. Januar 1847.

Waldmeister. Roman von Josef Rank. Drei Bände. Leipzig, G. Wigand. 1846. 8. 4 Thlr.

Die Gefühle eines gewöhnlichen Romanlesers möchte ich kennen, wenn er es möglich gemacht die drei Bände dieses „Waldmeister" durchzulesen. Wer etwa den Prototyp eines Romans in den „Mystères de Paris" oder im „Le comte de Monte-Christo" gefunden, wird kaum wissen was er gelesen hat, geschweige denn was es sein soll. Lassen wir diese Leserclasse beiseite, obschon unter Allen welche heute Romane lesen zwei Drittel zu derselben gehören, ja, wir fürchten, daß dieses große Bruchtheil noch zu gering angeschlagen ist; aber es ist zu besorgen, daß auch unter dem kleinern Bruchtheil, die etwas Anderes im Roman wollen, Viele sein werden, die sich verwundert sagen: Was haben wir gelesen und was wollte der Autor damit? Geht es dem Kritiker doch nicht viel besser, der aus dem schillernden, schimmernden, krausen Durcheinander zuerst kaum einen Faden zu finden wußte, und nachdem er die Lecture beendet, das Buch und seine Gedanken darüber einen Tag mußte ruhen lassen, um nur eine allgemeine Anschauung, ein Bild von dem Gelesenen zu gewinnen.

Wenn er nur mit dem Sinne und den Foderungen der Menge gelesen, würde es ihm nicht schwer fallen eine Recension zu schreiben welche dem Leser besser als das Buch gefallen sollte; denn des Verfehlten, Unvollkommenen, des Ueberschwänglichen, Unklaren und Unwahren ist in der Ausführung so Viel, daß es auch für den Gutwilligen schwer hält, über die verfehlte Ausführung das Gute und Wahre in dem Willen und Plane zu erkennen, und eine satirische Darstellung, die das Kind mit dem Bade verschüttete, drängt sich bei einigermaßen dazu geneigter Laune von selbst auf. Aber schon das Kind thut uns leid, und Derer welche das Bad ihm über den Kopf gießen möchten, würden genug sein. Das Kind ist kräftig gebaut, von frischem Blute, es würde eine Welle zu schwimmen verstehen; indeß ist es immer zweifelhaft, ob es muthig bliebe, wenn viele Wassergüsse ihm über den Kopf stürzten, und es wäre zu bedauern, wenn es im Mismuth sich selbst verloren gäbe. Von vornherein bleibe also der Kitzel, den ernsten guten Willen mit Witz abzufertigen, ausgeschlossen.

Aber nicht allein um des Autors, auch um der Sache willen wird der Ernst zur Pflicht Derer die, ohne Phantasie und Ideen, sich an die nackte, harte, eckige Wirklichkeit klammernd, und erlauschend was den blasirten Geschmack noch kitzeln und aufstacheln kann, Bücher schreiben welche sie Romane nennen; und die eines erträglichen oder großen Erfolgs sicher sind, gibt es in der modernen Literatur zur Genüge. Sie beherrschen den Markt mit mehr oder minder Gelungenem. Sei uns daher, und gerade in diesem Augenblicke, ein Jeder willkommen und werth der es noch wagt, dem verwöhnten Publicum etwas Anderes zu bieten und aus sich selbst heraus einen Roman zu bauen und zu schaffen, an den er andere Anfoderungen legt als zu reizen, spannen, kitzeln, zu erschrecken und die gemeinste Sinnenlust zu streicheln; der da wagt seiner Phantasie den Zügel schießen zu lassen und warmblütige Gebilde, wie er die Welt in seinem Innern sich construirt, wie vor seinen Augen die Verhältnisse sich gestaltet haben oder noch gestalten, als Wahrheit und Wirklichkeit zu geben, auch wenn sie von der letztern polarisch weit entfernt sind und gegen die erstere manche Bedenken sich erheben.

Ein solches Gebilde, das noch kein Bild ward, ist dieser „Waldmeister". Aus einer Phantasie und Anschauung hervorgegangen, die, mit sich selbst noch im Unklaren, auch nichts Klares produciren konnte, verräth es doch einen Reichthum von Gefühl, sinnlicher und geistiger Anschauung die noch chaotisch durcheinander schwimmt, die außerordentlicher Anstrengung bedarf um sich zu setzen, ordnen, gestalten, die möglicherweise im Kampfe nach dem Organismus untergeht; denn das Ziel ist noch fern, aber schon der subjective Reichthum an und für sich ist einer Beachtung werth. Die Fäden, Lichter, Farben, Ideen, Tendenzen zucken und schwimmen nicht allein für den Leser verwirrt umher, daß er mit aller Anstrengung Keins recht festzuhalten vermag, sondern es hält auch schwer zu glauben, daß der Dichter selbst auf irgend einem Punkte zum Bewußtsein, zu der Ueberzeugung bei sich selbst gekommen, daß er sich klar gemacht was er gewollt. Es drängte, trieb ihn, das Volle, Gährende in ihm außer sich zu setzen; aber schon indem er die Feder ansetzte, wußte er nicht wo anfangen, vielleicht auch nicht wo enden; die Bilder, Gestalten, Charaktere, Gedanken, alle noch roh,

Embryonen, umgaukelten ihn, daß er keines festhalten konnte, und statt eines der flatternden Gebilde zu erfassen und sich und uns zu zeigen, wie es vor den Menschen aussieht, beginnt er mit einer Naturbetrachtung und philosophischen Gleichnissen, die nicht kalt, nicht warm machen. Das ist gemeinhin der Fehler von Anfängern, sie wollen das Viel was in ihnen stürmt zugleich, durch Einen Wurf zur Anschauung bringen; wenn sie nur eines davon ergriffen und setzten, fürchten sie sich Etwas zu vergeben, und die Einsicht, daß der Dichter der zu Viel mit einem male geben will Nichts gibt, kommt erst spät. In unserm Verf. währt aber dieser Gährungsproceß durch alle drei Bände hindurch. Er hat zu Viel erfunden, zu Viel gedacht, er möchte Alles zugleich aussprechen, sein glühendes Gefühl, seine Hoffnungen, seine Verdammung, seine Phantasien und die Wirklichkeit. Da lodert es auf, flackert, leuchtet, aber es bleibt ein Flammenschein, der, ohne uns erwärmt zu haben, wieder in seine Nacht versinkt, weil er nicht Zeit hat dabei zu verweilen, das Feuer zu concentriren; denn schon stehen vor der Thür andere Gestalten und Gedanken wartend, die auch ihr Recht der Geburt, des Daseins fodern. Schon wenn ein Dichter allzu viel wirkliche Personen auftreten läßt, ist es schwer Jedem den gehörigen Raum anzuweisen, daß er sich entwickeln und uns interessiren kann; was mehr aber, wenn die Gestalten, noch in embryonischer Lymphe schwimmend, noch keine wirklichen Personen und Charaktere wurden, wenn der Dichter, mit den Ideen ringend welche sie repräsentiren sollen, mit ihrer Incarnation selbst noch nicht fertig ist, und gar endlich, wenn diese Personen in überschwänglicher Größe weit über dem Niveau gewöhnlicher Erdenbürger schweben! Man hält es dem Dichter zugute, der auf diese Weise unter vielen Charakteren aus der Wirklichkeit eine oder die andere nebelhafte Gestalt auftreten läßt, es ist der dem Wunderbaren gezollte Tribut, auf den die Poesie einmal, was man auch dagegen vorbringe, ein Privilegium hat; aber wo ist ein Halt unter zehn und mehr nebelhaft dahinfließenden Figuren, die alle schön, hochherzig reden, tief denken und noch mehr wollen, unter denen aber keine einzige ist von der wir wissen wie wir mit ihr daran sind, ob sie nicht in Luft zerfließt wenn wir ihr die Hand drücken, ob sie nicht in Feuer und Dunst aufgeht wenn wir sie umarmen wollen.

Es ist kein Feuer aus dem Blauen und ins Blaue hinein, was des Dichters Brust entflammt, es ist ein durch und durch patriotisch deutsches. Er hat ein großartiges historisches Thema zum Gegenstande gewählt, Deutschlands Erniedrigung unter der Franzosenherrschaft, woran sich kühne Plane, Hoffnungen zu seiner äußern und innern Wiedergeburt knüpfen. Diese sind das eigentliche Gedicht. Wenn wir nun auch hierin dem Dichter als solchem das Recht zugestanden, nach Willkür zu erfinden, so fodern wir doch zuerst, daß er den Thatbestand getreu und wahr schildere; das wirkliche Fundament muß in einer historischen Dichtung da sein, um mit der Phantasie darauf Thürme und Schlösser zu bauen. Aber statt einer ruhigen kernigen Darstellung, wozu wenige Züge genügt hätten, wenn der Autor sich nicht berufen fühlte ein großes Gemälde zu liefern, fliegt er als Lyriker über den Jammerzustand hinweg. Statt in einzelnen, kräftigen, schlagenden Bildern Deutschlands Schmach und Erniedrigung zu zeigen, erfahren wir diese nur aus Dithyramben der handelnden Personen oder in einzelnen überschwänglichen Schilderungen. Auch hier wollte er Alles geben was ihn bewegte, und gab dafür zu Wenig und zu Viel zugleich. Schwerlich hat er jene Zeit selbst mit erlebt, sie ist ihm nur aus historischen oder dichterischen Nachklängen bekannt geworden, und schwerlich, sagen wir, die wir jener Zeit etwas näher standen, wird sie ganz so ausgesehen haben wie er sie ahnen läßt. Ein Zittern und Beben des ungeheuersten Schmerzes durchzuckte allerdings die Edeln der Nation, während die Gemeinheit, Niederträchtigkeit und Lüsternheit auf der andern Seite ihrem Instincte nachging und dem Eroberer oder seinen Satrapen die Sohlen leckte. Aber von beiden Seiten gestaltete es sich anders. Sternberg hat uns in seinem „Jena und Leipzig", vielleicht seinem dichterischesten und doch als Dichtung verfehltesten Romane, einige Züge des wirklichen socialen Lebens damals mit Meisterschaft gezeichnet; der Verf. *dieses* Romans gibt uns nur Phantasien. Die Männer und Frauen welche an Deutschlands Wiedergeburt moralisch arbeiteten bauten auf ganz andern Fundamenten als die der Autor ihnen unterlegt; ihre Gedanken flogen wol selten so kühn und hoch, aber sie hatten dafür einen sehr speciellen, gewichtigen Grund. Im Augenblick wo sie über den Druck und die Verhöhnung alles Dessen was ihnen werth und heilig gewesen im Ingrimm rasten, der später in außerordentliche Thaten überging, reflectirten sie wenig, daß ja auch die alten deutschen Zustände morsch gewesen, daß die Fäulniß daran gefressen, daß sie auch unter der alten Fürstenherrschaft, unter dem Uebermuth des Adels, unter der Entsittlichung der Höfe, der Jämmerlichkeit des Junkerthums gelitten und Schmach erduldet. Zu diesen Reflectionen erhoben sich Wenige, und wo es geschah erst später. Die gemeinsame Noth und die Unterdrückung des Alten umwob dieses mit einem Heiligenschreine, die vom Fremdenjoch gepreßte Nation im Ganzen schwärmte damals für die alten Zustände, ohne daß damit gesagt sei, daß sie stets darüber im klaren Bewußtsein gewesen. Diese wollten sie zurückgerufen, nicht wegen ihrer Vortrefflichkeit, sondern weil die fremde Tyrannei sie zerstört hatte. Der erste Impuls der Bewegung war ein Restaurationsfieber, welches freilich wie alle Fieber ziemlich unklar blieb. Einige sahen die Freiheit in Herstellung alles Alten, der Zünfte, der Privilegien; Andere wollten nur die angestammten Fürsten, noch Andere nur den deutschen Kaiser, und Einige die germanischen Urwälder, die Bärenhäute und die Eicheln als Frühstück. Darin nur waren Alle einig, daß sie es wollten weil die Franzosen es ihnen genommen. Aus dem Fieber klärte sich freilich ein anderes geistiges Element ab,

welches mit der Wiedergeburt eine Neugeburt wollte, in der Zünfte, Privilegien, Adelsvorrechte und Fürstenabsolutismus allerdings verschwinden sollten; aber auch diese geistige national-demokratische Partei hatte einen festen Grundstein, der sie mit dem Alten verband, die Religion.

(Der Beschluß folgt.)

Briefwechsel zwischen Goethe und F. H. Jacobi. Herausgegeben von Max Jacobi. Leipzig, Weidmann. 1846. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Immer noch wieder ein neues Goethianum, und diesmal ein nicht unwichtiges. Es ist über das Verhältniß zwischen Goethe und Jacobi schon zu Vieles bekannt und dasselbe hat an und für sich zu viel Bedeutung, als daß nicht jeder Kenner der deutschen Literatur begierig nach dem Buche greifen sollte. Nun muß freilich Ref. bekennen, daß seine Erwartung von demselben in Etwas getäuscht worden. Er erwartete eine wenigstens zum Theil philosophische Correspondenz zwischen den beiden Männern, die sich besonders um Spinoza drehte und in früherer Zeit etwa ein Bild des geistigen Verkehrs zwischen ihnen gäbe von dem Goethe in seinem Leben erzählt, und den Jacobi immer als einen Glanzpunkt in seinem Leben betrachtete, in späterer an Jacobi's Schriften gegen Mendelssohn und Schelling anknüpfte. Aber Dergleichen kommt gar wenig vor, nur für das Verhalten Goethe's zu Jacobi's literarischen Productionen, wie dasselbe schon anderweitig bekannt ist, finden wir einige ausdrücklichere Belege; z. B. beklagt sich Jacobi bei Goethe selbst über die bekannte Verspottung des „Woldemar", worauf Goethe selbst zu antworten vermeidet, aber durch Schlosser's (zweite) Frau erklären läßt: er könne nun einmal Das was man den Geruch dieses Buches nennen möchte nicht leiden. Auch findet sich ein Brief Goethe's in dem er dem alten Freunde geradezu heraussagt, daß ihn sein Buch „Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung" ziemlich indisponirt habe; wir erfahren hier, worauf das Gedichtchen geht: „Groß ist die Diana der Epheser". „Ich bin nun einmal", schreibt Goethe, „einer der ephesischen Goldschmiede, der sein ganzes Leben im Anschauen und Anstaunen und Verehrung des wunderwürdigen Tempels der Göttin und in Nachbildung ihrer geheimnißvollen Gestalten zugebracht hat, und dem es unmöglich eine angenehme Empfindung erregen kann, wenn irgend ein Apostel seinen Mitbürgern einen andern und noch dazu formlosen Gott aufdringen will."

Allein desto bedeutender ist dieser Briefwechsel in Bezug auf die Persönlichkeiten und ihre Beurtheilung. Zuerst finden wir hier gar köstliche Beiträge zur Charakteristik der Sturm- und Drangperiode. Daß Goethe der Gattin Jacobi's, welche er eher kennen gelernt hatte als ihn, und die sich in diesen Briefen ganz so liebenswürdig darstellt wie sie in „Allwill's Briefsammlung" unter dem Namen Amalie geschildert ist, unter Anderm schreibt: „Ach, liebe Frau, seit drei Vierteljahren habe ich drei, vier Paare verheirathet und noch will mir Niemand gute Hoffnung melden", Das mag hingehen und ist wol in dem süddeutschen natürlichern und verständigern Umgangstone begründet. Stärker ist schon, wenn er erzählt, daß er mit dem Gedanken umgehe, den pot, den man aus „Sittbaarkeit" pourri nenne und der auch mit mehr Recht so heißen könnte als was man gewöhnlich pot pourri nennt, auch der Seele emblematisch und apophthegmatisch nutzbar zu machen. Und von echtestem Wasser ist die Stelle in der er ebenfalls an eine Dame, Johanna Fahlmer, später Schlosser's zweite Gattin, schreibt: wenn sie mit dem Verf. von Götter, Helden und Wieland zu brechen willens sei, so möge sie es de bonne grace thun und ohne weiter zu brummen und zu mutzen ihm einen Tritt vor den Hintern geben. Ein Schreiben Jacobi's ist besonders ergötzlich wegen des Contrastes dieser Naturwüchsigkeit mit den geselligen Formen in deren Mitte er sich kundthut. Jacobi kommt plötzlich auf den Einfall, mit der ganzen Familie, Rost (Heinse) mitgerechnet, ins Freie auszuziehen. „Ich ziehe jetzt gleich hierhin auf Berg und Thal, ziehe aus mit weiter Nichts als einer Jägertasche auf dem Rücken und einem Stabe in der Hand; jede Bauerhütte gibt mir Obdach und Rast. Ihr Mädchen sollt an sichern Tagen uns besuchen, bald hier bald dort; wir gehen euch an einen bestimmten Ort entgegen, und bis dahin geleitet euch mein Bedienter." Und weiter: „Eine dicke Wolke trieb mich mit Rost von unserm Berge hinunter an einen gewölbten Brunnen, wo wir uns vor dem Platzregen verbergen konnten. Gewaltiger Guß. Hört auf. Bauer. Eß-Körbelein. Wird ausgekramt unter einer großen Eiche. Schmeckt — Ha! — Satt. Beschauung unsers Rasensaals, rundum eingefaßt von prächtigen Eichen, draußen wunderschöne Gegend. — Der ganze Himmel bezieht sich aufs neue. Noch ein Glas Wein. Leben des Tasso von Rost. Lust, Bewunderung, Freude, Thränen, Liebe. — Es tröpfelt. Berathschlagung. Aufbruch. Warmes, munteres Gespräch. Einsiedeley-Gärtchen. Laube, Küche, Feuer, Kaffee" u. s. w. Man sieht, es will dem feinen Manne mit der Naturwüchsigkeit nicht recht gelingen; wir treffen auch bald auf gar besonnene Aeußerungen über Heinse, der kein Herz habe, sondern nur Sinnlichkeit; über das Misliche der Herausgabe von Lenz' „Briefen über Werther's Moralität" u. dergl. Und doch kann Nichts deutlicher zeigen als diese Briefsammlung, wie Jacobi innerlich immer auf dem Standpunkte dieser formlosen Herzenserleichterungen stehen geblieben und nur Goethe zu einer reinen, klaren Männlichkeit hindurchgedrungen ist. Jacobi drängt sich sein ganzes Leben hindurch im Grunde beständig wieder an Goethe an, bekennt nicht von ihm lassen zu können, ist unfähig über die tiefe Differenz die zwischen ihnen stattfindet ins Klare zu kommen und ruhig darüber mit sich abzuschließen. In dem schon erwähnten Briefe über die Verspottung des „Woldemar" heißt es: „Je mehr ich hin- und hersinne und mein Gedächtniß erwacht, je tiefer ich, Alles zusammennehmend, erwäge, desto unwiderstehlicher wird der Gedanke bei mir, daß die Sache wovon die Rede ist wenigstens eine mögliche Sache sei. Und Das wäre vielleicht genug, um mein Herz von dir zu scheiden." Und dann später doch wieder: „Ich habe dein Paquet, die Iphigenia, du Lieber! und hang an deinem Halse. O, ganz anders wie ehemals, Bruder! Unaussprechlich! Wortlos, bildlos, begrifflos heißt dich mein tiefstes Inneres Bruder! So viel ich wollte könnte ich weinen, aber ich mag der Thränen nicht los sein, die mir wie Saft und Blut durch alle Nerven und Adern dringen — das Schreiben stört mich. Schick mir dein Bild. Ade!" Ueber dergleichen Dinge war freilich der Dichter der „Iphigenia" hinaus und zu seiner berühmten Herzlosigkeit gelangt, um deren willen er gesegnet sei! Auch erinnern mehre Antworten auf dergleichen innerlich unwahre briefliche Umhalsungen mit ihrem besonnenen Wohlwollen bisweilen geradezu an die Briefe an Bettina. Noch 1815 sehen wir Jacobi lange Briefe an Goethe entwerfen, in denen er ihm vorsagt, daß sie nicht voneinander lassen könnten, daß sie gar nicht so verschieden in ihren Ansichten wären, daß ihn das Gedicht von dem ephesischen Goldschmied sehr verletzt habe u. s. w.; „denn es war eine große Liebe, die seit mehr als 40 Jahren mich mit dir verbunden hatte". Ist doch schon dieses Entwerfen von Briefen die man nicht absendet, ganz abgesehen von dem Inhalte derselben, ein Zeichen des Mangels an kräftiger Entschiedenheit und eines Bedürfnisses, sich in seinen Gefühlen gehen zu lassen, ohne einen bestimmten Zweck im Auge zu haben. Und wenn ein Brief vom 28. Dec. 1812 nach Erzählung der Zusammenkünfte 1773 im Jappach'schen Hause mit den Worten schließt: „Von dem Augenblicke an konnte ich dich nicht mehr lassen" — und Goethe dann erwidert: „Auf deinen freundlichen Brief, den ich zu Anfang des Jahres als ein gutes Omen erhielt, will ich sogleich dankbar einige allgemeine Be-

trachtungen erwidern. Die Menschen werden durch Gesinnungen vereinigt, durch Meinungen getrennt. Jene sind ein Einfaches, in dem wir uns zusammenfinden, diese ein Mannichfaltiges, in dem wir uns zerstreuen. Die Freundschaften der Jugend gründen sich auf das Erste, an den Spaltungen des Alters haben die letztern Schuld": — so wird man Das mephistophelisch finden; aber Ref. muß bekennen, daß ihm schlechterdings Nichts so innerlich erquicklich ist als eine solche ruhige Abweisung gefühlvoller Andringlichkeit, eine solche besonnene Zurückführung lebhafter Gemüthszustände auf ihren wahren Werth. Auch ist der relative Mangel an solcher Männlichkeit auf Jacobi's Seite nicht blos am eigentlich Herzensmäßigen sichtbar. So wie er sein Schmeckt — Ha! — Satt von Düsseldorf nach Frankfurt schreibt, so beschäftigt er sich später mit seinen krankhaften Körperzuständen in seinen Briefen ganz unverhältnißmäßig viel, während von Seiten Goethe's, dem doch auch nicht immer so ganz wohl in seiner Haut war, kaum jemals eine derartige Aeußerung laut wird. Braucht man denn auch eben Goethe zu sein, um sich dessen zu enthalten an entfernte Freunde über Körperleiden zu schreiben, die wenn der Empfänger den Brief erhält vielleicht schon gehoben oder doch gemildert sind? Ist's doch nicht einmal klug, sich so gehen zu lassen; denn man wird auf diese Weise in den Augen der Entfernten bald als ein Schwächling dastehen. Ein hervorragendes Beispiel von Goethe's Ueberlegenheit bietet auch ein Brief Jacobi's über seinen zweiten Sohn dar, in welchem der Vater über die Gemüthsart des Knaben Besorgnisse äußert und Goethe aus der Ferne her ruhig antwortet, sie behandelten das Kind falsch, was nachher der Erfolg bestätigt. Dergleichen Dinge sind für die sittliche Klarheit eines Menschen eine ebenso sichere Probe wie die Entdeckung des Leverrier'schen Planeten für die Gravitationstheorie. Es ist Das an Goethe so ewig groß, daß er bei seinem Geiste, was vielen geistreichen Leuten fehlt, Kopf und Herz, wie man zu sagen pflegt, so durchaus auf der rechten Stelle hatte. 42.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Die innere Colonisation.

Von den verschiedenen socialen Sekten und Fractionen welche auf einem etwas großartigern Fuße ihre Ideen zu verwirklichen versucht haben, sind die Anhänger Fourier's Diejenigen deren Reformversuche unsere Verhältnisse am meisten erschüttern würden. Wie groß aber auch die Zuversicht und der Enthusiasmus war mit dem diese Unternehmungen begonnen sind, so können wir, nachdem wir das ganze Treiben ruhig beobachtet haben, doch keine dauernden, tiefergehenden Resultate in Aussicht stellen. Durchaus verschieden von diesen Projecten, welche denn doch etwas zu sehr an das Phantastische streifen, ist ein Colonisationsplan, welcher in einer aus dem Englischen übersetzten Broschüre („Colonie chrétienne de trois cents familles", von John Minter Morgan) ausführlich und mit einem Eingehen in das Detail entwickelt wird. Während bei den Fourier'schen Entwürfen Alles eigentlich auf einen kalten, unbefriedigenden Mechanismus, dem der lebendige Hauch geistiger Beziehungen und besonders das wärmende Gefühl der Religion fast ganz fehlt, hinausläuft, wurzelt diese neue Idee, von der wir hier reden, durchaus nur in dem Boden der Religiosität. Dazu kommt, daß der Verf. keineswegs sich blos chimärischen Hoffnungen hingibt; denn wie es den Anschein hat, fehlt es ihm nicht an bestimmten Aussichten auf eine nachhaltige Förderung seines Unternehmens, welches gewiß nur vom reinsten Mitgefühl für die leidende Menschheit eingegeben ist. Was schon für die praktische Tüchtigkeit des ausgearbeiteten Planes spricht, ist die Betheiligung mehrer angesehenen Personen, welche der höhern Geistlichkeit oder dem Parlamente angehören. Die ganze Schrift ist übrigens an den durch sein lebhaftes Interesse für alle edelmüthigen Unternehmungen bekannten Lord Ashley gerichtet. In dem Zueignungsschreiben sagt der Verf. ausdrücklich, wie dieser treffliche Mann durch die Erlaubniß welche er ihm ertheilt habe, ihm sein Werk zu dediciren, mit Bereitwilligkeit die Rolle eines Beförderers seiner Ideen übernommen habe, und wie eigentlich der ganze Plan nicht anders aufzufassen sei als ein Schritt zur Realisation der Ashley'schen Ansichten über Abhülfe des menschlichen Elends. Daß es Morgan um die Ausführung seines Entwurfs, den er der Oeffentlichkeit übergeben hat, um gewissermaßen eine strenge Prüfung herauszufodern und eine eingreifende Erörterung zu veranlassen, wirklich Ernst ist, leuchtet aus Allem hervor. Er wird den Continent besuchen, um in den bedürftigen Classen geeignete Anwerbungen einzuleiten. Eine Hauptbedingung zur Aufnahme in die beabsichtigte Colonie ist ein nachhaltiger religiöser Sinn, weil, wie wir schon oben angedeutet haben, das ganze Institut welches man im Begriff ist ins Leben zu rufen auf der Grundlage der Religiosität basirt werden soll. In diesem Sinne ist die ganze Broschüre abgefaßt, in die sich viele Aussprüche der Heiligen Schrift verwoben finden. Unter den Sätzen welche Morgan an die Spitze seines Unternehmens als normgebend stellt, gibt es einige welche von den Principien von denen frühere ähnliche Versuche ausgegangen sind wesentlich abweichen. Zuerst will Morgan nicht, daß sich alle Classen gleichmäßig betheiligen sollen, indem er seine Colonisten nur aus den ärmern Classen zu nehmen beabsichtigt, und zwar hat er vorzugsweise sein Augenmerk auf solche Personen gerichtet welche, obgleich arbeitslustig und arbeitsfähig, sich doch durch ungünstige Verhältnisse von einer gewinnbringenden Thätigkeit zurückgestoßen sehen. Was die finanziellen Mittel betrifft, von deren Zusammenbringung sein Unternehmen abhängig gemacht wird, so scheint es ihm genügend, wenn eine Anleihe von anderthalb Millionen Francs gemacht wird. Diese Summe soll zunächst dazu dienen, 300 Häuser und die nöthigen Gemeindegebäude, z. B. Kirche, Presbyterium u. s. w., aufzuführen. Außerdem sollen davon die Kosten für Anschaffung des Mobiliars und der unentbehrlichen Werkzeuge sowie die Ausgaben des ersten Jahres bestritten werden. Die Abtragung des geborgten Capitals glaubt er in nicht zu langer Zeit durch den Ueberschuß des Ertrags möglich zu machen. Der Verf. hätte wol die Bedingungen von denen der Gewinn überhaupt eben nur abhängig sein könnte vom praktischen Standpunkte etwas näher beleuchten müssen; denn solche Sätze wie der: „daß das falsche und verderbliche Princip der freien Concurrenz durch den Grundsatz der Ergebung (dévouement) ersetzt werde", gehören doch wol zu sehr dem verschwimmenden Gebiete der Phrase an, als daß man ernstlich glauben könnte, damit schon Etwas ausgerichtet zu haben. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 18. — 18. Januar 1847.

Waldmeister. Roman von Josef Rank. Drei Bände.

(Beschluß aus Nr. 17.)

Was der eine Fürsprecher der deutschen Bewegung im Romane sagt:

„Der tyrannische Schutt ist gerüttelt; Deutschland wie es war und nicht sein sollte ist dahin, und keine Thräne weint ihm nach; — aber noch lebt ein deutsches Volk! Nur einen Sonnenblick des Glücks, und die Freiheit treibt wieder in abgestorbenen Herzen, und ehe man sich's versieht hat sich das ganze Geschlecht verjüngt. Ein Geist des wärmsten Brudersinns ist erwacht; in den deutschen Wäldern lebt es wieder, von den entferntesten Grenzen her schaut sich der lang entfremdete Deutsche wieder nach dem Deutschen um. Am Tage ist's: hilft er sich selbst nicht, so wird ihm nie geholfen. Er wird sich rüsten, wird Freischaren stellen wie sie einst Rom entsetzten. Am Geist der Väter richtet sich der Deutsche wieder auf, und wird Rechenschaft fodern über mehr als ein verlorenes halbes Jahrtausend! Des Deutschen Urbild und Heldenzeit sind es, worauf er sein Auge richtet; denn sie allein können ihm durch die welterschütternden Wunder unserer Tage vorleuchten mit allmächtigem Zauber und jedes Herz elektrisch rühren. Die Gewaltschläge welche von Frankreich aus auf den zerrütteten Erdkreis fallen — jetzt sind's Tyrannenschläge — ihre Zauber liegen hier mehr in den Wundern eines Genies. Aber das fehlte der deutschen Erfahrung noch: diese Schwere und Hast, diese zauberhafte Wunderbarkeit der Unterjochung — jetzt ist der Deutsche gerettet. Alle Höhen und Tiefen, allen Glanz und alle Wunder der Tyrannei hat sein bedrücktes, betäubtes Gemüth nun endlich ausgekostet; sie überrascht, sie lockt ihn nicht mehr, sie verhüllt ihm nicht mehr, bis zu welchem Abgrund sie ihn vorschleppt, in den sie ihn endlich ganz hinabstürzen würde. Eine fertige Welt der Freiheit liegt im Auge. Eine andere Welt der Tyranneien ging vor seinem Blicke aber zu Ende."

Das ist nicht ein Widerhall der Stimmen aus jener Zeit, es ist die Stimme des Liberalismus unserer Tage. Auch die Männer des Tugendbundes welche weit Mehr wollten oder dachten als das fränkische Joch abschütteln, haben so nicht gesprochen. Es hält für jeden Dichter schwer, sich ganz aufgehen zu lassen in der Vergangenheit die er schildert, und seine Personen deren Sprache sprechen zu lassen.

Der Verf. kann antworten, daß Dies auch gar nicht in seiner Absicht gelegen. Das Deutschland der Zukunft, das zu wecken ihm galt, bedurfte nur einer Unterlage aus der Vergangenheit, und dazu nahm er eine wirkliche Periode, wo die Sehnsucht danach recht lebhaft war. Wäre es darauf angekommen, das reale Deutschland von 1811—12 zu schildern, so würde er sich nicht mit allgemeinen Typen begnügt haben, sondern die Vertreter der verschiedenen deutschen Stämme, getrennt durch Jahrhunderte in Allem, nur jetzt vereinigt im Franzosenhasse und in der Hoffnung auf Besseres, haben auftreten lassen. Wir sehen aber weder Deutsche aus den noch scheinbar freien Ländern, noch aus den Frankreich unterworfenen, weder Preußen und Oestreicher, noch Sachsen, Baiern, Schwaben, Badenser sprechen und handeln; und gerade deren Gesondertheit, in dem einen einzigen Zwecke einig, hätte Das was er beabsichtigte recht zur Anschauung gebracht. Ja, wäre Das seine Absicht gewesen, hätte es ihm unmöglich entgehen können, daß gerade in Preußen zuerst und damals allein der deutsche Sinn nach Freiheit wieder erwachte, dort zu einem weiter ausblickenden Bewußtsein sich gestaltete, und dort als es zur That kam Opfer brachte die kein deutscher Stamm der Unabhängigkeit dargebracht hat. Dies auszusprechen hätte indeß ganz außer der Absicht des Verf. gelegen, der als Ankläger Preußens auftritt, in dem gewöhnlichen Sinne wie es der Liberalismus unserer Tage thut. Er ist ein Süddeutscher, welcher die Dinge von dem heutigen Standpunkte aus ansieht. Wir rügen ihn um deswillen nicht, muß doch auch der preußische Patriot heute zugeben, daß es nicht ist wie es sein sollte, daß Hoffnungen vereitelt wurden die hier kühn und groß für das gesammte Deutschland aufblühten. Und ebenso wenig rügen wir, daß er mit an Gehässigkeit anstreifendem Zorn die alten Versündigungen Preußens vor der Schlacht bei Jena, und die Schmach welche das hochmüthige Junkerthum damals ihm zugefügt hervorhebt. Aber diese Versündigung stand nicht vereinzelt da, selbst nicht als die schreiendste unter allen die begangen sind. Der Preuße ist so weit davon entfernt, sie ableugnen zu wollen, als er Das was heute geschieht oder vielmehr nicht geschieht beschönigen will; aber er glaubt, daß jene Versündigung aus hohlem Dünkel und Kastengeist, aus sittlicher Zerflossenheit hervorgegangen, durch die nachfolgenden Opfer und Thaten hinlänglich gebüßt und die Versündigung gereinigt sei. Jetzt nur jene Fehler ans Licht zu stellen und über Das hinwegzugehen was sechs Jahre darauf Volk und Fürst zugleich gethan

und geopfert für das deutsche Gemeinwohl, ist, wenn keine neue Versündigung, doch nicht der Weg die deutsche Einigkeit, das Nationalbewußtsein zu erheben.

Doch wie gesagt, die historische Basis ist beim Verf. äußerst locker, die Verhältnisse sind ihm vielleicht unbekannt. Wie hätte er sonst jene großen Conflicte zwischen Pflicht und Pflicht, zwischen Begeisterung und gewissenhaften Rücksichten unbeachtet lassen können, die sich bei der Erhebung des Volkes in den Theilen erhoben die gesetzlich unter französischer Herrschaft standen! Als der Tugendbund warb, glaubte jeder echte Deutsche ihm unbedingt beitreten zu können, der noch das Glück hatte unter deutschen Fürsten zu stehen; dagegen z. B. in Westfalen, wo der Bürger dem neuen fremden Könige den Eid der Treue und Unterthänigkeit geleistet, kämpfte das Gewissen des religiös Gewissenhaften zwischen zwei Pflichten. Durfte er einen Eid brechen um einer höhern Pflicht willen, und wie war diese beschaffen? Das gab ernste Fragen und Katastrophen, die das Gemüth des Einzelnen erschüttern konnten. Von allem diesem Speciellen, Wahren und Wirklichen und doch so hoch Poetischen der damaligen Verhältnisse ist Nichts im Romane zu finden. Der Dichter construirt sich das Damals als ein allgemeines Vagues, nur darin die Wahrheit treffend, daß das Bild der Verwirrung, Unruhe und Unklarheit das aus seiner Darstellung heraus athmet und schwitzt auch das der Zeit war, ehe der Gedanke an Freiheit und Einheit die Gemüther der Edlern durchzuckte und zu einem Willen ward.

So weit es möglich aus diesem fliegenden Gespinnst von Fäden einen Faden der Handlung zu finden — denn unsere Leser werden mit Recht ungeduldig fragen: Was aber ist der Gegenstand selbst, über dessen Auffassung du im voraus urtheilst? — so ist es ungefähr folgender:

Irgendwo in der Mitte von Deutschland, bei einer Stadt und auf einem fürstlichen Schlosse, finden sich zur Zeit wo Napoleon gegen Rußland zog verschiedene Personen ein, die einander nicht kennen und doch durch geheime Obere aneinander gewiesen sind, in Erwartung großer Dinge. Wer die Personen und was die Dinge sind, erfahren wir eigentlich auch dann noch nicht, als der dritte Band zu Ende ist. Der sogenannte Held, nämlich die zu Anfang als handeln wollend auftretende Person, verliert sich im Verlauf der Begebenheiten, und findet nur dann und wann ein Plätzchen, um wieder auf der Bühne zu erscheinen. Dagegen erscheint aus dem Nebel immer eine bedeutendere Person nach der andern, die geheimen und geheimern Obern des Tugendbundes (der übrigens nicht genannt wird), Offiziere, Grafen, eine Fürstin. Die letzte Person die alle an einem Fädchen führt ist der sogenannte Waldmeister. Das große Ding was sie vorhaben ist ohne Zweifel Deutschlands Befreiung und Erhebung aus sich heraus. Es gilt die Wankelmüthigen zu festigen, die Schwachen zu kräftigen, die Verräther zu strafen, die Idee was man will sich zum Bewußtsein zu bringen und dann — was? Mit Volksaufständen geht es nicht, Das hat Schill's und Tirols Beispiel gelehrt, Meuchelmord will man nicht, auch spricht Einer es geradezu aus:

> Wenn ich gleich Einer der Ersten in die Schlacht der Befreiung stürzen möchte, das wärmste Herzblut hingebend für des Vaterlandes Sache, so kann ich mir dennoch nicht mehr gefallen in Dingen eines waghalsigen Patriotismus der meteorenhaft aufsprüht über die öffentliche Ruhe und lärmt, um erfolglos sich selbst zu zersprengen, wodurch die Tyrannei nur wachsamer und die stillen Rüstungen im Schooße der unterdrückten Nation nur unmöglicher gemacht werden.

Also will man nicht Napoleon, der in der Nähe vorüberkommt, aufheben, sondern ihn in eine Komödie nöthigen die vor seinen Augen gespielt wird, und aus der er, welcher bisher nur mit deutschen Fürsten, Höfen und Söldnern zu thun gehabt, den Geist, die Kraft und den Willen des deutschen Volkes erkennen und davor erschrecken und sich beugen oder in sich gehen soll.

Die Komödie aber ist doppelter Art. Einmal wird ihm im Gebirge ein idyllisches Schauspiel aufgeführt, wie das deutsche Volk in seinem idealischen Naturzustande sein könnte, eine Darstellung voller Poesie, die nur leider nicht wirklich ist noch es je war. Dann wird der Kaiser in das eigentliche, wirkliche Theater gezogen, und er hat die Güte einem sehr langen deutschen Trauerspiele in fünffüßigen Jamben aus seiner verdeckten Loge zuzusehen; und daß er Deutsch versteht, ist kein größeres Wunder als die übrigen. Schauspieler sind sämmtliche Mitglieder des geheimen deutschen Bundes, Jeder spielt in seinem natürlichen Charakter, Alle also vortrefflich ihre Rolle. Es ist ein Trauerspiel aus der florentinischen Geschichte, die Unterdrückung eines Volkes durch Zwiespalt der Stände, der Druck der Tyrannei, und endlich des Volkes Erhebung indem es den Tyrannen stürzt. Was auf der Bühne geschieht, ist das Spiegelbild Dessen was in Deutschland, ja was im Kleinleben der handelnden Personen selbst geschieht. Napoleon muß hören, nachdem er sich einmal hinein verlocken lassen, und er muß furchtbare Dinge hören; denn die verschworenen Schauspieler haben, trotz der draußen am Waldrande starrenden Bayonnete der Franzosen, das ganze Publicum fest eingeschlossen; Niemand kommt heraus.

Aber ermorden oder nur aufheben wollen diese Verschworenen den Kaiser nicht, für dessen Größe sogar die Vornehmsten unter ihnen schwärmen; es gilt von ihrer Seite nur einen moralischen Eindruck auf sein Herz, seinen Geist. Dagegen stehen neben diesen edeln Bündnern und Verschworenen (Aristokraten der Geburt nach, sogar der Sohn eines regierenden deutschen Fürsten ist darunter, aber demokratisch für das Volkswohl entbrannt) blutige demokratische Verschwörer, Deutsche von Geburt, die jedoch in Frankreich während der Schreckensherrschaft im Blute geschwelgt haben; und diese wollen, die Einfädelung der Intrigue von Seiten der Andern benutzend, Nichts weniger als mit einem moralischen Effect sich begnügen, sondern den Tyrannen und Despoten geradezu ermorden. Die edeln Verschworenen hassen und verabscheuen diese blutigen Republikaner, stehen aber doch mit

ihnen in einer Verbindung von Alters her; denn auch die Anführer und Lenker Jener waren in ihrer Jugend so wie diese Räuber, Räuber à la Karl Moor in den böhmischen Wäldern! Sie haben sich erst durch die Feuertaufe der Zeit aus dem Wust und Schlamm erhoben, und Deutschlands sittliche Erniedrigung hat sie sittlich wieder geadelt, während ihre nach Frankreich übergetretenen Brüder durch und durch verloren gegangen sind. Was diese Allegorie bedeuten soll (denn als solche können wir es doch nur, wie die Mehrzahl der andern Erscheinungen, annehmen), ist, wir bekennen es, uns ganz unbegreiflich. Aus Räubern gingen die Gründer vieler Staaten und Dynastien hervor, was aber sollen Räuber als Begründer einer neuen Humanität und Volksfreiheit? Oder soll es ein Symbol dafür sein, daß die neue deutsche geistige Aufrüttelung aus einer Sturm- und Drangperiode hervorging, aus der romantischen Revolution gegen die abgelebte classische Bildung, in der es freilich an glänzenden Räubergestalten nicht fehlte? Wie Dem nun sei, die edeln Verschwörer siegen, der furchtbare ehemalige Räuber, dann in Paris Maratist, jetzt deutscher Republikaner und Volksbefreier, „Schauer" mit Namen — der, wenn es ihm nicht glücken sollte Napoleon zu erdolchen, das Theater heimlich unterminirt hat, um mit dem Kaiser die Verschworenen, Schauspieler und das ganze Publicum in die Luft zu sprengen — wird durch die noch tiefere Intrigue des Waldmeisters bewältigt, geknebelt und beiseite geschafft. Das große furchtsame Publicum scheint zwar von dem Eindruck des Stückes und dessen Aufführung nicht zu männlicher Erhebung hingerissen, wol aber hat es auf Napoleon einen Eindruck gemacht. Wir dürfen ahnen, daß er mit andern Gedanken über den Werth des deutschen Volkes nach Rußland zieht, wozu der Umstand nicht Wenig beigetragen hat, daß er in dem beredtesten Sprecher für die deutsche Volkssache einen natürlichen Sohn, den er in den Siegestagen von Toulon erzeugt hat, wiedererkennt, einen Sohn den der Waldmeister heimlich als Deutschen auferziehen lassen, um durch ihn den Vater, was Deutschland anlangt, zu überwinden. Sichtlich schließt der Roman (der übrigens noch eine Fortsetzung erhalten soll) mit einer getheilten Bewunderung und Liebe: für die mögliche Größe des deutschen Volkes und für die wirkliche Napoleon's. Von einer ihm bis da unbekannten Achtung für die deutsche Nation erschüttert, ist dieser nach Rußland gezogen, und wenn er Nichts gethan hat sie an den Tag zu legen, so trägt nur sein dortiges Unglück die Schuld daran.

Der Roman ist, nach der gegebenen Erklärung, vielleicht nur der Anfang eines großen Gedichts, und jetzt schon darüber zu urtheilen ist vielleicht unrecht. Wir würden uns davor wahren wenn wir ihn verdammten. Das sei aber fern; im Gegentheil sei es wiederholt, daß schon das Unternehmen, das Wagestück, so eigenthümlich aus der Phantasie heraus eine Weltbegebenheit zu gestalten, Achtung für den Willen und die Kraft verdient, dem herrschenden Geschmack zu trotzen. Achtung verdient das patriotische Streben, und Anerkennung an vielen Stellen die begeisterte Sprache, die glänzenden Schilderungen, von Poesie duftende Reden, Anschauungen, Darstellungen. Aber ebenso ist es Pflicht, den Dichter vor Anderm zu warnen. Die echte Poesie trägt schwer an der Allegorie; sie war immer das Modekleid blasirter, von künstlicher Bildung durchdrungener Zeitperioden. In wieder zu den Naturzuständen zurückgenesenden riß man es ab und verlangte die natürlichen Formen, die wirklichen Menschen zu sehen. Und der Roman will kräftig durchgebildete Charaktere; wenn alle Personen im Helldunkel bleiben und wie Schattenbilder einer Laterna magica vorübergleiten, verschwimmt bei den großartigsten Ideen, der bezauberndsten Darstellung das menschliche Interesse. Der fleischgewordene Gott hat in allen Völkern eifrigere Anhänger gefunden als der welcher unsichtbar nur durch dunkle Orakelsprüche sich mittheilte. Nur eine Figur nähert sich einem Charakter, der eifersüchtige Graf; aber wir zweifeln an der Wahrheit des Charakters, und wäre er wahr, was gehört der Mann mit dieser kleinen dämonischen Eigenschaft in diese von den höchsten Interessen erfüllte Gesellschaft? Warum gönnte der Dichter den Raum den er ihm gewährt nicht lieber dem jungen deutschen Offizier, der aus Verzweiflung an Deutschlands Erhebung sich Napoleon's Dienste widmet, um doch für Etwas sich begeistern zu können, und unter seinen siegreichen Adlern in Rußland ein Grab zu finden? Die Anlage dieses Charakters ist trefflich, einzelne Züge sind sehr gelungen. Ferner, will der Verf. beim Roman bleiben und aus den Nebeln zur Wirklichkeit übergehen, so ist zu wünschen, daß ihm Einblicke in die Wirklichkeit der höhern socialen Kreise vergönnt seien. Wenn man ihre Verderbtheit geißeln will, muß man sie kennen. Im Ganzen erinnert seine Darstellung, namentlich seine Uebergänge, an Achim von Arnim, einen Dichter der bei den schönsten, hochherzigsten Intentionen und der wärmsten, farbenreichsten Darstellung im Einzelnen doch nie zu plastischer Anschaulichkeit sich erheben, zur epischen Ruhe gelangen konnte. Wäre aber des Verf. eigentliches Feld nicht vielleicht ein anderes als der Roman? Sein florentinisches Drama, das in den Roman eingeschachtelt ist, trägt, ungeachtet seiner Ausdehnung und zu sorgsam motivirten Arbeit, Züge von einer weit lebendigern Charakteristik, Individualisirung, drastischen Wirkung, und hat eine kernige, ausdrucksvolle und poesiereiche Sprache. 7.

Die Austreibung der Indianerstämme in Nordamerika aus ihren Wohnsitzen.

Der Amerikaner T. L. M'Kenney, bekannt als Verfasser der „History of the Indian tribes of North-America", ist jüngst mit das letztere Werk ergänzenden „Memoirs, official and personal; with sketches of travels among the Northern and Southern Indians" hervorgetreten, welche besonders Licht über das von der Regierung der Vereinigten Staaten gegen die Indianer eingehaltene Verfahren verbreiten. Sein Zweck

bei Herausgabe seiner jüngsten Schrift ist hauptsächlich darauf gerichtet, sich gegen die heftigen und bittern Angriffe zu rechtfertigen, die seiner Handlungsweise in seinem amtlichen Wirken als Superintendent des Handels der Vereinigten Staaten mit den Indianern und später als Präsident des Bureau der indianischen Angelegenheiten besonders von der Presse seines Vaterlandes gemacht worden sind.

Mit eben dem Jahre (1824) wo er zu letzterm Amte berufen worden war, beginnt jene Politik der Vereinigten Staaten, die seitdem in dieser Sache unverrückbar festgehalten wird und die wenn nicht auf gänzliche Ausrottung der Indianerstämme im Bereich des Territoriums der Vereinigten Staaten gerichtet, doch auf die immer weitere Verdrängung derselben aus den von der heimischen und transatlantischen Auswanderung in Besitz genommenen oder für diesen Zweck im Auge gehaltenen Landstrichen diesseit des Mississippi nach dem jenseitigen fernen Westen abzweckt. M'Kenney war beauftragt zu versuchen, ob durch diplomatische Unterhandlungen mit den Indianerstämmen auf friedliche Weise ein Abkommen getroffen werden könne, wonach sich diese zur Auswanderung in jener Richtung entschlössen. Welches der damalige Zustand der Tscherokesen, eines der zahlreichsten Stämme der Indianer im Osten des Mississippi, war, erhellt aus einem von M'Kenney mitgetheilten Berichte eines dieser Indianer. Es wird darin gesagt, daß damals in der Gegend woraus sie vertrieben werden sollten nach allen Seiten hin zahlreiche und blühende Ortschaften bestanden, worin ziemlich starke Wollen- und Baumwollenfabrikation, Alles von Eingeborenen, betrieben wurde. Nicht nur baute jede indianische Familie die Baumwolle für häuslichen Verbrauch selbst, sondern es wurden Zeuche jeder Gattung für den Handel verfertigt; auch die Kaufleute bestanden zum allergrößten Theil aus Tscherokesen. In gleicher Weise habe der Ackerbau als sicherste Grundlage des Nationalwohlstandes überall geblüht. Ebenso seien die verschiedenen handwerksmäßigen Gewerbe im Zunehmen begriffen gewesen. Bei so bewandten Umständen habe sich die Bevölkerung reißend vermehrt. Im J. 1819 sei die erste Bevölkerungsaufnahme vorgenommen worden. Oestlich des Mississippi habe man 10,000, westlich von diesem Flusse 5000 Seelen dieses Stammes gezählt. Im Jahre 1824, wo zum zweiten male die Zählung stattgefunden, habe sich im Osten Folgendes herausgestellt: eingeborene Bürger 13,563; weiße Männer die sich unter den Indianern verheirathet 147; weiße Frauen die sich verheirathet 73; afrikanische Sklaven 1277. Diese Zählung als richtig angenommen, habe sich also im Laufe von fünf Jahren die Bevölkerung um 3563 Seelen vermehrt gehabt. Die Weißen hätten in der tscherokesischen Nation aller Freiheiten und Vorrechte der letztern mit Ausnahme der Wählbarkeit zu den öffentlichen Aemtern genossen. Die in der Censusaufnahme sich vorfindenden Sklaven seien von Weißen unter die Tscherokesen gebracht und dort verkauft worden. Im Allgemeinen sei ihnen eine gute Behandlung zu Theil geworden, und sie hätten ihren Aufenthalt und das Leben daselbst beiweitem ihrem Wohnen in den Vereinigten Staaten vorgezogen. Zwischen den Afrikanern und Tscherokesen habe keine Vermischung stattgefunden, und man sei allgemein der Ansicht gewesen, daß Letztere in kurzem den humanen Bestrebungen, die Schwarzen frei zu erklären und dieselben in das Land ihrer Väter zurückzusenden, sich anschließen würden. Nationalstolz, Vaterlandsliebe und Unabhängigkeitssinn hätten Charakterzüge der Tscherokesen gebildet; die christliche Religion sei der Glaube derselben; Presbyterianer, Methodisten, Baptisten und Mährische Brüder die zahlreichsten Sekten unter ihnen gewesen. Die ganze Nation sei voll Dankbarkeit gegen die Vereinigten Staaten durchdrungen wegen der Unterstützung die sie von denselben und ihren religiösen Gesellschaften erhalten. Alle Jahre wurden neue Schulen errichtet, und der Unterricht wurde auf alle Weise ermuntert und belohnt. Das weibliche Geschlecht wurde höherer Bildung theilhaftig und ihm die gebührende Achtung gezollt. Faulheit und Trägheit stehen in verdienter Verachtung. Die Muttersprache der Tscherokesen gebe wenn irgendwie gewiß nur wenigen Etwas in philosophischem Geiste und Wohllaut nach; die Beziehungen mit andern Völkern, gesitteten oder wilden, seien der freundschaftlichsten Art; die Nation habe keine Schulden und die Staatseinkünfte befänden sich in blühendem Zustande.

Wenige Wochen nachdem dieser Bericht erstattet worden, wurde dieser Stamm unter dem Vorwande eines mit einigen wenigen der dazu in keiner Weise befugten Stammhäuptlingen abgeschlossenen Vertrags aus seinen glücklichen Wohnsitzen ausgetrieben, in demselben Augenblicke wo die fortschreitende Gesittung sie an Seßhaftigkeit gewöhnt und ihnen den heimischen Boden um so theuerer gemacht. Andere Indianerstämme wurden auf gleich rücksichtslose Weise behandelt; man nahm die Frevelthaten Einzelner unter ihnen zum Vorwand, um als Genugthuung ihre Austreibung zu erzwingen. Und trotz dieser Erfolge erfuhr M'Kenney nach seiner Zurückkunft nach Washington die Anfeindungen einer mächtigen Partei, die ihm vorwarf, er habe bei seinen Unterhandlungen dem Menschlichkeitsgefühl oder den Rechten der Indianer, wie man es nannte, zu viel Rechnung getragen. Als Jackson, der unerbittliche demokratische Krieger, zur Präsidentschaft gelangte, wurde die Leitung der indianischen Angelegenheiten Händen anvertraut die weniger Gewissensbedenken hatten; und die förmliche Deportation der Indianerstämme ward leitender Grundsatz des Cabinets in Washington. Rührend ist die Erzählung welche M'Kenney von dem letzten Lebewohl des Stammes der Wyandots bei ihrer erzwungenen Auswanderung aus ihrer Heimat gibt. „Als die Letzten dieses Stammes", berichtet der Verf., „im Juli 1813 das letzte Lebewohl ihrer Heimat am Ohio sagten, wo Menschenalter hindurch ihr Kriegsrathfeuer gebrannt, um über den Fluß zu gehen der ihrer Rückkehr eine ewige Scheidewand bilden soll, wie Solches allen rothen Leuten bestimmt scheint die ihn überschritten oder später überschreiten werden, nahten sie auf ihrer Fahrt stromabwärts der Stelle wo General Harrison begraben liegt. Viele ihrer Tapfern hatten im letzten Kriege (1813—14) unter diesem Heerführer gefochten und Mehre sich in der Schlacht am Fort Megis ausgezeichnet. Dem Andenken des «weißen Häuptlings», wie sie ihn nannten, zollten sie die größte Verehrung. Es waren Alles in Allem 630 Männer, Weiber und Kinder. Als sie in die Nähe von North-Bend kamen, ersuchte ihr Häuptling den Capitain Claghorn, er möge die «große Flinte» laden lassen. Es geschah. Mittlerweile hatten sich die Häuptlinge und Krieger schweigsam auf dem Deck versammelt und bildeten der Ruhestätte ihres dahingeschiedenen Heerführers gegenüber eine Reihe. Die Dampfmaschine hielt an und man ließ das Dampfboot vom Strome treiben. Als sie beim Grabmal vorüberkamen, entblößten Alle ihr Haupt und schwenkten langsam und schweigend ihre Hüte; und nachdem das Boot vorübergefahren und der Donner der Kanonen sich verloren, trat der erste Häuptling vorwärts und rief mit ausdrucksvoller Geberde: «Lebe wohl, Ohio und dein Tapferer!»"

M'Kenney dringt mit Nachdruck darauf, daß die Regierung der Vereinigten Staaten den Indianern in ihren neuen Wohnsitzen wenigstens das Recht der Seßhaftigkeit für die Dauer gewähre, ihnen behülflich sei bei ihrer staatlichen Einrichtung, und sie wenn sie damit zu Stande gekommen als Staat in die Union aufnehme. Aber Das sind aller Voraussicht nach fromme Wünsche. Das Ungestüm der Auswanderung der Weißen nach dem Westen wird in seinem unaufhaltsamen Strome die rothen Häute aus den neuen wie aus den alten Wohnsitzen treiben, bis diese bedauerungswürdigen Verstoßenen auf ihrer letzten Wanderung jenseit der Felsengebirge auf ein bis dahin vom Oregongebiet ihnen entgegenflutendes Geschlecht der weißen Männer stoßen werden, und im Zusammenstoß sich ihr wie es scheint unwiderrufliches Verhängniß erfüllt, aus der Geschichte zu verschwinden.

28.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 19. —— 19. Januar 1847.

Novalis' Schriften. Herausgegeben von Ludwig Tieck und Ed. von Bülow. Dritter Theil. Mit Novalis' Bildniß. Berlin, G. Reimer. 1846. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

„Die Deutschen haben immer gegen frühabgeschiedene, Gutes versprechende Talente eine besondere Frömmigkeit bewiesen", wenn nämlich, dürfen wir hinzufügen, schon die jugendliche Entwickelung Mehr als bloße Hoffnungen künftiger Früchte begründet hatte. Diese Worte Goethe's dürfen wir wol auch voranstellen, wenn Friedrich v. Hardenberg's literarischer Nachlaß besprochen werden soll. Bald 50 Jahre sind seit seinem frühen Erlöschen verflossen, und immer noch ist von Zeit zu Zeit eine neue Auflage seiner Dichtungen, welche doch weder durch ihren Umfang ins Auge fallen, noch ihrem stofflichen Inhalte nach überall auf Beistimmende zählen dürfen, nöthig geworden. Unter solchen Umständen konnte sich der einzige Ueberlebende der dichterischen Freunde und Jugendgenossen Hardenberg's sagen, daß er kein unnützes und dankloses Werk unternehme, wenn er noch jetzt zusammenstelle und veröffentliche was von seines Freundes Hand bei den frühern Ausgaben theils unterdrückt wurde, um den Umfang derselben nicht zu sehr zu steigern, theils erst in späterer Zeit zugänglich geworden ist. Als Resultat dieser größtentheils von dem sorgsamen und fleißigen Ed. v. Bülow übernommenen Bemühung liegt uns jetzt ein dritter Theil von „Novalis' Schriften" vor. Ueber die Art und Weise, wie diese nachträgliche Sammlung veranstaltet worden, geben zwei Vorreden der beiden Herausgeber genügende Auskunft; ihnen entnehmen wir zunächst die Sicherheit, daß alles hier zuerst Abgedruckte aus Novalis' eigener Handschrift entnommen und somit unzweifelhaft echt ist. Aber auch für die echte Aufnahme des hier Mitgetheilten gibt Tieck's Vorwort einen bedeutsamen Fingerzeig in folgenden Worten:

> Manchem eiligen Leser wird vielleicht Vieles in einer Zeit überflüssig scheinen, wo seit 1800 Chemie, Naturwissenschaft und alle Theile unserer Physik und Geognosie so sehr vorgeschritten sind. Philosophische eifrige Schüler, sowie hochgestimmte Religiosen werden Alles übersehen oder verwerfen was nicht im Sinne ihrer dermaligen Schule und gestempelten Orthodoxie gesprochen ist. Aber der freisinnige Denker und Forscher, der nicht am Buchstaben der Resultate und Dogmen sich ketten mag, und wahren Enthusiasmus von verketzerndem wilden Eifer unterscheiden kann, wird mit Dank diese Geistesfunken und Blitze eines tiefen Gemüths aufnehmen: der wahre Religiose, denkende Philosoph und freie Physiker wird vielfache Veranlassung finden, in die Tiefen seines Gemüths zu steigen, und neu aufgeregt durch geniale Winke, prophetische Ahnungen und kühnes Wort ihm bis dahin verborgene Schätze entdecken. Denn nur so, wie man Blicke in die Natur thut, und Neues sieht und fühlt, wo das Unwandelbare uns anredet, wie man in höhern Stimmungen in gekannten Gedichten und großen Werken wiederum eine neue Seele entdeckt, so nur, und nicht um sich flüchtig zu zerstreuen, müssen diese tiefsinnigen Fragmente gelesen werden.

Der Inhalt des vorliegenden Theils besteht in Folgendem: Zuerst ist aus Schlichtegroll's „Nekrolog" Novalis' Lebensbeschreibung von dem damaligen Kreisamtmann Just in Tennstädt wieder abgedruckt; sie erhält einen besondern Werth dadurch, daß ihr Verf., dessen einstige Wirksamkeit in seiner Heimat noch jetzt unvergessen ist, einerseits der vertraute Freund des Dichters, andererseits aber eine durchaus von ihm verschiedene, entschieden praktisch tüchtige Natur war. Diesem Aufsatze folgen Tagebuchblätter, welche mit Ausnahme der beiden ersten, bedeutend frühern Seiten kurz nach dem Tode von Novalis' erster Braut beginnen und, anfangs ziemlich regelmäßig, später mehrfach unterbrochen, bis in die letzten Monate seines kurzen Lebens hinabreichen. Die hieran angereihten Gedichte scheinen ohne Ausnahme in des Dichters frühern Lebensabschnitt, d. h. vor den Tod seiner Sophie, zu fallen. Bülow erwähnt zwar in seiner Vorrede „Gedichte aus späterer Zeit", hat dieselben aber nicht besonders bezeichnet, und, wie es scheint, rechnet er dahin schon die seit etwa 1790 entstandenen, was wir in Bezug auf Novalis' Entwickelungsgang nicht billigen können. Den vierten Abschnitt bilden „Verstreute Blätter", den fünften „Briefe" an Schiller und Reinhold, diese beiden vor zwei Jahren von Hoffmeister im „Morgenblatt" mitgetheilt, und an eine Frau v. T. Endlich die ganze zweite Hälfte des Theils wird von „Fragmenten" des verschiedensten Umfangs und Inhalts eingenommen, welche der Herausgeber nur insoweit geordnet hat, daß die auf Kunst und Poesie insbesondere bezüglichen denen welche Wissenschaft und Leben betreffen vorangehen.

Eine Besprechung oder gar Beurtheilung dieser ver-

schiedenartigen, durchweg bruchstückartigen Bestandtheile im Einzelnen würde hier durchaus unzulässig sein, wol aber ist es möglich und an seinem Orte hier, anzuknüpfen was sich aus denselben für das Gesammtbild ihres geist- und gemüthvollen Urhebers entnehmen läßt. Denn von dem absoluten ästhetischen Standpunkte aus betrachtet, kann diese Sammlung große Ausbeute nicht gewähren, da natürlich alle diejenigen Productionen welche sich dichterischer Vollendung irgendwie annähern bereits in den längst erschienenen zwei Theilen Aufnahme gefunden haben. Novalis ist aber eine so eigenthümliche Erscheinung in der Dichterwelt, daß Alles der Beachtung werth ist was, wenn auch an sich weniger bedeutend, doch geeignet ist unser psychologisches Verständniß seines Innern zu vervollständigen; und dazu trägt das hier Gebotene nicht Wenig bei. Novalis, der Mensch und der Dichter, war offenbar ein ganz Anderer geworden, seit ihn erst die beglückte Liebe, dann der Verlust seiner Braut innerlich gereift und abgeklärt hatte. Wie aber diese Lebenserfahrungen gerade die aus seinen vollendetern Leistungen uns bekannte geistige Richtung zur Folge haben konnten, Das wird erst dann verständlich werden, wenn wir aus frühern Aeußerungen des Dichters über seinen damaligen Seelenzustand Aufschlüsse erhalten; und daran ist der vorliegende Theil sehr reich, da dessen Inhalt außer den Tagebuchblättern und zwei kurzen Briefen wol fast ganz der Zeit vor Sophiens Tode angehört, wenigstens glaube ich, daß Dies von der beiweitem größten Mehrzahl der Fragmente mit Sicherheit angenommen werden kann.

Novalis stellt in seinen bisher bekannten Dichtungen den Romanticismus in einer Reinheit dar wie kaum ein anderer Anfänger der romantischen Schule; in den jetzt neu veröffentlichten Fragmenten ist eine solche Entschiedenheit der geistigen Richtung noch keineswegs vorhanden, wol aber zeigt sich eine geistige Anlage und Eigenthümlichkeit welche unter dem Einflusse der später auf ihn eindrängenden Lebens- und Gemüthserfahrungen zu jenem reinen Romanticismus hinführen konnte, ja mußte; eine Betrachtung der Fragmente nach einzelnen Beziehungen wird Dies ins Klare stellen. Novalis hatte sich als Student sehr eingehend mit der kritischen Philosophie beschäftigt, auch Fichte's beginnende Thätigkeit war ihm nicht fremd geblieben, und in seiner Weise setzte er diese philosophischen Studien bis an sein Lebensende fort; aber schon diese Fragmente beweisen, daß er in ihnen weniger eine absolute Wahrheit als eine harmonische Ausbildung seiner Persönlichkeit suchte: „Die Poesie ist wie die Philosophie eine harmonische Stimmung unsers Gemüths, wo sich Alles verschönert, wo jedes Ding seine gehörige Ansicht, Alles seine passende Begleitung und Umgebung findet" (S. 170); deswegen hat für ihn die blos formale Speculation ohne positiven Inhalt keinen Werth. „Sollte man einmal dahin kommen, ohne gegebene Nahrungsmittel zu leben, so wird man auch so weit kommen, ohne gegebene Probleme zu philosophiren, wenn nicht gar Einige schon so weit sind" (S. 107). Sie hat gar keine absolute Berechtigung, sondern darf nur so weit hervortreten, als es ihr das subjective Gefühl des Einzelnen gestattet: „Die Philosophie soll nicht Mehr antworten als sie gefragt wird. Sie ist ursprünglich im Gefühl. Die Anschauungen dieses Gefühls begreifen die philosophischen Wissenschaften" (S. 324). Zwar heißt es in einem Briefe vom Jahre 1791 auch: „Die Vernunft ist der einzige Name und das einzige Ziel das den Menschen auf Erden gegeben worden, der einzig wahre, echte Logos der von Gott ausgegangen ist und zu Gott zurückkehrt" (S. 136); dennoch läßt sich aber in den zuerst angeführten Aeußerungen die Hingebung an das subjective Gefühl nicht verkennen, welches der Romantiker durch eine Art von Philosophie zwar zu regeln und zu leiten sucht, aber eben dadurch zugleich als etwas in seiner sittlichen und künstlerischen Ausbildung höchst Berechtigtes hinstellt. Diesem subjectiven Gefühle gegenüber verliert die positive Außenwelt jede Bedeutung; damit stimmt vollkommen überein, daß Novalis von der Hauptwissenschaft der positiven Außenwelt, von der Geschichte durchaus keinen Begriff hat: „Geschichte ist eine große Anekdote. Die Geschichte in gewöhnlicher Form ist eine zusammengeschweißte, oder ineinander zu einem Continuum geflossene Reihe von Anekdoten" (S. 231). „Von wie wenig Völkern ist eine Geschichte möglich! Diesen Vorzug erwirbt ein Volk nur durch eine Literatur oder durch Kunstwerke; denn was bleibt sonst von ihm Individuelles, Charakteristisches übrig? Es ist natürlich, daß ein Volk erst geschichtlich wird, wenn es ein Publicum wird — ist denn der Mensch geschichtlich, ehe er mündig ist und ein eigenes Wesen vorstellt?" (S. 251.) Namentlich letztere Aeußerung beweist recht deutlich, wie Hardenberg in der Weltgeschichte nicht viel Anderes als die Entwickelung des einzelnen Menschengeistes sah, auf die gesellschaftliche und staatliche Gemeinschaft der Menschen fast gar nicht Rücksicht nahm. Und hiermit stimmte auch eine Reihe von Fragmenten überein, welche, offenbar durch die französische Revolution veranlaßt, politische Verhältnisse zum Gegenstande haben; in ihnen herrscht die gemüthlich wohlwollende, aber geschichtlich beschränkte Ansicht von der sogenannten patriarchalischen Monarchie: „Ein wahrhaftes Königspaar ist für den ganzen Menschen, was eine Constitution für den bloßen Verstand ist" (S. 207). „Jeder Staatsbürger ist Staatsbeamter. Seine Einkünfte hat er nur als solcher. Man hat sehr Unrecht, den König den ersten Beamten des Staats zu nennen. Der König ist kein Staatsbürger, mithin auch kein Staatsbeamter. Das ist eben das Unterscheidende der Monarchie, daß sie auf dem Glauben an einen höhergeborenen Menschen, auf der freiwilligen Annahme eines Idealmenschen beruht. Der König ist ein zum irdischen Fatum erhobener Mensch" (S. 209). Wenn nun auch Novalis an anderer Stelle selbst sagt: „Wer hier mit seinen historischen Erfahrungen angezogen kommt, weiß gar nicht wovon ich rede, und auf welchem Standpunkt ich stehe" (S. 207); wenn er auch, wol in bestimmterer Beziehung auf den bestehenden Staat, sagt: „Unsere

Staaten sind fast Nichts als rechtliche Institute, nur Defensionsanstalten. Erziehungsinstitute, Akademien und Kunstgesellschaften sind es nicht, wenigstens sehr mangelhaft" (S. 274): so zeigt doch jene abstract ideale Auffassung der monarchischen Staatsform, noch dazu an die Betrachtung der französischen Revolution angeknüpft, wie fern Novalis der realen Wahrheit des Lebens stand und nur in einem rein idealen Ideenkreise sich bewegte. Daß eine solche geistige Richtung auch mit dem streng kirchlichen, dogmatischen Christenthum nicht übereinstimmen kann, liegt auf der Hand; und damit stimmen Aeußerungen wie: „Es gibt keine Religion die nicht Christenthum wäre" (S. 195); oder: „In den Evangelien liegen die Grundzüge künftiger und höherer Evangelien" (S. 199), vollkommen überein. Ja von den Herrnhutern, welchen Novalis sich in seinen letzten Lebensjahren entschieden zuneigte, heißt es hier: „Sie haben den Kindergeist einführen wollen. Aber ist es auch der echte? Oder nicht vielmehr Kindermuttergeist — alter Weiber Geist? Wenn Christus sagt, werdet wie die Kinder — so meint er indeterminirte Kinder, nicht verzogene, verweichlichte, süßliche, moderne Kinder" (S. 220).

Von andern Gegenständen, die in das Gebiet der Wissenschaft und des thätigen äußern Lebens fallen, ist in den Fragmenten fast nur die Mathematik, die Physik und die Heilkunde berührt; aber auch diese Aussprüche zeigen das durchgängige Streben, die genannten Wissenschaften mit subjectiven Gefühlen und Ideen in Verbindung zu setzen. Es sind diese Versuche in hohem Grade geistreich, und eine vollständige Durchführung derselben, etwa im Geiste G. H. v. Schubert's, würde gewiß zu den interessantesten Resultaten führen, während diesen Fragmenten Unreifes und Schwankendes mannichfach anhängt. Gleiches gilt von den hier mitgetheilten Gedichten, welche ein musikalisch und rhythmisch gebildetes Ohr verrathen, aber nur als der Erguß unbestimmter Gefühle, welche Maß und Ziel noch nicht mit Festigkeit gefunden haben, gelten können; hat doch sogar eins derselben (S. 86) eine an das Frivole anstreifende Wendung.

(Der Beschluß folgt.)

Militairgeschichtliche Literatur.

1. Erinnerungen aus dem Feldzuge des Jahres 1812 in Rußland von dem Herzog Eugen von Würtemberg. Als Commentar zu mehren vorausgegangenen, diesen Gegenstand betreffenden Schriften. Mit fünf erläuternden Plänen. Breslau, Graß, Barth u. Comp. 1846. Gr. 8. 2 Thlr.
2. Die Schlacht bei Borodino mit einer Uebersicht des Feldzugs von 1812. Von dem General von Hofmann. Mit einem Plane. Koblenz, Bädeker. 1846. Gr. 8. 1 Thlr.

Wer sich einigermaßen mit der Kriegsgeschichte der Jahre 1812, 1813 und 1814 vertraut gemacht hat, wird sich auch des rühmlichen Antheils erinnern, den die von dem Herzog Eugen von Würtemberg befehligte Heeresabtheilung an den meisten Hauptschlachten dieser Feldzüge gehabt hat. Diese Erinnerung ward namentlich bei dem Ref. noch ganz vor kurzem durch das Studium des in Nr. 127 d. Bl. f. 1846 zur Anzeige gebrachten Werkes des Hrn. Major v. Moltke — „Der russisch-türkische Feldzug in der europäischen Türkei 1828 und 1829" — und besonders durch das darin (S. 182) geschilderte heldenmüthige Benehmen des Herzogs im Gefechte bei Kurtterpe auf das lebhafteste aufgefrischt; und somit konnte es natürlich nicht fehlen, daß er das vorliegende Werkchen mit gespannter Erwartung zur Hand nahm. Wirklich fand sich Ref. in seinen Erwartungen auch nicht getäuscht, sondern dieselben in vielfachen Beziehungen noch übertroffen.

Zwar bevorwortet der Verf. ausdrücklich, durch diesen feinen Beitrag nur einzelne Stellen in neuern Werken über jene denkwürdige Zeitperiode nach den Ergebnissen seiner persönlichen Wahrnehmungen beleuchten zu wollen, und ebenso ist nicht zu verkennen, daß er, durch Dienstverpflichtungen gefesselt, offenbar nicht Alles enthüllt was zu seiner Kenntniß gekommen sein mag; aber was er namentlich über positive Thatsachen zur Mittheilung bringt, trägt so sehr den Stempel der Wahrheit, ist so geistreich aufgefaßt und mit so großer, wahrhaft liebenswürdiger Bescheidenheit, in so anziehender, fließender Redeform dargestellt, daß schon allein deshalb das vorliegende Werkchen als eine äußerst interessante Erscheinung bezeichnet werden muß. Es ist Dieses aber um so mehr der Fall, als der Verf. durch seine persönlichen Verhältnisse zu den einflußreichsten Männern im russischen Heere vielfache Gelegenheit gehabt hat, hinter die Coulissen zu blicken, und deshalb auch im Stande ist höchst werthvolle Aufschlüsse über manche bisher mehr oder minder unaufgehellt gebliebene Umstände und Motive des Handelns zu geben; wodurch denn auch gar manche Begebenheiten in einem ganz andern Lichte erscheinen als man bisher angenommen hat.

Ob dagegen aber die Behauptung des Verf.: „daß der Rückzug der russischen Heere in das Innere in Folge eines von Kaiser Alexander zum voraus genehmigten, reiflich durchdachten und wohlerwogenen Planes völlig systematisch erfolgt sei", durch das S. 191 mitgetheilte, bereits 1809 durch den kaiserlichen Flügeladjutanten v. Wolzogen ausgearbeitete Memoire als unumstößliche Wahrheit erwiesen und somit die desfalls von Clausewitz aufgestellte Ansicht widerlegt wird, muß Ref. sehr bezweifeln. Ref. ist vielmehr der Ansicht, daß die sowol in dem Werke des Herzogs Eugen als in jenem des Generals v. Hofmann enthaltenen mehrfachen Berichtigungen der Angaben von Clausewitz fast lediglich nur Untergeordnetes oder Einzelheiten des Detail betreffen, dagegen aber eine Widerlegung des eigentlichen Kerns der von Clausewitz aufgestellten allgemeinen Behauptungen ihm in keiner Weise erreicht zu sein scheint, sondern dieselben nach wie vor als das am schärfsten Durchdachte, der absoluten Wahrheit am nächsten Stehende volle Geltung behalten dürften.

Was dagegen der Verf. gegen eine große Zahl Parteischriften im französischen Sinne und namentlich gegen das 1844 erschienene, angeblich von einem ehemaligen westfälischen Stabsoffizier herrührende „Buch vom Jahre 1812" anführt, ist meist schlagend. Selbst die hierbei häufig sehr sichtbar hervortretende und in den Verhältnissen des Verf. so natürliche Vorliebe für das russische Heer ist stets in solcher Weise geltend gemacht, daß sie auch von einem gegentheiligen Standpunkte aus nur mit gerechter Anerkennung aufgenommen werden kann. Ueberhaupt erweisen sich die vom Verf. ausgehenden Mittheilungen überall als die eines wohlunterrichteten wirklichen Grand seigneur, und sind völlig frei von jener Prätension die sich nur zu häufig in den Schilderungen der Erlebnisse solcher Augenzeugen breit zu machen pflegt, die zwar in ziemlich untergeordneten Verhältnissen den Begebenheiten beiwohnten, dessenungeachtet aber, weil sie einmal zufällig während des Antichambrirens in dem Vorzimmer irgend eines Corps-Commando irgend eine später zutreffende Aeußerung aufgeschnappt hatten, glauben machen wollen, als wären sie durch besondere Quellen von allen Dingen schon längst zum voraus unterrichtet gewesen, oder weil sie vielleicht einmal den Registraturwagen des Hauptquartiers escortiren halfen sich anstellen als hätten sie alle darin befindlichen Papiere unter den Händen gehabt.

Ebenso wenig vermag sich Ref. zu erinnern, in derartigen Beiträgen irgendwo anders eine ängstlichere Gewissenhaftigkeit in Sonderung des als wahr fest zu Verbürgenden von dem blos mit mehr oder minderer Bestimmtheit vor dem Gedächtnisse Schwebenden und mit gutem Glauben Behaupteten gefunden zu haben. Doppelt achtungs- und liebenswürdig erscheint der Verf. da, wo er der einzelnen Gefechtshandlungen erwähnt, indem der Ruhm der That fast stets so dargestellt wird, daß die Person des Verf. dabei in völlig ungesuchter und daher wirklich bescheidener Weise in den Hintergrund tritt und das Verdienst der Ausführung den untergebenen Truppen und ihren Befehlshabern ungeschmälert zufällt. Ref. glaubt nicht zu Viel zu behaupten, daß, besäße man für die Geschichte eines jeden Kriegs von beiden Seiten ein halbes Dutzend ähnlicher und in gleichem Geiste abgefaßter Beiträge, die Erforschung der Wahrheit vielleicht auf denjenigen Standpunkt der Vollkommenheit zu bringen sein würde den die Mangelhaftigkeit alles irdischen Thuns überhaupt zulassen möchte.

Was das von dem Generallieutenant v. Hofmann herausgegebene Schriftchen betrifft, so hat sich Ref. bezüglich dessen Inhalts insofern sehr getäuscht gefunden, als er voraussetzte, es möchte dessen in der Militairliteratur durch sein „Tagebuch des zweiten russischen Corps in dem Feldzuge von 1812" und sein Werk „Zur Geschichte des Feldzugs von 1813" rühmlichst bekannter Verf. sich die Aufgabe gestellt haben, zu der von dem Oberstlieutenant v. Aster veröffentlichten „Beschreibung der Schlacht bei Dresden" ein Seitenstück zu liefern. Es lag Dies jedoch gar nicht in der Absicht des Verf., sondern es beschränkt sich derselbe lediglich darauf, eine übersichtliche Darstellung der hauptsächlichsten Momente jenes denkwürdigen Kampfes zu geben. Daß dieses Ziel vollkommen erreicht ist, bedarf bei den erprobten Fähigkeiten des Verf. keiner speciellen Nachweisung. Gleichwol aber ist man berechtigt die Frage aufzuwerfen: Wer denn wol besser befähigt gewesen wäre, dieses Gewirr von Bewegungen neben- und durcheinander richtiger und vollständiger zu beschreiben, als eben der Verf. es sicherlich vermocht haben würde, und man muß es daher doppelt bedauern, daß er sich diese Aufgabe nicht gestellt hat.

Dessenungeachtet fehlt es jedoch dem fraglichen Werke in keiner Weise an höchst interessanten Einzelheiten; namentlich enthält S. 69 desselben eine zwar kurzgefaßte, aber höchst beachtungswerthe Controverse gegen das von Clausewitz angestellte Raisonnement: Warum Napoleon es unterlassen, mit Daransetzung der letzten Kräfte ein entscheidenderes Resultat herbeizuführen.

Der dem Werke beigefügte Schlachtplan ist zwar in ziemlich großem Maßstabe gehalten, da sich jedoch nirgend angegeben findet, ob und inwiefern er auf speciellen Detailaufnahmen beruhe, so muß dessen Werth dahingestellt bleiben. Für den vorliegenden Zweck würde jedenfalls genügt haben, sich auf die ungleich wohlfeilere Darstellungsweise der dem Werke des Herzogs Eugen von Würtemberg beigefügten Pläne zu beschränken.

3. Erinnerungen eines preußischen Offiziers aus den Jahren 1812—14. Koblenz, Bädeker. 1846. 8. 24 Ngr.

Der Verf. sagt im Vorworte: daß die vorliegenden Erinnerungen nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt gewesen, sondern nur auf das Zureden Befreundeter zum Abdruck gebracht worden wären. Wenn er Dem weiter hinzufügt: „Neue Aufschlüsse über die Ereignisse jener Zeit enthält das Büchlein wenig. Es schildert die Kriegsbegebenheiten lediglich vom Standpunkte eines Subalternoffiziers", so dürfte derselbe damit zugleich auch den Gehalt des vorliegenden Werkchens vollkommen richtig bezeichnet haben. Damit soll jedoch keineswegs auch zugleich in Abrede gestellt werden, daß darin nicht hin und wieder, namentlich in Bezug auf die Theilnahme des preußischen Hülfscorps an dem Feldzuge von Rußland, einige interessante Notizen enthalten wären, oder daß bei Durchlesung jener Blätter nicht ein oder der andere Mitkämpfer an jene ruhmreichen Tage der Vergangenheit freudig erinnert werden dürfte.

M. von Ditfurth.

Literarische Notizen.

Zur Sittengeschichte.

Das Lustspiel hat ein weites Feld; denn an Thorheiten welche verspottet, an Schlechtigkeiten welche gegeißelt werden müssen, läßt es das Publicum, das sich nun einmal immer am meisten über sich selbst ergötzt, nicht fehlen. In Frankreich, wo die Bühne in etwas weiterm Sinne als bei uns ein Bild des Lebens darstellen darf, hat man schon längst die feingesponnenen Intriguen der politischen Sphäre, die Lächerlichkeiten Derer welche sich eines gewissen Einflusses auf die Staatsangelegenheiten bemächtigen wollen, und die Duperien der betrogenen Regierten auf die Breter gebracht. Scribe hat vor Allen mit einem glücklichen Griff einige charakteristische Züge diesem wechselvollen Treiben entnommen. Daß aber dieses Feld noch längst nicht abgetrieben, das Thema der politischen Komödie noch nicht abgedroschen ist, sieht man aus einem vor kurzem auf den Bretern und auch im Buchhandel erschienenen Lustspiele, welches die Ränke und Lächerlichkeiten der Wahlen an unsern Augen vorüberführt. Dieses kleine Stück („L'intrigue électorale") hat auch noch ein anderes Interesse welches in den äußern Schicksalen desselben (habent sua fata libelli) beruht. Der Verf., Saugeon, hatte sein an satirischen Ausfällen reiches Stück dem Lesecomité des Odeontheaters zur Prüfung übergeben. Seine Hoffnung, dasselbe auf dieser Bühne zur Aufführung zu bringen, scheiterte, und nachdem er noch an den Thüren einiger andern Theater der Hauptstadt vergebens angepocht hatte, faßte er den kühnen Entschluß, sein Lustspiel zuerst in der Provinz von den Bretern herab wirken zu lassen. Ein solcher Schritt war fast ohne Antecedentien und ist erst neuerdings, wo das Werk der Decentralisation an Ausbreitung gewinnt und Paris seinen tonangebenden Einfluß mehr zu verlieren scheint, einigermaßen ermöglicht. Bordeaux sollte zuerst Zeuge von dem Muthe des satirischen Dichters sein. Auch die Zeit wo die Repräsentation von statten gehen sollte war geeignet, dem Stücke die allgemeinste Aufmerksamkeit zuzuwenden. Die erste Vorstellung fiel gerade auf den der diesjährigen Wahl vorangehenden Tag. Die Leidenschaften und Intriguen welche in dem Stücke geschildert werden hatten im städtischen Leben selbst ihre höchste Spannkraft erreicht, und die Bewohner der Stadt, sowol die Wähler als die Bewerber, hätten sich, wenn anders Jemand geneigt wäre, dem alten de te fabula narratur Glauben beizumessen, in diesem poetischen Spiegelbilde getroffen finden können. Der Beifall welchen Saugeon erntete war ein ungetheilter; vielleicht mag der Gedanke freilich mitgewirkt haben, daß man hier einen Dichter vor sich hatte, der sich um das Urtheil der Stadt bewarb, ohne zuvor in Paris um die Gunst der Kritiker gebuhlt zu haben, obgleich es nicht zu verkennen ist, daß sein Stück sowol in der Anlage als in der leichten, gefälligen Ausführung selbst vieles Gute enthält. 17.

Schiller übersetzt.

Anscheinend weniger verbreitet als sie es verdient ist in Deutschland „Bohn's standard library", vielleicht die vorzüglichste unter den zahlreichen Erscheinungen der wohlfeilen Literatur. Die frühern Bände enthalten meist gute Uebersetzungen der besten Continentalschriftsteller, und der jüngste Band bringt Schiller's „Dreißigjährigen Krieg", ebenfalls von gewandter englischer Feder, A. J. W. Morrison (London 1846). Damit ist der erste Versuch gemacht, Schiller's prosaische Schriften bei der Masse des englischen Volkes einzuführen. Vier Bände sollen das Ganze vollenden und dem vierten Band soll eine selbständig zusammengetragene Lebensbeschreibung beigegeben werden. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 20. —— 20. Januar 1847.

Novalis' Schriften. Herausgegeben von Ludwig Tieck und Ed. von Bülow. Dritter Theil.

(Beschluß aus Nr. 19.)

Wenn so alle diejenigen Bestandtheile des vorliegenden Theils, welche entweder selbständige geistige Productionen sind, oder sich an die im äußern Leben verkörperten und zu fester Form gediehenen Geistesthätigkeiten, an positive Religion und Wissenschaft anlehnen, während diese alle eben nur als Geistesfunken eines seltenen Talents betrachtet werden können, findet sich doch auf der andern Seite auch nicht Weniges, was seinen sehr bedeutenden, dauernden Werth hat; es sind Dies besonders diejenigen Fragmente welche sich auf die schöne Kunst, besonders auf die Dichtkunst beziehen. Hier ist die mächtige, feine Subjectivität ganz an ihrem Platze und in ihrem Rechte; denn es ist einmal nicht abzuleugnen, daß auf diesem Gebiete der Geschmack und die natürliche Einsicht des Einzelnen ungleich Mehr vermag als alle abgecirkelten Regeln der Aesthetik und Poetik. Ich führe hier Einiges der Art an:

Sonderbar, daß in der Natur uns das Grelle, das Ungeordnete, Unsymmetrische, Unwirthschaftliche nicht misfällt, und hingegen bei allen Kunstwerken Milde, schickliches Verlaufen, Harmonie und richtige gefällige Gegensätze unwillkürlich gefodert werden. Ohne diese Differenz wäre nie Kunst entstanden. Gerade dadurch ward die Kunst nothwendig und charakterisirt (S. 167).

Ueber einzelne Dichter und Dichterwerke, namentlich über Goethe, findet sich manches tief und eigenthümlich gedachte Wort:

Goethe's „Märchen" ist eine erzählte Oper (S. 169).

Es geht wahrhaften Universalgedanken wie dem Landprediger im zweiten Theile von „Meister's Lehrjahren". Sie scheinen so bekannt, weil sie aussehen wie allgemeine Menschengedanken und nicht wie Hinzens und Kunzens Gedanken (S. 175).

An Strenge steht Goethe wol den Alten nach, aber er übertrifft sie an Gehalt, welches Verdienst jedoch nicht das seinige ist. Sein Meister kommt ihnen nah genug; denn wie sehr ist er Roman schlechtweg, ohne Beiwort, und wie viel ist Das in dieser Zeit! Goethe wird und muß übertroffen werden, aber nur wie die Alten übertroffen werden können, an Gehalt und Kraft, an Mannichfaltigkeit und Tiefsinn. Als Künstler eigentlich nicht, oder doch nur um sehr wenig; denn seine Richtigkeit und Strenge ist vielleicht schon meisterhafter als es scheint (S. 174).

Bei Beurtheilung von Gedichten nehme man sich in Acht Mehr zu tadeln als, streng genommen, eigentlicher Kunstfehler, Miston in jeder Verbindung ist. Man weise möglichst genau jedem Gedichte seinen Bezirk an, und Dies wird Kritik genug für den Wahn ihrer Verfasser sein. Denn nur in dieser Hinsicht sind Gedichte zu beurtheilen, ob sie einen weiten oder engen, einen nahen oder entlegenen, einen finstern oder hellern, einen hellen oder dunkeln, erhabenen oder niedrigen Standpunkt haben wollen. So schreibt Schiller für Wenige, Goethe für Viele (S. 187).

Die Idee eines Ganzen muß durchaus ein ästhetisches Werk beherrschen und modificiren, selbst in den launigsten Büchern. Wieland, Richter und die meisten Komiker fehlen hier sehr oft. Es ist so entsetzlich viel Ueberflüssiges und Langweiliges, recht eigentliches hors d'oeuvre in ihren Werken. Selten ist der Plan und die große Vertheilung ästhetisch. Sie haben nur ästhetische oder komische Laune, nicht ästhetisch komischen Sinn oder Geist (S. 188).

Endlich noch einige kurze, witzartige Bemerkungen verschiedenen Inhalts:

Langweile ist Hunger (S. 190).

Jeder Engländer ist eine Insel (S. 301).

Was ist eigentlich Alt? Was Jung? Jung — wo die Zukunft vorwaltet; Alt — wo die Vergangenheit die Uebermacht hat (S. 310).

Und wie finden wir diesen reichen und tiefen, aber vielfach phantastischen und die bestehende Außenwelt eigentlich schlechthin ignorirenden Geist nach kurzer, freilich verhängnißvoller Zwischenzeit wieder? Darauf geben, um uns auf das in diesem dritten Theile Gebotene zu beschränken, die Tagebuchblätter aus Novalis' letzten Lebensjahren Antwort. Hat er früher die Außenwelt nur nach seinen subjectiven Gefühlen erfaßt und sich geistig gestaltet, so sagt er jetzt geradezu: „Menschen passen sich nicht mehr für mich, sowie ich nicht mehr unter die Menschen passe" (S. 69). Er will jetzt geradezu allen Verkehr mit der Außenwelt abbrechen, ihr Dasein für sich negiren, um nur dem einen Gefühle für die gestorbene Geliebte sich hinzugeben; und dieses Gefühl ist so stark, daß er demselben objective Wahrheit und Wirklichkeit beimißt: „Indem ich glaube, daß Sophie um mich ist und erscheinen kann, und diesem Glauben gemäß handeln, so ist sie auch um mich und erscheint mir endlich gewiß, gerade da wo ich nicht vermuthe, in mir, als meine Seele vielleicht und gerade dadurch wahrhaft außer mir; denn das wahrhaft Aeußere kann nur durch mich, in mir, auf mich wirken und im entzückenden Ver-

hältnisse" (S. 79). Schon diese wenigen Worte weisen nach, daß sich Novalis ganz folgerecht fortentwickelt hat: von einer in seltenem Maße subjectiven Naturanlage hatte er früher, wo noch kein mächtiger Eindruck jener Individualität eine bestimmte Richtung aufgeprägt hatte, mannichfach hin und her geschwankt, die verschiedensten Zustände des innern und äußern Lebens, der Kunst und der Wissenschaft in den Kreis seiner Betrachtung gezogen, nirgend aber eine bleibende Stätte für seinen Geist gefunden. Jetzt ergreift und erschüttert ihn der Verlust des Wesens an welches er sich mit der ganzen übermächtigen Kraft seines Gemüths angeschlossen hatte bis in das tiefste Innerste, und jetzt lebt er geistig nur noch in dieser einen Beziehung. Dies geht so weit, daß eine neue Zeitrechnung für ihn beginnt; außer dem Monatstage ist jedem Tagebuchblatt beigefügt, der wievielste Tag es seit Sophiens Tode ist. Daß er bei alledem doch noch für seine äußere Lebensstellung mit Ernst thätig war, widerstreitet dem Gesagten nicht: so viel Gewalt haben die äußern Verhältnisse über jeden Menschen, daß er ihnen nicht ganz absagen kann; in welchem Sinne er aber diese Beschäftigungen trieb, Das sagt er selbst: „Mit der Liebe zu den Angelegenheiten der Menschen für diese Stufe ist es aus. Die kalte Pflicht tritt an die Stelle der Liebe. Meine Geschäfte werden eigentliche Officialgeschäfte" (S. 20). So gelangt er zu dem Entschlusse, seine Braut nur um ein Jahr zu überleben; nicht daß er einen Selbstmord beabsichtige, aber da er die feste Ueberzeugung hat, nicht länger leben zu können, so will er es auch nicht: „Mein Tod soll Beweis meines Gefühls für das Höchste sein, echte Aufopferung, nicht Flucht, nicht Nothmittel" (S. 61). Ein solcher Seelenzustand bei solcher geistigen Anlage hat eine höchste Anspannung aller Seelenkräfte zur Folge: einerseits richten sich diese ganz natürlich auf das Religiöse, und so entstehen in dieser Zeit seine herrlichen geistlichen Lieder; aber eine so rein subjective, in dieser Anlage nur immer mehr befestigte Natur wirft sich einem kirchlichen Dogma nicht in die Arme, und so ist es ein großer Irrthum, wenn man die ebengenannten Gedichte als eigentliche Kirchenlieder in Anspruch nehmen will; solche, welche vor allen Dingen das Gefühl der Gemeinsamkeit in einem bestimmten Glauben aussprechen müssen, konnte Novalis nie, in dieser Zeit aber am wenigsten, dichten. Und wie diese Kirchenlieder so tragen auch seine übrigen Schöpfungen aus dieser Zeit die höchste Vollkommenheit an sich, zu der ein Geist gelangen kann wenn er sich ganz rein und ausschließlich seiner subjectiven Entwickelung überläßt; eben deswegen aber können sie auch nur von verwandten Gemüthern vollkommen genossen und verstanden werden.

In den allerletzten Monaten seines Lebens wandte sich Novalis, wie auch der Schluß des Tagebuchs erkennen läßt, wieder mehr der Erde zu, welcher ihn das Aufblühen einer neuen Liebe gewonnen hatte. Aber die außergewöhnlichen Gefühlssteigerungen ertrug der, wie es scheint, schwache Körper nicht: seine Todesahnungen gingen in Erfüllung als er sein Ende nicht mehr voraussah, nicht mehr herbeiwünschte. Eine solche Blüte seiner geistigen Thätigkeit aber, wie er sie in den letzten Jahren bei ausschließlicher Hinwendung auf die ihm angeborene Geistesrichtung gezeitigt hatte, wäre wol nicht wiedergekehrt, wenn er wieder in den Zwischenspalt zwischen seiner innern und der Außenwelt eingetreten wäre. Er hatte sein Leben erfüllt, und darum erregte sein frühes Abscheiden bei seinen Freunden und erregt es bei uns Nachgeborenen mehr das Gefühl der Wehmuth als das des Schmerzes.

Vorstehende längere Auseinandersetzung möge ein Beweis des lebhaften Interesses sein, welches der dritte Theil von Novalis' Schriften bei Denen zu erregen vermag welche gewöhnt sind in die Eigenthümlichkeit eines dichterischen Gemüths mit Liebe einzugehen. Wer freilich bei dem Dichter nur den Ausdruck Dessen sucht was er selbst mit an die Lesung heranbringt, der wird bei Novalis nur selten seine Befriedigung finden.

Noch sei hier einer Anekdote Platz gegönnt, mit welcher Bülow seine Vorrede schließt:

Novalis' poetische Richtungen hatte dessen Vater eigentlich von Anfang an nicht gern gesehen, ohne sie darum zu stören, und er hatte nur eben persönlich keine Notiz davon genommen oder die Schriften seines Sohnes gelesen. Novalis stirbt, und sein alter Vater geht eines Tages in die Kirche der Herrnhuter-Gemeinde. Da singt die Gemeinde ein so wunderschönes geistliches Lied, welches er noch nie gehört, daß er davon tief erschüttert wird. Der Gottesdienst geht zu Ende, er verläßt die Kirche und fragt in inniger Rührung einen Freund, was da für ein herrliches Lied gesungen worden und wer der Verfasser desselben sei. „Mein Gott!" ist die Antwort, „wissen Sie denn nicht, daß Ihr eigener Sohn das Lied gedichtet hat?"

Ein meisterhaft gearbeitetes Portrait von Novalis, dessen Aehnlichkeit Tieck verbürgt, ist diesem Nachlasse beigegeben; die interessanten Züge, das geistvolle Auge desselben deuten eine eigenthümliche Mischung zwischen vollster Jugendlichkeit und reifer Männlichkeit an, welche dasselbe wol als ein treues Abbild von dem Innern seines einstigen Trägers erkennen lassen. 47.

Das galante Wien. Sittengemälde von Anton Johann Groß-Hoffinger. Zwei Bände. Leipzig, Hartknoch. 1846. 8. 4 Thlr.

Hr. Groß-Hoffinger, der bekannte Schriftsteller, trat im Laufe des vorigen Jahres mit zwei Werken auf; das eine ist betitelt: „Fürst Metternich und das östreichische Staatssystem", eine oberflächliche Schrift welche in Nr. 204 u. 205 d. Bl. f. 1846 die gehörige Würdigung gefunden hat; das zweite Groß-Hoffinger'sche Buch ist das oben angezeigte. Der Verf. sagt im Vorworte: „Die geistreichsten Publicisten und Staatskünstler, Dichter, Reformatoren, Volksredner, Zeitungsschreiber, Deputirte, Männer aller Parteien sind beschäftigt, die Grundquelle aller Uebel woran die Menschheit sichtlich zu Grunde geht zu erforschen. Die Einen wollen sie in den Regierungsformen, die Andern in der Kirche, die Dritten in der ungerechten Vertheilung der Glücksgüter gefunden haben; die Staatsmänner der absolutistischen Partei wollen sie durch Unterdrückung der Presse und der Gewissensfreiheit, die Volksmänner durch das Gegentheil, die Communisten durch Einführung des Fourier'schen Hospitalregiments verstopfen." Hr. Groß-Hoffinger urtheilt sehr hart,

wenn er sagt: er behaupte, daß wol Alle ziemlich unaufrichtig in ihren Bestrebungen sind, daß sie weniger den großen Zweck ihrer Ostentation als ihre persönlichen und Corporationsvortheile, weniger die Zukunft als die kurze Spanne der Gegenwart im Auge haben, welche ihr kurzsichtiger und kleinlicher Egoismus auszumessen im Stande ist. Wenn Hr. Groß-Hoffinger so rücksichtslos allgemeine Urtheile ausspricht, so darf er sich nicht wundern, daß specielle Urtheile über seinen „Fürst Metternich" ebenso und noch härter ausfallen. Der Verf. bezeichnet nun als die Quelle des Elends woran die Menschheit jetzt leidet die Zügellosigkeit der Sitten, die bodenlose Liederlichkeit der Gesinnung und Gesittung unter Hohen und Niedrigen, Vornehmen und Geringen, Reichen und Armen, Priestern und Laien. Er sagt: „Daß die Sinnlichkeit in unserm Zeitalter einen so ausschweifenden Charakter annehmen konnte, ist wol dadurch veranlaßt, daß die christlichen Priester, um ihre Macht und ihren Einfluß über die Familien zu verstärken, das Institut der Ehe aus einem naturgemäß freien Verbande der Liebe zu einer strengen kirchlichen Einrichtung erhoben und ihm dadurch den verhaßten Charakter eines Zwanges gegeben haben, welcher, von den stärksten Naturgefühlen perhorrescirt, Mehr als jedes sociale Misverhältniß dazu beitrug, die Begierden bis zur Zügellosigkeit zu entfesseln." Mit dieser Behauptung thut der Verf. der katholischen Kirche offenbar Unrecht; die Unsittlichkeit und Liederlichkeit herrscht in protestantischen Ländern nicht minder als in katholischen; es sind nur klimatische und Nationalverhältnisse, die in Spanien, Italien und Frankreich ein plus zuwegebringen. Ref. indeß macht es den katholischen Priestern zum schärfsten Vorwurf, daß sie gegen die aller Orten wachsende Unsittlichkeit nicht schärfere Pönitenzen verordnen, daß sie die Gewalt der Kirchenzucht nicht kräftiger handhaben gegen Individuen die der Moral durch Wort und That Hohn sprechen.

Hr. Groß-Hoffinger will nun seinerseits dazu beitragen, daß der umsichgreifenden Unsittlichkeit im Verkehr der Geschlechter miteinander gewehrt werde; er meint Das zu bewirken durch Veröffentlichung der unsittlichsten Verhältnisse und Scenen aus der Gegenwart, weil durch Dergleichen der lebhafteste Abscheu erregt werde. Allein ob durch dies Mittel nicht gerade das Gegentheil bewirkt wird, Das ist die Frage. Hr. Groß-Hoffinger selbst scheint es zu befürchten; denn er sagt, man solle ja nicht glauben, er wolle mit Boccaccio und Casanova wetteifern; seine Absicht, versichert er, sei nur zu warnen, abzuschrecken. Allein die Abschreckungstheorie hat sich stets als eine sehr wenig stichhaltende bewährt. Wenn man z. B. Jemanden an den Galgen hängt, so werden während der Execution gewöhnlich die frechsten Diebstähle verübt. In Berlin sind seit einigen Monaten Schriften über Prostitution in großer Anzahl erschienen, theils um die Sachlage darzustellen, theils um abzuschrecken; indeß die berliner Censur sorgt dafür, daß diese Prostitutions-Literatur beschränkt werde. Man hat die Erfahrung gemacht, daß es mit dem Abschrecken Nichts ist, und daß die Bücher mit den scandalösen Geschichten Lieblingslecture aller Stände sind. Ref. las neulich einen Zeitungsartikel, worin gesagt wurde, daß das Groß-Hoffinger'sche „Galante Wien" von Herren und Damen an manchen Orten wahrhaft verschlungen werde, und daß man finde, der Verf. stehe zwischen Boccaccio, den „Mystères de Paris", Casanova und dem „Juif errant" in der Mitte.

Wenn man nun fragt, in welchem Verhältniß die Erzählungen im „Galanten Wien" zu Groß-Hoffinger's Absicht, abzuschrecken nämlich, stehen: so muß man zugestehen, daß der Verf. die Scenen der Unsittlichkeit niemals mit allerlei pfefferndem Beiwerk ausstattet, daß er niemals das Laster und die Frivolität apotheosirt, daß er die Scenen der Wollust niemals mit sichtbarem Wohlgefallen ausmalt — allein er malt sie doch. Der Verf. würde seinen Zweck viel sicherer erreicht haben, wenn er die Schattenseite seiner Bilder sorgfältiger ausgeführt und stärker hätte hervortreten lassen; wenn er die schauderregenden Folgen eines sittenlosen Lebens mit kräftigern Farben gemalt hätte. Wenn Hrn. Groß-Hoffinger Eugène Sue's Talent eigen ist, so hätte er demselben freien Lauf lassen sollen, um, als Gegensatz zu jener brutalen Liederlichkeit, Gemälde von Schande, von Verachtung, von Fluch, von körperlichem und geistigem Jammer zu entwerfen. Ref. hat die feste Ueberzeugung, daß es für die meisten Individuen des männlichen und des weiblichen Geschlechts gar nicht nothwendig weder zu ihrer Bildung noch zu ihrem Glücke sei, daß man sie in die scheußlichsten Geheimnisse der verderbtesten Creaturen einweiht. Wenn man das Gemüth veredeln, das Herz erwärmen, die Phantasie ordnen, den Willen zum Guten reizen will, so muß man doch vorher den Menschen nicht erst mit dem Pesthauche der scheußlichsten Verworfenheit vergiften; wer Das für nothwendig erachtete den würden wir für unsinnig erklären. Und dann, wenn in dem Schoose großer Städte, wie Wien, viel Schamlosigkeit, viel Frechheit zu finden ist, wenn es Nationen gibt wie die in Groß-Hoffinger's Buche geschilderten Slawen, welche in der Brutalität an die Grenze der Möglichkeit streifen: so gibt es denn doch Gottlob! in unserm deutschen Vaterlande noch viele Stellen, wo dergleichen raffinirte Bestialität als tief unter der Linie des Menschlichen stehend angesehen und verabscheut wird. Ref. hat die Ueberzeugung, daß in Deutschland Viele sind die dergleichen Schilderungen wie eine Beleidigung gegen das deutsche Volk ansehen, gegen Deutschland, von dem der Dichter sagt:

> Kennst du das Land, wo Lieb' und Treu'
> Den Schmerz des Erdenlebens stillt?

Ich meine, jeder echte Deutsche soll diesen Spruch bis an seinen Tod vertheidigen und durch seinen Tod besiegeln. Ref. weiß es voraus, daß Viele seine Ansicht eine philisterhafte, daß Einige sie eine phantastische nennen werden. Aber wer Begeisterung fürs Vaterland, wer Liebe zum deutschen Volke für philisterhaft oder für phantastisch erklärt, den überlassen wir dem schmählichen Bewußtsein seines eigenen Nichts. Ich bin der Ueberzeugung, daß die Meisten denen Deutschlands Zukunft nahe am Herzen liegt der Ansicht sind: man müsse zur alten Einfachheit, zur alten Tugend, zur alten Sittenstrenge der Germanen zurück; Schilderungen wie die in dem „Galanten Wien" führen nicht dahin. B.

Bibliographie.

ABC in Bildern und Versen. Mit 48 illuminirten Abbildungen. 2te vermehrte Auflage. Leipzig, Hirschfeld. 1846. 8. 10 Ngr.

Beckedorff, L. v., An gottesfürchtige protestantische Christen. Worte des Friedens und der Wiederversöhnung. 3tes Wort. 2te Abtheilung. (Schluß.) — A. u. d. T.: Die katholische Wahrheit. 3tes Wort. 2te Abtheilung. Regensburg, Manz. 1846. Gr. 8. 1 Thlr.

Bunte Bilder von A bis Z. Eßlingen, Schreiber u. Schill. 1846. Gr. 8. 7½ Ngr.

Bunte Blätter aus Natur und Leben. Mit Beiträgen von K. Barth, L. Bechstein, Hoppe, F. Rückert und Andern. Memmingen, Besemfelder. 1846. 16. 15 Ngr.

Börne's, L., gesammelte Schriften. 17ter Theil. — A. u. d. T.: Französische Schriften und Nachtrag. Mit Biographie des Verfassers. Leipzig, Kori. 1846. Kl. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bürger's, G. A., Gedichte. (Miniatur-Ausgabe.) Göttingen, Dieterich. 1846. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dittmar, H., Die Geschichte der Welt vor und nach Christus, mit Rücksicht auf die Entwickelung des Lebens in Religion und Politik, Kunst und Wissenschaft, Handel und Industrie der welthistorischen Völker. In vier Bänden. 2ter Band. 1ste Lieferung. Heidelberg, Winter. 1846. Gr. 8. 24 Ngr.

Vier Erzählungen. Aus dem Französischen. Tübingen, Osiander. 1846. Gr. 8. 25 Ngr.

Fichte's, J. G., populär-philosophische Schriften. Herausgegeben von *J. H. Fichte*. Drei Bände. Berlin, Veit u. Comp. 1846. Gr. 8. 6 Thlr.

— — religionsphilosophische Schriften. Herausgegeben von *J. H. Fichte*. Berlin, Veit u. Comp. 1846. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Gerstäcker, F., Reisen um die Welt. Ein Familienbuch. 1ster Band. Mit 4 Stahlstichen. Leipzig, G. Wigand. 1846. 8. 24 Ngr.

Henckel von Donnersmarck, W. L. V. Graf, Erinnerungen aus meinem Leben. Zerbst, Kummer. 1846. Gr. 8. 3 Thlr.

Holtzmann, A., Indische Sagen. 2ter Theil. — A. u. d. T.: Die Kuruinge. Ein indisches Heldengedicht. Karlsruhe, Holtzmann. 1846. 8. 1 Thlr.

Koch, E. E., Geschichte des Kirchenlieds und Kirchengesangs mit besonderer Rücksicht auf Würtemberg. Zwei Theile. Die Dichter und Sänger. — Die Lieder und Weisen. Stuttgart, Belser. 1846. Gr. 8. 2 Thlr. 3 Ngr.

Koch, M., Reise in Tirol in landschaftlicher und staatlicher Beziehung. Karlsruhe, Macklot. 1846. 8. 1 Thlr.

Lancizolle, L. v., Chronologisch-bibliographische Uebersicht der deutschen Nationalliteratur im 18. und 19. Jahrhundert, nach ihren wichtigsten Erscheinungen. Mit besonderer Rücksicht auf Goethe. Mit Vorwort von F. A. Pischon. Berlin, Reimer. 1846. Gr. 8. 25 Ngr.

Mörike, E., Idylle vom Bodensee, oder Fischer Martin und die Glockendiebe. In 7 Gesängen. Stuttgart, Schweizerbart. 1846. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Neumann, K. G., Kurzer Abriß der Geschichte der kleineren Staaten Deutschlands. 1ster Band. — A. u. d. T.: Kurzer Abriß der Geschichte der südwestlichen Staaten Deutschlands. Nassau. Bayern. Würtemberg. Baden. Frankfurt. Trier, Troschel. 1846. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Nibelungen Lied in der alten vollendeten Gestalt nach der ältesten und reichsten Handschrift mit einem Wörterbuch herausgegeben von O. F. H. Schönhuth. 2te Auflage. Tübingen, Osiander. 1846. Gr. 16. 25 Ngr.

Oettingen-Wallerstein, K., Fürst zu, Beiträge zu dem bayerischen Kirchen-Staatsrechte. München, Franz. 1846. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Pischon, F. A., Zeugnisse der Jünger Jesu von ihrem Herrn. Weihnachtsgabe. Berlin, Reimer. 1846. Gr. 8. 10 Ngr.

Reisen und Länderbeschreibungen der älteren und neuesten Zeit. Herausgegeben von E. Widenmann und H. Hauff. 32ste Lieferung. — A. u. d. T.: Harris' Gesandtschaftsreise nach Schoa und Aufenthalt in Südabyssinien 1841—43. Deutsch von K. v. K. 2te Abtheilung. Stuttgart, Cotta. 1846. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Schönhuth, O. F. H., Die Nibelungen-Sage und das Nibelungen-Lied. Eine historisch-kritische Untersuchung, zugleich Einleitung in das Nibelungen-Lied. Neue Ausgabe. Tübingen, Osiander. 1846. 12. 7½ Ngr.

Siborne, W., Geschichte des Krieges in Frankreich und Belgien im Jahre 1815. Mit einer genauen Darstellung der Schlachten von Quatre-Bras, Ligny, Wavre und Waterloo. Nach der 2ten Ausgabe aus dem Englischen von Lieutenant E. Sieber. 1ster Band. Mit den Plänen von Quatre-Bras und Ligny. Berlin, Mittler. 1846. Gr. 8. Zwei Bände 4 Thlr.

Ein Sommer in Rußland. Kaiser Nikolaus' Hof- und Feldlager. Eine Skizze vom Verfasser von „Eothen." Aus dem Englischen von A. Kretzschmar. Grimma, Verlags-Comptoir. 1846. Gr. 8. 22½ Ngr.

Strauß, F. A., Sinai und Golgatha. Reise in das Morgenland. Mit 2 Original-Ansichten. Berlin, Jonas. 1846. 16. 25 Ngr.

Berliner Taschenbuch für 1847. 21ster Jahrgang. Mit 7 Stahlstichen. Berlin, Reimarus. 1846. 8. 2 Thlr.

Tegnér, E., Frithiofssage. Uebersetzt von J. Minding. Mit 8 Stahlstichen nach Zeichnungen von Baron v. Kittlitz und Böhmer. 2te Auflage. Berlin, Stuhr. 1846. Gr. 8. 1 Thlr.

Trendelenburg, A., Historische Beiträge zur Philosophie. 1ster Band. — A. u. d. T.: Geschichte der Kategorienlehre. Zwei Abhandlungen. Berlin, Bethge. 1846. Gr. 8. 2 Thlr.

Vierordt, K. F., Geschichte der Reformation im Großherzogthum Baden. Karlsruhe, Braun. 1846. Gr. 8. 2 Thlr.

Vom Rhein. Leben, Kunst und Dichtung. Jahrgang 1847. Mit dem Bilde K. Simrock's und 4 Kunstblättern. Herausgegeben von G. Kinkel. Essen, Bädeker. 1846. Gr. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.

Die Werke der Troubadours in provenzalischer Sprache, mit einer Grammatik und einem Wörterbuche, von *C. A. F. Mahn*. 1ster Band. Berlin. 1846. 8. 2 Thlr.

Tagesliteratur.

Addresse der Schleswigschen Ständeversammlung an den Thron vom 2. Nov. 1846. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1846. Gr. 8. 2½ Ngr.

Actenmäßiger Bericht über die erste Versammlung deutscher Schriftstellerinnen, gehalten zu Weimar am 5., 6. und 7. Octbr. 1846. Herausgegeben von den Secretairinnen. Leipzig, Gerhard. 1846. 8. 15 Ngr.

Esmarch, Gründe für die Trennung der schleswig-holsteinischen Staats-Verwaltung von der dänischen. In der schleswigschen Ständeversammlung am 3. Nov. 1846 als Antrag gestellt. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1846. Gr. 8. 2½ Ngr.

Jachmann, R., Polen-Lieder. Leipzig, Friese. 1846. 8. 5 Ngr.

Läncher, Rupp's Ausschließung, oder: Ich weiß, an welchen ich glaube. Nordhausen, Förstemann. 1846. Gr. 8. 6 Ngr.

Löw, F., Pädagogische Blätter. 1stes Blatt. Der Unterricht in der Muttersprache und die Verfügung des K. Schulcollegiums der Provinz Brandenburg vom 13. Juli 1844. Magdeburg, Rubach. 1846. 8. 7½ Ngr.

Martens, J. F., Das Zunftwesen in Hamburg im Conflict mit der Gesellschaft. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1846. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Nizze, E., Worte des Friedens an die Mitglieder des evangelischen Vereins der Gustav-Adolph-Stiftung. Berlin, Reimer. 1846. Gr. 8. 3 Ngr.

Pelz, E., Patriotische Betrachtungen. 1stes Heft. Breslau. Verlags-Comptoir. 1846. 8. 10 Ngr.

Scheffer, W., Zeugnisse zum evangelischen Vereine der Gustav-Adolf-Stiftung in Kurhessen. In einigen Vorträgen dargelegt. Marburg, Elwert. 1846. Gr. 8. 5 Ngr.

Schlöffel, F. W., Mein Prozeß wegen Anklage auf Hochverrath. Heidelberg, Groos. 1846. 16. 20 Ngr.

Schubert, F. W., Die freie Gemeinde des Wislicenus in Halle. Eine Stimme aus der gemäßigten Partei an die freisinnigeren Protestanten, die aber Christen bleiben wollen. Grimma, Verlags-Comptoir. 1846. Gr. 8. 10 Ngr.

Das Verfahren gegen den Divisionsprediger Dr. Rupp in der Recurs-Instanz und Momente zur Vertheidigung des Rupp von seinem Defensor Tribunals-Rath Ulrich. Leipzig, Kirchner. 1846. Gr. 8. 10 Ngr.

Römische Waffen in deutschem Streit, oder: Die Berechtigung des Herrn von Linde in Darmstadt zum Urtheile in den confessionellen Fragen der Gegenwart. Mannheim, Hoff. 1846. 8. 15 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 21. —— 21. Januar 1847.

Neuere Reiseliteratur über Großbritannien.

1. England und Schottland im Jahre 1844. Von C. G. Carus. Zwei Theile. Berlin, A. Duncker. 1845. Gr. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.
2. Reisen in Irland, oder Irland in historischer, statistischer, politischer und socialer Beziehung. Von K. J. Clement. Kiel, Bünsow. 1845. Gr. 8. 2 Thlr.
3. Englands Zustände, Politik und Machtentwickelung; mit Beziehung auf Deutschland. Von Gustav Höfken. Zwei Theile. Leipzig, Mayer. 1846. Gr. 8. 4 Thlr.

Wenn ein Mann von so hervorragendem Namen in der Wissenschaft wie Carus ist sich zur Herausgabe eines Reisewerkes entschließt, in einer Zeit wo dies Gebiet des Schriftstellerthums nicht selten als ein Gegenstand niederer Speculation und werthloser Industrie betrachtet wird: so haben wir Auffoderung und Anlaß, etwas ganz Ungewöhnliches zu erwarten und wahrhaft neuen Aufklärungen, wirklichen Erweiterungen unserer Kenntniß, einem gediegenen Zuwachs zu unserer Wissenschaft von dem behandelten Gegenstande entgegenzusehen. Schottland und England sind uns durch die verschiedenen trefflichen Arbeiten von Kohl in jüngster Zeit wesentlich und in namhaften Beziehungen näher gebracht als sie es vordem waren, und es ist nun die Frage, inwiefern diese Arbeit eines so glänzenden Geistes wie Carus ist unsere Kenntniß jener Länder noch zu fördern vermochte. Um hierüber zu einem Urtheil zu gelangen, ist es zuvörderst erfoderlich, den Verf. selbst über Ursprung, Ziel und Absicht seiner Arbeit zu vernehmen. Die Reise wurde bekanntlich in Begleitung des Königs von Sachsen — welchem dieser Bericht denn auch gewidmet werden durfte — im J. 1844 ausgeführt. Jene Reise wurde, wie der Verf. sagt, in jeder Beziehung so wohl entworfen und gewählt, sie war so ganz geeignet, von dem Merkwürdigsten dieser merkwürdigen Länder eine schnelle und scharfe Uebersicht zu geben, daß der Plan derselben noch künftig wol manchem Reisenden zum Muster dienen können wird. Dieser Grund hat denn namentlich außer der Fülle vorgekommener interessanter Begegnungen und Wahrnehmungen veranlaßt, ein bei der Schnelle der Reise freilich nur kurz entworfenes Tagebuch dem Druck nicht vorzuenthalten. Das vorliegende Buch entstand daher weder aus der Absicht zu reisen um zu schreiben, noch aus der zu schreiben um wieder zu reisen; sondern nur den Leser Theil nehmen zu lassen an einer in jeder Beziehung begünstigten Reise, durch ein viel begünstigtes Land und unter so manchen in die Zeitgeschichte merkwürdig eingreifenden Persönlichkeiten. Die ursprünglichen frischen und aus der Anschauung entnommenen Aufzeichnungen sind daher auch, um ihnen den Charakter der Frische und Präcision nicht zu rauben, fast unverändert geblieben und nur mit wenigen Zusätzen ihrer ersten aphoristischen Form entkleidet — damit ja dem recht Lesenden Das nicht entgehe was oft den ausführlichsten Beschreibungen vollkommen mangelt, nämlich ein ungetrübtes Gefühl lebendiger, wahrhafter und voller Gegenständlichkeit, d. h. die Möglichkeit, durch die Darstellung selbst geistig mitten in die Sachen versetzt zu werden. Weiterhin sagt der Verf.:

> Es fehlte mir an einer eigenen lebendigen Anschauung des dritten in dem großen Länderdreiklange: Italien, Frankreich und England, und gerade des am schwersten zu begreifenden unter ihnen. Die Reise des Königs brachte einen alten Wunsch unerwartet zur Reife. In verhältnißmäßig kurzer Zeit habe ich nun einen Ueberblick der Hauptstädte und Gebäude (?) von England und Schottland gewinnen können, mannichfache interessante Persönlichkeiten sind an mir vorübergegangen, und ich kann nicht anders als mich angeregt fühlen, von allem Diesen ein Resultat zu ziehen welches, obgleich objectiv unvollständig, Andern doch manchen nützlichen Fingerzeig gewähren kann. Approximativ ist am Ende doch nur jede Bestrebung nach vollständiger Erfassung so unermeßlicher Gegenstände.

Aus diesen Aeußerungen nun ist Ziel und Zweck dieser Arbeit aufs vollständigste zu übersehen. Sich selbst klar werden über die Zustände jener Länder, die unendlich reichen Ergebnisse einer so begünstigten Reise, welche Welt, Natur, Gesellschaft und Wissenschaft auf gleiche Weise erschloß, Andern zum Genuß hinlegen und für sich selbst und seine Zukunft unverfälscht wie in einer Schatzkammer wohlverwahrt niederlegen: Das ist die Absicht des Werkes. Zu diesem Ende läßt uns der Verf. seinen Reiseweg zunächst nach den täglich niedergeschriebenen Statuten verfolgen; dann gibt er, der Erzählung im Einzelnen vorgreifend, ein Gesammtbild der Eigenthümlichkeit des Landes, für dessen Richtigkeit endlich das auf der Reise selbst Erfahrene und Beobachtete zuletzt als Probe und Beleg eintreten muß.

Bekundet uns ein so gearteter Entwurf schon den Mann von Ernst und Wissenschaft, so zeigt uns die

Ausführung in Stil und Darstellung des Beobachteten den Mann von hoher Geschmacksbildung und vor allem Andern den Schüler und Bewunderer des besten Vorbildes. Hieran knüpft sich denn — damit wir es nur gleich hier gestehen — der einzige kleine Vorwurf den wir dem Verf. zu machen haben, nämlich der der entschiedensten Nachahmung des Goethe'schen Stils in der Darstellung verwandter Gegenstände. Ist Dies ein Tadel? Wir wissen es kaum. Er würde es sein wenn Absicht und Bewußtsein damit verbunden wären: allein Ref. glaubt gern, daß der Verf. so völlig im Goethe'schen Geist aufgegangen, so ganz von ihm durchdrungen ist, daß er absichtslos und unbewußt wie mit Goethe'scher Feder schreibt, auch da, wo diese durch ihre eigene abstumpfende, moderirende, aus dem Bestimmten ins Unbestimmte überstreifende Natur, meist indirect und mit abgewendetem Ausdruck sprechend, oft einer deutschen Unart ähnlich wird, vermöge welcher wir ungern Etwas geradezu, sondern vorzugsweise gern verblümt und auf indirectem Wege sagen mögen. Es wird sich später Gelegenheit finden, Dies mit Beispielen zu belegen.

„In einem Tage von Dresden nach Hildesheim — fast 55 deutsche Meilen! Die alten Märchen sind verwirklicht! Möchte manch anderer schöner Traum auch so zur Wirklichkeit werden!" so beginnt der Verf. seinen Reisebericht. Und an einem solchen Reisetage waren noch in Leipzig die Behörden empfangen, in Magdeburg der Prinz von Hessen begrüßt, der Domplatz, der Dom im Innern besehen, in Braunschweig Schloß und Dom besucht, das Grab Heinrich's des Löwen und die Stadt betrachtet, dinirt, soupirt u. s. w. Wahrlich, an Wunder zu glauben ist hiernach kein Verdienst mehr! Der folgende Reisetag führt nach Köln, der dritte nach Brüssel. Kein Wunder, daß auf einer solchen Vogelflugreise auch dem aufmerksamen Reisenden menschliche Irrthümer begegnen. Als ein solcher — zugleich als Probe wie genau Ref. diesen Bericht gelesen hat — muß bezeichnet werden, daß der Reisende die Gegenstände zwischen Köln und Aachen, z. B. Schloß Merode, auf dem Wege von Aachen nach Verviers gesehen zu haben glaubt. In Brüssel beginnt schon all der eigenthümliche Reiz dieser Reiseschilderung, indem sich von hieran Schilderungen der Natur, wissenschaftliche Berichtigungen, Kunsturtheile tiefster Art mit Personalschilderungen der Fürsten und ihrer Umgebungen und der namhaftesten Geister und Männer der Wissenschaft, die sich den Reisenden überall entgegendrängen, auf das anziehendste kreuzen und mischen, und so die Welt der Dinge und die Welt der Geister beständig und gleichzeitig vor uns aufrollen. Das aber ist es, weshalb der Verf. mit vollem Recht seine Reise eine vor allen begünstigte nennt: denn welche andere Schilderung Englands und Schottlands, selbst die zu ihrer Zeit bewunderte in den Briefen des Fürsten Pückler, kann sich hiernach noch an Reichthum des Inhalts mit diesem Reisebericht messen wollen? In Belgien aufs beste empfangen, in Brüssel, Gent und Brügge zu allen reichen Kunstschätzen einer Schule für welche der Verf. durchaus entschiedene Eigenthümlichkeit anspricht — die Kunst hat nach ihm nicht ein Ideal allein —, in Ostende von einem Unwohlsein durch Lecture im Plutarch hergestellt, hierauf in fünf Stunden äußerst glücklich nach Dover übergeführt, von dem frischen und neuen Eindruck des Seelebens höchlich erhoben und belebt — beginnt der Verf. nunmehr das verheißene generelle Bild von England, wie er es aus den nachfolgenden speciellen Beobachtungen sich entlehnt hat. Diese glücklich errungenen Aperçus müssen an Ort und Stelle selbst nachgelesen werden: sie sind Resultate eines im strengsten Denken geübten Geistes. Die Gestalt des Landes, seine lange Abgeschlossenheit im Jugendalter, Erde und Klima haben diesen besondern Charakter dieser Nation gebildet und ihr möglich gemacht, als ein Reich von 15 Millionen über 200 Millionen Unterthanen zu herrschen. Es wird uns auf geistvolle Art und aus sicherer Wissenschaft ausgedeutet, wie und warum gerade diese Combination von Naturwirkungen, Land, Meer, Luft und Bodenbeschaffenheit gerade diesen englischen Menschen mit seinem überwiegend realistischen Sinn und seiner äußerlichen Tüchtigkeit herausstellen mußte, wie dieser Charakter der Abgeschlossenheit in einer Richtung — weil in allen übrigen durchaus dem Ganzen geweiht — sein Erbtheil werden, warum Bildnerei, Musik, Kunst überhaupt, außer der des Gedankens, ihm fremd bleiben oder im Realen aufgehen, weshalb selbst die Wissenschaft sich der Speculation entziehen, und wie ihm alle und jede andere Bedeutung überhaupt, als die der Reife in jedem Dinge, verloren gehen mußte, sodaß der Engländer für das Entstehende und Werdende, für die Genesis der Dinge keinen Sinn zu haben scheint und stets mit seinem „Lear" sagt: „Ripeness is all!" Der Verf. fährt fort:

Selbst die Wissenschaften sind aus diesen Gründen nicht sowol an sich irgend volksthümlich, sondern nur, insoweit sie nützen: natural philosophy heißt in England nicht etwa Naturphilosophie, sondern ist ein Aggregat von Physik und Mathematik, das als solches geduldet wird, während man entschieden jede Wahrheit zurückdrängt welche ein geistiges und freieres Regen so zu Tage fördern könnte, daß sie an irgend einer staatlichen oder kirchlichen Satzung entferntest zu rütteln im Stande wäre.

Bei solchem Zustande der Dinge werden wir Deutsche — so lange wir nun einmal Deutsche sind und unsers Fanatismus für die Wahrheit und das Recht an sich nicht ledig werden können — den Engländer mit seiner äußern Macht und Größe, aber auch mit seiner innern Gebundenheit und Unfreiheit, wol Engländer sein lassen müssen, ohne ihn zu beneiden.

Nach diesem Ueberblick beginnt der Verf. seine Reise in England — nicht wie die Mehrzahl der Reisenden, indem er in den Menschenstrudel von London untertaucht, sondern mit einer Umreise der Südküste Englands, welche ihn gleichsam auf genetischem Wege zur Erkenntniß der englischen Zustände verleitet, bevor er die Hauptstadt betritt. Von Dover, wo wir ihn landen sehen, und wo sich in Sitte, Menschenform, Bauart, Klima und Vegetation, die nahezu an Oberitalien erinnern, ein ganz an-

deres Land kundgibt, wo das malerische Dover-Castle und Shakspeare-Cliff, mit Buxus, Kirschlorbeerbäumen und üppigstem Epheu bewachsen, besucht und der neue Reiz der Seelandschaft voll genossen wird, geht der Weg durch ein Land von mildem Reiz in Wiesen, netten Cottages, Parks, befriedigten Feldern, schönen Eichen, runder Form, und auf trefflichen Straßen, ganz mit Wohlbekleideten bedeckt — indem die Abwesenheit eigentlicher Dörfer schon hier bemerkt wird —, nach Buckhurst, der Besitzung des Lord Delawarr (so, und nicht Delaware schreibt der Verf.), wo der königliche Gast einige Tage zubringt. Hier werden nun Einrichtung, Lebensordnung, Tafel, Park und Schloßanlagen reizend und anziehend geschildert und die Lebenszustände der englischen Nobility vielfach erörtert. Der herrschende englisch-gothische Baustil, dem der Verf. eine eigenthümliche, von der deutschen Gothik unabhängige Entwickelung vindicirt, wird uns mehrfach zergliedert, und Beobachtung der Natur, der Kunstneigungen und der geselligen Sitte gehen hier stets Hand in Hand. Eine Wahrnehmung in Betreff des Klima, auf welche der Verf. viel Gewicht legt, war uns neu. Wie die Temperatur Südenglands, ihre Feuchtigkeit abgerechnet, fast ganz norditalienisch ist und eine entsprechende Flora zeugt, so ist es auffallend, wie eine Bodenerhebung von wenigen Hundert Fuß, ja der geringste Hügel sofort einen ganz andern Zustand der Dinge hervorbringt. Ueberall wo sich der Boden nur im geringsten erhebt, tritt sofort eine totale Verödung, Haidekrautflächen, und eine empfindlich rauhere Luft hervor. Hieraus erklärt sich der grelle Wechsel englischer Landschaften und der Thermometerstände. Wir durchstreifen ein reiches, üppig blühendes, dichtbevölkertes Gelände; die Landstraße erhebt sich kaum merklich, und sofort befinden wir uns in einer baumlosen, steinigten, öden und völlig verlassenen Einöde, die nach einer kurzen Strecke wieder einer üppigen Parkanlage, aller Naturreize voll, Platz macht. Und hiermit stimmt es nun auch überein, daß in den Hochlanden bei einer Erhebung von 3—4000 Fuß schon alle Vegetation endet und die volle Verödung der Alpen bei der doppelten Höhe hervortritt.

Es bedarf nicht erst der Erwähnung, wie reiche gesellschaftliche Schilderungen die Umreise des königlichen Reisenden zu den Landsitzen der Familien Delawarr, Dorset, Amherst u. A. darbietet. Die Kunstgegenstände welche hier in Buckhurst, Knowle, Penshurst, dann in Brighton, Arundel u. s. w. angetroffen werden; die Persönlichkeiten die sich aller Orten darstellen, z. B. Admiral Parker, Rowley, der alte Lord Amherst, Gouverneur der indobritischen Reiche und Gesandter in China, Pakenham und viele Andere; die Festlichkeiten die den Reisenden überall bereitet werden; die Schloß- und Parkgemälde welche wir empfangen —: alles Dies gäbe zu fesselnden Auszügen Anlaß, drängte sie der Raum nicht allzu sehr zurück. Portsmouth mit seinen unermeßlichen Anstalten der englischen Hauptgöttin Navy, das reizende Cowes mit der Insel Wight, der Besuch des Admiralschiffs Victory, auf dem der unvergeßliche Nelson siegte und fiel, alle diese Dinge, welche dem hohen Reisenden natürlich auf die günstigste Art gezeigt und dargestellt wurden, könnten uns lange beschäftigen. Das liebliche Eiland, ein köstliches Buen Retiro eines Herrschers, wird ganz umkreist, die Kreidefelsen der Needles besucht, in Luft und Meer geschweigt und — 24 Stunden später, 80 englische Meilen entfernt, in den goldenen Sälen der Königin von England zu London mit dem Kaiser von Rußland dinirt! Welchem Reisenden war es gegeben so wechselnde Eindrücke in so rascher Folge an sich vorübergehen zu lassen!

Die 80 Meilen von Southampton bis London über Winchester wurden auf der Southwesternbahn in der erschreckenden Geschwindigkeit von zwei Stunden zurückgelegt. Prinz Albert empfing die Reisenden und führte sie selbst nach Buckinghampalast; von London sah man Nichts als einige dürftige Gassen. Um 8 Uhr entfaltete sich der Luxus des englischen Hofes an einer Tafel von 50 Personen, von welcher die Königin, nach altenglischer Sitte, eine Viertelstunde früher als der König und die Herren sich erhob. „Es ist ein eigenes Gefühl von Einsamkeit und Verlassenheit, wenn man sich auf einmal aus der Natur in ein Menschen- und Häusermeer wie dieses London geworfen sieht" — so beginnt der Verf. sein nächstes, den Eindrücken welche die Weltstadt gewährt gewidmetes Capitel. Die Menge des Bemerkenswerthen, das uns nun auf jeder Seite über die Kunstanstalten, die wissenschaftlichen Institute, die ärztlichen und klinischen Anstalten, die Sammlungen, über die Theater, die hervorragenden Persönlichkeiten in Kunst und Wissenschaft, die Geselligkeit, über den Hof und dessen Weise, kurz in allen Richtungen die ein so universeller Geist wie der Verf. ist nur verfolgen kann, geboten wird, ist so groß, daß, wenn alles Dies von uns angemerkt werden müßte, dieser Aufsatz zu einem Buche anschwellen würde. Nur Einiges, und meist Aphoristisches ist uns aus diesem Reichthum mitzutheilen gestattet, während wir den Kundigen auf diese Capitel selbst verweisen müssen, deren Bedeutung bei jeder wiederholten Lecture nur noch zu wachsen scheint.

Den ersten Besuch in London erhält Prof. Owen und das College of surgeons mit seinen Sammlungen, das große Hunter'sche Museum, so reich an vorweltlichen Gegenständen. Owen versicherte, man könne gut annehmen, daß in England mindestens von 2000 Mammuths und 1000 Ichthyosauren die Reste gesammelt seien: ja, an der Ostküste lägen die Mammuths oft weit unter dem Meere hin, sodaß Fischer ihre Netze an ihren Stoßzähnen zerrissen. Hier ist auch das Skelett des größten Irländers, 8 Fuß 2 Zoll hoch, aufbewahrt, und der zoologische Garten der Anstalt bietet den seltenen Orang-Utang lebend — eine in seiner Gesammtform überaus widerwärtige Erscheinung —, fünf Giraffen und die prächtigsten Vögel Südamerikas dar. Der folgende Tag, im Britischen Museum zugebracht, zeigt den Reisenden als einen Kunstkenner der besten Schule, als einen Geist der die Schätze der Kunst

zu wahrer Förderung geistiger Entwickelung sieht, und zu gleichem Zweck sie Andern nahe bringt. Der Blick auf die Marmor des Parthenon (die Elgin marbles) macht bei ihm eine Epoche. „Haben doch meine Augen auch Das noch geschaut!" ruft er dankbar aus. Wie sehr das wahrhaft Vollendete eine höchst feine Mitte ist, von welcher denn rechts und links Alles in das Unvollendete abweicht, ist eben hier deutlichst zu gewahren, wenn man sich nur schon des Gypsabgusses lebendig und vergleichend erinnert. (Völlig Goethe'scher Redebau!) Die Friesen aus Phigalia sind dagegen nicht an einem Tage zu nennen mit den Arbeiten des Phidias; roh und unvollkommen in der Zeichnung, oft nur ein Viertel Lebensgröße, immer jedoch noch wahrhaft griechisch. Einzig und allein das Aegyptische hält sich jener Höhe gegenüber in seiner Sphäre aufrecht. Was ein eiserner durchaus festgehaltener Charakter für Gewalt übt, er sei wie er sei, ist allerdings in dem großen Saal der Sphinxe, Memnon- und Osirisstatuen, Konephoren und Sarkophage zu gewahren. Wenn die gesammte Welterscheinung wesentlich zwei Seiten darbietet, die Bewegung im Einzelnen und das Beharren im Ganzen, so entsprechen Diesem zwei Auffassungen im Gebiete der Poesie und der Kunst. Die griechische Kunst versinnlicht aufs feinste das Princip der Bewegung, die ägyptische das des gewaltigen Beharrens für ewige Dauer. Dort in jeder Falte der Gewandung Bewegung, Leben, Reiz der wechselnden Form; hier unverändertes Bleiben, an dem Jahrtausende wie Stunden vorüberzugehen scheinen, ganz wie die Sphinxe im „Faust" sprechen. Dabei ein solches Festhalten des Stils, daß die ägyptische Kunst in jedem kleinsten Rest, an einem Fingergliede selbst sofort erkannt wird. An demselben Abend bezieht der Berichterstatter seine Wohnung in dem alten Schlosse Windsor gegenüber der Wohnung des Kaisers von Rußland. Der Verf. sagt:

> Abends das gewaltigste Diner — welche Säle, welche Pracht, welche Erleuchtung überall — wie Feenmärchen! An der Tafel waren einige 60 Personen und Alles speiste von Gold. Der Leibarzt des Kaisers, der neben mir saß, meinte, daß Dergleichen doch auch in Petersburg nicht vorkomme. Nach der Tafel wurde ich dem Kaiser vorgestellt, der sich ganz heiter französisch einige Minuten mit mir unterhielt. Autokrat in jeder Bewegung — ich wurde an das Aegyptische erinnert.

Weiterhin folgt ein geschriebenes Portrait dieser merkwürdigsten Persönlichkeit. Ueber solche Begegnungen, die andern Reisenden viel Stoff geworden sein würden, eilt der Verf. kurz und schnell hinweg: er hat Größeres im Auge.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Die Franzosen in Afrika.

Die Besitzungen der Franzosen in Algerien haben schon viel Blut, aber noch unendlich mehr Tinte gekostet. Es ist unglaublich, wie viele Colonisationsentwürfe auf dem Gebiete der Journalistik sowie in eigenen Werken bereits hervorgetreten sind, und wie doch ungeachtet der Anstrengungen und Bemühungen Einzelner das praktische Resultat noch immer ein so geringes ist. Man erinnert sich, daß, als im englischen Parlament einmal die Discussion auf Algier kam und aus einigen Mitgliedern der gereizte Ton der Nationaleifersucht sprach, ein geistreicher Redner die Meinung hinwarf, man solle die Franzosen gewähren lassen; denn bei der Theilung der auswärtigen Ländereien hätten sie, indem sie sich Algiers bemächtigten, offenbar nur die Knochen für sich behalten. Wenn nicht die Colonisation Afrikas in ganz neue Phasen tritt, so wird wol dieses Wort, welches auf die praktische Befähigung der Franzosen eben kein günstiges Licht wirft, unerschüttert stehen bleiben. Seltsam, und man kann wol sagen etwas chimärisch, scheint es unter diesen Umständen, wenn wir in einer kürzlich erschienenen Schrift, „La France en Afrique", einen neuen Colonisationsplan ausgesprochen finden, welcher sich nicht einmal auf Algerien beschränkt, sondern den Zweck verfolgt, alle Besitzungen, die den Franzosen zum Theil auf sehr entlegenen Punkten zu eigen sind, in einen gewissen systematischen Zusammenhang zu bringen. Man sieht, dieses Project ist etwas weitumfassender Art, und der Verf. hätte sich das Sprüchwort „Qui trop embrasse, mal étreint" wol vor Augen stellen sollen. Der anonyme Publicist welcher hier auftritt legt großes Gewicht darauf, daß Frankreich, wie wir es schon längst im Morgenlande gesehen haben, das Interesse des Katholicismus auch in Afrika durchaus zu dem seinigen machen müsse. Auf diese Weise allein scheint ihm ein dauernder Einfluß und eine Vortheil versprechende Thätigkeit gesichert zu sein. Wir lassen uns hier auf keine Beleuchtung und Zergliederung dieses exclusiven Systems ein, gegen das sich mancherlei Einwendungen erheben ließen. Eine Discussion wird dadurch unmöglich, daß der Verf. nicht überall auf dem positiven Boden der Wirklichkeit steht. Am praktischsten sind die Ideen welche er in Bezug auf Algier und das dazu gehörige Gebiet entwickelt. Hier zeigt er offenbar Sachkenntniß, und man könnte aus einigen seiner Andeutungen fast die Vermuthung schöpfen, daß er den Angelegenheiten der Verwaltung nicht fernsteht, sowie man überhaupt auch einigen seiner Vorschläge vielleicht bestimmte persönliche Zwecke unterlegen könnte. Zu den Stellen welche eine solche Deutung zulassen gehört unter Andern der Schluß, welcher die Einsetzung eines eigenen, mit der Civiladministration betrauten Ministeriums als eine Hauptbedingung alles Gedeihens hinstellt.

Das Leben der schweizerischen Geistlichen als Stoff episch-idyllischer Behandlung.

Wir haben vor kurzem in dem „Le pasteur de Campagne", von Frédéric Chavannes (Lausanne 1846), ein idyllisches Gemälde erhalten, welches in seiner Färbung und Stimmung vielfach an „Jocelyn" von Lamartine erinnert, obgleich es wieder durch den rein christlichen Grundton der durch das Ganze geht sich wesentlich davon unterscheidet. Es wird uns hier das reine, segensvolle Wirken eines Landpredigers in einer sichern Zeichnung geboten, und wenn auch die den einzelnen Episoden vorangestellten Bezeichnungen der Zeit in der sie entstanden sind dafür sprechen, daß der Dichter sie vor dem Ausbruch der religiösen Wirren im Waadtlande entworfen hat, so mag ihm doch bei der Veröffentlichung der Gedanke vorgeschwebt haben, uns das friedliche Bild einer jetzt nun entschwundenen Zeit vorzuführen. Eine solche Beziehung läßt sich auch wol schon aus dem Motto welches der Dichter seinem Werke vorangestellt hat herauslesen. Dasselbe besteht in den Virgil'schen Worten: „Hanc olim veteres vitam coluere." Die Gesinnung welche die ganze Dichtung eingegeben hat ist ehrwürdig, und man kann diese gedankenreichen Verse nicht ohne eine gewisse Erhebung lesen. Was die Form betrifft, so können wir die auf classischen Vorbildern beruhende Sauberkeit der Ausführung nur loben, obgleich der allzu geschulte Vers leicht einer gewissen Monotonie verfällt, die durch den Mangel einer Abwechselung noch erhöht wird. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 22. —— 22. Januar 1847.

Neuere Reiseliteratur über Großbritannien.

(Fortsetzung aus Nr. 21.)

Der folgende Abschnitt bringt nicht minder reizende Schilderungen des Schlosses Windsor, Eton, Hanwell, der städtischen Größe Londons, der Pracht seiner Bazars in Regent- und Oxfordstreet. „Denke ich jetzt an Paris zurück, so erscheint es mir gegen London als kleine Stadt." Abends wieder die glänzende Tafel wie gestern mit der Zugabe eines schottischen Pfeifers im Costume, von dessen schrillender, summender, schneidender Musik der Verf. nicht erbaut ist. Revuen und Spazierfahrten durch den Park, in welchem einige 20 englische Meilen zurückgelegt wurden, prächtige Durchblicke, herrliche Baumgruppen, eine Ruine ganz aus athenischen Trümmern zusammengesetzt; der Kaiser von Prinz Albert kutschiert; Abends Diner in Uniform. Hier lernt der Reisende Sir H. Hardinge, Lord Saltoun, aus China wiederkehrend, Lord Aberdeen, Robert Peel, den alten Helden Wellington u. A. kennen. Der Kaiser im Costume eines Kosackenhetmans; R. Peel, etwa ein Funfziger, wohlgebaut, kräftig, groß, breiter Kopf, mit dem Ausdruck der Festigkeit und des scharf Verständigen, im Verkehr mit hohen Häuptern etwas süßlich, außerdem fein und gehalten in der Unterhaltung, ein reicher Mann, seines Gewichts sich bewußt, stets einfach schwarz, ohne Orden, gekleidet, physisch kräftiger Conservatismus durch und durch! Der Herzog von Wellington, ganz das Bild eines alten Soldaten, steif, halbtaub, aber heiter, ganz weißes, reichliches Haar, lange Züge, mehr Augen- als Ohrenmensch, reich decorirt, beständiger Liebling des Volkes, das wo es ihn sieht stets den Ruf: „The old Duke hurrah!" hören läßt. Folgender schöner Zug wird uns von ihm erzählt: Als in der Schlacht von Waterloo der Sieg aller Berechnung nach entschieden war, setzte Wellington, den Hut schwenkend, sich an die Spitze seiner Offiziere dem Feind entgegen im Galop. Man machte ihn auf die höchste Gefahr die das nahe feindliche Feuer brachte aufmerksam. „Ei was", rief er, „jetzt laßt sie schießen — die Schlacht ist ja doch gewonnen!"

Hiernächst Wettrennen in Ascot, dem der Hof beiwohnt. Unermeßliche Bewegung, und eine Volksmenge, welche die Personen des Hofs, erst die Königin, dann den Kaiser, den König, den Prinzen Albert, den Prinzen von Wales und den alten Helden von Waterloo, Einen nach dem Andern, gleich Schauspielern hervorruft und mit Klatschen und furchtbarem Hurrahruf begrüßt; dann letztes Diner — für diese Zeitlichkeit, sagt Carus — in Windsor, bei dem uns Admiral Codrington — in die Länge gezogener Körperform, kahl, mit vergnüglich sinnlichem Ausdruck, schwarz gekleidet — portraitirt wird. Nun folgen die Ausflüge in London in Begleitung des Königs. Die Paläste der Herzöge von Sutherland, das für das prächtigste Haus in London gilt, was Viel sagen will, von Devonshire, Cambridge u. A. werden uns geschildert. Der Verf. sagt:

> Es war mir interessant zu sehen, mit wie viel man leben kann, nachdem der Arzt so oft gesehen, mit wie wenig man leben muß.

Die Parks dagegen machen am Ende doch bei aller ihrer Herrlichkeit auf den Reisenden den Eindruck einer verzogenen Natur: die Einfriedigungen, die geschorenen Wiesen, die stets gleichen, gecirkelten Sandwege und Hecken lassen das Genügen am freien, göttlichen Element der Natur nicht rein aufkommen. Selbst die berühmte Shakspeare-Eiche und der Schauplatz der „Merry wifes" im Windsorpark macht diesen mehr oder minder verschränkten Eindruck. Ebenso verhält es sich mit den neugothischen Bauten in England: Alles schön im Einklange und sorgfältigst ausgeführt; allein jene Foderung großer, massenhafter Verhältnisse und jener Freiheit, die ein gewisses Irrationales und Organisches einschließt, wird nicht befriedigt. Ebenso fein als wahr! Wer sich was der Verf. meint deutlich machen will, hat nur in Gedanken z. B. den Dogenpalast in Venedig neben das neue Parlamentshaus in London zu setzen. Bei dem Besuch der Westminsterabtei hat der Verf. das Gefühl eines Geologen, der in ihrer Structur die Geschichte der Erde liest; hier umgibt ihn die versteinerte Geschichte von ganz England. Dazu der volle Hauch des Alterthums in wunderbaren Farbentönen des Gemäuers in der Kapelle Heinrich's VII., und der begleitende Orgelton voll tiefinnerlicher Rührung. Der Verf. sagt bedeutungsvoll:

> England hat einen mächtigen Knotenpunkt seines Fortlebens auf diesen Pfeilern ruhen, es ist wichtiger als man denkt

für ein Volk, in einem würdigen, altergrauen Monument solcher Art die Weihe seiner geschichtlichen Entwickelung sich stets gegenwärtig gehalten zu sehen.

Wäre es nur thunlich, von allem dem Neuen und Anziehenden das die folgenden Abschnitte: Parlamentssitzungen, Rout beim Herzog von Devonshire, Gemäldegalerie im Buckinghampalaste, Oper, Bedlam, Palast Landsdown, Paulskirche, Arbeiten bei Owen, Besuch der Mustergefängnisse, beim Erzbischof in Lambeth, Zoological gardens, Tunnel, Brauerei von Barklay und Perkins, United service-club, Whitehall, die Theater, die ornithologischen Sammlungen Gould's, Faraday, Soirée bei Lord Wilton, bei Lord Aberdeen, Besuch von Richmond und Kew, Fahrt nach Hamptoncourt und Claremont, Diner bei R. Peel, Quäkerversammlung, Galerie Lord Westminster's in Grosvenorhouse, die „Times" und der nächtliche Besuch in ihrem Office, Gerichtssitzungen, Besuch beim Lordmayor, Tower, Docks, Dampfschiffahrt in London u. s. w. enthalten, bis zum Abschied von London hin, eine irgend annähernde Vorstellung zu geben! Allein der Reichthum vielseitigster bemerkenswerther Notizen ist leider für unsern Raum zu groß; kaum Dies und Jenes wird noch hervorgehoben werden dürfen.

So wird St.-Paul, Wren's Meisterstück, uns als ein wüstes, seelenloses Bauwerk, das nur von fern massenhaft wirkt, charakterisirt, und erst von Londonbridge die Größe und Macht dieser zwei Millionen Menschen fassenden Weltstadt ganz erkannt; über das volle und das gemischte Schweigsystem in dem bastilleartigen Penitentiary Treffliches beigebracht; der geistliche Hofstaat des Primas von England, der Themsetunnel und die unermeßliche Brauerei Perkins', die 224,000 Säcke Malz verbraucht und 180,000 Pf. St. an Werth im Bier vorräthig hat, in 150 Kufen zu 3600 Barrels, das Barrel zu 36 Gallonen — ein wahres Meer von Bier —; die köstliche Hope'sche Gemäldesammlung, die unvergleichliche Portlandvase, die naturwissenschaftlichen Anstalten des Britischen Museum mit ihren fossilen Ichthyosauren und Plesiosauren — eine Wirbelsäule davon ist 20 Fuß lang — geschildert; die gemalte Apotheose Jakob's I. in Whitehall, welche seinem Sohn bei seiner Hinrichtung leuchtete, und der Mondscheintanz der Cerito in der Oper uns vorgeführt.

Die vollkommen königliche Einrichtung so vieler Paläste des hohen Adels gibt denn doch auch zu der Bemerkung Anlaß, daß zu viel Comfort und ein jeden Wunsch überbietender Luxus auf den Nationalgeist eines Volkes unmöglich vortheilhaft einwirken könne. An einer andern Stelle erfahren wir von dem neuentdeckten Geheimniß, wie es scheint des Verf., daß die Gährung nichts Anderes sei als ein mikroskopischer Keimungsproceß, und dieser anziehende Einblick in die Natur, welcher den Prinzen Albert zwei mal zu dem Verf. führt, lehrt aufs neue erkennen, wie die alte angebliche Scheidung zwischen organischem und unorganischem Dasein gar nicht vorhanden, wenigstens nicht zu erkennen und festzustellen sei. Indem der Reisende so fortwährend das Verschiedenartigste mit gleicher Wärme in Eins zusammenfaßt, lehrt er uns die namhaften Maler Englands, Landseer vor Allen, Clarkson, Stanfield, den ältern Reynolds und Lawrence, Wilkie u. A., mit wenigen Zügen in ihrem Wesen kennen, sowie wir denn auch die Aerzte, Physiker und Chemiker von Namen uns näher treten sehen. Einen tiefen Eindruck macht auf ihn der Besuch des halbverödeten Hamptoncourt, Raum genug für zwei königliche Hofhaltungen darbietend. Die sieben Rafael'schen Cartons, halbverwittert und ungünstig aufgestellt, fördern, wie er sagt, seine Kunsteinsicht um einen weiten Schritt. Auf starkem Papier mit Kohle gezeichnet, mit Tusche angeschattet und mit Deckfarbe gemalt, eröffnen diese großen und kühnen Entwürfe erst das volle Verständniß des Rafael'schen Geistes. Allerdings ist nicht Alles an ihnen von Rafael, und die Zeichnung ist oft nicht zu loben; um so mehr empfindet man dagegen die Unmittelbarkeit des künstlerischen Gedankens, und die Universalität des Rafael'schen Geistes, der diesen Ton nie wieder angeschlagen hat, wird hier doppelt erkennbar. Eine enorme Menge von Gemälden ist sonst noch in diesem Orte aufgehäuft, den der Hof nur selten besucht. Claremont mit seinen Cedern und Weihern, aber auch voll jener Etiquette der Natur, die uns doch beengt, Peel's Haus in London, die Galerie des Lord Westminster, der mit einem Einkommen von 1000 Pf. St. täglich für den reichsten Privatmann in England gilt, und zahllose andere Sehenswürdigkeiten bis zu dem Chinesischen Hause hin, bei dem der Verf. die schwermüthige Betrachtung macht: daß das Licht höherer Schönheit einem hochgebildeten Volke von 300 Millionen Menschen vorenthalten wurde — „denn was bedeutet aller dieser Plunder gegen ein einziges Werk des Phidias!" ruft er aus —, führen zu dem Abschied von London, das der Verf. nach dreiwöchentlichem Verweilen, gefördert im Geiste, doch wehmüthig verläßt.

Die fernere Reise durch England, welche Cambridge, Bedford, Woburn, Chesterfield, Schloß Hardwick, Bakewell, das unermeßliche Chatsworth, Haddonhall, das Peukgebirge, Birmingham, dann Kenilworth, Warwick, Stratford am Avon, Blenheim und Oxford berührt, bietet auf jedem Blatte eine anziehende Notiz dar. So viel wie unser Reisende in kurzer Zeit sieht, kann allerdings ein minder begünstigter Tourist nicht zu sehen hoffen. Es ist die hohe Gunst und das Eigenthümliche dieser Reise, daß nicht blos alles Wichtige den Reisenden sich — und unter welcher Leitung! — zugänglich macht, sondern daß ihnen Alles aufs günstigste und schnellste gleichsam entgegengebracht wird, und überall offene Thüren, wartende Wagen und Pferde, glänzender Empfang und Eintritt ihrer harrt. Fast überall wohin die Reisenden gelangen empfangen sie Cheers des versammelten Volkes, und Zeitungsblätter mit den geringfügigsten Nachrichten über ihre Reise werden neben ihnen ausgegeben, was den Verf. veranlaßt, über diese Aufpasserei und breite Klatscherei der englischen Zeitungen seine Verwun-

bewerung zu bezeigen, die so unangenehm für den Besucher und so verderblich und unehrenhaft für das Volk ist. Die Erklärung dieser eigenthümlichen Erscheinung scheint uns in dem Gewicht und der Bedeutung zu suchen zu sein, welche öffentlichen Personen (public characters) in England mehr als anderswo beiwohnen. Die Schnelligkeit mit der solche Nachrichten verbreitet werden hat freilich etwas Wunderbares an sich; allein man erstaunt auch hierüber nicht mehr, wenn man erfährt, daß in London eine Unternehmung entsteht, die es übernimmt sogar die Leichen mit Eisenbahn und Dampf außerhalb London zur Ruhe zu befördern — beinahe entsetzlich für ein dem Alten zugethanes deutsches Gemüth.

Den merkwürdigen schiefen Thurm von Chesterfield, dessen Zeichnung einen gar seltsamen Eindruck macht — wobei wir denn anzumerken haben, daß die Schilderungen des Verf. von einer Menge kleiner, oft sehr willkommener Croquis und Umrisse begleitet sind —, erinnern wir uns noch nirgend erwähnt gefunden zu haben. Einen höchst wohlthuenden Eindruck macht das edle und stille Oxford, die prachtvolle Ruine Kenilworth, Warwick und endlich Shakspeare's Geburtsstelle in Stratford am Avon auf den Reisenden. Die Familie jenes Leery, Squire von Charlecote, Feindes und Anklägers des jungen Shakspeare, ist merkwürdigerweise noch im Besitz dieses Gutes, wogegen Shakspeare's Familie ausgestorben ist. „So erhält sich oft in der Welt, obwol eigentlich keiner Existenz theilhaft, das Rohe und Materielle, indeß das Höhere zwar verschwindet, aber nur um zum wahren Dasein zu gelangen.“ In Birmingham erregt die Fabrikarbeit, zu der Kinder gezwungen werden, dem Verf. wehmüthige Betrachtungen: „Es liegt etwas Fürchterliches darin, Den in die Gegenwart zu zwingen der eigentlich nur in der Zukunft leben soll.“ Nachdem nun ein großer Theil des innern England besucht und, wie der Verf. sagt, ihm gegenständlich geworden ist, spricht er denn doch aus: daß schöne und malerische Gegenden, Schönheiten im höhern Stil, die eine Reise übers Meer belohnten, eigentlich nur da zu finden seien, wo überhaupt Englands Macht beginnt, nämlich am Meere.

Am Schluß des ersten Theils spricht der Reisende von der wachsenden Kraft eines großen Magneten, den er bei Prof. Kidd sieht, und sagt: „Unter allem Wunderbaren der Elementarbewegung war mir dies stille und langsame Zunehmen der Attraction stets eine der wunderbarsten Erscheinungen.“ Ein solcher Magnet, dessen Anziehungskraft stets zunimmt, ist denn auch dies Reisewerk des Hrn. Carus.

Im zweiten Theile desselben erscheint der Verf. noch universeller, und nach allen Richtungen hin Theilnahme anregend und Lehre spendend, als er selbst im ersten war. Zunächst wendet sich der Reisezug durch eine flache, baumlose Einöde — wie man sie inmitten des höchstcivilisirten England eigentlich gar nicht für möglich hält — nach Salisbury und dem geheimnißvollen Monument von Stonehenge, an dem, wie schon Kohl nachgewiesen, jede bisher versuchte Conjectur scheitert. Vom Dom und Thurm von Salisbury, dem höchsten im vereinigten Königreich, wird das Seebad Weymouth, die fast ganz aus Fossilien bestehende Küste von Lyma regis und Sidmouth, Dawlich, Teignmouth, Dartmouth erreicht. Diese ganze älteste, von den Römern und Normannen gehegte und geliebte Küste bietet sehr schöne Meer- und Uferansichten dar, und erinnert an Dover und die schönsten Spitzen von Rügen. Besonders vermittelt die Bai des Dart Land und Meer auf fast ideale Weise. Der Menschenschlag ist schön; fast Alles erscheint beritten, Männer, Mädchen und Knaben. „Zu Schiff und zu Pferde“, sagt der Verf., „wußten die Engländer stets vorwärts zu kommen.“ Weiterhin treffen wir auf die Ansicht, daß der Mensch der Viel in sich und in der Welt erfahren von dem bloßen Naturreiz nicht hinreichend tief erfaßt werden könne, eine Meinung die wir ganz und gar nicht theilen können, und die wir vielmehr geradezu umkehren möchten, wenn auch Goethe Recht hat zu sagen: „Denn wozu dient aller dieser Aufwand von Sonnen, Planeten und Milchstraßen, Kometen und Nebelflecken, wenn nicht zuletzt irgend ein glücklicher Mensch sich ihrer freut.“ Ja, der Verf. selbst, der jene Ansicht zwei mal niederschrieb, widerlegt sie selbst dadurch, daß er sich uns selbst im Besitz des rechten und innigsten Naturgenusses an hundert Stellen seines Buches zeigt.

In Plymouth und Devonport ist es hiernächst wieder die volle Größe des englischen Seelebens, die Pracht und die Macht seiner Marine, die uns vielfach beschäftigen. Wir besuchen Bodmin, das seltsame Mount St.-Michael, Marazion, Penzance, Cap Liscard, wo Englands Küste in Granitfelsen groß und überraschend ausgeht, und unter einer ganz italienischen Pflanzen- und Baumwelt ärmliche Hütten zerstreut liegen. Logan-rock, ein Fels, 80 Tonnen Last haltend, liegt, unfern Penzance, so im Gleichgewicht lose, daß einige Menschen ihn in schwankende Bewegung bringen. Der Verf. sagt:

> Es könnte weitläufige Betrachtungen erregen, daß gerade nur das im sichern Gleichgewicht Ruhende gefahrlos zu schwanken vermag, während was massiv liegt, wenn es einmal schwankt, auch zu fallen pflegt. Ist doch darum gerade dem Genius ein gewisses äußeres Schwanken ganz naturgemäß.

Bei Landsend ist der Anblick von See und Land wahrhaft groß, prachtvoll — Ossianisch. Die Excursion hierher ist selten, und die Sache weniger Touristen; um so dankbarer empfangen wir des Verf. Schilderung seines Zuges durch das ferne Cornwall, die Kupfer- und Zinnminen von Botallack, St.-Joes, Launceston, das ärmliche Datchamptan, Exeter nach Bristol. Die Fahrt nach Bath durch das schöne Felsthal des Avon, der Besuch bei Lady L., die in ihrem 92. Jahre mit gänzlich vergrabenen und fast gespensterhaften Ansichten den Eindruck machte, als tönte plötzlich eines jener Dinotherien und Plesiosauren uns lebend entgegen — während bei Männern hohen Alters zwar eine gleiche Lebendigkeit selten, aber die Fähigkeit auch die Gegenwart zu würdigen und zu verstehen größer zu sein pflegt —, Landsdown-Tower, wo die Reisenden abgewiesen wurden, weil

heute ein holy-day sei, und Priors Park, die englische Dichterhalle, die Besteigung der ungeheuern British Queen, 310 Fuß lang, und das größte existirende Schiff, Chepstow, und die unendlich malerische Ruine von Tintern-Abbey, Leidcourt mit seiner reichen Gemäldegalerie, Hrn. Miles gehörig, füllen die nächsten Abschnitte auf die anmuthigste Weise aus. Vorzüglich aber zeigt die Schilderung von Tintern-Abbey, das den tiefsten Eindruck auf den Verf. macht, ihn uns als einen poetischen Naturmaler, als einen Geist den Naturgenuß ganz erfüllen kann, wie er doch gern leugnen möchte. „Etwas so in dieser Art Vollendetes, so durch und durch Poetisches war mir noch nie vorgekommen", sagt Carus, der doch Italien unlängst erst gesehen hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber spanische Baukunst

enthält das „Quarterly review" (Märzheft 1846) einen ziemlich langen Aufsatz aus einer Feder die ihres Gegenstandes vollkommen mächtig erscheint. Zum Grunde sind sechs Werke gelegt:

Noticias de los arquitectos y arquitectura de España. Por *Juan Agustin Cean-Bermudez*. Vier Bände. Madrid 1829.

Sketches in Spain. By Captain *Widdrington*. Zwei Bände. London 1834.

Spain and Spaniards. By Captain *Widdrington*. Zwei Bände. London 1844.

Plans, elevations, sections and details of the Alhambra. By *Owen Jones*. Zwei Bände. London 1842.

The picturesque antiquities of Spain. By *Nathaniel A. Wells*. London 1846.

España artistica y monumental. Por Don *Genaro Perez de Villa-amil*. Drei Bände. Paris 1846.

Ehe der Verf. seinem Zwecke nahetritt, eine allgemeine Uebersicht der spanischen Baukunst zu geben, nach den verschiedenen Epochen in welche sie gleich der spanischen Geschichte selbst zerfällt, die phönizische, römische, gothische, maurische und spanische, ein Feld auf welches ihm hier nicht gefolgt werden kann, gibt er seine Meinung ab über die genannten Werke, deren Mittheilung schon als Leitfaden Manchem willkommen sein dürfte. Sie lautet in beschränkendem Auszuge folgendermaßen:

„Cean-Bermudez besitzt Befähigungen wie sie in einem Spanier sich selten vereinigen: das sichere Auge und den richtigen Geschmack des Italieners mit der Geduld und dem Forschergeiste eines deutschen Professors, die Methode und lichtvolle Ordnung eines französischen Classificators mit der ehrlichen Redlichkeit eines englischen, von Aberglauben freien Gelehrten. Seine Notizen stützen sich auf die Sammlungen des Eugenio de Llaguno, sind vortrefflich geordnet, reich an Erläuterungen und Originaldocumenten und mit sorgfältigen Registern versehen, welche das Aufsuchen in diesem Schacht der Belehrung wesentlich erleichtern. Es werden nicht weniger als 1160 mit spanischer Architektur in Verbindung stehende Künstler aufgezählt, und die Leistungen derselben an mehr als 400 unterschiedenen Orten nachgewiesen."....

„In kurzem Zwischenraume folgte Capitain Widdrington. Er saß nicht daheim in seiner Studirstube, um Dinge herabzuwürdigen die er nie gesehen, über Sachen abzusprechen die er nicht verstand. Jahrelang hat er persönlich geforscht, hat jede Stelle besucht, jedes Denkmal gemessen und gezeichnet. Sein Stil portraitirt den Mann. Bei bescheidener, gedrängter, vielleicht zu schmuckloser Sprache verbürgt jede Seite den gesunden Verstand, die scharfe Beobachtung, den Ernst, die Liebe zum Schönen und das Streben, richtige Auskunft zu erlangen und zu ertheilen. Sein zweites Werk enthält die Resultate eines spätern Besuchs der Halbinsel — zehn Jahre liegen dazwischen — und wird stets zu den classischen Werken über Spanien gehören."

„Die prächtigen Foliobände von Owen Jones haben das entwürdigte Alhambra gegen weitern Vandalismus ausländischer Eindringlinge und gegen die vernichtende Apathie inländischer Geschmacklosigkeit gesichert. Phönixähnlich ist dieser Aladdin-Palast des Mauren in jenen herrlichen Stichen erstanden, und wie das Bauwerk kann auch sie nur Derjenige gebührend schätzen der sie gesehen. Hr. Jones rüstete sich zu seinem Unternehmen durch einen frühern Aufenthalt in Kairo, dem jetzigen Athen der Araber, und obschon ebenso Maler wie Architekt, ließ er sein Malerauge sich nie vom Houri-Alhambra verlocken, widerstand jeder Versuchung, auf Kosten der Genauigkeit einen malerischen Effect hervorzubringen. Seine neue Methode, in Gold und Farben auf Stein zu malen — die Worte Lithochrysographie und Lithokromatographie sind allerdings fürchterlich — scheint eigens erfunden zu sein, um dem prachtvollen Vorwurfe sein Recht zu thun. Außerdem wird der Werth des Werkes durch die Originalanalyse der theoretischen Grundsätze und deren praktischer Anwendung von Seiten der maurischen Baumeister sowie durch eine Geschichte von Granada und arabische Uebersetzungen von Don Pascual Gayangos bedeutend erhöht."...

„Jetzt zu dem zierlichen Bande von Wells. Gesäugt am schönen Busen der Wye in seinem heimatlichen Paradiese zu Piercefield, zwischen Fels und Hügel, Wald und Wasser, der Lehnsburg und der Heiligen Ruine, war er bei Chepstow-Castle und Tintern-Abbey in die Schule gegangen für die Thürme von Toledo und die Kreuzgewölbe von Sevilla, für die sonnigen Wiesen am Guadalquivir und die einsamen Klüfte am Tajo. Seine Zeichnungen sind treu, und der sie begleitende Commentar schildert frisch und lebendig die lieblichen Eindrücke welche solche Scenen auf einen Mann von gebildetem Geiste machen mußten. In seinen Bildern wie in seinem Texte herrscht Tageshelle."...

„Das in Paris heftweise erscheinende «España monumental» ist ein glänzendes Werk und verdient in mehrfacher Hinsicht einen Platz neben der «Alhambra» von Owen Jones. Zwei Nationen, Spanien und Frankreich, haben sich in Frieden zu einem Künstler-Familienbund vereinigt. Die Idee ging von Villa-amil aus, einem der besten neuern Maler in Madrid und in respectvoller Entfernung Nachahmer von David Roberts, dessen reizende Landschaften und Gebäude für seine Collegen auf dem Festlande seit lange ein Muster und ein Stein des Anstoßes gewesen sind. Unfähig es ihm gleichzuthun, wählte der kluge Franzose den kürzern Weg und bestahl ihn. «Espagne pictoresque» schmückt sich mit fremden Federn, und nirgend ein Laut, wem der Schmuck gestohlen ist. Dieser Vorgang und der Geldgewinn erregte die Aufmerksamkeit der Spanier, die bankrott an Geld und unfruchtbar an Originalität jetzt Alles und Jedes borgen, Goldbarren wie Kupferplatten. Sobald also Derjenige welcher den Plan entworfen die Entdeckung machte, daß Geld und Kupferstecher in Madrid gleich war, ging er nach Paris, erlangte Vorschüsse und ließ den von einer Zahl spanischer Mitarbeiter, Maler und Literaten, gefertigten Skizzen und Beschreibungen durch die vorzüglichsten Drucker und Lithographen Form und Wesen geben. Der artistische Theil ist besser gelungen als der literarische.... Die französischen Kupferstecher haben Villa-amil's Zeichnungen verbessert. Seine Umrisse sind unbestimmt, seine Farben wollig.... Dabei ist zu bedauern, daß die Redaction blos Augen für die Hauptprovinzen und für die auf dem Wege nach Madrid liegenden Städte gehabt hat. Deshalb würde «Castilla monumental» ein richtigerer Titel sein als «España»... Den literarischen Theil hat Don Patricio Escosura besorgt, ein Schriftsteller welcher in Madrid ebenso populair als außerhalb Madrid unbekannt ist. Der Text erscheint in zwei Sprachen, das hochtönende Castilische neben dem klingenden Parisischen, eine entente cordiale, die, obwol ganz an der Tagesordnung, Einem doch recht wohlthut."... 23.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 23. —— 23. Januar 1847.

Neuere Reiseliteratur über Großbritannien.

(Fortsetzung aus Nr. 22.)

Die drei folgenden Capitel geben ein überaus lebendiges Bild der Landschaft Wales, seiner eigenthümlichen Gebirgsnatur, die Besteigung des Snowdon, den Besuch von Anglesay, Bangor und die fernere Reise nach Chester, Liverpool und Manchester, mit der Seitentour nach York, die Schilderung Cumberlands, Besteigung des Skiddow und den Eintritt in Schottland bei Gretna-Green. Von einem Theile dieser Scenerie haben wir durch Kohl charaktervolle Bilder erhalten: wie anders und lebensvoller stellt sich aber dies Alles nun hier, reflectirt, in einem mit so viel reichern Material des Wissens gefüllten Geiste dar! Von dem eigenthümlichen Farbenton in dem sich Liverpool, Manchester und Leeds zeigen sagt der Verf.:

Sonderbar! Es ist nicht wie Nebel, es ist nicht wie Staub, es ist auch nicht blos wie Rauch — nein, es ist Rauch, Staub und Nebel zusammen, von welchen die ganze Gegend den Ton annimmt, den ich fortan den „Fabrikton" nennen werde. Es ließe sich auch diesem eine poetische Seite abgewinnen! Cumberland macht mit seinen schönen Wasserspiegeln einen höchst erfreulichen Eindruck auf die Reisenden. Es läßt sich nicht leugnen, daß auch Dies die Selbständigkeit dieses wunderbaren Insellandes erhöht, daß der Engländer an Cumberland und Wales eine Art von englischer Schweiz besitzt, welche ihm durch freie, schöne und heitere Natur mannichfache Erholung nach den Anstrengungen des öffentlichen Lebens zu bieten vermag. Wirklich, wie sie in ihren Reisenecessaires alles Brauchbare in compressester Form zusammenzustecken wissen, so hat ihnen die Natur zu dem Nützlichen — zu Küsten, Wiesen, Feldern, Eisen- und Kohlenlagern — auch so eine Art von kleiner Schweiz in ihrer Insel beigepackt.

Dies Urtheil modificirt denn einigermaßen ein früheres und wol zu früh gegebenes. Es ist das schwere Schicksal eines Reisetagebuches, daß es fast mit Nothwendigkeit stellenweise mit sich selbst in Widerspruch treten muß. Und so laden denn die Schönheiten Cumberlands auch den Verf. zum Verweilen ein.

Nach den fast ermüdenden Sehenswürdigkeiten von Manchester und Liverpool macht das alte Chester mit seiner seltsamsten aller Bauarten und das stille York — man fährt 80 Meilen blos um eine Kirche zu sehen — den tiefsten poetischen Eindruck. Aus Liverpool fährt man unter der Erde fort, um in Manchester über den Häusern hinweg in die Stadt einzufahren. „Drunter oder drüber, in diesen Fabrikgegenden ist Alles Eins, wenn nur ein erklecklicher Gewinn oben bleibt." Patterdoll, Lowther-Castle, Penrith, Carlisle führen endlich in Schottland ein. Von der eigenthümlichen Natur dieses an düstern Schönheiten so reichen Landes entrollt der Verf. ein höchst charaktervolles, gelungenes Bild. Allmälig tritt die Einöde der Grenze zurück: Berge erscheinen, die Bevölkerung wird dichter. Alpenhaft geformte Thäler, hallende Meeresbuchten, keckgezeichnete Berge! Was aber dies Alles erst zu Schottland macht, zu einem Andern als Deutschland, Schweiz, England, Das liegt nicht sowol in dem Urgebirg, den sich erstreckenden Seen oder besondern Vegetationen, sondern es liegt in der eigenthümlich duftigen, halb klaren, halb nebligen, sonderbar feuchtlichen, individuell bläulichen Atmosphäre, die sich um Alles webt, es in den verschiedensten Nuancen umhüllt, durchdringt, milbert und oft wie in eine Art von Traum wiegt. Dazu tritt der seltsame historische Hintergrund, das mystische, blutige Dunkel dieser Geschichte, die schöne, poetische Person der letzten Königin, deren Sohn zuerst die beiden Kronen vereinen muß, nachdem ihr Haupt gefallen ist! Wie gesagt, dies Alles schwebt hier in der Luft über den Seen um die Häupter der Berge.

So wird uns nun dies rauhe, arme aber ganz poetische Schottland, dessen Seen schwarz, dessen Wasserfälle braun wie Porter, und dessen Helden voll Ruinen, dunkelgrün schimmernd, mit begeistigter Feder in allen seinen Merkwürdigkeiten geschildert. Schloß Hamilton, die Riesenstadt Glasgow, auf freiem Felde die Versammlung der Gemeinden der Freechurcher unter strömendem Regen, Dunbarton, der Loch Lommond, Balloch, die blutigen Fehden feindlicher Clans, Inverary, die Fahrt nach Staffa und Jona, der Gipfelpunkt der ganzen Reise, Oban, Bannavie, die Fahrt auf dem Caledonischen Kanal, der Ben Nevis, Urquhart-Castle, Inverneß, Schloß Cawdor — zwischen den beiden letztern schwankt die Sage vom Morde König Duncan's —, die Grampiasgebirge, das prachtvolle Schloß der Breadalbane, Taymouth, Perth, Duncleb, Stirling, bis zu den Ruhetagen in Dalmahoy bei Lord Morton füllen die nächsten Abschnitte mit dem mannichfaltigsten Reiz und der vielseitigsten Belehrung.

Bei dem Besuch der Kohlen- und Eisenminen wird recht deutlich, wie England sein unermeßliches Uebergewicht in der Industrie wesentlich einer Gunst der Natur verdankt die kein bekanntes Land der Erde mit ihm theilt, dem Umstande nämlich, daß hier aus einem und demselben Schacht Kohlen und Eisen zugleich, wie nirgend in der Welt sonst vorkommt, zu Tage gefördert werden. Hat Dies sonst schon ein Statistiker hervorgehoben? Wir glauben nicht; einem Geiste wie dem des Verf. ist Nichts fern und fremd. Die düster-träumerische Natur des Loch Lommond und seiner Inseln malt der Reisende mit den tiefsten Farben; die höchste Erregung aber scheint seine Seele beim Anblick von Staffa, das mit dem Dampfschiff in 5½ Stunden von Oban aus erreicht wird, zu erfahren. Dies Naturwunder entlockt ihm den Ausruf:

> Wie beklagenswerth wäre der Mensch, dem das Höchste gewöhnlich in reißender Schnelle vorüberrauscht, wäre nicht in der Seele ein Vermögen, das Vergängliche zu — verewigen. Das Daguerreotypische des Auges bewährt sich wunderbar unter solchen Umständen.

Und weiter:

> Welch Wunder nun, als wir zwischen diesen hohen schwarzen Pfeilern auf dem Schaum der Brandung unter das einige 60 Fuß über dem Wasser sich hebende dunkle Gewölbe in die Tiefe der Höhle — etwa die Länge einer Kirchenschiffsweite — einfuhren.

Indeß sind die Säulen des Giants-Causeway in Irland noch schöner, weit regelmäßiger, wenn auch nicht so stark und mächtig. Auch Jona, Ossian's Ithona, die uralte Begräbnißinsel der schottischen Seekönige bis auf Macbeth, voll anziehender Kirchenruinen, wird besucht; Staffa ist unbewohnt, Jona zählt 500 Einwohner. Bei Gelegenheit der furchtbaren Thaten der Clane der Mackenzie und der Macdonell sagt der Reisende:

> Gewiß, diese Geschichten haben Etwas das an die Nibelungen erinnert: es ist nur sonderbar, wie so heißer Rachedurst und (corsisch-spanische) Lust am Blute in die Völker dieser Breitengrade kommt.

Auch lebt das Gefallen an Thaten dieser Art, wie sie zur gänzlichen Vertilgung dieser Clane führten, noch immer fort. Bei Inverneß wurde das alte Castell als Duncan's Schloß angeführt; das alte Cawdor, wo nach anderer Tradition der Mord an Duncan vollführt wurde, bietet eine anziehende Localität dar. Die Geschichte weiß nichts Bestimmtes hierüber, vielmehr ist zuverlässig, daß zu König Eduard's II. Zeit ein „Than von Cawdor" noch gar nicht existirte, sondern daß Sir Hugh Horscott im 15. Jahrhundert zuerst diesen Titel führte.

Fortan wendet sich der Reiseweg des Verf. aus diesen düstern, malerischen, duftigen, wilden aber poesiereichen Bergen mit finstern Kiefern bewaldet, nachdem die Besteigung des Ben Nevis aufgegeben werden mußte, wieder dem Süden zu, und über Duncled und die Besitzungen des Herzogs von Athol nach Blair und dem glänzenden Taymouth-Castle, wo in dem liebenswürdigsten Familienkreise einige köstliche Tage verlebt werden. Man sah hier unter Anderm den echten schottischen Schwertertanz, fand Prof. Brewster als Freund der Familie eingeladen vor, und sah vom Fenster aus mehre mächtige Bisons weiden! Wild dieser Art gibt eine Vorstellung von den Mitteln des Marquis von Breadalbane, der dergleichen in Massen aus Amerika konnte kommen lassen. Der künftige Erbe, ein Neffe, erschien stets im Nationalcostume. Das alte Perth, bei dessen Anblick die Römer gerufen haben sollen: „Ecce Tiber, ecce campus Martius!" Stirling, mit seinem Palast voll „Unbilder", jetzt Caserne, führen dann in die Ebene von Edinburg ein, wo diese Reise ihr Ziel findet. Man nahm Wohnung in Dalmahoy bei Lord Morton, und besuchte von hieraus den wunderreichen Firth of Forth, die Bai von Edinburg und diese herrlichste der Städte selbst, die auf den Verf. einen so eminenten Eindruck macht daß er ausruft:

> Hier ein Klima und ein Himmel wie zu Rom oder Neapel, und man könnte sich das Ideal einer herrlichsten Königsstadt nicht vollkommener denken!

Die Schilderung der Burg, der Stadt, Holyroods, der Highstreet, der Felsenhöhen von Caltonhill mit seiner Nachbildung der Akropolis und des Parthenon und des Arthursitzes, kurz, aller dieser prächtigen Bilder von Stadt, Land und Meer, welche den Verf. so entzücken, daß er Edinburg, selbst Rom nicht ausgenommen, für die schönste und mächtigst wirkende aller Städte erklärt, müssen wir dem Leser aufzusuchen überlassen. Er sagt:

> Das eigenthümlich Kühne, Prägnante dieser Formen machte mir abermals bemerklich, daß am Ende doch die Wirklichkeit Mittel hat, welche auch das abenteuerlichste Schaffen der Phantasie überbieten — es ist ein Panorama, wie es vielleicht in dieser Art kein zweites auf Erden geben mag.

Ferner bemerkt er in Bezug auf die eigenthümlich düstern Züge der schottischen Nationalphysiognomie — gloomy Scotch:

> Es hat mir doch, wie mit der feuchten, dunkeln Nebelluft, so auch damit zusammenzuhängen geschienen, daß diesen Männern vorschwebte, wie mit dem Fall des Hauptes jener schönen Maria auch die Krone Schottlands fiel und zerbrach.

was wir denn wieder unsererseits für eine echt deutsche Hypothese erklären möchten. Bei Gelegenheit der Talbot'schen Kalotypiebilder sagt der Verf. von diesen Darstellungen, die allerdings die reinste Naturwahrheit darbieten, mit hohem Kunstverständniß:

> Das freie Kunstwerk soll und kann zugleich weniger und mehr als die Natur geben: das bloße Abbild gibt nur eben den Schatten der Natur, auch im Portrait, und bleibt seelenlos, ungenügend, starr, freilich aber auch manierfrei.

Mit reicher Ausbeute lohnt denn auch endlich der Besuch der Kunstsammlungen und medicinischen Anstalten, und die Bekanntschaft solcher Männer wie Goodsir, Thompson, Abercrombie u. A. Endlich naht am 5. August der Moment der Trennung von so vielen werthgewordenen Dingen. Um dem kaum erträglichen Zudrang zu entgehen, und da die Abreise auf einen Sonntag fiel, was im Volke übles Blut machte, schiffte man sich an einer entlegenen Stelle im Firth auf dem prachtvollen Regierungsdampfschiff Lightning ein, sah, unter schweren Rückblicken auf die schöne Küste, nach dem Felskegel des Baßrock, ganz weiß von brütenden

Sturmvögeln, Lummern und Möven, und erfreute sich der schönsten Seefahrt südwärts. Am andern Morgen eine ganz verwandelte Natur: Sturm, gießender Regen, das schöne Fahrzeug ganz überschwemmt — eine Gunst auch dies: „To go on by a very rough sea." Nachdem man bei Helgoland angelegt, erreicht man am zweiten Morgen die Mündung der Elbe, Altona, Hamburg.

Wie stach nun Alles ab gegen das Land in dem wir jetzt einige Monate verweilt hatten! Es ist mir schon mehrmals so ergangen bei der Heimkehr in das Vaterland: ein gewisser spießbürgerlich-breitgutmüthiger Charakter sieht aus Allem und Jedem dich mit klaren blauen Augen an. So auch hier: diese weiten, grünen Anger, buschigen Weiden, Gräben mit Schilf, bunten Kühe, wandelnden Störche, täppisch breiten Bauerhäuser und spitzen Dorfkirchen, Alles so bekannt und unbedeutend, gutherzig. Und sonderbar genug, diesem langweiligen einförmigen Kosmopolitismus strebt die neue Zeit mit Fabriken, Eisenbahnen, Bildung, Kunst, Architektur auf jedem Wege zu. Jeder Einzelne schaudert wenn er sich das Bild der Zukunft vorhält unwillkürlich; und doch geht der Kern der Menschheit rastlos, unaufhaltsam gerade diesem Ziele entgegen.

Mit diesem Satze, so wenig erbaulich er auch lautet, sei unser Referat über einen Reisebericht geschlossen, der an Reichthum der Gedanken, Fülle und Mannichfaltigkeit des Inhalts, schöner Form und wissenschaftlicher Bedeutung wenige seines Gleichen hat. Carus hat Deutschland damit zu Dank verpflichtet.

Nr. 2 belegt zunächst den alten Rechtssatz: „Duo si faciunt idem, non est idem!" in seiner vollen Wahrheit. Auch dieser Reisende gehört dem Stande der Gelehrten an, auch seine Zielpunkte sind ernst und wissenschaftlich, auch er ist ein genauer und sorgsamer Sammler; allein weil ihm der Begriff der Schönheit abgeht, die gefällige Form ihm fremd, Unklarheit ihm zur Gewohnheit geworden ist, so ist Alles was er mühevoll gesammelt hat eine „moles indigesta" geblieben, aus der sehr wenig Ausbeute zu gewinnen steht. Es ist zu bedauern, allein es ist so: Clement's Arbeit ist durch Formlosigkeit und ein wüstes Durcheinander der vielgestaltigsten Notizen, welche stets schon eine Specialwissenschaft des behandelten Stoffs voraussetzen, durch eine merkwürdige Stillosigkeit und gänzliche Abwesenheit Dessen was wir Darstellung nennen, zu einem völlig unbrauchbaren Buche geworden. Dazu kommt, daß der Verf. stets den sonderbarsten Meinungen, recht wie ein weltunbekannter norddeutscher Gelehrter, nachringt, und solche Abenteuerlichkeiten mit demselben Eigensinn verfolgt, wie er kürzlich bei der Durchführung des Satzes: der „Sturm" des Shakspeare sei ein „ganz historisches Stück", ihn zur Genüge bewährt hat. Sonderbar ist seine ganze Art und Weise, insofern aber bildet er einen vollen Gegensatz zu seinem Vorgänger, als dieser in königlicher Begleitung, er aber größtentheils mit dem Ränzel auf dem Rücken einsam seine Reise vollendet. Wir haben nun zwar im Allgemeinen hohe Sympathie für diese Art zu reisen; indessen muß, soll sie Frucht tragen, das Auge des Reisenden gerade dann zwiefach offen, unumwölkt, empfänglich sein, was denn wieder hier gar nicht der Fall ist.

Unter solchen Umständen kann unser Bericht von diesem Werke kurz sein. Geschichte, Abstammung, Sprache und Alterthum Irlands sind die Hauptgegenstände der Forschung des Verf., und er würde bei etwas mehr Ordnung und Eintheilung seines mannichfachen Materials für diese Beziehungen des Landes Verdienstliches zu leisten vermocht haben. Dagegen schweben seine politischen und socialen Nachrichten völlig planlos in der Luft, und einige statistische Notizen würden nur dann gern zu empfangen sein, wenn ihre Begründung, ihre Herkunft uns nachgewiesen wäre. Wir haben es daher mit jenem ersten Bestandtheile in diesem Werke zu thun, dessen Uebersicht durch den völligen Mangel an Eintheilung und Abschnitten, und durch endlose Wiederholungen und Aphorismen doppelt schwierig wird, solcher Art, daß während es eine Lust war, seinen Vorgänger auf seiner Reisebahn zu verfolgen, dasselbe Geschäft bei ihm zu einer wahren Qual erwächst.

(Der Beschluß folgt.)

Zur Tagesliteratur.

Von der Schleswig-Holstein-Literatur liegt jetzt besonders vor:

1. Der dänische Fehdehandschuh. Aufgenommen von Ludolf Wienbarg. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1846. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

gewidmet dem „unzertrennlichen souverainen Volke der Herzogthümer Schleswig und Holstein"; also leider — einer Phantasie. Ich muß auch aufrichtig gestehen, nach Dem was bereits in politischen Tagesblättern über das Buch gesagt worden ist, hätte ich Mehr zu finden gehofft als zum größten Theile das Bekannte aus dem Staatsrechte der Herzogthümer, welches in ruhiger, wissenschaftlicher Darstellung, wie etwa in der Abhandlung der kieler Professoren über schleswigische Verhältnisse, viel mehr wirkt als hier, mit springendem Pathos verwebt. Von einer Fehdehandschuhe aufnehmenden Hand erwartete man auch ein bloßes Schwert gezückt und strahlend führen zu sehen, und nicht nur eine nicht selten coquette und witzelnde Feder. Was aber sonst zuletzt nach Abspinnung der alten Fäden von frischem Schwertblitzen gezeigt ist, so viel oder wenig es sein mag, soll der Sache wegen seinen gebührenden Dank erhalten. Diese möge aber nicht abhalten, dem alten Spruche Audiatur et altera pars, dem Motto des

2. Illustrirtes Schleswig-Holstein. Humoristisches Taschenbuch vom Herausgeber des „Corsaren". Leipzig, Jurany. 1846. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

auch hier einige Aufmerksamkeit zu schenken. Zwischen manchem Gemeinen und Trivialen findet sich besonders in den Illustrationen, weniger im Texte, ergötzliche Satire. Beide Theile, Dänemark und Deutschland, sind nicht geschont.

3. Die Erbansprüche des königlich preußischen Hauses an die Herzogthümer Schleswig und Holstein. Ein historischer, staatsrechtlicher Versuch von Ernst Helwing. Lemgo, Meyer. 1846. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

sollen zwar „von einem untergeordneten, rabulistischen Standpunkte aus einigen Bedenken unterliegen können", aber „ein rabulistischer Standpunkt hat noch niemals für große politische Fragen die Lösung, in entscheidenden Krisen die Rettung gebracht". Und welches ist der erhabene Standpunkt? „Es liegt ein sittliches Unrecht, an berechtigter Nachkommenschaft verübt, zu sühnen vor. Blicken wir zurück, so zeigt es sich

klar, daß Gott immerdar mit Preußen war bei Unrecht welches ihm geschah. Die Souverainetät über Preußen, was war sie, wenn auch ein Werk des starken Willens des großen Kurfürsten, anders als eine Vergütung der schweren sittlichen Verletzung, welche ebenso wol Schwedens erdrückende Uebermacht unter Karl Gustav wie Polens langjähriger Uebermuth gegen die Staatsgewalt in Preußen verübt hatten. Schlesiens Erwerb durch Friedrich den Großen ist die That der Nemesis für die gegen den sterbenden Kurfürsten Friedrich Wilhelm verübte Unbill. Pommern und die jülich-kleveschen Lande, rechtmäßige Erbschaften, sind unter Gottes Schutz und Fügung dem brandenburgischen Hause ganz zugefallen." Aber hat denn Preußen selbst niemals ein sittliches Unrecht verübt? Was urtheilt denn der Verf. über den Erwerb von Posen? Hat da jetzt nicht auch Nemesis ihre Hand gegen Preußen gerichtet? Ueberhaupt läßt sich mit solchem Mantel Viel bedecken: darunter geht jeder Angriff und jede Revolution.

Ueber die preußische Generalsynode sind

4. Berichte über die erste evangelische Generalsynode Preußens im Jahre 1846. Mit einem Anhange der wichtigsten Actenstücke herausgegeben von Gustav Krüger. Leipzig, Brockhaus. 1846. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

erschienen; sie waren es zuerst in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" als gleichzeitige Berichte von den Sitzungen. Sie geben eine vollständige Uebersicht der Verhandlungen und enthalten selbst eine Geschichte der Synode. Jede einzelne Sitzung ist dem Leser so klar vorgeführt, daß er meinen kann darin zu sein. Selbst die Redner scheinen vor Augen zu stehen, da sie der Verf. niemals ohne eine charakterisirende Bezeichnung der Rede oder Person gelassen hat. Zur Kenntniß von den Sachen und Personen der Generalsynode ist also das Buch überall nur zu empfehlen. Ein Act derselben, als zu sehr zu Gunsten der rechtgläubigen Partei, hat in Folgendem einen Angriff erfahren:

5. Siebzehn Sätze in Bezug auf die Verpflichtungsformel protestantischer Geistlichen, ausgegangen von der Synode zu Berlin 1846. Von Uhlich in Magdeburg. Wolfenbüttel, Holle. 1846. Gr. 8. 10 Ngr.

Als Darlegung milder, aber doch fester Gesinnung eine ausgezeichnete Schrift. Uhlich rechtet mit Niemandem, er bittet aber auch seinen Besitzstand zu ehren und ihm zu erlauben, seinen Weg zu gehen. Wer will ihm Solches verargen? Das Größte ist Toleranz in der Religion. Jedoch mag es mir erlaubt sein, einige Sätze der Schrift anzugreifen. „Die christliche Kirche ist eine Gesellschaft, welche, indem sie für ihre Zwecke einen Beamten, einen Geistlichen, anstellt, von demselben auch eine Gewährleistung fodern muß, daß er ihren Zwecken dienen wolle und werde." Diese Worte stehen S. 11, und S. 1 wird die Kirche „die große Gesammtheit protestantischer Christen" genannt. Es ist doch aber klar, daß man eine Gesellschaft die Geistliche anstellt nicht identisch nehmen kann mit der großen Gesammtheit protestantischer Christen; diese stellt doch keine Geistlichen an. Der Widerspruch ließe sich vereinigen, daß gesagt wird: zur Kirche gehört eine Gesellschaft welche Geistliche anstellt. Damit ist nun freilich den Protestantischen Freunden wenig gedient, welche in der That in jeder Gemeinde — denn nichts Anderes kann die obige Gesellschaft sein — die Kirche wirklich und greifbar sehen, der Beweise wegen, und noch weniger dem Verf., weil sofort erhellt, daß ein Theil der Kirche für seine Zwecke sich keinen Beamten halten darf; diese Zwecke sind ungerechtfertigt, und der Geistliche, sollte er ein Diener eines Theils der Kirche sein? Die Gemeinde interessirt also das Verpflichtungsformular gar nicht, sondern nur die Kirche; diese ist aber auch nicht die Gesammtheit der protestantischen Christen, selbst wenn sie nur die protestantische sein soll. Protestantische Christen sind Menschen, und jeder Mensch ist selbst eine Gesammtheit, nicht erst entsteht solche durch Addirung oder andere Formung. Ich bin ist des Menschen Wort. Es wird den Communisten die Vorstellung des menschlichen Großorganismus vorgeworfen, in dem jeder Einzelne nur functionirt. Das ist gewiß nicht die Vorstellung des Verf. auch nur von der protestantischen Kirche. Er ist ja ein Rationalist und will seine eigene Vernunft gebrauchen. Was ist nun aber Kirche? Fragen wir, um einen Vergleich zu haben: Was ist die Kunst? so werden wir sie gewiß nicht halten für ein bestimmtes Gemälde oder für mehre davon, nicht für das Geschaffene, sondern für das Schaffen. Was zum Geiste gehört, kann real nicht als Substantivum, sondern nur als Verbum vorgestellt werden; die Dinge sind in der Natur. Das Gemälde der Kunst ist die Gemeinde der Kirche; diese wird also auch nur durch ein Verbum begriffen werden können welches das Schaffen der Gemeinde bezeichnen würde. Dieses Verbum ist Predigen und Beten; es ist also die Kirche, genauer die christliche, das Predigen und Beten; Beten allein war die Kirche der Heiden. Das Subject der Kirche ist also der Geistliche, wie der Künstler der Kunst; das Beten der Gemeinde ist nur ein Mitbeten. Ist das aber ein guter Künstler der lediglich nach seinem Willen und seiner Vernunft malt oder bildet, der wenn es ihm gefiele ein Wohnhaus mit den Treppen nach unten baute? Einheit im Glauben an die Wahrheit ewiger Gesetze producirt die Schönheit, die neben der Freiheit der Vernunft nothwendig ist. Diese nothwendige Einheit auch in der Kirche soll für die Geistlichkeit ihre Verpflichtung geben. Sie geben diese also ab in Bezug auf das Predigen und Beten, und nicht zum Nutzen der Gemeinde, und da die Wahrheit nur durch den Glauben vernommen werden kann, was will man denn gegen die Rechtgläubigen? Uhlich spricht von einem Takte der Vernunft der sich für Religion bilde. Ist es möglich? An einer andern Stelle redet er von christlicher oder christlich durchdrungener Vernunft. Ist denn wirklich schon das Christenthum zu einem Takte der Vernunft eines Jeden geworden der ihn zu haben sich einbildet, wenn er ihn nicht heuchelt? Es thut gewiß nicht gut, daß man die Vernunft à tout prix zur Fahne erhebt. Machte denn Jesus Christus, „der König", wie man ihn doch wenigstens nennt, so viel Aufhebens von seiner Vernunft? Er wollte festen und rechten Glauben; Das ist die Handlung des Predigens, die Wirkung der Kirche; Das ist das Vernehmen und Annehmen der Gemeinde. Und ist denn endlich das christliche Gebet zu verstehen wie eine Allegorie der Heiden? Was ist aber Vernunft im Sinne Derer die sie sich fesseln, wenn sie nicht versteht? Verstand gibt nur Worte, und nicht Die werden ins Himmelreich kommen die Herr, Herr sagen, sondern die den Willen des Herrn thun; Handlung aber entspringt nur aus dem Glauben.

6. Die Presbyterial- und Synodalverfassung der protestantisch-evangelischen Kirche. Für Geistliche und Nichtgeistliche näher erörtert von Christian Friedrich August Birnstiel. Jena, Frommann. 1846. 8. 10 Ngr.

Eine Schrift die Nichts weiter hat als eine gutmüthige Anhänglichkeit an Presbyterial- und Synodalverfassung. Eine Meinung ist aber etwas Anderes als die Sache. Die Erfahrung hat nur gezeigt, daß Synoden noch nie Frieden gesäet; Anathema ist immer ihre Seele, denn sie müssen urtheilen, und jedes Urtheil vernichtet. Was aber von den Presbytern der ersten gährenden Epoche berichtet wird, sollte man doch nicht allzu sehr als Muster hervorheben. Warum preist man denn die Urzeit des Staats nicht so, wo das Regieren wahrlich nicht constitutionnell ist? Aus der Gährung hat sich die Kirche, d. h. das Thun der Geistlichen entwickelt, nicht durch Meinungen, sondern durch die Geschichte. Auch Luther wollte wahrlich das geistliche Thun nicht abschaffen. Wenn also Presbyterien und Synoden sein sollen, dürfen sie es nur für weltliche Geschäfte sein. So steht die heutige Geschichte. Die Synoden der Deutsch-Katholiken wende man etwa nicht ein; denn sie sind ganz resultatlos geblieben, was auch der preußischen Generalsynode vorherzusagen ist.

F. Marquard.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 24. —— 24. Januar 1847.

Neuere Reiseliteratur über Großbritannien.

(Beschluß aus Nr. 23.)

Die Reiseschilderung beginnt mit der Fahrt nach Irland vom Clyde aus. Von vornherein fließen Darstellung des Wirklichen und poetische Ekstase so stillos ineinander über, daß wir stets im Zweifel darüber sind was der Verf. mit dem leiblichen Auge und was mit dem Auge der Phantasie vor sich sieht. Gleich dem Dolche des Macbeth, sind die Gegenstände die er schildert und anredet bald wirklich, bald unwirklich, und schon auf S. 16 geräth er völlig in die Poesie Ossian's, indem er ausruft: „Deine Freude war ein Traum, o Kothula, das schlafende Meer ist ruhig, die funkelnden Sterne neigen sich über ihm, sie bewundern ihre eigene schöne Form", und so mehre Seiten lang fort, bis wir endlich zu einer ebenso unverständlichen und mystischen Prüfung der alten irischen Geschichtsannalen und ihres Inhalts gelangen, der bekanntlich kaum etwas Anderes war als müßige Erfindung müßiger Mönche, und dem nicht einmal eine irgend nachweisbare wirkliche Volkssage zum Grunde liegt. Es ist eine ganz vergebliche Arbeit, hier Wahrheit und Dichtung sondern, oder überhaupt in diesem Wuste nichtssagender Erfindung nach einem Körnchen geschichtlicher Wahrheit suchen zu wollen; und die Zeit, die Mühe die der Verf. auf dies Geschäft verwendet hat ist der Ueberzeugung des Ref. nach für völlig verloren zu achten. Selbst die berühmten Annalen der „Vier Meister" sind um Nichts besser als die übrigen (z. B. die von Ulster), und mit der Hoffnung, in ihnen „Geschichte" anzutreffen, ist es um Nichts besser bestellt.

Ulster und seine Hochlande nehmen den Verf. zunächst in Anspruch. Auch er beschäftigt sich mit den räthselhaften round towers, deren er 120 zählt, und die uns Kohl so trefflich kennen lehrte. Eine genügende Ausdeutung ihres Zwecks weiß der Verf. so wenig wie irgend Jemand zu geben, obgleich er an ihren vordänischen, also irischen Ursprung glaubt. Er sagt:

Sorglosigkeit ist der Grundton des irischen Volkscharakters, und in dieser Sorglosigkeit hat es selbst alle echte Sage vom Entstehen dieser merkwürdigen Bauwerke vergessen. Zwei dergleichen finden sich übrigens auch in Schottland, beide in Ebenen, die den Angriffen der Helden von Lochlin offen standen, bei Monrose und Abernethy am Tay, in einer Landschaft, die schon um 900 ganz christlich war.

Weiterhin beschäftigen ihn die Seven Church-Ruinen, von denen er uns eine sehr geringe Vorstellung gibt. „Es sind die Reste von sieben Kapellen", sagt er, „jede nicht größer als ein gewöhnlicher Kuhstall." Ihr Ursprung ist allerdings alt, indeß lehren selbst die verworrenen Annalen Buelliani u. A., daß in der Mitte des 6. Jahrhunderts hier noch der Glaube der Druadt (Druiden) herrschend war. Wüste Citate aus den alten Annalen über die irischen Einwanderungen verfolgen uns hiernächst, bis endlich bei der Schilderung des Giants-Causeway wieder etwas Licht in die Reisebeschreibung kommt. Der Verf., der allerdings das Verdienst hat keine Gefahr zu scheuen, fährt auch in die gefährliche Basalthöhle unter dem Riesendamm ein, obwol sie minder schön ist als die von Staffa, und beschreibt diese Einfahrt anziehend:

Wir waren vor der Oeffnung angelangt, der Seegang war stark und die Brandung mächtig an der Felswand. Mit der anlaufenden See sollten wir hinein, denn mit der zurückfallenden hätte die Jolle umschlagen müssen. Die vier Ruderer setzten ihre Stangen an, als gerade ein hochschwellender Brecher heranbrauste, und in einem Ruck waren wir etwa 30 Fuß auf seinem Rücken fortgezischt und in die Höhle hineingerollt. Aber hernach wieder heraus! Der Nordwind konnte durchblasen und den klaffenden Mund der Grotte mit Brandung bedecken. Ich rathe Niemandem, diese Höhle zu besuchen, und Wenige thun es auch. Es freue sich wer da athmet. . . . Wir glitten immer tiefer hinein. Und als die See nicht mehr zu hören war, ging doch der Wogenschlag drinnen in der Finsterniß so stark, daß die Ruderer ihre Stangen mit aller Macht an die Felswände stemmen mußten. Wir drangen so tief hinein als wir kommen konnten, bis wir die Felsen auf beiden Seiten dicht an uns hatten. Wir sollten nun mit der entgegengesetzten See, nämlich der ablaufenden, zurückkehren. Unsere Ankunft traf in einem günstigen Augenblick gerade mit der See zusammen u. s. w.

Von dem Riesendamm selbst sagt der Verf.:

Was sah ich hier? Ein Prachtwerk des Schöpfers, so schön, so lieblich, so kunstvoll geformt, aber nichts Ungeheueres, nichts Kyklopenhaftes, keine menschliche Unwahrheit. Nicht die Natur in ihrer erhabensten Gestalt, aber etwas Seltsames liegt da, geformt wie eine Webe, und bei aller Abweichung in der Vereinigung im Ganzen doch wunderschön u. s. w. Man bewundert die feine Naturkunst (!) an der Bildung des Riesendammes, und erstaunt über Staffa, die Nebelinsel, welche aus lauter thurmhohen Basaltstäben besteht; der Riesendamm ergötzt das Auge, Staffa ergreift die Seele wunderbar u. s. w.

Dies mag zugleich als Stilprobe gelten: die Gegenstände selbst lernen wir durch Kohl und Carus anders und besser kennen.

Die Hauptstudien des Verf. sind auf die Alterthümer Irlands gerichtet: Sprache und Musik, alte Lieder und alte Chroniken beschäftigen ihn den größten Theil seines Buches hindurch. Brächte er nur Dies wenigstens zu klarer und gegenständlicher Darstellung! Allein auch bei der sonst ganz verdienstlichen Abhandlung über die alte irische Musik, die alten Lieder „Ellen a Roon" (eigentlich Ailin a Run), „Cathal Mac Avdha", „Molli Bheagh", „Muidin bheagavibhinn" (sanfter milder Morgen) u. s. w., läuft Alles so wild und stillos durcheinander, daß uns die Resultate ganz entgehen. Folgendes Bild ist mindestens originell:

Und wenn man nun „Ellen a Roon" hört von der Bagpipe eines Blinden, und die unbeschreiblichen Bettler rings umherstehen sieht, und ein vorlautes Pig (Schwein) dann eigensinnig durch die Scharen bricht, endlich Asinus, dessen Geschlecht sehr ausgebreitet ist in Irland, noch dazu kommt und seine langen Ohren hängt und sich in Schlummer singen läßt: so hat man Gefühle die man nur in Irland haben kann.

Weiterhin verliert sich Hr. Clement nun ganz in etymologische Untersuchungen über das Keltische, welche denn bei der Eigenthümlichkeit des Verf. nicht verfehlen, die wunderlichsten Resultate zu Tage zu fördern, wie sie etwa nur ein enragirter Gäle finden könnte. So beweist uns der Verf., daß die Haupt- und Grundbestandtheile des Lateinischen und Griechischen Keltisch waren. Er hätte den Satz auch mit demselben Rechte umkehren können; denn alle Sprachen des asiatisch-europäischen Continents entfließen ja am Ende denselben mannichfach abgezweigten Wurzeln. Er unterscheidet ferner zwischen Ersisch und Gälisch, was ziemlich willkürlich erscheint, führt eine Menge unkeltische Worte im Lateinischen (z. B. corp = corpus, fear = vir, ach = aqua u. s. w.) an, verfolgt die germanischen Anklänge im Irischen und treibt mit Einem Worte all den wohlbekannten etymologischen gelehrten Unfug, der Gottlob! jetzt nicht mehr in Ansehen steht. Wir können ihm in dieser Richtung unmöglich folgen, ohne jedoch leugnen zu wollen, daß hier manche verdienstliche Notiz anzutreffen sein mag.

Mit den beiden Helden Irlands in der Jetztzeit, dem großen Dan und dem Mäßigkeitsapostel, Pater Matthew, verfährt der Reisende ziemlich schonungslos. Den Ersten hörte er sagen: „Kein Land kann wie Irland so viel physische Kraft, gepaart mit so vollkommener Ruhe, kein Land in der Welt so gigantische Gestalten, und so wenig Neigung sie zu misbrauchen aufweisen", und nennt diese Aeußerung Nichts als pomphafte Prahlsucht, ohne alle Wahrheit. Auch Matthew übertreibt wie Dan, ja wie alle Irländer; seine fünf Millionen Mäßigkeitsjünger will der Verf. auf die Hälfte reducirt wissen.

Sehr gut und überzeugend ist, was er von der Persönlichkeit Fingal's, eines Heldenideals wie Herakles in der griechischen oder Stark-Odder in der skandinavischen Mythe, sagt, und von der er nachweist, daß sie nach und nach allen auftauchenden Heldenruhm in sich aufnahm, um ihn der Volksdichtung als Stoff darzubieten. Mit diesem Anerkenntniß wollen wir den Verf. denn auch entlassen; er könnte sich um sich selbst sehr verdient machen, wollte er in das gelehrte und nicht selten ganz ungenießbare Chaos, das er uns als eine Reiseschilderung darbietet, wenigstens durch Sichtung und Sonderung der Materien einige Ordnung bringen.

Das unter Nr. 3 angezeigte Werk liegt mit seinem ernsten, politischen, handelswissenschaftlichen und statistischen Inhalte eigentlich schon etwas außerhalb der Grenzen welche der literarischen Besprechung in d. Bl. vorgezeichnet sind. Auch ist es kein Reisewerk im engern Sinne des Worts: inzwischen werden einige darauf zurückgeworfene Blicke hier nicht blos zulässig, sondern als Ergänzung vorangegangener Aufzeichnungen wol auch willkommen sein.

Der Standpunkt aus welchem der Verf. die Größe und Stellung Englands als Weltmacht zu erläutern und klar zu machen sich bemüht, ist vor allen Dingen der des Handelsverkehrs. Die Elemente der Seemacht, die Gunst welche Flüsse, Häfen, Fischerei und Schiffahrt mit ihrem Einfluß auf Frische, Thatkraft und Uebung zum Seeleben in der Bevölkerung ausüben; dann die lebendige Verbindung, die Wechselwirkung welche zwischen der Roherzeugung, der Stoffveredelung und dem Waarenhandel stattfindet, mit vollständiger Statistik aller Erzeugungszweige, werden uns zuvörderst in einem abgeschlossenen Bilde vorangestellt. Aussehen des Landes, Wohn- und Lebensart, verwandtschaftliche Bezüge zu Deutschland, hierauf Wesen und Art der englischen Aristokratie und ihre Entwickelung in der Verfassung; sodann die Schatten- und Kehrseiten der englischen Zustände, namentlich der verderbliche Mangel an einem eigentlichen Bauernstande und das Misverhältniß zwischen der ackerbauenden und der stoffverarbeitenden Bevölkerungsmenge, die Arbeiterzustände und die gegen jene Grundübel versuchten ungenügenden doch mildernden Reformen; endlich die Finanz- und Handelspolitik Englands selbst, ganz unter dem Einfluß des Grundbesitzes, Staatsschuld, öffentlicher Credit, Reichthum und Armuth in ihren erstaunlichen Gegensätzen, zum Schluß aber die auswärtigen Handelsverhältnisse, Colonialpolitik, die Nothwendigkeit schützender Schiffahrtsgesetze und deren Einwirkung auf den deutschen Seehandel; zuletzt die Sklavenfrage —: alle diese beziehungsreichen Materien erfüllen den ersten Theil dieses Werkes. Im Allgemeinen liegen ihm gewiß überall ernste und gründliche Studien und die natürliche Liebe zur Wissenschaftlichkeit und Wahrheit zum Grunde, und wo der Verf. sich täuscht — und wir glauben, daß Dies hier und da der Fall ist — geschieht Dies gewiß nicht aus Voreingenommenheit oder mangelnder Kenntniß. Stil und Darstellung entsprechen der Aufgabe; jedoch hat der Verf. sich eine seltsame Rechtschreibung angeeignet, mit der er wol ziemlich allein stehen mag. Eine gründliche Kritik sei-

ner Arbeit darf er natürlich hier nicht erwarten; dagegen sei es erlaubt, einige seiner Anführungen zu erörtern.

Vor dem Einbruch der normännischen Eroberung und des Lehnswesen, sagt der Verf., war England ganz so bewohnt, wie es der Brauch der alten Angelsachsen in ihrer Heimat war, und wie Friesen und Norweger noch heute auf ihren freien Höfen wohnen. Das Lehnswesen zerstörte diese Gleichstellung zwischen Edeln und Bauern; im 16. Jahrhundert waren die freien Bauern schon selten geworden; heute hat England keinen Bauernstand mehr. Der große Grundbesitz ruht in der Hand der Aristokratie; der Landbauer ist nirgend Herr und Eigenthümer seines Bodens; er ist Farmer (Nutznießer eines Pachtguts), höchstens Gentleman-farmer (Nutznießer mehrer solcher Pachtgüter mit Unterpächtern). Hier ruht nun die Wurzel aller Uebel Englands, und die bis jetzt gegen dies Grundübel gerichteten Reformen sind sämmtlich nur als ungenügende Palliative zu betrachten. Ein unermeßliches, höchst verderbliches Misverhältniß zwischen der ackerbauenden und der industriellen Bevölkerung und Capitalsverwendung ist die nächste Folge dieses Uebels geworden, und dies Misverhältniß ist noch immer im Zunehmen begriffen. Im J. 1811 beschäftigte der Ackerbau 35, Handel und Industrie 44, Anderes 21 Procent der Gesammtbevölkerung; 1831: der Ackerbau 28, die übrigen Gewerbe 72 Procent; und 1841 der Ackerbau nur noch 22, Handel und Gewerbe 46, Verschiedenes 32, die letzten Classen zusammen also 78 Procent der Bevölkerung. Der Verf. ist nun der Ueberzeugung, daß es gegen diese Todeskrankheit Englands, den Verlust des freien Bauernstandes und den unermeßlichen Anwachs des Proletariats, kein Heilmittel gibt; daß die riesenhaften Anstrengungen Peel's, des einzigen Mannes in England der groß und frei genug denkt das Uebel schonungslos aufzudecken, den Verlauf der Krankheit nur aufhalten, nicht sie heilen können. Cobden's Wahlspruch, daß dem Verderben nur dadurch Einhalt zu thun sei, daß ein Machtwechsel stattfinde, d. h. daß die Mittelclasse an die Stelle der Aristokratie trete, verspricht ebenso wenig Heil — eine vollständige gesellschaftliche Revolution kann die natürliche Gesundheit allein wiedererzeugen. Vor der Hand aber steht die britische Feudalverfassung, allen Reformen zum Trotz, noch fest und wird „so lange feststehen, als es dem äußern Markt gelingt, das heimatliche Misverhältniß auszugleichen". Dahin nun waren alle riesigen Reformen Peel's gerichtet; wohlfeile Erzeugung — wachsender Fabrikabsatz ist sein Schiboleth. Alles umsonst! Keine Hand, auch nicht die eines Giganten an Geist wie Peel ist, vermag, nach des Verf. Ueberzeugung, das keimende Verderben aufzuhalten. Wir aber glauben, daß auch hier der Goethe'sche Spruch: „Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen" gelte, und daß die Natur was sie an einer gewissen Stelle bedarf, auch hervorbringe! Cobden's System aber erscheint uns als reiner Pessimismus, der das Uebel durch seine „Uebertreibung" heilen möchte; denn ohne das Gewicht der Aristokratie, was anders kann in England geschehen, als daß das ganze künstliche Verfassungsuhrwerk auf einmal abrollt, sodaß man alsdann noch von Glück zu sagen hätte, wenn solche Volkstribune wie O'Connell, den Demos mäßigend und in Schranken haltend, erschienen.

Die Fragen über Abgabenvertheilung und Abgabendruck behandelt der Verf. mit vorzüglicher Einsicht und Gründlichkeit, und stellt, unsers Erachtens, sehr richtig heraus, daß der Engländer, bei einer durchschnittlich vierfachen Einnahme mit dem Franzosen verglichen, sehr mäßig besteuert ist, wenn er nur die doppelte Abgabenlast trägt. Ebenso lehrreich sind die der Arbeitstheilung und der Arbeiterorganisation gewidmeten Abschnitte. Ganz England mit Schottland hatte 1841 1,500,000 mit der Agricultur beschäftigte Individuen, 3,110,000 in Handel und Fabriken, 761,868 in verschiedenen Lohnarbeiten (Bergwerken, Kanälen u. s. w.) beschäftigt; 131,464 im Landheer; 288,630 in der Marine, etwa 60,000 Fachgelehrte, 142,836 Bedienstete im Gemeinde- und königlichen Dienst und Rentiers, 1,165,233 häuslicher Dienerschaft Angehörige, 200,026 von ständigen Armenmitteln Lebende und fast 11 Millionen Frauen und Kinder, die in den obigen Zahlen nicht begriffen sind. Diese Bevölkerung verzehrt jährlich etwa 360 Pf. Waizenmehl, 150 Pf. Fleisch, 22 Pf. Zucker, gegen 2 Pf. Thee, 1—1¼ Pf. Kaffee auf den Kopf, und consumirt außerdem 90 Flaschen Bier, 8 Flaschen Branntwein, 9—10 Pf. Wolle und ebenso viel Baumwolle u. s. w. Schon hieraus möchte die Ueberzeugung zu gewinnen sein, daß die Vorstellungen vom Pauperismus in England viel Uebertriebenes enthalten.

Im zweiten Theile sind es nun vorzüglich Peel's große Verwaltungs-, Credit-, Zoll- und Handelsreformen die den Verf. beschäftigen. Der Raum verbietet es, ihm hier in die Details zu folgen; allein die Ueberzeugung wird uns allerdings gegeben, daß die jüngste Gestaltung der Reformen von 1845, die Tarifmilderungen von 1842, das umgestaltete Bankwesen, die Abschaffung der Korngesetze ein neues England schaffen und auf Deutschland den größten Einfluß ausüben müssen. Ob dieser ein wohlthätiger sein werde, ob nicht, wird zum Theil wenigstens von uns selbst abhängen.

Zwei vorzüglich lehrreiche Abschnitte sind ferner die Armengesetzgebung mit ihren neuerlichen Reformen und die literarischen Zustände sowie das den kirchlichen Parteiungen gewidmete Capitel. In diesen Abschnitten begegnet uns ein ganz origineller, eigenthümlich kräftiger kritischer Geist, den wir bei einem Praktiker, wie der Verf. sich bisher zeigte, nicht vermuthen durften. Mit diesem Geiste stellt er die Volksliteratur der Gentleman-Literatur, meist nur für Frauen dichtend, entgegen und charakterisirt hiernach alle alten und neuen Erscheinungen. Trefflich ist was er von Shakspeare sagt, als dem mächtigsten Gegner des romanischen, normännischen Sprachdrucks; wie er durch poetische Befreiung fort und fort alle Werke der gentlemanlichen Literatur in Schatten stellt, und durch echt englische Gesinnung, in nicht einseitigem, die Volksfreiheit

athmenden Geiste dem englischen Patriotismus eine starke Stütze bietet. „Wie er hat Niemand sein Vaterland geliebt, geehrt, gepriesen, Niemand ihm größern Ruhm zugeführt." So sieht man ihn in England an; allein freilich gibt es für Shakspeare noch eine höhere Auffassung als die vaterländisch-englische, und das ist die deutsche. Von der erinnysgleichen Muse der Cowper, Elliot und Crabbe sagt der Verf., daß sie praktisch an die Gefahr mahnt welche man den Reichthum hier, das Elend daneben anhäufend läuft, das Elend, das klagt und weint und endlich sich rächen werde. Auch den englisch-gothischen Kunststil charakterisirt er gut; Malerei und Musik werden nur leicht berührt.

In einer sehr lebhaft geschriebenen Schlußbetrachtung wendet sich der Verf. endlich an Deutschland, hinweisend auf Das was das Vaterland aus Englands neuester Entwickelung lernen könne und lernen müsse. Diese ganze Entwickelung, sagt er, ist darauf gerichtet, von England aus möglichst billige Fabrikate auf alle Märkte der Welt zu bringen und den Mitbewerb aller übrigen Völker so siegreich zu überwinden. Zu diesem Ende bedient sich die Peel'sche Politik der Freiheit. Die Freiheit aber ist nicht etwa blos eine prächtige Form, ein glänzender Mantel; nein, sie ist die kräftigste Lebensmacht: Mittel und Macht zugleich, jeder großen „Nothwendigkeit" Gehör zu erzwingen. Kein Rückschritt ist mehr möglich: ein Ministerium überliefert dem andern die frohe Botschaft von der Volksbefreiung und Volksverbesserung. „Blickt nur auf England", ruft er aus, „seht dort die Freiheit in leibhafter Gestalt. Wollt ihr, daß Deutschland die Handelsfreiheit ertragen lerne, so ebnet ihm die Bahn der politischen Freiheit; sagt aber nicht spottend zu einem gefesselten Manne: er möge sich frei bewegen!"

So schließen wir mit dem Verf. Möge sein schätzbares Werk, sowie es zeitgemäß und tüchtig erscheint, Gutes wirken wie und wo es vermag! 19.

Bibliographie.

Andersen's, H. C., Märchen. Gesammt-Ausgabe. Aus dem Dänischen von J. Reuscher. 3te Sammlung. Mit Federzeichnungen von Th. Hosemann. Berlin, Simion. 1846. 8. 15 Ngr.

Bauer, E., Novellen. Wien, Stöckholzer v. Hirschfeld. 1846. 12. 26¼ Ngr.

Bauer, H., Systematisches Handbuch der deutschen Sprache, namentlich zur Vermeidung der zahllosen Fehler, deren sich noch immer die meisten, selbst der gebildeten Deutschen gegen die Grammatik der neuhochdeutschen Sprache schuldig machen. 1ste Hälfte. Berlin, Hayn. 1846. Gr. 8. 2 Thlr.

Bürck, A., Romantische Dichtungen. Zwei Bände. Leipzig, O. Klemm. 1846. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Ernst, Neues Planetenbuch oder Mikro- und Makrokosmos. Hypothese. Breslau, Kern. 1846. Gr. 8. 15 Ngr.

Foglár, L., Ein Stück Leben. Pesth, Geibel. 1846. Gr. 8. 25 Ngr.

Gaudy, F. Frhr., Gedichte. Herausgegeben von A. Mueller. Berlin, Bethge. 1846. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Leibnitz' Monadologie. Deutsch mit einer Abhandlung über Leibnitz' und Herbart's Theorieen des wirklichen Geschehens von R. Zimmermann. Wien, Braumüller u. Seidel. 1846. Gr. 8. 20 Ngr.

Littrow, C. L. v., Kalender für alle Stände. 1847. Mit 2 Kupfertafeln. Wien, Gerold. 1846. 8. 13⅓ Ngr.

Mecklenburg, E., Neue Poesieen. Mannheim, Grohe. 1846. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Nordisches Novellenbuch. Herausgegeben von R. Lippert. Zwei Bände. Mit 2 Portraits. Leipzig, Weber. 1846. 8. 3 Thlr.

Roth, H., Betrachtungen über den gesellschaftlichen Zustand der europäischen Türkei. Nach dem Französischen des älteren Blanqui. Sudenburg-Magdeburg, Koch. 1846. Gr. 8. 15 Ngr.

Schleiermacher's, F., Monologen. Eine Neujahrsgabe. Neue Ausgabe. Berlin, Reimer. 1846. 16. 25 Ngr.

— — Die Weihnachtsfeier. Ein Gespräch. Neue Ausgabe. Berlin, Reimer. 1846. 16. 25 Ngr.

Schmidt, K., Luther. Eine Charakteristik. Nebst einem Anhange: Luther und wir. Dessau, Fritsche. 1846. Gr. 8. 12½ Ngr.

Sommer, J. G., Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntnisse. Für 1847. (25ster Jahrgang.) Mit 6 Stahltafeln. Prag, Calve. 1846. 12. 2 Thlr.

Sporschil, J., Karl der Große, sein Reich und sein Haus. Mit 1 Stahlstich. Braunschweig, Westermann. 1846. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Vasari, G., Leben der ausgezeichnetsten Maler, Bildhauer und Baumeister, von Cimabue bis 1567. Aus dem Italienischen. Mit Anmerkungen von E. Förster. 4ter Band. Mit 12 lithographirten Bildnissen. Stuttgart, Cotta. 1846. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Zimmermann, C. W., Die Diebe in Berlin, oder Darstellung ihres Entstehens, ihrer Organisation, ihrer Verbindungen, ihrer Taktik, ihrer Gewohnheiten und ihrer Sprache. Berlin, Reichardt u. Comp. 1846. Gr. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Ausschußbericht über den Vorschlag des Abgeordneten, Bürgermeisters Dr. Balemann, die holsteinische Ständeversammlung wolle beschließen: „daß die Adresse mit den betreffenden Actenstücken durch das Präsidium zur Kunde der deutschen Bundesversammlung gebracht werde." Erstattet Itzehoe, am 29. Juli 1846. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1846. Gr. 8. 2½ Ngr.

Bericht über die Ereignisse zu Köln vom 3. und 4. August 1846 und den folgenden Tagen. Zusammengestellt nach den bei der Bürger-Ermittelungs-Commission abgegebenen Aussagen, von Augenzeugen und veröffentlichten Actenstücken. Mannheim, Hoff. 1846. 8. 6 Ngr.

Braun, Zwey unfehlbare Mittel, dem gegenwärtigen Wucher und der durch ihn herbeigeführten Theurung und Noth ein Ende zu machen rc. Frankfurt a. M., Streng. 1846. Gr. 8. 3 Ngr.

Lavergne-Peguilhen, M. v., Der Liberalismus und die Freiheit. Königsberg, Tag und Koch. 1846. Gr. 8. 20 Ngr.

Matsper, Bilder für und von Mecklenburg. 1tes Bdchn. Leipzig, O. Wigand. 1846. Gr. 8. 10 Ngr.

Das Ordinations-Formular der Berliner Generalsynode. Grimma, Gebhardt. 1846. Gr. 8. 3 Ngr.

Die rechtliche Stellung der Deutsch-Katholiken in Baden. Verhandelt in der 2. Kammer der badischen Stände auf dem Landtage 1845/46. Mit geschichtlicher Einleitung herausgegeben von H. C. M. Karlsruhe, Macklot. 1846. Gr. 8. 12 Ngr.

Wangenheim, F. T., Schleswig-Holstein. Schleiz, Bockelmann. 1846. Gr. 8. 3 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 25. —— 25. Januar 1847.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Neue Folge. Achter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1847. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Dieses „Historische Taschenbuch" hat im Laufe von nunmehr 18 Jahren nicht blos der Geschichtswissenschaft als solcher, sondern auch ganz vorzüglich den gebildeten Verehrern und angehenden Jüngern dieser Wissenschaft schon manchen trefflichen Dienst geleistet. Wir glauben uns in letzterer Beziehung ein Urtheil um so mehr erlauben zu dürfen, da wir seit einer Reihe von Jahren in dem Falle sind zu beobachten, was aus dem genannten Taschenbuche gewonnen werden kann. Und wir können deshalb nicht umhin den Wunsch hier auszusprechen, daß die Redaction fortfahren möge den ursprünglichen Zweck, mit dem so Ersprießliches erreicht worden ist, auch fernerhin fest im Auge zu behalten. Daß sie aber überhaupt bemüht sei, den guten Ruf den sich ihr Taschenbuch zu erwerben gewußt hat möglichst aufrecht zu erhalten, Das gibt auch der vorliegende Jahrgang zu erkennen: er steht seinen Vorgängern im Ganzen nicht nach; denn daß im Einzelnen der eine Jahrgang vor dem andern seinen besondern Vorzug habe, brauchen wir nicht weiter zu erörtern, und ist ein solches Vorkommen in der Natur der Sache begründet. Sehen wir nun zuvörderst, was der neueste Jahrgang seinen Lesern gebracht hat:

1) „Benvenuto Cellini's letzte Lebensjahre", von Alfred Reumont. 2) „Wilhelm von Grumbach und seine Händel" (Schluß des im vorigen Jahrgange abgebrochenen Aufsatzes), von Johannes Voigt. 3) „Der Hofrath Beireis in Helmstädt und das Universitätswesen seiner Zeit. Ein Vortrag, gehalten in der Versammlung des Wissenschaftlichen Vereins zu Berlin am 29. März 1845", von H. Lichtenstein. 4) „Zur Geschichte der ständischen Verhältnisse in Preußen", von Max Töppen (besonders nach den Landtagsacten). 5) „Ueber die öffentliche Meinung in Deutschland von den Freiheitskriegen bis zu den Karlsbader Beschlüssen", von Karl Hagen. Zweite Abtheilung: Die Jahre 1815—19.

Es gehört unter die rühmlichen Eigenthümlichkeiten unsers Zeitalters, daß nicht blos die Nationalen die Geschichten und Zustände ihres Volkes untersuchen und darstellen, sondern daß auch Ausländer vielfach mit ihrer wissenschaftlichen Thätigkeit in dieses Gebiet hinübergreifen. Diese Erscheinung ist aber nur möglich geworden theils durch die von der Civilisation vermittelten mannichfachen Berührungen und Verbindungen der Staaten und Völker untereinander, theils durch die Hochachtung welche die letztern viel allgemeiner, und in viel höherm Grade als früher namentlich der Geschichtswissenschaft zollen. Daß die Deutschen in dieser Beziehung den übrigen Völkern voranstehen, erklärt sich nicht blos im Allgemeinen aus ihrem allbekannten kosmopolitischen Charakter, sondern im Besondern auch aus dem Gange und dem Verhältnisse ihrer Geschichte, sowie aus ihrer geographischen und politischen Lage: nach beinahe allen Richtungen hin haben sie äußere Berührungs- und Anknüpfungspunkte, und diese bilden unter der Vermittelung der Civilisation gleichsam die Pfade zu der auch nach außenhin gehenden Richtung ihrer geschichtswissenschaftlichen Bestrebungen. Es bedarf der besondern Erwähnung solcher deutschen Historiker nicht die sich in dieser Beziehung ausgezeichnet haben oder noch auszeichnen, sie sind bekannt genug. In ihre Reihe gehört aber Alfred Reumont, der, wie wenige deutsche Gelehrte, die Geschichten und Literatur Italiens versteht. Er hat seinen längern Aufenthalt in diesem Lande und seine frühere diplomatische Stellung trefflich benutzt. Und die vorliegende Abhandlung über Benvenuto Cellini legt abermals ein rühmliches Zeugniß für unsere soeben gemachte Bemerkung ab. Wir werden durch diese Abhandlung in das Zeitalter Italiens geführt, über welches der patriotisch gesinnte und trefflich schildernde Italiener Mariotti*) unter Anderm also schreibt:

Es war das Zeitalter einheimischer Tyrannei, das Zeitalter der Este und der Medici; es begann am Hofe des ersten Cosmo und seines Enkels dei Medici und umfaßt jene goldenen Zeiten Leo's X., des ersten und zweiten Alfonso von Ferrara bis zu dem letzten Schutz, den die Literatur von den Herzögen von Savoyen, von der Patricieraristokratie Venedigs und in Rom in den Tagen der Königin Christine von Schweden genoß. Aus wilder Verwirrung waren die lombardischen und toscanischen Republiken unter eine blutige Schreckensherrschaft gekommen; die Usurpatoren ihrer Freiheit, meistens Ungeheuer in Menschengestalt, deren Thaten die Geschichte zu erzählen erröthet, gehorchten nach dem allgemeinen Geschmacke für Literatur

*) „Italien in seiner politischen und literarischen Entwickelung und in seinen gegenwärtigen Zuständen" (Leipzig 1846). Lange hat uns kein Werk über Italien in so vieler Beziehung angesprochen als dieses.

und Kunst und dem Geiste der Großmuth und Freigebigkeit, den sie von den Republiken ererbten und zu einem der furchtbarsten Werkzeuge der Tyrannei machten. Unterdessen hatten aber die sanften Herzen Rafael's und Correggio's, von der Beschäftigung mit der Literatur durch den Kampf abgehalten den man jüngst gegen den Gedanken begonnen, die Begeisterung welche in den Kämpfen des politischen Lebens nicht länger Nahrung finden konnte auf die Betrachtung und Schöpfung des Schönen in den bildenden Künsten gewendet.

Und Benvenuto Cellini war ein echtes Kind dieser Zeit. Wer kennt ihn aber nicht schon aus seiner von Goethe so schön bearbeiteten, höchst charakteristischen Selbstbiographie? Allein abgesehen davon, daß Goethe nach einem wenig correcten Texte arbeitete, dem noch dazu die sehr wichtigen Noten fehlen — es schließt auch jene Selbstbiographie schon mit dem Jahre 1562. Da aber Cellini erst den 13. Febr. 1572 starb, so bleiben neun Jahre seines vielbewegten Lebens übrig, die wenigstens in Deutschland noch keine nach guten Quellen bearbeitete vollständige Charakteristik erfahren haben. Diese Lücke ist nun von Alfred Reumont ausgefüllt worden durch Benutzung der zahlreichen Manuscripte die von Cellini's eigener Hand geschrieben in den Archiven und Bibliotheken zu Florenz aufbewahrt werden, und deren auch Goethe, obschon nur im Vorbeigehen, gedenkt. Daß übrigens eine Feder wie die Reumont's ist ihre Aufgabe mit Geschicklichkeit auch in dem gegebenen Falle gelöst haben werde, können unsere Leser unbedingt voraussetzen. Wer Goethe's „Benvenuto Cellini" kennt, und wer insbesondere ein Freund der Culturgeschichte Italiens ist, wird den Aufsatz den jene Feder geliefert hat mit Vergnügen und Belehrung zugleich lesen. Zugleich machen wir diejenigen Gelehrten welche sich mit Literargeschichte beschäftigen darauf aufmerksam, daß sich in den Vorbemerkungen zu dem Aufsatze Notizen befinden die für sie nicht ohne Werth sein werden.

In der zweiten Abhandlung wird das Drama fortgesetzt zu dem die Ernestinische Linie des Hauses Wettin abermals den Stoff zu liefern vom Schicksale bestimmt war; sein erster ziemlich langer Act spielt wild durcheinander vorzüglich im Frankenlande, während der letzte, verhängnißvoll und Entsetzen erregend, in Thüringen, zu Gotha, die Schuldigen zum größten Theile mit Einem Schlage fallen läßt. Sind nun auch von dem Verf. Thuanus, Schardius, Rudolphi und Häberlin, als die bekanntesten Quellen und bedeutendsten Hülfsmittel, für die Darstellung gebraucht worden, so hat doch auch diesmal wiederum das königsberger Archiv, aus dem der Verf. schon so Manches ans Licht zu ziehen vermögend gewesen ist, wenigstens einzelne Notizen gegeben, die entweder zur Erweiterung oder zur Berichtigung der historischen Kenntniß beigetragen haben. Jedenfalls besitzen wir nun nach Vollendung der vorliegenden Monographie eine so sichere historische Grundlage für jede Darstellung der Grumbach'schen Händel und der Verwickelung in welche Johann Friedrich der Mittlere theils aus Schwäche, theils aus einer gewissen Rachsucht gegen das sächsische Kurhaus gerieth, daß insbesondere auch die sächsische Geschichtschreibung dem Verf. nur dankbar dafür sein kann. Wir haben die ganze Abhandlung mit der größten Aufmerksamkeit und zugleich mit der lebhaftesten Theilnahme für das Geschick unsers Vaterlandes gelesen: wie glücklich sind wir, daß ein Zeitalter wo die Roheit einer kampf- und rachelustigen Ritterschaft, Pfaffentrug, schleppender Rechtsgang und schmähliche Rechtsverweigerung, martervoller Inquisitionsproceß und schaudervolle Executionen der Justiz hervorstechende Charakterzüge bilden, weit hinter uns liegt! Wir können es uns nicht versagen den Bericht eines Augenzeugen, der sich im königsberger Archiv befindet, über die Hinrichtung der Geächteten hier mitzutheilen:

Es war am Freitag nach Misericordia, da die Aechter zu Gotha gerichtet worden (1567). Da ist auf dem Markt ein Schaffot von Holz und Bretern aufgeschlagen gewesen und haben um dasselbe zwei Fähnlein Knechte gehalten und eine grausam große Welt Volkes von Fürsten, Grafen, Edelleuten, Kriegsvolk, Bürgern und Bauern, die auf dem Markt und den Häusern gestanden und zugesehen. Da ist zuerst vom Schlosse Wilhelm von Grumbach von acht Stockknechten auf einem Stuhle herabgetragen und auf das Schaffot gebracht worden. Allda hat ein Knabe auf einem Pferde gehalten, der aus einem Briefe die Urgicht gelesen, worin er, Wilhelm von Grumbach, bekennt, daß er den Ernst von Mandelsloh abgefertigt, ihm 8000 Pferde und vier Regimenter Knechte zu werben; damit habe er und die andern Aechter die Stadt Erfurt überfallen, danach dem Kurfürsten zu Sachsen in sein Land ziehen und andere Händel mehr verrichten wollen. Dieweil ihm dann Urtheil und Recht gegeben worden, daß man ihn in vier Theile zerschlagen solle, haben die Prediger ihn getröstet, auch ein Prediger seinethalben das Volk um Verzeihung gebeten und um Fürbitte, daß er als ein Christ sterben möchte. Darauf haben ihn die Henker aufgebunden, ihm das Herz aus dem Leibe geschnitten und um das Maul geschlagen, worauf sie ihn in vier Stücke zerhauen.

Alsdann sind sechs Trompeter auf das Rathhaus geritten und haben umgeblasen. Da haben die Henker Dr. Christian Brück, den Kanzler, herabgeführt. Der ist in einer langen Kappe gegangen und hat einen schwarzen Hut mit einer Leidensbinde (Trauerflor) aufgehabt. Den hat man auch auf das Schaffot gebracht; und da man ihm durch den Knaben die Urgicht auch vorgelesen und er dieselbe bekannt, hat er darauf Viel reden und Entschuldigungen vorwenden wollen. Die Henker aber haben ihn angefallen und ihn nicht reden lassen wollen. Da hat er gebeten, daß man ihn nicht übereilen wolle, denn er müsse zu Gott zuvor sein Gebet thun, das denn auch geschehen ist. Darauf hat er das Volk auch um Verzeihung gebeten, ist dann aufgebunden und, wie ihm Urtheil und Recht gegeben, lebendig geviertheilt worden. Als man ihm das Herz zuvor aus dem Leibe geschnitten und oftmals auf das Maul geschlagen, hat er greulich und gar lange geschrien. Danach ist Wilhelm von Stein geholt worden; dem hat man seine Verbrechen auch vorgelesen. Als er solche bekannt und ihm Urtheil und Recht gegeben ward, daß man ihm erst den Kopf abschlagen und danach ihn viertheilen solle, ist er kleinmüthig geworden, aber durch die Prädicanten getröstet und ihm dann auch sein Recht widerfahren. Zum vierten hat man auch Herrn David Baumgärtner auf das Schaffot geführt, ihm auch etliche Verbrechen vorgehalten. Dem hat man das Urtheil und Recht gegeben, daß man ihm den Kopf abschlagen und danach begraben sollte. Er war herrlicher gekleidet als Keiner unter ihnen Allen und hat solche Strafe auch erlitten. Darauf zuletzt hat man Hans Beyer, der Herzog Johann Friedrich's Stocknarr und Kapellmeister über seine Musik gewesen, auch auf einem Stuhl getragen gebracht und vor den Galgen geführt,

der auf dem Schaffot aufgerichtet gewesen. Als man ihn halb auf die Leiter gebracht, hat man auch ihm seine Urgicht vorgelesen, daß er dem Kurfürsten bei Nacht aus dem Lande gelaufen, sich auch zu den Aechtern gesellt, ihnen alle Heimlichkeit und Gelegenheit des Kurfürsten offenbart und Rath gegeben, wie man des Kurfürsten Lande überfallen sollte und Anderes mehr. Nun hätte er wol eine ernstliche Strafe verdient; aber um seines Alters willen, denn er war schon ein gar alter Mann, wolle man ihm Gnade erzeigen und ihn mit dem Strick richten lassen. Nachdem er durch den Prediger getröstet, ist er gehenkt worden. Sie sollen Alle christlich und seliglich gestorben sein.

Das war die ungarische Schlachtbank von Eperies*) (1687) in Deutschland und eine mittelbare Folge des verhängnißvollen Geschenkes welches unserm Volke Karl V. durch seine peinliche Gerichtsordnung 1529 gemacht hatte. Wir wenden uns mit Entsetzen und Abscheu hinweg von diesem Bilde unserer Vorzeit, um das Herz durch die Betrachtung der dritten Abhandlung, die uns unwillkürlich in eine heitere Stimmung versetzt, von seinem Schmerze zu befreien.

Das Universitäts- und Gelehrtenleben hat in Deutschland, zumal im vorigen Jahrhunderte, manche eigenthümliche und sonderbare Persönlichkeit erzeugt. Doch knüpft sich an sie trotz ihrer Sonderbarkeiten mehr oder minder das Gefühl einer gewissen Achtung um der oft nicht geringen Verdienste willen die ihr redlicher und nicht selten bewunderungswürdiger Fleiß sich um die Wissenschaft erwarb. Die Gerechtigkeit fodert es, sie als Kinder ihrer Zeit zu betrachten und ihnen einen Theil der Dankbarkeit zu zollen die wir überhaupt den frühern Zuständen, insbesondere denen der Mitte des vorigen Jahrhunderts, schuldig sind. Der Verf. sagt sehr wahr:

> Und ohne sie zurückzuwünschen, betrachten wir sie doch mit einer gewissen Ehrfurcht, erkennen in ihnen die Quellen mancher auf uns vererbten geistigen und sittlichen Besitzthümer, und messen bequemer an diesem engen Maßstab des Familien- und Bürgerlebens als an dem schwer zu handhabenden welthistorischen den gewaltigen Umschwung in welchem uns die kurze, aber verhängnißvolle Zeit eines halben Jahrhunderts auf die schwindelnde Höhe der Gegenwart gehoben hat.

Da der Hofrath Beireis, durch dessen biographische Skizzirung der Verf. einen sehr lesenswerthen und unterhaltenden Beitrag zur Geschichte des frühern Universitätswesens und seiner Repräsentanten geliefert hat, gewiß nur wenigen Lesern näher bekannt sein möchte, obgleich einmal Goethe und F. A. Wolf blos deshalb nach Helmstädt reisten um den merkwürdigen Hofrath kennen zu lernen, so wollen wir wenigstens mit einigen Worten ein Bild von ihm zu entwerfen suchen. Beireis war 1729 zu Mühlhausen geboren und von seinen gebildeten Aeltern — der Vater war Mitglied des dortigen Magistrats — sorgfältig erzogen worden. Neben der Jurisprudenz beschäftigten den Jüngling Chemie, Botanik und andere Naturwissenschaften; Phantome, wie ein nur flüchtiger Blick in diese Wissenschaften nur zu leicht zu erzeugen vermag, wofür die frühern Jahrhunderte Beispiele in ziemlicher Menge darbieten, bemächtigten sich auch seines lebhaften und wißbegierigen Geistes. In Jena studirte er Medicin; und auf körperliche Uebungen wendete er solchen Fleiß, daß er für einen vollendeten Fechtmeister galt, und sich noch in spätern Jahren der Thaten jugendlicher Ritterlichkeit mit besonderm Vergnügen rühmte. Von Braunschweig, wohin ihn 1757 der Herzog Karl berufen hatte, begab er sich bald nach Helmstädt, um unter Heister's Leitung ein vollkommener Chirurg zu werden. Nach seines Lehrers Tode ward er Professor der Physik, und bald darauf wurde ihm eine Professur der Medicin übertragen. Von nun an blieb Helmstädt der Ort seiner mannichfaltigen Thätigkeit, theils als akademischer Lehrer, theils als Arzt. Während er aber eifrig nach der Ruhe eines Polyhistors strebte, sich selbst den Anschein gab als ob er orientalische Sprachen verstehe, und es sogar nicht ungern sah wenn man ihm den Besitz geheimer Kenntnisse beilegte, diente er Andern mit großer Bereitwilligkeit und Menschenfreundlichkeit durch Rath und That, wie er überhaupt die rühmlichsten Eigenschaften als Mensch und Bürger in sich vereinigte. Ein Fehler bemächtigte sich jedoch immer mehr des beinahe unglaubhaft thätigen Mannes, der der Eitelkeit; doch wußte er sich dessenungeachtet in hohem Ansehen zu erhalten, weil ihm nicht nur jene rühmlichen Eigenschaften zur Seite standen, sondern ihm auch diejenige Gewandtheit und Klugheit inwohnte, wodurch die Enthüllung der künstlich verdeckten Blößen verhindert ward. Bemerkenswerth ist sein Widerwille gegen die Kartoffeln, deren Anbau und Genuß damals allgemein zu werden anfing: sie kamen nie auf seinen Tisch, er berührte sie nie auf fremder Tafel, und erklärte ihren Genuß für einen Grund der Verdummung der niedern Volksclassen. Uebrigens überlebte Beireis sich und seinen Ruf: vergessen und von Niemandem betrauert starb er 1809 im 80. Lebensjahre. Wenige Wochen nachher endete auch die Universität Helmstädt ihr Dasein in Folge eines Beschlusses der damaligen westfälischen Regierung. Gewiß aber wäre es ein ebenso interessanter als belehrender Beitrag zur deutschen Culturgeschichte, wenn man eine Sammlung biographischer Skizzen der eigenthümlichsten Persönlichkeiten aus dem deutschen Universitätsleben seit dem 14. Jahrhunderte veranstalten könnte.

(Der Beschluß folgt.)

*) Man lese die Schilderung davon in Hormayr's „Historischem Taschenbuch" vom Jahre 1837.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Jules Janin.

Man kann über Alles schreiben ohne eigentliche Sachkenntniß zu besitzen, meint J. Janin, außer über die Mathematik. Von diesem Grundsatze hat sich der leichtfertigste aller Schriftsteller bei allen seinen literarischen Arbeiten leiten lassen. Er glaubt seine gewandte Feder jeder, auch der schwierigsten Arbeit gewachsen. Dabei läßt er sich wenn er an die Ausführung irgend eines literarischen Planes geht wenig auf die langweiligen Vorstudien ein, durch die sich ein weniger flüchtiger Autor zunächst erst seines Stoffes zu bemächtigen sucht. In der Hoffnung, daß ihm die reifen Früchte in den Schoos fallen werden, beginnt er seine Arbeit, und unbeirrt durch die

Aussetzungen welche gewissenhafte Kritiker gegen seine Productionen erheben zu müssen glauben führt er sie zu Ende. Daß es bei einer solchen literarischen Thätigkeit an den lächerlichsten Misgriffen, an den sonderbarsten Verirrungen und an gewissenlosen Gaukeleien nicht fehlen kann, versteht sich von selbst. Aber was kümmert ihn die Stimme der Kritik, da er schon längst die Stimme seines literarischen Gewissens in den Wind zu schlagen gelernt hat. Seine Werke sind noch immer von einem thörichten, leicht zu betrügenden Publicum gesucht, und die Buchhändler und Herausgeber von Zeitschriften wiegen jede seiner Zeilen mit Gold auf. Zu den seltsamsten literarischen Ideen, an deren Ausführung er in der letzten Zeit ein paar Tage gesetzt hat, gehört seine lächerliche Bearbeitung der vielgelesenen „Clarisse Harlowe" von Sam. Richardson, welche wir jüngst aus seiner Fabrik erhalten haben. Dieser Roman gehört bekanntlich zu den Dichterwerken welche Jeder kennt, aber nur noch Wenige gelesen haben. Janin will nun dieses classische Werk den Lesern, auf deren Gunst er zählen zu können glaubt, durch eine „zeitgemäße Umarbeitung" wieder mundgerecht machen. Wenn irgend ein Roman sich einer solchen Arbeit mit Widerstreben hingibt, so ist es gerade „Clarisse". Der eigentliche Werth dieser Dichtung beruht nämlich weniger in der Planmäßigkeit der ganzen Conception und der Anlage selbst als in der psychologischen Durchführung, der Ausschmückung des Detail und in der Sauberkeit des Colorit. Unter diesen Verhältnissen darf kein Zug verändert, keine Farbe verwischt werden, ohne daß man das ganze Gemälde entstellt. Ein wunderbares Gefühl aber beschleicht uns, wenn wir schon in der Vorrede lesen, mit welcher Leichtfertigkeit der Bearbeiter mit dem Originale umgesprungen ist. Zwar brüstet er sich und meint, er habe zu seiner Arbeit die ganze englische Romanliteratur durchstöbert und oft zwanzig, ja wol hundert Romane durchblättert, um einen einzigen charakteristischen Zug für seine Arbeit aufzufinden. Aber wer wäre noch thöricht genug, dieser Janiniade Glauben zu schenken? Das Gesetz von dem er sich hier bei seinen Aenderungen leiten läßt ist Nichts als die purste launenhafteste Willkür. Hätte Janin es dabei sein Bewenden gelassen, daß er sich Abkürzungen erlaubt hätte, wo offenbare Längen sind, so wäre vielleicht zwar immer noch ein guter Theil Dessen was zu den charakteristischen Partien des Ganzen gehört mit verloren gegangen; indessen das Unternehmen erschiene doch noch einigermaßen gerechtfertigt. Aber die Art und Weise wie hier mit einem ehrenwerthen, als classisch anerkannten Werke verfahren wird, ist denn doch etwas zu arg. Nicht etwa blos Nebenpartien werden umgestaltet, sondern der ganze Plan, die ganze Anlage wird so verzerrt und verschoben, daß man die ursprüngliche Composition nur mit Mühe wiedererkennt. Personen von untergeordneter Bedeutung werden in den Vordergrund gezogen, Charaktere welche als Träger der Hauptideen angesehen werden müssen sind dagegen ganz unterdrückt, und eine bunte Menge neuer Gestalten, welche mit dem ganzen Plane nicht das Geringste zu schaffen haben, taucht vor unsern erstaunten Blicken auf. Es ist gar nicht abzusehen, wie der „König der Feuilletonisten", wie man Janin wol noch bezeichnet, obschon sein Thron in letzter Zeit mehr und mehr morsch und wankend geworden ist, auf den unbegreiflichen Gedanken gekommen sein mag, sich dieser unersprießlichen Arbeit zu unterziehen. Wenn das Werk welches er seinen Lesern vorführen wollte seinem Geschmacke und seinen ästhetischen Anfoderungen (die Aesthetik Janin's!) so wenig zusagte, so hätte er seine Bewunderer lieber mit einem neuen Meisterwerke eigener Schöpfung beschenken sollen. Oder wäre seine vielbewährte Productivität doch nun endlich erschöpft, und ginge es mit seiner erfinderischen Phantasie, von der er besonders bei seinen Abschweifungen auf die nebeligen Gefilde deutscher Literatur so ergötzliche Proben gegeben hat, schon auf die Neige? Man könnte über diese ganze Arbeit, welche sich nirgend gegen eine strengere Kritik als stichhaltig erweist, nur lachen, wenn Janin, der sich als unbeschränkter Beherrscher des Feuilleton zum absprechendsten Tone berechtigt glaubt, sich nicht den Anschein gäbe, als habe er hier das verdienstlichste Werk von der Welt geliefert. Er thut als könne er auf diese Production als auf ein Zeugniß seiner literarischen Befähigung pochen; ja, wie wir hören wird er sich bei seiner bevorstehenden Bewerbung um einen leergewordenen Fauteuil in der französischen Akademie vorzugsweise auf diese neueste Leistung stützen, durch die er sich den Eingang in die Reihen der 40 Unsterblichen zu erzwingen hofft. Wir denken, daß die wahlberechtigten Mitglieder der Akademie es verschmähen werden diesen literarischen Harlekin in ihre Mitte aufzunehmen.

Schnitzler's Statistik von Frankreich.

Die bedeutenden Leistungen Schnitzler's, des bekannten Herausgebers der brauchbaren „Encyclopédie des gens du monde", auf dem Gebiete der Statistik, sind in d. Bl. bereits mehrfach mit gebührender Anerkennung erwähnt. Auch von seiner umfangreichen „Statistique générale, méthodique et complète de la France" haben wir zwei Bände — so viel waren bis jetzt erst erschienen — bereits kurz besprochen. Wenn wir auf diese gediegene Schrift gegenwärtig noch einmal mit einigen Worten zurückkommen, so veranlaßt uns dazu das Erscheinen des aus zwei gleich inhaltreichen Bänden bestehenden Schlusses. Dieses Buch müssen wir jedenfalls als eine ganz treffliche Gabe bezeichnen, für welche wir dem geachteten Verf. zum aufrichtigsten Danke verpflichtet sind. Ein ungeheueres Material liegt hier aufgespeichert, aber überall ist es auf eine übersichtliche, lichtvolle Weise verarbeitet, und man kann behaupten, daß in diesem Werke die Zahlen nicht mehr todte geblieben sind. Schnitzler faßt die Statistik überhaupt viel höher und weiter als sie gewöhnlich genommen zu werden pflegt. Ihm ist diese Disciplin nicht ein todtes Gewirr inhaltloser Zahlen und Angaben, sondern eine wirkliche Wissenschaft, in der die verschiedensten Interessen einer Bevölkerung, welche sich zu einer politischen Gesellschaft organisirt hat, berührt werden. Alle Beziehungen des staatlichen Lebens finden hier ihre Berücksichtigung. Der Verf. beginnt mit dem Territorium und den geographischen Verhältnissen Frankreichs und sichert sich auf diese Weise eine feste Grundlage, auf der er seine weitern Erörterungen aufbaut, und auf die er in der Folge sich wieder, so oft sich die Gelegenheit bietet, zurückbeziehen kann. Der eigentliche Inhalt zerfällt in drei Abtheilungen, von denen die erste der Bevölkerung, die zweite den sogenannten socialen Interessen, die dritte den Privat- und materiellen Interessen gewidmet ist. Diese Andeutungen können nur einen sehr oberflächlichen und unvollkommenen Begriff von dem reichen Inhalte dieses bedeutenden Werks, welches in Frankreich selbst Epoche machen muß, geben, und sie sollen in der That auch nur auf diese bedeutungsvolle Erscheinung noch einmal aufmerksam machen. In das Detail einzugehen erlaubt uns der Raum und der Zweck dieser Zeitschrift nicht; aber reichhaltig und aus den besten authentischen Quellen geschöpft ist das Material welches uns hier geboten wird. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 26. — 26. Januar 1847.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Neue Folge. Achter Jahrgang.

(Beschluß aus Nr. 25.)

Auf ein ganz anderes Gebiet versetzt uns die vierte Monographie, als deren Verf. sich Max Töppen unterzeichnet hat. Er scheint mit dieser Monographie seinen ersten geschichtswissenschaftlichen Ausflug unternommen zu haben und aus der Schule Johannes Voigt's hervorgegangen zu sein. Was nun von der äußern allgemeinen Geschichte Deutschlands gilt, Das gilt auch von der innern: beide können nur durch Specialgeschichten zu der möglichen und wünschenswerthen Vollständigkeit gefördert werden. Daher muß denn auch Das was der Verf. dargeboten hat als ein dankenswerther Beitrag zur Geschichte der innern Zustände Deutschlands angesehen werden, um so mehr, da derselbe unmittelbar aus den Quellen entlehnt ist, und deshalb auf diejenige historische Glaubhaftigkeit Ansprüche erheben darf, um ohne Bedenken von der allgemeinen Geschichte benutzt werden zu können. Was die Darstellung anlangt, so gebricht es ihr nicht an der erfoderlichen Klarheit und Leichtigkeit, Eigenschaften die in dem gegebenen Falle einen um so höhern Werth haben, als es die Natur der Sache mit sich bringt, daß eine gewisse Einförmigkeit über das Ganze verbreitet ist; diese wird jedoch von Denjenigen leicht überwunden werden, in deren geschichtlichen Studienkreis ein derartiger Gegenstand gehört. Nicht minder liegt es aber auch in der natürlichen Beschaffenheit des Gegenstandes und seiner Verarbeitung, daß hier kein einzelnes Stück zur besondern Mittheilung herausgehoben werden kann. Wir beschränken uns darum auf folgende Bemerkungen: Die Lande des Deutschen Ordens waren schon längst im Innern in einer gewissen Auflösung begriffen; seine ursprüngliche Bestimmung war erfüllt, und die stets zu neuen Gestaltungen und Entwickelungen drängende Zeit machte auch hier ihre Rechte und ihre Ueberlegenheit über die Stärke des menschlichen Willens geltend. Ein unnatürliches Verhältniß war es, daß an die Spitze des Ordens Prinzen aus fürstlichen Häusern traten, und daß diese ein neues Element in denselben brachten, ihre Regierungsräthe. Fast immer sehen wir deshalb das Ordensland in zwei Heerlager getheilt: in das des Fürsten mit seinem Anhange und in das derjenigen Stände welche gerade es in ihrem Interesse fanden jenem gegenüber zusammenzuhalten, und gegen irgend einen Angriff auf ihre Rechte und Privilegien Verwahrung einzulegen oder auch förmlichen Widerstand zu leisten. Doch fanden sich beiweitem nicht immer dieselben Verbündeten in einem und demselben Heerlager; nicht selten wechselten sie ihre Rollen. Die theilweise Abhängigkeit von Polen und dessen beengende Nachbarschaft gaben Einflüssen Raum und machten Rücksichten nöthig die freie Entschließungen und Bewegungen vielfach hinderten. Der tragische Ausgang des Schmalkaldischen Kriegs drohte in seinen Folgen und durch die Bestrebungen der Sieger auch dem preußischen Ordenslande Gefahr, während von Osten her die Türken mehr als ein mal die ernstlichsten Besorgnisse einflößten. An Berathungen der Stände mit dem Fürsten und seinen Räthen fehlte es natürlich in diesen Nöthen nicht; doch kam es zu einträchtigen und energischen Entschlüssen fast niemals: sie scheiterten in der Regel an Geldfragen, an Privilegien, an Rechtsverwahrungen, an Rücksichten. Wie im übrigen Deutschland so ging man auch hier, namentlich von Seiten des Fürsten, wenn es sich um die Aufbringung von Abgaben und Geldbedürfnissen handelte, den Städten zu Leibe: und sie waren in der Regel weniger glücklich als der Adel in ihrem Widerstreben gegen fürstliches Ansinnen oder Willkür. Der Verf. schließt seine Abhandlung mit dem Jahre 1567. Wie ganz anders aber waren die Verhältnisse ein Jahrhundert später: der Große Kurfürst hatte bereits Preußens Unabhängigkeit von Polen erkämpft; und abermals ein Jahrhundert später half der größte Nachkomme dieses Kurfürsten die erste Theilung Polens vollziehen!

Die letzte Abhandlung, die zweite Abtheilung des ganzen Thema bildend, umfaßt die Geschichte der öffentlichen Meinung in Deutschland vom Jahre 1815—19. Sie ist in neun Abschnitte zerlegt. Wir geben sie an, um unsere Leser in möglichster Kürze auf den anziehenden Inhalt des Ganzen aufmerksam zu machen: 1) „Hoffnungen auf Preußen"; 2) „Die Reaction, die Schmalziaden, veränderte Richtung der preußischen Regierung, allmäliges Abwenden der öffentlichen Meinung von Preußen, Baiern und Würtemberg"; 3) „Allgemeine Ansich-

ten über Verfassungen, Kampf zwischen dem bürgerlichen und aristokratischen Elemente"; 4) „Verfassungsbestrebungen in den einzelnen Ländern"; 5) „Religiöse und materielle Interessen"; 6) „Der Deutsche Bund, getäuschte Hoffnungen auf denselben, allgemeine Stimmung der Presse, Bewegungen in der deutschen Jugend, Burschenschaft"; 7) „Erneuerte Angriffe der Reaction auf die öffentliche Meinung, Entwickelung der Verhältnisse in Weimar"; 8) „Die süddeutschen Verfassungen, Umwandlung der öffentlichen Meinung zu Gunsten der süddeutschen Regierungen"; 9) „Die hauptsächlichsten Momente bis zu dem Karlsbader Congresse."

Wenn wir bei Besprechung des vorigen Jahrgangs unser Verlangen nach der zweiten Hälfte der vorliegenden Monographie aussprachen, trotzdem daß wir einige Gegenbemerkungen zu machen Veranlassung gefunden hatten, so erscheint jetzt dieses Verlangen nicht minder gerechtfertigt als befriedigt. Denn der Verf. hat in der That im Ganzen einen vortrefflichen Beitrag zur Geschichte jener Zeit und deren richtigen Beurtheilung gegeben, mag man ihn aus dem Gesichtspunkte der äußern Form oder seines Inhalts betrachten. Dazu kommt, daß der Verf. einen ebenso warmen als aufgeklärten Patriotismus an den Tag legt, ohne an das Hyperbolische, wie wir anfangs fast zu fürchten geneigt waren, zu streifen. Seine Gesinnung und tiefste Ueberzeugung spricht er rücksichtslos und unverholen aus, verletzt aber den Anstand nicht, den eine Darstellung von Ansichten, Bestrebungen und Begebenheiten stets beobachten muß, wenn sie der Wissenschaft nicht unwürdig sein will. Manches möchte man etwas vollständiger entwickelt und geschildert sehen: allein die Bestimmung der Monographie und der Raum zogen gewisse Grenzen, die nicht füglich überschritten werden konnten. Aber wahrhaft schön müssen wir den Schluß der Abhandlung nennen; wir glauben ihn unsern Lesern nicht vorenthalten zu dürfen, weil er zugleich am besten beweist wie der Verf. sein Thema aufgefaßt hat, wie er denkt und wie er schreibt:

Blicken wir zurück auf den kleinen Zeitraum unserer Geschichte, dessen geistiges Leben ich in diesem Aufsatze zu schildern unternommen, so können wir nicht umhin zu gestehen: es ist ein gewaltiges Treiben, eine unendliche Regsamkeit moralischer und intellectueller Kraft in diese kurze Spanne Zeit eingeengt. Die Deutschen haben auch damals bewiesen, daß sie in geistiger und politischer Bildung vor den andern Nationen Europas nicht zurückgeblieben. Und zugleich haben sie damals — was selten im Laufe ihrer Geschichte der Fall gewesen — den rechten Instinct für Das was ihnen frommt gehabt; der verschwimmende resultatlose Kosmopolitismus mußte vor körniger selbstbewußter Vaterlandsliebe und einem edeln Nationalstolze weichen. Nun erhebt sich unser Volk nach langer Zeit wieder zu dem Gefühle seiner politischen Bedeutung, zu der Ahnung der großen Rolle die es unter den Nationen Europas einzunehmen berufen ist. Es weiß, welche Wege allein dazu führen; es spricht sie aus; es ruft laut seinen Machthabern zu, sie zu betreten; ja es hat die festeste Hoffnung, daß es geschieht. Aber es täuscht sich: nicht die Größe der Nation ist es was seine Oberhäupter im Auge haben. Traurig wendet es sich von jener ersten Täuschung hinweg; es sucht sich jetzt durch eine schöne Entwickelung im Innern zu entschädigen für den augenblicklichen Traum, daß die edle Germania, ehedem die Königin der Völker, wiederum in der Reihe europäischer Nationen zählen solle; aber auch im Innern scheint keine Blüte zu sprossen: man ringt und müht sich ab, man bittet, fodert, lange umsonst; endlich als ein Hoffnungsgestirn an dem politischen Horizonte der Nation aufzugehen scheint, das mit namenlosem Jubel überall begrüßt wird, muß auch dieses sich umdüstern; auch diese Hoffnung sollte, wenn auch nicht erlöschen, doch wenigstens erbleichen.

Aber jene Ideen von den Freiheitskriegen bis zu den Karlsbader Beschlüssen, gegen welche die letztern als eine Ausgeburt des verschrobenen Zeitgeistes zu Felde gezogen, sind sie etwa unterdrückt? Haben sich nicht vielmehr im Laufe von drei Jahrzehnden dieselben Ideen nur noch schärfer, klarer und bewußter herausgestellt? Ist es gelungen die Quelle zu verstopfen aus welcher sie entsprungen? Und entsendet sie nicht vielmehr noch stärkere und gewaltigere Strömungen in die Adern des deutschen Volkes? In der Menschheit waltet eine Kraft höher wie die des einzelnen, wenn auch noch so mächtigen Gewalthabers, höher wie die Bayonnete von Millionen Kriegern, und stärker als Tausende von Kanonen zu zerschmettern vermöchten; hundert mal zu Boden geschlagen, wird sie sich dennoch immer wieder erheben, mit neuer Stärke zu neuen Siegen: denn sie hat noch einen höhern Ursprung als der Tellus Sohn Antäus — den Geist Gottes!

Bei dem Interesse welches die Leistungen des „Historischen Taschenbuchs" uns immer eingeflößt haben, können wir zum Schlusse nicht umhin, der Redaction desselben noch folgenden Wunsch auszudrücken. Die historischen Forschungen über die Vorzeit von Centralamerika haben bereits zu höchst merkwürdigen Resultaten geführt. Chinas Verbindung und Bekanntschaft mit diesem Theile Amerikas und sein Cultureinfluß auf dasselbe sind durch die neuesten Entdeckungen in der chinesischen Literatur beinahe außer allen Zweifel gestellt. Die Literatur über die Vorzeit Mexicos, Guatemalas u. s. w. ist ziemlich bedeutend geworden; die Quellen und Hülfsmittel aus denen geschöpft werden kann liegen in nicht geringer Anzahl bereits zum Gebrauche vor. Wäre es nicht der Tendenz des Taschenbuches vielleicht angemessen, in einem folgenden Jahrgange auf entsprechende Weise die Resultate jener Forschungen in einer besondern Abhandlung den Lesern desselben vorzulegen? Wir hatten anfangs die Absicht, die neuern und neuesten Werke und Mittheilungen über diesen anziehenden Gegenstand hier zusammenzustellen; wir stehen aber schon um des Raumes willen davon ab.

A. Zimmer.

Romanliteratur.

1. Der Proselyt. Roman aus den letzten Regierungsjahren Friedrich Wilhelm's III. Von August Braß. Erster und zweiter Theil. Berlin, Cohn u. Comp. 1846. 8. 2 Thlr.

Die religiösen Controversen, welche seit dem Dreißigjährigen Kriege vorzugsweise zu kirchlichen und politischen geworden sind, haben in Deutschland stets einen zusagenden Boden gefunden, und als mit Aufhebung des Jesuitenordens die von Berlin ausgegangene Jesuitenriecherei viele Federn beschäftigte, sind auch Romanschriftsteller nicht zurückgeblieben, diesem Thema ihre Kräfte zuzuwenden. Sie konnten auf ein empfängliches Publicum rechnen. Seit Wiederherstellung des Ordens war derselbe bestrebt, sein früheres Terrain, seinen alten Einfluß wiederzugewinnen und möglichst noch zu erweitern, und die Mittel für diesen Zweck sind, wenigstens zum Theil, noch die alten und

jedenfalls geheiligt. Der Gang ihrer Thätigkeit ist neuerdings von Sue im „Ewigen Juden" zur Anschauung gebracht. Das nächste Ziel des Ordens ist: dem katholischen Glauben überall Autorität zu erwerben; und wenn auch die Möglichkeit zugegeben werden kann, so streitet es doch gegen alle historische Wahrscheinlichkeit, daß es gelingen werde die Menschen jemals zu irgend einer Glaubenseinheit zu führen. Sie wäre auch das Grab des Ordens, und da er Das sehr gut weiß, so trachtet er unter dem kirchlichen Deckmantel vor allen Dingen nach Reichthum und politischem Einfluß. Dies Letztere zur Erscheinung zu bringen scheint auch die Aufgabe des vorliegenden Romans zu sein. Ref. sagt: „Dies scheint", da bis jetzt die beiden ersten Theile des Buches erschienen sind. Sie wecken ein vorzügliches Interesse durch gute Anlage, befriedigende Zeichnung der Personen und Zustände und eine vielversprechende Schürzung des Knotens. Daß aber das grundprotestantische Berlin das Terrain für die Bestrebungen der jesuitischen Propaganda hergeben muß, gewährt dem Ganzen noch besondern Reiz, wenn auch in dem zur Zeit Vorliegenden diese Propaganda mit der berliner Geistlichkeit nicht in Conflict gebracht ist. Vielleicht ist Das vorsätzlich vermieden, um irgendwo Erbitterung zu nähren und der Mehrzahl der Leser Langweile zu sparen. In dieser Beziehung spricht das folgende Buch:

2. Heilige und Sünder. Eine Erzählung aus der Neuzeit von W. J. O'Neill Daunt. Uebersetzt von K. H. Zwei Bände. Augsburg, Schmid. 1846. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

eine geradezu entgegengesetzte Meinung aus. Die von den mancherlei so reichlich in England auftauchenden Sekten unterstützten Bestrebungen der anglicanischen Kirche, ihre Herrschaft in dem größtentheils katholischen Irland auszubreiten und zu sichern, die dadurch zum Theil hervorgerufenen, zum Theil ursprünglich damit verbundenen, in alle Lebensverhältnisse tief eingreifenden politischen Conflicte mögen allerdings als ein dankbares Feld auch für den Romanschriftsteller angesprochen werden, und dem Verf. ist das Zeugniß nicht zu versagen, daß er sich mit dem Formellen des Sektenwesens wohl vertraut gemacht habe und ihre mannichfachen Redeweisen zu handhaben wisse. Dagegen hat es ihm nicht gelingen wollen, dem Vorwurf auszuweichen, daß er lediglich nur ein Parteimann sei. Gegen die Hochkirche stellt er sich vorsichtig; denn er weiß: diese bewahrt in ihrem Schooße so viele katholische Elemente, daß irgend ein besonderer Anstoß sie wol einmal dahin zurückführen kann, wohin Rom Alles zu führen bestrebt ist. Dagegen versucht er sich an den Sektirern, und zum Theil nicht ohne Glück. Indessen ist ein solches Glück ziemlich wohlfeil, da meistentheils das Sektenwesen, wenn es auch im Großen und Ganzen die Thatsache ausspricht, daß noch in keinem Bestehenden das rechte Lebenswort gefunden sei, auf Einseitigkeiten begründet ist. Einseitigkeiten werden überall von Denen am schwersten erkannt welche ihnen hingegeben sind, und sie daher mit einem allerdings dem Bessern wünschenswerthen Eifer vertheidigen. Es muß anerkannt werden, daß Irland gar manchen Leiden preisgegeben ist, welche in der bekannten Union wurzeln. Wenn aber der Verf. glaubt, durch sein Buch irgend Etwas für eine bessere Gestalt der kirchlich-politischen Verhältnisse beizutragen, so muß Das bezweifelt werden. Das Bestreben ist löblich, die irischen Katholiken von einem Glaubenswechsel möglichst zurückzuhalten; denn es kann allerdings die Frage sein, ob sie bei den Sekten Besseres fänden: allein Controversen über Dogmen haben da noch nie zum Bessern geführt, wo scheinbar gründliche und scharfsinnige Untersuchungen nur einer Partei zugute kommen sollen. Im Allgemeinen handelt es sich nämlich im Buche um den Autoritäts- und den Bibelglauben, und es ist nicht zu leugnen, daß jener seinen Anhängern manche Vortheile bietet. Doch heißt es den Geist des Protestantismus geradezu verkennen, wenn man nur bestrebt ist, ihn in den einzelnen, meistens vorübergehenden Sektenerscheinungen als einen innern Widerspruch, und dagegen den Katholicismus über Alles rein und erhaben darzustellen. Es gehört Wenig dazu nachzuweisen, daß die Bibel gemisbraucht werde; daß Dies aber allein von den Protestanten geschehen soll, ist ebenso leicht als irrig zu erweisen. Wird irgend ein Buch als Grundlage eines Glaubens geheiligt, so ist überall unrechte Anwendung desselben unvermeidlich, sei es durch eine Autorität, sei es durch Dasjenige was der Verf. Privaturtheil nennt. Dort ist der Irrthum ein tausendjähriger, hier ist wenigstens die Möglichkeit denkbar ihn zu beseitigen. Der Verf. hat es ferner übersehen oder übersehen wollen, daß jede Autorität den Geist des Widerspruchs weckt. Das ist in der katholischen Kirche, trotz ihrer inquisitorischen Scheiterhaufen, von jeher der Fall gewesen, und ihr gegenüber wird der Protestantismus fortleben, weil er als absolute Nothwendigkeit nicht ausbleiben kann. Der Verf. würde seinen Zweck, den wir als löblich gern anerkennen wollen, viel eher erreicht haben, wenn er dem Leser gute zwei Drittel seiner theologischen Discussionen, Dialoge und Katechisationen erlassen und dagegen den handelnden Personen mehr Relief gegeben hätte. Dann würde wahrscheinlich das Leben, die Handlung mehr Farbe und Gestalt bekommen haben, und die in der Vorrede angegebene Hauptabsicht als eine Wahrheit erschienen sein, nämlich die: „Nicht sowol besondere Ansichten zu vertheidigen, als vielmehr sie darzustellen; nicht sowol entgegenstehende Grundsätze zu widerlegen, als vielmehr einfach ihre thatsächliche Wirkung auf die Gesellschaft in Irland zu entwickeln." Diese Hauptabsicht ist jedenfalls als verfehlt anzusprechen, denn gewiß sagt der Verf. seinen Landsleuten nichts Neues, wenn er hier und da einen Glaubenswechsel erzählt, von religiösen Zänkereien beichtet, katholische Pächter vertreiben, und solche die den Zehnten verweigern durch Waffen zwingen läßt. Das sind auch in Deutschland ganz bekannte Dinge, die im Buche meistens nur als schnell vorübergehende Episoden auftauchen aus dem theologischen Wust. Deshalb auch war eine Uebersetzung des Buches überflüssig, obgleich es wol sein kann, daß dasselbe im katholischen Deutschland eine ganz gute Aufnahme findet.

3. Giordano Bruno. Von Ferdinand Falkson. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1846. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Es ist ein eigenes Schicksal welches eben dieses Buch den beiden vorigen anreiht. Der Nolaner Bruno, zu Ende des 16. Jahrhunderts lebend, entwickelt in seinen Schriften einen Pantheismus welcher lange Zeit als Atheismus bezeichnet wurde, und deshalb wol blieb er bis dahin, wo der Spinozismus und Schelling's Naturphilosophie die Aufmerksamkeit wieder auf ihn hinlenkten, kaum beachtet, vorzüglich auch, da seine Schriften selten geworden sind. In diesen Schriften, reich an großen, treffenden Gedanken, legt Bruno seine Ideen mit unwiderstehlicher Beredtsamkeit und reicher Phantasie aus. Daß er damit eben in einer Zeit, wo die katholische Kirche durch die Reformation bedroht war, wo die Schulen sich in unfruchtbarer Scholastik ausdörrten, nicht auf irgend einige Dankbarkeit rechnen durfte, darf nicht auffallen, wol aber, daß er, einem Dominicanerkloster bei Neapel entwichen, weder in Genf noch in London, Helmstädt und Wittenberg verweilte, vielmehr einen Boden wiederum betrat der ihm nothwendig verderblich werden mußte. Er ging nach Padua, ward von der venetianischen Inquisition nach Rom ausgeliefert und hier, weil er Nichts widerrief, nach mehrjähriger Gefangenschaft am 17. Febr. 1600 als Ketzer verbrannt. Leopold Schefer behandelt den Inquisitionsproceß in seiner Novelle „Die göttliche Komödie in Rom" in trefflicher Weise, indem er von hier aus die Kämpfe, die Ueberzeugungen des der Autorität Verfallenen entwickelt und aus den Flammen des Scheiterhaufens als eine großartige Idee emporsteigen läßt. Der Verf. des vorliegenden Buches kennt diese Novelle, sie hat ihm jedoch Nichts weiter geboten als fünf Worte zu dem Motto irgend eines Capitels. Er hat sich aber auch eine ganz andere Aufgabe zum Gegenstande seiner Darstellung gewählt. Bruno und sein System sollen ihm

nur die Mittel an die Hand geben, seine eigenen Ansichten auszusprechen, und da er von Oeffentlichkeit, Popularität, Gedankenentfesselung unter dem Volke Verschiedenes gehört hat, so bemüht er sich, seinen Emanationen eine populaire Farbe zu geben, und sucht sich mit den Resultaten der modernen Wissenschaft und dem Streben nach Fortschritt zu rechtfertigen. Nun aber bietet das Buch weder als Biographie, noch als Novelle, noch endlich gar als philosophisches System irgend eine Anziehungskraft für das öffentliche Bewußtsein. Eine Biographie ist es nicht, weil die äußern Beziehungen und Verhältnisse in welchen Bruno zum Leben und zu seiner Zeit stand nicht der Geschichte allein entnommen, vielmehr zum großen Theile fingirt sind. Die Biographie verstattet kein willkürliches Zusammenraffen geschichtlicher Notizen: sie will mit dem wirklichen äußern Lebensgange eines Einzelnen die nothwendigen Folgen und Bedingungen erkennen lassen unter denen sich das innere Leben entwickelte. Jener Bruno, wie wir ihn in der Geschichte und aus seinen Werken kennen lernen, ist ein edler Charakter von weitumfassendem, tiefeindringendem Verstande, ein würdiger Vorläufer von Descartes und Spinoza. Falkson macht ihn zu einem armseligen, narrenhaften Vagabonden und philosophischen Charlatan, der wo er nur auftritt das erste beste Thema ableiert, als ließe er sich für Geld sehen. Eine Novelle ist das Buch nicht, da der Verf. den thatsächlichen Beweis liefert, daß er weder die Lebensbedingungen der Zeit der Handlung noch die Aufgabe der Kunst erkannt hat. Schon Bruno der Noviz in einem Dominicanerkloster, ist dem Novizenmeister gegenüber, von welchem freilich Falkson Nichts zu wissen scheint, eine Unmöglichkeit, und wie er da ferner in der Welt umhergeht, konnte es auch heute geschehen, obgleich Jeder weiß, daß seine Zeit eine von Grund aus von der Gegenwart verschiedene Gestalt hatte. Diese Gestalt wird bedingt durch das geistige Leben: eben deshalb hat auch die neuere Novelle die Aufgabe, die verschiedenen geistigen und sittlichen Richtungen der Zeit in ihrer lebendigen Eigenthümlichkeit durch geeignete Persönlichkeiten darzustellen. Der Novellist, will er seine Aufgabe lösen, muß daher nothwendig wie er recht mitten in seiner Zeit als Vertrauter derselben steht, so auch über ihr stehen, indem er alle einzelnen Momente des Bildungs- und Entwickelungsganges in sich selbst erlebt, und diese nicht allein in ihrem höchsten Bezuge deutlich erkannt, sondern auch, der Mitwelt vorauseilend, zu einem befriedigenden Resultate gelangt sein muß. Damit sind wir zu dem philosophischen Systeme gelangt welches der Verf. darzulegen beabsichtigte. Aber, wie armselig, dürr und dürftig muß es in einem Kopfe aussehen, welcher den unendlichen Reichthum, die Schätze von Weisheit und Erkenntniß, wodurch unsere Zeit jene des Bruno so glänzend übertrifft, muthwillig und verächtlich von sich stößt und in völlig thörichter Weise glauben mag, die Aufgabe seiner Zeit gelöst zu haben, wenn er aus der Gegenwart heraus mehre Jahrhunderte zurückschreitet zu dem Systeme eines Pantheisten. Daß der Verf. Bruno's System zu seinem eigenen machen möchte, davon findet sich der Beweis fast auf jeder Seite seines Buches. Allein weit entfernt, in das Innere, in den Geist einer solchen Ansicht einzudringen, klebt er nur am Buchstaben und verbrennt den Nolaner zum zweiten male. Bei allem Vorwurf, Tadel, Einspruch und Widerspruch der einen Bruno gerechterweise treffen kann, bei allem Irrthum und aller Unwahrheit worin sich das edle Streben des Nolaners verlor, war es nichtsdestoweniger das Aufleuchten der ewigen Wahrheit in ihm welche ihn beseelte, begeisterte, wofür er auf dem Scheiterhaufen sich zum Opfer brachte. Hätte der Verf. Das was jede pantheistische Ansicht Wahres enthalten kann geistig erfaßt und durchdrungen, wäre er einer wirklichen Begeisterung fähig gewesen, so würde er eine blos formelle Kenntnißnahme von jener Ansicht nicht zu seinem Popanz gemacht haben, um unter dessen Schutze in völliger Zügellosigkeit und in schnödem Ignoriren aller Lebensbedingungen gegen Recht, Sitte und Zucht, gegen jedes wahrhaft heilige und unverletzliche Gesetz ausschweifen zu können. So ist denn das Buch eine geistige Unthat; der Verf. legt hohnlachend das freche Geständniß ab: er habe das Höchste erreicht — ihm sei Nichts heilig. Er ist es also auch sich selbst nicht und kann nicht erwarten, daß man ihm, der sich damit selbst vernichtet hat, irgend eine Achtung zuwende. 18.

Notizen.

Autoren beurtheilt von Autoren.

Interesse und Eifersucht auf der einen und wieder Interesse und Parteilichkeit auf der andern Seite mögen nur zu oft die Ungunst oder Gunst der Urtheile von Autoren über Autoren bestimmen. Der Neuzeit fehlen die Beweise nicht. Sie liegen sehr nahe. Aber exempla sunt odiosa; also mögen sie liegen bleiben. Auch werde der Jurist nicht genannt, welcher ein Buch über Testamente geschrieben und einen berühmten Roman für erbärmlich erklärte, weil ein „undenkbares" Testament darin vorkommt. Lieber etliche Beispiele aus der englischen Literatur. Isaak Newton sagt: „Milton's «Paradise lost» ist ein ganz gutes Gedicht, aber was beweist es?" — Winstanley meinte: „Es ist Milton's Ruhme ergangen wie mit einer ausgeblasenen Lampe — er hat mit Gestank geendet." — Der gelehrte Bischof Hacket nannte Milton „einen in Versen sich versuchenden Schuljungen", und Barrow, der bekanntlich Poesie „sinnreichen Unsinn" definirte, sprach von ihm als von „einem gewissen" Milton. Dasselbe that Burnet mit Prior; „es soll einen gewissen Prior geben", heißt es in einem seiner kritischen Briefe. Die Basis von Shenstone's Dichterruhm ist seine treue Nachahmung Spenser's. Wo er ihn aber erwähnt, hängt er ihm Eins an. Addison schrieb eine herabsetzende Kritik von Spenser's "Fairy queen", und 15 Jahre später las er sie. In einem Urtheile über Chaucer tadelte er dessen „Mangel an Humor". Ehe Cowley ein Wort von Chaucer gelesen, versicherte er, Chaucer's Schriften seien „unausstehlich". In Nichts war der vielwissende Dr. Johnson unwissender als in der Naturlehre. Sein Wörterbuch belegt Das mit einer Menge Lächerlichkeiten. Aber in einer Kritik von Goldsmith's „History of the earth and animated nature" sagt er: „Folgere Niemand aus dieser Compilation, daß Goldsmith von den abgehandelten Gegenständen Etwas versteht. Wenn er weiß, daß eine Kuh Hörner hat, ist Das wol das Aeußerste seines Wissens."

Echte Reliquien.

Die Häuser, in welchen Ariosto, Rubens, Beethoven und Goethe geboren worden sind, stehen in Reggio, Köln, Bonn und Frankfurt. Der Stuhl, auf welchem Petrarca gestorben, steht in Arqua, Boccaccio's Wohnhaus in Certaldo, und wer an die Ufer des schönen Genfersees kommt, besucht die Häuser wo Voltaire, die Staël und Gibbon gewohnt haben. Dr. Johnson's Uhr, Theekanne und Punschnapf sind im Britischen Museum. Rubens' Lehnstuhl wird in der antwerpener Gemäldegalerie unter Glas gehalten. Auch unter Glas liegt neben Wilkie's Statue in der englischen Nationalgalerie zu London seine Palette. Der von einer Kanonenkugel durchschossene Hauptmast von Nelson's Schiff Victory befindet sich in Windsor; Walter Scott's Rock, Schuhe und Krückenstock in Abbotsford; die mit seiner Chiffre gezeichnete Bettstelle des Protoquäkers George Fox zu Swart Moor in der Grafschaft Lancashire; die Wiege Heinrich's IV. von Frankreich im Schlosse zu Pau am Fuße der Pyrenäen; ein Stück von Shakspeare's Maulbeerbaum im Britischen Museum; mehr als ein Brief Petrarca's in der Autographensammlung des Lord Holland; Shakspeare's Testament mit seiner Namensunterschrift im Archive von Doctors Commons zu London. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 27. —— 27. Januar 1847.

Wilhelm von Normann.

Gesammelte Schriften von Wilhelm von Normann. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1846. Gr. 12. 2 Thlr. 20 Ngr.

„Ein echtes Dichtergemüth um welches es sich handelt", sagt der Herausgeber, Alfred Reumont, und damit ist sehr Viel ausgedrückt. Wilhelm v. Normann war ein echtes Dichtergemüth, mit einem Talente welches in einigen Würfen glücklich war, und diese Würfe hatten das Glück, zu einer Zeit wo man noch vom Dichter Gemüth foderte und erwartete beachtet zu werden. Seine „Reise nach dem St.-Gotthard" hatte in den Kreisen angesprochen welche im Roman die Empfindung vorwaltend verlangen und die Verhältnisse des Lebens mit zarter Hand berührt sehen wollen. In einer Zeit wo der Roman wieder zu grassen, nervenerschütternden Relationen der Zerwürfnisse des Lebens, der Disharmonien der bürgerlichen Gesellschaft herabgesunken ist, und die gefühlvollern Leserinnen, die auch etwas Balsam für die Empfindung nebenher verlangen, allenfalls durch Bulwer befriedigt werden, der den Koth des Lasters und Verbrechens mit Sentimentalität umgibt, deren hyperspirituelle Essenzen er aus dem alten Schatzkästlein der deutschen Romantik entlehnt hat, sein Rattengift damit überstreichend, daß es dufte und glänze: heute wäre diese anspruchlose Skizze, trotz ihrer innigen und glänzenden Färbung, wahrscheinlich unbeachtet vorübergegangen. In jener Zeit erwarb der Dichter sich dadurch Freunde, die von seinem Talente Viel erwarteten. Er rechtfertigte diese Erwartung durch sein Gedicht „Mosaik". Dieses machte sogar Aufsehen, der Verf. galt in den feinern Kreisen als ein Großes versprechendes Talent. So leicht, so anmuthig beherrschte er den Stoff, der zusammengewürfelt in seiner Hand doch zu einem ansprechenden Ganzen wurde. Mit so tiefer Empfindung, so zarten Fingern, so duftstrahlenden Bildern hatte er die junge Liebe Heinrich's IV. zum Gärtnermädchen geschildert, und mit so kecker Hand schien er zugleich das Universum der Gefühle und Gedanken welche damals die Welt erfüllten zu beherrschen. Wer so spielte, von dem durfte man Viel erwarten, wenn er eine Sache mit Ernst ergriff. Man erkannte, aber man übersah und vergab es, daß Byron's Einfluß nur zu fühlbar war; denn Byron's Geist hatte sich auf dem Continent zum Herrscher erhoben, und da ganze neuere Literaturen, wie die russische, auf ihm fußen, waren wol Viele geneigt, seine Art als den Teppich anzusehen auf dem künftige Poeten wandeln müßten. Aber was unsern früh geschiedenen Dichter Wilhelm v. Normann anlangt, verwirklichten sich die Erwartungen nicht. Mit eingeborener Klarheit mag er erkannt haben, daß dieser Weg, der vom Positiven entfernte, nicht der richtige sei, daß der wahre Dichter nicht auf einem künstlichen Teppich gehen, daß sein Fuß die wirkliche mütterliche Erde berühren müsse, um Kraft zu gewinnen. Er suchte nach einem andern Wege; vielleicht irrte er da, in der Abschätzung seiner eigenen Kräfte. Endlich, mitten in einem glücklichen Leben, am Ziele seiner Wünsche, waren seine physischen Kräfte erschöpft und ein frühzeitiger Tod machte seinem edeln, aufrichtigen Streben ein Ende. Er starb, nachdem er kaum, als preußischer Resident in Hamburg, eine ehrenwerthe Stellung im Leben gewonnen, und eine geliebte Gattin aus England heimgeführt hatte. Die Freude, ein Kind zu sehen, ward ihm nicht mehr, da es erst nach seinem Tode (1832) das Licht der Welt erblickte.

Dieses Kind lebt, ohne den Vater gekannt zu haben, jetzt schon fast die Hälfte der Jahre die der Dichter selbst erreichte, und erst aus dieser Sammlung seiner Gedichte, welche, so viel uns bekannt, die Mutter und Gattin veranlaßt, wird der Knabe das geistige Leben seines Vaters kennen lernen. So erscheinen diese Reliquien als eine edle Gabe, ein theueres Testament eines früh dahingeschiedenen, edeln Geistes für den leiblichen Nachfolger und Erben desselben; aber, wir hoffen es, auch gewiß einem großen Kreise in der deutschen Lesewelt als ein willkommenes Geschenk. Denn abgesehen von den Verehrern und Freunden welche Normann's Muse bei seinen Lebzeiten gefunden, sind wir des Vertrauens, daß seine reine, helle, geistige Anschauung und Empfindung, unterwoben mit keckem Scherz und bittern Zuckungen eines edeln Schmerzes, noch immer ihre Anerkennung finden und das Bedauern erwecken werden, daß ein zu früher Tod ihn an der Ausbildung hinderte zu der Talent und Gesinnung ihn berechtigten.

Normann irrte vielleicht in der Abschätzung seiner Kräfte, sagten wir, und meinen damit, daß er sich mit besonderer Neigung zum Drama, zur Tragödie wandte.

Diesen Irrthum theilte er indeß mit wie vielen der strebenden Kräfte unter seinen jüngern Zeitgenossen? Welches jüngere Dichtertalent hielt in jener Zeit sich nicht eigentlich zur Tragödie für berufen! Eigentlich mit Recht, wenn wir noch die Tragödie als den Höhepunkt der Dichtkunst ansehen wollen; der Jünger soll nach dem Höchsten streben, und das Streben selbst ist niemals verderblich, wenn der Strebende nur früh genug zur Selbsterkenntniß kommt, die in den meisten Fällen Selbstbescheidung lehren wird. Die Studien sind dann nicht verloren, sie nützen auch dem Novellen-, Roman- und Balladendichter, dem Historiker, oder in welchem andern Zweige der Strebende mit seinem Talente vorkommt; sie nützen endlich auch dem Menschen selbst in seiner Humanitätsbildung, wenn er bis zu der schmerzlichen Erkenntniß durchdringt, daß er gar kein Dichter sei. Zum dramatischen Dichter schien nach den beiden ausgeführten Dramen welche von Normann übrig und in dieser Sammlung aufgenommen sind er nicht berufen. Schon die Wahl des Stoffs aus der römischen Geschichte „Otho" fröstelt uns kalt an. Ebenso wenig ergreift uns, reißt uns mitten in die Begebenheit, die Zeit hinein seine andere, frühere Tragödie „Der deutsche Bauernkrieg". Mit Recht bemerkt der Herausgeber, daß es Normann nicht geglückt die wahren Pulsadern des damaligen Lebens zu treffen. Und wäre es ihm in der römischen Tragödie geglückt, was dann, welcher Gewinnst wäre es? Eine Tragödie aus der römischen Geschichte gewinnt für uns nur dann Interesse, wenn es einem Dichter wie Shakspeare gelingt, über das ungeheuer menschlich Große die fremde Beigabe vergessen zu lassen, wenn, wie er gethan, Cäsar und Brutus uns auch dann noch erschütterten, wo sie Toga und Tunica abgeworfen und selbst im gestickten Galakleide der Cäsar und der Brutus uns blieben. Die durchaus edle Gesinnung, in der besonders „Der deutsche Bauernkrieg" gehalten und dadurch um Vieles geadelt ist, verdienen alle Anerkennung, mehr noch, denn Dies lag in Normann's Natur, daß er zu einer Zeit wo der tragische Dichter nach dem Pathos suchte um zu wirken sich von allem Tiradenwesen fern hielt. Er will nicht durch blumen- und bilderreiche Sprache das Ohr gewinnen; schlicht, klar, einfach spricht er und läßt sprechen, der Gedanke soll durch sich selbst getragen wirken.

Die „Reise nach dem St.-Gotthard", kein Roman im eigentlichen Sinne, auch keine Novelle, eigentlich nur eine Episode, die das ewige Thema des Liebesschmerzes nicht einmal in einer neuen Veränderung der Verhältnisse bringt, ist doch so gehalten, so zart und interessant durchgeführt, daß es auch jetzt noch fesseln und rühren wird. Daß es Normann möglich geworden mit verbrauchten Farben und Linien einem tausendfach behandelten Gegenstande ein neues Interesse abzulocken, spricht für die Wahrheit seiner Darstellung und für ein eigenthümliches Talent. Aus dem mitgetheilten Bruchstück seines letzten, unvollendeten Romans läßt sich nicht schließen, ob das Ganze als solches von Bedeutung geworden wäre; eine Stelle, die Reumont im Vorwort aufgenommen, und welche von der Rückkehr zum Studium der Alten spricht, ist von einer Energie des Ausdrucks und der Gesinnung, die einen höhern Schwung, den er wol in diesem Roman genommen hatte, andeutet. Sein meisterhaftes kleines Scherzgemälde „Carneval in Berlin" zeigt ihn uns als glücklichen Satiriker, dessen Satyr trifft ohne zu verletzen, und der sich doch in den höhern Regionen hält, welche auch der satirischen Dichtung ihren Werth lassen, wenn die Dinge, Verhältnisse und Personen längst verschwunden sind welche ihn hervorlockten.

Normann war ein geborener Mecklenburger; Preußen, Berlin, waren ihm durch die von ihm ergriffene diplomatische Laufbahn als Domicil angewiesen, seine letzten Lebenstage verbrachte er in Hamburg, und auf einer der Nebelinseln Schottlands, vielleicht aus einer Familie in welcher das schottische zweite Gesicht zu Hause, hatte er sich seine edle Gattin geholt; aber seine Poesie hatte anderwärts ihre Nahrung empfangen. Er hatte lange in Italien, Sicilien, im südlichen Frankreich und am Rhein und Neckar gelebt. Unter dem klaren Himmel des Südens war der Genius ihm erschienen der ihn zum Schaffen trieb, und alle seine Dichtungen athmen diese Empfängniß, die Sehnsucht dahin. Möglich, daß aus diesem Zwiespalt der Bestimmung und der Wahl sich manches Zerwürfniß in seiner Poesie erklären läßt. Der reflectirende, sinnige Geist des Nordens athmet auch in seinen südländischen Gedichten wieder, er kann nicht ohne Reflexion wie der glückliche Sohn jener Himmelsstriche genießen und im Augenblick schwelgen; aber er hat diesen Genuß doch kennen gelernt, und, das kalte Nebelklima des Nordens und seine conventionnellen Verhältnisse gewährten ihm keine Befriedigung mehr. Eine stille Trauer, die Trauer der Resignation, eine stoische, keine christliche, schleicht wie ein grauer Faden durch seine blühendsten Dichtungen. Er klagt nicht bitter, aber in keckem Uebermuth macht er dem Gefühle dann und wann durch den Satyr, dessen Besuche er nicht ungern empfing, Luft.

So muß man seine „Mosaik", so sein letztes, unvollendet gebliebenes Gedicht „Sicilien" betrachten. Kecker sprudelt der Uebermuth in dem ersten:

> Mir ist ein eig'nes Reich! Da sind Gedanken
> Die Bürger, und in ihrer Mitte lebt
> Als Königin die Freiheit, ird'sche Schranken
> Beengen nicht — der Geist, der vorwärts strebt,
> Hat Grenzen nur, wo seine Kräft' erkranken, —
> Und friedlich kommt die Phantasie und webt
> Ihr reizendes Gespinnst mit tausend Bildern,
> Die, was wir nicht begreifen, menschlich schildern.
>
> Dort leb' ich einzig! Dort ist all mein Sinnen
> Und meine stille Heimat. In der Welt
> War ich stets fremd. Ein jugendlich Beginnen
> Trieb mich zu lieben, was dort hochgestellt,
> Und meine Sinne brannten, zu gewinnen
> Was stets dem ersten Blicke wohlgefällt;
> Getäuscht erst lernt' ich denken und betrachten,
> Und meines Denkens Frucht, sie hieß: Verachten!

Diesen Uebermuth vermissen wir in dem zweiten Gedicht, aber den Dichter verließ auch, wie Reumont richtig bemerkt, sein Vorbild Byron, und suchte einen eigenen Pfad einzuschlagen. Er hatte es in Italien begonnen, und arbeitete in Aachen (1829), wo er damals bei der Regierung Referendar war, eifrig daran. Es ist bilderreicher, elegischer, die Verse sind fließender, über den Charakter den er dem Ganzen geben wollte läßt sich, da es Bruchstück geblieben, nicht urtheilen. Hier eine Strophe daraus:

Wer hat, Italien, dich heiß zu lieben
Ein Recht, dem unsern, unserm deutschen, gleich?
Du warst des Jünglings Braut; sehnsuchtgetrieben
Zertrümmert' er der Alpen hohen Deich.
Jedoch Erinn'rung war in dir geblieben
Von einer Leidenschaft zu Cäsar's Reich,
Und du verschmähtest stolz des Deutschen Werben,
Und seine Glut ward dir und ihm Verderben.

Der Herausgeber rechnet manche Aussprüche und Lebensansichten die im Gedicht „Mosaik" ausgesprochen sind, auf Rechnung des Vorbildes dem der jugendliche Dichter damals folgte. Daß seine Lebensansichten mannichfache Aenderungen erfuhren, hat er selbst in einem Gedicht ausgesprochen, an seiner Gattin Schwester, die Marquise von Northampton, bei Gelegenheit der Uebersendung von „Mosaik" gerichtet:

Verkenn' mich nicht in Dem was ich geschrieben,
Glaub' mir, ich löschte gern so manches Wort
Aus jenen Reihen; wild vom Sturm getrieben
Schoß damals meines Lebens Nachen fort.
Bewußtsein meines Irrens ist geblieben!
Und danach richte! Wenn in dem Accord
Der Aeolsharfe grell die Saiten klingen:
Ach! Können Stürme Harmonie dann bringen?

Dasselbe, daß er heute manches Wort auch in seinen andern lyrischen Gedichten löschen würde, dürfen wir annehmen; nicht weil er sich dessen zu schämen hätte, sondern weil die Zeit und ihre Stimmungen so rasch gewechselt. Nach den unendlichen Gedichten, welche die deutsche Poesie über Napoleon hervorgebracht, die meisten hoffentlich damit sie auch wieder verschwinden, dürfte er seinen gemüthlichen „Napoleon's Traum" selbst wol wieder beseitigt haben. Ein Gedicht: „Die Kraniche im Herbst", im Nov. 1831 in Hamburg gedichtet, athmet eine unendliche Wehmuth, die dem Leser sich um so mehr mittheilt, wenn er denkt, daß es sein letztes gewesen. Die Kraniche ziehen nach Süden, der Dichter kann nicht mit.

— des Himmels kühnster Bogen
Trägt als sich're Brücke euch
Ueber Berge, über Thäler,
Ueber des Meeres gähnenden Schlund.
Rings um euch die lichten Sphären,
Lachen holder Sterne Bilder,
Und des Lebens Quelle nah
Trinkt ihr heiß der Sonne Strahlen.
Unten tief im deutschen Grunde
Liegt in ihres Staubes Grab
Finster, schwer und stumm die Erde.

Es wäre zu wünschen gewesen, daß der Dichter selbst noch die Feile an dieses Gedicht hätte legen können; nur einiges Zuviel weggelöscht, und es wäre ein Gedicht geworden, was, in Anthologien übergehend, zur Unsterblichkeit fortgelebt hätte. Doch, was ist die letzte Feile, was Unsterblichkeit? Möge die Erde nicht finster, schwer und stumm auf dem Dichter ruhen. 7.

Bibliographie.

Album für Liebhaber-Theater. Herausgegeben von J. Koffka. 1stes Heft. — A. u. d. T.: Eines Hochzeittags Fatalitäten. Lustspiel in 2 Aufzügen von W. Adel. Schleusingen, v. Blomberg. 1846. Gr. 12. 7½ Ngr.

Des heiligen Augustinus Bekenntnisse. Als ein Zeugnis christlichen Glaubens, zur Anregung einer tieferen Gottes- und Selbsterkenntnis aus dem Lateinischen von Pfarrer G. Rapp. 2te durchgesehene Auflage. Stuttgart, Liesching. 1846. 8. 24 Ngr.

Baumann, Meine Erlebnisse. Erinnerungen aus den Jugend- und Kriegesjahren eines Veteranen. 2te vermehrte Ausgabe. Berlin, Reichardt u. Comp. 1846. 8. 1 Thlr.

Bekenntnisse eines katholischen Geistlichen. Nach dessen Tode aus dem hinterlassenen Tagebuche veröffentlicht von J. Maguedas, und nach dem französischen Original übertragen von einem deutschen Priester. Winterthur, Literarisches Comptoir von Hegner. 1846. 8. 21 Ngr.

Brentano's, C., Märchen. Zum Besten der Armen nach dem letzten Willen des Verfassers herausgegeben von G. Görres. Zwei Bände. Stuttgart, Cotta. 1846. Gr. 8. 5 Thlr. 12 Ngr.

Bulwer, E. L., Lucrezia oder die Kinder der Nacht. Auf Veranlassung des Verfassers aus dem Englischen übersetzt. Drei Bände. Berlin, Duncker und Humblot. 1846. Gr. 12. 3 Thlr.

Bürkner, R., und H. Grieben, Die Geschichte der Befreiungskriege 1813, 1814 und 1815, nebst einer Uebersicht der geschichtlichen Ereignisse der Jahre 1789—1813. Mit 13 Portraits und 1 Uebersichtskarte von Deutschland. Wohlfeile Ausgabe. Zwei Bände. Breslau, Trewendt. 1846. 8. 22½ Ngr.

Deutinger, M., Grundlinien einer positiven Philosophie als vorläufiger Versuch einer Zurückführung aller Theile der Philosophie auf christliche Principien. 5ter Theil. Der Kunstlehre 2ter Theil. — A. u. d. T.: Das Gebiet der dichtenden Kunst. Regensburg, Manz. 1846. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

— — Beispiel-Sammlung aus allen wesentlichen Entwickelungsstufen der Dichtkunst als 2te Abtheilung der Lehre von dem höchsten Einheitspunkte der Künste in der Poesie. Regensburg, Manz. 1846. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Dumas, A., Karl Sand. Historische Skizze. Aus dem Französischen von C. W. Als Supplement zu A. Dumas' sämmtlichen Schriften. Leipzig, Reclam jun. 1846. 16. 10 Ngr.

Elmar, C., Goldteufel, oder: Ein Abenteuer in Amerika. Romantisch-komisches Gemälde mit Gesang in 3 Akten. Musik vom Kapellmeister A. E. Titl. Wien, Stöckholzer v. Hirschfeld. 1846. 12. 12 Ngr.

Kasperl im Frak. Herausgegeben von Pux und Lurian. Mit Illustrazionen von Cajetan und Andern. 1stes bis 4tes Heft. Wien, Lechner. 1846. Lex.-8. à 5 Ngr.

Lenau, N., Gedichte. Zwei Bände. (1ster Band. 8te Auflage. — 2ter Band. 6te Auflage.) Stuttgart, Cotta. 1846. 16. 3 Thlr. 15 Ngr.

Ludovike. Ein Lebensbild aus der nächsten Vergangenheit geschildert für christliche Mütter und Töchter unserer Tage von der Herausgeberin des Christbaums. Mit Originalbriefen von Schiller, Therese Huber und ihren Zeitgenossen. Mit Titelkupfer. Stuttgart, Belser. 1846. Gr. 8. 1 Thlr.

Maly, J., Die Kunst, auf der Kanzel die Menschen zu rühren und zu bewegen. Ein Beitrag zur Homiletik. Olmütz, Hölzel. 1846. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

J. v. Müller's, R. Glutz-Blotzheim's, J. J. Hottinger's und L. Vulliemin's Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft, fortgesetzt von K. Monnard. 11ter Band. — A. u. d. T.: Geschichte der Eidgenossen während des 18. und der ersten Decennien des 19. Jahrhunderts, von K. Monnard. Aus dem Französischen. 1ster Theil. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1846. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Nordmann, J., Gedichte. Leipzig, Weber. 1846. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Rabou's, C., Werke. 3ter und 4ter Band. — A. u. d. T.: Der Bettler von Montlhery. Eine Criminalgeschichte. — Eine Courtisane. Aus dem Französischen von L. Fort. Leipzig, Literarisches Museum. 1846. 8. à 15 Ngr.

Reybaud's, L., ausgewählte Werke. Deutsch von L. Eichler. 5ter und 6ter Theil. — A. u. d. T.: Modernstes Treiben. Roman. Zwei Theile. Berlin, Bethge. 1846. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Rückert, F., Gedichte. Auswahl des Verfassers. (Miniatur-Ausgabe.) Zwei Theile. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1846. 16. 3 Thlr.

Smidt, H., Berlin und West-Afrika. Ein Brandenburgischer See-Roman. 1ster bis 3ter Band. Berlin, Simion. 1846. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Alte gute Schwänke, herausgegeben von A. Keller. Leipzig, Jurany. 1846. Gr. 16. 15 Ngr.

Sprengel's, K., Versuch einer pragmatischen Geschichte der Arzneikunde. 4te Auflage. Mit Berichtigungen und Zusätzen versehen von *J. Rosenbaum.* 1ster Band. — A. u. d. T.: Geschichte der Medicin im Alterthume. 1ste Abtheilung. Leipzig, Gebauer. 1846. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Tholuck, A., Stunden christlicher Andacht. Ein Erbauungsbuch. 4te Auflage. Hamburg, F. Perthes. Gr. 8. 2 Thlr.

Tagesliteratur.

Beck, A., Die Mission und die Confessionen. Sendschreiben an Hrn. Prof. Dr. A. Harleß in Leipzig. Schaffhausen, Beck und Sohn. 1846. Gr. 8. 4 Ngr.

Bedenken eines alten Geistlichen gegen die beabsichtigte Presbyterial- und Synodal-Verfassung der evangelischen Kirche. Von dem Verfasser der Pastoralschrift: „Theophron's Leben". Perleberg, Horvath. 1846. Gr. 8. 3 Ngr.

Binterim, A. J., Des Hrn. Erzbischofs von Cöln Clemens August, Frhrn. Droste zu Vischering, Schrift über den Frieden unter der Kirche und den Staaten erläutert und gegen die Angriffe der Gegner vertheidigt. — II. A. u. d. T.: Zurechtweisung der Lobredner Luther's und Rechtfertigung gegen den Verfasser der Schrift: Personen und Zustände aus den politischen Wirren in Preußen. Nebst Fortsetzung der Documente in der erzbischöflichen Sache. Mainz, Halenza's Verlags-Expedition. 1846. Gr. 8. 24 Ngr.

Birnstiel, C. F. A., Presbyterial- und Synodal-Verfassung der protestantisch-evangelischen Kirche. Eine wichtige kirchlichreligiöse Zeitfrage für Geistliche und Nichtgeistliche. Jena, Frommann. 1846. Gr. 8. 10 Ngr.

Neueste Briefe und Nachrichten aus Texas. Mit der Verfassungsurkunde dieses Landes und den genauen Einwanderungs-Bedingungen des deutschen Vereins. Heilbronn, Drechsler. 1846. 8. 4 Ngr.

Das evangelische Christen- und Kirchenthum. Eine Beleuchtung aus dem Standpunkt unserer Zeit. Sendschreiben eines Rektors an einen Staatsmann zur Begrüßung des Reformationstages den 31. Octbr. Berlin, Mittler. 1846. Gr. 8. 5 Ngr.

Claußen, H. R., Vertheidigungsschrift für den Herrn Dr. phil. Carl Lorentzen in Kiel, betreffend verschiedene incriminirte Aeußerungen in einem von Lorentzen im J. 1845 geschriebenen Vorwort zu den Dänischen, Holsteinischen und Lauenburgischen, die staatsrechtlichen Verhältnisse der Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg zu Dänemark betreffenden Adressen. Kiel, Schröder u. Comp. 1846. 8. 10 Ngr.

Cramer, C. E., Ein fliegendes Blatt aus dem Vaterlande. Das Ministerium des Innern und — ich. Leipzig, Friese. 1846. Gr. 8. 4 Ngr.

Credner, K. A., Beleuchtung der dem Herrn Kanzler J. Th. B. v. Linde „moralisch abgenöthigten", einen „Beitrag zu seinem amtlichen Leben" enthaltenden Schrift: „Die Berechtigung der protestantischen Kirche zum Fortschritt. Betrachtung der Schrift des Hrn. K. A. Credner &c." Eine Schutzschrift. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1846. Gr. 8. 16 Ngr.

Detroit, L., Unsere Lage, unsere Aufgabe und unser Beruf, ein Reformationsruf an die Christen der reformirten und unirten Kirche. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 2½ Ngr.

Diechter, M., Gedanken über Richtung und vorwiegenden Geist der Zeit, und daran sich knüpfende vorzügliche Aufgabe des Religionslehrers. Passau, Ambrosi. 1846. Gr. 4. 3 Ngr.

Diesterweg, A., Ueber Inspection, Stellung und Wesen der neuen (modernen) Volksschule. Den Schul-Leitern, besonders den geistlichen Schul-Inspectoren zu erneuerter Prüfung vorgelegt. Essen, Bädeker. 1846. Gr. 8. 9 Ngr.

Engelmann, J. B., Mein Uebertritt zur deutsch-katholischen Kirche. Eine Rede, gehalten zu Elberfeld am 30. Aug. 1846. 2te Auflage. Nebst dem Abdruck eines offenen Sendschreibens an die katholische Pfarre Siegburg. Elberfeld, Bädeker. 1846. Gr. 8. 5 Ngr.

Ervendberg, L. C., Neueste Nachrichten aus Texas. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1846. Gr. 8. 2½ Ngr.

Glaubensbekenntniß eines nach Wahrheit ringenden Katholiken, und St. Mauritius als Schutzpatron im Dome zu Magdeburg. Magdeburg, Bänsch. 1845. 8. 2 Ngr.

Helwing, E., Die Erb-Ansprüche des Königl. Preuß. Hauses an die Herzogthümer Schleswig-Holstein. Ein historisch-staatsrechtlicher Versuch. Beigefügt ist eine Sammlung belegender Urkunden, und eine genealogische Tabelle nebst Erläuterungen. Lemgo, Meyer. 1846. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Heyn, J. M., Was ist die sogenannte evangelische Kirche für eine, wenn es keine Lutherische und keine Reformirte seyn soll? Eine bescheidene Anfrage in Beziehung des Ministeriums. Mit Documenten. Ferner die von Erdmann Neumeister im J. 1730 zum Druck beförderte Augsburgische Confession &c. Hamburg. 1846. Gr. 8. 1 Thlr.

Hrabowski, Der Christkatholicismus noch excommunicirt von der K. evangelischen Landes-Universität. Vier meine Entlassung betreffende Documente. Leipzig, Friese. 1846. Gr. 8. 4 Ngr.

Jesuiten-Statistik der Gegenwart, d. i. authentisches Verzeichniß sämmtlicher jetzt bestehender Häuser, Niederlassungen und Mitglieder der Gesellschaft Jesu, nebst Angabe der Adressen derselben. Grimma, Verlags-Comptoir. 1846. Gr. 8. 10 Ngr.

Krahmer, L., Die deutsche Auswanderung mit besonderer Rücksicht auf Australien. Aufrichtiger Rathgeber bei der Wahl eines neuen Vaterlandes. Berlin, Reichardt und Comp. 1846. 8. 15 Ngr.

Maier, A., Ueber Medicinal-Wesen. Eine zeitgemäße Kritik. Heilbronn. 1846. 12. 6 Ngr.

Platner, E., Ueber Illusionen. Festrede am 20. Aug. 1846 gehalten. Marburg, Elwert. 1846. Gr. 8. 2½ Ngr.

Rauschenbusch, A., Beschreibung einer Seereise von Bremen nach New-York. Altona, Sanß. 1846. 12. 3¾ Ngr.

Stephan, H. W., „Jemehr Aerzte, je größer die Sterblichkeit," nachgewiesen aus der: „Statistik der Medicinal-Personen der Preußischen Monarchie, entworfen und herausgegeben von C. M. F. Sponholz. Jahrgang 1845" und die Stellung und die Verhältnisse der praktischen Medicinal-Personen in der Preußischen Monarchie kritisch beleuchtet. Danzig, Homann. 1846. Gr. 8. 20 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 28. —— 28. Januar 1847.

Deutsche Dichter der neuesten Zeit.

Erster Artikel.

Um uns größerer Kürze befleißigen zu können, geben wir die jetzige Relation ohne Einleitung und Vorwort, und betrachten sogleich unter

1. Gedichte von L. von Arentsschildt. Hanover, Hahn. 1845. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Gefallen hat uns an ihnen die Art und Weise wie ihr Verf. das Leben nimmt, die wackere Gesinnung die ihn beseelt, und die gesunde Weltanschauung aus welcher seine freilich nicht immer recht klaren Reflexionen hervorgehen. Neben vorherrschender Neigung zu oratorischem Schmuck und zur Aufstellung reicher Bilder und Metaphern liebt er es, in den Gefühlen zu schwelgen die ihm der Anblick der Natur einhaucht, und in die er sich versenkt. Die Formen sind bis zur Geleckt-heit abgerundet; nur beachtet der Sänger zuweilen nicht, daß auch hier sein Gedanke des Lichts entbehrt. Den vermischten Gedichten gebührt der erste Rang; dann kommen die Sonetten, dann die Distichen, dann „Suleika" (die Ueberschrift dieses epischen Theils des zierlichen Büchleins scheint uns unmotivirt), dann die Versuche aus fremden Sprachen zu übersetzen, wozu jedoch der Verf., dessen Talent überhaupt noch nicht zur völligen, selbständigen Entwickelung gediehen zu sein scheint, weder entschiedenen Beruf noch besondere Begabung hat. Das Beste im letztgenannten Abschnitte sind die „Gräber" von Ugo Foscolo.

2. Gedichte von Adolf Stöber. Hanover, Hahn. 1845. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ein Zwillingsbrüderlein des vorigen Buches, nicht eben wegen geistiger Verwandtschaft, sondern wegen der auffallenden Aehnlichkeit der äußern Form. Die genannte Verlagsbuchhandlung hat nämlich beiden Büchlein in Format, Druck, Papier und Einband eine so gleiche Ausstattung gegeben, daß sie so wenig zu unterscheiden sind wie des Plautus Menächmen. Aber dem Elsasser — wir haben ihn schon einige male in diesen Blättern anerkennend genannt — gebührt doch wol der Vorzug. Nicht genug daß sein Wort einfacher und klarer ist, und jede von ihm gewählte Form auch den tiefsinnigsten Gedanken klar und faßlich macht, so ist auch sein Gemüth inniger, seine Phantasie beweglicher, seine Beschreibung plastischer. Man lese z. B. „Im Walde nach dem Blätterfall" (S. 32), „Der Bergwald im Herbste" (S. 36). Im ersten Abschnitte spricht er sich über Natur, Dichterleben und Liebe, die ewigen Stereotypen aller Poesie, aus; der zweite Abschnitt behandelt die Zeit, den Lebensernst und den Glauben, worunter goldene Aepfel in silbernen Schalen; unter einer dritten Ueberschrift: „Romanzen, Balladen und Legenden", werden uns vermischte Sagen und dann elsassische Sagen geboten, worunter viel Schönes in Form und Darstellung, aber auch recht viel Bekanntes und von Andern Behandeltes. Wir wünschen dem Zwillingspaar viel Glück bei seinem Eintritt in die Welt.

3. Gedichte von Albert Türcke. Berlin, Wohlgemuth. 1846. 8. 15 Ngr.

Allem Anscheine nach ein blutjunger Verskünstler, der vor Verlangen brennt sich gedruckt zu sehen, und welcher ein hier und da aufglühendes Wetterleuchten des Geistes für Berechtigung hält, die Flämmchen schwächlicher Gefühle in buntgefärbten Lampengläsern vor dem Publicum aufzuhängen.

4. Gedichte, zur Preisbewerbung eingesendet an den Norddeutschen Musikverein in Hamburg. Herausgegeben mit Bewilligung der respectiven Dichter von C. Krebs. Hamburg, Schuberth und Comp. 1845. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hr. C. Krebs, Präses des Norddeutschen Musikvereins in Hamburg, ließ schon im Jahre 1842 und 1843 in den hamburgischen „Blättern für Musik" an deutsche Dichter die Auffoderung ergehen, ein zur Composition geeignetes lyrisches Gedicht zu liefern, um solches den Componisten zur Preisbewerbung übergeben zu können. Da zeigten sich denn die gesangslustigen Dichter nicht träge. In verschiedenen Zeiträumen fanden drei Haupteinsendungen statt, aus welchen nachbenannte drei Gedichte zur Composition gewählt und mit einem Preise gekrönt wurden: „Wo ist des Rheines Hort?" angeblich von B. Ernst in Bremen, aus der dritten Einsendung, „Es rauscht das rothe Laub zu meinen Füßen", von E. Geibel in Lübeck (unbestreitbar das beste), aus der zweiten Einsendung; und „Die Freude wollte sich vermählen", von Dr. Helms in Altona, aus der dritten Einsendung. Da nun Hr. Krebs glaubte, daß auch unter den nichtgekrönten Gedichten einige sein könnten, die den Freunden deutscher Poesie ebenso willkommen sein möchten wie manchen Componisten die nach Texten verlangen, so stellte er sämmtliche Gedichte zusammen, nachdem er von den respectiven Dichtern Erlaubniß zur Veröffentlichung erhalten hatte. Aufrichtig gestanden jedoch, ist unter all den Liedern, wenn wir die drei gekrönten Preisgedichte ausnehmen, keins von welchem sich das Urtheil fällen ließe: es erhebe sich über das Niveau der gewöhnlichen lyrischen Leistungen der Jetztwelt; ja wir vermuthen fast, daß nur wenige Nummern in euphonischer Hinsicht irgend einen Componisten reizen werden, ihnen Klänge unterzulegen. Dazu kommt, daß das episch-lyrische Element, welches die Tondichter unserer Zeit vorzugsweise anspricht und reizt, von den poetischen Concurrenten wenig berücksichtigt ist. Karl Maria v. Weber, der ein ganz besonderes Talent hatte, sangbare und allgemein ansprechende Liedertexte aufzufinden und zu bearbeiten, würde vielleicht in diesem Buche zwei bis drei Lieder zur Composition gewählt haben. So wenigstens urtheilt Ref. über gegenwärtige Sammlung; — aber nicht etwa deshalb, weil die hier auftretenden Liederdichter größtentheils obscure Namen tragen, sondern weil kein einziges Lied in seiner Seele einen lebendigen Widerhall gefunden hat. Andere urtheilen vielleicht anders und günstiger; auch wünschen wir von Herzen, daß recht viele Liedercomponisten unserer Zeit eine reiche Ausbeute für ihre Muse hier finden mögen.

5. Gesammelte Werke von Ernst Ortlepp. Erstes und zweites Bändchen. Winterthur, Literarisches Comptoir. 1845. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

So oft Ref. den Drang schöngeistiger Autoren wahrnimmt, durch Sammlung ihrer Werke den Ruhm den sie erst von den Enkeln erwarten sollten zu anticipiren, so oft fällt ihm ein, was schon 1776 Bürger von Goeckingk schrieb:

Wie schön, wenn Knaben, jung und alt,
In jenen gold'nen Tagen,
Zur Schul', in Riemen eingeschnallt,
Mich alten Knaster tragen,
Aus mir Vocabeln wohlgemuth
Und Phrases memoriren,
Um mich so recht in Saft und Blut,
Ut ajunt, zu vertiren.

In Folge solcher süßen Phantasiebilder hat auch vielleicht Hr. Ortlepp, dessen Licht- und Schattenseiten verschiedene male bereits in d. Bl. dargestellt worden sind, sich gestachelt gefühlt, seine Werke zu sammeln, um des Ruhms Lorber bei seinen Lebzeiten noch grünen zu sehen. Zwei Bändchen liegen uns zunächst vor. Das erste bringt uns politische und historische Gedichte aus der Neuzeit, die nicht allein bei der heutigen Geschmacks- und Gefühlsrichtung Leser aus allen Ständen finden werden, sondern über deren poetischen Werth sich, theilweise wenigstens, die öffentliche Stimme zu Gunsten ihres Verfassers längst erklärt hat. So erinnern wir nur an die allbekannten Polenlieder, unter denen „Finis Poloniae?" hier (S. 244) abgedruckt und beginnend: „Noch ist Polen nicht verloren" u. s. w., sich überall einen classischen Ruf erworben hat. Auch die den Polenliedern folgenden kleinen politischen Gedichte, die andere Zustände und Ereignisse der Jetztwelt zum Gegenstande haben, werden, wohlgefeilt und aufgeputzt wie sie sind, Anklang finden. Das zweite Bändchen eröffnet ein Trauerspiel in fünf Acten: „Enrico und Blanca, oder die Heirath aus Rache", dessen Würdigung wir Andern überlassen müssen. Dann folgen unter der Ueberschrift „Beethoven" biographisch-artistisch-phantastische Blätter aus dem innern Leben dieses Tonheros, die den überreizten Gaumen mancher modernen Leser in noch höherm Grade kitzeln würden, wenn Hoffmann seine „Phantasiestücke in Callot's Manier" nicht geschrieben hätte. In derselben Manier ist auch das Capriccio „Der gespenstische Organist", und „Hans Dolling, oder der Bund mit dem Teufel", Alles in ungebundener Redeweise abgefaßt, und den Beschluß macht ein humoristischer Erguß: „Ueber Leibesconstitutionen, Eß- und Trinkfreiheit", der an kein früheres Vorbild mahnt. Wir vermuthen, vorliegende zwei Bändchen seien unter den Wehen günstiger Zeitwinde vom Stapel gelaufen, und wollen uns herzlich freuen, wenn Dies auch mit den noch zu erwartenden der Fall ist.

6. Schneeglocken, Sänge aus einem Schweizerherzen. Winterthur, Literarisches Comptoir. 1845. 16. 18 Ngr.

Für welche Sache dieses Schweizerherz schlage, für welche Partei die Hand das pythische Geschoß schwinge, wird sich aus einer kurzen Hindeutung auf den Inhalt der Lieder leicht ergeben. Das erste Sonett läutet, den Titel der Sammlung erklärend, dem Schweizervolke, als Schneeglocke gleichsam, nach des Winters wildem Wüthen den Freiheitslenz ein. Seinem Collegen Herwegh sagt der anonyme Verf. in einem geharnischten Sonette: daß er Kutten und den feilen Buhlen der Kutten Vernichtungsfehde ankündige. Den König von Sardinien warnt er, des Schweizervolks Freiheit hinzumorden. Die Alpensöhne selbst ermahnt er mit Donnerton, die Schlingen des Geistes abzuwerfen und zum Ocean des Lichts zu dringen. Die Römlinge fodert er auf zu den Waffen zu greifen, um den Mann auf Babylons Thron mit der dreifachen Krone endlich zu stürzen. Den Bischof Arnoldi zu Trier attaquirt er à la Ronge. Nachdem er ihn belehrt, wie der Rock Christi seinen Henkern geblieben, sein Geist aber seinen Freunden und Verehrern gelassen sei, fährt er (S. 12) also fort:

Auch du, Arnoldi, stehest in den Scharen
Der Volksverführer, voll von Gleißnerei!
Schon wich die Nacht, doch an den grauen Haaren
Zerrst du aufs neu' den alten Wahn herbei!

Du nennst dich Christi Priester! Darfst du's wagen,
Du, der von Christus nur den Rock behielt?
Du hast ihn tausend mal ans Kreuz geschlagen,
Du, der des Armen letztes Scherflein stiehlt.

Du solltest Wahrheit künden — und sprichst Lüge!
Zur Tugend führen — und streust Laster aus!
Ob auch das Kreuz der Pharisäer trüge —
Zur Mördergrube macht er Gottes Haus!

— — — — — — — — — — —

Ha! Pocht dir nicht das Herz im Priesterkleide,
Wenn vor den Augen dir das Volk verdirbt?
Verdunkelt dir denn nicht das Prachtgeschmeide
Gewissensqual, der Wurm der nimmer stirbt?

Was hilft dir das Geplärr latein'scher Psalmen,
Der Rosenkränze Paternosterlast?
Wenn des Gerichtes Donner dich zermalmen,
Dann fühlst du, daß du nie gebetet hast u. s. w.

Den Jesuiten geht es (S. 15) nicht besser:

Schon lange hast du, Schlangenbrut!
Des Volkes Sinn geblendet,
Und mit vergoss'nem Bürgerblut
Mein Vaterland geschändet;
Doch heimlich ward und feinen Zahns
Das Gift im Kleide süßen Wahns
Dem Volk ins Mark gesendet.

Trug ist dein Werk und Nacht dein Tag,
Du schaffst und wühlst im Dunkeln:
Heraus, wie sich's auch enden mag,
Zum Kampf, wo Waffen funkeln!
Die Waffen mein sind wohl gestählt,
Den Kampfplatz hast du selbst gewählt —
Heraus! Da hilft kein Munkeln! u. s. w.

Wenn er weiter erklärt: sein Lied ertöne für Gott und Vaterland, so ist wirklich in demselben ein religiöses Moment nicht zu verkennen; aber, wenn er auch eine nicht übel gelungene „Ostercantate" mittheilt, so erscheint sein frommer Sinn doch mehr als das Product jenes Deismus der in den Schriften einiger englischen Moralphilosophen in der Mitte des vorigen Jahrhunderts sein Wesen trieb, als die Frucht eines christlich-gläubigen Gemüths. Einem „Lied der Freischaren" folgt unter der Ueberschrift „Gelobt seist du, Maria!" ein sarkastischer Angriff auf den verdummten Fanatismus der Ultramontanen. Hart werden sodann die Vaterlandsverräther bedräut, und in „Des Jesuiten Verzweiflung" (S. 35) schildert er die Reue eines Sohnes Loyola's, der zur Erkenntniß seiner selbst und seines Ordens gekommen. Dieses ist der Inhalt der Lieder der ersten Abtheilung, welcher noch fünf andere Abschnitte folgen, die Religiöses, Episches, Gelegentliches, Paramythisches und Epigrammatisches enthalten, welche jedoch sämmtlich den politischen Zeitliedern der ersten Abtheilung an Gehalt und ästhetischem Werthe, wenn auch nicht an edler Form und Wohlklang nachstehen, und in welche sich, vorzugsweise in den Epigrammen, manches Matte mit eingeschlichen hat. Auslegen, sagt das pikante Motto auf des Büchleins Titelblatte, könnt ihr's Alle wohl, darum leget mir Nichts unter. Letzteres thun wir auch nicht; denn wir stehen über den Parteien und haben bloß die Sache im Auge.

7. Dichtungen von Wilhelm von Kleudgen. Erste, weltliche Abtheilung. Eisenach, Kühn. 1845. 16. 20 Ngr.

Wir haben außer dem Inhaltsverzeichniß ein paar Dutzend dieser Liedlein gelesen. Sie bekunden einen Mann von enger Phantasie und ziemlich kühler Empfindung. Winzig wie Format und Typen ist die ganze Gabe. Auf dem Titelblatte le-

sen wir: Erste, weltliche Abtheilung; es soll also eine geistliche folgen: möge sie **geistig** sein.

8. Gedichte aus Dorpat. Moskau, Severin. 1845. 12. 15 Ngr.

Die in einem höchst schlichten, fast ärmlichen Aeußern auftretende Sammlung gewährt nicht den Reiz der Darstellung **einer** Persönlichkeit, sondern ist aus dem Verein einiger akademischen Freunde hervorgegangen, die sich ihre Mußestunden durch gegenseitige Mittheilung dichterischer Erzeugnisse erheiterten, und diese da erst veröffentlichten, als sie einen guten äußern Zweck dadurch erreichen konnten. Diese Lieder nun zeigen keine Verstöße gegen Rhythmus, Reimgesetz und Logik, und das gemüthliche Moment ist in ihnen durchweg vorwaltend. Der Redacteur hat die Kunst verstanden, das geistig Verwandtschaftliche zusammenzustellen und fremdartige Elemente auszuschließen. Erwägen wir die geringe lyrische Productivität der deutsch-russischen Provinzen, und betrachten wir diese Lieder als einsame Haideblumen in einem sandigen Boden, wo die Rosen nicht blühen können, so mögen wir ihnen ihr bescheidenes Plätzchen gern gönnen und uns hüten, sie mit der Schere der Kritik zu beschneiden.

9. März-Veilchen. Ein Kranz des Andenkens auf das Grab seiner Minna. Von **August Moritz**. Berlin, Wohlgemuth. 1845. 8. 10 Ngr.

Diese Gelegenheitsverse werden für Alle die einen ähnlichen Verlust erfuhren wie Hr. Moritz, und allenfalls für die Freunde desselben von einigem Interesse sein; davon abgesehen aber und an sich betrachtet, sind sie werthlos, weil alltäglich.

10. Jugendträume. Von **Ottar Baldur**. Berlin, Reichardt und Comp. 1845. 8. 15 Ngr.

Es wäre wol zu viel verlangt, wenn wir diesem Pseudonymus zumuthen wollten, er solle seine Jugendträume Jugendsünden nennen. Auch würde er es nimmermehr thun; denn S. 6 ruft er in kühnstem Selbstbewußtsein aus: „Ich bin ein Dichter!" Er setzt hinzu:

> Nicht ist es Eitelkeit, die jetzt aus mir hier spricht,
> Von falschem Wahne werd' ich auch bethöret nicht,
> Nein, nein, ich fühl' es tief und ich erkenn' es klar,
> Daß ich ein Dichter bin, ein echter Dichter, treu und wahr.

Trotz dieses süßen Wahns sagt er jedoch in dem die kleine Sammlung einleitenden Gedichte:

> Auch diese Lieder, sie sind nicht vollkommen,
> Obgleich ich nach dem Besten nur gestrebt.
> Ich sag' es frei, was soll mein Lob hier frommen,
> Der Teppich ist nicht fehlerfrei gewebt —

eine Selbstrecension, die wir ohne Weiteres unterschreiben.

11. Poetische Blumen dem Norden entsprossen. Von **Johann Philipp Simon**. Leipzig, Voß. 1845. 8. 20 Ngr.

Diese Blumen hauchen zwar Gemüthlichkeit und frommen Sinn, aber es ist zu bedauern, daß ihr Pfleger die Sprache nicht besser in seiner Gewalt hat und man vielen, besonders den epischen Gedichten die Mühseligkeit des Schaffens allzu sehr ansieht. Häufig gibt er Metrum, Rhythmus und Reim auf, und wendet sich zu ungebundener Rede; aber auch da gibt's keine Jean Paul'schen Streckverse.

(Die Fortsetzung folgt.)

Baron v. Bode in Luristan und Arabistan.

Luristan oder das Land der Lurs umfaßt den größern Theil der Gebirgsgegend Persiens zwischen der türkischen Grenze auf der westlichen, und Ispahan und Fars auf der südlichen und östlichen Seite. Arabistan, bisweilen auch Khuzistan geheißen, ist das am Fuße dieser Gebirgskette südlich gelegene Land. Beide Länderstrecken sind das alte in der Heiligen Schrift erwähnte Elam, die Elymaïs der Griechen. Ueberall finden sich Reste ehemaliger Größe, überall Spuren von Städten, die, einst reich und mächtig, jetzt in Staub zerfallen. Ahvaz, vor Zeiten Residenz der Partherkönige, ist gegenwärtig ein wüster Steinhaufen. Susa, die glückliche Nebenbuhlerin des gewaltigen Babylon, birgt seine Trümmer unter hohem Gras und in schwankendem Schilf. Die Grabhügel, das letzte Merkzeichen der alten Stadt Jondi-Shapur, ebnet der Pflug, und von andern Städten ist nicht einmal der Name den sie getragen, nicht der Name des Volks das sie bewohnt, nicht die Zeit wo sie geblüht auf die Nachwelt gekommen. Nur daß sie existirt haben beweisen einzelne Spuren.

Ein Zufall fügte es, daß der Baron C. A. v. Bode während seines Aufenthalts in Persien den Entschluß faßte, diese interessanten Gegenden zu besuchen. Er hat, eine dankenswerthe Gabe, das Resultat vor kurzem in einem Werke veröffentlicht unter dem Titel:

Travels in Luristán and Arabistán, by the Baron *C. A. de Bode*. Zwei Bände. London 1845.

Nachstehendes sei ein Versuch, das Werk auch in Deutschland der Beachtung zu empfehlen.

Gegen Ende des J. 1840 verließ der Baron Teheran, um die berühmten Ruinen von Persepolis zu sehen. Bei seiner Ankunft in Ispahan rüstete sich der Gouverneur, den er früher kennen gelernt, zu einem Tributzuge nach Luristan und Arabistan und schlug dem Baron vor ihn zu begleiten. Dieser, schon längst lüstern jene Länder in Augenschein zu nehmen, willigte unbedenklich ein, und es fand zwischen ihm und dem Gouverneur die Abrede statt, daß er zuvörderst seine Reise nach Persepolis fortsetzen und dann Jenen in Shushter treffen solle. Die Lüsternheit und das schnelle Ja des Barons erklären sich „neben seinem eingefleischten Wandertriebe" daraus, daß die wilde, räuberische Natur der dortigen Gebirgsstämme nicht blos Europäer, sondern selbst eingeborene Perser bisher zurückgeschreckt hat, und eine Gelegenheit wie die gebotene zu selten war, um sie ungenutzt zu lassen.

Am 1. Jan. 1841 brach der Verf. mit seiner Dienerschaft von Ispahan auf und nahm die Straße nach Shiraz. Weil jedoch diese Reise schon oft beschrieben worden ist, auch die Beschreibung des Verf. nichts besonders Merkwürdiges bietet und Dies wie Jenes ebenfalls von seinem Aufenthalte unter den Ruinen von Persepolis gilt, so folgen wir ihm lieber erst von Kazerun aus, wo er am 20. Januar in das Land Arabistan eintrat. Der Umstand daß von hier seine Straße durch wilde und unsichere Gebirgsgegenden lag, bewog ihn Führer anzunehmen, die sich verpflichteten ihn wohlbehalten zu dem nächsten Häuptlinge der Mamasenen, Jehangir Khan, zu bringen. Bald erkannte er diese Methode, sich wie einen Waarenballen von Einem an den Andern zu consigniren, für die bequemste und sicherste, und behielt sie für die ganze Reise bei. Jeder Führer, der ihn vom vorhergehenden in Empfang genommen und diesem ein Zeugniß seines Lebens ausgestellt, blieb bis zur nächsten Station für Leben und Sicherheit verantwortlich. So kam der Verf. zu erwähntem Jehangir Khan, dessen Residenz in einem viereckigen, aus Lehm gebauten Thurme bestand, der mit Schießscharten versehen, weiß angestrichen und rings von den aus Rohr errichteten Hütten der Mamasenen und ihren schwarzen, mit Matten bedeckten Zelten umgeben war. Die gleich anfangs an seine Dienerschaft erlassene Warnung, wegen des Diebsinnes der Bewohner von Arabistan das Gepäck nie aus den Augen zu verlieren, hatte zwar den besten Erfolg; nur machte der Verf. selbst die unangenehme Erfahrung, daß ihm in der Nacht sein Schwert unter dem Kopfkissen weggestohlen wurde. Blos das Schwert, nicht die Scheide. Sein Verdacht fiel auf den Khan. Also behändigte er diesem die Scheide mit dem Bemerken, daß er sie wahrscheinlich zu seinem neuen Schwerte brauchen werde. Der Khan nahm sie dankbar an und die Sache wurde weiter nicht berührt.

Die nächste Station hieß Fahliyan und der Weg dahin

ging über die Ebene von Behram, an den Trümmern der Stadt Robendjan vorbei in das Thal Shab-bevan. Beim Hinabsteigen in das Thal verbreitete sich ein lieblicher Narcissengeruch. Bald lag auf Meilenweite ein weißer Narcissenteppich vor den staunenden Blicken des Barons. Er war in einem der vier von persischen und arabischen Dichtern gefeierten irdischen Paradiese, hier und da von Feldern durchschnitten die eine reiche Ernte Baumwolle, Reis, Gerste und Weizen trugen, aber auf jeder unbebauten Stelle immer wieder bis an den Sattelgurt sich erhebende Narcissen. In diesem Thale liegt Fahliyan, ein Flecken oder vielmehr Dorf von höchstens 60 oder 70 Häusern, früher wol ein bedeutender Ort, da verfallene Mauern inmitten hoher Palmbäume weit darüber hinausreichen und eine gebrochene Feste auf dem Gipfel eines kleinen Hügels liegt. Ohne sich hier zu verweilen und an den Ufern des Abshur entlang kam der Verf. in ein zweites Thal, das Thal Ser-Abi-Siyal, eingeschlossen von zwei geradlinigen Hügelketten, und wurde daselbst dem Schutze des Rustemen-Fürsten, Khan Ali Khan, übergeben, der ihn seinerseits an Allah Kherim Khan ablieferte, den Häuptling der Boven, deren Sammlungsort eine Feste Namens Basht ist.

Basht hat viel Aehnlichkeit mit den Burgen der alten europäischen Feudal-Barone, hohe und starke Mauern mit Thürmen an den Ecken, und dient blos dem Häuptlinge und seiner Familie zur Wohnung. Rings umher reihen sich die Wohnungen seiner Vasallen, die dafür daß sie „im Schatten seines Schutzes" leben ihn auf seinen Raubzügen begleiten — denn gleich den andern Häuptlingen ist er ein Räuber im Großen —, und je nach Bedarf ihn bei Angriff oder Vertheidigung unterstützen. Uebrigens fand der Verf. in ihm einen sehr gastfreien Wirth und unterhaltenden Gesellschafter, der ihm ein Langes und Breites von den unversöhnlichen Zwistigkeiten der Bergbewohner und den daraus entstehenden innern Kriegen erzählte. Nachdem der Baron Basht verlassen, wo er nur eine Nacht blieb, begegnete er einer wandernden Horde Iliyaten, einer der zahlreichen Stämme die wenn ihre Heerden alles Futter aufgezehrt die Lager abbrechen, um frische Weide zu suchen. Voran gingen die Schafe und Ziegen unter der Aufsicht junger Hirten, „der Blüte und Stärke des Stammes", und ihrer treuen Gefährten, der zottigen persischen Schafhunde. Dann kamen die Esel und Ochsen, letztere sehr klein, beladen mit schwarzen Zelttüchern und Stangen, Säcken voll Lebensmittel und den Greisen und Kranken. Auf ihren Rücken befand sich auch das Federvieh, ein Bein oder einen Flügel an den Packsattel gebunden, sodaß die guten Thiere Mühe hatten sich im Gleichgewicht zu erhalten. Männer, Weiber und Kinder folgten zu Fuß, bald in Haufen, bald einzeln, Keins ohne irgend ein Kochgeschirr oder sonstiges Geräth. Die unterwegs zur Welt gekommenen Lämmer oder Ziegen lagen in Körben, die theils von Männern getragen wurden, theils den Lastthieren aufgebürdet waren. Die Mutterschafe und Ziegen hatten ihre besondern Hüter, die sie schonend antrieben oder die ermüdeten pflegten und fütterten — eine Erinnerung an die Worte des Esaias: „Er soll seine Heerde füttern gleichwie ein Schäfer; er soll die Lämmer sammeln mit seinem Arm und sie in seinem Busen tragen und die Trächtigen soll er schonend leiten." Die Frauen hatten ihr Spinngeräth auf den Schultern und einige spannen Wolle. Andere trugen vorwärts gebeugt ihre Kinder auf dem Rücken oder ihre Säuglinge an der Brust und Wiegen und Betten auf dem Kopfe.

Von Basht bis zur nächsten Station Daghumbezun waren 27 englische Meilen, doch auf der ganzen Strecke weder eine Wohnung noch Wasser, obschon letzteres ehemals vorhanden gewesen sein muß, da der Verf. längs der Straße die Ueberreste von Kanälen und sieben Meilen von Daghumbezun die Ruinen einer Karavanserei und weiterhin eines Dorfes antraf. In ersterer verbrachte er die Nacht, wohl barrikadirt gegen räuberische Ueberfälle der Bergvölker. Er blieb indeß unbelästigt, was er weniger einer verminderten Raubsucht als einer vermehrten Vorsichtigkeit beimißt, und zwar in Folge der Einkerkerung ihres großen Häuptlings Veli Khan. Dieser Veli Khan war ursprünglich Kammerdiener des Vicekönigs von Fars gewesen, hatte dann eine Räuberbande organisirt, die Karavanen geplündert und sich zum Haupte der Mamasenen aufgeschwungen, ungefähr 4000 Familien an der Zahl. „Jeder neue Ueberfall", berichtet der Verf., „erhöhte seinen Ruf und vergrößerte seine Bande, bis die schwache Behörde von Fars, unfähig seine Räubereien zu zügeln, seinem Streben nach Macht dadurch eine andere Richtung zu geben suchte, daß sie seiner Eitelkeit schmeichelte. Eine Verbindung wurde verabredet zwischen seiner Tochter und einem der Söhne des Vicekönigs, Prinz Timur Mirza, Demselben der später in den fashionabeln Kreisen von London Aufsehen erregte. Die Heirath verfehlte aber ihren Zweck. Veli Khan blieb der Frühere, erbaute eine Feste, die er Nurabad nannte, und benutzte die mit dem Tode des alten Königs besonders in den südlichen Provinzen Persiens umsichgreifende Unordnung, sein Raubsystem doppelt frech fortzusetzen. Die Ankunft des neuen Statthalters oder Vicekönigs von Fars änderte Das. Durch reiche Versprechungen gelockt, begab sich Veli Khan nach Shiraz und unterstützte den Statthalter bei Eintreibung der Tribute. Da geschah es aber, daß Letzterer — er hieß Mohammed Taghi Khan — eines Tages im Weinrausch sich über die Tochter des großen Freibeuters Anzüglichkeiten erlaubte, welche ihren Bruder Baghir Khan, den Zweiten im Range nach seinem Vater, so verletzten, daß er sich erhob und sein Gefolge aufrief, die gekränkte Stammesehre zu rächen. Sein Ruf fand Gehorsam; der größere Theil von des Statthalters Leuten wurde niedergehauen, er selbst gefesselt ins Gebirge geschleppt. Sobald Das in Fars bekannt geworden, rückten Truppen gegen Veli Khan und dessen Sohn. Beide flohen, wurden gefangen und sitzen seitdem in der Citadelle von Tabriz; aber ihre Namen, Thaten und Abenteuer werden in Gesängen gefeiert und gehen unter den Iliyaten von Mund zu Mund."

Sämmtliche Stämme bekennen sich zwar zum Islam, haben jedoch, wie auch die dortigen Nomadenvölker, nur einen schwachen Begriff von Religion. Ihr ganzer Glaube beruht in einigen abergläubischen Gebräuchen und in traditionneller Verehrung ihrer piri oder Heiligen, zu deren Grabmälern sie wallfahrten. Unter den Geschenken die sie dann mitbringen sind hauptsächlich kleine Blechlampen, die sie an Stricken über den Gräbern aufreihen, und bunte Lappen, welche die Frauen an ihnen geweihte Bäume befestigen. Der Verf. hat Bäume dieser Art gesehen mit mehr Lappen als Blättern. Nächst Plündern und Rauben beschäftigen sie sich vorzugsweise mit der Pflege ihrer Schaf- und Ziegenheerden, und ihr gewöhnlichstes Nahrungsmittel ist die Eichel, die zwischen zwei Steinen zerrieben und an der Sonne zu Mehl getrocknet wird. Daraus backen die Frauen Kuchen. Man genießt aber auch den Teig und hält ihn für sehr nahrhaft.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 29. — 29. Januar 1847.

Deutsche Dichter der neuesten Zeit.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 28.)

12. Lieder aus der Ferne. Von Julius Altmann. Erstes Bändchen: Episches. Berlin, Hayn. 1845. 8. 15 Ngr.

Sie klingen über die fernen, rauhen Berge des Waldes, wie die Dedication an einen Freund uns belehrt: daher der Titel; sie möchten sich gern dem Besten anschließen was in dieser Beziehung in Deutschland geleistet worden ist. Das Letztere thun sie auch. Der begabte Verf. läßt sie in vier materiell ungleiche Abtheilungen zerfallen: „Tscherkessenlieder", „Sibirische Lieder", „Griechenlieder" und „Lieder des Orients". Die erstgenannten geben uns Bilder, größtentheils Spiegelbilder, über die geistige und sittliche Eigenthümlichkeit und die Nationalsitte jener Bergvölker, die Rurik's Söhne in neuester Zeit mit einem Vernichtungskriege überzogen haben, der tausendfaches Elend und Verderben über Angreifer und Angegriffene gebracht hat, und über dessen Ausfall die Würfel noch auf dem Tische liegen. Die Treue und Wahrheit in der Darstellung dieser Zustände und Scenen läßt im Verf. einen Mann vermuthen, der entweder an Ort und Stelle als Augenzeuge scharf beobachtete, oder dessen reiche und glückliche Phantasie den Mangel der Autopsie ersetzt; auch läßt die epische Prägnanz, die er überall entfaltet, Nichts zu wünschen übrig. Wir können uns nicht enthalten, dieses Urtheil durch eine kleine Probe zu belegen. S. 57 lesen wir:

Tscherkessenwünsche.

Wär' ich ein volles Pulverfaß
Unter der Zelte Falten,
Wollt' ich aufflammend im glühen Haß
Das ganze Lager zerspalten.

Wär' doch Mancher vielleicht entfloh'n
Bei des Fasses Verblitzen:
Wollt' ich, ich wär' ein Skorpion,
Grimm meinen Gift zu verspritzen.

Wär' ich des zack'gen Kasbeks Kamm,
Starrend von spitzen Palmen,
Stürzl' ich über die Leichen zusamm,
Krachend sie zu zermalmen.

Die Naturbilder und Sittengemälde vom eisigen Gestade der Lena haben nicht geringern Reiz und Werth als die vom Kaukasus, und wo der Dichter die Schneegefilde der Tschuktschen und Jakuten verläßt, um sich nach Hellas mildem Himmelsstrich zu wenden, gibt er über diesen so oft besungenen Schauplatz göttlicher und menschlicher Heldenthaten aus alter und neuer Zeit doch nicht Allbekanntes und Dagewesenes, sondern weiß den Bildern ein ebenso neues als lockendes Colorit zu geben. Was endlich die zu Moskau 1839 gedichteten „Lieder des Orients" anlangt, so können sie sich, ohne daß sie sich zu schämen brauchen, dreist an Das reihen was Lord Byron, der Meister in diesem Genre, uns dargeboten hat. Gewiß wird das Lyrische, welches dem in diesem ersten Bändchen Gegebenen nachfolgen soll, unbezweifelt in seiner Art ebenso werthvoll sein, weshalb wir ihm mit Freude entgegensehen.

13. Lichtstrahlen aus der Gemüthswelt, zur Erweckung und Erquickung für Blinde, gesammelt von Adele Lindau. Mit einem Vorworte von Ida Hahn-Hahn. Dresden, Arnold. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 9 Ngr.

Eine mit Zartsinn und Takt getroffene Auswahl von erhebenden und tröstenden Liedern von alten und neuen classischen Dichtern unserer Nation, unter denen die mit * bezeichneten handschriftliche Beiträge (die von der Vorrednerin, der Gräfin Ida Hahn-Hahn, größtentheils herrühren) sind. Gegen Ende des Buchs finden sich mehr Beiträge von blinden Dichtern und Dichterinnen selbst, auch biographische Skizzen, und in einem Anhange gibt die Sammlerin ihre eigenen nicht ungelungenen lyrischen Versuche. Ein solches Buch bedarf weder einer empfehlenden Vorrede noch einer Recension; es empfiehlt sich selbst.

14. Gedichte von Theobald Kerner. Jena, Mauke. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Dieser junge Sänger treibt ein förmlich coquettes Spiel in seinem Liebeln mit der Natur. Er schmeichelt ihr mit den süßesten Worten nicht selten auf Kosten des Menschen, socialer Verhältnisse und selbst der Frauenliebe; er wühlt in ihren Locken und deckt, mit Grazie natürlich, ihre verborgenen Reize auf. Aber dennoch sieht man der Schönthuerei mit Vergnügen zu, die Tändelei ist geistreich und anmuthig, und er weiß das Materielle zu idealisiren und das Rauhe zu glätten; auch liegt ihm die frühere Sentimentalität der Matthisson'schen und Salis'schen Schule mit all dem schwülstigen Pathos eines Günther und Hagedorn fern. Selbst der eigentliche Liebeshang findet in dem stattlichen Octavbande keine Stelle, wogegen er in den epischen Nummern eine höchst glückliche Begabtheit bekundet. Die Schärfe seines beobachtenden Auges, wie auch das Frappante in witzigen Antithesen, überraschen hin und wieder. Fällt nun auch in dieser Beziehung „Geduld" (S. 140) als eine kleine Albernheit aus, so wird sie doch wieder gut gemacht durch „Vergebliches Suchen" (S. 69); „Das wunde Herz" (S. 75); „Der arme Poet" (S. 135); „In ein Album" (S. 139) und durch „Apotheose" (S. 152). Gern schnitten wir diese Chodowiecki'schen Vignetten aus dem Buche heraus und klebten sie zu des Lesers Ergötzung und Kurzweil in die Spalten d. Bl., sagten besonders auch gern noch einige lobende Worte über eine Nänie auf den Tod des „Grafen Alexander von Würtemberg" (S. 116), aber der Raum gestattet Dies nicht, und wir müssen daher auf das Buch verweisen.

15. Lyrische Gedichte von Victor Hugo. Deutsch von Ferdinand Freiligrath. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1845. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Es war ein recht glücklicher Gedanke des gefeierten deutschen Dichters, Victor Hugo's lyrische Gedichte, die er bereits vor zehn Jahren für die bändereiche Sauerländer'sche Gesammtausgabe von des berühmten französischen Romantikers Werken übersetzte, in einem besondern Bande zusammenzustellen, und sie, nachdem er sie sorgfältig revidirt und wo es nöthig verbessert hatte, den Verehrern des Originals zu überreichen. Wol hatte er Fug und Recht zu solchem Thun; denn dazu berechtigte ihn nicht allein sein eigener seltener Genius, sondern auch die nahe Verwandtschaft dieses Genius mit dem des berühmten französischen Dichters. Wer beide Sprachen kennt, wird bei Durchsicht dieser Gedichte eingestehen müssen, die Uebertragung zeichne sich ebenso durch Treue als durch Anmuth und Kraft in der Sprache aus, und stehe bis zu diesem Augenblick unübertroffen da. Die „Orientalen" und „Balladen" hatte Freiligrath in der erwähnten Gesammtausgabe nur theilweise 1838 übersetzt, da wahrscheinlich Hrn. O. L. B. Wolff vom Verleger der Auftrag geworden war, sich dieser Arbeit zu unterziehen. In vorliegendem Buche finden wir nun aber zu unserer Freude die Nummern der „Orientalen" und „Balladen" vervollständigt, und erwähnen hier vorzugsweise eines Gedichts, bei dessen Lecture uns die geistige Verwandtschaft des deutschen und französischen Dichters recht einleuchtend wurde. Wir reden hier von der (S. 181) abgedruckten Orientale „Der Schmerz des Pascha", welche auch Hr. Wolff im 16. Bande der Sauerländer'schen Gesammtausgabe (S. 49) übersetzt hat. Aber wie verdunkelt hier der Verf. des „Löwenritts" den so vielseitig durchgebildeten deutschen Improvisator, der sich in Geist und Sprache Ausländisches und Fremdes sonst so leicht anzueignen weiß. Der Leser urtheile selbst über beide deutsche Uebersetzer; wir setzen zu diesem Behuf die letzte Strophe der genannten trefflichen Orientale hierher:

Wolff.

Nein, nein, sie sind es nicht die finsteren Gestalten,
Die wie mit blut'gem Stahl das dichte Dunkel spalten,
Zurück im Herzen lassend der Reue bitt're Noth.
Was hat er denn der Pascha, da sich die Krieger sehnen
Nach ihm, der trüb' und sinnend sitzt, wie ein Weib, in Thränen.....?
Es ist sein Königstiger todt.

Freiligrath.

Nein, nein, das Alles nicht packt rüttelnd sein Gewissen,
Das Alles flackert nicht in seinen Finsternissen;
Das Alles brennt ihn nicht, wie heiß auch und wie roth.
Was fehlt dem Pascha denn, auf den die Heere schauen?
Was sitzt er brütend denn und weint gleich einer Frauen.....?
Sein nubisch Tigerthier ist todt!

Mit dem Ernst und der Kraft die sich in dieser Strophe herausstellt ist das Ganze gearbeitet.

16. Samuel Butler's Hudibras. Ein schalkhaftes Heldengedicht. Zum ersten mal vollständig im Versmaße des Originals frei verdeutscht und neu mit Commentar ausgestattet von Josua Eiselein. Freiburg i. B., Lippe. 1845. Gr. 8. 3 Thlr.

Der sehr gelehrte Uebersetzer dieses allgemein bekannten, aber dennoch bei uns wenig gelesenen satirischen Gedichts verschwendet an dasselbe einen Aufwand von Erklärungen, Glossirungen, kritischen und historischen Bemerkungen und Citaten aus alten und neuern Classikern verschiedener Zungen. Nicht genug, daß er des britischen Originaldichters Biographie und Charakteristik voranstellt: er läßt auch eine kritische Abhandlung über die verschiedenen Stimmen der deutschen und ausländischen Kritiker, über Ausgaben, Commentare und Uebersetzungen des „Hudibras" nachfolgen, die ebenso viel des Geistreichen als des Belehrenden enthält, und besonders auch über die Uebersetzungsversuche deutscher Gelehrten einen vollständigen Bericht erstattet. Die von Soltau 1787 zuerst ans Licht getretene Uebersetzung, welche Ref. sehr wohl bekannt ist, ward in dem Knittelversmaße des Originals abgefaßt, aber zehn Jahre später von demselben völlig umgearbeitet, wodurch er nicht allein die Leser, sondern auch die Kunstrichter der damaligen Zeit völlig befriedigte. Hr. Eiselein bricht aber auch über diese zweite Umarbeitung den Stab, und belegt sein Todesurtheil durch die Anführung mehrer in Sinn und Sprache verfehlten Passus. Müssen wir nun auch die Liebe und den Fleiß anerkennen die der letzte Uebersetzer auf diese neue Verdeutschung gewandt hat, müssen wir auch zugeben, daß die Fülle von satirischen Gedanken und Bildern und die Charakterisirung der Zeit und der Menschen unter denen Held Hudibras lebte gerade in unserer durch religiöses Parteigezänk wild aufgeregten Zeit vielen Anklang finden werden, so dürfen wir doch die Mängel nicht verkennen die auch dieser Arbeit wie allem Menschenwerk ankleben. So hat er sich, um nur Eines zu gedenken, erlaubt, wahrscheinlich um seine Arbeit recht zeitgemäß und populair zu machen, Namen von Gelehrten aus Butler's Tagen wegzustreichen und an deren Stelle moderne, in Deutschland wohlbekannte zu setzen, was in der That ein übler Einfall ist, da er des Originals Grundfarbe dadurch bedeutend verwischt. Es kommen hier die Namen Schmolke, Harduin und von der Hardt, und sogar die der Astronomen Schröter und Gauß vor, von denen die Letztgenannten beinahe zwei Jahrhunderte später lebten als Samuel Butler. Von den rhythmischen Härten und den barocken Reimen sagen wir Nichts, weil sie dem Original künstlich nachgebildet zu sein scheinen. Ueber die Veranlassung dieses satirischen Gedichts und seine allgemeine Zeittendenz zu sprechen gestattet uns der Raum nicht, wol aber müssen wir ein paar Worte über das Aeußere des correct und anständig ausgestatteten Buchs sagen. Nicht allein der Umschlag, sondern auch ein Kupferstich vor dem Titelblatte zeigt uns die barocke Hauptfigur des Epos, den gefräßigen Hudibras, den frömmelnden Independenten mit seinem Höcker und Wurstsack, gleich dem edeln Junker von La Mancha auf einer Rozinante reitend, und seinen Sancho Pansa, den Schildknappen Ralph, der späterhin seinen Herrn selbst im Stich läßt. Schon dieses Titelkupfer muß den Leser reizen, Mehr und Näheres über diesen Helden zu erfahren, welcher als Repräsentant der geistlichen Demokratie in England nach Cromwell's Tode erscheint, und der nach mancherlei Fasten und komischen Abenteuern endlich dem Verhängnisse unter des Dichters satirischen Peitschenhieben erliegt. Um dem Leser eine Probe vom Geiste des Originals und seines Nachbildners zu geben, setzen wir hier die längst schon als classisch anerkannte Schilderung der Fama her:

Es gibt ein schlankes hohes Weib,
Das schnell und federleicht von Leib,
Heißt Fama, lebt von Luft und Ton,
Spielt Farben wie Chamäleon,
Und an dem Rücken angefügt
Trägt sie zwei Flügel wohl geschmückt
Von gar viel Ohren, Augen, Zungen,
Wie große Dichter sie besungen.

Auf diesen Fittichen durchfliegt
Sie rasch die Welt und lügt und trägt;
Macht aus den Mücken Elefanten,
Wie Griechen sie und Römer kannten.
Gleich einer Taubenpost trägt stumm
Sie Briefe, Curs und Zeitung um,
Vertheilt Broschüren und Pamphlete
Durch Dörfer und verschmitzte Städte,
Womit sie Gimpel jeder Art
Macht witzig, weise und gelahrt.

Ein Ränzel hängt ihr an dem Kinn
Mit Märchen, alt und neu darin,
Von Todten die umherspazieren,
Von Kühen die mit Eseln stieren,

Von wundersamem Kraut und Steinen,
Von Säuen mit abnormen Beinen.
Und wie ein Stern mit Schwanz und Bart
Als Unglücksbote sichtbar ward.

Sie bläst, zumal in manchem Falle,
Zwei Hörner von contrairem Schalle,
Weil sich das eine von dem Mund,
Das and're gibt von hinten kund;
Weshalben man denn sagt und singt,
Daß eines schön, eins garstig klingt,
Woher die antipoden Namen
Des guten Rufs und übeln kamen.

Zu jedem dieser Verse, oft Halbverse, hat der belesene Uebersetzer aus alten und neuen Autoren in Prosa und Versen Citate und Noten in Bereitschaft, die den nichtgelehrten Leser unbezweifelt ermüden und langweilen müssen. Doch zu einem andern Werke!

17. Philosophen der Neuzeit. Ein Gedicht. Erlangen, Bläsing. 1846. Gr. 8. 1 Thlr.

Es ist mit der didaktischen Poesie eine eigene Sache. Ihre Objecte an sich sind unpoetisch, und nur Form und Behandlung können ihr einigen Werth verleihen. Entweder muß der didaktische Poet, um seines Gesanges Gegenstand einigerweise zu adeln, den Hebel des Pathos anwenden, oder er muß sich der Ironie und des Sarkasmus bedienen, um an dieses Ziel zu gelangen, sonst werden Werke der Art — sie sind gewöhnlich oeuvres à longue haleine und müssen es ihrer Natur nach sein — höchst langweilig, und ermüden auch die Geduld des anspruchlosesten Lesers. Der ungenannte Verf. vorliegenden Gedichts macht uns in gebundener, und einmal auch in ungebundener dialogischer Rede mit den Ansichten, Systemen und Kämpfen moderner Philosophen (Schleiermacher, Marheineke, Hegel, Schelling, Strauß, Ruge, Bruno Bauer, Gabler, Göschel, Rosenkranz, Feuerbach u. A.) bekannt. Der Scharfsinn mit welchem hier die Ironie Hand in Hand geht ist nicht scharf, die Ironie nicht sehr ironisch, der Scherz nicht leicht und ätherisch genug, auch die Form viel zu eckig und schwerfällig, als daß das Buch auf viele Verehrer rechnen könnte. Einzelne gelungene Passus und einige wirklich glückliche Würfe humoristischen Spottes (namentlich im zwölften Salon) können den Schaden nicht decken, noch die schwachen Seiten verhüllen, und das auf dem farbigen äußern Umschlage abgebildete Medusenhaupt ist ein treuer Typus des horror (vacui), der den poetisch fühlenden Leser bei der Wandelung durch alle zwölf Salons, in die er uns zu führen beliebt hat, überkommen muß.

18. Gedichte von Johann Valerius Kutscheit. Berlin, Grobe. 1846. 16. 1 Thlr.

Einfach in der Diction, rein im Reim, entsprossen dem Boden einer frühern Gesangsperiode und, wie es scheint, gern resignirend auf die Celebrität welche das Junge Deutschland in seinen Bestrebungen für die Interessen der Gegenwart in Anspruch nimmt, werden diese Lieder allen jenen Leuten willkommen sein welche Gedichte als Erholung nach der Arbeit zu lesen pflegen. Wo der anspruchlose Verf., dem wir nur einen poetischen Namen wünschten, in das epische Element eingeht, scheint er mehr neuere Dichter vor Augen gehabt zu haben; doch ist er kein solarischer Nachahmer.

19. Die Fabeln des Babrius in deutschen Choliamben von A. F. Ribbeck. Berlin, Jonas. 1846. 8. 12½ Ngr.

Wir haben Nichts gegen die Verdeutschung dieser 129 Fabeln; nur schickt der Verdeutscher sie allzu trocken in die Welt: er hätte doch wenigstens einige biographische Notizen über den Verf. geben und einige Worte über die Versart sagen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Baron v. Bode in Luristan und Arabistan.

(Fortsetzung aus Nr. 28.)

Die ansehnlichste Stadt im Districte Fars ist Behbehan, deren Einwohner im Rufe geschickter Tuchbereiter und Färber stehen. Der Boden ist im Allgemeinen sehr fruchtbar, schon in Folge der Bewässerung durch einige große Flüsse, wie der Shemai-arab, der Kheirabad und der Khurdistan, und mehrer kleinen die von den ardekaneschen Gebirgen kommen. Das Land könnte demnach viel Getreide erzeugen; aber es fehlt an Händen und noch mehr an Sicherheit des Eigenthums und an Festigkeit der Verwaltung. Doch wird auf der weiten Ebene um Behleban Getreide gebaut. Unter den Obstbäumen nimmt die Palme den vordersten Rang ein. Dann folgen Orangen-, Citronen- und Granatbäume. Jene Ebene sowol als die Thäler in den nächsten Bergen zeigen Spuren beträchtlicher Städte. Halben Wegs nach dem Flusse Khurdistan liegen eine Masse Ruinen von Backstein, weißem Mörtel und Erdhügeln. Der Verf. entdeckte hier eine Steinplatte mit Pfeil-Inschrift — ein untrügliches Zeichen hohen Alterthums. Näher am Flusse, auf dessen beiden Ufern, finden sich noch einigermaßen erhaltene Gebäude, die zwar aus einer jüngern Zeit, aber immer noch sasanischen Ursprungs und Zeitgenossen der zwei Brücken zu sein scheinen welche in kleiner Entfernung voneinander die Ufer des die Stadt durchschneidenden Flusses verbunden, die Brücke der Frau und die Brücke des Mädchens geheißen haben, und jetzt freilich nur noch in den Uferbauten sichtbar sind, auf welchen die Bogen geruht, während die Gewalt des Stromes alles Uebrige fortgerissen. Weiter landeinwärts am linken Ufer des Khurdistan gibt es mohammedanische Gräber mit gewölbten Kuppeln, sonst ringsum offen. Hier soll die alte Stadt Arrejan gestanden haben. Außer jenen Gräbern bestehen die Ruinen längs der beiden hohen Ufer, doch zumeist auf dem linken, in Gebäuden von gehauenem und gebranntem Stein, die blos ein Stockwerk und gewölbte Dächer gehabt zu haben scheinen. Mit Ausnahme der erwähnten Brücken findet sich kein Merkmal großartiger Bauwerke.

Die dem Verf. zugegangene Nachricht, daß es ungefähr 26 englische Meilen nordwestlich von Beheban in den Behmei-Gebirgen eine Menge seltsamer Sculpturen und Inschriften gebe, und die Gewißheit, daß noch kein europäischer Reisender dahin gedrungen, veranlaßten ihn zu einem Abstecher. Einen Führer voran und seine Dienerschaft auf schönen arabischen Rossen ging es über die fruchtbare Ebene durch süßduftende Narcissen. Ehe noch das Ziel erreicht war, hielt der Führer an einer Stelle, die er Tashun nannte, wo laut Volkssage der Patriarch Abraham von Nimrod, dem gewaltigen Jäger vor dem Herrn, in den feurigen Ofen geworfen worden sein soll. Der Ausflug galt dem Thale Tengi-Saulek, anfangs ein enger Paß zwischen hohen, den Pfad überhängenden Felsen. Mühsam steil aufwärts reitend kam die Gesellschaft bisweilen von lockerm Geröll auf ein Pflaster, dessen blanke Steine so glatt waren, daß die Pferde kaum fußen konnten. Bald aber erweiterte sich der Pfad, und man sah sich in einem Hain von Eichen, Cypressen und Kuhnar-Bäumen inmitten der gesuchten Merkwürdigkeiten. Vor Allem zeichnete sich ein schwarzer, alleinstehender Fels mit gelben Adern aus, der von 30—40 Fuß in der Höhe und von 80—90 Fuß im Umfange und auf zwei Seiten Basreliefs und Inschriften hatte. Erstere stellten auf der einen Seite einen Altar vor, überragt von einer konischen Form in Gestalt eines Zuckerhuts, um welche eine Binde, deren zwei Zipfel lang niederfielen, in einen Knoten geknüpft war. Nahe am Altar stand der Hohepriester, den rechten Arm nach dem Altare gestreckt, den linken in der Brust verborgen. Rechts von dieser Hauptfigur war eine Gruppe von neun Personen, deren eine, die dem Priester am nächsten, auf einem niedrigen Stuhle saß, während die andern aufrecht standen, jedoch mit so verwitterten Gesichtern, daß kein Zug sich erkennen ließ. Die äußerste Rechte füllte eine Figur zu Pferde mit Pfeil und Bogen, im

Begriff ein wildes Thier anzugreifen, das sich aufbäumte, an welchem aber der Verf. wieder wegen des verwitterten Zustandes nicht entdecken konnte, ob es ein Löwe, ein Bär oder ein Eber sei. Nahe dabei befand sich eine Inschrift von fünf Zeilen in einer Zeichensprache die dem Verf. völlig fremd ist. Eine gleiche Inschrift von fünf Zeilen war unterhalb des Altars. Die Basreliefs der andern Seite zeigten vier Figuren in einer Reihe, die Hauptfigur auf einem Lager, den linken Arm auf einem Kissen, in der rechten Hand einen Cirkel. Der Kopfschmuck bestand in zwei starken Haarbüscheln. Vom Gesicht war Nichts zu erkennen. Zwei Figuren saßen am Fuße des Lagers, jede mit einem pfeilgespitzten Speer in der rechten Hand. Eine trug auf dem Kopfe eine Art Diadem, das sechs ausschießende Strahlen hatte, jeder an der Spitze mit einer kleinen Kugel.

Ebenso ausführlich beschreibt der Verf. mehre andere Steine, enthält sich aber in Betreff ihres muthmaßlichen Alters jeder entscheidenden Meinung und bemerkt blos, daß Inschriften und Sculpturen durchaus verschieden von denen die er in Persepolis und sonst gesehen habe. Weil er sich jedoch im alten Elymaïs der Griechen befand, dünkte es ihn nicht unwahrscheinlich, daß er auf dem Boden stehe der einst der Göttin Anaïtis oder Mylitta geheiligt gewesen, und daß die Elamiten hier ihre religiösen Gebräuche und Mysterien verrichtet. Auf dem Rückwege sah der Verf. auch neben der Straße einen Steinblock mit ähnlichen Sculpturen. Aber die Figuren waren fast gänzlich verlöscht.

Von Behbehan begab sich Baron v. Bode in kleinen Tagereisen nach der großen Ebene Mal Amir und stieg dann auf einer gepflasterten Heerstraße über mehre steile Abhänge der Bakhtyari-Gebirge. „Jene Straße", sagt er, „obschon durch die Zeit sehr beschädigt und wegen der ungeheuern, von den reißenden Bergströmen herabgerollten Steinmassen an einzelnen Stellen kaum zu passiren, erweckt doch selbst in ihrem Verfall eine mächtige Idee von Dem, wer er auch gewesen sein mag, der den großen Gedanken gefaßt und ausgeführt, eine steinerne, mosaikförmig gearbeitete Straße über Gebirge zu bauen welche die Natur zu unübersteiglichen Bollwerken gegen Reisende bestimmt zu haben scheint. Wie noch jetzt ist die Straße seit Alters die hohe Straße der Karavanen, und die Geschichte, so reich an Blättern für Ereignisse die Zerstörung und Vernichtung im Gefolge gehabt, hat nicht eine Zeile dem Namen des Mannes aufgespart der sich um die Nachwelt so verdient gemacht. Die Straße ist unter dem Namen der Jaddehi-Atabeg, der Heerstraße der Atabegs, bekannt." Aber der Verf. zweifelt, daß die kleinen Fürsten von Luristan, die vom 12. bis zum 14. Jahrhundert so geheißen, die Geschicklichkeit oder Energie besessen haben, einen Plan in Ausführung zu bringen welcher dem kaiserlichen Rom in den Tagen seines höchsten Glanzes zum Ruhm gereicht haben würde. Mehr neigt er sich der Vermuthung zu, daß es das Werk eines oder einiger der susanischen Monarchen sei, dafern es nicht einer noch frühern Zeit angehören sollte. Griechische und lateinische Schriftsteller berichten, daß die Nachfolger Alexander's des Großen auf ihren Hin- und Herzügen über das Hügelland zwischen Susa und Persepolis in den Bergen Steinpflaster getroffen, dem sie den Namen Climax megale, der großen Leiter, beigelegt. Wäre Alexander der Bauherr gewesen, so würden seine Historiographen es nicht verschwiegen haben. Wie wahrscheinlich es daher auch sei, daß jene Straße älter als er, so ist es doch schwer, dem Verf. aus den von ihm angegebenen Gründen in der Hypothese beizustimmen, daß sie von Chedorlaomer, König von Elam, erbaut worden sei, Demselben, dessen im 14. Capitel des Buches der Genesis Erwähnung geschieht.

Bei seiner Ankunft in einer zerfallenen Karavanserei inmitten der Gebirge fand der Verf. viel Leben. Sein Freund, der Statthalter von Ispahan, den er versprochenermaßen in Shushter treffen wollte, wurde hier erwartet und Mancherlei zu seinem Empfange vorbereitet. Also beschloß der Baron zu bleiben bis Jener käme, und als der Statthalter kam, war er nicht wenig überrascht, den Baron mitten im Gebirge bei den Bakhtyari-Stämmen zu finden. Das verabredete Rendezvous hatte er zwar nicht vergessen, aber geglaubt, schon in Shiraz würde dem Europäer wegen der Unsicherheit der Straßen das Weiterreisen verleidet worden sein. Hierüber eines Andern belehrt, foderte er den Verf. auf, ihn zur Ebene Mal Amir zurückzubegleiten, wo er eine Zeit lang sich aufzuhalten gedachte, um die Truppen der Häuptlinge in Augenschein zu nehmen, welche diese ebenso sehr ihm zu Ehren als zum Beweis daß mit ihnen nicht zu spaßen sei ihm dort vorführen wollten. Baron v. Bode willigte ein und erfuhr beziehentlich der ferner einzuschlagenden Route von seinem Freunde viel Wissenswerthes.

Von der Ebene Mal Amir aus besuchte der Verf. mehre von der Natur geformte Höhlen längs der Hügel, und sah in allen seltsame Reste des Alterthums. So in einer zwei kolossale in die Wand gemeiselte Figuren, freilich durch das immerwährend aus den Felsspalten sickernde Wasser fast ganz vernichtet. Die eine im Profil, mit gefalteten Händen und in betender Stellung, blickte nach einer kleinern Höhle, und den Saum ihres Gewandes umgab eine Inschrift. Die andere Figur hatte einen langen in zwei Locken endigenden Bart, und eine starke Locke fiel über die rechte Schulter. Zwischen beiden Figuren befand sich eine der gedachten gleiche Inschrift von nicht weniger als 33 Zeilen, jede 8—10 Fuß lang. Leider vermochte der Baron Nichts zu entziffern. Nach freundlichem Abschiede vom Statthalter und von den Bakhtyari-Fürsten nahm er seinen Weg nach der alten Stadt Shushter, die er am Ende einer dreitägigen, uninteressanten Reise glücklich erreichte.

Ein Empfehlungsschreiben an den Civilgouverneur, Aga Mohammed Ali Passa, gewann dem Verf. bei diesem eine um so herzlichere Aufnahme als sich bald ergab, daß Beide sich schon früher gekannt. Vor 1831 war Shushter stark bevölkert. Die Pest in diesem und die Cholera im folgenden Jahre haben die Einwohnerzahl auf 5000 herabgebracht. Außerdem schadet es der Stadt, daß das benachbarte Dhizful zum Sitz der Regierung gemacht worden ist. Uebrigens soll Shushter einen interessanten Anblick gewähren. Die Gebäude haben meist zwei Stockwerke und breite, mit Geländern versehene Terrassen. Im Innern der Höfe laufen bedeckte Corridors längs der Wände und jedes Haus hat gewölbte Zellen, in welchen man zur Sommerzeit die heißesten Stunden verbringt. Die Arche, wie die Citadelle heißt, steht abgesondert auf einer Anhöhe, mit der Fronte nach dem Flusse Kuren, der weiter unten eine Brücke von 44 Bogen trägt. Ehedem besaß Shushter beträchtliche Baumwollenpflanzungen und versorgte mit dem Ertrage eine Menge Webstühle. Seit Einführung der englischen Baumwollenzeuche stehen letztere still. Auch der Bau des Zuckerrohrs, der früher bedeutend war, hat ganz aufgehört. Die Einwohner haben in Persien den Ruf, schnell und witzig zu antworten, und da sie ein heiteres, lebensfrohes Völkchen sind, wimmelt die Stadt von Possenreißern, Tänzern, Musikanten und Gauklern aller Art. Damit hängt einigermaßen zusammen, daß die Stadt für ausgezeichnet liederlich gilt, was in dem moralisch so tief gesunkenen Persien nicht Wenig sagen will.

(Der Beschluß folgt.)

Bibliographie.

Clemens, F. J., Giordano Bruno und Nicolaus v. Cusa. Eine philosophische Abhandlung. Bonn, Wittmann. Gr. 8. 1 Thlr.

Levitschnigg, H. Ritter v., Ein Märchen. Pesth, Heckenast. 12. 1 Thlr.

Sallet's, F. v., sämmtliche Schriften. 4ter Band. Des Dichters Werden. Aus den kleineren poetischen Schriften und dem Nachlasse F. v. Sallet's zusammengestellt von Th. Paur. Breslau, Schulz. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Valentini, A. H., Die chalcographische Gesellschaft zu Dessau unter der Regierung des Herzogs Leopold Friedrich Franz. Versuch eines Beitrags zu Dr. Nagler's Künstlerlexicon. Dessau, Fritsche. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 30. —— 30. Januar 1847.

Deutsche Dichter der neuesten Zeit.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 29.)

20. Byron's Don Juan, übersetzt von Otto Gildemeister. Zwei Theile. Bremen, Schünemann. 1845. Gr. 8. 2 Thlr.

Während Sprachkenner und Kritiker sich um die Wette fast heiser rufen: Lord Byron sei unübersetzbar, erscheint auf deutschem Grund und Boden eine Uebertragung nach der andern, theils von einzelnen Gedichten, theils von den Gesammtwerken des genialen Briten. Einige Verdeutscher legen dem stimmberechtigten Publicum ihre Arbeiten als Versuche vor, und fragen bescheidentlich an, ob sie nicht vielleicht den Geist und Ton des Originals getroffen haben, was das Ziel ihres eifrigsten Ringens gewesen sei. Das thut aber Hr. Gildemeister, der sich für einen Obermeister der Uebersetzergilde zu halten scheint, keineswegs, wie Das aus folgender Stelle im Vorworte sich herausstellt: „Die demüthigen Phrasen, als: «Nur auf dringende Vorstellung sachkundiger Freunde habe ich den schüchternen Versuch gewagt», oder: «Niemand weiß besser als ich, wie fern mein Werk noch von dem ihm vorgesteckten Ziele geblieben ist» u. s. w., sind einestheils so verbraucht, daß Keiner ihnen mehr glaubt, und der Schriftsteller selbst oft am wenigsten, anderntheils sind sie geradezu beleidigend für den Leser, der wie der Gast vom höflichen Wirth zu einem «Löffel schlechter Suppe» eingeladen wird. Ich meinestheils gestehe, daß ich nicht so anmaßend sein würde, mit meiner Uebersetzung überhaupt öffentlich hervorzutreten, wenn ich nicht die (gleichviel ob irrige oder richtige) Meinung hätte, daß meine Verdeutschung des berühmten Gedichts nicht allein die beste von allen bis jetzt erschienenen sei, was denn freilich nicht gar Viel sagen will, sondern auch daß sie, ganz abgesehen von Vergleichungen, das ausländische Meisterwerk dem einheimischen Leser in einer der Urschrift sich wirklich annähernden, genießbaren Gestalt vorführe." Der Leser möge selbst beurtheilen, ob diese Uebersetzung wirklich die beste aller bisher erschienenen sei, wenn wir ihm hier eine Probe jenes Gedichts vor Augen stellen, welches Goethe ein „grenzenlos geniales" nannte, und das uns von der Kühnheit einer Alles gleichsam usurpirenden Phantasie eine Ahnung gibt, und ob der Verf. sich in edelm Selbstgefühl richtig beurtheilt oder sich voll Dünkels überschätzt habe. Wir öffnen, um so unparteiischer zu sein, den ersten Theil aufs Gerathewohl und versenken eine Nadel in das aufgeschlagene Blatt. Diese fällt gerade auf Stanze 200, Canto 1, auf des fünften Bogens erste Druckseite. Da lesen wir:

> Mein Werk ist episch, und kriegt nebenbei
> Zwölf Bücher, jedes neue Charaktere
> Mit Liebe, Sturm, zur See und Metzelei
> Und einem Katalog von Flott' und Heere
> Nebst Königen; Episoden hat es drei,
> Die durch ein Höllenpanoram ich mehre,
> Im Genre des Homer und des Virgil,
> Sodaß in Wahrheit episch sei der Stil.
>
> Genau specificirt wird alles Das
> Streng nach des Aristoteles Diät,
> Dem Vademecum des Erhab'nen, was
> Viel Dichter und etwelche Narren sä't.
> Ich reime; Ungereimtes trifft mein Haß,
> Kein guter Handwerksmann schilt sein Geräth.
> Neu ist die mythische Maschinerie
> Und übermenschlich schön die Scenerie.
>
> Ein kleiner Unterschied ist zwischen meinen
> Vorgängern in der Epopöe und mir,
> Und da hab' ich den Vortheil, sollt' ich meinen;
> Von anderen Vorzügen schweig' ich hier.
> Doch Dieses wird vorab einleuchtend scheinen:
> Sie schmücken so, daß nur mit Gähnen wir
> Uns quälen durch das Lügenlabyrinth,
> Indeß Dies wirkliche Geschichten sind.
>
> Wenn Jemand zweifelt, appellir' ich an
> Geschicht' und Ueberlieferung und Facten,
> Journale (denen glaubt doch Jedermann),
> Schauspiel in fünf und Opern in drei Acten,
> Wodurch ich jedes Wort beglaub'gen kann;
> Jedoch am besten kann ich's mit der nackten
> Thatsach': ich selber sah es in der That an,
> Wie Juan endlich abfuhr mit dem Satan.
>
> Sänk' ich zur Prosa je herab, ich wollte
> Euch eine Hauptpoetik schreiben, die
> Sämmtliche frühern überflügeln sollte,
> Und die der Wissenschaft bisher noch nie
> Erkannte Ding' aufs herrlichste entrollte,
> Und Regeln, sag' ich, voll Philosophie.
> „Longinus bei der Flasche", nennt' ich es,
> „Jeder Poet sein Aristoteles."

In diesen Stanzen muß uns vor Allem die burleske Reimbildung auffallend sein, die an andern Orten dissonirender, wir möchten sagen, schreiender hervortritt. Aber Dem dessen Ohr etwa dadurch beleidigt würde und der darüber Klage führen möchte, kommt der Uebersetzer mit der Entgegnung zuvor: er wisse recht wohl, daß diese Reime dem nicht daran gewöhnten Ohre wunderlich und unangenehm klingen würden, aber er habe dem Originale nachahmen müssen, um nicht eine wesentliche Eigenthümlichkeit des Gedichts verloren gehen zu lassen, und Kenner der englischen Sprache würden ihm das Zeugniß geben müssen, daß er in diesem Punkte nicht übertrieben, sondern die muthwillige Laune seines Vorbildes eher gedämpft habe. Darauf wird ihm denn freilich kein Kritiker Etwas zu entgegnen wissen. Fällt uns ferner in den mitgetheilten Stanzen die vernachlässigte Versification auf, so wird Hr. Gildemeister auch hier sein Apologet, indem er sagt: er habe sie als charakteristisches Merkmal der Urschrift beibehalten, und auch die vorkommenden Anglicismen als ein für Ton und Färbung

der mit Beziehungen auf britische Zustände so vielfach durchflochtenen Darstellung als unerlaßliches Ingredienz stehen lassen müssen. Aber wie auch unser Nachbildner diese Vertheidigung als eine Schutzmauer gegen die etwa abgeschossenen Pfeile der Kritik halten möge, so sichert sie ihn doch nicht gegen den Vorwurf, daß man bei solchen Ansichten und Grundsätzen mit jeder Uebersetzung leichtes Spiel habe, und daß es überhaupt leichter sei, Knittelverse zu machen und Fehler nachzubilden. Ueberdies hätte er den Ton seines zu kühnen Selbstgefühls etwas herabstimmen und das Urtheil der Kritik abwarten sollen. So viel ergibt sich aus der mitgetheilten Probe, daß es keine bestellte Fabrikarbeit ist, was wir hier vor Augen haben, sondern daß der Nachbildner con amore gearbeitet habe und nicht ohne Begabung sei. Deshalb ist sie aber noch nicht die beste aller erschienenen frühern Uebertragungen; genug, wenn wir behaupten, Cervantes' Wort, poetische Uebertragungen aus fremden Sprachen seien gegen das Original gehalten der Rückseite gewirkter Tapeten vergleichbar, bewähre sich auch hier. Denn wenn wir vorliegende Arbeit für einen Teppich halten, dessen Figuren weniger matt oder verzerrt erscheinen als auf manchen andern Geweben, so glauben wir, daß wir ihr volle Gerechtigkeit haben widerfahren lassen.

21. Gedichte von Otto Weber. Zweite Sammlung. Leipzig, Engelmann. 1846. Gr. 8. 1 Thlr.

Die erste Sammlung ist schon 1833 erschienen und auch in demselben Jahre in Nr. 203 d. Bl. von einem andern Mitarbeiter kurz und bündig besprochen worden. Fällt nun unser College ein richtiges Urtheil über diese Gedichte wenn er sagt: „es lasse sich nicht Viel über sie sagen, und sie streifen schon stark in die Heine'sche Manier über", so müssen wir nach einer flüchtigen Ueberschauung der vor uns liegenden Sammlung über sie sagen, es lasse sich das bekannte lateinische Sprüchwort: „Poeta nascitur, non fit", in Bezug auf den Verf. umkehren und behaupten, er möge kein geborener Dichter sein, habe sich aber im Laufe von zwölf Bildungsjahren in die Kunst des Gesanges hineingearbeitet. Freilich wollen wir damit nicht eben sagen, er sei ein Normaldichter, der dem Strome des deutschen Liedes ein neues Bett gegraben habe — noch auch ist unter den hier gebotenen Liedern ein Rheinlied à la Nikolaus Becker, das ihm eine ephemere Celebrität erwerben könnte —; aber er erhebt sich in vielfacher Beziehung über das schimmernde Nichts der Lyrik unserer Tage, spiegelt das Große und das Kleine in den Zuständen der Gegenwart in seinen Liedern ebenso treu als anmuthig ab, und ist eine Persönlichkeit von klarer Ansicht und entschiedener Willensrichtung, deren Sprache ebenso wohllautend wie ihr Gedanke reich ist. Das dargebotene Material spaltet er in vier Rubriken, und in der Reihenfolge der Nummern scheint er ein Klimax beobachtet zu haben. „Aus den dunkeln und hellen Stunden" der ersten Abtheilung notiren wir das dunkle „Sedet atra cura post equitem", und das helle „Im Kreise akademischer Freunde" als besonders gelungen. Aus der zweiten Abtheilung mit der Ueberschrift „Aus der alten Zeit", wo er den Strom seiner Lyrik in ein episches Bette leitet, heben wir hervor „Der Dattelkern" (S. 79), und „Das Kreuz im Walde" (S. 81). Die Nummern der dritten Abtheilung: „Aus Frankreichs großen Tagen", bilden unstreitig den Glanzpunkt der ganzen Sammlung. Es scheint wirklich, der Enthusiasmus für den Heldenkaiser habe ihn zum Dichter gemacht; er wetteifert in dieser Hinsicht mit der alten Garde des kleinen Corporal mit dem spitzen Hütchen, und wenn er auch (S. 119) einmal ausruft:

> Du wirst einst geben nach der Haft
> Dort oben schwere Rechenschaft,
> Viel Kläger droh'n, du stehst allein u. s. w.

so wäscht er doch mit dem Badeschwamm seiner bewundernden Verehrung alle und jegliche Makel vom Bilde des großen Mannes, von dem er gleich in der ersten Nummer dieser Abtheilung sagt:

Groß muß er sein.

> Der Väter Kronen nicht getragen
> Und Purpurmäntel nicht,
> Der — jung schon alt — im Siegeswagen
> Ob Königen hielt Gericht,
> Der, als der Weltbrand aufgelodert,
> Sich stürzt' hinein
> Mit Cäsar's Schwert, das lang' gemodert —
> Groß muß er sein!
>
> Der über allen Königreichen
> Auf Karl's des Großen Sitz
> Da saß, ein Gottesfragezeichen,
> Ein Donner und ein Blitz,
> Der, schlagend an die Siegeswaffen,
> Sprach: Welt, bist mein!
> Der eine neue Welt geschaffen —
> Groß muß er sein!

Aus „Des Kaisers Bild" (S. 125) entnehmen wir nur einen Zug:

> Der Heldenkaiser braucht den Barden,
> Den Erz- und Marmorbildner nicht;
> Im grauen Rock, mit seinen Garden
> Ist er ein Ossiansgedicht!

Ist Das nicht schön? Ebenso Schönes ist auch in den biographischen Schilderungen aus jenem thatenreichen Leben, die sich mit einer Anrede an Bertrand's treues Herz schließen. Noch müssen wir (S. 120) der Beantwortung der kühnen Frage: „Wer hat ihn besiegt?" gedenken. Sie lautet: Nicht Albion, Oestreich, Zollern, überhaupt kein König der Erde —

> Ihr Alle habt ihn nicht vernichtet,
> Ob ihr auch stolz den Preis begehrt.
> Wißt: Gott allein hat ihn gerichtet,
> Er sprach: Gib mir zurück mein Schwert.

Mit einem gleich treffenden und erhabenen Gedanken schließt er das Lied:

> Als der Gewalt'ge sich vermessen,
> Schuf Gott die Völkerfreiheitsaat,
> Ihr aber habt es längst vergessen,
> Was Gott durch eure Väter that!

In der vierten und letzten Abhandlung: „Aus der Gegenwart", huldigt er rein der modernen poetischen Welt- und Zeitanschauung Prutz', Freiligrath's und Herwegh's. Heben wir hier als lebendig-plastische Bilder hervor „Abd-el-Kader" (S. 170), „Das edle Roß" (S. 181), „Sibirien (S. 184), mit dem glücklich gewählten Motto aus Dante: „Lasciate ogni speranza, voi ch'entrate", so werden sie doch durch die drei Stücke: „Wir wollen hau'n" (S. 143), „Mahnung" (S. 134) und „Frankreich" (S. 167) weit überstrahlt.

22. Frühlieder aus Tirol. Gesammelt und herausgegeben von Adolf Pichler. Wien, Pichler. 1846. 12. 10 Ngr.

Wol gibt es eine ausgeprägte europäisch-ethnographische Liederpoesie, aber keine deutsche Provinzial- und Gauenpoesie, und so haben wir auch in diesen „Frühliedern aus Tirol" (Erstlingslieder hätten sie genannt werden sollen) kein charakteristisch-unterscheidendes Merkmal vor denen anderer deutscher Landstriche und Marken gefunden, und haben das ganze auf 115 Seiten gedruckte Büchlein in der Hoffnung durchzogen, vielleicht einige recht schöne Exemplare der tirolischen Alpenflora zu entdecken. Wir entdeckten aber nichts Ausgezeichnetes, wol jedoch ein paar hübsche Feld- und Waldblumen, frisch wie Tirols Thäler sie liefern, aber alle von solcher Art, daß man ihnen den sandigen und felsigen Boden ansieht dem sie entsprossen sind. Dennoch tadeln wir Hrn. Pichler nicht, daß er sich an die Spitze einer poetischen Kameradschaft aus jenem Berglande gestellt, und aus den Topfgewächsen und Treibhaus-

pflanzen, die etwa 18, uns übrigens unbekannte, zum Theil anonyme Dichter beigesteuert, eine kleine Blumenausstellung veranstaltet hat. Ganz Welkes und Verkrüppeltes ist überdies nicht darunter. Der „Aufruf“ von *r (S. 3), „Blumenkaravane“ (S. 55) und „Heimatslied“ von Adolf Purtscher (S. 58) nehmen sich ganz gut aus, wenn sie auch einige verworrene Ranken und matte Blättchen haben. Noch ein anderer dieser Blumengärtner, Anton *r, hat in „Dichter“ (S. 101) und „Die Sage“ (S. 107) nicht Ungelungenes zugesteuert. Rügen müssen wir jedoch, daß der Redacteur diese Bogen ohne allen Commentar aufs Gerathewohl ins Publicum schleudert. Für sich selbst sprechen solche Sachen selten.

23. Die deutsche Flagge. Ein Album. Herausgegeben von Eduard Boas. Leipzig, Schreck. 1846. 16. 2 Thlr.

Dem Vorigen ähnlich; nur ist hier der Kranz voller, üppiger, mannichfaltiger, und unter den Kranzwindern sind wohlbekannte und mit Ehren genannte Namen. Der Herausgeber sammelt sie unter eine Flagge, und stellt, wahrscheinlich um den Titel zu motiviren, außer seinem Vorwort ein Gedicht von Luise Otto an die Spitze, in welchem (S. 5) die Strophe zu lesen ist:

— Wohlauf, ihr deutschen Brüder!
Noch einmal fodert Deutschland gutes Recht,
Noch einmal singt der deutschen Flagge Lieder!
Vor allem Volk, vor allen Fürsten sprecht
Vom Meer von Adria bis auf zum Sunde;
Dasselbe fodert All' mit Einem Munde.
Legt Hand ans Werk! Baut nicht an alten Trümmern —
Die deutsche Art soll deutsche Schiffe zimmern!

Dieser Traum von einer deutschen Flagge und Flotte wird von allen hier auftretenden Dichtern minder oder mehr geträumt, und zieht sich als patriotisches Phantom durch das ganze Album, in welchem überhaupt alle Beiträge auf Ansichten, Institutionen und Ereignisse der Jetztwelt, bald in heiterer Ironie, bald in trübem Ernst, durch den der Schwerthieb der Entrüstung saust, sich beziehen. Dieser Geist ist auch aus einigen dramatischen Beiträgen, unter welchen der erste Act aus dem Trauerspiel „Erich XIV.“ von Prutz wol das Beste sein möchte, klar ersichtlich. Daß die Censur das beißende Bild „Aufstand der Flüsse Anno Domini 1845“ von Harnisch (S. 173) nicht entfernt hat, sowie daß das „Burschen heraus!“ von Julius (S. 222) von ihr nicht auf den Index versuum prohibitorum gesetzt ist, nimmt uns höchlich Wunder. Ein Beitrag von Heinrich Heine: „Auf dem Boulevard du Calvaire“, ist in des Verf. bekannter Manier abgefaßt, bietet aber nichts Sonderliches. Ein Nachtstück in ungebundener Rede liefert A. Horstermann (S. 187) in „Eine Weberfamilie“, was wir deshalb recht passend hier finden, weil des Albums Ertrag für die armen Weber im Riesengebirge bestimmt ist. Die Beiträge von Rückert, Pyrker und Levin Schücking werden weit übertroffen von dem ergreifenden Bilde des Gustav v. See, welches er unter der Ueberschrift „Der letzte Freiwillige am 1. Januar des Jahres 1900“ (S. 375) aufstellt. Dagegen sticht die „Bagatelle“ von Gustav Schwab, die der Aufnahme in der That nicht würdig ist, gewaltig ab. Uebrigens befinden wir uns unter allen Denen die sich in dieses Album eingetragen in ganz guter Gesellschaft und unter lauter ebenbürtigen Leuten.

24. Morgengrüße von Adolar. Zweite Auflage. Breslau, Trewendt in Commission. 1846. 8. 15 Ngr.

Wahrscheinlich ist der Verf. dieser hausbackenen Reimereien ein Postofficiant; die Klänge die er von sich gibt sind aber auch in der That den unklar-schwankenden und schreillen Tönen eines Posthorns zu vergleichen, dessen Bläser noch obenein einen schlechten Ansatz hat. Daß das an Papiermasse und Geist magere und dünne Buch keinen Verleger gefunden, wundert uns nicht; wol aber, daß es eine zweite Auflage erlebte!

25. Höhen und Tiefen. Gedichte von Ernst Weller. Leipzig, Jurany. 1846. 8. 15 Ngr.

Etwas mehr Leben in Bezug auf innere, und mehr Grazie in äußerer, rhythmischer Bewegung als in voriger Nummer tritt uns hier entgegen; dennoch finden wir weder Höhen der Begeisterung noch Tiefen der Empfindung und Reflexion, und können nicht begreifen, wie der Verf. des Titels Wahl rechtfertigen kann. Doch zerbrechen wir uns darüber den Kopf nicht; die Höhen und Tiefen sind da, und wie das vorige, nur auf Velin gedruckt, und in ein ebenso dünnes Convolut wie die „Morgengrüße“ eingezwängt. Möglich, daß es auch eine zweite Auflage erlebt.

26. Moderne Streifzüge in Prosa und Poesie, von Karl Wilhelm Kirsch. Leipzig, O. Klemm. 1846. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wenn wir den Verf. auf seinen prosaischen Streifzügen begleiten wollten, würden wir unbefugter- und sträflicherweise ein fremdes Jagdgebiet betreten; wir haben es deshalb blos mit der Poesie zu thun. Damit steht es aber hier schlecht aus. Mit Romanzen und Balladen wird begonnen. Die erste Romanze ist überschrieben „Gretchen und Oskar“. Nur eine Strophe daraus aus der Mitte und eine zum Schluß und unsere Relation ist schon fertig:

Wie nun Oskar überkommen
Kunde, daß sie losgesagt
Sich von ihm, da ist erglommen
Schmerz, der unaufhörlich nagt.

Das delicate bischen Poesie schließt mit Strophe 38 also:

Und die Lüftchen wehen schaurig,
Jedem wird's ums Herz so weh,
Wenn die Klagetöne traurig
Matt verschweben in der Höh'!

Ja wohl, ja wohl!!

27. Elegie am Grabmale des hochseligen Königs Friedrich Wilhelm III.; in drei Gesängen. Ein Vermächtniß dem deutschen Volke von Karl W. Rusch. Wollstein, Alexander. 1845. Gr. 8. 10 Ngr.

Abermals nur ein Pröbchen daraus:

Ach! und wie wird mir um die Brust so enge!
Todtenstille athmet die Natur;
Nur fernher schweben dumpfe Glockenklänge,
Wie um eines Grabes dunkle Spur!
Schaurig rauschen Hesper (?!) in den Zweigen,
Klagend flüstert das bewegte Grün,
Eingehüllt (?) von jenen mächt'gen Reigen,
Die die Nacht mit schwarzem Flor umzieh'n!

(Der Beschluß folgt.)

Baron v. Bode in Luristan und Arabistan.

(Beschluß aus Nr. 29.)

Von Shuschter ging Baron v. Bode nach Dhisful und besuchte von da die Ruinen von Shusch, dem alten Susa, nächst Persepolis einer der interessantesten Punkte dieses antiquarisch merkwürdigen Landes. Shusch liegt süd-südwestlich von Dhisful am rechten Ufer des gleichnamigen Flusses. Obschon der Verf. sammt Führer und Dienern munter vorwärts trabte, wurden sie doch von einem alten beturbanten Araber überholt, der seinen Esel mittels eines Nagels, den er ihm unter der Mähne ins Fleisch stieß, zu einem gewaltigen Passe zwang. Der Mann war Hüter vom Grabe des Propheten Daniel und strengte sich und seinen Esel so an, um dort die Honneurs zu machen und das Trinkgeld einzustecken. Mehre arabische Familien waren ebenfalls auf dem Wege zum Schreine des Propheten, der von Christen, Juden und Mohammedanern gleichmäßig verehrt wird. Sein angebliches Grab mit weißem Spitzdache liegt in einem Palmenhaine. Bei der Ankunft des Verf. war die Vorhalle voll Männer, Frauen und Kinder, die sämmtlich nach dem innern Hofe drängten, der bereits ziemlich voll war. Das Ge-

einen malerischen Anblick. Die weißen nachlässig um die Häupter der Männer gewundenen Turbane contrastirten gegen ihre dunkle Gesichtsfarbe und ihre pechschwarzen Haare, während ihre breitgestreiften Mäntel in graziösen Falten locker von der Schulter niederhingen. Die Frauen und Mädchen — ihre Gesichter unverhüllt — trugen schwarze Turbane und in ihrer Kleidung die grellsten Farben, vor Allem Roth, Gelb und Dunkelblau. Die Kinder liefen in rothen Hemden umher, die ihre alleinige Bekleidung sind.

Das Erscheinen des Barons und seiner Diener erregte allgemeines Staunen. Sobald aber der Führer erklärt hatte, daß die Heiligkeit des Namens Daniel und die ihm beiwohnende Eigenschaft des Propheten von den Christen anerkannt werde, hinderte Niemand ihren Eintritt in die Kapelle, welche Daniel's Sarg enthalten soll. Das Grabmal ist von neuer Bauart; das einzige Alterthümliche sind Bruchstücke von Marmorpfeilern mit eingehauenen Lotusblättern. Der Sarg, ein hoher Kasten von dunkelfarbigem Holze, steht in einer vierwinkeligen Zelle und ist von einem Geländer umgeben, auf welchem Breter mit Sprüchen aus dem Koran hängen. Der Verf. versichert, daß, ungeachtet die Eingeborenen auf die alten Denkmäler in ihrem Lande keinen eigentlichen Werth setzen, sie es doch für Verbrechen achten, die Entfremdung derselben zu gestatten, und daß sie ihn deshalb scharf beobachteten, so oft er eins der umherliegenden Marmorstücke aufhob. Unter der Stelle wo der Sarg steht ist ein Gewölbe, in welches eine Thür vom Hofe aus führt, und das die Löwengrube bedeuten soll worein Daniel auf Befehl des Darius, Königs der Meder und Perser, geworfen wurde. Der Verfasser ließ das ungesehen.

Die westliche Mauer der Kapelle ruht auf dem linken Ufer des Shapur oder Shoover — des Eulöus der Alten und des Ulai der Bibel. Es ist ein schmaler, aber tiefer und schiffbarer Fluß, der bei Ahvaz in den Kuren fällt. Hart am Uferrande gewahrte der Verf. drei Fragmente von weißem Marmor. Das erste war der Knauf einer Säule mit eingemeiselten Zierathen in Gestalt des Lotusblattes; das zweite eine Platte mit Pfeilinschriften, das dritte ein Basrelief, eine menschliche Figur und zwei Löwen darstellend, noch ziemlich roh und offenbar zu einem Sinnbilde bestimmt von den im Buche des Propheten erzählten Ereignissen.

Der Boden um Shush ist sehr uneben. Weit und breit und nach allen Richtungen gibt es Erdhügel, welche die Eingeborenen tepehs nennen, und deren einige zum Theil mit Gestrüpp bewachsen sind. Der höchste soll der Punkt sein, wo der Palast stand in welchem Daniel sein Traumgesicht hatte. Von der Spitze dieses Hügels erblickt man ungefähr fünf Meilen westlich über den Fluß Kherkeh hinaus die Ruinen von Ivani Kherk; ebenso in nordwestlicher Richtung eine Säule auf den Trümmern von Shapur. Am Abhange des Hügels lag eine längliche weiße Steinplatte mit Pfeilschrift von 33 Zeilen, und am Fuße, von Gras und Gesträuch fast überwachsen, mehr als ein Stück zerbrochener Marmor. Außerdem erfuhr der Verf. von den ihn begleitenden Arabern, daß in der Umgegend häufig Münzen, Gräber und Marmorblöcke gefunden würden. Näheres vermochten sie ihm aber nicht anzugeben.

Dhizful, wo der Verf. hierauf einen Tag verweilte, streckt sich am linken Ufer und hat in seiner Bauart viel Aehnlichkeit mit Shushter. Mehre Felsen, die in den Fluß hineinragen und durch schmale Stege miteinander verbunden sind, haben die Einwohner zu Wassermühlen benutzt, und es ist leicht zu glauben, daß, wenn in diesen bei einbrechender Nacht Lichter aufspringen und sich in den Wellen spiegeln, Das „charmant aussieht". Die große Brücke hat 22 Bogen und soll unter Husheng erbaut worden sein, einem der ältesten persischen Könige aus Pishdad'schem Geschlechte, dem ersten Gesetzgeber vor Zoroaster.

Viertägiges Reisen durch schon beschriebene Gegenden brachte den Verf. zu den Ruinen der Stadt Zoider, und eine halbe Stunde weiter an die Ufer des Kashganstromes. Hier erlebte er die allerdings große Seltenheit, daß zehn Bauern, welche mit Gefahr ihres Lebens ihm und den Seinigen über den Fluß geholfen, die als Belohnung gebotenen Goldstücke ablehnten, weil sie den Werth des Goldes nicht kannten, und deshalb viel geringere Silbermünzen vorzogen. Nach anderweiten drei Tagen erreichte der Verf. die Stadt Khorremabad, ein curioses Oertchen. Eine Kette felsiger Hügel, die, wie gewöhnlich, nordwestlich und südöstlich laufen, erscheint mit Eins in der Breite einer guten Stunde vom Flusse Khorremabad durchbrochen. Nur in der Mitte trotzt ein Fels von mehren Tausend Fuß im Umfange. Er ist sehr steil, hat aber auf seiner Spitze eine reichhaltige Quelle und trägt die mit doppelter Mauer umgebene Festung sammt dem Palaste. Am Flusse auf der südwestlichen Seite erhebt sich die Stadt von ungefähr 1000 Häusern. Die Ufer des im Ganzen seichten Stromes sind mit Gärten bedeckt, einschließlich der Ruinen der alten Stadt, ehemals Residenz der Atabegen von Luri-Kuchuk. Die jetzige Stadt hat vier Moscheen, acht öffentliche Bäder und ein eigenes Judenviertel von 40—50 Häusern. Sie treibt einen lebhaften Handel mit chubuks zu Pfeifen, mit Otterfellen und dem Safte der in den Gärten wachsenden Granatäpfel. Ein großer Garten auf der linken Seite des Flusses zeichnet sich durch Reihen herrlicher Cypressen aus, an welche der Aberglaube die Sage knüpft, daß an dem Jahrestage, wo der Sohn des Besitzers dort erschlagen worden, die Bäume zittern und schwanken, wenn auch kein Lüftchen sich rührt.

Der nächste Ort von Bedeutung, welchem der Verf. sich zuwendete, war Burujird, in einer Entfernung von 43 Meilen. Am zweiten Tage der Reise, am 22. Febr., nahete er den Alverd-Gebirgen, und da ein tiefer Schneefall eingetreten war, wurde es zweifelhaft, ob er überś Gebirge kommen könne. Acht starke Bauern brachen indeß Bahn, und wenn auch nicht ohne Mühseligkeit wurden die Höhen erreicht, von welchen es dann verhältnißmäßig leichter in die mit Dörfern besäete Ebene von Burujird herabging. Die Stadt dieses Namens liegt so sehr von der gewöhnlichen Reiseroute ab, daß Europäer sie nur selten besuchen. Es ist jedoch ein fleißiger, gewerbtreibender Ort mit Manufacturen und Färbereien, Hauptstadt der Provinz gleichen Namens, die an 400 Dörfer zählt und damals den zweiten Sohn des Kaisers zum Gouverneur hatte. Die von den Fabrikanten zu entrichtende Steuer ist für 2000 Tomans, ungefähr 7000 Thaler, verpachtet, und statt Geld erhebt der Pachter den 60. Theil der fabricirten Stoffe, meist Mousseline und Tücher.

Von Burujird nahm der Verf. über Kum den Rückweg nach Teheran, wo er am 28. Febr. ankam. Seine Abwesenheit hatte zwar nur 67 Tage gedauert, von welchen er 46 mit wirklichem Reisen zugebracht, doch steht die gesammelte Ausbeute in keinem Verhältniß zu der Kürze der Zeit, wie gegenwärtige Skizze den reichen Inhalt des Buches blos flüchtig berührt.

W. Seyffarth.

Notiz.

Zur Geschichte der freien Presse.

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts war Lord Molesworth englischer Botschafter in Kopenhagen. Nach seiner Abberufung veröffentlichte er ein Werk über Dänemark, das eine Menge anzügliche Aeußerungen über den dänischen Hof und die Verwaltung des Reichs enthielt. Hiervon Notiz nehmend befehligte der König von Dänemark, dessen Beziehungen zum Hofe von St.-James damals die freundschaftlichsten waren, seinen dasigen Gesandten, bei König Wilhelm III. dahin zu wirken, daß Lord Molesworth entweder öffentlich widerrufe oder zum Behuf gerichtlicher Untersuchung an Dänemark ausgeliefert würde. Darauf erwiderte der König dem Gesandten: „Sorgen Sie dafür, daß dieser Ihr Auftrag Geheimniß bleibt; wo nicht, wird er als Zusatz in eine zweite Auflage kommen und eine größere Verbreitung des Werks zur Folge haben." 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 31. —— 31. Januar 1847.

Deutsche Dichter der neuesten Zeit.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 30.)

28. Strahlen und Schatten. Gedichte von Ludwig Foglár. Leipzig, Weber. 1846. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Obwol aus diesen Liedern uns manche frische Blüte der Lebenslust anduftet, wie z. B. das heitere Trinklied „Infunde" (S. 11), so müssen wir doch über sie das allgemeine Urtheil wiederholen, welches wir bereits in Nr. 231 d. Bl. f. 1842 über desselben Verf. Dichtungen fällten, die er 1841 unter dem Titel „Cypressen" herausgab. In diesem Titel hatte er den richtigen Ausdruck für den Grundton seiner Sangesweise und die individuelle Stimmung seiner Seele gefunden; denn sie athmen Weichheit und Innigkeit der Empfindung, die uns magisch in das dämmernde Gebiet der Elegie führt, aber seine Gestalten und Bilder häufig in neblige Dunstmassen verschwimmen läßt. Der neuen Folge seiner Dichtungen, welche die Zeit herrlich gereift hat, ist wiederum nach unserm Ermessen der rechte Titel gegeben; denn in die elegischen Schatten, die wir hier ziehen sehen, fallen klare, reine Geistesstrahlen, die alle neblige Dunstmassen verjagen, jenen die krankhafte Farbe abgestreift haben, und welche zündend in die Seele des Lesers fallen. Nicht ohne Genuß und Wohlgefallen haben wir deshalb schon des Buches erste Abtheilung: „Lieder", gelesen, die er wieder in drei Rubriken: „Leben", „Wanderungen", und „Liebe" spaltet. Was in dieser Trilogie Reales, Irdisches, durch das Medium der Sinne Ergreifbares vorwaltet, weiß der Dichter (denn ein solcher ist er!) mit dem Hauche der Kunst des Idealisirens geschickt abzustreifen, und das jeder Rubrik vorgesetzte englische oder französische Motto entspricht genau und richtig dem Geiste des nachher Mitgetheilten. Was der Sammlung zweiten Theil unter dem Titel „Epische Gestalten" anlangt, so sind zwar die Stoffe, die allen Zonen und Zeiten, von der Wüste Sahara bis zum hohen Norden, von der Patriarchenära bis zum Schnellläufer Mosen Ernst, angehören, mit Geschmack gewählt und in gefällige Formen gegossen, aber es geht diesen poetisch-epischen Gestaltungen dennoch das echte Balladenpathos ab, und ein gewisser moderner Erzählungs- und Conversationston schwächt den Effect. Das Beste in dieser Gattung möchte die historische Ballade nach Wilson „Grizel de Cochrane" (S. 185) sein. Die „Flüchtigen Zeilen", wie unser Strahlen- und Schattensänger die Nummern einer dritten Abtheilung seines Buches benannt, sind keineswegs flüchtig zu nennen; sie fesseln uns durch die Tiefe der Gedanken und halten den Geist gleichsam zu sinniger Betrachtung an, sodaß er unwillkürlich und überrascht, in ernstes Sinnen verloren, stehen bleibt. Man sehe „Eine verspätete Schwalbe" (S. 203), „Odi profanum" (S. 210), „Anrufung" (S. 213) und die meisten andern, und man wird finden, sie reflectiren vortrefflich über innere Zustände des Menschen und über sociale oder sittliche Zeitverhältnisse. Welch Pathos, welche Bilderpracht in der Vision „Der letzte Mensch"! (S. 216.) Wie sinnig und überraschend der Schluß in „Spaziergang"! (S. 224.) Welche beherzigenswerthe Lehre für Kunstrichter in „Indignation" (S. 206), woraus nur die Stelle:

> Nicht was fehlt habt ihr vergessen,
> Nur das Maß, woraus zu messen.
> An euch selbst habt ihr's gewonnen,
> Wähnend, selbst zu sein vollkommen.

Wir können uns nicht entbrechen, zum Schlusse dieser leider nur zu kurzen Anzeige ein zu rechter Zeit gesprochenes, und von den Exaltirten unserer Tage zu beherzigendes Wort über das Treiben moderner Poeten und den vorherrschenden Geschmack, unter der Aufschrift „Anno 18**" (S. 198), mitzutheilen:

> Das ist die Zeit der Zeitgedichte:
> Die Zeit ist Stoff der Poesie —!
> Sie fällt kein Blatt der Weltgeschichte,
> D'rum wird sie auch poetisch nie!
>
> Die Köpfe feiern und die Hände,
> An Thaten fehlt es und — am Mann.
> Der Wack're sperrt sich in vier Wände,
> Weil — einzeln er Nichts schaffen kann.
>
> Darum die Zeit pflanzt, träg und müßig,
> Zu höchst sich auf an dem Parnaß —
> Die Jünger wandern hin barfüßig
> Zu ihr, durch Dickicht, Sand und Naß;
>
> Begeistern sich an ihren Blößen,
> An ihrem Werkeltagsgesicht —
> Und Abends liest man sich bei Klößen
> Und Biere vor — ein Zeitgedicht.
>
> Die Form daran muß sein erotisch,
> Was Aug' und Ohr zugleich besticht;
> Und die Gesinnung — Donquixotisch,
> Die mit Windmühlen Lanzen bricht.
>
> Denn „singe wem Gesang gegeben"
> Ein Jeder unzart, toll und frei —
> Und in sein Interesse weben
> Mag er wol jenes der Partei.
>
> Die Farb' am Hut, Parol' im Munde,
> So zieht er kampfbegehrlich aus;
> Doch braucht man ihn zu rechter Stunde,
> Da fieht es traun beschwerlich aus!
>
> Im Landtag hat er mitgesessen,
> Vereine hat er oft besucht,
> Noch öfter hat er mitgegessen
> Und mitgetrunken, mitgeflucht.
>
> Ist Patriot mit Mund und Feder,
> Bei jedem Anlaß, noch so klein —
> Doch wenn es hieße: Zieh' vom Leder!
> Steckt' er das Schwert — und mehr noch ein.

Die Helden stehen fix und fertig,
Hell paradirend*) stehen sie —
Sind eines Winkes nur gewärtig —
Und vorwärts, vorwärts schreiten sie.

Der Wink — von innen soll er kommen —
Von außen kommt er ewig nie;
Der ganze Lärm wird uns nicht frommen,
Es fehlt ja Eines: Poesie!

Uebrigens drücken die mitgetheilten Verse den eigentlichen Personalcharakter Foglár's wie wir ihn oben skizzirten gerade weniger aus; wir theilten sie mehr mit, um die Wahrheit der Gedanken die sie aussprechen darzustellen, als um ihren ästhetischen Werth zu erhärten.

29. Alwila. Eine Dichtung in sechs Gesängen von Julian Heinz. Leipzig, Jurany. 1846. 8. 15 Ngr.

Die Anlage und zum größten Theile auch die Ausführung dieser Dichtung zeugt von poetischer Begabung. Schon die märchenhafte Fiction an und für sich hat viel Ansprechendes, und bekundet eine bei all ihrer Beweglichkeit gehaltene Phantasie, erhält aber den eigentlichen Reiz und Werth durch den Grundgedanken den der Verf. durch alle Bilder hindurchschimmern läßt. Die Fiction ist folgende. Der junge Fischer Clotar, ein Ansiedler des Weichselgestades, hört zur Frühlingszeit aus des Stromes Tiefen einen lieblichen Gesang. Bald gewahrt er wie die holdseligen Töchter der Wellen aufsteigen, in ihrer Mitte die mächtige Fürstin Vistula, und an deren Seite ihre hold blühende Tochter Alwila. Letztere, von Schwänen gezogen, betritt das Ufer wo Clotar weilt. Ihr Anblick bezaubert ihn und fesselt ihn für immer an sie. Sie kehrt zurück in die Tiefe. In tiefer Schwermuth verläßt er nun das heimatliche Gestade und pilgert in die Ferne. Zunächst betritt er in Schlesien die Hütte eines armen Webers. Die Schilderung der Noth und der Schicksale desselben bildet eine anziehende Episode im zweiten Gesange. Sodann zieht er nach Deutschland, wo er auf einer Haide in der Nähe des Teutoburgerwaldes ein schlafendes, ehrfurchtgebietendes, königliches Weib sieht. Zugleich entsteigt Hermann der Cheruskerfürst der Erde. Halb träumend orakelt die königliche Alte. Ein Greis naht ihrem Lager mit einer halb zerrissenen roth, blau und weißen Fahne, und fleht die Schläferin an, das unterjochte arme Deutschland zu retten und zu befreien. Ihm folgt ein jüdischer Greis, welcher sie mit der Bitte antritt, den tausendjährigen Fluch von seinem Volke zu nehmen. Eine Schar von Mönchen bestrebt sich das Reich der Finsterniß auszubreiten. Da eilt jedoch die Vernunft herzu, um das Dunkel mit ihrem wohlthätigen Lichte zu erhellen. Aus diesen Strahlen tritt milden Angesichts ein Weib hervor, die Constitution, als deren Tochter die Freiheit genannt wird. Nachdem diese Visionen zerronnen sind, erhebt sich die Alte von ihrem Lager und sagt dem stummen erstaunten Clotar: was er soeben gesehen habe sei noch nicht, solle jedoch einst werden. Du lebst, fügt sie hinzu, jetzt deinem Schmerze und Alwila; einst sollst du leben für der Menschheit Glück:

Doch fern sind noch die Tage
Für solche heil'ge Glut,
Und einst sie zu erringen
Bedarfst du Kraft und Muth.
Drum will ich dir verleihen
Was dich mit Muth durchglüht;
Denn Kraft in jedem Leiden
Gibt uns allein das Lied.
Nimm denn die gold'ne Leier,
Nimm sie aus meiner Hand,
Es weiht zu seinem Sänger
Dich heut' dein Vaterland.

Mit der geschenkten Leier zieht der Jüngling nun nach der Schweiz, wo er sein erstes Lied der Freiheit Helvetiens singt (im vierten Gesange). Doch unabweisbare Sehnsucht zieht ihn in die Heimat zurück. Am Gestade eines Sees sieht er den gaukelnden Tanz der Nymphen, deren Sirenenstimmen ihn verlocken wollen; aber er widersteht und eilt an das ihm theure Gestade der Weichsel. Mit klopfendem Herzen sieht er das Schwanengespann. Alwila naht. Bleich jedoch ist ihr Antlitz, Schwermuth kündet ihr nasses Auge. Sie fliegt an sein Brust. Sie tauschen die Schwüre ewiger Treue. Kurzes Glück. Alwila muß wieder fort. Ein Geistergesang unterrichtet den Trauernden, daß er nur ein mal jährlich in ihren Armen ruhen dürfe. Still lebt er bei den greisen Aeltern, still harrend des verheißenen Tags wo er die Geliebte wiedersehen darf. Der Tag kommt und mit ihm die Holde. Sie eröffnet ihm, wie sie nie die Seine werden könne, da der Gott der Weichsel sie zum Weibe erkoren habe. Clotar räth zur Flucht; doch anfänglich will und kann sie nicht darein willigen. In halber Verzweiflung stürzt sie sich in die Fluten; aber bezwungen von der Allmacht der Liebe eilt sie in die Arme des Geliebten zurück. Wenn winterliches Eis den Strom bedeckt, sagt sie ihm, dann werde ich weniger streng bewacht. Siehst du nun das Eis des Stromes brechen und sich heben, dann komme ich und dann halte dich zur Flucht mit mir bereit. Das Wort beruhigt Clotar. Der Winter ist gekommen. Er steht am eisbebeckten Strom und singt in das ihm geschenkte Saitenspiel. Da kracht, da bebt und hebt sich die starre Decke. Alwila steigt aus den Tiefen und sinkt am Uferhügel an seine Brust. Doch siehe, da rütteln zornige Wogen die kalten Schollen auf, wüthend, Tod und Verderben verbreitend tritt der Strom aus seinem Bette. Der Gott der Weichsel hat Alwila's Flucht entdeckt, und peitscht nun maßlos wüthend seine Wellen hinter das fliehende Paar her. Ein Hügel rettet, schützt sie; aber ringsum Jammer und Wehgeschrei. Da steigt der Geist aus dem Teutoburgerwalde vor Clotar auf und deutet auf das Bild des Entsetzens ringsumher. Dem Geiste folgt jene königliche Alte die ihm das Saitenspiel gegeben, mit kluger Weisung und weisem Rath. „Erkenne", ruft sie ihm zu, „den Wahn deines Herzens das dem Leiden der Brüder sich verschließt, um sich ganz der Liebe hinzugeben. Widerstehe dem Gott nicht. Womit kannst du Alwila entschädigen, wenn du sie der Erde und ihrer Noth angehören lässest? Entsage ihr. Der Liebe Höchstes ist nicht Liebesglück! Es ist um Liebe jedes Leid zu tragen, es ist um der Geliebten Glück der Lieb' entsagen." Sie führt die sich sträubende trostlose Alwila an den Strom zurück, in dessen Wellen sie versinkt, worauf alles Toben desselben sich beruhigt. Dann tröstet die weise Alte den verlassenen Jüngling:

Wol jede Blüte trägt hienieden Frucht!
Des Lebens Blüte ist des Herzens Streben!
Ihm wird die Frucht, die es so lang' gesucht,
Es liebt, es singt, es reift ein Lied dem Leben.

So sing' auch du, doch heil' den Schmerz der Liebe,
Der trüb' umnachtend dich gefangen hält,
In einem größern, göttlicheren Triebe
Dein Lied, dein Lieben, weihe es der Welt:

Der Welt mit ihrem namenlosen Wehe,
Dem Vaterland nach seinem kleinen Leid,
Dem Menschen auf des Thrones gold'ner Höhe,
Dem Bruder in der Flut, Vergessenheit!

Führ' Den zum Glanze der sein Auge weidet,
Und Den zum Elend aus des Glanzes Lust,
Dein Lied zerstöre was die Menschen scheidet!
Der Bruder sinke an des Bruders Brust!

Der Tugend bringe deine Lobgesänge
Und wahrer Größe deiner Leier Ton!
In deiner Lieder festlichem Gepränge
Empfange der Verkannte seinen Lohn.

Versöhnung sing' dem Kampfe der Parteien,
Der Mensch und Menschen wüthend noch entzweit,
Laß Himmelsfrucht des Himmels Samen streuen!
Das Lied ist Frieden, nur das Leben Streit!

*) Andere Lesart: parodirend.

Wie Gottes Odem kling' es durch die Erde,
Ein lichter Stern in wolkenschwüler Nacht,
Ein Frührothstrahl, damit es Morgen werde,
Ein Blitz, der glühend neue Glut entfacht!

Kein Schlachtfeld, wuthentbrannter Zeiten Kriege,
Das zwisterfüllt die Erde überflammt!
Der Freiheit und der Liebe gold'ne Wiege,
Führ' es zum Himmel, was vom Himmel stammt!

Das sei dein Lied. - Dein Leben aber weihe
Der Zeit, und in der Zeit der Zeiten Noth,
Halt fest an Wahrheit, Freiheit, Recht und Treue,
Und sie zu schirmen scheue nicht den Tod!

Ja, baue mit im Leide und im Leben
Der Freiheit Tempel für das Vaterland,
Verklärend laß dein Licht zum Himmel schweben,
Dem Vaterlande weihe Herz und Hand.

So sei, ein Wechselspiel der That und Lieder,
Dein Leben nur der Mitwelt Wohl geweiht,
Ein lichter Traum auf rosigem Gefieder
Entführ' es dieser wandelbaren Zeit,

Und gebe, es mit ew'gem Glanz zu krönen
Der That Gedeih'n, dem Liede Hauch des Schönen.

In diesem Gewebe der dichtenden Phantasie und vergewissert durch das hier mitgetheilte Schlußwort glauben wir in Clotar das Bild eines polnischen Jünglings zu sehen, dem das Schicksal die Weisung gibt, den Schmerz um das verlorene Vaterland durch die Klänge des Saitenspiels zu mildern, und durch rastlose Thätigkeit für Welt und Menschen den Kummer zu vergessen: ein Gedanke der in seiner gefälligen und glücklichen Ausführung in diesem Büchlein in vielen Herzen Anklang finden wird, vielleicht auch in solchen, in deren Innern der letzte matte Flügelschlag des weißen Adlers keine Sympathien geweckt hat.

30. Telemachos und Nausikaa. Episches Gedicht in neun Gesängen von Karl Ludwig Kannegießer. Nürnberg, Bauer u. Raspe. 1846. 16. 10 Ngr.

J. H. Voß, der kampflustige, schwer zu befriedigende Kritiker selbst, könnte gegen Wohlklang und Flug der Sechsfüßler Nichts einzuwenden haben, in welchen dieses kleine liebliche Epos abgefaßt ist: aber gewiß auch Nichts gegen den Geist der uns hier anweht; denn es ist der Geist eines Mannes der sich an der mittelalterlichen Romantik ebenso genährt und groß gesogen wie an Homer und den Homeriden. Und so sei das Büchlein, dessen Inhalt wir nicht weiter detailliren können, Allen empfohlen welche durch die weltschmerzelnde und sich gleichsam überschlagende Zeitpoesie noch nicht blasirt wurden.

31. Wladyslaw und Dissepli. Eine tscherkessische Erzählung von Johann Heinrich Sievers. Leipzig, Brockhaus. 1846. 8. 20 Ngr.

Gleichwie die unter Nr. 29 besprochene Dichtung „Alwila" durch ihren der bewegten Jetztzeit entnommenen Stoff Reiz und Werth gewinnt, so wird auch vorliegende Erzählung das Interesse des Lesers in Anspruch nehmen, da ihr Schauplatz an und für sich romantisch ist, und das Volk unter welchem sie spielt durch Eigenthümlichkeit der Sitten und des Charakters nicht blos die Augen Europas in diesem Augenblick auf sich zieht, sondern auch da der Kampf den es pro aris et focis kämpft überall Sympathien erweckt hat. Schon Julius Altmann (s. oben Nr. 12) hat demselben Bergvolke eine Reihe anziehender Lieder geweiht, von denen wir eins zur Probe mitgetheilt haben. Was nun das hier mitgetheilte Ereigniß betrifft, so wollen wir keinen künstlich geschlungenen Knoten, keine überraschenden Scenen, keine Grausen und Ekel erregenden Auftritte wie sie die neufranzösischen Romanschreiber erfinden darin suchen; der Vorgang ist höchst einfach, und weil er dem realen Leben entnommen, so scheint Das seine Wahrheit zu verbürgen. Es ist folgender: Wladyslaw, ein durch den Untergang seines Vaterlandes heimatlos gewordener polnischer Jüngling, nimmt bei den Russen Dienste, um sich durch die Kenntniß des moskowitischen Militairwesens zu befähigen, sich an den gehaßten Unterdrückern seines Volkes zu rächen. Nach Tscherkessien mit dem Heer ziehend geht er bald zu den Bewohnern des Landes über. Hier lernt er Dissepli, Indar-Oku's liebliche Tochter, kennen und lieben. Die Russen führen nach einem glücklichen Ueberfalle das Mädchen als Gefangene mit sich. Iwan, ein russischer Offizier von böser Sinnesart, den Wladyslaw schon früher gekannt, und mit dem er im Zweikampfe Kugeln gewechselt, bietet der schönen Gefangenen Herz und Hand an, die sie mit unverhehlter Verachtung zurückweist. Sobald der verwundete Wladyslaw genesen ist greift er die russische Staniza (die von den Russen gegen die Ueberfälle der Tscherkessen befestigten Plätze heißen so) an, und befreit die Geliebte, die jauchzend in seine Arme fliegt. Groß ist die Seligkeit der Wiedervereinigten, aber von kurzer Dauer. In einem Engpasse am Kuban werden die Tscherkessen von den Russen angegriffen; eine Büchse knallt und man hört dabei den Ruf: „Erkennet Rußlands Rache!" Die tödtliche Kugel, von Iwan entsandt, trifft Dissepli's Brust, die in Wladyslaw's Armen ihren letzten Seufzer aushaucht. Dem Trostlosen ist nun die Welt ein Grab. Er hat Alles verloren, nur nicht die Racheglut, die ihn allein noch an das Leben fesselt. In einer Bergschlacht findet er den Mörder und kämpft mit ihm einen Kampf auf Tod und Leben. Iwan fällt. Der Pole, der seinen Rachedurst gestillt, sucht nun geflissentlich den Tod, den er auch bald findet.

O selig, wer gelitten Viel,
Im Kampf errang des Lebens Ziel,
Ein Opfer für die Freiheit fiel!
O selig, wer stets fest vertraut,
Daß seines Herzens süße Braut
Im Himmel treu er wiederschaut!
Ja, Wladyslaw, dir ist solch Glück beschieden,
Du weilest nun im hellsten Seelenfrieden!
Erloschen ist des Hasses wilde Kraft,
Des Grimmes Wuth, der Rache Leidenschaft.
Begraben sind der Erde dumpfe Triebe,
Doch ewig lebt die heit're, reine Liebe.
  Ihr Band, das hier so fest
  Dein Herz umschlang, verläßt
  Dich nun zu keiner Zeit.
Sie, deren Nam' dein letzter Seufzer war,
Empfängt, die Schönste in der Engel Schar,
An Gottes hehrem Thron dich licht und klar.
  In vollster Seligkeit
  Dem höchsten Glück geweiht,
Schenkt euch, vereint zu einem Paar,
  Die reinste ew'ge Freude
  Des Himmels Lichtgebäude.
Und wenn ihr droben Eins nur seid,
Berührt von keinem Erdenneid,
So, Pole, ruht hienieden auch dein Leib
Im Grabe bei dem heißgeliebten Weib,
Und eurer Liebe Kraft hat überdauert
Das Mißgeschick das wüthend sie umschauert;
Denn wie im märchenreichen Orient
Man Medschnun sonst und Leila preisend nennt,
So hört man in Tscherkessien jetzt Jeden
Von Wladyslaw und von Dissepli reden.

Wir theilen diese Probe mit, damit der Leser mit der Versification und der Form überhaupt bekannt werde, und bemerken blos, daß die abwechselnd kurz und lang gemessenen Jamben, in denen sich alle vier Gesänge bewegen, der Erzählung eine gewisse Monotonie geben, welche durch einen gefälligen Wechsel in den Rhythmen leicht hätte vermieden werden können. Mag auch das Buch für die Bedürfnisse von Lesern auf verschiedenen Bildungs- und Geschmacksstufen berechnet sein, so verliert sich doch der Ton eben deshalb zuweilen in den Steppen bänkelsängerischer Reimerei. Ein wohlgelungener Preisgesang auf den Helden Schamyl, der noch heute Lorber auf

Lorber sich ins Haar flicht, und den der Verf. neben Tell und Hermann stellt, schließt das Buch. Die beigegebenen ethnographischen Notizen sind eine schätzenswerthe Zugabe.*) 54.

Bibliographie.

Des Aristophanes Lustspiele. Uebersetzt und erläutert von H. Müller. 3ter Band. Leipzig, Brockhaus. 1846. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Arnim's, L. A. v., sämmtliche Werke. 17ter Band. — A. u. d. T.: Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder, gesammelt von L. A. v. Arnim und C. Brentano. 3ter Band. Berlin, Expedition des v. Arnim'schen Verlags. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

— — dieselben. 18ter Band. Nachlaß: 1ster Band. — A. u. d. T.: Schaubühne. 3ter Band. Der echte und der falsche Waldemar. Berlin, Expedition des v. Arnim'schen Verlags. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

— — dieselben. 19ter Band. — A. u. d. T.: Die Päpstin Johanna. Nachlaß: 2ter Band. Berlin, Expedition des v. Arnim'schen Verlags. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Beck, K., Lieder vom armen Mann. Mit einem Vorwort an das Haus Rothschild. 3te durchgesehene Auflage. Der Taschenausgabe 1ste Auflage. Leipzig, Hermann. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Emil, Oesterreichs Schlachten-Brevier. In 100 Xenien. (Mit Notaten.) Wien, Beck. 12. 10 Ngr.

Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit in deutscher Bearbeitung herausgegeben von G. H. Pertz, J. Grimm, K. Lachmann, L. Ranke, K. Ritter. 1ster Band. 1ste Hälfte. Die Urzeit, bearbeitet von J. Horkel. Berlin, Besser. 8. 15 Ngr.

Gräffer, F., Wienerische Kurzweil', oder lustige Auftritte, Geschichtchen zc., Wien betreffend und die Wiener. Mit Titelbild. Wien, Pichler's Witwe. 8. 1 Thlr.

Herder und Karoline Flachsland. Ihr Briefwechsel vor ihrer Vermählung. Ein Festgeschenk von dem Sohne E. G. v. Herder. 1stes Bändchen. Mit Herder's und Karolinen's Bild. Erlangen, Bläsing. 16. 1 Thlr. 4 Ngr.

Hüppe, B., Geschichte der deutschen National-Literatur mit Proben von Ulfila bis Gottsched nebst einem Glossar für Gymnasien und höhere Lehranstalten. Coesfeld, Wittneven. Gr. 8. 22½ Ngr.

Ingemann, B. S., Kunnuk und Naia oder die Grönländer. Erzählung. Aus dem Dänischen von J. Reuscher. Berlin, C. H. Schultze. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Knöppel, R., Das Opfer des neuen Bundes. Nach der Geschichte und den Zeugnissen der heiligen Schrift dargestellt. Coblenz, Hergt. Gr. 12. 15 Ngr.

— — Das Princip der freien Schriftforschung, beleuchtet. Coblenz, Hergt. Gr. 12. 15 Ngr.

Melville, H., Vier Monate auf den Marquesas-Inseln oder ein Blick auf Polynesisches Leben. Aus dem Englischen von R. Garrigue. Zwei Theile. Leipzig, Mayer. 8. 2 Thlr.

Der neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten zc. Herausgegeben vom Criminaldirector J. E. Hitzig und W. Häring (W. Alexis). 10ter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1846. Gr. 12. 2 Thlr.

Schimmer, C. A., Wiens Belagerungen durch die Türken, und ihre Einfälle in Ungarn und Oesterreich. Mit einer kurzen aber vollständigen Geschichte der Osmanen. 2te vermehrte Ausgabe. Mit 1 Titelblatt und 2 Plänen. Wien, Heubner. 12. 20 Ngr.

Schwab, G., und K. Klüpfel, Wegweiser durch die Litteratur der Deutschen. Ein Handbuch für Laien. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Mayer. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

*) Ein zweiter Artikel folgt im März. D. Red.

Töpffer, R., Die Bibliothek meines Oheims. Eine Genfer Novelle. Vollständige deutsche Ausgabe, mit 137 eingedruckten Bildern von der Hand des Verfassers. Leipzig, Brockhaus und Avenarius. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Volksbücher. Herausgegeben vom Vereine zur Hebung und Förderung der norddeutschen Volksliteratur. 1ste und 2te Lieferung. — Ernsthafte und kurzweilige Geschichten von O. Ruppius. 1stes Bändchen. Mit 6 Bildern. — Schuster Müller von C. Mücke. Berlin, Rieß. Gr. 8. Der Jahrgang 1846 1 Thlr. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Schleswig-Holstein'sches Archiv. Sammlung der wichtigsten Original-Urkunden, Documente, Acten zc. zur Schleswig-Holstein'schen Geschichte der Gegenwart. Herausgegeben von T. Bracklow. 1stes bis 4tes Heft. Hamburg, Volksbuchhandlung in St. Pauli. 8. à 5 Ngr.

Beschlüsse der evangelischen Generalsynode zu Berlin im J. 1846. Uebersichtlich aus den Urkunden zusammengestellt von G. B. Weiß. Königsberg, Gräfe und Unzer. Gr. 8. 20 Ngr.

Fischer, F., Gustav-Adolf-Verein; Dr. Rupp's Ausschließung; Landeskirche; Evangelisch-protestantische Kirche. Worte des Kampfes und des Friedens. Breslau, Leuckart. Gr. 8. 5 Ngr.

Galizien und der Panslavismus; Beitrag zu den Akten über die Ereignisse in Polen und Galizien im J. 1846. Vom Verfasser der Schriften: „Ueberblick der Verhältnisse in Galizien und Polen." „Galizien und die Robotfrage." Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 15 Ngr.

Hieronymi, W., Die Hegelianer als Lichtfreunde oder zwei Documente der neuesten marburger Kirchenphilosophie, beleuchtet mit dem Lichte des praktischen Verstandes und aus der hegelschen Sprache in die gewöhnliche deutsche übersetzt. Darmstadt, Pabst. Gr. 8. 7 Ngr.

Jäger, A. F., Die Annexation von Krakau. Frankfurt a. M., Bayrhoffer. Gr. 8. 3 Ngr.

Die Keime zur Auflösung des Königl. evangelischen Schullehrer-Seminars zu Breslau. Oder die erste halbjährige Wirksamkeit des Seminar-Directors F. Gerlach. Von einem ehemaligen Zöglinge der Anstalt. Leipzig, Hartknoch. Gr. 8. 7½ Ngr.

Kretzschmar, A., Richard Cobden, der Apostel der Handelsfreiheit, und die jüngste staatsökonomische Revolution in Großbritannien. Nach den besten englischen und französischen Quellen. Grimma, Verlags-Comptoir. 1846. 8. 15 Ngr.

Der Liberalismus und Hr. v. Lavergne-Peguilhen. Königsberg, Voigt. 8. 2⅓ Ngr.

Meyer, E., Dr. Rupp und der Gustav-Adolf-Verein. Keine Streitschrift. Königsberg, Gebr. Bornträger. Gr. 8. 8 Ngr.

Papst Pius IX. und seine Reformen im Kirchenstaate. Leipzig, Thomas. Gr. 8. 15 Ngr.

Roffhack, C., Gottes Wort und seine neuesten Verkläger. Fünf Glaubensfragen beantwortet. Barmen, Sartorius. 1846. Gr. 8. 8 Ngr.

Schwalbe, K. F. H., Entgegnung auf die gegen das Pädagogium zum Kloster Unserer Lieben Frauen in Magdeburg wegen des Gebrauchs folgender Liedersammlung: „Geistliche Lieder für Schule und Haus. 4te Auflage. Berlin. 1846." öffentlich gerichteten Angriffe. Magdeburg, Heinrichshofen. 1846. Gr. 8. 5 Ngr.

Der rechte Standpunkt der Deutschen, oder die vielgepriesene Bildung des 19. Jahrhunderts. 1stes Heft. Zerbst, Kummer. 1846. 8. 10 Ngr.

Werden die Mäßigkeits-Vereine bestehen oder vergehen? Rotenburg. Kl. 8. 4 Ngr.

Zur Geschichte der neuen Berliner Deutschen Zeitung. Actenstücke. Hamburg, Hoffmann u. Campe. Gr. 8. 2½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 32. — 1. Februar 1847.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint täglich eine Nummer und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Die Taschenbücher für das Jahr 1847.

Zweiter Artikel.*)

Im Verfolg unserer Rundschau unter den neuen Kindern der Muse begegnen wir zunächst solchen Taschenbüchern, welche die Concurrenz mehrer Schriftsteller ausschließen. Dahin gehören:

7. Vielliebchen. Historisch-romantisches Taschenbuch von Bernd von Guseck.

Die Novelle „La Colomba" versetzt uns in den Anfang des 15. Jahrhunderts, wo es in Italien kaum ein anderes Recht gab als das des Schwertes. Seit etwa hundert Jahren hatten die Visconti die Oberherrschaft in Mailand zu erkämpfen und zu behaupten gewußt; aus den kaiserlichen Statthaltern waren souveraine Herzöge geworden, die unablässig bestrebt waren, Macht und Einfluß auszudehnen; jedes zum Ziele führende Mittel war das rechte. Das erfahren wir auch in dieser Novelle. Herzog Philipp Maria ist mit einer Gemahlin verbunden die freilich Reichthümer zubrachte, ihm aber nun zu alt und überhaupt seiner Leidenschaft für Agnese del Maino im Wege ist. Sie wird daher ohne Weiteres der Untreue bezüchtigt und öffentlich hingerichtet. Damit beginnt die Novelle, in welcher die liebliche Colomba, ein Kind geheimnißvoller Liebe, anscheinend nur eine untergeordnete Stelle einnimmt, und dennoch Fortgang und Entwickelung des ganzen Drama, bei dessen Schluß sie fast allein glücklich dasteht, herbeiführt.

„Die Vier zu Delft" waren von der spanischen Inquisition zur Ermordung Wilhelm's von Oranien gebungen, unter denen die Novelle sich vorzugsweise mit dem jungen Ulrich von Hornach beschäftigt. Seine Studien, sowie die Hoffnung auf eine ehrenvolle Stellung hatten ihn nach Spanien geführt. Die Liebe zu einer hesperischen Schönheit trifft auf einen Nebenbuhler, und die Inquisition bemächtigt sich Ulrich's, weil er den Feind seines Glücks niedergestoßen hat. Er erhält Leben und Freiheit nach dreifacher Verpflichtung: niemals eine Kirche zu betreten, niemals seiner Ehre, möge sie angegriffen oder beschimpft werden wie sie wolle, Genugthuung zu suchen, endlich niemals einem Weibe in Liebe zu nahen, bis er seine Schuld durch den Tod des Oranien gebüßt. Diese drei schweren Verpflichtungen drücken ihn wie ein Bannfluch und verwickeln ihn in die quälendsten Verhältnisse. Indessen wird Einer der übrigen Drei zum Mörder; Ulrich ist dadurch seiner Gelübde entbunden, kommt in kaiserliche Dienste, und Claudia's Besitz wird das Glück seines Lebens.

Die dritte Novelle, „Heimweh" überschrieben, ist uns in ihrer Zeit wol ziemlich fremd, da wir uns vor das Jahr 1740 zurückversetzt sehen; dagegen ist sie eben als ein Zeit- und Sittengemälde von den Höfen zu Dresden und Berlin als die werthvollste Gabe anzusprechen. Der Titel „Heimweh" erscheint nicht eigentlich als passend; denn die beiden daran hinkrankenden slawonischen Brüder, von denen der Aeltere durch preußische Werber in dem östreichischen Böhmen aufgegriffen und fortgeführt würde, der Jüngere dagegen Schutz bei der Hofdame Ulrike von Plessow fand, nehmen nur eine untergeordnete, vorübergehende Stellung ein. Es scheint, der Verf. sei wegen der eigentlichen Form des Ganzen nicht recht mit sich selbst einig geworden, und habe daher die Brüder nur als einen Faden ergriffen, welchem die verschiedenen Bilder sich bequem anknüpfen. Davon abgesehen sind diese Bilder, groß und klein, recht anschaulich behandelt. Schon im ersten Artikel gaben „Brandes' Jugendjahre" von W. Alexis Anlaß, bei der Zeit vor dem Beginn des Siebenjährigen Kriegs zu verweilen und dem Wunsche des Verf. das Wort zu reden, wonach die deutschen Schriftsteller eben dieser Zeit eine nähere Auf-

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 7 u. 8 d. Bl. D. Red.

merksamkeit zuwenden möchten. Wenn nun auch das Leben an den Höfen leichter zugänglich ist, und W. Alexis gewiß weniger die Paläste als Häuser und Hütten im Auge hatte, so können wir das „Heimweh" immer schon als einen guten Beitrag für die angeregte Intention betrachten. Unter den artistischen Beigaben werden wol Ulrike und La Colomba viele Freunde finden; doch möchten wir wünschen, daß auch dem heil. Hieronymus von van Schendel, der Lebensstille von Spohler, Beide von Lange gestochen, sowie den Illustrationen zu der zweiten und dritten Novelle die Aufmerksamkeit nicht entzogen werde.

8. Perlen. Taschenbuch romantischer Erzählungen von Robert Heller.

Auch die „Perlen" geben drei Erzählungen. „Die Erbtochter von Lauterbach" ist das Kind eines reichen, filzigen Gutsbesitzers, die einen böhmischen Majoratsherrn heirathen und katholisch werden soll, während ein armer Vetter Gelegenheit fand, ihr Herz zu erobern. Der Schulmeister ist der Humor in der Erzählung, welcher es, wenn wir nicht zu ängstlich abwägen wollen, nicht an ergötzlichen Scenen fehlt.

„Rabener in Tharant", erst spät als der bekannte Satiriker sich kundgebend, hilft zweien Liebespaaren, obgleich es lange nicht so erscheinen will, zu glücklicher Vereinigung. Die Erzählung trägt vorzugsweise dramatischen Charakter, und ist überhaupt wohl angelegt und durchgeführt, und da außerdem angenommen werden darf, daß Rabener in Deutschland noch nicht verschollen ist, so erwirbt die Erzählung sich gewiß Theilnahme.

Die letzte Erzählung „Severina" ist die bedeutendste. Severina, über das Dasein, über die Idee des Weibes zerfallen, glaubt ihrer Bestimmung auf demselben Wege leben zu können welchen der Mann als den ihm angewiesenen verfolgt. Sie hat die Musik erwählt. Eine von ihr componirte Oper ist in Neapel durchgefallen, und wie überhaupt kein Poet, kein Künstler, so glaubt auch sie nicht an das Urtheil des Publicums. So trifft Doctor Grössy, ein Schweizer, sie in Venedig. Er begleitet sie bis Mailand, wo sie eine neue Oper auf die Bühne zu bringen hofft, und wo Grössy sie bei dem Grafen Tarascona einführt. Auf der Reise haben die Beiden sich verstanden und doch nicht verstanden. Grössy kehrt in die Heimat zurück. Der alternde Tarascona weiß ihrer Eitelkeit zu schmeicheln, indem ihrer Oper Beifallklatschen zu Theil wird und der Glanz des gräflichen Reichthums sie blendet. Sie reicht ihm am Altare die Hand, weil der Graf sie in dem Glauben läßt, Grössy sei verheirathet. Er ist es nicht, und sie erscheint plötzlich als Mörderin des Grafen. Bis hierher ist die Erzählung fast durchgängig sehr befriedigend gehalten. Nun aber streift sie an den Charakter einer Criminalgeschichte, und die Erklärungen, wie es eigentlich mit dem Tode des Grafen zugegangen, sind zu weit ausgedehnt, als daß unsere Theilnahme nicht abgespannt werden sollte, vorzüglich da wir nun gar zu leicht das Ende voraussehen.

Dr. L. hat eine Erklärung der Kupfer und damit zugleich einige biographische Nachrichten von Riedel, Vogel von Vogelstein, J. B. van Eyck, Karl Kreul und Schnetz gegeben, welche Vielen willkommen sein werden.

9. Vergißmeinnicht. Taschenbuch der Liebe, der Freundschaft und dem Familienleben des deutschen Volkes gewidmet von Karl Spindler.

Es sind nicht eben viele Jahre, da war es für Liebe, Freundschaft und Familienleben in Deutschland jeden Tag, wo eine Journalnummer, ein Almanach, ein Bändchen Novellen oder Gedichte ausgegeben wurden, ein gar schön glänzendes Weihnachtsfest. Eine warme, wenn auch ziemlich unbestimmte und farblose Gottseligkeit, ein streichelndes Tantenleben, einige Kinder und ein Canarienvogel zwischen Blumenvasen, ein armer, aber hoffnungsvoller Neffe, eine bildschöne musikalische Tochter, die Vermögen hat und durch Erbschaft noch reicher und begehrenswerther wird, ein Inventarienstück von Gärtner, ein Hund und alle Tage Kaffee und Thee — Dies und noch vieles Schöne ward belebt, erheitert und bekränzt von den allerliebsten Novellen und Gedichten voll Liebe, Freundschaft und singendem Theemaschinenglück, sowie recht anmuthiger Scherze und drolliger Scenen. Die Literatur gab was sie fand, und sie kann nur finden was die Zeit bietet. Aber die Zeiten ändern sich. Nach der großartigen Erregung von 1813 folgte Erschlaffung hinwelkender Hoffnungen; sie denkt nur an sich selbst, sie verhätschelt und bildet sich Tugenden heran, die dann verzogene Kinder werden. Damals hätte Karl Spindler der Liebe, der Freundschaft und dem Familienleben solche Geschichten wie jetzt sein „Vergißmeinnicht" sie gibt nicht bieten dürfen, und er that es auch nicht. Nach dem J. 1830 ist Vieles anders geworden, die alte deutsche Gesundheit kehrt allgemach zurück, die Idee des Volkes ist lebendig erwacht, und dem deutschen Volke ist das „Vergißmeinnicht" eigens gewidmet. Hier wird es nicht wenige Freunde finden, aber auch da wo man sich für provinzielle Eigenthümlichkeiten in Sprache und Anschauungsweise interessirt. Der Verf. führt uns Bilder aus drei Jahrhunderten vor. „Der Heidegger und sein Liebchen", aus jener Zeit wo die Schweden im Dreißigjährigen Kriege Konstanz belagerten, läßt hier und da wol den Gedanken an Gemachtes aufkommen, bietet jedoch manche recht lebendige Scene. „Die Alraune von Gmunden", eine Hexengeschichte, ist dagegen in Farbe und Zeichnung trefflich. „Der französische Cavalier in Wien" gibt anziehende Sitten- und Localschilderungen aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts. „Die Geschichten eines Hundertjährigen" geben einen Cyklus von Dorfnovellen bester Art. Daß ein Hundertjähriger noch so rüstig erzählt, kann nur Denen auffallen die nicht bedenken, daß es neben kranken Eichen auch gesunde Menschen von hundert Jahren gibt, und eben die Hast und jeweilige Gedankenverwirrung des Alten sind durchaus naturgetreu. „Der Schutzgeist" ist eine Badegeschichte neuester Zeit. Der Schutzgeist ist ein reicher, schon etwas bejahrter strasburger Junggesell, der nach

Baden-Baden reist, um ein Mädchen, ihm persönlich unbekannt, zu überwachen. Natürlich hat er es immer nur mit den unrechten Personen zu thun, während das Mädchen genau so für sich gesorgt hat wie die Alten es wünschten. Charakteristisch ist das Gemengsel von Deutsch und Französisch, wie es sich auch während Napoleon's Herrschaft schnell genug durch ganz Deutschland verbreitet fand. Daß die Strasburger übrigens das Deutsche noch nicht vergessen haben, ist ihnen zur Ehre anzurechnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Rußland.

Der russische Hof und seine bemerkenswerthen Staatsmänner in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, vom Staatsrath Weidemeyer.

Die russische Literatur ist mit Ausnahme der Werke Karamsin's, Polewoy's und Ustrjälow's, von denen erstere Beide sie nicht bis auf die neueste Zeit geführt haben, an selbständigen nationalen Werken noch immer sehr arm; wesentlich trifft sie dieser Vorwurf gerade in ihrem interessantesten und wichtigsten Theil, in der neuern und neuesten Geschichte. In dieser Beziehung ist vorgedachtes Werk, einige Mängel beseitigt, eine ebenso willkommene als wichtige Erscheinung. Der Verf. ist schon durch zwei frühere Werke über die neuere Geschichte Rußlands rühmlichst dem vaterländischen Publicum bekannt geworden: durch seinen geschichtlichen Abriß der Hauptereignisse in Rußland von Peter des Großen Tod bis auf die Thronbesteigung seiner Tochter Elisabeth; dann durch die vollständige Regierungsgeschichte dieser Kaiserin. An diese beiden schließt sich nun obenerwähntes in diesen Tagen erschienene Werk in zwei Bänden an. Somit hat die neuere Epoche der russischen Geschichte denn auch ihren vollständigen Historiographen gefunden; denn Karamsin führte sie in seiner 12 Bände starken Reichsgeschichte nur bis zum Beginn der jetzt herrschenden Dynastie, Polewoy blieb mit seinem 16 Bände starken Werk „Geschichte des russischen Volks" noch weiter zurück, nur Ustrjälow brachte sie in 6 Bänden bis zum Friedensschluß von Adrianopel (1829). Die gedachten drei Geschichtswerke des Hrn. v. Weidemeyer beginnen sie mit Peter's I. Ableben und führen sie bis auf den Tod Kaiser Paul's I. Dieser Theil der russischen Geschichte, unserer Generation so nahe angehend, ist vom höchsten und wichtigsten Interesse, da zum Theil noch jetzt Personen leben die Zeugen jener Ereignisse waren. Wir gewahren in ihr die mannichfachen Wirren und vielen Hofintriguen, die nach Peter's Tod Rußland zu trüben begannen. Durchgeführt werden in ihnen die Regierungen Katharina I., Peter's II., der beiden Anna (der Kaiserin und der Regentin) und Elisabeth's, mit deren Ableben die beiden frühern schließen. Das jetzt erschienene umfaßt die nur wenige Monate dauernde Regierung Kaiser Peter's III., die 34jährige Regierung Katharina II., die vierjährige Kaiser Paul's I. Ein reicher Stoff zur Bearbeitung lag hier dem Verf. bei seinem letzten Werke vor, Materialien dafür gingen ihm nicht ab, nur hat er sie nicht gehörig benutzen wollen oder können. Nach dem Zeugniß der russischen Kritiker hat er seine beiden ersten Werke mit einer unweit größern Gründlichkeit, mit viel sorgfältigerm Fleiße dargestellt als das letzte, das sehr mager und unvollständig, dabei in einem viciösen holperichten Stile bearbeitet ist. Vorzüglich trifft diese Rüge die lange so merkwürdige Regierungsepoche der Kaiserin Katharina II. Wir finden nur die äußern allgemein bekannten Ereignisse leicht skizzirt; die Geschichte ihres glänzenden Hofs, das Leben der großen ihn verherrlichenden Staatsmänner, Rußlands inneres Leben, damals außerhalb auch schon sehr beachtet; seine innere administrative Verfassung unter dieser Monarchin, die größtentheils ihres erlauchten großen Ahn Peter's Entwürfe darin zu entfalten und zu realisiren bemüht war, werden in diesem Werke zum innigen Bedauern ganz vermißt. Am besten und interessantesten durchgeführt finden sich noch die letzten Lebensmomente Katharina's.

Beiträge zur Geschichte der orientalischen Pest, von Maximilian Heine.

Dr. Heine war der russischen Armee in den Feldzügen von 1828 und 1829 als Arzt attachirt, und hatte somit vielfältige Gelegenheit die orientalische Pest in ihrer Nähe genau zu beobachten. Er tritt in dieser in vier Abschnitte zerfallenden Broschüre gegen den jüngst von der pariser Akademie gefällten, in der gebildeten Welt so große Sensation erregenden Ausspruch: die orientalische Pest sei nicht contagiöser Natur durch Berührung mit andern Objecten, sondern verbreite sich durch die Luft, heftig auf und beweist, mit vielen Thatsachen unterstützt, das absolute Gegentheil. Die ihr als besonderer Abschnitt beigeschlossene Geschichte der Pest von Odessa im J. 1837, der jüngsten von den in Europa eingedrungenen Pestepidemien, ist unter diesen die für die Contagionisten am kräftigsten sprechende. Nach von ihm angeführten officiellen Thatsachen ward diese Pest am 22. September 1837 durch das aus Cherson kommende Schiff Samson, geführt vom russischen Schiffer Akim-Alexejew, der zuvor das damals von der Pest heimgesuchte türkische Städtchen Isaktascha besucht, hier Holz geladen hatte und mit seinen Bewohnern in Verbindung getreten war, in Odessa eingeführt. Gleich nach Abfahrt des Schiffs Samson aus Isaktascha fiel des Schiffers Alexejew Frau als erstes Pestopfer, mit deren Leichnam am Bord das Schiff in Odessa landete. In wenigen Tagen darauf war das Pestcontagium in der Stadt verbreitet und erhielt sich dort bis zum 22. Dec. gedachten Jahrs. Erst am 24. Febr. 1838 konnten Odessas Barrièren völlig wieder geöffnet und es konnte die Stadt dem freien Verkehr mit dem Reich geöffnet werden. Während der dreimonatlichen Pestdauer waren, in Folge der trefflich angeordneten Vorsichtsmaßregeln des Fürsten Woronzow, blos 125 Personen an ihr erkrankt, von diesen 108 gestorben und nur 17 genesen.

In seiner Erwägung über das Urtheil der pariser Akademie schließt Dr. Heine mit den sehr bemerkenswerthen hochwichtigen Worten: „So steht denn Europa am Vorabend einer schrecklichen Zukunft, wenn die Stimme der Vernunft ungehört verhallen soll. Es ist die Pflicht aller Aerzte, die nicht vom Taumel der Alles umstürzenden Gegenwart ergriffen sind, gegen den Ausspruch der pariser medicinischen Akademie feierlichst zu protestiren, alle Regierungen Europas zur Vorsicht, zum Schutz aufzurufen. Will jedoch Frankreich die Nichtcontagiosität der Pest anerkennen, dieselbe zum Wohl des Handelsstandes in seinen Maßregeln praktisch ausführen, so möge es Dies thun, es wird aber dabei den Fluch der Nachwelt ernten. Hoffentlich wird keine andere europäische Regierung diesem verderblichen Beispiele nachfolgen. Fast als gewiß darf es ausgesprochen werden, daß Rußland und Oestreich kein Haar breit vom Princip der bestehenden Quarantainegesetze so bald abweichen werden. Haben denn nicht auch die so vortrefflich geordneten Quarantaineanstalten beider Länder, oft schon so nah den türkischen Pestheerden gestanden, Europas Völker immer glücklich vor diesem fürchterlichsten aller Uebel bewahrt? Nicht dankbar genug kann die Menschheit beiden Regierungen ihre Erkenntlichkeit dafür aussprechen. Mögen denn also wissenschaftlich gewaffnete Kämpen gegen eine Ansicht auftreten die, obgleich von einer berühmten Akademie ausgehend, ein ganzes Heer von Jammer und Elend zur Folge hat. Hier ist keine Zeit zu verlieren, hier gilt es offen und rücksichtslos, von wahrer Menschenliebe getrieben, seine Meinung laut auszusprechen. Ich habe Dies in dieser Schrift gethan, mich dazu berufen fühlend. Mannichfaltige Erfahrungen haben mich mit der Pest sehr vertraut gemacht, ihr habe ich die eifrigsten, gefahrvollsten Stunden gewidmet, auch hier das Unzulängliche der Heilwissenschaft erkannt, aber gerade in den Einrichtungen unsers Quarantainesystems den größten Schutz gegen die größte Geißel der Menschheit gefunden."

Die zwei folgenden Abschnitte handeln: über einige besondere Pesterscheinungen in der Türkei, nach des Verf. eigenen Erfahrungen aufgestellt, und die bekanntesten Pestepidemien chronologisch dargestellt. Im erstern ist des Verf. Behauptung bemerkenswerth: „Die Berührung mit schon verpesteten Menschen, Thieren oder unbelebten Gegenständen theilt sich allemal mit, das Brot allein macht eine Ausnahme.“

Geologische Reiseskizzen über Rußland, von Murchison.

Auf die erhaltene Genehmigung Kaiser Nikolaus' kam Murchison, Präsident der londoner Geologischen Gesellschaft, einer der berühmtesten Geologen unserer Zeit, und Verneil, Vicepräsident der pariser Geologischen Gesellschaft, ein trefflicher Paläontolog, im Frühjahr 1840 nach Petersburg, um eine geologische Reise durch Rußland zu unternehmen. Zuerst besuchten sie von Petersburg aus die Ufer des Wolchowflusses, die des Onegasees, das Gouvernement Olonez und die Umgegend seiner Hauptstadt Petrosawodsk. Von russischer Seite war ihnen auf dieser Reise beigegeben Hr. von Kokscharow, ein junger Offizier aus dem Corps der Bergingenieure. Aus Petrosawodsk begaben sie sich nach Archangel, besichtigten hier die Küsten des Weißen Meers, die Ufer der Dwina, nahmen darauf ihre Richtung nach dem Süden, besichtigten einen großen Theil des Gouvernements Wologda, die Umgegenden der Städte Jaroslaw und Kostroma, einige Orte der Gouvernements Nischnji-Nowgorod, Wladimir, Rjäsan und Moskau, seine Umgegend, die Waldaïsche Bergkette, die Ufer des Ilmensees und der kleinen Flüsse zwischen Nowgorod und Petersburg. So kamen sie im Spätherbst nach Petersburg zurück und verließen unmittelbar darauf Rußland. Im folgenden Jahr erneuerten sie diese Reise nach einem viel umfangreichern Plane des verstorbenen Finanzministers Grafen Cancrin, bestätigt vom Kaiser. Auch auf dieser begleiteten sie von unserer Seite Hr. von Kotscharow und Graf Keiserling. Diesmal begannen sie ihre Forschungen im Westen, bereisten die Gouvernements Wilna, Kurland und Livland, wandten sich darauf ins innere Rußland, besichtigten die Gouvernements Tula, Kaluga, den südlichen Theil des moskauischen, die Gouvernements Nischnji-Nowgorod, Kasan und Perm. Auf dem Wege zwischen Kasan und Perm untersuchten sie die ausgedehnten Lager der Kupfererze. Das Uralgebirge zwischen dem 54.—60. Grad n. Br., seine Vorberge auf der europäischen und asiatischen Seite unterlagen gleichfalls ihren Forschungen. In Orenburg theilten sie sich: während Graf Keiserling diesen Landstrich bis Astrachan hinunter untersuchte, thaten Murchison und Verneil das Gleiche mit der Wolgaströmung zwischen Samara und Sarepta, besichtigten die Kalmückensteppen, die Mündung des Don, die Ufer des Asowschen Meers, die Steppen des südlichen Rußlands, verwandten einen ganzen Monat mit Besichtigung des Steinkohlenbassins am Don und kehrten über Charkow, Kursk und Orel nach Moskau zurück. Während dieser ganzen Reise erfreuten sich die Reisenden an allen Orten der gastfreundlichsten Aufnahme, alle Verwaltungschefs suchten aufs zuvorkommenste ihre wissenschaftlichen Zwecke zu fördern, ohne welches Entgegenkommen auch ihre Reise sich der erlangten Resultate nicht zu erfreuen gehabt hätte. Gleich nach ihrer Rückkunft in Petersburg statteten sie dem Grafen Cancrin darüber Bericht ab. Dieser legte ihn dem Kaiser vor, der ihnen dafür sein Wohlwollen in den huldvollsten Ausdrücken bezeigte. Beide verbrachten hier den Rest des Jahres 1842 im Ordnen ihrer entworfenen Reiseskizzen.

Zu einer vollständigen geologischen Karte des europäischen Rußlands war noch die Uebersicht seines nordöstlichen Winkels übrig. Graf Keiserling übernahm es im J. 1843 diesen wüsten vom Petschorafluß benetzten District zu erforschen. Er traf hier auf eine den russischen Geographen bisher ganz unbekannt gebliebene Bergkette, welche seitdem die Timannschen Berge genannt wurden. Murchison bereiste im gedachten Jahre einige Theile Deutschlands in der Absicht, ihre Formation mit der russischen zu vergleichen; darauf untersuchte er geologisch Polen und die theilweise Rußland anstoßenden Karpatischen Berge. Das Jahr 1844 verbrachte er mit geologischen Untersuchungen der Skandinavischen Halbinsel und ihrer verwandtschaftlichen Verhältnisse mit dem europäischen Rußland. Im J. 1845 gab Murchison sein Werk in zwei großen Quartbänden aufs luxuriöseste ausgestattet in London unter dem Titel heraus: „The geology of Russia in Europe and the Ural mountains.“ Es ist dem Kaiser Nikolaus gewidmet. Zwölf sauber lithographirte Ansichten, verschiedene Oertlichkeiten des Ural darstellend, eine Menge Zeichnungen, die geologische Formation des europäischen Rußlands und des Ural erläuternd, endlich zwei geologische Karten, von denen die eine das ganze europäische Rußland, die andere die geologische Bildung des Ural, seine östlichen und westlichen Berge darstellen, dienen dem Werke zur großen wissenschaftlichen Beihülfe. Die letzte Karte ist auch zur topographischen Kunde des südöstlichen Rußlands, dessen Localität sie genau bezeichnet, äußerst wichtig. Nur der erste Band gedachten Werks ist von Murchison's Feder, der zweite Band aber vom französischen Gelehrten Verneil in französischer Sprache herausgegeben. Ungemeines Interesse hat der von Murchison in englischer Sprache bearbeitete erste Band. Er enthält eine umständliche Darstellung der verschiedenen Erdschichten in Rußland, mit der ältesten beginnend und sie so nach Folge der Zeit bis auf die neuesten durchführend; jede Erdschicht wird den mit ihr verwandten in andern Ländern verglichen. Dann folgt eine Beschreibung der geologischen Organisation des Uralgebirgs mit allen ihm anliegenden Orten. Zum Schluß endlich findet man Erwägungen über den Ursprung der heutigen sibirischen Goldsandlager, über andere neue Anfaschichten, Untersuchungen über einst in Sibirien bestandene heiße klimatische Gebiete, die großen Landthieren der heißen Zone, wie dem Mammuth, zum Aufenthalt dienen konnten, über die kolossalen Steingebilde im nördlichen Rußland, über die Dammerde die einen großen Theil des nördlichen und südlichen Rußlands bedeckt. Der zweite Band von Verneil, die Petrificationen des europäischen Rußlands beschreibend, hat nur Interesse für die Gelehrten, die sich praktisch mit der Geologie und Paläontologie beschäftigen. Jüngst ist dieses Werk skizzenweise in einem russischen Journal übersetzt erschienen; in Deutschland aber, soweit es Berichterstatter aus dessen neuester Literatur bekannt ist, hat sich noch kein Uebersetzer desselben gefunden. 115.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 33. —— 2. Februar 1847.

Die Taschenbücher für das Jahr 1847.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 32.)

10. Phantasiegemälde. Taschenbuch romantischer Erzählungen von K. Herloßsohn.

In diesem zweiten Jahrgange der „Phantasiegemälde“ finden wir zwei Erzählungen, welchen nach den höchst unsichern vulgairen Ansichten der Menge allerdings das Prädicat „romantisch“ beigelegt werden kann. Da jedoch diese Bezeichnung in der Poesie der Gegenwart Werth und Bedeutung verloren hat, so scheint es rathsam, lieber auch sie selbst aufzugeben, als durch fortgesetzten Gebrauch eine Meinung zu unterhalten die jedes zufällig nicht alle Tage vorkommende Ereigniß im Leben romantisch zu nennen sich angewöhnt hat, oft auch Handlungen und Aeußerungen damit belegt die man sonst „excentrisch“, „überspannt“ nannte. Herloßsohn's Darstellungen gehören jedoch nicht zu den romantischen, wenngleich die erste, „Bruder Fritz“, ein nicht gewöhnliches Ereigniß behandelt. Theodor's Mutter war Pathe bei dem auf ihrem Gute geborenen Knaben eines wandernden Musikus gewesen. Der Musikus geräth in Bedrängnisse, Theodor hilft ihm mit Geld und ist bereit den Knaben zu sich zu nehmen. Er wird ihm zugesandt, und nach einigen Jahren muß Theodor entdecken, daß er seine Erziehungs- und Bildungskünste einem Mädchen zugewendet hat. Der Knabe war nämlich gestorben, und der Musikus hatte die Tochter dem edelmüthigen Vetter untergeschoben. Die Erzählung bietet mehre sehr ansprechende Situationen, und Bruder Fritz reicht endlich als Friederike dem Wohlthäter beglückt und beglückend die Hand. Ueber einen Punkt jedoch muß Ref., der ihn schon lange auf dem Herzen trug, hier ein paar Worte sagen. Unter allen Schmerzen dieser Erde gibt es wol kaum einen tiefern, heiligern, als den der Verlust einer Mutter, eines Kindes dem wahrhaft edeln Menschen sendet. Daher sollten die Dichter, die da wissen, daß es Worte gibt die wir als heilige nicht aussprechen dürfen, behutsam sein bei Benutzung eines Muttergrabes. Gleichwol begegnen wir überall in Novellen und Theaterstücken einem solchen Grabe nicht selten, um der lieben Effectmacherei zu huldigen und durch eine vorübergehende Gefühlserschütterung das Reinste, Heiligste in der Menschenbrust zu profaniren. Auch in dieser Erzählung werden wir an das Grab von Theodor's Mutter geführt, und wenn wir auch nicht geradezu behaupten wollen, daß es hier nichts Anderes als Maschinerie sei, so ist es doch Pflicht, den Verf. daran zu erinnern, daß dergleichen Scenen ganz und gar abgenutzt sind.

„Die Weihnachtsbescheerung“ entwickelt den gutmüthigen Leichtsinn eines jungen Mannes dem es an Muth gebricht, dem Vater zu gestehen, daß er ein Schweizermädchen nach Paris geführt und hier vor dem Maire zu seiner Frau gemacht habe. Am Christabend erscheint sie vor dem Vater, entdeckt sich ihm, und dieser veranstaltet eine Bescheerungsscene die für den Jungen freilich eine Beschämungsscene ist, doch alle Noth und Wirrsal glücklich ausgleicht. Wir sind bei dieser Erzählung oft an weiland Clauren erinnert worden, der freilich mit dickern, schreiendern Farben malte, doch überhaupt nicht ganz ohne Einfluß auf Herloßsohn's Darstellungen geblieben zu sein scheint.

11. Wintergrün. Begründet von Georg Lotz. Herausgegeben von dessen Witwe.

Die historische Erzählung aus der Zeit Ludwig's XIV., „Der Erbe des Hauses“, mag leicht — denn Ref. gesteht unumwunden, daß er nicht Alles weiß — Uebersetzung eines französischen Originals sein. Ebenso gern aber gesteht Ref., daß er sich an dieser Erzählung im Allgemeinen recht erfreut habe. Der dünkelhafte, gutmüthige Landjunker soll und will sein Glück bei Hofe machen, geräth auf diesem Wege in mancherlei abenteuerliche Verwickelungen, sogar in die Bastille, und wird von der Maintenon, die er früher weil er sie haßt tief verletzt hat, befreit, um das Glück zu finden dem er bisher vergebens nachjagte. Daß die allgewaltige, bigote Maintenon, der man so Vieles schuldgeben kann, hier einmal edel handelt, widerstrebt weder ihrem Charakter noch den hier in Frage kommenden Verhältnissen.

12. Sonnenblumen. Almanach historischer und moderner Novellen von Friedrich Adami.

Adami's Darstellungsweise ist hinlänglich bekannt. Die beiden ersten Erzählungen, „Der Bastard von England“ und „Die eiserne Maske“, bilden eigentlich ein Ganzes, indem der Verf. dem Dutzend Vermuthungen

über die Eiserne Maske noch die dreizehnte hinzufügt, daß der nach der englischen Krone strebende Herzog von Monmouth hinter dieser Maske in der pariser Bastille begraben gewesen sei.

Die Dorfgeschichte welche den Schluß des Buches bildet ist Uebersetzung einer düstern, zu Nichts führenden Anekdote von Souvestre.

13. Bettlers Gabe. Taschenbuch von Wilhelm Müller.

Wenn dieses Taschenbuch nicht schon eine Reihe von Jahren sich eingefunden hätte, so würden wir wahrscheinlich einige Betrachtungen über den jedenfalls auffälligen Titel nicht zurückhalten. So aber wollen wir ohne Weiteres sehen was der „Bettler" gibt. Unter den fünf Gaben finden wir Ansprechendes. Sogleich die erste Novelle, „Ein Märtyrer unserer Zeit", ist das im Leben oft genug wiederkehrende Bild eines Mannes dem es nun einmal versagt sein soll, seinen Ideen einen angemessenen Wirkungskreis zu erobern. Dem guten Mechanikus wird sogar noch ein Manuscript gestohlen welches das Geheimniß sehr wichtiger Maschinen bewahrt; er sinkt immer mehr in Armuth und Grübeleien, und diese fallen auf eine Maschine welche die Erde aus ihrer Bahn heben soll um ihr einen ewigen Frühling zu verschaffen. Dieser Idee opfert er, ein moderner Goldmacher, Alles, bis er, mit seiner Tochter am Abgrund gänzlichen Verderbens stehend, von einem frühern Lehrling aller Noth enthoben wird.

„Ein Sonntag der Armen" ist als „Denkwürdigkeiten aus dem Pommerlande" bezeichnet, eine an sich ansprechende und gut behandelte Sage, welcher, wie sehr vielen Sagen, ein historisches Moment zum Grunde liegt.

Die Schauspielernovelle „Jesuit und Teufel" gibt recht charakteristische Situationen, doch sind wir zu der Annahme geneigt, daß der Jesuit keines Teufels bedürfe.

„Der Sohn der Wüste", eine Erzählung aus der Zeit der Kreuzzüge, behandelt das bekannte Thema, wonach rohe Verworfenheit endlich zu Grunde geht an der Kraft der Unschuld. Die Darstellung ist nicht eigentlich naturgetreu, doch fehlt es nicht an ansprechenden Scenen.

Außerdem gibt das Taschenbuch noch eine Sage aus uralter Slawenzeit, „Die Seelen in den Steinbildern", düster, blutig, wie so viele Sagen, auf der Grenze des Heidenthums und Christenthums erstarrt.

14. Narrenalmanach von Eduard Maria Oettinger.

Recensenten stehen einmal in dem Rufe der Undankbarkeit; Ref. könnte daher sehr gut ignoriren, daß Freund Oettinger in der Vorrede (S. xi fg.) die Recension über seinen Almanach von 1845 als schalkhaften Fingerzeig für die Behandlung des vorliegenden aufnimmt. Ref. ist nun entweder der vorige Recensent, oder er ist es nicht. Im erstern Falle wäre er von allem Zartgefühl verlassen, wenn er den Fingerzeig nicht als eine schmeichelhafte Concession betrachten, und danach seine diesmalige Stellung bemessen wollte; im andern Falle könnte man es taktlos finden, den Fußstapfen des Vorgängers, vielleicht gar geflissentlich, nicht zu folgen. Doch sei Dem wie ihm wolle, Ref. gesteht unumwunden, daß Oettinger ihn auch diesmal wahrhaft erfreut hat. Schon die Vorrede, eine interessante Lobrede auf Herrn Henri Blaze, ist höchst ergötzlich; ebenso, wenngleich Das gar nichts Neues ist, daß deutsche Journale das französische Raubgut aus Oettinger's „Rossini" als überrheinische allerfrischeste Novität wiederum ins Deutsche übersetzen. Das ist ein Zug deutscher Ehrlichkeit, die selbst unbewußt am alten suum cuique festhält.

Als Haupt- und Paradestück gibt der vorliegende „Narrenalmanach" unter dem Titel „Sans-Souci" ein Lebensbild aus jener Zeit des vorigen Jahrhunderts, wo dort Voltaire, d'Argens, Maupertuis und Lamettrie einen Parnaß bildeten der dem Könige Friedrich allerdings leicht als eine Nothwendigkeit erscheinen konnte, der jedoch vor dem aufstrebenden deutschen Geiste selbst damals schon als eine Art Vogelscheuche erschien. Der Hauptinhalt des reichen Lebensbildes ist jedoch weniger an das literarische und sonstige Treiben der vier Franzosen als an den mysteriösen Grafen St.-Germain und die Tochter einer Frau von Pfuel geknüpft, die gekommen war, um durch alchemistische Experimente den König von 10,000 Thlr. zu erlösen, wie denn überhaupt der Verf. den Grundstein der ganzen Erzählung in der dürftigen Nachricht welche Schmieder's höchst interessante „Geschichte der Alchemie" mittheilt gefunden haben will. Ob Graf St.-Germain jemals in Sans-Souci war, ist Ref. zur Zeit nicht bekannt, wol aber, daß derselbe noch 1778 von Hamburg aus einen Briefwechsel mit der Prinzessin Amalie unterhielt. Oettinger läßt diese merkwürdige Menschenerscheinung als Missionnair der Jesuiten seine Rolle spielen, und weist in einer eingelegten Geschichte der Jesuiten nach, daß sie ab und an Jemand unter dem Namen St.-Germain aussandten, sodaß der des vorigen Jahrhunderts trotz seines jugendlich blühenden Ansehens sich leicht ein hohes Alter beilegen konnte. Uebrigens ist seine wirkliche Mission immer noch nicht sicher ermittelt; hier aber ist er als Marquis Aymar, der endlich sogar einen Andern als Graf St.-Germain auftreten läßt, fast ausschließlich das Haupttriebrad in den vorgeführten Lebensverhältnissen. Diese hier näher darzulegen ist bei ihrer Mannichfaltigkeit nicht wol möglich, wie es denn auch eine Schmälerung des Genusses den wir jedem Leser wünschen hier sein würde. Bemerken wir nur noch, daß in einem „Narrenalmanach" so viele historische und sonst interessante Notizen nur Denjenigen auffallen können die etwa nicht wissen, daß Narren die aufrichtigsten Freunde der Wahrheit sind.

Das zweite Narrenbild, „Der schwarze Christoph, oder Limonade, Marmelade und Orgeade", veranschaulicht uns den Hof des schwarzen Königs auf Haiti, der Nichts war als eine Caricatur des Napoleon'schen Hofs.

Die letzte Gabe, „Ein berliner Abenteuer, oder Lavendel, Myrt' und Thymian", als „factisch" bezeichnet, ist nicht Mehr als Anekdote. Thymian, welcher jetzt ein

ausgezeichneter Bühnendichter sein soll, übergibt der Madame Lavendel anstatt eines Liebe erklärenden Gedichts in seiner Herzensangst eine Schneiderrechnung. Myrte will der Verfasser selbst gewesen sein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Recht des Publicums in Betreff der Verstümmelung geschichtlicher Urkunden.

Die Wiederauflage der „Memoirs of the reign of king George the Second. By *Horace Walpole*. Edited from the original manuscript. With a preface and notes by the late Lord Holland" hat Anlaß zu einem Zeitungskrieg gegeben der von allgemeinem Interesse ist, insofern daraus hervorgeht, welche Ansprüche man in England in Bezug auf Mittheilung Dessen macht was zur Aufhellung geschichtlicher Ereignisse dienen kann, selbst wenn solche historische Quellen nicht in amtlichen Urkunden, sondern in den Aufzeichnungen von Privatleuten bestehen welche ihre Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten als Staatsmänner, Parlamentsmitglieder u. s. w. mehr oder minder tief in die äußern und innern Triebfedern der Begebenheiten hat Einsicht nehmen lassen, und die ihre Erfahrungen und Ansichten über diese Dinge in Form von Denkwürdigkeiten u. s. w. gefaßt zu späterer Veröffentlichung niedergelegt. Die Bedenken welche von vielen Seiten gegen eine unverkürzte und unbeschnittene Mittheilung solcher Privataufzeichnungen erhoben werden sind jetzt nicht zum ersten male dort zur Sprache gebracht worden; denn wir erinnern uns, daß erst vor ein paar Jahren, beim Erscheinen der Memoiren und Briefschaften des Grafen von Malmesbury, ein englisches Review torystischer Farbe geradezu verlangt hat, daß ohne ausdrückliche Genehmigung der Staatsgewalt eine solche Veröffentlichung nicht zulässig sei. Auch die Erklärung des Herzogs von Wellington über die Geschichtschreibung bezüglich des Kriegs in der Halbinsel bei Gelegenheit eines darüber erschienenen Werkes (vergl. Nr. 201 d. Bl. f. 1845) schlägt, wenn auch entfernt, in diese Frage ein. Hier möge in Kurzem der obengenannte neue Beitrag zu deren Erörterung folgen.

Das „Athenaeum" hatte den Wiederabdruck des Eingangs genannten Werkes „ohne andere Veränderung als einiger wenigen Druckfehler" und gleichsam als eine „Neuigkeit", als einen Betrug, eine „Buchhändlertäuschung" (a trade artifice) bezeichnet, die es im literarischen Interesse nicht ohne strenge Rüge hingehen lassen dürfe. Dabei wurde angeführt, daß schon früher allgemein die Vermuthung geherrscht, der verstorbene Lord Holland habe einen zu weiten Begriff von der Befugniß eines Herausgebers geschichtlicher Denkwürdigkeiten dieser Art gehegt, und in Folge dessen Vorfälle und Charakterzüge ausgelassen aus Gründen welche im Allgemeinen die Welt als nicht zulänglich für ein solches Verfahren betrachtet haben würde. Vergebens habe man sich nun in der neuen Ausgabe dieser Denkwürdigkeiten nach einer Ergänzung in dieser Hinsicht, einer restitutio in integrum und einer weitern Aufhellung der darin erzählten Begebenheiten, welche durch die seitdem erfolgten zahlreichen Aufschlüsse möglich geworden, umgesehen. Dieser verstümmelten neuen Ausgabe verdanke man daher im Augenblick wenigstens die Täuschung der darauf gestellten Erwartung, und es sei die Größe des Unrechts welches der Sache der geschichtlichen Literatur dadurch widerfahren kaum zu ermessen. Zur Begründung dieser schweren Anklage wird dann erwähnt, daß Lord Holland in willkürlicher Laune (caprice) von der Vertheilung die Walpole ursprünglich selbst in seinen Denkwürdigkeiten getroffen abgewichen und die Mottos ausgelassen die er den einzelnen Abschnitten vorgesetzt. So habe er das erste Buch mit der wohlbekannten Frage des Kanzlers Oxenstierna an seinen Sohn: „An nescis, mi fili, quantilla prudentia regitur orbis?" eingeleitet; die Erzählung der Ereignisse des Jahres 1752 habe er mit Strada's Maxim: „Pour être bon historien il ne faudrait être d'aucune religion, d'aucun pays, d'aucune profession, d'aucun parti" begonnen. Diesen Ausmerzungen folgt die Aufzählung einer Anzahl anderer mehr oder minder bezeichnender Auslassungen. Was dieses Verfahren in noch ungünstigerm Lichte darstelle sei: daß Se. Lordschaft dabei entschlossen gewesen zu sein scheine, zu verhüten, daß das Ausgemerzte je wieder ergänzt werde; denn er habe die betreffenden Stellen aus der seiner Obhut anvertrauten Handschrift herausgeschnitten. Glücklicherweise sei das Concept Walpole's selbst erhalten und vor der Schere bewahrt geblieben; dadurch sei es möglich geworden, nicht nur die von Lord Holland bewerkstelligten Lücken auszufüllen, sondern auch die Meinungsschwankungen Walpole's an das Tageslicht zu bringen.

Auf diese schwere Rüge erfolgte in den politischen Blättern eine abwehrende Erklärung des Obersten Fox, der seinen verstorbenen Vater Lord Holland gegen die erfahrenen Angriffe in Schutz zu nehmen versuchte, indem er die Beschuldigungen für unwahr und verleumderisch erklärte. Die Denkwürdigkeiten Walpole's — führte er zur Begründung seiner Vertheidigung an — wären im J. 1822 auf Ersuchen und zu Nutzen des ältern Lord Waldgrave herausgegeben worden. Der Letztere habe dem Herausgeber völlig freie Hand gelassen und nur den Wunsch ausgedrückt, er möge so viel als möglich die Gefühle der Verwandten Derer schonen welche in dem Werke erwähnt seien. Die Vorrede dieser Ausgabe, die erste und einzige die von demselben veranstaltet worden, und seines, Lord Fox', Wissens überhaupt die einzige, habe Lord Holland selbst geschrieben. Derselbe habe bei Veröffentlichung dieses Werkes freilich mehre von „jenem ebenso boshaften als launenhaften Schriftsteller Horace Walpole" geschriebene Stellen ausgemerzt; jene Vorrede enthalte die Gründe einer solchen Handlungsweise und bezeichne die Stellen des Textes wo Dies geschehen. Die vom „Athenaeum" gegebenen Beispiele des Unterdrückten selbst rechtfertigten das Verfahren seines Vaters; denn bemerkt Fox: „Ich kann dem Publicum nicht Glück dazu wünschen, noch hoffe ich, daß dasselbe sehr ergötzt sein wird über die Beispiele wohlfeiler Schmähungen und pöbelhafter Beinamen, womit der Recensent des «Athenaeum» die Spalten eines Blattes beschenkt hat welches dieselben nie hätte zulassen sollen." Was das Herausschneiden von Stellen der seinem Vater anvertrauten Abschrift betreffe, so sei Dies eine bloße Behauptung. Er und mit ihm Jeder der Lord Holland gekannt müsse überzeugt sein, daß er unfähig zu einer solchen Handlungsweise gewesen, es sei denn, daß er von Lord Waldgrave dazu ermächtigt worden sei. Die Thatsache daß Letzterer selbst eine Stelle herausgeschnitten, bestätige eine solche Annahme. Um die Ungenauigkeit der Behauptungen des Recensenten in Bezug auf die Auslassungen darzuthun, macht Fox am Schlusse seines Schreibens darauf aufmerksam, daß die beiden vermißten Mottos von Oxenstierna und Strada sich in dem Wiederabdruck an derselben Stelle finden an der sie in der frühern Ausgabe stehen. Dem Schreiben ist folgender Auszug aus der erwähnten Vorrede Lord Holland's zur ersten Ausgabe beigefügt:

„In Bezug auf Auslassungen ist es billig dem Leser anzuzeigen, daß eine plumpe, unzarte und schlecht verbürgte Erzählung von Lord Waldgrave herausgeschnitten worden ist, ehe die Handschrift dem Herausgeber eingehändigt wurde; aber der Autor selbst hatte anerkannt, daß die darin erzählten Thatsachen auf keiner sichern Quelle, sondern auf bloßem Gerücht beruhen. Einige, obwol sehr wenige, gemeine Ausdrücke sind vom Herausgeber unterdrückt und die Lücken mit Sternchen ausgefüllt worden; auch sind zwei bis drei Stellen, welche besondere Eigenthümlichkeiten von Privatpersonen betreffen und in keiner Weise mit irgend einem politischen Ereignisse in Verbindung stehen, oder irgend einen großen öffentlichen Charakter zu beleuchten dienen, ausgelassen worden. Spott über bloße körperliche Gebrechen, dem der Autor nur zu gern sich hingab, wurde in einigen Fällen ausgemerzt; und wo Privatlich-

schaften in den Anmerkungen oder im Anhang erwähnt wurden, ist der Name der Dame nur selten ausgeschrieben worden, ausgenommen dort wo die Sache schon bekannt oder mit irgend einem Ereigniß von Wichtigkeit, zu deren Aufhellung es unerlaßlich, verbunden war. Dergleichen Freiheiten hat man sich höchst sparsam erlaubt, und erscheinen dieselben durch die Betrachtung gerechtfertigt, daß das Werk, obwol augenscheinlich zur Veröffentlichung geschrieben, doch ohne Anweisungen wie darüber zu verfügen gelassen, und es völlig in das umsichtige Ermessen Derjenigen gelegt wurde durch deren Beglaubigung es nun dem Publicum übergeben wird. Man hätte sich vielleicht ohne Nachtheil für den Autor und seine Denkwürdigkeiten noch größere Freiheiten gestatten können. Aber der Herausgeber wollte nicht gern eine Thatsache oder Anekdote auslassen die auf mittelbare oder unmittelbare Weise dazu beitragen konnte, die Ursachen oder die Spuren des Vorganges einer politischen Veränderung oder eines politischen Ereignisses aufzuhellen. Die wenigen Auslassungen sind durchaus privater Natur und betreffen im Allgemeinen nur verhältnißmäßig unbedeutende Persönlichkeiten."

Die Entgegnung des „Athenaeum", welches das Schreiben des Obersten sammt dem obigen Auszug abdruckte, tritt mit schneidender Schärfe gegen die Vorwürfe des Obersten Fox sowol wie gegen die in der angeführten Stelle der Vorrede seines Vaters geltend gemachten Grundsätze auf. Es ehre — äußert es — das Gefühl des Sohnes, wenn er für den verdächtigten Ruf seines Vaters auftrete; aber es habe keine Entschuldigung für die Thorheit oder die Annahme, welche in dem Ausdruck einer kritisirenden literarischen Meinung eine Verleumdung finde. Man könne dem Andenken des edeln Lord die ihm gebührende Achtung zollen, brauche ihm aber keine Vollmacht zur Unfehlbarkeit zuzuerkennen, noch ihm ein besonderes Privilegium zu ertheilen, wodurch er der gewöhnlichen Beurtheilung entzogen wird, sobald er vor die Welt in schriftstellerischem Charakter tritt. Dem Publicum stehe allemal das Recht zu zu entscheiden, ob sich der Herausgeber wichtiger geschichtlicher Quellen der in seinen Händen liegenden Gewalt und der ihm von seiner Einsicht gebotenen Rücksichten auf verständige Weise bedient habe oder nicht. Was Dies anbetreffe, so gebe es wenige Fälle, wo dies willkürliche Ermessen (latitude) des Herausgebers durch die Rücksichtnahme auf das Recht des Publicums mehr beschränkt werden sollte als gerade bei einem solchen Werke wie das womit sich Lord Holland befaßt. „Es kann nicht geleugnet werden", erklärt der englische Kritiker treffend, „daß das Recht, mit der Geschichte oder mit den Urkunden die Stoff dafür liefern können taschenspielermäßig umzuspringen (to tamper), ein gefährliches Zugeständniß ist, das mit großer Vorsicht anzunehmen und stets der Revision der Nachkommenschaft zu unterwerfen ist. Bei dieser Revision kann die Partei welche so häkliche Befugnisse ausübt keineswegs ihrer Verantwortlichkeit entgehen. Es kommt eine Zeit, wo jede Urkunde, jede Zeile einer Urkunde die aus augenblicklichen Rücksichten zurückgehalten wurde, dem Publicum zur Vervollständigung des Falles nothwendig wird; und es ist klar, daß, wenn je Etwas aus irgend einem Grunde der nicht in den Zeitverhältnissen ruht vorenthalten wird, Dies aus Gründen geschieht die unmittelbar der Unversehrtheit der Geschichte ans Leben greifen — und die das Publicum nicht dulden wird. Für dieses sein unbestreitbares Anrecht würde aber das Publicum keine Bürgschaft haben, wenn es Aufschlüsse von Leuten entgegennähme die Leidenschaften und Vorurtheile besitzen, und die Urkunden welche über Leidenschaften und Vorurtheile Zeugniß geben im Geheimen zurechtlegen. Unser Artikel, welcher Hrn. Fox so zornig gemacht, ging dahin, durch unwidersprechliches Zeugniß der Thatsachen zu zeigen, daß der Herausgeber des besprochenen Werkes des Privilegiums einer launenhaften Auswahl sich bedient, und daß der Kniff eines Buchhändlers und in der Gegenwart einen Ausgabe, wofür die Zeit reif, benutzt hat welche den ganzen Text unverkürzt herstellt."

Dieser allgemeinen Verurtheilung des Verfahrens Lord Holland's folgen noch ernstlichere Rügen specieller Natur, wobei sich der Kritiker jedoch ausdrücklich dagegen verwahrt, daß er die Handlungsweise des edeln Lord unlautern Beweggründen zuschreibe, da sie nur aus Nachlässigkeit und aus Mangel an Gefühl seiner Verantwortlichkeit hervorgegangen sei. Vor Allem wird beklagt, daß der Herausgeber seine Ausmerzung des Textes mit der Schere statt des Bleistifts bewerkstelligt, auf diese Weise seine persönliche Darstellung gegeben, die Urkunde aber vernichtet. Durch das Herausschneiden aus dem Manuscript habe er so das Anrecht des Publicums verletzt. Welche Freiheit man dem Herausgeber in Unterdrückung gewisser Stellen für seine Zeit auch einräumen möge, durch keine Gründe lasse sich diese Befugniß zu einem solchen Gebahren ausdehnen. Dem menschlichen Irren unterworfen, besitze ein solcher Mann nicht im mindesten das Recht, die Mittel zur Wiedergutmachung des Irrthums zu vernichten. Eine solche Handlung sei nichts Anderes als die leichtsinnige Umwandlung eines kostbaren Darlehns in unrechtmäßiges und unbedingtes Eigenthum. „Und hier", fährt der Verf. fort, „wollen wir uns gegen einen möglichen Irrthum der uns als Einwendung entgegengehalten werden dürfte verwahren. Man könnte einwenden, daß das Publicum ein Eigenthumsanrecht an dem Manuscript Horace Walpole's nicht hat, und daß, wie der Autor es nach Belieben zurückhalten konnte, auch Die welche für ihn eintreten Dies dürfen. Unsere Antwort darüber ist zugleich zustimmend und verneinend. Abgesehen von der Verpflichtung, die Diejenigen welche Walpole's Manuscript herausgeben Diesem gegenüber eingegangen sind, beschränken wir uns blos auf den zwischen Herausgeber und Publicum vorliegenden Fall. Das Manuscript war freilich Walpole's oder Lord Waldgrave's oder Lord Holland's, und es stand bei ihnen, es zu veröffentlichen oder zurückzuhalten. Aber in dem Augenblicke wo man sich dafür entscheidet es zu veröffentlichen, beginnt das Anrecht des Publicums. Dies letztere hat einen fortdauernden Anspruch auf Wahrheit, und dieser Anspruch wird in seiner weitesten Ausdehnung an einem Manuscripte geltend gemacht, sobald es aus dem Pulte genommen und durch die Presse verbreitet wird. Was das Publicum anlangt, so hatte Lord Holland das Recht, das ganze Manuscript, wenn es ihm beliebte, ins Feuer zu werfen (?!) — aber nicht einen Theil und das Uebrige drucken zu lassen." Der literarische Streit schloß mit einem Schreiben des Obersten Fox, das rein persönlicher Natur war, indem es über einige für den Herausgeber des „Athenaeum" beleidigende Ausdrücke in seinem abwehrenden Artikel ausgleichende Erklärungen gab.

26.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Lyrische Poesien.

Aus der großen Menge lyrischer Poesien welche die letztvergangenen Monate an die Sonne der Oeffentlichkeit gefördert haben, wollen wir nur noch auf die „Poëmes et poésies" von P. Blanchemain aufmerksam machen, da, so viel wir wissen, der Name dieses talentvollen Dichters in d. Bl. noch nicht erwähnt worden ist. Seine Poesien treten zwar nirgend bedeutend hervor und erleiden besonders da wo der Dichter die Großthaten seiner Nation verherrlichen will keinen Vergleich mit den Oden V. Hugo's auf Napoleon, an die gerade diese Partien wegen ihrer äußern Stafage theilweise erinnern; aber nichtsdestoweniger ist ihm doch ein ganz gefälliges Talent einzuräumen. Dasselbe tritt besonders in denjenigen Stücken zu Tage welche man als poésies fugitives bezeichnen kann. Hier verräth der Poet Innigkeit der Empfindung und eine gewisse Leichtigkeit, den Regungen seines Gefühls die entsprechende Form zu geben, an der hier und da einige unbedeutendere Flecken bei einer etwas sorgfältigern Feile leicht zu tilgen gewesen wären.

17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 34. —— 3. Februar 1847.

Die Taschenbücher für das Jahr 1847.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 33.)

Indem wir uns nunmehr wieder jenen Taschenbüchern zuwenden welche in den Beiträgen mehrer Schriftsteller und Dichter begründet sind, finden wir uns zuerst durch das Eldorado der Taschenbücher, Wien, angezogen und begegnen sogleich einer alten Bekannten:

15. Huldigung den Frauen. Herausgegeben von J. F. Castelli.

Das Büchlein begeht das Fest seines fünfundzwanzigjährigen Bestehens, es ist daher der Kaiserin von Oestreich dedicirt, im Aeußern glänzend ausgestattet, und in seinem geistigen Theile begegnen wir ansprechenden Beiträgen. Franz Dingelstedt schildert uns in der Novellette „Reine Liebe" die mit ihrem Reichthum und den daran gewöhnlich geknüpften Lebensverhältnissen zerfallene Tochter eines getauften berliner Juden, der eine sogenannte Convenienzheirath mit dem Sohne eines befreundeten wiener Hauses beabsichtigt. Seine Liebe zu dem einzigen Kinde, dem er so gern Alles „kaufen" möchte, gibt ihr die Waffe der Herrschaft in die Hand; er fügt sich scheinbar ihrem Willen, der von einer Heirath durch Arrangement Nichts wissen will, sondern reine Liebe fodert und sucht. Beide gehen unter fremdem Namen und mit schlichter bürgerlicher Ausstattung nach Ischl, und hier findet sich endlich ein Verhältniß zu einem jungen Manne, anscheinend ein Maler, der die Liebesuchende durch schroffen Widerspruch fesselt. Er verlangt endlich von ihr, daß sie den vom Vater bestimmten Wiener sehen und sich dann entscheiden soll. In Wien tritt ihr der Maler als der Sohn des befreundeten Hauses entgegen, und so behält denn das Arrangement sein Recht, dem hier zufällig wirkliche Liebe zu Hülfe kommt.

„Das Duell eines Dichters", von Castelli, ist wol als der werthvollste Beitrag zu betrachten. Die Novelle gehört ganz dem Leben an, und es geschieht wirklich Etwas. Der italienische Dichter Alfieri, krank an seinem Ruhme, trifft in Abano mit dem ihm befreundeten Cellini zusammen, der hier Jagd auf dramatischen Stoff macht und auch schon einer interessanten Intrigue auf der Spur ist. Eben in diese Intrigue wird Alfieri dergestalt verwickelt, daß er, obgleich mit Degen und Pistol durchaus nicht vertraut, beide sogar scheuend, dennoch den Plagegeist der schönen Marchesa Bianca fodert. Dieser ist ein gewandter und gefürchteter Fechter und Schütze, der, um Alfieri einzuschüchtern, Abends eine fast außer Schußweite blühende weiße Rose vom Strauch schießt; und in diesem Moment zeigt sich wahrhafter Muth. Alfieri bedeckt das abgefeuerte und das noch geladene Pistol mit einem Tuche und läßt nun dem Gegner die Wahl. Jeder soll dann dem Andern das Pistol auf die Brust setzen und abdrücken. Der Gegner schreckt zurück, aber er kann nicht anders als wählen, und wie wir ganz am Schlusse sehen, hat er das abgeschossene Pistol ergriffen. Die Scene wo Alfieri, ganz gegen seine innerste Natur, den Gegner aufzubringen sucht, und alles Folgende bis zum letzten Wort sind trefflich, spannend und wahr. Auch ist es zu loben, daß wir mit der Nachricht nicht weiter aufgehalten werden, ob der Gefallene getödtet oder nur verwundet ist, da gar Nichts darauf ankommt.

In den „Fügungen", von Karl Heusenstamm, fügt sich freilich am Ende Alles gar lieb und schön; allein wir müssen diese Fügungen etwas zu theuer erwerben durch Oper, Maskenball, Singethee u. dgl. Die Leute sind recht edel und sprechen auch gute Gesinnung aus, doch konnten sie sich ebenso gut auf tausend andern Wegen zusammenfinden, oder mit andern Worten: wir sehen nirgend eine innere Nothwendigkeit für die dargestellten Verhältnisse.

Ebenso ist es mit der stillen Novelle „Frühlingsbriefe", von Nordmann. Ein junger Mann muß reisen, nimmt Abschied von der Geliebten, schreibt anfangs fleißig, dann seltener und kälter, und kurz — er ist ihr ungetreu geworden.

Josef Rank's Volksgeschichte „Magd Anne Marie" läßt in Darstellung einzelner Persönlichkeiten, sowie in Färbung des Ganzen wol Manches zu wünschen übrig. Indessen ist die Anne Marie, trotz ihrer Lustigkeit, die uns mit ein paar hübschen Volksweisen bekannt macht, doch ein tüchtiges Mädchen, die, den Ruf der Welt nicht achtend, dem Stillgeliebten nachzieht, Lust und Leid mit ihm theilt, dem Erkrankten ihre Habe opfert und bei der Heimkehr als versöhnendes und lösendes Princip erscheint.

Wir begegnen noch einer andern Dorfgeschichte von Ludwig Schnyren mit dem uns fatalen Titel „Käthchen's Kopfhaare". Die Friseure behaupten, für ihre Perücken, Flechten, Locken u. s. w. nur sogenanntes lebendiges Haar, d. h. nicht von Leichen abgeschnittenes, verarbeiten zu können, und dieser Umstand hat einem eigenthümlichen, vorzüglich von Juden cultivirten Industriezweige das Dasein gegeben, welcher fast ebenso viel Gewandtheit und Ueberredungskunst fodert, als in den Zeiten der Soldatenwerberei aufgewendet werden mußte; denn wie es hier der persönlichen Freiheit galt, so gilt es dort dem schönsten Frauenschmuck. Hier nun hat unter den Jahrmarktbuden auch ein Haarwerber sein Zelt aufgeschlagen und mit werthlosen, aber verlockenden Gegenständen ausgestattet. Er gibt sie umsonst weg und verlangt nur eine unbedeutende Gefälligkeit, nämlich das Haar der begehrlichen Mädchen. Das Haar wächst ja wieder. Käthe's Mutter hat ihre Brille zerbrochen, Geld für Ersatz der Unentbehrlichen haben sie nicht, aber Brillen hat der gefällige Mann, und Käthe gibt dafür ihren Schmuck hin. Die daran geknüpften Gefährlichkeiten, sowie das glückliche Ende verstehen sich so ziemlich von selbst.

„Die Bücherwanderung", nach den Mittheilungen eines Freundes von Karl Egon Ebert erzählt, ist eine so höchst charakteristische Geistergeschichte, daß Ref. Nichts davon verrathen mag, und nur dem Drange nicht widerstehen kann, als die Krone des Ganzen zu bezeichnen, daß der Geist des verstorbenen Bibliothekars noch dieselbe Ehrfurcht gegen die Befehle seines Herrn wie im Leben hegt. Er weicht und kehrt nicht wieder, nachdem man ihm in nachgebildeter Handschrift seines ebenfalls schon längst verstorbenen Principals seine Dienstentlassung hingelegt hat.

Alexander Julius Schindler theilt aus den Papieren eines verstorbenen Freundes eine einfache Geschichte, „Frühlingswalten", mit, so voll von Anklängen tiefer wahrhafter Poesie, daß wir das Zerfahren in die weite Welt, das Verflüchtigen des Ganzen nur beklagen. Der Verf. hat sich neben den Schönheiten der sogenannten romantischen Poesie auch die Fehler mancher ihrer Jünger angeeignet, jenes Resultatlose, Unbestimmte, jenes Zerfließen am Schlusse, wodurch die Sehnsucht nach ewig Unerreichbarem ausgedrückt werden sollte, und wie es später in anderer Form die Zerrissenheitsritter darzustellen sich die überflüssige Mühe gaben.

Das Märchen von Andersen, „Das kleine Mädchen mit dem Schwefelhölzchen", ist so einfach tragisch ergreifend, daß wir Nichts mehr wünschten als wir hätten sechs Worte nicht darin gefunden. „Das war die Wirkung des Schwefelhölzchens", heißt es nämlich, als das Kind ein neues Hölzchen angezündet hat und es ihm vorkommt, als säß' es unter dem schönsten Weihnachtsbaume. Wir wollen gar nicht wissen woher Das gekommen ist, und außerdem ist es auch schon gesagt.

An poetischen Beiträgen bemerken wir ein sprechendes Gedicht von Dräxler-Manfred, „Aus der Wirklichkeit", dessen Schluß jeden wahrhaften Dichter trösten mag; ferner „Der taube Knabe", von Karl Victor Hansgirg. „Albertus Magnus", von Anastasius Grün, stellt die bekannte Sage, nach welcher Alb. Magnus im harten Winter blühenden Frühling in einem Garten durch Zauberkunst herstellt, schlicht und darum schön dar. „Die Nixe", von Leitner, würden wir schöner finden, wenn der Ritter nicht durch das Gebot der Pflicht, sondern durch Ruhmsucht von der Liebe losgerissen würde, und, wenn wir Das auch zugeben wollen, bei der Wiederkehr anstatt des klaren lebendigen Wassers nur einen Sumpf, nicht aber im Schlamm auch die Nixe wiedergefunden hätte. „Dichter und Richter", von Deinhardstein. Das ist die alte Klage! Es gibt tausend Dinge in der Welt, bei denen Jeder ganz schlicht und einfach gesteht: „Ich kann nicht darüber urtheilen; ich verstehe Das nicht!" Ein Gedicht aber findet in Jedem einen Kenner und Richter. Mögen die Dichter sich damit beruhigen, daß diese Erscheinung doch eigentlich nur aus dem tiefen Borne der Poesie auftaucht, den jede Brust umschließt; die Menge weiß Das nur nicht.

Außerdem finden wir noch Gedichte von Bauernfeld, Vogl, welcher auch die Stahlstiche unter der Ueberschrift „Frauenrosen" poetisch erklärt; recht freundliche italienische Volkslieder von Frankl; ferner von Seidl, Wilh. Marsano, Kilzer, Adolf Bube und Andern.

16. Gedenke Mein!

Clara von Massow, welche bisher unter dem Namen „Martha von der Höhe" sich bekannt machte, behandelt in der Novelle „Der Sieg der Seele" einen Stoff dem es nicht an Handlung und ansprechenden Momenten fehlt. Wie aber schon der Titel der Novelle zu unbestimmt ist, so schwankt auch die Darstellung noch im Ringen nach der rechten Form. Wie eine Bonne, oder, wenn dieser Vergleich ungefällig sein sollte, wie eine Cicerone führt uns die Verf. mit der Miene vorsorglichen Wissens von einer Situation zur andern hinüber, und Das hat für den Leser etwas Verletzendes. Indeß zweifeln wir nicht, daß die Verf. ein nicht zu bestreitendes Talent erfreulich ausbilden werde, und wünschen für diesen Zweck zunächst einfachere Stoffe gewählt zu sehen.

Die Zeit der an die unhaltbarsten Foderungen geknüpften Frauenemancipation ist freilich längst vorüber, doch spuken immer noch mancherlei Ideen nach, und so mag denn Anton Langer „Die Geheimnisse der Isis" nicht umsonst geschrieben haben. Freilich sind die Proben für Lydia, wie der Isispriester selbst gestehen muß, wirklich sehr derb, aber Lydia ist eine Römerin, und Etwas von ihrer Kraft wäre manchen heutigen emancipationssüchtigen Salondamen immerhin zu wünschen.

„Das Geständniß", von August Lewald, konnte Amalie früher ablegen, oder ihrem Gemahl ganz ersparen. Das vermochte die weibliche Schwäche nicht, und ein angstvolles Qualleben durch mehre Jahre findet nur

ein glückliches Ende in dem Edelmuthe eines wahren Freundes.

Unter den Gedichten heben wir hervor: „Froilas", von Adolf Bube; „Charles Bessières", von Gabriel Seidl; „Der Nixentanz", von Wilibald von Schemnitz; „Weihnacht", von Philipp von Körben; doch mochten die vier letzten Verse und die Gedankenstriche über denselben immer fehlen.

Unter den im Allgemeinen gut gearbeiteten Illustrationen erhalten wir auch Grillparzer's Portrait, von Kotterba nach Grilhofer's Zeichnung gestochen. Demselben sind einige biographische Nachrichten angefügt worden, welche Grillparzer zugleich als östreichischen Dichterheros erheben.

17. Aurora. Herausgegeben von Johann Gabriel Seidl.

Unter den sieben Beiträgen in Prosa gehören nur zwei ins Reich der Wirklichkeit, nämlich: „Die Sylvesternacht", von Friedrich v. Dornau, eine recht schlicht und angemessen behandelte Waldidylle, und „Der Venetianer in Böhmen", von Fernand, das alte Thema, Sucht nach Reichthum, deren Erfüllung doch kein Glück gewährt, in anziehender Weise zur Anschauung gebracht. Das gleiche Thema hat auch Falkner an die Sagen vom Rübezahl in der „Nacht im Riesengebirge" geknüpft. Die Pietät des Verf. citirt Musäus' Volksmärchen: wir hätten wol ohne das daran gedacht, so aber wird die Illusion geradezu gestört und das Märchen zu einer Art historischer Relation herabgezogen.

In der Novelle von J. A. Hamböck, „Das böse Auge", haben wir das böse Auge nicht eigentlich finden können; denn dasselbe der Spanierin beizulegen ist nicht wol thunlich. Ueberhaupt leidet die Darstellung an Unsicherheit und Unbestimmtheit.

Besser zusammengehalten ist die steierische Volkssage, „Der gespenstische Pfeifer", von Bacherer. Das Bedeutendste in der Idee bietet das phantastische Märchen von Karl Raimund Frühauf, „Verzeiht, ich bin eine Fremde!" Die schönen Leserinnen werden sich schwerlich mit dem verhängnißvollen Spiegel befreunden dessen Flamingo bedarf um Liebe zu finden; ebenso wenig mit jenen grauenhaften Scenen, die doch Nichts gewähren als das Steigern der Angst und des Entsetzens, die dem Bethörten endlich Mephisto's Weib in großartiger Verworfenheit zeigen. Manche Partien sind etwas zu flüchtig behandelt, wol nur, weil für den umfassenden Stoff der Raum zu beschränkt war.

Unter den Gedichten bemerken wir: „Proben arabischer Dichtkunst", von Hammer-Purgstall, leider nur Bruchstücke; „Die drei Datteln", von Castelli, eine gut behandelte Sage aus der Zeit Harun al Raschid's; zwei Sagen „Vom Kloster Corvey", von Vogl; „Legende" vom Herausgeber; „Clarissa", von Sylvester Pötger. Die hier Bezeichneten gehören meistens ins Gebiet der Romanze, dagegen wissen wir unter den lyrischen Gedichten eigentlich nichts Besonderes hervorzuheben.

Von den Illustrationen von Axmann, Leybold u. A. sind die meisten allegorisch gedeutet, und auch nicht wol anders zu betrachten. Nur „Der Fenstergucker", gemalt von Ad. Theer, gestochen von Ign. Krepp, ist ein freundlich aufgefaßtes Lebensbild.

(Der Beschluß folgt.)

Flüchtige Bemerkungen auf flüchtiger Reise durch einen Theil von Belgien, Holland, England und Frankreich. Von C. Ludovic. Dresden, Arnold. 1846. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

„In dem Bildnisse der Geliebten Rubens' fand ich so Viel von dir, o Victoire, Engel meines Daseins, jene himmlische Milde, jenes seelenvolle, die tiefste Seele ergreifende blaue Auge, jenen Venusbau, den Atlas der Lilienhaut, den rosigen Mund, das Hohe, Edle in den Mienen und Geberden, die weiche herrliche Hand, die Fülle der reizenden Formen! Mein Herz schlug höher, und bei jedem Blicke den ich auf das Bild warf sagte ich mir mit Stolz und glühender Liebe, daß du, Himmlische, unendlich schöner, edler, wundervoller, sanfter und süßer seiest als dieses herrliche Weib."

Diese begeisterte Apostrophe an die abwesende Gattin, nach welcher in jedem Augenblick die Sehnsucht des reisenden Gatten ruft — eine Apostrophe die bei der Anschauung des Rubens'schen Familienbildes in St.-Jacques zu Antwerpen wie ein Donnerschlag aus heiterer Luft herausfährt —, charakterisirt hinlänglich dies Büchlein, dessen Titel schon, gegen welchen der Herr Oberschenk von Arnim in Berlin als gegen ein verballhorntes Plagiat einzuschreiten das Recht haben dürfte, kein besonders günstiges Vorurtheil weckt. Faderes, abgedroscheneres Zeug als diese flüchtigen Bemerkungen über ein paar belgische Städte, Rotterdam, Amsterdam, und über London ist mir lange nicht vorgekommen. Aus irgend einem historischen Compendium sind bei jeder Stadt ein paar Seiten excerpirt: jeden Augenblick heißt es: „die historische Wichtigkeit des Gegenstandes verdiene einen viel geeignetern Platz als derjenige sei welchen Zweck und Raum dieses Werkchens ihm hier anweisen könnten." Und dann wird uns als Resultat der historischen Forschung aufgetischt: in dem Streite zwischen König Karl und seinem Parlament habe „das schon so außerordentlich weite und große, dennoch um und um mit großen Erdwällen, Trancheen, Redouten, Bastionen u. s. w. umgebene London sich stets auf der Seite des Parlaments gegen den König gehalten", oder: „Nach dem Tode Richard Cromwell's (es soll wol der alte Oliver sein!) trat die Stadt wieder selbsthandelnd und ihr großes intellectuelles und materielles Gewicht in die Wagschale werfend auf." Von dieser Form ist das ganze Buch. Der Verf. ist Alles, Kunstkenner, Politiker, Weltmann. Von ersterer Eigenschaft und der originellen Schärfe des Urtheils möge Folgendes aus der Beschreibung der Gemäldesammlung im Haag eine Probe geben: „Schalken, Unnütze Vorsicht. (Schön.) — Jan Steen, ein eine Kranke besuchender Arzt. (Schön.) — Bays, ein Jäger, ein Rebhuhn in der Hand haltend. (Wundervoll.)" Ein Portrait Ludwig Philipp's in Calais scheint ihm von David zu sein. Ste.-Gudule in Brüssel hält nach seiner Ansicht „in ihrer Denkwürdigkeit mit den übrigen herrlichen Kirchen Belgiens" keinen Vergleich aus; dagegen bewundert er am antwerpener Dom gerade den wenigst schönen Theil, den Thurm, als „an Leichtigkeit und Kühnheit unübertrefflich". Rubens' Schatten wird sich darüber trösten müssen, daß sein größtes Meisterwerk, seine Kreuzabnahme, den Hrn. C. Ludovic „ungerührt" gelassen hat, und ihm „zu kolossal, materiell, ja roh" vorgekommen ist. Wie er London-Bridge für die „schönste und großartigste wol aller jetzt existirenden Brücken"

erklärt, während er doch Waterloo-Bridge daneben sieht, so steht er staunend vor den „herrlichen Hallen", „breiten herrlichen Stufen wie zu griechischen Tempeln" und „schönen Säulen" des Fischmarkts Billingsgate. Nun, chacun a son gout. So viel vom Kunsturtheil.

Von dem feinen politischen Sinn mögen folgende geistreiche und tiefe Bemerkungen über das Bombardement Antwerpens durch Chassé Zeugniß geben: „Sollte man wol glauben, daß in unserm Jahrhundert die Roheit der Kraft so weit gehen könne, aus den zahlreichen Feuerschlünden einer Citadelle auf eine friedliche Stadt zerstörende Mordwerkzeuge zu schleudern, das Leben ihrer Bürger, ihre Häuser, die ehrwürdigen und unschätzbaren Kunstschätze und Denkmäler langer Jahrhunderte der Vernichtung preiszugeben, und zwar ohne allen Nutzen, bei der vollkommensten Gewißheit von dem baldigen Falle der Citadelle, blos und einzig der Aufrechterhaltung eines leeren, jetzt sinnlosen politischen Princips, d. h. der Gewalt der force majeure wegen?!" Die hohe und versteckte Damentribune im jetzigen provisorischen Parlamentshause scheint ihm deswegen so angebracht, „um die Redner nicht durch den Anblick der Schönheit zu stören". Die Charakteristik Peel's ist folgende sehr prägnante: „Ein großer, schöner, ehrfurchtgebietender Mann, sprach voll Wärme, deutlich und sonor." Vom Inhalt dieser sonoren Rede scheint indeß Hr. Ludovic Nichts oder mindestens nicht Viel verstanden zu haben, indem er über das „Verschlucken" der Engländer klagt. Aus der „Times" wird die ganze Prorogationsformalität des Parlaments abgeschrieben; überhaupt scheint sich der Verf. auf seitenlange Citate aus englischen Büchern, darunter ganze Scenen aus Shakspeare, viel zugute zu thun. Er ist aber im Citiren nicht immer glücklich: wo er Reihen von Inschriften aus dem Poets' corner in Westminster-Abbey abschreibt, vergißt er die vielleicht schönste von allen, die auf Goldsmith's Denkmal. In Mivart's Hotel glaubt er in der Nacht nach seiner Ankunft in London zu sterben, weil er etwas fiebert, und sein „verstorbener herrlicher Freund, Karl Maria v. Weber", steht vor seiner Seele. In Brüssel verscheucht er die englischen Damen von der Wirthstafel, indem er ihnen vordemonstrirt, daß sie Frösche statt Hühner gegessen. Was ihn in den belgischen Kirchen „am meisten befremdete" war der Umstand, „nicht nur ältere Personen, Betschwestern und Greise, sondern auch junge Elegants, Lions, schöne reizende Mädchen mit feurigen Augen, junge Offiziere und Soldaten in Masse mit anscheinend gleicher Frömmigkeit sich niederwerfen, die Brust bekreuzen und alle Ceremonien mit wahrer oder verstellter Andacht genau mitmachen zu sehen". Dafür findet er aber, daß in Belgien „die Kinder im Allgemeinen wahre Rangen sind". Und weshalb? Weil er in Brügge beim Besuch einer Kirche eine dort der Lehrerin wartende Schar Mädchen antrifft, Kinder von 12—14 Jahren. „Sie saßen auf den Bänken, lachten und scherzten leise, und als wir hinblickten, fingen mehre der ältern unter ihnen (bildhübsche Kinder mit brennenden schwarzen Augen und schönen Gesichtszügen) an, uns zuzunicken, zuzuwinken, und allerhand zweideutige Zeichen zu machen." Die Phantasie des Hrn. Ludovic muß eine nicht sehr reine sein! Wahrscheinlich um sie zu verbessern besucht er in Amsterdam als „ruhiger Zuschauer" ein „weltberühmtes oder eigentlich weltberüchtigtes Institut", und tischt dabei die alte Geschichte auf, daß anständige „verheirathete" Kaufleute ihre jungen Söhne hinführten. Der „ruhige Zuschauer" aber läßt nicht ab von dem Gedanken an seine abwesende Gattin: dieser Gedanke ist sein „einziges Stärkungsmittel" gegen die — Seekrankheit, und wenn er Schönes angesehen hat, muß er es der Heißgeliebten mittheilen: „Ich eilte nach Hause, an den Engel meines Lebens, an meine Victoire, zu schreiben; hatte ich doch, bei der unsaglichen Sehnsucht nach ihr, der Theuern, nur einen halben Genuß bei Allem was ich nicht mit ihr theilen konnte! Ich fühlte Dies tief und rief ihr in Gedanken zu:

Laß mich die Welt von einem Pol zum andern
Auf Bergeshöh', auf Wogenmeer durchwandern,
Der Seele Ziel, des Herzens Glück und Ruh'
Bleibst, Himmlische, nur du.

von der ich sagen darf:

Il minor pregio in lei
è il pregio di beltà."

Das Alles ist rührend — noch rührender aber für den Kritiker ist Hrn. Ludovic's Erklärung, daß er nicht schreibe „um geistreich zu sein", auch nicht um zu belehren, und daß er sich einmal für allemal dagegen verwahre, als mache er Anspruch auf historisch-chronologisch-statistische Richtigkeit seiner Angaben, auf diplomatische Genauigkeit seiner Beschreibungen, Aufzählungen, Anmerkungen, auf „irgend eine Benutzung" seiner Angaben überhaupt. Dagegen benutzt er die Aufsätze des Hrn. — Xavier Marmier! 101.

Miscellen.

Nr. 36 der „Deutschen Vierteljahrsschrift" schließt mit einem anziehenden Aufsatze: „Zur Spruchpoesie des späten Mittelalters." Er beschäftigt sich sehr ausführlich mit einer besondern Form der Spruchpoesie, welche neben den eigentlichen Sprüchwörtern hergeht und allerdings einem beschränktern Zeitraume anzugehören scheint, mit den Devisen und Mottos. „Beide Benennungen, sowie auch die frühere Bezeichnung Emblem werden häufig in gleicher Weise gebraucht; man wird jedoch zu schärferer Abgrenzung wohl thun, den Namen Devise nur da anzuwenden, wo die Worte in Verbindung mit einem Bilde erscheinen, die Benennung Emblem für die bildlichen Darstellungen dieses Kreises vorzubehalten, jeden andern Spruch ohne Bild aber Motto zu nennen. Dem wirklichen Sprüchworte vielfach verwandt bildet das Motto doch wieder eine nach Gegenstand, Art und Zweck verschiedene Gattung der Sinnsprüche." Der Verf. erläutert alsdann seine Theorie durch eine lange Reihe von Beispielen, wo zugleich bei den Sprüchen in fremden Sprachen versucht wird, ob und wie uns der jedesmalige zum Grunde liegende Gedanke im Deutschen präcis wiedergegeben werden könne; dem Verf. gelingt hier mancher glückliche Wurf. Auch in literar-historischer Beziehung ist dieser Aufsatz sehr beachtenswerth, indem er S. 296—29[illegible] die Schriften über Embleme — italienische, französische, niederländische, deutsche — zusammenstellt. Bei der Beachtung welche die Sprüchwörter und Sinnreden der verschiedenen Völker und Zeiten von jeher gefunden haben fehlt es noch an einer fruchtbaren Vergleichung der Gestalten, welche hierbei derselbe Gedanke angenommen hat, je nachdem er durch die Auffassung der einzelnen Völker hindurchgegangen ist. „Wenn es einer der fleißigen Forscher auf diesem Gebiete unternähme, die dem Kreise der allgemeinen sittlichen Wahrheiten sowol als dem der praktischen Lebensweisheit angehörigen Stoffe in ihrem Verhältnisse zu den Sprüchwörtern der alten und der christlichen Welt, des Morgen- und des Abendlandes, zu zeigen, so würde sich überraschend herausstellen, in welchem innigen Zusammenhange «die Weisheit auf den Gassen» mit der jedesmaligen Entwickelungsstufe der sittlichen und religiösen Erkenntniß gestanden hat."

Nach den von der östreichischen Direction der administrativen Statistik zusammengestellten Tafeln zur Statistik der östreichischen Monarchie für das J. 1842 gab es in derselben in allen unter das östreichische Scepter gehörenden Ländern überhaupt 9 Universitäten, mit 419 Professoren besetzt; die Zahl der Studirenden belief sich auf 15,794; der Aufwand für die Erhaltung der Universitäten auf 669,418 Gld. Unter den Studirenden wurden 446 mit einer Summe von 33,072 Gld. unterstützt. 38.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 35. —— 4. Februar 1847.

Die Taschenbücher für das Jahr 1847.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 34.)

Wir sehen nun noch für den diesmaligen Bericht drei wiener Taschenbücher vor uns, die rücksichtlich ihres Inhalts, sei es Poesie, sei es Prosa, Scherz oder Ernst, eine ganz eigenthümliche Gleichheit zeigen. Man hat einmal von einer romantischen Schule geredet, und thut es auch wol heute noch, um nur die Geschichte der schönen Literatur in Ordnung zu erhalten: diese Schule war, genau betrachtet, nur eine Idee Friedrich Schlegel's. Bei näherer Betrachtung der folgenden drei Taschenbücher aber fühlen wir uns wirklich in einer Schule wo Alles und Jedes nach streng begrenzten Gesetzen gehandhabt wird. Wer diese Gesetze gegeben hat wollen wir nicht weiter untersuchen, nicht einmal andeuten, sondern nur im Allgemeinen bemerken, daß diese Taschenbücher nothwendig ein freundliches Publicum haben müssen, da sie schon seit langen Jahren erscheinen, und damit für einen nicht geringen Theil der Gesellschaft eine zufriedene Stabilität bezeichnen.

18. Iduna.

Georg Carril läßt den jungen „Köhler Jakob" zur Zeit der ersten Türkenbelagerung Wiens (1529) Retter eines Goldschmieds und seiner Tochter werden, dann in Wien selbst sich hervorthun bei der Vertheidigung gegen die Türken; er wird Hauptmann und heirathet des Goldschmieds Töchterlein.

„Fräulein Blanche" heißt ein Phantasiestück von Hugo Lenz, welches sehr gut behandelt ist, und nur in seinem Schluß uns abstößt. Blanche ist die personificirte Schwindsucht, und wir sehen nun, daß das Ganze eine Warnungstafel, ein Schreckbild für tanzlustige Mädchen sein soll. Für diesen Zweck sollte man billig die Poesie nicht bemühen.

Seidl gibt ein Lustspiel nach Théolon, „Die Unzertrennlichen", bei dem man gar Viel voraussetzen muß, um darin Wahrheit und Leben zu finden. Verfehlt ist jedenfalls der vom Bräutigam Unzertrennliche, der Gerichtsdiener Greif. Da wir übrigens um Vieles mangelhaftere französische Lustspiele beim deutschen Publicum beliebt sehen, so ist nicht zu zweifeln, daß auch „Die Unzertrennlichen" bei genügender Darstellung ansprechend gefunden werden.

Die oft sich kundgebende Sucht der Landmädchen nach dem Stadtleben und die traurigen Folgen derselben sind das Thema der Geschichte aus dem Volke „So ist's Mancher schon ergangen", von Aug. Fischer.

Die Erzählung von Moshamer „Ein Wütherich in Arabien" hat einige gute Scenen, doch ist das Ganze übertrieben, und dadurch der Spiegel welchen der Verf. dem lieben Europa vorhalten will getrübt, wenn nicht gar zerbrochen. Indessen ergibt sich hier eine eigenthümliche Wahrheit. In einem guten Theil von Europa nämlich hat der Schriftsteller einen schweren Stand, wenn es sich um getreue Darstellung der Zustände handelt; darum schreit er sich einmal recht tüchtig aus da draußen weit in der Ferne, eben wie die Schulknaben, die unter dem strengen Auge des Meisters sich nicht rühren, dann aber draußen desto lustiger und toller toben.

Von den Gedichten wissen wir Nichts auszuzeichnen.

19. Das Veilchen.

Nach der Erklärung des Titelkupfers soll der bekannte Zwerg Tom Pouce kein Anderer als der verkappte Amor sein, und freilich kann man sich in dieser modernen Zeit den schönen Liebesgott manchmal nicht gut anders denken, was betrübt genug ist.

Silas' tapferer „Schneider im Lagerwaldl nächst Wien" vollbringt in großer Herzensangst eine Herculesthat: er ermordet einen Bären.

„Meister Silvio", von A. Bacherer, eine höchst unheimliche, im Ganzen recht gut gehaltene Geschichte vom sogenannten Todtenmaler.

„Liebe und Pflicht", von Georg Carril. Der Vater heirathet dem Sohn die Geliebte vorweg, ist ein arger Filz, muß dafür ebenso arg büßen, und nach seinem Tode heirathet der Sohn die Stiefmutter. Das ist widerwärtig!

F. J. Schaffer bringt in seiner Novellette „Die Gönnerin" ein recht erfreuliches Bild. Der verlassene junge Mensch ist von Keinem im ganzen Hause gekannt als von einer Magd, und ihre gelegentlichen Äußerungen erwecken nach und nach bei sämmtlichen Bewohnern ein Interesse welches eben, da wo der junge Mann fast an Allem verzweifeln muß zu seinem Glücke führt.

„Licht und Schatten", ein Frescobild aus der Poesie und Prosa des Lebens, von Moshamer, bietet einige ansprechende Scenen; doch ist das Humoristische kein rechter Humor, sondern gemachter, und außerdem läßt sich dem Ganzen keine genügende Idee abgewinnen. Es ist allerdings so Etwas aus der Poesie und Prosa des Lebens, aber ein Frescobild ist es nicht, sondern eine Collection von Genrebildern.

Von den Gedichten ist vorzugsweise auszuzeichnen: „Prophezeiung", von Schaffer, wenn auch einzelne Verse geläufiger sein könnten. Das Anrufen des Kuckucks: Wie lange leb' ich? hat im Dichter eine schöne Idee erweckt.

Die „Gedichte" von Karl Bernd verrathen ein schönes beschauliches lyrisches Talent.

20. Der Freund des schönen Geschlechts.

Das schöne Geschlecht wird der so seltenen, durch 44 Jahre bewährten Anhänglichkeit dieses Freundes gewiß gerechte Anerkennung schenken und schon jetzt auf die goldene Jubelfeier Bedacht nehmen. Sehen wir was der Freund diesmal spendet. K. Minnich's Erzählung aus Oestreichs Vorzeit, „Die Verlobte", ist ruhig und klar gehalten, obgleich wir durch eine wüste, unruhige Zeit geführt werden.

Die komische Erzählung, „Brauers Lieschen", von Rudolf G. Puff, verlockt den heirathslustigen Gerichtschreiber Putzig auf eine Insel wo er die Nacht durch frieren muß, um sich am Morgen noch obendrein vom Schwiegervater in spe, dem Brauer, als Kaninchendieb angescholten zu sehen, worauf denn Lieschen mit ihrem Geliebten verbunden wird.

„Schuld und Buße", von K. Schneider, werden die Leserinnen wol schon im französischen Original kennen gelernt haben.

In H. Goudadier's Novellette, „Die Schwester", schürzt und löst ein Canarienvogel die Katastrophe zu Aller Zufriedenheit, und „Die stille Stadt", von Silas, ist ein wohlangelegtes Phantasiestück zur Verherrlichung des Allerseelenfestes; wie denn auch die Erzählung von X. F. Norotny, „Ein Jahr nach der Verlobung", mit vielem Geschick behandelt ist, vorzüglich aber durch den hier unerwarteten Schluß überrascht, wo die katholische Amalie den Protestanten Wiesborn heirathen darf, ohne daß der Glaubenspunkt irgend weiter in Frage gestellt wird.

Das Titelkupfer zeigt uns Cimberga, die Gemahlin Erzherzogs Ernst des Eisernen, und die Leserinnen werden aus der von ihr gegebenen Nachricht sehen, daß sie selbst füglich die Eiserne genannt werden könnte; denn sie war mit einer bei Frauen sehr seltenen Körperstärke begabt. Außerdem ist sie die Stammmutter aller römischen Kaiser seit 1440.

Daß wir auch hier unter den Gedichten Nichts so eigentlich auszuzeichnen vermögen, müssen wir selbst am ernstesten beklagen. Ein Taschenbuch kann allerdings nicht durchgängig schöne Gedichte bringen: wenn sich aber Nichts über eine beschränkte Subjectivität zu wirklicher Anschauung erhebt, so werden wir versucht, Das als ein übles Zeichen der Zeit anzusprechen. Nur aus den beiden Gedichten des verstorbenen Franz Millmann: „Modernes Sängerthum" und „Könnt' Seele zu der Seele sprechen", klingt ein wirklich poetischer Ton auf, und wir bedauern, daß er verklungen ist.*) 18.

Zur Tagesliteratur.

Das jüngste Ereigniß in der evangelisch-protestantischen Kirche, die Ausstoßung Rupp's, durch welche sich klar herausgestellt hat, daß viele angesehene Geistliche von jener Kirche den bestimmten katholischen Begriff haben, daß das Predigen in ihr gegründet sein müsse auf den überlieferten Glauben und nicht die persönliche Vernunft der Meinung — wenn nicht die Furcht vor hohen Protectoren vorzugsweise jene bestimmt —, hat natürlicherweise wiederum eine besondere Reihe von Tagesbroschüren erzeugt. Indessen an Bedeutung verlieren diese jetzt Viel dadurch, daß die thatsächlichen Abstimmungen inzwischen erschienen sind. Es liegen hier vor:

1. Worte des Friedens an die Mitglieder des evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung von Ernst Rizze. Berlin, Reimer. 1846. Gr. 8. 3 Ngr.

in ruhiger, wirklich friedereicher Beurtheilung beider Theile Gründe erwägend und sich für die Zulassung entscheidend.

2. Rupp's Ausschließung, oder: Ich weiß an welchen ich glaube. Von Läncher. Nordhausen, Förstemann. 1846. Gr. 8. 6 Ngr.

leidenschaftlich gegen Rupp mit einem ganz ungehörigen Anhange einer Probe eigener Dogmatik.

3. Ueber die Ausschließung des Dr. Rupp aus dem Verein der Gustav-Adolf-Stiftung. Offene Erklärung von Karl Lampe. Leipzig, Vogel. 1846. Gr. 8. 2 Ngr.

für die Majorität, weil man an Dem festhalten müsse was das Gesetz anerkenne, und dieses seine Anerkenntniß nur der lutherischen, reformirten und unirten Kirche angedeihen lasse. Eine arge Verweltlichung der Kirche. Also vor der vorjährigen Concession war die lutherische Kirche in Preußen keine! Die Geistlichen die Luther's Worte predigten waren keine!

4. Dr. Rupp und der Gustav-Adolf-Verein. Keine Streitschrift, von Ernst Meyer. Königsberg, Gebr. Bornträger. 1847. Gr. 8. 8 Ngr.

fodert ernst und ruhig Genugthuung für das dem preußischen Provinzialverein angethane Unrecht; nur die Frage ist zur Abstimmung gekommen: Wird Hr. Dr. Rupp als Abgeordneter des königsberger Hauptvereins anerkannt und zugelassen?

Auch eine Ausschließung behandelt:

5. Der Christ-Katholicismus excommunicirt von der königlichen evangelischen Landes-Universität. Vier meine Entlassung betreffende Documente veröffentlicht von Hrabowski. Leipzig, Friese. 1846. Gr. 8. 4 Ngr.

Der Verf., Docent der evangelischen Theologie an der königsberger Universität, tritt zur christ-katholischen Kirche über, zeigt Dieses dem Senate an und wird von ihm seines Amtes als evangelischen Docenten entlassen. Er beschwert sich, weil gerade die christ-katholische die rein evangelische Kirche sei. Das ist doch aber offenbar nur seine Meinung. Selbst die Lenker der Sache wollen von einer Vereinigung mit der evangelischen Kirche Nichts wissen. Dieser Wille nur konnte die Handlung des Senats bestimmen; und wenn auch Schwankun-

*) Der dritte und letzte Artikel folgt nächstens. D. Red.

gen und Hinneigungen eingetreten, so mußte immer der Senat urtheilen, daß die Sache selbst noch nicht zu wissen scheine was sie eigentlich wolle. Vernünftigerweise also konnte jener nicht einen Christ-Katholiken zu einem Lehrer der evangelischen Dogmatik zulassen. Es ist aber wirklich merkwürdig zu sehen, wie die Meinung oftmals die Vernunft verfinstert oder deprimirt.

6. Ist die christ-katholische Kirche eine Sekte? Beantwortet zur Beherzigung Aller welche über diesen Gegenstand eine richtige Ansicht gewinnen wollen. Von Christianus Sincerus II. Glogau, Flemming. 1846. 8. 1½ Ngr.

Die Antwort ist: Keine Sekte! Eine ganz richtige, insofern man den Willen hört. Die Kraft aber, die eine Kirche, d. h. ein übereinstimmendes Predigen, wirklich erzeugen könnte, eine kirchliche Regierung, fehlt gänzlich. Synoden, am allerwenigsten die deutsch-katholischen oder christ-katholischen, sind dazu nicht fähig. Die gegenwärtige Sachlage ist: die Vereinzelung in Gemeinden, deren jede von der mehr oder weniger christlich durchdrungenen Vernunft ihres Predigers abhängig ist. Solche Vereinzelung ist aber Sektenwesen. Der Verf. drückt übrigens lediglich nur die Leidenschaft einer Parteimeinung aus, wie er denn in zwei andern Flugschriften:

7. Worte der Belehrung aus der Heiligen Schrift und der Kirchengeschichte für diejenigen römisch-katholischen Christen, welche unentschlossen fragen: Was sollen wir thun? Von Christianus Sincerus II. Glogau, Flemming. 1846. 8. 3 Ngr.

und

8. Die göttliche Einsetzung des Papstthums. Nach der Heiligen Schrift und Geschichte geprüft von Christianus Sincerus II. Glogau, Flemming. 1846. 8. 3 Ngr.

in gemeiner, abgedroschener Weise das Papstthum und die katholische Kirche angreift.

Prof. Bayrhoffer hatte in der Schrift:

9. Das wahre Wesen der gegenwärtigen religiösen Reformation in Deutschland, dargestellt von Bayrhoffer. Manheim, Hoff. 1846. Gr. 8. 2 Ngr.

zu skizziren versucht, wie das Christenthum „in allen seinen Gebilden von dem Menschen phantastisch erzeugt sei", daß demnach „Lehre" den Menschen anleiten müsse, es durch Erkenntniß wieder „in sich zurückzunehmen", und dann „die Zurücknahme des Christenthums in den Menschen durch die That zu vollziehen, d. h. sich zu einem wirklichen, die Schmerzen und Leiden des Einzelnen versöhnenden, ihn zur sittlichen Selbständigkeit erhebenden und in der Gemeinschaft aller Einzelnen die idealere Lebensanschauung vermittelnden Bruderbunde zu gestalten" sei. Alle Vorstellungen über das Göttliche seien nur menschliche Vorstellungen; der Mensch sei Schöpfer, Quelle, reales Wesen aller religiösen Vorstellungen; auf diesem Standpunkte stehe die in Gewissen und Glauben freie Gemeinschaft; sie wolle daher überall die Erkenntniß hervorbringen, nicht blos daß der Mensch das Recht habe zu glauben was er kann und will, sondern daß der Mensch und die Wirklichkeit der Grund und die Wahrheit alles Glaubens sei. Es sei nun nicht zu verkennen, daß die Deutsch-Katholiken und die freien protestantischen Gemeinden, welche in der Bildung begriffen seien, von dem Principe jener reinen Menschlichkeit im Innersten getrieben würden; daher sei von ihnen ein bestimmtes Eingehen auf die obigen Ideen zu erwarten.

Aber gerade von der deutsch-katholischen Seite hat Prof. Bayrhoffer einen Widersacher erhalten:

10. Die Hegelianer als Lichtfreunde, oder zwei Documente der neuesten marburger Kirchenphilosophie, beleuchtet mit dem Lichte des praktischen Verstandes und aus der Hegel'schen Sprache in die gewöhnliche deutsche übersetzt von W. Hieronymi. Darmstadt, Pabst. 1846. Gr. 8. 7 Ngr.

Eine mit Wärme und gutem Willen geschriebene Schrift; nur vernichten freilich wird sie nicht den Gegner. Dazu gehört mehr Urtheil als in der Schrift gegeben ist. Die scheinbare menschliche Production des Göttlichen, insonderheit des Christenthums, hat in der That viel Verlockendes an sich. Es ist wirklich Dasjenige was wahrgenommen wird gerade wie man die Sonne sich um die Erde scheinbar drehen sieht. Aber die falschen Folgerungen decken den Schein auf. Es ist unmöglich, also unvernünftig zu sagen, daß ein „Bruderbund", eine „freie Gemeinschaft", eine „selige Vereinigung", oder wie man sonst diese letzte menschliche Production nennen mag, hier auf der Erde, d. h. doch wol für den Menschen im Staate, wirklich werde. Die Unmöglichkeit folgt erstens aus der Geburt des Menschen selbst. Niemand wird als „Mensch" geboren, sondern nur als Deutscher, Franzose u. s. w.; man müßte also das Mittel erst zeigen, den reinen Menschen natürlich zu produciren, ehe man von einer Gesellschaft reiner Menschen redet. Zweitens wird ein Jeder in einem Staate, d. h. unter einer Regierung geboren; mag sie noch so unvollkommen sein, sie ist überall; es wird also Niemand frei geboren; eine freie Gemeinschaft ist ebenfalls unmöglich. Drittens, wenn das menschliche Produciren des Religiösen wahr ist, muß es von Anfang an gewesen sein, und das Christenthum wäre nur ein modificirtes Heidenthum; wenn es aber Das ist, so hätte es dem heidnischen Bewußtsein nie feindlich sein können, am allerwenigsten gegenwärtig; Das widerlegt aber die Erfahrung. Viertens, jenes Produciren ist nur auf Vorstellungen gerichtet und nicht auf den Willen; auch Erkenntniß bewegt nicht den Willen; Jeder will nur wenn und weil er will, mit seinem ganzen übrigen Wesen hat der Wille Nichts gemein; wie soll denn nun jenes Produciren zur That kommen? Die Unmöglichkeit zeigt auch die Geschichte. Denn wenn es möglich wäre zur That zu kommen, und wenn das Produciren 3000 Jahre schon wirklich gewesen, dann müßten doch wenigstens Anfänge einer That, ein Keim jenes Bruderbundes zu bemerken sein. Aber noch heute sind Nationen, Staaten, Verbrecher, Arme und Reiche; heute wiederholt sich im Communismus und Socialismus was die Gracchen in Rom wollten; das Neue ist nur die Breite. Fünftens, weil der Wille ganz und gar neben dem andern Wesen des Menschen, was wir unter Verstand begreifen können, liegt, und die Basis des Verstandes Freiheit ist, das „Nebensein" im Geiste aber nichts Anderes sein kann als das Entgegengesetztsein, so muß die Basis des Willens Gebundenheit (religio) sein; der Mensch will, sehnt sich nach Gebundenheit. Nur Derjenige kann Dies leugnen der sich selbst nicht versteht. Von sich selbst will Jeder nur an das wirkliche Leben gebunden sein, den Willen an das wahre Leben, das in der Freiheit und Schönheit, Religion erfährt er erst durch Lehre. Findet Jemand nun, so lange er lebt, das wahre Leben im Staate, d. h. auf der Erde? Nur Der hat es gefunden der nichts Anderes will, d. h. das Wirkliche nur, oder die gemeine, sinnliche Gebundenheit. Daher wird die geistige, d. h. menschliche Gebundenheit durch den Glauben bedingt. Der Inhalt des Glaubens aber, oder die Vorstellung des wahren Lebens, ist freilich verschieden gewesen; christlich ist es das Reich Gottes, welches nur eine Meinung oder das abstracte Produciren eines Einzelnen mit dem Staate in der Zukunft zusammenfallend denken kann. Sechstens, wenn Nichts weiter in der Welt ist als das menschliche Produciren, d. h. das Denken, so kann daraus logisch nur auf einen „Einzigen" und nicht auf eine Gemeinschaft als das Höchste und das Ende geschlossen werden. Es möchten sich noch mehre Einwendungen finden lassen; aber mag es dabei hier sein Bewenden haben, es war nur zu zeigen, daß das menschliche Produciren vernünftigerweise auch anders geschehen kann.

11. Das Bekenntniß der Deutsch-Katholiken und Lichtfreunde. Nebst einem Nachwort an G. G. Gervinus. Von Gustav Widenmann. Pforzheim, Flammer u. Hoffmann. 1846. Gr. 8. 7 Ngr.

begrüßt das einfache, rationalistische Bekenntniß dann als ein

bedeutendes Ereigniß, wenn eine gesunde Fortentwickelung des religiösen Lebens zum lebendigen, aus dem bisherigen todten Zustande der Kirchen angebahnt wird; wenn aber auch diese Hoffnung nicht in Erfüllung ginge, wenn jenes weite Bekenntniß nur das Stichwort Solcher würde die nicht blos das Dogma verwerfen, sondern des Zügels der Religion und der Sittlichkeit überhaupt ledig sein möchten, — selbst dann wäre es thöricht, das Dogma zu schätzen. Das wol; aber beizubehalten wäre es auch thöricht? Hierüber schweigt die Schrift.

12. Der Protestantischen Freunde Wollen, Wirken und Glauben. Von einem protestantischen Nichtgeistlichen. Dessau, Fritsche. 1847. Gr. 8. 20 Ngr.

enthält mehr Erzählung und Combination neuerer Thatsachen und von Persönlichkeiten als Kritik oder wissenschaftliche Auseinandersetzungen. Wenn übrigens die Protestantischen Freunde wirklich auf das Urchristenthum zurückgehen wollten, wie in der Schrift behauptet wird: wie würden sie es denn doch eigentlich machen? Wo finden sie es? In der Bibel vielleicht? Nun, ihre historische Kritik möchte ihnen seltsame Dinge davon sagen. In der Tradition? Mit der wollen sie gewiß Nichts zu thun haben. Am ehesten wol werden sie es in ihrer Meinung finden. Sie produciren es, vielleicht weil gerade Nachfrage ist.

13. Neue Oppositionsschrift zur Befestigung und Fortbildung des Protestantismus für alle Stände. Herausgegeben von Lobegott Lange. Erster Band. Erstes Heft. Leipzig, Kollmann. 1846. Gr. 8. 10 Ngr.

„Gottes Wort soll Artikel des Glaubens stellen, sonst Niemand, auch kein Engel"; damit beginnt die Schrift, und Das ist auch die Inschrift ihrer Fahne. Aber in aller Welt, wo finden wir es denn jetzt, nach den Thaten der historischen Kritik? Also: entweder „Ich", oder die christlich durchdrungene und bewegte „Vernunft", nur eine schwerfälligere Formel für ich, — oder die Kirche; nur zwischen diesen ist zu wählen. Und welche Kirche? Nicht die negirende, sondern die regierende. Luther hat unstreitig der Agitation der Ichheit den größten Anstoß gegeben. Aber in Folge ihrer Entwickelung heißt es jetzt nicht mehr: Luther, sondern wir! Das ist die Pointe einer Broschüre:

14. Luther. Eine Charakteristik. Nebst einem Anhange: Luther und wir. Von Karl Schmidt. Dessau, Fritsche. 1847. Gr. 8. 12½ Ngr.

welche sonst nichts Bemerkenswerthes weiter hat. Aber bei jener Agitation kann ein Spreizen, Ausdehnen, ja förmlich ein hölzernes Auskramen seines freien Geistes nicht fehlen.

So bietet

15. Der freie Glaube im Kampfe mit den theologischen Halbheiten unserer Tage. Blätter für das mündige Volk, von J. W. Hanne. Braunschweig, Westermann. 1846. Gr. 8. 20 Ngr.

auf 142 Seiten Nichts als persönlichen Hader mit einem Pastor. Das ist gar zu anmaßend, eigene Angelegenheiten Blätter für das mündige Volk zu nennen. Noch ärger geht es aber in Folgendem zu:

16. Die Protestantischen Freunde und die Juden. Von Rudolf Benfey. Leipzig, Naumburg. 1847. Gr. 8. 7½ Ngr.

Der Verf. ruft aus: „Ja, ich bin Jude, nicht blos Jude aus Pietät, oder weil die Geburt mich dahin wies; ich bin Jude, weil ich gegen den christlichen Absolutismus, allein die ganze Wahrheit zu haben, protestire." Man sehe diesen köstlichen Schluß. Ein Türke oder Kamtschadale paßt ebenso gut; warum will Hr. Benfey Das nicht sein? Aber, gut, er protestirt gegen das Christenthum; meint er denn, daß die Protestantischen Freunde Das auch thun, und daß sie mit offenen Armen Juden und Heiden zu ihrer Hülfe aufnehmen werden? Es erregt den tiefsten Abscheu, das Evangelium der Humanität, welches aus dem Munde Gottes zu uns gekommen, von solchen Leuten, frohlockend auf Trümmern der protestantischen Kirche, marktschreierisch ausgerufen zu sehen. Wenn Jemand nach einer Seite hingeht, muß er ganz dahin gehen; es ist unmöglich, über den Zaun zu kommen, wenn man mit einem Fuße auf der andern Seite bleiben will. Entweder Christus oder Moses, oder Mohammed, d. h. entweder Religion oder gar keine. Denn wer heute nicht Christ sein will, sofern er von dem Evangelium Kunde erlangt, hat keine Religion. Das Christenthum ist die einzige Religion der Erde.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz aus Frankreich.

Die orientalische Frauenwelt.

Es ist bekannt, daß die meisten Beschreibungen aus dem Leben und Treiben der Harems, welches für die Abendländer durch den Reiz des Geheimnißvollen sicher nicht Wenig gewinnt, meist nur auf Betrug und Täuschung beruhen. Um so anziehender müssen uns daher Mittheilungen erscheinen welche uns aus sehr authentischer Quelle geboten werden. Dieselben sind enthalten in einer Uebersetzung des „Kitabi Kulsûm Naneh oder des Buches der persischen Damen", welche von Thonnelier herrührt. Wir lernen hier das Intriguenspiel der orientalischen Frauen, welches durch allen Zwang und alle Beschränkung nicht niedergehalten werden kann, in einem vollständigen Bilde kennen. Die Geschichte dieses in mehr als einer Beziehung interessanten Werkes ist uns unbekannt, und wir wissen daher nicht, ob die Angaben welche wir im Buche selbst in Betreff der Art und Weise seiner Entstehung finden begründet sind oder auf einer Fiction beruhen. Hier heißt es: sieben Damen eines Harems, von denen Kulsûm Naneh als die vornehmste genannt wird, wären zusammengetreten, um die vielen wichtigen Regeln und Satzungen, aus deren Befolgung das Leben einer persischen Frau besteht, in Form eines förmlichen Codex zusammenzustellen. Die verschiedenen Regeln, von denen eine jede einzelne reiflich erwogen und geprüft ist, fallen unter vier gesonderte Gesichtspunkte und umfassen 1) Das was sich geziemt, 2) was wünschenswerth ist, 3) was mit den Bestimmungen Mohammed's übereinstimmt und 4) endlich was als durchaus nothwendig und obligatorisch erscheint. Ungeachtet der vielfachen Bezugnahmen auf den Koran tritt doch die Religion bei dieser Codification sehr in den Hintergrund, und wo darauf einiges Gewicht gelegt wird, handelt es sich fast durchgängig um das äußere Ceremoniel welches in mancher Hinsicht ein bequemes Werkzeug weiblicher Coquetterie abgibt. Ueberhaupt nehmen es die Gesetzgeberinnen hier beiweitem nicht so streng mit der Vernachlässigung religiöser Bestimmungen als mit der unerbittlichen Nothwendigkeit, den Verpflichtungen der Toilette nachzukommen. Besonders unterhaltend sind auch die Aufschlüsse welche wir über das Verhältniß der Frauen zu ihren Beherrschern erhalten, deren Tyrannei auch in der Regel für eine illusorische Gewalt gelten kann. Wir werden hier eingeweiht in die Mysterien, wo es sich um die heimlichen Listen, die verschmitzten Ränke, die verborgenen Zauberkräfte, die Amulete und Liebestränke handelt, durch welche eine kluge Frau ihre Herrschaft zu begründen und zu erhalten versteht. Kurz, man sieht, daß es diesem Werke an bunter Mannichfaltigkeit des Inhalts nicht fehlt. Ueber die Genauigkeit der Bearbeitung können wir ein Urtheil um so weniger fällen, als sie selbst nicht auf Grundlage des Originals, sondern erst nach einer englischen Uebersetzung angefertigt ist. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 36. —— 5. Februar 1847.

Literarische Briefe aus der Schweiz.

Deutsche Literaten. Schriften über deutsche Handwerkervereine in der Schweiz.

In der Schweiz fehlt es nie an belehrender Unterhaltung. Nicht nur daß sich im Lande der Eidgenossenschaft die Parteien mit ihren Stärken und Schwächen, mit ihren Tugenden und Fehlern im hellen Tageslichte eines öffentlichen Lebens bewegen; auch das deutsche Nachbarland sendet uns ganze Scharen literarischer Wanderratten, die man sich von Zeit zu Zeit, nach Ueberwindung einigen Ekels, wol gleichfalls besehen mag. Um indeß in der Naturgeschichte einer Species für die sich die generatio aequivoca schwerlich in Abrede stellen läßt methodisch zu Werke zu gehen, sind hier zwei Perioden genau zu unterscheiden. Die Julirevolution hatte wieder einmal für große Interessen die Völker Europas auf den Kampfplatz berufen, und es waren jüngere wie ältere Männer die mit That und Wort in den vordersten Reihen gestanden und, durch den Rückschlag der Reaction aus ihrem Vaterlande gedrängt, in der Schweiz einen Zufluchtsort suchten und fanden. Sie hatten mit ihrer Person für ihre Ueberzeugung eingestanden, und bedurfte es gleich für Manche derselben noch einer Läuterung unvergohrener Ansichten, sie ist doch für die Wenigsten ausgeblieben. Ganz anders dagegen ist es mit den faulen Fischen die ein fauler Friede an den Alpen abgesetzt hat. Jene waren Schiffbrüchige die sich in der Noth einer sturmbewegten Zeit an den fremden Strand gerettet; diese sind in ihrer Mehrheit durch die eigene Misère in die Schweiz geführt worden. Da sie zu Hause Nichts galten, hatten sie nichts Besseres zu thun als durch eine augenfällige Sottise mit dem gesunden Verstand und dem sittlichen Gefühl ihrer Landsleute völlig zu brechen, um sich dann unter den Eidgenossen als Opfer einer Ueberzeugung auszugeben und ihre Dummheit als Weisheit valiren zu machen. Es versteht sich von selbst, daß hier von keinem Herwegh die Rede ist, der eine Nation zu erschüttern gewußt; von keinem Freiligrath, dem die Achtung und Liebe alter und neuer, schweizerischer und deutscher Freunde in sein britisches Asyl gefolgt ist. Auch unter den Uebrigen gibt es einige ehrenwerthe Ausnahmen. Doch:

> Das Gesindel husch, husch, husch!
> Kam hintennach geprasselt.

Dies geschah zumal in den letzten Jahren, seit man auf der rechten Seite des freien deutschen Rheins ein Evangelium des Blödsinns zu Stande gebracht hat, welches sich der neuen Offenbarung rühmt, daß die hingebende Liebe zum Vaterlande wie der Glaube an einen Gott der Liebe zu den Kategorien des Aberglaubens zu zählen sind. Wol ist diese Sorte von Schulphilosophie die sich die junge genannt in Deutschland selbst schon veralter und abgestanden. Aber leider gibt es noch Schweizer die, absichtlich oder unabsichtlich, den Aussatz der Literatur mit der gesunden frischen Farbe des erwachenden deutschen Volkslebens verwechseln, weil in der Schweiz ein kleines Häufchen literarischer Freibeuter zusammengeflossen ist welche unerfahrene Handwerker zum Spielwerk ihrer Eitelkeit machen, welche den ehrenwerthen Drang dieser Männer nach Bildung und Wissen benutzen, um sie mit den abgetragenen Lumpen der deutschen Wissenschaft zu behängen, bis sie endlich zu ihrem Schaden erfahren, daß sie von einigen Gecken, denen sie an Kopf und Herz weit überlegen waren, auf die gewissenloseste Weise misbraucht worden sind.

Neben wenigen deutschen Handwerkern, denen man es nicht verübeln wird, wenn sie in die Falle gingen, gab es aber immer noch einige Schweizer die sich von solchen literarischen Glücksrittern dupiren ließen. Kam dann die Enttäuschung, so suchten sie sich oft genug, statt zum bösen Spiele gute Miene zu machen, durch die platten Ausbrüche eines rohen Deutschenhasses zu entschädigen; und indem sie die Donner ihres blinden Zorns über Gerechte und Ungerechte rollen ließen, setzten sich die unzeitigen Polterer nur um so gewisser einem wohl begründeten Spotte aus. Daß sich in dieser Beziehung Conservative und Liberale nicht allzu Viel vorzuwerfen haben, dafür scheint die kürzlich erschienene Schrift eines gewissen Marr ein neues Zeugniß zu geben. Eines ins Andere gerechnet darf man jedoch behaupten, daß die Liberalen durch Schaden wenigstens so klug geworden sind, um die eigentlich ins Grandiose getriebenen Prellereien ihren conservativen Gegnern ausschließlich zu überlassen. Denn übertroffen konnte doch jenes „bairische Brüderpaar" niemals werden das mit seinem apostolischen Anhange in die Schweiz rückte, und unter Pauken und Trompeten auf offenem Markte seine Barbierbude aufschlug, wo sich ein in pleno ver-

sammelter Ausschuß conservativer Notabilitäten in so standhafter Unerschütterlichkeit mit einem würtembergischen „Herdegen" barbieren ließ, daß ihre Zöpfe hinten bequem in die Länge wuchsen, während sie vorn Haare lassen mußten. Aus dem Schaum einer neuen „Wissenschaft der Welt", den sich damals diese Herren um den Bart streichen ließen, stieg später jene Seifenblase auf die unter dem Namen der „Psychologischen Studien über Staat und Kirche" vor dem großen Publicum zerplatzt ist.

Kein Wunder, nachdem die „bairischen Brüder" so gut weggekommen, daß nun auch andere literarische Waghälse wenn nicht den Kopf, doch den letzten Rest ihres Verstandes daransetzten, um in der Schweiz Fortune zu machen. Da präsentirt sich ein longobardischer Prophet, der gerade aus Deutschland hinausgelacht worden ist, um als Verkünder einer „neuen Welt", als Gründer des wahrhaftigen Gottesreichs der allgemeinen Gütergemeinschaft, unter den Handwerkern im Waadtlande Messiasgesichter und Beutel zu schneiden. Dort stolziert ein Norddeutscher heran, der die Poesie in Daumenschrauben bei sich führt und sie zwingt, als „Seherin" Zeter zu schreien. Und weil das Geschrei nicht im geringsten „romantisch" lautet, so haben Dr. Ruge und die „Kritik" die Gefälligkeit, es für classisch zu halten, und aus den knarrenden Tönen eines ungeschmierten Wagenrads weiß Gott welche geniale Weise herauszuhören. Hier taucht ein communistischer Allgemeinheitsbeglücker auf, der zugleich für seine eigene Person so glücklich ist, über der Noth des Volkes die Noth von Frau und Kindern vergessen zu können, und der sich den Spiritus für seinen auf Verse abgezogenen Weltschmerz aus allen Wirthshäusern zusammenborgt. Gelingt es etwa, einen einfältigen Winkelbuchhändler betrunken zu machen und ihm bei zureichender Verstandeslosigkeit einen communistischen Verlagsartikel von gleicher Qualität aufzuschwatzen, so gilt Dies für gerechte Nothwehr des etwas weniger betrunkenen Literaten gegen den Besitzer jener erbärmlichen „Schlacke" die in unserm gemeinen Leben noch zur Zeit „Geld" geheißen ist. Von dort kommt mit seinem Weibchen ein Spätzchen, ein Otto von So oder So, herübergeflogen, das wol auch in einigen deutschen Musenalmanachen schon gezwitschert hat. Es streckt das Schwänzchen in die Höhe, steckt das Köpfchen zwischen die Beinchen und, ein umgedrehter Otto der Schütz, zielt es auf die Leute die seiner nicht gewahrend des Weges gehen. Aber die Materialienhandlung „Jenni Sohn in Bern" ist sogleich bereit, was das Vögelchen fallen ließ sorgfältig zusammenzulesen und unter dem Titel „Unterschlagene Briefe" als echten Guano mit eigenen Händen frisch zu verlegen. Dann und wann bricht euch wol auch ein reisender Student ins Haus, oder vom fernen Donaustrande her ein „Vertreter des deutschen Elements". Er kündigt euch an, daß er im theuersten Gasthofe der Stadt, Minister so viel, abgestiegen ist; zieht aus der einen Westentasche eine Strophe auf die Freiheit im Allgemeinen, aus der andern die ebenso prosaische Wirthshausrechnung, und ersucht euch um baldigste gefällige Berichtigung. Zögert ihr, so werdet ihr „vernichtet" durch die deutsche Presse, und ehe ein Monat vergeht könnt ihr euch gedruckt lesen als „Denunciant", als „Reactionnair", als „Bigoter", als „Feind der Humanität".

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Tagesliteratur.

(Beschluß aus Nr. 35.)

17. Ueber das Verhältniß der Reformirten in Deutschland zur Augsburgischen Confession. Mit besonderer Beziehung auf die ursprünglich reformirten Gemeinden in den ehemaligen Herzogthümern Kleve, Jülich, Berg und der Grafschaft Mark. Eine kirchenrechtlich-symbolische Untersuchung von K. W. Wiedenfeld. Elberfeld, Hassel. 1846. Gr. 8. 5 Ngr.

urtheilt ganz richtig, daß eine Kirche ohne Symbole völlig undenkbar sei. Eben eine Kirche ohne Symbole bin Ich, und Das durfte nur Einer von sich sagen: Gott-Christus. Es müßten daher sämmtliche Symbole auch der evangelischen Kirche nach Inhalt und Form beibehalten werden; die Constituirung neuer Symbole hieße nicht nur die protestantische Kirche, sondern die ganze Kirche Christi negiren, weil in den Symbolen jener die drei allgemeinen christlichen Glaubensbekenntnisse eingeschlossen seien. Auch der Versuch, Lutheraner und Reformirte in einem einzigen ihrer vorhandenen symbolischen Bücher, namentlich der Augsburgischen Confession, zu vereinigen, sei wegen der gegenwärtigen Gährung nicht zu versuchen; die Union gehöre nicht dahin, denn sie sei kein Wechsel der Confession. Es ist nur für die protestantischen Kirchen traurig, daß sie überhaupt dagewesen; sie hat die consequente Entwickelung jeder derselben, woher für sie nur Heil kommen konnte, verhindert, daher die kirchliche Entwickelung, d. h. die des consequenten Predigens, in den Gemeinden geschwächt und so zu der Auflösung das Meiste beigetragen die jetzt die preußischen Gemeinden betroffen.

18. Das reine Christenthum und die Weltreligion von F. L. Fülleborn. Leipzig, Brockhaus. 1846. Gr. 8. 4 Ngr.

vindicirt der reinen Christusreligion die Bestimmung der Weltreligion, und zwar der Religion der Einzelnen ohne abschließende Kirche. „Richten wir uns allein nach Christo, und lassen wir die Widersprüche späterer Jahrhunderte auf sich beruhen." Ganz schön, wenn uns der Verf. nur sagen möchte wo wir Christus finden. In der Bibel? Historische Kritik und „Ob Schrift, ob Geist?" haben uns doch wol die Augen geöffnet. Dann aber ist gerade die Kirche die Einsetzung Christi, d. h. Gottes durch das Gebot: Prediget! Predigen ist die Kirche, nicht eine abgeschlossene Gemeinschaft. Diese That war das Neue, welches dem heidnischen Sinne der nur beten wollte am meisten auffällig und feindlich war. Es wird also Kirche und zu ihr zu gehören nöthig sein; in ihr lebt und handelt das Christenthum.

19. Religion und Natur. Randglosse eines Protestanten zu J. B. Hirscher's Erörterungen über die großen religiösen Fragen der Gegenwart. Von Gustav Widenmann. Pforzheim, Flammer und Hoffmann. 1846. Gr. 8. 1 Thlr.

ist auch auf Seiten der Religion gegen die einzelnen falschen Kirchen; diese sollten erst selbst in sich gehen, sich selbst erst christlich beleben, um das abgefallene Todte das im Irrthum ohne Religion sittlich sein wolle von neuem erwecken und an sich ziehen zu können. Die Schrift ist übrigens mehr interessant durch die vergleichenden Urtheile welche die Beziehung des Objects auf die Wissenschaft des Verf. gegeben hat. So lesen wir z. B. Folgendes zur Erklärung der Gottheit Christi: „Der

Mensch ist das Ebenbild Gottes, und deshalb ist Gott nach dem Gesetze der Harmonie, wenngleich er in allen Wesen allgegenwärtig ist, mit dem Menschen auf besondere Weise verbunden, sobald nur die Richtung des Menschen zum Bösen diese Einwohnung nicht hindert. Nun haben aber die meisten Menschen das Ebenbild Gottes nur als Anlage an sich, während sie in ihrer individuellen Organisation, die vom Willen abhängig ist, nicht das volle Ebenbild Gottes in sich haben, sondern nur das auf einer niedern Stufe fixirte Bild der Menschheit, in der unendlichen Mehrzahl der Fälle auf lückenhafte, disharmonische Weise. Ja, da jede Organisationsform nur ein mal vorkommen kann, wie kein Blatt im Walde dem andern ganz gleich ist, so kann man sich auch die vollkommene Ausprägung des göttlichen Ebenbildes nur als ein mal vorkommend denken. Man kann zwar sagen, es könne eine solche vollkommene Organisation ebenso wol unter weiblichem Typus wie unter männlichem, unter den Menschen mit religiöser Richtung wie unter denen mit weltlicher Richtung geben; da aber diese vier Typen verschiedene Werthe haben, so kann es nur Einen geben, welcher nach allen Beziehungen, nach Leib und Seele, nach der individuellen Organisation wie nach der Anlage das vollkommene Ebenbild Gottes ist. Der allein kann nur sagen: Ich bin die Wahrheit; die Andern sind nur Kinder Gottes; er ist der Sohn, der Einzige, der religiöse Centralmensch."

20. Haben und brauchen wir noch Jesum für Gottes Sohn zu halten? Eine Stimme vom Sunde. Belle-Vue, Verlags- und Sortimentshandlung. 1846. 8. 5 Ngr.

Ferdinand Kühne in Stralsund hat sich der Verf. genannt. Das Resultat ist: Wir haben und brauchen auch nicht Jesus für Gottes Sohn zu halten. Der Ausdruck selbst sei heidnischen und jüdischen Vorstellungen entsprossen. Der Schrift soll die Anerkenntniß nicht versagt werden, daß sie „rund und schier" verstanden und geantwortet; aber höher noch als Verstand und Antwort steht der Wille und der Glaube. Stände Das nicht höher, dann freilich Heil Dem der den so trügerischen Krystall der Religion vor unsern Augen zerschmettert; dann haben und brauchen wir auch Nichts, nicht einmal uns selbst; denn was können wir uns werth sein im Traume von Freiheit und Schönheit, ein Fantasma in der ewigen Nacht, ein Cult der eigenen Phantasie!

21. Götzen, Pfaffen und Christus. Eine Ansicht über das historische Christenthum und den historischen Christus. Aus den Papieren eines Theologen herausgegeben von einem seiner Freunde. Darmstadt, Leske. 1846. 8. 12½ Ngr.

Das wahre positive und historische Christenthum, d. i. das ideale Wesen desselben, soll gefunden werden durch Kritik, geschichtlichen Sinn und Philosophie! Man möchte fast sagen, die Bornirtheit geht ins Unglaubliche. Ist das Christenthum ein Object oder ein Subject? Ein Ding oder ein Geist? Hat man denn nur einen Geist wenn man eine Vorstellung in sich liegen hat? Man muß es selbst sein. Sein des Menschen ist aber Wollen, und der Trieb des Willens ist nur der Glaube, nimmermehr eine Vorstellung, und mag sie noch so gesäubert sein durch Kritik, Geschichte und Philosophie. Wie drückt sich auch der Verf. selbst aus? „Was die jüdische und heidnische Welt bisher vergeblich erstrebt hatte, ward erfüllt, als eines Menschen Sohn den Sprung in Gott wagte, und mit aller Kraft seines Willens sich in Gott zu erfassen und in ihm sich versöhnt und selig zu wissen begriff." Also wenigstens Christus selbst hat nicht historische Kritik und Philosophie getrieben, er verlangte es auch nicht von seinen Jüngern, er verlangte Glauben, den Trieb des Willens, jenen schwellenden Keim des ewigen Lebens der Person, jenes Auge des Geistes, welches sehnsüchtig nach dem Himmel des wahren Lebens schaut, jene vom göttlichen Worte aufgeschlossene Blüte die, bewegt vom Hauche des Reiches Gottes, des seligen Lebens in Freiheit und Schönheit, Gebete danach flüstert. Aber ganzer Glaube, ganze Hingebung; nichts Halbes kommt zur Seligkeit. Es ist nur eine falsche Vorstellung, daß die Menschheit „unter großer Angst und Noth der Zeiten und schmerzlichen Wehen das Heilige, ihren Sohn, geboren", daß die Menschheit „Gottes Sohn" sei. Die Menschheit ist Nichts, weil Ich sie nur sein kann. Wer kann aber sagen: Ich bin's! Nur Er durfte es der es gethan hat, den wir lieben, an den wir glauben sollen; nur Einer darf und durfte sagen: Ich bin die Wahrheit und das Leben; und dieser Eine kann und konnte daher kein Mensch sein; Gott wurde geboren als es geschah. Die sittlich-sociale Reformation endlich, und der organische Aufbau der neuen Welt als „die Zukunft des Herrn" ist nur Dichtung, Vorstellung der Phantasie. Der Socialismus ist nur moderne Poesie, welche jetzt nicht mehr in Wortgedichten sich äußert, sondern in Thaten, was aber darzulegen hier zu weitläufig wäre. Die vorliegende Schrift ist aber anzuerkennen als nicht ohne Begeisterung, wenn auch nur für Vorurtheile, geschrieben.

22. Drei Bücher von Kirche und Staat. Aus den Papieren des scheintodtbegrabenen Rechtsanwalts. Erstes Buch. Grimma, Gebhardt. 1846. Gr. 8. 12 Ngr.

verlangt als Grundbedingung der Versöhnung des Staats mit der Kirche das Bekenntniß des Staats zu Christus. Insofern nun als der Staat das gerechte Regieren ist, und christlich alle gute und nothwendige Eigenschaft in sich faßt, so kann man im weitern Sinne wol auch gerechtes Regieren christliches nennen; aber von einer Versöhnung kann nimmer die Rede sein; es ist Nichts zu versöhnen. Die Kirche steht immer höher als der Staat; dieser empfängt zuerst von jener seine nothwendige Eigenschaft: Gerechtigkeit, diejenige Eigenschaft die er von der Kirche nicht hatte und haben konnte.

23. Die Jesuiten und der Ultramontanismus in der Schweiz von 1798 bis 1845. Aus der „Allgemeinen Halleschen Literaturzeitung" besonders abgedruckt und herausgegeben mit einem Vorworte von Johann Gihr. Liestal, Honegger. 1846. Gr. 8. 5½ Ngr.

hat nach den neuesten Vorgängen in Genf an seinen Urtheilen Viel verloren; die Darstellung der Thatsachen aber hat ihr Interesse, das sie nicht eingebüßt hat.

24. Religiöse und politische Zeitbegriffe für Freunde des Fortschritts in Wissenschaft und Leben. Von Th. Heinsius. Berlin, Bethge. 1846. Gr. 8. 15 Ngr.

erhebt sich nirgend über die gangbare currente Mittelmäßigkeit der Zeitbegriffe.

F. Marquard.

Englische Ansicht von Friedrich Wilhelm III. von Preußen und des Werks von Eylert über denselben.

Unter Zugrundelegung des Eylert'schen Werkes: „Charakterzüge aus dem Leben des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm's III.", das theilweise als „The religious life and opinions of Frederick William III., king of Prussia, by *Jonathan Birch*" (London 1844) ins Englische übertragen worden ist, und der Schrift von Jacoby: „Das königliche Wort Friedrich Wilhelm's III. (December 1844), beginnt ein Aufsatz im „Foreign quarterly review" (Januarheft 1846) folgendermaßen:

„In der reinlichen und netten Stadt Teplitz, zwischen den einsamen böhmischen Gebirgen, wo die erlesensten Sprossen der vornehmen preußischen und östreichischen Welt sich jährlich einfinden, ihre matten Leiber in heilenden Bädern zu stärken, pflegte vor zehn oder zwölf Jahren regelmäßig zu einer gewissen Stunde eine hohe, gut gewachsene Gestalt zu erscheinen, düstern Blickes und gemessenen Schrittes, einfach gekleidet in olivenfarbenen Rock, bisweilen etwas fadenscheinig, weiße Weste und aschgraue Pantalons, einen runden Hut auf dem Kopf und ein Spazierstöckchen in der Hand."

Dann heißt es weiter: „Die Gestalt gehört einem Monarchen. Es ist Friedrich Wilhelm III., König von Preußen, einer der denkwürdigsten Männer seiner Zeit, wenn nicht in Folge überragender persönlicher Eigenschaften, doch gewiß we-

gen des seltsamen und ereignißvollen Inhalts seines geschichtlichen Lebens. Aber selbst als Privatmann verdient er, daß wir im Vorübergehen ihn uns ein wenig ansehen. Hat er äußerlich das stramme Wesen eines paradirenden Preußen, hat er doch auch das echte Herz und den geraden Blick eines ehrlichen Deutschen; und bedenken wir, wie sehr der Charakter einer absoluten Monarchie gleich der preußischen nach den persönlichen Eigenschaften des Monarchen gemodelt und modificirt wird, so müssen wir wol glauben, daß es der Mühe lohnt, die Persönlichkeit dieser ungelenken und abstoßenden Gestalt etwas näher zu betrachten. Förmlich und pedantisch in seinem Aeußern ist dennoch Friedrich Wilhelm offenbar kein Theaterkönig, der seine Rolle herspricht wie sie ihm aufgeschrieben worden. Man kann im Gegentheile versichert sein, daß hinter dieser exacten und gemessenen Außenseite eine Seele wohnt die gewisse eigene Ideen und Zwecke hat, denen sie eine feste Stellung in der Welt zu sichern weiß, und mit welchen sie nicht eben leicht sich aus dem Felde treiben läßt."

„Friedrich Wilhelm III., Derselbe der 1806 die Schlacht von Jena verlor und 1808 den Freiherrn von Stein in seinen Rath berief, starb 1840. In seinem Charakter und in seiner Politik ruht der Same von Vielem was bei den dermaligen politischen und kirchlichen Zuständen eines der aufblühendsten Staaten Europas von höchster Bedeutung ist. Wir wollen deshalb aus dieser europäischen Biographie in nachfolgenden Bemerkungen Einiges hervorzuheben suchen was uns noch besser befähigen dürfte, sei es die Vergangenheit der preußischen Geschichte zu verstehen, oder einen Blick in ihre Zukunft zu werfen. Zuvörderst jedoch ein Wort über den Verfasser des Werks dessen Titel wir vorgesetzt haben."

„Eine gute Biographie eines Königs ist aller Orten eine Seltenheit. Aber eine gute Biographie eines deutschen absoluten Herrschers, geschrieben von einem deutschen Bischof, seinem Beichtvater, unmittelbar nach seinem Tode, ist im Gange der menschlichen Natur, um es kurz zu sagen, eine Unmöglichkeit. Demgemäß enthält Bischof Eylert's Leben von Friedrich Wilhelm in reicher Menge alle Fehler die unter den vorwaltenden Umständen zu erwarten sind. Es ist langweilig und weitschweifig, denn es ist das Werk eines Deutschen, und einmal für allemal und als allgemeine Regel: die Deutschen haben kein Geschick zu Biographien. Es ist lobrednerisch und übertrieben, denn es ist das Werk eines Hofmanns; demüthig, unterwürfig und einfältig, denn es ist das Werk eines centralisirten Preußen und eines erastianisirten Bischofs. Dessenungeachtet ist das Buch ein ganz nützliches Buch, und der Bischof ein Mann für welchen wir Mehr als gewöhnliche Achtung fühlen. Er hat zwar Vieles gesagt was er nicht hätte sagen sollen, und hat andererseits Vieles verschwiegen was er nicht hätte verschweigen sollen. Wie er jedoch für den Fehler der Weitschweifigkeit die doppelte Entschuldigung hat, daß er ein Deutscher und über 70 Jahre alt ist, so kann er auch seine Unterlassungssünden damit entschuldigen, daß in Preußen viele Dinge der Privaterklärung und amtlicher Entscheidung anheimfallen über welche in England jeder Mensch der Portwein oder Porter trinkt das Recht eines Urtheils beansprucht."

„Von intellectueller und moralischer Seite war der verstorbene König von Preußen ein echter Deutscher. Es gibt indeß zwei Arten Deutsche. Beide sind deutsch im Gegensatze zu Franzosen, Spanier oder Italiener, sich selbst aber durch die stärksten und starresten Gesetze des Naturtemperaments ebenfalls entgegengesetzt. Da ist der geflügelte und der gehende Deutsche, oder wenn man lieber will der luftfahrende und der baukünstige, der umherschweifende und der stätige, der theoretische und der praktische Deutsche. In jeder Beziehung gehörte der verstorbene König von Preußen zu letzter Classe. Einfach und anspruchslos wie in seinem Aeußern war er einfach, bescheiden und gerade auch in seiner Denk- und Gefühlsweise. Er achtete zwar Immanuel Kant, den er eine starke Seele in schwachem Körper nannte, und ging selbst so weit, den des Atheismus angeklagten und deshalb aus Jena vertriebenen transcendentalen Fichte nach Berlin zu berufen; aber bei alledem war nichts Speculatives in ihm, er war im höchsten Grade prosaisch, praktisch und utilitarisch. Doch der hervorstechendste Zug seines Charakters und einer der auf den jetzigen König übergegangen zu sein scheint, war seine tiefe Ehrfurcht für Religion und seine gewissenhafte Ueberwachung kirchlicher Angelegenheiten. Er war nicht blos ein sehr frommer, aufrichtiger und ernster protestantischer Christ, sondern auch gleich unserm Jakob I. — nur mit beträchtlich mehr Verstand — ein Theolog und gleich seinem Sohne Karl ein Verfertiger von Liturgien."

„Den Umriß zu vollenden wollen wir jetzt den Charakter Sr. Majestät von der politischen und militairischen Seite betrachten, und da finden wir für unsern Commentar keinen geeignetern Text als die kurze Charakteristik welche sein großer Gegner Napoleon hinterlassen: «Le roi de Prusse, comme caractère privé, est un loyal, bon et honnête homme, mais dans sa capacité politique c'est un homme naturellement plié à la nécessité; avec lui on est le maître tant qu'on a la force, et que la main est levée.» Wird Das ein wenig gemildert und etwas artiger ausgedrückt, so bringt es unsers Erachtens die ganze Sache ziemlich aufs Reine. Im politischen Leben Friedrich Wilhelm's III. erblicken wir Nichts von jener Consequenz und Homogenität des Charakters, die seine kirchlichen Schritte bezeichnen. Da ist ein unzusammenhängender Wechsel von Zaudern und Raschheit, von Liberalismus der heute, und von Despotismus der morgen das Regiment führt — unverkennbare Merkmale, daß in dieser Sphäre der ostensible Leiter der Geleitete, die königlichen Schritte in allen Fällen die Wirkung, nicht die Ursache der damit in Bezug stehenden Verhältnisse waren. Doch besaß er eine große Tugend, die unserm Karl I. fehlte: er war bescheiden und verständig genug, sobald die Nothwendigkeit drängte, sich in die Umstände zu fügen die er nicht zu beherrschen vermochte. Konnte er nicht die Dampfkraft des Wagens sein, wollte er auch nicht der Hemmschuh, noch viel weniger der unverschämte Keil sein, dessen Eindringen in jedes Loch wo er unnöthig das Ganze hätte sprengen können."

„Eins bleibt noch übrig, und Das ist etwas Schmerzliches. Als Privatmann zeichnete sich der König von Preußen aus, wie wir gesehen haben, durch sein einfaches, gerades, ungefirnißtes Wesen und durch seine Wahrheitsliebe. Als Staatsmann sehen wir ihn jetzt öffentlich von seinem eigenen Volke angeklagt «as a person at least who, on the pledge of certain solemn promises, induced his people to hazard their lives for his safety, and then, when that safety was secured, found it inconvenient to attempt the fulfilment of the self-imposed obligation.»" 23.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 37. —— 6. Februar 1847.

Literarische Briefe aus der Schweiz.

(Fortsetzung aus Nr. 36.)

Kam doch gar von der östlichsten Grenze Galiziens, wo nur Hebräer und Beamten noch Deutsch reden, ein jüdischer Emancipator seines Volkes, ein Reisender zur Erforschung aller statistischen Verhältnisse des Judenthums, um in der Schweiz, wo doch die pietistischen Banquiers schon lange keine Juden mehr aufkommen lassen, sein Wesen zu treiben. Er war ausgestattet mit den besten Zeugnissen und mit dringenden Empfehlungen von hohen und sehr hohen Behörden und Beamten des monarchischen Auslandes; und weil für Dergleichen unsere Conservativen besonders empfänglich sind, so stürzt er ihnen in die offenen Arme. Aber durch einen unglücklichen Zufall knüpfen sich an seine Anwesenheit in mehren Schweizerstädten wiederholte Diebstähle und Einbrüche. Die Policei wird aufmerksam. Der Judenheiland wird als verdächtig, der Affiliirte einer Räuber- und Spitzbubenbande zu sein, des Landes verwiesen und den Armen seiner trauernden Freunde viel zu früh entrissen, ehe er noch Gelegenheit hatte, ihnen in dem Maße wie die bairischen Brüder die Freundschaft theuer zu machen. Indessen gehen nicht alle vagirenden Schriftsteller die in „deutscher Zunge" arbeiten ebenso geraden Weges wie der Galizier auf den Besitz der „schnöden Schlacke" aus. Es gibt Andere die sich mit dem geringer taxirten Verbrechen des einfachen Zeitraubmords begnügen. Ein solcher Schinderhannes ist im Stande, auf offener Straße dem ersten guten Rocke ein Manuscript für 24 Druckbogen auf die Brust und einen Termin von ebenso viel Stunden zu setzen, in dem er seine gute Meinung über das Werk unfehlbar mitzutheilen und einen Verleger dafür beizuschaffen hat. Damit gibt sich der Missethäter zufrieden. Wäre aber der Angefallene in der Ueberraschung zu einem baaren Vorschusse gegen Anweisung auf das künftige Honorar bereit, er würde selten eine abschlägige Antwort erhalten.

Mitten in diesem nicht blos scheinbar tollen Faschingszuge passirte der schon besagte Marr in die Schweiz ein. Er ließ sich zum Schriftsteller schlagen, warf „seine lange Intelligenz zum Fenster hinaus", ohne mit diesem Auswurfe eine Maus todtschlagen zu können, und „rannte sich als honneter Mann den Kopf am Zwing-Uri der Gegenwart ein", um schließlich — höchst unartig gegen sein Publicum! — mit eingeranntem Kopfe ein Buch über die deutschen Handwerkervereine zu schreiben. Seit den Tagen eines Wit-Dörring ist keine ähnliche Blamage über die deutsche Literatur gekommen. Der Unterschied ist nur der, daß Wit's „Denkwürdigkeiten" lesbar und mitunter unterhaltend waren; während der Schrift von Anno 1846, mit ihrem zerhackten marrenden Stile, die vollständigste Harmonie der Liederlichkeit in Form und Inhalt nicht abzusprechen ist. Der Verf. hatte keinen Menschen, der ihm seine Exercitien corrigirte. Er repetirt also in seinem Buche Alles was er nicht gelernt hat. Hilf Himmel! Was wird in diesem Wirrsamenkrame durcheinander gefaselt von den „blutigen Beißereien wilder Bestien bei den alten Griechen"; von der „souverainen Macht der Tagsatzung nach der schweizerischen Bundesacte"; von der Mehrheit der liberalen Partei im züricher Großrathe zur Zeit der Ausweisung Herwegh's; vom strasburger Kellnermädchen mit „Engelsköpfchen", die Hr. Marr mit seiner vorübergehenden Person beehrte; von mehren schlecht zusammenreimenden Dingen, als Poesie, Philosophie und Staatsrath Bluntschli. Am unglücklichsten ist er in den Versuchen, seine Sottisen mit Artigkeiten zu durchmischen. Die „echten Demokraten" der Schweiz vergleicht er, um ja nicht über die eigene Gattung hinauszukommen, mit wilden Schweinen, und geräth in Enthusiasmus über ihre „Hauer", die er doch bei seinen Verwandten auf dem Abendberge bei Bern noch zu längern Exemplaren hätte vorfinden können. Und mit seinem leeren Fuselfäßchen auf dem Rücken, das nur noch hohl klingt und widerlich riecht, zeigt er sich vor den guten Deutschen, ohne den ersten besten Staupbesen zu fürchten.

Als ein „zweiundzwanzigjähriges", der Handlung beflissenes „Bürschchen" war Hr. Marr in die Schweiz gekommen, um in Wein zu „machen", wie später in „Freiheit, Gleichheit und Humanität". Damals war der „junge Löwe" Herwegh in Zürich; und die Schmeißfliege hielt es also für ihre natürliche Schuldigkeit, dem Könige der Thiere ihre Aufwartung zu machen. Der „junge Löwe" hatte die Gewohnheit, ziemlich lange zu schlafen, und ehe er nur den Kaffee zu sich genommen

geschah es, daß er noch im Bette von seinem Verehrer überfallen wurde. Da

> Streckt er die Glieder,
> Und schüttelt die Mähnen,
> Mit langem — Gähnen.

Weil er aber in angeborener Großmuth nur innerlich brummte, ohne mit den Tatzen um sich zu fahren, so nahm Dies der Versucher für ein gutes Zeichen. Darum ist Herwegh Heil widerfahren: die Mücke hat den Löwen unter ihre Flügel genommen. Gibt es doch verschiedene Weisen, um entweder die Langweile zu ertragen oder sie sich vom Halse zu schaffen. Bei Follen, der gleichfalls heimgesucht wurde, scheint die Geduld früher zu Ende gewesen zu sein. Das kalte Fieber der Langweile mag Diesen wol sichtbar genug in Gegenwart seines ankleberischen Gastes geschüttelt und gerüttelt haben. Allein Hr. Marr begriff nicht die Symptome einer Krankheit die möglicherweise tödtlich werden konnte als die unvermeidliche Folge seines eigenen Besuchs. Statt ihren natürlichen Verlauf bis zum Eintritt jener heilsamen Krisis zu verfolgen, da sich endlich die Natur des leidenden Follen von selbst geholfen und den Hrn. Marr aus Hals und Haus wieder hinausgehustet hatte, hat derselbe Marr seine Erfahrungen unter der irrig gewählten Rubrik zu Buch gebracht: „Follen ist grob." Aber möge Diesen der Himmel auch fernerhin mit der unter Umständen höchst ersprießlichen Gottesgabe einer „Grobheit" segnen, welche die Narren mit Kolben laust und uns auf zehn Meilen in die Runde das literarische Ungeziefer vom Halse hält. Doch dafür reicht kaum die Kraft eines Sterblichen hin.

Als vor einigen Monaten der junge Marr aus irgend einer deutschen Stadt ausgewiesen wurde, las man in Schweizerblättern, wie sich der geachtete und achtungswerthe Vater des Ausgewiesenen bitter beschwert habe: daß nun sogar die Policei seinem Buben eine noch größere Einbildung von sich in den Köpf setzen helfe. Aber leider hatte die deutsche Policei Nichts mehr zu verderben: dazu hatte schon lange vorher die schweizerische das Ihrige gethan. Hr. Marr hatte etwas Communismus geschnapst und war aus dem Canton Zürich weggewiesen worden. Er hatte überdies das ausführlich beschriebene Glück, sich auf der policeilich angewiesenen Bahn des Fortschritts die Füße wund zu gehen. So kam er ins Waadtland, zeigte den deutschen Handwerkern den züricher Ausweisungsbefehl und seine Blasen an den Füßen, legitimirte sich damit als Opfer der Tyrannei und wurde handumgekehrt ein berühmter Mensch. Er stiftete eine Quadrupelallianz mit einigen eiteln Hasenfüßen, deren ganze Kunst darin bestand, ohne Kopf in der Welt herumzulaufen; bildete mit ihnen eine sogenannte „Propaganda" und half die in sogenannte „Familien" zerlegte geheime Verbindung eines sogenannten „Jungen Deutschland" zurechtmachen, die nun mit einem Theile der Handwerkervereine am Genfer See ihr Possenspiel trieb. Der lächerliche Hocuspocus der Aufnahme in diesen Geheimbund, wofür in Lausanne die Wohnung des Hrn. Marr ausersehen war, wird uns umständlich geschildert. Da man nur confuse Köpfe brauchen konnte, kam natürlich Alles darauf an, die Candidaten gründlich „verwirrt" zu machen. Mit den armen eiteln Gefoppten die so ehrbedürftig waren, sich in dieses „Junge Deutschland" einstellen zu lassen, wurde also auf die erbärmlichste Weise blinde Kuh gespielt. Eine Binde um die Augen wurden sie hin und her promenirt, sodann in dem als sehr „windig" beschriebenen Narrenhause Trepp ab und auf vor die „Familie" gebracht und hier mit möglichst grimmiger Stimme fürchterlich angeschnauzt: „Wer sind Sie? Was wollen Sie hier? Wie kommen Sie mir vor? Glauben Sie an einen persönlichen Gott?" Gab endlich der Candidat genügende Zeichen von Confusion von sich, indem er zumal die letztere Frage mit „Nein" beantwortete, so wurde er für blind genug erklärt, um die Binde nicht mehr nöthig zu haben, und sogleich mit dem „Bruderkuß" abgestraft.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Lehre vom Menschen oder die Anthropologie. Ein Handbuch für Gebildete aller Stände von H. S. Lindemann. Zwei Abtheilungen. Zürich, Meyer und Zeller. 1844. Lex.-8. 2 Thlr. 20 Ngr.

So wichtig auch für den Menschen die Kenntniß der ihn umgebenden Natur ist, und so groß auch die Anstrengungen sind denen er sich hingibt, um in ihre Geheimnisse einzudringen, so wird doch das Interesse welches er an diesen Forschungen nimmt noch von dem überwogen was ihm die Forschung über sich selbst und seine Gattung einflößt. Als ein Wesen höherer Abkunft, das von einer Seite den irdischen Boden berührt, von der andern aber geistig über die irdische Sphäre hinausschweift und sich seiner Abstammung und seiner Verbindung mit Gott bewußt ist, wird es ihm aber eben deshalb um so schwerer, in die Tiefen seines eigenen Wesens einzudringen. „Die Kenntniß des Menschen in ihrem ganzen Umfange betrachtet", sagt Helvetius, „ist unermeßlich, das Studium desselben lang und schwer. Der Mensch ist ein Modell für alle Künstler — jeder will einige Striche an ihm versuchen, keiner hat noch den Umriß vollendet."

Mit Recht weist uns zwar der alte Spruch Nosce te ipsum darauf hin, diese Forschung bei uns selbst anzufangen und aus dieser Selbstschau die Erkenntniß unsers Wesens und unserer körperlichen und geistigen Eigenschaften zu schöpfen; allein wie wenig verläßig eine solche Beobachtung unserer selbst ist, und wie wenig der Begriff des Menschen der Begriff eines Einzelnen sein kann, lehrt die tägliche Erfahrung, und mit Recht sagt Goethe:

> Inwendig lernt kein Mensch sein Innerstes
> Erkennen. Denn er mißt nach eig'nem Maß
> Sich bald zu klein und leider oft zu groß.
> Der Mensch erkennt sich nur im Menschen, nur
> Das Leben lehret Jeden was er sei.

Nicht geringer aber sind die Schwierigkeiten die sich uns entgegenstellen, wenn wir den Menschen an Andern beobachten wollen. Selten sind die Menschen in solchem Grade zugänglich, daß wir ihr Inneres vollkommen zu durchschauen vermögen, und Diejenigen die es sind, sind ja immer nur Einzelne, und Das was wir an ihnen beobachten läßt keinen Schluß auf den Menschen im Allgemeinen zu. Kant sagt schon: „Der Mensch der es bemerkt, daß man ihn beobachtet und zu erforschen sucht, wird entweder verlegen (genirt) erscheinen, und da kann er sich nicht zeigen wie er ist, oder er verstellt sich,

und da will er nicht gekannt sein wie er ist." Wir können uns also nur annäherungsweise eine Kenntniß von dem Menschen verschaffen, indem wir uns durch Umgang mit vielen Menschen in den verschiedensten Situationen, durch Studium der Weltgeschichte, von Biographien u. s. w. ein Bild von ihm zusammensetzen. Jedoch wird dies immer noch ein unvollkommenes Bild bleiben; denn wenn es uns auch vergönnt ist, uns eine genauere Kenntniß des cultivirten Menschen zu verschaffen, so reicht Dies doch immer noch nicht zu, denn der uncultivirte Mensch, vom rohen Hottentotten bis hinauf an die Grenze des cultivirten, gehört ja auch zum vollkommenen Bild des Menschen, und wie Wenig wissen wir noch von diesen ungebildeten Menschen, namentlich von ihrem geistigen und gemüthlichen Zustande! Wären aber auch alle diese Lücken in unserer Kenntniß des Menschen ausgefüllt, so würden wir dadurch immer nur zu einer beschränkten menschlichen Ansicht gelangen; das Urtheil eines höhern über uns stehenden Wesens würde wahrscheinlich ganz anders ausfallen.

Die Schwierigkeiten welche sich der Erkenntniß des Menschen entgegenstellen sind nun auch der Grund, weshalb die Anschauungen des Einzelnen über den Menschen so höchst verschieden sind, ja sich zum Theil widersprechen. Eine Vergleichung unserer Handbücher der Anthropologie gibt davon ein sprechendes Zeugniß. Jedes derselben trägt eine andere Physiognomie, je nachdem sein Verfasser auf diesem oder jenem philosophischen Standpunkte steht, je nachdem er mehr die physiologische oder intellectuelle Seite des Menschen ins Auge nimmt, je nachdem er ihn nur von der Studirstube aus betrachtet oder seine Erfahrung unter Menschen selbst gesammelt hat u. s. w. Eine solche Vergleichung aber hat auch ihre instructive Seite, die einzelnen Striche die Jeder dem Bilde des Menschen hinzufügt tragen zur Vervollständigung desselben bei, und die verschiedenen selbst sich widersprechenden Ansichten dienen dazu, uns der Wahrheit immer näher zu führen.

In der Kenntniß des physischen Menschen sind wir offenbar weiter als in der des intellectuellen. Die Ansichten darüber sind schon durch den im Allgemeinen wenig veränderlichen Bau auf eine festere Basis gestellt, und die Ansichten über die verschiedenen körperlichen Verrichtungen verändern sich nur mit dem Zuwachs, dessen sich unsere physiologischen Kenntnisse von Tag zu Tag mehr zu erfreuen haben, ohne daß dabei eine große Verschiedenheit in den Grundprincipien obwaltete. Anders ist es mit der geistigen Seite des Menschen. Hier sind die Typen nicht so beständig wie bei den körperlichen Organen: die verschiedenen Vermögen der Seele und Eigenschaften des Gemüths verlieren sich unter einer Menge individueller Spaltungen; das Eigenste des Menschen verbirgt sich dem Beobachter unter mannichfaltigen Verhüllungen; insbesondere aber fällt die Beurtheilung des geistigen Menschen einem Gebiete anheim auf welchem die Ansichten und Meinungen nach sehr voneinander abweichen, und so verschieden die mannichfaltigen Systeme und Theorien sind, ebenso verschieden sind auch die anthropologischen Ansichten.

Auch die hier näher zu besprechende „Lehre vom Menschen" stützt sich auf ein besonderes philosophisches System, nämlich auf das von Krause aufgestellte Denkgesetz und das seiner gottinnigen und tiefsinnigen Philosophie, wie sie von dem Verf. genannt wird. Die Darstellung des Menschen ist weder einseitig empirisch noch einseitig rational, oder speculativ, sondern sie beruht auf Vernunft- und Erfahrungserkenntniß zumal, welche beide Erkenntnißweisen hier auch als gleich wesentlich und gleich wichtig anerkannt und entwickelt worden sind.

Mit Recht schließt diese Darstellung auch das leibliche Leben des Menschen mit ein; denn der Mensch ist als ein Gliedganzes auch in seinem geistigen und Seelenleben nur dann verständlich, wenn wir alle seine Theile betrachten, weil alle unter sich und mit dem Ganzen in der innigsten Wechselbeziehung stehen, also alle einander bedingen, voraussetzen und bestimmen.

Dem Verf. zufolge ist der Mensch nicht ein aus Geist und Leib vereintes Wesen und besteht nicht aus zwei ursprünglich getrennten Bestandtheilen, sondern ist in sich Geist und Leib und deren Verein, schließt aber nicht blos diese, sondern neben diesen noch andere Gliedungen ein. Geist und Leib, die innern Gliedungen im Ich, sind ein jedes etwas Selbständiges und Eigenwesentliches; oder ein jedes von ihnen ist etwas Anderes was sein Gegensatz nicht ist, und eben darum schließen sie sich einander wenigstens theilweise aus und verneinen sich in gewisser Hinsicht. Keines von ihnen kann mithin die Ureinheit und Urganzheit des Ichs, keines also der Grund des andern sein; sie sind vielmehr wie Selbheit und Ganzheit, wie Freiheit und Gebundenheit einander wesentlich entgegengesetzt. Da aber jeder Gegensatz zunächst in einer den entgegengesetzten Gliedern gemeinschaftlichen Einheit begründet sein muß; da ferner die Einheit nicht in ihrem innern Gegensatz aufgeht, sondern über demselben noch als Ureinheit selbständig bestehen bleibt, so müssen wir uns nach dem Denkgesetze des Grundes umsehen, ob nicht Geist und Leib in einer höhern Ureinheit begründet sind, wodurch und worunter sie sind, und deren Wesenheit ein jedes von ihnen auf eine besonders bestimmte Weise an sich ist oder hat. Dieses höhere Geist und Leib und ihre Vermählung begründende Urwesentliche im Ich müssen wir zuhöchst, jedoch nicht in räumlicher Auffassung, als über und außer beiden seiend, d. i. als Grund- und Urgliedung des Ichs, erklären. Manche Philosophen und Theologen alter und neuer Zeit ahnten dieses Urwesentliche des Ichs als die höhere Vernunft, als den innersten Geist, als den Geist aus Gott, als das Göttliche im Menschen; Pythagoras und Leibniz als die Monas, Carus und Hegel als die Idee; auch manche Physiologen scheinen es in ihrem sogenannten Lebensprincipe wenigstens theilweise zu ahnen. Der Verf. bezeichnet es mit Krause als das Urich. Die Verbindung von Geist und Leib ergibt den Geistleib, d. i. die Einbildungskraft oder die Phantasie, welche das Eigenwesentliche sowol des Geistes als des Leibes in sich zumal verbindet. Man spricht auch von der Vernunft und dem sogenannten Instincte, ordnet erstere dem Geiste unter und letztern dem Leibe; hier wird dagegen nachgewiesen, daß man zwischen Geist im weitern und engern Sinne unterscheiden müsse; daß, wenn in dieser Lehre vom Menschen über den Geist gesprochen wird, eigentlich nur der Verstand gemeint sei, in welchem natürlich Urich, Phantasie, Vernunft und Seele nicht eingeschlossen sind. Sollen jedoch auch diese als dem Geiste eingeordnet betrachtet werden, wie Dieses gewöhnlich geschieht, so wäre dieses der Geist im weitern Sinne. Da nun aber hier der Geist im engern Sinne festzuhalten ist, so muß also die Vernunft in ihrer Selbstwesenheit nachgewiesen werden. Nach des Verf. Ansicht entsteht sie aus der Verbindung von Urich und Geist; diese gibt uns die Lehre vom Urgeiste, in welchem aber ein nach Sinn und Trieb zu entwickelnder Gegensatz erscheint, dessen eines Glied eben die Vernunft als der höhere Erkenntnißsinn ist, dessen anderes Glied aber als der geistige Urtrieb oder als der Sitz des höhern Wollens nachgewiesen wird. Urich und Leib wird aber ebenfalls verbunden gedacht; daraus ergibt sich der Urleib, der sich innerlich wieder nach Sinn und Trieb spaltet. Gemäß des Sinnes erhalten wir den Urleib — oder den Erfahrungssinn, gemäß des Triebes ergibt sich der leibliche Urtrieb, den man gewöhnlich Instinct nennt. Urich, Geist und Leib gehen aber auch die unternebenordnige Verbindung ein, woraus der Urgeistleib hervorgeht, welchen man gewöhnlich die Seele nennt, in welcher aber auch die zweiheitlichen Vereingliedungen: Phantasie, Urgeist und Urleib aufgenommen sind, sodaß die Seele der innigste Verein nicht nur der Grundgliedungen: Geist, Leib und Urich, sondern auch der Vereingliedungen: Phantasie, Urgeist und Urleib ist.

Aus dem zuletzt Dargestellten ergibt sich nun folgender Grundplan für die Lehre vom Menschen. Zuerst wird der Mensch als Eines und ungetheiltes Wesen oder als Ich betrachtet; dann zu den innern Gliedungen übergehend und mit

den Grundgliedungen beginnend, mit dem Leibe als dem Bekanntern angefangen, dann zum Geiste und hierauf zum Urich übergegangen; alsdann kommen die Vereingliedungen, und von diesen wird zuerst der Urleib besprochen, dann der Urgeist und die Phantasie, und endlich die Seele.

Wir haben es uns nicht versagen können, den Weg den diese auf das Urich als Grundstein basirte Untersuchung über den Menschen einschlägt in kurzen Worten anzudeuten, ohne uns dabei weiter auf eine Prüfung des philosophischen Systems des Verf. einzulassen, dieses Geschäft den Philosophen vom Fache überlassend. Unsere Leser werden aber schon aus dem Mitgetheilten mit uns die Ueberzeugung gewinnen, daß es sich hier um Untersuchungen handle die sich ebenso wenig „für Gebildete aller Stände" eignen als die Form in welcher sie hier zur Darstellung kommen. Wenn daher auch der Verf. in der Vorrede erklärt, die Einleitung und die Lehre vom Ich sei mehr für Philosophen vom Fache geschrieben, so wissen wir damit jenen Zusatz auf dem Titel des Buchs um so weniger zu vereinigen, als auf dieser Lehre vom Ich das Verständniß des Ganzen beruht. Uns bedünkt übrigens, der Verf. habe sich eben durch diese Lehre für seine ganze Darstellung einen unnöthigen Zwang aufgelegt und durch ein strenges Festhalten an die daraus folgenden Eintheilungen und Unterabtheilungen die ganze Lehre vom Menschen in „spanische Stiefeln" eingezwängt, was das Studium seines Buches sehr erschwert. Wir gestehen, daß, wenn uns das Wesen des Menschen durch die Philosophie nicht klarer als hier vor Augen gestellt wird, wir überhaupt an ein tieferes Eindringen in dasselbe durch sie nicht glauben, indem wir der Meinung sind, daß Das was klar gedacht sei sich auch dem gebildetern Theile der Menschen klar darstellen lassen müsse. Als Kant seine „Anthropologie" veröffentlichte, beschwerten sich Manche über Mangel an Verständlichkeit; was würden sie sagen, wenn sie unsers Verfassers „Lehre vom Menschen" läsen?

Zu dem Allen kommt noch die besondere Lust des Verf., sich in neuen Wortbildungen zu ergehen. Wir sind ganz mit ihm einverstanden, daß man auch in wissenschaftlicher Hinsicht fremde Worte vermeiden müsse, aber nur müssen wir bitten, daß uns durch die neuen Worte die Sache klarer aber nicht dunkler werde. Wir geben hier nur ein Beispiel zur Probe:

„Betrachten wir die Verhaltschauung in Ansehung der Glieder und des Bandes zumal, so kommt a) zunächst ihr Umfang (Quantität) in Berücksichtigung, wonach nämlich die Glieder mittels des Bandes entweder ganz aufeinander bezogen werden oder nur zum Theil. Danach erhalten wir die ganzheitlichen (universalen), die theilheitlichen (particularen) und die ganztheilheitlichen Verhaltschauungen, und zwar in bejahiger und verneinlicher Hinsicht. Wir hätten sonach 1) die ganzheitlichen oder die allgemein bejahigen Verhaltschauungen, wie z. B. alle Blumen sind Pflanzen; 2) die theilheitlich oder besonders bejahigen Verhaltschauungen, z. B. einige Pflanzen sind Blumen; 3) die ganztheilheitlichen bejahigen Verhaltschauungen, z. B. alle Menschen, sofern sie tapfer sind, sind Helden; 4) die ganzheitlich verneinigen Verhaltschauungen, z. B. kein Metall ist eine Pflanze; 5) die theilheitlich verneinigen Verhaltschauungen, z. B. einige Pflanzen sind nicht Blumen; 6) die ganztheilheitlich verneinigen Verhaltschauungen, z. B. alle Menschen, sofern sie feig sind, sind nicht Helden; 7) die ganzheitlich bejahverneinigen Verhaltschauungen, z. B. alle Menschen sind und sind nicht sterblich; 8) die theilheitlich bejahverneinigen Verhaltschauungen, z. B. einige Menschen sind und sich nicht Greise; 9) die ganztheilheitlich bejahverneinigen Verhaltschauungen, z. B. alle Menschen, sofern sie gelehrt sind, sind und sind nicht Lehrer u. s. w."

Wir fragen Jeden der sich einmal mit Logik abgegeben hat, ob ihm die Sache so klarer erscheint als in der alten Weise. Man würde jedoch dem Verf. sehr Unrecht thun, wenn man aus diesen Proben schließen wollte, sein ganzes Buch sei in dieser Weise der Darstellung gehalten. Da wo er sich auf dem Boden der Erfahrung befindet, bewegt er sich beiweitem freier und ohne die Fesseln jener philosophischen Terminologie, ja man freut sich, mit ihm auf diesem Boden angelangt zu sein, wo er zwar in deutschen aber verständlichen Worten zu uns spricht, und man folgt ihm mit Vergnügen auf einem Gebiete auf dem er so ganz einheimisch ist, und auf welchem uns nicht wenige neue und interessante Blicke in das Wesen des Menschen eröffnet werden.

Wir bemerken im Allgemeinen, daß das Werk in acht Hauptstücke zerfällt, in denen der Mensch 1) als Eines, ungetheiltes Wesen oder als Ich; 2) in seinem leiblichen Leben; 3) in seinem geistigen Leben; 4) als Urich; 5) als Urleib; 6) als Urgeist; 8) als Geistleib oder Phantasie und 8) als Seele betrachtet wird. Die einzelnen Abschnitte einer besondern Beleuchtung zu unterwerfen würde zu weit führen; wir beschränken uns daher nur darauf, bei einigen Stellen zu verweilen die uns einer nähern Betrachtung würdig scheinen.

S. 69 finden wir eine auf das Unrecht sich beziehende Stelle, die wir allen Rechtsgelehrten anempfehlen und an die Wände ihrer Gerichtshöfe anzuheften wünschten, damit sie dieselbe täglich vor Augen hätten. Sie lautet:

„Bei Bekämpfung des Unrechts müssen wir so verfahren, daß auch der Rechtsverletzer möglichst seiner Erdbestimmung entgegengeführt werde, und daß wir ihm nicht die Mittel zur Erreichung dieser seiner von Gott aufgegebenen Bestimmung durch entehrende und grausame Behandlung, oder gar durch Tödtung, und unbedingte lebenslängliche Einsperrung vollständig nehmen. Letzteres bleibt immer eine lieblose und rechtswidrige Gewaltthat gegenüber dem Rechtsverletzer, der bis zum letzten Athemzuge nicht aufhört Mensch zu sein, und dessen ewige unveräußerliche Menschenrechte auch von Seiten des Staats unbedingt aufrecht erhalten werden sollen. Möge recht bald das barbarische Hinschlachten in allen Staaten nach dem Vorgange eines nordamerikanischen Staats (Carolina?) aufgehoben werden, mögen sich folgende denkwürdige Worte des Prälaten Pahl bald erfüllen: «Kaum ein halbes Jahrhundert wird vergehen, wo unsere Enkel von den Hinrichtungen unserer Tage sprechen werden wie wir von den Hexenprocessen.» — Der grobe Rechtsverletzer ist als ein unmündiger Mensch der Vormundschaft des Staats zu unterwerfen, und auf so lange als die innern Bedingungen seiner unrechten Handlungen fortdauern von der freien Gemeinschaft mit den übrigen Menschen abzuschließen. Die sichersten Mittel zur Aufhebung der innern Bedingungen der Ungerechtigkeit sind nach Krause vor Allem: eine entsprechende Erziehung und Belehrung, Bildung des Sinnes, Triebes und Gemüths; Gewöhnung und Uebung der Thatkraft zum Guten, zur treuen Arbeitsamkeit und Ordnungsliebe; Entwöhnung vom Bösen, von der Trägheit und Ordnungswidrigkeit; Entfernung aller äußeren Anlässe zur Ungerechtigkeit, Hemmung der rechtswidrigen That, Umgang mit bessern und gerechten Menschen."

(Der Beschluß folgt.)

Bibliographie.

Lieder für Liebende von deutschen Dichtern. Gesammelt von F. Voigts. Hannover, Kius. 16. 20 Ngr.

Scheible, J., Das Kloster. Weltlich und geistlich. Meist aus der ältern deutschen Volks-, Wunder-, Curiositäten- und vorzugsweise komischen Literatur. 4ter Band. 13te bis 16te Zelle. — A. u. d. T.: Der Theuerdank nach der Ausgabe von 1519. Thomas Murner's Schriften und sein Leben. Mit 118 Holzschnitten und 96 Abbildungen auf 32 Tafeln. Stuttgart. Kl. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

— — Das Schaltjahr, welches ist der teutsch Kalender mit den Figuren und hat 366 Tage. 2ter Band. Januar. II. Stuttgart. Kl. 8. 2 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 38. —— 7. Februar 1847.

Literarische Briefe aus der Schweiz.

(Fortsetzung aus Nr. 37.)

Mit solchem Rüstzeuge angethan, begab sich Hr. Marr mit Consorten ans Werk. Er arbeitete an Nichts weniger als „an der Auflösung der alten Welt"; lebte bis dahin „von Papas Geld"; trug L. Feuerbach's „Wesen des Christenthums" in der Tasche; ging mit „schwarzäugigen Mädchen" am Wasser spazieren; sprach „von der Negation des Christenthums und andern ersprießlichen Dingen mehr"; machte die physiologische Entdeckung, daß am Genfer See „das Herz drei mal so schnell schlägt als bei uns in Deutschland"; erkannte es als seine Aufgabe, „die Religion der Zukunft zu proclamiren"; und bekam in Aarau „Nichts als Kalbsbraten zu essen und schlechten Wein zu trinken". Nebenbei suchte er den Arbeitern die durch ihre Flachheit schon genug bekannte Schrift von F. Feuerbach, „Die Religion der Zukunft", durch eine Uebersetzung aus dem Platten ins noch Plattere maulgerecht zu machen; und er legte eine große Satisfaction an den Tag, wenn ihm irgend ein gutmüthiger Papagei etwa die Worte nachsprechen lernte: „Der Liberalismus hilft uns Nichts, Christenthum und unser jetziger Staat überhaupt sind die Krebsschäden der Gesellschaft." Und mit dem Aufwande so geringer Mittel erlangten diese Ueberhauptphilosophen, in erster Linie Hr. Marr und ein verdorbener Student, Namens Döleke, „eine gewisse Berühmtheit als Apostel der neuen Philosophie". So bequem hat es die junge Philosophie den Jungen gemacht! Zwar parirten beiweitem nicht immer und nicht alle Arbeiter ihren „berühmten Aposteln"; aber dann und wann waren sie so gefällig, ihnen um des lieben Friedens willen nach dem Schnabel zu reden, womit sie sich das Lob verdienten, daß alle Arbeiter die persönlichen Freunde des Hrn. Marr und „die persönlichen Feinde Gottes geworden seien".

Wäre der heillose Misbrauch eines halben Dutzends unzeitiger Literaten mit wackern Handwerkern, die zum ersten male in die Welt hineinkamen, nicht zugleich im höchsten Grade empörend, man könnte nur laut auflachen über eine Stallfütterung, wo Alle im Kreise umher das philosophische Wälschkorn unverdaut von sich geben und so ein Gänserich den andern füttert. Ueber diese Afterweisheit sprach sich schon vor anderthalb Jahrzehnden L. Börne aus, der es so redlich mit dem Volke gemeint, der einer der Ersten war die mit erschütternden Worten auf die Noth der arbeitenden Classen, auf den immer schroffer hervortretenden Gegensatz zwischen Armen und Reichen hingewiesen haben. In seinen „Französischen Schriften und Nachtrag" (Leipzig 1847) heißt es unter Anderm:

> Heine würde herzlich lachen, wollte ich ihm seinen Unglauben vorwerfen; aber er würde meinen frommen Ermahnungen die vollste Aufmerksamkeit schenken, wenn ich ihm zu verstehen gäbe, daß die Gottlosigkeit aus der Mode gekommen, daß es kein Verdienst mehr sei, den Aberglauben in der Religion zu bekämpfen, seit man nicht mehr für dergleichen Wagnisse verfolgt wird, und seit man die gotteslästerlichen Bücher nicht mehr verbrennt; daß die Holbach und Lamettrie des 19. Jahrhunderts nur die Don Quixote des Atheismus sind ... daß alle diese Schmähreden gegen das Christenthum ganz entsetzlich Rococo sind.

Und mit diesem „ganz entsetzlichen Rococo" sollen jetzt noch deutsche Handwerker beseligt, mit diesem Posthumus eines Zopfs der aus ausgefallenen Haaren vom 18. Jahrhundert her mit neu aussehendem Bindfaden zusammengewickelt ist, sollen sie jetzt noch behängt werden! Und doch ist man diesem Hrn. Marr in gewisser Weise Dank schuldig, daß er den Zopf auf seine Spitze getrieben und es damit anschaulich gemacht hat, wie die alte Mode der „jungen Philosophie" endigt. Es ist sehr erbaulich, an seinem und ähnlichen Beispielen zu sehen, wie man den Leuten nur den Gottesglauben aus dem Kopf zu treiben hat, um den Windbeutel übrig zu behalten; und wie man sie dummes Zeug muß thun und schwatzen lehren, damit sie im Gefühl der eigenen Erbärmlichkeit eine Fortdauer nach dem Tode für überflüssigen Luxus halten und sich gar noch eine Ehre daraus machen, die Candidaten des Schindangers zu sein.

Ueber Mancherlei klatscht noch der Apostel der neuen Philosophie. Er sucht zu beweisen — und es gelingt ihm —, daß sich die communistischen Literaten nicht viel weniger als die des „Jungen Deutschland" blamirt haben. Er berichtet über die gegenseitigen nichtswürdigen Intriguen und Denunciationen, womit sich communistische und jungdeutsche Vereine aus dem Sattel zu heben suchten. Einen der Gegenpartei angehörenden deutschen Handwerker schildert er — und diesmal zufällig mit Recht — als tüchtig und in jeder Beziehung ausge-

zeichnet; er nennt ihn mit Namen; er weiß, daß er sich gegenwärtig in Deutschland aufhält; er schwatzt einige Seiten vorher gegen Denunciationen und Denuncianten, und in demselben Athem denuncirt er ihn als den Mitgründer einer geheimen Verbindung, die zur Zeit der Auflösung des Jungen Deutschland noch nicht aufgelöst gewesen sei. Ein ganzes Füllhorn von Schimpfworten gießt er über G. Fein aus, der „für die Freiheit nicht kämpfe, sondern nur bettele". Und doch war Fein nach Luzern gezogen und Marr zu Hause geblieben, um sich nicht wieder die Füße wund zu gehen. Freilich that Fein großes Unrecht, daß er sich in seiner Gutmüthigkeit nicht von Anfang an mit gebührender Verachtung das Gesindel vom Halse zu halten wußte, das nun schimpfend hinter ihm herläuft. Zur Strafe dafür gibt Marr alle von Fein an ihn geschriebenen Briefe, die nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt waren, der Oeffentlichkeit preis. Allein obgleich er sie mit einem albernen Commentar begleitet, leuchtet doch die ehrenwerthe Gesinnung Fein's durch, der an Kopf und Herz über die ihm nachbellenden Kläffer immer noch weit emporragt.

Auch das Alte Deutschland wird vom „Jungen Deutschland" in der Person der Propaganda „Marr" heimgesucht. Er kehrt in Manheim bei den Abgeordneten von Itzstein und Hecker ein; erzählt ihnen, daß er Deutschland bereise, um die Literaten zu „benutzen" und „auszupressen", und daß er mit ihnen den Anfang zu machen gedenke. Es versteht sich, daß die Herren von Itzstein und Hecker dem commis voyageur der Freiheit gegen die Bürgschaft seines gesammten überflüssigen Mangels an Klugheit und Erfahrung keinen Heller borgten. Sie empfangen ihn vielmehr mit mitleidigem Lächeln über seine glückliche Armseligkeit in der Armuth; was aber Hr. Marr, der mit sehr Wenigem und sogar mit sich selbst zufrieden ist, sich sogleich als „freundliche Aufnahme" notirt. Im stolzen philosophischen Selbstbewußtsein eines Junghegelers, nicht zur Thür hinausgeworfen worden zu sein, reist er nun bis nach Leipzig und kommt unversehrt in die Schweiz zurück. Aber bei Welcker in Heidelberg wollte er doch sein unverdientes Glück nicht zum zweiten male auf die Probe setzen. Er hatte sich erzählen lassen, daß Welcker einmal in Gegenwart Druey's „gegen den Atheismus und die Anarchie in den Köpfen der jungen Philosophen zu Felde gezogen sei", worauf Druey ausgerufen habe: „Je suis Jeune-Hégélien aussi, moi!" Druey hatte in Deutschland studirt. Man darf indeß billigerweise von ihm überzeugt sein, daß er seitdem seine Studentenschuhe ausgezogen hat, und schon lange mit der deutschen Wissenschaft auf einem anständigern Fuße lebt als dem eines „Jeune-Hégélien". Das Alles erzählt Hr. Marr und sonst noch, mit der rührenden Naivetät eines Betrunkenen, wie er von einem dummen Streiche zum andern getaumelt ist. Zwischendurch stammelt er sogar Etwas von „Principien", und „wie er und Döleke die ausschließliche Herrschaft des Verstandes gründen wollen"; was durchaus nicht nöthig war, da sich ohnehin schon die Herrschaft des Verstandes sehr ausschließend gegen ihn verhalten hatte.

Ins Waadtland zurückgekehrt, kommt Marr gerade recht, um ohne die geringste Gefahr in der unblutigen Revolution vom Febr. 1845 mitzuschreien. Er erinnert sich, wie sein geachteter „Papa" auf den Bretern welche die Welt bedeuten die Rolle des Brutus mit Beifall gespielt, bewaffnet sich mit einem Stilet gegen die anonymen waadtländischen Cäsaren, und begeht nur den kleinen störenden Anachronismus, außer dem Dolche noch ein paar Taschenpistolen zu sich zu stecken. Auf dem „Signal" bei Lausanne war ein Holzstoß errichtet, um ein Feuerzeichen zu geben. Hr. Marr stolpert hinauf, fällt einige mal auf die Nase und behauptet, da er gerade aus dem Wirthshause gekommen, daß er mit so glühend heißem Athem der Freiheit oben angelangt sei, um sogleich das Holz in Feuer zu setzen. Dann fällt brutus Marr wieder nach Lausanne hinunter und trägt sein Stilet und seine Taschenpistolen nach Hause.

(Der Beschluß folgt.)

Die Lehre vom Menschen oder die Anthropologie. Ein Handbuch für Gebildete aller Stände von H. S. Lindemann. Zwei Abtheilungen.

(Beschluß aus Nr. 37.)

Die Darstellung des Menschen in seinem leiblichen Leben finden wir im Ganzen sehr verständlich und den neuesten Entdeckungen in der Physiologie gemäß. Nur über Einzelnes erlauben wir uns eine Bemerkung. So heißt es S. 90 von den Nervenfasern: „Sie gehen von dem Hirne aus in den ganzen Umkreis des Leibes, biegen sich dort um und kehren wieder zum Hirne an die Stelle ihres Ausgangs zurück, sodaß sie eine innere und eine äußere Endbiegung haben." Diese Endbiegung ist aber bis jetzt noch nicht entdeckt, und namentlich hat man noch keinen Rückenmarksnerven bis ins Gehirn verfolgen können. Ebenso unrichtig ist es, daß sich im Hirn mit Aether versehene Höhlen befinden. Wir schließen nur daraus, daß sich nach dem Tode etwas Weniges von Flüssigkeit in ihnen findet, daß sie im Leben einen Hauch (halitus) enthalten mögen; ob aber dieser Hauch für das Nervenleben irgend eine Bestimmung habe, sodaß man ihn zum Hauptsitz der Seele machen könne, ist eine durch Nichts zu rechtfertigende Hypothese.

Daß der Sinn des Gehörs vorzugsweise der Verstandesthätigkeit, der des Gesichts dagegen der Gemüthsthätigkeit diene, wird durch die Erfahrung nicht gerechtfertigt, und man darf nur an die mannichfaltigen Eindrücke erinnern, welche das Gemüth durch die Anschauung einer schönen Gegend, einer schönen menschlichen Form, eines Kunstwerks u. s. w. erhält, um die Unrichtigkeit dieser Behauptung einzusehen. Ueber die Frage, ob Blinde nicht in der Haut eine Lichtempfindung haben, theilt der Verf. folgende interessante Beobachtungen von Schibel, Director der Blinden- und Taubstummenanstalt in Zürich, mit. „Da die Blindheit selten so total ist", sagt Schibel, „daß durchaus keine Lichtempfindung mehr durch das Auge vermittelt werden könnte, bedeckte ich die durch die Augenlider geschlossenen blinden Augen mit kleinen Bäuschchen von 20fach zusammengelegter feiner Leinwand, und über die Bäuschchen her band ich noch ein schmal, aber ebenfalls etwa 20fach zusammengelegtes Tuch; durch diesen Verband blieb die ganze Stirn

und der größte Theil des Gesichts unbedeckt. Die Fensterladen verschiedener Zimmer wurden nun bis auf einen geschlossen und die Blinden hatten nun die Aufgabe, an der Fensterseite des Zimmers hinzugehen und zu bestimmen, welches Fenster nicht durch einen Laden geschlossen sei. Mit der größten Sicherheit und ohne nur im Geringsten anzustehen oder zu prüfen, bezeichneten sie immer das nicht verdunkelte Fenster, und die Meisten riefen aus, wenn sie demselben naheten: «O wie heiter!» Auf Einige machte der plötzliche Uebergang von der großen Dunkelheit zur Helle den Eindruck des Erschreckens; Alle aber nahmen beim unverdunkelten Fenster nebst dem Lichte eine größere Wärme wahr als bei den übrigen Fenstern. Die Heiterkeit erschien dem Einem roth, dem Andern gelb, wieder Andern erschien sie in allen den heitern Farben von denen sie überhaupt bei ihrer Blindheit noch einen mehr oder weniger annähernd richtigen Begriff haben. Einigen kam es vor, als ob das Licht wie eine Menge von Nadelspitzen auf ihre Stirne hinströme. Mit bedeckter Stirne, aber unbedecktem Untergesicht war die Lichtwahrnehmung geringer, im umgekehrten Falle aber wieder größer, woraus sich ergibt, daß die Stirnhaut zur Lichtempfindung vorzugsweise geeignet sei. Bei Verdeckung der Stirne und aller übrigen bloßen Theile war keinem der Zöglinge eine Lichtempfindung möglich. Die angestellten Versuche, ob das Licht auch mit der innern oder der äußern Fläche der Hände wahrnehmbar sei, blieb bis jetzt ohne Resultat. Mehre der Zöglinge konnten bei ihren verbundenen Augen auch wahrnehmen, ob ein Gegenstand, z. B. eine Hand, sich ihrer Stirne nähere oder sich wieder entferne; ob die Bewegung, die so subtil und ruhig war, daß sie nicht gefühlt werden konnte, auf- und abwärts oder horizontal sei."

S. 182 theilt der Verf. die Bewegkrankheiten in Muskel-, Knochen-, Schenkel- und Sehnenkrankheiten. Was sollen aber hier die Schenkelkrankheiten, da der Schenkel ja auch aus Muskel und Knochen besteht?

S. 233 findet die wunderliche Vorstellung von einer Seelenwanderung an dem Verf. einen Vertreter. Er sagt hier: Eigentlich lasse sich nur durch ein Vorleben der außerordentliche Unterschied der Anlagen und Talente bei den einzelnen Menschen, obschon sie manchmal selbst die gleich sorgfältige Erziehung genossen haben, befriedigend erklären; denn dieser Unterschied sei nicht leicht erklärbar, wenn die Menschen erst mit diesem Erdleben ins Dasein gelangten, weil sonst wol auch eine große Verschiedenheit der Anlagen, nicht aber der Kraft nach leicht denkbar scheine. Die urschöpferische Kraft oder die Genialität könne aber einfach ihre Erläuterung darin finden, daß die gleich mit großen Fertigkeiten ausgerüsteten Gaben in einem Vorleben zu einer großen Höhe entwickelt worden seien, und sie eben deshalb jetzt so kräftig und schnell zum Durchbruche kämen. Aber liegt es denn nicht im ganzen Plane der Schöpfung, daß alle Individuen ungleich seien an Form, Kräften und Eigenschaften, und sind denn diese Individuen nicht alle nur Glieder eines großen Ganzen?

Mit besonderm Interesse sind wir dem Verf. in seinen Untersuchungen über Ahnungen und Träume gefolgt, dieses Nachtgebiet des menschlichen Wesens, das recht eigentlich in eine Anthropologie gehört, das man aber gewöhnlich vornehm beiseite liegen läßt oder als Aberglaube belächelt. Es scheint, daß vorzugsweise die Verstandesbildung die Empfänglichkeit für Ahnungen und Träume zurückdrängt, und daher mag es kommen, daß viele Philosophen und Gelehrte in der Regel daran nicht glauben und sich deshalb auf weitere Untersuchungen darüber nicht einlassen. Es ist Dies um so mehr zu beklagen, als man auch hier dieser verhüllten Seite des Seelenlebens schon längst näher gekommen sein würde, wenn man sie zu belauschen sich die Mühe genommen hätte. Eine Erklärung dieser seltsamen Phänomene zu geben ist bis jetzt nicht gelungen, und wird auch bei den noch isolirt dastehenden und zum Theil noch nicht hinreichend beglaubigten Thatsachen so bald noch nicht gelingen. Auch die Erklärung des Verf. kann uns nicht genügen; indessen ist es schon mit Dank anzuerkennen, daß er die dahin einschlagenden Erscheinungen gewürdigt und übersichtlich in eine gewisse Ordnung zusammengestellt hat.

Was die Ahnungen betrifft, so erklärt er sie daraus, daß der Ursinn des Urichs zuweilen die geschichtlich gegebenen zeitlichen und räumlichen Schranken durchbreche, und bestimmte Thatsachen gleichsam unmittelbar schaue. Künftige Dinge können ahnend geschaut werden, wenn ihre Ursachen schon in die lebendige Wechselwirkung getreten sind. Dergleichen Ahnungen lassen sich begreifen; Vernunft und Muthmaßung fühlen hier, wie schon Cicero sagt, das Künftige voraus. Wenn aber der Verf. diejenigen Vorausschauungen welche man vorzugsweise Ahnungen nennt, und von denen man sich keine Gründe angeben kann, von denen man nur fest überzeugt ist, daß ihr Gegenstand eintreffen werde, aus dem dunkeln Wissen des Urichs erklärt, so führt uns Dies in der That nicht näher zum Ziele; denn wie weit liegt ein solches Wissen von Dem entfernt was wir gewöhnlich unter Wissen verstehen? Uns scheint das Phänomen beiweitem mehr dem Instincte verwandt, der den Vogel lehrt seine Wanderung zu beginnen wenn der Winter im Anzuge ist, oder den Storch, sich nicht auf einem Gebäude anzubauen dem eine Feuersbrunst bevorsteht. Er ist für das Thier der heimliche Wächter, der es vor der kommenden Gefahr warnt; und wenn wir nicht irren, so sind auch Ahnungen und Träume für den Menschen in vielen Fällen solche Wächter die ihn auf künftige Ereignisse vorbereiten. Wenn nun auch der Mensch in seinem jetzigen Culturzustande, zumeist nur dem berechnenden Verstande folgend, diesen dunkeln Gefühlen und warnenden Stimmen wenig oder gar kein Gehör mehr schenkt, und wenn er auch der drohenden Gewitterwolke deren Herannahen sie ihm verkünden, nicht aus dem Wege zu gehen sucht, so scheinen sie ihm doch öfter als Ableiter zu dienen, damit die ihm bevorstehenden Schläge des Schicksals sein Gemüth nicht ganz unvorbereitet und mit zu großer Gewalt treffen. Es ist hier nicht der Ort, diese Ansicht von den Ahnungen und Träumen weiter zu verfolgen und durch Thatsachen zu belegen, obwol Ref. leicht solche anführen könnte, ja selbst solche in denen jene Warnungsstimmen benutzt wurden und welche die drohende Gefahr abwendeten. Fälle der letztern Art, wo namentlich bedeutsam scheinende Träume nicht eintreffen, ist man dann nur zu geneigt als Gegenbeweis gegen die Bedeutsamkeit der Träume überhaupt anzuwenden.

Von merkwürdigen Ahnungen führt der Verf. mehre interessante Fälle an. Wir theilen daraus folgende mit: „Der durch seine scherzhaften und witzigen Einfälle zu seiner Zeit rühmlich bekannte Taubmann, Prof. der Dichtkunst in Wittenberg, erwachte kurz vor seinem letzten Krankenlager einmal, und glaubte einen Sarg mit einem todten Körper vor seinem Bette stehen zu sehen. Ohne seine Fassung zu verlieren, setzte er sich vollkommen wachend und seiner sich bewußt im Bette auf und beobachtete das ominöse unfreundliche Gesicht, da er in dem im Sarge liegenden Todten sich selbst zu erkennen meinte. Mit unverwandtem Gesichte schaute er die grausenerregende Erscheinung eine Zeit lang an, bis solche allmälig vor seinen Augen verschwand. Er erzählte Dieses mehren seiner Collegen, namentlich auch dem Prof. Erasmus Schmidt, hinzusetzend, er werde nun nicht lange mehr scherzen, sondern bald sterben. Kurze Zeit darauf starb er. Schmidt hielt ihm die Leichenpredigt, in welcher er diesen Vorfall erzählte." Daß auch Kinder das „zweite Gesicht" haben können, ergibt sich aus folgendem in den „Tiroler ekstatischen Jungfrauen" erzählten Falle: „Zwei benachbarte höhere Beamte in Arnsberg hatten zwei Kinder, der Eine ein Knäbchen von 1 Jahr alt, der Andere ein Töchterchen von 3—4 Jahren, welches öfters mit ersterm Kinde spielte. Eines Tages wollte es auch das Knäbchen besuchen, es kehrte aber bald wieder und erzählte, es habe das Kind in einem Trögelchen in weißen

Kleidern blaß und schlafend im Vorsaal gefunden und sei darum fortgelaufen. Die Mutter erkundigte sich nach der Gesundheit des Knäbchens, das damals noch ganz munter war. Nach vier Wochen stand die Leiche des Kleinen ganz so im Vorsaale, wie es das Mädchen gesehen hatte. Die beiderseitigen Aeltern sollen noch leben." Auch Goethe hatte einmal ein ähnliches Gesicht, das er im dritten Bande von „Wahrheit und Dichtung" erzählt.

Die Träume theilt der Verf. auf folgende Weise ein: 1) Die *urwesentlichen*, welche dem über den geschichtlichen Schranken der Zeit und des Raumes stehenden Ursinne des Geistes entströmen und unmittelbar gegenwärtige oder künftige Begebenheiten meist in klaren Bildern andeuten. Zum Belege werden hier folgende Träume angeführt: „Ein junger Kohlenarbeiter, Namens Grey in Cinderford, träumte in der Nacht vom 22. Januar, er arbeite im Stollen und werde durch einen herabfallenden Stein erschlagen. Er erzählte den Traum seiner Mutter, welche Nichts daraus machte, sagte ihr schweren Herzens wiederholt Lebewohl, und einige Stunden darauf war er eine Leiche. Ein ungeheuerer Stein, der sich von der Decke losmachte, hatte ihn erschlagen." Einen noch merkwürdigern Traum theilt der Verf. aus seiner eigenen Erfahrung mit. Er erzählt: „Als ich auf der Schule zu B. studirte, wohnte ich mit einem Studiengenossen, dem jetzigen Dr. med. B., in Einem Zimmer und theilte mit ihm das Bett. In der Nacht vom 18. auf den 19. März 1825 gegen 3 Uhr weckte mich mein Bettgenosse, weil er einen sonderbaren, mich betreffenden Traum gehabt habe. Es träumte ihm nämlich, der Briefträger habe mir einen schwarzgesiegelten Brief gebracht, aus welchem als ich ihn erbrach ein Wechsel herausgefallen, und in welchem mir die Nachricht mitgetheilt worden, daß meine Mutter gestorben sei. Da ich bis dahin von der Krankheit meiner Mutter Nichts gehört hatte, so hielt ich es für unwahrscheinlich, so lieb mir der Traum wegen des Geldes war, weil ich schon längere Zeit darauf harrte. Nach acht Tagen erhielt ich den Brief ganz mit den beschriebenen Umständen; weil er wirklich schwarz gesiegelt war, erschrak ich, machte ihn etwas heftig auf, sodaß der Wechsel herausfiel, und der Inhalt des Briefes theilte mir die Trauerbotschaft mit, daß meine Mutter in der Nacht vom 18. auf den 19. März zwischen 2 und 3 Uhr gestorben sei. Mein Bettgenosse, der meine Mutter nie gesehen hatte, ahnte also nicht nur ihren Tod, sondern auch die Umstände unter welchen mir die Nachricht davon zu Theil werden sollte." Auch die Julirevolution träumte der Verf. in der Nacht vom 28. Juli 1830, und war bei der nach zwei Tagen eingetroffenen Nachricht davon nicht wenig überrascht, daß sein Traum in Erfüllung gegangen war. Rosenkranz hat daher nicht Recht, wenn er in seiner „Psychologie" behauptet: „Weltbegebenheiten, wie die Julirevolution, wie Luther's Reformation, werden, wenngleich es an Erzählungen von Träumen nicht fehlt, träumend nicht anticipirt, nur individuelle Schicksale."

2) Die *verständigen* oder *geistreichen* Träume. Dahin gehören diejenigen in welchen die Seele mit vielem Scharfsinne dunkle Lebensverhältnisse entwirrt, verborgene Beziehungen entdeckt, schwierige Berufsgeschäfte und Aufgaben löst, wie z. B. die mathematischen, naturwissenschaftlichen, juridischen Träume.

3) Die *vernünftigen* Träume, die man wieder in die *forschenden* und die *strebsamen* oder in die *speculativen* und *moralischen* theilen kann. In den speculativen Träumen ist die Vernunft mit der Erforschung höherer Wahrheiten, und zwar in auf- oder absteigender Forschweise oder in analytischer und synthetischer Methode beschäftigt. Solche Träume beleben manche schlummernde Ahnung und haben oft für die Wissenschaft segensreiche Folgen. Auch der Verf. dankt ihnen manche Schauung und Eintheilung in seinem Werke. In den sittlichen Träumen gibt sich die Vernunft zugleich als Trieb für Gottinnigkeit, Wahrheit, Güte und Schönheit, sowie als die Gesetzgeberin unsers Lebens kund; sie regt hier als Gewissensstimme häufig zu einem bessern Leben an.

4) Die *leiblichen* Träume. Dahin gehören diejenigen welche durch die Empfindungen der Leibessinne, durch Stimmungen der Nerven, durch Blutwallungen, leibliche Triebe &c. angeregt werden, wie z. B. das Essen, Trinken, Schweben, Fallen, Verfolgtsein im Traume.

5) Die *urleiblichen* und *instinctartigen* Träume, in welchen zuweilen der Urtrieb bei einer krankhaften Leibesstimmung den Sitz der Krankheit, ihre Ursachen und Heilmittel offenbart, und in welchen, namentlich bei Unthätigkeit der leiblichen Sinne, wie z. B. im Nachtwandeln, Hellsehen &c., der Urleibsinn die äußern Sinne vertritt. Der Verf. führt folgenden hierher gehörenden Traum an: „H. war seit Monaten wassersüchtig und schien rettungslos. Da träumte er einst, er sitze in Wittenberg am Tische eines heilkundigen Mannes und lese aus einem Buche ein Recept gegen die Wassersucht. Der Träumer las mit lauter Stimme, sodaß sein Vater, der neben ihm schlief, erwachte und ihm sein lautes Reden verwies. Der Sohn erwachte dadurch auch und dictirte nun seinem Vater ein langes von ihm gesehenes Recept, das man sogleich bereitete und gebrauchte. Zum Erstaunen der Aerzte und zur Freude aller Freunde war der Aufgegebene in 14 Tagen so gesund, daß er seinem Beruf wieder nachgehen konnte."

6) Die *sinnbildlichen* oder die eigentlichen *Phantasieträume*, welche beimeitem die größte Mehrzahl der Träume ausmachen und wieder zerfallen: a) In die *nachbildenden* Träume, in welchen die Phantasie überhaupt das wache Leben nachbildet; man könnte sie auch die *Gedächtnißträume* nennen, sofern sie frühere Erlebnisse wieder vor die Seele führen. An diesen Träumen nimmt das Seelengemüth nur geringen Antheil. b) In die *schöpferischen* Träume welche sich wieder theilen: α) In die *sinnbildlichen* Träume, in welchen die Phantasie mittels Sinnbildern und Anspielungen eine äußerst ergiebige Bildungskraft bewährt, die weit lebendiger als im Wachen ist, indem sie Ahnungen, Begriffe, leibliche und Seelenstimmungen, ja selbst gegenwärtige und künftige Vorfälle in ihren Bildern darstellt. In letzterer Beziehung kann man die sinnbildlichen Träume auch die *niedern prophetischen* Träume im Gegensatze zu den unwesentlichen oder höhern prophetischen Träumen nennen. β) Die *dichterischen* Träume, die wiederum je nach den Hauptdichtungsarten *geschicht-*, *ur-* oder *musterbildlich*, und zwar nach den einzelnen Künsten besonders bestimmt sein können. So haben viele Künstler die Grundlage, ja selbst die Durchbildung einzelner Kunstwerke und Erfindungen im Traume geschaffen und geschaut.

7) Die *gemüthlichen* Träume, in welchen die Phantasie die erhebenden oder niederschlagenden, ruhigen oder leidenschaftlichen, beseligenden oder verzweiflungsvollen Gemüthsstimmungen durchbildet. Solche Träume machen häufig auf unser ganzes Gemüth einen so tiefen Eindruck, daß die Seele manchmal während des Traumes bedauert oder sich tröstet, daß es ja nur ein Traum sei, je nachdem seine Gebilde erquickend oder beengend waren.

Uns bedünkt, die Eintheilung der Träume kranke auch an der Sucht des Verf., Alles theilen und spalten zu wollen, und zersplittere den Gegenstand ohne Noth. Es ist begreiflich, daß auf die Träume der Beruf, die Beschäftigung, die Gemüths- und Seelenstimmung u. s. w. des Träumenden großen Einfluß haben; wollten wir aber danach die Träume classificiren, so könnten wir auch ebenso gut ökonomische, militairische und andere Träume aufstellen. Uns scheint eine Eintheilung in leibliche Träume, wohin wir auch solche rechnen welche bevorstehende Krankheiten und Tod des Träumenden vorherverkünden, 2) in prophetische Träume welche äußere Ereignisse vorhersagen, und 3) in solche welche auf einer Sympathie mit befreundeten Personen und auf einem dem magnetischen ähnlichen Rapport beruhen, der Sache angemessener zu sein. 70.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 39. —— 8. Februar 1847.

Literarische Briefe aus der Schweiz.

(Beschluß aus Nr. 38.)

Marr ist sehr froh über den Sturz der conservativen Regierung und arbeitet nun um so eifriger in seinen „Blättern der Gegenwart" mit andern Blatti—n an der „Auflösung der alten Welt". Aber jetzt geschah was immer und nicht blos in der Schweiz geschieht: die Tölpel des Atheismus und Communismus arbeiteten wider den Aristokraten, den Jesuitenfreunden und den Pietisten in die Hand. Die gestürzten Aristokraten und Methodisten, die Pietisten des Waadtlandes, hatten zur Zeit ihrer Herrschaft von der bedeutungslosen Zeitschrift des Hrn. Marr keine Notiz genommen. Jetzt erinnerten sie sich plötzlich, daß ein solches Nichts das für Etwas gelten wolle im Waadtlande existire, und schmiedeten sich daraus sogleich eine Waffe gegen die neue Regierung. Diese sollte in die im Lande der Preßfreiheit immer unangenehme Lage versetzt werden, entweder Ausweisung zu verfügen oder als Mitschuldige aller Sottisen des Hrn. Marr und seiner Helfershelfer zu gelten. Etwa um dieselbe Zeit war in Neuenburg wie früher gegen die communistischen, so jetzt gegen die jung-deutschen Vereine Untersuchung eingeleitet worden; und Döleke, der Mitbegründer der „ausschließlichen Herrschaft des Verstandes", war so gütig, alle Schmierereien des Jungen Deutschland sorgfältig in die Hände der Policei fallen zu lassen. Die Regierung des Waadtlandes war natürlich so klug, das kleinere Uebel zu wählen und mit Hrn. Marr kurzen Proceß zu machen. Der Präfect in Lausanne kündigt ihm an, daß er vom Staatsrath den Auftrag habe ihn auszuweisen. Hr. Marr sagt: „A bah!" und tritt, „ein Liedchen summend", ans Fenster. Der Präfect liest ihm den Ausweisungsbefehl vor. Hr. Marr „sinkt leichenblaß auf einen Stuhl", schwankt nach Hause, wirft sich aufs Bett und, ein winselnder Lämmleinsbruder in Antichristo, fängt der Vernichter der Religion erbärmlich zu flennen an. Und solche „Nachmittags nach dem Essen aus Käsrinde geschnitzte" Helden sind es, die als Weltbefreier einem geneigten Publicum sich selbst auf dem Teller präsentiren!

Noch mitten „in der Lethargie in die er verfallen", verbraucht er die ihm übrig gebliebene Zeit, um unbeschadet seiner „Principien" mit den conservativen Gegnern der Regierung zu coquettiren: der Atheist buhlt um die Gunst der Pietisten und streicht den renitenten waadtländer Geistlichen den Bart. Er gibt ein „Petit mot" heraus. Nachdem er früher lang und breit erzählt wie er sich in der sogenannten waadtländer Revolution in Scene zu setzen versucht hatte, versichert er nun, daß er an Allem was im Canton geschehen keinen Antheil genommen. Er denuncirt noch in der Geschwindigkeit einige deutsche Landsleute, und apostrophirt die Waadtländer wie folgt:

> Citoyens vaudois! C'est un étranger qui vous parle.
> *Saves-vous* ce que c'est qu'un étranger?
> Avant qu'il y eût des nations, il y avait des *hommes*.
> De plus, — c'est un *radical* qui vous parle, et un radical qui *l'est plus que tous vos radicaux*.

Endlich zog Hr. Marr von dannen. Es war hohe Zeit für ihn; denn nach seiner tollhäuslerisch unverschämten Sprache hätte sich doch wol der eine oder andere Waadtländer versucht fühlen können, im Fache der „Philosophie der That" ein kleines Experiment zu machen; er hätte wol gar so cynisch sein können, den „berühmten Apostel der jungen Philosophie" ohne Handschuhe anzugreifen.

Es ist psychologisch merkwürdig genug, mit welcher Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst der aus dem Fruchtwasser der jungen Philosophie zusammengeronnene Homunculus Marr seine Sünden und Bêtisen ruhmredig in die Welt hinausplaudert. Indessen gibt es ja auch in der moralischen Welt solche Krankheiten in welchen sich der dem Gesunden unerträgliche Gestank für die Patienten in Wohlgeruch verwandelt. Sogar der Hochmuth womit die Quadrupelallianz die Handwerker des auf Vieren gehenden „Jungen Deutschland" behandelt hat dringt oft genug durch. Dieser Marr und seine Gesellen rühmen sich, daß sie die Handwerker wie Maulthiere reiten und im „Zügel" haben; sie prahlen damit, daß „sie ja in der Schweiz über müßige Köpfe und Hände genug zu verfügen haben". Um sich aber die Acten über diese Mishandlung deutscher Handwerker einigermaßen zu vervollständigen, muß man sich zugleich die Auszüge aus der in die Hände der Policei gefallenen Correspondenz der schreibseligen Leithämmel des „Jungen Deutschland" ansehen. Sie sind abgedruckt in der „Eidgenössischen Monatsschrift" (1846, Heft 4). Da reden diese Hauptmänner von den deutschen Arbei-

tern als von ihrer „Bande". Sie schwatzen davon wie „die aus Deutschland ankommenden Bursche so dumm sind, daß man sie wie ABC-Schüler behandeln muß"; und wie sie aus der nördlichen Schweiz auf die waadtländische Culturweide des Jungen Deutschland „hingetrieben" werden. „Der Arbeiterstand", schreit Hr. Marr, „legt so recht echt das deutsche Phlegma an den Tag. Verwirren, verwirren — Geist und Gemüth, Freiheit und Sklaverei — muß man das deutsche Lumpenvolk" u. dgl.

Trotz dem Anschein von Wichtigkeit womit die neuenburger Behörden ihre Entdeckungen über communistische und jungdeutsche Vereine zu illuminiren versuchten, muß man sich doch selbst den vorübergehenden Einfluß der „Vier" ja nicht groß vorstellen. Von den 20—25,000 deutschen Gesellen die in der Schweiz leben, waren es nur wenige Hunderte die in der kurzen Zeit der Marrenherrschaft ihren mehr oder minder flüchtigen Curs durch die Vereine machten. In den Vereinen selbst herrschte häufig ein ganz anderer Geist als der unsaubere eines Marr und Döleke; und sogar die Wenigen die sich einige atheistische und weltfresserische Phrasen einstopfen ließen brauchten sich nur den Mund zu schwenken, um den übeln Geschmack und Geruch auf immer loszuwerden und durch gründlichen Ekel für alle Zukunft gesichert zu sein. Bis einige verdorbene Literaten auch die deutschen Handwerkervereine in der Schweiz zu verderben suchten, waren diese geachtet und in keiner Weise angefochten. Es waren Vereine für gegenseitige Bildung und für gesellige Unterhaltung; es waren erfreuliche Zeichen des erwachenden deutschen Volksgeistes, der endlich zu ahnen begann, daß er sich selbst sein Schicksal zu schaffen habe, und daß den Arbeitern, mit gesundem Verstande und noch frischen Herzen unter der Blouse, an der Erfüllung des weltgeschichtlichen Berufs der deutschen Nation ein größerer Antheil zugefallen sei als einigen armseligen Schriftstellern und falschen Volksfreunden, die sie nur in Schaden und Verderben zu stürzen wußten. Möge denn unter bessern und freiern Formen das Vereinsleben auch unter den deutschen Handwerkern der Schweiz wieder aufleben, ohne die nichtswürdige Zugabe einer geheimen Verbindung, deren Mitglieder die Arbeiter hinters Licht führten und zu tyrannisiren suchten, und die vollends in einem Lande mit öffentlichem Volksleben wie in der Schweiz zugleich ein lächerlicher und gefährlicher Hocuspocus ist. Das Mittel dafür ist einfach genug: die Arbeiter brauchen sich nur jene Literaten vom Halse zu halten die nirgend noch die Mannesprobe bestanden haben, die sich einzig zur Befriedigung einer geckenhaften Eitelkeit in ihre Mitte drängen.

Die Furrer, Zehnder, Druey und Andere werden sich wol mit dem Vertrauen des schweizerischen Volkes das sie zu ihren Stellungen berufen hat über die Schimpfworte eines Marr leicht zu trösten wissen. Aber die Unglücklichen die er gelobt, wie werden sie sich rein waschen? Was nützt auch einem A. Ruge die kluge Vorsicht, noch diesseit des Grabes seine hinterlassenen Werke zu ediren? Was nützt es ihm, daß er den für das romantische Mittelalter kämpfenden Streiter von Mancha aus dem Sattel und sich hineingehoben hat, um — das Gesicht gegen den Schwanz des Rossinante gekehrt — für die nicht romantische Seite die Lanze zu brechen? Daß er zwar nicht im Kampfe mit dem Drachen der Romantik — denn das Thier selbst war schon den Weg des Fleisches gegangen —, aber doch noch im Kampfe mit dem Drachenbilde den dreieinigen Muth des Ritters und der beiden Hunde in seiner einzigen Person zu verbinden gewußt? Was nützen ihm gar in den „Epigonen" seine „Offenen Briefe zur Vertheidigung des Humanismus", da sich seinem Humanismus die Bestialität mit dem vertraulichen Du an den Hals wirft, da ein Marr ausruft: „O Ruge, wie Recht hast du, daß der Patriotismus gleich Reaction ist?" Und wozu soll endlich die ganze Gesammtausgabe der Schriften eines L. Feuerbach? Muß sich doch der ehrliche Feuerbach von einem Marr in die Tasche stecken lassen; ist doch sein „Wesen des Christenthums" zum Born der Weisheit auserselen worden, aus dem ein Marr seine Hämmel saufen läßt. Und solche Schriften wie die über „Das Junge Deutschland in der Schweiz", die jedes gesunde Gefühl mit tiefstem Widerwillen erfüllen, solche Mischmasche von Denunciationen, Angebereien, Klatschereien, Albernheiten und Eitelkeiten — dann etwa nebenbei die berliner Fratzen von einer sogenannten „freien Liebe" — Das sind also die Pfützen die sich auf dem jung-hegelschen Miste absetzen. Geht hin und spiegelt euch darin!

Hr. Marr erzählt uns noch, daß ihm die deutsche Policei nur Hamburg und sein Gebiet offen gelassen habe. Die deutsche Policei war zu gütig gegen ihn. Sie hätte ihn füglich dem Spott aller deutschen Ehrenmänner überlassen und ihm gestatten dürfen, nach freiem Belieben durch alle Bundesstaaten Gassen zu laufen. In der Schweiz würde man sich nach dem Erscheinen des „Jungen Deutschland" schwerlich noch die Mühe seiner Ausweisung geben. Man könnte seine Züchtigung den Händen jener deutschen „Tischler" und „Schlosser" zukommen lassen die ihren Atheismus ausgeschwitzt und es endlich erkannt haben wie sündlich sie misbraucht worden sind. Doch nun genug von dem unsaubern Geschreibe eines „Bürschchens" das sich in Allem so voreilig gezeigt, daß sein Name sogar um den Anfangsbuchstaben zu früh gekommen ist. Gewiß ist es einem geordneten und mächtigen Feinde gegenüber ein verdrießliches Geschäft, aus den Reihen des ernsten Männerkampfs die hemmend zugelaufenen Troßbuben wieder unter die Bagage zurückpeitschen zu müssen. Allein unter Umständen muß ein ehrlicher Mann auch diese Schuldigkeit erfüllen. Und so lange noch eine Censur über Wichtigeres zu verhandeln verbietet, müssen es sich wol die guten Deutschen gefallen lassen, selbst von Lappalien zu hören wie von diesem Jungen Deutschland und seiner jungen Philosophie. 59.

Romanliteratur.

1. Coquetterie oder Kern und Schale. Roman von Ida Frick. Drei Theile. Dresden, Arnold. 1846. 8. 3 Thlr. 9 Ngr.

Die jetzige Zeit und deren ernste Interessen haben die Bausteine zu diesem Roman geliefert. Die Verf. hat Viel über die Regungen und Lebensfragen des 19. Jahrhunderts gelesen, gehört und gedacht, und die Erzählung des Lebens und Webens der Herzensangelegenheiten und Liebesintriguen bildet nur einen kleinen Abschnitt dieser drei Theile, wovon der erste „dem deutschen Familienleben", der zweite „den Verbindungen deutscher Universitäten", der dritte „Deutschlands Socialisten und Capitalisten" gewidmet ist. Jedes einzelne Capitel trägt sinnige Mottos, deren Wahl auch von der Belesenheit der Schriftstellerin zeugen. Der zweite Theil beginnt mit der Versammlung einer geheimen Studentenverbindung, wo Reden gehalten werden, und die jungen Männer ihre politischen Wünsche und ihr Bestreben besprechen. Ref. bedauert nie in einer geheimen Verbindung gestanden zu haben, und also nicht urtheilen zu können, ob es wirklich auf die Weise in solchen Versammlungen zugeht. Ein Freund des Romanhelden Hugo hat diese Reden aus einem Versteck angehört, und beschließt dem geistreichen jungen Manne statt der politischen eine sociale Richtung zu geben. Ein bekannter Schauspieler muß als Kaiser Rothbart den jungen Deutschen bei der nächsten Versammlung erscheinen, er hält ihnen eine lange, sehr lange Rede, worin viel Gutes und Wahres wenn auch nichts Neues vorkommt; er sendet auch noch später ein Schreiben worin er sich gegen die geheimen Verbindungen erklärt. „Licht ist das Bedürfniß neuester Zeit", sagt er, „und nur ein Streben das die ganze Welt zum Zeugen haben kann wird als ein segensreiches, als ein der menschlichen Gesellschaft heilbringendes sich bewähren. Gegen eine Verbindung ist aber dem Volke ein Mistrauen eigen das der guten Sache nur schadet und ihren Fortschritt hemmen muß." Im dritten Theil wird der Leser wirklich in eine Colonie eingeführt welche der Held Hugo nach socialistischen Grundsätzen gegründet hat; die Aufgabe die er sich gestellt ist: „dem sündhaften Luxus der hohen und Mittelstände und der Verarmung der arbeitenden Classen entgegenzuarbeiten." Um Dies ins Werk zu setzen hat er seiner geliebten, ihn vergötternden Mutter seit sechs Monaten keine Nachricht von sich gegeben; auch die Geliebte wußte Nichts von ihm, und nun werden diese Beiden überrascht als sie dem Landsitz Birkenhain sich nähern. Spott und Hohngelächter der beglückten Menschen empfängt sie dort, weil der Diener auf dem Wagen die Livree trägt: ein alter Mann rettet den Entwürdigten vor der allgemeinen Mishandlung durch eine Unwahrheit: er habe ein Kind aus dem Wasser geholt und die nassen Kleider nur auf Momente mit dieser Sklavenhülle vertauscht. Die Kinder der Colonie, welche in einer großen Halle beschäftigt werden, wechseln alle halbe Stunden mit ihrer Beschäftigung, „weil sie dadurch gleiche Frische bei der Arbeit erhalten" (freilich viel Ausdauer wird diese Erziehung nicht entwickeln). Die jungen Mädchen dürfen tanzen und mit den jungen Männern gesellig verkehren, wodurch die heimlichen Stelldichein vermieden und Tugend und Sittlichkeit bewahrt werden sollen. Die jungen Frauen erhalten eine Guitarre und Singunterricht im ersten halben Jahre der Ehe, damit sie am Abend den Männern vorsingen können; Alles ist darauf berechnet, daß die Männer nicht in die Schenke gehen; der Genuß geistiger Getränke ist zwar nicht verboten, doch sehr erschwert. Sogar Thee und Kaffee wird selten genossen; jeder Luxus ist entfernt. Der Gottesdienst besteht aus „einem Chorgesang der einer Jubelhymne ähnlicher als einem schwerfälligen Kirchenliede". Die fremden Zuhörer fühlen auf diesen melodischen Schwingungen der jugendlichen kräftigen Stimmen emporgetragen „in jenes Reich der Phantasie das so gut Enthusiasmus als ruhiges Gebet, das Begeisterung, wol aber auch eine gewisse Philosophie der Seele sein kann die, von der Zaubergewalt der Töne über die Qual des Lebens erhoben, Kraft zur Ertragung neuer Leiden schöpft." Die mit weißen Tüchern umhangene Rednerbühne besteigt der Herr Doctor. In seinem Auge, in dem Gepräge das seinen ernsten Zügen einen einzigen Genuß, den der rastlosesten Forschung, verlieh, stand jene Ruhe und dabei jener eigenthümliche Typus eines unablässigen Strebens nach Vervollkommnung geschrieben, wie er die Reformatoren fast aller Zeiten charakterisirt. Zeugniß legte er ab, daß Ruhe nicht Stabilität, Bewegung nicht Umsturz ist, und Zeugniß legte er ab, daß ein erreichtes Ziel mehr zum Weiterfortschreiten auffodert als zum behaglichen Händeindenschooslegen einladet. Die Gemeinde hat verschiedene Ausarbeitungen über gegebene Stoffe eingereicht, diese werden vorgelesen und besprochen. Drei Gebote werden auf diese Weise sehr umständlich besprochen und im Geist der Versammlung beleuchtet und erklärt. Und der Beglücker und Begründer dieser glücklichen Colonie ist Hugo unser Held; er ist jetzt befriedigt und beruhigt, auch seine Schwester, welche früher ihn wegen der Vorliebe ihrer Mutter beneidet hatte und stets einen sehr wenig liebenswürdigen Charakter an den Tag legte, ist in diesem Wirken mild und wohlwollend geworden; die alte Mutter fühlt sich glücklich in ihren Kindern. Bis jetzt erwähnten wir noch nicht der Coquette, welche die Hauptperson zu sein versprach; diese ist Eleonore, Hofräthin Werther. Sie war liebenswürdig, gefeiert und von den Männern gesucht; sie zog sie an, und wenn sie sich geliebt sah, stieß sie dieselben von sich. Auch mit Hugo war Dies der Fall — in dem Augenblick wo er auf Erhörung rechnete. Seine gekränkte Eitelkeit und die dadurch erzeugte leidenschaftliche Aufregung zog ihm einen augenblicklichen Blutsturz zu; er mußte im Haus der Coquette verpflegt werden, wodurch ihr Ruf litt. Um diesen wiederherzustellen heirathet sie Hugo's Bruder, den sie nicht liebt; sie wird und macht unglücklich, denn sie liebt Hugo. Sie will sich auch scheiden lassen von ihrem Mann und verläßt ihn. Hugo hatte indeß eine Neigung zu seiner Pflegeschwester Emma, einer jungen Dichterin und liebenswürdigen weiblichen Erscheinung, gefaßt, doch will er sich an der Schwägerin rächen. Er trifft sie bei einem Professor in der Universitätsstadt wo er studirt: er bringt sie zum Geständniß ihrer Liebe zu ihm; das stolze Weib erklärt sich zu jedem Opfer, zu jeder Demüthigung bereit, und er demüthigt sie mit seiner Verachtung. Sie bringt sich später selbst ums Leben, nachdem sie ihre Lebensgeschichte niedergeschrieben und mit dem im Kloster aufgezeichneten Tagebuche an Hugo vermacht hat. Darin wird nun ihre sogenannte Coquetterie erklärt, deren Folgen ins schrecklichste Licht gestellt. Sie hat am Sarg des Gatten das Gelübde gethan, der Liebe widerstehen zu wollen für ihr ganzes Leben; er starb an der Wunde die ein Nebenbuhler ihm schlug, in dessen Armen er sie gefunden, und sterbend hatte er ihr und ihrem Glücke geflucht. Sie glaubte die Männer verachten zu müssen, deswegen hatte sie mit ihnen gespielt. Hugo's Mutter hat Eleonorens Vermächtniß gelesen. „Ehre die Frauen", sagt sie zu Hugo. „Lerne erkennen, daß nie, niemals im Leben, ich wiederhole Das und möchte darauf die Sacramente nehmen, die Jungfrau oder Frau ohne ein großes, durch einen Mann über sie herbeigeführtes Misgeschick zur wirklichen Coquette wird; und mehr denn vielleicht irgendwie im Leben paßt diese Wahrheit auf die unglückliche Eleonore. O, ahnetet ihr nur, ihr selbstsüchtigen Männer, die Verheerung die oft in dem Herzen der Jungfrau die erste Enttäuschung anrichtet. Käme euch nur ein Gedanke an die Schmerzen welche ihr wach ruft, an die Bitterkeit welche ihr nährt, ihr würdet doch vielleicht schonender verfahren, würdet daran denken, daß im Gemüthsleben und in der reichen Welt des Gefühls dem Weibe ganz Glück und Unglück, alle Freuden und Leiden, Hoffnungen und Schmerzen gegeben sind." Eleonorens Tagebuch im Kloster hat den Zweck, die verderblichen Bestrebungen der Jesuiten, die Verunstaltung des Christenthums im Katholicismus, die üble Tendenz der Klöster darzustellen. Eleonore wird erst wegen ihrer protestantischen Ansichten im Kloster verfolgt und gedemüthigt. Sie muß die Erlösungsmysterien und die Mittlerschaft des Heilandes, die Fürbitte der Jungfrau und der Heiligen anerkennen, um im Kloster

fernerhin geduldet zu werden. Eine schwärmende Fürstin lockt sie wieder an ihren Hof, wo sie der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit ist. Ihr Ruf ist ihr vorangeeilt und der Fürst huldigt ihr. „Es gibt für ein gesunkenes Weib keine Entsühnung", sagt sie, und geht ins Kloster zurück. Dort wird sie katholisch. Gehorsam gegen die Kirche wird ihr als erste Pflicht dargestellt, und plötzlich muthet die Kirche ihr zu, ihre Kunst des Gefallens an dem Fürsten zu probiren, um ihn zur katholischen Religion zu bekehren. Da vergiftet sie sich. Also auch der Jesuitenhaß mußte in diesen friedlichen Blättern Platz finden. Daß nun dieser Roman reich an Anregungen ist, daß er Reflexionen gibt und erweckt, und sich ganz zum Träger der neuen Ideen des 19. Jahrhunderts gestaltet hat, wird der Leser wol aus dieser kurzen Uebersicht ersehen. Man kann dabei die Absicht der Verf., diese Ideen zum Gemeingut zu machen, nur loben. Es ruht indeß der Fluch der Unnatur auf allen Gestalten. Sowol die Coquette als Emma das untadelhafte Mädchen, der Held sowol als dessen Schwester sind ohne Wahrheit und ohne Leben; sie werden beschrieben wie die Verf. sie gerade braucht um ihre Ideen darzustellen, man sieht sie nicht handeln, fühlen, leben. Deshalb hat das vorliegende Werk auch mehr das Interesse einer Sammlung von Abhandlungen als das eines Romans.

2. Schloß Norbury. Drei Bände. Hamburg, Laeiß. 1846. 8. 6 Thlr.

Daß dieser Roman eine Uebersetzung ist, wird zwar verschwiegen, doch ist die Uebersetzung so wörtlich und mangelhaft, daß der Leser den englischen Ursprung nach den ersten Zeilen herausfindet. Der Roman selbst ist ein echt englischer: er spielt in England und ist in englischer Breite durchgeführt, durch Almacksbälle, Landleben, Gemeindewahlen, Diners, und andere Vergnügungen. In den zahlreichen langen Conversationen treten die verschiedenen Charaktere heraus und erhalten Leben; der Leser meint oft unter ihnen im Salon sich zu befinden; auch Caricaturen gibt es wie nur die englische Gesellschaft sie nach aufzuweisen hat. Der Country-gentleman, die alte Miß, der Emporkömmling in seinem Geldstolz, Jagd- und Pferdeliebhaber, Alle sind in grellen Umrissen dargestellt, und wer Freude an diesem englischen Treiben und viel Geduld hat, wird diese dicken drei Bände, trotz der schlechten Gesellschaft der er darin begegnet, doch vielleicht mit Vergnügen durchfliegen.

46.

Bibliographie.

Andersen, H. C., Mährchen und Erzählungen für Kinder. Dem Dänischen nacherzählt. 1ste Sammlung. 3te Auflage. Mit 5 Radirungen. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 8. 1 Thlr.

— — dasselbe. 2te Sammlung. 2te Auflage. Mit 4 Radirungen. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 8. 1 Thlr.

— — Bilderbuch ohne Bilder. Aus dem Dänischen von F. Baron de la Motte Fouqué. Neue, sehr vermehrte Auflage. Berlin, Besser. 8. 10 Ngr.

— — dasselbe. Neue Folge oder 21ster bis 31ster Abend. Aus dem Dänischen von Le Petit. Berlin, Besser. 8. 3 Ngr.

Asträa. Taschenbuch für Freimaurer auf die Jahre 1846 und 1847. Herausgegeben von A. W. Müller und L. Bechstein. 12ter Jahrgang. Mit 2 Musikbeilagen. Sondershausen, Eupel. 12. 1 Thlr.

Boas, E., Schriften. 3ter Band. Literaturgeschichte im Salon. Leipzig, B. Tauchnitz. 8. 1 Thlr.

Döring, H., Poetischer Sagenkreis auf historischem Grunde. Berlin, Sacco. Gr. 16. 7½ Ngr.

Glaube, Liebe, Hoffnung. Blüthen vaterländischer Dichter. Mainz, Wirth. 8. 27 Ngr.

Krafft, W., Die Topographie Jerusalems. Bonn, König. Gr. 8. 2 Thlr.

Lupin, F. Freih. v., Selbst-Biographie. 2te nach seinem, den 28. Nov. 1845 erfolgtem Ableben mit einer Nachrede und seinem Portrait vermehrte wohlfeile Auflage. 4 Theile. Weimar, Voigt. Gr. 8. 2 Thlr.

Martineau, Miß H., Rolf und Erika, oder Aberglaube des Nordens. Herausgegeben von W. Häring (W. Alexis). Berlin, Adolf u. Comp. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Pichler, Louise, Der Kampf um Hohentwiel. Eine geschichtliche Erzählung. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 8. 22½ Ngr.

Schnezler, A., Badisches Sagenbuch. 2te Abtheilung. Von der Ortenau bis zum Mainthal. Karlsruhe. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Schwegler, A., Die Metaphysik des Aristoteles. Grundtext, Uebersetzung und Commentar nebst erläuternden Abhandlungen. 1ster und 2ter Band. Grundtext und kritischer Apparat. — Uebersetzung. Tübingen, Fues. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Thuma, C., Die göttliche Weihe des Priesters. Drei Gesänge. Tübingen, Zu-Guttenberg. Gr. 8. 5 Ngr.

Volksreime und Volkslieder in Anhalt-Dessau. Gesammelt und herausgegeben von E. Fiedler. Dessau, Fritsche. 8. 25 Ngr.

Vollmann, J., Burschicoses Wörterbuch, oder: Erklärung aller im Studentenleben vorkommenden Sitten, Ausdrücke, Wörter, Redensarten und des Comments etc. 1ster Theil. (A—K.) Ragaz. 16. 21 Ngr.

Tagesliteratur.

Anmerkungen zum Text der Broschüre: La Russomanie dans le Grand-Duché de Posen par Eug. de Bréza. (Von Scheffler.) Leipzig, Mayer. Gr. 8. 5 Ngr.

Bülau, F., Bemerkungen über die Zeitbewegungen. Gustav-Adolf-Verein. Teutsch-Katholiken. Lichtfreunde. Polen. Holstein-Schleswig. Rupp'sche Angelegenheit. Generalsynode. Eisenbahnen. Geldklemme. Getreidetheuerung. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 6 Ngr.

Ewald, H., Ueber einige wissenschaftliche Erscheinungen neuester Zeit auf der Universität Tübingen. Stuttgart, Krabbe. Gr. 8. 4 Ngr.

Geffcken, J., Bericht über die vom 7.—9. Sept. zu Berlin gehaltene Hauptversammlung des Vereins der Gustav-Adolph-Stiftung. Sendschreiben an den Hauptverein in Lübeck. Hamburg, Herold. Gr. 8. 4 Ngr.

Heiberg, C., Das souveraine Herzogthum Schleswig in seiner staatsrechtlichen Verbindung mit Holstein und seine völkerrechtlichen Garantieen. Mit Urkunden und einer Skizze: Ueber die Bezeichnung der Herzogthümer Schleswig-Holstein vor und nach 1721. Lübeck, v. Rohden. Gr. 8. 20 Ngr.

Krause, K., Die Naturgeschichte der Russomanen im Großherzogthum Posen. Bromberg, Levit. 8. 3 Ngr.

Kunert, A., Beiträge zur Reformation. Breslau, Aderholz. Gr. 8. 8 Ngr.

Roloff, J. F., Das Barometer im Verhältniß zur Medicin. Ein Beitrag zur Reform der Naturwissenschaften. Hamburg, Verlags-Comptoir. 1846. 8. 7½ Ngr.

— — Die Reform der Naturwissenschaften. 2tes und 3tes Heft. Besondere Kritik der Mechanik. I. Theoretischer Theil. II. Praktischer Theil. Die Entscheidung des Streites über Luft- und Wasserdruck. Hamburg, Verlags-Comptoir. 1846. 8. à 15 Ngr.

Schmaltz, C. G., Friedensstimmen. Drei Predigten bei Gelegenheit seines Amtswechsels gehalten. Breslau, Gosohorsky. Gr. 8. 3 Ngr.

Die Unstatthaftigkeit der Ausschließung des Dr. Rupp in Berlin von der 5. Hauptversammlung der Abgeordneten des evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung und ihre Bedeutung für den Protestantismus. (Von Schäffer.) Darmstadt, Pabst. 1846. Gr. 8. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 40. —— 9. Februar 1847.

Der Proceß der Tempelherren.

Geschichte des Ausgangs des Tempelherrenordens. Von Wilhelm Havemann. Stuttgart, Cotta. 1846. Gr. 8. 2 Thlr.

Es gibt keine heiligere Pflicht für den Geschichtsforscher als die Rettung Unschuldiger von dem Verdammungsurtheile ihrer Zeitgenossen wie der spätern Geschlechter. In diesem Sinne schrieb Lessing seine „Rettungen". Aber es ist oft schwer, ja unmöglich, den Schleier zu lüften welcher eine einzelne That oder die Handlungsweise der Menschen unserm beschränkten Blicke verbirgt; sucht doch auch unsere Zeit noch immer vergeblich nach der besten Weise, den Thatbestand der Verbrechen an den Tag zu bringen, und welche Fortschritte uns Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des richterlichen Verfahrens in dieser Beziehung verheißen mögen, auch das Geschworenengericht ist nicht vor einer falschen Beurtheilung des Angeklagten gesichert, ja es liegt in den Bedingungen des endlichen Seins, daß auch der Unschuldige hier und da die Strafe des Verbrechers erduldet. Um wie viel schwieriger wird die Aufgabe, Schuld und Unschuld zu sondern, wenn die Thatsachen um die es sich dabei handelt durch lange Zeiträume der Geschichte von uns getrennt sind, wenn sie dunkeln Zeiten angehören, von denen wir nur höchst unvollständige Anschauungen haben, wenn die Sitte des richterlichen Verfahrens, weit entfernt den Thatbestand aufzuklären, denselben nur zu verwirren vermag, wenn Vorurtheil und Aberglaube, Servilität und Bigoterie, die Furcht vor einer nahen Gefahr oder das Streben nach einem erwünschten Besitz das Urtheil der Zeitgenossen bestechen, und die Geschichtschreibung unverfälschter und unbefangener Quellenschriften entbehrt. Aber eben weil die Mitwelt und insbesondere in einer barbarischen Zeit oft einseitig urtheilt, ist es wol einer spätern aufgeklärtern oder doch unbetheiligten Periode vergönnt, eine größere Gerechtigkeit als jene zu üben; und die Forschung darf nie ruhen, neue Quellen aufzuspüren, die bisher bekannten zu vergleichen, den immer heller erkannten Geist der Zeit, eine immer richtigere Würdigung der Charaktere zu Rathe zu ziehen, wo es gilt die Ungerechtigkeit zu entlarven und der Unschuld zur Anerkennung zu verhelfen. Unsere Zeit hat auf diesem Felde Vieles geleistet, und Quellenforschung und Kritik ziehen immer mehre fast schon aufgegebene Untersuchungen in ihren Kreis.

Eine der interessantesten Fragen der bezeichneten Art betrifft unstreitig den schmählichen Ausgang des Tempelherrenordens, und eine Reihe von Monographien hat dieselbe auf die verschiedenste Weise beantwortet; aber auch für sie hat die neueste Zeit eine neue Untersuchung nöthig und eine entscheidendere Antwort möglich gemacht, und wir wissen es dem Verf. der obengenannten Geschichte Dank, daß er sich durch zwei erst neuerlich erschienene Quellenwerke („Règle et statuts des Templiers", herausgegeben von Maillard de Chambure, Paris 1840, und „Procès des Templiers" in der „Collection des documents inédits", von Michelet, Paris 1841) aufgefodert fand, die mühsame Arbeit einer neuen Revision des Processes der Templer zu unternehmen und eine Darstellung des Ergebnisses zu veröffentlichen. Ref. hält es für kein undankbares Geschäft, ein größeres Publicum auf dieses Werk hinzuweisen; aber auch ein Auszug des Wichtigsten aus demselben, wie ihn der Zweck d. Bl. fodert, wird nicht überflüssig sein, da der Verf. zur Vervollständigung seiner Darstellung Manches mitgetheilt hat was für den größern Leserkreis nicht in seiner ganzen Ausführlichkeit von Interesse ist. Auch muß Ref. gestehen, daß es Hrn. Havemann bei dieser Schrift nicht in dem Maße gelungen ist wie wir es von seinen frühern Werken gewohnt sind, durch die Art der Darstellung das Interesse der Leser von Anfang her lebendig anzuregen und bis zum Schlusse festzuhalten. Wir finden hier meistens nur trockene Excerpte aus den Quellen ohne weitere Verarbeitung, Zusammenstellungen der für die Untersuchung allerdings wesentlichsten Punkte nach gewissen Rubriken, ohne daß wir dabei auf die Bedeutung derselben für die in Betracht kommenden Fragen von vornherein aufmerksam gemacht würden, und das Hauptinteresse, das aus der Zusammenhaltung der bis auf den heutigen Tag sehr verschiedenen Ansichten über den Templerproceß hervorgeht, wird erst in dem Schlußcapitel, wo der Verf. eine vergleichende Kritik derselben mit den Resultaten seiner eigenen Untersuchung verbindet, auf die rechte Weise angeregt.

Die nicht ganz kurze und doch nur skizzenhafte „Aeußere Geschichte des Tempelherrenordens" im ersten

Abschnitte läßt ziemlich kalt, wenn wir noch mit keinem Worte auf die Bedeutung derselben für die nachherige Anklage hingewiesen werden; die „Uebersicht der Grundgesetze und Statuten des Ordens“ im zweiten Abschnitte ist ihrer Natur nach trocken und gewinnt ihr Hauptinteresse erst durch die verschiedenen Ansichten der Kritik von derselben; was im dritten Abschnitte von dem „Grundbesitz und den Einkünften des Ordens, sowie von seiner Stellung zum päpstlichen Hofe und zu weltlichen und geistlichen Fürsten“ mitgetheilt wird, ist geeignet, zu bestimmtern Vermuthungen über die Motive zur Verfolgung des Ordens zu führen, erscheint aber, so lange von diesen noch gar nicht die Rede gewesen ist, der großen Menge der Leser dürr und unfruchtbar. Wir hätten gewünscht, es wäre in einer Einleitung, die hier gänzlich fehlt, etwas weiter ausgeführt was in der „Vorrede“ nur angedeutet wird: worin die Hauptanklage gegen den Orden bestand (die wir ausführlich erst im vierten und fünften Abschnitt kennen lernen), und wie verschieden die Schuld desselben bis auf die neueste Zeit beurtheilt ist. Der Verf. würde dann ein weit dankbareres Publicum finden, und die Spannung die in der That erst bei dem vierten Abschnitte: „Verhaftung und erste Verhöre des Ordens“, rege wird, und in dem Schlußcapitel ihre Höhe erreicht, würde uns schon von Anfang an begleiten und dem trockenen Studium der ersten Abschnitte, durch die man sich nur mit Mühe hindurcharbeitet, wenigstens einigen höhern Reiz verleihen.

Diese Rügen werden Diejenigen nicht von der Lesung des Werkes zurückschrecken welchen es um genauere Kenntniß des behandelten Stoffs zu thun ist; auch soll durch dieselben das große Verdienst nicht geschmälert werden welches sich der Verf. durch sorgfältiges und umfangreiches Studium der Quellenschriften erworben hat. Wie weit wir seinen Resultaten beistimmen können, werden die folgenden Mittheilungen lehren.

Es war in dem Todesjahre König Balduin's I. von Jerusalem, des Bruders und Nachfolgers von Gottfried von Bouillon (1118), daß neun gottesfürchtige Männer ritterlichen Standes aus Frankreich in Jerusalem zusammentraten, um mit den Gelübden der Keuschheit, der Armuth und des Gehorsams, die sie in die Hände des Patriarchen ablegten, zugleich den Schwur zu verbinden, sie wollten Straßen beschützen, Wallfahrtsbrüder zu den heiligen Stätten geleiten und zur Beschirmung des Gelobten Landes wider die Ungläubigen ritterlich ihr Leben daransetzen. Dies war der erste Anfang des ritterlichen Mönchsordens der, da ihm König Balduin II. einen Theil seines an den sogenannten Tempel Salomon's stoßenden Palastes einräumte, den Namen der Templer bekam und nach zehnjährigem Bestehen, währenddessen die Zahl seiner Mitglieder noch nicht erweitert war, von dem Concilium zu Troyes 1128 unter Papst Honorius II. die Bestätigung und seine wahrscheinlich unter dem Einflusse des heiligen Bernhard von Clairvaux entstandene Regel erhielt. Die zeitgemäße Bestimmung des neuen Ordens führte nun ein rasches Aufblühen desselben herbei, und nachdem er bis zum Ende der Kreuzzüge den ihm ursprünglich vorgezeichneten Zwecken gedient, dafür von Päpsten und Fürsten viele Begünstigungen und in den verschiedensten Ländern große Schenkungen an Grund und Boden gewonnen hatte, die Zahl seiner Mitglieder auf 15,000, oder nach andern Angaben gar auf 30,000 gestiegen war, erfolgte höchst unerwartet eine Verhaftung der sämmtlichen Ordensritter in Frankreich unter König Philipp IV. dem Schönen, auf dessen Betrieb nicht lange darauf Papst Clemens V. auf dem Concilium zu Vienne 1312 die Aufhebung des Ordens aus päpstlicher Machtvollkommenheit aussprach.

Die Hauptanklagepunkte sind nach der zugleich mit dem Befehle zur Verhaftung der Templer an den Seneschall von Beaucaire für die Untersuchung in Languedoc übersandten Anweisung (S. 208) folgende:

Der Receptor führe den Aufzunehmenden heimlich hinter den Altar oder in die Sacristei, lasse ihn hier drei mal Christum verleugnen und das vorgehaltene Crucifix anspeien, entkleide ihn alsdann, küsse ihn auf den Rückgrath, auf den Nabel und auf den Mund, erkläre, daß die Befriedigung der Wollust mit dem Manne erlaubt sei, und überreiche ihm eine zuvor mit einem Götzenkopfe in Verbindung gebrachte Schnur. In den Provinzialcapiteln werde, was freilich nur die ältesten Ordensbrüder wüßten, ein Idol in Form eines menschlichen Hauptes angebetet.*) Wegen der Anklage, daß beim Meßopfer die Worte der Consecration ausgelassen werden, soll vorzugsweise bei Priesterbrüdern inquirirt werden.

Später erscheint diese Anklage vor der päpstlichen Untersuchungscommission (s. unten) in einer erweiterten Form, die jedoch nach dem noch in Paris befindlichen Brouillon auch von dem königlichen Hofe ausgegangen war. Die Hauptzusätze derselben sind (S. 239—240):

Dem Aufzunehmenden wird gesagt, daß Christus nicht der wahrhaftige Gott sei, sondern ein falscher Prophet, der um seiner Sünde willen den Tod gelitten habe. Bei der Aufnahme küssen sich Receptor und Recipient auch wol in virga virili, Sodomiterei wird dabei nicht nur erlaubt, sondern selbst anbefohlen, sodaß ein Unterlassen derselben als Sünde gilt. Der Templer betet eine Katze an, glaubt nicht an das Sacrament des Altars und darf nur bei seinem Ordenspriester beichten. Den Orden auf alle Weise, selbst durch Unrecht zu bereichern, was für keine Sünde gilt, muß der Aufzunehmende beschwören. Capitel und Aufnahme finden in der höchsten Heimlichkeit statt.

Wir werden erst später gehörig beurtheilen können, wie weit diese Anklagen durch die Untersuchung bestätigt wurden; genug, der Orden wurde in Frankreich schuldig befunden und durch den Papst gänzlich aufgehoben, obgleich die Untersuchung in andern Ländern andere Resultate ergab. Aber bis in die neueste Zeit haben angesehene Gelehrte trotz wiederholter Vertheidigungen des Ordens das über denselben gefällte Urtheil durch nähere Nachweise über die erhobenen Beschuldigungen zu rechtfertigen gesucht. Mit Uebergehung von Nicolai's und seines Gegners Anton hierher gehörigen Schriften (1782)

---

*) Dasselbe führt angeblich den Namen Baffomet, welches so viel als Mohammed bedeuten soll, und befindet sich vielleicht nur an einer Kapsel, die Mönche für ein Reliquienkästchen erklären.

werde hier nur an die gewichtigen Stimmen von Joseph v. Hammer, Wilcke und Michelet erinnert. J. v. Hammer (in den „Fundgruben des Orients“, Th. 6, „Mysterium Baphometis revelatum“*)) gibt zu, daß von den „an und für sich gerechten Beschuldigungen“ nicht alle Templer getroffen werden; weil aber in dem Orden als solchem geheime, schuldvolle Lehren Geltung gefunden hätten, so habe derselbe verdammt werden müssen. Er fügt Dem ohne weitern Beweis, und „mit einer wahrhaft überraschenden Unkenntniß der gewichtigen Quellenschriften“ hinzu, daß schon die ersten Mitglieder eine Geheimlehre gehabt, die sie hinter der vom heiligen Bernhard erhaltenen Regel versteckt hätten. Bei Entzifferung der (angeblichen) zahlreichen Templeridole (dergleichen sich in der Antiquitätensammlung zu Wien und an andern Orten finden) entfaltet er eine Gelehrsamkeit die sich in die Uranfänge der Mythen des Orients und Occidents verliert. Hammer ist durch mehre französische Schriftsteller widerlegt. Wilcke („Geschichte des Tempelherrenordens“, Leipzig 1826) glaubt gleichfalls an eine Geheimlehre der Templer, und macht demgemäß die Ritter und dienenden Brüder nur zur Form, die Kleriker zum Wesen des Ordens, ohne allen Beweis. Der ursprüngliche Hauptzweck des Ordens, meint er, mochte noch lange bei den meisten Laiengliedern als solcher gelten, Obere und auserwählte Ritter und Servienten schoben den einer geheimen Lehre und geheimen Politik unter; die Geheimlehre entstand, seitdem der Orden (1162) eigene Geistliche erhielt u. s. w. Wilcke zweifelt nicht an der Existenz des Idols und sieht die Schuld und Strafwürdigkeit des Ordens als gewiß an. Selbst Michelet, der die Quellenschriften über den Templerproceß an das Licht gezogen (1841), erklärt sich für Mysterien im Orden, erkennt in denselben jedoch ursprünglich zarte sinnige Embleme, deren tiefere Bedeutung dem Orden selbst später verloren gegangen sei. Der Aufzunehmende, sagt er, erscheint anfangs als Sünder, als Abtrünniger, der gleich Petrus verleugnet, auf daß er hinterdrein um so höher gehoben werde. Als das Gelobte Land verloren war, reißt die Sünde in dem Orden ein; weil der Templer den Frauen entsagt, verfällt er in unnatürliche Laster; weil er die Priester entbehren zu können glaubt (?), entsagt er Gott und greift zur Magie Arabiens; man spottet eines Gottes der seinem Kreuze keinen Sieg verliehen hat. Havemann glaubt nicht an eine Geheimlehre und hält den Orden für unschuldig.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Vergl. „Mémoires sur deux coffrets gnostiques du moyen âge“, von J. v. Hammer (Paris 1832).

Sociale Literatur.

1. Polizei-Geschichten von Ernst Dronke. Leipzig, Lorck. 1846. 8. 1 Thlr.
2. Aus dem Volk. Von Ernst Dronke. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1846. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
3. Die Maikönigin. Ein Volksleben am Rhein von Ernst Dronke. Leipzig, Lorck. 1846. 8. 1 Thlr.
4. Berliner Skizzen. Bilder und Charakteristiken aus dem Leben der Gesellschaft von Albert Fränkel und Ludwig Köppen. Erster und zweiter Band. Berlin, Rieß. 1846. 8. Preis für drei Bände 3 Thlr.
5. Armer Leute Kind. Eine Geschichte aus der Neuzeit des nordöstlichen Deutschlands, angeblich erzählt von Wilhelm Lucifer und herausgegeben von Karl Sievert. Erster Band. Dresden, Arnold. 1846. 8. Preis für beide Bände 2 Thlr.

Was die Philosophie seit den letzten Jahren an eigentlichen Resultaten erzielt hat, Das war vorzugsweise oder fast ganz allein auf die endliche Versöhnung des Menschen mit seiner Wirklichkeit gerichtet. Sie suchte die große Spalte auszufüllen die zwischen Natur und Geist, zwischen Diesseits und Jenseits trennend geöffnet war; sie strebte, den Menschen der zwischen Himmel und Erde rast- und ruhelos umherirrte zuerst hier in seine vollen Rechte einzusetzen. Es war das Räthsel der Sphinx, was sie von neuem aber in tieferm, umfassenderm Sinne zu lösen suchte als dieser der Oedipus-Fabel zu Grunde liegt. Das classische Alterthum rettete den Menschen aus den rohen Kräften der Natur, schälte die zauberhafte Hülle ab welche ihn noch mit der Thierwelt zusammenhielt. Die Mischgestalt zwischen Mensch und Thier zerschmetterte sich am Felsen, als die Aufgabe, der Mensch, gefunden war. In diesem Menschen lagen die beiden Gegensätze Natur und Geist noch träumend und friedlich zusammen, das Christenthum öffnete die Blume und der Geist flatterte in sein Jenseits, nach dem die zurückgelassene Natur in Sehnsucht Jahrhunderte lang hinstrebte. Die neuere Zeit sucht nun diesen Zwiespalt wieder auszugleichen, sie sucht in dem Menschen wieder die alte Einheit herzustellen, die Gegensätze wieder aber auf bewußte Weise zusammenzuschließen. Der freie, schöne, bewußte Mensch ist so aufs neue die Aufgabe der Zukunft geworden. Die Resultate der neuern Philosophie fangen an auf alle Gebiete des Lebens sich zu werfen; jene hat nur die allgemeinen Richtpunkte aufgestellt, die Fragen abstract gelöst, das Leben sucht sie nun in seiner Mannichfaltigkeit zu verwirklichen. Die Literatur, die in dem unglücklichen Bruche zwischen Ideal und Wirklichkeit noch festgefahren war, hat sich mit Energie auf die Gegenwart geworfen, und da sie in den einheimischen Stoffen wenig bildsame Realitäten für die künstlerische Behandlung findet, so sucht sie diesen Stoff zuerst sich zu bereiten; sie ist daher immer mehr oder weniger Tendenzpoesie, sie strebt den Proceß zu beschleunigen der das Volk durch Aufnahme von neuen kräftigen Bildungselementen befähigt, mit Bewußtsein an seiner Geschichte fortzuarbeiten. Die Volksliteratur wendet sich aufklärend und erweckend an die untern Stände, sucht denselben Das was sie an Bildungsstoffen besitzen zum Bewußtsein zu bringen und die Wege zur weitern Entwickelung anzubahnen; die vorzugsweise sogenannte „sociale“ Literatur stellt das künstlerische Bestreben fast ganz in den Hintergrund, und sucht der Gesellschaft die Misstände zur Abhülfe zum Bewußtsein zu bringen. Die höhern Warten, die erträumten Dichterhöhen werden verlassen, und in den Hütten der Armen wird die Poesie aufgesucht, und die Schmerzen enthüllt welche daselbst wie Krebsschaden immer weiter um sich greifen. Die sociale Literatur hat die Macht der Verhältnisse, die Gesellschaft und was als die Totalität beider angesehen werden kann, den Staat mit seinen Gesetzen und Einrichtungen, auf ihr Gebiet hereingezogen. Wir müssen nun einmal aus unserer idealen Vogelperspective herabsteigen in das Leben, um das Leben erst recht wiederzugewinnen, wir müssen die Kunst verlieren, um eine neue schöne wiederfinden zu können. Damit soll keineswegs gesagt sein, als ob alle literarischen Kräfte nach diesem einen Punkte hinzuweisen seien, im Gegentheile; wohl Denen die im Stande sind, den göttlichen Funken der Kunst zu neuen Flammen anzufachen oder ihn als Zündstoff für die Zukunft glühend aufzubewahren, damit nicht auch noch dieses Gebiet uns verloren gehe und die Nachwelt den

traurigen Ausspruch thun muß, als lebten wir in einer Zeit wo die Wirklichkeit uns die Kunst verdorben, und die Kunst nicht im Stande war, uns aus der trostlosen Wirklichkeit zu erheben. Aber jene glücklich begabten Naturen mögen hinwiederum auch ablassen, diesen Zweig der Literatur immer nur durch die blau angelaufenen Brillen der alten Belletristik anzusehen, und ihn in seiner historischen Berechtigung anerkennen; denn Thatsachen wie sie neulich durch die halbofficiellen Bekanntmachungen aus Berlin festgestellt sind, und den schauderhaften Abgrund der Prostitution enthüllten, lassen sich einmal doch nicht ignoriren, geschweige denn wegleugnen. „Die Gesellschaft", sagt Köppen in seinem „Schenkmädchen", „stellt es Jedem frei wie er Geld erwerben will; aber sie duldet Keinen der den Privaterwerb verschmäht oder unfähig ist Privateigenthum zu erwerben. Sie hat vielmehr die Armuth zu einem Verbrechen gestempelt und Strafen darauf gesetzt. Das Geld beherrscht alle gesellschaftlichen Verhältnisse und Stellungen. Es knechtet die arbeitenden Volkskräfte und zwingt einen Jeden der nicht zu den souverainen Geldkönigen unsers Zeitalters oder wenigstens zu dem Drohnengeschlechte der Rentiers, der Zinsenmänner, der Capitalisten gehört, auf die eine oder die andere Weise sich preiszugeben. In unserer Gesellschaft muß sich Jeder prostituiren: Das ist die Regel. Jene faulen Drohnen, die mit lüsternem Rüssel den süßesten Honig hinwegtragen den unsere fleißigen Bienenarbeiter erzeugen: Das sind die Ausnahmen! Wird aber wol das Weib, und noch dazu das dienende Weib, das seine Dienstleistungen einem Andern verdungen, von dieser entsetzlichen Regel eine zweite Ausnahme machen? Gewiß nicht. Die Gesellschaft hat dem dienenden Weibe eine Stellung angewiesen die mit der Prostitution Hand in Hand geht, oft mit ihr beginnt, öfter noch mit ihr endet." „Hat das Weib", schreibt Fränkel in der „Malvine", „keine andere Bestimmung als hin- und hergestoßen, betrogen und getäuscht zu werden, und dann entweder bei geist- und herzertödtender Alltagsarbeit zu hungern und langsam zu verwelken, oder für eine kurze Zeit des Rausches und der Bequemlichkeit ihre Menschenwürde zu verkaufen?" Diese Zustände finden jedoch nicht allein in Berlin statt, sondern in fast allen großen Städten, wo in neuerer Zeit die Zahl der jungen Arbeiterinnen durch den Zuwachs der Bevölkerung, sowie durch die Verarmung unzähliger Familien zu einer ungeheuern Höhe gestiegen ist, während sich der Arbeitslohn auf eine bedeutende Weise vermindert hat. Es wird kein Mann von Kopf und Geist diese Contraste, welche durch die Verhältnisse bedingt werden, tragisch nennen wollen, weil sie in den Einrichtungen selbst liegen welche die dunkeln Mächte bilden, aus denen sie mit grausamer Nothwendigkeit unter dem Namen des Geschicks, Schicksals, Glücks oder Unglücks, d. h. des Zufalls, hervorgehen; aber jedenfalls werden sie den denkenden Mann zum Nachdenken auffodern, wie diesen Misständen abzuhelfen sei, wenn sie einmal allgemein zum Bewußtsein gekommen sind; denn daß hier Hülfe wirklich noth thut, darüber wird kein Mensch mehr in Zweifel sein.

Dronke hat in seinen „Policei-Geschichten" vorzugsweise sich zur Aufgabe gestellt, nachzuweisen an einzelnen praktischen Fällen, wie die Einrichtung der gegenwärtigen policeilichen Verhältnisse zu traurigen trostlosen Resultaten führt. Er hat keine Novellen geschrieben, wie Laube darüber berichtet, die von armen Leuten handeln, sondern er hat nachweisen wollen, wie solche moderne Einrichtungen und Bestimmungen schädlich und demoralisirend auf das Leben des Einzelnen einwirken können, er hat zum Nachdenken, zur Kritik über diese Bestimmungen auffodern wollen. Jedoch übersehe man nicht den Umstand, daß fast alle Institute in ihrer Anwendung auf einzelne Fälle ihre Härten haben können, und daß damit noch lange nicht der Beweis ihrer gänzlichen Unstatthaftigkeit geliefert ist. In „Armuth und Verbrechen" hat Dronke eine Schilderung entworfen, in welcher eine Hauptschattenseite der modernen policeilichen Einrichtungen beleuchtet wird; der Umstand nämlich, daß es unter den Verbrechern selbst Anzeiger von Profession gibt, die gewöhnlich gar keine oder nur eine scheinbare Beschäftigung haben und als Spione im Dienste der Policei stehen. Die „Sünderin" ist eine Folie zu der Bestimmung, wonach Gesellen und Dienstboten, welche drei Tage nach ihrer Ankunft keinen Dienst finden oder sich drei Tage arbeitslos umhertreiben, sofort aus der Stadt zu weisen sind. Ein Bild das mit Wärme und frischen Farben geschrieben ist. „Die Rechtsfrage", „Die vorgesetzte Dienstbehörde", „Vom heimatlosen Vaterland", „Das Unvermeidliche" behandeln alle ähnliche Fragen, ohne daß sie gerade alle in gleichem Maße lebendig und frisch zu nennen wären. In dem Buche „Aus dem Volke" hat Dronke seinen Plan deutlich ausgesprochen: er will nur eine wahre, ungeschminkte Auffassung der heutigen Gegensätze des Lebens geben; die Kunstform unter welcher er dieselbe darstellt ist ihm nur das Mittel zu seinem Zwecke. Daher kommt es auch, daß dieses Mittel oft in den Hintergrund tritt, daß die Darstellung selbst der eigentlichen Wahrheit entbehrt die der Verf. für den Stoff in Anspruch nimmt. Man sieht sehr oft das Gemachte, fremdartig Zusammengebrachte, und dadurch verliert der Gegenstand selbst seine Bedeutung. Die äußere Wahrheit, das wirkliche Factum überragt die innere, und dadurch wird jene oft blos zur Wahrscheinlichkeit, zum bloßen Schein, die Form rächt sich an dem Inhalte und umgekehrt, und die Wirkung wird geschwächt und getrübt. Wenn die Form auch Nebenzweck ist, so ist sie aber jedenfalls doch die Brücke, wodurch der Inhalt zur Erscheinung kommt, und muß als solche eine gleiche Wahrheit wie dieser selbst durch die Darstellung haben.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 41. —— 10. Februar 1847.

Der Proceß der Tempelherren.

(Fortsetzung aus Nr. 40.)

Die Verschiedenheit der Ansichten, auch bei den tüchtigsten Forschern, findet ihren Grund allerdings auch in der Verschiedenheit der bei dem Processe selbst gemachten Aussagen, und in dem Grade von Glaubwürdigkeit welchen man bald den einen, bald den andern derselben beimessen zu müssen meint. Und in der That, es ist nicht so leicht, eine Reihe der übereinstimmendsten Zeugnisse ohne Weiteres zu verwerfen; und indem man sich ebenso wenig entschließen kann, die Richter der schreiendsten Ungerechtigkeit gegen Unschuldige als die Verurtheilten der schmählichsten Verbrechen schuldig zu glauben, sieht man sich nach irgend einem erklärenden und versöhnenden Mittelwege um, welcher das menschliche Gemüth nicht allzu sehr empört. Doch wir wollen die Sache mit Unbefangenheit von vornherein betrachten.

Erhebt sich in dem gewöhnlichen Leben eine Anklage gegen einen Menschen von dem man bisher nichts Böses wußte, da fragen wir zunächst nach seinem frühern Leben, ob sein Wandel die Unthat deren er bezüchtigt wird glaublich mache. Aus diesem Gesichtspunkte gewinnt die „Aeußere Geschichte des Templerordens" im ersten Abschnitt eine besondere Bedeutung für unsere Untersuchung.

Aus einer Menge von einzelnen Kämpfen, die Hr. Havemann nach seiner Weise mit kurzen kräftigen Zügen schildert, ergibt sich als Hauptresultat, daß, so lange die Christenheit überhaupt den Kampf um das Gelobte Land nicht aufgab, bis zu dem endlichen Verlust vom J. 1291, auch der Orden der Templer seiner ursprünglichen Bestimmung, gegen die Ungläubigen zu fechten, obgleich unter mancherlei Wechseln, getreu blieb. In Palästina wie in Aegypten gab er jene ganze Zeit hindurch das Beispiel der heldenmüthigsten Tapferkeit, erfocht wiederholentlich die glänzendsten Siege, und viele Ritter erlitten in der Gefangenschaft, treu ihren Gelübden, den Märtyrertod. Beispiele hiervon finden sich nicht blos in der frühern Zeit, sondern noch kurz vor dem Ende der Kreuzzüge (s. unten). Allerdings brachte der Orden auch schon früh der menschlichen Schwäche seinen Tribut; Eifersucht zwischen den Templern und Johannitern lähmte manche Erfolge und wurde mühsam von den Päpsten ausgeglichen, doch blieben trotzdem die drei geistlichen Ritterorden die Hauptvorfechter im Gelobten Lande. Während die übrigen Kreuzfahrer schon durch die erste Eroberung von Jerusalem ihre Aufgabe gelöst glaubten und bald durch Vermischung mit den syrischen Christen in Verderbniß versanken, erhielt sich in den Rittern vom Tempel und St.-Johann die Thatkraft für umfangreichere Bestrebungen. Seit dem Verluste von Jerusalem an den großen Saladin (1187) war längere Zeit Akkon der Mittelpunkt der Templer, Sitz des Großmeisters und der Generalcapitel. Aber der bunte Verkehr, der Reichthum und die Ueppigkeit dieser Stadt drohten auch auf die geistlichen Ritter den verderblichsten Einfluß zu üben. Eine Verlegung des Ordens an einen Ort wo die Versuchung weniger lockte, die Stimme der Pflicht stärker mahnte, schien dem Großmeister Wilhelm von Chartres (1217) ein dringendes Bedürfniß. Er wählte das Schloß Détroit (Districtum — das Pilgerschloß) auf dem Vorsprunge des Karmels gegen das Meer. Die Einsamkeit und die militairische Wichtigkeit des Vorgebirges in der Nähe von Akkon schien der doppelten Aufgabe des Ordens, Verzicht auf die Genüsse des Lebens und Schirm der Christenheit gegen die Feinde des Kreuzes, vorzugsweise zu entsprechen.

Im Verlaufe der Zeit wiederholten sich übrigens verschiedene harte Vorwürfe gegen den Orden, die jedoch mehrmals glänzend widerlegt wurden. Nachdem man ihn schon länger der Habsucht bezüchtigt, wurde eine Anklage, er habe die ihm und dem Johanniterorden übertragene Sammlung für den Orient zu Unterschleifen benutzt, von einer päpstlichen Untersuchungscommission (um 1221) ungerecht befunden, und dieselbe erklärte, daß beide Orden fortwährend ihren Gelübden gemäß Blut und Habe für die Christenheit eingesetzt hätten. Als schon früherhin ein englischer Templer von St.-Alban zu Saladin übertrat und nach Verleugnung seines Glaubens die Umgegend von Jerusalem verheerte, erhob das erbitterte Volk der Christen die Beschuldigung des Verraths wider den ganzen Orden; bald darauf reinigten sich jedoch die Templer durch die glänzendste Tapferkeit von diesem Verdachte, obgleich es ihnen damals nicht gelang, Jerusalem durch dieselbe zu retten. Die Treulosigkeit,

welche Templer wie Hospitaliter gegen Kaiser Friedrich II. übten, indem sie sogar den Sultan Malek al Hamel in Kenntniß setzten, als der Kaiser eine Wallfahrt an den Jordan unternehmen wollte, bewog den Fürsten der Ungläubigen zu dem Ausruf: „Sehet, Das ist Christentreue!" Doch handelten die Orden hierbei nur ihrem Verhältniß zum Papst gemäß, der bekanntlich die Erfolge Friedrich's als eines Gebannten durch die Christen in Palästina selbst untergraben ließ. (Schon Papst Alexander III. hatte den Templerorden 1171 unmittelbar unter die Hoheit des päpstlichen Stuhls gestellt.) Als Friedrich II. sich durch Vertrag in Besitz von Jerusalem brachte, und ein vielfacher Verkehr der Christen mit den Ungläubigen eintrat, setzten Templer und Johanniter, unbekümmert um einen ohne ihre Zustimmung eingegangenen Frieden, ihre Kämpfe gegen die Feinde des Kreuzes fort.

Allmälig wichen indeß die Grundsätze des Ordens in der That in manchen Stücken den herrschenden Leidenschaften und der Macht der Verhältnisse, und bei dem zunehmenden Uebergewichte der Ungläubigen mußten sie sich zu mehren Concessionen gegen dieselben verstehen. Wir sehen Templer und Johanniter Bündnisse mit den allerdings auch unter sich zerfallenen Mohammedanern gegen deren Glaubensgenossen schließen; ja bald stieg der Haß der nebenbuhlerischen Orden gegeneinander zugleich mit dem Sinken der allgemeinen Begeisterung für den heiligen Krieg zu einer solchen Höhe, daß sie sich gegenseitig mit Hülfe der Ungläubigen befehdeten. Unter diesen Verhältnissen fiel Jerusalem 1244 in die Hände türkischer Scharen, welche die Verwirrung benutzend aus den Gegenden des Euphrat heranzogen. Gegen diese verbanden sich nun zwar die drei christlichen Ritterorden mit den mohammedanischen Beherrschern des übrigen Palästina, doch vermochten sie Jerusalem nicht wiederzugewinnen.

Um dieselbe Zeit drohte der Sultan Ejub von Aegypten die Christen gänzlich aus dem Gelobten Lande zu verdrängen; noch einmal erschien Hülfe aus dem Abendlande unter dem mit wahrer Begeisterung für seinen Glauben kämpfenden Ludwig IX. dem Heiligen von Frankreich. Rasch gewann er Damiette, dann zog er gen Kairo; als vielerfahrene Kämpfer bildeten die Templer die Vorhut seines Heeres; doch zogen sie sich, indem sie von Eifersucht getrieben dem Bruder des Königs den Vorstreit in der Schlacht nicht gönnten, den Verdacht verrätherischer Absichten zu. Eine Folge dieser Zwistigkeiten war die Gefangenschaft des Königs Ludwig. Seit seiner Rückkehr nach dem Abendlande blieben die Orden der Templer und Johanniter der einzige noch übrige Schutz des Gelobten Landes. „Beider Tapferkeit blieb dieselbe wie in den Glanztagen des Glücks, aber gegenseitige Eifersucht gestattete kein gemeinsames Handeln." Unter neuen Kämpfen mit den Ungläubigen sah sich der Templerorden zum ersten male (1260) durch Noth gedrungen, mit Verletzung der Statuten seine Gefangenen frei zu kaufen.

Bald schien eine völlige Umwälzung der politischen Verhältnisse in den Morgenländern bevorzustehen. Wie die Christen von den Sultanen von Aegypten und Damaskus, so wurden diese von den Mongolenhorden bedrängt, die 1258 Bagdad gewonnen und dem Khalifat ein Ende gemacht hatten. Doch litten die Templer und Johanniter vor Allem von den Angriffen der Sultane Aegyptens; die Ungläubigen spotteten dieser Gegner, „die in den Augenblicken der dringendsten Noth den kleinlichen Hader untereinander nicht vergessen konnten"; auch jetzt noch bringen indeß 150 Templer, denen in der Gefangenschaft die Wahl zwischen Tod und Annahme des Koran gelassen wird, ihr Leben freudig für den wahren Glauben zum Opfer. Im J. 1285 verloren die Hospitaliter ihre letzte Burg Marcab; 1289 versuchten die Templer vergeblich die Vertheidigung von Tripolis. Fast nur Akkon blieb noch in den Händen der Christen, und die Päpste boten noch einmal Scharen von Kreuzfahrern zur Rettung dieses Bollwerks der Christenheit im Morgenlande auf.

Fast alle Berichterstatter stimmen in ihrer Schilderung über die grenzenlose Verderbtheit überein die seit geraumer Zeit unter den Christen Palästinas herrschte. „Wie die weltlichen Ritter, so vergaßen die geistlichen nur zu häufig in dem Reichthum ihres Ordens und dem Verlangen diesen zu mehren ihre harten Gelübde." Der Habsucht fröhnte unleugbar auch der Orden der Templer, obgleich er von früh her vorzüglich den Vorwurf des Stolzes auf sich geladen hatte. Am entschiedensten trat das Sittenverderben unter den Bewohnern Akkons hervor, wo ein Zusammenfluß der verschiedensten Völker jeder Sitte und Ordnung hindernd in den Weg trat. Als 1291 Males al Aschraf die Belagerung Akkons begann, führte der Großmeister der Templer, Wilhelm von Beaujeu, den Oberbefehl über die ganze Stadt; noch einmal kämpften unter ihm die drei Orden „durch glänzende Tapferkeit des heiligen Zeichens würdig". Als die Gefahr wuchs, löste sich in der eingeschlossenen Stadt Zucht und Ordnung mehr und mehr; Wilhelm von Beaujeu unterhandelte mit dem Sultan und ward dafür des Verraths bezüchtigt; tapfer kämpfend tilgte er diese Schmach mit seinem Blute. Noch vertheidigten 300 Templer die hart am Strande gelegene Tempelburg, aber ihr Muth zu siegen war mit dem Tode des Meisters gebrochen. Bei wiederholten Stürmen opferten sie jedoch ihr Leben, bis die tapfere Schar auf zehn Ritter zusammengeschmolzen war.*) Diese traten noch einmal zur Wahl eines Großmeisters zusammen; dem Ernannten, Theobald, Präceptor von Akkon, blieb Nichts übrig als gleich den Großmeistern der Hospitaliter und Deutschritter sich unter dem Brande des erstürmten Akkon mit dem kleinen Reste des Ordens über das Meer zu retten. Auch Sidon und das Pilgerschloß, die noch von den Templern besetzt waren, mußten nun geräumt werden.

In Cypern fanden sich die geretteten Templer und Johanniter zusammen; doch wurden sie auch hier sogleich

*) Im Ganzen waren bei der Vertheidigung der Stadt [illegible] Templer gefallen.

in neue Zwistigkeiten verwickelt, da die Cyprioten ebenso entschieden an der griechischen Kirche hingen wie die Orden an dem Heiligen Vater in Rom. Jacques de Molay, hier 1298 (oder 1299) zum Großmeister des Ordens erkoren, „ein kühner, sittenreiner Mann, der unter Beaujeu mehr als ein mal dem Tode getrotzt hatte", fand jetzt sein Verdienst darin, eine Steuer, welche der König von Cypern dem Orden auferlegen wollte, abzuwehren. Bald sollte er seinen Geist in härterm Kampfe bewähren.

Unser Verf., der sich im ersten Abschnitte mit Darstellung dieser Thatsachen in mancherlei weiter ausgeführten Einzelheiten begnügt, benutzt dieselben erst in dem Schlußkapitel zur Bekämpfung der Ansicht von einer Geheimlehre in dem Orden. Er sagt (S. 371):

Die Richtung des Ordens ist unverkennbar (auch) in der spätern Zeit zunächst eine kriegerische, sodaß die geistliche fast nur als accessorisch zu betrachten ist. Es war eine aristokratische Gemeinde, in welcher die Ritterschaft vorwaltete. . . . Diese Männer die, wenn sie das Kreuz geschlagen und ihre Seele der Heiligen Jungfrau empfohlen hatten, in den Kampf stürzten, deren Großmeister sich bei dem Verhör damit entschuldigt, er sei nur simplex miles, nur vir illiteratus und verstehe die Sprache vor Gericht nicht, — — sie sollen in speculativer Mystik einer Geheimlehre angehört haben zu welcher nur Grübeln in mußereicher Einsamkeit führen konnte!

Gewiß, jenes durch die Geschichte begründete Resultat verträgt sich wenig mit Wilcke's Ansicht, nach welcher „die Geheimlehre die Ritter und dienenden Brüder nur zur Form, die Kleriker aber zum Wesen des Ordens machen mußte!" Wir fügen Dem noch hinzu, daß zwar nach der gegebenen geschichtlichen Skizze eine mehrfache Entartung des Ordens in der spätern Zeit unleugbar ist, daß mit dem Erlöschen der allgemeinen Begeisterung für den heiligen Krieg einseitige Anhänglichkeit an das Papstthum (bei Friedrich's II. Kreuzzug) und kleinliche Eifersucht auf die Ordensvorrechte (im Kampf mit den Johannitern und bei Gelegenheit von Ludwig's des Heiligen Unternehmen auf Aegypten) die höhern Zwecke der Beschirmung des Gelobten Landes in Vergessenheit brachten, daß der Orden in der Noth der Umstände sich zu früher verschmähten Unterhandlungen und Bündnissen mit den Ungläubigen herbeiließ, daß er sich von Stolz und von Habsucht und wol auch von Ueppigkeit, die bei den Christen des Morgenlandes im Schwange ging, nicht frei erhielt; daß aber alle diese Vorwürfe kaum in geringerm Grade doch auch die Johanniter und Deutschritter treffen, und aus dem Zugeständnisse derselben wenigstens nicht auf die Wahrheit der von den Anklägern des Ordens erhobenen Hauptbeschuldigungen geschlossen werden darf.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sociale Literatur.

(Beschluß aus Nr. 40.)

Es ist schon ein erfreuliches Zeichen für die Zukunft eines Schriftstellers, wenn man aus den aufeinander folgenden Werken deutlich die Spuren des Fortschritts entdecken kann. So ist das Buch „Aus dem Volke" gegen die „Policei-Geschichten" gehalten nicht allein rücksichtlich der Form und Darstellung, sondern auch in Bezug auf die Breite und Tiefe der Auffassung sehr sichtbar fortgeschritten. Merklicher ist noch dieser Fortgang in der „Maikönigin". Freilich scheint Dronke hier mit Absicht einen ganz andern Weg eingeschlagen zu haben, die Gestalten und Situationen haben mehr Wahrheit, dienen hier nicht blos dazu, um irgend eine politische oder sociale Frage zu beweisen, zu verkörpern, sondern sie haben ihrer selbst willen schon Interesse genug, ohne daß gerade allgemeinere Beziehungen ganz außer Acht geblieben seien. Die Form ist mehr abgerundet, mehr dem Inhalte angepaßt, und die Sprache hier und da blühend zu nennen, während in den „Policei-Geschichten" der Stil zerrissen und die Fügung der Sätze nicht selten schroff und hart war. „Die Maikönigin" stellt, wie schon der Titel andeutet, ein Volksleben am Rheine dar, die schöne Sitte, wo jährlich auf Pfingsten eine ganze Gemeinde in den Wald zieht, dort den Maibaum unter lauter Musik und jauchzender Freude fällt, zur Maikönigin die schönste blühendste Tochter des Dorfs erkürt und dieselbe mit den frischen, duftenden Blumen des Waldes schmückt. An diesen Blütenkranz als poetischen Kern hat Dronke verschiedene andere sociale Fragen in lebendigen Gestalten angeschlossen; aber eine charakteristische Auffassung eines wahren Volkslebens ist das Buch keineswegs zu nennen. Dronke behandelt die Darstellung immer zu sehr von oben herab, und wir glauben, daß erst dann seine Schriften größern Werth und tiefere Bedeutung erlangen werden, wenn er im Stande ist, sich mehr in die Anschauung des Volkes zu vertiefen und so von unten herauf, aus dem wirklichen Leben nach der Höhe moderner Gedankenbildung hinzuarbeiten.

Dronke hat sich seit seinem Aufenthalte in Berlin auf diese sociale Richtung geworfen; es mag neben dem allerdings großen Beispiele und der Anregung die zu solchen Stoffen in Berlin vorhanden ist auch noch vielleicht Etwas der Reiz der Neuheit und die Mode zu diesem Entschlusse mitgewirkt haben. Erst dann wird seine schriftstellerische Thätigkeit die wahre Frucht tragen, wenn er seine Erzählungen auf tiefere psychologische Beobachtungen gründet und die geheime Triebfeder des Menschenherzens genau zur Darstellung bringt; denn diese innere Wahrheit geht seinen Werken nicht selten ab, und die Erzählungen tragen oft die Spuren des flüchtigen Wanderlebens; leider muß der Schriftsteller noch fortwährend die traurigen Erfahrungen vom heimatlosen Vaterlande selbst machen.

Die „Bilder und Charakteristiken" von Fränkel und Köppen spielen ebenfalls in Berlin und haben vor den Schriften Dronke's die schlichte einfache Wahrheit und Tiefe in der Beobachtung und Darstellung voraus. Berlin mit seinen langen schlanken Straßen, mit den eleganten Häusern, den schmucken Läden und den in Sammet und Seide gekleideten Menschen, die auf den Gondeln der Sorglosigkeit durch seine Straßen ziehen, wer sollte von diesem glatten steifen Berlin denken, daß es eine solche Fülle von Jammer und Elend in sich schließt. In der Höhe und Tiefe der großen Häuser, unter den flachen Dächern, in den dumpfigen Kellern, den öden verlassenen Hofwohnungen, wohin oft kein Sonnenstrahl dringt, da wohnt die Armuth, zerstreut durch die ganze Stadt, selbst in den „feinsten" Straßen, wie der Berliner seine Linden- und Friedrichsstraße nennt, aber hier noch bedeckt mit dem Schleier der Scham auf Kosten des letzten Restes eines aufgeriebenen Lebens. Die Verf. dieser Skizzen haben ihre Erzählungen nicht in ihrer einsamen Kammer ausgesonnen, sondern sie frisch und kräftig aus dem Leben herausgenommen. Sie verdanken ihre Entstehung einer scharfen Beobachtung der Menschen und einem tiefen psychologischen Scharfblick. Der Hauptvorzug der Skizzen ist durchaus ihre Natürlichkeit, die mit Form und Inhalt verwachsen das Interesse im höchsten Grade fesselt und das Gemüth mit einem tiefen Ernst erfüllt. Die Wahrheit der in den Erzählungen geschilderten Verhältnisse, die Sicherheit der Entwerfung und Zeichnung von Charakteren und der einfache schlichte Verlauf der Handlung, durchweht von einem

wahren sittlichen Ernste, werden jeden Menschen ansprechen der sich nicht mit einer spleenartigen Sentimentalität vor solchen Contrasten scheu und blöd zurückzieht. Der zweiten Erzählung des ersten Bandes: „Das Schenkmädchen", bis jetzt die einzige von Köppen, geben wir den Vorzug vor den andern, wiewol auch alle übrigen nur treffend und gelungen genannt werden können. Neben dem traurigen Verlaufe der Handlung her läuft mitunter ein kecker Humor, der nicht selten zur scharfen Satire und Ironie wird. Besonders verdienen hier die „Viertelsmeisters-Verliebtheit" und die „Brautfahrt" hervorgehoben zu werden, die erstere wegen der mehr oder weniger versteckten Anspielungen auf den berliner Pietismus, letztere aber wegen des Humors ihrer Schilderung, die noch ergötzlicher sein würde, wenn er nicht so ernste Folgen brächte. Die andern Erzählungen sind sämmtlich von Fränkel, dessen Auffassung und Darstellung der alltäglichen Verhältnisse eine glückliche genannt werden kann. Der Verf. führt uns in die öffentlichen Locale und zeigt uns seine Charaktere, die er dann bis zu ihrem Ende verfolgt; von Reich zu Arm, von den Straßen des Lasters in die Hallen des Verbrechens, von dem Kreis der Familie in die beschauliche Einsamkeit eines jungfräulichen Stilllebens. Die schwierigsten Situationen gelingen ihm, mit wenigen Strichen sind seine Charaktere fertig, sodaß der Leser ein vollständiges Bild von ihnen hat. Oft verweilt er mit Liebe bei seinen Bildern, und dann breitet er den Schmelz der Anmuth und den Glanz der Dichtung über seine Schöpfung aus; es entstehen so höchst ansprechende Gemälde, wie in „Malvine", in der Erzählung „Arm und Reich", „Das Schreinermädchen" und „Die Frau des Malers"; aber schonungslos zieht er auch dem Verbrechen die Larve ab, reißt dem Laster die letzten Laken der Lüge herunter, und die Wahrheit solcher Schilderungen tritt daraus erschütternd wahr uns entgegen und fodert das Mitleid und die Hülfe des Menschen heraus. Da die Erzählungen nur Skizzen, nur Charakteristiken sind, so muß man von denselben keine künstlerische Abrundung verlangen, zumal sie ja auch darin nicht ihren Zweck suchen. Es sind getreue Bilder aus dem Leben, aus einem Leben das selbst nach seiner sittlichen Gestalt erst noch ringt, und das die Sorge des Staats laut zur Abhülfe herausfodert.

Von der Erzählung Sievert's „Armer Leute Kind" liegt uns bis jetzt blos der erste Band vor, und wir sind deshalb noch nicht zu einem vollständigen Urtheile in den Stand gesetzt. Der Contrast der Lebensverhältnisse hat auch hier eine wahre Schilderung gefunden: das erste Buch bringt den Glanz des äußern Lebens im ersten Stockwerke eines Gebäudes unter den Linden, wo eben der Geheimrath von Lindenburg die Taufe seiner Tochter feiert, in Gegensatz mit der Noth und Dürftigkeit im obern Stocke, wo eine Frau krank und verlassen auf dem Strohlager liegt, während ihr dreijähriger Knabe Ludwig vor ihrem Bette sitzt und friert. Ihr Gatte war ein herzloser Mann und kümmerte sich nicht um seine Familie. Der kleine Ludwig war der einzige Zeuge am Todtenbette seiner Mutter, indeß der Wind den Schnee an das Fenster schlug und durch den Schornstein heulte. Das Kind von Schauder und Entsetzen ergriffen lief fort, um eine alte Frau zu rufen, die seiner Mutter seither beigestanden hatte. Er lief von Thür zu Thür: „Mutter Gertrud, mach auf!" aber Niemand hörte das Jammergeschrei des Knaben; die Thränen froren auf seinen Wangen, seine Hände wurden steif, er lief fort, hinaus vors Thor, die Kälte brach seine Kraft und er stürzte auf einem Schneehaufen zusammen. Der Schnee fiel auf ihn nieder und schützte ihn vor dem Tode. Der Verf. hat hier eine gute poetische Scene der Schneegeister eingewoben, die tanzend und singend den Knaben beschirmen, bis ihn der Schirrbauer Gutmann findet und ihn zu sich ins Haus aufnimmt. Diese Geister haben dem Knaben Töne ins Herz gegeben, die er einst andern Herzen weihen soll.

> Leise, leise
> Wogt im Kreise,
> Singt die alte Zauberweise,
> Und das Kind im Geisterreiche
> Wird von uns gesegnet sein.

Der Knabe wird von seinen Pflegeältern herangezogen und entwickelt ein schönes musikalisches Talent. Als Clavierlehrer lernt er die Tochter des Herrn von Lindenburg kennen, die er liebt und die seine Liebe erwidert. So weit steht etwa die Erzählung am Ende des ersten Bandes, die noch manche andere Charaktere nicht ohne Interesse geschildert vor die Augen des Lesers führt, aber von einer gewissen forcirten Manier nicht frei ist, und die Gegensätze nicht scharf und bezeichnend genug hervorhebt. 93.

Notiz aus England.

Thomas Clarkson.

Unter den Männern die mit Wilberforce das unsterbliche Verdienst theilen, einen großen Theil ihres Lebens ohne Unterlaß für Abschaffung der die Menschheit schändenden Sklaverei gekämpft zu haben, verdient vor Allen der unlängst gestorbene Thomas Clarkson genannt zu werden. Er war am 26. März 1760 geboren und empfing den ersten Unterricht in seines eigenen Vaters Elementarschule, von wo er später zu weiterer Ausbildung nach London, und schließlich auf die Universität zu Cambridge ging. Im J. 1785 setzte der Vicekanzler dieser Hochschule, Peckard, einen Preis auf eine lateinische Erörterung der Frage: „Anne licet invitos in servitutem dare?" Der Preis ward dem 25jährigen Clarkson zugesprochen. Die Studien welche er zur Abfassung dieser Preisschrift gemacht hatten der Sache zugleich seine Theilnahme zugewendet, und er hielt es für seine Pflicht sich von da an der Abhülfe dieses Uebels zu widmen. Er veröffentlichte zu diesem Zweck 1787 seine Preisschrift und ward dadurch mit Menschenfreunden, die das Gleiche wollten, darunter auch zuletzt mit Wilberforce bekannt. Mit dem Feuereifer der Begeisterung führte er die Sache der unterdrückten Schwarzen in die Presse und Volksversammlungen und setzte dabei einmal in Liverpool selbst sein Leben aufs Spiel. Auch bei den Gewalthabern in Frankreich während der dortigen Gewaltherrschaft vertheidigte er die Abschaffung des Sklavenhandels, die endlich von Seiten Englands 1807 gegen Ende des Ministeriums Fox-Grenville durch Parlamentsbeschluß ausgesprochen wurde. Von da an waren die unablässigen Bemühungen Clarkson's im Verein mit seinen philanthropischen Freunden dahin gerichtet, auch die Fortdauer der Sklaverei in den englischen Colonien abzuschaffen. Die endlosen Kämpfe in Parlament, Presse und Volksversammlungen, zu welchen diese Bestrebungen Veranlassung gaben, sind bekannt: lange schwankte die Entscheidung; aber endlich im reformirten Parlamente 1838 ward die Sache durchgesetzt; mit nicht weniger als 20 Mill. Pf. St. entschädigte die englische Nation ihre Sklaveneigenthümer, um 800,000 Knechte zu freien Menschen zu machen. Clarkson war unter diesen Kämpfen alt und hinfällig geworden; er hatte sich zuletzt von öffentlichem Auftreten in dieser Sache fern gehalten. Zum letzten mal erschien er zu diesem Zweck in der Versammlung des Anti-slavery-Vereins, welche 1840 unter dem Vorsitz des Herzogs von Sussex stattfand, bei welcher Gelegenheit er von diesem Prinzen als der „Erzvater" der Sache selbst begrüßt wurde. Die Stadt London ertheilte ihm kurz darauf das Ehrenbürgerrecht und sein Geburtsort Wisbeach errichtete ihm ein Denkmal im dortigen Stadthaus. Er starb im Monat September 1846 im 86. Jahr seines Alters. Außer seiner „Geschichte des Sklavenhandels" ist er der Verfasser verschiedener schriftstellerischer Werke, unter Anderm des „Portraiture of quakerism" des „Life of William Penn", die sich jedoch alle mehr oder weniger auf den Zweck seines Lebens beziehen, den er mit so großer Hingebung und Eifer verfolgt hat. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 42. —— 11. Februar 1847.

Der Proceß der Tempelherren.

(Fortsetzung aus Nr. 41.)

Versuchen wir nun aus Dem was wir von den „Statuten des Ordens“ im zweiten Abschnitte erfahren, uns Licht über die angebliche Schuld desselben zu verschaffen, was um so nöthiger ist, da die äußere Geschichte höchstens auf die Verschuldung der einzelnen Glieder des Ordens schließen läßt, bei der Anklage aber das ganze Gewicht darauf gelegt wurde, der Orden als solcher habe sich mit seiner wahrhaft christlichen Bestimmung durch Förderung ganz entgegengesetzter Verkehrtheiten in Widerspruch gesetzt.

Die unter dem Einflusse des heiligen Bernhard entstandenen „Statuten von Troyes“ sind uns in ihrem ursprünglichen Wesen nicht aufbewahrt. In der zuerst von Lemire veröffentlichten (lateinischen) „Regula“ lassen sich indeß mehre allgemeine Vorschriften mit einiger Sicherheit als Satzungen von Troyes erkennen. Dem Bedürfnisse der Fortbildung der Regel entsprach die dem Großmeister und Capitel vom Papste Alexander III. zugebilligte Autonomie. Die 1794 zuerst bekannt gewordenen französischen Statuten sind wahrscheinlich eine von 1247—66 vorgenommene Redaction der erweiterten Ordensregel, und es wird in derselben kein wesentlicher Punkt der „Regula“ übergangen. Während die lateinische Regel sich indeß mehr mit den Pflichten des Einzelnen beschäftigt, erörtert das französische Statut besonders die Corporationsaufgabe des Ordens; nur jene scheint allen Ordensbrüdern, die letztere nur den Obern mitgetheilt zu sein.

Was insonderheit die Art der Aufnahme betrifft (bekanntlich ist diese ein Hauptpunkt der Anklage!), so sind die Vorschriften über dieselbe in den Statuten durchaus dem ursprünglichen Zweck des Ordens gemäß, und zufolge vieler Aussagen bei dem Processe fand sie wirklich (es kommt ein Beispiel noch vom J. 1298 vor) nach den hier gegebenen Bestimmungen statt.

Nicht ohne Bedeutung für die gegen den Orden gerichtete Anklage ist auch die Gliederung desselben, wie wir sie aus den Statuten kennen lernen. An der Spitze des Ordens steht der Großmeister, dessen Wahl durch das Capitel erfolgt; die Wahl geschieht unter christlichen Gebräuchen. Seine Macht ist durch das Capitel mehrfach beschränkt.*) Andere hohe Ordensämter sind die des Seneschall, Marschall, der drei Großpräceptoren im Morgenlande (von Jerusalem, Tripolis und Antiochien), desgleichen in den europäischen Ländern, der Comthure u. s. w. Alle diese Aemter werden aus der Classe der Ritter besetzt; neben diesen gibt es Capellaine, welche „dasselbe Gelübde leisten wie die übrigen Brüder“. Eine dritte Classe sind die dienenden Brüder (sergens, servans), welche schwarze Röcke mit rothen Kreuzen tragen; der weiße Mantel mit rothem Kreuz gebührt nur dem Ritter (auch den Capellainen nicht). Nach ihren Beschäftigungen zerfallen die Dienenden in servans d'office (Handwerker, Hirten, Feldbauern) und in servans d'armes, welche dem Ritter in den Kampf folgen. Zu den fünf Hauptämtern die aus ihnen besetzt werden gehören die des Untermarschalls, des Ordensschmieds, der Meier; öfter stehen sie auch Tempelhäusern als Präceptoren oder Comthure vor. Insbesondere erhellt noch daraus, „daß z. B. ein Servient das überaus wichtige Amt eines Schatzmeisters im Temple zu Paris inne hatte, zur Genüge, daß der Stand des Servienten keineswegs ein so untergeordneter war wie gewöhnlich angenommen wird“. Gleich den Hospitalitern und Deutschrittern besaß auch der Tempelorden seine Affiliirten, „Männer aus den Ständen der Ritterschaft, Geistlichkeit und Bürger“, welche durch Uebernahme gewisser Verpflichtungen für den Orden Gottes Gnade oder weltlichen Schutz zu erwerben gedachten. Unter diesen werden auch Verheirathete geduldet.

Es gibt Generalcapitel, welche der Großmeister ausschreibt; Provinzialcapitel, welche der Großpräceptor einer Provinz hält, Capitel der Comthureien, welche deren Vorsteher beruft. Die Capitel werden unter christlichen Gebräuchen gehalten. Die Verhandlungen sind geheim, selbst für diejenigen Ordensglieder welche der Sitzung gerade nicht beiwohnen. Jeder der sich eines Vergehens bewußt ist beichtet vor versammeltem Capitel, worauf er sich der von diesem auferlegten Buße unterwirft. S. 128:

Durch alle Statuten zieht sich die Hinweisung auf Gott

*) In einem Schreiben des Capitels an den Großmeister heißt es bei Auffoderung desselben zur Rückkehr aus Frankreich nach dem Orient (1149): „Venite et nolite tardare; sic enim volumus, monemus et postulamus.“

und die menschliche Sündhaftigkeit, die Aufgabe, durch Gebet und treues inniges Nachleben der religiösen Vorschriften den Himmel zu erringen.

S. 130—134:

Es ziemt sich, sagt die Regel, daß Ritter welche Christum über Alles lieben dem Großmeister unbedingten Gehorsam leisten. — — Alte und schwache Brüder sollen mit Liebe getragen und geehrt werden; für kranke Brüder ist die höchste Sorgfalt anzuwenden. Jeder soll in seinem Bette für sich schlafen, so lange nicht gebieterische Umstände das Gegentheil erheischen.

Auf zehn Arten von Vergehungen setzen die Statuten unerbittlich die Strafe der Ausstoßung aus dem Orden: 1) Simonie (Aufnahme in den Orden durch Bestechung); 2) Mittheilung des im Capitel Verhandelten (s. oben); 3) Mord; 4) Uebergang zu den Ungläubigen; 5) Verlassen des Banners aus Furcht vor den Ungläubigen; 6) Ketzerei, Abweichen von den Glaubensartikeln der römischen Kirche; 7) Sodomiterei u. s. w. Die härteste Strafe nächst der Ausstoßung ist Abnahme des Ordenskleides (dont Dieu gart [garde] chascun frère); sie steht auf 17 Arten von Vergehen. Geringere Verbrechen werden durch verschiedene Arten von Pönitenzen gebüßt. Ohne Erlaubniß die Genossenschaft zu verlassen, um in einen andern Orden einzutreten, ist verboten; wer den Orden verlassen hat und in denselben zurückzutreten wünscht, kann durch Beschluß des Capitels nach einer Büßung wieder aufgenommen werden.

Wir sehen schon aus dem mitgetheilten Auszuge der Statuten, daß sie sich durchaus der ursprünglichen ehrenwerthen Bestimmung des Ordens anschließen; andere kennen wir nicht. Eine Hauptfrage würde sich auch durch vollständige Mittheilung der bekannten Statuten nicht erledigen, die man für die Untersuchung der Schuld des Ordens für sehr wichtig gehalten hat: „Ob geheime Statuten vorhanden gewesen seien?" Doch verliert diese Frage in der That ihre Bedeutung dadurch, daß die Geltung der bekannten Statuten bis zur Aufhebung des Ordens nicht hinweggeleugnet werden kann, folglich nichts diesen Widersprechendes in den geheimen Statuten angenommen werden darf. Außerdem zeigt sich aber bei dem Processe keine Spur von geheimen Statuten. Wilcke meint nun zwar: „Hatte der Orden Schuld, so hatte er gewiß bei seiner Verhaftung die meisten Papiere verbrannt"; doch widerlegt sich diese Annahme durch die ganz unvorhergesehene Verhaftung der Templer (s. unten). Allerdings ist die Voraussetzung geheimer Statuten auf den ersten Blick ein leichtes Mittel, die verschiedenen Aussagen der Ordensmitglieder bei dem Untersuchungsprocesse zu erklären, zumal wenn man wie Nicolai „eine Mittheilung der Geheimlehren in minderm und größerm Umfange nach drei Abstufungen in welche die Brüder zerfallen seien" annimmt. An eine historische Begründung dieser Ansicht ist indeß nicht zu denken, und unser Verf. bemerkt dagegen (S. 369) mit Recht noch Folgendes:

Daß, da die umfassenden Geständnisse der Schuld des Ordens größtentheils von niedrig (?) stehenden Servienten (Hirten und Handwerkern) abgelegt wurden, diesen nach der Annahme Nicolai's die höchsten Weihen zu Theil geworden sein müßten.

Doch es ist Zeit, näher auf die Art des Verfahrens welches bei Aufhebung der Templer beobachtet wurde einzugehen; denn nur aus dieser werden wir eine bestimmtere Ansicht zu gewinnen vermögen, ob und wie weit die gegen den Orden erhobenen Beschuldigungen in der Wahrheit begründet waren.

Von den frühern Verhältnissen Philipp's des Schönen zu dem Templerorden soll späterhin die Rede sein, wenn es gilt, die wahren Motive zu entdecken die ihn zur Verfolgung desselben bestimmten. Vernehmen wir zunächst das Thatsächliche von der „Verhaftung und den ersten Verhören des Ordens" im vierten Abschnitte. Schon bei der Einleitung des ganzen Verfahrens finden wir indeß auch den Papst Clemens V. thätig. Es ist bekannt, in welche Händel Philipp der Schöne mit Bonifaz VIII. verwickelt war, und wie unter demselben die päpstliche Macht von Frankreich aus, der königlichen gegenüber, einen bedeutenden Stoß erlitt. Nach Bonifaz' unglücklichem Ende (1303) hatte Benedict XI. (nicht IX., wie es S. 139 heißt) den päpstlichen Stuhl nur auf acht Monate inne. Seitdem blieb das Pontificat fast ein Jahr lang vacant; während desselben kämpften die französische und italienische Partei über die Wahl eines Kirchenoberhaupts, bis nach einer Uebereinkunft zwischen ihnen Clemens V., ein Franzose, gewählt wurde (1305), den Philipp IV. nur unter mehren Bedingungen anerkannte welche den Sieg des Königs über das Pontificat entschieden. Eine derselben, die aber geheim blieb, soll „nach den meisten Berichterstattern" das Versprechen der Aufhebung des Templerordens von Seiten des Papstes gewesen sein. Dieses beruht indeß wol nur auf Vermuthung; es liegt nicht minder nahe, bei jener Bedingung an die Verlegung des päpstlichen Stuhls nach Avignon zu denken, die freilich erst 1309 zu Stande kam. Clemens soll bei der ersten Anfoderung, den Templerorden zu vernichten, erstaunt gewesen sein. Philipp erklärte ihm indeß, er habe hinlängliche Beweise von abscheulichen Verbrechen desselben in Händen. Nach einer Erzählung die nicht wohl zu bezweifeln ist, gründete Philipp diese Versicherung von Anfang her nur auf die Aussagen von zwei auf den Tod sitzenden Verbrechern, oder von Templern die aus dem Orden gestoßen waren. Den größten Theil des Jahres 1306 verlebte Clemens V. in Bordeaux. Von hier aus lud er die Großmeister der Hospitaliter und Templer (Letzterer war Jaques de Molay) zu einer persönlichen Besprechung ein, angeblich um über eine dem Könige von Armenien und Cypern zu leistende Hülfe zu berathen; dazu sollten Jene einige der verständigsten und erfahrensten ihrer Ordensbrüder mitbringen, ohne durch ein zahlreiches Gefolge die Orden im Orient zu schwächen; übrigens werde ihre Abwesenheit nur kurze Zeit dauern. Dieser Einladung kam der Meister der Hospitaliter, Wilhelm von Villaret, nicht nach, weil ihn die Besitznahme von Rhodus beschäftigte. Man meint, daß Dieses ihn und seinen Orden gerettet

habe. Dagegen entsprach Jaques de Molay unverweilt dem Ruf des Heiligen Vaters. Am Königshofe zu Paris ward ihm die zuvorkommendste Aufnahme zu Theil; von dort ging er nach Poitiers, wo Clemens V. eben seinen Aufenthalt genommen hatte. Auch dieser empfing ihn mit der größten Freundlichkeit und legte nach einer allgemeinen Besprechung über die Mittel zur Befreiung des Gelobten Landes insonderheit einen Plan zur Vereinigung der Templer und Hospitaliter unter Einer Regel und Einem Großmeister vor. Das Gutachten Molay's über den letztern ging kürzlich dahin: Die schon früher wiederholentlich gemachten Versuche einer solchen Vereinigung seien bei näherer Prüfung niemals zweckmäßig erschienen, doch sei er bereit, in einem zu berufenden Capitel die Meinung der Brüder über diesen Gegenstand zu vernehmen. Trotz der Heimlichkeit mit welcher Philipp und Clemens verfuhren, war doch ein Gerücht von der wider den Orden erhobenen Anklage grober Unsittlichkeit zu dem Großmeister gedrungen; Dieses bewog ihn, bei dem Papst inständigst um eine schleunige Untersuchung anzuhalten, wobei er sich erbot „als Gefangener zurückzubleiben, bis die Unschuld des Ordens erwiesen sei, und sein Leben zum Pfande zu setzen, daß auch die geringste Beschuldigung sich als unwahr ergeben werde". Vom Papste beruhigt ging sodann Molay mit seinen Rittern nach Paris, während Philipp IV. sich, um Pfingsten 1307, bei dem Papste in Poitiers einfand. Es folgten längere Unterhandlungen zwischen dem König und dem Papste; im August meldet dieser dem Erstern in einem Schreiben seine Absicht, eine Untersuchung gegen den Orden einzuleiten, da er die gegen denselben erhobene Anklage nicht mehr so entschieden in Zweifel ziehen könne. Schon vorher hatte er an Philipp geschrieben: „Bei des Königs Sehnsucht, das Gelobte Land von Ungläubigen gereinigt zu wissen, werde sich derselbe freuen (!), wenn er ihn benachrichtige, daß, im Fall die Aufhebung der Templer nothwendig werde, alle Güter und Einkünfte des Ordens lediglich für die Befreiung des heiligen Grabes verwandt werden sollten." Der Papst scheint indeß noch geschwankt zu haben; plötzlich schritt jetzt Philipp selbst eigenmächtig gegen den Orden ein. Am Tage der Kreuzeserhöhung 1309 (14. Sept.) ertheilte der König an alle hohe Kronbeamten der Provinzen den Befehl, „am Abend des 12. Oct. wohlbewaffnet und mit rüstigem Gefolge versehen zu sein, und erst dann, bei Todesstrafe nicht eher, das beigeschlossene versiegelte Schreiben zu eröffnen". Dieses Schreiben lautete im Wesentlichen dahin: in Uebereinstimmung mit dem Papste solle eine Untersuchung gegen die Templer eingeleitet und diese deshalb in der ersten Frühe des 13. Oct. mit Gewalt verhaftet und in gesonderten Gewahrsam gebracht werden. Wie befohlen war, geschah es; sorglos wurde auch Molay mit seinen Rittern im Temple zu Paris von Wilhelm von Nogaret ergriffen; zugleich fielen die daselbst aufgehäuften Schätze in des Königs Hände.

Staunen und Bestürzung ergriff das Volk*); jetzt erst, als Beamte den Anfang machten, für König und Papst ein Verzeichniß der Tempelgüter aufzunehmen, wurde die Anklage auf Ketzerei und widernatürliche Laster gegen den Orden veröffentlicht. Diese fand indeß wenig Glauben; man dachte daran, daß derselbe Wilhelm von Nogaret einst die Schätze von Bonifaz VIII. für den König geraubt, wie Philipp schon früher beabsichtigt hatte, die vereinigten Templer und Johanniter unter einen seiner Söhne zu stellen u. s. w. Der König suchte die Aufregung welche sich unter dem Volke zeigte zu beschwichtigen; am 14. Oct. wurden die Hauptklagepunkte einer Versammlung von Theologen, am 15. Oct. der nach Quartieren zusammenberufenen pariser Bürgerschaft näher auseinandergesetzt. Die öffentliche Stimme hielt indeß für unwahrscheinlich, daß die angeblichen schändlichen Mysterien des Ordens von keinem Einzigen der zahlreichen Templer einem Beichtvater mitgetheilt sein sollten, daß eine Genossenschaft die sich fortwährend den Kampf gegen die Ungläubigen zur Aufgabe gesetzt selbst in Unglauben verfallen wäre.

*) „De quorum captione totus mundus fuit admiratus", heißt es in einer Vita Molay's.

Wir können bei dieser Gelegenheit allerdings dem Verf. nicht beistimmen, wenn er (S. 341) urtheilt: „Man sieht, der König schmeichelt durch diese Mittheilungen (an Geistlichkeit und Bürgerschaft) einem Volke das er fürchtet", und hierin einen Beweis zu finden scheint, daß die Anklage erfunden war. Denn der König that jedenfalls am besten, auch wenn er im Recht war, durch dasselbe Mittel freier Mittheilung die öffentliche Meinung zu gewinnen. Auf der andern Seite aber scheint es uns doch mit Hrn. Havemann von großer Bedeutung, daß die Anklage gegen den Orden keineswegs auf allgemein herrschende Ansicht von dessen Verderbniß gestützt war, vielmehr mit der unbefangenen öffentlichen Meinung in völligem Widerspruch stand. Gewiß ist Dieses ein starker Beweis, daß dem Orden in seiner Gesammtheit keine Entfremdung von seinem ursprünglichen Zwecke zur Last zu legen war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wanderungen aus meinem Gefängnisse am Ende des Sommers und im Herbste 1839. Von Sylvester Jordan. Frankfurt a. M., Meidinger. 1847. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Von den „mehr als 1800 politischen Angeklagten", über welche einst die frankfurter Centralcommission ihre Hand ausstreckte, haben unsers Wissens nur zwei von ihren Erlebnissen und Stimmungen im Gefängnisse den Anlaß zu einer spätern Veröffentlichung genommen. Diese in den Boden der deutschen Zwanzigbogenfreiheit verpflanzten Kerkergewächse sind das Werk welches Wilhelm Schulz nach seiner Befreiung herausgegeben, und Jordan's etwas später erschienene „Wanderungen aus meinem Gefängnisse".

Der Verf. der erstern Schrift und seine Befreierin haben mit sich selbst kürzern Proceß als die Gerichte gemacht. Er hatte von keinen Greueln zu berichten wie der Gefangene auf dem Spielberge; und die Geschichte seiner Befreiung dient ihm mehr als Rahmen, in welchen vom Befreiungskriege an seine Erlebnisse und der Bildungsgang politischer und socialer Meinungen in Deutschland gefaßt werden. Jordan dagegen schrieb seine „Wanderungen" im Anfange seiner langen Haft, und verbreitet sich unter dieser Form über die gerade hervortretenden

Zustände des deutschen Volkslebens, des deutschen Rechts, deutscher Wissenschaft und Gesittung. Es ist daher weniger zu berichten als darauf aufmerksam zu machen: Im Hinblicke auf diesen gutmüthigen Humor, der sich selbst dadurch beschränkt, daß er mit juristischer Genauigkeit nach allen Seiten hin abwägt, daß er von keinen „reactionnairen Jakobinern" spricht, ohne zugleich von „revolutionnairen Jakobinern" zu reden — erscheinen indeß die spätern Leiden Jordan's während vieljähriger Einkerkerung in um so grellerm Lichte. Jordan verspricht eine künftige Fortsetzung und Vollendung seiner „Wanderungen", wo wir denn wol von seinen schmerzlichen äußern und innern Erfahrungen im Gefängnisse selbst Mehr hören werden als in der gegenwärtigen Schrift. Man würde es ihm dann auch verzeihen müssen, wenn er um ein gut Theil bitterer werden sollte als in seinen ersten „Wanderungen", in denen sein nach allen Richtungen ausstrahlendes Wohlwollen eher zu- als abnimmt, und auf der letzten Seite sogar zu einem Grade steigt, der ihn einen bekannten Geheimen Hofrath und Poeten als „Freund" begrüßen läßt. 59.

Bibliographie.

Bulwer's, E. L., sämmtliche Werke. 48ster bis 50ster Band. Lucretia, oder die Kinder der Nacht. Aus dem Englischen von A. Kretzschmar. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

— — sämmtliche Romane. 68ster bis 72ster Theil. Lucretia, oder die Kinder der Nacht. Aus dem Englischen von Th. Oelckers. 5 Theile. Stuttgart, Metzler. Gr. 16. à 5 Ngr.

Galle, F., Gedichte. Halle, Mühlmann. 8. 15 Ngr.

Göhrum, C. G., Geschichtliche Darstellung der Lehre von der Ebenbürtigkeit nach gemeinem deutschen Rechte, mit besonderer Rücksicht auf die Entwickelung der Geburtsstände und den Rechtsbegriff des hohen Adels in Deutschland. Zwei Bände. Tübingen, Fues. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Henckel von Donnersmarck, W. A. Graf, Militairischer Nachlaß. Herausgegeben von K. Zabeler. 1ster Theil. 2te Abtheilung. Zerbst, Kummer. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Hertz, H., König René's Tochter. Lyrisches Drama. Aus dem Dänischen unter Mitwirkung des Verfassers von F. Bresemann. Berlin, A. Duncker. Gr. 8. 10 Ngr.

Juwelenkästchen der Erheiterung. Gallerie auserlesener Novellen, Erzählungen, Biographien rc. Wien, Schmidt und Leo. 16. 20 Ngr.

Kock, P. de, Moustache. Roman. Neu aus dem Französischen von Diezmann. 1stes Bändchen. Leipzig, Naumburg. 16. 7½ Ngr.

Lauckhard, C. F., Geographische Bilder aus Europa. Wanderungen durch die Länder und Staaten Europas. Darmstadt, Jonghaus. 12. 1 Thlr.

— — Blätter aus dem Tagebuche eines Lehrers. Darmstadt, Jonghaus. 8. 22½ Ngr.

Lengerke, C. v., Fliegende Blätter. Königsberg, Voigt. 8. 15 Ngr.

Lindenbaur, A., Das Schiff Petri und seine Fahrt durch den Strom der Jahrhunderte. Augsburg, Schlosser. Gr. 8. 1 Thlr. 3¾ Ngr.

Mühling, C. J. J., Gelegenheitsreden. 3tes Bändchen. — A. u. d. T.: Sechs Gelegenheitsreden. Mannheim, Löffler. Gr. 8. 12½ Ngr.

Ossian, deutsch von A. Böttger. Leipzig, Lorck. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Passy, A., Kirchenhistorisches. 2te Auflage. Wien. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der deutsche Protestantismus, seine Vergangenheit und seine heutigen Lebensfragen, im Zusammenhange der gesammten Nationalentwickelung beleuchtet von einem deutschen Theologen. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 2 Thlr.

Satori (Neumann), J., Die Nonne. Roman. Zwei Theile. Danzig, Gerhard. 8. 3 Thlr.

Schaumann, A. F. H., Geschichte der Grafen von Valkenstein am Harze bis zu deren Ausgang 1332. Aus Urkunden und historischen Quellen zusammengestellt. Mit Titelkupfer und 5 Holzschnitten. Berlin, A. Duncker. Lex.-8. 1 Thlr. 26 Ngr.

Hannoverscher Volkskalender. 1847. Hannover, Pockwitz. 8. 10 Ngr.

Katholischer Volkskalender für 1847. Mit Beiträgen von Prisac, Rütjes, A. Stolz, Tangermann und mehren Andern, und Zeichnungen. VII. Jahrgang. Neuß, Schwann. 12. 10 Ngr.

Oesterreichischer Volkskalender für 1847. Von J. N. Vogl. Wien. 8. 12½ Ngr.

Tagesliteratur.

Adresse der Gesellschaft für wissenschaftliche Medicin an den Geheimen Medicinal-Rath und Professor Dr. Jos. Herm. Schmidt, betreffend dessen Schrift: „Die Reform der Medicinal-Verfassung Preussens." Berlin, Springer. Gr. 8. 2½ Ngr.

Aktenstück, die Expropriation zum Bau der deutschen Bundesfestung Ulm betreffend. Herausgegeben von Göriz. Mannheim, Hoff. 4. 12 Ngr.

Geijer, E. G., Auch ein Wort über die religiöse Frage der Zeit. Hamburg und Gotha, F. und A. Perthes. Gr. 8. 12 Ngr.

Haupt, F., Theses Ruppianae oder Votum über das Ruppische Zerwürfniß in dem Gustav-Adolf-Verein. Frankfurt a. M., Zimmer. 8. 5 Ngr.

Jacoby, J., Rechtfertigung meiner Schrift: Preußen im Jahre 1845. Bergen, Bennmann. Gr. 8. 10 Ngr.

— — Ein Urtheil des Königsberger Kriminal-Senats, beleuchtet. Mannheim, Hoff. Gr. 8. 6 Ngr.

Kinorhe, J., Ist Dr. Rupp Christ oder frei oder Beides nicht? Beantwortet durch eine kritische Beleuchtung seines Sendschreibens: „Die Symbole oder Gottes Wort." Leipzig, Naumburg. Gr. 8. 7½ Ngr.

Moll, C. B., Die Stellung des evangelischen Christen zu dem Verein der Gustav-Adolf-Stiftung in dessen Kampfe. Predigt. Stettin, Weiß. 8. 2½ Ngr.

Schleswig-Holstein'sche Nebelbilder, gezeigt und erklärt von Prof. Nante. Mit colorirtem Titelkupfer. Leipzig, Jackowitz. 8. 6 Ngr.

Patientia, K., Aufruf zur Gründung von Volks-Kassen, zugleich Kredit- und Unterstützungskassen für Bürger und Handwerker. 2te Auflage. Karlsruhe, Macklot. 8. 1 Ngr.

Drei Protest-Erklärungen und Lossagung vom Symbolzwange, von 109 Mitgliedern der evangelischen deutsch-reformirten Gemeine erlassen an das Kirchencollegium der evangelischen deutsch-reformirten Kirche zu Königsberg in Preußen. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 2½ Ngr.

Rasche, H., Dr. Rupp's öffentliches Auftreten dem deutschen Volke geschildert. Königsberg, Theile. 8. 10 Ngr.

Das illustrirte Schleswig, Holstein und Dänemark. Humoristisches Taschenbuch vom Herausgeber des Corsaren. Leipzig, Surany. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Sievers, L., Was die Herzen all' beweget jetzt im deutschen Vaterland. Gedicht. Hamburg. 8. 1½ Ngr.

Ein Wort über die Sächsischen Eisenbahnen. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 5 Ngr.

Würdigung der im 22. Heft des „Janus" von Huber angeblich von Dr. Harnisch gegen das aufgelöste evangelische Schullehrer-Seminar zu Breslau erhobenen Anklagen. Leipzig, Hartknoch. 8. 2½ Ngr.

Ziethe, W., Gegen Dänemark! Für Schleswig-Holstein! Eine Schrift für das gesammte deutsche Volk. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 43. —— 12. Februar 1847.

Der Proceß der Tempelherren.

(Fortsetzung aus Nr. 42.)

Unverzüglich nach der Verhaftung der Ordensglieder im Temple der Hauptstadt war eben daselbst unter der Leitung Nogaret's und des Generalinquisitors Wilhelm von Paris das erste Verhör begonnen, welchem wie den unmittelbar folgenden selbst der König zuweilen beiwohnte. Gleich anfangs erkannte der Großmeister Molay und einige andere Ordensbrüder in einer

Zusammenkunft von Magistern und Scholaren aller Facultäten die Wahrheit einzelner (welcher?) vorgehaltenen Artikel an. Einige erklärten, daß die Reception in der vorgeworfenen fluchwürdigen Weise seit etwa 40 Jahren erfolgt sei. — Vor einer zweiten Versammlung der Universität von Paris bekannten Molay, der Schatzmeister des Temple u. A. ohne weitern Vorbehalt, der Erstere im Namen des ganzen Ordens (pro toto ordine).

Die Meisten der im Temple Verhafteten, unter ihnen Molay selbst, wurden sodann nach andern Gefängnissen außerhalb Paris abgeführt; von den im Temple Zurückgebliebenen legten Mehre aus Verzweiflung Hand an sich. Der Großmeister ward erst nach dem Königsschlosse Corbeil gebracht, später finden wir ihn in Chinon (in der Touraine). Der Generalinquisitor betreibt sodann die Untersuchung auch in andern Provinzen. Schon bei den ersten Verhören erwähnen die gleichzeitigen Geschichtschreiber der Anwendung der Folter und bemerken, daß bei Vielen Geständnisse durch dieselbe erpreßt seien, Andere auch unter den härtesten Martern bis zum Tode bei Behauptung der Unschuld des Ordens beharrten. Nicht minder wurden auch Versprechungen angewandt, um Geständnisse zu erzielen*), und selbst Molay erklärte in seinen letzten Reden (s. unten), daß er durch solche zu seinen ersten Aussagen bewogen sei.

Von den Verhören im Temple fehlen die Protokolle; dagegen kennen wir die Actenstücke über die ersten Verhöre in Languedoc. In der zugleich mit dem Befehle zur Verhaftung der Templer an den dortigen Seneschall (von Beaucaire) übersandten Anweisung heißt es: „Man soll auf alle Weise die Wahrheit (!) erforschen, auch, wenn es Noth thut, vermöge der Folter; das Verhör soll mit der Bemerkung beginnen, daß Kirche und König durch glaubwürdige Zeugen aus der Mitte des Ordens von der Ketzerei bei der Aufnahme unterrichtet seien; man soll für ein sofortiges Geständniß Gnade zusagen" u. s. w. Beiweitem die Meisten von den hier durch den Seneschall verhafteten 66 Templern sind Servienten. Die acht zuerst Verhörten, alle Servienten (S. 208)

gestehen, auf das genaueste miteinander übereinstimmend, durchaus den wörtlichen Gehalt einzelner Anklagepunkte; Alle fügen eidlich hinzu, nie Sodomiterei getrieben zu haben, noch je darum angegangen zu sein; die Verleugnung bei der Aufnahme, auf Androhung von Gefängniß oder Enthauptung, nur mit dem Munde, nicht mit dem Herzen (ore, non corde) gesprochen zu haben; endlich von einem Idol und der Auslassung der Worte am Altar Nichts zu wissen.

Ganz ähnlich sagen die Andern aus, oft „mit denselben Ausdrücken"; doch gesteht ein Priester, daß ihm bei der Aufnahme vorgeschrieben sei, eine nicht consecrirte Hostie zu reichen und die Einsetzungsworte auszulassen; er habe indessen die heiligen Worte wenigstens im Herzen gesprochen. Ein gewisser Bertrand Arnaud, der erst Alles geleugnet, sagt dann aus, er habe Christum verleugnet und das Kreuz angespien, der Receptor habe ihm erklärt, er dürfe nach den Statuten mit jedem Ordensbruder Sodomiterei treiben, doch habe er es nie gethan; die Messe werde untadelhaft gehalten, von einem Idol wisse er Nichts. Einzelne Andere geben jede Anschuldigung zu, selbst die Anbetung des Idols. Manche leugnen dagegen alle Anklagepunkte, z. B. in Clermont 29, während 40 ebendaselbst auf die Anschuldigungen eingehen. Jene fügen sogar hinzu, daß, wenn ihnen später durch die Folter ein Geständniß entrissen werden sollte, dieses unwahr sei; 25 Templer, welche der Bischof von Elne (Perpignan) vernahm, leugneten mit dem Zusatz: „Wenn der Großmeister anders gesprochen, so habe er Solches in seinen Hals gelogen!"

Diese verwirrende Verschiedenheit der Aussagen zu erklären reicht die Annahme von verschiedenen Graden nicht aus, da die Servienten, die niedrigste Classe, am Meisten zugestehen. Es bleibt kaum eine andere Erklärung übrig als die von Havemann gegebene, auch wie

*) So heißt es: „Confessi sunt — — alii quidem, ut videbatur, poenitentia ducti, alii autem diversis tormentis quaestionati, alii blandis tracti promissionibus et illecti etc. — Multi tamen penitus omnia negaverunt et plures, qui confessi primo fuerunt, ad negationem postea reversi sunt, in ea finaliter persistentes; quorum nonnulli inter ipsa supplicia perierunt."

wir sahen in den Quellen begründete, daß die Folter unbegründete Geständnisse erpreßte oder Verheißungen sie entlockten. Von einer andern Seite her gewinnen wir dasselbe Resultat, wenn wir hören, daß in den Ländern außerhalb Frankreich (s. unten), wo keine Folter angewendet wurde, auch keine Geständnisse erfolgen. Es ergibt sich übrigens ferner aus der oft wörtlichen Uebereinstimmung der Aussagen, daß dieselben durch die Fragen supponirt wurden, und wenn wir bei den meisten Geständnissen die Schuld immer auf den Orden werfen sehen, während die Geständigen ihre persönliche Unschuld behaupten, so erklärt sich Dieses wol am natürlichsten aus der Tendenz Philipp's, den Orden zu vernichten, ohne allzu grausam gegen dessen Mitglieder zu verfahren.

Inzwischen trat (März 1308) die vom Könige zusammenberufene Sorbonne mit der Ansicht hervor, daß ein weltlicher Richter keine Untersuchung gegen Ketzerei anstellen könne, wenn nicht dringende Gefahr jeden Aufschub verbiete, sowie daß die Güter geistlicher Ritterorden nur zu ihrer ursprünglichen Bestimmung verwandt werden dürften. Schon hatte sich auch der Papst in verschiedenen Schreiben, an Philipp wie an die hohe Geistlichkeit, gegen das Verfahren des Königs erklärt. Wir können dem Urtheile Havemann's nicht beistimmen: „die Verhaftung der Templer habe den Papst nicht überraschen können, denn er sei unstreitig im voraus von derselben unterrichtet gewesen"; vielmehr läßt der oben erzählte Hergang bei der Verhaftung das Gegentheil glauben. Unzweifelhaft aber ist es des Papstes Ernst, wenn er es in einer Bulle vom 27. Oct. 1307 unerhört nennt, daß die Untersuchung über Geistliche durch Weltliche geführt werde. Philipp rief wegen dieser Differenz jetzt, wie einst unter seinen Händeln mit Bonifaz VIII., die Stände des Reichs zusammen, deren Mehrheit nach geschehener Vorlegung der niedergeschriebenen Aussagen der Verhafteten das Verfahren des Königs guthieß. An bloße Servilität dürfen wir dabei nicht denken; gewiß kam den Meisten in der Versammlung bei der Befangenheit jener Zeit kein Zweifel an der Wahrheit der durch die Tortur erpreßten Geständnisse, und in dem Kampfe zwischen weltlicher und geistlicher Macht war die öffentliche Meinung in Frankreich (zumal des mitberufenen Tiers-Etat), wie das Schicksal Bonifaz' VIII. bewiesen hatte, bereits auf Seiten der erstern. Der Papst behauptete dennoch, man habe in dieser wichtigen Sache nicht ohne sein Vorwissen handeln dürfen, und verlangte, daß die Gefangenen ihm überantwortet würden. Ferner erklärte er, daß die Einkünfte der Ordensgüter zum Besten des Gelobten Landes verwandt werden müßten.

Unter mancherlei Kämpfen, bei denen Philipp mit gewohnter Entschiedenheit auftrat, gab Clemens jedoch endlich (Mitte 1308?) so weit nach, daß die Tempelgüter bis zu einer Verfügung der Kirche über dieselben in Philipp's Händen bleiben, auch die Gefangenen vom Könige bis zu Eröffnung eines Concils bewacht werden sollten; der Papst behielt sich nur das Urtheil über den Großmeister und die ersten Ordensoffiziere, sowie die letzte Entscheidung mittels der Kirchenversammlung vor; diese ward vorläufig auf den October 1310 zu Vienne angesetzt.

Jetzt ließ der König 72 Templer, nach seiner Auswahl, aus verschiedenen Reichstheilen zu dem Papste nach Poitiers führen; diese wiederholten vor demselben ihre frühern Geständnisse.*) Hierdurch erst will Clemens von der Schuld des Ordens überzeugt worden sein. Gleichzeitig beauftragt der Papst drei Cardinäle, mit dem Großmeister und fünf andern Großwürdenträgern des Ordens in Chinon ein Verhör anzustellen. Nach dem darüber vorhandenen schriftlichen Berichte bekannten vier Großpräceptoren das Verleugnen des Herrn und das Anspeien des Kreuzes; der Großmeister nebst dem Visitator von Frankreich baten erst um vierundzwanzigstündige Frist, worauf Beide die Verleugnung Christi, einen unanständigen Kuß bei der Aufnahme und die Anbetung des Idols zugestanden. Hr. Havemann macht hier darauf aufmerksam, daß die genannten Männer nach der päpstlichen Bulle nicht nach Poitiers gebracht werden konnten, „quod equitare non poterant nec ad nostram presenciam quoquo modo adduci", und leitet daraus her, daß sie schon bei den ersten Verhören durch die Folter in diesen jämmerlichen Zustand versetzt seien.

Nur auf diese Weise (in Verbindung mit Dem was wir von „Verheißungen" des Königs hörten) wird allerdings das wiederholte Geständniß von Molay begreiflich, der später im Angesichte des Todes seine und des Ordens Unschuld betheuerte und sich deshalb des Todes schuldig erklärt, weil er „sein Leben zu retten und dem Uebermaße der Martern zu entgehen, zugleich durch Schmeichelworte (Villani: per lusinghe; Zantfliet: suasionibus) des Königs und des Papstes verlockt, gegen seinen Orden sich erhoben habe".

Nach dem Berichte über jene Verhöre in Chinon schritt übrigens der Papst zur Ernennung einer kirchlichen Untersuchungscommission, verfügte auch (Ende 1308) in einem Beschlusse, für den er die Beistimmung des Königs eingeholt hatte, „daß, da die königlichen Untersuchungsrichter, um den Gefangenen ein gewünschtes Geständniß zu entlocken, sich gewaltsamer und widerrechtlicher Mittel bedient hätten, in Folge deren Mancher im Kerker gestorben sei, die Untersuchung in den Provinzen den Diöcesanbischöfen zustehen sollte".

Wir kommen nun im fünften Abschnitte zur „Untersuchung vor der päpstlichen Commission des J. 1309". Unser Verf. liefert einen Auszug aus den zuerst von Michelet (1841) vollständig bekannt gemachten Protokollen derselben, bei dem es in der That der sorgfältigsten Aufmerksamkeit auf die große Masse der Einzelheiten bedarf, um das Urtheil nicht völlig verwirren zu lassen. Ueberall die widersprechendsten Aussagen — hier ohne Anwendung der Folter —, über deren Glaubwür-

---

*) Der Verf. geht wol zu weit, wenn er wegen der Nachricht bei Dubois („Historia ecclesiae Parisiensis", Paris 1710), daß das Verhör vor fünf Cardinälen erfolgte, die Behauptung der päpstlichen Bulle bestreitet, daß der Papst die Templer erst allein, dann in Gegenwart des ganzen Cardinalscollegiums vernommen habe.

bigkeit um so schwerer zu urtheilen ist, da wir häufig nur die Zahl der auf gleiche Art Aussagenden erfahren, ohne daß uns irgend ein Anhaltepunkt zur Beurtheilung ihrer Individualitäten geboten würde. Was, auch nach Havemann's Bemerkung, am unzweideutigsten aus den mitgetheilten Thatsachen hervorgeht, ist, daß die Commissare das bisherige Verfahren des Königs nicht billigen, und die Untersuchung selbst auf eine ruhige und milde, übrigens auch sehr langsame Weise führen, daß aber dabei der König auch jetzt auf vielfache Art in den Gang der Untersuchung eingreift und durch seinen Einfluß die Vernichtung des Ordens herbeizuführen strebt.

Dagegen wird man zur Erklärung der mannichfachen Widersprüche in den einzelnen Aussagen bei den Verhören schwerlich über Vermuthungen hinauskommen, die keine allgemeine Zustimmung in Anspruch nehmen können. Doch ist wol unleugbar schon die Verschiedenheit der Aussagen an und für sich, sowie der von vielen Verhörten erfolgte Widerruf der Geständnisse, namentlich im Angesichte des Todes*), ein starker Beweis, daß etwanige Ausartungen, die in dem Orden vorkommen, nicht statutenmäßig sind und nicht dem gesammten Orden zur Last fallen. Das Streben des Königs und seiner Untersuchungsrichter ging aber vom Anfang an dahin, den Orden als solchen schuldig zu finden und den Einzelnen solche Geständnisse abzupressen, bei denen ihre eigene Schuld gegen die des Ordens gering erschien. Das will indeß auch Hr. Havemann nicht leugnen, daß der Orden in der letzten Zeit seines Bestehens, wo das ganze Zeitalter nicht mehr von der frühern Begeisterung für den heiligen Krieg durchdrungen war, manche Unsittlichkeiten unter seinen Mitgliedern aufkeimen sah. Dennoch ist auch ein Vorherrschen derselben nicht wahrscheinlich, da alle Beschuldigungen der Art — abgesehen von der der Habsucht und des Ehrgeizes — sich erst nach der Anklage des Ordens unter dem Volke verbreitet zeigen.**)

Am wenigsten Glauben dürfen wir gerade der Aussage schenken, daß der Orden das Christenthum verleugnet habe, obgleich allerdings eine auffallende Menge von Verhörten die Verleugnung Christi und das Anspeien des Kreuzes zugestanden, wobei sie sich denn wieder dadurch von persönlicher Verschuldung zu befreien suchen, daß sie ore, non corde verleugnet, neben das Kreuz gespien u. s. w. Auf derartige Aussagen wurde aber vor Allem hingewirkt, weil man den Orden am leichtesten unter dem Vorwande der Ketzerei vernichten konnte, auch mit einer Verurtheilung auf diesen Grund hin Einziehung des Vermögens verbunden war. Auch Michelet fühlt sich übrigens, wie wir wissen, gedrungen, eine Art Verspottung des Kreuzes u. s. w., ursprünglich in mystisch-allegorischem Sinne, anzunehmen. Vielleicht erklärt sich Alles am besten, wenn man annimmt, daß, da die Aufnahme keineswegs immer vor dem Generalcapitel durch den Großmeister, sondern selbst in Capiteln der Comthureien vor sehr wenigen Ordensgliedern erfolgte (vergl. die Beispiele S. 107—110, 250, wo die eigentliche Reception nur von zwei Rittern besorgt wird), Einzelne der Aufnehmenden sich unter dem Schutze des Geheimnisses aus verschiedenen Motiven, z. B. zur Prüfung der Aufzunehmenden, eigenem Unglauben u. s. w. Misbräuche erlaubten (woraus auch die Erlaubniß der Sodomiterei, die öfter bei der Aufnahme ertheilt sein soll, begreiflich würde).

*) Um das Geständniß der Schuld aus dem Munde Eines Sterbenden zu entkräften, nimmt Havemann an, daß dieser zu welchem die Untersuchungscommission ausdrücklich berufen ward, von seinen Aufsehern besonders hierzu erwählt worden, weil ihn vielleicht die Furcht in ungeweihter Erde begraben zu werden beherrschte.

**) Das Sprüchwort „Trinken wie ein Templer" kommt vor dem Concil von Vienne nicht vor.

(Die Fortsetzung folgt.)

Allgemeine Aesthetik. Ein wissenschaftlicher Ueberblick des Schönen überhaupt, und aller bauenden Künste insbesondere, worin zugleich der schöne Geräthschaftsbau und die Ausschmückungskunst zum ästhetischen Aufschwunge der Industrie als besondere Künste in das Gebiet der Aesthetik eingeführt, und in theoretisch-praktische Untersuchungen gehoben werden. Von Clemens Simon. Wien, Doll's Enkel. 1846. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Wer sich einen freien Sinn und einen unbefangenen Ueberblick über die Verhältnisse zu bewahren sucht, muß sich von der in Norddeutschland allgemein verbreiteten Ansicht, welche Oestreich als ein hinter den übrigen deutschen Staaten durchaus zurückgebliebenes Land betrachtet, unangenehm berührt finden. Ist sie doch in manchen Punkten geradezu falsch. Was nur immer zu den sogenannten eracten Wissenschaften und ihrer technischen Anwendung gehört, ist in Oestreich zu so großer Vollkommenheit ausgebildet wie irgendwo; ja manche norddeutsche Techniker haben dort ihre Schule gemacht. Und was das Verhältniß des Katholicismus und Protestantismus betrifft, so sollte man auf den Vorzug welchen der letztere vor dem erstern habe doch nicht so gar sehr pochen. Der Protestantismus mag im Allgemeinen ein welthistorischer Fortschritt sein, aber wenn er überhaupt von manchen Parteien auf die unfreieste Weise aufgefaßt wird, so gibt die Vorstellung welche sich die Stocklutheraner vom katholischen Wesen und Treiben machen, den bigoten Vorurtheilen der Erzkatholiken, welche die Lutheraner im Grunde für keine Christen und kaum für vernünftige menschliche Wesen halten, an dumpfer Beschränktheit Nichts nach. Ist ferner vom Politischen die Rede, so wird es doch wol nicht sowol dem Volke als der Regierung zuzuschreiben sein, wenn man in diesem Punkte in Oestreich so sehr im Rückstande ist; auch fragt es sich gar sehr, ob die Oestreicher, wenn sie es einmal so weit gebracht hätten wie die Hanoveraner, sich wieder auf den Standpunkt den die letztern in dieser Beziehung gegenwärtig einnehmen hätten zurückschrauben lassen. Und dennoch muß man annehmen, daß in Oestreich im Ganzen ein niedrigerer Bildungszustand herrsche als im übrigen Deutschland. Man wird darauf schließen müssen, wenn sich dort in denjenigen Gebieten welche von Religion und Politik ganz unabhängig sind, Erscheinungen Geltung zu verschaffen wissen die in den übrigen deutschen Staaten durchaus keine Beachtung finden würden. Ein solches Gebiet ist das ästhetische. Ein Buch wie das vorliegende könnte im nördlichen Deutschland durchaus nicht mehr gedruckt werden.

Der Hauptzweck des Hrn. Simon ist (S. IV): „den schönen Geräthschaftsbau und die Ausschmückungskunst als besondere Künste in die Wissenschaft einzuführen, um ihnen durch wissenschaftliche Principien einen classischen Werth zu verleihen, wodurch viele Theile der Industrie und des Handels eine hö-

hete Bedeutung bekommen. „Daraus“, sagt er, „erkennt man den Standpunkt eines jeden Objects dieser beiden schönen Künste im Gebiete der Aesthetik, welche früher regellos herumirrten, ohne das unmittelbare Licht der Wissenschaft zu genießen. Wissenschaftliche ästhetische Resultate für sie können nur von nützlichen und verschönernden Folgen sein.“ Dagegen wäre an und für sich Nichts einzuwenden; warum sollte man nicht, so wie man Muster für Fabrikanten veröffentlicht, sowie man die herculanischen Ornamente herausgegeben hat, auch theoretisch eine gewisse Einsicht in diese Dinge zu verbreiten suchen. Dazu ist es auch wirklich für die Wissenschaft selbst eine noch ungelöste Aufgabe zu entscheiden, welcher Art und Natur dasjenige Schöne sei, dem man einen eigentlichen Kunstwerth doch nicht zugestehen kann. Aber in welcher Weise tractirt nun dieser Hr. Simon die Sache! Die Principien von denen er ausgeht scheinen unserm alten Sulzer entlehnt zu sein; das Moralische spielt bei ihm eine große Rolle. „Schön ist“, sagt er S. 7, „was an und für sich in jeder Beziehung gefällt.“ „Da ein schönes Object“, heißt es S. 8, „in jeder Beziehung an und für sich gefällt, so darf es Nichts als Eigenschaft enthalten was in der Wahrnehmung abscheulich auf die Sinne wirkt, Nichts was entsetzlich für das Gemüth, oder quälend für das moralische Gefühl wäre. Das Schöne ist in der Wahrnehmung den Sinnen wohlgefällig, dem Gemüthe lieblich, den moralischen Charakter veredelnd. Der Gegensatz hiervon brächte misfällige Verhältnisse hinein, die nicht zur Natur des Schönen gehören.“ S. 14: Die Kunst befördert die Moralität, „weil ästhetische Kunstwerke nie mit Lastern vereint erscheinen können, sondern immer am Arme der reinen Tugend, der christlichen allgemeinen Menschheitsliebe“. Also durchaus keine Berücksichtigung auch nur der Kant'schen Untersuchungen über die Natur Dessen was uns beim Schönen gefällt und dieses Gefallens selbst, von der spätern Aesthetik der protestantischen Philosophie gar nicht zu reden. Auch wird man in einem 1846 erschienenen Buche kaum so jejune Dinge erwarten wie folgende. „Wer zwar reich an Schönheitsidealen für diese oder jene Kunst wäre“, sagt der Verf. S. 12, „aber nicht die mechanische Fertigkeit zu ihrer Darstellung hat, ist auch kein ästhetischer Künstler. Darum ist es gut, entweder zeichnen oder schreiben zu können, weil man hierdurch doch Einiges zum Besten geben kann.“ Oder S. 19: Hr. Simon nennt das heroisch Schöne eine eigene Schönheitsordnung, „sie kann jedoch mit allen andern Schönheitsordnungen in gewisse Verbindung gebracht werden, wie die Mimik oft im Theater zeigt, wo ein heroischer Charakter auch naiv, scherzend, graziös u. s. w. auf eine dem heroisch Schönen eigenthümliche Art erscheint. Daraus entstehen die Schönheitsclassen des Heroischen im naiven Ausdruck, des Heroischen im scherzenden Ausdruck, des Heroischen im graziösen Ausdruck u. s. w. Aehnliche Verbindungen kann man mit jeder andern Schönheitsordnung der ästhetischen Uebung wegen hier vornehmen“. Und daß man nicht etwa meine, dergleichen Richtigkeit finde sich wol nur in dem allgemeinen Theile, während der Verf., wo er auf das Besondere komme, treffende, aus der Kunstausübung oder aus dem Studium des Einzelnen gezogene Bemerkungen vorbringen werde, lese man noch folgende Stelle S. 41: „Die Originalität im Baustile ist jenes freie, selbständige Schaffen des Architektonisch-Schönen, welche in der Urquelle ganz der Originalität eines Tonkünstlers oder eines Dichters gleichkommt. Ein Tonkünstler kann Walzer componiren, ein Anderer hat auch Walzer componirt, aber anders. So auch in der Architektur. Ein indischer Architekt z. B. hat ein Mausoleum erbaut (?), ein Anderer hat auch ein Mausoleum, aber von anderer Beschaffenheit gebaut. Jeder gibt Originelles. Dasselbe kann an Wohngebäuden, Kirchen, Portalen, Brücken u. s. w. bekanntlich realisirt werden; denn obgleich sich Wohnhäuser z. B. ähnlich sehen, so können sie doch verschiedene Differenzen enthalten, wodurch eins im niedlichen, das andere im prächtigen oder heitern Stile gebaut sich darstellt. Ja, wenn Jemand käme, und auch ein prächtiges Haus haben wollte, so kann der Architekt aus der Kunstquelle seiner Originalität schöpfen, und ein classisch-prächtiges Haus mit ganz andern Dimensionsverhältnissen und architektonischem Schmuck, und zwar auch in vollkommen reinen Harmonien aufstellen. Er kann Tausende von Häusern, und mathematisch gesprochen, n mal mehr Ideale prächtiger Häuser dichten und ausführen, wenn er hinreichende Lebenszeit, Materiale und sonstige Mittel hatte.“ Ein solches Geschwätz gibt sich für allgemeine Aesthetik aus! Und doch ist auch Das deutsche Literatur. 42.

Miscellen.

So oft in größern und kleinern Schriften und in der Journalistik Leibniz' und seiner Verdienste um die Wissenschaften seit dem 1. Juli v. J., dem Tage seiner vor 200 Jahren erfolgten Geburt, gedacht worden ist, so fand doch Ref. A. G. Kästner's „Lobschrift auf Gottf. Wilh. Freiherrn von Leibniz“ (Altenburg 1769) nirgend erwähnt, für welche schon das alte laudari a laudato ein gutes Präjudiz abgibt. Sie sei hierdurch in verdiente Erinnerung gebracht, und vielleicht dürften ihre Schlußworte hier Manchem willkommen sein. „Daß Leibnizens natürliche Fähigkeiten“, so lauten sie S. 23 fg., „auf so mannichfaltige Art sind ausgebildet worden, daran hat ohne Zweifel seine Vaterstadt einen beträchtlichen Antheil. Auch mit einer ganz Aristotelischen Philosophie verband sie doch schon Literatur und schöne Wissenschaften. Man sieht diese Verbindung in einer von Leibnizens ersten Proben in seiner Ausgabe von Nizol's „Antitarturus“. Schon da zeigt er weitläufige Belesenheit und dadurch veranlaßte neue Gedanken. Frankreich hat unstreitig seinen Witz mehr aufgemuntert und ihn zugleich mit der Geometrie Cartesius' bekannt gemacht, welche damals die höhere war, jetzt eine Vorbereitung zur Rechnung des Unendlichen ist. Die Bemühung, sich im Dienste der Großen brauchbar zu machen, trieb ihn zu nützlichen Beschäftigungen, wenn der Gelehrte, der nur für sich studirt, ohne zu wissen was für Kenntnisse die Welt fodert, zum Pedanten wird. Das Ansehen das ihm seine eigenen Verdienste verschafft hatten wendete er an, Anderer Verdienste aufzumuntern, und genoß das Glück, das Gelehrte so selten genießen, selbst ein Beförderer anderer Gelehrten zu sein, die er desto billiger schätzte, je ausgebreiteter seine Kenntnisse waren, je sicherer seine Größe auch andere Große neben sich leiden konnte. Hätte er sich weniger in alle menschliche Kenntnisse zerstreut, so wären vielleicht manche Untersuchungen von ihm umständlicher ausgeführt worden. Aber alsdann hätte nur ein Theil der Gelehrsamkeit gewonnen, nicht das Ganze; er wäre ein Wolf, ein Euler, ein Mascou gewesen und kein Leibniz.“

In den „Epistolae obscurorum virorum“ klagen die Briefschreiber oft über die Aufnahme der schönen Wissenschaften in Leipzig. „Ego credo“, schreibt M. Irus Perlirus S. 444 der londoner Ausgabe von 1689, „quod si esset unus poeta ibi ubi piper crescit, ipse etiam veniret Liptzick.“ Daß Poesie im barbarischen Latein überhaupt Kenntniß der gelehrten Sprachen und schöne Literatur bedeutet hat, ist bekannt. Leibniz (Praef. ad Nizolii Antibarb. p. 25) nennt ein Buch eines Theologen der damaligen Zeit („Joan. Seici apologia quod theologia non sit fundata super poesi“) mit dem Zusatze: „Quasi scilicet quisquam hoc somniasset.“ Aber dieser Schriftsteller wollte ohne Zweifel so viel sagen: Zur Theologie gehöre nicht Hebräisch und Griechisch, Alterthümer, Geschichte, Kenntnisse und Uebungen die den Verstand unterrichten, das Herz bilden, die Fertigkeit verschaffen, von erhabenen Wahrheiten deutlich, verständig, überzeugend, rührend zu reden. Diese Dinge statt einer scholastischen Philosophie zu treiben, Das wollten die damaligen Verderber der Theologie nicht verstatten. Auch unter den Protestanten findet sich jetzt wol noch ein und der andere Joannes Seicius. 28.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 44. —— 13. Februar 1847.

Der Proceß der Tempelherren.

(Fortsetzung aus Nr. 43.)

Ueber die angebliche Verehrung eines Idols, eines Kopfes, der von verschiedenen Geständigen höchst verschieden geschildert wird, gibt offenbar die Auffindung des schönverzierten Kopfes einer der 11,000 Jungfrauen, welche bei Durchsuchung des Temple in Paris im Auftrage der päpstlichen Commission erfolgte, das beste Licht, zumal da trotz der schnellen Verhaftung der Ordensglieder nirgend ein „Götzenhaupt" gefunden wurde. Die Schnur die angeblich an den Götzenkopf geknüpft wurde, trugen die Templer nur zum Zeichen der Keuschheit. Zu Gewinnung eines Resultats über die Wahrheit der Anklage wird man übrigens bei der Unbekanntschaft mit dem Charakter der andern Verhörten vor Allen immer wieder auf die Aussagen des Großmeisters zurückkommen müssen, der ja auch nach seiner Stellung zum Orden wie nach seiner offen daliegenden Sinnesweise den meisten Glauben verdient. Sein Benehmen wie das Verfahren gegen ihn vor der päpstlichen Untersuchungscommission möge deshalb hier zunächst im Einzelnen berücksichtigt werden, während wir Denjenigen der sich zur Prüfung aller in Betracht kommenden Aussagen sämmtlicher Vernommenen gedrungen fühlt, noch lieber auf die gesammten Protokolle bei Michelet als auf Havemann's Auszüge, die ihrer Natur nach immer etwas Ungenügendes behalten, verweisen möchten.

Sobald Jaques de Molay (erst Nov. 1309) die Auffoderung der päpstlichen Commission an Alle die zur Vertheidigung des Ordens bereit seien, sich vor derselben zu stellen, erfährt, spricht er es aus, daß er sich für einen Feigling halten müsse, wenn er für den Orden, dem er so Vieles verdanke, nicht das Wort nehme; doch sei Solches schwer, da er ein ungelehrter Mann (illiteratus), gefangen und ohne alle erfoderliche Geldmittel sei. Ihm wird entgegnet, daß man ihm gern längere Frist ertheile, doch werde in Ketzersachen weder Rath ertheilt noch Hülfe von Rechtsbeiständen zugelassen. Als ihm seine frühern Geständnisse (vor den drei Cardinälen) vorgelesen werden, geräth er in eine nach seiner ganzen Persönlichkeit gewiß nicht erkünstelte Entrüstung. Er bezeigt das höchste Erstaunen über den Inhalt des Verlesenen, und „was der Gefangene auf der Folter gesprochen haben soll, will der Ritter mit dem Schwert als erlogen erhärten". Der Verf. sagt:

> Es kann sein, daß der Unglückliche auf der Marterbank Aussagen that deren Inhalt, weil er auf Unwahrheit beruhte, ihm später entfallen war; näher (?) liegt es jedoch an eine Fälschung zu glauben.

Allerdings kommt ein Beispiel vor, wo eine Fälschung der Protokolle durch die königlichen Richter diesen ins Gesicht behauptet wurde. Inzwischen tritt ein Vertrauter des Königs in den Saal, der den Großmeister freundlich bereden will, „sich nicht ins Verderben zu stürzen". Molay erklärt auf dessen Vorstellungen, „er sehe ein, daß er verloren sei, wenn er nicht vorsichtig verfahre", und fodert Bedenkzeit. Als er nach einigen Tagen wieder erscheint, bittet er nur, baldmöglichst bei dem Heiligen Vater vorgelassen zu werden, da sich dieser den Spruch über ihn vorbehalten habe; doch müsse er zur Entlastung seines Gewissens hinzusetzen, er kenne keinen Orden, der mehr Almosen gebe und für Vertheidigung des christlichen Glaubens williger das Leben opfere. Das Alles, erwidert man ihm, fromme nicht zum Seelenheile, wenn die Grundlage des katholischen Glaubens fehle. Der Großmeister betheuert hierauf, daß er wahrhaftig an Einen Gott glaube und an die Dreieinigkeit und die übrigen Satzungen der Kirche. Gerade jetzt trat Wilhelm von Nogaret ein und erinnerte, daß „nach einer Chronik" der Orden einst dem Saladin gehuldigt, und daß selbst dieser demselben Sodomiterei vorgeworfen habe. Der Großmeister war erstaunt über solche Vorwürfe, doch fügte er hinzu: Als Jüngling habe er auch getadelt, wenn der Orden Frieden mit den Ungläubigen gehalten, später habe er eingesehen, daß der Orden, wenn er seine Schlösser und Städte retten wolle, nicht anders handeln könne. Schließlich bat Molay, daß ihm verstattet werden möge, der Messe beizuwohnen. Das Protokoll sagt charakteristisch: „Man lobte seine Frömmigkeit die er vorgab."

Inzwischen erklärten viele zum Verhöre gelassene Templer, daß sie die Vertheidigung des Ordens nur mit Genehmigung und unter Beirath des Großmeisters unternehmen könnten; der Großmeister bleibt jedoch von ihnen abgesondert, und vier Monate nachher erklärte die Commission, der Großmeister und andere Großwürdenträger wollten in den Umständen in welchen sie wären (in statu in quo erant) die Vertheidigung des Ordens aufgeben.

Schon aus dem in Bezug auf Molay Gesagten ergibt sich ein fortgesetzter Einfluß des Königs auf den Proceß. Nimmt man hierzu die Behandlung der übrigen Templer, welche die päpstliche Commission zur Vertheidigung aufgefodert hatte, so sieht man deutlich, wie der König die ganze Vertheidigung zu lähmen verstand. Sogleich nach Eröffnung ihrer Sitzungen (August 1309) erließ die päpstliche Commission eine Vorladung an sämmtliche Templer innerhalb des Königreichs, sich zur Führung der Vertheidigung bis zum 12. Nov. d. J. zu stellen. Bald fand die Commission nöthig, einen neuen Termin zu setzen, da man erfuhr, daß die Vorladung an vielen Orten gar nicht bekannt gemacht sei. (Auch Molay ward erst nach Ablauf der ersten Frist davon in Kenntniß gesetzt.) Die meisten Templer die nun erschienen (im März 1310 langten noch 544 an) hielten sich, wie andere früher Angekommene, die zur Vertheidigung „bis zum Tode" bereit waren, doch nicht für „gelehrt" genug, um selbst das Wort vor der Commission zu führen, und sie verlangten insbesondere nach dem Beistande des ausgezeichneten Ordenspriesters Peter von Boulogne, glaubten aber auch, der Obedienz gemäß, nicht ohne den Großmeister handeln zu dürfen. Endlich wurde (April 1310) zufolge vielfach ausgesprochener Wünsche der Gefangenen von der Commission beschlossen, daß vier Männer, welche vorzugsweise für den Orden das Wort geführt, unter ihnen die beiden Geistlichen Peter von Boulogne und Renaud von Pruin, die Gerechtsame der Verhörten wahrnehmen sollten, ohne deshalb als Procuratoren zu gelten. Diese Männer reichen dann eine Klage über den allem Rechte Hohn sprechenden Proceßgang ein, insbesondere Beschwerden über die früher angewendete Folter, und die Bitte, vor Allem die letzten Worte sterbender Templer zu beachten, sowie ihnen selbst eine Abschrift der Vollmacht für die päpstliche Commission zuzustellen.

Inzwischen veranstaltet der Erzbischof von Sens ein Provinzialconcil, nach dessen Urtheil, obgleich die vier Vertheidiger des Ordens Einspruch gethan, 54 Templer, die sich zur Vertheidigung bereit erklärt hatten, als zurückgefallene Ketzer (nur weil sie die früher von der Folter erpreßten Geständnisse widerrufen) verbrannt wurden. Die päpstliche Commission machte nur schüchterne Vorstellungen dagegen; am 12. Mai 1310 wurden die Unglücklichen zum Scheiterhaufen geführt. An demselben Tage erscheinen vor der Commission die Vertheidiger ohne Peter von Boulogne mit der Klage, daß der Letztere ohne daß sie den Grund wüßten von ihnen abgesondert sei, wobei sie hinzufügten, daß sie ohne ihn die Vertheidigung nicht zu führen vermöchten. Dennoch hören wir von Peter erst wieder im December 1310. Damals erscheinen die beiden weltlichen Vertheidiger und erklären sich als ungelehrte Laien unfähig zur Fortsetzung der Vertheidigung. Ihnen wird erwidert, die beiden Priester Peter von Boulogne und Renaud von Pruin hätten ihr Geständniß abgelegt und auf die Vertheidigung förmlich verzichtet; überdies sei Peter aus der Haft entwichen und Renaud befinde sich, seitdem er durch den Erzbischof von Sens der Weihen beraubt sei, in einem Zustande, daß er nicht vorgelassen werden könne. (Havemann meint „durch die Folter".) Unter diesen Umständen glaubten auch die Ritter auf die Vertheidigung verzichten zu müssen.

Das Beispiel des Erzbischofs von Sens war übrigens auch in andern Diöcesen nachgeahmt; verschiedene Provinzialconcilien überlieferten solche Templer die ihre frühern Geständnisse widerrufen hatten dem Feuertode. Der König, den die Langsamkeit der päpstlichen Untersuchung verdroß, hatte den Erzbischöfen schon im Frühjahr 1310 geboten, das Geständniß mit der Folter zu erzwingen, falls gütliches Zureden nicht ausreiche.

Nach mehren Unterbrechungen der Verhöre fand die letzte Vernehmlassung vor der päpstlichen Commission am 26. Mai 1311 statt. Der Ansicht der Commission, daß die Untersuchung eine hinlängliche Reife gewonnen hätte, um auf den Grund derselben einen Spruch zu fällen, stimmte die päpstliche Curie bei. Nach einer Besprechung der Commissionsmitglieder mit Philipp IV. wurde die Untersuchung für geschlossen erklärt, und am 5. Juni 1311 ward das Protokoll dem Papste überbracht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Volkswohlstand im preußischen Staate. In Vergleichungen aus den Jahren vor 1806 und von 1828 bis 1832, sowie aus der neuesten Zeit, nach statistischen Ermittelungen und dem Gange der Gesetzgebung aus amtlichen Quellen dargestellt von C. F. W. Dieterici. Berlin, Mittler. 1846. Lex.-8. 2 Thlr.

Mehr als jemals treibt in unserer Zeit Alles nach dem Lichte der Oeffentlichkeit, es soll Nichts länger als Eigenthum besonderer Classen bleiben, der sondernde, spürende Verstand verlangt Alles, ja oft bis in das Heiligthum des Hauses hinein zu wissen, und bringt Dinge auf den offenen Markt die unsere weisen Vorfahren zurückzuhalten pflegten, oft weit weniger aus Furcht als weil sie meinten, daß nicht Alles für Alle sei. Am meisten hat sich dies Streben nach Oeffentlichkeit auf das Gerichtswesen und auf den Verwaltungsstaat erstreckt. Das Volk will eine Auskunft über Ausgaben und Einnahmen, es erheischt eine strenge Aufsicht der öffentlichen Beamten, es erheben sich viele Stimmen über den Ertrag der Grundstücke, über Fabriken, über Aus- und Einfuhr und dergl.; aber nur die Wenigsten haben die Geduld und die Kenntnisse, solchen Nachweisungen eine ausharrende Aufmerksamkeit zu widmen. Nun kann dem Unterthan allerdings nicht verdacht werden, wenn er fragt, wozu denn seine Steuern und Abgaben verwendet werden; aber er wird sich auch zu bescheiden haben, daß nicht ein Jeder in alle Verschlingungen der Staatswirthschaft nachfolgen könne, und daß er also mit Vertrauen auf seine Regierung und deren höchste Diener hinblicken müsse. Dies Vertrauen aber zwischen Fürst und Volk, das Palladium eines jeden Landes, fehlt leider zu oft in unsern Tagen. Und doch kennt das heutige Deutschland keine Fürsten wie weiland einen Friedrich August von Sachsen, einen Karl Alexander von Würtemberg, einen Karl Theodor von Baiern und ähnliche Fürsten des 18. Jahrhunderts, sondern Rechtlichkeit und Sparsamkeit haben auf deutschen Thronen die Stelle der Willkür und Verschwendung eingenommen.

Wie wenig aber eine heutige Staatsverwaltung das Licht der Oeffentlichkeit zu scheuen habe, beweist der preußische Staat seit einer Reihe von Jahren. Denn erstens besteht hier schon seit geraumer Zeit das musterhaft eingerichtete Statistische Bureau, zuvörderst unter der Obhut des verdienstvollen Hoffmann, dann unter der unsers Verf.; und zweitens sind die Resultate desselben von L. Krug, Hoffmann und Dieterici mehrmals zur öffentlichen Kunde gebracht worden. Alle diese Schriften empfangen jetzt ihre Ergänzung und Vervollständigung durch das vorliegende Buch, an dem wir eine so genaue Sorgfalt, einen so treuen Fleiß und einen so warmen Eifer zu rühmen haben, daß es durch das dem Gegenstande inwohnende Interesse nicht blos für den Leser der weniger den Gewinn gelehrter Kenntniß als den Vortheil einer belehrenden Unterhaltung sucht schätzbar ist, sondern auch in der Wissenschaft der National-Oekonomie und Statistik einen Ehrenplatz einnimmt. Mit statistischen Büchern ist nun seit Achenwall im Jahre 1749, der Statistik System und Namen gab — wenn nicht nach Ferrario's Mittheilung an die italienischen Naturforscher zu Pisa im Jahre 1839 der Erfinder des Namens Girolamo Ghilini, Kanonikus bei San-Ambrogio in Mailand, bereits im Jahre 1633 gewesen ist —, allerdings mancher Unfug getrieben worden, und Nichts hat der Statistik mehr Schaden gethan als die vorherrschende Behandlung derselben in Tabellen. Aber gerade um dieses Misbrauchs willen und weil man sie, da es unter der Beamtenwelt ebenso wenig als unter den Gelehrten an Pedanten fehlt, nicht selten ohne Noth vervielfältigt hat, müssen wir gleich zum voraus erinnern, daß das vorliegende Buch von diesem Fehler durchaus frei ist. Denn Hr. Dieterici hat sich die Aufgabe gesetzt, die Stärke und Fülle in den materiellen Zuständen des preußischen Volkes unter Einwirkung der geistigen Kräfte und der Gesetzgebung, durch welche das Preußen des Jahres 1845 ein ganz anderes geworden ist als das im Jahre 1806, in seinem Werke darzustellen und somit die preußische Statistik im Kreise der Gegenwart zur Anschauung zu erheben. Denn wenn die Geschichte im strengen Sinne des Wortes herabreicht bis auf den gestrigen Tag, so ist der heutige Tag, der gegenwärtige Zustand der Völker, der Staaten und der Menschheit, der wahre Gegenstand der Statistik und der Erdkunde, und in diesem Sinne gilt Schlözer's Ausspruch mit voller Wahrheit: „Die Geschichte ist eine fortlaufende Statistik und die Statistik eine stillstehende Geschichte."

Hiernach hat auch Hr. Dieterici überall die nöthigen Tabellen hinzufügen müssen. Aber es zeigt sich in der Art ihrer Anwendung ein doppelter Vortheil. Einmal sind alle seine Angaben aus den reichen amtlichen Quellen welche dem Verf. zu Gebote standen entlehnt, und bieten daher dem Leser einen Schatz unbenutzter Nachrichten, für deren Mittheilung wir Hrn. Dieterici und den ihn unterstützenden Staatsbeamten um so dankbarer sein müssen, da auf Privatwegen selbst der sorgsamste Fleiß dergleichen Stoffe nicht herbeizuschaffen vermag. Zweitens ist das offene, mehrmalige Geständniß unsers Verf. über die Art wie diese Zahlenmassen anzusehen sind besonders hervorzuheben. So lesen wir unter Anderm auf S. 196: „Ueberhaupt müssen wir hier für diese und die ganze Darstellung in dieser Schrift hervorheben, daß alle Resultate, wie sorgfältig wir sie zu finden versuchten, nach der bei jedem Object immer en détail angegebenen Art wie wir zu unsern Schlüssen gekommen sind mehr approximative, nach Wahrscheinlichkeit aufgefundene Verhältnisse sind, nicht ganz genaue bis auf kleinste Theile feststehende Ermittelungen. Aber auch schon die Zusammenstellung jener approximativen Summen wird ein Totalbild ergeben aus welchem die Zustände im Vaterlande sich werden mit einiger Zuversicht erkennen lassen."

Die Darstellung dieser Zustände ist in drei Hauptabschnitte vertheilt. Der erste: „Die Zustände im preußischen Staate in der Zeit von 1806 und vorher", enthält eine treffliche, übersichtliche Schilderung der damaligen Scheidung unter den einzelnen Provinzen, die den gegenseitigen Verkehr so sehr erschwerte, ferner des bürgerlichen Lebens in den Städten, der Verhältnisse des platten Landes, des aus- und inländischen Handels, des Fabrikwesens, und schließt hieran die ausführliche Untersuchung über den damaligen Wohlstand und Lebensgenuß für den Kopf an Brot, Fleisch, Bier, Branntwein, Taback, Salz, Colonialwaaren u. s. w., nebst den Nachrichten über die Anzahl der Stühle in Wolle, Baumwolle, Seide und Leinen in den verschiedenen Provinzen; tabellarische Uebersichten, die sich auch auf die bergmännischen Productionen und metallischen Fabrikationen beziehen, versinnlichen die Angaben des Verf. Vieles Einzelne ist hier sehr anziehend, z. B. über die erste Entstehung der Zuckerraffinerien, die altpreußische Accise, die Anfänge des Seidenbaus; das Ganze aber gewährt eine sehr nützliche Vorbereitung auf den folgenden Abschnitt, um die Verbesserung der materiellen Zustände der Bevölkerung des preußischen Staats in vielen Zweigen des Nationalwohlstandes darzuthun. Es tritt in diesem Abschnitte namentlich hervor, wie das Princip der Scheidung und Gliederung der Menschen durch alle Verhältnisse mit der Ansicht der Regierung, alle alte Einrichtungen zu schonen, aber doch in wohlwollender Weise durch positive Mittel das Wohl des Einzelnen befördern zu wollen, in sonderbaren Zwiespalt gerathen mußte.

Der zweite Abschnitt ist überschrieben: „Veränderungen im preußischen Staate in der Zeit von 1806—31, und Zustände in demselben vor Eintritt des preußisch-hessischen und des Deutschen Zollvereins 1832 und 1834." Nach kurzer Erwähnung der verhängnißvollen Ereignisse des Jahrs 1806 verweilt Hr. Dieterici auf S. 43 bei den ungerechten Lasten welche der Haß Napoleon's dem besiegten Lande aufgebürdet hatte. In den Jahren 1807 und 1808 mußten fortdauernd 100,000 Franzosen in Preußen unterhalten werden, und die Verpflegung des Einzelnen wird nicht zu hoch auf 200 Thlr. angeschlagen, wodurch ein Mehraufwand von 20 Mill. Thaler entstand. Dazu kam noch die schwere baare Kriegscontribution (32 Mill. Thaler), die Lieferung für die kriegführenden Heere, die nach dem Tilsiter Frieden contrahirte Staatsschuld von 30 Mill. Thaler. Sollten aber fünf Mill. Menschen jährlich 30—40 Millionen mehr als bisher aufbringen, so mußte der Kopf 6—8 Thaler mehr als früher erwerben. Das war in jener gedrückten Zeit unmöglich, es mußte also die innere Thätigkeit des Volkes neu belebt werden. Wie sich nun durch eine Reihe der wichtigsten Gesetze und Einrichtungen in der Rechtspflege und Verwaltung, in dem Gewerbwesen und der Steuerverfassung, in dem Heere, in der Landescultur und andern Zweigen der Staatsführung ein verjüngtes Leben aus der tiefsten Noth zu glänzender Entfaltung hervorarbeitete und aus dem Zerstückelten ein neues Ganzes hergestellt wurde, hat unser Verf. kurz und bündig dargestellt. Nach dem gewonnenen Weltfrieden erschien dem Könige Friedrich Wilhelm III. Nichts nothwendiger als eine neue Steuergesetzgebung. Die Verhandlungen über dieselbe unter dem Finanzminister Bülow im Jahre 1817 sind mit einer solchen Klarheit und Ausführlichkeit (S. 61—127) aus den dabei geführten Verhandlungen mitgetheilt, daß wir diesen Abschnitt für eins der besten Stücke des Buches halten und zu seiner Lesung dringend auffodern. Sind es ja doch Gegenstände, wie Schutzzölle, Gewerbe- und Handelsfreiheit, Steuererhebung und ähnliche, die noch heutiges Tages wiederholt besprochen werden; und muß es nicht ein hohes Interesse gewähren, die Abstimmungen und Gründe der erleuchteten Staatsmänner welche die Wahl des Monarchen unter Wilhelm v. Humboldt's Vorsitze zu diesem Zwecke versammelt hatte, vor Allen eines Maaßen, Kunth und Hoffmann, zu vernehmen? Oder verdient endlich nicht der Grundsatz, daß der Staat die Hauptcontrole für seine Abgaben in der Mäßigkeit der Abgaben, in der Einfachheit der Hebungsweise und in der Rechtlichkeit seiner Unterthanen zu suchen habe, eine wiederholte Anerkennung? Hierauf folgen die kurzen Aufzählungen der übrigen Gesetze über die Be-

steuerung solcher inländischer Gegenstände welche sich auf den täglichen und nothwendigen Verbrauch bezogen, unter ihnen auch das über die Schlacht- und Mahlsteuer, dessen Aufhebung jetzt aus wichtigen Gründen auf den Provinzial-Landtagen so dringend beantragt worden ist. Eine Reihe von Uebersichten und Tabellen legt uns die wichtigsten Veränderungen dar welche in Bezug auf die Verzehrungsgegenstände für den einzelnen Kopf nach der neuen Gesetzgebung bis 1831 stattgefunden hatten, woraus wir denn das Ergebniß entnehmen, daß in den berechneten Verhältnissen die Zustände der Bewohner in Betreff der materiellen Existenzmittel besser geworden, wie mäßig der Verf. auch immer in seinen Annahmen bleiben will und wie große Scheu er hat, zu Viel zu sagen oder Manches zu verdecken. Wir bedauern durch den Raum gehindert zu sein, hier noch der allgemeinen Betrachtungen gedenken zu können durch welche Hr. Dieterici die von ihm gewonnenen Ergebnisse auf das beste befestigt und gezeigt hat, daß er Nichts weniger sei als ein bloßer Tabellen-Statistiker, indem er die so gesteigerte Thätigkeit der Einzelnen, ihre Anstrengung in allen Zweigen des bürgerlichen Lebens, ihre selbständige Führung im Gegensatz zu der frühern Bevormundung unter dem Schutze eines gesegneten Friedens und einer wohlgeordneten Verwaltung, als die wichtigsten Bedingungen jenes neuen Wohlstandes anerkennt.

Der dritte Abschnitt behandelt von S. 190 an den Uebergang zum Deutschen Zollvereine und die Zustände im preußischen Staate in der gegenwärtigen Zeit, wobei Hr. Dieterici bemerkt, daß es seit dem Jahre 1831 nicht mehr möglich sei, Preußen in Betreff der Einfuhr fremder und der Ausfuhr inländischer Erzeugnisse abgesondert und allein darzustellen, indem sich Beides jetzt auf den gesammten Zollverein bezieht. Daher können wir nur annehmen, daß der Durchschnitt, welcher sich insbesondere bei den aus der Fremde kommenden Gegenständen nach Abzug der Ausfuhr von der Einfuhr für den Kopf im ganzen Zollverein berechnet, auch für Preußen zutreffen möge, wie bei vielen Gegenständen der Fall ist, oder wir müssen mit Benutzung anderer Quellen eine Wahrscheinlichkeitsberechnung anstellen, wie viel in der heutigen Zeit an Verzehrungs- und Verbrauchsgegenständen in Preußen auf den Kopf kommt. Einige Gedanken über die Bildung des Zollvereins und seine Wichtigkeit für Deutschland leiten in zweckmäßiger Weise diesen Abschnitt ein, und machen auf die Opfer aufmerksam welche mehre Staaten der Einheit Deutschlands willig gebracht haben. Im Einzelnen und in Bezug auf Preußen folgen nun die Nachweisungen über die Verbrauchsgegenstände an Getreide, Fleisch, Bier, Branntwein, Wein, Salz, wollenen und baumwollenen Waaren, Leinwand u. s. w., über die aus dem Bergbau gewonnenen Erzeugnisse und über den Einkauf aus dem Auslande, wobei die Tabellen des Jahres 1842 zu Grunde gelegt sind. Ueberall zeigt sich von 1831 bis jetzt ein wirklicher Fortschritt im materiellen Gut und Besitz der Bevölkerung; denn es ergeben sich nach den ungefähren Schätzungen bei 15,471,765 Menschen auf den Kopf als Verbrauchsquantum 29 Thlr. 23 Sgr. 5 Pf., während für 1831 sich berechneten 24 Thlr. 18 Sgr. 7 Pf. und für 1805 14 Thlr. 22 Sgr. 5 Pf. Aber andere Beweise hierfür liegen vor in der gesteigerten Bevölkerung, in der Vermehrung der landwirthschaftlichen Industrie in allen ihren Zweigen, in der Erhöhung der gewerblichen Thätigkeiten und Fabriken, wo die Zuckerraffinerien und Runkelrübenzuckerfabriken eine besondere Erwähnung verdienen, in der lebhaften Stromschiffahrt und in der Anlage von Eisenbahnen und Kunststraßen, die seit 15 Jahren ein Capital von 72 Millionen aufgenommen haben.

Die Schlußbemerkungen besprechen in der ruhigen, umsichtigen Weise unsers Verf. den Satz, daß die Armuth für ganze Nationen nicht der Weg zur Tugend sei, sondern daß für ganze Völker und bei ruhigem Fortschreiten das Steigen des Wohlstandes mit dem Fortschritte in Bildung, Sittlichkeit und wahrer Civilisation auf das engste vereinigt sei.

Wir glauben in dem Vorhergehenden die Reichhaltigkeit der Dieterici'schen Schrift einleuchtend dargestellt zu haben, und hoffen, daß sie dem Vaterlandsfreunde der es liebt die heimischen Sachen gründlich zu wissen, zugleich Befriedigung und Anreiz gewähren wird. Denn der berühmte Director des Statistischen Bureau zu Berlin besitzt die glückliche Gabe, bei einem an sich ziemlich trockenen Geschäft der Aufzählung, Sonderung und Anordnung seine Leser lebhaft anzuziehen und sie bei fortgesetzter Lesung mehr und mehr festzuhalten. 20.

Bibliographie.

Schmid, C. v., Die Apostel Deutschlands. Eine Geschichte der Religion Jesu Christi in Deutschland. 3tes Bändchen. Die Apostel der Deutschen aus England. Mit 1 Stahlstich. Augsburg, Wolff. 8. 10 Ngr.

Schneider, J. C., Chronik der Stadt und Standesherrschaft Forst vor und nach der Vereinigung mit der Standesherrschaft Pförten. Guben, Berger. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Schott, W., Aelteste Nachrichten von Mongolen und Tataren, historisch-kritische Abhandlung. Berlin, Veit und Comp. Gr. 4. 10 Ngr.

Schriften der Akademie von Ham. Ister Band. 3te und letzte Abtheilung. — Geschichte der Eroberung von Mesopotamien und Armenien von Mohammed ben Omar el Wakedi. Aus dem Arabischen übersetzt und mit Anmerkungen von *B. G. Niebuhr*. Herausgegeben und mit Zusätzen und Erläuterungen von *A. D. Mordtmann*. Mit 1 Karte. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 4. 5 Thlr. 20 Ngr.

Venedey, J., Das südliche Frankreich. Zwei Theile. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. Gr. 8. 4 Thlr.

Venillot, L., Matten. Phantasien. Deutsch herausgegeben von M. Brühl. Aachen, Cremer. 12. 15 Ngr.

Zur Tagesliteratur.

Grävell, F., Ueber die Reform der Medicinalverfassung Preußens. Ein kritischer Ueberblick über sämmtliche mit dem Medicinal-Wesen in Verbindung stehende Einrichtungen. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Quehl, L. W., Zwei Pfingstpredigten, zu Langensalza gehalten. Langensalza, Bürger. 8. 2½ Ngr.

Ritter, G. W. T., Festpredigt, am 18. October 1846 gehalten. Hamburg, Kittler. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Sachsens protestantische Kirche und deren Reform. Den hohen ständischen Deputationen für die zu erwartende neue Kirchenverfassung zu geneigter Beachtung gewidmet von einem praktischen Geistlichen. Döbeln, Dittmann. Gr. 8. 3 Ngr.

Scheven, P. v., Dr. Luther's Sterbegebet. Predigt am 18. Febr. 1846. Gummersbach. 8. 2½ Ngr.

Schneitler, C., Eine Schande der deutschen Presse, nachgewiesen in der Literatur der Volksschriften. Stolberg, Kleinecke. Gr. 8. 7½ Ngr.

Simon, J. B., Ehret den König. Predigt, gehalten am 15. Oct. 1846 als am Geburtstage des Königs, zu Merseburg. Merseburg, Garcke. 8. 2½ Ngr.

Tholuck, A., Predigt am Todtenfeste, und zum Anfange des neuen akademischen Halbjahrs 1846. Halle, Mühlmann. 8. 4 Ngr.

Wachler, A., Sehet euch vor vor den falschen Propheten! Predigt über Evang. Matth. 7, 15—23 gehalten zu Breslau den 2. August 1846. Breslau, Gosohorsky. Gr. 8. 2 Ngr.

Zeitungsstimmen über des Dr. Rupp Ausweisung aus der Generalsynode zu Berlin. Zusammengestellt und mit einer Vorrede begleitet von F. Backhaus. Leipzig, O. Klemm. 8. 10 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 45. — 14. Februar 1847.

Der Proceß der Tempelherren.

(Fortsetzung aus Nr. 44.)

Den deutlichsten Beweis von dem Einflusse welchen der König auf den Proceß der Templer übte, gibt uns endlich die „Verurtheilung des Ordens" durch den Papst im sechsten Abschnitte. Nach mehren Verzögerungen ward das anfänglich auf October 1310 bestimmte Concil am 16. Oct. 1311 in Vienne eröffnet, nachdem Clemens V. zuvor das Verfahren Philipp's gegen Bonifaz VIII. für unverwerflich erklärt hatte. Doch sollte eben das Concil diese Streitfrage völlig beendigen, zugleich das Urtheil über die Templer fällen. Clemens V., der kein Bedenken trug die Ehre seines Vorgängers dem Könige aufzuopfern, zeigt sich auch in dem Templerprocesse zur größten Connivenz gegen Philipp's Wünsche bereit. Als auf eine feierliche Vorladung des Concils noch einige bisher flüchtige Templer die Vertheidigung des Ordens antreten wollen, läßt er diese in Eisen schlagen. Die Gegenvorstellungen der Väter des Concils gegen ein so heilloses Verfahren fruchten Nichts; der Papst verzögert eine neue Sitzung desselben den Winter hindurch, und da sich die einflußreichen Kirchenfürsten nicht zur Einwilligung in die Verletzung aller Rechtsformen verstehen wollen, erscheint der König selbst mit einem starken Gefolge von Bewaffneten in Vienne. Unter dem 2. März schreibt er dem Papst: „Eure Heiligkeit weiß, daß die Untersuchung eine solche Menge von Ketzereien und entsetzlichen Verbrechen der Templer aufgedeckt hat, daß der Orden unfehlbar aufgehoben werden muß." Hierauf beruft Clemens V. ein geheimes Consistorium, in welchem er (22. März 1312) nicht auf dem Wege richterlicher Entscheidung, sondern „aus Fürsorge und päpstlicher Machtvollkommenheit" die Aufhebung des Ordens ausspricht, dessen Mitglieder und Güter zur Verfügung der Kirche gestellt werden sollen. Erst am 3. April 1312 findet dann die zweite Sitzung des Concils statt, welcher der König mit seinen drei Söhnen, umgeben von Bewaffneten, beiwohnt. Hier verkündet der Papst, dem offen ausgesprochenen Dafürhalten des Concils zuwider, die Aufhebung des Ordens. Doch ihm und dem Könige gegenüber wagen die Prälaten keinen Einspruch. In der letzten Sitzung des Concils (6. Mai) wird die Aufhebungsbulle verlesen; in dieser heißt es: „Nicht ohne Schmerz und Kummer vernichten wir mit Beistimmung des heiligen Concils für ewige Zeiten Namen und Leben des Ordens, nicht durch schließlichen Richterspruch, da wir diesen nach dem Ergebniß der Untersuchung nicht zu fällen vermögen (cum eam non possemus ferre de jure), sondern kraft apostolischer Fürsorge und der uns zustehenden Machtvollkommenheit."

Ueber die Güter des Ordens war durch dieselbe Bulle, „nach mehren schwierigen Berathungen", wie sie selbst sagt, von dem Concil verfügt, daß dieselben (mit Ausnahme der spanisch-portugiesischen Besitzungen, die zur Unterstützung des Kampfes gegen die Mauren dienen) den Hospitalitern überwiesen werden sollten. Die Vollziehung des Beschlusses ward einer Anzahl vom Papst ernannter Prälaten übertragen. Das weitere Verfahren gegen die Mitglieder des Ordens blieb den Provinzialconcilien überlassen; Diejenigen welche gänzlich freigesprochen würden sollten ihrem Stande gemäß aus den Ordenseinkünften erhalten werden, gegen Widerrufende als relapsi müßte das Gesetz in seiner Strenge zur Anwendung kommen. Uebrigens wurden alle Acten des Concils beseitigt; die Aufhebungsbulle selbst ist erst 1606 durch den Druck bekannt gemacht.

Ueber die vier höchsten Ordensoffiziere, insbesondere den Großmeister, hatte sich der Papst die letzte Entscheidung vorbehalten, doch wälzte er die Verantwortung durch Ernennung einer neuen Commission von sich ab, welche das Urtheil ewiger Gefangenschaft über die Vorgeladenen aussprach. Seit sechs Jahren in der strengsten Haft hatte der Großmeister auch die letzte Hoffnung bei dem Papste persönlich Gerechtigkeit zu finden, aufgeben müssen; der alte tiefgebeugte Mann sollte jetzt selbst das Werkzeug abgeben, den letzten Glauben an die Unschuld des Ordens im Volke zu beseitigen, indem er bei Verkündung des Urtheils die Wahrheit der Anklage öffentlich bekräftige. Zu diesem Zwecke ward er mit den übrigen Großwürdenträgern auf ein Gerüst vor dem Portal Unserer Lieben Frau in Paris hinausgeführt; gegenüber war ein Scheiterhaufen aufgerichtet für die Widerrufenden. S. 291:

Da trat der Großmeister vor, und indem er laut um Gehör bat und in feierlicher erwartungsvoller Stille Richter und Volk auf ihn blickten, sprach er mit fester Stimme also: „Auf

der Schwelle des Todes, wo auch die leiseste Lüge schwer wiegt, gestehe ich im Angesichte des Himmels und der Erde, daß ich große Sünde gegen mich und die Meinigen begangen, und mich des bittern Todes schuldig gemacht habe, weil ich, mein Leben zu retten und dem Uebermaße der Martern zu entgehen, zugleich durch Schmeichelworte des Königs und des Papstes verlockt, gegen meinen Orden mich erhoben habe. Jetzt aber, wiewol ich weiß, welches Loos meiner harrt, will ich keine neue Lüge zu der alten häufen, und indem ich erkläre, daß der Orden sich stets rechtgläubig und rein von Schandthaten erhalten hat, verzichte ich freudig auf mein Leben." Eine gleichlautende Erklärung gab der Großpräceptor der Normandie ab.

Ueberrascht, voll Mitleid sah das Volk auf die Gefesselten, die Cardinäle verließen in Zorn und Verlegenheit die Tribune; die Großwürdenträger wurden einstweilen in das Gefängniß zurückgeführt. S. 294:

Kaum war der König von dem Geschehenen in Kenntniß gesetzt, als er, ohne den Papst und dessen Commission zu berücksichtigen, unverweilt durch seine schleunig berufenen Räthe den Ordensmeister und den Großpräceptor der Normandie zum Feuertode verurtheilen ließ. Noch an dem nämlichen Tage, es war der 11. März 1313, wurde der Spruch vollzogen. Den Orden preisend, seine Reinheit betheuernd, die Gnade Gottes und die Fürsprache der Heiligen anrufend, gingen Beide aus dem Leben.

(Die Vorladung seiner Richter vor den Thron des Höchsten innerhalb 40 Tagen, die Molay auf dem Scheiterhaufen ausgesprochen haben soll, bezieht sich nach Einigen auf Clemens, nach Andern auf den König, nach noch Andern auf Wilhelm von Nogaret. Nach dem gleichzeitigen Gottfried von Paris drückt sich Molay nur ganz allgemein aus: „Dieu en vengera nostre mort" u. s. w. Ein anderer gleichzeitiger Chronist legt die Vorladung des Papstes und Königs vor Gottes Richterstuhl binnen Jahr und Tag einem neapolitanischen Templer in den Mund.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Gespräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Stuttgart, Becher. 1846. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bei dem Streite der Meinungen über Staat und Kirche dürfte auch von einer Kritik vorher gefodert werden, sich zu erklären, mit welcher Meinung davon sie an eine Schrift herantrete die über Staat und Kirche handelt. Der Foderung will ich vorher genügen. Ich halte Staat für das gerechte Regieren; das Subject des Staats ist danach der Fürst, das Object die Nation. Nun ist aber dieses Object nicht ein willenloses Gemälde einer rein subjectiven Kunst, welche zudem selbst sich nach der Natur der Materie richten muß; die Individuen der Nation haben vielmehr ihre freie Meinung, Jeder nach seinem Verstande. Diese Meinungen nicht zu beachten wäre Ungerechtigkeit; sie werden also fodern dürfen, da das Regieren eben ein gerechtes sein soll. Aber ebenso gut muß auch das Subject frei sein. Die Freiheit wird nun nicht gezwungen durch die Liebe; diese wird also die Seele der Foderung und der Regierung sein müssen. Der Verstand scheidet sich nach Gedanke und Erfahrung; so kommt die Verstandesfoderung der Nation an ihren beiden Hälften zu Tage: Bürgern und Beamten; jene müssen Freiheit der Gedanken, diese der Erfahrung haben. Eine Foderung also welche die Liebe des Fürsten zu bewegen im Stande wäre, muß auch von der freien Erfahrung durchdrungen sein, nicht einseitiger Gedanke allein. Dazu sind Veranstaltungen zu treffen. So viel ist aber gewiß, daß zur Anbringung der Gedankenfoderungen ein Jeder Recht haben muß der kein Verbrecher gewesen ist. Die Erfahrung wird von den obern Beamten (Principes, Alten) gegeben werden müssen, zu denen auch die von den Universitäten und Communen zu rechnen sind. So wäre ein gerechtes Regieren eines freien und schönen Lebens, d. i. der Nation, möglich.

Der Quell der Liebe auf Erden ist die christliche Kirche. Zu der Wirkung ist diese dem Staate und der Nation zugewandt. Sonst lehrt sie Unsterblichkeit der Person, den Geist wollen und jene durch den Glauben erreichen. Wer sie will, wird zugleich im Leben nicht sein festes Land sehen. Er wird inne werden, daß jenes nur ewig auf einer Stelle schwankendes Wogen ist, im Traum von Freiheit und Schönheit, welches heute nicht weiter ist als in Rom zur Zeit der Gracchen oder in Athen zur Zeit von Harmodios und Aristogiton. Er wird erkennen, daß das Leben der Nationen das an die Zeit oder die Wirklichkeit, also die Unwahrheit Gebundene, das Reale, die Erde des Geistes ist, welche aber entgegengesetzt der räumlichen nie fest wird. Er wird daher glauben an die Wahrheit (das Ideale), was ihm die Religion offenbart; und sie offenbart ihm den Himmel des seligen Lebens jenseits, d. h. nach der heutigen Meinung von der Seligkeit: — eines Lebens in freier und schöner, also in der wahren Gesellschaft (Socialismus), in dem Reiche Gottes. Das ist die Wahrheit und die Offenbarung, die zu glauben ist.

Die eben ausgesprochenen Meinungen, besonders in Bezug auf Staat und Nation, collidiren gegenwärtig mit der Wirklichkeit. Aber das Wirkliche wird erst durch Erfahrung das Vernünftige. Zuerst bringen Alle ihre Foderungen nicht selbst an; gewählte Repräsentanten thun es; auch nicht die Liebe hilft, sondern die Partei trotzt. Noch tönt die Saite der Revolution. Aber schon beginnt die Agitation, daß Alle selbst activen Antheil an der Bildung einer öffentlichen Meinung erhalten, daß Alle leben. Sie ist vornehmlich als Chartismus in England thätig. Er will „das Volk" in seine politischen Rechte einsetzen, das Volk welches die Revolution geschaffen, aber sie nicht genießt. Daher kann man auch erst verstehen was heute Volk bedeutet: den Stand der Arbeiter, intellectuellen und materiellen. Weil dieser Stand unter den deutschen Staaten vornehmlich in Preußen intelligent, zahlreich und arm ist (Volksschule), so hat auch bereits politischer Socialismus mit seinen Schwankungen eines Neuen da Wurzel geschlagen. So entscheidet auch nicht über die Gesetze die freie Ueberzeugung in Liebe thätiger Erfahrung, sondern die Majorität der Parteien. Was ist aber Majorität?!

Nach diesen Vorausschickungen kann ich an das Werk selbst treten. Das erste Gespräch ist nur ein einleitendes; es präludirt mit „wahrer und allgemeiner Freiheit", ohne doch näher diese Begriffe nachzuweisen, was erst später geschieht. Das zweite handelt vom praktischen Nutzen der Repräsentativverfassungen:

„Dicht neben den deutschen Staaten welche repräsentative Constitutionen besitzen, stehen unter ganz gleichen Verhältnissen andere welche man absolute zu nennen sich gewöhnt hat. Dort wird der Staat durch den Fürsten in seinen Beamten repräsentirt; in diesen ist alle Gewalt und Thätigkeit der Regierung vereinigt; sie erlassen die Gesetze ohne Mitwirkung der Volksvertreter; sie führen sie aus ohne ihre Controle. Kann man nun mit irgend einem Scheine von Wahrheit behaupten, daß unter jenen absoluten Regierungen der Staatshaushalt schlechter geordnet, die Gesetzgebung mangelhafter, die Justiz parteiischer und die Verwaltung saumseliger sei als in den Ländern des Repräsentativsystems? Sind die Beamten unfähiger und pflichtvergessener, die Abgaben drückender, die Schulden größer? Ist der Stand der Bildung niedriger, Ackerbau, Handel, Industrie und Gewerbe gesunken? Stehen mit Einem

Worte Staat und Volk dort tiefer? Mangelhaftes findet sich überall und auf beiden Seiten. Kann aber Niemand bei einiger Sachkenntniß und Wahrheitsliebe irgend eine durchgehende Verschiedenheit zu Gunsten der constitutionellen Staaten nachweisen, so ist man vollauf zu dem Schlusse berechtigt, daß diese vielgepriesenen Institutionen nicht allein der reellen Wohlfahrt der Völker keinen Zuwachs zu verschaffen, sondern auch keinen Nachtheil abzuwenden im Stande sind."

Hierauf wird nun ganz richtig geantwortet:

„Für die äußere materielle Praxis mag es von keinem beträchtlichen Unterschiede sein, wer die Gesetze macht, sondern wie sie beschaffen sind, und es kann auch sein, daß das Erstere nicht so viel Einfluß auf das Letztere ausübt als man häufig glaubt. Aber die Frage über die Entstehung der Gesetze hat noch eine andere weit höhere Seite, welche von den gemachten Vorwürfen nicht berührt worden. Wenn das Gesetz auch ohne äußern Zwang verbindlich sein soll, so muß es der Ausdruck des vernünftigen Gesammtwillens Aller sein die ihm gehorchen sollen. Diese große Wahrheit ist jetzt Gemeingut geworden, sie ist es welche die Welt umgestaltet hat. Die Nationen wollen sich selbst regieren; keine, auch die beste und wohlmeinendste Regierung im Sinne des frühern Standpunktes kann dem Bedürfnisse nach politischer Freiheit genügen."

Damit ist der Uebergang zum dritten Gespräch gegeben: Wie der Ausdruck des vernünftigen Gesammtwillens Aller zu ermitteln?

„Jeder sei Souverain, Jeder sei Staat, Jeder sei sein Gesetz, so ist die absolute Foderung zur wahren, zur allgemeinen Freiheit. Ob deren Erfüllung möglich oder unmöglich, nahe oder fern, ist nicht zu entscheiden; es ist nur zu fragen, was vernünftig ist."

Da nun aber das Vernünftige möglich sein muß, so ist freilich nach dieser Bedingung zu fragen. Jeder Fanatismus ist unvernünftig und unmöglich, also auch jener politische. Das aber wäre möglich, daß die Meinung Aller freie Rede habe, und die Erfahrung der Obern (Principes, Alten) freie Entscheidung, Beides ruhend auf tiefer Liebe. Jener Fanatismus wird mit dem religiösen unserer Tage, dem Atheismus, treffend in Verbindung gebracht, dem der da fanatisch ausruft: „Kein Heil außer dem Menschen!" Von der Entwickelung des Gesammtwillens in den constitutionnellen Staaten wird folgende nicht ganz ungeschickte Schilderung einem Sprechenden in den Mund gelegt:

„Ich gehöre vielleicht in keinem einzigen deutschen Staate zu den Wählern, da ich weder 40 Gulden Gewerbsteuer zahle noch ein Weinpatent besitze. Oder, wenn ich auch zu den neuen Privilegirten, zu den höchstbesteuerten Männern gehöre, so wird der Candidat der meinen Ansichten zusagte nicht gewählt. Oder wenn der Candidat meines Herzens wirklich in den gesetzgebenden Körper gelangt, so entspricht er dort in irgend einem bestimmten Falle nicht meiner Absicht. Oder, wenn er auch genau nach meinem Gedanken votirt, so entscheidet die Majorität im entgegengesetzten Sinne. Dann kommt noch die Erste Kammer, die wiederum die Thaten der Zweiten Kammer, und die Regierung, die das Verlangen von beiden vereiteln kann. Wenn aber auch diese beiden Hemmschuhe als ganz beseitigt angesehen werden, so bleibt es ja doch der blanke Zufall, ob Das was in jener Volkskammer das Tageslicht erblickt hat auch nur im Geringsten meinen Willen ausdrückt. Und ich soll die absurde Fiction annehmen, daß Dieses sogar jedesmal der Fall sei!"

„Das ganze Wesen der constitutionnellen Monarchie ist Nichts als eine große Lüge. Der Regent lügt wenn er seine Anhänglichkeit an die Verfassung rühmt; die Minister lügen wenn sie sich als Diener des Gemeinwesens geriren; die Deputirten lügen wenn sie betheuern, Nichts mehr zu wollen als die strenge Erfüllung der Constitution; das Volk lügt wenn es Andern nachschwatzt, daß es sich hierbei selbst regiere. Weg mit euch, ihr eigenthumlosen Menschen, ihr Proletarier aller Farben in Frack und Blouse, oder um den Schimpf in ein Wort zusammenzufassen, ihr Arbeiter! Nicht für euch ist die Verfassung und der Hahnenkampf in den Volkskammern!"

Man wende nicht ein, daß in England und Nordamerika Aehnliches ist. Beide haben die politische Agitation! Wo ist Gleiches in Frankreich oder Deutschland? Höchstens haben beide: didaktische Vereine, wie sehr treffend eine englische Zeitschrift, „Morning chronicle", die libres échangistes in Frankreich zum Unterschiede der Auti-corn-law-league bezeichnet hat. Unsere didaktischen Vereine sind, meine ich, notorisch genug.

Indeß auch die absolute Regierung befindet sich in einem vitiösen Cirkel:

„Die Staatsgewalt hat danach zum alleinigen Berufe und Ziele das gemeine Beste. Sie gibt Bestimmungen die auf jedem Gebiete und für Jeden gleich verbindlich sind. Da ihre Einsicht aber nothwendigerweise menschlich beschränkt ist, so sind unter diesen Bestimmungen auch verkehrte und mangelhafte. Diese verletzen die Wohlfahrt nicht blos des Einzelnen, sondern auch oft des Allgemeinen. Dennoch müssen sie befolgt werden, denn sie sind von der Staatsgewalt ausgegangen, welche das gemeine Beste zum Berufe hat!"

Was soll nun werden?

„Wenn man der Regierung nicht die Befugniß beilegt, über die persönlichen und Eigenthumsrechte der Bürger ohne deren freie Zustimmung zu verfügen, so bleibt sie auf den Beruf als Schutzmacht im vollsten Sinne angewiesen. Geben der Regierung sei unbeschränkt, Nehmen beschränkt. Freiheit und Recht für Jedermann! Das Urtheil über die Gesetze für Jedermann! Bei einer Staatseinrichtung mit solchen Bürgschaften kommt es auf die Form der Repräsentativ-Constitution nicht an."

Wegen dieses Nichtankommens kommen denn auch die alten, guten, politischen Stände mit ihren Sonderrechten wieder aus dem Hintergrunde hervor als positive Elemente. Man habe irrthümlicherweise aus der „Scylla des administrativen Despotismus" dadurch herauszukommen versucht, daß man in die „Charybdis der eben herrschenden Meinungen" sich begeben; Beides seien nur „zwei Formen desselben Staatsabsolutismus"; die Freiheit und das Eigenthum eines Jeden, geistiges wie materielles, würden nicht minder durch die Meinungen des Tages tyrannisirt. Gegen die letztern Urtheile ist Nichts einzuwenden; aber, wie bei den mehrfachen Andeutungen in dem Buche, daß „die Verfasser" den hohen Stand des Flusses des „Volkes" in dem Sinne wie ich ihn oben als meine Meinung angegeben erkannt, doch noch die Ansicht als ultima ratio aufgestellt werden konnte, daß zwischen Rechtsständen dieser Fluß sich ruhig fortbewegen würde, ist nicht abzusehen. Das Volk ist ebenso gut ein positiver Rechtsstand, weil es ist. Die Verfasser sagen selbst: Urtheil über die Gesetze für Jedermann! Sie wollen eine christlich-germanische Monarchie mit dem Gehorsam des Christen und der Freiheit des Germanen. Aber was ist denn diese anders als die Freiheit eines Jeden? German heißt freier Mann. Aber sie haben freilich übersehen, daß schon der freie Germane seinen Erfahrenen (Principes, wie sie Tacitus nannte) folgte. Diese Principes sind heute die obern Staatsbeamten. Wenn deren Vernunft entscheidet, hat man von Uebergriffen der Freiheit der Meinungsäußerung Aller nach dem Verstande eines Jeden Nichts zu befürchten, selbst wenn die Tagespresse noch so handwerksmäßig betrieben würde. Freilich ist Liebe die unerlaßliche Bedingung; freilich ist der christlich-germanische Staat das Ziel; die Freiheit mit der Liebe Herzen. Die Verfasser haben der realen Thätigkeit der Nation, den streitenden Foderungen zu wenig, und der idealen, der bindenden Regierung zu viel Spielraum eingeräumt; sie haben nicht alle Consequenzen in ihren Gesprächen gefunden. Die allzu große Anhänglichkeit an Regierung ist auch da zu suchen, wo vorgeschlagen ist, die Staatsregierung möge Vieles zu regieren Denen überlassen die es angeht, wie etwa den Gemein-

den, Corporationen u. s. w.; es kommt immer auf die Regierung hinaus; aber Einheit ist nur dann gut, wenn sie Thätigkeit verbindet. In dem Buche ist viel interessante Kritik des Bestehenden, weniger Nachweis des Bessern.

Auch eine Wiederbelebung des Adels zur Aristokratie ist versucht durch seine Flüssigmachung längs den Ufern des Grundbesitzes in Stadt und Land.

„Einem jeden Eigenthümer eines größern geschlossenen Gutes eröffne man den Eintritt in den Adel; sein Antrag gehe an die Adelscorporation des Kreises; erklärt das Gutachten der Corporation die Persönlichkeit für geeignet, so erfolge stets der Adelsbrief. Die zweite Generation eines ersten Erwerbers trete schon aus eigenem Rechte in den Adel ein. Auch da wo der Gutsbesitzer zugleich im Kriegs- oder Civildienste eine gewisse Stufe einnimmt, geschehe seine Aufnahme in den Adel unmittelbar durch den König. In jeder städtischen Gemeinde bilden die Eigenthümer der größern Grundstücke, wenn sie diese zehn Jahre besessen und gewissen Kategorien angehören, etwa dem Gelehrtenstande, den größern Kaufleuten und Fabrikanten, ein Patriciat mit Wappen und besondern Befugnissen. Männer die zu einem bestimmten Punkte in der schon höhern Dienstreihe gelangt sind, empfangen stets den persönlichen Adel. Städtische Aemter befähigen zum Patriciate u. s. w."

Auf den Einwand, daß so ein hohles Fachwerk entstehen würde, wird erwidert:

„Ja, jeder Versuch, die kranke Gegenwart zu heilen, die drohende Zukunft zu beschwören, wird immer damit beginnen müssen, dem Mechanismus der Staatsmaschine Eintrag zu thun. Eben Das ist die unermeßliche Aufgabe, aus diesem trügerischen Scheinleben heraus wieder zu einem organischen zu gelangen, zu einem solchen das dann freilich nicht die todte Regelmäßigkeit mechanischer Potenzen zeigen kann."

Aber was in aller Welt kann mechanischer, maschinenmäßiger sein als die vorgeschlagene Adelscreirung? Wenn die Leute auf den Kategorien, Stufen und Punkten nun nicht adelig werden wollen? Ich meine, es möchten sich Viele finden. Auf dem Willen ist zu organisiren; die „unermeßliche Aufgabe" beschränkt sich darauf, dem positiven, d. h. gegenwärtigen Willen zu genügen, und der ist unzweifelhaft, wie die Verfasser selbst sagen: gerechte Freiheit für Jedermann. Mehr kann die Nation vernünftigerweise nicht verlangen.

Aber es gibt eine That für den deutschen Adel.

„Deutschland zu heben bedarf es neuer Wege, großer Thaten, die fähig sind die Seelen zu erwärmen, die bessern Gefühle zu beleben; es bedarf solcher Ziele die oberhalb und außerhalb des Zwiespalts der Parteien liegen, und die in den großen nationalen Empfindungen und Interessen zu suchen sind. Noch steht es mit Gottes Hülfe in Deutschland so, daß die Ehre, die Würde, die Wohlfahrt des großen Vaterlandes von der religiösen und politischen Parteiung nicht verschlungen ist. In diesem Bewußtsein findet sich noch heutiges Tages, ja vielleicht mehr als in andern Zeiten, der Legitimist, der Aristokrat, der Liberale, der Radicale, der Communist, der Katholik, der Altlutheraner, der Rationalist, der Pantheist zusammen. Dies also ist der neutrale Boden, Dieses das gemeinsame Fundament auf dem noch ein einträchtiger Bau aufzuführen ist, welches der Deutsche Bund zu thun hat, der berechtigte und verpflichtete Vertreter aller Interessen der Nation. Es ist aber allerdings mit innigem Schmerze zu sagen, daß er hinter dieser Aufgabe bisher noch weit zurückgeblieben ist."

Auf Empfindungen jedoch wird nimmermehr ein fester Bau aufgeführt werden, Das hieße auf Sand gebaut. Agitation des Standes ist der gewisse Weg in den Nationen, die Landstraße des national-politischen Products. Für den deutschen Staat ist der deutsche Stand der deutsche Adel, die Standesherren, die letzten Deutschen. Deren Interesse ist Deutschland. Möchten sie durch das heutige Mittel der Agitation, die Association, wirken, sie würden bald die Fürsten zur Folge bewegen, und daß diese Hand ans Werk legten. Jeder Nation vernünftige Seele ist der Adel, wie des Staats die Beamten; Das sind die beiden Aristokratien an ihrem Platze. Es kann also zwar einen Bund deutscher sonst getrennter Staaten geben, aber nimmermehr ohne einen handelnden, wirksamen Adel einen Deutschen Bund, eine in politischer Einheit verbundene Gesammtmacht wie er es sein will.

Ueber die Kirche ist weniger gesprochen. Es ist die Hinneigung zur katholischen gezeigt, mehr vertuscht in der zweiten Auflage, was gar nicht nöthig war, da völlige Toleranz offene Meinung ist. Die Kirche ist aber jetzt eine große Frage. Ist sie eine freie Gesellschaft? Ist sie eine bindende Macht? Ich kann sie für das Erstere nicht ansehen, weil ich das Suchen nach Freiheit, den freien Gebrauch des Verstandes und den freien Ausdruck der Meinungen zum breitesten Streite der Gesellschaft in Bezug auf den Staat vindicire. Erreicht aber aller Streit seit Jahrtausenden sein Ziel, die Freiheit? Erreicht auch die Staatsvernunft die Schönheit? Man will aber Freiheit und Schönheit, die Wahrheit. So muß man an sie glauben, wozu das Gefühl die Kunst erweckt, die Plastik für die Schönheit, die Poesie für die Freiheit. Glaube schaut nach der Zukunft. Wird die freie und schöne, wird Gott, sein Reich auf Erden kommen? O, man frage die Geschichte; kann man hier aus der Gesellschaft der Sünde und Lüge herauskommen? Aber ich selbst kann es für mich, wenn ich will; mein Wille macht mich unsterblich, zu einem Kinde Gottes. Der Kirche gelobe ich ihn, sie hilft mir mein Gelübde halten; sie ist das christliche Predigen und Beten; so bindet sie mein Gemüth, die Phantasie des Glaubens, mit den ewigen Accorden des seligen Himmels, den ich, je mehr die Geschichte vergeht, um so näher als das freie und schöne Leben im Reiche Gottes erschaue. Und welche von den benannten Kirchen hat diese bindende Macht? Gewiß nicht diejenige welche nach einem Glaubensbekenntnisse erst sucht und Hülfe von den Meinungen annehmen will. Indeß da das zur Kritik vorliegende Buch von diesen Sachen Wenig oder gar Nichts enthält, kann ich mich bei dem Gesagten bescheiden.

F. Marquard.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 46. — 15. Februar 1847.

Der Proceß der Tempelherren.

(Fortsetzung aus Nr. 45.)

Einen sehr gewichtigen Beitrag zur Beurtheilung der Schuld oder Unschuld des Ordens gewährt „Die Untersuchung gegen den Orden außerhalb Frankreich" im siebenten Abschnitte. Philipp IV. hatte nicht lange nach der ersten Verhaftung der Templer eine Auffoderung an (den schwachen) Eduard II. von England zu einem ähnlichen Verfahren erlassen. Eduard war erstaunt und sprach sich in einem Schreiben vom 4. Dec. 1307 gegen die Könige von Portugal, Castilien, Aragon und Sicilien dahin aus, daß er es für unziemlich erachte, einen Orden der so Großes für die Christenheit geleistet ohne Untersuchung der Freiheit zu berauben, mit der Bitte, jene Fürsten möchten der Verleumdung kein Gehör geben. Doch erklärt er schon am 26. Dec. 1307, durch die Vorstellungen des Papstes und neues Andringen Philipp's bestimmt, in einem Schreiben an den Letztern, er habe sich von der Schuld des Ordens überzeugt; und er ließ nun, auf ähnliche Art wie Philipp, im Januar 1308 die Templer in seinem Reiche heimlich überfallen und verhaften. Da hier die Angabe der Wahrheit nur auf strenge Vereidung, nicht durch die Folter gefodert ward — ein wichtiger Umstand! — stellen die bei der ersten Untersuchung (bis 18. März 1310) Befragten die sämmtlichen Beschuldigungen völlig in Abrede, behaupten auch, daß die Aufnahme in den Ordenshäusern aller Länder auf gleiche Weise, den bekannten Statuten gemäß, erfolgt sei.

Von der Wahrheit der letztern Aussage überzeugte sich auch eine seit Anfang d. J. 1310 in London eröffnete Untersuchungscommission, obgleich jetzt nach dem Rathe des Papstes gegen einige Angeklagte die Folter, jedoch nach ausdrücklicher Vorschrift „nicht bis zu unheilbarer Schwächung der Glieder oder heftigem Blutverlust" angewandt war, und einige nicht dem Orden angehörige Zeugen vernommen waren. Gleichwol glaubte diese Commission auf einige isolirt stehende Aussagen, die mit Ausnahme einer einzigen von Nichttemplern abgegeben waren, Gewicht legen zu müssen, weil (!) dieselben eine Bestätigung der schwersten in Frankreich gegen den Orden erhobenen Anklagen enthielten. Diese beruhen übrigens fast nur auf Hörensagen, und es treten vorzüglich Minoriten als Zeugen gegen den Orden auf.*)

Ein besonderes Gewicht legte man auch, wie jetzt noch viele Gegner der Templer, auf die Aussagen eines abtrünnigen Templers, Stephan von Stapelbrugge, die deshalb von dem Verf. ziemlich vollständig mitgetheilt werden. Nach diesen gibt es im Orden zwei Arten von Professionen, eine gute, ehrbare und eine ketzerische; bei der letztern wird Christus verleugnet und das Kreuz angespien; ein Idol wird nicht in England, aber nach einem Gerüchte im Orient angebetet; Sodomiterei wird nicht für Sünde erachtet u. s. w. Manche englische Templer schwuren die Ketzerei ab, seit ihnen eröffnet war, sie würden als Ketzer behandelt wenn sie hartnäckig bei ihren Irrthümern verharrten. Ein Concil zu York bestimmte endlich (Juli 1311), daß die Templer, da sie sich von der Anklage nicht gereinigt hätten, zu beständiger Buße (pro perpetua poenitentia) in Klöstern unterhalten werden sollten.

Funfzehn irländische Templer weisen die Anklage sämmtlich mit Entschiedenheit zurück; in Schottland, wo es gerade sehr viele Templer gab, können auffallenderweise nur zwei zur Haft gebracht werden, welche Beide aussagen: Es habe allerdings die Heimlichkeit der Aufnahme an vielen Orten Verdacht gegen den Orden erregt, die Beschuldigungen wider denselben seien aber sämmtlich unwahr. Dennoch wird über die Templer in Irland und Schottland wie über die englischen verfügt.

Auch in Castilien und Leon werden zufolge der von Frankreich erlassenen Auffoderung sämmtliche Templer verhaftet; doch betheuern Alle ohne Ausnahme die Unschuld des Ordens, und der Großpräceptor erklärte, er halte für unmöglich, daß irgend ein Templer die Anschuldigungen habe zugeben können, wenn er nicht durch die Folter dazu vermocht sei. Von drei dem Orden nicht angehörigen Priestern erklärte Einer: Ihm hätten viele Templer gebeichtet, er sei von dem katholischen Glauben aller Mitglieder des Ordens überzeugt.

*) Unter Anderm sagt ein Minorit aus (S. 311): „Ihm habe eine Frau erzählt, sie habe von einem ehemaligen Diener eines Präceptors gehört, es habe sich ein Diener heimlich im Capitelsaal versteckt und gesehen, daß die Templer ein schwarzes Bild mit leuchtenden Augen geküßt, zugleich aber auf das Kreuz gespien" u. s. w.

Ein ähnliches Resultat gaben die Untersuchungen vor dem Concil zu Salamanca für die Reiche Castilien, Leon und Portugal, sodaß hier die Erklärung erfolgte: Die spanische Zunge des Ordens erscheine von jedem Verdachte gereinigt. Der Papst zeigte sich über dieses Ergebniß sehr erbittert und mahnte, man möge nicht thörichterweise das Mittel der Tortur verabsäumen.

In Aragonien und Catalonien hatten sich inzwischen gleich anfangs die Templer in ihre Ordensburgen zurückgezogen, bezeigten dann aber ihre Bereitwilligkeit, die Unschuld des Ordens vor dem Heiligen Stuhle zu verfechten. Auf Geheiß des Papstes stellten sie sich zur Untersuchung vor den Diöcesanbischöfen. Auch hier erfolgte auf einem Concil zu Saragossa die gänzliche Freisprechung des Ordens. Auf Befehl des Papstes bekamen die Mitglieder aus den Gütern des aufgehobenen Ordens einen anständigen Unterhalt.

Auch in Italien gab die Untersuchung kein für den Orden nachtheiliges Resultat. Ein Concil zu Ravenna unter dem Vorsitze des trefflichen Erzbischof Rainald, das sich gleich anfangs bei den Verhören gegen jede Anwendung der Folter erklärt hatte, verlangte, daß nur die erwiesen Schuldigen bestraft, die früher aus Furcht vor der Folter Geständigen, welche später widerrufen hätten, als unschuldig betrachtet werden sollten; das Tempelgut aber auf den Fall, daß der größere Theil der Templer unschuldig befunden würde, zu Gunsten derselben zu verwalten sei.

In Cypern leugneten nicht allein die 75 Verhafteten, sondern auch 35 nicht zum Orden gehörige Zeugen sprachen sich für die Nichtigkeit der Anklage aus. Und doch lebte hier der Orden in gespannten Verhältnissen mit dem Herrscherhause der Lusignan.

In Deutschland endlich verfuhr man gegen die Tempelherren mit einer im Verhältniß zu andern Ländern ausgezeichneten Milde. Hier war durch eine päpstliche Bulle vom 12. Aug. 1308 eine Untersuchungscommission unter vier deutschen Erzbischöfen eingesetzt. Der Erzbischof Peter Aichspalter berief 1310 ein Provinzialconcil nach Mainz. Dort erschien unaufgefodert der Wild- und Rheingraf Hugo, nicht selbst in dem Orden, aber Bruder des Großpräceptors für Deutschland, in Begleitung eines Gefolges von 20 Templern mit der Betheuerung, der Orden sei unschuldig, und einer Appellation an den künftigen Papst und dessen gesammte Geistlichkeit. Auf die später veranstalteten Verhöre erfolgte die Freisprechung der Angeklagten. Wie der Sohn Albrecht's des Langen von Braunschweig-Wolfenbüttel, Otto, welcher der Templercomthurei Süpplingenburg vorstand, bis an das Ende seiner Tage im Besitz des Tempelhofes zu Braunschweig und seiner an die Johanniter überwiesenen Comthurei verblieb, so geschah Aehnliches hinsichtlich der Tempelgüter im Bereiche des Erzbisthums Magdeburg. Obgleich der treulose und ungerechte Erzbischof Heinrich von Magdeburg wegen seiner nahen Verbindung mit dem Papst alle Templer des Erzstifts an Einem Tage aufgreifen ließ, so sah er sich doch durch den Widerstand seiner Ritterschaft, die auch von dem Kurfürsten Waldemar unterstützt wurde, und da die Gefangenen alle wider sie gerichteten Beschuldigungen zurückwiesen, zur Nachgiebigkeit genöthigt. Wie in Böhmen kamen auch in den Marken viele Güter des Templerordens durch Verheirathung der bisherigen Ordensritter, die sich im Besitze derselben behaupteten, in die Hände adeliger Familien (Schulenburg, Jagow); ein großer Theil der märkischen Templer trat in den Orden der Johanniter über, dem wenigstens die meisten Güter der aufgehobenen Ritterschaft zufielen.

Es ist noch eine höchst interessante Untersuchung übrig, welche der Verf., so ausführlich seine sonstigen Mittheilungen über den Ausgang der Templer sind, allzu rasch beseitigt; es ist die über die Motive welche Philipp IV. zur Verfolgung des Ordens bestimmten. Ref. glaubt selbst nicht zu Viel zu sagen, wenn er behauptet, daß Hr. Havemann bei dieser Frage in der allerdings wohlbegründeten Ueberzeugung von der Unschuld des Templerordens und von der Schlechtigkeit ihrer Verfolger sich zu sehr von seiner Entrüstung gegen die Letztern fortreißen läßt, sodaß er bei Beurtheilung ihrer Handlungsweise gerade die gehässigsten Gründe zureichend findet, und nicht nur keine Milderungsgründe für das eingeschlagene Verfahren aufsucht, sondern selbst eine sorgsame psychologische Untersuchung versäumt, bei welcher auch die größten Unthaten wenigstens menschlich natürlich erscheinen. So ist es keineswegs vollständig erwiesen, wenn der Verf. (S. 333) sagt:

> Es kann keiner Frage unterliegen, daß die Absicht Philipp's des Schönen ursprünglich auf den Erwerb des in Frankreich befindlichen Gesammtbesitzes des Ordens gerichtet war —

oder wenn er Habsucht die „Haupttriebfeder" seines Verfahrens gegen die Templer nennt. Auch die Ansicht der Zeitgenossen würde kein entscheidendes Urtheil über die Motive von Philipp's Handlungsweise zu begründen vermögen, da gerade die Zeitgenossen oft nur nach dem äußern Anschein urtheilen; aber die (S. 187) angeführten Stellen gleichzeitiger Schriftsteller sprechen sich auch in der That nicht mit so völliger Bestimmtheit wie Hr. Havemann darüber aus, daß Philipp sich vor Allem von Habsucht leiten ließ.*) Der Verf. weist nun allerdings nach, daß der König seit Verhaftung der Templer die Einkünfte aus den meisten Gütern des Ordens bezog, während er auch den Papst an dem Raube Theil nehmen ließ; doch konnte der König endlich nicht umhin, „sich der unbeweglichen Güter des Ordens zu begeben", und damals verblieben ihm nur die freilich auch nicht unbedeutenden beweglichen Güter desselben. Der beiweitem größte Theil der Ordensgüter in Frankreich, Deutschland, Italien und England wurde aber wirklich den Brüdern vom Hospital überwiesen.

Eine Uebersicht der Größe des Ordensbesitzthums gibt uns der Verf. in ziemlicher Ausführlichkeit im dritten

*) S. 187, Anmerk. 1 u. 2, heißt es nur: „Fuisse, qui persuasum haberent, Philippum regem magis rapinae studio quam religionis quaestionem exercuisse"; und: „Arbitratum est etc."

Abschnitte, woraus wir hier nur die Angaben entnehmen, daß nach Matthäus Paris der gesammte Orden in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts über 9000 Höfe zu verfügen gehabt habe, und nach Maillard de Chambure's Berechnung die jährlichen Einkünfte des Ordens an 54 Millionen Francs betrugen. Es ist nun wol nach Philipp's nicht unrichtig geschildertem Charakter glaublich, daß er mit Begierde seine Hände nach so großen Schätzen ausstreckte; aber wir erhalten nach Allem was wir von ihm wissen keineswegs die Ueberzeugung von einer solchen Verderbtheit seines Sinnes, daß er allein durch Habsucht bewogen sein sollte, wider besseres Wissen von der Unschuld des Ordens die entsetzlichste Verfolgung über denselben zu verhängen, zumal Philipp wohl wissen konnte, was der Erfolg wirklich lehrte, daß er nicht im Stande sein werde, den Grundbesitz des Ordens auf die Dauer in seine Hände zu bringen, ein großer Theil des beweglichen Vermögens der Templer aber nachweislich von den ungeheuern Kosten des Processes gegen dieselben verschlungen wurde. So lange daher noch ein anderes gewichtiges Motiv entdeckt werden kann, das den Entschluß Philipp's zu einer so furchtbaren Maßregel natürlicher erscheinen läßt, ist es nicht blos eine moralische, sondern auch eine psychologische Foderung, das Gewicht desselben nicht zu übersehen. Ein solches aber bietet sich nach den eigenen Mittheilungen des Verf. über die gesammte Stellung des Ordens, der königlichen Macht in Frankreich gegenüber, sehr ungesucht dar, und es ist deshalb von ältern wie von neuern Geschichtschreibern wiederholentlich das Urtheil gefällt, daß Philipp sich hauptsächlich durch politische Rücksichten, die in der Gefährlichkeit des Ordens für den Staat begründet waren, zur Verfolgung desselben bestimmen ließ. Unter Beachtung der allgemeinen Verhältnisse der Zeit werden wir durch die von Havemann mitgetheilten Data hierüber zu noch genauern Aufschlüssen gelangen.

Schon früh erlangte der Templerorden große Begünstigungen durch die Päpste, und durch eine Bulle Alexander's III. von 1172 wurde derselbe unmittelbar unter die Hoheit des päpstlichen Stuhls gestellt, dieses Privilegium aber von den spätern Päpsten mehrfach erneuert und näher bestimmt. Besondere Bevorzugungen erhielt der Orden bei Einsammlung von Almosen schon unter Eugen III. vor der Mitte des 12. Jahrhunderts, und noch Alexander IV. erklärte 1256: „Da andere Geistliche von Habsucht getrieben die Sammlungen der Templer mehrfach beeinträchtigten, so solle man vielmehr den zum Terminiren kommenden Templern freundlich die Kirchen öfnen." Derselbe Papst eifert im Allgemeinen gegen alle Eingriffe der Laien und Kleriker in die Güter und Rechte des Ordens. Wie Alexander III. in der angeführten Bulle dem Orden seine eigenen Priester und Bethäuser zugestanden hatte, die Niemand als dem Capitel unterworfen sind, so bestätigt er demselben das Recht, in Orten die mit dem Interdict belegt sind einmal im Jahre Messe zu halten. Kein Laie oder Kleriker darf nach demselben Erlasse von dem Großmeister oder dem Orden Lehnstreue fodern, und die zuerst von Hadrian IV. gewährte Freiheit der Templer von Zehnten, Zöllen und Abgaben wird bestätigt. Auch Innocenz III., der größte aller Päpste, der selbst der Genossenschaft der Templer angehörte und sich besonders der Mitglieder dieses Ordens zu seinen Missionen an Fürstenhöfe bediente, erklärte, daß keinem Prälaten das Recht zustehe, ein Mitglied des Tempels zu excommuniciren oder eine Ordenskirche mit dem Interdict zu belegen; und Honorius III. sprach über Jeden den Fluch aus der einem Templer Gewalt anthue; widrigenfalls könne er nur in Rom Absolution erhalten.

(Der Beschluß folgt.)

Nordamerikanische Entdeckungsreise.

Narrative of the United States' exploring expedition, during the years 1838—42. By *Charles Wilkes*. Fünf Bände. Philadelphia 1845.

Es ist an obigem Werke schon Das eine Denkwürdigkeit, daß es die Frucht der ersten und alleinigen Expedition ist welche die Regierung der Vereinigten Staaten im Interesse der Seefahrt unternommen und ausgerüstet hat. Zweck derselben war, die Südsee und das Stille Meer zu durchforschen, möglichst genau die Lage desjenigen Theiles des großen antarktischen Continents festzustellen von welchem zu vermuthen ist, daß es mit dem südlichen Australien grenzt, und mehre Fragen in Betreff der Beschiffung der polynesischen Seen zu beantworten. Das Geschwader unter dem Befehle des Verf. hat seine Aufgabe im Laufe von vier Jahren und mit vollständiger Umkreuzung des Erdballs gelöst. Während jedoch nicht zu erwarten ist, daß eine Beschreibung wie die vorliegende voll technischer und wissenschaftlicher Einzelheiten, arm an romantischen Abenteuern und malerischen Schilderungen, in fünf starken, nicht eben gefällig geschriebenen Bänden die Leser d. Bl. im Allgemeinen anziehen dürfte, bietet sie doch Einiges, geographische Nachrichten und Skizzen von Sitten und Gebräuchen, welche für die Mittheilung keines Vorworts bedürfen.

Am 18. Aug. 1838 ging das aus fünf Schiffen bestehende Geschwader von Neuyork unter Segel und erreichte am 10. Sept. des folgenden Jahres Tahiti, ohne daß in der Zwischenzeit irgend namhaft Bemerkenswerthes sich vorfindet. Aber von Tahiti hört man den Verf. gern versichern, daß der Zustand der dasigen, früher so rohen und grausamen Einwohner gutes und kräftiges Zeugniß ablege für die Sänftigung des Charakters durch Religionsunterricht. Er nennt sie ein friedliches, ehrliches, Vertrauen verdienendes Völkchen, und hegt keinen Zweifel, daß dieser günstige Wechsel lediglich das Werk fortschreitender Civilisation sei. Nur scheint er im Ganzen denjenigen Reisenden nicht beizustimmen welche wunderbar liebenswürdige und graziöse Eigenthümlichkeiten entdeckt haben. Von der gepriesenen Schönheit der Frauen spricht er sehr obenhin und hat in den Nationalgesängen und Tänzen nichts Versöhnendes finden können mit der — Ausgelassenheit, um deretwillen die Missionnaire sie streng verboten haben. Dann that es ihm auch leid, die mächtigsten Fürsten Tahitis sich untereinander schlagen zu sehen, nicht um die Ehre der Amerikaner Hemden und Hosen zu waschen, sondern um das Wäscherlohn. Es gibt, behauptet er, keinen nordamerikanischen Indianer der sich dazu herbeilassen würde.

Nach der Abfahrt von Tahiti verbrachte der Verf. mehre Wochen mit Besichtigung und Aufnahme der Samoanischen oder Seemanns-Inselgruppe, eines Archipelagus von acht Inseln, deren drei größte Savaii, Upolu und Tutuila heißen. Die Einwohner stellt er sowol körperlich als geistig über die von Tahiti und rühmt insbesondere die Sittsamkeit, mütterliche Liebe und eheliche Treue der Frauen, — Tugenden die im übrigen Polynesien zu fast ungekannten Dingen gehören.

Am 26. Dec. begann das Geschwader, minus eines vermuthlich gescheiterten Schiffes, seinen antarktischen Kreuzzug, und die Vorgänge während der nächsten zwei Monate dürften wol für manchen Leser das Anziehendste im ganzen Buche sein. Denn es steht gewiß fest, daß von allen gefahrdrohenden und das Gemüth aufregenden Erlebnissen des Seemanns keine, weder an Fürchterlichkeit des Anblicks noch an Wirklichkeit der Gefahr, sich mit denen messen können die ihm in den Polargegenden zwischen schwimmendem Eise den Muth brachen. Nicht die „eisengebundenen" Küsten und verschlingenden Wirbel der gemäßigten und nicht die Gewitterstürme und Orkane der heißen Zone gleichen der grausigen Lage des Seefahrers, den widerstandslos der Wind in eine Menge schwimmender Eisberge hineintreibt. Das haben Alle ausgesagt die glücklich den Gefahren entronnen sind, und wenn der Verf. es ebenfalls sagt, ist es ihm um so mehr zu glauben, da vielleicht Keiner vor ihm in gleich kurzer Zeit Fürchterlicheres bestanden hat. Zwei Monate hindurch schwamm er, Tag für Tag und Nacht um Nacht, fast stündlich von Verderben bedroht, längs der Küste des antarktischen Festlandes. Land war immer im Gesichtskreis, aber es gelang nicht ein einziges mal, es zu erreichen, allerdings nach den dem Werke beigegebenen Abbildungen kein sonderlicher Verlust; denn wildere und ödere Gegenden lassen sich nicht denken. Nichts als eine wellenförmige Reihe schneebedeckter, landeinwärts den Horizont begrenzender Gebirge, wahrscheinlich seit das Klima unserer Erdkugel seine jetzige Temperatur angenommen, noch von keinem lebenden Geschöpf betreten. Die Forschungen des Verf. gingen von Ost nach West durch ziemlich 63 Längengrade.

Von den vier Schiffen war nur das mit dem Verf. am Bord brauchbar geblieben, und zwei stießen erst wieder zu ihm als er am 30. März 1840 vor Neuseeland ankerte. Die jüngsten, zwischen den Eingeborenen und Engländern dort geschlagenen und von den Zeitungen berichteten Kämpfe geben dem Urtheile des Verf. über Erstere doppelten, und weil er Amerikaner ist, dreifachen Werth. Bei allem ihnen zugesprochenen kriegerischen und blutdürstigen Sinne genießen die Neuseeländer in anderer Beziehung einen bessern Ruf als die übrigen polynesischen Stämme. Die meisten Reisenden schätzen nicht allein in ihnen die furchtlosen, entschlossenen Krieger, sondern loben auch ihre männliche Würde und ihren edeln Stolz. Davon will Capitain Wilkes Nichts bemerkt haben. Er zählt sie vielmehr zu den nichtswürdigsten Wilden die ihm vorgekommen, traut ihnen weniger Verstand und weniger Gastfreundschaft zu, findet ihr Aeußeres abstoßend und, was bei den amphibischen Insulanern jenes warmen Meers ganz ungewöhnlich, ihren Körperschmuz horrend. Desto günstiger äußert er sich über die Bewohner von Tonga, der größten unter den Freundschaftsinseln, seinem nächsten Haltpunkte. Er achtet sie für die Besten unter sämmtlichen Eingeborenen auf den Inseln des Stillen Meers, sogar für besser als die Samoanen, denen sie jedoch in mehrfacher Hinsicht ähneln sollen. Näheres Kennenlernen wurde durch einen wüthenden Krieg zwischen dem christlichen und heidnischen Theile der Bevölkerung verhindert, und wenn es wahr ist, was der Verf. andeutet, daß der größere Theil der Schuld auf Seiten der Christen gewesen sei, so mindert sich das Bedauern, daß Letztere seitdem aufs Haupt geschlagen worden und ihre meisten Führer gefallen sind.

Eine wieder unerquickliche Bekanntschaft machte der Verf. an den Bewohnern des Feejee- oder Viti-Archipelagus, einer Gruppe kleiner und zweier großen Inseln, Vitilevu und Vanualevu, nordöstlich von Tonga. Das Klima soll köstlich, die Landschaft malerisch reizend sein, aber Die sie innehaben sind ein rohes, wildes, betrügerisches Geschlecht, schön von Gestalt, ihre Farbe dunkelschwarz und das Haar dickgelockt. Nur entstellen sie sich dadurch, daß sie ihr Haar zu einer Art drähtener Perücke aufstutzen und es in ähnlich grotesker Weise verschneiden wie ehemals die französischen Gärtner Bäume und Hecken. An Geist und Energie scheinen sie ihren Nachbarn überlegen zu sein. Auch sind sie dabei faul und selbstsüchtig, ohne Schamgefühl und unverschämte Bettler, immer untereinander in Krieg, den sie grausam und rachedürstend führen, Kannibalen der verstocktesten Art und böse Sünder in ihrer Häuslichkeit, mit Einem Worte, wie der Verf. sie nennt: „Schufte in jedem Sinne."

Mancherlei diesen Ausspruch rechtfertigende Erfahrungen machten es für Alle an Bord zu einem Freudentage, als sie im September die unwirthlichen Gestade des Feejee-Archipelagus verließen und sich nach den Sandwichinseln wendeten. Sie ankerten auf der Rhede von Honolulu, Hauptstadt der Insel Oahu, und nicht lange, so erschien sie zu bewillkommnen der König der Sandwichinseln, Kamehameha III. Sein dem Werke beigefügtes Portrait mit glattgeschorenem Kinn, zierlicher Moustache und knapper Uniform sticht seltsam gegen die Portraits seiner Blutsverwandten ab, der grimmigen Fürsten von Ambau und Rewa; doch im Punkte künstlerischer Schönheit haben Letztere den Vorzug. Der König ist noch ein junger Mann und der Verf. im Allgemeinen mit ihm ebenso zufrieden wie mit seinen Unterthanen, einem harmlosen, gutgesinnten Volke, das aber auch mit den übrigen Polynesen die Fehler der Trägheit und Charakterschwäche theilt.

Nach Besteigung des Mauna Loa, eines vulkanischen Berges 14,000 Fuß über der Meeresfläche auf Hawaii, der größten Sandwichinsel, und Entscheidung der Frage, ob dieser oder der benachbarte Mauna Kea der höchste, und zwar zu Gunsten des letztern um 193 Fuß, sowie nach einer Reihe anderer wissenschaftlicher Forschungen, namentlich zu Nisqually und Astoria, kam der Verf. am 10. Juni 1842 für seine Person gesund und wohlbehalten wieder in Neuyork an. Die Wissenschaft bleibt ihm zu vielseitigem Danke verpflichtet. 23.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Gelehrtenvereine.

Zu den trefflichsten Neuerungen welche von dem gegenwärtigen Unterrichtsminister in seinem Ressort angeregt sind, gehört unzweifelhaft die Anordnung, daß künftig auf Kosten der Regierung eine übersichtliche Darstellung der Thätigkeit welche die verschiedenen gelehrten Gesellschaften Frankreichs und des Auslandes entfalten angefertigt und der Oeffentlichkeit übergeben werden soll. Es ist Dies eine Maßregel, durch welche sich Salvandy Anspruch auf die Dankbarkeit aller Gelehrten erwirbt. Der erste Band dieses „Annuaire des sociétés savantes", welcher vor kurzem die Presse verlassen hat, liegt uns gegenwärtig vor, und wir bedauern nur, daß die Ausführung dem Plane und der Idee des Ministers nicht besser entspricht. Damit soll nicht gesagt sein, als ob nicht die zahllosen Notizen welche in diesem umfangreichen Bande enthalten sind, des Interessanten und Brauchbaren Viel böten, und als ob wir auch nicht so schon für die Gabe zu Danke verpflichtet wären; aber es ist doch nicht zu verkennen, daß mit den Kräften und Mitteln welche zu Gebote standen leicht Trefflicheres und Gehaltreicheres hätte geliefert werden können. Zunächst fehlt die Einheit, die leitende Idee, daher die Uebersichtlichkeit und systematische Anordnung, mit Einem Worte, das reiche Material welches durch das Zusammenwirken Verschiedener leicht noch vollständiger hätte gemacht werden können ermangelt der gründlichen, durchgreifenden Verarbeitung. Daher schreiben sich unzählige Wiederholungen, welche leicht zu vermeiden gewesen wären, wenn man Das was die meisten Gesellschaften Gemeinschaftliches boten in wenige bezeichnende Worte zusammendrängte. Statt die Statuten aller dieser gelehrten Corporationen, von denen die sogenannten Sociétés royales — es gibt deren in den Departements allein 33 — Stimmrecht für Stadtwahlen haben, in umständlichster Breite auszudrücken, hätte sich leicht durch Aufstellung einiger allgemeinerer Gesichtspunkte ein kürzerer und zugleich übersichtlicherer Modus ergeben. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 47. —— 16. Februar 1847.

Der Proceß der Tempelherren.

(Beschluß aus Nr. 46.)

So wurde der Orden von den Päpsten mit Vorrechten überschüttet, eben dadurch aber ein unausgesetzter Kampf der Kloster- und Weltgeistlichkeit *) gegen ihn hervorgerufen und derselbe vielfach in die Zwistigkeiten Roms mit weltlichen Machthabern verwickelt, bei welchen er immer unbedingt auf Seiten des Papstes stand; man denke nur an die Händel Friedrich's II. im Gelobten Lande!

Schon aus dem Gesagten ergibt sich, welche Gefahren dem Staate von einer Genossenschaft drohten die in noch höherm Maße als die engverbrüderte Weltgeistlichkeit einen Staat im Staate bildete, eine Miliz der Päpste, die sowol durch Reichthum und Waffenführung als durch ihre Verbindung mit der herrschenden Aristokratie gewiß nicht minder bedenkliche Mittel wider die Staatsgewalt in Händen hatte als jene Bettelorden, die allerdings durch ihren Einfluß auf die bewegliche Menge den Fürsten noch öfter gefährlich wurden. **) Als nun aber der Orden „mit Riesenarmen die ganze lateinische Welt umspannte, in seinem Dienste ein Heer von Söldnern stand, bei Päpsten und Königen sein Wort galt, als er voll Stolz und Hochmuth selbst über das Maß von Bewilligungen hinausgriff das die Kirche ihm setzte", da weckte er nicht blos das Gegenstreben der Geistlichkeit und der Städte wider die Ausbreitung seines Besitzthums und seiner Rechte (wobei selbst der hohe Patron der Templer, Innocenz III., sie vor Uebermuth zu warnen nöthig fand), sondern er gerieth auch in Conflicte mit der Staatsgewalt, insbesondere über Anmaßungen hinsichtlich der peinlichen Gerichtsbarkeit. Eine besondere Bedeutung für die weltliche Macht hatte der Orden ferner durch seine grossartigen Geldgeschäfte, theils wegen des Vertrauens das er überhaupt genoß, theils wegen seines Reichthums selbst. So finden wir häufig große Geldsummen den Templern zur Verwahrung übergeben (z. B. die zwischen England und Frankreich stipulirten Gelder unter Ludwig IX. im Temple zu Paris, wie die Kronjuwelen Heinrich's III. von England, und 10,000 Pf. St., welche der londoner Bürgerschaft gehörten, im dortigen Tempelhofe). Wir sehen den Orden als Bürgen bei Verträgen, als Vermittler von Anleihen zur Beseitigung von Geldverlegenheiten der Könige, als Darleiher bedeutender Vorschüsse bei politischen Unternehmungen (z. B. an Karl von Anjou, als dieser das ihm vom Papst übertragene Königreich beider Sicilien in Besitz nehmen wollte).

*) Vergl. oben die Aussagen der Minoriten in England.

**) Nur in Portugal stand der Orden in einer eigenthümlichen Abhängigkeit von der Krone. Der dortige Großpräceptor durfte nicht ohne Genehmigung des Königs gewählt, nur in Gegenwart eines königlichen Bevollmächtigten konnten Ordenscapitel gehalten werden u. s. w.

Wie hoch aber die factische Macht des Ordens zur Zeit Philipp's IV. in Frankreich gestiegen war, Das erkennen wir besonders an einem Vorgange, den Hr. Havemann auf folgende Weise erzählt, ohne denselben in irgend eine ursachliche Verbindung mit der nachherigen Verfolgung der Templer zu bringen, welche doch kaum zu verkennen sein möchte. S. 185:

> Trotz der den Ständen gegebenen Zusicherung, die Münze nicht ferner zu verschlechtern, setzte Philipp diese durch eine 1306 erlassene Ordonnanz abermals herab. In Folge dessen griffen die Bürger von Paris zur Wehr, belagerten den König im Temple, wohin er sich geflüchtet hatte, und wurden nur durch die Tempelherren zum Niederlegen der Waffen bewogen. (Im Temple stand der Schatz des Königs unter doppeltem Verschluß, also daß der eine Schlüssel sich in den Händen des Herrschers befand, der andere von dem Vorsteher der festen Burg verwahrt wurde.)

Wie gefährlich mußte ein Orden einem Könige wie Philipp erscheinen, gerade weil derselbe dem auf seine Hoheit eifersüchtigen Monarchen in seiner Ohnmacht Beistand geleistet hatte!

Wir glauben nach Erwägung aller dieser Verhältnisse ein bedeutendes, ja das Hauptmotiv Philipp's IV. bei Verfolgung der Templer eben in der politischen Stellung des Ordens zu finden; und diese Ansicht gewinnt wol um so mehr innere Wahrscheinlichkeit, wenn wir Philipp's Charakter und sein ganzes in der Zeit selbst begründetes Streben zur Erhöhung der Staatsgewalt über das Papstthum und die Kirche in Betrachtung ziehen. Wahrlich der Sieg den Philipp unter großen Kämpfen, aber gestützt auf den in Frankreich schon rege gewordenen Nationalgeist soeben über das Papstthum erfochten hatte, konnte erst dann gesichert erscheinen, wenn auch die

Ritterorden, die so eng mit dem Papstthum verbunden und so lange eine wesentliche Stütze desselben gewesen waren, ihren Untergang gefunden hatten. Der Gedanke einer Reaction des Papstthums zur Wiedererlangung seiner kaum gebeugten, nicht gebrochenen Macht lag nicht so gar fern, und auf Wen schien sich eine solche besser stützen zu können als auf jene mächtigen Corporationen, in denen sich das Interesse des Adels, dessen Ansehen Philipp gleichfalls durch seine Söldnerheere zu untergraben begonnen hatte, mit dem Interesse der Kirche, dem Staatsoberhaupte gegenüber, verschmolz! Und einen solchen, dem Streben Philipp's so gefährlichen Orden durch Anweisung einer andern Stellung unschädlich zu machen, war für den französischen König wol nicht so leicht wie es Hr. Havemann ohne Weiteres voraussetzt. Der Deutsche Orden hatte glücklicherweise ein neues Feld seiner Wirksamkeit in Preußen gefunden, und schloß sich in Deutschland (späterhin wie schon zur Zeit Friedrich's II.) eng an das Staatsoberhaupt, zumal da er durch das Schicksal des Templerordens gewarnt war. Von dem Johanniterorden schien freilich dem Könige von Frankreich eine ähnliche Gefahr zu drohen wie von den Templern; wir sahen aber, daß Philipp wahrscheinlich auf gleiche Weise auch dessen Untergang beschlossen hatte und daß nur das Ausweichen des Großmeisters ihn rettete. Seitdem aber war auch er gewarnt, und nun fand er allerdings einen der monarchischen Gewalt ungefährlichen Schauplatz seiner Thätigkeit in der Fortsetzung seines Kampfes gegen die Ungläubigen im Mittelmeere, der sich in der Folge, den veränderten Zeitverhältnissen gemäß, vor Allem gegen die dortigen Seeräuberstaaten richtete (Rhodiser, Malteser). Gerade die Templer aber, deren Macht sich besonders in Frankreich concentrirte, hätten wol auch in Frankreich wo irgend möglich ihren Einfluß zu üben versucht, und die Gefahr ihrer Verbindung mit dem Papstthum zur Wiederbegründung der Macht des letztern konnte dem staatsklugen Philipp sehr dringend erscheinen. Daß der Papst selbst bei solchem Stande der Dinge zum Untergange des Ordens die Hand bieten mußte, wirft zwar auf Clemens V. ein nur noch schmachvolleres Licht; aber die Macht Philipp's lag so schwer auf diesem Gebeugten, daß er sich kaum sträuben konnte, das einzige mögliche Werkzeug zu seiner Rettung selbst zu vernichten!

Nur bei einer solchen Ansicht erscheint uns Philipp's Verfahren wider den Orden, wenn auch immer noch entsetzlich, doch menschlich natürlich. Wir wissen, wie die Staatsraison bei Denen welchen die Lenkung der Staaten vertraut ist (wir denken nicht blos an Monarchen, sondern auch an ein Comité de salut public) das Gewissen und jedes sanftere Gefühl zu ersticken vermag, indem der Gedanke des öffentlichen Wohls, der Rettung des Staats, jede Gewaltthat gegen die theuersten Rechte der Einzelnen die sich mit derselben unverträglich zeigen, gerechtfertigt erscheinen läßt. Unzweifelhaft war auch Philipp in einer solchen Ansicht befangen; ja, wir fügen hinzu, in einer daraus natürlich hervorgehenden Selbsttäuschung konnte er sich von der Schuld des Ordens den er verfolgte und verdammen ließ überzeugt halten. War es doch offenbar ganz ähnlich mit seiner barbarischen Verfolgung der Juden! Zwar trieb ihn zu dieser sichtbar genug die Befriedigung seiner Habsucht, aber sollte er sich dabei nicht durch die ganze Ansicht der Zeit, die in jenem Volke nur die verworfenen Verfolger des Heiligen erkannte, gerechtfertigt geglaubt haben? Und ist es nicht wahrscheinlich genug, daß ihn, den Betheiligten, die Geständnisse vieler Templer, die selbst uns noch verwirren, an die Schuld des Ordens glauben lassen konnten, in einem Zeitalter dem der Unsinn des Folterinstituts noch lange nicht klar geworden war, und in welchem der Abscheu vor der Ketzerei jedem Verdachte derselben (wie ganz ähnlich bei den Hexenprocessen in noch viel spätern Zeiten) nur allzu leicht unbedingten Glauben verschaffte? Kalte Bösewichter welche sich selbst der niedrigen Absichten ihrer Vergehen klar bewußt sind wird der psychologische Forscher selten finden; die Leidenschaft ist es, welche meistens zum Frevel treibt, aber sie wird, eben weil das bessere Gefühl niemals völlig erstirbt, zunächst fast immer Selbsttäuschung erzeugen; diese kann jedoch insofern zum Maßstabe der moralischen Verschuldung dienen, als, je größer die Verblendung ist, ein desto höherer Grad selbstsüchtiger Leidenschaft vorausgesetzt werden darf.

Wir schließen diese Anzeige mit dem Urtheile eines ältern französischen Geschichtschreibers über den Templerproceß (Mézeray, „Abrégé chronologique de l'histoire de France", 2 Bde., Amsterdam 1755), durch dessen Vergleichung ebenso wol der Gewinn welchen wir der neuesten Kritik verdanken als die Verdienste der frühern besonnenen Forschung bestimmter vor die Seele treten werden:

> On vit bientôt l'effet de la promesse secrète que le pape Clément avait faite au roi pour le venger des Templiers. Les trop grandes richesses de ces chevaliers, leur orgueil détestable, leur conduite avare et choquante envers les princes et seigneurs, qui passaient en la Terre-Sainte, le mépris qu'ils faisaient des puissances temporelles et spirituelles, par dessus tout cela leurs dissolutions et libertinages les avaient rendus fort odieux et donnaient un spécieux prétexte à la résolution que le roi avait prise de les exterminer.

75.

Romanliteratur.

1. Ein deutscher Leinweber. Zeit- und Lebensbilder aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts von **Ludwig Storch**. Erste Abtheilung: Philipp von Oestreich. Roman in drei Theilen. Leipzig, Weber. 1846. 8. 5 Thlr.

Wir vermuthen, daß dieses Werk noch lange nicht vollendet ist; denn die erste Abtheilung: „Philipp von Oestreich", füllt die drei vorliegenden Bände, und der Leinweber ist darin zwar eine sehr bedeutende, von Zeit zu Zeit auftauchende Erscheinung, doch keineswegs die Hauptperson. Diese ist Philipp von Oestreich, und wir sehen den schönen, leichtsinnigen König in zahlreichen Liebeshändeln, in der unglücklichen Ehe mit der aus Eifersucht wahnsinnigen Johanna von Castilien und in den vielfachen politischen Intriguen, aus denen er nicht immer auf ehrenvolle Weise hervorgeht. Sein Charakter ist durch die drei

Theile consequent durchgeführt; der Leser kann ihm das Interesse bei seinen Liebesabenteuern nicht versagen; der ritterliche Fürst weiß immer wieder die Theilnahme zu gewinnen, selbst wenn er die Achtung verscherzt hat. Das rastlose Bestreben der bis zur tiefsten Verächtlichkeit treulosen Politik zu Ende des 15. und zu Anfange des 16. Jahrhunderts war maßlose Vergrößerungssucht an Land und Leuten. Mit einer nimmersatten Gierde verschlangen die habsüchtigen Fürsten Länder auf Länder, nur um sie zu besitzen; denn zu regieren verstanden sie nicht. Die heiligsten Eide, Gelöbnisse und Versprechungen waren zu Nichts weiter da als um gebrochen zu werden, sobald dadurch ein Vortheil erlangt wurde. Und diese Art von Politik wird nun in zahlreichen Fäden, von den verschiedenen Ländern ausgehend, nach den verschiedensten Interessen gerichtet, vor dem Leser dargelegt. Man verschmäht keinen Weg der Vermittelung: Frauen, Priester und Zigeuner müssen bei dem Gewebe von List und Treulosigkeit behülflich sein; dabei werden die berühmtesten Personalitäten jener Zeit handelnd eingeführt, die Kronenträger beinahe aller Länder müssen eine Rolle übernehmen; sie sind sämmtlich Figuren welche zur Entwickelung des Romans mitwirken und sich unter Zigeunern, spanischen Granden, niederländischen Kaufherren u. s. w. bewegen. Johanna, Philipp's unglückliche Gattin, erscheint gleich im Anfange so unliebenswürdig wie möglich, umgeben von ihren Katzen. Ihre Mutter Isabella tritt ebenfalls in ihrer Individualität als herrschsüchtige Königin, als in ihrem Kinde gekränkte Mutter auf; König Ferdinand, ihr Gatte, als ränkesüchtiger, intriguanter Fürst, dessen ehrgeizige Bestrebungen von Ximenes, dem Erzbischof von Toledo, ja sogar von dem Pagen Ignaz Loyola, dem Gründer des Jesuitenordens, unterstützt wurden. Maximilian, Philipp's Vater, und der unglückliche arme Wladislaw, König von Ungarn, welcher mit seiner schönen jungen französischen Gemahlin oft Hunger leiden mußte, während seine Magnaten schwelgten, wird uns bekannt. Eine Lichterscheinung ist die schöne Margarethe, jene anmuthige Fürstin, welche auch Dichterin war und Philipp's geliebte Schwester. Die bei einem Seesturm selbstgedichtete Grabschrift:

Ci-gît Margote, noble demoiselle,
Deux fois mariée, et morte pucelle.

ist allgemein bekannt. Verstoßen von Frankreichs Königsthron, als ein armes, unschuldiges Kind, Witwe des sanften, liebenswürdigen Herzogs von Savoyen, von dem sie angebetet worden war, und Erbin des spanischen Königthums, sieht man diese unglückliche Tochter Oestreichs und Burgunds, wie sie auch den geliebten Bruder überlebt und sich als Erbherzogin und Statthalterin der Niederlande der Erziehung seiner Kinder widmet. Sie erkannte ihre Aufgabe, Mutter und Herrscherin zu sein. Fugger, der Leinweber, der dem Werke den Namen gibt, spielt nun die Rolle eines Rothschild jener Zeit; er hat das Recht erlangt, Fürsten Geschenke zu machen, ihnen aus Verlegenheiten zu helfen durch seine reichen Darlehen, welche er aus seinen Gold- und Silberbergwerken zieht; er, der Krösus seiner Zeit, hat indeß nicht von seinem Leinwebergeschäft gelassen und ist der einfache Bürger geblieben, geachtet und geliebt von Allen. Unzählige Nebenpersonen tauchen auf und verschwinden, wenn sie ihre Rolle ausgespielt haben. Der Roman ist überreich an Gestalten und an Verwickelungen der Ereignisse. Er umfaßt indeß nur sechs Jahre, deren politische Begebenheiten dem Leser vorgestellt werden, indem die vorhergehenden Ereignisse in langen Erzählungen einzelner Personen mitgetheilt sind. Solche historische Fragmente sind gedrängt und gut zusammengestellt. Das ganze Werk ist ein höchst interessantes, wenngleich man als Roman Manches daran auszustellen haben könnte hinsichtlich der übergroßen Breite und des oft unnöthigen Personenaufwandes.

2. Fräulein Therese. Von George Hesekiel. Altenburg, Helbig. 1847. 8. 1 Thlr.

Eine sehr lebendige, gedrängte, kurze Novelle; unterhaltend ohne erfreulich zu sein; rasch erzählt ohne unnöthige Randbemerkungen; die Charaktere hart skizzirt ohne Schattirung; die Begebenheiten schnell aufeinanderfolgend und mit Wahrheit herbeigeführt. Fräulein Therese ist eine arme, schöne Coquette. Nach dem Tode des Vaters, eines Ministers, kommt sie zum Freiherrn v. Homberg, einem Verwandten. Dort verlieben sich Vater und zwei Söhne in ihre Schönheit. Sie coquettirt mit allen Dreien, wird vom ältesten Sohne entführt, wieder zurückgebracht, mit dem Vater verlobt, und als dieser noch vor der Hochzeit stirbt, nachdem die Braut ihm ihrer Meinung nach Gift gemischt, sieht sie sich dieses vermeintlichen Verbrechens willen dem jüngsten Sohne Otto preisgegeben und wird seine Maitresse. Der Tod des Letztern befreit sie von diesen sündhaften Banden. Er hat sie wirklich geliebt, vermacht ihr sein Vermögen und beruhigt ihr Gewissen, indem er ihr erklärt, daß Das was sie für Arsenik gehalten nur ein harmloses Pulver gewesen sei. Ihr alter Bräutigam war am Schlagfluß gestorben. Sie waltete nun auf den Gütern ihres ältesten Vetters, der sie zuerst liebte, der sie wieder liebt und trotz allem Vorhergegangenen ihr seine Hand bietet, die sie ausschlägt.

3. Wigwam und Hütte. Erzählungen aus dem Westen Amerikas von W. G. Simms. Aus dem Englischen von F. Gerstäcker. Dresden, Arnold. 1846. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

In einem Augenblicke wo Aller Augen auf die Neue Welt gerichtet sind, und sogar viele Augen Auswanderungslustiger, erhält natürlich Alles was diese Neue Welt schildert und die Ferne vergegenwärtigt Werth. Daher mag es kommen, daß jetzt die deutsche Literatur so viel Werke über Amerika bringt. Das vorliegende ist gewiß eins der bessern, indem es in den sechs interessanten und originell gehaltenen Erzählungen sowol das romantische Leben der Wälder mit Ansiedlern und Wilden als auch den Materialismus, die Civilisation der amerikanischen Städte treu und lebendig darstellt. Die Erzählungen sind spannend und voller Begebenheiten mit der Färbung der Wahrheit, psychologischer sowol als physischer. Natur und Gegenden sind treu geschildert, allgemeines wie Localinteresse stets berücksichtigt. Dabei ist jede unnütze Weitschweifigkeit, wie der Engländer deren so gern und oft gibt und der Amerikaner nicht immer vermeidet, umgangen. Ref. kann die vorliegenden Erzählungen mit gutem Gewissen dem Publicum empfehlen als unterhaltend und belehrend, zeitausfüllend und zeitvertreibend, auch anregend ohne beängstigend zu sein. Wir empfehlen sie allen jungen Lesern, Frauen und Männern, da sie sich für Alle gleich fesselnd zeigen werden. 46.

Bibliographie.

Das große Abschieds-Vergnügen auf dem Schurzfell und seine Wehthaten, oder Undank ist der Welt Lohn. Humoristische Scene für lustige Leute. Nordhausen, Fischer. 12. 5 Ngr.

Andersen's, H. C., gesammelte Werke. Vom Verfasser selbst besorgte Ausgabe. 1ster Band. Das Märchen meines Lebens ohne Dichtung. Eine Skizze. 1ster Theil. Leipzig, Lorck. 8. 10 Ngr.

Klassische Bibliothek des In- und Auslandes. 1ster Band. — A. u. d. T.: Laleh Rukh. Eine romantische Dichtung aus dem Morgenlande. Nach dem Englischen des Thomas Moore bearbeitet und mit Anmerkungen begleitet von Wollheim. Hamburg, Schuberth u. Comp. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schweizerischer Bilderkalender für das Jahr 1847, gegründet von M. Disteli, fortgesetzt von seinen Freunden. Solothurn. 4. 5 Ngr.

Cooper, J. F., Ravensnest oder die Rothhäute. Erzählung aus der Colonie. Zwei Theile. Frankfurt a. M., Sauerländer. 16. 25 Ngr.

Dumas, A., Der Chevalier von Maison-Rouge. Historischer Roman. Deutsch von L. Fort. 3te verbesserte Auflage

mit einem Vorwort von L. Bourdin. Drei Bände. Leipzig, Berger. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dumas, A., Albine oder die Erscheinung auf dem Schlosse Eppstein. Roman. Deutsch von A. Schrader. Zwei Bände. Leipzig, Berger. 16. 1 Thlr.

— — Die beiden Selbstmörder oder vier Frauen-Abenteuer. Roman. Deutsch von A. Schrader. Vier Theile. Leipzig, Berger. 16. 2 Thlr.

Frankenberg, E., Der Missionär, oder des Wahnes Doppelgänge. Roman. Drei Bände. Leipzig, Berger. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Geheimnisse aus dem Menschenleben, oder: Merkwürdige Kriminalgeschichten und Rechtsfälle. Nach Pitaval's französischem Werke durch mehrere Verfasser ausgearbeitet. Vier Bände. Wien, Sammer. 16. 28 Ngr.

Allgemeiner Haus-Almanach zur Unterhaltung und Belehrung für das deutsche Volk. 1ster Jahrgang. 1847. Mit Bildern. Wesel, Bagel. Lex.-8. $3\frac{1}{2}$ Ngr.

Hussen's letzte Tage und Feuertod. In Sendbriefen von Pogius an L. Nikolai. (Erstmals gedruckt 1523 zu Costnitz.) 3te Auflage. Reutlingen. 16. 2 Ngr.

Jahrbuch für Katholiken auf das Jahr 1847. Trier, Lintz. 8. 12 Ngr.

Kleist's, H. v., ausgewählte Schriften. Herausgegeben von L. Tieck. 3ter Band (oder) Erzählungen. 1ster Theil. Berlin, Reimer. 8. 15 Ngr.

Kock's, P. de, ausgewählte humoristische Romane. Aus dem Französischen. 22ster Band. Der Leichtsinnige. Ulm, Rübling. 12. à Lieferung 9 Ngr.

Jenny Lind. Eine Skizze ihres Lebens und ihrer Künstler-Laufbahn bis auf die neueste Zeit. 2te gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage von A. J. Becher. Mit Portrait. Wien, Jasper. Lex.-8. 12 Ngr.

Oldenburg, F. A., Augusta. Lyraklänge aus der Geschichte. Mit einer Illustration. Augsburg, Kollmann. 1846. 12. 20 Ngr.

Des Volks-Boten Schweizer-Kalender. 1847. 5ter Jahrgang. Basel, Schneider. 4. 3 Ngr.

Tagesliteratur.

Aichel, C. D. F., Fortgesetzte Bemerkungen über das Verhältniß der Kirche in den Herzogthümern Bremen und Verden zu den symbolischen Büchern der lutherischen Kirche, besonders zur Concordienformel. Gegen Wendt und Pratje. Stade, Pockwitz. 8. 5 Ngr.

Behnsch, O., Dr. Anton Theiner als Widersacher von Joh. Ronge. Beleuchtung der Verhältnisse Beider zu einander und zu der christkatholischen Gemeinde in Breslau. 5te Auflage. Breslau, A. Schulz. Gr. 8. 5 Ngr.

Amtlicher Bericht über die am 11. November 1846 stattgehabte außerordentliche Versammlung des Göttinger Hauptvereins der Gustav-Adolph-Stiftung, nebst dem Bericht des Abt Dr. Lücke über die Berliner Hauptversammlung. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Bittner, J., Wir wissen, an wen wir glauben. Predigt über das heilige Sacrament der Priesterweihe, gehalten am weißen Sonntage. Breslau, Aderholz. 8. 3 Ngr.

Blößt, J. L. W., Predigt im Uebungslager bei Augsburg über Matth. 27, 54 gehalten den 30. Aug. 1846. 2te Auflage. Augsburg, Schlosser. 8. $1\frac{3}{4}$ Ngr.

Bohn, E., Die Spuren der göttlichen Liebe im Unglücke. Predigt nach seiner 6jährigen Amtssuspension gehalten. Jena, Luden. 8. 3 Ngr.

Bonnet, L., Sendschreiben an einen Gegner, die Angelegenheit des Dr. Rupp und den Beschluß des Frankfurter Hauptvereins vom 4. November betreffend. Frankfurt a. M., Brönner. 8. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Der Cölner Cassetten-Diebstahl und die Criminal-Procedur gegen den Kammergerichts-Assessor F. A. Oppenheim. Von L. Rechtlieb. Berlin, Adolf u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Claudius, K., Prophetischer Bilderkalender für das deutsche Volk auf 1847, unter Zugrundlegung der französischen prophetischen Almanache. Ulm, Seitz. Gr. 16. 5 Ngr.

Colonie oder Auswanderung. Variation über das Thema: Bleibe im Lande und nähre dich redlich! Von einem Lehrer. Danzig, Gerhard. Gr. 8. 5 Ngr.

Das Ende der Welt nahet! des heiligen Malachias Weissagungen über die 12 letzten Päpste rc. Zusammengetragen von A. Rennew. (3te Auflage.) Borken, Brunn. 16. $3\frac{3}{4}$ Ngr.

Erklärung des Vorstandes und der Aeltesten der hiesigen christkatholischen Gemeinde, veranlaßt durch den von Dr. Anton Theiner gegen Ronge erhobenen Angriff. Breslau, Schulz und Comp. 8. 2 Ngr.

Fassel, H. B., Reis und Hülsenfrüchte, am Pessach erlaubte Speisen. Ausgesprochen in der Synagoge zu Proßnitz. Prag. Gr. 8. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Kirchliche Feier eines Veteranen-Jahrtages, wie selbe am 15. October 1845 in der Pfarrkirche zu Engerazhofen bei Leutkirch Statt hatte. Mit der dabei gehaltenen Anrede von J. Steigmaier. Lindau, Stettner. Gr. 8. $3\frac{3}{4}$ Ngr.

Ficker, C. G., Wie die Reformation das Wort des Erlösers verklärt. Predigt am Reformationsfeste 1846. Leipzig, Klinkhardt. Gr. 8. 3 Ngr.

Frantz, A., Das Missionswerk. Predigt, zur Feier des Missions-Festes in Halle den 24. Juni 1846 gehalten. Magdeburg, Falckenberg und Comp. Gr. 8. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Friesen's, F., Todesfeier am 15. März 1843. 2te vermehrte Auflage. Berlin, Vereins-Buchhandlung. Gr. 8. 3 Ngr.

Gondon, J., Rücktritt zur katholischen Kirche von 60 englischen Geistlichen oder Universitäts-Mitgliedern und von 50 andern angesehenen Personen. Aus dem Französischen von M. Brühl. Aachen, Cremer. 12. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Hopf, A., Hobelspahn auf der 5. Haupt-Versammlung des Gustav-Adolph-Vereins zu Berlin im Jahre 1846. Ein religiöses Schauspiel. Mit Titelbild. Charlottenburg, Bauer. 16. 12 Ngr.

Hormuth, J., Sei getreu bis an den Tod rc. Predigt zur Feier des Geburtsfestes des Großherzogs Leopold von Baden. Mannheim, Löffler. Gr. 8. $1\frac{1}{2}$ Ngr.

Hoyer, R., Bericht über den Stand der Erziehungshaussache in Oldenburg, der General-Versammlung der Mitglieder des Vereins für Errichtung von Erziehungshäusern erstattet, nebst den Statuten des Vereins. Oldenburg, Schulze. 8. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Kämpfe, G. A., Rufe getrost, und schone nicht! Predigt am Reformationsfeste 1846 gehalten. Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. 3 Ngr.

Kirchner, K. M., Der Mensch lebt nicht vom Brode allein, sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes gehet. Predigt. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. $1\frac{3}{4}$ Ngr.

Krauß, J. A., Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen. Predigt. Augsburg, Schlosser. 8. $1\frac{3}{4}$ Ngr.

Misch, F. R., Petition für die Juden in Preußen. Stettin, Nicolai. Gr. 8. 10 Ngr.

Rothschild. Ein Urtheilsspruch vom menschlichen Standpunkte aus. 2te Auflage. Herisau, Literarisches Institut. 24. 3 Ngr.

Stern, H., Glaubensgründe. Frankfurt a. M. 8. 5 Ngr.

Widenmann, G., Das Bekenntniß der Deutschkatholiken und Lichtfreunde. Nebst einem Nachwort an G. G. Gervinus. Pforzheim, Flammer und Hoffmann. Gr. 8. 7 Ngr.

Witthaus, J. L., Aufruf zu den Mäßigkeits- oder Entsagungs-Vereinen. Oldenburg, Schulze. 12. $3\frac{3}{4}$ Ngr.

Wucherer, J. F., Zu einem Zeugnis. Fünf Predigten. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 5 Ngr.

Zur Verständigung über Gymnasialwesen von A. A. Leipzig, Arnold. Gr. 8. 4 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 48. — 17. Februar 1847.

Vierzehn Tage Heimatluft. Von J. Venedey. Leipzig, Jurany. 1847. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Nach vierzehn Jahren Verbannung vierzehn Tage Heimatluft! Sie sind dem wohlmeinenden Venedey sauer gemacht worden diese vierzehn Tage. Es braucht viel Hin- und Hergeschreibe mit hohen Behörden, um einem Verbannten, der für die große Aufgabe Preußens begeistert und nach Beseitigung aller revolutionnairen Gelüste ein eifriger Anhänger des „gesetzlichen" Widerstands geworden ist, einige Athemzüge am freien deutschen Rhein zu gönnen; um ihn einen greisen Vater und andere alte und neue Verwandte umarmen zu lassen; um ihm zu erlauben, mit einem östreichischen Fürsten zwar nicht laut zu denken: „Nicht Preußen, nicht Oestreich, sondern Ein Deutschland!" — denn Venedey mußte „angeloben", sich „von jeder Art politischen Wirkens und Treibens gewissenhaft fern zu halten" — aber es doch auf deutschem Gebiete stillschweigend denken zu dürfen. Das Alles ist in den Abschnitten „Heimkehr", „Vorwärts", „Der Rhein" und „Gesetzlicher Widerstand" ausführlich zu lesen.

Unter der Rubrik „Provinzial-Landtage und Landtagsabschiede" macht Venedey die so wahre als feine Bemerkung, wie sich die preußische Regierung den Provinzialständen gegenüber noch nicht „an den Ton einer europäischen Großmacht" gewöhnen könne. Es seien nur Spiegelstücke, die ihr das eigene Bild reflectiren sollen, und sie sehe sich also in ihrer ganzen Größe. Von großem Interesse ist am Schlusse des Abschnitts das Verzeichniß der Rechte welche die Provinzialstände nicht besitzen, sowie die mit zahlreichen Beispielen belegte Entwickelung des Hauptgrundsatzes der Politik der Regierung, sich in besondern Fällen die Entscheidung vorzubehalten. Es ist Dies eine sehr weise Maxime. Da sich jeder Fall im Falle befindet ein besonderer Fall zu sein, so wird damit eine Regierung so ziemlich in allen Fällen ausreichen. Hatte sich doch schon in „Welt und Zeit" ein berühmter Staatsmann mit der hier nicht wiederzugebenden vollen Naivetät seines Provinzialdialekts in ganz gleichem Sinne ausgesprochen. „Ich will auch eine Constitution machen", sagte er, „aber die vollziehende Gewalt behalte ich für mich; um die gilt's." Endlich ist noch auf S. 159 eine sehr gelungene Anwendung des bekannten Sprüchworts zu lesen „Wo Nichts ist hat der Kaiser sein Recht verloren". In der „Emancipation der Juden" vertheidigt der Verf. den nicht neuen, aber sehr richtigen Satz, daß es sich hierbei vielmehr um eine Emancipation der Christen handele. Er hätte nach statistischen Vergleichungen noch hinzufügen können, daß die Juden in Folge der weisen christlichen Gesetze, die sie vor schädlichen und ungesunden Gewerben bewahrt und in den größern Wohlstand hineingepeitscht haben, ein höheres Durchschnittsalter erreichen; daß sie also in jeder Beziehung auf Kosten der Christen nicht blos leben, sondern auch länger leben.

Die Betrachtung der „religiösen Wirren" drängt auch Venedey die wahre Bemerkung auf, daß die von Ultramontanen am Rhein veranstalteten großen Processionen und Kirchenparaden Nichts weniger als bedeutungslose Spectakelstücke sind. Das Paradiren ist zugleich ein Exerciren, der offen zur Schau getragene Schein der Stärke vergrößert die wirkliche Stärke der Partei; und wie sehr es diese Partei versteht, sich unter Umständen der ochlokratischen Elemente zu bedienen und die Kirchenfahnen der Processionen mittels einer leichten Manipulation in Kriegsfahnen zu verwandeln, davon hat sie in der Schweiz zur Warnung im Großen schon zahlreiche Beispiele im Kleinen gegeben. Darum braucht aber mit Venedey von keinem „leichtsinnig ausgeworfenen Funken Ronge's" die Rede zu sein. Ist es doch schon genug, daß sich einige gierig zugreifende Hände an diesem „leichtsinnig ausgeworfenen Funken" die Finger verbrannt haben und diese wenigstens vorläufig etwas einziehen mußten. Schließlich möchte Venedey alle Religionen „durch ein festes Band an den Staat gekaüpft" sehen. Aber über die Frage: „Wie die Verwachsung des Staats mit der Religion zu vermitteln sei?" fühlt er keinen Beruf im Einzelnen näher einzugehen, „wenn ihm diese Durchfühtung auth schon heute klar wäre". Doch gerade über die Mittel dieser Vermittelung hätte man gern etwas Näheres vernommen; denn „um die gilt's". Venedey glaubt, den Gegensatz feindlich widerstreitender Interessen dadurch aufheben zu können, daß er für eine lange Reihe von „Ständen", sowie für alle Religionen Sitz und Stimme in den „Reichsständen" in Anspruch nimmt. Das Aufheben würde indessen

auch in diesem Falle nur die Bedeutung des Aufbewahrens und Conservirens haben.

Auch im Aufsatze „Arbeit und Geld" beseitigt er die Hauptfrage, wie der Schutz der Arbeit gegen das Capital zu verwirklichen sei? nur mit einer andern Frage: „Ob Dies durch ein allgemeines Creditwesen im Interesse der Arbeit geschehen könne, ob durch bestimmte Gesetze zur Beschränkung der Uebermacht des Capitals gegenüber der Arbeit, ist eine Frage die nach Zeit, Art und Verhältnissen beantwortet werden kann." Allein auch dieser Aufsatz hätte nur gewonnen, wenn er mit Rücksicht auf die Zeit der Gegenwart, auf das jetzige Deutschland und die jetzigen Verhältnisse und Misverhältnisse zwischen Arbeit und Capital, statt zur Allgemeinheit „des ewigen und allthätigen Grundsatzes" bis zu einer speciellern Anwendung desselben gekommen wäre.

Reich an concretem Inhalte ist der Artikel „Slawismus". Auch darin muß man Venedey beipflichten, daß unter den Slawen, wo es keinen Mittelstand gibt, „der Schritt von der Herrschaft der einzelnen Berechtigten zur Herrschaft der Masse ein viel leichterer ist" als in den andern Staaten Europas. Wenn er aber von „einem im höhern Sinne aufgefaßten Communismus" spricht, und darunter „die Herstellung von Zuständen zum Gesammtbesten der Masse des Volkes" versteht, so wird mit solchen vagen Bezeichnungen nur die Gedanken- und Sprachverwirrung vergrößert, die ohnehin schon in der Beurtheilung des Communismus und Socialismus herrscht. Weder Radicale und Liberale, noch Aristokraten, Conservative, Ultramontane u. A. werden Anstand nehmen, sich zu diesem Communismus zu bekennen; aber ein Etwas das sich allen Parteien und Richtungen in gleicher Weise anfügt, ist wol — Luft. Der wahre und wirkliche Communismus dagegen hat seine bestimmte geschichtliche Entwickelung und darum seine bestimmte Bedeutung. Er hat es entweder auf Vernichtung alles Privateigenthums oder doch wenigstens auf Vernichtung des Eigenthums an unbeweglichen Gütern abgesehen. Dieser wahre und eigentliche Communismus steht aber im grellen Widerspruche mit der Menschennatur selbst und soll von allen besonnenen Volksfreunden als irrig und verderblich bekämpft werden, ohne noch einen sogenannten „im höhern Sinne aufgefaßten Communismus" nebenbei laufen zu lassen.

Im Abschnitt „Reichsstände" weiß es Venedey so gut wie Andere, daß die Gliederung in drei oder vier Stände ihre frühere Bedeutung völlig verloren hat, daß sie nicht blos veraltet, sondern geradezu abgestorben ist. Aber er kommt mittels einer neuen Schematisirung zu einer neuen Abstraction, die sich mit den Bedürfnissen des wirklichen Lebens, mit den tausendfachen Verkettungen der Berufsweisen und ihrer Interessen in der Neuzeit nicht viel besser verträgt. Er will nämlich das preußische Volk in zwölf Interessen-Provinzen zerlegt und hiernach in den „Reichsständen" repräsentirt haben: Kaufleute, Industrielle, Handwerker, Fabrikarbeiter, Hauseigenthümer, Grundbesitzer, Pächter, Ackerbauarbeiter, Geistlichkeit aller berechtigten, selbständigen, lebenskräftigen Religionen, Lehrer aller Schulen, Gelehrte aller Wissenschaften, Künstler jeder Art. Aber wie mannichfach mischen und verbinden sich doch jetzt schon die commerciellen, industriellen und landwirthschaftlichen Thätigkeitsweisen in denselben Personen! Industrielle sind nicht selten auch Handelsleute und Landwirthe, wie Landwirthe Industrielle; in vielen Gegenden sind die Fabrikarbeiter zugleich kleine Grundbesitzer und Ackerbauarbeiter, die Pächter oft auch Grundeigenthümer und Ackerbauarbeiter u. s. w. Sollen unter den Handwerkern nur die Meister oder nebenbei die Gesellen vertreten werden? Ihre Interessen sind oft widersprechend genug. Warum sind nicht auch die Taglöhner repräsentirt, die nicht Fabrikarbeiter und nicht Ackerbauarbeiter sind? Und nun gar ein „Stand" der „Hauseigenthümer"! Welche Gesetzgebung könnte hier nach dem Plus und Minus der Berufsarten und der sich durchkreuzenden Interessen ein Auseinander zu Stande bringen ohne ein Durcheinander, ohne eine Grenzverwirrung, die durch keine actiones finium regundorum zu schlichten wäre?

Schon in der Gliederung des menschlichen Organismus gibt die Natur selbst viel weisere Fingerzeige als wir sie von einer schematisirenden Staatskünstelei erwarten dürfen. Der Sitz des den ganzen Menschen beherrschenden Willens, das Gehirn, besteht wol aus derselben Substanz wie die Nerven; aber es ist keine Mosaik von Stücken Seh-, Hör-, Riech-, Geschmacks-, Gefühls- und Bewegungsnerven. Oder glaubt Venedey durch Auswahl der vier besten Artilleristen, Cavaleristen und Infanteristen den besten Generalstab componiren zu können? Er würde schwerlich damit zu Stande kommen, aus dem einfachen Grunde, weil für einen tüchtigen Generalstabsoffizier nicht die möglichst große Kenntniß und Fertigkeit in dieser oder jener Specialwaffe erfoderlich ist, sondern vielmehr die ganz eigenthümliche Fähigkeit, die Wirkungsweise aller Specialwaffen in ihrer Verbindung beurtheilen zu können. Gerade so wie im militairischen ist es aber auch im politischen Staate. Lasset Kaufleute durch Kaufleute, Fabrikanten durch Fabrikanten u. s. w. wählen, und ihr werdet gute Kaufleute und Fabrikanten, aber schlechte Gesetzgeber haben. Für tüchtige Gesetzgeber bedarf es vielmehr der eigenthümlichen Fähigkeit, die gegenseitige Förderung und den gegenseitigen Widerstreit aller Arten materieller und ideeller Interessen zu beurtheilen; sowie eines Manneskarakters, der sich über die einseitigen Interessen und Vorurtheile seines besondern Standes und Berufs möglichst zu erheben vermag. Was aber ihre Berufung betrifft, so darf man füglich dem gesunden Sinne des Volkes vertrauen, sowie einem ausgedehnten System activer und passiver Wahlfähigkeit, welches den geistig und ökonomisch selbständigen Theil der gesammten Staatsbürgerschaft umfaßt. In unserm Volksleben ist bereits eine hinlänglich weite Basis für ein solches Wahlsystem gegeben, ohne daß man sich vor einer französisch oder englisch parlamentari-

schen Aristokratie des Reichthums zu fürchten hätte; und es ist die Aufgabe der Gesetzgebung, diese einzig naturgemäße Basis der Wahlrechte mehr und mehr zu erweitern, und endlich die politische Mündigkeit durch Verbreitung tüchtiger Volksbildung und durch Sicherung der ökonomischen Existenz aller Arbeitsfähigen auch über alle bürgerlich Mündigen auszudehnen. Wollte indeß Venedey mit seinem Schema nur darauf hinweisen, daß sich in Deutschland die politische Anerkennung jedes selbständigen Staatsbürgers und die völlige Beseitigung eines politisch bedeutungslos gewordenen Ständeunterschieds so bald nicht erwarten lassen; daß aber seine „ständische" Verfassung mit besonderer Vertretung auch der arbeitenden Classen wenigstens jeder andern, ohne eine solche Vertretung, vorzuziehen sei: so wäre dagegen Nichts einzuwenden.

Der Verf. hat seine Schrift „Hrn. Georg Fein aus Braunschweig, gegenwärtig in ?" gewidmet. Fein ist seitdem glücklich in Neuyork angekommen. Er wird im Laufe dieses Jahrs die Vereinigten Staaten bereisen, um sich zumal mit den Zuständen der Deutschen in Nordamerika genauer bekannt zu machen, und schwerlich lange anstehen, die Geschichte seiner Leiden und seiner Erlebnisse in Luzern und in Wien zur Oeffentlichkeit zu bringen. Inzwischen hat er lebhaften Antheil am Schicksal der deutschen Einwanderer in dieses Land genommen, und die allgemeine Indignation getheilt welche dort wegen der Mishandlungen herrschte die man sich an den aus dem Orte Großzimmern im Großherzogthum Hessen emigrirten Proletariern hatte zu Schulden kommen lassen, ohne jedoch zu verkennen, daß zur gerechten Würdigung des gegen die Unglücklichen beobachteten Verfahrens erst noch die weitern Aufklärungen des hessischen Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten zu erwarten sind. Venedey läßt eine tadelnde Bemerkung über Fein's Theilnahme am Freischarenzuge gegen Luzern in seine Widmung einfließen. Will er sich damit gegen jede thätige Einmischung der Fremden in schweizerische Angelegenheiten aussprechen, wodurch gewöhnlich der Sache der sie zu dienen meinen am wenigsten gedient ist, so muß man einverstanden mit ihm sein. Er scheint indeß, wie darauf auch eine von der augsburger „Allgemeinen Zeitung" mitgetheilte Stelle aus einer seiner andern Schriften hindeutet, die schweizerische Jesuitenfrage überhaupt, nach seinem Princip des gesetzlichen Widerstands, mit zu abstract gehaltenem Maßstabe zu bemessen.

Ich begreife es — sagt er — wie es kommt, daß ganz tüchtige Leute, daß Kernmenschen wie die Urschweizer sich in die Arme der Jesuiten werfen. Zeigt mir eure Thaten! Und die der Freunde der Freiheit sind Verschwörung, Aufruhr, Ueberfall ohne Kriegserklärung, Anarchie im Innern wie nach außen. Und die der Jesuiten heißen: Volkserziehung (!), Krankenpflege (?), Waisenaufnahme (?). Die Absichten sind freilich bei den Freunden des Fortschritts: Freiheit und Volksglück, bei den Jesuiten: Knechtsdemuth und Ausbeutung der Dummheit. Aber diese Absichten liegen in der Tiefe, die Mittel welche Beide anwenden schwimmen auf der Oberfläche, sind handgreiflich und für Jedermann klar wie der Tag. Und da wundert ihr euch, daß die Jesuiten in der katholischen Schweiz das Volk auf ihrer Seite haben, während die Volksfreunde mit blutigen Köpfen nach Hause geschickt werden? Ich sage euch, ihr werdet noch ganz andere Wunder erleben, wenn ihr nicht begreift, wo die Unmacht der Jesuiten lag, so lange sie glaubten, daß der Zweck die Mittel heilige, und wo ihre Macht liegt, seitdem sie denken oder handeln, als ob das Mittel den Zweck heiligen könne.

Allein es ist in der Schweiz Wenig davon zu gewahren, daß die Jesuiten auch nur scheinbar so handeln, „als ob das Mittel den Zweck heiligen könne". Ihre Proselytenmacherei unter der Hülle einer nur gelegentlichen und höchst dürftigen Krankenpflege und Waisenaufnahme liegt zu obenauf, als daß sich dadurch irgendwer täuschen ließe der nicht zur harten Schale gehört hinter welcher die „Kernmenschen" der Urschweiz kaum mehr herauszuklauben sind. Die Volkserziehung ist überall vernichtet worden wo die Jesuiten zur Herrschaft kamen. Um die Volkserziehung in ihrer Blüte, um eine zweckmäßige Sorge für Kranke und Waisen in großem Maßstabe zu finden, muß man in die jesuitenfeindlichen Cantone gehen. Und haben die Jesuiten und Jesuitenfreunde bei den Aufständen im katholischen Aargau und im Wallis weniger in ihrem Berufe gearbeitet, „in Verschwörungen, Aufruhr und Ueberfällen ohne Kriegserklärung", als die Jesuitengegner? Wahr ist, daß die täppisch zufahrenden Freischaren entweder von Luzern heimgeschickt oder dort zurückbehalten wurden; allein wie erklärt sich das Misglücken der beiden Freischarenzüge? Gewiß nicht aus der aufopferungsfähigen Hingebung womit sich die urschweizerischen „Kernmenschen" in die „Arme der Jesuiten" geworfen haben. So weit haben es die Jesuiten nicht einmal in den kleinen katholischen Cantonen mit der „Ausbeutung der Dummheit" gebracht. Der „handgreiflich und für Jedermann klar wie der Tag" vorliegende Grund ist vielmehr der, daß der General Zufall auf beiden Seiten commandirte, und auf Seite der Freischaren die Confusion sogar noch etwas größer werden ließ als bei ihren Gegnern. Völlig irrig ist aber die Ansicht, „daß die Jesuiten in der katholischen Schweiz das Volk auf ihrer Seite haben". Die Haltung der katholischen Bevölkerung in den Cantonen Tessin, Solothurn und selbst in St.-Gallen, die jüngsten, wenn auch misglückten Bewegungen im Jesuitencanton Freiburg und die reißend fortschreitende Discreditirung der Jesuitenregierung im katholischen Canton Luzern selbst sind „handgreifliche und für Jedermann klare" Gegenbeweise. In der That sieht die große Mehrheit der schweizerischen Bevölkerung in der Jesuitenfrage viel richtiger aus der Nähe als Hr. Venedey aus der Ferne. Man kämpft gegen die Jesuiten, nicht weil diese die katholische und die reformirte Schweiz in zwei feindliche Lager gespalten haben, sondern um durch Vernichtung der Herrschaft der jesuitischen Faction in einigen wenigen Cantonen eben dieser Spaltung, und damit der Auflösung der Schweiz selbst bei Zeiten vorzubeugen. Man begreift das Eindringen der Jesuiten, dieser Fremden ohne Vaterland, als den

Anfang einer, wenn auch im Namen der Kirche unternommenen, fremden politischen Intervention. Darum gibt es in der Schweiz weder eine reformirte noch eine katholische, sondern es gibt zwei politische Hauptparteien: eine schweizerisch-jesuitenfeindliche und eine unschweizerisch-jesuitische. Auf welcher Seite der Sieg sein wird, kann nicht zweifelhaft sein, wenn man die Schweizer selbst gewähren läßt; wenn nicht das Ausland die von den Jesuiten heraufbeschworene „Anarchie“ im Namen der „legitimen Ordnung“ auf ähnliche Weise wie früher in Polen zu „conserviren“ trachtet, um endlich mit neuseeländischer Politik ein unruhiges Menschenleben durch dessen Beisetzung im Magen wieder zur Ruhe zu bringen. Doch möchten Alpen und Jura vielleicht eher noch zu verspeisen als zu verdauen sein.

Kann man mit den Ansichten Venedey's nicht durchweg übereinstimmen, so ist doch der Ernst und die Milde einer tüchtigen und ehrenwerthen Gesinnung anzuerkennen die aus allen seinen Schriften hervorleuchtet. Auch Das ist an ihm zu loben, daß er mit allen Andern die eine ähnliche Schule durchgemacht die revolutionnairen Kinderschuhe schon lange ausgetreten hat. Die gar zu bequeme Politik der revolutionnairen Phrasen ist in den letzten Jahren auf ein jüngeres Geschlecht von Schriftstellern übergegangen, die noch die Staaten zu erschüttern meinen, wenn da und dort ein deutscher Trinker, eine ihrer Flugschriften in der Hand, mit der geballten Faust auf den Biertisch schlägt, und wenn nicht die Schwerter doch die Gläser klirren macht. Vielleicht aber muß es im Gährungsproceß des Völkerlebens stets auch solche Käuze geben. 59.

Literarische Notiz aus England.

Zur biblischen Kosmogenie.

Die Bemühungen der Gelehrten, die Ergebnisse der neuesten Naturforschungen mit den Darstellungen der Ueberlieferungen der Vorwelt, wie sie in den Mosaischen Urkunden u. s. w. vorhanden, in Uebereinstimmung zu bringen, sind noch nicht zu Ende. Glücklicherweise tragen dergleichen Anstrengungen nicht alle den Stempel jenes blinden und bigoten Köhlerglaubens, wie er unter Anderm dem früher in diesen Blättern besprochenen Werke des Engländers Forster über Arabien aufgedrückt ist. Auch von Andern, die nicht befangen sind in den Ketten blindgläubiger Orthodoxie, wird Gleiches versucht. An Geist, Scharfsinn und Gelehrsamkeit zeichnet sich bei dieser Aufgabe D. M. J. Henry's „L'Egypte Pharaonique etc.“ aus. Zwar läßt er bei Würdigung der Mosaischen Urkunden die Annahme göttlicher Offenbarung oder Eingebung nicht gelten, nimmt aber für dieselben die Wahrhaftigkeit und Richtigkeit ihrer geschichtlichen Nachrichten in den wesentlichen Punkten in Anspruch. Die gegründeten Einwendungen, welche man namentlich gegen die Richtigkeit der Darstellung der Schöpfungsgeschichte erhoben, mißt er dem Umstande bei, daß bei Abfassung der unter dem Namen Vulgata bekannten lateinischen Uebersetzung man die rabbinischen Glossen sich zur Richtschnur habe dienen lassen, und daß die Irrthümer die man sich mit zu Schulden kommen ließ auch in die meisten der andern spätern Uebersetzungen übergegangen sind. So weist er unter Anderm sehr triftig nach, daß die alexandrinischen Juden (in der Annahme, daß das Himmelsgewölbe eine feste, gleichsam gläserne Kuppel sei, oder daß es „wie die Eischale das Ei, so die Erde als sein Dotter einschließe“) das Wort רקיע (rakih) im 6. Verse des 1. Capitels 1. Buch Mosis als „Firmament“ ([illegible]) gedeutet, während es Ausdehnung, Verminderung, Verflüchtigung, Verdunstung bedeute. Um die Uebereinstimmung der Schöpfungstage oder Epochen in der Genesis mit der Reihenfolge der Könige in der Dynastie der ägyptischen Götter darzuthun, springt der Verf. jedoch mit dem Text der Genesis ziemlich willkürlich um, indem er die Verse 14—19, die Schöpfung der Sonne und des Mondes beschreibend, vor die Verse 11—13, die Schöpfung der Pflanzenwelt darstellend, setzt, wodurch es ihm gelingt, die Identität der Epoche der Erschaffung des allgemeinen Chaos auf vulkanischem Wege mit der des ägyptischen Vulkan Phtha, der nach der ägyptischen Götterlehre dem Chaos gebot, — der Epoche der Verdunstung des Wassers und dem Erscheinen der Sterne durch den Wolkenhimmel mit der des Agathodämon, der zweiten Gottheit die über Aegypten herrschte, — der Epoche der Erschaffung der Sonne und des Mondes mit der des Saturn oder der Zeit der dritten Herrschaftsepoche in Aegypten, — der Epoche der Hervorrufung der Pflanzenwelt mit der des Osiris und seiner Frau Isis, der Symbole des Ackerbaus, — der Epoche der Schöpfung der Reptilien und Fische mit der des Typhon, des Sinnbildes der Seen und Ueberschwemmungen in Aegypten, — endlich der Epoche der Schöpfung der Vierfüßler und des Menschen mit der des Horus, des Sohnes der Isis, plausibel zu machen. Hr. Henry bekämpft auf das entschiedenste die Annahme, daß die Sündflut eine über die ganze Erde verbreitete Ueberschwemmung gewesen sei, und mit Ausnahme der Noahiden das ganze Menschengeschlecht vertilgt habe. Er nimmt vielmehr an, daß aus diesem großen „Verhängniß“ mit den zahlreichen Völkerstämmen die demselben entronnen eine bedeutende Masse vorsündflutlicher Kenntnisse und Wissenschaften sich auf die spätern Geschlechter vererbt, wovon sich die deutlichsten Spuren in den historischen Ueberlieferungen beinahe aller alten Culturvölker vorfinden. Diese aus der vorsündflutlichen Zeit auf die Nachkommenschaft vererbte Wissenschaft glaubt er in der Geheimlehre des ägyptischen Priesterthums zu erkennen. Aus der Thatsache, daß die Cultur Aegyptens den Nil herab aus Aethiopien gekommen ist, und daß die äthiopische Race diesseit und jenseit des Rothen Meeres in Afrika und Asien sich befindet, glaubt er schließen zu dürfen, daß Arabien mit Aegypten früher Eins gewesen, die Colonie der Noahiden (Mizraim) nicht über die Landenge von Suez, sondern auf dem frühern Landwege aus Südarabien dorthin eingewandert, daß die große Naturrevolution, welche einen Theil Asiens und Afrikas überschwemmt, zwischen dem Ländercomplex Arabiens und Aegyptens die lange Bucht des Rothen Meeres gebildet und zugleich dem Nil seinen Lauf ins Mittelmeer vorgeschrieben habe. Das Letztere beweist er aus den chronologischen Berechnungen die de Rosière über die Anschwemmungen angestellt, welche dem Nilthale und dem ganzen Unterägypten seine jetzige Gestalt gegeben haben. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 49. —— 18. Februar 1847.

Oestreichische Dichter.

1. Gedichte von Alfred Meißner. Zweite stark vermehrte Auflage. Leipzig, Herbig. 1846. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
2. Ziska. Gesänge von Alfred Meißner. Leipzig, Herbig. 1846. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
3. Neuere Gedichte von Moritz Hartmann. Leipzig, O. Wigand. 1847. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
4. Gedichte von Johannes Nordmann. Leipzig, Weber. 1847. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
5. Ein Märchen. Gedichtet von Heinrich Ritter von Levitschnigg. Pesth, Heckenast. 1847. 12. 1 Thlr.
6. Ein Stück Leben. Ausgeschnitten von Ludwig Foglár. Pesth, Geibel. 1847. Gr. 8. 25 Ngr.

Es ist eine Thatsache, die sich nicht leugnen, ja nicht einmal mehr ignoriren läßt, daß von allen Richtungen unserer gesammten Literatur seit diesem Jahrhundert, selbst wenn man die noch hereinragenden Leistungen der sogenannten classischen Literatur ganz außer Acht läßt, vorzugsweise die Lyrik reichliche Blüten und Früchte getragen hat. Es mag zwar gern zugegeben werden, daß unter der großen Masse der Erscheinungen ungeheuer viel Mittelmäßigkeit, talent- und poesielose, selbst ganz abgeschmackte Sachen enthalten waren; allein die Zeit, ein Jahr schon reicht dazu hin, diese einer ewigen Vergessenheit anheimzugeben, und Das was wirklich poetischen Kern und historische Kraft in sich trug von der Spreu zu sondern. Oft sollte man glauben, daß die große Masse unserer neuern lyrischen Erscheinungen, die aus allen Ecken und Enden des gesammten Vaterlands hervorwachsen, in ihrer durchschnittlichen Mittelmäßigkeit dazu beitragen mußten, nachgerade jedem Poeten doch wenigstens die Augen darüber zu öffnen, daß mit den alten Rhythmen und den alten Stoffen nichts Neues mehr hervorzubringen sei, und daß das Publicum allmälig ganz die Lust an solchen Productionen verlieren müsse, namentlich wenn sie, wie Dies so häufig zu gewahren ist, mit entschiedener Talentlosigkeit und geistiger Hohlheit hervorgebracht als leeres Reimgeklingel ihm vor die Augen treten. Allein die mittelmäßigen Productionen kommen oft fast nur in den Buchhandel, und ihr ganzes langes Leben besteht darin, daß sie vom Verlagsorte nach einem der Hauptpunkte des deutschen Buchhandels versandt und von da ihre Reise nach den verschiedenen Sortimentshandlungen in allen Gegenden Deutschlands antreten, um in einem Jahre wieder rein und unversehrt als gute Krebse zurückzukommen; dagegen haben die bessern lyrischen Productionen der neuesten Zeit, deren es just nicht wenige sind, Erfolge errungen mit denen kein anderer Zweig der gesammten Literatur den Vergleich aushalten kann, und die in ihrer Gesammtheit beweisen, daß sie dem gegenwärtigen Leben des Volkes eng verwachsen, aus seinem innersten Kern hervorgegangen sind. Die Gründe dieser literarischen Erscheinung oder, wenn man will, dieses literarischen fait accompli sind daher auch nirgend anders als in der historischen Entwickelung des deutschen Volkes zu suchen, worin sie sammt ihren Mängeln und Verirrungen ihre Berechtigung finden.

Das charakteristische Merkmal der Gegenwart ist vorzugsweise das politische Streben, dem Individuum nach allen Richtungen des Geistes und Körpers auf dem Boden des Staatslebens Anerkennung zu verschaffen. Wie es zu Anfang der neuen Zeit vorzugsweise die religiöse Richtung war, welche die Haupttriebfeder der Zeit abgab, auf welche später dann das vorzugsweise künstlerische Streben folgte, so schließt sich gegenwärtig als drittes Glied daran die politische Entwickelung, und es wird so durch die ganze neuere Zeit der organische Proceß verwirklicht den für sich nach den drei Stufen des Fühlens, Denkens und Willens jedes Individuum durchmachen muß. Dies politische Streben, die Richtung des Volkes nach der staatlichen Entwickelung hin, um in dem Staat die Foderungen der Zeit mit den historisch überlieferten Elementen in Einklang zu bringen, ist das vorherrschende Triebrad des 19. Jahrhunderts; zugleich wird dasselbe aber näher bestimmt dadurch, daß das Individuum als solches für alle seine geistige Anlagen eine volle Freiheit der Bewegung in Anspruch nimmt. Im Mittelalter war diese vorhanden, aber es mangelte das Zusammenhalten einer festen und starken Staatsgewalt; die Reformation und die spätern Zeiten schufen zwar diese letztere, allein die Staatsgewalt verschlang und beengte diese individuelle Freiheit sowol der einzelnen Gemeinden als der einzelnen Menschen selbst. Die Verwaltung centralisirte Alles und lähmte die Thätigkeit der Einzelnen. Nun ist es neuerdings das Streben und die Aufgabe der Zeit, auf dem gewonnenen Boden einer starken Staatsgewalt, also einem Fortschritte gegen das Mittelalter, die Selbständigkeit der Einzelnen wieder-

herzustellen. Es ist sonach die politische Entwickelung vorzugsweise eine individuelle, welche die Rechte des Subjects, der Familie, der Gemeinde wieder zu erobern sich anschickt. In diesem Streben nun hat unsere Lyrik eine ihrer Hauptwurzeln verborgen, aus demselben strömt die eine starke Ader, die verborgen als Triebfeder der Lyrik wirkt; denn die Lyrik ist die Poesie des Individuums, des individuellen Volkes. Allein nicht blos unmittelbar wirkt diese individuelle Zeitrichtung auf die Blüte unserer lyrischen Literatur, sondern auch noch auf mittelbare Weise. Da unsere Entwickelung vorzugsweise eine politische ist, so drängen die Geister von allen Seiten nach dem Staate zu, es ist Alles in der einen Richtung nach der freien staatlichen Entwickelung hin bewegt; da nun aber das öffentliche Leben fortwährend versucht in den alten gewohnten Gleisen sich fortzuschieben, nicht selten mit entschiedener Reaction gegen die Foderungen der gegenwärtigen Bildung auftritt, so werden die Gemüther auf sich selbst zurückgeworfen; das Individuum muß seinen Trost, seine Arbeit, seine Befriedigung in sich selbst suchen, es muß lyrisch thätig werden, „am Stoffe kleben", wie Platen sich ausdrückt, statt an der „Handlung allmächtigem Impuls" sich zu betheiligen. Das öffentliche Leben, das die geistige Kraft nur zum Theil in sich aufnimmt, zum Theil dieselbe feindselig und entschieden zurückweist, bietet so für das Subject keinen Ankerpunkt dar, und nur in der eigenen Brust muß das Feuer glühen und „in die Quellen des Lieds fließt die Thräne der Zeit".

Als weitern Grund für die gegenwärtige Blüte unserer Lyrik dürfen ferner folgende Umstände nicht übersehen werden. Fast keine der vorhergehenden Zeitperioden hat so sehr die Entwickelung der materiellen Interessen befördert als unsere gegenwärtige. Die Production in Fabriken steigert sich immer mehr, die Concurrenz hat mit einer gewissen Hast und Eile diese Zweige erfüllt, Eisenbahnen und der Handel mit den Actien derselben halten die Völker fortwährend in Spannung; rast- und ruhelos rennen die Producenten nach Consumenten, die Speculanten nach neuen Erfindungen, die Staatsdiener nach neuen Stellen, Aspiranten nach den alten, und die ganze Zeit fliegt auf den sausenden Waggons nach ihrer materiellen Befriedigung. Hiergegen sucht nun das Innere des wahren Menschen anzukämpfen, das Gemüth reagirt dagegen, auf daß diese Flut nicht den wahren Kern des Daseins gänzlich hinwegschlemme. Der Gegensatz steigert hinwiederum das Leben im Geiste, weckt die Empfindungen der Seele, die in Liedern ausströmen. Will man diesen innern Momenten noch eine gewisse technische Leichtigkeit beifügen, welche die deutsche Sprache für die Lyriker der Gegenwart darbietet und dadurch die zu betretende Bahn den Talenten leichter macht, so wird man die Hauptmomente die zu der reichlichen Entfaltung der gegenwärtigen Lyrik beitragen so ziemlich erschöpft haben.

Man war seither gewöhnt den Norden und Süden von Deutschland auch in der Lyrik als Scheidepunkte anzusehen, hatte aber dadurch Kategorien geschaffen die nur auf eine Zeit lang und auch für diese nicht ganz als wahr gelten konnten; denn Erscheinungen die im Norden auftraten zeigten sich bald auch bei den süddeutschen Lyriken und zwar ganz in derselben Weise ebenso wie umgekehrt. Und für die Gegenwart wird überhaupt diese rein zufällige oder wenn man will nur äußerliche Betrachtungsweise nicht mehr gelten können, da im Süden wie im Norden die gleichen Symptome nicht zu verkennen sind, und hier wie da die Natur oft noch quentchenweise verkauft wird. Wir haben die Ueberschrift „Oestreichische Dichter" nicht um deswillen gewählt, um vielleicht dadurch einen Cyklus von Poeten oder Poesien zu bezeichnen die durch geistige Verwandtschaft, Gleichartigkeit der Stoffe und ähnliche Behandlungsweise sich auszeichneten und dem Lande Oestreich vorzugsweise als charakteristisch angehörig anzusehen wären, sondern lediglich aus dem einfachen äußerlichen Grunde und der bequemern Betrachtung wegen, daß sämmtliche Poeten aus Oestreich abstammen und zum Theil noch darin wohnen, ohne weiter auf irgend eine andere tieferliegende innere Verwandtschaft und Beziehung einen Accent zu legen.

Alfred Meißner bringt außer einer zweiten vermehrten Auflage seiner „Gedichte" eine neue Gabe mit „Ziska", einem Buche das gewiß allgemein die freundlichste Aufnahme finden wird die es verdient und die wir im Interesse der Poesie ihm von Herzen wünschen müssen. Meißner behandelt in seinem „Ziska" die Geschichte des bekannten böhmischen Hussitenanführers; er hat jedoch seine Darstellung nicht auf das Gebiet der einzelnen religiösen Streitigkeiten, des dogmatischen Gezänkes verlegt, sondern den großen historischen Hintergrund als Grundlage angenommen, wodurch eben Ziska weniger seiner einzelnen religiösen Ansichten wegen als vielmehr wegen des Princips das er vertrat zu einer keineswegs unbedeutenden historischen Erscheinung wird. Das eben ist das schöne Verdienst Meißner's, daß man mit jedem Gesange den er ertönen läßt, mit jedem Bilde das er vor unsern Augen abrollt, auf dem großen Felde der Weltgeschichte steht; er hat den Stoff aus dem kleinlichen beschränkten Raum der Ketzerauftritte und religiösen Sekten mitten in den Strom der historischen Entwickelung versetzt; es ist der Geist Gottes und der Freiheit der die Völker in die Schlacht und in den Tod treibt. In den Hussitenunruhen zeigt sich für den Poeten schon das Wetterleuchten der großen Reformation, Huß und sein Schwert, der Ziska, sind die Vorläufer der religiösen Freiheit, die in der Reformation sich entfalten sollte; und nur dieses Princip der Freiheit ist es, was den Historiker mit diesen wilden fanatischen Menschen versöhnen kann, der sonst sein Auge von diesen Greueln und wilden Kämpfen trostlos und ohne Halt hinwegwenden würde. Meißner hat im Eingange und Schlußgesange, zwei Gedichten von tiefer poetischer Diction, seine Weltanschauung deutlich zu erkennen gegeben, wenn er fragt nach dem hohen Drang auf Erden, dem freudigen Rausche, dem Muthe der Zuversicht, der die Massen hintreibt Märtyrer zu werden, während es kaum

noch dämmert für das künftige Licht der Freiheit, und antwortet:

Es geht ein Laut durch alle Weltgeschichte
In Pausen von Geschlechtern zu Geschlecht,
Und ruft der Menschheit Dränger zu Gerichte,
Verkündend das vergess'ne Menschenrecht.
Ein Rufen ist's von Armen, Unterdrückten,
Aus Nacht, aus Fesseln, Geisteszwang und Noth.

Als Apostel dieses Rufes treten aus niederer Hütte im dürftigen Gewande die Propheten der Volksbefreiung hervor:

Ein Jüngling singt zu Sachsen vor den Thüren
Sein geistlich Liedlein für ein Stückchen Brot,
Derselbe der die Wartburg wird erküren
Zum Sinai mit Zornes Flammenroth!
Ein Bettler stirbt, der toll die Welt durchrannte,
Rousseau — des reichen Frankreichs ärmster Sohn,
Und hinterläßt der Welt, die ihn verkannte,
Im Testamente — die Revolution.

Die beschränkte einseitige Ansicht des Ketzerthums wirft Meißner vom großen historischen Standpunkte entschieden beiseite, indem er eben wieder darin nur je nach den verschiedenen Rufen der Zeiten das Ringen und Streben des Volkes nach Freiheit erblickt; mag es in verschiedenen Zungen erklingen, aus der düstern Zelle eines Mönchs hervorgehen oder auf offenem Markte sich kundgeben, mag es in der Kirche oder im Staate auftreten:

Ob's nach Tiaren oder Kronen greift,
Ob es mit Spartacus hier Sklaven scharet,
Ob's Kelche schwingt, ob es Bastillen schleift,
Dasselbe ist's in allen Erdentagen,
Es ringt sich auf aus Druck und Leibesnoth,
Und wirbt, wenn Tyrannei zu schwer zu tragen,
Mit Glaubensflammen freudig um den Tod.

In diesem Reim besingt unser Dichter den alten feurigen Ziska, und es ist wirklich eine erfreuliche Erscheinung inmitten der vielen poetischen Spielereien und lyrischen Düfteleien der Gegenwart, einmal wieder tiefe ernste poetische Klänge zu hören die sich mit dem ewigen Wesen der Menschheit beschäftigen. Eine schöne Seite ist es ferner für den Poeten, daß ihn zugleich überall alle diese Erscheinungen, die im Ringen nach Freiheit und Befreiung untergehen, mit Schmerz und Wehmuth erfüllen, daß er klagt weil das Weltgeschick mit dem Blute vieler Tausend Herzen die Speicher des Fortschritts tauft. Durch diese Anschauung und Betrachtungsweise unterscheidet er sich von dem Historiker, der mit ruhigem Blicke den Strom der Zeiten an sich vorübertreiben läßt, selbst wenn tausend Leichen in den Wellen gehen und sie vom Blute der erschlagenen Helden roth gefärbt sind, weil er nie die einzelne Erscheinung für sich festhält, sondern nach dem großen Zusammenhange schaut, indem diese Einzelheiten zerrinnen wie der Tropfen Wasser im großen Weltmeere, und weil er stets nur sein Auge auf die großen Formen der Entwickelung und des Fortschritts gerichtet hält. Damit soll jedoch nicht gesagt sein, als ob der Poet lediglich nur bei den einzelnen Erscheinungen verweilen müsse, nein, er muß sich ebenso auf den allgemeinen Standpunkt erheben; allein er ist berechtigt, wenn er da länger mit seinem Schmerze und seiner Klage verweilt, wo er wieder einen Schößling der Freiheit verwelkt in den Staub sinken sieht. Meißner hat ebenfalls in dem Schlußgesange seine tiefere historische Anschauung angedeutet, das Ziel aufgesteckt das aller Menschheit Zweck und Aufgabe sein soll:

Und endlich kommt er doch im freud'gen Lichte
Der Tag, da aller Menschheit deutlich wird,
Die Freiheit sei der Zweck der Weltgeschichte,
Das Völkerrecht der ew'ge, heil'ge Hirt.
Dann ist die Flur zum Gottestempel worden,
Der Herrschaft feste Burgen sind zerstört,
Kein Wahn, kein starrer Haß mehr, der zum Morden
Unschuld'ger Brüder rings die Welt empört.
Dann sitzen Völker, Hand in Hand verschlungen,
Wie Brüder unterm großen Himmelssaal,
Und wieder wird ein Kelch, ein Kelch geschwungen,
Der Liebeskelch am Völkerliebesmahl.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das „Foreign quarterly review" über Gräfin Hahn-Hahn.

Eine Besprechung der novellistischen Leistungen dieser Dame hebt in einem der neuern Hefte dieser Zeitschrift folgendermaßen an: „Ob wegen ermangelnden Nationallebens oder welches sonst die Ursache sei, weder in socialer noch in literarischer Hinsicht haben die deutschen Novellisten es je den englischen oder französischen gleich gethan. Glänzend reich wie die deutsche Literatur in vielen Zweigen höchster Denkkraft ist, die novellistische Ader ist so arm, daß sie verhältnißmäßig kaum die Mühe des Ausbeutens lohnt. Selbst Schriftsteller von unbezweifeltem Talent, ein Jean Paul Richter z. B., haben immer nur Wenig daraus machen können, und was ihre Novellen Treffliches besitzen, ist meist ein Besitz welcher der Novelle nicht eignet und gebührt. Richter und Andere aus der ältern Schule waren Moralisten, Philosophen, Dichter, aber sehr unansehnliche Novellisten. Was das „Junge Deutschland" in der Beziehung geleistet, ist uns — aufrichtig gestanden — nicht völlig bekannt. Nur steht so viel fest, daß das deutsche romanlesende Publicum, dessen Zahl Legion, seinen ungeheuern Bedarf an täglichem Futter fortwährend von London und Paris bezieht, und daß sogar die nicht eigentlich importirte Waare eine Nachahmung des ausländischen Fabrikats ist. Die „Mystères de Paris" erzeugten „Mysterien von Wien", „Mysterien von Berlin", „Mysterien von Hamburg", „Mysterien von Altenburg" &c. &c. In allen spiegeln sich die bewegten Scenen des großen Originals. Die Leute stehlen, paschen, falschmünzen, morden und brechen das siebente Gebot daß es eine Lust ist. Aber bei alledem steht zu bezweifeln, daß dieser Industriezweig auf deutschem Boden gut gedeihen wird. Er ist eine Pflanze, die zu ihrem vollen Wachsthum ein üppiger treibendes Mistbeet erfodert."

„Zu einer verschiedenen Classe gehören die Romane der Gräfin Hahn-Hahn. Sie thront gewöhnlich auf dem Olymp der fashionablen Welt, und weit entfernt die Fahne des Volkes zu entfalten, hegt sie gegen Holzhacker und Wasserträger eine gewisse aristokratische Verachtung. Ihre Personen kleiden sich fast insgesammt in Purpur und feine Wäsche, und während sie zu etwas Niedrigerm als einem Künstler sich schon gar nicht herabläßt, ist es ja weltbekannt, daß Künstler, weil sie zum Vergnügen der Großen beisteuern, seit undenklicher Zeit für bevorrechtete Menschen gegolten haben. In Ton und Behandlung tragen ihre Werke das Gepräge des Tages und der Stunde. Der Stoff selbst aber tritt in ein vergangenes Geschlecht zurück. Er enthält immer noch viele zarte Verlegenheiten und «Herzensaffairen»."

„Unsere Leser wissen vermuthlich, daß die Gräfin in der literarischen Welt mit einem Band Gedichte — debutirte, von welchen die Sage ging, daß sie der Ausdruck persönlich erduldeter Leiden seien, und welchen außerdem eine geheimnißvolle Zueignung und ein pikantes Motto Beachtung gewannen. Wir wollen nicht behaupten, daß zu allen Zeiten und in allen Fällen Privatkummer sich zu öffentlicher Mittheilung eigne. Unter gewissen Beschränkungen und wo es einer solcher Sicherheitsklappe bedarf, wir uns nothgedrungen aussprechen müssen, mag das Publicum ein wünschenswertherer Vertrauter sein als der Einzelne .... Doch sei Dem wie ihm wolle, das Klagebuch machte Glück, die Dulderin die Erfahrung, daß es Balsam in Gilead gebe, und im nächsten Jahre ließ sie einen zweiten Band erscheinen, diesmal vielleicht ein wenig aus Muthwillen .... Ein Roman folgte, „Ilda von Schönholm". Man hielt ihn für eine fortgesetzte Variation auf die Persönlichkeit der Gräfin Hahn-Hahn, ein Thema das muthmaßlich nicht so schnell zu erschöpfen, und dem sich wol ohne Uebersättigung noch eine Zeit lang zuhören ließ, sobald es nur leicht, gefällig und zwischendurch brillant ausgeführt wurde. Ob die Vermuthung gegründet, daß die Gräfin Hahn-Hahn mehre ihrer eigenen Erlebnisse in Romanform zum Besten gegeben, wissen wir nicht und mögen uns nicht danach erkundigen. Wir achten bei derlei Gelegenheiten das Incognito ebenso sehr wie das eines reisenden Fürsten, und finden in den aufgestellten Personen nichts so Lebensfrisches, um in ihnen nothwendig Originalportraits zu erblicken." ....

„Da unsere Leser es kaum danken würden, wollten wir ihnen sämmtliche Romane vorführen welche die gnädige Frau schnell nacheinander zur Welt gebracht, so beschränken wir unsere Bemerkungen auf zwei, die gerade hinreichen dürften, vom Charakter und von den Tendenzen der Verf. und ihrer Werke eine Idee zu geben, und schicken im Allgemeinen nur voraus, daß ihre Manier fast durchgängig angenehm und anziehend ist trotz der französirten Ausdrücke, wie «Alluren, minaudiren, calmiren», von welchen ein pariser Kritiker gesagt hat: «Il y a de quoi faire prendre en haine la langue française» ... «Gräfin Faustine» ist nicht blos einer der gelesensten Romane der Frau Gräfin Hahn-Hahn, sondern auch, wie das Buch selbst beweist und die häufigen Anspielungen in ihren spätern Werken, ihr entschiedener Liebling. Es ist aber eigentlich nur eins jener lebensgroßen Portraits von Frauen die bezaubernd schön, mit glänzenden artistischen Fähigkeiten, einer glühenden Seele und empfänglichem Temperament begabt sind — Portraits so abgenutzt und verschossen wie zu verleihende Maskeraden-Anzüge. Gräfin Faustine zeichnet sich noch überdies dadurch aus, daß sie die personificirte Sinnlichkeit und Selbstsucht ist, deren endloses, sogenanntes philosophisches Geträtsch und deren Anstrich von Aristokratismus und Firniß uns nicht hindern können, in ihr ein ganz gemeines Geschöpf zu sehen" ....

„Wir räumen der Gräfin Hahn-Hahn alle Freiheit ein die sie verlangen kann, gestehen zu, daß es Kunstwerke gibt welche auf den ersten Anblick gegen die Gesetze der Sittlichkeit zu verstoßen scheinen und bei näherm Betrachten nur herkömmliche Regeln verletzen. Aber zu solchen Werken zählt keins der ihrigen das wir kennen. Die Gräfin ist in der fashionabeln Welt heimischer als in der dichterischen, und ihre Stärke liegt mehr in ihrer lebendigen, oft recht unterhaltenden Darstellung von Dingen wie sie sind, als in der Verkörperung bloßer Phantasiegebilde. Materialien aus dem Toilettenzimmer und aus dem Salon weiß sie mit Grazie und Geist zu verarbeiten. Mitunter bricht auch ein Schein von Natürlichkeit hervor, echte Herzen klopfen unter gestickten Westen. Beides geschieht aber selten, und viel Langweile und Frivolität liegt trennend dazwischen." ....

„Es freut uns, in «Zwei Frauen» und einigen andern ihrer jüngsten Producte Anzeichen wahrzunehmen, daß die gewandte Gräfin daran denkt, den ermüdenden Kreis zu verlassen in welchen sie so lange gebannt gewesen, und in der Außenwelt wie im blendenden Salon sich umzuschauen. Der Roman eröffnet mit einem Ereignisse welches gewöhnlich das Ende des Romans, obschon im wirklichen Leben meist der Anfang ist. Zwei Zwillingsschwestern haben sich eben vermählt und wollen ihre Flitterwochen an einem jener vielen Badeorte zubringen die überall und namentlich in Deutschland für die nichtsthuenden Gesellschaftsclassen eine wahre Wohlthat sind. Beide Schwestern sind schön und liebenswürdig, auch vortheilhaft und glücklich verheirathet. Aber schon zieht an ihrem Horizonte eine dunkle Wolke auf, «noch nicht größer als eine Mannshand». Die Charaktere der beiden Ehemänner sind geschickt contrastirt. Graf Sambach ist mit klaren, scharfen, tiefen Zügen eher geschnitten als gezeichnet .... Ihm gegenüber steht der gerade, ehrliche, es immer gut meinende, dabei aber etwas dickköpfige Baron von Eisleben .... Hier sowol als mit Aurora ist Frau Gräfin Hahn-Hahn auf der Erde geblieben. Dagegen schreitet Cornelia wieder in den Wolken oder sitzt vielmehr in einem so dichten Nebel, daß wir nur undeutliche Umrisse erkennen. Ein Charakter ist nicht ideal blos deshalb, weil er weder oben im Himmel noch unten auf Erden seines Gleichen hat. Nein, es ist die Aufgabe des Künstlers, selbst den höchst ätherischen Schöpfungen seiner Phantasie eine Wahrscheinlichkeit zu verleihen, die es uns glaublich macht, ihnen auf unserm Spaziergange zu begegnen. Wir sympathisiren mit Aurora, weil sie bei allen ihren Fehlern und Thorheiten ein menschliches, lebendes Wesen ist, während die begabtern Lieblinge uns zu Zeiten an Orlando's Roß erinnern, das alle erdenkbare gute Eigenschaften und nur einen Fehler hatte, den daß es todt war. In der Ausführung von Cornelia's Charakter ist die Verf. weder ihrer Natur noch ihrem Entwurfe treu geblieben. Von ihr geleitet erwarten wir helle Blitzfunken eines natürlichen Verstandes, hereinzuckend aus der Wolke der Schul-Unwissenheit und das Wahre treffend mit jenem glücklichen Instincte welcher bisweilen den Mangel an Erfahrung ersetzt, und was erhalten wir? Wir erhalten die Wahrnehmungen eines erfahrenen Weibes, das sich viel in Gesellschaft bewegt hat, mitunter sogar die Reden eines bel esprit von Profession .... Auch die plötzliche und unerklärbare Leidenschaft, von welcher Cornelia für den eiteln, leeren, gemeinen Leonor Brand ergriffen wird, ist eine so absurde Inconsequenz, als hätte sie sich in ihren Lakai verliebt. Ein Herz das der langen, andauernden Belagerung eines so viel gefährlichern Feindes wie Prinz Gotthard siegreich widerstanden hat, ergibt sich keinem so verächtlichen Feinde auf die erste Auffoderung. Der ganze letzte Theil der Geschichte sticht traurig gegen den lebhaften Anfang ab. Der Strom, der anfangs frisch und klar dahinfließt, wird in seinem Laufe faul und verliert sich zuletzt gleich einem australischen Flusse in Sand und Sumpf. Außerdem möchten wir uns gegen die Gräfin Hahn-Hahn und Alle die es angeht eine Bemerkung erlauben. Indem der Künstler den moralischen Zwang abwirft, vertrocknet für ihn eine reiche, ergiebige Quelle des Interesse. Der Widerstand des nur zu oft rebellischen Herzens gegen das ernste Gebot der Pflicht ist ein Schauspiel das stets die Aufmerksamkeit fesselt. Ist es doch ein Kampf in welchem die Meisten von uns irgendwie befangen gewesen sind. Wenn aber, wie in den Romanen der Gräfin Hahn-Hahn, der Wille gleichsam durch Zauberspruch fesselfrei wird, wenn ihre Lieblinge kein anderes Gesetz anerkennen als tel est mon plaisir, und an Orten wohnen — wir wissen nicht wo, hoffentlich nicht in Deutschland —, wo man nur nach der Scheidung zu fragen braucht, um geschieden zu werden, das Utopien der Kammerzofe im Lustspiel, wo «die Frauen ihre Ehemänner wechseln wie Ohrringe und Handschuhe», da erlischt unsere Theilnahme an den Vorkommnissen einer Welt die nicht die unserige, und wir mögen einem solchen Scheingefechte nicht länger zuschauen."

23.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 50. —— 19. Februar 1847.

Oestreichische Dichter.
(Fortsetzung aus Nr. 49.)

Wenden wir uns zur Betrachtung der einzelnen Gesänge, so wäre vielleicht hier und da in der Zusammenstellung derselben zum Ganzen eine innigere Verbindung zu wünschen, wodurch der Zusammenhang lebendiger und kräftiger, die Uebergänge geschmeidiger und leichter würden, statt daß oft einzelne Gesänge zu sporadisch dastehen und dem Ganzen als Hauptzweck sich nicht recht unterordnen wollen; jedoch einzeln betrachtet sind diese Rhapsodien nur als gelungen anzusehen. Das Gedicht beginnt damit, wie am Markte von Prag eine Schar Hussiten, die vom heiligen Zuge heimkehren, sich versammeln, und der alte Herr von Chlum im Silberbart ihnen die Kunde vom Tode des edeln Huß erzählt und seine Asche, die er heimlich ausgegraben hat, ihnen vorzeigt. Das Volk fodert Rache; da fallen vom Rathhause Steine auf sie hernieder, einer verletzt den Alten, das Rathhaus wird erstürmt und die Rathsherren werden aus dem Fenster gestürzt. So spinnt sich nun der Kampf weiter, bis endlich Ziska an die Spitze der Hussiten sich stellt. Der dritte Gesang, „Ziska" überschrieben, ist voller Kraft und Wahrheit. Das Schloß Ziska's stand lange leer, seit er wegzog, weil er den Schmerz um seine Schwester nicht länger mehr ertragen konnte, die ein Pfaffe geschändet, und die sich, um ihre Schande nicht zu überleben, den Tod gegeben hatte. Jetzt kehrt er wieder heim mit den wildesten Rachegedanken in der Brust. Es ist Nacht wo er anlangt, der Schatten seiner Schwester erscheint ihm:

> Was hebt sich dort im Schatten dunkler Weiden
> Fern aus des Sees überbuschtem Rande?
> Es kommt heran mit wehendem Gewande,
> Es ringt die Hände wie in tiefen Leiden!
> Es naht, es naht, es geht auf dem Gewässer
> Ob dem das Mondlicht wölbte eine Brücke,
> Es hebt sich — immer höher — immer bläffer,
> Und Roß und Reiter prallen wild zurücke.

Dieser ganze Gesang ist voll malerischer Schönheit und wahrhaft drastischer Wirkung; und mag auch der ganze Umstand mit der Schwester vielleicht nur erfunden sein, so gibt sie uns jedenfalls doch einen sprechenden Beweis von der Erfindungsgabe des Dichters, durch welche er seinen Personen wahres Leben, frische Leidenschaft mittheilt und ihre Handlungen zu motiviren versteht. Ziska ruft aus:

> Es hat nicht Noth, o Schwester! Rächen, rächen
> Will ich dich, Arme, dich und Böhmens Sache,
> Daß noch die Welt in tausend Jahren sprechen
> Mit Schaudern soll von meiner großen Rache.

Hierauf eilt er zum Hussitenheere und führt es fort zum Kampfe. Die fernern Gesänge bieten einzeln betrachtet noch viele Schönheiten dar, wo nicht allein die edle kräftige Sprache, sondern auch die Großartigkeit und Neuheit der Bilder und die ganze Darstellung voller Frische und Leben den Leser befriedigen wird, um so mehr, als der Dichter ihn nicht blos auf der Oberfläche der Erscheinungen hinführt, sondern ihn manchen tiefen Blick in die innersten Seelen seiner Helden thun läßt und es immer versteht, das einfache Bild durch die Darstellung mit drastischer Wirkung zu beleben. Wir könnten mehre der einzelnen Gesänge hier noch besonders als gelungen hervorheben, wollen uns jedoch blos auf den Gesang „Ziska vor Prag" beschränken, und auf die Erwähnung des „Winzerzugs", welcher ein heiteres Bild mit lebendigen Farben darstellt, spielende Arabesken um den düstern Boden der Geschichte, Verse voller Rhythmus und Wohlklang. Wir würden gern das ganze Gedicht hierherstellen, müssen uns jedoch blos auf eine Stelle beschränken:

> Nach Oestreich denn. Ins schöne Land der Reben,
> Ins Land der blauen Trauben, blauen Seen,
> Ein Einbruch nur! Holdsel'ger Herbst ist eben,
> Der blinde Held will selber winzern geh'n,
> Er sonst ein Winzer, der am Winzerfest
> Der Schlacht so oft das Blut wie Wein gepreßt!
> Das ist kein Zug wie sonst mit Schreck und Grau'n
> Das arme Böhmen war gewohnt zu schau'n.
> Der Thaja Ufer schallt vom Sang ringsum,
> Denn Winzer sind ja niemals liederstumm!
> Dem waffenleichten, treuen Heeresbann
> Zieht froh die Frau'n- und Kinderschar voran —
> Es ist kein Zug wie sonst mit Staub und Glut,
> Ein frommes Wallfahr'n ist's nach Gottesblut!

Meißner hat in seinen Gedichten mit den andern Poeten der Gegenwart die vorherrschende traurige, düstere Stimmung gemein; es ist der gemeinsame Zug, der sich durch die Literatur hinzieht und bald hier als Nessushemd, bald dort als Kainsstempel zu Tage kommt. Wenn auch viel Affection und Lüge, namentlich seit

Heine, in unsere Lyrik übergesiedelt ist, womit mittelmäßigere Talente sich aufspreizen, so wird doch Niemand im Stande sein, die theilweise Berechtigung dieses Grundzugs nicht anzuerkennen oder ihn wenigstens als aus der Zeit entstanden verstehen und erklären zu lernen. Der fortwährende Widerspruch in welchen die Individualität des Dichters mit den Zeitverhältnissen kommt, und gerade dann am meisten wenn er sich dem vollen Strome der Gegenwart überläßt, bringt allmälig eine vollkommene Reaction in den Gemüthern hervor, die aber, da sie sich ohnmächtig gegen diese starre äußere Macht beweist, immer wieder in ein passives Leiden, den allgemeinen Schmerz umschlägt, der dann später das Hauptmedium wird, durch welches alle andere Empfindungen hindurchgehen, der Familienzug in den vielen Gliedern der Gesellschaft. Daher kommt es dann folgeweise, daß auch der Schmerz wie er in den Gedichten verherrlicht wird oft keinen andern Grund hat als jenen allgemeinen, und als unmotivirt, übertrieben und affectirt erscheint. Wenn sich auch hierzu bei Meißner einige Proben auswählen lassen, wenn manche seiner Gedichte als Ausdruck der frühesten Jugendempfindungen anzusehen sind, wo namentlich in der Uebergangsperiode das Herz sich gefällt in einem unbestimmten süßwehmüthigen, weichschmerzlichen Gefühle, so haben doch im Allgemeinen seine Klagen noch einen ganz speciellen Grund. Meißner, Oestreicher von Geburt, hat durch seine geistige Richtung mit seinem speciellen Vaterlande gebrochen; dasselbe ist für ihn verloren und blos noch in der Erinnerung für ihn vorhanden, eine Erinnerung die um so schmerzlicher für den Poeten wird, da er draußen im Reiche die neuen Ideen der Zeit kennen gelernt hat, und er thatlos zusehen muß, wie in seinem Heimatlande immer noch ein System sich geltend macht das nun und nimmer auf der Entwickelung und dem geistigen Fortschritte des Volkes ruht. Durch den Gedanken der verlorenen Heimat wird der Schmerz und die Trauer in den Gedichten modificirt, und der Dichter fühlt sich verlassen und einsam. Es heißt S. 31:

> Der Heimat hast du dich entschlagen
> Und dich, mein Herz, der Welt geweiht;
> Allein vermagst du sie zu tragen,
> Die Größe dieser Einsamkeit?

und S. 79:

> Denket mein, wie die Kraniche im Süden
> Eines Bruders denken, den mit müden,
> Bleidurchschoss'nen Schwingen auf dem blassen,
> Kalten Feld der Heimat sie gelassen.

und im Schlußgesang des „Ziska" (S. 201):

> Der freie Dichter, deutschen Blutes Sprosse
> Und doch der Heimat treu in ihren Weh'n.

S. 253:

> O daß mein Lied gefemt nun und verbannt . . .

und anderwärts.

Es liegt übrigens in dieser ganzen Richtung auch eine gewisse einseitige Befangenheit, die den provinziellen Charakter nicht verleugnen kann; denn für die Entwickelung des deutschen Volkes ist Oestreich, sowie alle die übrigen einzelnen Staaten des Bundes, nur Provinz, nicht ein selbständiges Vaterland, das neben dem deutschen herginge, und der Poet muß statt in trüben Klagen den Verlust eines solchen Theils allzu sehr in den Vordergrund zu drängen, auch das Bewußtsein siegreich verkünden, daß, je mehr die Schranke zwischen Volksstamm und Volksstamm sinkt, um so mehr die wahre Vereinigung zu einem gemeinsamen deutschen starken Volke angebahnt wird. Der Schmerz des Dichters ist hier und da übertrieben und aus einer zu düstern Meinung hervorgegangen, namentlich wenn er singt (S. 18):

> Dem Flüchtling gleich, dem Mann des Wehes,
> Der müdgehetzt mit wundem Fuß
> Sein schönes Kind im Reich des Schnees
> Halb Leiche schon verlassen muß —
> So lass' auch ich auf meinem Gange . . .

S. 29:

> Nie geboren wäre besser,
> Aber gut auch wär' der Tod!

S. 83:

> Mir bringt das Sterben Gutes nur!

und an einer andern Stelle:

> O süßer Schmerz, o Fluch voll Segen,
> O süßes Weh, ein Mensch zu sein!

Im Allgemeinen jedoch weht in den ganzen Gedichten ein frischer kräftiger Geist, der sich nicht scheut an die tiefsten Geheimnisse der Menschheit heranzutreten und ihre Räthsel zu enthüllen und über den auseinander gefallenen Gegensätzen das Banner der Versöhnung wehen zu lassen. Viele Gedichte sind voll tiefer Wahrheit und wahrem Gefühle und so recht aus dem Leben der Gegenwart herausgesungen; wir erwähnen hier blos „Einer Gefallenen" (S. 116), „Die Schenke" (S. 127), „Die treuen Freunde" (S. 273), „Ein wenig Wein, ein wenig Liebe" (S. 231). Meißner versteht vorzugsweise durch Anwendung recht schlagender Contraste, namentlich auch im „Ziska", eine ungeheuere Wirkung hervorzubringen, besonders in denjenigen seiner Gedichte die den socialen Richtungen der Zeit angehören; und neben diesen oft großartigen Bildern treten dann manche stille zartgefühlte Lieder um so lieblicher in den Vordergrund, wie in dem Gedichte „Frei und heilig" (S. 5):

> Du bist mein, und daß du's bist,
> Ahnt kein Herz im Weltgetriebe,
> Ohne Schwur und Fessel ist
> Frei und heilig uns're Liebe.

und S. 26:

> Nur ein mal noch möcht' ich sie sehen
> Und dann für ewig untergehen,
> Nur ein mal noch ans Herz sie pressen,
> Dann aber taumeln ins Vergessen.

Besondere Kraft und Anlage scheint Meißner jedoch in dem historischen Liede zu haben, wozu wir auch den „Ziska" rechnen, und wofür wir in dem Abschnitte „Heroen" in dem Gedichte „Das Ende der Gironde" einen schlagenden Beweis finden. Der Dichter schildert hier die Nacht vor der Hinrichtung der 21 Girondisten am 30. Oct. 1793; das Lied ist zum historischen Gemälde, das voller Pracht und Leben ist, erweitert und bringt eine

wahrhaft drastische Wirkung hervor. Es schließt mit der Strophe:

Aufschrie das Volk, ein Tiger freudetrunken,
Es waren zwanzig Häupter hingesunken —
Kehrt weg das Blut! Das Stück für heut' ist aus.
Der kleine Corse gab dem Pferd die Sporen,
Er ahnte nicht, tiefbrütend, traumverloren,
Daß er der Zeus im künftigen Götterhaus!

Würde der Poet unsererseits einen Rath nicht übel aufnehmen, so würden wir ihm an die Hand geben, auf dem historischen Gebiete sich weiter zu versuchen und im einfachen Liede sich vor einer forcirten Uebertreibung des Schmerzes zu hüten, und die Gabe des Liedes, die ihm reichlich zu Theil ward, nicht als ein „Mal des Märtyrers" anzusehen, sondern mit Prutz als einen Schleier, den in dem Drang der Wogen uns und ihm Leukothea's Götterhand verlieh.

Moritz Hartmann, der mit dem vorhergehenden Poeten eine gewisse Verwandtschaft hat, bringt eine Sammlung „Neuere Gedichte", die sich seinem frühern Buche „Kelch und Schwert" an die Seite stellen. Hartmann besitzt jedoch nicht wie Meißner — Dies mag und kann ihrer persönlichen Freundschaft keinen Eintrag thun — dieselbe Größe und Tiefe des poetischen Naturels; die Unmittelbarkeit der poetischen Empfindung geht bei Hartmann schon gar oft in die reflectirende Betrachtung und Darstellung über; seine Bilder haben nicht die gleiche Kraft und Originalität, der Kreis seiner poetischen Anregungen nicht die weiten Durchmesser mit denen Meißner seine Thätigkeit umschreibt. Doch wollen wir durch fortgesetzten Vergleich an Hartmann kein Unrecht begehen und ihn lieber für sich und aus sich selbst auffassen und charakterisiren. In der Sprache der „Neuern Gedichte" Hartmann's ist der Fortschritt durchaus nicht zu verkennen, auch sind die Stoffe schon mannichfaltiger als in „Kelch und Schwert", wo er oft nur zu sehr ein Thema variirte und einen Gegenstand der Darstellung oftmals auswählte der kein Interesse gewinnen konnte. Die Bilder waren daher mitunter matt, die Sprache flüchtig, die Reflexion verdarb ihm oft den unmittelbaren poetischen Eindruck und machte den Vers zur Prosa, wie

Erinnerungszeiten sind Zeiten der Schwäche!

Die „Neuern Gedichte" zerfallen in fünf Bücher, von denen das erste episch-lyrischer Gattung ist; hier sind die gelungensten Gedichte des ganzen Bandes zu finden, gelungen sowol der Form als dem Inhalte nach. Das erste besonders, „König Wenzel der Faule" überschrieben, ist voll malerischer Pracht, die Bilder sind originell ohne gesucht zu sein. König Wenzel ist im Bade:

Die laue Welle spielt um seine Glieder
Wie süße Wollust weicher Liebeslieder,
Wie üpp'ger Schlaf nach schwelgerischem Schmaus.
Dem König Wenzel ist so wohl zu Muth,
Daß er wie Kindlein spielet mit der Flut:
Er läßt sie über Hals und Nacken schäumen
Und überläßt sich lächelnd süßen Träumen.

Er träumt unbekümmert um das Schicksal seines Volkes und seines Reiches, da schlagen die Töne der Rebellen an sein Ohr, die: Tod den Pfaffen! schreien und: Johannes Huß hoch! Er gibt ihnen Alles zu was sie verlangen; allein endlich rufen sie nach seinem Tode und klopfen mit den Keulen an die Pforte: der König weiß sich nicht zu retten, bis endlich des Hauses stärkste Magd hereinstürzt und ihn in einem Kahne durch die Moldau rudert. Die Wellen heben und werfen den Kahn,

Susanne aber schlägt sie mit Gewalt
Aufs Haupt mit ihrem Ruder, daß es schallt
Wie eines Schwertes Schläge ohne Zahl
Auf eines Feindes Helm- und Schilderstahl.

Der König ist gerettet, er bietet ihr an sein Weib zu werden, sie aber, ein Weib des Volkes, schlägt es aus, sie will sich nicht vom Mark und Schweiß und Blut des Volkes nähren; und nun kommt der höchst gelungene, einfache und doch effectvolle Schluß:

Der König floh ins off'ne Land dahin,
Gleich einem Bettler kaum verhüllt die Glieder;
Sie aber schwamm gleich einer Königin
Auf wildem Strom zu den Rebellen nieder.

Unter den kleinen Balladen heben wir hervor „Goom der Alte", und als besonderes anmuthiges Bild und melodienreiches Lied „Das Mädchen vom Rhein":

Wißt ihr, daß ich im Rheinland
Ein Mädchen hab', ein holdes?
Ihr Haar ist im herrlichen Weinland
Das schönste des flüssigen Goldes.

Das Gedicht „Frau Kartoffel", eine Anspielung auf die Wichtigkeit der Kartoffeln, kann zwar als eine heitere Spielerei gelten, aber poetischen Werth besitzt es gar nicht.

Das zweite Buch umschließt das „Diarium eines Mönchs", welches in einer Reihe von Gedichten verschiedene ernste Gedanken und Lebensfragen behandelt, die mit heitern spielenden Betrachtungen abwechseln; das Lied sucht bald skeptisch und philosophisch nach dem Urquell alles Daseins, nach dem Mittelpunkte der die Welt trägt und erhält, bald freut es sich lebensfroh an den Erscheinungen, ohne zu grübeln, und rühmt mit wahrer Trinkerlaune den Krug als das beste aller Trinkgefäße:

Nur der Krug erträgt biderben
Trinkerscherz, doch alle Gläser
Geh'n, wie Dirnentreu', in Scherben.

Der ganze Cyklus enthält manches schöne Gedicht, doch ist der Ton hier und da mehr sentenzartig als eigentlich frei lyrisch.

In den drei noch übrigen Abschnitten: „Aus der Stadt", „Ost und West", „Tagebuch", wird mancher freie Klang angeschlagen der in das Leben der Gegenwart hineingreift; manch schönes Bild und mancher kräftige, frische Gedanke geht da an uns vorüber und findet seine poetische Gestaltung im Liede. Um so mehr werden manche dieser Gedichte unsern Beifall verdienen, als sich darin das eigene Streben von uns Allen widerspiegelt, die ihre Hoffnung und ihr Streben auf die Zukunft gerichtet haben, worin die jetzigen Verwickelun-

gen sich lösen werden. Mit wahrem und warmem Gefühle ist das Lied gedichtet welches also beginnt:

Durch die deutschen Länder schreit' ich
Angstvoll, klagvoll, wehmuthsvoll;
Dorthin meine Arme breit' ich,
Wo die Sonne kommen soll.
Und ich rufe klagend, zagend,
Ob nur ich so schlaflos bin!
Wie vom Oelberg Jener fragend:
Hüter, ist die Nacht bald hin?

Im „Tagebuch" kommen dieselben Klagen wie bei Meißner über die Fremde vor; immer also die schlechten Gegensätze von Deutschland und Oestreich. Die Poeten müßten doch vor Allem selbst und allem andern Volke voran die geistige Einheit des gesammten deutschen Vaterlands darstellen und die Schranken wenigstens geistig vorher niederbrechen, sie abwerfen, ehe die Zeit kommt, wo das ganze Volk den einen gemeinsamen Gedanken lebendig erfaßt hat und ihn in der Wirklichkeit darzustellen sucht; denn bis jetzt, Gott sei's geklagt, ist von dem großen einigen freien Deutschland noch sehr Wenig zur Erscheinung gekommen, außer was man etwa darüber getoastet und in der holsteinischen Angelegenheit gesprochen und mit Adressen belegt hat. Der Poet am allerwenigsten darf heutzutage in Deutschland noch ein Ausland kennen, und mögen auch Barrièren und Schlagbäume hin und her im Lande ziehen, für den geistigen Menschen dürfen sie nicht mehr existiren.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz aus Frankreich.

Geschichte der Schweiz.

Wir haben bereits früher in diesen Bl. die von Monnard und Vulliemin besorgte Uebersetzung des berühmten Müller'schen Geschichtswerkes über die Eidgenossenschaft erwähnt, welche nach einem sehr umfassenden Plane fortgeführt worden ist. Vor kurzem haben wir wiederum einen Band davon, den 15., erhalten, dessen Abfassung von dem zuerst genannten der beiden Gelehrten herrührt. Dieser Theil schließt sich auf eine würdige Weise an die bereits erschienenen Bände der sorgfältig gearbeiteten Fortsetzung an. Er umfaßt die Geschichte des vorigen Jahrhunderts, und behandelt also eine Zeit deren Kenntniß für die Würdigung der schweizerischen Zustände nicht ohne Wichtigkeit ist. Dieser Zeitraum bietet aber zugleich für eine abgerundete historische Darstellung mancherlei Schwierigkeiten eigenthümlicher Art. Es gibt hier der Interessen so vielerlei, die Einflüsse des Auslandes, besonders die des Alles zersetzenden französischen Revolutionsgeistes, spielen hier so wunderbar in die innern Verhältnisse der Schweiz hinein, und diese sind selbst wieder so individuell gestaltet, daß es schwer hält, das allgemeine Band welches die einzelnen Cantone wieder umschlingt zu erfassen und zu bewahren. Der Verf. hat es nur dadurch vermocht, daß er überall die Einheit mehr in der geistigen Nationalität als in den zerrissenen äußern Zuständen sucht. Und in der That gewährt der kräftige Aufschwung und die geistige Kraft welche die Schweiz während einer Zeit des äußern Verfalls entfaltet, eine Erholung und einen Trost für das traurige Bild der Zersplitterung und Verwirrung welches uns aus den politischen Verhältnissen entgegentritt. Der Geschichtschreiber hat den Einfluß und die Bedeutung dieses erhebenden Elements trefflich nachgewiesen. Diese Partien sind es gerade, welche uns in seiner Darstellung am meisten angesprochen haben, obgleich wir auch in der Schilderung der staatlichen Entwickelung und Umgestaltung die Sicherheit seiner Zeichnung sowie sein gesundes, umsichtiges Urtheil nicht verkennen. Was seine politischen Ansichten anlangt, so ist unleugbar, daß er den demokratischen Ansichten huldigt, ohne indessen die traurigen Entdeckungen welche in der Schweiz in verschiedenen Formen ans Licht getreten sind irgendwie zu vertheidigen oder gutzuheißen. Er spricht die Demokratie, in der er für sein Vaterland die beste Gestalt wahrer Liberalität erkennt, frei von den leidenschaftlichen Auswüchsen des Fanatismus, und hegt zugleich Vertrauen auf die Zukunft der ihm theuern Principien, ohne dem Entwickelungsgange anderer staatlichen Zustände seine Berechtigung abzusprechen. Wie man auch immerhin über diese Ansichten urtheilen mag, so viel steht fest, daß man, wenn es darauf ankommt, sich ein klares Bild über die verzweigten und verworrenen Verhältnisse der Schweiz zu verschaffen, die Darstellung Monnard's kaum wird unberücksichtigt lassen können, sowie auch die Schweizer selbst aus dieser ungetrübten Quelle Aufklärung und mannichfache Anregung schöpfen können. Erfreulich ist es, daß von verschiedenen Seiten überhaupt der historische Sinn in den verschiedenen Cantonen auf eine gesinnungstüchtige Weise belebt und angeregt wird. Besonders sind in dieser Beziehung die Geschichtsvereine, welche durch Ansammlung und Sichtung eines auf kritischer Grundlage basirten Materials thätig sind, rühmlich zu erwähnen, und zwar tritt hier die „Société d'histoire de la Suisse romande" besonders in den Vordergrund. Wir verdanken dem zusammenwirkenden Streben der Mitglieder aus denen diese Gesellschaft besteht schon manche gediegene Gabe. Die „Mémoires et documents" welche von diesem Vereine herausgegeben werden sind eine wahre Fundgrube für die Specialgeschichte. Wir haben von diesem löblichen Unternehmen die erste Lieferung des fünften Bandes, welche vor kurzem die Presse verlassen hat, zu Gesicht bekommen. Dieselbe gibt eine Zusammenstellung kritischer und archivalischer Forschungen über die Familiengeschichte der Herren von Cossonay und Prangins aus der Feder von L. de Charrière. Niemand dem es um die historische Gründlichkeit zu thun ist wird die Wichtigkeit solcher auf ganz specielle Punkte bezüglichen Untersuchungen in Abrede stellen. Dieselben sind vielmehr um so verdienstlicher, als sich hier überall die Beziehungen auf das Allgemeine ungezwungen nachweisen lassen. So zeigt es sich, daß die Herren von Cossonay an den innern Kämpfen und gährenden Bewegungen des Waadtlandes den lebhaftesten Antheil genommen haben, und die Darstellung welche überall auf diese Verhältnisse Rücksicht nimmt kann gewiß als ein beachtenswerther Beitrag zur Geschichte des Mittelalters angesehen werden, der aus manchen einzelnen mitgetheilten Zügen eine Bereicherung erwächst. Indem wir einmal von einigen historischen Arbeiten welche sich auf die Schweizergeschichte beziehen geredet haben, wollen wir auch noch gleich auf ein kleines Werkchen aufmerksam machen, welches für die ältere Geschichte des Waadtlandes nicht ohne Interesse ist. Es ist dies die „Histoire de la rentrée des Vaudois dans leurs vallées du Piémont", von H. Arnaud. Dieses Buch ist eigentlich nur der Wiederabdruck einer ältern Erzählung, deren Abfassung in das J. 1710 fällt, die aber, als von einem bei den geschilderten Ereignissen lebhaft betheiligten Manne herrührend, eine werthvolle Quellenschrift ist. Arnaud war Seelsorger und Anführer zugleich bei den verdrängten Waadtländern, welche nach einem Exil von drei und einem halben Jahre mit bewaffneter Gewalt in ihr Vaterland wieder einzudringen suchten, aus dem sie vom Herzoge von Savoyen auf Anstiften Ludwig's XIV. um ihres Glaubens willen vertrieben waren. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 51. —— 20. Februar 1847.

Oestreichische Dichter.

(Beschluß aus Nr. 50.)

Johannes Nordmann, der zum ersten male mit seiner Gedichtsammlung in die Oeffentlichkeit tritt, besitzt ein ganz hübsches und frisches Talent; doch scheint dasselbe noch in der Abklärung aus dem Uebergange begriffen zu sein, indem seine Gedanken nicht immer zu klarer Gestaltung gelangen und er gar oft statt mit concreten Bildern und Formen seine Gedichte anzufüllen, dieselben in ganz abstracten Allgemeinheiten hält, die den Durchbruch zu poetischen Bildern noch erst machen müssen. Allein man sieht an dem ganzen Inhalte, welch große Fortschritte unsere gesammte Lyrik gemacht hat, wie sie ihr Bett sich erweitert und aus den spielenden schönen Reimen mit erschöpftem und gewöhnlichem Inhalte sich heraus auf ein großes, erhabenes Feld geflüchtet hat, wo der ganzen Menschheit die Blüte der Freiheit sich entfalten soll. Eine charakteristische Eigenschaft Nordmann's ist, daß er den Kampf zwischen Glauben und freier Erkenntniß darstellt; es ist ein Ringen mit den Zweifeln, die den alten Glauben zerstören wollen, ein Schwanken zwischen den beiden Gegensätzen, die ihn nicht zur Ruhe kommen lassen. Der Zweifel stachelt ihn auf aus dem weichen Bette des Glaubens und treibt ihn hinaus auf das stürmische Meer des freien Gedankens; allein auch hier findet er keine Ruhe, und die alten frommen Klänge ziehen ihn wieder mächtig zurück.

> Der Tausch, ich fühl' es, war Betrug,
> Der Schmerz umringt, umschlingt mich wilder,
> Möcht' weinen, daß ich frech zerschlug
> Des Glaubens schöne Wunderbilder.

Fernere Belege finden sich S. 152, 234, 237, 243, von denen wir blos aus dem Gedichte „Ein ganzer Oelberg und kein Friede!" eine Stelle hersetzen wollen:

> Es flüchtet die verfolgte Taube,
> Getroffen tief vom Todespfeile,
> Zum dürren Baum in schneller Eile,
> Und sterbend fällt vom Ast — der Glaube.

In den Liebesliedern ist es kein frohes Behagen, keine Freude in der Liebe und durch dieselbe, was hier zur Darstellung kommt; es ist vielmehr die Liebe noch in wilder Gährung, in ungeläuterten, heftigen Schmerzen, die ihn „durch Sturm und Schmerz bis zu den Leichensteinen hetzt".

> Sing' ein mein Herz, das wild und heftig ringt,
> Mit deiner Liebe, die den Sturm bezwingt,
> Doch sprich vom bettelarmen Trost mir nie —
> Das Leben ist ein traurig Ding, Marie!

Jedoch ist dieser Schmerz den der Dichter empfindet und seine Verherrlichung oft ganz inhaltsleer, und feiert seine Auferstehung ebenfalls nur durch einen abstracten Begriff: das Wort.

> Das Wort ist auferstanden —
> Hier liegt das Linnentuch,
> Die Fesseln seine Banden,
> Hier liegt der leere Fluch.

Eine freie kräftige Gesinnung, die sich ebenfalls in manchen andern Gedichten wiederfindet, athmet in dem Gedicht „Der Mann bewährt sich erst im Leid!" und dafür sprechen, daß die Wellen der Zeit das Herz unsers Dichters erfüllt haben, und daß noch manches schöne Lied aus ihnen ertönen kann, wenn sie weniger wild und stürmisch bewegt sind und sich zu größerer Reinheit und durchsichtigerer Tiefe werden abgeklärt haben.

Heinrich Ritter v. Levitschnigg ist das schnurgerade Gegentheil von den vorhererwähnten Poeten, in denen der Geist der neuen Zeit weht, während dieser vor demselben sich flüchtet in ersonnene märchenhafte, unnatürliche und zum Theil ganz abgeschmackte Zustände. Wir wollen uns darüber nicht wundern, da der Verf. sich ja auch äußerlich schon durch sein dem Namen breit beigedrucktes Ritter von abscheidet von den bürgerlichen Dichtern, mit denen er Nichts gemein haben will, von denen wir ihm jedoch, unbeschadet seiner Ritterschaft, ein bischen mehr Geist und Sinn für poetische Darstellung wünschen möchten. Aber der östreichische Ritter wird sie wahrscheinlich zu „den Stegreifrittern der Vernichtung" zählen, von denen er ausruft (S. 21):

> Und Deutschlands jüngste geniale-Dichtung? —
> Ein Bileam, dem Langohr selbst zu grau,
> Singt mancher Stegreifritter der Vernichtung:
> „Ich muß zerstören, Enkeln bleibt der Bau!"

Levitschnigg macht ferner seinem Misfallen über die neuere Richtung der deutschen Lyrik Luft, von welchem jedoch noch Andere wie er angesteckt sind, namentlich

Schücking, den wir am unliebsten darunter erblickt haben, und der im Feuilleton der „Kölner Zeitung" vom vorigen Jahre sich ausdrückte: „Wir haben alle Poeten bemüht gesehen, für den armen Mann Bettelsuppen zu kochen, hierin am entschiedensten von Erfolg." Man kann selbst vom einseitigen sogenannten künstlerischen Standpunkte ziemlich streng über viele der neuern Erscheinungen urtheilen, die mit Geistlosigkeit und ohne alles poetische Talent auf den bloßen materiellen Erfolg hin speculirt waren; aber dennoch wird man gern zugestehen, daß jene Erscheinungen eine historische Grundlage haben, und daß sie auch, weil sie auf wirkliche Zustände sich beziehen, das rein menschliche Interesse berühren, und aus dem Bewußtsein der Zeit hervorgehen, in der Kunst Boden gewinnen konnten. Ignoriren lassen sich nun einmal nicht mehr diese Zustände, sie lassen sich auch nicht vergessen, und wenn Ritter v. Levitschnigg noch dreißig solcher Märchen schriebe! Der Ton mit dem er darüber urtheilt ist eines Poeten unwürdig, weil er ganz lieblos ist. Er schreibt S. 22:

Die Karte so dem wandernden Hebräer
Das Schacherrecht für kurze Zeit ertheilt,
Die Todesangst des Schmugglers den ein Späher
Der Themis an der Grenze hat ereilt;

Des Dörflers Gram wenn ihn der Grundherr pfändet,
Des armen Webers ungewasch'nes Hemd,
Das Bagnozeichen das den Sträfling schändet,
Sind jetzt nicht mehr auf dem Parnasse fremd.

— — — — — — — —

Kartoffeln müssen faulen in der Erde,
Darin der lahme Pegasus versinkt,
Auf daß die neue Hippokrene werde,
Daraus das Junge Deutschland Lieder trinkt.

Wir sind nicht gesonnen weiter mit Levitschnigg über seine historischen Ansichten zu streiten; aber wenn einmal doch von einem lahmen Pegasus die Rede ist, so möchten wir behaupten, daß er, als er dies Märchen dichtete, einen bestiegen habe der blind, taub und lahm zu gleicher Zeit war. Man kann sich zwar nachgerade gewöhnen, daß so viel Mittelmäßigkeit und Talentlosigkeit in der deutschen Literatur sich breit macht; aber wenn es mit solcher Geschmacklosigkeit und solchen abstrusen Zuständen geschieht, wie Dies in vorliegendem Märchen der Fall ist, namentlich wenn sogar noch eine gewisse Ostentation damit in Verbindung steht, da können wir nicht umhin, von solchen krankhaften Ausgeburten uns mit Widerwillen abzuwenden. Statt aller weitern Kritik wollen wir hier kurz den Inhalt des Märchens wiedergeben, unbekümmert um sonstige Mängel, als da sind Reime wie Gestalt und gemalt, moi und sah rc., oder wie das todtgehetzte Bild von Schlacht und Tanz im ersten Gesang, oder Verse wie S. 182: „Wie die sich geben, Das begreift sich nicht!" Auf einem Balle kommt Fürst Alfred, der Erste der Tänzer, zusammen mit einem Unbekannten, der schon früher ein Gut im Lande der Magyaren angekauft hatte und später aus Hindostan zurückgekehrt war, wo er aus Rachedurst ein Thug geworden, das Mitglied jener indischen Sekte die aus Fanatismus meuchelmordet. Alfred rühmt sich, daß er einst mit der Taglioni getanzt habe, die ihn für den besten Tänzer ausgegeben, und fodert die Geister aus dem Grabe heraus mit ihm zu tanzen. Der Fremde fragt ihn ernst, ob er Wort halte, wenn eine Todte eintrete; Jener verpfändet sein Ehrenwort, daß er mit der Leiche seiner Mutter und auch „der ersten, schönsten Feindin seines Herzens", wenn sie aus dem Grabe wiederkehrten, tanzen werde. Der Fremde ladet den Fürsten später auf sein Gut, nachdem wir aus dem Tagebuche Alfred's belehrt worden sind, daß er früher eine Geliebte Ilona gehabt habe, für die er, obgleich sie gestorben, fortwährend Treue bewahre, sowie wir aus dem Tagebuche des Fremden hören, daß er ein Polengraf sei, der früher in der Nähe der Küste von Malabar auf der Insel Elephante gelebt habe, und weil ihm seine Geliebte untreu geworden, zu der Thuggemeinde übergegangen war; seine Schwester war aber jene Ilona, Alfred's Geliebte, die aus Gram gestorben war, weil sie die Kunde vernommen hatte, daß ihr Alfred „ein anderes Grafenkind als Gattin heimgeführt habe". Deshalb gedenkt der Thug an Alfred Rache zu nehmen, der indessen auf dem Schlosse angekommen ist um sein Wort zu lösen. Auf dem Todtenanger beginnt der Tanz, Alfred tanzt mit der aus dem Grabe heraufbeschworenen Ilona immer rastlos fort, bis bereits der kalte Todesschweiß auf seine Stirne tritt; da erscheint der Thug und wirft einen Hahn in die Höhe. Als derselbe getäuscht vom Mondenlicht krähte, verschwanden die Todten. Der Thug hatte nämlich mittlerweile das Tagebuch Alfred's gelesen und daraus ersehen, daß derselbe seiner Schwester treu geblieben war. Hierauf beschließt der Thug, dem Fürsten, mit dem er jetzt Freundschaft schließt, die Geliebte Ilona wieder zu erwerben; Beide fangen in einer „Schnepfenschlinge" einen Irrwisch:

Es scheint aus Liliput ein nettes Weibchen,
Das seine Antlitz roth und weiß lackirt,
Blauäugig, dünn das stengelhafte Leibchen,
In Regenbogenfarben tätowirt.

Von diesem erfahren sie den Aufenthalt des Todes auf Island, wohin sich Beide begeben, und von der „Tödin" die Bedingungen hören unter welchen Ilona wieder ins Leben kommen soll. Alfred muß aus dem Meere von Venedig eine Perle holen „die tausend Jahre in den Wellen ruht", aus dem Aetna die Kette „mit welcher Zeus den starken Gegner band", dann soll er wandern bis sein Dornenstab Blüten trägt, und zuletzt muß er noch aus vielen Nelken eine pflücken, darin die Verstorbene ruht. Nachdem alle diese Bedingungen gelöst sind, ist Ilona wieder im Leben, und der Thug ist zur Sühne seiner Sünden in ein Kloster gegangen. Den Ahasver, der zum Schlusse auch noch in diese interessante (!) Geschichte verwebt ist, wollen wir weiter nicht erwähnen, und von dem Buche für immer Abschied nehmen.

Ludwig Foglár hat „Ein Stück Leben" ausgeschnitten, bei dem man gern verweilen kann; denn es spinnt sich da in leichten Versen ein Liebeleben ab, das gerade

nicht sonderlich bewegt ist, sich zum Theil in den alten hergebrachten Formen bewegt und mitunter die Schranken des Gewöhnlichen nicht überschreitet, aber dennoch durch die Wahrheit der Leidenschaft und die Zartheit, fast möchten wir sagen Frömmigkeit, mit welcher dieselbe erscheint, unser Interesse in Anspruch nimmt. So heißt es in dem Glaubensbekenntniß (S. 31):

> Du bist mir heilig wie das Pfand
> Um das verwettet wird ein Leben,
> Wie meiner Mutter Segenshand,
> Die sie mir sterbend hat gegeben.
>
> Du bist mir heilig wie die Kraft
> Mit welcher fromm an Gott ich glaube,
> Die mich empor zum Himmel rafft,
> Wenn ich vor ihm mich beug' im Staube.

Durch die Geliebte erhält der Poet seine Lieder, sie gibt ihm den Glauben, die Versöhnung mit der Welt; die Zweifel sterben bei ihrem Anblicke, und Alles ist durch diese Liebe verklärt. Mit Recht nennt aber der Verf. sein Buch ein Stück Menschenleben; denn ein ganzes Leben auszufüllen mit diesen Empfindungen und Gefühlen, dazu ist die Zeit zu ernst und auch jene Empfindung zu wenig von ewiger Dauer, da sie mitunter selbst nur eine flüchtige Tändelei oder poetische Spielerei enthalten. Im Anhange schlagen schon ernstere Klänge, die Klagen der Zeit, an unser Ohr, Töne werden laut, durch welche der Dichter seine Verwandtschaft mit den zuerst genannten Dichtern kundgibt. Wenn auch mit diesen Poesien gerade nichts Großes geleistet wird, so geben sie doch ein Beispiel von einer tüchtigen Gesinnung, die erquickt und erfrischt wie und wo sie uns entgegentritt, die aber auch zu keinem siegesfreudigen Gefühle sich aufzuschwingen vermag, sondern in den trostlosen Gedanken der Zeit sich flüchtet:

> Verloschen sind ringsum
> Die Feuer auf den Höhen —
> Im Thale ist es stumm,
> Kein Führer mehr zu sehen.

mit dem wir unser Referat schließen wollen.

J. Gegenbaur.

Romanliteratur.

1. Der Buschrähndscher. Erzählungen aus den Colonien von Vandiemensland. Aus dem Englischen von Friedrich Gerstäcker. Drei Bände. Leipzig, O. Wigand. 1846. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Der Roman beginnt in dem Kanal d'Entrecasteaux an der Mündung des Flusses Dervent am südlichen Ufer von Vandiemensland. Major Gorton, ein Engländer, ist entschlossen, mit seiner Familie, aus zwei Töchtern bestehend, wegen seiner etwas zerrütteten Vermögensumstände in eine neue Welt überzusiedeln, und hat diese Ueberfahrt in einer eigenen Brigg gemacht. Ein junger londoner Bürger, Jerry Silliman, hat ihn auf dieser gefährlichen Reise begleitet, theils um Abenteuer zu bestehen, theils wol aus Neigung zur jüngern Tochter Luise. Eine Schar entsprungener Sträflinge, an ihrer Spitze der geniale und durchtriebene Mack Brandon, erkennt in der vor ihr liegenden Brigg die einzige Möglichkeit zur Rettung, da ohne Waffen und Lebensmittel in den Wäldern von wilden Thieren und wilden Menschen tausend Gefahren drohen. Durch List gelingt es Brandon, sich und seine Gefährten an Bord zu bringen. Die sie verfolgenden Soldaten geben sie für die entflohenen Sträflinge aus, welche als Buschrähndscher (bushrangers) oder Buschkrieger bezeichnet werden, indem sie nur im Gebüsch ihre Zuflucht finden. Als die Schiffsmannschaft entdeckt, daß es Soldaten sind, wird sie von den Verbrechern entwaffnet und geknebelt. Das Hauptinteresse des vorliegenden Buches besteht nun in den verschiedenen Kunstgriffen welche Mack Brandon anwendet, erst zur Behauptung der Brigg, dann um sich in den Besitz von Geld und Waffen zu setzen, und zuletzt um zu fliehen und die älteste Tochter des Majors, Helene, in die er sich verliebt hat, mit sich zu führen. Seine Persönlichkeit sowie seine Lage sind ganz geeignet, ihm das Hauptinteresse der Leser zuzuwenden, während die Nebenpersonen doch auch charakteristisch genug dargestellt sind, um in ihren verschiedenen Abenteuern und Rollen auch einen Theil der Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Henriette ist die Heldin und vom Anfange bis zum Ende immer muthig und entschlossen; sie ist die Braut des jungen Offiziers Georg Trevor, welcher mit einer Abtheilung Soldaten zur Verfolgung der Buschrähndscher ausgesandt ist. Er und der Constabler haben ihre eigenen Abenteuer; charakteristisch ist auch der Mate der kleinen Brigg gehalten — jeder Zoll ein Seemann. Die komische Person ist aber Silliman, welcher ausersehen scheint, alle Erfahrung im neuen Lande selbst zu machen; von den Buschrähndschern wird er geknebelt aus der Brigg ins Wasser geworfen; auf dem Lande muß er sich mit Schlangen, Skorpionen, Taranteln, Opossums und Känguruhs herumschlagen. Der listige Brandon malt ihn als Wilden und stellt ihn zum Schreckbild seiner eigenen Freunde auf; jede Art von Demüthigung erträgt er, dem fliehenden Verbrecher muß er als Packträger dienen, den Eingeborenen fällt er in die Hände und muß die wunderlichsten Ceremonien und Spiele mitmachen, um ihren Verdacht zu beschwichtigen; endlich soll er mit einer ihrer alten Frauen vermählt werden. Helene ist seine Leidensgefährtin. Erst mit ihm von Brandon entführt, dann von den Wilden gefangen genommen, besteht sie muthig alle Strapazen und flieht zuletzt mit Silliman, verfolgt von den Wilden und von einem Waldbrand. Die einzige Rettung ist auf einem Felsen, wo sie den gefürchteten Brandon im Verscheiden finden; tief verwundet hat er dort oben seine letzte Zuflucht gesucht, einen Trost darin gefunden, seine Verbrechen in einem Taschenbuche aufzuzeichnen; ein großer Bergadler hat seine Klauen in den Körper des Sterbenden gegraben und martert mit den gewaltigen Schnabelstreichen den zur Gegenwehr Kraftlosen. Das Ungeheuer schleppt seine Beute bis zum Abgrund, und nachdem Brandon den Geliebten Helenens erblickt und ihn flehend gerufen, stürzt er in den Abgrund, in die Flammen des Waldbrandes. In diesem Augenblicke kommen die Wilden herbei; Silliman und Helene waren verloren, wenn die Verfolger des todten Buschrähndscher nicht gerade zur rechten Zeit seine Spur aufgefunden hätten und nun zu ihrer Rettung herbeigekommen wären. Zwei Hochzeiten schließen den Roman zur allgemeinen Zufriedenheit. Wir wollen denselben nicht gerade als ein Musterwerk preisen; er hat viel Längen, viel Unwahrscheinlichkeiten, doch auch manche gute Momente, spannende Ereignisse, treffliche Schilderungen nebst interessanten Darstellungen aus dem fremden Welttheile und dessen Zuständen, welche, noch nicht so allgemein bekannt wie die amerikanischen, manchen Lesern wol als neu entgegentreten möchten.

2. Der Prophet. Historischer Roman aus der Neuzeit Nordamerikas. Von Amalie Schoppe. Drei Theile. Jena, Luden. 1846. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Der vorliegende Roman ist gut angelegt und besitzt spannende Kraft; Amerikas Zustände bieten den Boden worauf Ereignisse und Neigungen, Haß und Liebe emporsprossen und wuchern. Der Held ist ein echter Held, voll männlichen Muthes und edler Rechtschaffenheit. Das Leben des Propheten

ist kühn entworfen: er beginnt in Deutschland als der Verführer zweier Frauen; sein Prophetenberuf macht sich erst in Illinois geltend, wo er die Sekte der Mormones gründet und ihnen durch seine religiösen Vorspiegelungen Verehrung einflößt. Er benutzt die Religion als Mittel der Beherrschung, und ehrgeizige Pläne wohnen in seinem Herzen. Zu unserm Helden Arnold fühlt er sich auf unbegreifliche Weise hingezogen; er entdeckt zuletzt, daß derselbe sein Sohn ist, der Sohn einer verführten und verlassenen Frau. Noch zwei andere weibliche Opfer seiner Sinnlichkeit lernt der Leser kennen; sie sind Beide sehr voneinander verschieden, sowol in der Art und Weise ihres Erscheinens und Sündigens als auch in der Art und Weise wie sich die Sünde in ihren Folgen geltend macht. Daß der Mann, für den es keine andere Gottheit gab als sein eigenes Ich, kein anderes Gesetz als sich so glücklich wie möglich zu machen, daß dieser noch eine wahre warme Liebe zu seinem Sohne hegen konnte und bis zur Sterbestunde hegte, daß er demselben das Leben schenkt, wodurch er ihm gefährlich werden konnte, ihn zum Erben einsetzen wollte: Das ist allerdings eine erstaunenswerthe Erscheinung, wie es deren im Leben gibt und wie sie auch im Roman vorkommen können. Der Roman ist anziehend und fesselnd, für Unerfahrene in Amerikas Zuständen belehrend; es ist eine wirklich gute Unterhaltungslecture, welche wir dem Publicum mit gutem Gewissen empfehlen können.

3. Die Erben vom Schloß Sternenhorst. Novelle von Woldemar Nürnberger (M. Solitar). Landsberg a. W., Volger und Klein. 1847. 8. 18 Ngr.

Unmöglich kann Ref. Gefallen finden an der gespreizten, naturwidrigen Erzählungsweise der vorliegenden Novelle, ebenso wenig als an deren Inhalt. Der dem Trunk ergebene, ausgeartete, bis zur ekelhaften Persönlichkeit herabgesunkene Erbe des Schlosses Sternenhorst, Freiherr Arthur, kehrt zurück zur Burg seiner Väter. Er findet den Vater kindisch geworden, die Mutter wahnsinnig, und das Erbtheil der Kirche verheißen in einer Schenkungsacte welche der Abt des nahen Klosters besitzt. Am Abend der Ankunft des Sohnes stirbt der Vater, und obgleich der neue Schloßbesitzer weiß, daß er mit dem Tode seiner Mutter ganz verarmen muß, so denkt er doch nur daran zu genießen und zu schwelgen; er vertreibt die Dienerschaft seines Vaters, um neue anzunehmen, und bleibt ein schlechtes Subject. Der Mutter Tod überrascht ihn in seinen Schwelgereien. Die schöne Morgana, welche er verführen will, hat die Mutter selbst auf das Schloß gelockt. Sie gleicht einem schönen Mädchen welches dem Freiherrn Arthur zur Braut bestimmt war und deshalb auf dem Schlosse lebte. Der alte Freiherr, Vater des Bräutigams, hat sie verführt; dann hat sie den Schleier genommen und ist im Kloster gestorben, nachdem sie einer Tochter das Leben gegeben hat. Diese Tochter ist Morgana. Arthur steht auf dem Punkte, der Schwester seine Liebe aufzudringen — da stirbt er an den Folgen eines Rausches, die Kirche bemächtigt sich der Burg; Morgana nimmt den Schleier, weil ihr junger Geliebter sich aus Verzweiflung um ihren Verlust den Tod gegeben hat. Es sind Seemannssagen und Seemannsstreiche eingestreut. Schlichte Matrosen erzählen sie; aber sie erzählen wie ein junger Dichter sie vortragen würde, welcher am Bord eines Schiffes Mancherlei erlebt und gehört — in schwülstiger, hochtrabender Poesie. Ref. vermißt überall Natürlichkeit und psychologische Wahrheit.

4. Der Pfarrhof von Kleinschenk. Vaterländische Erzählung von Daniel Roth. Hermannstadt, Hochmeister. 1847. 12. 15 Ngr.

Diese sehr lebendige Erzählung spielt in Ungarn im Anfange des 18. Jahrhunderts zu der Zeit des von Ragotzi angestifteten Aufstandes gegen die Regierung. Graf Forgatsch freit um die schöne Gräfin Helene, eine reiche Erbin; sie liebt einen Andern, und Ersterer benutzt den Parteikrieg, um sie in seine Gewalt zu bekommen. Er geht von der Regierungspartei zu den Aufrühreren über, erstürmt der Gräfin Schloß und führt sie mit sich. Ihr Bräutigam ist unter seinen Verfolgern; er wird verwundet, schwebt zwischen Furcht und Hoffnung; ein Versuch, sie dem Nebenbuhler zu entreißen, mislingt; endlich krönt der glückliche Erfolg das gewagte Unternehmen. Mit der Geliebten zugleich verliert Graf Forgatsch die Freude, einer triumphirenden Partei anzugehören; die Rebellen erleiden mancherlei Niederlagen und legen im J. 1711 die Waffen nieder, während Gyulaffi, Helenens Gatte, es in der kaiserlichen Armee zu hohen Würden bringt. Der Pfarrhof von Kleinschenk ist nun der Schauplatz der Intriguen zur Rettung Helenens aus Forgatsch's Händen. Der Pfarrer und sein Sohn sind dabei thätig, und vorzüglich der Knecht Musty, der mit Klugheit und Treue die Rettungsversuche leitet. Obgleich die Erzählung wenig Werth als Kunstwerk hat, so liest sie sich doch angenehm und ist unterhaltend. **46.**

Bibliographie.

Beiträge zu Freibergs Localgeschichte des 19. Jahrhunderts. Heft I. Freiberg, Craz und Gerlach. 8. 5 Ngr.

Das Christenthum und die Philosophen. Nach Louis Lahure von einem katholischen Priester. (Herausgegeben von dem Vereine zur Verbreitung guter katholischer Bücher.) 1ste Lieferung. Wien, Mechitaristen-Congregations-Buchhandlung. 8. 8¾ Ngr.

Löwenthal, M., Hiob. Praktische Philosophie oder klare Darstellung der im Buche Hiob obwaltenden Ideen, nebst wortgetreuer, rhythmisch gegliederter Uebersetzung und fortlaufendem Commentar. Frankfurt a. M. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Ngr.

Melanchthon, P., Dr. M. Luther's Leben. Nebst einem Anhange: Melanchthon meldet seinen Zuhörern den Tod Luther's. Aus dem Lateinischen von Pastor F. Mayer. Wittenberg, Kölling. 8. 5 Ngr.

Nürnberger, W. (M. Solitar), Josephus Faust. Ein Gedicht. 2te Ausgabe. Landsberg, Volger u. Klein. 8. 16 Ngr.

Pembrocke, Lady E., Pythia auf dem Dreifuß oder das Orakel zu Delphi. Eine angenehme Unterhaltung für Jedermann. Schwäbisch-Hall, Haspel. 12. 5 Ngr.

Schiffer, L., Oesterreich in Wien und der Geist der gesellschaftlichen Kreise daselbst. Wien, Wenedikt. 16. 11¼ Ngr.

Neuer (Pommerscher) Volks-Kalender für 1847. Redigirt von Th. Drobisch. Stettin, Müller u. Comp. 8. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Blicke in den Spiegel des prophetischen Worts. J. N. J. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 2½ Ngr.

Driesen, L., Prinz Moritz von Nassau-Siegen, kurbrandenburgischer Statthalter von Cleve und Mark. Rede zu Cleve am 15. October 1846 gehalten. Cleve, Char. Gr. 8. 5 Ngr.

Holthausen, F. W., Ueber vaterländische Gesinnung. Rede am 14. Oct. 1846 in der Realschule zu Düsseldorf gehalten. Düsseldorf, Bötticher. 8. 2½ Ngr.

Sieben neue Lieder für Freunde der guten Sache. Hamburg, Volksbuchhandlung in St. Pauli. 8. 2½ Ngr.

Mixtur für Kornkipperer und Händler. München, Kaiser. 12. 2 Ngr.

Schults, A., Was ist des Michel Vaterland? Versuch zu einem neuen National- und Volkslied. Leipzig, Surany. Gr. 8. 2 Ngr.

Sponholz, C. M. F., Die Reform der Medicinal-Verfassung Preussens und ihre Finalität. Ein zweiter Beitrag im offenen Sendschreiben an den Geh. Medicinal-Rath Dr. Jos. Herrm. Schmidt. Stralsund, Volkmann. Gr. 8. 15 Ngr.

Weigel, F., Ueber den gegenwärtigen Zustand der evangelischen Kirche im Fürstenthum Waldeck. Arolsen, Speyer. Gr. 8. 2 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 52. —— 21. Februar 1847.

Das Land Tirol und der Tirolerkrieg von 1809.*)

Erster Artikel.

Die erste Auflage dieses jedenfalls interessanten und für den Historiker höchst wichtigen Werkes erschien im Jahre 1817. Im Laufe dieser Zeit hat das Werk mannichfaltige Beurtheilungen und viele heftige Angriffe erfahren, und schon deshalb mußte sich für den Verf. das Bedürfniß einer mit mannichfaltigen Zusätzen vermehrten, zu Schutz und Trutz gerüsteten Ausgabe herausstellen; wiewol er sich selbst nicht auf den Titel genannt hat, so weiß man doch wer es ist. Ein Incognito hatte er wol überhaupt nicht beabsichtigt, und hätte er es, so wäre es jedenfalls ein sehr fruchtloses Bemühen gewesen, indem die sehr prononcirte Persönlichkeit desselben sowol in den Ansichten als im Stile so scharf hervortritt, daß schon auf der ersten Seite bei Niemand ein Zweifel über den Verf. obwalten kann. Es gibt gewiß wenige Schriftsteller, die so rasch wiederzuerkennen sind wie der Freiherr von Hormayr, eben weil alle seine Werke eine überwiegend subjective Färbung haben. Nicht nur sind es gewisse eben nicht sehr vortheilhafte Eigenthümlichkeiten der Darstellungsweise, von der sich derselbe einmal nicht losmachen kann, die vielmehr mit zunehmendem Alter sich immer überwiegender ausgebildet haben, sondern es sind auch einige Lieblingstendenzen, die wie fixe Ideen in jedem Werke wiederkehren, und selbst da durchblickend sich in copiöser Anhäufung geltend machen, wo es der Gegenstand keineswegs nothwendig erfodert. Bei einer großen historischen Gelehrsamkeit, die das allervollkommenste Rüstzeug zur objectiven Geschichtschreibung darböte, ist Hr. v. Hormayr doch der einseitig subjectivste Historiker den wir besitzen. Es soll Dieses im Grunde kein Vorwurf sein; denn solche Historiker mit vorwaltender Subjectivität sind zuletzt ebenso nöthig, um das Erz der Wahrheit aus den Schachten der Geschichte herauszufördern, als ihr Gegensatz, die kälter nach allen Seiten um sich blickenden, von keinem Vorurtheile eingenommenen, jedem Momente sein Recht gewähren wollenden sogenannten objectiven Historiker. Beide ergänzen sich gegenseitig, und nur selten erblicken wir die große Erscheinung, wo ein Mann Liebe und Verständniß der einzelnen Momente mit einer einheitlichen Anschauung des großen Ganzen verbindet. Aber für den Leser ist es jedenfalls nothwendig, daß er die Subjectivität des Hrn. v. Hormayr und seine besondern Standpunkte kennt und ins Auge faßt, wenn er die Werke desselben mit Nutzen, ich möchte sagen cum grano salis lesen, und in angemessene richtige Beziehung zur geschichtlichen Wahrheit bringen will. Er muß sehr auf seiner Hut sein, er darf namentlich bei gewissen Momenten nie vergessen, daß uns nur die eine Seite der Dinge entweder in hellster Erleuchtung oder in tiefster Nacht zugekehrt wird, während uns die Kehrseite der Kugel mit allen ihren Dämmerungsabstufungen völlig vorenthalten wird.

Während des ersten Jahrzehnds in unserm Jahrhundert, wo Noth und Bedrängniß das in allen Verwaltungszweigen gänzlich erstarrte Staatsleben Oestreichs aufzurütteln begann, und wo ein neues jugendliches Leben die Eisdecke zu sprengen suchte, und auf einzelnen Punkten und in einzelnen Momenten, wenn auch nur auf kurze Zeit, wirklich sprengte, in dieser Zeit neu erwachter, wiewol vergeblicher Heilbestrebungen, wo einzelne unvollkommene Krisen einen mehr oder weniger starken Anlauf nahmen, hatte Hormayr, ein junger Mann von Talent und ehrgeiziger Thatkraft, ebenfalls seinen Anlauf genommen, eine rasche Carrière gemacht, die Blicke der bedeutendsten Häupter der Regenerationspartei auf sich gezogen, sodaß es nur als natürlich erscheint, wenn die Hoffnungen und Aussichten die er im Innern hegte, das bereits erreichte Ziel noch weit überflogen. Wenn der Ausdruck damals schon bekannt gewesen wäre, so hätte man sagen können, Hormayr gehöre zum Jungen Oestreich — er war ein Koryphäe desselben —, aber zum Jungen Oestreich im bessern Sinne des Worts; er erkannte sowol den totalen Verfall und die unzähligen Mängel des östreichischen Staatslebens, als er auch Das was Noth that mit richtigem historischen Sinne erblickte und der Mann war, das Seinige bei dem in Aussicht

*) A. u. d. T.: Geschichte Andreas Hofer's, Sandwirths aus Passeyr, Oberanführers im Kriege von 1809. Durchgehends aus Originalquellen, aus den militairischen Operationsplanen, sowie aus den Papieren des Freiherrn von Hormayr, Hofer's, Speckbacher's, Wörndle's, Eisenstecker's, Ennemoser's, Aschbacher's, Wallner's, der Gebrüder Thalguter, des Kapuziners Joachim Haspinger und vieler Andern. Zweite, durchaus umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1845. Gr. 8. 4 Thlr. 18 Ngr.

stehenden Reformationsprocesse zu leisten und beizutragen. Abstracte excentrische Theorien, die im Leben und in der Wirklichkeit gar keinen Anhalt haben, und die daher die Staatskräfte noch mehr erschöpfen, den Zustand noch hoffnungsloser machen, wenn man sie wirklich anwendet und mit ihnen experimentirt, kann man ihm so wenig wie Stadion u. A. zur Last legen. Die ziemlich weitfliegenden Hoffnungen und eben erst im Entstehen begriffenen Plane beruhen vielmehr durchweg auf gesunder Lebenserkenntniß und historischen Anknüpfungspunkten. Aber Hormayr wurde trotzdem ein Opfer jener Erscheinung die sich überall in der Geschichte wiederholt. Ist nämlich der natürliche gesunde Entwickelungsgang eines Volkes, eines Staats, einer Kirche oder eines sonstigen bedeutenden geschichtlichen Products Jahrhunderte lang unterbrochen gewesen, sind die moralischen Kräfte erstarrt, haben sich Misbräuche und Gebrechen aller Art nach und nach eingeschlichen, sodaß sie zur allgemeinen Gewohnheit geworden und vollständig nicht blos in die Gesetzgebung, sondern auch in die Sinnes- und Denkweise des Volkes übergegangen sind, so scheitern die ersten Verbesserungsversuche, die natürlich immer nur von einzelnen Tieferblickenden ausgehen, regelmäßig. Diese ersten Vorläufer einer Reformation werden jedesmal die Märtyrer derselben. Dabei ist es ein eigenthümliches, psychologisches Naturgesetz, daß sie jedesmal in einer Täuschung über die entgegenstehenden Schwierigkeiten und in einer Selbstüberschätzung ihrer Kräfte begriffen sind. Stets hoffen sie schon in der Gegenwart Das auszuführen was doch immer nur einer spätern Zukunft gelingt. Ich glaube nicht, daß irgend einer der unzähligen Märtyrer die sich der Verbesserung der Menschheit geopfert, Christus allein ausgenommen, ganz frei von dieser Illusion gewesen ist. Alle haben sich ihre Erfolge in der Gegenwart leichter gedacht, und erst am Ende ihres Lebens haben sie sich an dem Troste aufgerichtet, daß sie wenigstens für die Zukunft nicht vergeblich gelebt hätten. Es ist auch gut, daß es so ist; diese Illusion ist nothwendig. Praktische Bestrebungen zur Verbesserung, von denen man mit Gewißheit vorhersieht daß sie scheitern müssen, sind ein Widerspruch. Niemand wird sich ihnen mit dem nöthigen Eifer und mit dem vollen Aufwande seiner Kräfte hingeben, dem nicht wenigstens eine mögliche Hoffnung des Gelingens in der Gegenwart vorschwebt. Ohne diese Hoffnung würde er es bei einer bloßen Contemplation bewenden lassen, er würde sich betrachten als „einen Bürger von Jahrhunderten die da kommen werden". Aber es gehört einmal zu den nothwendigen Processen im politischen Heilverfahren der Natur, daß sie nicht blos durch die Theorie, sondern auch durch gescheiterte praktische Bestrebungen eingeleitet und vorbereitet werden müssen. Die enfants perdus sind nothwendige Symptome der sich vorbereitenden Umbildung, und die Illusion ist wieder eine nothwendige Eigenschaft der enfants perdus. Denn ohne dieselbe würde sich schwerlich Jemand zu dieser unentbehrlichen aber in mancher Beziehung sehr undankbaren Rolle finden.

Woher aber kommt jene Täuschung in welche alle politischen Weltverbesserer mehr oder weniger ohne Ausnahme verfallen? Woher kommt es, daß sie sich stets über ihre Mittel und über die Schwierigkeit der Aufgabe verrechnen, und höchstens erst dann zur richtigen Einsicht über die relative Fortbildungsfähigkeit im Volk gelangen, wenn ihr Streben bereits gescheitert, und sie selbst bereits resignirt haben? Diese Erscheinung muß sich wie jede andere zuletzt erklären lassen, wenn auch nicht aus einer einzigen Ursache, so doch aus verschiedenen zusammenwirkenden und constanten Ursachen. Wir wollen nur eine derselben andeuten. Bei solchen lebhaft strebenden Männern, die sich zu Reformatoren veralteter und verderbter politischer Zustände berufen glauben, sind nämlich immer zwei Motive auf einmal thätig. Einerseits sind sie von der Verwerflichkeit der gegenwärtigen Zustände auf das lebhafteste durchdrungen, ein längeres Verharren in derselben erscheint ihnen als moralische Unmöglichkeit. Das ist die negative Seite ihres Strebens. Zu gleicher Zeit aber haben sie auch Ansichten und Meinungen über Das was nach Hinwegräumung des alten unbrauchbaren Schutts an seine Stelle treten soll, sie haben ein positives Ziel, welches freilich häufig auf sehr phantastischem Idealismus beruht, oft aber auch bei bedeutenden, mit wahrhaft historischem Sinne begabten Männern den Entwickelungsgang der Zukunft genau und treffend erräth. Alle diese Männer nun würden nie auf den Gedanken einer reformatorischen Thätigkeit kommen, wenn nicht vorhergehende Erfahrungen und die mannichfaltigsten Symptome des täglichen Lebens sie vergewissert hätten, daß das Volk selbst das Unzureichende des Bestehenden fühle und nach einer Umänderung desselben sich sehne. Nur auf diese Volksstimmung fußend beginnen sie ihre reformatorische Laufbahn, die nothwendigerweise immer mit der negativen Richtung, mit dem Tadel des Bestehenden anfängt. Und alsbald tritt auch stets ein größerer oder geringerer Theil der öffentlichen Meinung auf ihre Seite, indem, wie schon gesagt, das Gefühl der Unzulänglichkeit des Bestehenden ein allgemeines ist. Hierdurch nun werden sie getäuscht, indem sie die dunkele Unzufriedenheit über die jetzigen Zustände mit der Befähigung und Reife zu einer andern Ordnung der Dinge verwechseln. Da bei ihnen selbst das Streben zum Umsturz und zum Aufbau in Eins zusammenfällt, da sie neben dem Unwillen über die depravirten Zustände auch sowol die Erkenntniß als die moralische Befähigung zur Darstellung und Durchführung reinerer und geläuterterer politischer Lebensverhältnisse besitzen, und diese beiden Momente in ihnen selbst zu einem einzigen, ungetrennten verwachsen sind, so präsumiren sie aus dem übereinstimmenden Entgegenkommen des Volkes eine völlige Uebereinstimmung mit ihrer eigenen Gesinnung, während diese Uebereinstimmung doch nur in der Negation mit dem Bestehenden, in einem dumpfen Unwillen begründet ist, während das positive Ziel, welches nur aus höherer Erkenntniß und gesteigerter sittlicher Befähigung hervorgehen kann, noch gar nicht am Horizonte der gro-

sen Masse aufgegangen ist. Dieselben Menschen die mit einer dunkeln, oft leidenschaftlichen Unzufriedenheit mit den bestehenden Zuständen erfüllt sind, die sich durchaus unglücklich in denselben fühlen, sie sind doch wieder Producte dieser Zustände und sind durch dieselben demoralisirt; während sie kein Unrecht für ihre eigene Person leiden wollen, machen sie sich kein Bedenken ihrem Nebenmenschen Unrecht zu thun; während sie über den Nepotismus, über Monopole, über Bestechlichkeit, Langsamkeit der Verwaltung u. s. w. klagen, sobald sie für ihre Person darunter leiden müssen, so lassen sie sich das Alles doch sehr gern gefallen, wenn sie davon profitiren können. Die Unzufriedenheit des Volkes mit dem Bestehenden und die Unzufriedenheit jener politischen Reformatoren stammt nicht aus derselben sittlichen Quelle.

(Der Beschluß folgt.)

Geschichte Deutschlands und der französischen Revolution unter der Herrschaft Napoleon's. Von Bruno Bauer. Erster Band. Bis zum Frieden von Luneville. Charlottenburg, Bauer. 1846. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Nach Wachsmuth's „Geschichte der französischen Revolution" und Schlosser's „Geschichte des 18. Jahrhunderts" eine neue „Geschichte Deutschlands und der französischen Revolution" zu schreiben, ist einestheils leicht, anderntheils schwer: — leicht, weil man so vortreffliche Vorarbeiten zur Benutzung hat; schwer, weil es gründlichen Fleißes und vielseitiger Kenntnisse und Anschauungen bedarf, um Besseres leisten zu können. Hr. Bruno Bauer hat es, wie es scheint, mit der erstern Ansicht gehalten. Wir wissen aber in der That nicht, aus welchem Gesichtspunkte wir sein Buch eigentlich betrachten sollen. Von gründlichem Quellenstudium und ausreichender Lecture der hier einschlägigen Schriften kann kaum die Rede sein, da schon der kurze Zeitraum während dessen Hr. Bauer mit seinem Werke beschäftigt war ihm nur die Befragung der gangbarsten Hülfsmittel gestattet haben kann. Die Durchführung irgend einer besondern Ansicht, wie man sie wol von einem kühnen Kämpen dieses Namens erwarten durfte, haben wir nirgend wahrgenommen, im Gegentheil ist das Ganze farblos, und es scheint fast, als ob die frühere Neigung des Verf. zum Umwerfen und Angreifen hier ganz von ihm gewichen sei. Daß er die sittliche Erniedrigung des deutschen Reichs zu Ende des vorigen und im Anfange dieses Jahrhunderts scharf tadelt, war bei einem deutschen Schriftsteller nicht gut anders möglich; und doch, wie sehr stehen diese Abschnitte hinter Leo's kraftvoller Schilderung zurück. Ebenso wenig ist eine gewisse Vollständigkeit der Erzählung erzielt worden: Vieles ist ganz übergangen, namentlich kriegerische Ereignisse; die Schlachten bei Marengo und bei Hohenlinden z. B. werden erwähnt, aber ihr Zusammenhang mit gleichzeitigen Ereignissen bleibt ganz unberücksichtigt; und endlich fehlen alle Einzelheiten und charakteristischen Bilder aus dem Leben merkwürdiger Menschen, alle biographischen Zuthaten, alle Anschauungen geselliger Zustände trotz des überreichen Stoffs. Die Sprache endlich ist auch nicht das Lobenswertheste des Buches. In der ersten Hälfte finden wir zwar eine natürliche, freie Bewegung, ohne Geschraubtheit oder Verrenkung, aber auch ohne besondere Theilnahme am Gegenstande; in der zweiten dagegen, wo vorzugsweise von deutschen Zuständen die Rede ist, leidet der Vortrag zuerst an nicht wenigen ausländischen Wörtern, und dann an einer Nachlässigkeit im Bau der Sätze, die eine flüchtige Art zu arbeiten vermuthen läßt. Wir durften Dies um so weniger unerwähnt lassen, da die neue Schule von Literatoren, zu der sich Bruno Bauer bekennt, gern ihren glatten, flüssigen Stil rühmt, der, wenn er auch keineswegs der gute, klare, sachkundige und [illegible] Mittelstil ist, der unsern besten Schriftstellern des 18. Jahrhunderts angehört, doch für die zahlreichen Leser, denen es nicht allzu sehr um die Sache zu thun ist, vollkommen ausreicht. Wir wundern uns also um so mehr, daß Hr. Bauer diesen Vortheil von sich gewiesen hat.

Die erste Abtheilung enthält mehr eine Reihe einzelner Aufsätze als eine geordnete Erzählung. Unter die Ueberschriften: „Der 30. Prairial", „Die Jakobiner", „Die gezwungene Anleihe", „Der 18. Brumaire", „Bonaparte und die Parteien", „Die Constitution des Jahres VIII", „Bonaparte und England", „Der Finanzetat des Jahres VIII" sind die Begebenheiten der Jahre 1799 und 1800 vertheilt. Manches liest sich ganz gut, so die Schilderung der Begebenheiten am 18. und 19. Brumaire nach bewährten Quellen, und eine Stelle über Bonaparte, die aber das obige Urtheil über eine unangenehme Lässigkeit der Bauer'schen Schreibart rechtfertigen wird: „Es ist wahr, er war nicht populair: in seiner Kälte und Zurückhaltung flößte er weniger Liebe als Ehrfurcht und überlegte Achtung ein: sein Ansehen war aber dafür um so fester gegründet. Keiner (lies: Keinem) von jenen Götzen, die das Volk sich selbst gemacht hat, die es als abhängig von sich betrachtet und als Geschöpfe seiner Mittelmäßigkeit bald darauf wieder wegwirft, verdankte er sich selbst seine Erhebung und seine Macht, und erschien er (?) dem Haufen als ein Wesen höherer Art. Wenn man ihm Macht gab und ihn in jeder Hinsicht gewähren ließ, so war Das auch sein Verdienst und nur die Folge davon, weil er einzig und allein nur damit beschäftigt zu sein schien, Allen Ruhe und Genuß zu verschaffen; je mehr er Macht in seinen Händen zusammenfaßte, um so mehr konnte er die Schmachtenden, Hungrigen und Müden aufrichten." Eine besondere Berücksichtigung hat Hr. Bauer dem französischen Finanzwesen zugewendet, und zwar nicht allein ohne das Verhältniß zu den übrigen Theilen seiner Geschichtserzählung, sondern auch ohne die gehörige Klarheit für seine Leser hervorzubringen. Ja freilich ist es nicht einem Jeden gegeben, über solche Dinge mit der Sachkunde und Deutlichkeit eines Niebuhr zu schreiben.

Die zweite Abtheilung trägt einen wesentlich verschiedenen Charakter. Sie bezieht sich blos auf deutsche Zustände und zeigt dieselben allerdings in ihrer traurigsten Gestalt ohne Uebertreibung der Wahrheit. Daher hebt dieser Abschnitt mit folgender etwas schwülstigen Rede an: „Wenn in Frankreich Ein Mann das Erbe der Revolution antrat, das verflüchtigte National-Capital unter der Wucht seiner Hand wieder vereinigte, die entzweiten Geister zusammenpreßte und zu einer Phalanx verband, die ihm die Eroberung Frankreichs sichern und die Dictatur über die civilisirten Staaten erobern sollte: — bot das deutsche Reich mit seiner Verfassung, der Menge seiner ohnmächtigen Regierungen, seiner willenlosen Stämme, Kreise und Cantone das Schauspiel der äußersten Theilung der Arbeit dar, die unfruchtbar blieb und endlich mit dem Bankrott endigen mußte, da der Fonds und das geistige Capital fehlten, die die (!) Theilung regeln und ihr den Ertrag sichern." Die einzelnen Abschnitte ohne innere Verbindung heißen: „Deutsche Kriegsanstalten", „Der Friedensschluß", „Regensburger Verhandlungen", „Die Stellung Preußens", „Bonaparte als Schiedsrichter", und enthalten gerade keine groben Unrichtigkeiten, aber auch durchaus keine Zuthaten, um jene Zustände den Lesern deutlich vorzustellen, wozu es doch in den Denkschriften Hormayr's, Gagern's, Lang's und Lupin's wahrlich nicht an Stoff fehlte, um unsere Zeit zu belehren und zu warnen. Aber von solchen Ausführungen ist nun einmal Hr. Bauer kein Freund; blos bei dem östreichischen Minister Thugut hat er eine Ausnahme gemacht und ihm zwei Seiten gewidmet, die freilich der Charakteristik desselben in den „Lebensbildern aus dem Befreiungskriege" weit nachstehen; dagegen ist aber der Vortrag von einer oft ermüdenden Weitschweifigkeit, sodaß man wirklich sich in die langweiligen Verhandlungen von Regensburg zurückversetzt glaubt. Denn auch der Stil ist

hier ebenso undeutsch und schleppend als die Sprache jener Protokolle und Decrete, mit deren Auszügen es sich Hr. Bauer sehr leicht gemacht zu haben scheint.

Bei der Darstellung aller dieser deutschen Verhältnisse in Hrn. Bauer's Buche werden seine Leser, die er sich unstreitig auch in den minder gebildeten Ständen gedacht hat, eine geschichtliche Einleitung über das deutsche Reich und seine Verfassung von dem Reichsdeputationshauptschlusse oft vermißt haben. Denn wie viele selbst Gebildete unter uns wissen jetzt von den deutschen Reichsversammlungen, von dem Verhältnisse der geistlichen und weltlichen Fürsten, von der Reichsritterschaft und ihren Cantonen und von ähnlichen Dingen? Und doch ist es jetzt noch immer an der Zeit, uns aus den Schriften eines Hoff, Lancizolle und Perthes jene Zustände in das Gedächtniß zurückzurufen, um ihnen eine schuldige Pietät zu bewahren, wie Kinder thun die an ihre verstorbenen Aeltern zurückdenken. Denn nicht alle Reichsgebiete waren so schlecht und verkommen als es nach Lang's „Memoiren" und andern Büchern geglaubt wird; jeder, auch der kleinste Staat erfreute sich in seinen veralteten Formen einer eigenthümlichen Freiheit, für deren Sicherstellung die höchsten Reichsgerichte eine wennschon oft langsame Hülfe boten, eine noch wirksamere aber die Literatur unter dem Schutze der Preßfreiheit; es bestand ferner in vielen Landschaften noch eine sittliche Verehrung gegen Kaiser und Reich und sein Glaube an die deutsche Nation wie man ihn jetzt nicht für möglich hält. Und wenn man bedenkt, daß ohne die Mannichfaltigkeit dieser wunderbaren Ständerepublik die Reformation niemals hätte mit solcher Gewalt zur Sache des Volkes werden, und daß der Glanz und die Herrlichkeit unserer Literatur im 18. Jahrhundert niemals eine solche Verbreitung hätte gewinnen können, so sind Dies schon zwei hinlänglich bedeutende Ergebnisse, um die alten Bräuche des ehemaligen deutschen Reichs noch in unsern Tagen, wo gewiß Manches besser ist, zu ehren. 20.

Bibliographie.

Ackermann, G. A., Die Stipendien und das Convict auf der Universität Leipzig, die Freistellen auf Landesschulen und Gymnasien und einige andere Stiftungen im Königreiche Sachsen. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 24 Ngr.

Fischart's, J., Bienenkorb des heiligen roemischen immenschwarms, seiner hummelszellen oder himmelszellen, hurnaufsnester etc. etc. Alles nach dem rechten himmelstau oder manna justiert und mit mēnzerkletten durchziert durch Jēsuwalt Pikhart. Wortgetreu neu herausgegeben von J. *Eiselein*. St. Gallen, Huber u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Kruse, A. T., Einige Bruchstücke aus der Geschichte der Stadt Stralsund. Zu einer Uebersicht nach der Zeitfolge zusammengestellt. 1stes Buch. Mit den Urkunden des Stralsunder Friedens von 1369 und 1370. Stralsund, Löffler. Gr. 8. 12½ Ngr.

— — Ein Nachtrag zu der Aufklärung u. s. w. über die Stralsunder Bürgervereine von 1595 und 1616. Stralsund, Löffler. Gr. 4. 5 Ngr.

Riffel, C., Christliche Kirchengeschichte der neuesten Zeit von dem Anfange der großen Glaubens- und Kirchenspaltung des 16. Jahrhunderts bis auf unsere Tage. 3ter Band: Ursprung, Fortgang und Verbreitung der großen Glaubens- und Kirchenspaltung außerhalb Deutschland. Insbesondere der Zwinglianismus in der Schweiz. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Rohatzsch, R. H., Populäre Physiologie für Gebildete aus allen Ständen. Eingeführt von G. H. v. Schubert. 2te Ausgabe von Rohatzsch: Des Menschen Körperleben rc. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 12 Ngr.

Schimmer, K. A., Die französische Revolution und ihre Folgen. Geschichte des 23jährigen Kampfes gegen Frankreichs Gewaltherrschaft, verbunden mit einer Lebensbeschreibung Napoleon's, des Herzogs von Reichstadt u. s. w. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. Mit einem Titelbilde. Leipzig. Gr. 8. 20 Ngr.

Siborne, W., Geschichte des Krieges in Frankreich und Belgien im Jahre 1815. Mit einer genauen Darstellung der Schlachten von Quatre-Bras, Ligny, Wavre und Waterloo. Nach der 2ten Ausgabe aus dem Englischen übersetzt von Lieutenant E. Siber. 2ter Band. Mit den Plänen von Waterloo und Wavre. Berlin, Mittler. Gr. 8. Für zwei Bände 4 Thlr.

Wolff's Almanach für Freunde der Schauspielkunst auf das J. 1846. Fortgesetzt von A. Heinrich. 11ter Jahrgang. Berlin. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Zober, E., Urkundliche Beiträge (aus den Jahren 1588, 1595 und 1618) zur Geschichte der Stralsunder Verfassung. Aus den Original-Handschriften zum erstenmal herausgegeben und mit Erläuterungen begleitet. Ein Anhang zu „A. T. Kruse's Aufklärung rc. über die Stralsunder Bürger-Verträge." Stralsund, Löffler. Gr. 4. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Die Angriffe der evangelischen Kirchenzeitung auf das von der General-Synode genehmigte Ordinationsformular beleuchtet von einem Geistlichen. I. Die Landes-Synode und das Bekenntniß von einem Juristen. Berlin, Oehmigke. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Bertholdi, H., Kritik des Ruppianismus oder: Charakteristiken der Herren Dr. Rupp, Wechsler, Dr. Jachmann, Dr. Dinter und Dr. Motherby. Danzig, Kabus. Gr. 8. 4 Ngr.

Channing, W. E., Der große Endzweck des Christenthums und die Ehre, welche allen Menschen gebührt. Zwei Predigten. Aus dem Englischen. Berlin, Schultze. Gr. 8. 5 Ngr.

Hirsch, S., Der rechte Kampf für die Wahrheit. Gastpredigt in der Synagoge zu Schwerin gehalten den 31. Oct. 1846. Schwerin, Kürschner. Gr. 8. 3 Ngr.

Holdheim, S., Die religiöse Aufgabe in dem neuen Vaterlande. Predigt, gehalten den 14. Nov. 1846. Schwerin, Kürschner. Gr. 8. 3 Ngr.

John, Sir, Die Schweiz und ihre Wirren. Leipzig, Naumburg. Gr. 8. 7½ Ngr.

Krieg den Schelmen und Betrügern oder geheime Geschichte der Pariser Börse und der französischen Eisenbahnen von Satan, Verfasser der Broschüre „Rothschild I. König der Juden". Aus dem Französischen nebst einem Vorwort über Agiotage und Börsen-Manöver in Deutschland. Berlin, Reichardt u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Liedke, J. M., Offenes Sendschreiben an Dr. Jul. Rupp in Folge seines Berichts an den Gustav-Adolf-Verein der Provinz Preußen über seine Ausschließung aus der General-Versammlung des Gustav-Adolf-Vereins in Berlin am 7. Sept. 1846. Braunsberg, Beyer. 8. 2½ Ngr.

Memoiren Besenstiel's. Herausgegeben von A. Weinholz. Berlin, Weinholz. 8. 3¾ Ngr.

Neumann, P., „Redet mit Jerusalem freundlich." Predigt über Jesaias 40, 2. Stettin, Weiß. 8. 2½ Ngr.

Quehl, G., Was die Zeit bewegt. Glaubens- und Lebensansichten in 3 Predigten dargelegt. Inhalt: Die Sünde. Die Lebensfrage. Die Einladung zum Reiche Gottes. Danzig, Gerhard. Gr. 8. 9 Ngr.

Reden am Grabe des Herrn Ober-Consistorial-Raths Prof. Dr. Karl Wilhelm Justi. Marburg, Elwert. Gr. 8. 2 Ngr.

Ueber den Begriff des Protestantismus unserer Zeit, mit Bezug auf die Sehnsucht der evangelischen Kirche nach Einheit. Promemoria an die Generalsynode zu Berlin von einem christlichen Staatsbeamten. Neuß, Schwann. 8. 3 Ngr.

Der evangelische Verein der Gustav-Adolph-Stiftung. Ein Traktätchen. Eisenberg, Schöne. 12. 1½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 53. —— 22. Februar 1847.

Das Land Tirol und der Tirolerkrieg von 1809.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 52.)

An dieser Verwechselung scheitern nothwendigerweise alle jene ersten Reformversuche bis zu einem gewissen Punkte hin. Nämlich so lange der negative Pol vorwiegt, reussiren sie und werden von der großen Masse getragen. Sobald aber der positive Pol mehr hervortritt, sobald jene wohlmeinenden und eifrigen Reformer an die Masse positive Anfoderungen stellen, zu denen sittliche Leistungen, klareres Denken, ein höherer Grad von politischer und humaner Bildung gehört, so läßt der Beistand und die Unterstützung nach; anfangs unmerklich und in der Stille. Von den frühern Erfolgen berauscht und sicher gemacht, achten Jene nicht auf die anfangs leise hervortretenden Symptome einer Differenz mit der Masse, sie betrachten Das nur als einzelne Erscheinung was Vorbote einer allgemeinen Trennung ist, werden nur noch eifriger, leidenschaftlicher, überstürzender in ihren Bestrebungen, indem sie immer noch die große Masse nach sich selbst beurtheilen und von einer Unzufriedenheit mit dem Bestehenden, die sich nicht zu gleicher Zeit auf eine klarere Erkenntniß des Richtigern und Bessern gründet, sich immer noch keinen Begriff machen können; bis denn endlich bei einer neuen Collision der Zwiespalt zu Tage tritt, der die Führer von dem Volke trennt und diese, mit einem male verrathen und im Stiche gelassen, von ihrer Höhe herunterstürzen. Das ist der sich ewig in der Geschichte wiederholende Proceß, den man bei jeder ersten Reformbestrebung verfolgen kann. Je eingerosteter die Zustände waren und je demoralisirter das Volk durch sie geworden, zu einer desto entschiedenern Märtyrerrolle gestaltet sich der Lebenslauf der ersten Vorkämpfer. Nur Diejenigen die zuletzt nicht höher stehen als die Masse selbst, die blos das negative Moment der Unzufriedenheit, des Hasses, der Rachsucht und Zerstörung in sich tragen, und dieses bis zum Ende ihrer Laufbahn geltend zu machen wissen, können auf eine fortwährende Popularität und treue Anhänglichkeit der aufgeregten Menge rechnen; wenn sie unterliegen, so unterliegen sie der entgegenstehenden Gewalt, nicht aber dem Abfalle ihrer eigenen Anhänger. Der populairste Charakter in der französischen Revolution war Marat, und zwar deshalb, weil er rein negativ, weil er der personificirte Ausbruch des Hasses und der Wuth war; und auch Robespierre verdankt seinen ungemeinen Einfluß nur der negativen Seite seines Strebens, seinem Mistrauen, seinen Verdächtigungen, seinem schwarzgalligen Temperamente. Sein positives Streben, z. B. nach Gründung einer Religion, würde ihn sicher schon früher gestürzt haben, wenn es weniger unbedeutend und weniger lächerlich gewesen wäre. Bei allen andern Helden der französischen Revolution kann man genau den Moment verfolgen wo sich die Massen von ihnen zurückzogen; es geschah immer dann, sobald sie positive sittliche Leistungen verlangten, sobald ihre bis dahin zerstörende Thätigkeit in eine mehr befestigende und aufbauende übergehen wollte. So Bailly und Lafayette, Mounier, Malouet, so Mirabeau, so die Girondisten, und selbst der wüthende Danton. Alle aber ohne Ausnahme glaubten sich noch immer auf der Höhe der Volksgunst, waren von ihrem Siege, von der baldigen Realisirung ihrer wohlmeinenden Plane auch noch da aufs festeste überzeugt, als schon der Abgrund unter ihren Füßen gähnte, und sie schon so gut wie allein standen.

Doch wir verirren uns zu weit von unserm vorliegenden Buche; es genüge daher die Andeutung, daß auch Hormayr als Reformator des östreichischen Staatslebens einem ähnlichen Schicksale verfiel. Es gehörten die aufeinanderfolgenden Schicksalsschläge von 1790 — 1805 dazu, wodurch das ganze Staatsgebäude des alten Kaiserreichs im Innern und nach außen hin in seinen Grundfesten erschüttert wurde, um überhaupt nur Persönlichkeiten wie Hormayr als östreichische Staatsbeamten möglich zu machen. Eine pedantischere, mechanischere, in den obern Gliedern geistlosere, nach unten zu verderbtere Staatsverwaltung gab es nicht in Europa; der edle Joseph war an dieser eingerosteten, jedem Fortschritt widerstrebenden Maschine zu Grunde gegangen. Nur die höchste Noth, jene letzte Erzieherin des Menschengeschlechts, die auch da noch Leben und Kräfte zu wecken weiß wo kein anderes Mittel mehr verfängt, hatte einige höher gesinnte Persönlichkeiten ans Staatsruder, und hier und da weniger kleinliche Motive und freiere Grundsätze auf kurze Zeit zur Geltung gebracht; aber auch nur als Ausnahme und nur in einzelnen Augenblicken der höchsten Noth. Angefeindet von allen Seiten, durchaus fremd-

artige Erscheinungen in dieser verknöcherten Welt, wurden sie mistrauisch eben als die schlimmsten Feinde bei Seite geschoben, sobald man von der ersten Ueberraschung sich erholt hatte und sie entbehren zu können glaubte. Zu diesen gehörte auch Hormayr, dessen jugendlich ehrgeiziger Feuereifer gar bald brach gelegt und zur unbedeutenden Unthätigkeit verdammt wurde. Nichts ist natürlicher als daß sich ein tiefes Gefühl der Bitterkeit über so viele getäuschte Lebenshoffnungen, über einen betrogenen Lebensberuf, der glanzvoll anfing und seine Seele mit den kühnsten Erwartungen der Zukunft erfüllt hatte, gegen das altöstreichische Regierungssystem im Allgemeinen, sowie gegen die einzelnen Männer in denen es sich damals verkörperte, oder mit denen sein Streben in besonders feindliche Collision kam, bei ihm festgesetzt hat, und daß es bei jeder Gelegenheit sich Luft macht. Hormayr trat zuletzt in die Dienste des Hauses Baiern über, jenes alten Rivals und Erbfeindes des Hauses Oestreich, gegen welches er selbst das Land Tirol so hartnäckig und glänzend vertheidigt hatte. Diese seine verbitterte Stimmung und diese seine jetzige Stellung muß man wenigstens im Auge behalten, um hervortretende subjective Ergüsse von dem objectiven Inhalte seiner Bücher trennen zu können. Denn wiewol Hormayr auch über den leisesten Verdacht jeder bewußten Unwahrheit erhaben ist, so ist seine Stimmung doch eben aus dem angeführten Grunde nicht heiter und frei genug, als daß er bei den zahlreichen dunkeln Partien der östreichischen Kriegs- und Friedensgeschichte nicht so recht con amore und mit zu ungebührlicher Hervorhebung verweilen, einzelne hellere Partien dagegen nicht zu sehr vernachlässigen sollte.

Abgesehen hiervon hat das Buch gleich allen andern Werken Hormayr's einen großen Fehler, der das Lesen und den Genuß desselben sehr erschwert. Er besteht in dem schwerfälligen, unglücklichen Stile des Verf. Zuerst hat derselbe die zur unüberwindlichen Gewohnheit gewordene Manier, eine Menge weithergeholter gelehrter Anspielungen, wie sie ihm eben beim Niederschreiben der historischen Erzählungen vermöge seiner springenden und combinirenden Phantasie willkürlich durch den Kopf gehen, in die Darstellung zu verflechten. Abgesehen davon daß diese oft ganz unverständlich sind, weil nicht Jedermann solchen Schatz an historischen Specialkenntnissen über nah und fern liegende Zeiten, die sich selbst auf die Chronique scandaleuse und ziemlich gleichgültige Personalkunde gründen, wie Hormayr besitzt, so leidet darunter auch die Einheit des Gegenstandes und die klare Abwickelung der Erzählung im höchsten Grade. Wir haben wahrlich Nichts dagegen, wenn der Historiker Reflexionen und geschichtliche Vergleiche in den Fluß der Erzählung aufnimmt, sobald sie sich ungezwungen von selbst darbieten, und dazu dienen das Verständniß und die Bedeutung der Thatsache in ein helleres Licht zu setzen, die Auffassung des Lesers auf eine geistreiche Weise zu unterstützen. Aber sie müssen sich dann wie von selbst ergeben, in naturgemäßer Verbindung mit dem eben abgehandelten Gegenstande stehen; sie dürfen die Aufmerksamkeit des Lesers nicht mit Gewalt ab- und auf ganz entfernt liegende heterogene Stoffe hinlenken, sodaß er gezwungen ist, seine Gedanken und seine Phantasie plötzlich auf ein ganz anderes Feld hinüberzusteuern, um in dem nächsten Augenblicke denselben Sprung wieder zurückmachen zu müssen. Der Meister des historischen Stils zeigt sich eben in der ruhigen, klaren Abwickelung seines Gegenstandes, wo Glied an Glied organisch verbunden sich aneinander schließt, sodaß das ganze Gemälde in allen seinen Uebergängen sich dem Leser leicht und vollständig einprägt. Niemand besitzt diesen historischen Stil weniger als Hormayr, Niemand ist von einer gegenständlichen Einfachheit weiter entfernt als er. Er mishandelt den Leser förmlich durch seine capriciösen, ungehörigen Nebengedanken; er ist völlig unfähig zu einer künstlerischen Beherrschung seines Stoffs. Noch schlimmer wird die Sache dadurch, daß er den sogenannten Wurststil schreibt, wie ein geistreicher Mann die Unart nannte, mittels welchem man in einem einzigen Satze mehre, voneinander ganz verschiedene Gedanken hineinstopft und hineinknetet. Nichts ist störender, Nichts erschwert das Lesen mehr als diese unglückliche Manier, mittels welcher man die Sätze mit Inhalt überladet, sodaß sie ihn kaum fassen können und davon platzen möchten. Sie werden dadurch ganz unverdaulich. Die Satzbildung beruht ebenfalls auf logischen und der geistigen Natur des Menschen angemessenen Gesetzen. Die Komma und die Punkte sind zur Erleichterung der Darstellung, zur Bewältigung des Stoffs erfunden; sie stehen in einem harmonischen Verhältnisse zur geistigen Thätigkeit, sie sind die naturgemäßen Schritte, die Ruhepunkte des Geistes, ohne deren zweckmäßige Benutzung auch die stärkste Kraft sehr bald ermüden muß. Freilich gehört eine gewisse Höflichkeit, es gehört Mühe und Selbstentäußerung dazu, um den Leser auf solchen bequemen, gebahnten Wegen zu führen; in einem guten, leichten und klaren Stile spricht sich die Humanität des Schriftstellers aus. So wie es mit Recht für eine Grobheit gilt, Briefe mit unleserlicher Hand zu schreiben, an deren Entzifferung der Empfänger seine Zeit verschwenden muß, so liegt in dieser ungeordneten Satzbildung, die Alles pêle-mêle ineinander stopft, und es dem Leser überläßt wie er es wieder entwirren will, ganz gewiß eine große Rücksichtslosigkeit. Es ist sehr schade, daß Hormayr in dieser saloppen Manier sich so weit hat gehen lassen; auf seine alten Tage wird er sie schwerlich noch ablegen, denn wie immer so ist auch diese Unart mit den Jahren gewachsen und zur Gewohnheit geworden, weil nicht früh genug dagegen angekämpft ist. Es mag übrigens wol noch ein Ueberbleibsel aus dem alten östreichischen Geschäfts- und Actenstil sein, sowie es uns denn überhaupt eine höchst interessante Erscheinung gewesen ist, daß Hormayr, der leidenschaftlichste Bekämpfer und bitterste Feind der östreichischen Pedanterie und des hergebrachten Macchiavellismus, dennoch von Beidem sich nicht ganz hat frei machen können. Wie gesagt übrigens, es

ist schade, daß Hormayr keinen einfachen, echt historischen Stil sich angeeignet hat; eine Menge Leser werden dadurch von seinen Werken, die so unendlich viel zeitgemäßen Stoff, und in dieser tauben Schale doch auch so viel vortrefflichen Kern enthalten, zurückgeschreckt, sowie wir denn offen gestehen, daß die verspätete Anzeige des vorliegenden Werks ebenfalls dem Umstande zuzuschreiben ist, daß wir drei bis vier mal vergebens ansetzten, dasselbe in einem Zuge durchzulesen, jedesmal aber aus Ermüdung und Nervenabspannung schon in der Mitte des ersten Theils stecken blieben. Wir freuen uns herzlich, daß wir diese Ermüdung überwunden und uns in die Darstellungsweise des Verf. zuletzt dergestalt hineingefunden haben, daß wir sie ungestört haben verfolgen können. Es ist uns dadurch nicht nur eine Fülle von Belehrung über wichtige Verhältnisse der jüngstvergangenen Geschichte geworden — eine solche reiche Ausbeute trägt man aus jedem Hormayr'schen Werke davon —, sondern es hat sich uns dabei auch wieder eine geistreiche gesinnungstüchtige Persönlichkeit und eine thatkräftige politische Capacität aufs erfreulichste aufgeschlossen.

Man mag lange suchen in der neuesten Geschichte Deutschlands, eine so interessante, hochpoetische Episode wie den Krieg dieser frischen, fröhlichen und frommen Gebirgssöhne gegen den Weltherrscher Napoleon wird man sicher nicht finden. Es gibt nichts Erhebenderes als diesen auf den allerlautersten, ursprünglichsten, rein menschlichen Motiven beruhenden Vertheidigungskampf. Welcher Contrast zwischen diesen kindlichen Söhnen des Gebirgs und zwischen den disciplinirtesten, erfahrensten, in jeder militairischen Dressur eingeübten Herren des französischen Kaiserreichs! Welcher Contrast in den Mitteln, und welcher Contrast in den Bewegungsgründen! Auf der einen Seite die reinste Pietät, und die tiefste Anhänglichkeit an alt hergebrachte Sitte und Gewohnheit; heilige Ehrfurcht vor der anerzogenen Religion und unerschütterliche Treue, wärmste Liebe für das angestammte Herrscherhaus. Und alle diese Gefühle so frisch und rein, so stark und klar, wie ein aus dem Urschoose der Alpen hervorsprudelnder Bergquell; das innerste Leben mit diesen Gefühlen verwachsen, und ganz in ihnen aufgehend, und doch ohne alle krankhafte Gereiztheit, ohne exaltirte Schwärmerei, so naiv und wahr wie in der besten patriarchalischen Zeit. Und diese blühende, von frischen Gefühlen überquellende Jugend im 19. Jahrhundert gleich einer Oase in einer großen Sandwüste von Reflexion, von zersetzendem Verstande, von Blasirtheit und Ueberschraubtheit. Auf der andern Seite diese bis auf die äußerste Spitze getriebene Eroberungslust, die Nichts kennt und Nichts schont als ihr eigenes Selbst, diese Heere, zusammengehalten durch Furcht und Dressur, gespornt durch Aussicht auf sinnlichen Lebensgenuß, auf Belohnung, durch Ruhmeslust und durch ein einseitiges, bis zur fixen Idee sublimirtes point d'honneur — wahrlich, man kann sich keine stärkern Gegensätze, keinen erhabenern Contrast denken. Dieser Tirolerkrieg ist ein frischer Trunk für den Wanderer auf den öden Geschichtsfeldern der Neuzeit, wo er Nichts erblickt hat als Cabinetsintriguen und Kammerdebatten, maschinenartige Massen, welche Schlachten gegeneinander liefern, wovon die eine gerade so aussieht wie die andere, ein Chaos menschlicher Anstrengungen ohne moralische Größe und moralische Schönheit. Glücklich Der dem gleich Hormayr es vergönnt war, ein Führer und Leiter dieses Kampfes zu sein, und seinen Namen für immer an dieses unvergängliche Ereigniß anzuknüpfen. Wenn, wie Sallust sagt, nächst dem Vollbringen großer Thaten es das würdigste und schönste Loos ist, solche Thaten aufzeichnen und der Nachwelt überliefern zu dürfen, so ist Hormayr wol beneidenswerth zu nennen, dem beide Loose gefallen sind, dem es vergönnt war, an dem ruhmwürdigsten Kampfe thätigen und wirksamen Antheil zu nehmen, und der zu gleicher Zeit Beruf und Fähigkeit besaß, diesen Kampf in die Tafeln der Geschichte einzuzeichnen. Es ist eine bekannte Bemerkung, wie es der ganzen neuern Geschichtschreibung mehr oder weniger an unmittelbarer Anschauung fehlt, eben weil sie aus todten Actenstücken heraus von gelehrten Professoren concipirt wird; wie selten kommt es vor, daß ein thätiger Theilnehmer an den Weltereignissen, der alle Fäden derselben selbst in der Hand gehabt hat, gleich einem Thukydides oder Cäsar, sie selbst für die Oeffentlichkeit aufzeichnet, und wenn es ja geschieht, mit objectiver, rücksichtsloser Wahrheitsliebe dabei verfährt und verfahren kann. Selbst Friedrich's des Großen geschichtliche Werke lassen in Bezug auf Vollständigkeit der wirklichen Motive Manches zu wünschen übrig, so bewunderungswürdig sie auch in Betracht der Zeitperiode sind aus welcher sie stammen. Es war einmal die Zeit der Hofcabalen und der diplomatischen Kunstgriffe, die Zeit wo der Schleier absoluter Heimlichkeit über alle Gegenstände des öffentlichen Lebens ausgebreitet war; und ganz kann auch das größte Genie sich von dem Charakter seiner Zeit nicht emancipiren: wenn es auch die positiven Sünden derselben vermeidet, so blickt doch immer ein gewisser negativer Mangel durch. Einen vollen lebendig pulsirenden Lebensinhalt kann er nicht wiedergeben, wenn dieser Inhalt der Zeit überhaupt fehlt.

Die Dictate Napoleon's vollends bedürfen gar keiner Erwähnung, sie sind auf Täuschung des Publicums und auf Verfälschung der Geschichte berechnet. Es genügt nicht, daß man eine bedeutende Rolle bei den Weltereignissen gespielt hat die man zu beschreiben unternimmt. Diese Rolle muß auch eine reine und würdige, sie muß eine wahrhaftige gewesen sein, deren man sich nicht zu schämen braucht, oder die Lügenhaftigkeit des eigenen öffentlichen Lebens wird nothwendig in die geschichtliche Darstellung mit übergehen. Nur wo innere plastische Einheit des Handelns stattfand, ist eine plastische Darstellung möglich. Alles Das aber kommt Hormayr zugute; sowie er einer der thätigsten Leiter des Tirolerkriegs gewesen ist, so kann er auch offen und ohne alle beschönigende Schminke, ohne alle Versuchung

zu Entstellung der Thatsachen den ganzen innern und äußern Verlauf wiedergeben, und braucht nicht zu fürchten, daß sein eigenes Andenken bei der Nachwelt dadurch zu kurz käme. Mag etwas Eitelkeit und zu weit getriebene Selbstschätzung hier und da mit unterlaufen, im Großen und Ganzen waren seine Motive so würdig, sein Handeln so tüchtig, daß er nicht nöthig hat, zu einer absichtlichen Entstellung der Thatsachen zu greifen. Den Stempel innerer Wahrhaftigkeit, der dem ganzen Werke aufgedrückt ist, dieses ruhige Sichgehenlassen bei der Erzählung, diese unbefangene von aller Berechnung entfernte Sicherheit des Tons, das vollkommen reine, wenn auch etwas selbstgefällige Gewissen des Berichterstatters — das Alles gibt dem Buche einen hohen ethischen Reiz und einen unberechnenbaren historischen Werth. Allerdings hat sich in neuerer Zeit eine eigene historische Literatur ausgebildet, der man unmittelbare Anschauung, wie sie nur aus Selbsterlebtem entspringen kann, gewiß nicht absprechen darf. Es ist die Memoiren-Literatur, dieser wesentliche unentbehrliche Bestandtheil der neuern Geschichtschreibung. Solche Memoiren liefern uns aber nie das vollständige Bild eines Zeitraums oder einer geschichtlichen Episode, sondern sie schildern nur immer den Antheil den der Verf. an dieser oder jener Begebenheit genommen hat; den Organismus des Ganzen wollen und können sie nicht geben. Nur da, wo der Verf. selbst eine höchste überschauende Stellung einnahm, wo er gewissermaßen das Herz des ganzen Organismus war, zu dem alles Leben hinströmen, und von welchem aus es wieder zu den einzelnen Theilen zurückströmen mußte, nur da fällt das subjectiv Erlebte mit dem objectiven Geschehenen so in Eins zusammen, daß die Memoiren eines Mannes auch zu gleicher Zeit ein vollständiges Werk über einen Theil der Menschengeschichte bilden. Dieses findet auf den „Tirolerkrieg“ Hormayr's seine Anwendung. Wie schon gesagt, hat es eine starke subjective Färbung und ist offenbar in der Absicht geschrieben, die eigenen Thaten und die eigenen Verdienste neben dem Verlaufe der allgemeinen Thatsachen hervorzuheben und zu schildern. Aber da er durch seine gesetzliche Stellung, und noch mehr durch die Gewalt der Umstände und seine moralische Nothwendigkeit gewissermaßen der Dictator in allen innern und äußern Angelegenheiten Tirols während des Kampfes war, sodaß der ganze historische Act in allen seinen Theilen sich in seiner Persönlichkeit wieder lebendig reproduciren mußte, so liegt darin kein Widerspruch. Während er seine „Memoiren“ schreibt, schreibt er zugleich den „Tirolerkrieg“, und während er den „Tirolerkrieg“ schreiben will, schreibt er seine „Memoiren“. Subjectives und Objectives ist in diesem historischen Werke so organisch verwachsen, daß es sich nicht trennen läßt, sondern ein einheitliches, übereinstimmendes Ganzes bildet.*)

F. von Florencourt.

*) Der zweite Artikel folgt im nächsten Monate. D. Red.

Bibliographie.

Arnd, F., Der Psalter David's. In Predigten ausgelegt und erklärt. Aufs Neue herausgegeben von A. Huth. 1ste Lieferung. 1ster bis 8ter Psalm. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 8¾ Ngr.

Droysen, J. G., Vorlesungen über die Freiheitskriege. 2ter Theil. (Schluß.) Kiel, Univ.-Buchh. Gr. 8. 3 Thlr.

Kerckhoven, P. F. van, Fernand, der Seeräuber. Erzählung. — Daniel, oder: Kampf und Sieg. Lebensroman. Aus dem Flämischen von J. Stern. Augsburg, v. Jenisch und Stage. 12. 1 Thlr. 3 Ngr.

Moll, F. E., Die Schalks-Tribüne. Belustigende Original-Dichtungen zum Vortrage in frohsinnigen gesellschaftlichen Kreisen. 1stes Heft. Berlin, Schepeler. 8. 7½ Ngr.

Mosenthal, S. H., Gedichte. Wien, Klang. 16. 26¼ Ngr.

Nippes-Bibliothek, enthaltend idyllisch-romantische Erzählungen und Sagen. 1stes Bändchen. Mit 3 Lithographien. Die Roßtrappe am Harze. Braunschweig. 32. 5 Ngr.

Deutsche Predigten des XIII. Jahrhunderts, zum erstenmal herausgegeben von *F. K. Grieshaber*. Zwei Abtheilungen. Stuttgart. Lex.-8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Roth, C. L., Lesebuch zur Einleitung in die Geschichte. 3ter Band. 1stes Heft. — A. u. d. T.: Römische Geschichte in ausführlicher Erzählung. 3ter Band. Von dem Uebergange Cäsar's über den Rubiko bis zum Untergange des Freistaats. Nürnberg, Stein. Gr. 8. 23¾ Ngr.

Sue, E., Die Spanierin oder das Schlachtopfer eines Mönchs. Deutsch von H. Wurmser. Vier Theile. Leipzig, Berger. 16. 2 Thlr.

Deutsche Volksbücher, nach den ältesten Ausgaben hergestellt von K. Simrock. Mit Holzschnitten. XXI. Historie von Herrn Tristan und der schönen Isalde. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 7½ Ngr.

Tagesliteratur.

Bericht über die Feierlichkeit zur Weihe der Fahne der Hanauer Turngemeinde am 29. Juli 1846. Mit 1 Abbildung. Hanau, Edler. Gr. 8. 4 Ngr.

Der Cassetten-Diebstahl in Köln. Criminal-Proceß des Kammer-Gerichts-Assessor F. A. Oppenheim verhandelt am 24. November 1846 vor dem Assisenhof in Köln. Mit Vorwort. Berlin, Fürstenberg. Gr. 8. 7½ Ngr.

Ernesti, H. F. T. L., Welches ist der unsrer Kirche eigenthümliche Geist? Predigt über Gal. V, 1. am Reformationstage 1846 gehalten. Wolfenbüttel, Holle. Gr. 8. 2½ Ngr.

Harleß, G. C. A., Welches sind die Propheten, deren wir bedürfen? Predigt, gehalten am 3. Adventsonntage 1846 in Leipzig. Leipzig, Dörffling. Gr. 8. 3 Ngr.

Loose, H., Der moralische und wissenschaftliche Selbstmord des katholischen Reformators Dr. Th. Anton Theiner. Breslau, Trewendt. Gr. 8. 2½ Ngr.

Mannhold, L., Alles gegen die Frauen. Leipzig, Pönicke und Sohn. 8. 10 Ngr.

Purgold, F., Die deutsche Codificationsfrage mit Bezugnahme auf die Verhandlungen der Germanistenversammlung zu Frankfurt a. M. Darmstadt, Jonghaus. Gr. 8. 7½ Ngr.

Rennew, A., Das freie Wort und die freie That; (Preßfreiheit, Constitution und Organisation der Arbeit vom ächtchristlichen Standpunkte aus). Borken, Brunn. Gr. 8. 5 Ngr.

Scholl, C., Ein Opfer der Ueberzeugung! Für die Blutzeugen des Christenthums und der Freiheit überhaupt. Mannheim, Bensheimer. 8. 1½ Ngr.

— — Worte der Entscheidung ins Gewissen unserer Zeit. Zwei Vorträge. Mannheim, Bensheimer. Gr. 8. 2½ Ngr.

Wagner, M., Mehrere Sendschreiben zunächst an die Volksschullehrer, dann auch an die Volksschulbehörden. I. Sendschreiben. Reuß, Schwann. Gr. 8. 8 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 54. —— 23. Februar 1847.

Der Socialismus und Communismus in Frankreich.

Die sociale Bewegung in Frankreich und Belgien. Briefe und Studien von Karl Grün. Darmstadt, Leske. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Wo ist der Gegensatz zwischen der objectiven Welt und ihren Institutionen und zwischen unsern subjectiven Ideen und Empfindungen wol schneidender und schärfer als in unserm guten heimischen Deutschland? Wo ist die Theorie so weit gegangen wie bei uns, wo sind die ursprünglichen, unveräußerlichen Rechte des Menschen in der Theorie so bestimmt anerkannt, und wo sind dagegen alle concreten Lebensverhältnisse so bestimmt von dem alten Regierungs- und Bevormundungssystem umschlossen geblieben? Wir haben über Alles gründlich nachgedacht, und die Resultate des Denkens schichten sich in unserm Hirnkasten auf; wir haben den Staat, die Religion, das Eigenthum aufgelöst, d. h. in der Idee: denn in der Wirklichkeit kann nicht Einer von uns sich der Macht des Staats, der Religion, des Eigenthums u. s. w. entziehen. Wir Alle sind noch nicht zu der thatkräftigen Einheit des Lebens gekommen, es zersplittert sich bei uns in einem unaufhörlichen Dualismus, in einem Diesseits und Jenseits, in einer Theorie und Praxis, in einer Resignation oder Verzweiflung.

Das 18. Jahrhundert war mit all seiner Aufklärung nicht über den „Rechtsstaat" hinausgekommen. In Deutschland schloß seine Bewegung mit Kant, in Frankreich wurde sie mit der Revolution vollendet. Kant und die Revolution, Beide versuchten es auf ihre Weise den mittelalterlichen Geist zu stürzen, und Beide stimmten auch darin überein, daß sie die Uebel von welchen die Welt gequält war nicht im Wesen des Staats und der Religion begründet glaubten, sondern nur in einer zufälligen Form dieser Institute. Der „Rechtsstaat" und die „Vernunftreligion" sollten die Heilung bringen. Aber die Revolution brachte es zu keinem Rechtsstaate, und mit der Vernunftreligion war die Vernunft nicht befriedigt. Es war keine Lösung da, der Kampf ging weiter und ebenso die Prüfung. Es dämmerte hier und da in den Geistern, daß Religion und Staat vielleicht in ihrem „Wesen" weder auf Vernunft noch auf Gerechtigkeit gegründet sein möchten; dieses Dämmern wurde Gedanke. Und so sehen wir denn wie sich in Fichte, der Vernunftreligion gegenüber, die Autonomie des Geistes, wenn auch noch in roher Gestalt, losringt, während Baboeuf, dem Rechtsstaate gegenüber, zum ersten male und ebenfalls roh und wild den Gedanken eines einheitlichen Soziallebens zur Erscheinung bringt. Also wir können sagen, während mit Fichte sich der Atheismus Bahn brach, begann mit Baboeuf in Frankreich der Communismus die alten Theorien zu stürzen.

Es läßt sich nicht leugnen, daß zwischen der französischen Socialtheorie und der deutschen Philosophie von Baboeuf und Fichte an eine große Aehnlichkeit, eine innere Verwandtschaft stattfindet, ja, unter dem concreten Frankreich und dem concreten Deutschland rauscht der eine und derselbe Geistesstrom, während beide Länder äußerlich so unähnlich erscheinen. In Frankreich ist das „allgemeine Bewußtsein" nicht über den Rechtsstaat hinausgekommen, und Nichts ist dort bei der Bourgeoisie populairer als der Rechtsstaat mit seinen Illusionen, mit seiner „Volksvertretung", seiner „Gleichheit vor dem Gesetze" u. s. w.; in Deutschland ist die Vernunftreligion die Herrscherin des Tages, und unsere Lichtfreunde schwören auf sie, als wäre sie ein neues Evangelium. Während aber in beiden Ländern das allgemeine Bewußtsein, der sogenannte gesunde Menschenverstand an den Resultaten des 18. Jahrhunderts wiederkaut, ist das wissenschaftliche Bewußtsein ebenfalls in beiden Ländern über jene Formen hinausgegangen, und es wird auf scheinbar fremden Gebieten das Gleiche erstrebt, es findet zwischen den Entwickelungen der deutschen Philosophie und den Entwickelungen der französischen Socialtheorie eine auffallende und durchaus organische Wechselwirkung statt. Wir deuten hier nicht zum ersten male dieselbe an, Dies ist schon mehrfach geschehen, so z. B. von dem Verf. der „Europäischen Triarchie". Nachdem der Idealismus Fichte's und der Communismus Baboeuf's an ihrer Unfaßlichkeit zu Grunde gegangen waren, traten in Frankreich St.-Simon und Fourier, in Deutschland aber Schelling und Hegel auf. Bei St.-Simon wie bei Schelling war es die unmittelbare Anschauung welche sie trieb und bewegte, in Beiden machte sich das Moment des Gefühls vorherrschend geltend, sie rissen durch ihre Unmittelbarkeit die Herzen der Jugend hin; aber Beide mußten es ge-

schehen lassen, daß Fourier und Hegel durch ihre in streng wissenschaftlicher Form aufgestellten Lehren ihnen den Raum streitig machten. Es würde sich dieser Vergleich bis in das Einzelne, bis auf die Bildung neuer Wörter und Wortfügungen, fortsetzen lassen, es genügt aber für unsern Zweck die Andeutung vollkommen, daß der deutsche und der französische Geist eine und dieselbe Arbeit über sich genommen haben, daß der Streit in Deutschland um absolute Geistesfreiheit ganz eng mit dem Kampfe in Frankreich um eine absolute sociale Gleichheit verbunden ist. Im Atheismus ist ebenso wenig eine Politik möglich, wie im Communismus an eine Religion zu denken ist. Atheismus und Communismus, Politik und Religion sind unzertrennlich. Als Robespierre z. B. den Rechtsstaat organisiren wollte, da sah er sich vor allen Dingen veranlaßt den Atheismus durch ein höchstes Wesen zu ersetzen, und er fühlte es also heraus, daß zwischen dem Staat und der Religion, wie zwischen dem alten Staat und der alten Religion, so auch zwischen dem Rechtsstaate und der Vernunftreligion eine nothwendige Wechselwirkung bestehe. Die Wechselwirkung zwischen dem französischen Communismus und dem deutschen Atheismus ist eine der großartigsten Erscheinungen unserer Zeit und unserer neuen Welt, so wenig beide auch noch von praktischem Einflusse auf die concreten Zustände unsers Lebens gewesen sind.

In Deutschland ist der französische Communismus und Socialismus zuerst durch das bekannte Werk von Stein dargestellt worden. Der Verf., der mehr ein ordnendes als ein speculatives, mehr ein mechanisches als ein organisches Talent besaß, hat allerdings die innere Einheit des Socialismus und Communismus empfunden, so weit beide Bewegungen auch auseinander zu gehen scheinen; aber er fühlt sie eben auch nur, er ahnt sie, aber er durchdringt sie nicht. Er sucht den Grund für beide in dem demokratischen Geiste, welcher sich in Frankreich schon vor der Revolution ausbildete und mit ihr eine Thatsache wurde. Es ist beachtungswerth, daß er auf die égalité einen ganz besondern Accent legt; aber kennt er die Grundelemente, welche den Stand der gesellschaftlichen Ordnung bedrohen? Nein, er ahnt, er wittert sie nur, zuweilen mit glücklichem Instincte. Er sieht ihnen nicht geradeswegs ins Auge, er entsetzt sich vor ihnen, und es fehlt ihm jede wahrhafte, lebendige Einheit. Zwar redet er gern von einem „Princip", aber dieses Princip existirt eigentlich nicht, und vereinzelte Ansichten müssen dasselbe ersetzen. Der gute „Doctor der Rechte" möchte gern über den modernen Bestrebungen stehen, ohne daß er nöthig hätte sie zu untersuchen, zu begreifen, zu kritisiren, und wir hörten ihn deshalb nur allzu oft die destructiven Tendenzen der Bewegung beklagen, mit welcher er dennoch geglaubt hat sein vaterländisches Publicum bekannt machen zu müssen.

Es ist bei Stein unmöglich, in dem Communismus irgend etwas Anderes zu erkennen als das Bemühen des Proletariats, sich mit den Besitzern einen gleichen Genuß zu verschaffen. Der Genuß ist ihm das Wesentliche, und doch ist der Communismus über die Abstractionen von Arbeit und Genuß weit hinausgegangen. Es ist für Stein unmöglich geblieben, über die rohen Anfangspunkte des Communismus, man könnte beinahe sagen, über Baboeuf hinauszusehen. Er ist nicht fähig, die Lehren St.-Simon's, Fourier's, Proudhon's u. A. als Durchgangspunkte Einer Idee, Einer Entwickelung zu fassen, sie sind ihm vielmehr isolirte Erscheinungen; und da er eben nicht weiß, was er mit Proudhon machen soll, so muß er ihn als einen „nebengeordneten Schriftsteller" bezeichnen! Er löst den Socialismus ganz und gar vom Communismus ab, glaubt mit der Egalitätskategorie alles Mögliche gethan zu haben, und compilirt dann frisch darauf los St.-Simon, Fourier, Leroux, Proudhon, Lamennais, Cabet u. A., ohne daß eine organische Entwickelung sich geltend machen könnte. Nur der Gedanke einer Verbindung zwischen dem Proletariate und dem Communismus läßt sich bei Stein durchgängig, und mitunter recht dürr und unfruchtbar, erkennen. Die innige Verbindung zwischen dem Atheismus und dem Communismus bleibt ihm ebenfalls unbegriffen, nur scheinbar hat er sich über die Kategorie des Rechtsstaats erhoben, und indem er an einen „absoluten" und „vernünftigen" Staat glaubt, müssen seine Träume auch auf das Gebiet einer absoluten und vernünftigen Religion hinausschweifen. Stein gehört zu den Hegelianern der Mitte, deren Interesse sich höchstens den liberalen Institutionen des französischen Rechtsstaats zuwenden kann, die, wenn sie sich mit den Socialbewegungen abgeben, höchstens ein national-ökonomisches oder, dem Communismus und Socialismus gegenüber, kein principielles, sondern blos mechanisch-zusammenstellendes Interesse haben, und die in Deutschland endlich für ihre Vernunftreligion unter die Lichtfreunde gehen!

Aus dieser kurzen Charakteristik wird man ersehen können, wie ungenügend der Stein'sche Versuch ist, und wie wir eine historische Entwickelung des Communismus von einem Verfasser fodern können der die Einheit seiner Entwickelung von Baboeuf an durchdringt, für den der Rechtsstaat ebenso wol wie die Vernunftreligion eine Illusion geworden, der also die Wechselwirkung zwischen dem Atheismus und dem Communismus begreift, und in dem sich das helle Bewußtsein festgestellt hat, daß der deutsche und der französische Geist, wenn auch auf scheinbar verschiedenen Gebieten, Dasselbe erstreben.

Karl Grün hat es jedenfalls versucht, in der vorliegenden Schrift ein solches Werk zu liefern, wenn er sich auch nicht, auf eine sonst in Deutschland so beliebte Weise, des Langen und Breiten in einer Vorrede über sein Wollen und Können, über sein Mögen und Befürchten, über seine wohlgemeinte Absicht und seinen wissenschaftlichen Standpunkt erklärt und schließlich tausend mal um Entschuldigung bittet, daß er so kühn gewesen. In Karl Grün stellt sich die Einheit des deutschen Atheismus und des französischen Communismus, die Einheit der großen Arbeit dar, woran sich Deutschland und Frankreich gleichmäßig betheiligen, und seine

Schrift ist nicht nur geeignet, den veralteten Stein zu ergänzen, sondern selbst überflüssig zu machen. Er kritisirt die sociale Bewegung nicht mehr mit den veralteten Kategorien des Rechtsstaats und der Vernunftreligion, sondern er stellt das Princip der modernen Geistesrichtung hin, als hinausgegangen über die Resultate des 18. Jahrhunderts, und neben dem vollendeten Atheismus sucht sich ein vollendeter Communismus geltend zu machen. Die historische Entwickelung des Communismus ist nicht mehr mechanisch wie bei Stein, sondern organisch, obgleich wir nicht leugnen wollen, daß auch das Grün'sche Buch hier und da hinter den Anfoderungen zurückbleibt welche man machen durfte, daß sich auch hier die einzelnen Durchgangspunkte der socialen Bewegung zu häufig als isolirte Erscheinungen und nicht als Glieder Einer Entwickelung geltend machen, und daß die journalistische Briefform mitunter der Ausbreitung des wesentlichen Inhalts Abbruch gethan hat. Doch das Alles kann uns nicht hindern, die Grün'sche Arbeit als einen vortrefflichen Versuch zur Kenntnißnahme der großen Socialfrage zu betrachten und in ihr, im Vergleiche mit Stein, einen großen Fortschritt für die socialistische Literatur in Deutschland zu erkennen.

Wir übergehen was Grün über die socialistischen Zustände Belgiens sagt, und schließen uns sogleich an seine französischen Studien. Er beginnt mit Saint-Simon:

der insofern der Eckstein des ganzen Gebäudes ist, als es seine Ideen waren, die zuerst unmittelbar dem Volk unter die Augen traten, die unter dem Donner der Julikanonen sich als Nebenbuhler der politischen Freiheit auf den Markt drängten, und von denen die Poeten und Enthusiasten eine Zeit lang glauben konnten, sie würden die Strömung der Geister entschieden in ein anderes Bett lenken, das Sterbeglöckchen der einseitigen Politik habe geläutet.

Grün bezeichnet den St.-Simonismus als „die Uebersetzung des deutschen Pantheismus"; es macht sich also in ihm das Bewußtsein jener Einheit zwischen dem deutschen und dem französischen Geiste geltend welche wir oben signalisirt haben. Das Gefühlselement, die Unmittelbarkeit, die Systemlosigkeit St.-Simon's mußte die „feurigen Herzen" und die „frischen Köpfe" an sich ziehen, selbst das „ästhetische Element in Heine" wurde dadurch elektrisirt. Der St.-Simonismus soll in Heine eine „Feindschaft gegen die Lüneburger Haide der Politik" entzündet haben, „die von Bornirten und Engherzigen für Schwanken und für Gesinnungslosigkeit ausgegeben wird". Der St.-Simonismus ist der Poet des Socialismus:

Er ist die Stufe der Religion einer neuen Wahrheit, die erst später wissenschaftlich sichergestellt werden kann, wenn der Enthusiasmus den Boden in den Gemüthern bereitet hat. Er ist um so schöner, je ungenügender er als System sein mag. Er ist als einzelne Erscheinung, als Schule, vom Boden der Gegenwart verschwunden, er hat sich in alle folgenden Systeme, Principien und Schulen gewissermaßen zerbröckelt und aufgelöst. Ich sage nicht, die Spätern hätten ihre Besonderheit, ihre ausgearbeitete Specialität St.-Simon und dessen Schule zu verdanken gehabt, man habe St.-Simon und dessen Schule die Ideen abgelauscht und abgelernt, aus dem St.-Simonismus sei der Fourierismus, der Liberalismus, der Reformismus, die religiöse Partei der Socialisten, endlich Proudhon selbst hervorgegangen; es fällt mir nicht ein. Aber ideal gesprochen liegen diese Entwickelungen keimartig verborgen im Systeme des St.-Simonismus, in dieser bunten, poetischen, inconsequenten, phantastischen Chrysalide, in dieser kühnen Avantgarde der Zukunft, in diesen Wiedertäufern des Socialismus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zwei sich ergänzende Werke über Spanien

kommen aus englischer Feder unter den Titeln:

A hand-book for travellers in Spain, and readers at home. With notices of Spanish history. By *Richard Ford*. Zwei Bände. London 1845.

Revelations of Spain in 1845. By an English resident. Zwei Bände. London 1845.

Beide Verfasser sehen mit hellen Augen und sind ihres Gegenstandes vollkommen Meister; aber jeder betrachtet die Dinge aus einem andern Gesichtspunkte, theilt nicht den Geschmack, das Gefühl, die Vorliebe und die Abneigungen des Andern. Beide Bücher gehören daher recht eigentlich zusammen, berichtigen und erläutern sich gegenseitig, und vermitteln dadurch ein vollständiges Resultat. Der Verf. des zuerst genannten Werks erachtet die Spanier eine große Nation; der Verf. des zweiten erklärt sie für eine zerrissene und schlecht regierte. Jener bespricht ihren ritterlichen Sinn, Dieser ihre Armuth und ihren Dünkel. Ersterer erblickt Keime oder Ueberreste von Größe, wo Letzterer Verschwendung und Untergang sieht. Jener liebt die Spanier trotz ihrer Fehler, Dieser haßt sie trotz ihrer Tugenden. Jener würde die häuslichen Comforts von Alt-England gegen ein wüstes Umhertreiben in Spanien vertauschen, Dieser lieber in England bei Beefsteak und Porter als in Spanien bei olla potrida und bestem Xeres sitzen. Wer hat Recht? — Beide. Und sie müssen Beide Recht haben, weil der Unterschied zwischen Beiden nur auf der Oberfläche liegt.

Ford ist Künstler-Dilettant mit empfänglichem Auge für Naturschönheit, einem reich und tüchtig ausgestatteten Gedächtnisse, und einer Phantasie die in Realem und Idealem sich gleichmäßig ergeht. Hughes — so heißt der Verf. des zweiten Werks — ist weniger Dichter als Staatswirth und Rechner, ein richtiger Beobachter, ein gesunder Denker, nie obenhinaus in seinem Lobe, nie ungerecht in seinem Tadel. Ihm zufolge ist Spanien mehr als ein anderes das Land der Parteiungen und Camarillas, wo Patriotismus ein hohles Wort, Freiheit eine Phrase, Bestechlichkeit allgemein und eine Revolution die Mutter der nächsten ist ohne Aenderung des Systems und ohne Besserung für das Volk. In Ford's Augen ist und bleibt Spanien das Geburtsland eines Cervantes und Lope de Vega, eines Murillo und Velasquez, das Land der Alhambra und des Escurial, das seinen Colombo ausgesendet eine neue Welt zu entdecken, seinen Cortez und Pizarro sie zu erobern, das Reich das zuerst sich rühmte es gehe über ihm die Sonne nie unter, und wo inmitten der unzweideutigsten Zeichen von Unordnung und Verfall sich immer Etwas findet das gegen die Entartung der Nation, die Nachlässigkeit der Regierung und den erbleichten Glanz der Krone in die Wagschale fällt.

Damit meinen Beide es aufrichtig und ehrlich. Keiner will die ungünstige Seite verdecken. „Thue keinen Schritt nach Spanien", warnt Ford, „wenn du Rauhes scheuest, wenn Reisen dir keine Freude macht, sobald du nicht eines artigen Wirthes, einer guten Küche und eines bequemen Bettes gewiß sein kannst, wenn dir die Nerven zucken, sobald auf dem dunkeln Gange eines Wirthshauses ein Messer schnappt oder auf einer einsamen Heerstraße zwanzig Schritte von dir ein sonnenverbrannter Bandit seine lange Flinte von der Schulter nimmt. Hast du jedoch starke Nerven und kräftigen Magen, bist du ein Freund von alten Gemälden und gothischer Baukunst, von Fischen, Schießen, Zeichnen, Liebeln, Fandangotanzen und

Scherz, fühlst du keinen Widerwillen vor Abenteuern und Knoblauch, und genirt es dich nicht, auf der Landstraße dich auf den Bauch zu legen, während die Turpins des Südens dein Gepäck untersuchen: — so folge mir in die Orangenhaine von Sevilla und in die Sierras von Castilien, und zweifle nicht, daß, wenn du zurückkehrst, du nach sechsmonatlichem Wandern mit Gefühlen und Eindrücken zurückkehrst wie kein anderes Land in der Welt sie dir geben könnte." Dasselbe sagt Hughes wenn er erinnert, daß wer nach Spanien reise sich gefaßt halten müsse, in ein Land zu kommen, wo es ungefähr aussehe wie es vor 400 oder 500 Jahren in seiner Heimat ausgesehen.

So in der Verschiedenheit übereinstimmend haben Beide zwei nützliche und angenehme Bücher geliefert. Ford nennt das seinige mit Recht auch ein Buch für „Leser zu Hause". Nicht die Art seiner Darstellung allein, nicht daß er etwas Besseres und Höheres ist als ein schreibender laquais de place, auch die beigefügten „Bemerkungen aus der spanischen Geschichte" erheben es weit über die gewöhnlichen Reiseführer. Es belehrt und unterhält, gleichviel zu welchem Zwecke man es liest. Was aber der Verf. in seinem Herzen von Spanien denkt, dürfte sich vielleicht in einer Anekdote zusammenfassen, die er nebenbei erzählt. Als Ferdinand III. nach seinem Tode zu Sevilla, das er den Ungläubigen abgekämpft, dem heiligen Jago begegnete, bat er ihn um Gunstbezeigungen für Spanien. „Bitte", erwiderte der Heilige. — „Schönes Klima", sagte der König. — „Gewährt", sagte der Heilige. — „Fruchtbar an Getreide, Wein, Oel ꝛc." — „Gewährt." — „Tapfere Söhne und schöne Töchter." — „Gewährt." — „Gute Regierung." — „Nein, nein, nein, drei mal und neun mal nein. Gib Spanien gutes Regiment und alle Engel verlassen den Himmel und ziehen nach Spanien."

Zu dieser Stelle macht ein Kritiker des „Edinburgh review" folgende Bemerkung: „Das Authentische der Anekdote erscheint uns einigermaßen zweifelhaft, nicht sowol wegen der etwas profanen Vertraulichkeit des Gesprächs — denn derlei kommt in den meisten Legenden vor — als weil es Mühe kostet zu glauben, daß ein spanischer König im 14. Jahrhundert oder eine beliebige Zahl Spanier zu jeder Zeit an ein gutes Regiment auch nur gedacht. Wir sind fest überzeugt, daß neun Zehntel der erleuchtetsten Spanier während der letzten 20 Jahre nicht den leisesten Wunsch gehegt haben, durch solches Mittel «die Engel herabzulocken», und es will uns bedünken, daß, wenn der Heilige auch sofort bereit gewesen, die Bitte zu erfüllen, eine beträchtliche Majorität der Nation ihn ersucht haben würde, wenigstens so lange anzustehen, bis sie unter sich entschieden hätten, ob sie eine richtig abgewogene Constitution oder einen absoluten Monarchen haben möchten. Die untern Stände bezeigen dem Despotismus immer noch eine dumme, einfältige Verehrung, und was sie an den Franzosen ganz vorzüglich haßten, war deren ewiges Reden von Freiheit und Gleichheit. Ja, sie versichern sogar, Ferdinand VII. habe gegen seine eigene Popularität gehandelt, als er sich mit Verbesserung der Nationalinstitutionen befaßt." Dasselbe meint Ford wenn er sagt: „Die einzige abstracte Idee der Spanier von der Regierung oder Souverainetät, ob im Staate oder in der Kirche, ist wie im Orient die daß sie despotisch sei. Selbst die Inquisition war nicht eigentlich unpopulair, und so oft Ferdinand VII. etwas Extra-Abscheuliches that, schrien seine Unterthanen voll Entzücken: Carajo! es mucho rey! — das ist fürwahr ein König — ja, jeder Zoll ein König. Und Das rief die ganze Nation; denn weil jeder Spanier fühlte, daß er an des Königs Stelle ein Gleiches gethan haben würde, war es ihre Sympathie die ihn bewunderte."

Wie steht es bei solcher Gesinnung um die Tagespresse? Laut beider Verf. nicht schlimmer und nicht besser als in jedem andern Lande. Die höchstgestellten Männer schreiben für die Zeitungen, sind oft Herausgeber. Dennoch bringt jedes Blatt Scandal und ist bestechbar. Die Macht der Presse erscheint schrankenlos und ihre Frechheit ist wahrhaft fürchterlich. Dennoch müssen Bürgschaften geleistet werden; es gibt strenge Censur, und die dermaligen Despoten in Spanien sind so weit entfernt, die Redacteurs für unverletzlich zu halten, daß ein bloßes Wort von Narvaez zwei derselben auf die Philippinen versetzt hat. Welche Zukunft ist bei so gestalteten Dingen für Spanien zu erwarten? Muthmaßlich findet diese Frage ihre Lösung bei Ford, wo es heißt: „Möglich, daß die Spanier weder Teppiche haben noch Stimmrecht, weder Geschworenengerichte noch Rindfleisch, weder Porter noch Hosen. Dagegen haben sie Wein, Trauben, Melonen, Gefrorenes, Lieder, Tänze und die Guitarre, haben Liebe, Fächer und in den Kirchen unentgeltliche Melodramen, und damit sind sie glücklich." Aber nicht blos glücklich, auch stolz. Vor einigen Jahren, erzählen sie, wirkte Adam sich die Erlaubniß aus, die Erde zu besuchen. Er kam nach Italien und fand Alles so verändert, daß er sich nicht zurechtfinden konnte. Er ging nach Deutschland und Frankreich und erkannte Nichts wieder. Er setzte nach England über und fühlte sich noch unheimischer. Sowie er jedoch Spanien erblickte, klatschte er in die Hände und rief: „Ja, ja, Das ist meine Heimat, Das ist Eden wie ich es verlassen." Und ein Spanier, dem Das beinahe spottweise erzählt wurde, bemerkte sehr ernsthaft: „Ganz recht, Spanien ist das Paradies." Was läßt sich darauf erwidern? — Nichts. 23.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 55. —— 24. Februar 1847.

Der Socialismus und Communismus in Frankreich.

(Fortsetzung aus Nr. 54.)

Es kann indeß durchaus nicht gebilligt werden, daß Grün die Charakteristik der modernen socialen Bewegung mit St.-Simon anhebt. Sie geht auf Baboeuf zurück. Grün beschreibt und charakterisirt ihn in der Mitte seines Werkes in dem historischen Rückblicke, aber es geht dadurch Viel von Einheit und Zusammenhang verloren. Auch Stein hätte gleich nach seiner Einleitung auf Baboeuf kommen müssen. In Baboeuf stellt sich die Verbindung zwischen Sansculottismus und der ersten rohen Gestalt des Communismus dar. Baboeuf ist der Marat, der Robespierre des Communismus. Das Phantom des Rousseau'schen Naturzustandes, welches damals seine Wirkungen übte, fand in ihm seine Geltung, seine Gleichheit war eine Sansculottengleichheit, eine Verallgemeinerung der Armuth, eine Vernichtung jeglichen Reichthums. Es sollte Jeder arm sein, die Künste und Wissenschaften, der Reichthum und der Luxus sollten vernichtet, die Städte sollten zerstört werden. Dieser abstracteste Communismus des Baboeuf weiß noch gar Nichts von dem großen Gebiete der Industrie, er ist wüst und wild, es kommt in ihm eine neue Art mönchischer Askese zum Durchbruch, und er kennt nur die Naturbedürfnisse, gewiß selbst diese nur aus Noth. Da er die Naturbedürfnisse nicht wegbringen konnte, so mußte er zu ihrer Befriedigung den Ackerbau stehen lassen. Man sieht, wie armselig der Baboeuf'sche Communismus als Theorie ist, er negirt geradewegs alle Theorie; aber seine große Bedeutung liegt auch anderswo. Er ist das formlose Embryo einer ganz neuen Bewegung, die sich schon unter den Donnern und Stürmen des politischen Revolutionskampfes geltend machte, und nur unterging, um immer wieder und immer mächtiger hervorzutreten. Von dieser Ansicht ausgehend, hätte Grün Baboeuf und nicht St.-Simon an die Spitze seiner Entwickelungen stellen müssen.

Kehren wir jedoch mit ihm zu St.-Simon zurück. Seine ganze Bedeutung, womit die Parole des Socialismus überhaupt ausgesprochen wird, legte St.-Simon in die Worte seiner Sterbestunde: „Mein ganzes Leben faßt sich in Einen Gedanken zusammen: allen Menschen die freieste Entwickelung ihrer Anlagen zu verschaffen." Und durch diesen Gedanken ist fortan die Welt in Bewegung gesetzt worden, durch ihn ist es ausgesprochen, daß es gilt „die zahlreichste und ärmste Classe" zu emancipiren. In seinem „Nouveau christianisme" verwandelte er den Grundsatz Christi: „Liebet euch untereinander als Brüder", in den: „Es gilt die schleunigste physische und moralische Hebung des Looses der zahlreichsten und ärmsten Classen." Er theilte die menschliche Fähigkeit in drei Manifestationen, in die Manifestationen des Kopfes, des Herzens und der Hände; daraus entstanden ihm drei Arten von Functionen: die der Gelehrten, welche die Vernunft, den Kopf, zum Inhalte haben; die der Künstler, denen die Empfindung, das Herz, zugewiesen ist; und die der Industriellen, welche die Thätigkeit, die Arbeit, die Hände repräsentiren. Grün charakterisirt seine Bemühung folgendermaßen:

> St.-Simon sucht die allgemeine, die menschliche Wissenschaft, die der Materialismus des 18. Jahrhunderts durch seine unbarmherzige Kritik vorbereitet hatte, die aber im Geiste der Encyklopädie nicht vollendet werden konnte; er sucht das organische Gesetz des menschlichen Daseins, um nach jenem Gesetze dieses Dasein einzurichten.

In seinem ersten Werke, den „Lettres d'un habitant de Genève à ses contemporains", basirt sich seine ganze Bestrebung der Hauptsache nach noch auf das „Eigenthum"; aber in seinem „Catéchisme des industriels" ist er von dem Eigenthum auf die „Arbeit" gekommen, und nun sieht er die Welt in Industrielle und in Müßiggänger getheilt. Indem St.-Simon den Begriff der Industrie reinigte, indem er ihn auf den Begriff der Arbeiter reducirte, mußte er die Rechte und die Beschwerden des „vierten Standes" begründen und sich bis zu einer Auflösung des Erbrechts entwickeln. Potenziell liegt in ihm die ganze neue Bewegung, actuell, wie Grün richtig bemerkt, Wenig oder gar Nichts. St.-Simon ist das neue Evangelium ohne Kritik. Er ist der verführischste Socialist von Allen und zugleich nothwendig der ungründlichste.

Das Dogma des St.-Simonismus ist bekanntlich: „Jedem nach seiner Fähigkeit, jeder Fähigkeit nach ihren Werken." Dieses Dogma entspringt nothwendig aus dem St.-Simonistischen Grundsatze, daß jedem Menschen die

freieste Entwickelung seiner Anlagen zu gewähren sei. St.-Simon sucht in seinem Principe ein Gegengift gegen die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen zu gewinnen. Grün kritisirt dieses Princip aber vollkommen richtig wenn er sagt: Würde dieses Princip bis in seine Consequenzen hinein verwirklicht, so träte an die Stelle des materiellen Proletariats ein geistiges Proletariat, ein Proletariat des innern Capitals, des Talents. Dieses geistige Proletariat setzt sofort eine Hierarchie der Geister voraus, die in irgend eine Spitze auslaufen muß, welche tyrannisch gegen die untern Schichten werden wird. Der St.-Simonismus stellt einen Vater an die Spitze der Gesellschaft. Aber wer ist dieser Vater? Der Liebendste, der Gefühlvollste, der Reichste unter den Künstlern, den Gelehrten, den Industriellen!

So entwickelt sich denn auch die St.-Simonistische Hierarchie, der St.-Simonistische Despotismus; der Priester wird weltlicher, geistlicher Chef, Gesetzgeber, Richter und Vertheiler des gesellschaftlichen Vermögens. Der Priester wird das „lebendige Gesetz", und die katholische Hierarchie ist zur Basis der neuen gesellschaftlichen Ordnung geworden. Die Religion sollte im St.-Simonismus die Wissenschaft, die Industrie und die „allgemeine Association" beherrschen. Die Association wird aber eben durch die religiöse, priesterliche Bevormundung in eine Hierarchie umgewandelt. Und doch waren, wie Grün bemerkt, die Hauptanhänger des ersten Socialisten Demokraten, der St.-Simonismus entwickelte sich unter den Republikanern. Bazard, der Repräsentant der Schule, welcher der Theorie und der Propaganda zuerst ihren Charakter gab, bis er sich von Enfantin, dem kühnen Sensualisten, trennte, Bazard war unter der Restauration der Chef der Carbonari gewesen. Gerade unter Denen erwarb sich der St.-Simonismus Anhänger die mit dem Siege der liberalen Bourgeoisie unzufrieden waren. Wie aber konnten sich diese Leute mit dem St.-Simonistischen Princip der Autorität vertragen? Grün weist auf Louis Blanc hin, wie mild dieser Geschichtschreiber selbst die wildesten Excesse des St.-Simonismus behandelt, wie entschieden er auf der Seite der verwegenen Neuerer gegen die Repräsentanten des Voltairianismus und des Liberalismus steht, und sagt dann:

> So stark ist der Zug nach einem höhern versöhnenden Symbol, so stark die Sehnsucht der besten Herzen, aus den Cloaken des Egoismus und der Isolirung befreit zu werden, daß die heftigsten Reformatoren eine Fahne umarmten, die im Falle des Sieges nur in eine neue und noch schmählichere Knechtschaft führen könnte.

Das Frankreich der dreißiger Jahre, das praktische Frankreich schlägt sich zwischen den Gegensätzen der Association und der Hierarchie herum, es fehlt die Kritik, der Republikaner Bazard bekennt sich zu der St.-Simonistischen Priesterwelt, Louis Blanc setzt die Demokratie gleich dem religiösen Gefühle, und um den Voltairianismus und den Liberalismus los zu werden, weiß man nichts Anderes zu thun als einen neuen Katholicismus zu erfinden!

Es sind hier noch einige Worte über die „Güter- und Weibergemeinschaft" zu sagen, deren der St.-Simonismus selbst von der Tribune herab durch Dupin und Mauguin bezüchtigt wurde. Die St.-Simonisten adressirten darauf, in der Periode Bazard, ein kurzes Glaubensbekenntniß an die Deputirtenkammer, und es heißt darin 1) in Bezug auf die Gütergemeinschaft:

> Das System der Gütergemeinschaft wird allgemein als eine gleiche Theilung unter alle Mitglieder der Gesellschaft verstanden, sei es, daß man das Grundvermögen oder die Früchte der Arbeit Aller theile. Die St.-Simonisten verwerfen diese gleiche Theilung des Eigenthums, die in ihren Augen eine größere Gewaltthätigkeit, eine empörendere Ungerechtigkeit sein würde als die mögliche Theilung, die ursprünglich durch die Gewalt der Waffen, durch die Eroberung vor sich gegangen ist. Denn sie glauben an die natürliche Ungleichheit der Menschen und betrachten diese Ungleichheit als die Basis der Association, als die unerlaßliche Bedingung der socialen Ordnung. Aber kraft des Gesetzes. Jedem nach seiner Fähigkeit, jeder Fähigkeit nach ihren Werken verlangen sie die Abschaffung aller Privilegien der Geburt ohne Ausnahme, folglich die Abschaffung des Erbthums, des größten dieser Privilegien u. s. w. Die St.-Simonisten greifen das Eigenthum nur insofern an, als es für Einige das gottlose Privilegium des Müßiggangs heiligt, d. h. das Recht, von der Arbeit Anderer zu leben, insofern es dem Zufall der Geburt die gesellschaftliche Ordnung der Einzelnen überläßt.

2) In Bezug auf die Weibergemeinschaft:

> Das Christenthum hat die Frauen aus der Knechtschaft gezogen, aber es hat sie dennoch zur Unterthänigkeit verdammt, und überall im christlichen Europa sehen wir sie noch mit der religiösen, politischen und bürgerlichen Acht belegt. Die St.-Simonisten verkündigen ihre definitive Befreiung, ihre vollständige Emancipation, ohne deshalb das heilige Gesetz der Ehe abschaffen zu wollen, welches das Christenthum verkündigt hat; im Gegentheil wollen sie dies Gesetz erfüllen, ihm eine neue Weihe geben u. s. w. Sie verlangen, wie die Christen, daß ein einziger Mann mit einer einzigen Frau vereinigt sei; aber sie lehren, daß die Gattin dem Gatten gleich werden muß, und daß nach der besondern Gnade, die Gott ihrem Geschlechte verliehen hat, sie ihm zugesellt sein soll in der Ausübung der dreifachen Verrichtung des Tempels, des Staats und der Familie, sodaß das sociale Individuum, das bis jetzt nur der Mann allein war, künftig der Mann und die Frau sei. Die Religion St.-Simon's will jenem schändlichen Handel, jener gesetzlichen Prostitution ein Ende machen die unter dem Namen der Ehe so häufig die ungeheuerliche Vereinigung der Hingebung und des Egoismus, der Einsicht und der Unwissenheit, der Jugend und der Hinfälligkeit heilig spricht.

Man sieht, wie gemäßigt diese Grundsätze noch sind. Die Kammereingabe war von Bazard redigirt worden, aber nach der demokratisch-moralischen Epoche des St.-Simonismus, deren Repräsentant eben Bazard ist, geht er in eine theosophisch-sensuelle über, die sich namentlich in Enfantin darstellt. Von St.-Simon ist in einem seiner Werke gesagt: „Die Frauen werden zugelassen werden, sie werden selbst ernannt werden können." Hieraus entstand der Frauenemancipationsspectakel. St.-Simon hatte ferner gesagt: „Geist und Fleisch müssen im neuen Christenthume versöhnt werden." Enfantin predigte die Wiederherstellung des Fleisches. Grün sagt:

> Die Stichwörter der Frauenemancipation und der Wiederherstellung des Fleisches bilden das Thema zur fünften Phase des St.-Simonismus, zugleich die Ueberleitung zum Fourierismus und für Deutschland diesmal die — Affenkomödie des Jungen Deutschlands.

Grün erzählt, daß Enfantin seinen Sensualismus, der ihn in den heftigsten Streit mit Bazard und Pierre Leroux brachte, aus Fourier's „Quatre mouvements" geschöpft haben solle, und Considérant behauptet, Enfantin habe ein sehr zerlesenes Exemplar dieses Buches immer verheimlicht. Man braucht indeß nicht erst zu Fourier seine Zuflucht zu nehmen, in dem St.-Simonismus selbst waren genug Elemente für den Enfantin'schen Sensualismus vorhanden. „Der Engel der Tugendrepublik wurde überwältigt vom Engel Fourier's, von der freien Entfaltung aller menschlichen Neigungen", und es sollte der Priester durch die Priesterin, der männliche Verstand durch die weibliche Schönheit ergänzt werden. Neben dem Sessel des „Vaters" blieb ein Sessel leer für das „Weib". Das Weib, hieß es, hat noch nicht gesprochen, wir können über viele Dinge noch nicht statuiren, das Weib muß aufgefodert werden zu erscheinen. Das Priesterpaar allein kann über die Regelung der Liebesverhältnisse, der Sitten Gesetze geben. Grün kritisirt das Enfantin'sche Beginnen folgendermaßen:

Hinter diesen Kategorien lauerte natürlich ein moderner Venusdienst, Aufhebung jedes festen ehelichen Verhältnisses, Aufhebung der Vaterschaft und pantheistisches Muckerthum. Wodurch sich aber die Enfantin'schen Extravaganzen von allen übrigen theologischen Lupercalien unterscheiden, was sie zu einer unerhörten Anomalie erhebt, Das ist die gänzliche Unterdrückung des freien Willens, die Bestimmungslosigkeit, in welcher der Priester die liebenden Gläubigen erhalten sollte. Vermöge seiner neuchristlichen Autorität, vermöge seines absoluten Papstthums befahl er, was in der Liebe Rechtens sein sollte; er allein kannte ja die Fähigkeiten, er allein war Herr über die zu weibliche Reizbarkeit und die zu männliche Narrheit, er etablirte nicht nur den Tempel, in welchem unter seinen Augen die Gläubigen mit nackten Bajaderen die Geheimnisse Gottes vollzogen, sondern er war auch noch der Gebieter über Art und Weise, über Zahl und Kreuzung der Neigungen. Ja, er hatte als Priester selbst ein Recht auf jeglichen Grad von Begünstigung. Diese absolute Autorität, in eine so widerliche Verbindung mit dem Dienste des Fleisches gesetzt, hat sicherlich die Welt am meisten empört, es war der Commandostab Turenne's in die Liederlichkeiten der Regentschaft gebracht, es war Ludwig XIV. der die Frivolitäten des versailler Hofes arrangirt und befiehlt.

Nachdem die Familie in der Straße Monsigny Bankrott gemacht hatte, ließ Enfantin auf seinem Gute Ménilmontant den Cultus der Arbeit und der Gleichheit, den Cultus des Geheimnisses und alttestamentlicher Visionen ausüben; aber hier ereilte den St.-Simonismus ein Assisenproceß, und er zerstob und zerflog. Die ernstern Naturen, Bazard, Pierre Leroux und Rodrigues, hatten sich schon seit längerer Zeit zurückgezogen. Die Zeit des St.-Simonismus war vorüber, er war in Verirrungen und Extravaganzen ausgelaufen, er war immer lückenhaft geblieben, er hatte durchaus nicht zu einer Dogmatik, zu einem System kommen können, er löste sich wieder in die alte bürgerliche Gesellschaft auf. Diese wußte, wie Grün bemerkt, die einzelnen Potenzen vortrefflich zu benutzen, sie machte Staatsräthe, Professoren, Beamte in allen Branchen aus ihnen; selbst Enfantin ist französischer Beamter geworden, er ist Mitglied der Wissenschaftlichen Commission in Afrika, und hat ein bedeutendes Werk über die Colonisation von Algier geschrieben. Eins aber verdient noch besonders beachtet zu werden:

Je unbestimmter das Grunddogma, desto bedeutender die Jünger, je fester die Systeme der Stifter gefügt sind, desto engherziger und zwergartiger die Schüler. Zeuge beider Behauptungen die St.-Simonisten und die Fourieristen. Welche Köpfe von europäischem Ruf unter den Erstern: Augustin Thierry der große Geschichtschreiber, Michel Chevalier der Reisende in Nordamerika, Pierre Leroux der Philosoph der „Revue indépendante", die Ergänzung zu George Sand, Buchez der katholische Republikaner, Jean Reynaud der Mitherausgeber an Pierre Leroux' Encyklopädie, Abel Transon, Jules Lechevalier, Aug. Comte, endlich Rodrigues, Bazard und Enfantin. Man halte dagegen die Fourieristen!

Es ist ganz recht von Grün, daß er unter den St.-Simonistischen Elementen namentlich Michel Chevalier und Pierre Leroux hervorhebt, um sie näher zu charakterisiren. Michel Chevalier, jetzt Staatsrath und einer der Redacteure des „Journal des débats", war einer der wildesten St.-Simonisten und wurde von seinen Visionen erst durch den Assisenproceß befreit. Thiers war der Pfiffige, der ihn mit dem bestehenden Staate aussöhnte und ihn im Dienste desselben nach Amerika sandte. So entstanden seine berühmten „Lettres sur l'Amérique du Nord", worin sich hier und da noch immer die Leidenschaft des Weltverbesserers verräth; denn er würdigt gern die vierte Classe, die „ärmste und zahlreichste", sowie das zarte Geschlecht seiner besondern Aufmerksamkeit. Im Ganzen aber maß er Amerika mit dem Begriffe des bürgerlichen Wohlseins, welches kein socialistischer Begriff ist, und sah die Dinge nur an der Oberfläche. Wir stimmen mit Grün vollkommen überein wenn er sagt: „Wer Nordamerika als eine Art Eldorado betrachtet, dessen sociale Anschauung kann nicht weit her sein." In seinen Vorlesungen über Nationalökonomie behauptet er, es werde nicht genug producirt. Es kümmert ihn nicht, ob Mehr producirt werden könne, wenn die Production von der freien Concurrenz abhängig ist, und zur Hebung der Industrie weiß er Nichts als Vermehrung der Transportmittel, Creditinstitutionen, gewerbliche Erziehung u. s. w. vorzuschlagen. Er spricht noch gern von den Industriellen, welche St.-Simon zu Ehren bringen wollte; aber dem Jünger sind die Industriellen nicht mehr die Proletarier geblieben, und er faßt Capitalisten, Unternehmer und Arbeiter in Einer Kategorie zusammen, die bei St.-Simon nur für die ärmste und zahlreichste Classe geschaffen worden war.

Wenn sich nun so in Michel Chevalier die nationalökonomische Seite des St.-Simonismus darstellt, so ist dagegen in Pierre Leroux die philosophische, oder wie Grün sagt, die „theosophische" zur Erscheinung gebracht worden. Leroux ist geborener Proletarier und ein Buchdrucker seines Geschäfts; er hat sich durch sich selbst, durch eiserne Ausdauer, durch unausgesetzte Arbeit zu einem der ersten Philosophen Frankreichs erhoben. So ist auch Proudhon der erste Nationalökonom seines Landes geworden. Man muß Leroux verstehen, um George Sand zu verstehen. Die „Revue indépendante", die er 1841 mit George Sand gründete, war bis zu seinem

Austritte eins der interessantesten Journale Europas. Sein Hauptwerk aber ist „De l'humanité", und in ihm hat St.-Simon's „Nouveau christianisme" eine gelehrte Fortsetzung, eine ästhetische Klärung erhalten. Ebenso bedeutungsvoll ist sein „Essai sur l'égalité". Bei Grün sind verschiedene Auszüge aus seinen Schriften zusammengestellt und kritisirt worden. Seine Devise ist: „Der vollständige Mensch in der vollständigen Gesellschaft." Ueber das religiöse Element weiß aber auch er nicht hinauszukommen. Er strebt nach einer Einheit für die Welt; aber anstatt diese Einheit in etwas Menschlichem zu suchen, sucht er seine Stützpunkte in der Religion zu finden und die zu erstrebende Einheit als eine religiöse darzustellen. Das historische Christenthum selbst erscheint ihm als Götzendienst, weil man Christus zu Gott gemacht habe, während er doch nur Einer der Offenbarer Gottes gewesen. Die Allgemeinheit, die Menschheit ist der Held Leroux', der neue Gesetzgeber kein Offenbarer, kein Messias, sondern eine Wissenschaft, eine sociale Wissenschaft. Unwiderleglich ist er gegen die Voltairianer, die Egoisten, die Individualisten, welche die Gemeinschaft Aller vergessen; und siegreich erhebt er sich gegen das Princip der Volkssouverainetät, welches nur das Umgekehrte der Offenbarungslehre sei und, worin sich seine Verwandtschaft mit der Despotie zeige, zum Deckmantel jeder Tyrannei gebraucht werden könne.

Wir verlassen die St.-Simonisten und gehen auf den Fourierismus über. Auch Grün bezeichnet Fourier als den französischen Hegel, nachdem er zwischen Schelling und dem St.-Simonismus eine Parallele gezogen. Fourier's Werke waren zum Theil geschrieben, als der St.-Simonismus zur Geltung kam; aber erst nach dem Assisenproceß gelang es Fourier in die Oeffentlichkeit zu treten, bis dahin hatte er vergeblich gegen St.-Simon und Owen gedonnert. Fourier behandelte den St.-Simonismus mit souverainer Verachtung, der Systematische war im Gegensatze zur Systemlosigkeit. Er sagte und schrieb: „Ihr St.-Simonisten habt ja keinen Organisationsplan!" Er hatte seine Organisation fertig. Er sagte ferner: „Eine priesterliche Autorität ist der Tod aller menschlichen Freiheit. Nicht der Priester, sondern Jeder soll sich selbst bestimmen!" Fourier's Gegensatz zu den St.-Simonisten ging allmälig so weit, daß er sie Schauspieler, Cloaken von Laster und Heuchelei nannte. Aber, was ist nun Fourier's System?

Die Antwort auf diese Frage wird hier nicht gegeben werden können. Es muß zu deren Lösung auf Stein, auf Grün und natürlich noch besser auf Fourier's eigene Schriften verwiesen werden. Die wichtigsten derselben sind: „Théorie des quatre mouvements" (1808), „Traité de l'association domestique-agricole", später „Traité de l'unité" genannt, und „Le nouveau monde industriel"; endlich gründete er die „Réforme industrielle". Im J. 1837 starb Fourier; Nichts von seinen Plänen war verwirklicht worden. Ein verkehrt angelegter Versuch scheiterte an Geldmangel, nur eine Schar begeisterter Schüler malte dem Auge des Scheidenden eine frohe Hoffnung vor, daß sein Gedanke noch nicht untergehen, daß man eines Tages den socialen Newton erkennen und seinen menschenbeglückenden Plan ausführen werde. Fourier liegt auf dem Kirchhofe Montmartre begraben. Auf seinem einfachen Grabsteine steht: „Die Serie vertheilt die Harmonien. Die Attractionen stehen im Verhältniß zu den Bestimmungen." Diese Worte enthalten so ziemlich das ganze System Fourier's: „Wozu mich meine innere Natur antreibt, Das soll ich. Die sämmtlichen Antriebe Aller können nur durch den Mechanismus der mathematischen Regel im Gleichgewicht gehalten werden."

(Die Fortsetzung folgt.)

Die satirischen Dichter des alten Rom.

Die Namen Horaz und Juvenal sind noch bis auf den heutigen Tag im Munde aller Gebildeten, und in den englischen Parlamentsreden läßt sich noch häufig ein oder der andere Kernspruch aus ihnen zur Bekräftigung irgend einer Ansicht vernehmen. Aber für Viele unter uns, die nach Bildung streben und gern ein ordentliches Buch eines namhaften Verfassers statt der Novellen und Romane des Tags lesen möchten, ist die fremde, lateinische Sprache ein Hinderniß. Das hat ein tüchtiger Philolog unter den Jüngern, Heinrich Düntzer, ein Rheinländer, wohl eingesehen, sich seit Jahren an die Arbeit einer Uebersetzung der römischen Satiriker gemacht und sie in der Muße welche ihm seine jetzige Stellung als Bibliothekar in Köln gönnt, vollendet.*) Dieser ansehnliche Band von beinahe 500 Seiten schließt nun alle römischen Satiriker in sich und gibt fast des Guten zu Viel; denn die Satirenfragmente des römischen Ritters Lucilius sind für heutige Leser zu unverständlich und wären besser vom Herausgeber unübersetzt geblieben. Außer diesen enthält das Buch die Satiren des Horaz, Persius, Juvenal und der Dichterin Sulpicia, eine recht lesbare Uebersetzung, die sich ebenso wol durch Treue als durch Gewandtheit in dem antiken Versmaße des Herameters empfiehlt, die mit dem Alterthume noch nicht vertrauten Leser aber in eine ganz neue Welt führen wird, die des Umsehens und Kennenlernens ebenso werth ist als die in den Urwäldern und Prairien Amerikas. Freilich malen jene alten Dichter viel Grau in Grau, und die helle Sonne der Lust und Freude wirft in ihre Schilderungen nur sparsame Strahlen auf das alte Rom: indessen man ist ja auch heutzutage aus den Romanen Sue's und Anderer an Gräßliches gewöhnt und wird nicht ungern bei den von unserer Weise so abweichenden Zuständen der Alten Welt verweilen. Für das Verständniß dunkler Stellen und überhaupt für die richtige Auffassung im Ganzen wie im Einzelnen ist durch treffliche Anmerkungen bestens gesorgt, die kurz und bündig abgefaßt sind und durch die vielen Beziehungen auf neuere Reisebeschreiber und Dichter an passenden Stellen eine anziehende Vermittelung mit der Gegenwart erhalten haben. Alle Fach- und Schulgelehrsamkeit ist davon ausgeschlossen geblieben. Außerdem hat Hr. Düntzer auch wohlgeschriebene Lebensbeschreibungen der einzelnen Dichter vorangeschickt, und durch geschickte Nachweisung des Zusammenhangs und der Gedankenfolge jeden billigen Wunsch gebildeter Personen befriedigt. Möge es dem in bester Absicht unternommenen Werke nicht an theilnehmenden Freunden und Lesern fehlen! 20.

*) Die römischen Satiriker. Für gebildete Leser übertragen und mit den nöthigen Erläuterungen versehen von Heinrich Düntzer. Braunschweig, Meyer sen. 1846. Gr. 8. 2 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 56. —— 25. Februar 1847.

Der Socialismus und Communismus in Frankreich.

(Fortsetzung aus Nr. 55.)

Grün knüpft an die Darstellung des Fourier'schen Systems in seinen Hauptmomenten eine ziemlich ausführliche Kritik desselben. In der Kritik leistet Grün überhaupt Mehr als in der genetischen, einheitlichen Entwickelung der socialen Bewegung. In Fourier tritt die Bemühung deutlich hervor, das Glück des Menschen zu begründen oder den Menschen seine Bestimmung erreichen zu lassen. Menschliches Glück, d. h. Bethätigung des menschlichen Wesens und eben nur des menschlichen Wesens, Das war das Ziel welches er immer erstrebte, welches er nicht aus den Augen verlor während des letzten Donnergrollens des welthistorischen Vulkans in den neunziger Jahren, während der Herrschaft des Kaisers, unter den neu aufgepflanzten Lilien und während der Julirevolution, unter dem Throne Ludwig Philipp's. Während die ganze Welt sich in politischen Krisen abmühte, sah und strebte Fourier tiefer, er wollte das wahre Glück des Menschen auf das wahre Wesen des Menschen begründen. Aber was ist das Wesen des Menschen? Der Eine hält Dieses, der Andere Jenes dafür, und es ist hier nicht leicht zu einer mechanischen Einheit zu gelangen. Wir wollen fragen: Wie weit geht Fourier in der Eigenthumsfrage? und antworten darauf mit Grün:

> Garantie des Minimum, d. h. Garantie des Lebens, der Thätigkeit und des Genusses — leider nach dem Unterschiede der Vermögensclassen —, Vernichtung der Lohnarbeit, Vernichtung des einfachen Eigenthums und Position des Zusammengesetzten, so weit bringt Fourier es in der Eigenthumsfrage. Daran hat er aber nicht genug, die Production geht ihm in der Consumtion nicht auf, er behält einen Ueberrest.

Was macht er mit diesem? Er läßt ihn in drei Factoren: Capital, Arbeit und Talent, vertheilen. Bei der Gründung der Phalanstères sollten, nach Fourier, die Grundbesitzer ihren Grund und Boden an die 16—1800 Associirten ablassen und dafür eine hohe — Revenue beziehen. Man merke wohl auf: eine Revenue, ein Einkommen das unabhängig von der Arbeit und vom Talente gebildet wird. Es ist also gar kein Zweifel vorhanden, daß Fourier selbst „die alte Welt der Lohnarbeit und der Besitzunterschiede" wieder von hinten einführt, obgleich sich sonst über die ganze Sphäre der Ausgleichung der Interessen ein großes Dunkel bei ihm findet. Erst will er Aufhebung des Lohnverhältnisses und dann doch wieder Lohn und Gewinnst für die Einzelnen und zwar in einem ungleichen Verhältnisse; er will die Forterbung dieser Ungleichheit an Die welche das Verdienst haben die Kinder ihres Vaters zu sein!

Fourier will die Association, die Einheit, die Harmonie, und dessenungeachtet kann er nicht umhin, die Menschen in Capitalisten, in Talentvolle und Arbeiter zu theilen. Was thut er damit aber Anderes als gerade die Einheit und den Begriff des menschlichen Lebensgenusses zerstören? Er schafft, wie Grün ganz richtig bemerkt, einen Capitalistengenuß, einen Arbeitergenuß und einen Genuß der Talentvollen; und so ist denn kaum etwas Anderes geschehen als im Wesentlichen der Zustand der gegenwärtigen Welt, der „Civilisation" beibehalten, die Geldherrschaft, das Proletariat, das Kleinbürgerthum. Mit der Harmonie ist es Nichts geworden. Fourier, der die menschlichen Leidenschaften so mechanisch berechnet und mathematisch zusammenfügt, ist auf dem Gebiete der Oekonomie plötzlich ein Phantast geworden. Er meint, in der Harmonie würde so ungeheuer producirt, daß es gar nicht möglich wäre Alles zu consumiren. Er trennt also die Thätigkeit und den Genuß, die Production und die Consumtion. Was geschieht aber damit? Das „Minimum" Fourier's bedeutet entweder Nichts und ist ein unzureichendes Almosen, oder die Vertheilung des Gewinnstes ist ein Unding und nicht möglich, weil kein Gewinn vorhanden ist!

Und was sagt Fourier über die Geschlechtsverhältnisse? Die Liebe soll frei sein; der eheliche Zwang darf nicht mehr existiren. Die Mädchen sind majorenn mit 18 Jahren und berechtigt die ganze Liebe zu genießen. Die welche von dieser Erlaubniß Gebrauch machen heißen Demoiselles, Die welche keusch bleiben Vestalinnen. Es soll kein Vorurtheil gegen die Demoiselles herrschen; denn sie folgen der Natur so gut wie die Vestalinnen ihrer Natur folgen. Aber mit dieser Gleichheit ist es im Grunde doch auch eigentlich wieder Nichts, und es werden gerade im Fourierismus an die Keuschheit des Weibes materielle, äußerliche Vortheile geknüpft. Erstens bilden die Vestalinnen die Führerinnen der „industriellen Armeen"; zweitens werden sie von Freiern und Werbern verfolgt, und drittens wählt der Omniarch oder dessen

Sohn eine Vestalin, um mit ihr einen Nachkommen zu erzielen. Mit Recht sagt Grün:

> Was ist Das anders als der raffinirteste Egoismus, was heißt Das anders als Industrie treiben mit dem Edelsten und Zartesten? Heutzutage wird eine „gefallene" Jungfrau nicht leicht Gattin eines „ehrbaren" Mannes, namentlich wenn sie keine Schürze voll Geld hat. In der Fourier'schen Welt wird sie nicht Heerführerin, sieht keine Omniarchen und Omniarchensöhne um sich werben, wird nicht entschädigt für den mangelnden Genuß der Demoiselles. Kommt Das nicht wieder auf Dasselbe hinaus?

Fourier hebt die Ehe auf und gibt die Liebe frei; aber die Erbschaft und das Testament soll bleiben. Er verliert sich hier in bodenlose Irrthümer und in eine phantastische Mathematik. Er kommt zu keinen Consequenzen, sondern bleibt in der Halbheit stecken. Nach Fourier soll eine ganze Stadt es nicht wissen, „daß an dem und dem Tage ein Libertin eine junge Unschuld" zugeführt bekommt; aber wenn eine Jungfrau Demoiselle werden will, so schickt das Paar den Abend vorher einen versiegelten Brief an die hohe Matrone, „die Ministerin der Liebesangelegenheiten", und die Verbindung wird erst nachher bekannt. Aber der Pfaff ist doch beibehalten, ist es auch ein Pfaff im Weiberrock, eine „Ministerin der Liebesangelegenheiten". Fourier muß aber diese Controle über die Liebe einführen; denn er muß es ja auf ein Civilstandsregister absehen, da Erbschaften und Testamente beibehalten werden sollen. In den „Quatre mouvements" und auch im großen Tractate, bei Gelegenheit der Ausgleichung der Interessen, theilt Fourier seine ziemlich schwankenden Ansichten über die neue Gestaltung der Liebesverhältnisse mit, später hat er darüber nicht recht etwas Weiteres mittheilen wollen. Er behauptet die volle Wahrheit nicht sagen zu können, er fürchte, unsern heutigen Sitten gegenüber, anzustoßen. Zudem würden Generationen darüber vergehen, bis die Einzelwirthschaften aufgehoben werden könnten, in der siebenten, ja in der achten Periode dürfe die Menschheit erst daran denken, und was dann geschehe, geschehe nach dem Beschlusse der Väter und Ehemänner.

Und wie faßt Fourier den Menschen auf? Er kennt nichts Concretes, nichts Volles, nichts Pulsirendes, nichts Ganzes, für ihn gibt es nur, wie Grün sagt, Ziffern, Zahlen, Proportionen, Progressionen, Potenzen, Logarithmen, Differenzial- und Indefinitesimalrechnung. Er rechnet die zartesten Genüsse, qualitativ und quantitativ, aus, er zieht die Würze aus der edelsten Thätigkeit, er erhebt sie in die Potenz. Aber was der Genuß wirklich sei, was für ein Wesen keine Thätigkeit habe, davon weiß er durchaus Nichts zu sagen. Das Wesen der Civilisation ist ihm eine Summe, eine Multiplication, eine Potenz von Erbärmlichkeit, wie das Wesen der Harmonie eine Summe, ein Facit, eine Potenz von Herrlichkeit und Vortrefflichkeit. Die so hart befehdete Civilisation beruhte auf dem herzlosen Einmaleins; Fourier gründet das Glück des Herzens auf dasselbe Einmaleins, aber, sagt Grün:

> Die Zahl kann keine menschliche Wesenheit und Wahrheit ausdrücken, die Zahl ist todt und kalt, die Zahl ist gar kein Dies und Das, nichts Bestimmtes, Empfundenes, Inhaltvolles.

Fourier zertheilt den Menschen nun in zwölf Theile, in zwölf Leidenschaften. Ist es nöthig, diesen Mechanismus der Leidenschaft zu kritisiren, um seine Schwächen darzustellen? Erfährt man etwa durch die Fourier'sche Zwölfzahl was der Mensch ist? Auch nicht im geringsten. Aber Fourier muß rechnen und sogar krämerhaft rechnen. Er will das geschlechtliche Verhältniß auf Neigung gründen, aber gleich treibt es ihn fort, die freie Neigung an eine Zahlenbestimmung zu binden. Er muß aus den Neigungen Serien machen. Eine Frau, heißt es, kann zu gleicher Zeit haben: einen Gatten mit dem sie zwei Kinder hat, einen Erzeuger mit dem sie ein Kind hat, und einen Günstling mit dem sie keins hat. Dem Günstling kann sie den Titel des Erzeugers, dem Erzeuger den Titel des Gatten verweigern. Das ist das Recht der Frau; denn sie behält dadurch Macht über die Männer, die nur nach Maßgabe ihres Titels Anspruch auf das Erbtheil der Frau haben. Ist Das nicht zum Aufundddavonlaufen? ruft Grün aus und wir mit ihm. Ist hier nicht die alte Erbschleicherei unserer Roués vollständig wiederhergestellt? Und ist es nicht widerlich die Neigungen der Frau berechnen zu wollen? Alles Dies verschuldet das Verfahren nach Zahlen, die Zahl kennt nur ein Glück bei dem sie mitsprechen kann, ein Glück das mehre Einheiten enthält. Die Zahl will das Glück messen; da sie es intensiv nicht kann, so thut sie es extensiv. Nun sagt Grün:

> Der ganze Fourier'sche Organisationsplan beruht auf Nichts als auf Egoismus. Wer die Zahl zum Maße der Dinge nimmt, der wird, nein, der ist ein Egoismus. Ungeheuere Reichthümer müssen erworben werden, Das ist das stete Motto der Ausführungen Fourier's. Die Moralisten sagen, der Mensch sei geld- und genußgierig. Fourier behauptet, er sei noch lange nicht geld- und genußgierig genug, er ist sehr bescheiden, viel zu bescheiden, er muß noch ganz andere Anfoderungen machen. In der Harmonie speist der Aermste täglich von vierzig Schüsseln, sein Magen muß dreimal Mehr ertragen können als heute, wo sollte man mit dem vierfachen, zehnfachen Producte hin? Fünf Mahlzeiten werden täglich genommen, sieben Schuh wird der Mensch hoch, einhundertvierundvierzig Jahre alt. Die Millionen Francs regnen im Phalanstère, die Dichter und Künstler erhalten Gelder gegen welche Thiers' und Eugène Sue's Honorare Nichts sind: Racine für die Phädra 600,000 Francs, Franklin für den Blitzableiter 1,800,000 Francs, Lebrun für eine einzelne Ode 600,000 Francs. Zwanzig Millionen werden blos von den Neugierigen bezogen welche das erste Phalanstère besuchen. Sechzig Milliarden können in einem halben Jahre durch bloße Hühnereier auf der ganzen Erde erworben werden. Man betrachte diesen Passus: 40 Schüsseln, 3 mal Mehr essen, 5 Mahlzeiten, 7 Schuh, 144 Jahre, 600,000 Francs, 1,800,000 Francs, 20 Millionen, 60 Milliarden; welche Rolle spielt hier die Zahl, wie kommt Alles auf die Zahl an! Die Zahl ist der Barometer des Egoismus, das Glück wird berechnet.

Allerdings in dem Berechnen, in der Taxe die er auf Alles anwendet und die ihn den Himmel nach Jahreszahlen wie die Erde nach Thalern messen läßt, liegt eine der größten Schwächen Fourier's. Was er hier gewinnt, verdirbt er gleich wieder auf der andern Seite. So kann er z. B. in der Theorie der Vertheilung des

Reinertrags über den heutigen Mittelbegriff zwischen Consumtion und Production, über den Werth, über den Preis nicht hinauskommen. Die Production hat nicht in sich selbst ihren Werth, sondern es wird der Zwiespalt zwischen der Thätigkeit und dem Genusse wiederhergestellt, und die Thätigkeit muß taxirt, gewogen, in baare Münze verwandelt, bezahlt werden. Ja, Fourier geht, wie Grün ihm nachweist, noch weiter, er nimmt einen Unterschied innerhalb der Arbeit selbst an, er scheidet die materielle Anstrengung von der geistigen, er taxirt beide verschieden. Endlich läßt er den Werth der Arbeit als etwas vom arbeitenden Individuum ganz Losgelöstes, für sich Bestehendes, Mobiles gelten, das man sammeln und anhäufen kann.

So wird denn in der That wieder auf den crassesten Egoismus losgesteuert. Das Wesen des Menschen bleibt ununtersucht. Was die wahre menschliche Freiheit sei, sagt Fourier nirgend. Ein unnatürlicher Mechanismus, ein grausamer Egoismus lassen sich überall erkennen und, indem Fourier der Civilisation nicht genug Schlimmes nachzusagen weiß, zeigt er sich selbst außer Stande, aus ihrem Kreise, aus ihren Grundbedingungen frei herauszukommen.

Wie steht es nun weiter mit dem Fourier'schen Gott? In der Civilisation, sagt Fourier, gibt es keinen freien Willen. Nicht nur der Mensch ist Sklave, sondern auch Gott wird unterdrückt. Von Gott komme die Attraction, sie sei sein einziges Offenbarungsmittel, durch die Attraction stehe der Mensch mit Gott in Verbindung. Wenn also die Attraction in der civilisirten Welt unterdrückt sei, so müsse natürlich auch Gott unterdrückt sein. Für Fourier wird die Attraction das Wesen Gottes. Fourier bekämpft die Atheisten sowol wie die Theologen: die Erstern haben Alles in das Atom gelegt, alle Vernunft in den Menschen, die Letztern dagegen Alles in Gott. Fourier sagt, die Vernunft liege weder ganz in Gott noch ganz im Menschen. Grün sucht nun nachzuweisen, daß Fourier's Gott im Grunde Nichts ist als menschliches Wesen. Gott, heißt es, ließe sich zuweilen sogar von der menschlichen Vernunft beseitigen: er bewahre sich die Chancen der Intrigue für die Cabaliste, der Abwechselung für die Papillonen, ebenso die Composita. Also Gott cabalirt, er ergreift im Gegensatze zu Andern — zu welchen? — die und die Partei; Gott kann nur anderthalb bis zwei Stunden an derselben Arbeit zubringen — wären es auch anderthalb bis zweitausend Jahre —; Gott schafft mit Begeisterung, mit Enthusiasmus. Gott ist also offenbar nur der Makrokosmos, der Mensch der Mikrokosmos, d. h. Gott ist das menschliche Wesen im Allgemeinen, der Mensch der einzelne Repräsentant dieses Wesens im Besondern. Gott besitzt sämmtliche Leidenschaften, fühlt Schmerz, freut sich u. s. w. Fourier sagt von Gott, er wäre unvorsichtig, beschränkt in Vorsehung und Einsicht, wenn er nach den Erfahrungen einer Ewigkeit von Weltschöpfungen und Regierungen nicht das Bedürfniß vorhergesehen hätte, einen einheitlichen socialen Codex für die Bewohner der Erde zu schaffen. Gott bedarf also der Erfahrung, um endlich zur richtigen Einsicht zu kommen, Gott vervollkommnet sich gerade wie die Menschen. Gott die Erfahrung zuschreiben heißt aber nichts Anderes als die Erfahrung für etwas Göttliches, Kostbares, Schätzenswerthes erklären.

So löst Grün den Fourier'schen Gott im Menschen auf. Gesetze und Religion sind für Fourier negative Mächte; der freie Wille bedarf ihrer nicht, findet ein Hinderniß in ihnen; ja Religion und Philosophie sind ihm sogar identisch, beide schließen Gott aus, beide heben die Attraction auf. Der Mensch in der vollen Entfaltung seiner Leidenschaften ist der wahre Mensch, erfüllt seine Bestimmung, Gottes Willen. Gott, Gottes Willen, Gottes Wesen bleiben aber stehen, bleiben Abstractionen, werden auf theologische Weise festgehalten. Die Kritik der Theologie wie die der Politik ist bei Fourier blos negativ, abweisend, folglich halb, falsch. Das Fundament der Civilisation wird auch hier nicht erschüttert, die theologische Weltansicht bleibt, es wird nur eine neue Religion an die Stelle der alten gesetzt. Vortrefflich ist die folgende Stelle:

> Fourier ist ein Theist, dessen Gott die Mathematik ist. Er sagt: „Die Mathematik das ist Gott." Wir sagen kritisch: Fourier's Gott das ist die Mathematik; diese eine abstracte menschliche Verstandesrichtung erhebt er zum höchsten Wesen. Er begeht, wenn es ihm Ernst mit seinem Gott ist, den Fehler aller Theologen die sich auf Inhaltsbestimmungen ihres Gottes einlassen. Was haben wir bei Fourier? Die Attraction ist das Wesen des Menschen. Und: Die Mathematik ist das Wesen des Menschen. Summa: Das Wesen des Menschen ist die auf mathematischen Regeln beruhende Attraction. Was ist mathematisch geregelte Attraction? Antwort: Das Phalanstère. Im Phalanstère müßte also die wahre Menschheit zu finden sein.

Wir kommen also richtig wieder dahin, wo das Glück, die Thätigkeit, der Genuß der Menschheit ausgerechnet werden. Grün gibt aber folgende Charakteristik im Ganzen:

> Fourier war kein Arbeitsorganisirer wie sie jetzt zu Dutzenden gleich Pilzen aus der Erde schießen, er war kein Mann der Palliative, der Charité, der Ouvriers, denen endlich Gerechtigkeit zu Theil werden sollte: er war ein Socialist, der den ganzen Menschen mit allen seinen Anlagen, Trieben und Fähigkeiten vor Augen hatte. Aber sein Plan war der eines Rechenmeisters, der in der ganzen Welt, innerlich und äußerlich, nur Zahlen erblickt, die zu einem kühnen und schwierigen Exempel auffodern. Das Exempel hat er gelöst; aber die Gesellschaft ist nicht Gegenstand eines Exempels, die Lösung hat sie nicht berührt. Fourier zeigte triumphirend sein endlich gefundenes $\times =$ mathematischer Attraction. Aber die Menschheit erklärt die mathematische Attraction für ein falsches Resultat. Sie kann sich auf den Calcul nicht einlassen.

Sodann folgt eine Parallele zwischen Hegel und Fourier und zum Schluß derselben:

> Die Kritik der Alten Welt mangelte beiden großen Männern. Hegel hatte sich nicht gründlich gefragt: Was ist der Glaube? Was ist die Religion? Erst Feuerbach lieferte die Antwort. Fourier hatte überall bei seinem Construiren blos das Eine vergessen zu untersuchen: Was ist das Eigenthum? Auch Fourier hat seinen Feuerbach gefunden.

Bei allen seinen Schwächen und Mängeln hat Fourier doch das große unschätzbare Verdienst, daß von ihm zuerst das große Princip der Solidarität aller Menschen untereinander, der wahren, harmonischen Solidarität ausgesprochen wurde. Unabhängig von ihm, auf ihrem tiefern kritischen Wege, aber später, ist die deutsche Wis-

senschaft zu denselben Resultate gekommen. Fourier legt mit vollem Bewußtsein alles Gesetz in den Menschen und fodert, daß die freie Entfaltung der Neigung sein einziges Gesetz sei. Sein Fehler war nur, daß er diese Neigungen und ihre unendlichen Combinationen berechnen und durchaus mathematisch fixiren wollte. In seinem wahren Grundsatze ist Fourier weit reicher und inhaltreicher als die St.-Simonisten. Fourier wurde je älter er wurde, desto „praktischer", er entschloß sich zu Uebergängen, zu Concessionen, und als der Millionnair, den er für die Organisation der Phalanstère erwartete, durchaus nicht kommen wollte, schlug er sein „Communal-Comptoir" vor. Wir stimmen mit Grün durchaus überein wenn er sagt:

Aller Socialismus Frankreichs, alle die Systeme die sich einander gefolgt sind und sich bekämpft haben, sind gerade deshalb angreifbar und verwundbar, weil sie im falschen Sinne praktisch sein wollten. Alle schlagen sie ein Mittel des Uebergangs vor, alle wollen sie großmüthig ihre systematische Strenge mildern und reduciren, um zur Anwendung tauglich zu werden. Das ist gerade die Probe euerer systematischen Schwäche, daß ihr mit solchen Mitteln und Recepten herankommt. Das verräth gerade die Unwahrheit euerer Gedanken, daß ihr so ängstlich Brücken baut, um an die Wirklichkeit heranzukommen.

Fourier's ganze Schule besteht nur aus lauter solchen falschen Praktikern, sein System hat sich im Sande verloren durch den ungeheuern praktischen Sinn seiner Schüler. Sie sind immer näher und immer dichter an die Wirklichkeit herangegangen, und so geschah es, daß der Fourierismus allmälig aufhören mußte sociales System, wirklicher Socialismus zu sein und zu dem Range einer ökonomischen Disciplin herabstieg. Der Fourierismus, sagt Grün, erkannte die Gleichgültigkeit der politischen Form an, er adoptirte wirklich ein Priesterregiment mit der Inquisition, er wollte Alles auf die Schultern der industriellen Reform wälzen, er nannte sein erstes Journal die „Réforme industrielle"; er wollte praktische Versuche machen, er wollte den ökonomischen Nutzen seiner Principien im Kleinen und Kleinsten beweisen, er wollte die Doctrin des Ganzen nur noch theoretisch und dogmatisch fortführen, der Fourierismus sprach von Vaterland, Nation, Frankreich, Politik: er war Nationalökonomie geworden. **Der heutige Fourierismus ist kein Socialismus.**

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Juden im Innern Afrika's.

Im „Jewish chronicle" veröffentlicht ein Reisender, der seiner Versicherung nach mitten durch die große afrikanische Wüste in das Innere Afrikas eingedrungen ist und einen Weg von 1900 englischen Meilen dabei zurückgelegt hat, folgenden Bericht über die in jenen unbekannten Gegenden vorhandenen Bekenner des Mosaischen Glaubens. Er erzählt, daß er in dieser Hinsicht die eifrigsten Nachforschungen angestellt, ohne daß es ihm gelungen viel Nachrichten einzuziehen. Er habe nur erfahren, daß beinahe in allen Städten des Innern Neger wohnen welche ihre Kinder beschneiden und den Sabbath feiern. Einige dieser Neger hätten als Sklaven seine Karavane begleitet; aber ihre Religion scheine sich auf diese beiden Hauptpunkte des Mosaismus zu beschränken; im Uebrigen hätten sie keine Kenntniß von dem jüdischen Gesetz und den Propheten. „Sie feiern", bemerkt der Berichterstatter, „den Sabbath durch Trinken und indem sie sich berauschen, und sind in ihren Gewohnheiten nicht sittlicher als die andern Söhne Afrikas. Später habe ich bei den Juden in Misratah Erkundigungen über diese jüdischen Neger eingezogen, und sie bestätigten Das was ich darüber von den Kaufleuten des innern Afrika erfahren. Es ist wahrscheinlich, daß diese Neger vor dem christlichen Zeitalter zum Judenthum bekehrt worden, aber seitdem wieder abgefallen sind. Es ist bekannt, daß in Aethiopien oder Abyssinien Bekehrungen zum Judenthum stattgefunden, und daß der Eunuche welchen Philippus taufte Nichts mehr und Nichts weniger war als ein zum Mosaischen Gesetz bekehrter Neger. Auch jetzt noch führen aus Habesch und wirklich auch aus ganz Oberägypten directe Wege nach Bornu und ganz Centralafrika, die seit Tausenden von Jahren eröffnet worden sind, Straßen in das Innere Afrikas, welcher sich die Karthager, die Griechen, die Römer von den ältesten Zeiten her bedienten und auf denen sie sich ihre Sklaven verschafften. Es ist deshalb gar nicht schwierig, das Vorhandensein von Juden in Centralafrika zu erklären. Was die Bekenner des Mosaismus in der großen Wüste betrifft, so habe ich gefunden, daß es in Suf, der südlichsten Spitze Algeriens und einem den Christen verschlossenen arabischen Reiche, eine Anzahl solcher Familien gibt; es ist jedoch bekannt, daß die Araber im Innern Juden unter sich dulden, während sie die Christen nicht zulassen. Die Juden der Wüste sind die Mäkler in Städten und Ortschaften und gehen den Behörden in Geldgeschäften und Handelsangelegenheiten zur Hand. In Misratah, einem Bezirk der in seinen Ortschaften 70,000 Einwohner zählt, gibt es nur 50 Familien eingeborener Juden, die theils Mäkler, theils Kleinhändler sind oder Spirituosa fabriciren. Diese armen Leute zahlen an die türkische Regierung zu Tripolis eine Kopfsteuer von 100 Dollars jährlich. Sie haben zwei Synagogen, einen Rabbi und einen Vorleser. Außerdem gibt es in allen Gebirgsgegenden von Tripolis Juden; in einem Bezirk zählt man allein über 100 Familien." 12.

Buchbindereien.

Buchbinderei ist wenig jünger als Schriftstellerei. Aber die frühesten Buchdeckel waren von Holz, Stein und gebranntem Ton. Catullus hat die Buchbinderei seiner Zeit beschrieben, und Aquila und Lambert Bos geben Zeugniß, daß die Rücktitel aufgeschrieben oder eingearbeitet wurden. Der Athenienser Phillatios erfand den Buchbinderkleister. In den Klöstern des Mittelalters gab es eigene Zimmer, scriptoria, wo Bücher copirt und eingebunden wurden, und es gehörte zu den Obliegenheiten des Kirchners, die Bibelmanuscripte einzubinden und mit Spangen zu versehen. Die Bibliothek des Britischen Museum in London besitzt einen solchen Einband des „Textus Sancti Cuthberti" von einem Mönche Bilfried aus Durham vom Jahre 720. Ebenso ein geschriebenes Evangelium, in dessen ursprünglichem hölzernen Einbande in Elfenbein geschnittene Zierathen sind; auch Bände mit Rubinen, Diamanten, Gold und Silber geschmückt. Lange vor Erfindung der Buchdruckerkunst wurde in Kalbleder, Tuch und Sammet gebunden, nachher meist in Pergament, Sammet, Vellum, Kalbleder und Maroquin. Hentzner, ein Deutscher, der 1598 England bereiste, hat eine Beschreibung der Einbände in dortiger königlichen Bibliothek herausgegeben. Namentlich liebten Elisabeth und Jakob I. kostbare Einbände. Das Gebetbuch der jungfräulichen Königin war massiv in Gold gebunden, ihre andern Bücher fast sämmtlich in Silber mit Edelsteinen. Das Britische Museum hat davon mehre Exemplare. Außerdem gehörte es zu den Beschäftigungen der damaligen vornehmen Damen, die seidenen und Damastdeckel ihrer Bücher kunst- und sinnreich zu sticken. Königin Elisabeth und die unglückliche Maria von Schottland standen darin nicht nach. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 57. —— 26. Februar 1847.

Der Socialismus und Communismus in Frankreich.

(Fortsetzung aus Nr. 56.)

Unter den jetzigen Fourieristen Frankreichs verdient besonders Considérant Erwähnung. Grün sagt von ihm, er sei Chef der Schule geworden, so eine Art Fourieristischer Papst. Da ihm allmälig die Begeisterung ausgegangen, so ist er ein glatter Doctrinaire geworden. Von der „Démocratie pacifique" sagt Grün:

Der Fourierismus hat seine zwei Perioden gehabt, seine großartige und seine kleinliche. Die kleinliche beginnt erst während des letzten Ministeriums Guizot; als Alles miserabel wurde, glaubte der Fourierismus nicht zurückbleiben zu dürfen. Den öffentlichen und fortwährenden Beweis gibt er durch sein tägliches Journal, die „Démocratie pacifique". Mögen die Herren nicht böse werden; ich erkläre die „Démocratie pacifique" für das gediegenste Blatt der französischen Tagespresse; man kann daraus abnehmen, was ich von den übrigen halte.

Die Fourieristische Schule wird folgendermaßen kritisirt:

Das Schiboleth der Schule ist die Apotheose, die blinde Apotheose Fourier's; während die wahre Verehrung eines großen Mannes in der Einreihung seines Wirkens in die Entwickelung seiner Zeit besteht. Im Anfange war diese Feier erträglich, es war die begeisterte Anerkennung eines neuaufgehenden Sterns. Heute werden diese Tiraden im Munde der „Gesellschaft zur Verbreitung und Realisirung der Theorie Fourier's", welche die neue Ausgabe seiner Werke veranstaltet hat, etwas sehr trivial. Das schellt und klingt von „Genie erster Classe", von „Inhaber eines neuen Lichts", „Gott einer unbekannten Welt", daß es Einem wehe zu Muthe wird. Fourier's Genie, sagen sie, blende uns zuweilen, und merken nicht, daß auch Irrlichter blenden und daß gerade das Blendende bei Fourier das Irrlichterlirende ist. Dann sind diese Leute nicht ehrlich, sie machen einen blauen Dunst um die sittlichen Revolutionsgrundsätze die Fourier gepredigt hat. Sie vertuschen seine Angriffe wider die alte Moral, weil sich die moralische Bourgeoisie, auf die sie speculiren, durch jene Revolutionsgrundsätze scandalisirt fühlt.

In dem Artikel „Die Organisation der Arbeit" geht Grün in das 18. Jahrhundert zurück. Er hätte jedenfalls besser gethan, diese vortreffliche Darstellung zu Anfang seines Werkes zu setzen und so eine historische Einleitung zu den socialen Bewegungen der Gegenwart zu liefern. Von Victor Considérant und der „Démocratie pacifique" plötzlich auf Thomas Morus, Campanella oder doch auf Voltaire, Morelly, Mably, Rousseau überzuspringen und bei Louis Blanc wieder in die sociale Bewegung der Gegenwart einzulenken, kann uns nicht anders als willkürlich erscheinen. Wir wissen nicht, inwieweit Grün seine Darstellung aus den Quellen selbst geschöpft hat und wie weit er französische Vorstudien benutzt; jedenfalls aber würde eine Entwickelung und gar eine Kritik der socialen Elemente, wie sie sich schon im 18. Jahrhundert geltend machten, zu weit außerhalb des Gesichtskreises dieses Aufsatzes liegen.

Louis Blanc repräsentirt den republikanischen Socialismus. Fourier hatte nicht den geringsten Sinn für Politik, und er sträubte sich stets gegen die französische Revolution; seine Schüler fingen an, sich zur Demokratie zu bekennen und den Socialismus auf die Demokratie zu pfropfen. Nach der Julirevolution faßte der demokratische Geist mit der Verfassungsfrage zugleich die Arbeiterfrage ins Auge, und es ist eben die Hauptaufgabe der „Histoire de dix ans" von Louis Blanc, die Entwickelung im Bewußtsein des Proletariats, der Bourgeoisie gegenüber, darzustellen. Durch Cabet und die übrigen Communisten erhielt das Proletariat ein System, ein Princip durch diejenigen Republikaner welche den Jakobinismus abschwuren und die Organisation der Arbeit predigten. Die Schrift „L'organisation du travail" von Louis Blanc ist ein Mittelpunkt dieser Bewegung geworden. Thoré ist ein Geistesgenosse Louis Blanc's; die Aeußerste Linke in der Kammer hat sich endlich zu demselben Princip bekannt, und die „Réforme" ist das Journal dieser Partei geworden. Grün bringt die sociale Bewegung des 18. Jahrhunderts mit Louis Blanc folgendermaßen in Verbindung:

Louis Blanc, Thoré, die „Réforme" knüpfen bei Condorcet und dem Wohlfahrtsausschuß wieder an; sie wollen das dort unterbrochene Werk fortsetzen, sie negiren die funfzigjährige Entwickelung welche dazwischen liegt. Vom Standpunkte des Staats aus soll das Recht zur Arbeit realisirt, die Armuth aufgehoben, der Vollbürger seiner Subsistenz versichert werden. Das Bestehende wird adoptirt, vorbehaltlich der Modificationen welche das Gesetz und die gesetzliche Entwickelung damit vornehmen werden. Diese Partei, welche ich die der Arbeitsorganisirer nenne, kommt von der einen Seite dazu, wozu die Fourieristen von der andern kommen: Considérant spricht jetzt mit Achtung von der Revolution, wie Louis Blanc von Fourier, dem er übrigens wirklich Viel verdankt. Die Revolution will sich des Socialismus bemächtigen, wie der Socialismus die Revolution einstreichen möchte.

Es ist bekannt genug, daß Louis Blanc in seiner „L'organisation du travail" die freie Concurrenz, das seit der englischen Revolution in Thätigkeit gesetzte Princip, welches seit der französischen Umwälzung auch in Frankreich zur Herrschaft gekommen ist, als den Grund und Keim alles Elends der Völker überhaupt betrachtet. Er kritisirt die Gesellschaft statistisch, zieht die schreiendsten Summen des Elends, des Verbrechens, der Sterblichkeit, der Leiden der arbeitenden Classen aus gewissenhaften Schriftstellern, und versteht es sie in sprechender Weise zu gruppiren. Er klagt die Nationalökonomie an alles Elend verschuldet zu haben, und bestreitet alle ihre Systeme. Blanc steht im Gegensatze zur „Démocratie pacifique", indem er erklärt, und mit ihm seine ganze Partei, die sociale Reform sei ohne die politische nicht durchzuführen. Es tritt hier also der Republikanismus hervor, er legt einen Nachdruck auf die „beste Form des Staats", und ist unfähig aus dem Staate und der politischen Formel herauszukommen. Wenn aber Blanc bei seinen Organisationsplänen von der Regierung spricht, so ist wohl zu bemerken, daß er darunter keineswegs den Status quo des heutigen Regiments meint, sondern seine Regierung, wie sie sich aus der Wahlreform ergeben würde.

Die Organisationspläne Louis Blanc's sind bei Grün einzusehen; die Kritik derselben ist treffend. Blanc hat seine Organisation der Arbeit rein materiell gemeint, er sieht in der Welt nichts Anderes als Industrie, und hat nichts Anderes als das Wohl der Arbeiter in Augen. Grün sagt, daß Louis Blanc bei der „Réforme" den socialistischen Theil der Redaction besorge. In der Kammer ist es Hr. Ledru-Rollin, der Nachfolger von Garnier-Pagès, der die republikanischen Socialisten vertritt. Pascal Duprat, Dupoty und Godefroi Cavaignac sind die hauptsächlichsten Redacteure der „Réforme". George Sand ist für das Feuilleton gewonnen worden. Besonders soll es wieder Louis Blanc sein, der bei der „Réforme" die providence vertritt und der sehr fanatisch werden kann. Der kleine Kerl, sagt Grün, hat wirklich sehr religiöse Augen. Ziemlich ergötzlich ist der Streit den die „Réforme" und die „Démocratie pacifique" miteinander führen; die „Démocratie pacifique" bemüht sich, in dem politischen Frankreich durchaus unpolitisch zu bleiben und aus den verschiedenen Parteien eine heilige Legion zu bilden, die „Réforme" ihren Socialismus auf ihren Republikanismus begründend, beide, auf der äußersten Spitze einer Abstraction, sich gegenseitig in die Höhe schaukelnd.

Indem wir uns jetzt zu Cabet wenden, sagen wir mit Grün:

> Wir müssen uns von einem schrecklichen Menschen unterhalten, der sich selbst einen Communisten nennt, und der das Wort Communismus in neuerer Zeit auf die Tagesordnung gebracht hat.

Cabet erscheint als der moderne Fortführer der letzten Consequenz von 1793, er repräsentirt den strengen Jakobiner, der sich bewußt wird, wozu seine Gleichheit, Freiheit und Bruderschaft, bei Lichte betrachtet, führen müssen, und der diese Consequenz gerade heraussagt. Wenn Robespierre in seiner Erklärung der Menschenrechte sagt:

> Das Recht des Eigenthums ist beschränkt wie alle andere durch die Verpflichtung die Rechte Anderer zu achten. Es darf weder der Sicherheit, noch der Freiheit, noch der Existenz, noch dem Eigenthume Anderer zu nahe treten. Die Gesellschaft ist verpflichtet, für die Subsistenz aller ihrer Mitglieder zu sorgen, indem sie ihnen Arbeit verschafft, oder indem sie Diejenigen unterhält welche außer Stande sind zu arbeiten. Die Bürger deren Einkommen nicht über Das hinausgeht was sie bedürfen sind der Beisteuer zu den öffentlichen Ausgaben enthoben; die Uebrigen müssen sie progressiv, nach Maßgabe ihres Vermögens, tragen.

so sucht Grün nun Cabet als die unbarmherzige Consequenz dieses Satzes darzustellen. Cabet sagt: Um Jedem Arbeit zu verschaffen, muß die Arbeit organisirt, eine gemeinschaftliche Angelegenheit sein; um die Subsistenz Aller zu sichern, müssen Alle aus dem Ertrage der gemeinschaftlichen Arbeit ihren gleichen Theil bekommen. Die égalité hat für mich nur dann Sinn, wenn ich unter ihr die Gleichheit der Arbeit und des Genusses verstehe, die liberté ist so lange Sklaverei, als Einer von Andern abhängig ist; die Sicherheit beruht hauptsächlich in der gesicherten Existenz. Das Eigenthum kann ich nicht als Privateigenthum stehen lassen, weil es Ungleichheit, Unfreiheit, Unsicherheit hervorbringen muß, ich sehe es daher als Gesammteigenthum an.

Grün theilt mit Cabet's eigenen Worten eine kurze geschichtliche Darstellung mit, welche vollkommen genügt um einen großen und wichtigen Theil der communistischen Doctrin und ihrer Entwickelung in Frankreich zu verstehen. Es thut uns leid, daß wir uns des Nähern darüber enthalten und nur darauf hinweisen müssen. Cabet ist gewissermaßen der O'Connell des französischen Communismus geworden, und, wie Grün hofft, ein ehrlicher O'Connell. Er hat den Frieden und die Belehrung gepredigt; er, der feurige Volksmann, der lieber heute als morgen dareinschlagen möchte, hat vielleicht Tausende von Arbeitern vor dem Gefängnisse, Hunderte vor dem Tode in der Straße oder auf dem Schaffote bewahrt. Er hat mit unermüdlicher Feder die Mängel der schlechten Organisation der Gesellschaft, den Fluch des Egoismus, der Isolirung und des Geldes gezeichnet, und die Massen zum Nachdenken gebracht indem er ihnen sein ideales Gesellschaftsgebäude vorführte. Es mag sein, daß er die Zukunft falsch versteht, daß er Nichts als zuckersüße Idealistereien treibt; aber er hat den gährenden Geist der Emeute in den Schläuchen gehalten und das Volk unermüdlich belehrt. Sein Einfluß, sagt Grün, war eine Zeit lang ungeheuer. Seine „Révolution de 1830" ist in 20,000 Exemplaren verkauft worden u. s. w.

Cabet hat es verstanden, für den Communismus einen gesetzlichen Schirm zu finden, er hat es gewagt und durchgesetzt, sich Communist zu nennen, er vertheidigt offen und rückhaltlos die Gütergemeinschaft. Wir können

nicht umhin hier die Antwort mitzutheilen womit er dem „National" aufwartete. Sie lautet:

Ich bin Republikaner und Communist. Das große Wort ist heraus. Das haltet ihr für den Schlag der Vernichtung und den Gnadenstoß. Ihr die ihr die teuflische Gewohnheit habt die gemeinen Vorurtheile auszubeuten, die ihr die Gütergemeinschaft verdammt ohne sie zu kennen oder sie studiren zu wollen, ihr die ihr den Communisten mehr Haß beweist als der Regierung selbst. Nun, ich weiche keinen Schritt, ich will antworten: Ja, ich bin wüthend genug, wild genug, verbrecherisch genug, um die Idee, das System, die Doctrin, die Philosophie der Gleichheit, Bruderschaft und Gemeinschaft anzunehmen. Ja, ich bin Communist und ich mache mir eine Ehre und einen Ruhm daraus. Ja, ich bin Communist, und bin es mit Sokrates, Platon, Jesus Christus, mit Thomas Morus, mit Campanella, mit Locke, mit Rousseau, mit Montesquieu, mit Mably, mit Fénélon, mit Fleury, mit Helvetius, mit Morelly, mit Condorcet, mit Baboeuf, mit Buonarotti, mit Owen, mit St.-Simon, mit Fourier, mit allen Männern die das Licht des menschlichen Geschlechts sind. Ja, ich bin Communist, und Das ist die Frucht eines fünfjährigen Studiums und Nachdenkens in der Einsamkeit des Exils unter dem Einflusse der reinsten und glühendsten Liebe zur Menschheit. Ja, ich bin Communist, weil der Communismus in meinen Augen dies einzige Mittel wider den Egoismus, die Habgier, den Durst nach Geld und Größe, den ewigen Streit, die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen ist, welche die Ursache aller Verderbniß, aller Laster, aller Verbrechen, aller Unordnungen und Kämpfe, alles Aufruhrs und aller Revolutionen sind, welche von Anfang der Welt die Erde in Unruhe und Verwirrung stürzten, und welche sie bis ans Ende der Jahrhunderte hineinstürzen würden, wenn man hartnäckig die Ungleichheit festhielte. Ja, ich bin Communist, weil für mich der Communismus die Ordnung, der Friede, die Eintracht, die Arbeit, die Tugend, das Glück für Alle ist; denn Niemand bekennt aufrichtiger als ich die Religion der Bruderschaft, Niemand umfaßt in seinen Gedanken und in seiner Liebe mehr alle Menschen ohne Unterschied, Niemand ist fester überzeugt von der Wahrheit, daß es die Fehler der socialen und politischen Einrichtungen sind welche die Laster der Reichen wie der Armen, der Ausbeuter wie der Ausgebeuteten hervorbringen, und daß man seinen Haß wider die schlechte Organisation der Gesellschaft und nicht wider die Personen richten muß. Niemals z. B. werdet ihr mich verwünschen hören was ihr den Krämer nennt, weil alle Fehler die man ihm vorwirft das nothwendige Resultat des Krams sind, der ihm ein Leben voller Unruhe, Angst, Sorge und Hölle auflegt, dergestalt, daß wer am meisten gegen den Krämer schreit, sogleich dessen sämmtliche Sitten annimmt wenn er erst den Kram hat. Ich wünsche die Gemeinschaft als das einzige Mittel, um allem Unglück der Gesellschaft ein Ende zu machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanliteratur.

1. Novellen von Eduard von Bülow. Zwei Bände. Stuttgart, Cotta. 1846. Gr. 8. 3 Thlr.

In der Zueignung an den König von Preußen bekennt sich der Autor als ein Schüler Ludwig Tieck's, und Ref. meint, er mache seiner Schule Ehre. Die Novellen sind schön geschrieben und gehaltvoll; sie geben die Zustände der Seele sowie die des äußern Lebens fein und sorgsam schattirt, und die Reflexionen welche nie ermüdend und immer willkommen den Faden der Erzählung unterbrechen, zeugen von innerer Reife und großer Geistesschärfe. Nie stößt man auf Anregungen der Zeitfragen, nie auf Tendenzen des Fortschritts; die Novellen sind ganz selbständig gehalten, ohne andern Zweck als den poetischen, ohne andere Absicht als Schönes zu geben. So ist denn auch jede der vorliegenden Novellen in ihrer Art ein schönes Ganzes. Wir heben besonders hervor „Der Frühlingstraum" und „Die Offenbarung". „Der Verstand des Zufalls", dessen Held ein zerstreuter Diplomat, ist sehr humoristisch, „Das Gewissen", trotz des unerfreulichen widerlichen Stoffs, recht ergreifend durchgeführt.

2. Der Dorfnotair. Von Jos. Freiherrn von Eötvös. Aus dem Ungarischen übersetzt von Joh. Grafen Mailáth. Drei Bände. Leipzig, Hartleben's Verlagsexpedition. 1846. 8. 3 Thlr.

Seit lange hatte Ref. nicht das Glück einen so gehaltvollen und verdienstreichen Roman in die Hände zu bekommen. Er bewegt sich in Ungarn, dessen unselige, man möchte sagen, verstaubte Zustände sich während des Verlaufs der Begebenheiten vor dem Leser entfalten. Der unmäßige Druck, die unerhörte Mishandlung der Bauern, die Vorrechte des Adels, die Bestechlichkeit der Richter, die Unzulänglichkeit der Gesetze, die Herrschaft des Usus oder des Gewohnten, die Allmacht der Willkür, alle diese in Ungarn herrschenden Zustände üben ihren Einfluß auf das Schicksal unserer Helden; denn es gibt der Helden mehre. Der Dorfnotair ist der eine: er ist seinem Jahrhundert um 50 Jahre vorausgeeilt, und wie sehr richtig bemerkt ist, „das Jahrhundert kommt ihm nicht nach"; überall stößt er auf Unannehmlichkeiten, Sorgen drücken ihn und Misgeschick verfolgt ihn, weil er unbestechlich ist, Misbräuche abschaffen will und für die unterdrückte Menschheit fühlt. Trotz Wissen und Verdiensten hat er es in jener mangelhaften Welt nicht weiter bringen können als zum Dorfnotair, in welcher Stellung er lange nicht so viel Einfluß hat als er verdient; doch ist er froh durch diese Stelle für Frau und Kind Brot erworben zu haben. Der zweite Held ist der Räuber Viola, den die Grausamkeit des Vicegespans, die Roheit der Gesetze aus seiner friedlichen rechtschaffenen Häuslichkeit in die Wälder getrieben. Viola war ein wohlhabender Bauer, er lebte glücklich mit seiner Frau, er bezahlte die Steuern, diente 82 Zugtage ab und gab den Armen; der Fiscal haßte ihn aber, indem die andern Bauern, wenn sie einen Anstand hatten, z. B. öfterer an die Arbeit getrieben wurden als ihre Schuldigkeit war, ihn zum Wortführer wählten. Der Oberrichter haßte ihn, weil Viola's hübsche Frau seine entehrenden Anträge verschmäht hatte. Als sie ihr Töchterlein gebar und in Wochen lag, ward Viola beordert, mit seinen Pferden ins Herrnhaus zu kommen, da die gnädige Frau verreisen wolle. Er schickte seine Pferde nebst den Knecht, die gnädige Frau wollte aber sich dem Knecht nicht anvertrauen; auf Viola's abermaliges Weigern kam der Stuhlrichter mit Panduren, welche ihn mishandelten. Im Schloß sollte er gepeitscht werden; empört über die ihm angedrohte entehrende Strafe, ergriff er eine Axt welche in der Nähe lag, erschlug einen der Panduren, verwundete den andern und sah sich gezwungen als Mörder zu fliehen. So ward er ein Räuber. Diesem Räuber und dem würdigen Dorfnotair wendet sich vor Allem das Interesse des Lesers zu. Doch gibt es verschiedene Nebenfiguren, welche auch sich der Beachtung aufdrängen und als Typen der ungarischen Bevölkerung gelten können. Der Oberstuhlrichter Nyúzó muß als Beleg dienen, wie schlecht die Creaturen sein können denen dieser Posten und mit ihm das Wohl und Weh ganzer Districte anvertraut werden, und wie die Verhältnisse ihre Schlechtigkeit zu steigern vermögen. Folgende Charakteristik des Richterstuhlamts theilen wir mit: „Der Stuhlrichter hält die öffentliche Ordnung aufrecht, ist der Schutz und Schirm des Reichen wie des Armen, Richter und Vater seines Járás; ohne seine Dazwischenkunft erlangt Niemand Gerechtigkeit, durch seine Hände geht jede Klage von unten hinauf, kommt jeder Befehl von oben herab; er regulirt die Flüsse, baut Straßen und Brücken; er ist der Vertreter der Armen, der Oberaufseher der Schulen, Oberstjägermeister wenn ein Wolf sich blicken

läßt, Protomedicus wenn eine Seuche herrscht, Friedensrichter, Vollzieher der Wechselgerichtssprüche, Instructionsrichter in Criminalfällen, Haupt der Feldpolicei, Kriegscommissair in Bezug auf Militaireinquartierung, Policeichef, Spitalüberwacher; mit Einem Worte Alles in Allem, durch den wir leben und uns bewegen. Wenn unter den 5—600 Männern die in unserm Vaterlande dies Amt bekleiden, Einer aus Nachlässigkeit seine Pflicht nicht erfüllt, leiden Tausende; wenn Einer unter ihnen parteiisch ist, stirbt die Gerechtigkeitspflege auf mehre Quadratmeilen in der Runde; wenn Einer unwissend ist, gibt der Reichstag, wenigstens für die Armen, fruchtlos Gesetze. Und wenn nun die geneigten Leser den Lohn mit den Beschäftigungen vergleichen und bedenken, daß dieser — außer 100 oder 150 Gulden Gehalt — in der sichern Aussicht besteht, daß er, wenn er sein Amt unparteiisch verwaltet, nach drei Jahren durch irgend einen mächtigen Feind seine Stelle verliert und zum Beisitzer ernannt, d. h. — abgesetzt wird, müssen sie gestehen, daß es unter diesen Verhältnissen in unserm Vaterlande entweder 5—600 lebende Heilige oder wenigstens ebenso viel Hunderttausend leidende Bürger gibt. Jeder sieht nach dem Gesagten ein, daß das Stuhlrichteramt an zwei Gebrechen leidet: zu viel Arbeit und zu wenig Bezahlung; und daß es nicht zu verwundern ist, wenn Einzelne, die mit diesem Amte bekleidet sind, einen Theil — ich verstehe die Arbeit — größtentheils liegen lassen, während sie als Ersatz vom zweiten — ich verstehe die Bezahlung — sich Mehr zueignen als sie anzunehmen durch das Gesetz befugt wären." Von den Geschworenen welchen Nyúzó beigegeben war heißt es: „Da Kenihazy ein guter Christ war, richtete auch er sein Leben nach der Schrift ein, doch blos nach diesen Worten derselben: «Wenn man dich auf eine Wange schlägt, so reiche die andere hin.» Wenn demnach sein Oberstuhlrichter beleidigt wurde — wir verstehen hier die größte Beleidigung für einen Richter, die Bestechung —, streckte auch er seine Hand aus, und gerieth in heftigen Zorn, wenn ihm nicht auch diese Unwürdigkeit widerfuhr." Der Vicegespan Rety nebst Familie kann als ein Exemplar des niedern Adels gelten, welcher nach Würde und Reichthümern intriguirt, und seine Gemahlin zeigt, daß, wenn es irgend Jemand gibt der einen schlechten Streich für vortheilhaft erkennt und denselben bezahlen kann, sich in Ungarn gewisse Leute finden die ihn ausüben und die ungestraft durchkommen. Die Roheit des Adels, welcher einen so großen Theil der Bevölkerung ausmacht, tritt in der Wahl zum Vicegespan klar an den Tag; auch hier entscheidet nicht das Verdienst, sondern Bestechung, Betrug, Wein und zuletzt die Gewalt. Dem Mächtigen, Reichen stehen tausend Mittel zu Gebot bei Erreichung seines Zwecks, und er verschmäht in der Regel keins. Die Reflexion und Beleuchtung der mangelhaften Zustände sind mit viel Humor vorgetragen; der Autor nimmt scherzweise die bestehenden Mängel in Schutz; er findet es recht gut, daß der Schulunterricht des Volkes so schlecht geleitet ist, da das Volk ohne tiefe Unwissenheit unmöglich Alles ertragen würde was man ihm aufbürdet. Das System der Bestechlichkeit findet auch an ihm seinen humoristischen Vertheidiger. „Wo zwei Parteien gleiche Rechte zu besitzen glauben, müssen natürlich Banknoten den Ausschlag geben." Die Bestechung der Cortez bei der Wahl ist auch vertreten; „die Leute haben kein Vermögen und man unterstützt sie, damit sie die Ausgaben einer Wahl bestreiten und folglich ihre eigene Meinung vertreten können, sonst wären sie ja gezwungen zur andern Partei überzugehen." Der Autor mag wol auf diese Art die Ansichten des ungebildeten, alle Vorrechte usurpirenden Adels in Worte kleiden. Criminalpflege und Strafverfahren scheinen dem türkischen Begriff näher zu liegen als dem europäischen; ein blindes Schicksal waltet; damit tröstet der Richter sein Gewissen, wenn er selbst blind und unter dem Einfluß einer Bestechung handelt. Wir empfehlen dem Publicum den vorliegenden Roman als eine wirklich interessante Erscheinung in der Literatur; er ist zwar nicht ganz ohne Mängel, unter Anderm möchte man die allzu gebildete Rede- und Denkweise des Räubers und seiner Frau rügen, doch wo so große Verdienste sind, kann man über kleine Versehen hinwegkommen.

3. Erstes und zweites Leben. Roman aus der brandenburgischen Geschichte von F. Brunold. Berlin, Duien. 1847. 8. 1 Thlr.

Der vorliegende historische Roman spielt im 14. Jahrhundert und behandelt die bekannte Geschichte des falschen Waldemar, und zwar vom Standpunkt der Anhaltischen Partei, die ihn für den echten Waldemar erklärte; er ist mittelalterlich gehalten, wie es der Charakter jener Zeit erheischt. Die Geschichte der Mark wird theils erzählt, theils dargestellt; Schlachten werden geliefert, Intriguen gespielt, Ungerechtigkeiten begangen, Grausamkeiten geübt und es wird Rache geschworen. Der Truchseß Nikolaus von Buch wird auf einen bloßen Verdacht hin dem Hungertod preisgegeben vom Markgrafen Waldemar, welcher trotzdem als ein braver Ritter und von seinen Unterthanen geliebter Fürst dargestellt wird. Da seine Ehe kinderlos, zieht er im Einverständniß mit dem Priester von dannen, und bald kommt die Nachricht seines Todes (1319). Im J. 1349, nachdem verschiedene Prätendenten sich um die Mark beworben und Bürgerkriege das Land arg heimgesucht haben, erscheint der Graf Waldemar wieder, um sein Besitzthum zu beanspruchen, nachdem er sich 30 Jahre verborgen gehalten hatte, und während Viele seine Identität bezweifeln, findet er doch eine Partei unter den treuen Unterthanen, und neue Unruhen bedrohen das Land. Da entsagt er freiwillig seinem Recht und stirbt still und unbeachtet zu Dessau. Selbst sein Feind, der Sohn des verhungerten Truchseß von Buch, erklärte, „daß er größer im Scheiden als im Kommen und im Entsagen herzgewinnender als im Fodern sei"; wer ihn für den Rechten hält muß ihn bewundern und achten, und wer das Gegentheil glaubt wird ihm Beides auch nicht versagen. Die Nebenfiguren, die Liebesgruppen des Romans, welche dem historischen Faden Leben verleihen sollen, sind im eigentlichsten Sinn des Worts Nebenfiguren; sie dienen nur dazu, die Sitten und Gebräuche jener Zeit darzustellen, und greifen nicht ein in die Geschichte, wie auch die Geschichte nicht in ihre Existenz eingreift. Die Figuren des ersten Theils verschwinden gänzlich von der Bühne und überlassen es ihren Kindern im zweiten Leben, ihre Nebenrollen zu übernehmen. 46.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 58. —— 27. Februar 1847.

Der Socialismus und Communismus in Frankreich.

(Fortsetzung aus Nr. 57.)

Grün weist nun nach, wie Cabet sich eng und entschieden an das Jahr 1793 anschließt. Er negirt die Revolution nicht, sondern er befahl sie, er sagt, die Revolution muß vollendet werden. Er will die Gleichheit, aber eine Gleichheit welche Inhalt habe, die Gleichheit der Rechte, aber erfüllter Rechte, der Rechte auf Arbeit, Brot, Nahrung, Kleidung, Wohnung, Erziehung, Genuß. Es ist aber dennoch wieder die revolutionnaire Gleichheit, die Gleichheit eines Theils der Nation, die er hauptsächlich im Auge hat. Es ist der Communismus des Proletariats, des vierten Standes, den er predigt. Im J. 1789 siegte das Volk wider die privilegirten Classen — zu Nutz und Frommen der Bourgeoisie, welche heute die privilegirte Classe, den Geldadel bildet. Cabet will die Emancipation des vierten Standes, der Arbeiter, der Proletarier, die Nichts haben als ihre Hände, deren Händen keine Beschäftigung gesichert ist, deren Beschäftigung kein Auskommen sichert. Daß sein Communismus ein Communismus der Arbeiter ist, bildet sein Wesen, sein Merkmal, freilich auch seine historische Bedeutung.

Cabet's praktischer Schluß ist: Aufhebung der Grundübel, der Münze, der Ungleichheit des Besitzes, des Privateigenthums; und Einführung des Communismus, der wirklichen Gleichheit, Errichtung einer brüderlichen, auf Gleichheit beruhenden, einheitlichen Association. Grün entwirft die Cabet'sche Welt in wenigen, aber treffenden Umrissen. Wer die „Voyage en Icarie" nicht selbst zur Hand nehmen kann, versäume es wenigstens nicht, Grün (S. 344—350) über die Cabet'sche Organisation zu lesen, und endlich die Kritik des Cabetismus, welche auf den folgenden Seiten geliefert wird. Der Franzose bemüht sich in Feuerzungen die Herrlichkeit der Zukunft zu verkünden, und auf Flügeln der Begeisterung den Sieg der Wahrheit an den Himmel zu schreiben, der Deutsche hält vor der Hand noch im alten Chaos aus, bemüht sich Schutt zu räumen, Wege zu säubern, die neu vorgelegten Baupläne zu untersuchen, ein „Knecht der Menschheit" zu sein, im Schweiße seines Angesichts. Die Art und Weise wie Grün Cabet kritisirt, ist vortrefflich, deutsch-wissenschaftlich. Er schließt mit folgenden Worten:

> Cabet hat im Jahre 1841 ein kurzes communistisches Credo herausgegeben, worin sein ganzes religiöses, politisches und sociales System auf wenige Seiten zusammengedrängt ist. Es ist sehr bezeichnend, daß dieser Communismus auf einem fortwährenden: „Ich glaube, ich glaube!" beruht. Das lautet von vorn bis hinten: „Ich glaube, daß das Gesetz"; „Ich glaube, daß die Ehe"; „Ich glaube, daß die Erziehung"; „Ich glaube, daß die Werkstatt"; „Ich glaube, daß die Maschinen im System des Communismus nicht genug vervielfältigt werden können."

Unser Deutscher fügt diesem Credo aber hinzu:

> Und ich glaube, daß der Feuerbach hinter die Franzosen kommen muß.

Wir haben gefunden, daß alle bisherigen communistischen und socialistischen Elemente Frankreichs in einem innigen Rapporte mit der Religion standen; aber auch in Frankreich macht sich eine Verbindung zwischen Atheismus geltend und zwar in Théodore Dezamy. Er entwickelte in seinem „Code de la communauté" die schärfste Consequenz aus Helvetius und Fourier in der Form des Communismus. Für ihn ist das Kriterium aller Wissenschaft der menschliche Organismus. Die Kenntniß des menschlichen Organismus, sagt er, ist die Kenntniß der Bedürfnisse, Fähigkeiten und Leidenschaften des Menschen. Also die Anthropologie wäre die Hauptwissenschaft. Die Freiheit, die Gleichheit, die Bruderschaft, die Einheit, die Gemeinschaft sollen durch eine Organisation der Gesellschaft, welche auf dem Communalpalaste beruht, wie bei Fourier auf dem Phalanstère, realisirt werden. Sein Mechanismus beruht auf der Combination von Ackerbau, Industrie und Wissenschaft. Die Familie ist aufgehoben, nach der Commun kommt die Nation, nach der Nation die Menschheit. Alle Regierung ist bloße Verwaltung. Es gibt keine Minister mehr, weder Handels- noch Finanzminister: „An der Spitze des Staats steht ein Rechnungsführer und ein Register, um die ganze politische Oekonomie vollständig in Gang zu setzen, um die ganze sociale Domaine in Bewegung zu bringen."

Wenn Cabet die Ehe und das Familienleben als unantastbar hinstellt, so beschuldigt Dezamy ihn Vorurtheile in Schutz zu nehmen, und die kleinlichen Gründe unserer Erziehung, unserer Sitten und Gewohnheiten vor-

zuschieben, während es sich gerade darum handle, diesen den Stab zu brechen. Dezamy verwirft die Ehe wie sie bisher stattgefunden, und wenn ihm das Wort „Weibergemeinschaft" entgegengehalten wird, so weiß er darauf zu antworten: Gemeinschaft beziehe sich nur auf Producte, auf Sachen, die man consumire, und niemals auf Personen. Dezamy ruft aus: Kein zerstückeltes Familienleben! Keine häusliche Erziehung! Keine ehemännische Herrschaft! Freiheit der Vereinigungen! Vollkommene Gleichheit zwischen beiden Geschlechtern! Freie Scheidung! Wenn Cabet einen funfzigjährigen Uebergang aus der absoluten Demokratie in den Communismus statuirt, so will dagegen Dezamy von einem solchen Uebergange durchaus Nichts wissen. Er will die Aufhebung des Geldes und des Privateigenthums rund weg. Wenn Cabet die positiven Religionen und alle Priester verwirft, so geht Dezamy weiter und leugnet die Gottheit überhaupt. Er stellt die Menschheit als das Letzte und Höchste hin, Helvetius, das System der Natur machen sich geltend; aber, sagt Grün mit vollem Rechte:

Der Materialismus reicht so wenig aus als der Deismus. Wenn der Deismus die Entwickelung der Welt zu einer Alfanzerei, zu einem possenhaften Marionettenspiele macht, so ist der Materialismus nothwendig die Unbeweglichkeitslehre. Die Welt ist da, Alles wirkt und lebt durch Attraction, dasselbe Gesetz belebt die Natur und den Menschen; wie kommt es denn, daß die Welt sich ändert, woher gibt es eine Geschichte, eine Entwickelung und, vor allen Stücken, woher rührt das Gesetz dieser Entwickelung?

Der materialistische Communismus kann Nichts von der Geschichte und der Entwickelung wissen, er muß durch den humanistischen Socialismus ergänzt werden. Dennoch hat Dezamy's Doctrin Manches vor dem Cabetismus voraus. Dezamy redet zwar noch von Staat, Republik, Nation, aber er sagt: „Die sociale Politik ist Nichts als die Direction der Arbeiten und die Repartition der Producte"; und er nennt die Politiker „feige Erben der Feudalität und der Eroberung, die uns durch den Krieg ihr verderbliches und hochmüthiges Princip der nationalen Anmaßung, der exclusiven Nationalität, des Nationalismus quand même zu behaupten wüßten, und nur durch Unwissenheit und Gehorsam die Disciplin ihrer Armeen aufrecht erhielten". Dezamy geht über das Glauben, das Meinen des Cabetismus hinaus, und anerkennt nur noch das Wissen; und indem die Wissenschaft die Geschicke des Menschen bestimmen soll, wirft er den ganzen ikarischen Mechanismus über den Haufen. Aber der Deutsche kommt auch hier wieder über den Franzosen. Grün sagt:

Der Communismus Frankreichs ist wissenschaftslos, selbst Dezamy kommt nur bis zur Anerkennung der Nothwendigkeit der Wissenschaft, er weiß die Wissenschaft nicht. Er hat den Instinct des Wahren, aber er ist ein wissenschaftlicher Plebejer wie Alle. Er beschließt indessen sehr richtig die Entwickelung der communistischen Idee, weil er den Hochmuth des unwissenden Cabetismus nicht besitzt, weil er kein communistisches Papstthum gründen will, wie es unter den Auspicien des modernen Ikarus blüht, weil er die Wissenschaft zu Hülfe ruft. Dezamy ist die Ausgangspforte aus dem französischen Communismus.

(Der Beschluß folgt.)

Des Königs Gustav III. nachgelassene und 50 Jahre nach seinem Tode geöffnete Papiere. Uebersicht, Auszug und Vergleichung von E. G. Geijer. Aus dem Schwedischen. Dritter Band. Zwei Abtheilungen. Hamburg, F. Perthes. 1845—46. Gr. 8. 1 Thlr. 22 Ngr. *)

Mit diesen beiden Abtheilungen des dritten Bandes sind nun Prof. Geijer's historische Züge aus Gustav's III. nachgelassenen Papieren beendigt. Dieser Theil enthält Materialien zur Regierungsgeschichte dieses Königs von 1782—88 oder bis zum Anfange seines Kriegs gegen Rußland. Vor seiner Abreise zur Armee in Finnland sammelte, versiegelte und deponirte derselbe seine Papiere ins Archiv der Universität Upsala, mit der Verordnung, sie erst 50 Jahre nach seinem Tode zu öffnen. Schwedens erster jetziger Historiograph hat nun den ihm gewordenen Auftrag, deren wesentlichen Inhalt durch den Druck öffentlich bekannt zu machen, auf eine lobenswerthe Weise vollbracht.

Obgleich Gustav's III. am 16. Juli 1782 verstorbene Mutter, die verwitwete Gemahlin des Königs Adolf Friedrich, ihm während ihres Lebens manchen Zwang aufgelegt und großen Einfluß auf ihn ausgeübt hatte, so fühlte er doch oft ihren Verlust auf eine sehr schmerzliche Weise. Andere Sorgen kamen hinzu. Sein nur sieben Wochen alter Sohn, der Prinz Karl Gustav, starb plötzlich am 18. März 1783. Am Tage vorher war der Kronprinz Gustav Adolf auch krank geworden, wurde aber bald wieder gesund. Sein Bruder, der Herzog von Ostergothland, starb am 23. März desselben Jahres. Die Unordnung seiner Finanzen und der Geldmangel setzten ihn auch in nicht geringe Verlegenheit. Durch Zerstreuungen und die kühnsten Pläne für die Zukunft suchte er den Trübsinn, der sich seiner manchmal bemächtigen wollte, zu entfernen. Wie es damals mit dem schwedischen Finanzwesen stand, sehen wir aus einer von Geijer angeführten Denkschrift, welche der Staatssecretair Liljencranz, ein redlicher und zugleich ausgezeichneter Finanzmann, dem Könige gegen Ende des J. 1782 überreicht hatte. Unter diesen Umständen wurde die Erneuerung der Subsidienconvention mit Frankreich durch den schwedischen Gesandten in Paris, Grafen Creutz, glücklich zu Stande gebracht. Frankreich versprach, Schweden vom Ende 1784 bis zum Schlusse des J. 1789 den Betrag von $1^1/_2$ Millionen Livres jährlich an Subsidien zu zahlen. Zu gleicher Zeit wurde ein Handelstractat auf 15 Jahre zwischen Schweden und den Vereinigten Staaten von Nordamerika von dem Grafen Creutz und dem amerikanischen Gesandten in Paris, Franklin, abgeschlossen. Darauf machte Gustav III. Creutz zu seinem Premierminister, und von der Zeit an begann in Schweden eine Art geheimer Regierung.

Die Kaiserin von Rußland, Katharina II., entwickelte zu dieser Zeit ihre immer weiter aussehenden Pläne gegen die Türkei, und der Kaiser von Oestreich, Joseph II., der sich auch im Osten vergrößern wollte, trat mit ihr in immer nähere Verbindung. Frankreichs Bemühungen, den 1774 unter seiner Vermittelung zwischen Rußland und der Türkei geschlossenen Frieden zu erhalten, waren ohne Erfolg geblieben. Polen war schon getheilt. Unter solchen Umständen konnte Gustav III. nicht unthätig bleiben; er hoffte durch Vergrößerung seines Reichs seine Regierungsgewalt im Innern am leichtesten erweitern zu können. Am 8. April 1783 wurde das russische Manifest ausgefertigt, welches verkündigte, daß die Besitzungen des Tatarkhan, nämlich die Krim nebst den Inseln Taman und Kuban, welche 1774 im letzten türkischen Frieden für selbständig und dem Schutze der Türken entzogen erklärt worden waren, nun dem russischen Reiche einverleibt worden wären. Die Türkei rüstete sich, eine russiche Armee sammelte sich in

*) Vergl. die frühern Mittheilungen in Nr 335—337 d. Bl. f. 1843 und Nr. 273 u. 274 f. 1844. D. Red.

der Ukraine; Kaiser Joseph II., der auf die Moldau und Walachei Pläne hatte, ließ einen Cordon an der türkischen Grenze ziehen und erklärte Frankreich, er beabsichtige die Kaiserin von Rußland mit 120,000 Mann zu unterstützen. Frankreich rüstete zur Beschützung der Pforte eine Flotte in Toulon aus, um die russische Flotte zu hindern in das Mittelmeer einzulaufen. Um diese Zeit ist der König von Schweden mit heimlichen Vorbereitungen zu einem Anfall auf Dänemark und Norwegen beschäftigt, deren Ausführung sich damals Katharina, wie er hoffte, nicht widersetzen würde. Er reiste nach Finnland, um da ein Lager von 7000 Mann zusammenzuziehen. Bei der Gelegenheit hatte er eine Zusammenkunft mit Katharina II. in Fredrikshamn und trennte sich ganz zufrieden von ihr. Doch schob er seine Kriegspläne gegen Dänemark einstweilen auf, obgleich die Vorbereitungen dazu fortgesetzt wurden. Insbesondere ließ er seine Flotte in Stand setzen, wozu die französischen Subsidien großentheils verwendet wurden.

Da Gustav's III. Gesundheit gelitten hatte, so riethen ihm seine Aerzte, die Bäder von Pisa zu brauchen. Ueberdies zog ihn Italien als das Land der Künste mächtig an. Die Kriegsrüstungen und seine italienische Reise erfoderten viel Geld und machten neue Anleihen unvermeidlich. Der König setzte eine Regierungscommission nieder, den Grafen Creutz an die Spitze, und trat seine Reise nach Italien gegen Ende Septembers 1783 an, besuchte da die berühmtesten Städte, wie Florenz, Rom, Neapel u. s. w., blieb in jenem Lande bis zum 20. Juli 1784, kehrte dann durch Frankreich zurück, besuchte Paris und kam erst im Monat August wieder in Stockholm an. Nach seiner Heimkehr fand er seinen Premierminister allgemein beliebt und dessen Namen in Aller Munde; Dies war dem Könige nicht recht und der Minister mußte davon oft empfindlich leiden. Doch ging diese Kälte des Königs gegen ihn bald vorüber. Graf Creutz, einer der gebildetsten Männer seines Vaterlandes, der feinste Hofmann und ein gewandter und wohldenkender Minister, war zugleich ein edler, liebenswürdiger und gefühlvoller Mensch, ein sehr ausgezeichneter Dichter und ein inniger Freund der Natur.

Joseph's II. und Katharina's Vergrößerungspläne, innere Unruhen in Belgien, in Holland, Frankreichs Versunkenheit und Ohnmacht vor dem Ausbruch der Revolution u. s. w., Dies war das Schauspiel welches sich dem ehrgeizigen Gustav III. jetzt darbot. Nichts kann veränderlicher sein als seine Pläne in dieser Zeit. Bald spricht er davon, sich mit Dänemark zu vereinigen, während er gleich darauf einen neuen geheimen Anschlag gegen dieses Reich vorhat; bald die Allianz mit Rußland vorzuziehen, während er in der That an einen Krieg mit seinem östlichen Nachbar denkt; bald läßt er sich von diesen großen Plänen herab, 6000 Mann schwedischer Truppen an Holland verkaufen zu wollen, welche ihm jedoch der edle Graf Creutz, als des Königs unwürdig, ausredet. Im Frühling und Sommer 1785 besuchte Gustav III. die Landschaften Schonen und Finnland, wo Lager aufgeschlagen worden waren, und musterte die Truppen, mit deren Uebung und Haltung er ganz zufrieden war. Darauf ließ er die finnische Scherenflotte, die er für den schätzbarsten Theil seiner Vertheidigungs- und Angriffsmittel hielt, nach den stockholmer Scheren kommen, um dort Evolutionen zu machen, und Landungsanstalten mit Schaluppen und Barkassen von neuer Erfindung auszuführen. Während seiner Abwesenheit correspondirte der König fleißig mit dem Grafen Creutz. Die gewechselten Briefe betreffen — außer verschiedenen innern Angelegenheiten — theils die allgemeine Stellung in Europa, wieder beunruhigt durch Kaiser Joseph's Anschlag, sich Baiern gegen den größten Theil der östreichischen Niederlande einzutauschen, theils einen wechselseitigen Besuch des dänischen Kronprinzen in Schonen und König Gustav's III. in Kopenhagen. Graf Creutz rieth dem Könige gar sehr zu diesem Besuche. Eine aufrichtige Verbindung zwischen Schweden und Dänemark würde nach seiner Ansicht einer Allianz mit dem übermüthigen Rußland, welches seine Bundesgenossen wie Vasallen behandele, beiweitem vorzuziehen sein. Aber der König ist nicht der Meinung seines Ministers. Ebenso wenig als der Graf Creutz erfuhr der schwedische Gesandte in Kopenhagen, daß der König von Schonen aus den Obersten Toll nach der Hauptstadt von Dänemark schickte, dem Scheine nach um die königliche Familie zu complimentiren, aber in der That um die dänische Königin-Witwe hinsichtlich einer Revolution in Dänemark zu Wiedererlangung der Macht, die sie durch den Kronprinzen verloren, zu sondiren, ihr von den ihr drohenden Gefahren Kenntniß zu geben, und neben einem Briefe vom König ihr Hülfe und für den Fall eines unglücklichen Ausgangs eine Zuflucht in Schweden anzubieten. Um dieselbe Zeit kam der Baron Funk, ein Sendling Toll's, aus Norwegen mit der Nachricht zurück, daß die Einwohner dieses Landes für Selbständigkeit und die Losreißung von Dänemark sehr gestimmt wären. Der König meinte aber, mit Norwegen sei nichts Großes zu machen; in Kopenhagen müsse die Krone dieses Landes gewonnen werden; es wäre zwar wol leicht, einen republikanischen Gedanken darin zu erwecken, man könnte aber nicht wissen, ob derselbe Schweden zum Vortheil gereichen würde. Zugleich fürchtete er, daß der demokratische Geist Norwegens auch Schweden, das erst vor kurzem von demselben geheilt worden war, anstecken könnte. Aber die verwitwete Königin von Dänemark, die, von Toll's Mittheilung überrascht und erschreckt, anfangs ungewiß und bedenklich geschienen hatte, beschränkte sich zuletzt darauf, an den König von Schweden einen Brief mit allgemeinen Versicherungen von Ergebenheit und Freundschaft zu schreiben, und so scheiterte der ganze Plan. Am 30. Oct. 1785 starb der edle Graf Gustav Philipp Creutz, und von der Zeit an blieb die Stelle eines Premierministers unbesetzt; Gustav wollte allein die Zügel der Regierung halten. Nun führten ihn seine finanziellen Verlegenheiten und seine unreifen kriegerischen Pläne in Verbindung mit seinem falschen Begriffe vom Selbstregieren immer mehr zu jener geheimen Verwaltung, bei welcher er leider nur zu bereitwillige Mithelfer fand. Der redliche Staatssecretair der Finanzen, Liljencranz, wurde allmälig immer mehr zurückgesetzt. Er mußte die Mittel herbeischaffen und durfte nicht wissen wie und wozu sie verwendet wurden. Dies machte ihn unbiegsam und unwillig. Der König beschloß ihn zu entfernen und zum Reichsrath, jetzt ein bloßer Titel, eine Würde ohne Amt und Befugnisse, zu machen. Doch mußte er damit warten bis nach dem Reichstage von 1786. Liljencranz' Ansehen war im ganzen Lande zu groß und wohl begründet; deshalb trug Gustav Bedenken, den Ständen mit einem neuen Staatssecretair für die Finanzen entgegenzutreten.

Doch ehe wir den Verlauf dieses Reichstags beabsichtigter Reformen weiter erwähnen, wollen wir verschiedenes Vorangehende kurz berühren. Als Freund der Literatur und Kunst restaurirte Gustav III. die von seiner Mutter errichtete Akademie der schönen Wissenschaften, gab ihr neue Statuten und dotirte sie besser. Darauf stiftete er nach dem Muster der Académie française Ludwig's XIV. die aus 18 Mitgliedern bestehende Schwedische Akademie, welche die Reinigung und Veredelung der schwedischen Sprache in Poesie und Prosa durch eigene Arbeiten der Mitglieder und durch Belohnung gelungener Preisschriften zum Zweck hatte. Den ersten Preis welchen seine Akademie austheilte, und zwar für das Ehrengedächtniß des Reichsraths Lennart Torstenson, gewann der König selbst. Als Schriftsteller hat Gustav namentlich für das Theater producirt. Glanzpunkt seiner theatralischen Arbeiten blieb das schöne lyrische Drama „Gustav Wasa", welches im Winter 1786 23 mal und immer bei vollem Hause aufgeführt wurde. Plan und Entwurf dazu war vom König verfaßt und in den schönsten Versen von dem berühmten Dichter Kellgren ausgeführt. Gustav's III. Laufbahn als dramatischer Schriftsteller fällt im Allgemeinen in Das was er selbst seine glückliche Zeit nennt, d. h. vor dem Reichstag des J. 1786, auf den wir jetzt zurückkommen.

Daß diese Reichsversammlung mit Plänen und Hoffnungen die alle vereitelt wurden vom König zusammenberufen ward, ist gewiß. Bei allen Ständen begegnete er aber einer Misstimmung die er nicht erwartet hatte. Die Bauern waren unzufrieden über die zu hohen Steuern die auf ihnen lasteten, und über das Branntweinregale; den Bürgerstand verdroß die freie Ausfuhr des Getreides aus dem Lande und die den Soldaten ertheilte Befugniß, Werkstätten zu halten; die Priester sahen mit Unwillen, daß mit den Pfarrstellen ein allgemein bekannter scandalöser Handel getrieben und untaugliche Subjecte zu Bischöfen gemacht wurden; der niedere Adel war unzufrieden, weil der König sein Augenmerk vorzüglich auf die ältesten und vornehmsten Familien richtete. Dagegen konnte sich der Bürgerstand mit Recht darüber beschweren, daß fast alle etwas bedeutende Stellen dem Adel vorbehalten wurden. Nur Edelleute sollten courfähig sein und zu des Königs Tafel gezogen werden können. Die vom König im J. 1778 gemilderte Strafe für Kindermörderinnen und sein Toleranzedict von 1781 hatten bei einem großen Theile der Geistlichkeit keinen Beifall gefunden. Seine Mittel sich diesen Stand zu verbinden, hatten überhaupt keinen bessern Erfolg als die welche er anwendete um den Adel zu gewinnen, weil er vorzüglich nur die Höhern begünstigte: er wollte eine Hofhierarchie bilden, wie er eine Hofaristokratie gebildet hatte. Ferner fürchtete man, daß seine Prachtliebe ihn verleiten könnte, Veränderungen im Gottesdienste einzuführen. Im Allgemeinen war Gustav III. bischöflich gesinnt und legte daher einen großen Werth auf die englische Hochkirche, während ihm die Reformirten sehr zuwider waren. Der einzige von den Vorschlägen des Königs der auf diesem Reichstage genehmigt wurde, war der die Errichtung öffentlicher Magazine betreffende, und auch der nicht ganz. Für die Regulirung und Verbesserung der zerrütteten Finanzen, die der König durchaus selbst verwalten wollte, geschah so gut wie Nichts. Ueber den allgemeinen Oppositionsgeist, den er bei seinen Ständen gefunden, sehr erbittert, löste er den Reichstag, nachdem derselbe nicht ganz zwei Monate gedauert hatte, plötzlich auf. Die Stände wurden mit einer scharfen Rede vom Throne verabschiedet, in welcher er ihnen seine Absicht erklärte, sie nicht so bald wieder zusammenzuberufen. Gleich nachher reiste er zuerst nach Karlskrona, um seine Flotte zu inspiciren, und dann nach Schonen, um Heerschau zu halten. Hier empfing er den Kronprinzen von Dänemark und reiste nachher selbst incognito nach Seeland hinüber, wo er ein dänisches Lager in Augenschein nahm.

Vom 22. Oct. bis zum 9. Dec. desselben Jahres hielt sich Gustav III. in Upsala auf, besuchte täglich incognito die Vorlesungen der Professoren, war gegenwärtig bei Disputationsacten und den Uebungen seines jungen Adels. Dadurch gewann er die Liebe der akademischen Lehrer, die in ihm einen aufrichtigen Freund und Beschützer der Wissenschaften verehrten. Auch hat die Universität ihm Viel zu verdanken. Er besuchte dieselbe auf kürzere Zeit mehre male im J. 1787 und im Frühlinge des folgenden Jahres.

Doch hatte er seine kriegerischen Pläne keineswegs aufgegeben, obgleich er in Frankreichs scheinbarem Zurücksinken kurz vor dem Ausbruche seiner welterschütternden Revolution die Stütze seiner auswärtigen Politik verloren hatte. Da um diese Zeit England, Holland und Preußen eine Tripelallianz gegen Rußlands immer steigende Uebermacht geschlossen hatten, so beschloß Gustav III. sogleich mit Rußland zu brechen; er erklärte demselben im Sommer 1788 den Krieg und zog zu seiner Armee nach Finnland. Den Ablauf dieses Kriegs und seine Folgen können wir hier nicht erzählen. Gustav III. war ein Meister in der Verstellungskunst und liebte sehr die Intrigue; damit verband er aber große Standhaftigkeit und Geistesgegenwart. Alle wichtigsten Beschlüsse in seinem Leben und in seiner Regierung hat er selbst gefaßt. Hauptziel seines Strebens war möglichste Erweiterung seiner königlichen Gewalt, und dieses erreichte er in hohem Grade durch die auf dem Reichstage des J. 1789 von ihm durchgesetzte sogenannte Sicherheitsacte. Seine fernern Schicksale und sein tragisches Ende sind weltkundig.

Da wir hier eigentlich nicht den Herausgeber, sondern den Verfasser der hier besprochenen Papiere zu beurtheilen hatten, so glaubten wir unser Urtheil über den Letztern durch eine, wenn auch noch so kurze Skizze seines Lebens am besten begründen zu können. 31.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Die Armeen in Friedenszeiten.

Die große Menge pflegt die Bedeutung und den Werth der Armeen erst in Zeiten des Kriegs zu erkennen. Wenn die Kriegstrompete schweigt, erscheinen dieselben ihr meist nur als eine unnütze, drückende Belastung des Staatsvermögens. Aus dieser ungünstigen und wir nehmen keinen Anstand zu sagen ungerechten Meinung hat sich für das Militair im Allgemeinen eine Stellung ergeben welche sich mehr und mehr unbefriedigend gestaltet hat. Unter diesen Umständen kommt es darauf an, das Interesse des Heerwesens zu vertreten, die unvortheilhafte Stimmung, welche sich gegen die bewaffnete Macht leicht während der Friedenszeit geltend macht, zu zerstreuen, zugleich aber auch die Pflichten und Anfoderungen die an den Soldaten in den gegebenen Verhältnissen erhoben werden können in klaren Zügen hinzustellen. Dies geschieht auf recht befriedigende Weise in folgender Schrift: „Des vertus militaires et du mérite de la carrière des armes en temps de paix." Der Verf. — sein Name ist Graf Caccia — bemüht sich auf eine unzweideutige Weise darzuthun, wie traurig im Allgemeinen die Stellung des Soldaten im Frieden ist, und wie streng die Prüfung erscheint der er sich unter solchen Umständen oft unterwerfen muß. Es erfodert, wie er ausdrücklich hervorhebt, oft einen größern Muth zur Ertragung dieser Misverhältnisse als dazu nöthig ist den Gefahren des Kriegs die Stirn zu bieten. Indem er nun dem Militairstande die Achtung des Volkes wiederum zuwenden möchte, will er, daß der Soldat so viel als möglich sich von allen Flecken und Aussetzungen rein erhalten soll. Die Foderungen welche er in dieser Beziehung stellt sind unerbittlich streng und lassen kein Capituliren mit der Pflicht und dem Gewissen zu. Das worauf der Verf. mit vorzüglicher Energie dringt ist der Gehorsam, ohne den der Krieger unmöglich seiner Bestimmung nachkommen kann. Ein Tagesbefehl welcher vor einigen Jahren von Soult ausging, und in dem der Minister dem Soldaten jede Theilnahme an politischen Demonstrationen irgend einer Art untersagte, rief in der französischen Presse einen Sturm von Schmähungen und Widersprüchen hervor. Von allen Seiten fodert man, daß dem Militair ein gleicher Antheil an der Freiheit und den politischen Rechten mit den Civilisten eingeräumt werde. Man nannte die bezügliche Ordre, in der die Befehlshaber zugleich darauf hingewiesen wurden, die Verbreitung der Journallecture in der Armee möglichst zu erschweren, eine Tyrannei, eine Verletzung der Menschenrechte. Der Verf. der vorliegenden Schrift ist dieser Ansicht nicht. Seiner Meinung nach muß der Soldat einen Theil seiner Rechte und seiner Freiheit der Aufgabe seines Standes zum Opfer bringen, in der er nichts Anderes sieht als die Aufrechterhaltung und Unterstützung der legalen Regierung. Vielleicht mögen viele seiner Ansichten nur in einem geringen Maße auf Anklang zählen können, aber so viel muß man ihm doch jedenfalls einräumen, daß sein Werk von einem Geiste durchdrungen ist welcher dem Militairstande offenbar zur Ehre gereichen muß. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 59. — 28. Februar 1847.

Der Socialismus und Communismus in Frankreich.

(Beschluß aus Nr. 58.)

Wir kommen zu Proudhon, dieser tiefsinnigsten und bedeutsamsten Erscheinung der französischen Socialbewegung. Grün charakterisirt ihn folgendermaßen:

Proudhon ist der erste, vollkommen vorurtheilsfreie Franzose den ich jemals kennen gelernt habe; er hat sich genugsam mit deutscher Wissenschaft abgegeben, um sein Ohr jedesmal auf die Erde zu legen, wenn sich der Geist jenseit des Rheins rührt; er hat gründliche, philosophische Begriffe genug, um hinter unsern gefühlsverwachsenen Phrasen einen tiefen Sinn zu vermuthen; er verachtet Wolkenkukuksheim nicht, er möchte die fabelhafte Feste erobern und den Kern der Besatzung im Dienste der Menschheit in die Schlacht führen. Und er hat wirklich das Beste aus der deutschen Philosophie sich zu eigen gemacht und zu scharfen Batterien gegen das Eigenthum verwandt: er hat Kant verstanden und das Hegel'sche Ei des Columbus, die Negation der Negation; die große und erhabene Arbeit Hegel's, im Absoluten Freiheit und Nothwendigkeit ineinander aufgehen zu lassen, das Problem der Menschheit wenigstens gestellt zu haben, daß meine Natur zugleich mein Werk sein muß. Diese kolossale Wahrheit, an der tausend Franzosenschädel ihr Waterloo gefunden haben und die der Hofphilosoph Hr. Cousin in eine Philosophie des Fatalismus verdreht hat: diese Wahrheit hat Proudhon vollständig begriffen.

Wie Hegel seinen Feuerbach fand, so mußte Fourier seinen Proudhon finden. Proudhon ist der französische Feuerbach, der praktische Feuerbach; er fragt nicht nach dem „Wesen des Christenthums", sondern dem „Wesen des Eigenthums" gilt seine Untersuchung. Hat Feuerbach es mit den Theologen und Philosophen zu thun, so Proudhon mit den Juristen und den Nationalökonomen. Feuerbach greift die Philosophie und besonders Hegel an, der eine Versöhnung in die Welt bringen wollte, ohne die alten Irrthümer und Vorurtheile zu untersuchen und aufzuräumen. Er muß fragen: Was ist die Religion? Was ist die Philosophie? Proudhon muß sich gegen die Socialisten wenden, welche von einer Organisation der Welt reden mochten, ohne sie kritisch untersucht zu haben, und er muß die Fragen stellen: Was ist das Eigenthum? Was ist der Arbeiter?

Grün weiß Proudhon ganz anders zu behandeln als Stein, der in seiner Unfähigkeit ihn zu begreifen sich selbst das eclatanteste Armuthszeugniß ausstellte. Proudhon verlangt eine Wissenschaft der Gesellschaft, eine absolute, unerbittliche, auf die Natur des Menschen und seiner Fähigkeiten, sowie auf deren Verhältniß zueinander gegründete Wissenschaft; eine Wissenschaft die man nicht erfinden, sondern entdecken muß. Das Ziel dieser Wissenschaft ist:

Einen Zustand gesellschaftlicher Gleichheit zu finden, der weder Gütergemeinschaft, noch Einstellung in ein Regiment, noch Zerstückelung, noch Anarchie sei, sondern Freiheit in der Ordnung, und Unabhängigkeit in der Einheit. Und wenn dieser erste Punkt gelöst wäre, so bliebe ein zweiter übrig: die beste Art des Ueberganges angeben. Das ist das ganze Problem der Menschheit!

Proudhon's Schriften: „Qu'est-ce que c'est que la propriété?", „Lettre à M. Blanqui" und „Lettre à M. Considérant" gehören zusammen. Die beiden letztern sind specielle Ausführungen des Eigenthumsbegriffs unter den Gesichtspunkten der Geschichte und der künftigen Gesellschaftsorganisation. In dem „Lettre à M. Blanqui" beschäftigt sich der Kritiker namentlich mit einer historischen Entwickelung des Eigenthumsbegriffs, weist im Eigenthum die Ursachen und das Vehikel aller Revolutionen nach, constatirt je mehr er sich der neuern Zeit nähert eine immer größere Beeinträchtigung des Eigenthums, und thut dar, wie der öffentliche Nutzen und die Gesetze selbst mit schonungsloser Hand in ein Gebiet eingreifen das principiell durch die Gesetze selbst für heilig erklärt worden war. In dem „Lettre à M. Considérant" wird der Widerspruch hervorgehoben in den alle socialen Reformatoren, und Fourier an der Spitze, verfallen seien, indem sie den Menschen frei machen wollten und das Eigenthum beließen, ja, indem sie wol gar die Freiheit auf das Eigenthum gründeten. Proudhon sucht nachzuweisen, daß jedes sociale Princip, wenn es nur consequent mit sich selbst sei, nothwendig mit Abschaffung des Privateigenthums endigen müsse, daß die Fourieristen Heuchler oder gedankenlos seien, wenn sie Dieses nicht zugeben wollten.

Grün theilt den Gedankengang der Schrift „Qu'est-ce que c'est que la propriété" mit. Sie selbst sollte von Jedem gelesen werden der sich an der Hauptfrage unserer Gegenwart auch nur irgendwie betheiligt. Ignorirt kann

sie nicht werden, dieses Buch ist ein Felsen, hineingeworfen in ein unstät wogendes Meer. Entweder muß man ihn mit der Wissenschaft auflösen, oder man muß ihn mittels seiner Wissenschaftlichkeit anerkennen. Ein Drittes ist nicht möglich. Proudhon stellt die sociale Aufgabe folgendermaßen:

Ein System absoluter Gleichheit zu finden, in dem alle gegenwärtigen Institutionen, weniger das Eigenthum oder die Summe der Misbräuche des Eigenthums, nicht nur Platz finden, sondern sogar die Mittel zur Gleichheit werden: persönliche Freiheit, Theilung der Gewalten, öffentliches Ministerium, Jury, administrative und Justizverfassung, Einheit und Vollständigkeit des Unterrichts, Ehe, Familie, Erbthum in gerader und Seitenlinie, Recht des Verkaufs und des Tausches, Recht zu vermachen und sogar das Recht der Erstgeburt, ein System das besser als das Eigenthum die Bildung der Capitale sichere und den Eifer Aller unterhalte.

Hier thun wir einen Blick in Proudhon's Einseitigkeit, und mit Recht ruft Grün aus:

Weniger die Summe der Misbräuche des Eigenthums. Sind etwa in diesem Minus die meisten der gegenwärtigen Institutionen nicht enthalten? Ganz gewiß wenigstens das öffentliche Ministerium, die Jury, die Justizverfassung, das Erbthum, der Verkauf, die Testamente, die Erstgeburt, die Bildung der Capitale. Ist das Eigenthum etwas dermaßen Aeußerliches oder ist es die praktische Kehrseite unserer radicalen Entmenschung, ist es unser gesellschaftlicher Sündenfall?

Grün begleitet das Proudhon'sche System kritisch bis in seine Einzelheiten und sucht überall die Inconsequenzen darzustellen. Folgendes ist dann der Schluß:

Du kannst keine eigentliche Wissenschaft der Gesellschaft gründen, bis du die freien Materialien zur neuen Gesellschaft vor dir hast, bis der Unterschied ausgeglichen ist den du selbst noch machst. Du machst selbst noch einen Unterschied, du theilst den Menschen in Intelligenz und Instinct oder natürlichen Beruf, du bist Dualist. Du setzest in deiner seriellen Thätigkeit wieder etwas Höheres als den Menschen, du nimmst ihm wieder sein bestes Theil und erhebst es in die göttliche Ferne der — Wissenschaft. Du verläßest gerade das serielle Gesetz, die Intuition, die Synthese, indem du sie predigst; denn die Serie, das Zusammenfassen der Einheiten, die objective Anschauung sollte doch vor Allem den Menschen als Einheit belassen, den Menschen zum Ausgangspunkte der gesellschaftlichen Ordnung machen, die Einheit von Sinnen, Kopf und Herz. Die höhere Ordnung, das fernere Ziel, die letzte Bestimmung der Menschheit kann sich nur aus der integralen Förderung der menschlichen Bedürfnisse entwickeln; alles Anticipiren des Ziels durch abstracte Wissenschaft, durch die sogenannte Intelligenz ist philosophischer Schein, eine metaphysische Lüge und Täuschung. Du bist mit den Oekonomen Oekonom, mit den Juristen Jurist, mit den Politikern Politiker geblieben; jetzt bleibst du auch mit den Philosophen Philosoph, Metaphysiker sogar. Du machst mit allen diesen abstrusen Häuptern einen Riß durch die Welt, trennst durch eine ewige Kluft das Gesetz und das Factum; du hast den Hegel'schen Standpunkt nicht wirklich besiegt, du bleibst im Abstracten, wie dein Genosse Feuerbach.

Gegen den Communismus ist Proudhon sehr erbost. Er sagt über denselben:

Seine nicht wieder gut zu machenden Ungerechtigkeiten, die Gewalt die er den Sympathien und Antipathien anthut, das eiserne Joch das er dem Willen auflegt, die moralische Folter mit der er das Gewissen quält, die Mattherzigkeit worein er die Gesellschaft stürzt und, um Alles zu sagen, die einfältige und dumme Einförmigkeit womit er die freie, thätige, denkende, ununterworfene Persönlichkeit des Menschen fesselt, haben allgemein den gesunden Sinn empört und den Communismus unwiderruflich verdammt. Es ist nicht selten, Communisten oder fanatische Egalitaires anzutreffen, welche ohne die mindeste Einsicht in ihre eigene Sache aus den geheiligten Worten „Gütergemeinschaft" und „Gleichheit" rasch bald auf die Gemeinschaft der Tische, der Schlafstätten, der Werkzeuge, der Kinder, der Frauen, bald auf den zunehmenden Verfall der Civilisation schließen. Diese Unglücklichen sind in einer solchen Bewunderung Dessen erzogen was sie gesellschaftliche Größen nennen, daß sie nach Verlust ihres religiösen Glaubens daran verzweifelnd, jemals selbst solche Größe zu werden, nichts Besseres ersinnen können als die ganze Welt Dem zu unterwerfen was sie ein Niveau nennen, und was ganz einfach eine Guillotine ist.

Das Eigenthum wird von Proudhon die Ausbeutung des Schwachen durch den Starken genannt; der Communismus ist ihm die Ausbeutung des Starken durch den Schwachen. Er sucht ein Justemilieu zwischen beiden Extremen zu finden, und zwar dadurch, daß er jede Ausbeutung unmöglich macht, daß er Jeden nach seinen Kräften arbeiten, und Alle gleich bezahlt werden läßt. Die Wichtigkeit welche Proudhon für die Sache des Socialismus gewonnen hat, liegt in seiner ganzen wissenschaftlichen Fassung der Aufgabe, welche den französischen Socialisten des 19. Jahrhunderts fast durchaus abgeht, in seiner Hinführung der Frage aufs nationalökonomische Gebiet, das sie seit den letzten Echos des St.-Simonismus verlassen hatte. Proudhon hat der socialen Sache, wie Grün sagt, eine deutsche Richtung gegeben. Nach der beendigten Kritik der Religion mußte die Kritik der Jurisprudenz und der Oekonomie kommen. Proudhon hat einen Theil dieser Arbeit auf seine rüstigen Schultern genommen. Der andere Theil wird von hercynischem Nacken getragen werden.

Die reife, die vollendete Kritik, wird sie wol mit reifen und vollendeten Zuständen zusammenfallen? Sie selbst ist ja nur der Ausdruck dieser Reife, dieser Vollendung. Aber noch immer nur ein aristokratischer Ausdruck, von dessen abstractem Inhalt das arme Volk sich Wenig träumen läßt. 28.

Bibliographische Chronologie.

Eben mit einer Arbeit beschäftigt zu welcher ich zahlreiche zuverlässige Angaben über die Zeit bedurfte in welcher diese und jene Schrift zuerst erschienen u. dergl., und halb in Verzweiflung über die endlosen Abweichungen welche die gangbarsten literarischen Hülfsmittel in Büchertiteln, Jahreszahlen u. s. w. enthalten, aus welcher Noth ich mich nur dadurch zu retten wußte, daß ich ceteris paribus O. L. B. Wolff's „Encyklopädie der deutschen Nationalliteratur" den reichlich verdienten Preis der Ungenauigkeit und ihren Angaben den ersten Anspruch auf Unrichtigkeit zuertheilte, in dieser traurigen Lage erhielt ich folgendes Büchlein:

Chronologisch-bibliographische Uebersicht der deutschen Nationalliteratur im 18. und 19. Jahrhundert, nach ihren wichtigsten Erscheinungen. Mit besonderer Rücksicht auf Goethe. Von Ludwig v. Lancizolle. Mit einem Vorwort von F. A. Pischon. Berlin, G. Reimer. 1846. Gr. 8. 25 Ngr.

Begierig wie nach einem mir zugeworfenen Rettungsseile griff ich nach der neuen Erscheinung, betrachtete zuerst deren

äußere Einrichtung, und siehe, sie war sehr bequem und handlich. Ich prüfte eine Anzahl einzelner Angaben und fand dieselben durchgehends von einer Genauigkeit und Richtigkeit welche mich nach dem eben überstandenen Elend höchlichst erfreute. Fortgesetzte Handhabung des Buches überzeugte mich je länger je mehr von seinen Vorzügen, und so hoffe ich allen Denen die derartiger Hülfsmittel bedürfen einen dankenswerthen Dienst zu leisten, wenn ich ihnen die Arbeit des Hrn. v. Lancizolle nachdrücklichst empfehle.

Ihre Einrichtung ist folgende: Im ersten Abschnitte sind von 1710—1846 die in einem jeden Jahre erschienenen Schriften welche für die deutsche Gesammtliteratur von Wichtigkeit sind so aufgeführt, daß jedes Jahr einen Abschnitt für sich bildet, jede hier überhaupt verzeichnete Schrift also augenblicklich aufgefunden werden kann, sobald man das Jahr ihres Erscheinens kennt; die verschiedenen Auflagen sind bei dem ersten Erscheinen mit aufgeführt. Von 1765 stehen die Schriften von Goethe voran, überdies sind bis 1832 bei jedem Jahre sein Lebensalter und an den betreffenden Stellen die Hauptereignisse seines Lebens angegeben; die Schriften der übrigen Verfasser folgen sodann in alphabetischer Ordnung. Daß bei der hier getroffenen Auswahl die Subjectivität des Verf. einen bedeutenden Spielraum behalten mußte, liegt in der Natur der Sache; ebenso, daß die ersten Jahre nur spärlich bedacht sind, zum Theil ganz ausfallen. Im Ganzen aber wird man Wesentliches schwerlich vermissen, eher könnte man mit dem Verf. über die Aufnahme mancher Erscheinung von sehr vorübergehender Bedeutung rechten, wenn er nicht in der Vorrede mit Recht für sich anführte, daß mancher Schriftsteller, der höhere Ansprüche wenig oder gar nicht befriedige, hier doch habe berücksichtigt werden müssen, weil „seine Uebereinstimmung mit einem gewissen herrschenden Geschmack große Wirkungen hervorgebracht habe". An einzelnen Unrichtigkeiten endlich wird es in diesem Abschnitte wol nicht ganz fehlen, doch habe ich deren bei häufigem Nachschlagen bis jetzt nicht gefunden, sodaß der ganzen Arbeit das Lob besonderer Sorgfalt gewiß ertheilt werden kann.

Der zweite Abschnitt des Buchs enthält ein alphabetisches Verzeichniß der Schriftsteller von welchen im ersten Abschnitte Schriften verzeichnet sind; jedem Namen sind außer dem Geburtsjahre und, wo nöthig, Todesjahre die Jahreszahlen beigefügt unter welchen sie im ersten Abschnitte vorkommen. So kann man also mit der größten Leichtigkeit auch die Schriften auffinden deren Erscheinungsjahr man nicht kennt. Die höchst zweckmäßige Anlage und Vereinigung beider Abschnitte stellt ein äußerst erwünschtes Repertorium über die ganze behandelte Zeit her. Ein Anhang zum zweiten Abschnitte gibt eine „Alphabetische Nachweisung der Goethe'schen Schriften welche die erste Abtheilung dieser Uebersicht enthält, mit den Jahren wo sie dort vorkommen". Die gewählte Anordnung macht diese fleißige Zusammenstellung weit brauchbarer als die der neuesten Auflage von Goethe's Werken angehängte Chronologie; namentlich ist als Vorzug zu betrachten, daß hier die Jahre der Entstehung und der Erscheinung scharf unterschieden sind.

Es folgt endlich als Anhang ein Verzeichniß von Schriften über Goethe nach verschiedenen gut gewählten Rubriken. Manches wird sich hier freilich noch nachtragen lassen, indem namentlich viel in Zeitschriften Enthaltenes dem Sammler entgangen ist; doch wäre es gewiß sehr unrecht darauf einen Vorwurf begründen zu wollen. Nicht billigen kann ich es, daß auch solche umfassende Schriften hier mit angeführt sind in denen die Besprechung Goethe's einen wesentlichen Theil des Ganzen bildet; so die literarhistorischen Werke von Gervinus, Hillebrand, Koberstein und Andern; wenigstens hätten diese allgemeinen Schriften in einen besondern Abschnitt zusammengeordnet werden sollen. Nicht genau genug sind S. 157 die „Blätter zur Erinnerung an die Feier der Enthüllung des Goethe-Monuments zu Frankfurt a. M." angeführt, da dieselben nicht „Ansichten", sondern sehr interessante Bildnisse von Goethe's Aeltern und Großältern, und von Goethe selbst mehre Bildnisse aus verschiedenem Lebensalter, freilich in etwas unglücklicher Auswahl, enthalten.

Je anspruchsloser der Verf. mit seiner Arbeit auftritt, desto mehr wird hoffentlich die unendliche Mühe, welche in ihr verborgen liegt, anerkannt werden; die schönste Anerkennung aber wäre gewiß die baldige Herbeiführung einer neuen Auflage und somit die Veranlassung, namentlich die angefügte Goethe-Bibliothek einer immer größern Vollständigkeit entgegenzuführen; denn das Wünschenswerthe derselben näher nachzuweisen, wird hoffentlich nicht vonnöthen sein.

Hrn. v. Lancizolle aber sind wir zu desto größerm Danke für eine Arbeit verpflichtet welche an trockener Mühseligkeit reicher ist als der Uneingeweihte auf den ersten Blick sieht, je mehr seine gediegene und geistvolle Vorrede zeigt, daß er zu eingehenden literarhistorischen Darstellungen befähigt ist, zu welchen er denn auch hoffentlich Lust und Muße finden wird.

W. A. Passow.

Bibliographie.

Adel, W., Der Christabend eines Proletariers. Lebensbild in 1 Act. Leipzig, Koffka. 8. 7½ Ngr.

Aimé-Martin, L., Die Civilisation des Menschengeschlechts durch die Frauen oder Erziehung der Hausmütter. Ein von der Akademie Frankreichs gekröntes Werk. 2te verbesserte und vermehrte Ausgabe. Uebertragen von J. Leutbecher. Mit Vorwort und Anmerkungen von F. Nösselt. In 2 Lieferungen. Breslau, Schulz. 16. 2 Thlr.

Bissing, Henriette v., Lucretia Tornabuoni. Ein Roman. Zwei Bände. Breslau, Max u. Comp. 8. 3 Thlr.

Corpus Constitutionum Germaniae. 1ste Abtheilung: Staatsverträge und gemeinsame Gesetzgebung. — Corpus Juris Confoederationis Germanicae (3te Auflage) oder Staatsacten für Geschichte und öffentliches Recht des Deutschen Bundes. (2te Auflage.) Herausgegeben von P. A. G. v. Meyer. 1ste Lieferung. Frankfurt a. M., Brönner. Lex.-8. 1 Thlr.

Curtman, W. J. G., Die Schule und das Leben, eine gekrönte Preisschrift. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. Friedberg, Bindernagel. Gr. 8. 24 Ngr.

Ehrlich, J. N., Die neuesten Vorschläge zur Reform der filosofischen Ethik und empirischen Psychologie in vier Aforismen besprochen. Bonn, Marcus. Gr. 8. 20 Ngr.

Hagenbach, K. R., Lehrbuch der Dogmengeschichte. 1ster Theil. Bis auf Johannes Damascenus. 2te verbesserte Auflage. Leipzig, Weidmann. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hegel, C., Geschichte der Städteverfassung von Italien seit der Zeit der römischen Herrschaft bis zum Ausgang des 12. Jahrhunderts. 1ster Band. Leipzig, Weidmann. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Hoffmann, J. L., Hans Sachs. Sein Leben und Wirken aus seinen Dichtungen nachgewiesen. Nürnberg, Bauer und Raspe. 8. 1 Thlr.

Jahn, G. A., und C. F. Vogel, Praktische Anleitung zum gründlichen Studium der Erdkunde, nach ihrer mathematischen, physikalischen und politischen Bedeutung. Leipzig, Schwickert. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Köck und Guste. Posse in einem Aufzuge. Frei nach dem Französischen von W. Friedrich. Mit 1 colorirten Titelkupfer von T. Hosemann. 2te Auflage. Berlin, Springer. 8. 5 Ngr.

Kutscheit, J. V., Herr Albert Heising für Tilly und gegen Gustav Adolph, oder: Wie die ehrlichen Deutschen mit Ruthen gestrichen werden wegen bisher geübter lügnerischer Geschichtsschreibung. Ein Blick auf den 30jährigen Krieg; zugleich ein Beitrag zur Geschichte der Jesuiten in Deutschland. Magdeburg, Baensch. Gr. 8. 7½ Ngr.

Laube's, H., dramatische Werke. 4ter Band. Struensee. Tragödie in 5 Akten. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr.

Lewald, A., Das Buch der Gesellschaft. Für angehende Weltleute. Stuttgart, Müller. 16. 18 Ngr.

Libussa. Jahrbuch für 1847. Herausgegeben von P. A. Klar. 6ter Jahrgang. Nebst 1 Stahlstich und 4 lithographirten Ansichten. Prag. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Lingard, J., Alterthümer der Angelsächsischen Kirche. Ins Deutsche übersetzt von Dr. F. H. in Rom. Herausgegeben und mit einer Vorrede begleitet von J. J. Ritter. Breslau, Aderholz. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die politische Literatur der Deutschen im 18. Jahrhundert. Herausgegeben von M. von Geismar. I. Politische Aufklärer aus der Zeit der französischen Revolution. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 25 Ngr.

Major, C. F., Lebenserfahrungen eines Wanderers in Gedichten. Leipzig, K. Tauchnitz. 8. 15 Ngr.

Die Mnemotechnik, erläutert durch Anwendung derselben auf die Hauptdaten der Bayerischen Geschichte und Geographie zum Schul- und Selbstunterricht. Augsburg, Schmid. 8. 7½ Ngr.

Molbech, C., Das Herzogthum Schleswig, in seinen geschichtlichen Verhältnissen zum Königreich Dänemark und zu Holstein. Eine historische Skizze. Aus dem Dänischen übersetzt, mit einigen Zusätzen und Verbesserungen des Verfassers, von T. Schorn. Kopenhagen, Reitzel. Gr. 8. 22½ Ngr.

Oeser, C., Geschichte der Deutschen, dem Volke erzählt. 1ste Lieferung. Leipzig, Einhorn. Gr. 8. 6 Ngr.

Plessen, Maria v., Gedichte. 2te unveränderte Ausgabe. Schwerin, Kürschner. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Rank, J., Neue Geschichten aus dem Böhmerwalde. Wien, Tendler. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Sallet, F. v., Laien-Evangelium. Jamben. 4te Auflage. Breslau, Schulz. 8. 1 Thlr.

Saß, F., Berlin in seiner neuesten Zeit und Entwickelung. Leipzig, Koffka. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Stein, J., Napoleon als Mensch, Held und Kaiser, mit seinen Größen und Schwächen. Zweite Auflage. Mit 1 Ansicht. Leipzig. Gr. 8. 20 Ngr.

Vaulabelle, A. v., Geschichte der beiden Restaurationen bis zum Sturze Karl's X. Aus dem Französischen übersetzt von G. Fink. 2ter Band. Baden, Zehnder. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wälti, C., Dr. Steiger's Befreiung oder die Jesuiten in Luzern. Schauspiel in 5 Akten. Bern, Fischer. 8. 18 Ngr.

Wippermann, E., Kurze Staatsgeschichte der Herzogthümer Schleswig und Holstein. Mit 4 Stammtafeln. Halle, Schwetschke und Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Tagesliteratur.

Aepli, A. J., Was haben wir von der freien Kirche zu halten, wie sie in gegenwärtiger Zeit theils angestrebt wird, theils sich bereits verwirklicht hat? rc. rc. Referat, vorgetragen in der Versammlung der schweizerischen reformirten Predigergesellschaft in Herisau den 5. Aug. 1846. St. Gallen, Huber u. Comp. 8. 6¼ Ngr.

Polnische Bewegungen, enthaltend die neuesten Ereignisse im Großherzogthum Posen, mit Hinblick auf die Russomanie dargestellt von einem Augenzeugen. Mit 1 Ansicht von Posen. Thorn, Lambeck. Gr. 8. 6 Ngr.

Braunfels, L., Die Generalversammlung des Frankfurter Hauptvereins der Gustav-Adolf-Stiftung am 4. Novbr. 1846. 2te Ausgabe. Frankfurt a. M. Gr. 8. 4 Ngr.

Concordat und Constitutionseid der Katholiken in Bayern. Eine historische Denkschrift mit Benützung bisher unbekannter Actenstücke verfaßt von dem Autor der Erläuterungen und Zusätze zu der Rede des Fürsten von Wallerstein über Quarta und Klöster. Augsburg, Schmid. Gr. 8. 1 Thlr.

Die Criminal-Procedur gegen den Kammergerichts-Assessor F. A. Oppenheim, verhandelt am 24. Novbr. 1846 in der öffentlichen Sitzung des Assisenhofes zu Köln. Erfurt, Voß. 1846. 8. 7½ Ngr.

Dalläus, P. C., Die Weise und das Wesen des sogenannten Denkglaubens, an zweien seiner neuesten Vertreter, Pfarrer Frantz und Hofer, evangelisch geprüft. Speyer, Neidhard. Gr. 8. 7½ Ngr.

Eisenlohr, O., Vermuthliche Witterung des Jahres 1847. Berechnet im Nov. 1846. Karlsruhe, Braun. Gr. 8. 1½ Ngr.

Erler, J. C., Zwei Predigten gehalten am Reformationsfeste Dom. XXI p. trinit. und am Todestage Luther's den 18. Febr. 1846. Magdeburg, Creutz. Gr. 8. 4 Ngr.

— — Predigt gehalten Dom. XXIII p. trinit. 1846. Magdeburg, Creutz. Gr. 8. 3 Ngr.

Häglsperger, F. S., Was liegt heut zu Tage dem katholischen Curatklerus, den kirchenfeindlichen Bewegungen unserer Zeit gegenüber, zuvörderst ob? Regensburg, Manz. 8. 6¼ Ngr.

Hansemann, D., Die politischen Tagesfragen mit Rücksicht auf den Rheinischen Landtag. Aachen, Mayer. Gr. 8. 10 Ngr.

Heiling, H., Actenmäßige Beiträge zur Charakteristik Kurhessischer Zustände. Die Hersfelder Petition für die Deutschkatholiken und das Verhalten der Staatsregierung gegenüber derselben. Frankfurt a. M., Oehler. Gr. 8. 3 Ngr.

Jonas, W., Vortrag über die durch den Beschluß der fünften Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereins erfolgte Ausschließung des Dr. Rupp, gehalten in der Versammlung des Berliner Orts-Vereins am 11. Decbr. 1846. Berlin, Reimer. Gr. 8. 3 Ngr.

Koch, C. F., Bemerkungen zur Reform des preußischen Medicinalwesens aus dem Standpunkte der Verwaltung. Merseburg, Garcke. Gr. 8. 15 Ngr.

Mallet, F., und H. Hupfeld, Die Krisis des Gustav-Adolph-Vereins und die Noth der protestantischen Kirche Deutschlands. Worte der Verständigung. Halle, Anton. Gr. 8. 8 Ngr.

Perthes, C. T., Die Einverleibung Crakau's und die Schlußacte des Wiener Congresses. Eine Flugschrift. Hamburg und Gotha, F. und A. Perthes. Gr. 8. 6 Ngr.

Richter, G., Bedenken wider die ohnlängst empfohlene Volksschullehrerbildung ohne Seminare. Breslau, Trewendt. Gr. 8. 5 Ngr.

Rösler, M., Predigt bei der Einweihung der Kirche zu Penzig den 8. Nov. 1846 gehalten. Görlitz, Heinze u. Comp. Gr. 8. 2½ Ngr.

Rudelbach, A. G., Theologisches Gutachten über die Frage betreffend das Verhältniß der Baptisten zur Kirche und zum Staate und die denselben zu gewährende Religionsfreiheit. Zugleich ein Beitrag zur Kirchengeschichte. Magdeburg, Falckenberg u. Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Der Schatullenprozeß in Cöln. Eine getreue Darstellung der Assisen-Verhandlung zu Cöln am 24. Nov. 1846 über den Kammergerichts-Assessor F. Alex. Oppenheim aus Berlin u. Düsseldorf, Stahl. 8. 7½ Ngr.

Sintenis, W. F., Von den Vereinen gegen den unnützen Aufwand bei Begräbnissen. Eine Predigt. 2te Auflage. Magdeburg, Baensch. Gr. 8. 3 Ngr.

Stallbaum, G., Das Griechische und Lateinische in unsern Gymnasien und seine wissenschaftliche Bedeutung für die Gegenwart, eine Schulrede, begleitet von einigen Bemerkungen über reformatorische Bestrebungen unserer Zeit. Leipzig. Gr. 8. 10 Ngr.

Steger, B. G., Die evangelische Juden-Mission, in ihrer Wichtigkeit und ihrem gesegneten Fortgange. Hof, Grau. Gr. 8. 15 Ngr.

Stöhr, A., Die symbolischen Bücher der vereinigten, evangelisch-protestantischen Kirche in Rhein-Hessen. Worms, Steinkühl und Smith. Gr. 8. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 60. — 1. März 1847.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint täglich eine Nummer und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Friedrich Hölderlin.

Friedrich Hölderlin's sämmtliche Werke, herausgegeben von Christoph Theodor Schwab. Zwei Bände. Stuttgart, Cotta. 1846. Gr. 8. 3 Thlr.

Hölderlin — ein allbekannter Name. Aber wie fremdartig erscheint sein Wesen und Dichten unserer Zeit! Die Alltagsmenschen können ihn freilich gar nicht begreifen. Aber auch edlere Seelen bleiben ihm fern, weil sie stark und freudig dem Leben zugewandt eine wenngleich reichbegabte, doch so schwache und empfindliche und deshalb dem Leben entfremdete Seele wie die Hölderlin's war nicht begreifen mögen. Und doch ist das Seelenleben dieses Dichters sowol im Allgemeinen betrachtet wie auch insbesondere als das Seelenleben eines deutschen Dichters selbst in seiner krankhaften Erscheinung für den Psychologen und für Den welcher eigenthümliches deutsches Leben kennen lernen will von hoher Bedeutung; und wer Lust und Kraft hat sich selbst zu vergessen und sich mit liebender Hingebung in diese Eigenthümlichkeit zu vertiefen, der wird nicht blos den Menschen interessant finden, sondern auch den Dichter lieb gewinnen.

Demnach hat sich Ch. Th. Schwab, der Sohn des allverehrten Gustav Schwab, ein großes Verdienst erworben, daß er durch die von den Freunden des Dichters längst ersehnte Ausgabe seiner sämmtlichen Werke Hölderlin ein würdiges Ehrendenkmal gesetzt und die Aufmerksamkeit Vieler wieder auf den Dichter gelenkt hat. Wir finden hier eine nicht geringe Anzahl zeither wenig oder gar nicht bekannter Gedichte, allerdings mancher Jugendgedichte, die mehr ein biographisches Interesse haben, aber auch mehrer Gedichte aus Hölderlin's bester Zeit; ferner den größten Theil des freilich Fragment gebliebenen Drama „Empedokles", von welchem die beiden frühern Gedichtsammlungen*) nur einige Bruchstücke enthielten, und, was das Werthvollste ist, eine große Menge höchst interessanter Briefe, unter denen besonders die Hölderlin's an seine Mutter und seinen Halbbruder, den jetzigen Hofdomainenrath v. Gock, an Neuffer und Schiller nicht blos biographisch bemerkenswerth sind, sondern auch durch Inhalt und Form sich vor unendlich vielen Briefen, die uns neuerdings aus dem Nachlasse berühmter Männer bekannt geworden sind, vortheilhaft auszeichnen. Es mag dem Herausgeber unendliche Mühe gemacht haben, das Material zusammenzubringen und die zum Theil sehr unleserliche Handschrift des Dichters zu entziffern, und dafür sind wir ihm vielen Dank schuldig; aber die im Verhältniß geringere und erfreulichere Mühe einer noch zweckmäßigern und sorgfältigern Redaction dieses Materials hätte er sich nicht ersparen sollen. Jedenfalls würde die so schön ausgestattete Ausgabe durch eine bessere Anordnung gewonnen haben.

Der erste Band enthält die in den frühern Ausgaben befindlichen Gedichte seit 1793, seit welcher Zeit sich Hölderlin's Eigenthümlichkeit entwickelte, mit den neuen Gedichten dieser Periode, die der Herausgeber im Manuscript aufgefunden hat, den „Empedokles" und endlich den „Hyperion", wie er sich in der ältern Ausgabe findet. Im zweiten Bande finden sich der schon erwähnte interessante Briefwechsel, dann die Jugendgedichte vor 1793, das erste Fragment des „Hyperion" vom Jahre 1794, und ein prosaisches Fragment über die Idee des „Empedokles", darauf eine mit vielem Fleiß gearbeitete Biographie des Dichters, und den Schluß machen einige Gedichte aus der Zeit seines Irrsinns.

Das ist ganz gut für Solche die Hölderlin als Dichter genießen wollen: diese haben im ersten Bande seine schönsten Dichtungen beisammen. Aber dem Literarhistoriker, der ein tieferes Verständniß des Dichters sucht, wird dieses recht schwer gemacht. Da hat er im zweiten Bande gleich im Anfange im Briefwechsel gewissermaßen Fragmente aus seinem Leben, die ihm zum Theil

*) Erste Sammlung von Uhland und Gustav Schwab (Stuttgart 1826); zweite Ausgabe mit einer kurzen Biographie von Gustav und Christoph Theodor Schwab (Stuttgart 1843).

erst aus der später folgenden Biographie so recht verständlich werden. Aus beiden zusammen muß er sich erst ein deutliches Bild des Dichters selbst entwerfen. Mit der Biographie mußte der Herausgeber beginnen und die Briefe als Belege so einreihen, daß sich daraus ein klares Lebensbild gestaltete. Selbst das ältere Fragment des „Hyperion" und das Bruchstück „Grund zum Empedokles" hätten, da sie als Fragmente für sich keine Bedeutung haben, in dieses Lebensbild ebenso gut aufgenommen werden können als der ältere Plan zu diesem Drama, der sich in der Biographie vorfindet. Die Jugendgedichte aber konnten nun wol in die Gedichtsammlung aufgenommen werden. Denn wenn sie auch noch nicht den selbständigen Dichter kund geben, sondern theils an die Klopstock'sche, theils an die Schiller'sche Empfindungsweise erinnern, so gewähren sie doch in Beziehung auf die spätern reifern Gedichte dasselbe Interesse was Schiller's Jugendgedichte im Vergleich zu seinen spätern Dichtungen darbieten. Freilich hätte der Herausgeber den Versuch machen müssen, die folgenden Gedichte, die ganz in der Reihenfolge der frühern Ausgaben abgedruckt sind, etwas zweckmäßiger zu ordnen. Bei vielen Gedichten ist die Zeit der Abfassung nicht zu bestimmen, aber mit einiger Kritik, zu welcher der Herausgeber selbst das Material theils in der Vorrede angegeben, theils in dem Briefwechsel und in der Biographie mit dankenswerthem Fleiße zusammengebracht hat, konnte doch Mehr geleistet werden als hier geschehen ist.

Schon die Inhaltsangabe zeigt, wie die Gedichte, denen bestimmte Jahreszahlen beigefügt sind, in den frühern Ausgaben untereinander geworfen worden, und noch deutlicher wird es, wenn man die Notizen der Biographie liest, wo sich (z. B. II, 298 und 307) ziemlich bestimmte Angaben über die Entstehungszeit vieler Gedichte finden. Diese konnten bei der Anordnung zunächst berücksichtigt, und die übrigen theils nach den Quellen woraus sie geschöpft, theils nach einem gewissen Instinct, wie er sich bei längerer Beschäftigung mit einem Dichter bildet, eingeordnet werden. Daß durch eine gar nicht so schwierige Kritik noch Manches bestimmt werden konnte, möge ein einziges Beispiel klar machen. Das erste Gedicht an Diotima in gereimten Strophen steht ohne Jahreszahl in der Sammlung (I, 16). Ein ganz ähnliches längeres Gedicht an Diotima mit der Jahreszahl 1797 steht unter den Jugendgedichten (II, 218), mit welchem Rechte, begreift man nicht, da dies längere Gedicht auch aus der Blütezeit des Dichters ist, aber als erster Entwurf, wie in der Vorrede (S. XI) als Ergebniß der Vergleichung beider Manuscripte bemerkt wird, in der Biographie eine passendere Stelle gefunden haben würde und zwar II, 287, wo das Gedicht erwähnt wird. Aber andere im Briefwechsel vorkommende Stellen, die das Verhältniß beider Gedichte und die Zeit ihrer Abfassung hinreichend feststellen, hat der Herausgeber gar nicht berücksichtigt. Das längere Gedicht an Diotima ist, wie aus dem (II, 117) abgedruckten Briefe an Neuffer hervorgeht, kurze Zeit nach der Bekanntschaft mit Diotima Ende Winters 1796 (also nicht 1797) abgefaßt worden. Hölderlin schickte es im Juli an Schiller (II, 138 und 139), und erhielt darauf im November eine Antwort Schiller's (II, 140), worin Schiller die Weitschweifigkeit dieses sonst als schön anerkannten Gedichts tadelte. Darauf hat es Hölderlin in gedrängter Gestalt umgearbeitet, noch 1796 oder Anfang des Jahres 1797, und so im Februar 1797 an Neuffer geschickt (II, 117). Von diesem hat er es sich im Juli zurückerbeten (II, 120) und es an Schiller geschickt mit dem II, 141 abgedruckten Briefe ohne Datum, der demnach schon aus diesem Grunde erst nach dem Juli 1797, also nach dem zunächst (S. 143) folgenden Briefe geschrieben worden ist, worin Hölderlin (S. 144) die Sendung einer Umarbeitung eines der Schiller das Jahr vorher überschickten Gedichte verspricht. Hätte Dies der Herausgeber beachtet, so wäre die den Leser leicht verwirrende Versetzung der Briefe unmöglich gewesen, auf die er erst in der Biographie (S. 292) durch andere Gründe bewogen als wahrscheinlich aufmerksam macht. Unsere Zusammenstellung zeigt, daß der Herausgeber ganz richtig vermuthet hat, was er bei größerer Genauigkeit aus dem Briefwechsel mit Bestimmtheit erkennen konnte.

Doch genug der Ausstellungen: nehmen wir dankbar an was der durch Krankheit und Geschäfte behinderte Herausgeber uns gespendet hat, und vergegenwärtigen wir uns nach diesem Material in einer gedrängten Uebersicht die Lebensumstände und Eigenthümlichkeit des unglücklichen Dichters.

Joh. Christian Friedrich Hölderlin, geboren zu Lauffen am Neckar unweit Heilbronn am 29. März 1770, verlor als zweijähriger Knabe seinen Vater, der Klosterbeamter war, und zog einige Jahre später mit seiner edeln Mutter nach Nürtingen, welche sich mit dem Kammerrathe Gock verheirathete. Doch auch dieser starb schon 1779. Hölderlin's reger Natursinn entwickelte sich frühzeitig in den schönen Umgebungen jener Stadt, in welcher er sich, von der Mutter treu gepflegt, aber ohne die männliche Leitung eines Vaters zum Studium der Theologie vorbereitete, dem er zuerst auf den niedern Seminaren zu Denkendorf seit 1784, Blaubeuern seit 1786 und seit 1788 auf der Universität Tübingen oblag. Während dieser ganzen Studienzeit besonders in Blaubeuern ließ er seinem empfind- und strebsamen Naturel gemäß vorzüglich die Gedichte Klopstock's und Ossian's auf sich wirken: eine sentimentale Liebe und eine sentimentale Freundschaft begeisterte den jungen Seminaristen. Aber schon hier und noch mehr in Tübingen bildete er sich in der Opposition des eigenthümlichen zarten Schwunges seiner Seele mit den Foderungen der Welt die er kennen lernte, aus seinem von früh auf gepflegten Naturcult und aus den Idealen der Griechenwelt, die er sich aus dem gründlichsten Studium der Alten mit eigenthümlicher Ueberschwenglichkeit gestaltet hatte, eine ideale Welt, in der er fern von lärmender Geselligkeit mit wenigen vertrauten Freunden lebte. Er kam hier mit Hegel und Schelling in Berührung, die gleichzeitig in Tü-

bingen studirten. Auch seine strengen philosophischen Studien (Kant, Platon, Spinoza) führten die auf jene Weise gewonnene Weltanschauung zu einem ihn zunächst in sich aber nicht nach außen befriedigenden Abschluß; denn sie führten ihn zu einem Pantheismus, der seinem Naturcult erst die rechte Weihe gab und mit den Vorstellungen griechischer Weisen oder wenigstens mit seiner idealen Ansicht von denselben harmonirte. Dazu paßte nun, namentlich so lange diese Elemente noch in Gährung waren, die Schwärmerei für Rousseau's „Contrat social" und für die französische Revolution und die Begeisterung für den Dichter des „Don Carlos", an dem er sein Leben lang mit der innigsten Verehrung hing. Was aber bei andern Naturen, die sich mit dem Leben zurechtzustellen suchen, ein flüssiger, nur eine Zeit lang auf den Bildungsorganismus wirkender Stoff ist, Das erstarrte bei ihm zu einer frühzeitig gereiften und abgeschlossenen Individualität, die im Widerspruche mit dem Leben fortwährend verletzt worden und in diesem Widerspruche sich aufreiben mußte.

So im Wesentlichen ziemlich abgeschlossen finden wir Hölderlin bald nach Beendigung seiner Studien im J. 1794. Es charakterisirt ihn, wie schon Rosenkranz in seinem geistreichen Aufsatze über Hölderlin und Hegel in Prutz' Taschenbuche bemerkt hat, eine „leidenschaftliche Sehnsucht nach reiner Menschheit", wie er sich diese in idealer Ueberspannung dachte, als das beseligende Bewußtsein der völligen Einheit mit der Natur, in welchem der Mensch nur schön empfinden, schön denken, schön handeln, und „wie die Alten, die Hohen in Freude und Freiheit aufstreben" könne. Dieses Bewußtsein glaubte er bei den Griechen gefunden zu haben, die er aber auch nicht betrachtete wie sie wirklich waren, sondern wie er sie nach einzelnen großartigen Erscheinungen ihrer Entwickelung aufgefaßt hatte. Hatten sie auch mehr von dieser reinen Menschheit als irgend ein anderes Volk, so ist doch die reine Menschheit so wie sie Hölderlin faßte niemals bei einem Volke realisirt worden.

In die Zeit vor dem erwähnten Abschluß der eigenthümlichen Entwickelung unsers Dichters fallen die schon erwähnten Jugendgedichte, in denen sich die Abhängigkeit des Dichters von Klopstock und später von Schiller kund gibt: wir finden darin namentlich die schwungvolle Abstraction, aber nicht die kräftige Sinnlichkeit Schiller's, welche dessen Reflexionen erst wahres Leben gibt. Viel eigenthümlicher und bedeutender ist dagegen das in Schiller's „Thalia" (1794) abgedruckte Fragment des „Hyperion", mit dem sich der Dichter schon in Tübingen beschäftigt hatte. Er schildert sich selbst in der unbefriedigten Sehnsucht nach Wahrheit. Dies ist der etwas unbestimmte Begriff für das Ideal, das noch in der Entwickelung begriffen ist; doch sind die Elemente aus denen es sich gestalten sollte überall bemerkbar. Die unbefriedigte Liebe der ruhelosen Seele zu einem in sich selbst ganz befriedigten Wesen, zur Melite, ist der Vorwurf dieses Fragments: in ihr sucht er seiner Unruhe gegenüber die Ruhe nach welcher er sich sehnte concret zu gestalten.

Nach Beendigung seiner Studien bis zum Frühjahr des Jahres 1795 lebte Hölderlin erst als Hauslehrer beim Freiherrn v. Kalb theils in Waltershausen bei Meiningen, theils in Jena und Weimar mit einem Zögling der wegen seiner Kränklichkeit Nichts leisten konnte, dann als Privatgelehrter mit Schiller, Fichte und Niethammer in Jena. Doch da seine Hoffnung, in Jena, wo er sich glücklich fühlte, eine Stellung zu finden, getäuscht wurde, so mußte er in die Heimat zurück; jetzt fühlte er doppelt schmerzlich den Gegensatz seiner Welt mit den Verhältnissen. Da verschaffte ihm sein alter Freund Sinklair in Homburg eine sehr angenehme Hauslehrerstelle in Frankfurt am Main im Jan. 1796, wo sich ein Jahr später auch sein Freund Hegel niederließ. Aber Das was ihn zunächst zu retten schien, war sein Verderben. Es ergriff nämlich seine Seele gewaltig eine leidenschaftliche Liebe zu der geistvollen und liebenswürdigen Hausfrau, eine Leidenschaft deren er sich anfangs gar nicht bewußt war. „Nicht wahr, eine Griechin!" sagte er zu einem Freunde, als sie vorüberging. In ihr glaubte er das Ideal der reinen Menschheit gefunden zu haben, wie er es in der Melite des Hyperion-Fragments geahnt hatte. Man lese nur den Brief an Neuffer (II, 117). Wol mochte er sich anfangs verjüngt fühlen (II, 25), aber außer der Freundin gab es doch eine Welt, deren Ansprüche seinen Himmel vielfach trübten, und so kam die Verstimmung bald wieder. Aeußerte er doch selbst (II, 31):

> Ich bin wie ein Blumenstock, der schon einmal mit Grund und Scherben auf die Straße gestürzt ist und seine Sprößlinge verloren und seine Wurzel verletzt hat, und nur mit Mühe wieder in frischen Boden gesetzt und kaum durch ausgesuchte Pflege vom Verdorren gerettet, aber doch hier und da noch immer welk und krüpplig ist und bleibt.

Eine lange Zeit behielt das Bewußtsein der stillen Seligkeit im Verkehr mit der Freundin die Oberhand: er ging so hin in schönem Frieden, wie er selbst sagt, wie ein Kind, ohne zu überrechnen was er hatte und was er war (II, 118). Doch eben diese kindliche Hingebung war sein Unglück. So rein geistig das Verhältniß war, so mußte er doch zum Bewußtsein kommen, daß es unsittlich war und daß seine Sehnsucht unbefriedigt bleiben mußte. Nach einem fürchterlichen Kampfe (II, 45) verließ er im September 1798 ohne Abschied mit gebrochenem Herzen Frankfurt. Er hatte sein Ideal gefunden und verloren; nun war er unrettbar verloren, da ihm trotz der schärfsten Erkenntniß seines Zustandes, trotz der richtigsten Beurtheilung Dessen was ihn heilen könnte (II, 97, 111, 118, das Verhältniß zu Hegel), eine erfreuliche und anerkannte Thätigkeit und demnach die Kraft fehlte sich mit der Welt zu versöhnen. Der glücklichen Zeit seines Aufenthalts in Frankfurt verdanken wir die ersten beiden Bücher seines Romans „Hyperion" in Briefen, die als erster Theil desselben Ostern 1797 erschienen. Im ersten Buche schildert er sich selbst in der Person des jungen Griechen, dem die Welt alt geworden, der den Lehrer und Freund verloren; nur das Gefühl mit dem Weltgeiste in der immer noch jugendlichen Natur zusammenzuhängen erhält ihn aufrecht. So war Hölderlin, ehe er nach Frankfurt kam. Im zweiten Buche findet der Grieche sein Ideal der rei-

hen Menschheit in der seelenvollen Diotima, die ihn ganz versteht, und dadurch verjüngt faßt er den Entschluß, mit dem wiedergefundenen Freunde sein Volk von den Türken zu befreien und zu verjüngen. Diese Diotima ist die Freundin in Frankfurt, die er auch in mehren Gedichten gefeiert hat.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Geologie.

Lobender Erwähnung verdienen die vor kurzem in Paris erschienenen „Leçons de géologie pratique", von Elie de Beaumont. Der erste bis jetzt erschienene Band enthält im Anfang desselben einige allgemeine Ansichten über die Methoden, über die Geschichte der Geologie und über die Verhältnisse dieser Wissenschaft zu den übrigen Wissenschaften. Dieser Theil, dem Titel des Buchs welches eine praktische Geologie ankündigt, getreu, hat vornehmlich zum Zweck, zu zeigen wie den durch Theorien und kühne Hypothesen bezeichneten Epochen eine neue, umsichtigere und vorsichtigere Geologie folgen mußte, welche sich vorzüglich der Untersuchung positiver Thatsachen hingäbe, und sich mit einer strengen Prüfung derselben beschäftigte. Die Verhältnisse der Geologie zu den übrigen Wissenschaften sind von Hrn. Beaumont auf eine sehr treffende Weise gewürdigt. Sie hat nach ihm vorzüglich ihren auszeichnenden Charakter in ihren Beobachtungsmethoden; und wirklich unterscheiden sich die Wissenschaften noch öfter durch ihre Methoden als durch die Gegenstände welche sie verfolgen. Der Geolog muß mit einem ganz speciellen Verfahren studiren, welches ihn sogar einer bestimmten Lebensweise unterwirft: er muß es verstehen sein Arbeitszimmer in freier Luft einzurichten und, ein Peripatetiker neuer Art, die Beobachtungen zu sammeln, indem er sie auf den Gebirgen, in den Thälern und auf den Ebenen verfolgt. Diese Arbeitsweise unterscheidet ihn von dem Astronomen, welcher die Erscheinungen in seiner Sternwarte abwartet; von dem Chemiker, dem Mineralogen, welche in ihrem Laboratorium und ihrem Cabinet die Thatsachen aus denen ihre Wissenschaft zusammengesetzt ist aufsuchen müssen. Selbst der Paleontologist, obgleich genöthigt die Lagen der Fossilien zu kennen, hat seine hauptsächliche Arbeit in seiner Sammlung und in seiner Bibliothek zu verrichten. Hr. Beaumont erinnert mit Grund an eine wesentliche Thatsache, nämlich die, daß es der Hauptzweck der Paleontologie nicht ist Merkmale von der Classificirung des Bodens zu liefern, sondern daß sie einen weit höhern Zweck hat bei dem Studiren der verschiedenen Wesen die nacheinander auf der Erde gefolgt sind, und bei der Erforschung der Gesetze welche dieser Entwickelung der Organisation vorangegangen sind. Die Thatsachen die der Geolog studiren soll sind die Form und die Beschaffenheit der mineralischen Massen welche die Rinde der Erdkugel bilden. Die genaue Zeichnung der Fugen dieser Massen ist der wesentlichste Theil von dem Studium des Bodens einer Landschaft, und macht Das was man die Stratigraphie nennt. Diese Zeichnung muß das Resultat der directen Beobachtungen sein, und um alle auf die Ordnung der Supraposition der Erdschichten bezügliche Fragen zu lösen, bilden die geologische Beschreibung der Lager, ihre Connexion und ihre relativen Plätze die einzigen Merkmale welche man als unfehlbar betrachten kann. Nachdem er dargethan welches die Facta sind die die Grundlage der Geologie ausmachen, und die mithin vor Allem Gegenstand der Untersuchungen der Geologen sein müssen, zeigt Beaumont, daß diese Facta mehre Gruppen bilden, von denen jedes mit dem benachbarten durch ein Band welches der Keim eines Naturgesetzes ist vereinigt ist. Diese Gruppen von Thatsachen begreiflich zu machen, und den Zustand der Wissenschaft über eine jede derselben zu lehren, dazu ist der größte Theil des Werkes, welches unter diesem Gesichtspunkte eine vollständige Abhandlung der Geologie sein wird, bestimmt. Nach Beschreibung der nothwendigen Instrumente handelt der erste Band umständlich von allen Beobachtungen welche auf die Oberfläche des Bodens, d. h. auf das Studium des Epidermus der Erde, Bezug haben.

Geschichte der Mauren in Spanien.

Großes Interesse erregt folgendes vor kurzem erschienene Werk: „Histoire des Mores mudejares et des Morisques, ou des Arabes d'Espagne sous la domination des chrétiens", von Albert de Circourt (3 Bde.). Nachdem der Verf. in seiner Einleitung die vornehmsten Thatsachen der Eroberung von Spanien durch die Araber kurz skizzirt hat, erzählt er den langen Kampf, welcher Jahrhunderte lang dauerte, und mit der entscheidenden Verjagung der Mauren oder Mohren endigte. Diese an Begebenheiten, heldenmüthigen Charakteren, glänzenden Waffenthaten, ebenso wie an Ränken jeder Art und Handlungen einer grausamen Barbarei reiche Geschichte verdient die lebendigste Theilnahme. Aus den besten Quellen schöpfend und alle Materialien welche arabische und spanische Schriftsteller ihm darbieten benutzend, bemüht sich Circourt die verschiedenen Phasen dieser denkwürdigen Periode in das hellste Licht zu bringen, während welcher der Islamismus gewissermaßen der christlichen Civilisation seinen Contingent von Licht und Ideen brachte und nachher der höhern Gewalt des Christenthums unterlag. Er weiß sich zu hüten vor den Vorurtheilen der Völkerabstammung und der Religion, welche bei allen mit den Thatsachen die er erzählt gleichzeitigen Geschicht- und Chronikenschreibern herrschen. Ohne sich zu sehr von dem Glanze der arabischen Cultur verführen zu lassen, läßt er Dem was sie Edles und Großes darbietet volle Gerechtigkeit widerfahren, und trägt kein Bedenken, die hohen Gesinnungen und die ritterliche Großmuth, wovon die Mauren ihren Gegnern so oft das Beispiel gaben, hervorzuheben. Die Excesse der Unduldsamkeit und Grausamkeit waren nicht immer auf Seite der Mohammedaner; die christlichen Fürsten zeigten sich viel barbarischer als die arabischen Oberhäupter. Unter der Herrschaft dieser Letztern genossen die Spanier eine gewisse Freiheit für die Ausübung ihres Cultus und ihre Municipalverwaltung. Der Pater Mariana selbst gesteht, daß es eine erträgliche Knechtschaft war. Die der Gewalt der Eroberer ihre Stütze liehen, erhielten den Schutz der Emiren. Nie fand der Versuch einer allgemeinen und gezwungenen Bekehrung, einer gewaltsamen Entnationalisirung oder Verjagung von Seiten der siegreichen Mohren statt. Ganz anders verhielt es sich unter den spanischen Königen. Sobald diese sich der Gewalt wieder bemächtigt hatten, wollten sie die Araber zwingen die christliche Religion anzunehmen. Der fanatische Eifer einiger Priester riß sie in eine Reihe ebenso grausamer als ungerechter Maßregeln hin, welche zahlreiche Empörungen erregten, beinahe ihren Sieg aufs Spiel setzten und sie von Folge zu Folge dahin brachten Spanien zu entvölkern, um einen Volksstamm zu vernichten der trotz seiner Bekehrung zum Christenthum sich weigerte seine Sprache und seine Geschichte zu vergessen. 31.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 61. —— 2. März 1847.

Friedrich Hölderlin.

(Beschluß aus Nr. 60.)

Die Wahrheit der Schilderung alles Dessen was der Dichter in sich erlebt hat ist hinreißend; man findet hier einen Gedankenreichthum und eine Tiefe der Empfindung in der schönsten Sprache, aber freilich eine so subjectiv ideelle Lebensauffassung und daher so wenig Individualisirung der Charaktere, so wenig Handlung, so wenig concretes Leben, daß der Roman keine große Wirkung haben konnte. Es sind immer nur einzelne Gedanken und Gefühle, die jedem Geiste zusagen, jede Seele erfassen müssen: das Ganze liegt der gewöhnlichen Anschauungs- und Empfindungsweise zu fern, ist mit Einem Worte zu überschwenglich. Die schöne Episode von der culturgeschichtlichen Bedeutung der Athener ist das einzige größere Ganze was uns gewissermaßen auf realen Boden stellt. Dagegen zeichnen sich die beiden andern Bücher, in denen der Kampf mit den Türken, die Vernichtung der Hoffnungen auf Verjüngung der Griechen und — wie im Vorgefühl Dessen was später geschah — der Tod Diotima's geschildert wird, durch eine lebendigere Handlung in gedrängterer Darstellung aus. Die ganze Bitterkeit des Dichters, der geschildert wie Alles was er im Leben hoffte zerstört worden war, drängt sich zum Schluß in der Schilderung der Deutschen zusammen, die er dem Hyperion in den Mund legt. Es ist vielleicht das Härteste was je über die Deutschen gesagt worden ist, wenn man die Eigenthümlichkeit Hölderlin's erwägt, dessen Gedanken sich immer in erhebenden Accorden der Begeisterung oder in sanften Tönen der Wehmuth verkörpern. Doch hier spricht nicht Einer der aus dem Vaterlande verbannt ist, mit dessen Verjüngung er Rückkehr hofft, wie es in unserer Zeit geschehen, sondern Einer der sich aus der Welt verbannt fühlt, an deren Verjüngung er verzweifelt. Die Deutschen sind hier überhaupt die modernen, der reinen Menschheit entfremdeten Menschen. Uebrigens tritt solche Ungerechtigkeit nirgend weiter bei ihm hervor. Denn in dem herben Tadel der Deutschen in einem Briefe (II, 52) findet sich eine sehr der Beherzigung würdige Wahrheit. Der die erwähnten Bücher enthaltende zweite Band des „Hyperion" erschien zu Ostern 1799.

Hyperion spricht es in dem letzten Briefe aus, daß er und seine Diotima lebendige Töne wären, die in dem Wohllaut der ewig jugendlichen Natur zusammenstimmten. Mit solchem Troste erhielt sich Hölderlin noch die Kraft poetischer Production in Homburg und Rastadt, wo er sich bei seinem Freunde Sinklair von seinen Ersparnissen lebend und fortwährend in brieflicher Verbindung mit seiner Freundin bis zum Sommer 1800 aufhielt. Außer dem zweiten Bande des „Hyperion" beschäftigte ihn zuerst ein Drama, „Agis", dessen Fragmente verloren gegangen sind, und das Drama „Empedokles", das zwar auch Fragment geblieben ist, aber sich jetzt nach Schwab's Mittheilungen ziemlich beurtheilen läßt. Ist schon im „Hyperion" eine zuweilen etwas zu breite und daher zu ermüdende Entwickelung der eigenthümlichen Weltanschauung und Empfindungsweise des Dichters und Mangel an Handlung zu tadeln, so findet Dies hier noch mehr statt. „Empedokles" ist ganz undramatisch, doch abgesehen davon ebenfalls reich an herrlichen, und in schönster Form ausgesprochenen Gedanken.*) Empedokles sucht die Agrigentiner zu seiner Höhe zu erheben, wird aber nach einem vorübergehenden Erfolge von seinem durch einen Priester aufgeregten Volke verstoßen und bereitet sich, nachdem er die Versuchung zurückgewiesen, noch einmal aus der Einsamkeit zum öffentlichen Wirken zurückzukehren, zur Vereinigung mit der unendlichen Natur im freiwilligen Tode vor. Auch das in der Gedichtsammlung aufgenommene längere Gedicht „Emilie vor ihrem Brauttag" gehört in diese Zeit.

---

*) Wie schön sagt hier eine edle Griechin von Sophokles:

Wir haben auch
An großen Männern uns're Lust, und Einer
Ist jetzt die Sonne der Athenerinnen,
Sophokles! dem von allen Sterblichen
Zuerst der Jungfrau'n herrlichste Natur
Erschien und sich zu reinem Angedenken
In seine Seele gab —
Und Jede wünscht sich im Gedanken
Des Herrlichen zu sein und möchte gern
Die immerschöne Jugend, eh' sie welkt,
Hinüber in des Dichters Seele retten,
Und frägt und sinnet, welche von den Jungfrau'n
Der Stadt die zärtlichernste Heroide sei,
Die seiner Seele vorgeschwebt, die er
Antigone genannt u. s. w.

Es ist gewissermaßen eine Idylle im höhern Tone in versificirten Briefen. Ein edles Mädchen, das den innigst geliebten Bruder im Kampfe für die nach Freiheit ringenden Corsen verloren, gewinnt für einen dem Bruder an Bildung ähnlichen Fremden Interesse, der ihr Gatte wird. Zwar haben auch hier alle Charaktere den Hölderlin'schen Schwung, der sie über das wirkliche Leben emporhebt; aber die Dissonanzen werden hier auf eine befriedigende Weise gelöst und die Gemüthszustände des Mädchens sind klar und in gedrängter Sprache entwickelt.

Bis zum Jahre 1800, wo Hölderlin seinen treuen Freund Sinklair verließ, sind auch die meisten und besten kleinern Gedichte Hölderlin's entstanden. Es sind fast alle sehr gedanken- und bilderreiche und tief empfundene Gedichte in der schönsten, meistens antiken Form; aber der streng abgeschlossene, der Wirklichkeit entfremdete Ideenkreis des Dichters, der eigenthümliche alle Realität abstoßende Schwung der Gedanken und der Sprache des Dichters macht sie nur Denen genießbar die sich mit Liebe in seine Eigenthümlichkeit versenken. Ueberall findet man einen an und für sich interessanten Geist, aber selten den Ausdruck Dessen was man selbst denkt oder fühlt. Selbst die Natur, welcher der Dichter eine so innige Verehrung widmete, wird nicht geschildert wie sie ist, sondern wie sie sich in seiner Seele gestaltet, und daher läßt uns ihre Feier oft so kalt. Die antike Welt, die Natur, die Heimat, die Geliebte — Alles wird möglichst vergeistigt, sodaß man es nicht gleich zu erfassen vermag.

Wer gerecht gegen Hölderlin sein will, der muß sich zunächst mit seiner ganzen Eigenthümlichkeit aus seinem Leben und seinen Briefen vertraut machen, und dann muß er einzelne Gedichte von Zeit zu Zeit lesen und wieder lesen. Wer ohne solche Vorbereitung dazu kommt oder die Gedichte flüchtig hintereinander lesen will, der wird zwar hier und da durch einen schönen Gedanken, durch ein treffliches Bild sich erhoben fühlen, aber keinen bleibenden Eindruck gewinnen. Deshalb ist Hölderlin's Name stets mit Achtung genannt worden, aber gelesen und genossen haben seine Gedichte nur Diejenigen welche die Fähigkeit und die Lust hatten sich mit ihm vertraut zu machen. Es ist gewiß interessant, auf die Urtheile Schiller's und Goethe's hinzuweisen, die sich theils in einem Briefe Schiller's (II, 140), theils in der Biographie (II, 290 fg.) finden. Schiller sagt:

> Er hat eine heftige Subjectivität, und verbindet damit einen gewissen philosophischen Geist und Tiefsinn. Sein Zustand ist gefährlich, da solchen Naturen schwer beizukommen ist.

Und von sich selbst schreibt Hölderlin 1798 an Neuffer (II, 123):

> Es fehlt mir weniger an Kraft als an Leichtigkeit, weniger an Ideen als an Nuancen, weniger an einem Hauptton als an mannichfaltig geordneten Tönen, weniger an Licht wie an Schatten, und dies Alles aus einem Grunde: ich scheue das Gemeine und Gewöhnliche im wirklichen Leben zu sehen.

Als Hölderlin im Sommer 1800 in die Heimat zurückkehrte, war er trübsinniger und reizbarer als je und auch leiblich sehr gealtert. Die Hoffnung, in Jena Subsistenzmittel zu finden, war wiederum gescheitert: Schiller konnte Nichts weiter für ihn thun. Ein viermonatlicher Aufenthalt in der Schweiz, wo er Unterricht gab, bis zum April 1801 wirkte nur vorübergehend tröstlich auf ihn. Im December 1801 ging er als Hauslehrer nach Bordeaux. Dort mochte die ihm ganz fremde Außenwelt ihn noch mehr bedrängen; im Sommer 1802 kam er unerwartet geisteskrank nach Nürtingen zurück. Die Nachricht von der gefährlichen Krankheit seiner Diotima hatte ihn wahrscheinlich aus Bordeaux weggetrieben, von wo aus er in der Sonnenhitze Frankreich über Paris durchwandert hatte, und die Nachricht von ihrem Tode, die er unterwegs erhielt, hatte seinen schwachen Geist zerstört. Das Gerücht von Ausschweifungen, denen er sich in seiner Verzweiflung in Frankreich hingegeben habe, was auch Alfred Meißner das Motiv zu einem seiner Gedichte gegeben, läßt sich nicht erweisen. Warum sollen wir nach fern liegenden möglichen Ursachen seines Irrsinns fragen, da Das was vorliegt denselben genügend erklärt. Der Keim desselben war seit langer Zeit entwickelt und mußte selbst ohne jenen entscheidenden Schlag aufbrechen. Sehr bemerkenswerth in dieser Beziehung ist Das was er einmal selbst im „Hyperion" sagt:

> Das eben ist das Traurige, daß der Geist so gern die Gestalt des irren Herzens annimmt, daß der Gedanke, der die Schmerzen heilen soll, selbst krank wird.*)

Zwei Jahre wurde Hölderlin im mütterlichen Hause gepflegt. Als er etwas ruhiger schien, nahm ihn Sinklair nach Homburg, wo er die Stelle eines Bibliothekars erhielt. In guten Stunden beschäftigte er sich viel mit Pindar und Sophokles, dessen Uebersetzung auch gedruckt wurde. Er war meistens trüb- und irrsinnig, manchmal hatte er auch Wuthanfälle. Daher brachte man ihn 1806 in eine Irrenanstalt nach Tübingen, und bald darauf nach mislungener Cur zu einem braven Bürger, dem Tischler Zimmer zu Tübingen. Bei diesem und dessen Erben lebte er ein später immer seltener durch Paroxysmen unterbrochenes Stillleben, ohne Theilnahme an den Weltereignissen, ja selbst meistens ohne alle Theilnahme für Freunde und Verwandte, die er oft nicht konnte oder nicht zu kennen schien. Die Aussicht auf seinen lieben Neckar, sein Clavier, Klopstock und seine Gedichte waren in lichtern Augenblicken die Gegenstände einer stillen Theilnahme, die ihn völlig zu befriedigen schien. In solchen Momenten wurde er auch namentlich später Fremden, die ihn besuchten, zugänglicher. So lebte er in seiner Art glücklicher als früher bis zum 7. Juni 1843. Der einst so hochstrebende Geist hatte demnach 41 Jahre lang in diesem Zustande vegetirt. Schwab gibt über sein Leben in dieser Zeit sehr interessante Mittheilungen.

Es ist zu bedauern, daß dieser Ausgabe nicht ein Bild Hölderlin's beigefügt worden ist. Ein mächtiger

*) Man vergleiche übrigens Schwab's Bemerkungen (II, 319 fg.).

Kopf, eine hohe sehr gefurchte Stirn, eine schön geformte Nase, die Partie um den Mund sehr weich, das Auge wehmüthig starr: so erscheint er im Profil in der zweiten Ausgabe seiner Gedichte, das Antlitz des schon gealterten Dichters, der seinen Studiengenossen in Tübingen wie ein Apollo vorgekommen war. **K. G. Helbig.**

Zur medicinischen Statistik.

Denkwürdigkeiten zur medicinischen Statistik und Staatsarzneikunde. Für Criminalisten und Aerzte. Von Johann Ludwig Casper. Berlin, Duncker und Humblot. 1846. Lex.-8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Es schließen sich diese Denkwürdigkeiten den „Beiträgen zur medicinischen Statistik und Staatsarzneikunde" an welche der Verf. bereits im Jahre 1825 herausgegeben, und wodurch er schon damals seinen Beruf zu dieser Art von Arbeiten auf eine anerkennungswürdige Weise bethätigt hat; denn sowol seine amtliche Stellung als Mitglied der wissenschaftlichen Deputation für das Medicinalwesen im Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten bieten ihm hinreichendes Material zu dergleichen Arbeiten, sondern auch das dazu gehörige Geschick, der Fleiß und die Umsicht mit welcher er den Gegenstand erfaßt befähigen ihn vollkommen, ihn für die Wissenschaft fruchtbar zu machen. Daß die statistische Methode auf medicinische Gegenstände angewendet zu ergiebigen Resultaten führe, unterliegt keinem Zweifel und wird immer mehr anerkannt werden, je mehr sich der Kreis erweitert in welchem diese Methode zur Anwendung kommt; denn wie gering im Allgemeinen noch die Vorarbeiten sind die zur Gewinnung einer allgemeinen Uebersicht erfoderlich sein würden, zeigen die Arbeiten des Verf., die sich vorzugsweise nur auf Mittheilungen über die numerischen Verhältnisse des preußischen Staats beschränken und wenigstens da wo sie ähnliche Verhältnisse in andern Staaten zur Vergleichung zuziehen, nicht erschöpfend genannt werden können. Obwol wir nun noch zweifelhaft sind, ob einige der hier mitgetheilten statistischen Verhältnisse auch in einem größern Maßstabe die Probe halten werden, und sich das von einem kleinen Theil des Menschengeschlechts abgezogene Resultat auch für alle Völker der Erde bewähren wird, so müssen wir es doch dem Verf. Dank wissen, daß er in einer Sache Bahn gebrochen hat, welche weiter zu fördern sich jedenfalls der Mühe lohnt.

I. Die erste dieser Abhandlungen hat den „Einfluß der Witterung auf Gesundheit und Leben des Menschen" zum Gegenstande. Die Resultate welche sich dem Verf. hierüber aus der Zusammenstellung des vorhandenen Materials ergeben haben, sind folgende: 1) In Berlin zeigt der Januar den ungünstigsten, der December den günstigsten Gesundheitszustand. 2) Im großen Ganzen zählt man im Frühling die meisten, im Sommer die wenigsten Todesfälle. 3) Die Extreme der Temperatur sind dem Leben verderblich. 4) Ein größerer Luftdruck steigert, ein geringerer mindert die Sterblichkeit. 5) Aber der Einfluß des Luftdrucks auf das menschliche Leben ist nicht in allen Jahreszeiten gleich. 6) Keine Luftbeschaffenheit ist dem Leben so feindlich als trockene Kälte, während feuchte Kälte die Sterblichkeit am wirksamsten aufhält. 7) Unter allen Jahreszeiten disponirt der Winter am meisten zu Entzündungen, und der Frühling ist die tödtlichste Jahreszeit für diese Krankheitsclasse, ganz besonders für Brustentzündungen. 8) Kalte Winter, warme Frühjahre, warme Sommer und warme Herbste steigern die Gefahr und Tödtlichkeit der Kopf-, Hals- und Brustentzündungen, und umgekehrt. 9) Die meisten Lungenschwindsüchtigen sterben im Frühling, nach ihm im Winter; die wenigsten im Herbst und im Sommer. 10) Die verschiedenen Luft- und Witterungsverhältnisse zeigen keinen merkbaren Einfluß auf die Verhältnisse der Tödtlichkeit der Lungenschwindsucht. 11) Die Nervenfieber kommen am häufigsten vor und sind am tödtlichsten im Herbst; am wenigsten kommen sie vor und sind sie gefährlich im Frühling. 12) Dem Alter des Menschen nach ist der Witterungseinfluß auf das Leben in den verschiedenen Lebensepochen ein höchst verschiedener. 13) Am erheblichsten unter allen Lebensaltern macht sich derselbe im Säuglings- und Pubertätsalter geltend, am geringsten im Kindesalter vom ersten bis siebenten Lebensjahre. 14) Vom zwanzigsten Lebensjahre bis zum höchsten Alter bleibt der Winter die gefährlichste, der Sommer die günstigste Jahreszeit, und je älter der Mensch wird, desto auffallender tritt dieser Einfluß hervor.

Wir sehen hieraus, daß der Verf. aus seinen statistischen Untersuchungen zu Resultaten gekommen ist welche mit dem allgemeinen Volksglauben im Widerspruche stehen, z. B. daß eine anhaltend feuchte Witterung, unter übrigens gleichen Umständen, wohlthuender und weniger die Sterblichkeit begünstigend sei als eine anhaltend trockene; daß überhaupt die Verhältnisse der Luft und der Witterung, soweit wir sie mit unsern jetzigen Instrumenten zu erforschen verstehen, auf die Verhältnisse der Tödtlichkeit der verheerendsten unter allen Krankheiten keinen irgend merkbaren Einfluß üben, und daß nur die verschiedenen Jahreszeiten als solche sich wirksam zeigen u. s. w. Aber immer müssen wir daran erinnern, daß dergleichen Berechnungen nur dann auf allgemeine Gültigkeit Anspruch machen können, wenn sie erst zu allgemeinerer Anwendung kommen, da, wie es sich der Verf. selbst nicht verhehlt hat, es uns noch nicht vergönnt ist, mit sehr ausgedehnten, mit Millionen von Thatsachen (Zahlen), die einen halben, einen ganzen Welttheil umfassen, zu arbeiten, und hundert andere Einflüsse, Nahrungsmittel, Arbeit u. s. w. an verschiedenen Orten ganz verschiedene Wirkungen hervorbringen können. Ja, es sind selbst in den Gesichtspunkten unter welchen der Verf. den Einfluß der Witterung und Jahreszeiten auf Gesundheit und Sterblichkeit der Menschen betrachtet hat, noch nicht alle andern eingeschlossen unter denen dieser Einfluß betrachtet werden kann. So z. B. kann die Frage aufgeworfen werden: Wie gestaltet sich der Einfluß bei verschiedener Aufeinanderfolge der Witterung, Kalt auf Warm, Feucht auf Trocken u. s. w., überhaupt welchen Einfluß haben Witterungsveränderungen, ein Einfluß der bekanntlich bei vielen Menschen in ihren Erkrankungen schon vor der Veränderung selbst sich bemerklich macht?

II. Die folgende Abhandlung: „Versuche und Beobachtungen über die Strangulationsmarke und den Erhängungstod", glauben wir hier als rein medicinischen Gegenstand übergehen zu können. Dagegen verdient

III. „Zur Geographie der Verbrecher" als ein die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmender Gegenstand um so mehr unsere volle Beachtung. Es handelt sich hier um ein sehr interessantes Thema. Der Verf. sucht nämlich nachzuweisen, daß wie z. B. in Folge der Racenverschiedenheit und der Einflüsse des Bodens und Klima in Corsica, Spanien, Sicilien, ja bis Neapel, Rom, selbst Mailand hinauf der Meuchelmord aus Haß, Eifersucht u. s. w. ein ganz alltägliches Verbrechen sei, während der Deutsche, der Skandinave, der Slawe sich nur höchst selten zu demselben hingezogen fühlen, so auch weit geringere Differenzen der Race und des Klima schon in Beziehung auf die verschiedenen Tendenzen zu Verbrechen wirksam werden, und die „moralische Statistik" deshalb nicht nur in den verschiedenen Ländern, sondern innerhalb der Grenzen eines und desselben größern Landes ganz verschiedene Ergebnisse liefern. Nach einem von Guerry dem Französischen Institut 1832 vorgelegten Memoire über die Verbrechen in Frankreich kamen im Süden noch einmal so viel blutige Verbrechen vor als im Mittelpunkt des Landes, und ebenso erhebliche Unterschiede ergaben sich bei Vergleichung der einzelnen französischen Departements. Im Departement Corsica z. B. kam schon Ein Angeschuldigter auf 2199 Einwohner, dergleichen erst 37,014 im Departement der Creuse Einen wegen

Verbrechen gegen Personen vor die Assisen stellten. Aehnliche Erfahrungen hat Quetelet aus den Provinzen des Königreichs Belgien bekannt gemacht, und auch die Untersuchungen des Verf., welche sich auf die Criminaltabellen stützen die bei den königlichen Obergerichten der preussischen Monarchie alljährlich zusammengestellt werden, führten zu gleichen Resultaten. Der Verf. hat dabei überall nur die Verbrechen gegen Personen in Betracht gezogen, da Verbrechen gegen Sachen, namentlich Diebstahl, zu sehr von Zufälligkeiten abhängen; auch konnten begreiflicherweise nur diejenigen Verbrechen berücksichtigt werden die zur richterlichen oder (in Betreff der Selbstmorde) zur policeilichen Kenntniß (resp. Untersuchung) gelangt waren, was natürlich nicht gleich sein kann der absoluten Zahl der wirklich vorgekommenen Verbrechen.

Es zeigen diese Untersuchungen höchst auffallende Differenzen, wozu es schwer werden dürfte den Schlüssel zu finden. So z. B. ist die Provinz Posen reich an blutigen Verbrechen, während die Rheinprovinz hierin günstig dasteht. In Pommern kommen viele fleischliche Verbrechen, dagegen wenig Fälle von Mord, Todtschlag und Kindermord zur Untersuchung. Die Provinz Brandenburg mit dem Maximum an Selbstmorden, was aus seiner großen Hauptstadt Berlin erklärt scheint, zählt trotz eben dieser Hauptstadt doch nur verhältnißmäßig weniger Morde, Kindermorde und Verbrechen gegen die Sittlichkeit.

Noch auffallender erscheint das Verhältniß der Verbrechen mit Rücksicht auf die Verbreitung des Unterrichts betrachtet. Wer sollte nicht glauben, daß durch Cultur des Geistes Roheit und Verbrechen am ersten bei dem Volke vermindert werden könnten? Und doch ist das Resultat, was Untersuchungen darüber ergeben, ein ganz anderes. Es lehren diese Untersuchungen wenigstens: „daß die Cultur der Intelligenz keinen überwiegenden, ja keinen erheblichen Einfluß auf die Mehrung oder Minderung der Verbrechen gegen Personen und der Selbstmorde hat". Schon Quetelet, der die Angeschuldigten und vor die französischen Gerichtshöfe Gestellten nach Stand und Beschäftigung in neun Hauptclassen theilt, fand, daß die achte Classe, die Künstler, Studirenden, Beamten, Gerichtsdiener, Notare, Advocaten, Geistlichen, Aerzte, Militairs, Rentiers ꝛc., also die meiste und compacteste Bildungs- und Intelligenzmasse umfassend, gerade in der Verhältnißzahl der blutigen Verbrechen obenan mit 37 vom Hundert steht, während in der neunten Classe (Bettler, Schmuggler, Lustdirnen u. s. w.), die den Auswurf der Bevölkerung begreift, in welcher, zumal in Frankreich, wo der Elementarunterricht noch so wenig verbreitet ist, kaum ein Minimum von Unterricht vorausgesetzt werden kann, noch nicht einmal halb so viele Verbrechen der Art vorkamen als unter den gebildeten und gelehrten Leuten der achten Classe. Um diese Verhältnisse und zunächst den Bildungsgrad der verschiedenen Provinzen der preussischen Monarchie zu ermitteln, hat sich der Verf. eines doppelten Maßstabes bedient, nämlich das Verhältniß, in welchem aus der Bevölkerung der schulpflichtigen Kinder (von 6—14 Jahren) diese die Schulen wirklich benutzen und besuchen, und das Verhältniß des genossenen Schulunterrichts bei den militairischen Ersatzmannschaften, bei ihrer Einstellung in das Heer beleuchtend. Auch hier ist merkwürdigerweise das gewonnene Resultat mit dem oben angeführten Quetelet'schen übereinstimmend. Es findet sich nämlich bei keiner einzeln betrachteten Classe von Verbrechen hinsichtlich des Vorkommens in den einzelnen Provinzen eine Uebereinstimmung mit deren resp. Bildungsgrad, mit alleiniger Ausnahme des Umstandes, daß die Provinz Posen, in welcher der Unterricht beiweitem am wenigsten verbreitet, auch diejenige ist in welcher am meisten Morde und Kindermorde (aber nicht am meisten fleischliche Verbrechen und Selbstmorde) vorkommen. Dagegen zählt die so auffallend und erfreulich über alle andere Landestheile hervorragende Provinz Sachsen, in welcher von hundert schulpflichtigen Kindern fast 94 wirklich die Schulen besuchen, d. h. wol Alle, wenn nur sechs vom Hundert auf körperlich und geistig kranke Kinder gerechnet werden, und in welcher fast alle Eingestellte ohne Ausnahme Schulunterricht genossen haben, — diese sehr intelligente Provinz zählt nach Posen die allermeisten Morde und Todtschläge, liefert noch einmal so viel Untersuchungen wegen Kindermords als Pommern, in welchem der Schulbesuch schon weit geringer ist, und steht endlich in der Scala der Fleischesverbrechen und der Selbstmorde in der zweiten Reihe unter den übrigen Provinzen, also fast obenan!

Es geben diese Untersuchungen und ihre auffallenden Resultate Stoff zu mannichfaltigen Betrachtungen. Namentlich können sie Lehrer, Schulvorstände u. s. w. zum Nachdenken über Das Veranlassung geben was wir denn eigentlich mit unserm Unterricht, wie er jetzt besteht, wollen, oder vielmehr wollen *sollen*. Der rechte kann er nicht sein dieser Unterricht, sonst müßte er die Menschen sittlich veredeln und mit seiner weitern Verbreitung, worauf wir uns ja so Viel zugute thun, die Verbrechen verhältnißmäßig vermindern. Das Verbrechen hat aber, wie der Verf. richtig bemerkt, seine Wurzel nicht in dem Verstande, sondern im Gemüthe des Menschen, und das Wissen ist es nicht was ihn besser macht, wenigstens das Wissen nicht was nicht zugleich zu Erweckung edlerer Gefühle das Mittel wird, zum Guten anregt und den Willen kräftigt. So z. B. scheint uns die Erweckung des Ehrgeizes und die Bevorzugung des intelligentern Theils der Jugend, dieser mächtige Hebel unserer heutigen Schulbildung, Nichts weniger als geeignet dem Gemüth eine bessere Richtung zu geben; denn während er den einen Theil zu Selbstüberschätzung und Stolz verleitet, erzeugt er in dem andern Neid, Misgunst, Erbitterung, Mangel an Selbstvertrauen und Verstockung, ja manches edle Herz wird verkannt, weil ihm die Vorsehung die Verstandeskräfte versagt hat, um mit Begabtern gleichen Schritt zu halten. Doch wir verweilen nicht länger bei einem Capitel, über welches sich Viel sagen ließe.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

Die Parasiten bei den Römern, welche an fremden Tischen sich zu nähren suchten und daher Muscae und Mures hießen, theilten sich, nach Maßgabe der Art und Weise wie sie ihr Handwerk trieben, in sechs Classen. Es möchte nicht uninteressant sein, sie hier aufzuführen: 1) Possenreißer (Scurrae), erwirkten ihre Einladung durch die Späße welche sie an den Tafeln der Reichen machten; 2) Neuigkeitskrämer, die alle Stadt- und Landneuigkeiten auftischten, entweder wirkliche oder erdichtete; 3) Schmacherdulder (Plagipatidae), welche alle mögliche Unbilden und Schläge sich gefallen ließen; 4) Schlechtigkeitsgenossen, welche an Verbrechen und Uebelthaten ihrer Gönner durch Rath und That Antheil nahmen; 5) Schmeichler, welche durch Wohldienerei sich beliebt zu machen und ihre Zuthätigkeit an den Tag zu legen wußten, und 6) Scheingelehrte, welche aus Philosophie, Geschichte, Dichtkunst u. s. w. ihren Tafelgebern einen blauen Dunst vormachten. Nach Juvenal (Sat. 7, v. 77) war diese Gattung von Leuten gefräßiger als ein wildes Thier.

Unsere Vorfahren begaben sich sehr früh in die Rathsversammlungen. Ein Beschluß des Magistrats der vormaligen Reichsstadt Regensburg von 1598 enthielt die Verfügung: Die Rathsstunden sollten sein vom 1. Januar bis 1. März Morgens 7 Uhr; vom 1. März bis 1. September um 6 Uhr; vom 1. September bis letzten October um 7 Uhr; vom 1. November bis letzten December um halb 8 Uhr.

Zu Anfang des 18. Jahrhunderts brachte ein Theolog die Meinung vor: das Neue Testament verhalte sich gegen das Alte Testament wie ein Codicill zu einem förmlichen Testamente. Die damals erscheinenden „Unschuldigen Nachrichten ad annum 1714" haben aber diesen Vergleich höchlich misbilligt. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 62. —— 3. März 1847.

Schrift und Volk. Grundzüge der volksthümlichen Literatur, angeschlossen an eine Charakteristik J. P. Hebel's. Von Berthold Auerbach. Leipzig, Brockhaus. 1846. Gr. 12. 1 Thlr. 18 Ngr.

Seit einigen Jahren findet das Volksschriftenwesen oder die volksthümliche Literatur in Deutschland eine außerordentlich lebhafte Berücksichtigung: auf der einen Seite haben wohlmeinende Männer das Lesebedürfniß des vorzugsweise so genannten Volkes praktisch zu befriedigen gesucht, in der Hoffnung, auf diesem Wege den geistigen Pauperismus und mit ihm wol auch einen Theil des materiellen Pauperismus zu beseitigen; es haben sich zu diesem Zwecke an mehren Orten freie Vereine gebildet, und mancher segensreiche Erfolg ist gewiß aus diesen redlichen Bemühungen hervorgegangen. Andererseits hat die deutsche Gründlichkeit nicht verabsäumt, sich auch dieser Angelegenheit von dem Standpunkte der literarischen Kritik und Theorie aus zu bemächtigen; man hat den Begriff der volksthümlichen Literatur, ihre Berechtigung und ihre Grenzen nachzuweisen und zu bestimmen gesucht, die verschiedenen Arten von Volksschriften zu sondern, die an sie zu stellenden Foderungen in das Klare zu bringen sich bemüht. Und auch diese Bestrebungen sind nicht ohne Frucht geblieben. Dennoch wird aber Jeder der es mit dem Volke und seiner geistigen Bildung ehrlich meint zugestehen müssen, daß wir zu dem Ziele um welches es sich handelt bis jetzt nur wenige Schritte gethan haben, und daß sich in dem Leben des Volkes kaum Spuren des bisher Gewirkten offenbaren. Zum Theil trägt die Schuld hiervon die Kürze der Zeit in welcher die angeführten Bestrebungen thätig waren; den größern Theil der Schuld aber muß ich doch dem beim besten Willen bisher eingehaltenen irrigen Verfahren beimessen. Praxis und Theorie wurde, wie Das in Deutschland einmal herkömmlich ist, auch hier getrennt. Die Männer welche sich mit der unmittelbaren Lösung der Aufgabe beschäftigten fanden keinen Grund vor auf dem sie fußen konnten; sie glaubten, daß die Wohlmeinenheit und der redliche Wille etwas Gutes zu schaffen nicht irre gehen könnten, und halfen sich eben auf gut Glück vorwärts, zufrieden wenn sie die Beweise ihrer Thätigkeit zu Papier bringen und Schwarz auf Weiß nach Hause tragen konnten. Die Theoretiker faßten ihre Aufgabe lediglich von der literarisch-kritischen Seite, glaubten die Sache in Ordnung gebracht zu haben, wenn sie dieselbe fein begrifflich construirt hatten, und sahen in dem Volksschriftenwesen eben nur einen Zweig der Literatur wie jeden andern auch. Zu diesem Mangel an Zusammenhang zwischen Willen und That, zwischen Theorie und Praxis kamen noch zwei Uebelstände hinzu: kaum verlautete Etwas von einem Verlangen nach Volksschriften, als auch schon wie mit Einem Schlage der Büchermarkt von ihnen erfüllt, ja überfüllt war. Wir haben einen nicht geringen Vorrath an betriebsamen Händen, die Alles liefern was „zeitgemäß" erscheint und nach diesem Maßstabe bezahlt wird; diese eilten sich auf die Volksschriftstellerei zu werfen: denn hatten sie bisher schon mit Erfolg für die gebildeten Stände geschrieben, wie hätte es ihnen da nicht ein Leichtes sein sollen auch das Volk zu beglücken? Es bedurfte dazu ja, nach ihrer Meinung, Nichts als einiger großmüthigen Herablassung, einiger Entäußerung von ihrer erhabenen Anschauungsweise, da ja nur ihre höhere Weisheit daran schuld war, daß nicht das ganze Volk ihre Offenbarungen zu fassen und zu würdigen vermöge. Diese unberufenen Eindringlinge, von denen sehr Viele kein Herz für, sehr Wenige irgendwelche Einsicht in ihre Aufgabe mit an das Werk bringen, haben es dahin gebracht, daß wir jetzt, wo wir nur damit beschäftigt sein sollten das Land zu bestellen und den Samen für das echte Volksschriftenwesen auszustreuen, Mühe genug damit haben, das vorausgeschossene Unkraut auszujäten. So findet auch hier das von Auerbach in anderm Sinne angezogene Wort: „Mit der einen Hand thaten sie die Arbeit, mit der andern hielten sie die Waffen", seine unerfreuliche Anwendung. Und mit dieser verkehrten Thätigkeit für die Volksliteratur geht eine nicht minder falsche Aufnahme des bisher Geleisteten Hand in Hand: die gebildeten Stände vermögen sich, was sich aus unsern Lebensverhältnissen zur Genüge erklärt, nur selten in die geistige Lage des Volkes zu versetzen; fallen ihnen also Schriften in die Hand welche ihren Stoff aus den Kreisen des Bürger- und Bauernstandes entlehnen, welche ihnen gefallen und vielleicht mit Recht gefallen, so meinen sie auch gleich, das seien vortreffliche Schriften für das Volk, und begreifen nicht, wie immer und immer wieder über

den Mangel an guten Volksschriften geklagt werden könne. Freilich, wenn sie Recht hätten, brauchte man nur die neuesten eleganten Almanache in die Dorfbibliotheken zu thun; denn an „Dorfgeschichten" sind sie alle überreich.

So stand und steht es mit der volksthümlichen Literatur in Deutschland: ihr gefeiertster Name ist seit dem Erscheinen seiner „Schwarzwälder Dorfgeschichten" (1843) Berthold Auerbach; der laute Jubel den jenes Werk erregte steigerte sich noch überall, wo man des Verf. durch und durch gesunde, wahre und kräftige Persönlichkeit kennen lernte. Dennoch mischte sich aber mit dem reich verdienten Beifall den seine „Dorfgeschichten" fanden der Irrthum, daß sie ein Buch für das Volk seien, während ihre Trefflichkeit doch gerade darin besteht, daß sie ein Buch aus dem Volke sind, wie wir nur wenige besitzen, ein Unterschied dessen große Bedeutung weiterhin scharf hervortreten wird. Aber bald zeigte Auerbach, daß er allerdings auch für das Volk zu schreiben vermöge, durch die drei Jahrgänge seines „Gevattersmann". Je höher und fester Auerbach's Ansehen auf diesem Literaturgebiete steht, desto mehr steigerte sich die Erwartung, als verlautbarte, er arbeite an einer Charakteristik J. P. Hebel's, er wolle sich somit auch theoretisch über die Aufgaben aussprechen mit deren praktischer Lösung er begonnen hatte. Die Meinungen waren getheilt: einige Stimmen fürchteten, an diesem Unternehmen werde Auerbach's Ruhm scheitern, da gerade der mit Hülfe der Phantasie schaffende Dichter am wenigsten geeignet sei, seine eigene Thätigkeit zu zergliedern und zu erläutern; Andere sahen mit hochgespannter Erwartung dem verheißenen Werke entgegen. Auerbach aber ließ sich nicht irre machen: mehr als zwei Jahre verstrichen zwischen Beginn und Vollendung seines Buches, ein langer Zeitraum in unserer schnell lebenden Zeit. Endlich gegen Ende des vorigen Jahres erschien seine oben genannte Schrift.

Am liebsten möchte ich meine Anzeige von Auerbach's „Schrift und Volk" auf folgende wenige Worte beschränken: Mit diesem Buche beginnt für die volksthümliche Literatur in Deutschland eine neue Zeit; Niemand darf fortan in dieser Sache ein Wort mitreden, Niemand selbst Hand ans Werk legen, der nicht vorher dieser Schrift das eifrigste Studium gewidmet, der nicht den ganzen Inhalt derselben in sich aufgenommen und gründlich durchgearbeitet hat.

Doch darf ich mich hierauf nicht beschränken: zu groß ist die Zahl Derer die ihre Kenntniß des literarischen Lebens fast ausschließlich den Tagesblättern entnehmen; sie fodern und erwarten Näheres über ein Buch von solcher Bedeutung zu hören. Es ist aber auch der volle Werth dieses Buches noch gar nicht erschöpft, wenn ich es eben als Epoche machend für die deutsche Volksliteratur bezeichnete; ich glaube nicht zu Viel zu sagen wenn ich behaupte, daß seit Jahren kein Buch erschienen ist welches sich mit Auerbach's „Schrift und Volk" an Wichtigkeit für alle Seiten und Beziehungen des deutschen Volksthums messen kann: der Erzieher wie der Rechtsgelehrte, der Geistliche wie der Verwaltungsmann, und wer irgend berufen ist für die Förderung unsers Volkes thätig zu sein, sie Alle werden in diesem Buche einen reichen Schatz von geistiger Belehrung und Anregung finden, und dies Alles ist in einer Form geboten welche die Mühe des Aneignens zum schönsten Genuß macht. Worin soll es denn aber wol liegen, daß ich an diesem Buche so Großes und Seltenes zu rühmen finde? Nach meiner Meinung darin, daß wir es hier nicht mit einem Buche im gewöhnlichen Sinne zu thun haben, das heißt, nicht mit einem Erzeugniß der Studirstube, nicht mit einem Producte willkürlich angeregter Phantasie, noch mit einer Reihenfolge abstracter Gedanken, sondern mit einem Stück Leben, frischem und unmittelbarem Leben. Das Buch ist nicht gemacht, sondern gelebt. Wie wir im wirklichen Leben nicht mit Phantasie und nicht mit Abstraction und nicht mit Erfahrung allein weiter kommen, sondern alle geistigen Kräfte und alle Anschauungen und alle äußern Einwirkungen zusammennehmen und gemeinsam anwenden müssen, wenn wir etwas Würdiges und Bleibendes schaffen wollen, so ist es in diesem Buche geschehen, und darum nenne ich es selbst ein Stück Leben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur medicinischen Statistik.

(Beschluß aus Nr. 61.)

Der Verf. geht noch weiter in seinen Forschungen über diesen Gegenstand. Er wirft sich die Frage auf: Wie weit zeigt das verschiedene religiöse Glaubensbekenntniß in großen Volksmassen mit seinem in so bedeutend verschiedenem Maße tiefgreifenden Einflusse auf Mehrung oder Minderung der großen Verbrechen eine erhebliche Einwirkung? Da ergibt sich denn (mit Beziehung auf Katholiken und Protestanten), daß 1) in den katholischen Landestheilen der preußischen Monarchie mehr Mordthaten und Todtschläge zur Untersuchung kamen als in den evangelischen, so zwar, daß unter den Katholiken auf eine Million vier Verbrechen dieser Art mehr gezählt wurden. Der Kindermorde kamen zwar einige mehr (einer auf eine Million) in den katholischen als in den evangelischen Landestheilen vor, der Unterschied ist aber zu unerheblich, um irgend Schlüsse zu gestatten. Bemerkenswerth aber ist es, daß das berühmte Gebot des Code Napoléon, der bekanntlich in den Rheinprovinzen in Kraft steht: La recherche de la paternité est interdite, während umgekehrt in den altländischen, unter der Herrschaft des Allgemeinen Landrechts stehenden Provinzen den Geschwächten die möglichsten gesetzlichen Zugeständnisse in Beziehung auf die recherche de la paternité gemacht werden, und sogar öffentliche Weiber im Bordell einen Vater reclamiren können: — daß dieser außerordentlich wichtige gesetzliche Unterschied auf die Vermehrung oder Minderung des Kindermords gar keinen Einfluß zu haben scheint. 2) Fleischliche Verbrechen kamen erheblich mehr (16 mehr auf eine Million Einwohner) in den evangelischen Landestheilen zur Untersuchung. Dabei muß jedoch berücksichtigt werden, daß die compacteste evangelische Bevölkerung zufällig auch gerade diejenige ist die am dichtesten in Städten zusammenlebt. 3) Ungemein weniger als bei den Evangelischen kommen bei den Katholiken Selbstmorde vor (was der Verf. der Beichte und letzten Oelung, ohne die der gläubige Katholik nicht aus der Welt gehen mag, zuschreibt). 4) In Bezug auf die Dichtheit der Bevölkerung stellten sich folgende Resultate heraus: Pommern, die am dünnsten

bevölkerte Provinz, zählt doch die meisten Verbrechen gegen (dritte) Personen, und umgekehrt hatte die starkbevölkerte Rheinprovinz gerade die geringste Summe dieser Verbrechen aufzuzeigen. Preußen mit einer halb so dünnen Bevölkerung als Westfalen hatte doch — nicht etwa halb so wenig, sondern sogar etwas mehr Angeschuldigte der bezeichneten Art vor Gericht gestellt. Posen, das weniger Menschen auf der Quadratmeile ernährt als Brandenburg, zählte dennoch nicht unerheblich mehr Verbrecher. Etwas mehr Uebereinstimmung zeigt sich bei Vergleichung der Summe der genannten Verbrechen mit dem Verhältniß der verschiedenen städtischen Bevölkerung. In den drei Provinzen Rheinland, Westfalen und Preußen, wo nur 21 von hundert Menschen in Städten wohnen, kamen nur $5,^{13}$ Fälle von Verbrechen gegen Personen zur Untersuchung; dagegen $7,^{36}$ in den drei Provinzen Sachsen, Pommern und Posen, wo aber auch 28 auf je hundert Menschen in Städten zusammengedrängt lebten.

Am allerwenigsten, ja keinen wirklich nachweisbaren Zusammenhang mit den Bevölkerungsverhältnissen zeigen die Verbrechen des Mordes und Todtschlags. Ersterer ist nur in den allerwenigsten Fällen Raubmord, wo gegen Sache und Person zugleich ein Verbrechen verübt wird, in den meisten vielmehr eine Frucht der Leidenschaft; und da Dies in noch weit größerm Maße vom bloßen Todtschlage gilt, so ist auch einleuchtend, was die Thatsachen hier beweisen, daß alle andern denkbaren Ursachen mehr Einfluß auf die Zahl dieser blutigen Verbrechen haben müssen als die Verhältnisse der Population. Weit mehr Beziehungen zur Gesellschaft hat schon der Kindermord, und ein gewisser ursachlicher Zusammenhang mit diesen Beziehungen ergibt sich auch in der That in den hier betrachteten Erfahrungen. Schlesien, Westfalen und Sachsen hatten durchschnittlich auf eine Bevölkerung von 3646 Menschen auf der Quadratmeile $5,^{8}$ Kindermorde auf eine Million Einwohner; dagegen Brandenburg, Preußen und Pommern nur $3,^{5}$ solcher Verbrechen, während in diesen Landestheilen aber auch die Bevölkerung viel dünner gesäet ist, und die Quadratmeile nur durchschnittlich von 1979 Menschen bewohnt wird. Es ist hiernach wol kein voreiliger Schluß anzunehmen, daß mit der Dichtheit der Bevölkerung die Kindermorde zunehmen. Derselbe scheint sich jedoch keineswegs zu bestätigen, wenn man blos die relative (städtische) Dichtheit in Betracht zieht. Denn wenn in den vier Provinzen Brandenburg, Sachsen, Pommern und Posen mit durchschnittlich 31 Procent städtischer Bevölkerung auf eine Million Menschen nur $4,^{5}$ Kindermorde zur Untersuchung kommen, so wurden in den vier übrigen Provinzen sogar mehr, nämlich $5,^{3}$ Kindermorde bekannt, obgleich in diesen Landestheilen nur 20 Procent in Städten wohnen. Dieser Widerspruch ist aber eben nur scheinbar; denn es ist hierbei zu erwägen, wie unzählig viel häufiger Kindermorde in Städten, zumal in größern, unentdeckt bleiben als auf dem platten Lande.

Fernere Ergebnisse dieser interessanten statistischen Untersuchungen sind: daß die fleischlichen Verbrechen mit der Dichtheit der städtischen Bevölkerung in geradem Verhältnisse stehen; daß die hauptsächlichsten Herde des Selbstmords die Städte, namentlich die Hauptstädte sind; daß die Wohlhabenheit keinen entscheidenden, ja in der That nicht einmal irgend einen merkbaren Einfluß auf Mehrung oder Minderung der Verbrechen gegen Personen hat, und daß endlich, wenn auch der übermäßige Genuß geistiger Getränke in Einzelfällen zum Selbstmord führen, zu tödtlichen Mishandlungen (Todtschlägen) Veranlassung geben mag u. s. w., doch im großen Ganzen dieser Einfluß nicht wirksamer hervortritt als andere hier in Betracht kommende Ursachen.

IV. „Biographie eines fixen Wahns." Ein sehr interessanter psychologischer Fall, nach den eigenen Beobachtungen des Leidenden aufgezeichnet, der aber mehr vor das Forum der Aerzte gehört.

V. „Die Sterblichkeit in der königl. preußischen Armee." Auch hier ist der Verf. zu Resultaten gekommen die das Interesse des größern Publicums in Anspruch nehmen dürften. Die Zeit auf welche sich diese Untersuchungen erstrecken ist das Jahrzehnd von 1829—38, welches das unglückliche Cholerajahr 1831 mit einschließt, das einem Theile der preußischen Truppen gleich verderblich ward durch die Verheerungen der Seuche selbst, wie durch die übermäßigen Anstrengungen denen sie ausgesetzt waren, so verderblich, daß die allgemeine Mortalität in der Armee in jenem Jahre auf das Zwei-, ja fast Dreifache der bessern und besten Jahre stieg. Vergleicht man nun die effective Stärke des königlichen Heeres mit Einschluß der Landwehrstämme, jedoch mit Ausschluß der Offiziere und Chirurgen, welche Gesammtstärke in dem genannten Jahrzehnd 1,596,829 Mann betrug, mit der Gesammtsterblichkeit der Truppen in dieser Zeit, so ergibt sich als allgemeines Resultat, daß noch nicht ganz der siebenundsiebzigste Mann (1 : $76,^{3}$) von Krankheiten hingerafft worden ist, oder daß von 10,000 Mann nur 131 gestorben sind: — ein so günstiges Verhältniß, wie es keine andere große Armee aufzuweisen hat. Die Krankheiten welche die größten Verheerungen unter den Soldaten zur Folge hatten, waren Nervenfieber (mit 6094 Todten), Entzündungen und Entzündungsfieber (2427) und Schwindsucht und Auszehrung (4682). Diese wenigen Krankheiten allein haben 13,203 Mann fortgerafft, oder $^{13}/_{170}$ aller Verstorbenen sind ausschließlich auf die Rechnung dieser Feinde zu setzen. An Selbstmord endeten in den acht Jahren von 1831—38 nur 4 unter je 10,000 Mann. In Rücksicht auf die verschiedenen Armeecorps ergeben die in den Rheinprovinzen, in Westfalen, in Sachsen und in der Mark das günstigste, die in Schlesien, Pommern, Posen und Preußen das ungünstige Mortalitätsverhältniß, und das Gardecorps hält genau die Mitte: — ein Verhältniß welches sich genau so auch in der Civilbevölkerung dieser Provinzen gestaltet. Was die verschiedenen Waffengattungen betrifft, so ergibt sich aus einer Uebersicht, die acht Jahre und eine Truppenmasse von mehr als $1\frac{1}{4}$ Million Menschen umfaßt, daß in der Infanterie noch nicht ganz 13 ($12,^{9}$) vom Tausend, in der Cavalerie nur 9, in der Artillerie 10 (genauer $10,^{3}$), unter den Pionieren nur 6 ($6,^{4}$) Mann vom Tausend an Krankheiten sterben. In Beziehung auf die Ausdauer im Dienste hat man wol gewähnt, daß das Alter in welchem verfassungsmäßig die Rekruten für die Armee ausgehoben werden ein zu jugendliches, ein solches sei in welchem der Körper noch nicht Kräftigkeit genug erlangt habe, um die Anstrengungen des Militairdienstes zu ertragen. Eine Untersuchung der Todesfälle aber die sich in den zehn Jahren von 1829—38 in der unterzwanzigjährigen, also in der allerjüngsten Mannschaft der königlichen Armee ereignet haben, und woraus der Verf. absichtlich die Verunglückten und Selbstmörder nicht einmal ausschloß, hat jene Besorgniß durchaus nicht gerechtfertigt. Unter der Gesammtzahl der Gestorbenen von 21,043 sind nämlich 380 Unterzwanzigjährige aufgeführt, also noch nicht zwei vom Hundert oder nur 18 vom Tausend, ein Verhältniß das selbst dann noch im Vergleich mit den Erfahrungen in der Civilbevölkerung ein unerhebliches genannt werden muß, wenn man auch, wie billig, dabei erwägt, daß hier nur überall ausgesuchte und gesunde Körper in Betracht gezogen werden. Dabei hat sich aber ergeben, daß die verschiedenen dem preußischen Scepter unterworfenen Volksstämme, in Beziehung auf die Zeit der körperlichen Entwickelung, der physischen Kraft, der unter ihnen herrschenden Volkskrankheiten u. s. w., nicht von ganz gleichem Werthe sind. Eine Uebersicht der in den 10 Jahren 1831—40 bei den Ersatzaushebungen in den einzelnen Armeecorps (oder Provinzen) als untauglich für den Militairdienst theils wegen körperlicher oder geistiger Mängel, theils wegen zu kleinen Wuchses zurückgestellten Mannschaften zeigt in beiden Beziehungen die größten Verschiedenheiten. Im Allgemeinen aber haben aus beiden Ursachen zusammengenommen im Durchschnitt der 10 Jahre 30 vom Hundert Ausgehobener zurückgestellt werden müssen.

VI. „Der Einfluß der Tageszeiten auf Geburt und Tod des Menschen." Es erweist sich aus diesen Untersuchungen, daß die Nacht, sowie sie die durch das Tagesleben abgenutzte organische Kraft und Materie recreirt, auch vorzugsweise das Gebären begünstigt, während der Tag umgekehrt das Sterben fördert. Die Resultate, welche sich dem Verf. in dieser Beziehung ergeben haben, sind folgende: 1) In den Stunden von 9 Uhr Abends bis 6 Uhr Morgens fallen die meisten, in die von 9 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends die wenigsten Geburten. 2) Die Geburtswehen treten im Maximum in den nachmitternächtlichen Stunden von 12 — 3 Uhr, im Minimum von 6 — 9 Uhr ein. 3) Der überwiegende Einfluß der Nacht ist noch größer in Beziehung auf die Entstehung der Wehen als auf die Beendigung der Geburt. 4) Von denjenigen Geburten bei denen die Geburtswehen sich am Tage einstellten, waren die meisten Knabengeburten, und umgekehrt. 5) Durchschnittlich verlief der vollständige Gebäract etwas länger, wenn sich die Wehen am Tage als wenn sie sich Nachts einstellten. 6) Das Uebergewicht der nächtlichen über die Tagesgeburten ist bei den Todtgeburten noch beträchtlicher als bei den lebend geborenen Kindern. 7) Das Maximum der Sterblichkeit fällt auf die Vormittags-, das Minimum dagegen auf die Vormitternachtsstunden. 8) Im Einzelnen betrachtet, überwiegt bei den Entzündungen das Sterblichkeitsverhältniß der Nachmittagsstunden, bei den Fiebern und Exanthemen das der Vormitternachtsstunden, bei der Lungenphthise das der Nachmittagsstunden, bei den Cerebralapoplexien das der sämmtlichen Tages-, bei den Lungenblutungen das der Nachmittagsstunden, bei den Neurosen im Allgemeinen das der nachmitternächtlichen Stunden.

VII. „Das Gespenst des sogenannten Brandstiftungstriebes." Wir glauben diese einen sehr wichtigen Gegenstand der gerichtlichen Medicin betreffende Abhandlung hier übergehen zu müssen, da uns eine Besprechung derselben zu weit auf das rein ärztliche Gebiet verschlagen würde, obschon es uns nicht an Stoff fehlen würde, dem Verf. zu beweisen, daß ihn hier seine statistischen Forschungen zu weit geführt haben, wenn hier der Ort dazu wäre. 70.

Wien im Jahre 1725.

Unter dieser Aufschrift enthalten die von A. Schmidl redigirten „Oestreichischen Blätter für Literatur, Kunst etc." in den ersten sieben Nummern des Jahrgangs für 1847 einen trefflichen Aufsatz von v. Bergestamm, in eine Reiseskizze eingekleidet, aber größtentheils auf actenmäßige Berichte und Darstellungen basirt, der zur Lecture angelegentlich empfohlen zu werden verdient. Wir theilen, gleichsam zur Vorkost, einige Züge dieses topographischen Gemäldes mit.

Der Reisende findet bei dem „Universitätischen Buchhandlere" auch ein Handbuch für Fremde in Wien, welches der größern Gemeinnützigkeit halber in lateinischer Sprache abgefaßt ist; es führt den Titel: „Discursus familiares de rebus memorabilibus amplissimae hujus vetustissimae nobilissimaeque urbis Viennensis." Damals, wo die periodische Presse noch in der Wiege lag, erschien in Wien nur das sogenannte „Diarium", in klein Quartformat, wöchentlich zwei mal. Es brachte fast nur Nachrichten über Festlichkeiten an den Höfen zu Versailles, Rom, Dresden u. s. w., doch auch daneben viel Spitzbubengeschichten. Die Anzeigen der Fremden waren nach den Thoren geordnet; jedesmal gab es auch eine „Liste" der Verstorbenen, bisweilen mit Angabe der Todesart (z. B.: A hat Branntwein getrunken und ist gestorben; B hat Medicin genommen und ist gestorben; C ist von einem 14emmerigen Weinfaß zerdruckt worden; D ist von einer Pablatsche gefallen u. s. w.), und des Standes (z. B. armes Mensch, Absatzbapper, Schnapperlemacher).

Der Reisende erhält von dem Gastwirth eins der neuesten Erzeugnisse der schönen Literatur, Ignaz Rheinfelder's „Jerusalimitanischer Pilger", worin Verse wie folgende:

Troja ist hin, ein and'res her,
Als wenn sie nie gewesen wär',
Verschwunden seynd alle Dardaner,
Schon tausend mal verwesen.
Mit Mau'r und Wänd'
Vom Fundament
Ist Troja ganz verbrunnen;
Ins Hektor's Saal
Wächst überall
Weiz, Korn bei guter Sunnen.

In einer Gesellschaft, in welche unser Reisende eingeführt wird, ist ein junger Mann vorlaut und ärgert mit der Behauptung, es thue dem Vaterland noth sich des alten römischen Rechts zu entledigen und ein zeitgemäßes, vaterländisches Gesetzbuch zu schaffen, die Anwesenden; über diese juristische Ketzerei entsetzt, erhebt sich der Senior der Juristenfacultät Greneck und sagt:

„Es ist zwar nicht ganz ohne, daß Institutiones und Digesten, nicht minder Codex repetitae praelectionis, Edictum und Novellae vor tausend und mehr Jahren in lucem edirt und ad valvas publicas affigirt worden seynd und anerwogen dessen, daß zerschiedentliche circumstantiae und relationes seither alterirt seynd, selbte den alldasigen Umbständen und anitzoigen Zeitläufften nicht überhaupt und durch die Bank conveniren können, sollen und mögen. Jedennoch will es mir, dem Seniori Facultatis Juridicae, ohnmaßvorschreiblich bedünken, daß sothaner junger Mensch von kaum 25 Jahren mit vorgedachtem verwogenen assertum keine absonderliche probationem ingenii vor-, dar- und abgelegt habe, maßen das gemeine Recht, wie wir solliches von der Universität Bononien überkommen, in Allweg für Vorsitzere, Richtere, Beisitzere bis zum Copeyschreibere herab seinen valorem behalten soll, wird und muß, ohnabträglich den Consuetudinarien Provinciarum und dem usus loci." Alles nickt dem Redner Beifall.

Diese Proben werden hinreichen, mit dem Ganzen nähere Bekanntschaft zu machen. 38.

Bibliographie.

Albus, H., Posthornklänge. Lieder. Danzig, Gerhard. 16. 8 Ngr.

Calaminus, A. L., Hülfe in der Noth. Erinnerungen aus Hanaus Vorzeit in Sage und Geschichte. Hanau, König. Gr. 8. 15 Ngr.

Hoffmann, W., Die Geschichte des Handels, der Erdkunde und Schifffahrt aller Völker und Staaten von der frühesten Zeit bis auf die Gegenwart, nebst statistischen Uebersichten und 4 Tabellen. 2te Auflage. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Klein, Th., Lieder. Mühlhausen. 8. 15 Ngr.

Mautner, E., Gedichte. Leipzig, G. Wigand. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Schlesier, G., Erinnerungen an Wilhelm v. Humboldt. 2ter Theil. 2te Abtheilung. (Schluß des Werkes.) Von 1798—1819. Stuttgart, Köhler. Gr. 8. 20 Ngr.

Illustrirter Schweizer-Kalender für das Jahr 1847. 2ter Jahrgang. Solothurn, Amiet-Lüthy. Gr. 4. 8 Ngr.

Ulfilas. Veteris et novi testamenti versionis gothicae fragmenta quae supersunt ad fidem codd. castigata latinitate donata adnotatione critica instructa cum glossario et grammatica linguae gothicae conjunctis curis ediderunt Dr. *H. C. de Gabelentz* et Dr. *J. Loebe*. Vol. II. Pars II. Grammaticam ling. goth. cont. Lipsiae, Brockhaus. 4 maj. 6 Thlr.

Wette, W. M. L. de, Die Ausschließung des Dr. Rupp von der Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereins zu Berlin am 7. Sept. 1846. Leipzig, Weidmann. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 63. —— 4. März 1847.

Schrift und Volk. Grundzüge der volksthümlichen Literatur, angeschlossen an eine Charakteristik J. P. Hebel's. Von Berthold Auerbach.

(Fortsetzung aus Nr. 62.)

Fassen wir zunächst die Form unsers Buches ins Auge: sie ist so leicht, so flüssig, so anmuthig, daß eine flüchtige Betrachtung wol auf den Gedanken kommen kann, es fehle ihm an Tiefe und Gründlichkeit; und doch wäre Nichts ungerechter. Freilich wer alles Heil nur von reich begrifflicher, streng speculativer Auffassung und Darstellung erwartet, der wird sich hier nicht heimisch fühlen; aber Auerbach weiß recht gut, daß die höchste Reinheit des Begriffs zuletzt gar leicht in Unverständlichkeit und leeren Formalismus umschlägt, deshalb hat er stets an der rechten Stelle ein frisches, aus dem Leben gegriffenes Bild zur Hand, welches zu klarer, sinnlicher Anschauung bringt, was durch den reinen Begriff wenigstens so allgemein faßlich und so anmuthig nicht darzustellen war. Hier nur ein Beispiel: Auerbach spricht von dem Pikanten und Interessanten im Verhältniß zur Volksschrift; er weist nach, wie Das was die moderne geistreiche Welt mit jenen Ausdrücken bezeichnet, nicht für das Volk da ist und da sein darf; wie hier der bloße geistige Reiz an sich niemals Zweck und Absicht sein dürfe, weil das schlichte Volk sich, geistig und körperlich, nur dann anstrengt, wenn es einen Lohn seiner Anstrengung sieht, niemals aber in der Aufregung an sich schon einen Genuß finde, den sie nur abgestumpften Gemüthern gewähren könne. Da fährt er fort:

> Auf dem Lande klettert man nicht die dürre Turnstange hinan und läßt sich wieder herab, Alles blos der Uebung zu lieb; man steigt einen lebendigen Baum hinan, um eine Frucht zu pflücken, ein Nest auszuheben — die Kunst und die Uebung des Kletterns ergibt sich schon von selbst.

Und dazu die kurze Nutzanwendung: „Das Geistreichisiren ist hier nicht am Platze." Und solcher Wendungen die den Nagel besser auf den Kopf treffen als seitenlange tiefsinnige Auseinandersetzungen, denen kaum der zehnte Leser folgt, treffen wir hier eine Fülle, ohne daß sie jemals gesucht, jemals bei den Haaren herbeigezogen wären. Darum, sage ich, ist schon in der Form und Darstellung Auerbach's Buch keine todte Schrift, sondern volles, warmes Leben. Eine solche Darstellung kann aber auch nur da gelingen, wo sie die fast unwillkürliche Gestaltung eines reichen, ihr gemäßen Inhalts ist wie hier. Wir finden die übersichtlichste Anordnung, den regelmäßigsten Fortschritt der Gedanken, und doch nirgend den altherkömmlichen Schematismus mit seinen langweiligen, verwirrenden Abtheilungen und Unterabtheilungen. Nirgend ist ein Begriff um den es sich handelt unklar oder unbestimmt gelassen, aber auch nirgend ein spitzfindiger Kram gelehrter Definitionen ausgepackt, sondern ein jeder Begriff wird gefaßt wie er sich seiner Natur nach zunächst gibt, und mit einer Einfachheit hingestellt, als ob es gar nicht anders sein könnte. Dies Alles gibt dem Buche eine echte Naivetät, die um so wohlthuender ist, je seltener wir ihr begegnen. Gleich der Begriff „Volk" in seiner hierher gehörigen Anwendung, wie viel Noth hat er nicht schon den Volksschriftstellern und ihren Kritikern gemacht! Da wurde Viel vom Bürger- und Bauernstand gesprochen und dergleichen, aber immer wollte es nicht recht passen. Auerbach beginnt sein Buch also:

> Wenn wir nach der Seite des Geistes und dessen Erscheinung in der Literatur den Begriff Volk abmarken wollen, so mögen wir darunter diejenige große Zahl der Menschen verstehen die ihre Lebens- und Weltanschauung vorherrschend aus selbständiger Erfahrung und der unmittelbaren Gegenwart zieht.

Nun wissen wir woran wir sind, und können getrost weiter gehen; denn es ist uns ein Maßstab gegeben, der nicht ewig wechselnden, zufälligen Verhältnissen des äußern Lebens entnommen ist, sondern dem Wesen der geistigen Bildung selbst um die es sich handelt. Ferner: nicht geringe Verwirrung ist schon dadurch entstanden, daß man unter dem weiten Begriff „Volksschrift" Alles zusammenfaßte was sich irgendwie durch Stoff oder Behandlungsweise, oder Zweck und Ziel auf das Volk bezog; man fühlte wohl, daß auf diese Weise sehr Verschiedenartiges zusammengeworfen wurde, suchte sich durch allerlei Eintheilungen zu helfen und kam doch nicht ins Klare. Auerbach thut, ohne viel Worte zu machen, einen Hauptschritt, indem er sein ganzes Buch in zwei Abschnitte zerlegt: „Die Dichtung aus dem Volke" und „Die Dichtung für das Volk"; denn Das dürfte gleich hier zu bemerken sein, daß er sich überhaupt nur auf Werke dichterischen Gehalts einläßt, und Alles „was

man im Allgemeinen als populaire Schrift bezeichnet, die Masse der sogenannten volksfaßlichen Bearbeitungen aller Wissenschaften dahingestellt sein läßt".

Noch will ich hier, ehe ich tiefer auf den Inhalt eingehe, einen Punkt berühren, auf den schon der Titel hinweist. Dort heißt es, das Ganze sei „angeschlossen an eine Charakteristik Hebel's". Ursprünglich war Dies Auerbach's Absicht, aber, wie er selbst in der Einleitung angibt, erweiterte sich der ursprüngliche Plan mehr und mehr zu allgemeinen Erörterungen und Bestimmungen; so gibt denn jener Zusatz auf dem Titel wol seine Entstehung, nicht aber das Wesen des vollendeten Buches richtig an. In diesem nämlich gibt die Besprechung von Hebel's Werken gleichsam die Probe des Exempels ab: was im Allgemeinen erläutert ist, wird im Einzelnen bei Hebel als thatsächlich begründet und berechtigt nachgewiesen, und zwar so, daß für „Die Dichtung aus dem Volke" die allemannischen Gedichte, für den zweiten Abschnitt seine prosaischen Erzählungen die Belege abgeben; nicht leicht dürfte ein literarischer Charakter irgendwo mit solcher wahren Pietät besprochen sein als hier Hebel.

Nun wäre es wol an der Zeit, mit kurzen Worten anzugeben, worin die Eigenthümlichkeit der von Auerbach aufgestellten Ansichten, als ein Ganzes betrachtet, wesentlich und hauptsächlich bestehe, und da scheint mir Folgendes das Wichtigste: Bisher hat man, wenn von Volksliteratur die Rede war, das Volk im engern Sinne fast immer wie einen isolirten, ganz für sich bestehenden Theil der Gesammtheit betrachtet, und Dem entsprechend die Volksliteratur wie einen von der deutschen Gesammtliteratur scharf abgetrennten, ganz für und durch sich allein bestehenden Theil behandelt. Auerbach sieht in dem Volke durchweg einen wesentlichen Theil der Gesammtheit, mit welcher jenes durch tausend lebensvolle Bezüge aufs engste verknüpft ist, und die Volksliteratur ist ihm danach auch ein organischer Bestandtheil der gesammten Nationalliteratur, mit welcher jene die Grundzüge und die Hauptschicksale gemein hat. So kommt es, daß es kaum irgend ein Verhältniß des Lebens gibt welches er nicht in seiner Beziehung auf das Volk und die Volksliteratur besprechen müßte; daß gerade die wichtigsten Fragen der Gegenwart in seinem Buche eine mehr als vorübergehende Erwähnung finden; kurz, daß er seine ganze Aufgabe recht in den Mittelpunkt der Gegenwart und ihres bunten Treibens hineinstellt.

Welche Fahne Auerbach in den Kämpfen unserer Tage trägt, kann im Allgemeinen Niemandem unklar geblieben sein der seine Dichtungen aufmerksam gelesen hat; und doch haben ihn gewiß Viele falsch beurtheilt, indem sie ihn den zahlreichen Fortschrittsmännern beizählten, welche nur auf Vernichtung Dessen hinarbeiten was ihnen in den gesellschaftlichen und staatlichen Verhältnissen der Gegenwart faul erscheint, unbekümmert um den Zustand der aus einer solchen allgemeinen Negation und Destruction hervorgehen solle. Jetzt hat Auerbach, von dem Sternberg einmal gelegentlich das schöne Wort sagt: „Er läßt sich kein Wort abzwingen aus Gefälligkeit für die Zeit", sein ganzes und volles Glaubensbekenntniß offen ausgesprochen, und mit der lebhaftesten Freude kann jeder Wohlgesinnte daraus ersehen, daß er einen weit größern Nachdruck auf das Aufbauen als auf das Niederreißen, auf das Schaffen als auf das Zerstören legt. Und eben darin und darum ist er allerdings in gewissem Sinne ein Oppositionsmann, weil er die schaffende Kraft in unserer Zeit vermißt; deshalb tritt er mit strafenden Worten dem papierenen Policeistaat entgegen, der Alles was ihm nicht in seinen willkürlich aufgestellten Plan paßt durch Verbote bändigen will; deshalb tritt er aber nicht minder entschieden dem tollen Treiben radicaler Weltverbesserer entgegen, die aus Faulheit „einstweilen Nichts thun, weil sie nicht das Aeußerste und Letzte was ihnen im Sinne liegt bewirken können". Ihm ist „der Kampf, die Opposition nicht Zweck, die Aufgabe der Presse z. B. hat, wenn die Schranken der Censur gefallen sind, noch kein Ziel erreicht; es stellt sich dann erst die eigentliche heraus, den befreiten Menschengeist die Fülle des in ihm ruhenden Guten und Schönen inne werden zu lassen". Er erklärt es für „ein verkehrtes, verderbliches Verfahren, einseitig die Menschen bereden zu wollen, daß durch veränderte Staatsformen allein die Freiheit festbegründet würde, daß die Naturwidrigkeit jetziger Gestaltungen allein die Schuld der Unfreiheit trüge. Vielmehr muß zugleich darauf hingewirkt werden, daß das Verrostete und Veraltete in den Gemüthern sich auflöse, damit die Freiheit nicht nur errungen, sondern auch erhalten werde." Ja, er scheut sich nicht es offen auszusprechen, daß ein großer Theil des heutigen sogenannten Liberalismus in demselben Augenblick, wo er zur Herrschaft gelangte, in die unerträglichste Despotie umschlagen würde: „ein Liberalismus der weiter Nichts könnte und wollte, als jetzt auch wieder von oben herab, aus der Abstraction heraus, Gesetze zu dictiren und Alles am Schnürchen zu leiten, ein solcher wäre weiter Nichts als der links gewendete Uniformrock der Bureaukratie."

Kann man es sonach als die Aufgabe, deren Lösung Auerbach von unserer Zeit verlangt, betrachten, daß die Menschheit und jeder einzelne Mensch zu Entfaltung seiner ganzen Würde, Freiheit, Schönheit und Heiterkeit hingeleitet werde, so konnte er natürlich am wenigsten umgehen sich darüber auszusprechen, welche Stellung er hierbei dem religiösen Element anweist. Gerade hier, wo man vielleicht am ersten auf einige Befangenheit zu stoßen fürchten könnte, spricht sich ebenso große Geistesfreiheit als klare und tiefe Auffassung der schwierigen Frage über Vereinigung des allgemein Gültigen und Bindenden mit der persönlichen Freiheit aus. Ich hebe zur Bestätigung des eben Gesagten folgende längere Stelle aus (S. 303):

Religion ist Selbstüberwindung, die höchste menschliche Kraft, Unterordnung unter das höhere Wesen, Gott, der in unserm innersten Dasein lebt und über uns herrscht, die Religion allein, und nicht ein noch so feingefugtes Nützlichkeitssystem, kann die neue Menschheit zu Friede und Schönheit des Daseins führen.

Wir Deutschen müssen darin vorangehen.

Die Religion als Selbstüberwindung erheischt aber nicht Opferung und Vernichtung unsers eigensten Seins, die zerknirschte Demuth, um etwa fremde Willkürlichkeiten und Autoritäten über uns schalten zu lassen; die Religion lehrt gerade das eigenste Sein geltend machen als ein göttliches, ewiges, sie lehrt die Selbständigkeit heiligen und über die blossen Subjectivitäten hinweg zu diesem reinen Sein hindurchzudringen und aus ihm zu handeln.

Die Verteufelung der Menschennatur, all ihrer Neigungen und Bestrebungen aus der Erbsünde heraus, führt ebenso zur Gottlosigkeit wie die Vergötterung alles und jeglichen Thuns auf der andern extremen Seite.

Eine moderne Richtung versucht es bereits vielfach, die atheistische Verzweiflung im Volke auszubreiten; sie denkt nur an eine Untergrabung der faulen Zustände und kümmert sich nicht um die von ihr verbreitete Bodenlosigkeit aller Zukunft. Dieser moderne Nihilismus steht in philosophischem Gewande auf gleicher Linie mit der von ihm hart bekämpften subjectiven Romantik; es bleibt ihm kein Maß und keine Richtung; er hält sich blos an das subjective Belieben, dessen momentane Gelüste alle gerechtfertigt sein sollen. Selten verläßt dieser Nihilismus den Fuchsbau seiner philosophischen Phrasen, er weiß, daß draußen, wenn man statt „transscendenter Tyrannei" offen: Glaube an Gott und seine Führung sagt, daß dann das Volk — das so unphilosophisch ist, hierin keinen Spaß zu verstehen — draußen mit Knütteln aufwartet. Der Nihilismus kann aber auch seiner eigensten Natur nach nicht aus sich heraus, er hat nicht Hingebung genug, sich seiner stolz philosophischen Phraseologie zu entkleiden, schlicht und einfach herauszutreten; vermöchte er aber Dies, so fiele er in sich zusammen. Der Nihilismus begeht daher dieselbe Sünde wie der von ihm bekämpfte einseitige Spiritualismus, er wirft sich ein heuchlerisches Gewand um, kämpft gegen die Misstände der Zeit und will doch den ganzen innern Menschen um und um kehren.

Es wird ihm nicht gelingen, allen sichern Stand aufzulösen, wenn die Religion frei und frisch ins Leben überzugehen trachtet, den Angriff im freien Felde wagt und sich nicht in die policeiverschanzten Kirchenburgen zurückzieht.

So hoch, frei und umfassend ist Auerbach's Standpunkt, und von ihm ausgehend verfolgt er mit unermüdlicher Sorgfalt alle Einzelheiten die bei der Volksschrift in Betracht kommen. Ihm hierbei Schritt für Schritt nachzugehen, muß ich mir an dieser Stelle versagen und kann mir höchstens nur einen flüchtigen Ueberblick gestatten.

(Der Beschluß folgt.)

Die älteste Gestalt des Singspiels „Lila" von Goethe.

In der von Vulpius herausgegebenen Zeitschrift „Olla Potrida" finden sich im ersten Bande des Jahres 1778 (S. 205 — 211) die „Gesänge aus Lilla, einem Schauspiel von Goethe, aufgeführt auf dem Privattheater zu Weimar 1777" (am Geburtstage der Herzogin, 30. Jan.) vollständig mitgetheilt.*) Goethe nahm bald darauf einige Veränderungen mit dem Stücke vor („Olla Potrida", I, 177); in Italien erhielt es, wie die übrigen Singspiele, eine ganz andere Gestalt, in welcher wir es kennen. Die Ausgabe in 40 Bänden hat uns die erste Abfassung der andern Singspiele gebracht, während diese bei „Lila" unerwähnt geblieben ist. Möge diesem Mangel, wie so manchem andern der sogenannten rechtmäßigen Ausgaben von Goethe's Werken, in Zukunft abgeholfen werden. Voran geht folgender Gesang an die Herzogin Luise:

> Was wir vermögen,
> Bringen wir
> An dem geliebten Tag dir
> Entgegen.
> Du fühlst, daß bei dem Unvermögen
> Und unter der Zaubermummerei
> Doch guter Wille und Wahrheit sei.

Gesänge des ersten Acts werden nicht mitgetheilt; um so wichtiger sind die Gesänge der drei folgenden Acte, aus denen sich nicht allein ergibt, daß neben der Fee Almaide noch eine Fee Sonna auftrat, sondern auch, daß Lila's Gemahl, nicht Lila selbst geheilt ward. Vielleicht erschien Lila selbst als Fee Almaide. Zunächst finden wir im zweiten Acte den Chor der Feen: „Mit leisem Geflüster" (VIII, 180); nur steht Vers 5: „Der Mond bricht (statt „erhellt") die Fichten", und V. 7: „Die Lichten" (statt „die lichten"). Daran schließt sich der Gesang der Fee Almaide (S. 181); doch lautet die Anrede V. 3: „Trauriger Sterblicher" statt „Traurige Sterbliche", und nach V. 11 steht wiederholt: „Sei nicht beklommen, sei uns willkommen!" Wenn in der spätern Gestalt des Singspiels Almaide sich in Prosa mit Lila bespricht, so finden wir hier folgende später ganz weggefallene Anrede der Fee, ohne Zweifel an Lila's Gemahl:

> Wer bist du, selt'ner Mann,
> Dem wirthliches Beginnen
> Nichts abgewinnen kann?
> Du wanderst alleine,
> Beschränkt ist dein Glück,
> Enthältst dich vom Weine
> Und fliehst der Wirthin Blick.

Endlich folgt zum Schluß des Acts der Gesang derselben Fee:

> Entehrst mein Gebot!
> Und soll dir vergeben?
> Geh', ende dein Leben
> In streitender Noth!
> Un wenn in Ungewittern
> Dein Herz vergeblich fleht,
> Dann fühle mit Zittern
> Das Glück das du verschmäht!

Die Fee Almaide, unter welcher wir Lila selbst vermuthen, scheint von jetzt an nicht mehr aufzutreten, dagegen nimmt sich Fee Sonna des Unglücklichen an, welcher der Dichter gleich am Anfange des dritten Actes den Gesang in den Mund legt:

> Feige (sic) Gedanken,
> Bängliches Schwanken,
> Aengstliches Klagen,
> Weibisches Zagen
> Wendet kein Elend,
> Macht nicht frei.
> Allen Gewalten
> Truz (sic, nicht zum Trutz) sich erhalten u. s. w.

In der spätern Gestalt singt dieses Lied, das bekanntlich auch unter die lyrischen Gedichte aufgenommen ist, der Magus, und zwar im zweiten Acte (S. 179). Hierauf folgen als Chorgesang der Feen die Worte welche Almaide nach der spätern Fassung zum Schlusse des zweiten Acts sagt (S. 185). Der Gesang von Friedrich und Almaide (S. 192 fg.), der am Ende des dritten Acts steht (S. 192 fg.), wird der Fee Sonna zugetheilt, nur daß es V. 2 heißt „Sie" statt „Er"; Vers 4: „Sollst ihre liebe Hand fleißig sehen", statt „Du sollst die Stätte des Liebsten sehen"; V. 9: „Die Geliebte" statt „Den Geliebten". Der Chor wiederholt die Worte „Gerne, gerne!" u. s. w. Fee Sonna singt darauf die Worte, welche jetzt Graf Friedrich im vierten Acte hat: „Auf aus der Ruh'!" u. s. w. (S. 195), nur daß es V. 2 heißt: „Höret die Freundinnen rufen", statt „Hört die Freunde, sie rufen euch zu!" Der Chor

---

*) Auch im „Theaterkalender" vom Jahre 1778 sollen sie mitgetheilt sein.

wiederholt: „Auf aus der Ruh'! Auf aus der Ruh'!" Drinnen singt nun der Chor der Männer Das was jetzt dem Chor der Frauen gegeben wird (nur „Freundinnen" statt „Freunde, nur"), Fee Sonna: „Auf aus der Ruh'! — zu" (S. 195 fg.), der Chor: „Spinnet — Kinder" (S. 196), dann wieder Fee Sonna: „Freudig — gefunden" (S. 196), nur V. 3: „euch" statt „uns". Der Chor wiederholt: „Spinnet dann" u. s. w. Der folgende Chor zum Tanze ist wesentlich den Chören der Männer und Frauen (S. 196 fg.) gleich; die jetzigen Veränderungen sind bezeichnend; er lautet in der ältern Gestalt:

So tanzet und springet
In Reihen und Kranz,
Die (jetzt: Dir) liebliche Jugend,
Die (jetzt: Ihr) ziemet der Kranz.

Am Rocken zu sitzen
Und spinnen so brav (jetzt: Und fleißig zu sein),
Das Tagwerk zu enden,
Das bringt euch den Schlaf (jetzt: Es schläfert mich ein).

D'rum tanzet und springet,
Erfrischt euch das Blut,
Dem traurigen Helden (jetzt: Der traurigen Liebe)
Gebt Hoffnung und Muth!

Der Chor, welcher den Schluß des dritten Acts bildete, jetzt aber ganz weggefallen ist, lautete also:

Nichts müss' dich schrecken,
Alles erwecken
Zu mächtigen Thaten
Den sinkenden Muth.
Dir wird's gerathen,
Sieg wirst du prangen,
Glücklich erlangen
Dir die Geliebte,
Das göttliche Gut.

Im vierten Acte finden wir zunächst den Chor:

Nimm sie (jetzt: ihn) zurück!
Die guten Geister geben
Dir dein (jetzt: sein) Leben,
Dir all sein (jetzt: dein) Glück.
Sei du uns auch gegeben (jetzt: neuem Leben)
Zu neuem Leben (jetzt: uns gegeben)
In unsern (jetzt: komm' in unsern)
Arm zurück!

Eine Stimme singt darauf die Worte von Friedrich: „Empfinde dich in ihren (jetzt: seinen) Küssen" u. s. w., eine andere die von Marianne: „Sie (jetzt: er) überstand" u. s. w., der Chor: „Nimm sie (jetzt: ihn) zurück" u. s. w. Den Schluß des Ganzen bildet der Chor: „Weg mit den zitternden" u. s. w.; nur die sechs letzten Verse sind geändert.

Früher:	Jetzt:
Lebet, ihr Seligen,	Kommt, ihr entronnenen,
So die unzähligen	Wiedergewonnenen
Tage der Lust	Freuden heran!
Von des entronnenen,	Lebet, ihr Seligen,
Wiedergewonnenen	So die unzähligen
Glückes der Brust!	Tage fortan!

Daß Goethe wesentliche Veränderungen mit unserm Singspiele vorgenommen, ist nach dem Mitgetheilten unzweifelhaft; die Auffindung der ganzen ältesten Gestalt der „Lila" wäre freilich erwünscht. Vielleicht dürften diese Zeilen zu einer solchen anregen.

Schließlich bemerken wir noch, daß in der „Olla Potrida" (II, 11 fg.) sich ein Lobgesang auf Goethe nach der ersten Vorstellung der „Lila" (vor fast 70 Jahren!) findet, der also beginnt:

Hab' Dank für dein entzückend Spiel,
Das uns mit Staunen überfiel,
Wo Doctor*) einen Zauberkreis
Durch dein allmächtiges Geheiß
Um alle uns're Sinnen wand
Und Herz und Seele magisch band,
Wo die Natur in Zauberei,
Durch aller Künste Täuscherei,
Durch Sang und Tanz und Feerei,
Ohn' unser Thun und unser Wissen,
Uns im Triumphe mit sich rissen.

H. Düntzer.

*) Der Arzt, dem Goethe vielleicht erst später den bestimmten Namen Verazio gab.

Literarische Notiz aus England.

Zwei neueste englische Romane.

„The confessions of a pretty woman", von Miß Pardoe (3 Bde., London 1846) — welch Ideen erregender Titel! Wer denkt nicht dabei an Grazie und Mode und üppige Müßigkeit, an Blonden und Atlas und Diamanten, verdunkelt von ihr, die sie schmücken wollen, an Coquetterie und Courmachen und leichte Scherze, an Winke und Zeichen und halbe Worte, an ruhigen, vielleicht auch beunruhigenden Scandal? Und was bringt das Buch? Weder Abenteuer noch Intriguen. Es ist kein sogenannter Charakterroman, keine Schilderung tiefer, Alles bewältigender Leidenschaft, enthält nichts oder wenig Sentimentales, nimmt sich das fashionable Leben nicht zur Bühne, macht nicht gemeine Pilze lächerlich, kümmert sich nicht um Politik, läßt den Scandal der schönen Welt unberührt, ist ein Roman von drei Bänden ohne eine einzige Ehescheidung. Alle diese Negativen begründen seine Eigenheit, und während schon diese ihn zu einer Merkwürdigkeit stempeln würde, bürgt der Name der Verf. daß er lesenswerth ist. Miß Pardoe hat noch Nichts geschrieben was Das nicht wäre. Was sie hat behandeln wollen hat sie geschickt behandelt. Mit einer seltenen Kraft der Darstellung verbindet sie einen das Innerste durchdringenden Geist: sie überschaut das Ganze ihres Plans und ordnet danach die Einzelheiten; sie zerreißt nie den Schleier und den Gürtel. Der vorliegende beginnt eine geraume Zeit früher als er anfängt. Erst erzählt die Heldin die Geschichte ihrer Mutter, dann die ihrige. Ihr Vater, ein englischer Kaufherr, ehelicht eine Lady Madelaine Glenfillan, Tochter eines etwas herabgekommenen schottischen Pairs, eine bewunderte Schönheit, reich an geistigen und bettelarm an Herzensgaben. Aus solcher Ehe entsproßt die Heldin, Eveline, und ihre Schwester, deren düsterer Lebensweg den ihrigen durchkreuzt. Eveline, die hübsche Frau, heirathet ohne Liebe, und was noch schlimmer, ohne Achtung, liebt und achtet ohne zu fallen, und schließt sich zuletzt von der Welt ab, Irrungen beweinend die sie nicht verschuldet. Wenn der Leser das Buch zu Ende gelesen, wird er seufzen daß Solches geschehen sein soll, aber nicht zweifeln daß es geschehen ist.

In anderer Weise hat der Verf. von „Emilia Windham, a tale by the author of «Two old men's tales» and «Mount Jorel»" (3 Bde., London 1846) sein Ziel zu erreichen gesucht. Er wollte den Beweis führen, daß die Sorgen und Mühseligkeiten des Lebens, wie sie Jeden heimsuchen, stehe er hoch oder niedrig, im Bewußtsein treuer Pflichterfüllung eine Stütze und einen Halt finden, und daß, wenn mit Geduld und Ausdauer ertragen, sie die Folie des erhabensten Heroismus und der edelsten Tugend sind. Den Beweis führt Emilie Windham, einer jener echt weiblichen Charaktere, deren richtige Zeichnung, weil gewiß unglaublich schwer wenn so gelungen wie hier, doppelte Anerkennung verdient. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 64. —— 5. März 1847.

Schrift und Volk. Grundzüge der volksthümlichen Literatur, angeschlossen an eine Charakteristik J. P. Hebel's. Von Berthold Auerbach.

(Beschluß aus Nr. 63.)

Bei der „Dichtung aus dem Volk", wo es gilt sich „in die Urgründe des dichtenden Subjects zu vertiefen", dessen „seelische Innerlichkeit aufzudecken", sind die Hauptzüge scharf und sicher gezeichnet; sie kommen im Wesentlichen darauf zurück, daß der Dichter aus dem Volke sich „an die Außenwelt hingegeben oder verloren haben müsse, um dann bewußten Geistes zur eigenen Welt, zu dem Gegenstande seiner Darstellungen; zurückzukehren". So wird der rechte Mittelpunkt gewonnen, „von dem aus der Dichter das Gegenwärtige wie ein Vergangenes und Fernes schaut, unbehindert von den tausend Einzelheiten den allgemeinen ihm inwohnenden Gedanken offenbart". Die Ausführung dieses Grundgedankens führt auf diejenige dichterische Richtung welche in mehrfacher Beziehung als Vorläuferin und Begründerin der volksthümlichen Literatur in Deutschland betrachtet werden kann, auf die romantische Schule; sie ist hier mit einer Schärfe gezeichnet welche die größte Berücksichtigung von Seiten der Literarhistoriker verdient. Das Ergebniß der ganzen Abhandlung geht dahin, daß die Dichtung aus dem Volke nur dann ihre Aufgabe löse, wenn auch sie eine Aeußerung praktischer Humanität werde, dem wirklichen Leben nicht diene — denn „die Kunst soll der Befreiung des Lebens nicht aufgeopfert, nicht als Mittel aufgebraucht werden" —, aber mit allen den edelsten Bestrebungen im Leben Hand in Hand gehe, mit ihnen Eins werde; sie soll „das freie Individuum in seinem Zusammenhange mit Welt- und Menschenleben aufzeigen". Insofern „mit dem Streben, aus dem Volke heraus sein innerstes Wesen erkennen zu lassen, nothwendig auch das hervorgeht, auf dieses Wesen einzuwirken", entwickelt sich unmittelbar aus der Dichtung aus dem Volk auch die Schriftstellerei für das Volk.

Der dieser gewidmete zweite Abschnitt des Buches ist wie umfangreicher, so auch gehaltreicher als der erste und, wie mich wenigstens dünkt, noch klarer, frischer, hinreißender geschrieben. Es handelt sich hier, im Gegensatze gegen die Dichtung aus dem Volk, hauptsächlich darum, die „Bedingungen des Objects zu erforschen, den geschichtlichen Thatsachen nachzugehen". Und Dies gibt sofort Veranlassung zu einer in ihrer Gedrängtheit meisterhaften Uebersicht der zwiespältigen, höhern und volksthümlichen Bildungsgeschichte, wie sie sich bei den modernen Völkern, am meisten bei dem Deutschen, im Gegensatze gegen die Völker des Alterthums, namentlich Griechen und Juden, herausstellt, welche Letztern die Stufen ihrer Erkenntniß in dem Gesammtleben der Völker offenbarten. Auch dieser Zwiespalt zwischen höherer und volksmäßiger Bildung hat sein Recht und hat seine Früchte getragen; sollen wir aber zu wahrer nationaler Kraft und Einheit erstarken, so bedarf es einer „Verständigung des lange isolirt gewesenen höhern Allgemeingeistes mit dem Volksgeiste". Und Dies ist die Aufgabe der Schriftstellerei für das Volk. Auf den demnächst geführten Beweis, daß das Volk lesen könne, dürfe und solle, daß deshalb auch für dieses sein Bedürfniß gesorgt werden müsse, gehe ich hier nicht näher ein. Er führt zu der Frage, wie das Volksbuch beschaffen sein müsse, und zwar zunächst in Beziehung auf die Form. Auch hier kann ich die zahlreichen Einzelheiten, die bis zu einzelnen sprachlichen Bemerkungen heruntergehen, nicht alle aufführen, sondern nur im Allgemeinen darauf aufmerksam machen, wie nirgend über dem Einzelnen das Ganze vergessen, jenes vielmehr immer aus und an diesem bestimmt wird, sodaß die Freigebung der geistigen Entwickelung, des gesprochenen und des gedruckten Wortes, immer als letzte und höchste Foderung den Hintergrund bildet, ohne deren Erfüllung nur Stückwerk geleistet werden kann.

Eine andere Foderung ist die, daß in der Volksschrift stets ein entschiedener, durchgebildeter Charakter des Verf. hervortrete, daß ihm also sein Werk nicht eine äußerliche Arbeit, sondern ein Stück seines innersten Lebens sei; ein Punkt der im Hinblick auf den dermaligen Stand der Dinge wol besonders hervorgehoben zu werden verdient. Eng damit zusammen hängt die schon mehrfach besprochene Frage, ob der Volksschriftsteller für das gesammte deutsche Volk oder nur für seine nächste Landsmannschaft schreiben solle. Als endliches Ziel betrachtet Auerbach das Erstere, worin ich ihm vollkommen beistimme, und ich weiß nicht, ob er nicht vielleicht die entgegenstehenden Schwierigkeiten zu hoch anschlägt; denn Alles was er anführt, den Mangel eines volksthümlichen allgemeinen Rechtslebens, die Kirchentrennung u. A. m., na-

mentlich den Mangel eines gemeinsamen geschichtlichen Hintergrundes, das Alles wird freilich in vielen einzelnen Fällen hindernd im Wege stehen, aber es bleibt doch gerade der dichterischen Schöpfung immer noch viel Boden, von dem aus sie sich an das deutsche Gesammtvolk zu wenden vermag, indem sie sich auf Das beschränkt was im besten Sinne allgemein menschlich und darum auch dem Volke angemessen ist.

Die nächsten Abschnitte sind dem Verhältnisse der Volksschrift zu gewissen Stimmungen, Neigungen, Geistesrichtungen gewidmet, welche theils der modernen gebildeten Welt angehören, der Volksschrift aber fremd bleiben müssen, theils von jeher volksthümlich waren und nur auf ihr rechtes Maß und den rechten Fleck zurückgeführt werden müssen. Zu der erstern Art gehören das Pikante, das Interessante, der Scandal; zu der zweiten der Humor, der Spaß und Schwank, Gauner- und Lügengeschichten.

Sind somit die Hauptzüge gewonnen welche der Volksschrift als schriftstellerischer Leistung mit bestimmtem Zwecke zukommen oder ihr fern gehalten werden müssen, so bleibt als letzter, hier gerade nicht äußerlich getrennter, aber doch deutlich hervortretender Theil übrig, das Verhältniß der Volksschrift zu den großen geistigen Kräften zu besprechen welche das Leben durchdringen und bewegen, welche also auch in der Volksliteratur selbst da wirksam sind, wo eine ausdrückliche Bezugnahme auf sie nicht stattfindet. Hier steht natürlich obenan das Religiöse in der Volksschrift. Aus diesem Abschnitte habe ich eben einen größern Abschnitt ausgehoben und kann die besondere Anwendung dem Leser überlassen. Trostlos genug steht daneben gleich ein Abschnitt mit der Ueberschrift: „Die Verhöhnung und Verzweiflung", Auerbach hat aber auch gleich hinzugesetzt: „Und ein frisches Herz"; denn das frische Herz soll jene rath- und thatlosen Zustände, die zu unserer Schmach durch mannichfaches Verschulden unter uns um sich greifen wollen, besiegen.

Noch über einen Abschnitt sage ich ein paar Worte, er ist einer der schönsten und innigsten im ganzen Buche, und legt in jedem Buchstaben von der sinnigen Beobachtung die Auerbach dem Volksleben zugewandt hat Zeugniß ab; es ist der Abschnitt: „Volksschrift und Kinderschrift." Natürlich handelt es sich hier zunächst darum, den Unfug der durch die Vermengung und Gleichsetzung der beiden erwähnten Begriffe schon vielfach entstanden ist zu bekämpfen; aber es knüpft sich manches bedeutende Wort über die Erziehung des Kindes zum Bürger daran an. Ueber eine allerdings auf den ersten Blick annehmliche und deshalb oft, z. B. in der badischen Abgeordnetenkammer, laut gewordene Foderung spricht sich Auerbach schlagend und bündig aus wie folgt: „Verkehrt ist es, den Unterricht in der Staatsverfassung u. s. w. zu einem Schulgegenstande machen zu wollen. Was soll den Kindern ein so trockenes Paragraphenwesen, dessen Inhalt sie doch nicht fassen können? — — Solches Ansinnen beruht auf einer innern Verkennung des organischen Lebens, es hängt mit jenem bureaukratischen Schulmonarchismus zusammen, der alles Wachsthum gern mit dem Schulbakel groß ziehen möchte und den dürren Stock zuletzt noch den Waldbäumen zur Stütze in die Erde rammt." Statt dessen weist Auerbach darauf hin, wie sich an den Familienkreis ein liebendes Gemeindewesen anreihen und dieses zum Staatsleben organisch überführen müsse, auf welchem Wege denn auch jeder Einzelne von Kindheit an die rechte politische Erziehung erhalte. Eng hieran schließt sich Das was über die sittliche Reinheit in der Kinder- und Volksschrift gesagt ist.

Mehr und mehr führt nun der Verlauf der Schrift auf die Betrachtung allgemein menschlicher, staatlicher und gesellschaftlicher Verhältnisse über, unter Anderm auch auf Schriftstellerei als Stand und Lebensberuf; ich hebe gerade diesen Punkt weniger seiner gegenwärtig unleugbaren Wichtigkeit als deswegen hervor, weil es mir doch scheint, als ob Auerbach jenen Beruf mit zu günstigen Farben schildere. Freilich, insofern der Einzelne immer geneigt ist das Allgemeine nach seiner persönlichen Stellung zu beurtheilen, ist wol Niemand mehr als Auerbach zu jenem günstigen Urtheile berechtigt und befähigt; auch stimme ich ihm darin bei, daß das einzelne Subject sich bei diesem Berufe äußerlich und innerlich ebenso wohl fühlen könne als in dem übermäßig gesuchten Staatsdienst. Nicht so aber stellt es sich für das Gesammtwohl: der Schriftsteller wirkt durchaus, so viel oder so wenig berufen er sein mag, auf eigene Faust, auf eigene Gefahr und aus eigener Kraft; im Staate dagegen muß man annehmen, daß nur der wahrhaft Befähigte es zu einer selbständigen und unabhängigen Wirksamkeit bringe, der geistig oder sittlich Aermere aber in gebührender Unterordnung gehalten werde, was für ihn selbst freilich oft unbequem sein kann, für das Ganze aber höchst ersprießlich ist. Hieraus ergibt sich denn doch wol, daß nur der höher Begabte die Schriftstellerei als Lebensberuf wählen dürfe; gegenwärtig aber erleben wir es, daß unreife Gymnasiasten die Schule verlassen, um auf den Literaten zu studiren. Wo das Uebel so unverkennbar vorhanden, wo so manches schöne Talent schon auf dieser Bahn untergegangen ist, da sollte man doch mit der Anempfehlung um so vorsichtiger sein, je wünschenswerther es ist, daß der Literatenstand, am rechten Fleck ein höchst ehrenhafter, weder durch unwürdige Mitglieder herabgezogen noch durch Staatsprüfungen und andere Policeimittel gemaßregelt werde.

Hiermit sei die Besprechung des Einzelnen geschlossen; mein Zweck bei vorstehender Anzeige war es, die Haupt- und Grundansichten ins Klare zu setzen welche Auerbach in „Schrift und Volk" niedergelegt hat; ihre Anwendung auf die Volksschrift hat er selbst ausgesprochen, und sein Name hat einen zu guten Klang, als daß ein Uebersehen oder Misachten derselben zu befürchten wäre. Daß aber dieselben Grundansichten auch noch auf vielen andern Gebieten zur fruchtbarsten Anwendung gelangen können und müssen, darauf möchte ich durch diesen Aufsatz gern aufmerksam gemacht haben.

Je mehr ich mich mit Auerbach's „Schrift und Volk"

beschäftigt habe, desto fester bin ich überzeugt: daß ich nicht zu Viel sage, wenn ich es laut ausspreche: Mit Auerbach's „Schrift und Volk" ist dem deutschen Volke ein Kleinod von unvergänglichem Werthe gegeben.

W. A. Passow.

Bibliografia Dantesca, ossia Catalogo delle edizioni, traduzioni, codici manoscritti e commenti della Divina commedia, e delle Opere minori di Dante, seguita dalla serie de' Biografi di lui, compilata dal Sign. *Visconte Colomb de Batines.* Traduzione italiana, fatta sul manoscritto francese dell' autore. Erster Theil. Prato.

Dante's „Divina commedia" heißt nicht mit Unrecht das am schwersten verständliche Gedicht der neuern Literatur, schwer verständlich wegen seiner wortkargen, vielfach veralteten Sprache, noch mehr aber wegen der mannichfachen, zum Theil entlegenen Vorkenntnisse die es erfodert. So möchte man denn zu vermuthen geneigt sein, daß nur eine kleine Schar Erwählter die tiefvergrabenen Schätze jenes Dichterwerkes auch auf Kosten umfangreicher Forschungen zu heben nicht verschmähen würde, und daß der großen Mehrzahl, selbst der Gebildetern, die „Divina commedia" ein verschlossenes Buch bleiben müsse. Statt dessen wendet seit 30 und mehr Jahren ein noch immer wachsender Eifer jenseit und diesseit der Alpen sich dem Vater der italienischen Poesie zu; Commentare die sich auf das nächstliegende Bedürfniß beschränken und auch für den Unvorbereiteten das Verständniß wenigstens oberflächlich vermitteln (wie die von Costa, von Borghi u. s. w.), mehren sich, und eine nicht zu zählende Masse von Exemplaren immer aufs neue begehrter Ausgaben flutet über das Land hin.

Sicher ist diese Erscheinung im Ganzen eine erfreuliche zu nennen. Auf derselben Stufe der Bildung auf der man sich vor einem Menschenalter zu einem Urtheil über den Sänger der drei Weltreiche befugt glaubte, wenn man die wenigen Terzinen gelesen hatte die von Francesca von Rimini und von Ugolino handeln, weiß man jetzt schon die Schönheiten der Erzählungen von Farinata degli Uberti, von Pietro delle Vigne, von Nikolaus III., von Ulysses, von Guido von Montefeltro u. s. w. zu würdigen. Allmälig wagt man sich, wenn auch zu Anfang nur um ein paar einzelne Glanzstellen zu kosten, an das „Purgatorio"; hier und da getraut sich sogar wol Jemand in das „Paradiso" zu blicken. Tiefere Einsicht in den Zusammenhang des Gedichts ist freilich noch immer unglaublich selten und tritt auch bei den Kundigern nur allzu oft hinter müßigen, jedes Anhalts entbehrenden Träumereien über einzelne Allegorien in den Hintergrund. Jedenfalls aber wird in Denjenigen die durch eine der des Dichters verwandte Gesinnung für jenes tiefere Verständniß empfänglich sind, dasselbe durch solch ein äußeres Wohlgefallen an den zahlreichen glänzenden Episoden angebahnt, und eben weil Dante sich deren nothwendig noch beiweitem mehre heranziehen muß als bis jetzt geschehen ist, zweifle ich nicht, daß jener Eifer für das Studium der „Divina commedia" seinen Gipfelpunkt noch lange nicht erreicht hat.

Verschweigen will ich indeß nicht, daß auch andere Gründe als die reine Freude an den Schönheiten des unsterblichen Gedichts zu jener Vorliebe beigetragen haben. Stellen glühender Vaterslìebe, heiligen Zorns über Italiens Knechtschaft und über die Verderbtheit der katholischen Kirche wurden zu Erkennungsworten einer politischen und religiösen Partei. Einige der namhaftesten Verbannten, wie Foscolo, Rossetti, Costa rc., wandten ihre unfreiwillige Muße der „Divina commedia" zu, und die Theilnahme an ihrer Person oder an der Sache die sie verfochten gewann auch dem Gedichte das ihnen die Stunden des Exils gekürzt in weiten Kreisen lebhaftes Interesse.

Inzwischen wuchs die Dante-Literatur zu einem solchen Umfange heran, daß sie eine bedeutende Bibliothek bildet, und daß keine der vorhandenen Sammlungen (höchstens die des Hauses Trivulzio in Mailand ausgenommen) auf Vollständigkeit auch nur annähernd Ansprüche machen kann. So wurde denn eine Uebersicht des Vorhandenen dringendes Bedürfniß, und schon seit längerer Zeit wandten Kräfte von mehren Seiten diesem Zwecke sich zu. Ein Verzeichniß der Ausgaben der „Divina commedia" gab Volpi schon vor 120 Jahren, das, die allgemeinern bibliographischen Werke zu geschweigen, durch Fernow, Artaud, de Romanis und die paduaner Editoren allmälig vervollständigt ward. In weiterm Umfange bereiteten Adolf Wagner, Torri, Picci, Lord Vernon und Andere eine Dante-Bibliographie vor, und vor etwa drittehalb Jahren wurden zuerst gedruckte Rundschreiben und bald darauf Probehefte der beabsichtigten Arbeit von dem Verfasser des in der Ueberschrift dieses Artikels genannten Werkes, dem Vicomte Colomb de Batines, einem in Florenz seßhaften Franzosen, in Umlauf gesetzt.

Seit kurzem ist nun die erste Lieferung des in solcher Art angekündigten Buches erschienen, der drei andere folgen sollen; und da sich annehmen läßt, daß der im Mittelpunkte der italienischen Literatur weilende Verf. der Vollständigkeit wenigstens nahe gekommen sei, so scheinen einige Mittheilungen über die Ergebnisse seiner Arbeit auch für die Leser dieser Blätter nicht uninteressant.

Der Verf. zählt von dem J. 1472—1845 nicht weniger als 251 Ausgaben der „Divina commedia", von denen er indeß nur 98 aus eigener Anschauung beschreibt. Da jedoch unter den übrigen etwa 25 Ausgaben verzeichnet sind, deren Existenz mehr als blos zweifelhaft ist, und da Hr. de Batines einige Artikel (wie Foscolo's Abhandlung über die Textkritik der „Divina commedia", Blanc's Schrift über die beiden ersten Gesänge, Arrivabene's prosaische Paraphrase, einige bloße Anzeigen von beabsichtigten Ausgaben, wie die von Malagoli und Parenti, oder bloße Fragmente, wie das von Lord Vernon) mit Unrecht in das Verzeichniß der Ausgaben der „Divina commedia" aufgenommen hat, da aber auf der andern Seite wenigstens acht Ausgaben nachzutragen sind, deren Existenz ich verbürgen kann, da ich sie selber besitze: so dürfte vorläufig die Zahl der Ausgaben, die wenigstens eine der drei großen Abtheilungen der „Divina commedia" umfassen, zu 225—230 anzunehmen sein. Inzwischen würde diese Zahl sich noch um ein reichliches halbes Dutzend vermehren lassen, wenn man, wie die Berechtigung dazu durchaus nicht zu bestreiten ist, die einzelnen Uebersetzungen beigegebenen Abdrücke des Originaltextes mitzählen wollte.

Es vertheilt sich nun diese große Anzahl von Ausgaben zunächst der Zeit nach in der auffallenden Weise, daß in den fast viertehalbhundert Jahren von 1472—1819 die „Divina commedia" nur ebenso oft abgedruckt ist als in den seitdem verstrichenen 27 Jahren: gewiß der beste Beweis für die auffallende Steigerung des Interesse an dem Gedichte.

Was demnächst die Länder betrifft, so ist das Ausland (Frankreich, Deutschland und England, und zwar in eben dieser Ordnung) ohne Rücksicht auf die Uebersetzungen bei dieser Zahl mit mehr als einem Sechstel betheiligt. Frankreich allein hat 23 Ausgaben aufzuweisen, von denen fünf (eigentlich vier, da die Abdrücke von 1551 und 1552 sich nur durch das Titelblatt unterscheiden) dem 16. Jahrhundert, und zwar Lyon, als dem Hauptsitze der religiösen Flüchtlinge jener Zeit, angehören. 15 Ausgaben hat allein Paris (seit 1768) geliefert, von denen mindestens ein Drittheil der buchmacherischen Industrie Buttura's angehört.

Deutschland erscheint nur mit 10 Ausgaben, von denen noch dazu drei (die Valenti'schen seit 1788) vermuthlich Alles, mit einziger Ausnahme das Titelblattes, gemein haben. Doch wurde die erste unter ihnen (Leipzig 1755) zu einer Zeit gedruckt, wo man außer Italien der „Divina commedia" nirgend Aufmerksamkeit zu schenken pflegte. Zwei andere (Penig 1804, und die Fernow'sche, Jena 1807) zeichnen sich durch rühmenswerthe Genauigkeit aus, und eine dritte (im Wagner'schen

„Parnaso italiano") verbindet diesen Vorzug mit selbständiger Textkritik und einem trefflichen Commentar.

In England wurde die erste Ausgabe der „Divina commedia" erst im Jahre 1808 gedruckt (die von London datirte von 1778 gehört Livorno an). Seitdem sind in London noch sieben und in Edinburg (1840) eine Ausgabe erschienen. Dieser geringen Anzahl unerachtet gehören einige der gründlichsten Dante-Forscher (wie Lord Vernon, Charles Lyell, Seymour Kirkup, Rossetti 2c.) den britischen Reichen an, und Andere (wie Foscolo, Taaffe, Nott) sind in den letzten Jahrzehnden dort verstorben.

In Italien fallen zunächst einige Orte dadurch auf, daß sie in dem Ausgabenverzeichnisse nicht betheiligt sind. Die großen Handelsstädte Genua *), Ancona, Sinigaglia (der neapolitanischen, wie Salerno, Bari, Brindisi, Lecce, Otranto 2c., und der sicilischen, wie Messina, Catania u. s. w., nicht erst zu gedenken) haben auch nicht einen Abdruck der „Divina commedia" geliefert; ebenso wenig das halbdeutsche Triest. Nicht minder werden die Städte des italienischen Tirol (Trento, Roveredo), ihrer ausgezeichneten Bildung unerachtet, vermißt. In den Universitätsstädten Pavia, Siena und Perugia wurde die „Divina commedia" noch niemals gedruckt. Modena, seit Muratori und schon früher die Heimat so vieler ausgezeichneter Kenner italienischer Sprache und Alterthümer, lieferte bis jetzt nur Verheißungen neuer Ausgaben, und wenn namentlich die von Parenti in Erfüllung ginge, würde sie allerdings auch die gespanntesten Erwartungen zu befriedigen sicher geeignet sein.

Die drei ersten Ausgaben der „Divina commedia" erschienen in Foligno (11. Apr.), Jesi (18. Juli) und Mantua (ohne Angabe des Monats-Datums) 1472. Merkwürdig genug ist seitdem in keiner dieser drei Städte, auch nicht in der Heimat des Dichters der Dante durch Hölle und Fegefeuer geleitet, das Gedicht wieder abgedruckt worden. Zunächst (im Jahre 1474) folgt Neapel, das 1477 noch eine zweite Ausgabe lieferte, dann aber bis zum Jahre 1716 in diesem Verzeichnisse nicht wieder erscheint, und nach einem abermaligen Zwischenraum von 111 Jahren im gegenwärtigen Jahrhundert noch mit 13 Ausgaben aufzuzählen ist. In Venedig wurden (seit 1477) noch im 15. Jahrhundert sieben Ausgaben gedruckt. Im 16. Jahrhundert gingen aus den venetianer Pressen allein 23 Ausgaben hervor; doch ruhten dieselben von 1596 — 1739, von welcher Zeit an noch 27 venetianer Abdrücke gezählt werden. So gewährt Venedig eine von keiner andern Stadt erreichte Gesammtzahl von 57. Unmittelbar nach Venedig folgt (1477 — 78) Mailand, das aber sodann erst nach 326 Jahren (1804) in diesem Verzeichniß wieder auftritt und seitdem noch 16 (im Ganzen also 18) Ausgaben geliefert hat.

In Dante's Vaterstadt Florenz erschien die erste und zwar eine Prachtausgabe im Jahre 1481, dann folgten in langen Zwischenräumen die Ausgaben von 1506, 1572 und 1595, von denen die zweite nur das „Inferno" umfaßt, die beiden letzten aber den Dichter, charakteristisch für das Jahrhundert, als florentinischen „Edelmann" bezeichnen. Dann folgt bis zum Jahre 1771 ein Stillstand von 176 Jahren, und wieder ein neuer von mindestens 41 Jahren bis zum Jahre 1812 oder 1813 (das Datum ist zweifelhaft). Seit 1817 aber sind die florentiner Pressen in dieser Beziehung fleißiger gewesen als irgend eine andere Stadt, da im Durchschnitt jedes Jahr aus ihnen eine Ausgabe hervorgegangen ist.

Unter den Städten in denen schon im 15. Jahrhundert die „Divina commedia" gedruckt ward, ist endlich noch Brescia (1487) zu nennen, das seitdem (seit 1810) noch zwei Abdrücke geliefert hat. Ferner erscheinen in diesem Verzeichniß mit fünf Ausgaben Bologna (seit 1819), mit je vier Padova (seit 1629), Livorno (seit 1778) und Pisa (seit 1804), mit je drei Parma und Bassano; mit je zweien Verona (1702 und 1749), Lucca, Turin (seit 1830), Palermo (seit 1832) und Colle; mit je einer endlich Toscolano (um 1516), Vicenza (1613), Bergamo (1752), Roveta, Prato, Udine, Monza und Voghera. Noch werden fünf Ausgaben ohne Druckort verzeichnet; davon ist indeß eine (von 1795) sehr verdächtig, zwei oder drei (aus dem zweiten Decennium des 16. Jahrhunderts) gehören vermuthlich Venedig an, und von einer glaubt man, sie sei um 1502 in Lyon gedruckt.

Außer den Ausgaben der „Divina commedia" umfaßt diese erste Lieferung noch die bekannt gewordenen Projecte zu neuen Ausgaben, die Sammlungen von Excerpten, die Abkürzungen in Versen und Prosa, die Paraphrasen, die Uebersetzungen in fünf Sprachen (Lateinisch, Französisch, Englisch, Deutsch und Spanisch), die Reim- und sonstigen Register und endlich die Illustrationen der „Divina commedia" durch bildende und Tonkunst.

Was insbesondere die Uebersetzungen betrifft, so zählt der Verf. deren acht französische von der „Divina commedia" auf, von denen zwei eine zweite Auflage erlebt haben. In Betreff zweier andern ist es indeß ungewiß, ob sie ganz erschienen sind. Das „Inferno" allein ist ebenfalls acht mal (zum Theil nicht einmal vollständig) in eben diese Sprache übertragen worden, und eine dieser Uebersetzungen ist zwei mal aufgelegt. Außerdem citirt Hr. de Batines noch zahlreiche Uebersetzungsfragmente.

Vollständige deutsche Uebersetzungen sind zwar nur sieben verzeichnet; doch hat, die Nachdrücke ungerechnet, deren eine (die Kannegießer'sche) vier, eine andere (die Streckfuß'sche) drei Ausgaben erfahren, und die achte Uebersetzung (die treffliche Arbeit des Prinzen Johann von Sachsen) kann, obwol sie für den Augenblick das „Paradiso" noch nicht mit umfaßt, doch für so gut als vollendet gelten. Das „Inferno" allein hat Graul bearbeitet, und als Uebersetzungsfragmente führt Hr. de Batines noch die von Jagemann und A. W. Schlegel an.

Bibliographische Werke erfodern auf der einen Seite die größte, auch im Kleinlichen sorgsame Genauigkeit; auf der andern ist ihre Aufgabe so gut als unerschöpflich, und auch die fleißigste Arbeit solcher Art läßt immer noch Nachträge und Berichtigungen zu. Zwei Bogen solcher „Supplimenti" zu der ersten Lieferung der „Bibliografia Dantesca" des Hrn. de Batines habe ich als Anhang zu meinem eben in Leipzig bei Barth erschienenen Sendschreiben an Seymour Kirkup: „Quando e da chi sia composto l'Ottimo comento a Dante" gegeben, und erlaube mir die Freunde dieses Zweiges der Literatur auf die kleine, in sehr wenig Exemplaren gedruckte Schrift hierdurch hinzuweisen.

K. Witte.

*) Soeben erhalte ich eine Ausgabe in drei Duodezbänden (mit den Anmerkungen von Costa und zwei schlechten Titelkupfern), auf deren Umschlage **Firenze, tipografia Cardinali 1839** steht; es ist vermuthlich die von Hrn. de Batines auf S. 188 nach einem Buchhändlerkatalog angeführte. Auf dem Titel heißt es: **Genova, presso Gio. Grondona, q. Giuseppe. 1839.**

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 65. —— 6. März 1847.

Die Taschenbücher für das Jahr 1847.

Dritter und letzter Artikel.*)

Den im vorigen Artikel besprochenen wiener Taschenbüchern ist, weil dem Ref. später erst zu Gesicht gekommen, noch anzureihen:

21. Thalia. Herausgegeben von Joh. Nep. Vogl.

Im novellistischen Theile begegnen wir einer Erzählung von Ed. Anschütz: „Der Eifersüchtige", die uns besonders angesprochen hat. Es ist nicht das Neue des Stoffs, nicht Eigenthümlichkeit der Idee, nicht das Außerordentliche der Handlungen und Begebenheiten, was uns fesselt und genügt; denn Eifersucht ist ein gar altes, vielbenutztes Thema, und die Folgen ihrer Einflüsterungen in ihren tausendfachen Gestalten sind zunächst von den spanischen Dichtern in epischer und dramatischer Form mit allem Aufwande südlicher Gedankenfülle zur Anschauung gebracht. Es ist vielmehr die einfach ruhige Behandlung einer Begebenheit die dem Verf. Gelegenheit genug bot auf den Effect zu arbeiten, wie denn Riego und Zumalacarreguy von vielen Novellisten zu farbigen Situationen benutzt sein würden. Der Verf. hat sich dagegen fest an sein Thema gehalten, welches die Verblendung der Eifersucht und ihr tragisches Schicksal darstellen wollte, und Das ist in einer Weise geschehen, die uns oft an jene ältern schlichten Novellen, z. B. die von Cervantes, freundlich erinnert.

Dagegen will uns Emanuel Straube in seiner „Cecile" glauben machen, wir hätten auf eine interessante Liebesgeschichte des unglücklichen Montmorency die beste Aussicht: doch sehen wir uns getäuscht! Der rasch zerschmetterte Aufstand Gaston's von Orleans gegen Ludwig XIII., welcher zunächst den allmächtigen Richelieu stürzen sollte, ist das eigentliche Thema, welches uns zeigen soll, daß Auflehnung gegen das Bestehende ein Verbrechen ist. Allerdings kann es ein Verbrechen sein oder werden; um aber hierüber eine deutliche Ansicht zu gewinnen, ist es nöthig, die Verhältnisse von allen Seiten scharf zu beleuchten. Von diesen Verhältnissen lernen wir in der Novelle Nichts kennen, und wenn der Verf. (S. 35) sagt: „Man sah mehr und mehr, daß der Himmel alle Anschläge zu nichte macht welche gegen geheiligte Rechte anstreben!" so hat er Das gewiß recht ehrlich gemeint, aber nicht bedacht, daß mit dieser Allgemeinheit Nichts, höchstens nur da Etwas gesagt sein könne wo Furcht über dem Bestehenden wacht.

Die „Phantasien eines Geisteskranken", von Josephine v. Némethazy, lassen einen Hindu sich in eine Engländerin verlieben, um der Geschichte der bekannten Margarethe Maultasche als Einleitung zu dienen. Die Sprünge eines Geisteskranken sind freilich unberechenbar: werden dieselben jedoch zum Gegenstande eines Gedichts gemacht, so erwarten wir vor allen Dingen poetische Nothwendigkeit selbst in den wildesten Phantasien. Eine solche Nothwendigkeit haben wir hier nicht zu entdecken vermocht; wenn daher auch Einzelnes in den Schilderungen der Liebe und der Haltung der Engländerin anspricht, so kann doch das Ganze nicht genügen.

„Der Maler und sein Sohn", von J. B. Sontag, leidet an Unfertigkeit, sodaß die einzelnen Partien der Novelle nur als Skizzen erscheinen.

Von August Schmidt ist ein Thema gewählt welches die Gegenwart mehrfach zur Tagesfrage erhoben hat: „Der schwarze Mann im Kaffeehause" ist eine Spielgeschichte, die im Gemüthe eines von der Spielleidenschaft Besessenen leicht die Hoffnung erwecken kann, in äußerster Noth und Verzweiflung auch einmal so einen schwarzen Mann als Helfer auftauchen zu sehen, der jedoch wol ebenso selten gefunden werden mag als der Fortunatussäckel.

Maria Zitka schildert uns „Convenienz und Liebe" mit recht lebhaften Farben; sie verlegt ironisch die Liebe dahin, wo sie nach der bestehenden Convenienz ein Unrecht, wenn nicht gar ein Verbrechen ist, und diese Liebe ist noch obendrein sehr egoistischer Natur: sie will Rang und Reichthum, und scheut für diese Güter selbst den Versuch einer Vergiftung nicht. Wir wissen wohl, die Verf. hat eine andere Liebe im Sinne, und führt sie auch ein; doch steht sie zu matt im Hintergrunde, um als genügender Gegensatz dienen zu können.

„Der Opernabend", von Karl Oberleitner, ist eine italienische Novelle voll Orangenblüten, Glut und Blut, und einem glücklichen Ende. Es ist mehr ein Product der Routine als des Lebens.

Dagegen gibt Karl Spindler in der „Theaterkrone" ein Lebensbild so einfach als wahr und ergreifend. Der gute Director Eisenbrunn ist die ganze Thea-

*) Vergl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 7 und 8, und Nr. 32—35 d. Bl. D. Red.

terscala nach dem Glück durchlaufen, um es endlich in einer fixen Idee zu finden, für welche die vernünftigen Leute besondere Häuser eingerichtet haben; diese wundern sich dann, daß es einem Komödianten so schlecht ergehen könne, bedauern auch, ihn früher nicht durch fleißigern Besuch unterstützt und damit das Unglück abgewendet zu haben.

Otto Prechtler's „Fresken aus Italien“ bilden den zweiten Theil der schon 1840 in der „Wiener Zeitschrift“ mitgetheilten „Reisebilder aus Italien“. Diese Fresken bieten nicht eben Neues über ein Land welches sich leicht der meisten Beschreibungen erfreuen mag; doch ist das Gegebene klar und lebendig gehalten, und wenigstens mit nothdürftiger Stafage versehen. Dem Schlusse fehlt sogar nicht ein guter Rath, der Allen zu beliebiger Wahl empfohlen werden darf die eine besondere Lebensrichtung in Italien verfolgen wollen, sei es, daß sie lieben, dichten, trauern, schwelgen, lernen oder nur gut essen wollen.

Der poetische Theil des Taschenbuchs führt uns manche bekannte Namen vor. Die beiden Gedichte von Friedrich Hebbel: „Das Mädchen Nachts vor dem Spiegel“ und „Des Sünders Wahn“, sprechen in den wenigen Versen Bedeutsames vollkommen aus, und mögen wol als die beste Gabe anzusprechen sein. Dagegen finden wir unter den Gedichten vom Ritter v. Levitschnigg „Drei Volkslieder“, zu deren Verständniß der Verf. vor allen Dingen erst seine Ansichten vom Volksliede darzulegen haben würde. Bekanntlich macht das Volk seine Lieder selbst, und es ist bis jetzt so ziemlich verlorene Mühe gewesen, ihm dabei aus dem Studirzimmer zu Hülfe kommen zu wollen.

In den Gedichten von Alexander Sigl weht ein poetischer Geist, welchen der Dichter nicht entschlüpfen lassen sollte in der häufig den Leser störenden Absicht, ein Gedicht machen zu wollen. Kein wirkliches Gedicht wird gemacht; es macht sich selbst. Außer andern bekannten Poeten, unter denen Castelli, Frankl, Seidl, hat auch der Herausgeber des Taschenbuchs drei Dichtungen herausgegeben, unter denen „Olga, Fürstin von Kiew“ hervorgehoben werden kann.

Der Sprung von Oestreich nach Westfalen ist freilich etwas weit: dennoch wagen wir ihn, um mit dem zum ersten male erschienenen „Westfälischen Jahrbuch“ unter dem Titel:

32. Producte der rothen Erde. Gesammelt von Mathilde Franciska.

von den östreichischen Dichtern freundlichen Abschied zu nehmen. Der Ausdruck „rothe Erde“ wird, wenn nicht anderswo her, doch den mit älterer Romanliteratur Vertrauten noch aus jenen meist schauerlichen Rittergeschichten erinnerlich sein in denen die Feme ihr geheimblutiges Wesen trieb. Im Vorworte wird ein Jahrbuch für Westfalen als ein Bedürfniß bezeichnet; Das mag sein, sobald bedeutende, oder doch vielversprechende Kräfte in diesem Länderabschnitte Deutschlands, aus dem schon Tüchtiges hervorgegangen ist, sich vorfinden und sich vereinigen, um sich als Glied der großen deutschen Geisterkette zu manifestiren. Im Allgemeinen sind nun die hier vereinten Kräfte weder bedeutend noch vielversprechend: allein es wäre so lieblos als gewagt, von schwachen Versuchen einen Richterspruch herzuleiten, da schon die Erfahrung lehrt, daß oft dem schwächsten Fünkchen eine leuchtende Flamme folgt. Ein Anderes ist die Frage: Ob Versuche schon durch die Presse dem Publicum vorgelegt werden sollen? Allein — hier ist es nun einmal geschehen, und dadurch ein Referent in den Fall gesetzt sie näher zu betrachten. Wir finden zuerst „Biographisches“, und ein älterer Bekannter, Friedrich Steinmann, will uns mit zwei Jugendgenossinnen Goethe's: „Corona Schröter“ und „Charlotte Ackermann“, näher bekannt machen. Sie sind einem größern Ganzen: „Goethe's Genossen der Sturm- und Drangperiode“, entnommen, geben jedoch nur Bekanntes, und Charlotte Ackermann, die Schwester Ludwig Schröder's, ist in keinem Falle als eine Genossin Goethe's zu bezeichnen.

Karl Ziegler gibt eine Erinnerung an „Friedrich Hegemann“, der vielleicht ein Dichter geworden wäre, wenn er die kräftig leitende Hand eines Freundes gefunden hätte. Sein weiches, unbestimmtes Wesen wußte mit Wissenschaft und Poesie Nichts anzufangen; außer mehren kleinern Gedichten gebar er Nichts als das Bruchstück eines märchenhaften Epos: „Der gesegnete Vaterfluch“; er ist rathlos verkommen und jung gestorben.

Beachtenswerth ist „Wilhelm Kaulbach, seine Jugend- und Lehrjahre bis zu seiner Meisterschaft“, von Mathilde Franciska, der wir die Ueberschwenglichkeit, wohin auch die vielen Versüberschriften der verschiedenen Abtheilungen ihrer Arbeit gehören, nur als einmal nicht zu verwindendes weibliches Erbtheil anrechnen müssen.

Im novellistischen Theile finden wir „Schloß Boring“, von Otto v. Wenkstern, eine Geschichte die an sich einfach ist und in ebenso einfacher Darstellung gewiß sehr ansprechend sein würde. Indessen hat es dem Verf. gefallen, allerlei Heimisches bis zur Unerträglichkeit zu verarbeiten, und damit hat er nicht allein den Stoff verdorben, sondern auch nichts Deutsches, insbesondere nichts Westfälisches geliefert.

„Das Treibhaus“, von Schwarz, ist zu gemacht und zu dünn abgefunden, als daß wir an die Macht des jungen Georg Hilberg glauben könnten. Für dergleichen Darstellungen bleibt Hoffmann noch immer Muster, dessen „Datura fastuosa“ vielleicht dem Verf. vorgeschwebt hat.

Elise v. Hohenhausen zeigt sich in ihrer Erzählung aus dem Leben „Die Geliebte“ recht einseitig christlich, und mag eben dadurch leicht einen Theil der Schuld tragen, daß ihre Geschichte ein so trauriges Ende nimmt. Ref. würde sich bemühen, dafür Beweise beizubringen, allein wie sehr er eine wahrhaft christliche Gesinnung zu ehren weiß, so ist doch zu zweifeln, daß seine Beweise, nur schlichtweg auf der menschlichen Natur beruhend, irgend einigen Nutzen haben können. Bekanntlich statuiren die Autoritätschristen die menschliche Natur gar nicht, obgleich sie von ihr durch und durch beherrscht werden.

„Reminiscenzen und Memorabilien“, von Freimund Holmer, bieten manches Ansprechende, z. B. im Schlusse,

doch fehlt den Situationen Plastik. Seine Bewunderung Napoleon's lassen wir unangetastet, denn wir Deutschen, und dazu gehören doch auch die Westfalen, haben jetzt Anderes zu thun. Mag etwa das nächste Jahrhundert sich über den Mann entscheiden der uns vernichten wollte, wir haben von ihm nur noch zu lernen, aber noch Nichts an ihm zu bewundern.

„Ein Phantasiebild ohne Titel und Jahreszahl", und, fügen wir hinzu, auch ohne Verfasser, scheint das Product eines Jünglings zu sein der Mancherlei gelesen hat. Es ist gemacht, nicht gelebt, und eine noch unausgebildete Phantasie vertritt die Charakteristik, die bekanntlich nicht durch äußerliche Zufälligkeiten bedingt wird.

Eduard Seippel will die Erzählung „Der wunderbare Vogel" aus dem Munde des Volkes haben. Es ist zu beklagen, daß dieser Volksmund in einer Sentimentalität untergegangen ist wie eine frühere Zeit sie angenehm finden konnte.

So auch ist der Ton welchen Joseph Seiler anschlägt, um uns an „Die runde Tafel" des Königs Artus zu versetzen, nicht als der dem Gegenstande zusagende anzusprechen, weil es nicht der Ton der Zeit ist.

„Eine Reise im Mai 1843", in Briefen von Mathilde Franciska, verleugnet freilich manche der kleinen weiblichen Eigenthümlichkeiten nicht die wir an einer Schriftstellerin belächeln; doch begegnen wir manchem Erfreulichen. Die Kindererinnerungen, die Landschaftsbeschreibung sind recht anmuthig.

Die letzte Abtheilung: „Lyrisches", füllt 142 Seiten, und wir finden bekannte und beachtete Namen, wie Freiligrath, Annette v. Droste, Adolf Schults, Wilhelm Junkmann, Sallet; im Allgemeinen jedoch bieten die Gedichte Nichts von Dem was uns sogleich festhält, erfüllt, befriedigt.

23. Charitas. Gestiftet durch Eduard von Schenk. Fortgesetzt durch Karl Fernau.

Das Taschenbuch enthält zwei Novellen, beide tragisch. „Die Begutte", von Franz Xaver Badhauser, führt uns in die Reichsstadt Speier und versetzt uns in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts, wo die Pest ihre Geißel über Deutschland schwang, und die Noth der rohen Masse, im Bunde mit der Habgier, die Juden zu Brunnenvergiftern machte, um sie zu vertilgen. Da vergiftete auch ein junger Patricier die Blüte der stillen Marie, zugleich werbend um die Hand einer Patriciertochter die schon liebt und geliebt wird von dem jungen Kriegsmann Georg. Marie findet Zuflucht im Beguinenhause, und stirbt im Herzen mit der Liebe zu Georg; und hier erst entwickelt es sich, daß sie die Schwester seiner Braut war. Die Erzählung macht keine Ansprüche, und eben deshalb lesen wir sie gern, manches Schwache, nicht genügend Ausgeführte gern übersehend.

Die andere Novelle: „Cäcilie", von Karl Weichselbaumer, führt uns in die Schreckenszeit der ersten französischen Revolution, die auch Cäciliens Haupt unter die Guillotine legt, nur weil sie Blut wollte. Wir gehen nicht aufs Einzelne näher ein, sondern sprechen nur den Wunsch aus, daß der Verf. sich es weniger leicht gemacht haben möchte, um das Ganze mehr zusammenzuhalten. Wir meinen nämlich, es sei nicht schwer, aus den Ereignissen jener Zeit überall Einzelnes aufzufinden, um dasselbe zu dieser oder jener Person in Verhältniß zu bringen; dagegen aber belohnender und wirksamer, in einer Novelle, wenigstens die Hauptperson, hier also doch wol Cäcilie, von und an den Ereignissen durchleben und ausleben zu lassen. So war z. B. die Scene in der Vendée in gegebener Weise nicht absolut nothwendig, auch auf keinen Fall haben Hoche und Laroche-Jacquelin ein solches Gespräch geführt wie es S. 30 fg. gegeben ist.

„Die goldenen Schneereiflein", eine Sage vom Dreisesselberg im Baierwald, hat Julius v. Braun wol nicht eigentlich in dem der Sage angemessenen Tone, doch übrigens recht gut erzählt.

Georg Scheurlin hat die Volkssage vom „Kreuz im Altmühlthale" zu einem Kranze von Liedern und Romanzen benutzt, die nur schwer mit ihrem sehr einfachen Gegenstande in Beziehung zu bringen sind. Die Liebe Burkhard's v. Seckendorf zu der schönen Förstertochter Hedwig ist übertragen: den beiden Liebenden ist der Dichter untergeschoben, und dieser lebt und liebt nur in sich selbst, er verliert Grund und Boden, wofür manches recht Poetische nicht vollkommen entschädigen kann; doch recht hübsch ist (S. 112) „Hedwig an der Spindel". Burkhard tödtet irrthümlich die Geliebte. Wäre Das und seine Buße in schlichtem Romanzenton dargestellt, so glaubten wir an die Sühne. Wenn dagegen der vorwaltenden Sentimentalität, die an sich schon außer der Zeit liegt, der Papst gegenübergestellt wird, der mit einem Zuge nach Jerusalem Alles beilegt, so glauben wir nicht an die Liebe, und, obgleich der Gnadenschatz der katholischen Kirche und seine Kraft uns wohl bekannt ist, ebenso wenig an die Wahrheit der Sühne.

Vom Herausgeber, Karl Fernau, empfangen wir: „König Ring, oder Frithiof und Ingburg. Tragödie in fünf Aufzügen." Der Verf. hat die bekannte „Frithiofsage" benutzt, die schon so vollendet uns übergeben ist, daß wir nur schwer uns einer andern Form hingeben. Dazu kommt, daß so Vieles fremd und unverstanden erscheint: was uns in den wenigen sagenhaften Zügen der Romanze befriedigt, genügt nicht, sobald die Handlung und ihr Schauplatz in die Gegenwart verlegt wird. Zum Theil wenigstens mag hierin die Wahrnehmung begründet sein, daß bis jetzt noch alle dramatischen Gedichte welche Stoffe der nordischen Vorwelt bearbeiten, von Klopstock's „Hermann" bis Fouqué's „Sigurd Schlangentödter", spurlos vorübergegangen sind. Möchte daher der Verf. sich Stoffe wählen welche ihm und uns Lesern näher liegen.

Ludwig, König von Baiern, hat das Taschenbuch mit mehren italienischen Distichen und einem Gedichte beschenkt welches die vor München befindlichen Löwen betrifft, und eine zwar alte, doch nicht oft genug zu wiederholende Wahrheit, daß nämlich das Glück nur in unserm Innern blühe, ausspricht.

Unter den übrigen Gedichten ist S. 80 „Der Becher und ich", von Franz v. Kobell, hervorzuheben; wogegen „König Max am Königssee", von Christian Knorr, zu weit ausgesponnen ist.

Die Illustrationen geben, gestochen von A. Schleich, Ansichten von den beiden Erzstatuen Schwanthaler's: Kurfürst Johann Wilhelm und Albrecht IV.; sodann noch, gezeichnet und gestochen von F. Folz: Der Pilger von St.-Just, nach Platen's bekannter Romanze. Die drei Blätter gereichen dem Büchlein zu besonderer Zierde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Maler David.

Unter den von der amerikanischen Presse in der letzten Zeit veröffentlichten Werken die Beiträge zur Geschichte der letztern 50 Jahre liefern, nehmen die „Denkwürdigkeiten des Malers Oberst Trumbull" einen hervorragenden Rang ein. Das vielbewegte Leben des Mannes, der darin sich selbst und seine Erlebnisse schildert, ist tief verflochten mit den großen politischen Bewegungen und Umwälzungen, die in der letzten Hälfte des vergangenen und am Anfang dieses Jahrhunderts stattgefunden haben. Seinen militairischen Rang erwarb er sich im Dienste der Freiheit für die Sache seines Vaterlandes. Auf seinen Reisen, die er später zur Ausbildung in seinem Künstlerberuf nach Europa unternahm, führte ihn das Schicksal in manche Gefahren, brachte ihn aber sowol in seiner Eigenschaft als in der eines politischen Beauftragten seiner Regierung auch mit den berühmtesten Männern seiner Zeit in Berührung, deren Schilderung seinem Werk den Reiz und die Wichtigkeit echter geschichtlicher Denkwürdigkeiten verleiht. Als Beispiel möge hier sein Besuch bei dem Maler David im J. 1796 folgen, den er bereits in frühern Jahren während seines Aufenthalts in Paris kennen gelernt, und dessen Verwendung bei dem damaligen Machthaber in Frankreich zur Erlangung eines Passes nach England er nachsuchte, nachdem Talleyrand, welcher während seines Aufenthalts in Amerika in der Familie und unter der Freundschaft Trumbull's die herzlichste Aufnahme gefunden, nicht gewillt schien diese Zuvorkommenheiten durch Gegendienste zu erwidern.

„David's innige Verbindung mit Robespierre während der schrecklichsten Zeit der Revolution", erzählt der Amerikaner, „hatte mich bis dahin von jedem Versuch meine frühere Bekanntschaft mit ihm zu erneuern zurückgeschreckt; aber meine Lage schien im Augenblick zu trostlos, und er der Einzige meiner Bekanntschaft, auf den ich meine Hoffnung um Beistand setzen konnte. Ich verfügte mich deshalb nach seiner Wohnung im Louvre, fand ihn daheim, und wurde ebenso schnell erkannt und herzlich empfangen, obwol viele Jahre, seitdem wir uns zum letzten male getroffen, verstrichen waren. Er erkundigte sich sogleich nach meinem Gemälde der Schlacht von Bunkershill und dem Kupferstich, den Müller in Stuttgart davon ausführen sollte. Ich erzählte ihm, daß ich in Stuttgart gewesen und die Platte ganz nach meinem Wunsche vollendet wäre, daß ich sowol diese als das Gemälde selbst mit mir führe, und daß ich mich auf dem Weg nach London befände, um den Druck und die Veröffentlichung zu besorgen; ich sei aber unerwarteten Hindernissen begegnet, indem ich keinen Paß zur Weiterreise erlangen könne, und wende mich deshalb an ihn mit der Frage, ob er den Policeiminister kenne und mir dazu behülflich sein könne. Er erwiderte, er kenne den gegenwärtigen Minister nicht; «aber», fuhr er fort, «ich kenne seinen Geheimschreiber, und Das mag ebenso viel gelten. Gehen Sie in Ihr Hotel, mein Freund, nehmen Sie Ihr Gemälde und kommen Sie damit zurück. Inzwischen will ich die Kleider wechseln und mit Ihnen auf die Policei gehen, et nous verrons: ce tableau-là vaut bien des passeports»."

„Ich that nach seinem Rath, und er stieg mit mir in den Wagen. Während unserer kurzen Fahrt verbreitete sich unser Gespräch natürlich über die seltsamen Ereignisse, deren Schauplatz Paris seit unserer ersten Bekanntschaft gewesen. «Es ist wahr», äußerte er, «viel Blut ist vergossen worden, aber es wäre besser für die Republik gewesen, wenn 500,000 Köpfe mehr unter die Guillotine gekommen wären!» Ich schauderte, und Dies, dachte ich, ist der einzige Mann auf Erden, auf dessen Beistand bei einer Gelegenheit du rechnen kannst die vielleicht Gefängniß oder Tod einschließt."

„Wir langten auf der Policei an; wie sorgenvoll ich auch war, konnte ich doch nicht umhin, von der komischen Wirkung überrascht zu werden welche mein Erscheinen auf den Haufen Schreiber, denen ich damals wohl bekannt war, machte, als sie mich in Begleitung des «guten Bürgers David» ankommen sahen, der sich vertraulich auf meinen Arm stützte; denn er hatte den tendo Achillis gebrochen und war auf einem Fuße lahm. Im befehlshaberischen Tone fragte er nach dem Gemache des Geheimschreibers; man zeigte uns hinein, und David brachte auch sogleich meine Sache zur Sprache. «Ich kenne Hrn. Trumbull seit den letzten zehn Jahren; ich weiß, daß er ein Amerikaner und ein Gegner der Engländer in ihrem Krieg war. Je vous en réponds, il est bon révolutionnaire tout comme nous autres» — ein schreckliches Lob von solchen Lippen. «Il est grand artiste, et on fait mal de le retenir dans ses occupations actuellement paisibles des arts.» Diese Vertheidigung von Seite des Sieur David war unwiderstehlich. Der Secretair besah das Bild — bewunderte es; bedauerte, daß mein Charakter so falsch geschildert und misverstanden worden sei: ich sollte den Paß unverweilt erhalten. «Aber, mein Herr, ich muß Sie dem Minister vorstellen; es wird ihn freuen, aus dem Irrthum gebracht zu werden und Sie und Ihr Kunstwerk zu sehen.»"

„Man wies uns in das Zimmer des Ministers und ich ward ihm vorgestellt. Dieselbe Lobrede von Seiten David's, derselbe Beifall wegen meines Bildes und ungesäumter Befehl zur Ausfertigung des Passes, wobei der Minister mit äußerst höflichem Lächeln hinzufügte: «Und doch wäre ich beinahe geneigt, die Gewalt die ich besitze zu benutzen, um in dem Dienst der Republik einen Künstler von so viel Begabung zurückzuhalten.» Der Paß ward ungesäumt ausgefertigt, und ich verließ triumphirend die Policei, erstattete meinem Freunde David den aufrichtigsten Dank, nahm Abschied von ihm und seiner Familie, bestellte Postpferde, und war augenblicklich auf dem Wege nach London."

„Hier will ich einen Augenblick bei dem Charakter des Mannes verweilen der mir soeben einen unschätzbaren Dienst erwiesen hatte. David war von Natur ein mildgesinnter Mann mit warmem Herzen, aber glühend und oft heftig in seinen Gefühlen; ein begeisterter Bewunderer der römischen Republik; von all den berühmten Charakteren der letztern bewunderte er zumeist den ältern Brutus, der seine beiden Söhne zum Heile seines Vaterlandes geopfert. Er hatte ein schönes Gemälde davon entworfen und seine Gefühle zu dem Glauben zusammengefaßt, daß Alles was sonst dem Herzen theuer dem Vaterlande geopfert werden müsse. Als die Revolution in Frankreich begann, trat er auf die Volksseite, weihte alle Springfedern seines Charakters der Herstellung der Republik, und war zu der festen Ueberzeugung gelangt, daß das Blut der Einzelwesen nicht mehr werth sei als Wasser in Vergleich zu dem Gedeihen seiner Lieblingstheorie. Dies gab seinem öffentlichen Leben das Gepräge eines grausamen Ungeheuers, während in seinem häuslichen Leben sein ursprüngliches menschenfreundliches Wesen sich gleichblieb. Niemand konnte im Familienkreise herzlicher und liebenswürdiger sein; Niemand konnte an der Gefahr eines Andern tiefern und innigern Antheil nehmen als er an der meinigen, obwol er nicht anders als durch gewöhnliche Bekanntschaft und den gleichen Künstlerberuf mit mir verbunden war."

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 66. — 7. März 1847.

Die Taschenbücher für das Jahr 1847.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 65.)

24. Berliner Kalender.

Als Titelbild ist das von Krüger gemalte und von Teichel gestochene Portrait des ritterlichen Prinzen Waldemar gegeben, über dessen Reisen im Orient zugleich eine kurze Nachricht dem Leser nicht eben Mehr sagt als was bereits die Zeitungen berichteten. Die übrigen, von Biermann, Lasinski und Strack gezeichneten, von Sagert und Schulin höchst sauber gestochenen Illustrationen gewähren Ansichten vom neuen Krankenhause, dem Babelsberge bei Potsdam, der Friedenskirche bei Sanssouci, dem Palais der Fürstin von Liegnitz und der Grabkapelle Johann's von Böhmen zu Castell an der Saar, sowie den Künstlerwerkstätten und der Gemäldegalerie vor dem Brandenburger Thore.

Den übrigen Inhalt des Buches eröffnet ein edelgedachtes und schlichtgehaltenes Gedicht des Kronprinzen von Baiern: „An die verewigte Prinzessin Wilhelm von Preußen."

G. W. v. Raumer's „Berlin in den Jahren kurz vor der französischen Revolution, von 1786—92" zeigt uns das Hofleben während der Regierung Friedrich Wilhelm's II. in allen seinen glänzenden Aeußerlichkeiten durch das ganze Jahr. Es ist zum Theil noch ein Losringen aus der einsamen Altväterlichkeit der vorangegangenen Zeit zu freierer Beweglichkeit modernen Glanzes, der nicht ohne den wesentlichsten Einfluß auf die Sitten der Gesellschaft blieb. Möge der Verf. im folgenden Jahrgange uns diese Gesellschaft vorführen, auf welche unter Anderm auch der Minister Wöllner in gar eigener Weise eingewirkt hat, sodaß unmittelbar neben entfesselter Frivolität Bigoterie, Geheimnißkrämerei und Ordenswesen zu stehen kommt, welches wir gegenwärtig freilich immerhin belächeln können, aber doch wirklich eine höchst ernste und leider tiefbetrübende Seite hat.

Alfred v. Reumont begleitet die schon erwähnte Ansicht der Grabkapelle König Johann's von Böhmen mit einem historischen Abrisse dieses unstäten Herrschers, derselbst im Tode nur spät erst Ruhe fand zu Castell an der Saar.

„Etwas über Serbien", von Franz Mertens, ist ein schätzbarer Beitrag zu näherer Kenntniß dieses Landes, und zugleich ein glücklicher Versuch, die Geschichte desselben aus seinen nur spärlichen Monumenten festzustellen.

Außerdem gibt das Buch noch von Friedrich Walter „Auch eine Herzensgeschichte", die sich freilich der sogenannten Natürlichkeit in der Darstellung bestrebt, damit aber durchaus Unwesentliches für die Geschichte herbeizieht, und weder das Verhältniß des Erzählers zu dem jungen Polen, der seine eigene Schwester liebt, wahrscheinlicher macht, noch sonst irgend einen ansprechenden Reiz schafft.

25. Cornelia. Begründet von Aloys Schreiber und fortgesetzt von Walter Tesche.

Unter den novellistischen Beiträgen sind vorzugsweise die hundsrücker Dorfgeschichte: „Der gespenstige Stollen", von W. O. v. Horn, und „Erzählungen eines Criminaladjuncten", von Fr. Hilarius, zu nennen, welche wenn auch nicht durchweg befriedigen, doch durch manche glücklich aufgefaßte und wiedergegebene Eigenthümlichkeit ansprechen; so die Erzählung, wie die alte Bille Feuer aus dem Stollen holen will; so, wie in der andern Erzählung die unglückliche Cili den Köhlertoni, ihren Jugendgeliebten, vor seiner Hütte erwartet, und das Lied S. 182.

Bernd v. Guseck hat es sich mit seiner „Festkönigin" doch etwas bequem gemacht. Es ist freilich recht hübsch, daß das schöne Fischermädchen von Capri eine Frau Marchesa wird, doch können wir nicht eigentlich an die Nothwendigkeit der für diesen Zweck aufgewendeten Mittel glauben, obgleich diese die gewandte Darstellung des Verf. von neuem bethätigen.

„Die Entführung", von Walter Tesche, ist etwas breit angelegt und ohne eigentliche Charakteristik; doch wird das Geheimnißvolle, sowie gegen das Ende hin die Entführung selbst die Leserinnen in gewünschter Spannung erhalten, welche durch die gefahrvolle nächtliche Rheinfahrt, und das in der Gewitternacht grauenhafte Pistolenduell im Blockhause vor Mainz noch gehoben wird.

Zu den sieben Illustrationen, nach Nilson und Schnhuber von Schad, Spieß, Merz und Baumann befriedigend im Stahlstich ausgeführt, gibt Dräxler-Manfred die Erklärung in sieben Sonetten, unter denen vorzugsweise I, II und VI sich allgemeinern Beifalls erfreuen werden.

Am Schlusse gibt F. Hilarius „Eine Frühlingsliebe" in Liedern. Es sind überhaupt 17 Lieder, und Nr. 1 und 14 vorzugsweise zu nennen, dagegen Nr. 16 als das vollendetste auszuzeichnen.

26. Elsässische Neujahrsblätter. Im Verein mit ihren Freunden herausgegeben von Aug. Stöber und F. Otte.

Der Elsaß, lange schon unter französischer Herrschaft und noch länger unter französischem Einfluß stehend, erhält nur mit Anstrengung die deutschen Elemente lebendig. Um so mehr erwirbt er sich Anerkennung, Achtung und Unterstützung, je mehr wir wahrnehmen müssen, wie im deutschen Norden, Osten und Süden fremde, zum Theil verhaßte Elemente sich hereindrängen, wie französische Sprache und Sitte dagegen bei uns Deutschen seit einem vollen Jahrhundert schon willkommen geheißen wurden, und auch heute noch eine Herrschaft behaupten welche sogar sich Einfluß auf die Journalistik zu verschaffen weiß. Unter solchen Umständen sind die schon seit 1844 erschienenen „Neujahrsblätter" als Organ der deutschen Nationalität wirklich ein Ereigniß, von dem wir wol annehmen dürfen, daß es nicht in Deutschland allein, sondern auch und vorzüglich im Elsaß selbst die allgemeinste Unterstützung finde. Schon die frühern Jahrgänge bestrebten sich, deutsche Sprache und Sitte im Elsaß hervorzuheben, denn eben Dieses muß die nächste Aufgabe sein; auch der vorliegende Jahrgang bietet in dieser Beziehung manches Beachtenswerthe.

L. Schneegans in Strasburg gibt eine dankenswerthe „Biographie des Daniel Specklin", welcher auf die seit Einführung der Feuerwaffe durchaus umgewandelte Kriegsbaukunst einen sehr wesentlichen Einfluß übte, dem man sogar die Befestigungen von Malta, Gibraltar u. a. wol nur in dem Sinne zuschrieb, daß seine Principien dabei zum Grunde liegen.

Einen Cyklus der altdeutschen Dichter des Elsasses eröffnet Wilhelm Wackernagel mit „Otfried von Weißenburg", welchem wir die erste Reimstrophe zuschreiben müssen.

Sodann finden wir von Aug. Stöber „Elsässische Geschichten und Sagen", unter denen die „Weiber von Ruffach" noch heute einen Ehrenplatz einnehmen, indem ihnen in der Kirche die Stühle auf der rechten Seite gebühren.

Der Sage vom „Junker von Bulach", welche L. Schneegans in einer Romanze mittheilt, sind wir sonst schon begegnet, wo das wundervolle Ereigniß, daß die Todten aus den Gräbern steigen, um den Junker gegen Mörderhände zu vertheidigen, anschaulicher hervortritt.

Auch ein sogenannter Naturdichter, der Drechslermeister Daniel Hirtz in Strasburg, hat hier gerechte Aufnahme gefunden. Seine beiden Gedichte: „Glaubenskraft", dem ersten evangelischen Prediger im Münster, Mathias Zell, gewidmet, und „Der verlockende Klosterwein", in strasburger Mundart, bezeugen ein recht wackeres Talent.

Karl Bernhard theilt „Erinnerungsblätter aus Algerien" mit, die uns das Leben der Eingeborenen anschaulich und nicht eben verlockend vorführen. Sodann finden wir von ihm noch ein Gedicht: „Unsere Muttersprache", von welchem die letzte Strophe den Elsassern nicht allein gesagt ist. Möge sie überall Anklang und Beherzigung finden, wo das deutsche Wort bedroht wird.

Außer den elsassischen Dichtern: Adolf Stöber, Lamey, F. Otte, Marie Delaroche, Karl Candidus, Aug. Stöber u. A., haben auch die Schweiz und Deutschland freundnachbarlich beigesteuert. Wir finden Gedichte von Karl Mayer, Wilhelm Kilzer, Hermann Kurz, Castelli, Schnezler, Hub, sowie von H. v. Tschudi ein ansprechendes Gedicht „Aus Venedig". Außerdem von F. Blaul eine schlichte, gute Erzählung „Die Fergin", und von Jeremias Gotthelf eine schweizerische Dorfgeschichte „Der Besuch auf dem Lande", deren derbe Natur freilich zarte Damen erschrecken kann, die wir jedoch dem Bessern gleichstellen müssen was im Fach der Dorfgeschichte bis jetzt geleistet worden ist.

(Der Beschluß folgt.)

---

1. Ueber den Einfluß der Schule auf das Leben des Volkes. Kritik der Gegenwart und Vorschläge für die Zukunft vom protestantischen Standpunkte aus. Von Karl Soldan. Darmstadt, Leske. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Die Erziehung des Volkes durch die Schule. Von J. Scheinert. Zwei Bände. Königsberg, Bornträger. 1845—46. Gr. 8. 3 Thlr. 16 Ngr.

Die Pädagogik ist in der That beklagenswerth. Unzählige male lag sie schon in Kindesnöthen, und von allerlei Geburtshelfern ist sie nicht wenig gemartert worden, ohne etwas Besseres als Mondkälber oder todte Früchte zur Welt zu bringen. Dann und wann verbreitet sich wol das Gerücht, daß endlich ihre Entbindung ein glückliches Resultat gehabt habe; kaum aber waren der Fama erste Trompetenstöße verklungen, so kam auch schon die Trauerbotschaft von dem Verscheiden des hoffnungsvollen Kleinen. Ein mal jedoch war es, als ob die Pädagogik wirklich ein lebensfähiges, wohlgestaltetes Wesen geboren habe, und es entstand darüber kein geringer Jubel in Norddeutschland, wo die Niederkunft erfolgt war. Die geistige Entwickelung des hochbegabten Kindes übertraf alle Erwartungen; in ihm fand das Inland seinen Ruhm, die Nachbarn unterdrückten allen Neid und freuten sich aufrichtig. Das Ausland fing an Respect vor unserer pädagogischen Wochenstube zu bekommen, und schickte sogar Commissare zur Anbetung des kleinen Wunders; diese kamen, sahen und staunten, sie kehrten lobend und preisend in ihre Heimat zurück, und wir wurden immer stolzer auf das geniale Geschöpf. Daneben aber geschah es schon damals, daß einzelne Fromme unheimliche Seufzer über den Kleinen ausstießen, als derselbe eine absonderliche Gedächtnißschwäche beim Lernen des Katechismus zeigte, und durchaus nicht an einen regelmäßigen Kirchenbesuch zu gewöhnen war. Als er nun größer und stärker wurde und die orthodoxen Wickelbänder gänzlich zu zersprengen drohte, da erhoben die Zionswächter ein gewaltiges Zetergeschrei, was ihnen aber vor der Hand nicht viel half, denn der junge Freigeist hatte hohe Protectionen.

So war er schon ziemlich herangewachsen, als Ereignisse eintraten die seine Zukunft verdunkelten, ja überhaupt seine Existenz in Frage stellten. Er studirte eines Morgens gar

eifrig in einem Buche des berühmtesten Philosophen der damaligen Zeit, als mit leisen Schritten eine geistliche Gerichtsdeputation bei ihm eintrat und eine genaue Untersuchung seiner physischen und intellectuellen Beschaffenheit vornahm. Man betastete verschiedene Theile seines Körpers, klopfte an die Stelle wo die Pectoraltheologie zu sitzen pflegt: — hier klang es hohl. Man legte ihm mehre Gewissensfragen vor: — er machte Ausflüchte und behauptete, nach dem Allgemeinen Landrecht zu keiner Antwort darüber verpflichtet zu sein; und als er endlich die drei Artikel des Glaubensbekenntnisses hersagen sollte, fand es sich, daß der Unglückliche sie nicht kannte. Hierauf fühlte man weiter an seinem Leibe herum, griff ihm an den Puls: — er hatte kein Blut, und an der Stelle des Herzens saß ihm ein Hegel'sches Collegienheft; so steht es wenigstens im Untersuchungsprotokoll.

Da erhob sich der Präses der theologischen Commission, und that mit feierlicher Stimme den Ausspruch: Euer Kind ist ein todtgeborenes philosophisches Monstrum! Seine scheinbaren Lebensäußerungen waren durch Galvanismus, wenn nicht durch etwas Schlimmeres, hervorgebracht. Danket Gott, daß es nicht gelebt hat und niemals leben wird; denn fürwahr, es wäre zur Hölle gefahren und hätte euch Alle mit fortgerissen in den Pfuhl der Verdammniß. Großer Schreck verbreitete sich unter den Freunden des Kleinen; die Gläubigen aber waren hocherfreut und versicherten, daß mit dem Untergange des philosophischen Wechselbalgs gar Nichts verloren sei; Mutter Pädagogik sei trotz ihrer hohen Jahre noch fruchtbar, und wenn man ihr einen streng orthodoxen, an militairische Subordination gewöhnten Mann zulege, so werde sie unfehlbar eines Kindleins genesen welches, von der Theologie aufgefüttert und erzogen, den Bedürfnissen der traurigen Jetztwelt am besten entsprechen werde. Der Versuch wurde sogleich unternommen, und seitdem ist wirklich ein neuer pädagogischer Sprößling hervorgekommen, nicht hülflos und nackt wie andere Kinder, sondern mit einem feinen schwarzen Kleide von etwas jesuitischem Zuschnitt und — was ganz besonders merkwürdig ist — mit gewaltigen Raubzähnen; auch hat er in seinem Heißhunger bereits angefangen, seinen Stiefbruder, den Philosophen, aufzufressen, worüber die Gläubigen ein unmäßiges Freudengeschrei ausgestoßen haben. Bei dem vielversprechenden Kinde haben gar vornehme Herren Gevatter gestanden und feierlich versprochen, seine Erziehung nach den Grundsätzen der modernsten Frömmigkeit zu leiten. Somit hat der kleine Schwarze recht glänzende Aussichten und kann es noch zu hohen Ehren und Würden bringen, wofern nicht — —

Doch verlassen wir jetzt die Allegorie, um die Sache in schlichter Weise zu besprechen. Es hat seine Richtigkeit, daß man bemüht ist, dem Erziehungswesen ein neues Fundament und neue Richtungen zu geben. Nach reiflich durchdachten Plänen und nicht ohne Geschick ist bereits ein gutes Stück dieser Arbeit in Angriff genommen, und für die kurze Zeit Vieles geleistet worden. Doch würde man Unrecht thun, wenn man die Hindernisse die dem Gelingen des Unternehmens entgegenstehen ganz übersehen wollte. Sie liegen hauptsächlich in einem lebhaften Widerwillen gegen die Dreiheit des Geisteszwanges, der kirchlichen Satzungen und des politischen Rückschritts. Zwar schmeichelt sich Mancher mit der Hoffnung, daß dieser Widerwille nur bei einer schlechtgesinnten Minderzahl zu finden sei, mit der man schon fertig zu werden gedenke. Wer sich aber nicht absichtlich in einen engen Kreis Gleichgesinnter einbannt, wo er immer nur hört was er zu hören wünscht, wer mit offenem Ohr und Auge unter das Volk tritt, wird gar bald die Ueberzeugung gewinnen, daß alle Projecte zur Wiederherstellung des Priesterregiments und ähnlicher Dinge in den Wind oder höchstens auf den Sand gebaut sind; die rückschreitenden Bewegungen, wären sie auch noch so künstlich maskirt, werden mit scharfem Blicke beobachtet, und das Mistrauen gegen alle mittelalterlichen Tendenzen ist so weit verbreitet und so tief wurzelnd, daß es keiner irdischen Macht möglich ist es zu vertilgen. Nur eine solche Pädagogik welche diese Klippe des Mistrauens zu umschiffen weiß wird Einfluß auf das Volk gewinnen; steuert sie aber gerade darauf los, so ist ihr Schiffbruch unvermeidlich. Daß dabei die pädagogischen Experimentmacher ihre Schande erleben, hätte noch am wenigsten zu bedeuten; die Verwirrung aber welche sie damit unter das Volk bringen, die dadurch gehemmte Verbesserung seiner Zustände, die Zerrüttungen welche das anderweitig schon nicht mehr grundfeste sociale Gebäude durch falsche pädagogische Principien noch in höherm Maße erleidet, Das sind die verhängnißvollsten Uebel, deren Abwendung jedem Freunde der Menschheit am Herzen liegen muß. Deshalb thut es in unserer Zeit mehr als jemals Noth, die Volkserziehung ins Auge zu fassen, die verderblichen Misgriffe in derselben aufzudecken und richtige Wege anzugeben.

Als Männer welche wahren Beruf haben in dieser großen Angelegenheit mitzusprechen, erweisen sich die Verf. beider oben genannter Werke. Sie gehören nicht zu der radicalen Partei welche das religiöse Element aus der Schule verworfen wissen will; vielmehr ist ihnen die Religion der Hauptpfeiler der Volkserziehung; diejenige Frömmigkeit aber welche aus der Schule eine Verdummungsanstalt machen will, weisen sie entschieden zurück. „Die Entfaltung des Geistes zurückhalten", sagt Soldan, „um die gerühmte Zeit der Unmündigkeit und Knechtschaft des Geistes wieder herbeizuführen, Das können wir nicht wollen, wenn wir Achtung haben vor der persönlichen Würde des menschlichen Seins; Das können wir nicht, wenn wir auch wollten. Die Schule hat keine Macht mehr über das Leben, wenn sie mit seiner höhern Entwickelung in Widerspruch tritt. Wo sie es versucht, wird der Fortschritt der Wissenschaften und Künste, welche nicht mehr ein Vorrecht der höhern Classen sind, sondern mit ihren Resultaten das ganze Leben durchdringen, und noch mehr der immer schwieriger und aufregender werdende Kampf um die materielle Existenz und ihren Genuß, den täglichen Fortschritt der Denkthätigkeit allein bringen, und ihm eine in dem Maße materiellere Richtung verleihen in welchem Schule und Kirche auf ihr Antheil an demselben verzichten, statt mit kräftiger und liebender Hand sich der Geister früh zu bemächtigen, und dem erhöhten Bewußtsein auch deutlicher den höhern Zielpunkt zu zeigen der allein des denkenden Menschen würdig ist. Aber die Reactionsmänner unserer Tage nehmen sich noch Mehr vor als das Denkvermögen unangeregt zu lassen. Diese Vernachlässigung scheint ihnen vielmehr Mittel zum Zweck zu sein; denn sie geben nicht blos Worte deren Sinn das Kind nicht zu fassen vermag, sondern einen Sinn zu den Worten den die natürliche Denkthätigkeit des Erwachsenen auch nicht zu fassen vermag, zu dessen Anerkennung sie darum alles Ernstes die Vernunft gefangen nehmen wollen unter den Gehorsam des Glaubens. . . . Ihr aber, ihr Seminardirectoren, die ihr solchen dunkeln Geist in euern Mauern hegt und pflegt, und gedenkt über ganze Provinzen zu verbreiten, ihr Schulräthe und Landesbehörden, die ihr das Heil oder den Gehorsam der euch anvertrauten Völker allein durch solche demüthig niederblickende und äußerlich der Welt abgestorbene Lehrer zu fördern gedenkt, und darum nur sie begünstigt und anstellt, seht zu, was ihr schafft! Ihr habt zu Pflegern der Unschuld Heuchler erzogen, Betrügern das höchste Kleinod der Menschheit vertraut! Was muß eine Schule sein, wo solch ein finsterer Geist nicht aus dem warmen edeln Herzen des Lehrers kommt, sondern das künstliche Product kalter, gleißnerischer Schlauheit ist!"

Beiden Verf. ist das Christenthum das erhabenste Bildungsmittel für alle Volksclassen. Scheinert sagt (I, 165): „Das Christenthum ist das Natürlichste und Höchste was den Menschen gegeben werden kann; jede Erziehung und jeder Unterricht haben nur insofern Werth, als sie im reinen Christenthume, das frei von allen Menschensatzungen ist, begründet sind; darum entspricht die Bildung der Menschen im Sinne des Christenthums allen Foderungen der besten Volksbildung;

das christliche Princip ist bei dem Zustande nicht nur der gegenwärtigen, wie überhaupt aller Philosophie, das einzig mögliche, von welchem zu hoffen ist, daß es sich zu seiner Zeit zur allgemeinen Anerkennung und zu siegreicher Herrschaft emporarbeiten kann." Und allerdings können wir erst von einer eigentlichen Volksbildung sprechen, seitdem das Christenthum das Bildungselement geworden ist, sowie auch noch heutigen Tags bei nichtchristlichen Völkern von einer Bildung in unserm Sinne nicht die Rede sein kann.

In der Ansicht, daß die Schule nicht von der Kirche zu emancipiren sei, stimmen Soldan und Scheinert ganz überein. An einzelnen Stellen ist diese Uebereinstimmung wörtlich. Soldan stellt die beiden Sätze auf: „Die Kirche kann die Schule nicht aufgeben, ohne sich selbst aufzugeben"; und: „Die Schule kann ebenso wenig von der Kirche sich lossagen, ohne von ihrer erhabensten Bestimmung sich loszusagen." Zur Begründung dieses Ausspruchs gehören Voraussetzungen, welche nicht allzu häufig zutreffen. Wo sie indeß vorhanden sind, d. h. wo der Prediger ein wahrhaft christlicher und kenntnißreicher Mann ist, da kann es für den Elementarschullehrer sicherlich keinen bessern und passendern Vorgesetzten geben. Die geistliche Beaufsichtigung wollen aber beide Verf. nicht blos in den Volksschulen gelten lassen, sondern auch auf die höhern Bürgerschulen und Gymnasien ausgedehnt sehen. „Ein Gymnasialdirector welcher wahrhaft seine hohe Stellung erfüllt, ist sicher ein Geistlicher und ein höherer Geistlicher" — nun, wir haben viele höchst wackere Gymnasialdirectoren gekannt ohne allen geistlichen Anstrich, und sind fest überzeugt, daß sie dies Amt besser verwaltet haben als die große Mehrzahl der vorhandenen Geistlichen es thun würde; ein Geistlicher der nicht zum Schulamte und zum Dirigiren taugt ist an der Spitze eines Gymnasiums ein Unding, und würde den Leuten welche auf die Verdummung der Jugend hinzielen vortrefflich in die Hände arbeiten.

In beiden Büchern ist das Gebiet der Volkserziehung in großer Ausdehnung und nach zahlreichen Richtungen durchwandert; Methodik, Disciplin, Organisation der Seminare und Schulen, Gegenwirkungen des Lebens, Hülfe wider diese Gegenwirkungen werden hier behandelt, und im Besondern wird über die Kleinkinderschulen, Volksschulen, Bürgerschulen, Simultanschulen, über Vereine für Volkserziehung u. s. w. ausführlich gesprochen. In diese Einzelheiten einzugehen überlassen wir pädagogischen Blättern, und schließen hier mit einer kurzen Charakteristik beider Schriftsteller, wie sie uns aus ihren hier besprochenen Werken erschienen sind.

In Soldan finden wir einen mit reichen pädagogischen Erfahrungen ausgerüsteten, von der Heiligkeit des Lehrerberufs durchdrungenen Mann; ein entschiedener Gegner der modernen Heuchelei, weil er das wahre Christenthum versteht und ehrt, will er, daß in der Jugend des Volkes nicht dumpfe und verfolgungssüchtige Schwärmerei oder sentimentale Liebe erweckt werde, die sich durch Tändelei mit dem Heiland und süßen Worten kund gibt, sondern in fröhlicher Kindesliebe des Dankes und der lebendigen That. Er ist überzeugt, daß der Mensch nicht erst seines klaren Denkens sich entäußern, seine Vernunft gefangen nehmen muß, um zur Religion zu gelangen. Man fühlt, daß Alles was er hierüber spricht ihm so recht aus der Seele geflossen ist. Seine Kritik der Methoden und der Disciplin bekundet den langjährigen und scharfblickenden Beobachter; seine Rathschläge zu ihrer Verbesserung verdienen alle Berücksichtigung; in seinen Auffoderungen und Entwürfen zu gemeinnützigen pädagogischen Vereinen bewährt sich überall der treue Freund der Volksjugend sowie des Lehrerstandes.

Sollen wir Scheinert mit Soldan vergleichen, so würden wir sagen, daß in Letzterm die süddeutsche Gemüthlichkeit und eine größere Gefühlswärme vorwaltet, in Ersterm die ostpreußische Verstandesschärfe. Scheinert markirt mit festern Linien, und würzt seine Lehren nicht selten mit pikanten Citaten und witzigen Anspielungen. Auch ihm steht Erfahrung in Unterricht und Erziehung zur Seite, und jede Seite liefert Beweise, daß er die betreffende Literatur gut durchforscht hat. Auch er will reines und lebendiges Christenthum zur Grundlage der Volksschule, nicht aber todten dogmatischen Gedächtnißkram, der zu blödsinniger Kopfhängerei oder zur verächtlichen Gleißnerei führt. Beide Männer haben die pädagogische Literatur mit werthvollen Werken bereichert und eine unzweifelhafte Berechtigung erworben, über Volkserziehung gehört und beachtet zu werden.

13.

Notizen.

Die Carcertaufe.

Bekanntlich wird aus Wallenstein's Jugend erzählt, er sei auf der Universität zu Altorf wegen allerhand toller Streiche zur Carcerstrafe verurtheilt.

'S war just ein neugebautes Nest,
Der erste Bewohner sollt' es taufen.
Aber wie fängt er's an? Er läßt
Weislich den Pudel voran erst laufen.
Nach dem Hunde nennt sich's bis diesen Tag.

Da waren die Gymnasialherren in Hof milder gesinnt als die Professoren in Altorf. Denn als hier am 10. Februar 1615 ein Schüler Hartmann aus Hof in das neuerbaute Carcer gesperrt werden sollte, so wurde von dem Collegio scholastico, damit dem neuen Ordnungszwange „nicht ein schimpflicher Name erwüchse", dem Carcer der Name Petulantia beigelegt. Der Rector Samstag aber hielt es nicht für zu gering, um dem Carcer durch seine Muse folgende Disticha in den Mund zu legen, die in den ältern Schulacten (s. Lechner's „Schicksale und Zustände des Gymnasiums zu Hof", 1846, S. 19) aufbehalten sind:

Petulantia.

Exitiosa mihi fecit Petulantia nomen,
Censeo dum mores, caeca juventa, tuos.
Si qua durities discentum nescia flecti,
Sponte meae fidei tradita corrigitur.
Tu cave, ne morum impingat censura tuorum;
Munus ego sanctae nam gero justitiae.

Eine Gymnasialantiquität.

Wer sich den höhern Studien widmen und in die Selecte eines Gymnasiums aufgenommen werden wollte, hatte in Strasburg die Pflicht bei den Pedellen der Universität zu „deponiren". Das war eine auffallende symbolische Handlung, die aber noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts stattfand. Eine Narrenkappe mit Schellen, ein ungeheuerer Hobel, ein übergroßer Ohrlöffel, eine Quantität Salz, eine Flasche mit Wein: Das waren die Instrumente bei der Deposition. Die Narrenkappe wurde dem angehenden Studenten aufgesetzt als ein Zeichen des jugendlichen Uebermuths, der sich Alles erlaubt was ihm in den Sinn kommt, und dann abgezogen unter Ermahnung, daß jetzt die Thorheiten der jugendlichen Ueppigkeit aufhören sollten. Der Hobel wurde auf dem Rücken hinaufgeschoben, ihnen zu sagen, sie sollten von nun an in ihrem Benehmen nicht mehr so „ungehobelt" sein als bisher. Der ungeheure Ohrlöffel wurde an die Ohren gehalten mit der Auffoderung, den Lehren die sie jetzt hören würden eine ganz besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Ein Gymnasiarch Beykart rief — so berichtet der Professor Baum in Strasburg in seinem lesenswerthen Buche über den Pfarrer J. G. Stüber (Strasburg, 1846) auf S. 9 — seinem Töchterlein zu: „Susanne, bring' das Fläschchen", worauf der alte Herr eine kurze Anrede hielt und dann einige Tropfen Wein Jeglichem auf das Haupt goß, mit den Worten: „Vinum laetitiae!" und ihnen mit einem kleinen silbernen Löffel einige Salzkörner auf die Zunge legte, wobei er bedeutsam sprach: „Sal sapientiae!"

20.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 67. — 8. März 1847.

Die Taschenbücher für das Jahr 1847.

Dritter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 66.)

Nach Deutschland zurückkehrend beginnen wir mit einer Gabe für Kinder:

27. **Weihnachtsblüten.** In Verbindung mit Andern herausgegeben von Gustav Plieninger.

Im Allgemeinen muß für dieses Büchlein eine schon ziemlich herangewachsene Jugend vorausgesetzt werden, wie denn die Erzählung von Gustav Nieritz: „Das Vogelnest und der Hammer, oder die Vorsehung wacht", eine Reife und kritische Anschauung von Verhältnissen voraussetzt deren Zusammenhang der Jugend nicht eben überall deutlich sein mag. Wir halten übrigens diese Erzählung für einen sehr werthvollen Beitrag, wogegen „Helene von der Schlucht", nach dem Englischen vom Herausgeber, die kirchlichen Mißstände Schottlands unter Karl II. für die Jugend nicht anschaulich macht, sondern nur zu einigen Greueln benutzt, um ein Märtyrerthum herbeizuführen. Außerdem ist die Erzählung, wie viele englische gleicher Art, farblos, weil ihr Handlung fehlt, innere und äußere.

Sehr gut und zweckmäßig sind die Erzählungen: „Das gute Haus", von Erdmann Müller, und die beiden „Erzählungen von den rothen Indianern".

Außer Gedichten von Bissinger, Moser, Krais und Eyth hat Wilhelm Hey noch ein größeres, didaktisches Gedicht „Das Alter" mitgetheilt, welches als ein wohlgeschliffener Jugendspiegel erscheint.

Wollen wir sehen, auf welchen Grundlagen zum Theil unsere Jugendbildung, zunächst in religiöser Beziehung, beruht, so müssen wir uns einem Büchlein zuwenden dem wir zum ersten mal begegnen. Es ist:

28. **Prediger-Almanach.** In Verbindung mit einigen Freunden und Brüdern herausgegeben von Johann Schiller.

Der Haushalt dieses als Versuch bezeichneten Almanachs ist mit Umsicht angelegt, und gewährt den Predigern namentlich im „Kirchengeschichtlichen Tagebuche", in den „Evangelien-Predigt-Dispositionen", im „Universitätswesen", wo die östreichischen Hochschulen ausgeschlossen sind, und in der „Journalistik" gewiß erwünschte Stützpunkte. Der „Predigerspiegel im Anekdotenrahmen", welcher nicht weniger als 105 Anekdoten producirt, erinnert sehr lebhaft an die unter nicht wenigen Predigern verbreitete Anekdotenjägerei. Manche der hier gegebenen sagen Nichts, manche werden gemacht sein, andere sind einem Zwecke accommodirt. Die „Kirchliche Umschau, oder: Wie viel Uhr ist es im Reiche Gottes?" ist in seiner Art meisterhaft. Wenn man einmal eine Sekte, eine Partei, ein gemachtes Christenthum zu vertreten hat, so kann es kaum besser geschehen. Daß es dabei nicht ohne Polemik gegen die Katholiken abgeht, ist in der Ordnung; auch die Unvernunft der „Vernünftigen" wird in Betracht gezogen, nicht aber der Umstand, daß ohne Vernunft die Idee einer Kirche auf Unvernunft hinauslaufen würde. Die Deutsch-Katholiken werden nicht anerkannt, weil sie nicht lutherisch geworden sind. Auch vom Rationalismus wird „ein Pröbchen" als Warnungstafel und Schreckpfahl mitgetheilt. Ueberall begegnen wir der Einseitigkeit der Sekte. Ob damit die Religion überhaupt, das Christenthum, der Protestantismus aber insbesondere, welcher eben gegenwärtig in Deutschland eine sehr bedeutende Aufgabe hat, wahrhaft gewinnen könne, ist eine Frage welche diese Blätter nicht zu erörtern haben. Es genügt hier den hauptsächlichsten Inhalt nachgewiesen zu haben.

Erquicklicher, segensreicher ist es, sich dem wahren Leben zuzuwenden, welches geboten wird in

29. **Christoterpe.** Herausgegeben in Verbindung mit mehren Andern von Albert Knapp.

Die Absicht dieses schon durch eine Reihe von 15 Jahren bestehenden Taschenbuchs ist eine durchaus praktische. Seine Aufgabe ist: das eigenthümliche innere Wesen des Christenthums, sein urlebendiges und allbelebendes Princip in der Wirklichkeit, in dem Leben bedeutender Persönlichkeiten als wirksam erkennen zu lassen. Dieser Standpunkt ist es auch allein, wo wir von den theologischen Wirren und Streitigkeiten, wie sie gegenwärtig überall auftauchen, unberührt bleiben, und worin zum Theil das glückliche Gelingen der gestellten Aufgabe begründet ist. Anderntheils trägt dazu wesentlich bei die geistvolle, echt künstlerische Behandlung und Darstellung der Stoffe. G. H. v. Schubert eröffnet den Reihen der

Beiträge. „Ein Schichtenwechsel" gibt in kurzen Umrissen eine Lebensbeschreibung von Gottfried Arnold und Gellert. So kurz dieser Beitrag gehalten ist, so interessant und werthvoll ist er doch durch die Darstellung. Diese ist bekannt: sie erhält für den Leser ihren Reiz durch eine in die Augen springende tiefe allegorische Bedeutsamkeit jedes Gedankens, jedes Bildes, ja fast jedes Wortes. Seine Rede gleicht einzelnen Rissen und Oeffnungen an der dunkeln Decke des irdischen Lebens, durch welche das Licht einer höhern Welt schimmert.

Die „Bekenntnisse", von einem Ungenannten, bieten eine Erzählung, welche durch die Treue und Wahrheit, womit sie einen Vorfall des wirklichen Lebens wiedergibt, wie von selbst die kunstgerechteste Form einer Novelle annimmt. Die Begebenheit selbst wiederholt sich jetziger Zeit in verschiedenen Modificationen häufig. Ein Knabe, der Sohn angesehener, gebildeter Aeltern, theils durch ihre Schuld, theils durch den auf den Schulen herrschenden Pedantismus in der Erziehung vernachlässigt, entflieht endlich, um Vorwürfen und fernerer Zucht zu entgehen, und meint in kindischer Selbständigkeit das Leben auf eigene Hand fortsetzen zu können. Der Grund einer solchen Entartung ist für diesen einzelnen Fall sehr lehrreich, und zugleich in höchst anmuthiger Form aufgedeckt.

Was Eduard Eyth unter seiner „Biographie en gros" versteht, sagt er selbst in der Einleitung, wonach er Nichts will als die Auffassung und Zusammenstellung aller einzelnen Data der Weltgeschichte aus dem wahrsten und höchsten Gesichtspunkte: das Ziel und die Aufgabe jedes echten Historikers. Er unternimmt seine Arbeit eingedenk der Worte Johannes v. Müller's: „Christus ist der Schlüssel der Weltgeschichte." Der Verf. nennt sein Unternehmen selbst ein gewagtes, und als solches muß es uns in der That und um so mehr erscheinen, je mehr er sich genöthigt sah, die Geschichte der Menschheit, diese Biographie en gros, nur in ihren allgemeinsten Umrissen aufzufassen.

„Aus dem Leben des seligen M. Christian Adam Dann", vom Herausgeber, ist eine werthvolle und darum dankbar anzuerkennende Gabe, die uns mit einem wackern und echt christlichen Geistlichen bekannt macht. Deshalb sehen wir gern darüber weg, daß der Verf., wie es uns hat scheinen wollen, hier und da der Subjectivität einen zu großen Einfluß einräumt auf die Art der Darstellung, wodurch die wahre innere Kraft derselben nur geschmälert wird.

„Melanchthon's Tod", von K. F. Ledderhose, war sicher für die Darstellung eine schwierige Aufgabe, und das Gefühl derselben scheint auch den Verf. hier und da begleitet zu haben; dennoch ist das angemessene Zusammenstellen aller desfallsigen Nachrichten dankenswerth.

Von einer Ungenannten bietet das Buch „Bilder ohne Rahmen" und „Mehr oder Weniger?" Erstere sind interessante Aphorismen, und die Frage berührt einen Punkt, über den Manche schroff absprechen, der jedoch überhaupt und namentlich in der Gegenwart von großer Bedeutung ist, nämlich den katholischen und protestantischen Gottesdienst.

Im poetischen Theile des Buches empfangen wir manches Erquickliche und wirklich Poetische. Wir können hier nur kurz andeuten: „Himmelfahrt", von Puchta, und als Fortsetzung „Der Prophet Jsaia", von Demselben, wo die Sonettenform im Gegensatz zum Propheten allerdings eigenthümlich, nirgend aber störend erscheint. Ferner: „Der Helfer in der Noth", von Victor Strauß; „Hoffnung", von P. Lange; „Lebenslust", von C. Fink; der Herausgeber endlich gibt Uebersetzungen von Friedhofsgedanken und Anschauungen von Jakob Balde, die um so schätzenswerther erscheinen, als Balde gegenwärtig fast wieder vergessen zu sein schien.

Ein Portrait Melanchthon's nach L. Kranach von Schuler, und von Demselben „Der Jüngling von Nain", nach Overbeck's trefflichem Bilde, werden den Lesern willkommen sein.

30. Literarhistorisches Taschenbuch. Herausgegeben von R. E. Prutz.

Da der Titel dieses Taschenbuchs dasselbe als ein literarhistorisches im Allgemeinen bezeichnet, so hat dasselbe nirgend eine Grenze: dennoch wünschten wir seinen Inhalt mehr auf Deutschland und diesem Verwandtes beschränkt zu sehen. Mindestens möchte es als ein Zuviel anzusprechen sein, wenn wir unter den größern Aufsätzen die Hälfte dem Alterthum und dem Auslande angewiesen finden. Freilich ist eine Redaction, selbst wenn ihr, wie hier, eine vielseitige Theilnahme zugesichert worden, oft in dem Falle, sich mit dem Empfangenen zufrieden geben zu müssen! So mag es auch hier sein, und so müssen auch wir das Gebotene nehmen. Wir finden zuerst von W. Alexis, welcher sich schon längere Zeit die Aufgabe gestellt hat, fast vergessene deutsche Männer der Gegenwart wiederum zuzuführen, den seiner Zeit sehr geschätzten Anton Reiser, und damit zugleich die Biographie seines Verfassers Moritz, dessen griechische Mythologie noch immer ein vielbenutztes Hülfsmittel bleibt. Das Unstäte, Excentrische, welches Moritz nicht verließ und zum Theil in seine Werke, z. B. „Andreas Hartknopf", übergegangen ist, muß in einem Jugendleben gesucht werden von dessen Trostlosigkeit man sich kaum einen Begriff machen kann. Wie weit die vom Verf. gewählte Introduction auf geschichtlicher Treue beruht, wissen wir nicht. Angemessen ist sie dem Gegenstande jedenfalls.

„Die berliner Monatsschrift von Gedike und Biester", von E. Meyen, ist als ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Journalismus willkommen, wenngleich nicht erschöpfend genug. Die beiden wackern Kämpfen Gedike und Biester hatten sich gegen gar viele Feinde zu stemmen, von denen nicht die Geringsten in Berlin selbst hausten, und die von ihnen nicht füglich anders erfaßt werden durften, als daß sie gleichen Bestrebungen außerhalb der preußischen Grenzpfähle ihre Lanzen entgegenhielten. Diese und noch manche andere Thatsachen möchten noch weiter ins Licht zu stellen sein.

Eine Vorlesung von J. W. Schäfer „Ueber die Epochen der deutschen Literatur“ stellt diese Epochen in kurzen anschaulichen Umrissen hin, wobei denn freilich Eins und Anderes etwas rasch abgefunden werden mußte.

Der Herausgeber macht uns mit „Schubart“ näher bekannt, den Herzog Karl zehn Jahre lang auf Hohenasperg gefangen hielt, um ihn zu bessern! Man kann von einem Landesvater nicht Mehr verlangen, und Schubart bedurfte wirklich der Besserung! Er war ein etwas wüster Patron, wenngleich wol eben zu der Zeit wo er der Freiheit beraubt wurde weniger. Wir bedauern übrigens, daß bis jetzt die Quellen nicht zugänglich sind, deren Benutzung eine vollständig genügende Biographie des merkwürdigen Mannes möglich machen würde.

Unter den Miscellen und Notizen berichtigt K. G. Helbig einen Irrthum in der Chronologie der Schauspiele von Jakob Ayrer. J. W. Schäfer macht uns mit einem Zeitgenossen Hagedorn's, dem Bauernpoeten Heinrich Janßen, näher bekannt, und Helbig theilt noch einige Bemerkungen mit zur Charakteristik des Dichters Lenz. Eine sehr umfassende Charakteristik gibt bekanntlich Tieck in der Vorrede der von ihm herausgegebenen Werke des genannten Dichters, welchen Helbig übrigens nur gegen Gervinus in Schutz nehmen will, theils auch in das rechte Licht stellt.

Zum Schluß wird eine Supplik Bürger's an das Geheimraths-Collegium in Hanover wegen Gehaltsbewilligung mitgetheilt. Sie mußte erfolglos bleiben, doch sind ihm mehrfach Unterstützungen zugekommen, die denn freilich, wie alle dergleichen Brocken, nur der Noth des Augenblicks wehrten, um gleich darauf diese Noth noch empfindlicher fühlbar zu machen.

Das ist der eigentlich deutsche Theil des Taschenbuchs. Wir finden sodann einen Aufsatz von W. Rogge über die „Geschichtschreibung der Griechen“, welcher in Dahlmann's Werke über Herodot einige Irrthümer aufdecken will, die jedenfalls nicht eben wesentlich erscheinen.

Von H. Köchly finden wir eine Analyse der „Alkestis“ von Euripides, und von E. Brinkmeier „Die politischen Gedichte der Troubadours“, die sämmtlich in dem Werke von Diez zu finden sind. Auch Karl Stahr macht es sich in seinem gutgeschriebenen Aufsatze über Diego de Mendoza etwas bequem, da es doch wirklich wol nicht hoch angerechnet werden darf, gründlichen und umfassenden Vorgängern nachzuschreiben.

Wir wünschen zum Schluß aufrichtig, daß es dem Herausgeber gelingen möge, für sein sehr verdienstliches Unternehmen eine recht vielseitige Theilnahme unter jenen Mitarbeitern zu erwecken welche bis jetzt geschwiegen haben. 18.

Armes verkanntes Deutschland.

Bei Beleuchtung des vom „Oestreichischen Beobachter“ gegebenen rationale der Einverleibung Krakaus in den östreichischen Kaiserstaat gefällt sich die übrigens geachtete „Sunday Times“ in folgendem Ergusse gegen Deutschland: „Die maßlose Frechheit und sklavische Liebedienerei der deutschen Presse ist uns längst bekannt. Also wundert uns auch der Ton nicht den sie jetzt angenommen. Aber das constitutionnelle Europa darf Das nicht übersehen; denn verächtlich wie diese Presse in jeder andern Beziehung ist, verdient sie doch als Organ des Despotismus Beachtung.... Während Solches geschieht — wie lächerlich, von der Civilisation unsers Jahrhunderts zu reden! Wie ganz besonders lächerlich, von der Civilisation Deutschlands zu reden und Aufheben zu machen von seiner Philosophie, von seiner Literatur, von seinen Culturfortschritten! Die Deutschen sind insgesammt Pinsel — a nation of *sots* —, und ihre sogenannten Philosophen ein Pack träumerischer, grundsatzloser Sophisten, zum größten Theile allezeit fertig, die Hausmagd der Tyrannei zu machen, ihr allen Schmuz und Koth nachzuräumen, und Das blos um ihren sinnlichen Begierden fröhnen und im Schweinestalle des Luxus sich wälzen zu können. Es gibt in unsern Augen keine verächtlichern Sklaven. Erst verhandeln sie sich an Rußland, dann plappern sie von ihrer Vaterlandsliebe. Ein Deutscher hat kein Vaterland. Er ist blos der stockschnupfige Unterthan eines zungendreschenden oder bornirten Fürsten, der ihn mit Etwas behängt das ihn eine Auszeichnung dünkt, von jedem Vernünftigen aber für den Pferdeschmuck einer Creatur erkannt wird die an Werth und Würdigkeit tief unter dem Neger steht.... Es existirt auf Erden Nichts das mehr erniedrigt, erbärmlicher, schmuziger und ehrloser ist als ein Sklave zu sein, und Das sind alle Menschen in Deutschland von einem Ende zum andern. Man schwatzt von den materiellen Unbequemlichkeiten der Bewohner Großbritanniens, rückt uns die Armuth unserer niedern Stände vor, und die gelegentlichen Verstöße unserer Politik. Aber lieber an einer Brotrinde nagen und alle Mühseligkeiten erdulden die den Menschen treffen können, als unter der Fuchtel der Tyrannei zu leben. Der Engländer, ob er in seinem Palaste schwelge oder in einer Dachstube hungere, ist dort wie hier sich bewußt, daß er ein Mensch, kein Reitthier für Könige und Fürsten ist. Seine politischen Institutionen mögen ihn drücken, ihre Unvollkommenheiten ihn tödten, doch weiß er, daß er nicht verhungert weil ein Anderer es will, und daß die Mängel der bürgerlichen Gesellschaft schuld an seinen Leiden sind. Daraus erklärt sich, warum so Viele von beiden Geschlechtern gleich dem Wolfe schweigend sterben. Die Scheu des Armen vor dem Armenhause ist seine Verabscheuung der Sklaverei — nichts Anderes. In Deutschland leben Professoren, Edelleute und Herren lustig und guter Dinge von den Almosen des Königthums und schwenzeln durch die Welt mit ihren Flitterbändern und Sternen, den Wahrzeichen ihrer Schlechtigkeit. Ihr ganzes Land ist ein großes Armenhaus, wo die häßlichen Armen vortrefflich gefüttert werden, damit sie bisweilen an das Tageslicht kriechen und die Segnungen des Absolutismus verkünden. ... Wir sind keine Freunde Frankreichs. Die Franzosen sind zu träg im Weingarten der Freiheit, zu neidisch auf Diejenigen die freier sind als sie. Aber wir achten sie, weil sie einigermaßen nach Freiheit streben, und wir wünschen die Möglichkeit einer herzlichen Verbrüderung mit ihnen, um die despotischen Mächte zu beugen und Deutschland zu züchtigen, wie seine Liebedienerei, sein niederträchtiger Sklavensinn es verdient.... Ludwig Philipp ist allerdings ein glatter Mensch und der Mann von Gent um Nichts besser. Doch liegt es in ihrem und diesmal auch im Interesse ihres Landes, mit uns zu sein. Deshalb hoffen wir, daß auf beiden Seiten des Kanals die Presse Alles aufbieten werde, diese Allianz zu bewirken. Sonst gibt es auf dem Continente keine Presse. Die deutschen Miethlinge wagen nicht, eine ehrliche, vorurtheilsfreie Meinung zu äußern. Sie schreiben was ihnen befohlen wird. Für Geld schreiben sie jede Lüge, vertheidigen jede Ungerechtigkeit, verbreiten die abscheulichsten Lehren, hegen und pflegen jedes Verbrechen. Nichts ist ihnen zu schwer, zu schlecht oder zu schmachvoll, bekommen sie nur ihr Miethgeld, sich dafür in Bier zu berauschen.... Die deutschen Universitäten sind ebenso viele Circe-Ställe, wo die Menschen sich um Verstand und Sittlichkeit bringen, von wo

daß ihr Continent bearbeitet wird, sich ruhig unter das Joch zu fügen . . ." 23.

Bibliographie.

Bauer, E., Das Christenthum der Apostel, das ist die mit dem Urchristenthum theils übereinstimmende, theils von ihm abweichende, eigenthümliche Auffassung und Darstellung des Christenthums durch die Apostel. Für Gebildete aller Confessionen. Dresden und Leipzig, Arnold. Gr. 8. 2 Thlr.

Benedix, R., Bilder aus dem Schauspielerleben. Zwei Theile. Leipzig, Grunow. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Bibliothek der deutschen Aufklärer des 18. Jahrhunderts. Herausgegeben von M. v. Geismar. V. Dippel gegen Symbolzwang, Edelmann über Dippel. — v. Knoblauch Uebernatürliches. — Beweis der Existenz des Teufels. — Riem über Aufklärung. — Ein Patriot gegen Aufklärung. — Lavater und Semler. Nebst einer einleitenden Geschichte des Lutherthums im 16. und 17. Jahrhundert. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Bulwer's, E. L., sämmtliche Romane. Aus dem Englischen von F. Notter und G. Pfizer. Neue Kabinets-Ausgabe. Mit Stahlstichen. 97stes bis 103tes Bändchen. Lucretia oder die Kinder der Nacht. Aus dem Englischen von Th. Oelckers. Sieben Bändchen. Stuttgart, Metzler. 16. à 2 Ngr.

— — Werke. 111tes bis 117tes Bändchen. Lucretia. Aus dem Englischen von Th. Oelckers. Sieben Bändchen. Stuttgart, Metzler. 16. à 3¾ Ngr.

— — dieselben. 78ster bis 81ster Theil. Lucretia. Aus dem Englischen von Th. Oelckers. Vier Theile. Leipzig, Schumann. 16. à 7½ Ngr.

Dingelstedt, F., Jusqu'à la mer. Erinnerungen an Holland. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Elisa, Nur ein Jude. Lebensbild. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 Thlr.

Haym, R., Feuerbach und die Philosophie. Ein Beitrag zur Kritik Beider. Halle, Heynemann. Gr. 8. 15 Ngr.

Henrion, Baron, Allgemeine Geschichte der katholischen Missionen bis auf die neueste Zeit. Aus dem Französischen. 1ster Band. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Hug, J. L., Einleitung in die Schriften des Neuen Testaments. 4te vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Theile. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 4 Thlr. 6 Ngr.

Jerrold, D., Eine Chronik von Kleefeld, nebst einigen Nachrichten von dem Einsiedler von Gattheim. Mit dem Bildnisse des Einsiedlers. Leipzig, Brockhaus und Avenarius. 8. 24 Ngr.

Merz, L., Allgemeine Erdkunde als Einleitung zur Länder-, Völker- und Staaten-Kunde. Augsburg, Schmid. Gr. 8. 22½ Ngr.

Prutz, R. E., Kleine Schriften. Zur Politik und Literatur. Zwei Bände. Merseburg, Garcke. Gr. 8. 3 Thlr.

Schilling, A., Vogelperspectiven eines Wanderlustigen. Wien, Klang. 8. 20 Ngr.

Skizzen eines vielbewegten Lebens von einer Dame aus dem höhern Stande. Stuttgart, Hallberger. 1846. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Souvestre, E., Der Klettermast. Deutsch von A. Schraishuon. Vier Bändchen in zwei Bänden. Stuttgart, Hallberger. 1846. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Thalia. Taschenbuch für 1847. Herausgegeben von J. N. Vogl. 34ster Jahrgang. Mit 5 Stahlstichen und 1 Musikbeilage. Wien, Dirnböck. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Thommes, J. H., Thomas Morus, Lord-Kanzler von England. Historisches Gemälde der despotischen Willkührherrschaft Heinrich VIII. und des großen Abfalles von der katholischen Kirche, nebst einer Skizze der Folgezeit. Nach authentischen Quellen bearbeitet. Augsburg, Rieger. Gr. 8. 1 Thlr.

Versuche eines [illegible]. Breslau, [illegible]. 8. 1 Thlr.

Weber, G., Lehrbuch der Weltgeschichte mit Rücksicht auf Cultur, Literatur und Religionswesen, und einem Abriß der deutschen Literaturgeschichte als Anhang, für höhere Schulanstalten und zur Selbstbelehrung. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Weidig's, F. L., Gedichte. Zum Besten der Kinder Weidig's herausgegeben von einigen Freunden. Mannheim, Hoff. 8. 7½ Ngr.

Witte, C., Quando e da chi sia composto l'ottimo comento a Dante. Lettera al Sign. *Seymour Kirkup*. Colla giunta di alcuni supplimenti alla Bibliografia Dantesca del Sign. *Col. de Batines*. Lipsia, Barth. Gr. 8. 9 Ngr.

Tagesliteratur.

Auch e Bergißmeinnicht zu lesen vor de Westphalen von J. H. Oder die Anti-Grenzboten von Kuranda in Leipzig. Coblenz, Reiff. 1846. 16. 5 Ngr.

Balitzki, B. von, Worte bei der ersten Einführung als christkatholischer Prediger der Danziger Gemeinde und Beweggründe seines Uebertritts. Danzig, Gerhard. Gr. 8. 3 Ngr.

Dulon, R., Wahrhaftigkeit, Demuth, Liebe, — des christlichen Streiters Schmuck. Predigt den 15. Nov. gehalten. Magdeburg, Creutz. Gr. 8. 3 Ngr.

Einige Gegenbemerkungen zu dem Gutachten der Churhessischen Regierung über die Deutschkatholiken. Berlin, Hermes. 8. 6 Ngr.

Hager, H., Die merkwürdigsten Lebensumstände Albrecht's, Markgrafen von Brandenburg-Culmbach, des Stifters des Gymnasiums in Hof, bei der 3. Jubelfeier dieses Gymnasiums am 26. Aug. 1845 vorgetragen. Hof, Grau. Gr. 8. 2 Ngr.

Johanning, E., Vorgänge zwischen Militair und Civil in Bielefeld. Als Beitrag zur Charakteristik preussischer Militairverhältnisse. Schutzschrift. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 20 Ngr.

Die finanzielle Lage der Chemnitz-Riesaer Eisenbahn am Schlusse des zweiten Baujahres 1846. Leipzig, F. Fleischer. Gr. 8. 5 Ngr.

Marschall-Bieberstein, Eisenbahnen und Geldverhältnisse mit besonderer Beziehung auf die sächsisch-bayrische Eisenbahn und die Schriften von . . . . . u und A. v. Thielau. Dem außerordentlichen Landtage 1847 vorgelegt. Dresden, Adler u. Dietze. Gr. 8. 7½ Ngr.

Die freie Mittelverwaltung. Eröffnungsrede des Stadtgerichtspräsidenten bei der jährlichen Verlesung der Amts-Eide am 6. Jan. 1846. Basel, Bahnmaier. Gr. 8. 5 Ngr.

Proklamation der österreichischen Regierung über die Einverleibung des Krakauschen Gebietes zu den österreichischen Staaten. Gleiwitz, Landsberger. Gr. 8. 1 Ngr.

Raumer, F. v., Rede zur Gedächtnißfeier König Friedrich's II. gehalten am 28. Jan. 1847 in der königl. preuß. Akademie der Wissenschaften. Leipzig, Brockhaus. 12. 4 Ngr.

Rupp, J., Offener Brief an Dr. Behnsch. Leipzig, Steinacker. Gr. 8. 1½ Ngr.

Scheidtmann, G., Der sogenannte Kornwucher und die Noth der Zeit. Düsseldorf, Schaub. Gr. 8. 7½ Ngr.

Spies, C., Das Symbolum apostolicum; soll es stehen oder fallen? Mit einer ideellen Federzeichnung. Karlsruhe, Groos. Gr. 8. 7½ Ngr.

Der Streit über gemischte Ehen und das Kirchenhoheitsrecht im Großherzogthum Baden. Karlsruhe, Braun. Gr. 8. 17½ Ngr.

Ueber die Bedeutung der Worte Geist, Geist Gottes und heiliger Geist in der Bibel. 2te vermehrte und verbesserte Auflage. Braunschweig, Westermann. Gr. 8. 12 Ngr.

Ein Wort über die Chemnitz-Riesaer-Eisenbahn. Der außerordentlichen Ständeversammlung von 1847 gewidmet. Leipzig, Bamberg. Gr. 8. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 68. —— 9. März 1847.

Schleswig-Holstein und Dänemark.

Zweiter und letzter Artikel.*)

Schleswig-Holstein meerumschlungen,
Schleswig-Holstein stammverwandt!

Wer hätte nicht in der neuesten Zeit diese Worte vernommen? Durch ganz Deutschland sind sie geflogen bis an die Wogen des Adriatischen Meers und bis an die schweizerischen Alpen. Ueberall haben sie Theilnahme und Interesse gefunden, seitdem der „Offene Brief" des Königs von Dänemark die schleswig-holsteinische Frage nicht blos zu einer deutschen, sondern sogar zu einer europäischen gemacht hat. Als Theodor Mügge sein in unserm ersten Artikel näher bezeichnetes Werk schrieb, konnte man noch nicht ahnen, daß man von dänischer Seite so rasch einen Hieb in den Gordischen Knoten thun würde; um so willkommener in der plötzlich aufgetauchten Tagesfrage wird Vielen das Mügge'sche Buch zur Orientirung geworden sein. Adressen sind von allen Enden des Vaterlandes nach Schleswig-Holstein hinunter gesendet worden, als wären es Kriegsarmeen, voran die berühmte heidelberger Adresse. Aber auf den augenblicklichen Enthusiasmus ist wieder Ruhe und Stillstand eingetreten und der „Offene Brief" ist weder zurückgenommen worden, wie man stürmisch erwartete, noch ist bis jetzt eine Entscheidung eingetreten wie man sie vielfach gehofft und verkündet hat. In diesem durchaus peinlichen Interimisticum, wo man durchaus nicht weiß, ob man an Deutschland zweifeln oder für die Würde und Kraft desselben hoffen soll, kann man nicht leicht etwas Besseres thun als einen freien Blick über die äußerst wichtig gewordene Angelegenheit werfen.

Unter Karl dem Großen wurde die Eider als deutscher Grenzfluß gestellt, und damals galt was noch heutzutage an den Thoren der Festung Rendsburg geschrieben steht: Eidora Romani Terminus Imperii, obgleich über die Eider hinaus, bis an die Schlei, immer ein bestrittenes Grenzland lag. Unter den Sachsenkaisern wurde eine Markgrafschaft Schleswig errichtet, und deutsche Heere zogen oft bis hoch in Jütland hinein, während ein Dänenwall an der Schlei die Dänen schützen sollte. Als aber unter dem Frankenkaiser Konrad II. im J. 1026 ein Ehebündniß zwischen dem Sohne des Kaisers, Heinrich III., und der Tochter des Dänenkönigs, Knud des Großen, zu Stande gebracht wurde, ist die Markgrafschaft Schleswig wieder abgetreten und die Eider aufs neue zur Reichsgrenze gemacht worden. Also schon in so früher Zeit wurde das Schicksal dieser Länder durch Heirathsgeschichten entschieden! Nachdem im 12. Jahrhundert das Haus des sächsischen Herzogs Billung ausgestorben war und Heinrich V. dem Grafen Lothar v. Suplinburg Sachsen gab, belehnte dieser 1110 den Grafen Adolf v. Schauenburg mit Holstein und Stormarn, und auf diese Weise war Holstein an das Haus der Schauenburger gekommen.

Die Eider war Grenze und Schleswig also eine dänische Provinz. Mügge sagt darüber Folgendes:

> Es wurde in die blutigen häuslichen Streite der Königsfamilie gerissen, deren jüngere Söhne es zuerst regierten, dabei auf Mord und Verrath sannen und diesen erlagen. Das Volk erhielt sich jedoch bei allen Rechten und Freiheiten. Viele Deutsche waren ansässig, deutscher Adel erwarb die meisten Güter, deutsche Bürger bevölkerten die Städte und bauten neue und belebten den Handel. Verschmelzen mit der dänischen Monarchie ließ Schleswig sich niemals. Das Volk tagte im alten Ting zu Urnhöved und wählte hier auch die Könige. Deutsche Sitte herrschte überall, der Bauer war freier Mann und wehrhaft. Der Adel entsprang aus dieser Waffenfähigkeit. An den Westküsten Schleswigs und auf den Inseln saßen freie Friesenstämme, die erst im 11. und 12. Jahrhundert die Kunst erlernten ihre Marschen einzudeichen, keinen Herrn, keinen Knecht über und unter sich litten und erst im 12. Jahrhundert gezwungen wurden, der schleswigschen Herzöge Oberhoheit anzuerkennen und ihrer Krone ein Schutzgeld zu entrichten.

In Holstein wußte der Adel mächtiger zu werden, und er unterdrückte allmälig, mit der Geistlichkeit natürlich verbündet, den freien sächsischen Bauernstand. Im 13. Jahrhundert verschwanden die Bauern von den Landtagen, dafür traten nun die Städte, voran Hamburg und Lübeck, um so entschiedener hervor. An der Westküste Holsteins aber bildeten die Ditmarsen einen vollständigen Bauernstaat und kämpften lange Zeit für ihre Freiheiten, bis auch sie dem Absolutismus endlich im 16. Jahrhundert unterlagen.

Als Dänemark unter seinen Waldemars, in seiner größten Periode, im 12. Jahrhundert, bis nach Deutschland hinein erobernd erschien, brachte es gleich die kühne Absicht mit, die Elbe zur Grenze gegen Deutschland zu

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. 9—16 d. Bl. D. Red.

machen, also Holstein mit Hamburg und Lübeck zu besitzen. Jahrhunderte lang kämpften Dänemarks Könige für diesen Zweck, nach allen Seiten dehnten sie sich aus, ihre karge Inselwelt war ihnen zu eng und klein geworden. Holstein, Hamburg und Lübeck lagen unter dem Joche dänischer Eroberung, und der so vielgepriesene deutsche Kaiser Friedrich II. trat an Waldemar das Eroberte ab und trennte es vollkommen vom deutschen Reiche (1214); der Papst beeilte sich (1217) die Urkunde zu bestätigen. Am 22. Juli 1227 aber kämpfte Norddeutschland auf der Haide bei Bornhöved in Holstein für seine Unabhängigkeit von Dänemark, die Ditmarsen gaben den Ausschlag, die dänische Macht wurde zertrümmert und Waldemar sah sich genöthigt seine deutschen Eroberungen vollkommen preiszugeben.

Die Geschichte der nordelbischen Länder und Dänemarks wird nun ein wüstes, wildes Meer, ein Kampf dynastischer Interessen auf jegliche Weise, mit Vergiftung und Brudermord. In Schleswig zeigten sich mancherlei Antipathien gegen Dänemark und ein Streben nach Wiedervereinigung mit Holstein und Deutschland. Schleswig blieb bis Ende des 13. Jahrhunderts, ein Erblehn des dänischen Reichs, den Nachkommen König Abel's. Sobald das Herzogthum Schleswig nur aus einem Lehn welches die jüngern Könige auf Lebenszeit erhielten ein Erblehn in dem Abel'schen Stamme geworden war, wurde das Streben nach Vereinigung mit Holstein daselbst immer mächtiger, namentlich als Gerhard der Große regierender Graf wurde und das zerrissene Land zu vereinigen suchte. Als der dänische König Christian II. Schleswig wiedergewinnen wollte, wurde er von Gerhard geschlagen, und nachdem dieser den armseligen König und seinen Sohn Erich gänzlich vertrieben hatte, wurde von ihm der Herzog Waldemar, der letzte Nachkomme Abel's, auf den Thron Dänemarks gehoben. Von diesem Könige rührt nun aber das erste historische Document her, worin ausgesprochen wird, daß Schleswig und Dänemark niemals wieder vereint werden sollen, nämlich die „Constitutio Waldemariana", worin er dem Grafen Gerhard von Holstein das ganze Herzogthum Schleswig als ein erbliches Fahnenlehn ertheilte. Die Dänen zweifeln jetzt allerdings an der Echtheit und Gültigkeit dieser Urkunde und pflegen sie meistens als eine untergeschobene darzustellen.

Gerhard der Große war ein furchtbarer Mensch für Dänemark und noch jetzt ist er ein Schrecken in der Erinnerung der patriotischen Dänen; denn er hatte keinen andern Plan als Dänemark zu theilen und zu vernichten. Bald nach seiner Ermordung begannen die blutigen Kriege im skandinavischen Europa, welche durch die Kalmarische Union drei Kronen auf das Haupt eines Weibes brachten. Margaretha bestätigte die Belehnung des Sohnes Gerhard's, des holsteinischen Grafen, mit dem Herzogthum Schleswig (1386), und so ist denn Graf Gerhard IV. von Holstein der erste Herzog von Schleswig geworden. Er mußte indeß im Kampfe gegen die Ditmarsen seinen Untergang finden. Als Dänemark einen neuen Versuch machte, Schleswig zu erobern, erschöpfte es seine Kräfte vollkommen, und die Dänen riefen in ihrer größten Noth den Herzog Christoph von Baiern an die Spitze des Staats, der es für nöthig hielt, den Herzog Adolf abermals mit Schleswig zu belehnen. Als aber Christoph starb, boten die dänischen Stände jenem Herzoge Adolf die dänische Krone an.

Indessen dieser letzte und kinderlose Schauenburger schlug die Krone aus und wußte dafür seinen Schwiegersohn, den Grafen Christian von Oldenburg, zu empfehlen. Mügge sagt über diese Wahl Folgendes:

> Dem Rechte nach mußten die Herzogthümer Schleswig und Holstein in männlicher Linie erben und auf die Grafen von Schauenburg-Pinneberg fallen; aber es war kein Zweifel, daß Dänemark dann, wenigstens um Schleswig, neuen Krieg erheben würde, und dieser alte Zankapfel zum Kampf nie einen dauernden Frieden möglich mache, der, so sagte man nun, nur folgen könne, wenn Dänemark und Schleswig-Holstein von einem und demselben Fürsten beherrscht würden. Diese Lockung war stark und sie trug ihre Früchte. So geschah es denn, daß, als Herzog Adolf 1459 starb, das schleswig-holsteinische Volk, von Adel und Geistlichkeit verleitet, ein schweres Unrecht beging, indem es, den Krieg fürchtend und des eigenen Vortheils wegen, den rechtmäßigen Landeserben von sich stieß und zu Ripen König Christian zu seinem Fürsten wählte.

Indem wir diesen Satz abschreiben, können wir unsere Verwunderung über die Geschichtsauffassung des Hrn. Mügge nicht unterdrücken. Wo hat Hr. Mügge denn gelesen, daß das *schleswig-holsteinische* Volk den König gewählt hat? Wo hat er es denn gelesen, daß dieses Volk von Adel und Geistlichkeit zu einem schweren Unrechte verleitet wurde? Wie brauchte denn Adel und Geistlichkeit das Volk zu verleiten, da sie Herren im Lande waren? Und ferner, Hr. Mügge, der sich doch gern zu den Demokraten rechnen will, wirft hier, um mit dem Schleswig-Holsteinismus zusammenzustimmen, seine sogenannte Meinung geradewegs um; denn er sagt in dem obigen Satze ausdrücklich, daß ein Volk ein schweres Unrecht begeht, wenn es des *eigenen Vortheils willen* den *rechtmäßigen* Landeserben von sich stößt. Wenden wir Das was Hr. Mügge hier sagt auf preußische Verhältnisse an, so darf sich Hr. Mügge in seinem Conservatismus ohne Weiteres mit den Professoren Stahl, Huber u. A. messen. Zu solchen Inconsequenzen muß aber Jeder kommen der sich ohne Weiteres immer darin gefällt, der öffentlichen Meinung, wie und wo sie nun einmal ist, nach dem Munde zu reden.

Den Inhalt der Landesprivilegien brauchen wir nicht anzugeben. Sie sind noch jüngst in aller Munde, auf den Seiten aller deutschen Journale und aller Adressen zu lesen gewesen. Hauptpunkte darin sind: daß König Christian bekennt, daß Schleswig und Holstein ihn nicht als einen König zu Dänemark, sondern als ihren Herrn dieser vorbeschriebenen Lande angenommen haben, sowie das bekannte „dat Schleswik und Holsten blewen ewig tosamende ungedeelt"! Diese Privilegien bilden die Grundsäulen des historischen Schleswig-Holsteinismus. Heutzutage aber ist es schlimm, daß Privilegien nichts Anderes als Privilegien sein wollen. Richtig ist es aller-

dings, nicht durch Eroberung, sondern durch freie Wahl und beschworenen Vertrag ward die Verbindung der beiden Herzogthümer mit Dänemark hergestellt, keineswegs so, daß Schleswig-Holstein Theile der dänischen Monarchie wurden, sondern daß beide selbständige und Einem Oberhaupte gehorsamen wollten; aber wir mögen uns nun einmal nicht, wie die historischen Schleswig-Holsteiner (obgleich sie die Geschichte durchaus falsch auffassen), denen sich Hr. Mügge in seinen Darstellungen unbedingt anhängt, für den Kampf der Gegenwart irgendwie auf alte beschworene, papierene Privilegien, um so weniger, wenn sie factisch und rechtlich aufgehoben sind, und auf eine 1460 beschworene „ewige Zeit" berufen, die, wenn sie auf der einen Seite binden soll, doch auch auf der andern ihre Gültigkeit haben muß und dadurch in einen wahrhaft chinesischen Stillstand ausartet, also ein eisernes Band um die Völkerentwickelung legen würde. Unter den Schleswig-Holsteinern ist diese Auffassung allerdings sehr verbreitet geworden, erstens, weil sie jede Waffe gegen die dänische Bevormundung anzuwenden wünschen, und zweitens, weil die Häupter des Schleswig-Holsteinismus fast immer Juristen waren, die sich auf eine rechtliche Form, auf ein rechtliches Schwarz auf Weiß zu stützen gewohnt sind. Aber von Hrn. Mügge, der unbefangen in den Kampf Schleswig-Holsteins hineintritt, und der das Gefühl des Radicalismus mitbringt, hätten wir allerdings eine gründliche, eigene Prüfung und nicht erwartet, daß er sich ohne Weiteres von vorherrschenden Ansichten in das gemächliche Schlepptau würde nehmen lassen. Er kann dabei natürlich seine großen Inconsequenzen durchaus nicht so verbergen wie er es etwa möchte. Wer eine 1460 beschworene „ewige Zeit" und Privilegien als seine Leitsterne aufstellt, so lange er sich in Schleswig-Holstein befindet, in Preußen aber gegen alle Privilegien streitet; wer es in Schleswig-Holstein als ein schweres Unrecht bezeichnet, wenn das Volk seines Vortheils willen den rechtmäßigen Landesherrn von sich stößt, in Preußen sich aber dennoch unter die Opposition gegen den „rechtmäßigen Landesherrn" stellt; wer in Schleswig-Holstein die Rechte des Herzogs von Augustenburg auf einen Thron mit allerlei geschichtlichen Notizen, also unbedingt dynastische Interessen vertheidigt, in Preußen aber gleich wieder die Miene des modernen Radicalismus annimmt, der sich gegen jeden Thron gerichtet hat: — muß der nicht inconsequent genannt und kann bei dem von einem durchgreifenden politischen Bewußtsein geredet werden? Allerdings finden wir in Mügge auch folgende Stelle:

Wären es die vergelbten Pergamente allein welche der Vereinigung Schleswigs mit Holstein entgegenständen, wäre es nur eine Erbfolge welche beide trennte, wir würden die Letzten sein welche dem klar ausgedrückten Volkswillen, wenn dieser sich zu den Dänen wendete, entgegenredeten. Allein dieser Volkswille eben ist es, der mit unwiderstehlicher Macht die historischen Documente und verbürgten Rechte verstärkt.

Also hier behauptet Hr. Mügge: er würde dem klar ausgedrückten Volkswillen nicht entgegenreden, wenn dieser sich zu den Dänen wendete, und oben hat er es doch ein schweres Unrecht genannt, daß sich das Volk „des eigenen Vortheils willen" 1460 zu den Dänen wendete. Ist denn heutzutage Recht was damals ein Unrecht war? Wie kann man Hrn. Mügge glauben, wenn sich seine Ansichten über denselben Gegenstand so ganz und gar ohne Weiteres wechseln, nur um mit dem gewöhnlichen Schleswig-Holsteinismus im gleichen Schritt zu bleiben? Ist es denn aber eine Aufgabe des Publicisten, der öffentlichen Meinung nachzusprechen oder auf die Bildung und Berichtigung derselben hinzuwirken? Für den Augenblick mag das Erstere, namentlich in den Augen des großen Haufens, ein größeres Verdienst sein und größern Vortheil gewähren. „Schleswig ist ein selbständiges Herzogthum, das auf ewige Zeit staatsrechtlich fest mit Holstein verbunden ist." Ewige Zeit! Wo gibt es eine ewige staatsrechtliche Bestimmung, und ist Der nicht im höchsten Grade reactionnair der eine solche fodert? Männer wie Falck, Lornsen, Dahlmann haben allerdings von diesem conservativen Gesichtspunkte aus die schleswig-holsteinische Frage aufgefaßt; aber wenn Mügge aus ihren weitläufigen Erörterungen und Deductionen nur einen gewöhnlichen Auszug geben kann, so wissen wir nicht was etwa Besonderes damit geschehen wäre. Wir erkennen das Deutschthum Holsteins und Schleswigs vollkommen an, und die Animosität der Dänen, der dänische Druck, der auf jenen Ländern lastet, wird immer von uns bekämpft und bestritten werden; aber den alten schleswig-holsteinischen Singsang mögen wir nicht mehr hören und noch weniger mögen wir ihm folgen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dantophilie.

Die Verehrung des florentinischen Dichters durch Männer die seinen Werken ein tief eindringendes Studium weihen, und Alles was sich auf ihn und seine Zeit bezieht, schiene es auch noch so geringfügig, wie eine kostbare Reliquie aufheben, wächst mit jedem Jahre. Außer dem Vaterlande des Dichters gewinnt dieser Cultus vorzüglich in Deutschland, aber auch in England und Frankreich immer mehr Anhänger, und zwar liefern die verschiedensten Berufs- und Lebenskreise jetzt ihr Contingent zur Gemeine. Lange schon kennt und schätzt man in und außerhalb Deutschland Hrn. Karl Witte als einen der ersten Mitbegründer derselben, und eben jetzt zeigt er wieder auf eine glänzende Weise, welche hohe Stelle ihm unter den Dante-Kennern gebührt. Vor uns liegt eine kleine italienische Schrift von ihm, welche wir, wenn sie nicht seinen Namen an der Stirne trüge, unbedingt einem der gebildetsten und gelehrtesten Anwohner des Arno zuschreiben würden, so rein, fließend und elegant ist die Sprache in welcher der deutsche Verf. sich hier mittheilt. Sie führt den Titel:

Quando e da chi sia composto l'ottimo comento a Dante. Lettera al Sign. Seymour Kirkup, pittore Inglese a Firenze, di *Carlo Witte*. Colla giunta di alcuni supplimenti alla bibliographia Dantesca del Sign. Visconte *Colomb de Batines*. Leipzig, Barth. 1847. 8. 9 Ngr.

Unter den zahlreichen alten Commentatoren zur „Divina commedia" nimmt der sogenannte „Ottimo comento" eine Hauptstelle ein. In einer kürzlich erschienenen kleinen Schrift des gelehrten Vicomte de Batines hatte derselbe dem „Ottimo" ein späteres Alter angewiesen als ihm zukommt. Dies veran-

laßte Hrn. Witte, der schon im J. 1824 in einem im „Hermes“ abgedruckten Aufsatze 14 Commentare namhaft gemacht hatte — eine gegen die jetzt bekannten sehr kleine Zahl —, das Alter des „Ottimo“ genau zu ermitteln und dasselbe in das Jahr 1333 oder 1334 zu versetzen. Die Gründe mit welchen er der Ansicht des Hrn. Vicomte, der den „Ottimo“ um 20 Jahre jünger annimmt, entgegentritt sind schlagend und mögen in dem Sendschreiben selbst nachgelesen werden. Interessant ist es auch, bei dieser Gelegenheit den Namen des alten Commentators zu erfahren den zwei Codices am Schlusse in den Buchstaben A. L. N. F. enthalten, und der von de Batines und Witte als Andrea Lancia Notar Fiorentino mit höchster Wahrscheinlichkeit interpretirt wird. Hr. Seymour Kirkup, an welchen das Schreiben gerichtet ist, ist ein seit Jahren in Florenz eingebürgerter englischer Maler, der in leidenschaftlicher Verehrung des Dante Alles sammelt was auf den großen Dichter und dessen Zeit sich bezieht und namentlich in das Gebiet der Kunst einschlägt. Vieles davon wird in die große illustrirte Prachtausgabe übergehen welche Lord Warren Vernon von der „Divina commedia“ vorbereitet. Während auf diese Weise Engländer in Toscana für die Verherrlichung des Dante sorgen, bereichert ein französischer Vicomte die Dante-Literatur durch schätzbare Werke, und ein deutscher Professor an der Saale bedient sich mit seltener Meisterschaft der Muttersprache des Dichters, um den Commentatoren desselben ihr Recht widerfahren zu lassen. Wer zweifelt nun noch an einer Weltliteratur!

Auch der Anhang der kleinen Schrift ist beachtenswerth. Er betrifft die im vorigen Jahre erschienene „Bibliografia Dantesca“ des Hrn. v. Batines, welche dem Verf. während der Rückkehr von einer Herbstferienreise zukam. In der kürzesten Zeit (denn das Schreiben ist vom 10. Nov. datirt) und im Andrange vieler, nach einer lebensgefährlichen Krankheit wieder aufgenommenen Geschäfte war Hr. Witte im Stande, zu jener „Bibliografia Dantesca“ in 81 Artikeln Berichtigungen und Nachträge zu liefern, die sich ausschließlich nur auf Ausgaben des Dante beziehen.*) Ihm hat dazu seine eigene Bibliothek gedient, welche hiernach wol etwas Mehr sein muß als eine piccola raccolta, wie er sie im Gegensatze zu den reichen Sammlungen des englischen Malers sehr bescheiden zu nennen beliebt. Und so möge denn allen Freunden des großen Florentiners dieser neue Beitrag zu dessen Literatur empfohlen sein!

32.

Literarische Notizen aus England.

Die Dichtkunst der Chartisten.

Die Partei in England welche für die untersten Classen der Gesellschaft, für die Millionen einen Umfang politischer Rechte anspricht wie sie denselben nur in der Neuen Welt, in den Vereinigten Staaten zustehen, die Anhänger der sogenannten Volkscharte zählen bekanntlich nach Hunderttausenden; sie besitzen nicht nur außer einer Menge minder bedeutender Zeitungen in dem „Northern star“ ein großes mit bedeutenden Mitteln und Fähigkeiten ausgerüstetes Organ, sondern haben auch ihre Redner und Dichter. Der Mann des Tages unter der Partei in letzterer Rücksicht ist gegenwärtig Ernest Jones, dessen gesammelte Lieder jüngst unter dem Titel „Ernest Jones' Lyrics“ erschienen sind, nachdem sie einzeln in dem erwähnten „Northern star“ veröffentlicht worden waren. Sie tragen in ihrer Allgemeinheit den Stempel des Genius und athmen die Glut wahrhaft dichterischer Begeisterung. Merkwürdig ist es, daß der Dichter nicht wie die frühern Chartistenpoeten, John Prince, Robert Nicoll, Cooper und Andere, aus dem Arbeiterstande selbst hervorgegangen, sondern daß er den höhern Ständen der Gesellschaft angehört. Aus guter Familie entsprossen und von Beruf ein Rechtsanwalt hat er sich mit Leib und Seele dem Chartismus in die Arme geworfen, der ihn natürlich mit offenen Armen empfangen hat. Die Reden der chartistischen Leiter strotzen von Anführungen aus seinen Liedern, und bei den Festen und Gastmahlen der Chartisten hört man beinahe nur diese singen. Außerdem ist Jones aber auch ein bedeutender Redner der Partei, und fängt an mit seinen Gaben den Ruhm des bekannten Demagogen O'Connor zu verdunkeln.

*) Vergl. einen Aufsatz über diese Schrift von Karl Witte in Nr. 64 d. Bl. D. Red.

Mäßigkeitsheuchelei in den Vereinigten Staaten.

Hat das Schaugepränge einer Tugend die sich auf Nichts zu stützen weiß als auf ein einem Andern oder einer ganzen Genossenschaft abgelegtes Gelübde schon etwas Widerliches, so muß durch die nothwendig damit verbundene Wirkung die Heuchelei in der vielgestaltigsten Erscheinung, diese äußere Tugendsamkeit, einen noch größern Widerwillen erregen. So erzählt Featherstonhaugh in seinem letzten Reisewerk: „A canoe voyage up the sources of the Minnay Sotor; with an account of some lead and copper deposits in Wisconsin and of the gold region in the Cherokee country etc.“, Folgendes: „Unser Wirth in Westport mit Namen Hammel gab uns aufs neue ein ergötzliches Beispiel von der Gebrechlichkeit der Häuptlinge der Mäßigkeitsgesellschaften. Das Mitglied der Gesetzgebung des Staats Maryland für diesen Bezirk war ein sehr frommer Methodist und ein sehr strenger Mäßigkeitsgesellschafter; bei der letzten Wahl aber fand er, daß der Patriotismus der Wähler nicht ohne Spenden von Whisky auf seine Seite gebracht werden konnte, und er wies deshalb unsern Wirth an, Denen die darauf beständen Whisky zu verabfolgen, aber in seinen Büchern ihm den Betrag dafür als «Hafer» in Rechnung zu bringen. Hammel wies uns wirklich seine Bücher vor, worin auf dem Debet des Candidaten eine ganze Seite herunter Einzelsummen für «Hafer» ausgeworfen waren, die alle wie er versicherte für Whisky aufgelaufen. Diese Beispiele, fügt der Verf. hinzu, gewissenhafter Grundsätze und Enthaltsamkeit solcher Demagogen finden sich häufig in allen Gegenden die ich besucht.“

12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 69. —— 10. März 1847.

Schleswig-Holstein und Dänemark.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 68.)

Nachdem deshalb die beiden Grundbasen der schleswig-holsteinischen Einheit, die Waldemar'sche Constitution von 1326 und die Landesprivilegien von 1460, von uns angedeutet worden sind, scheint uns, wenigstens für den Raum dieses Aufsatzes, jede weitere historische Entwickelung überflüssig. Hr. Mügge will durch die historischen Auszüge welche er liefert den Beweis geben, daß der feierliche Vertrag von 1460 niemals vernichtet wurde. Das Streben Dänemarks, wo seit dem 17. Jahrhundert der entschiedenste Absolutismus zur Gewalt kam, die Selbständigkeit der Herzogthümer zu untergraben, wird auch er nicht leugnen wollen. In ihre Stellung als Herzöge von Schleswig und Holstein trugen die Fürsten bald den Absolutismus des dänischen Königs hinüber, und je willenloser daselbst das Volk geworden war, je mehr sich der Adel der Herzogthümer um die Gunst des dänischen Königs bemühte, um so leichter siegte auch in den Herzogthümern der Absolutismus de facto, und die rechtlichen Privilegien mußten vor der „Göttlichkeit" der dänischen Krone in den Schatten treten. Also schon in jener Zeit waren die alten Privilegien vollkommen erloschen; denn sie waren eben nur noch papierene Privilegien und das Volk kümmerte sich nicht um den Bestand derselben. Dagegen meint Hr. Mügge, sie seien niemals vernichtet worden. Wir sehen aber, daß der Indifferentismus des Volkes dieselben schon im 17. Jahrhundert vernichtete. Daß sie auch de jure aufgelöst worden sind, werden wir späterhin zeigen. Hören wir über die damalige Aufhebung der Privilegien durch den Volksindifferentismus Hrn. Mügge selbst:

> Zuvörderst war das königliche wie das herzoglich-gottorpische Haus bemüht, die ständischen Rechte gänzlich von sich abzuthun. Ueberall in Europa wurde um diese Zeit die Volksfreiheit vernichtet, und als in Dänemark das Königsgesetz angenommen war, konnte es den Königen unmöglich gefallen, daß in Schleswig-Holstein ihr unbeschränkter Wille von der Macht der Stände geschmälert werden sollte. Sie beriefen daher die Ständeversammlungen immer spärlicher, bis, als sie sicher waren keinen Widerstand mehr zu finden, jene ganz und gar unterblieben, ohne daß die alten Landesprivilegien geradezu aufgehoben wurden.

Daß die alten Landesprivilegien damals nicht geradezu aufgehoben wurden, darauf scheint Hr. Mügge ein großes Gewicht zu legen; denn er läßt diese Worte mit gesperrter Schrift drucken. Daß so Etwas in der juristischen, rein formellen Auffassung geltend gemacht werden kann, möchten wir uns noch gefallen lassen; aber auch für Hrn. Mügge sollen alte Pergamente durchaus Mehr als alte Pergamente sein, weil sie nicht ganz und gar von den Motten gefressen wurden? Die historisch-juristischen Schleswig-Holsteiner, denen Hr. Mügge in dieser Frage leider ohne Weiteres nachspricht, haben viele Aehnlichkeit mit den französischen Parlamentsräthen zu Anfang der Revolution. Auch diese erschienen eine Zeit lang als kühne Fortschrittsmänner, und auch nur, weil sie sich ebenfalls auf alte Privilegien beriefen; aber plötzlich, als der neue Geist erwachte, mußte man in ihnen die größten Reactionnaire erkennen. Auffallend ist es uns ferner, wenn Hr. Mügge sich wundert, daß damals die Privilegien nicht geradezu aufgehoben wurden. In der Zeit seiner Blüte war der Absolutismus auch klug und ehrlich. Hr. Mügge wundert sich, daß die eine Partei die Privilegien nicht auch rechtlich aufgehoben habe, nachdem er dieselben doch früher als Resultate eines Vertrags zwischen zwei Parteien dargestellt hatte! Welche Widersprüche in seiner Darstellung! Uebrigens wurden die Privilegien damals wirklich aufgehoben. Die Aufhebung fand ganz natürlich von beiden Seiten statt, denn weder Volk, Adel und Geistlichkeit, noch auch Regierung kümmerten sich um die papierene Existenz derselben.

Für die schleswig-holsteinische Frage wie sie sich in der Gegenwart darstellt, scheint uns all der juristisch-historische Notizenkram welchen Mügge aus hundert und tausend mal geschriebenen Abhandlungen und gehaltenen Reden noch einmal zusammenstellt vollkommen überflüssig. Leider ist die schleswig-holsteinische Frage durch einen ungeheuern Wust advocatorischer Controversen verwickelt worden, und Hr. Mügge bemüht sich durchaus nicht, worin er ein wirkliches Verdienst sich hätte erwerben können, dieselbe zu vereinfachen und sie auf den einfachen Thatbestand zurückzuführen. Er trägt aus allen möglichen Controversen Etwas zusammen und wird, weil ihm dabei die juristische Kenntniß und Spitzfindigkeit abgeht,

zuweilen durchaus unklar und ungenießbar. Wer sich über die Souverainetät der gottorpischen Herzöge, über ein etwaniges Lehnsverhältniß Schleswigs zu Dänemark u. s. w. unterrichten will, wir denken, der wird lieber selbst an die Quellen gehen als sich mit Mügge'schen Auszügen begnügen. Für die Frage der Gegenwart ist das Alles entweder von gar keiner oder doch nur von durchaus untergeordneter Bedeutung. Wie spitzfindig-juristisch der Streit um das Verhältniß Schleswigs zu Dänemark geführt wird, mag z. B. daraus hervorgehen, daß in Betreff des Huldigungsacts von 1721 ein sehr langer Streit darüber entstand, wo ein Komma seinen Platz haben müsse.

Durch jenen, behaupten die Dänen, sei Schleswig damals Dänemark incorporirt worden; denn Dies liege in den Worten: Secundum tenorem legis regiae. Eine Untersuchung darüber ist allerdings von Belang für die noch bestehenden oder in Frage gestellten staatsrechtlichen Verhältnisse Schleswigs, und die ruhige Prüfung aller Zustände wird dann den Beweis liefern, daß damals allerdings ein Staatsstreich vom dänischen Könige versucht wurde, jedoch nicht durchgeführt werden konnte. Das Herzogthum Schleswig ist niemals in das Königreich Dänemark incorporirt worden, es ist ein selbständiges Herzogthum; Dies ist eine Wahrheit, welche die Dänen zwar auf alle mögliche Weise und mit dem größten Fanatismus bestritten, welche aber immer wieder hervortrat, bis zuletzt der Offene Brief eine Entscheidung zu Gunsten Dänemarks versuchte. Das Recht der Bewohner Schleswigs, Deutsche zu sein und zu bleiben, liegt in ihrer Natur und in ihrem Volkswillen. Mit einer Berufung auf alte Staatsacte und auf dynastische Zwecke, wodurch das Volk von besondern Interessen und von der einseitig historisch-advocatischen Behandlung der Frage dem eigentlichen Kerne entfremdet wird und sich bald für alte Satzungen der Politik, der Diplomatik und des Staatsrechts, bald für die Ansprüche einer neuen Dynastie interessiren soll, sehen wir, so viel auch für die Begründung angeführt wird, Wenig gewonnen.

Soweit die schleswig-holsteinische Frage eine Successionsfrage ist, hat sie eigentlich nur ein dynastisches Interesse. Allerdings ist mit der Successionsfrage die Trennung von Dänemark eng verbunden worden, und dadurch hat sie auch eine politisch-volksthümliche Bedeutung gewonnen. Aber die Succession steht doch obenan. Es handelt sich also einfach darum, welches Haus berechtigt ist Schleswig und Holstein zu erben, nicht darum, ob Schleswig und Holstein sich überhaupt als Erbschaft eines Hauses behandeln lassen wollen. Der Wille des Volkes ist Nebensache und etwa bloße Beigabe. Die Hauptsache ist das dynastische Recht nach alten Successionsregeln, nach der Genealogie und Diplomatik. Für die Behandlung der schleswig-holsteinischen Frage als bloße Erbschaftsangelegenheit zeigt Hr. Mügge ein ganz besonderes Interesse, da er den „Erbfolgerechten der jüngern königlichen Linie" ein besonderes Capitel widmet und von dem Herzoge von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, der ihn nach seinem Schlosse hatte einladen lassen, sehr viel Schönes zu sagen weiß. Wir hatten zwar kaum erwartet, daß Hr. Mügge, da er doch gern das Volk über Alles setzt, noch so viel Interesse für irgend eine königliche Erbfolge, an sich als solche, zeigen könne; indeß man kann sich ja irren. Wie die Successionsrechte allerdings sind und wie Hr. Mügge sie ausführlich mit Benutzung von Sammer hinstellt, ist das Recht der Herzöge von Augustenburg auf Schleswig-Holstein, beim Aussterben der männlichen Linie welche noch auf dem dänischen Throne sitzt, kaum zu bezweifeln. Mügge schließt mit folgendem Passus:

> Zwischen den beiden streitenden Völkern stehen die Sprößlinge der jüngern königlichen Linie und können, von ihrem Verhältnisse zum Königshause bedrängt, ihre angefochtene Successionsfolge bis jetzt nur unter mannichfachen Berücksichtigungen vertheidigen. Naturgemäß müssen sie mit dem Lande gehen; denn nur in Verbindung mit dessen Rechten werden ihre eigenen Rechte zur Geltung gelangen. Aber jede offene Declaration muß ihre Stellung zu den königlichen nahen Verwandten zu einer feindlichen Partei machen, jede Annäherung zur schleswig-holsteinischen Sache ruft schon eine Kette von Angriffen hervor; denn die dänische Propaganda wird nicht müde, das geringste Zeichen, daß der Herzog von Augustenburg seine Rechte beachtet und zu vertheidigen strebt, wie ein Verbrechen zu behandeln. So gehen denn die Angelegenheiten der Erbfolgerechte der jüngern königlichen Linie und die Landesangelegenheiten nebeneinander. Es sind zwei für sich bestehende, besonders zu betrachtende Gegenstände, aber sie umschlingen sich so fest und werden so sehr von gemeinsamen Verhältnissen getragen, daß das Eine dem Andern die Nothwendigkeit verleiht.

Hr. Mügge bekennt also, daß die Selbständigkeit Schleswigs und Holsteins und das Successionsrecht des Herzogs von Augustenburg zwei „für sich bestehende Gegenstände" sind, und doch soll „das Eine dem Andern die Nothwendigkeit verleihen". Wie verstehen wir Dieses? Für die Interessen des Herzogs von Augustenburg ist es allerdings von großem Belang, wenn die öffentliche Meinung der Herzogthümer und Deutschlands sich für seine dynastischen Zwecke erhebt; aber ist es denn auch von Vortheil, wenn Schleswig-Holstein und Deutschland sich stets auf die Rechte einer neuen Dynastie berufen? Wir sind in der That anderer Meinung, und noch ganz andere Publicisten wie Mügge trifft der Vorwurf, daß sie die Trennung der Herzogthümer von Dänemark mit augustenburger Erbrechten vermengen, und während sie so Viel von der Freiheit und Selbständigkeit des Volkes reden, es dennoch nur von einer Dynastie an die andere nach altem Erbrecht übertragen wollen. Können wir uns dafür interessiren und ist es ehrlich, daß man so oft von Schleswig-Holstein redet, während man eigentlich an Augustenburg denkt? Aber interessirt sich das Volk der Herzogthümer wirklich für eine neue Dynastie? Will es wirklich Nichts als seine Loyalität einem andern Ziele zuwenden? Es scheint in der That so. Denn da von den Historikern, den Advocaten, der Presse die allgemein gewünschte Trennung von Dänemark immer in Verbindung mit dem Herzoge von

Augustenburg gezeigt wird, da man immer eifrig bemüht gewesen ist, in ihm den Glauben an alte Privilegien wieder aufzufrischen, so pflegt es allerdings — und es ist nicht allzu gedankenscharf —, da sein Selbständigkeitsgefühl einmal auf die Bahn eines dynastischen Interesses gedrängt worden ist, zwischen Augustenburg und Unabhängigkeit nur selten einen Unterschied zu machen. Die schleswig-holsteinische Bewegung erscheint so also durchaus als eine loyale Bewegung. Von einem modernen Demokratismus ist wenig die Rede, und auch Hr. Mügge wirft Augustenburg und Selbständigkeit zu einer „Nothwendigkeit" zusammen, weil er es für bequemer hält, in die Fußstapfen des gewöhnlichen Schleswig-Holsteinismus zu treten als selbständig zu untersuchen. Er verlangt sogar, daß das deutsche Volk ein „Bundesgenosse der jüngern königlichen Linie" werde. Er hebt es hervor, „daß der Herzog, ohne den vornehmen Herrn zu zeigen, mit dem Volke spricht und scherzt". Wir denken, der Herzog hat Ursachen genug dazu. Natürlich verlangen die rechten Schleswig-Holsteiner vom Herzoge von Augustenburg eine Bestätigung der „alten Rechte und Privilegien", und man sieht, sie haben nicht übel Lust die alte Geschichte von 1460 noch einmal zu erneuen!

(Die Fortsetzung folgt.)

Johann Georg Stuber, der Vorgänger Oberlin's im Steinthale und Vorkämpfer einer neuen Zeit in Strasburg, dargestellt von Johann Wilhelm Baum. Strasburg, Silbermann. 1846. 12. 24 Ngr.

Wir haben in dieser Monographie den Vortheil, einem Verf. zu begegnen der dem Boden auf welchem der Held seines Buches erwachsen ist selbst angehört, und der das schöne Bild desselben mit der reinsten Theilnahme aufgefaßt hat. Ueberdies ist Hr. Prof. Baum durch seine Biographie Beza's und durch andere Schriften dieser Art rühmlichst bekannt, und besitzt als Theolog den Ruf eines gelehrten und wohlgesinnten Mannes, ohne Haß und Streitsucht, was man heutzutage stets hervorheben und rühmend anerkennen muß. Der Gegenstand der vorliegenden Schrift ist ein elsassischer Prediger, Johann Georg Stuber, zwar kein gelehrter Theolog oder namhafter Schriftsteller, obgleich ihm auch diese Thätigkeit nicht fremd geblieben war, sondern ein weit über den Schlendrian seiner Zeit strebsamer Geistlicher, der eine arme und als einen Ort der Verbannung verschriene Wildniß, das Steinthal, durch seine apostolische, elfjährige Wirksamkeit so gehoben und geadelt hat, daß dieselbe unter seines Nachfolgers Oberlin praktischem Feuereifer einen historischen Namen erlangen konnte. Eine zweite, ausgedehntere Wirksamkeit, aber auch zelotische Anfeindung, fand Stuber dann in Strasburg, wo er durch seine eigenthümliche Predigtweise, Klarheit und Wärme, sich ein noch lange dauerndes gesegnetes Andenken erhalten hatte.

Die Aeltern Stuber's, der am 23. April 1722 zu Strasburg geboren war, gehörten dem ehrsamen, nicht unbemittelten Bürgerstande an, dessen Wesen uns durch gut gewählte Züge veranschaulicht wird. Georg, der einzige Sohn, früh zum Geistlichen bestimmt, was in einer Reichsstadt die höchste Ehre war zu der Bürgersleute sich emporschwingen konnten, durchlief die Classen des strasburger Gymnasium und konnte schon als Vierzehnjähriger die Universität beziehen. Vorher aber hielt er sich in Mömpelgard eine Zeit lang auf, sei es nun, daß der Vater ihm durch die Erlernung der „damals in Strasburg noch höchst seltenen französischen Sprache" (das war im J. 1735, und schon 1688 war Strasburg von den Franzosen dem deutschen Reiche geraubt worden!) eine Auszeichnung mehr verschaffen oder ihm eine andere glänzendere Laufbahn eröffnen wollte. Nachdem er sich hier eine bedeutende Fertigkeit im Französischen angeeignet hatte, sodaß er es ebenso geläufig im Umgange und auf der Kanzel brauchen als mit Gewandtheit schreiben konnte, begann er in Strasburg seine theologischen Studien. Er vollendete sie in der rühmlichsten Weise, predigte, ward ordinirt, und zeigte bei seiner Magisterdisputation (11. Mai 1746) durch seine Probeschrift, daß sein Bibelstudium nicht sowol auf den Buchstaben der Symbolischen Bücher, auf die dogmatischen Compendien oder auf die so Viele bestimmende persönliche Beförderung Rücksicht genommen habe als vielmehr auf den eigentlichen Sinn der Heiligen Schrift, nach gewissenhafter Erforschung des Zusammenhangs und des Geistes desselben. Freilich sprach man schon damals von dem jungen Heterodoxen, der Kirchenconvent aber und dessen Präsident Fröreisen, „ein wahrer Ajax im Chorrocke gegen Pietisten und Herrnhuter", übertrug ihm doch im Mai 1750 eine Pfarre im Steinthale. Das Steinthal (le ban de la Roche) ist ein Bezirk von acht französischen Dörfern, mitten im vogesischen Gebirge, an den Grenzen Lothringens im untern Elsaß, da wo dieses an das obere Elsaß stößt. Die Bevölkerung, Augsburgischer Confession, ist sehr arm, aber hilft sich so brüderlich aus, daß kein Steinthaler betteln geht; ihre Wirthschaft ist sehr ärmlich, und ihr Bildungsgrad war sehr gering, als Stuber zu ihnen kam mit allem Eifer eines neunundzwanzigjährigen Mannes. Daher begann er mit der bloßen Erklärung der Bibel in seinen sonntäglichen Predigten, betrieb den Kirchenbau, und nahm sich der Schulen in seinen fünf Dörfern bestens an, bis man ihm 1754 das Diakonat in Barr übertrug, von wo er jedoch schon 1760 mitten im Winter in sein liebes Steinthal zurückkehrte und mit der größten Theilnahme und Herzlichkeit empfangen wurde.

Die folgende Erzählung gibt uns nun ein treffliches Bild von Stuber's rührigem Schaffen und Wirken unter den größten Schwierigkeiten. Die Erwachsenen, von denen die Wenigsten lesen konnten, unterrichtete er in einer Winterschule. Die Dorfschulen, deren er fünf hatte, wurden besser eingerichtet; die Schullehrer, von denen der älteste und vornehmste seit 20 Jahren seines Amtes selbst keine Bibel im Hause gehabt hatte, belohnte er, und verbesserte durch seine unermüdete Thätigkeit und Fürsprache bei reichen oder wohlthätigen Personen ihre Einnahmen; der Kirchengesang gewann, da Stuber selbst sehr musikalisch war, eine ganz andere Verfassung, Bibeln wurden angeschafft, weil die Steinthaler zuvor von der Bibel nicht Mehr gewußt hatten als daß es ein großes Buch wäre, darin Gottes Wort stehen sollte, weßhalb es lange währte bis sie sich überzeugen ließen, daß die kleinen Handbibeln auch Gottes Wort wären — kurz, wer Das liest, sollte denken, es sei von den Missionaren auf den Inseln der Südsee die Rede, aber nicht von Ortschaften, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zum Königreiche Frankreich gehörten. Und noch mehr, Stuber selbst verfaßte ein methodisches Lesebüchlein, worin er, von den einzelnen Buchstaben und ihrer natürlichen Kraft und Bedeutung ausgehend, mit den natürlich ausgesprochenen Worten begann, und dann, in verschiedenen, so kurz als möglich gefaßten Abschnitten zu der conventionellen Aussprache überging. Nach diesem „Alphabet méthodique", welches viele Auflagen erlebte, und von dem Hr. Baum bezeugt, daß es „das erste und lange Zeit das einzige dieser Art für die französische Sprache" gewesen sei, lernten die steinthaler Kinder unter Stuber's Anleitung im vierten oder fünften Jahre vollkommen Französisch lesen, und es wird erwähnt, daß mit der Ankunft der ersten Exemplare am 16. April 1762 die geistige Bildung der Bevölkerung des Steinthals eigentlich begonnen hätte. Außerdem ließ Stuber von Mömpelgard eine Anzahl erbau-

licher und lehrreicher Bücher kommen, welche die ersten der Art waren die in seinen Dörfern gesehen wurden, und die mit großem Nutzen eins nach dem andern in den verschiedenen Gemeinden auf das genaueste die Runde machten. Daß er in Predigen, häuslichen Erbauungen und in der Seelsorge unermüdlich war, brauchen wir nicht erst durch viele Beispiele darzuthun; aber wir dürfen nicht unerwähnt lassen, daß er ebenfalls durch Anpflanzung und Einführung von Flachsspinnereien den äußern Verhältnissen des Steinthals aufzuhelfen bemüht war.

Wie theuer Stuber auch seine Gemeinden waren, so konnte er doch nicht die Berufung zum zweiten Diakonus an der Thomaskirche in Strasburg ausschlagen, um so mehr, da er in Johann Friedrich Oberlin dem Steinthale einen jungen und edeln Nachfolger ausgewählt hatte. Auch blieb er nach seiner Annahme der strasburger Stelle 1767 stets in der genauesten Verbindung mit Oberlin und seiner Gemeinde, und hielt jährlich eine Wallfahrt in das Steinthal.

Dem Leben und Wirken Stuber's in Strasburg geht eine wenig erfreuliche Schilderung der aristokratischen Verhältnisse, und der streng kirchlichen Observanz und angelernten Dogmatik bei den obersten weltlichen und geistlichen Behörden voraus. Mitten in diese dürre, trockene Predigtweise, die voll der steifsten, obgleich manchmal redlichsten Orthodoxie war, und in allen ihren nutzlosen Spitzfindigkeiten und Distinctionen auf der Kanzel abgehandelt wurde, kam Stuber mit der einfachen Natürlichkeit und praktischen Gemüthlichkeit seiner religiösen Ansicht. „Er war", sagt Hr. Baum S. 125, „keiner Partei ausschließlich zugethan, er war kein Rationalist, wenn man unter diesem Namen einen Theologen versteht der Alles in der Religion und Offenbarung auf bloße Verstandesauffassung beschränkt wissen will; aber sein freies, gesundes Auge war vorurtheilsfrei Allem offen was die Erkenntniß des Christenthums auch der redlich die Wahrheit immer tiefer zu erkennen suchenden Vernunft näher bringen, einfacher und zugänglicher machen kann." Und gleich darauf führt Hr. Baum das Urtheil eines der wenigen Greise die sich noch erinnern konnten Stuber gehört zu haben an: „Sehen Sie, so habe ich seitdem keinen Mann mehr auf der Kanzel gehört; da war kein Schreien, Toben und Flankiren, aber man meinte immer, es müsse Einem Alles in das Herz hineingehen, und man lernte dabei immer außerordentlich Viel aus der Heiligen Schrift."

Aber solche Eigenschaften misfielen den Zionswächtern in Strasburg, den Oberkirchenpflegern, höchlich, und sie begannen Stuber auf alle Weise zu ärgern und zu verfolgen. Zuvörderst verhinderten sie den Druck einer von Stuber ausgearbeiteten Uebersetzung des Neuen Testament in Strasburg sowol als in Basel, und entblödeten sich nicht den Cardinal Rohan, der in der Halsbandgeschichte eine so schmachvolle Rolle gespielt hat, und die katholische Regierung um Hülfe anzurufen gegen die Greuel einer Verdeutlichung des Evangelium in der lutherischen Kirche Strasburgs! Dann wurde ihm geboten seine Bibelstunden einzustellen „allwo er Neuerungen ausstreue"; er mußte mehrmals vor der theologischen Facultät sich über die Symbolischen Bücher erklären; er wurde im Mai 1777 nach dem Tode des Oberpfarrers auf die ungerechteste Weise zurückgesetzt (wodurch sich aber seine Zuhörer nur vermehrten); er mußte sich von dem Kirchenconvente die schärfsten Zurechtweisungen gefallen lassen, endlich gar ein Examen vor demselben (im Sommer 1780) bestehen, worauf denn die stille Wuth seiner Gegner, da alles Inquiriren und Censiren fruchtlos war, darauf dachte (10. Aug. 1780) seine „Remotion" bei der Oberkirchenbehörde zu bewirken. Stuber, müde der Angriffe und körperlich leidend, hatte schon zwei Jahre vorher selbst seine Entlassung begehrt und daran gedacht, sich den Herrnhutern anzuschließen, wenn ihn nicht das höchst anstößige Liebesgetändel mit Jesus, das widerwärtige Baden in seinem Blute und das behagliche Schlafen in seinen Wunden gänzlich zurückgeschreckt hätten. Auch mußte der orthodoxe Zelotismus ganz verstummen, als Johann v. Türkheim Ammeister geworden war, der des edeln Mannes Werth zu würdigen verstand, und im Namen der Oberkirchenpfleger den Kirchenconvent in mehren für den Angeklagten wie für die Ankläger sehr charakteristischen Schreiben scharf und ernst zur Ruhe brachte. Beide Schreiben hat Hr. Baum mitgetheilt, was wir um so mehr loben, da sie für ähnliche Fälle, die leider unter uns nicht zu den ungewöhnlichen gehören, den urtheilenden Behörden als Richtschnur dienen können.

Die Revolution brach an, und Stuber war mit seinem ganzen Hause der neuaufgehenden Sonne von ganzem Herzen zugewandt. Er hielt an jedem Mittwoche Abends in der Kirche während des Septembers und Octobers 1789 feierliche Betstunden wegen der Revolution. „Gott hat Großes vor mit uns, aber wehe uns, wenn wir durch unchristlichen Sinn, durch Leidenschaft und Ungehorsam den uns zugedachten Segen durch eigene Schuld in Fluch verwandeln", so rief er oft am Schlusse der versammelten Menge mit heiligem Ernste zu. Hierdurch ganz im Vertrauen der Bürger ward er beim Beginnen der ersten Municipalwahlen (Februar 1790) Senator und Notable, und hielt auf den besondern, gerade auf ihn bezüglichen Wunsch der Nationalgarde alle Sonntage, zuerst am 31. Oct. 1790, einen besondern Gottesdienst für sie, von dem die noch lebenden Zeugen mit wahrhafter Begeisterung sprechen. Zu diesen Nationalpredigten hatte er noch die letzten Kräfte zusammengerafft, am 7. Oct. 1793 bat er das Presbyterium seiner Kirche um Entbindung von seinen Amtsgeschäften, was ihm auch sogleich gewährt wurde. Bald aber brach über Strasburg die Schreckensherrschaft ein, wo „alle Religion Fanatismus hieß, und der kolossalste Unsinn und der scheußlichste Frevel Vernunft hieß"; aber Stuber blieb von diesen Stürmen unberührt unter der liebevollen Pflege seiner Gattin und Tochter Charidas. Er fand Trost und Beruhigung in der Bibel, deren aufmerksames Durchlesen er damals zum fünfunddreißigsten male beendigte, und lebte noch als die Wiedereröffnung der Kirchen angeordnet wurde. Doch konnte er die zerstreuten Schafe nicht wieder sammeln, denn er entschlief am 31. Jan. 1797.

Ein Anhang enthält sein Glaubensbekenntniß unter dem Titel: „Urkunde einer Christenrepublik, oder das Wort vom Reiche Gottes", das er 1785 hatte drucken lassen.

Wir wünschen recht sehr, daß unsere Anzeige zum fleißigen Lesen des Büchleins einladen möge. Es enthält Vieles was in unsern Tagen wohl zu beherzigen ist, sowol von Seiten der Geistlichen als von Seiten des Kirchenregiments. 20.

Notizen.

Unnöthigkeit des Polyglottismus.

Ein alter Schotte aus den Hochlanden war eines Tages gegenwärtig, als zwei Gelehrte die unberechenbaren Vortheile ausgebreiteter Sprachkenntnisse erörterten. Das Gespräch langweilte ihn. „Hören Sie", unterbrach er endlich, „Alles was Sie da gesagt haben ist barer Unsinn. Ich bin in meiner Jugend durch ganz England, durch ganz Frankreich, durch ganz Deutschland gereist, wußte damals von allen drei Sprachen nur ein oder zwei Worte, und bin überall herrlich fortgekommen — in England mit *how much?* in Frankreich mit *combien?* in Deutschland mit wie viel?

Für Tabackraucher.

Laut statistischer Angabe sind während des Jahres 1846 in London 364,000 Gros oder 52,416,000 thönerne Pfeifen verkauft worden. Da hat nun ein unermüdlicher Rechner ausgefunden, daß sie zu fertigen die Jahresarbeit von ungefähr 300 Menschen, und ihr Gesammtpreis 40,950 Pf. St. ist, daß sie in eine Reihe gelegt sich über 10,340 englische Meilen erstrecken, aufeinander die oberste 135,148 mal höher liegen würde als der St.-Paulsthurm hoch ist, und daß einmaliges Stopfen derselben 104 Tonnen, 9 Centner, 32 Pfund Taback erfodert. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 70. —— 11. März 1847.

Schleswig-Holstein und Dänemark.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 69.)

Einen andern Gesichtspunkt hat die schleswig-holsteinische Frage von der politischen, staatsrechtlichen Seite. Hier treten eben jene Rechte und Privilegien, deren historisches Verhalten wir oben schon angegeben haben, als die eigentlichen Schirmhalter des gewöhnlichen Schleswig-Holsteinismus auf, und auch Hr. Mügge glaubte nichts Besseres thun zu können als sich ihnen unbedingt anzuschließen. Daß die alten Landesprivilegien schon im 17. Jahrhundert durch den Indifferentismus der Bevölkerung dagegen und durch den Absolutismus der Regierung factisch aufgehoben wurden, haben wir oben bereits angedeutet, und doch sollen sie jetzt der politische Lebensnerv der Herzogthümer sein? Man kümmerte sich eigentlich gar nicht um dieselben, als bis die in denselben festgestellte ewige Unzertrennlichkeit Schleswigs und Holsteins auch eine staatsrechtliche Auflösung erhalten hatte, nämlich bis nach den Befreiungskriegen. Von da ab begann der Schleswig-Holsteinismus, zuerst durch Mitglieder der kieler Universität, wie Dahlmann u. A., die Landesprivilegien aus ihrem Dunkel hervorzuziehen, und es verbreitete sich immer weiter die advocatorische Behandlung derselben. Aber indem man die Selbständigkeit der Herzogthümer auf einen alten staatsrechtlichen Act stützte, wollte man blind dagegen sein und ist es unter den Schleswig-Holsteinern noch heutzutage meistens, daß jene alte staatsrechtliche Declaration auf welche man sich berief durch den Wiener Congreß, welcher staatsrechtlich über ganz Europa verfügte, rechtlich aufgehoben wurde. Die politischen Bestimmungen durch ihn sind noch heute für Europa geltend. Seitdem er das Herzogthum Holstein dem Deutschen Bund einverleibte, das Herzogthum Schleswig aber außerhalb desselben setzte, kann nach dem positiven Staatsrechte Europas von einer Unzertrennlichkeit Schleswigs und Holsteins nicht mehr die Rede sein. Die Trennung hat vielmehr factisch und rechtlich stattgefunden, und die dänische Regierung hat sich fortwährend bemüht, dieselbe politisch zu vergrößern, ohne daß es ihr gelungen wäre, die Sympathien der beiden Herzogthümer füreinander zu stören; dieselben sind vielmehr immer stärker und lebendiger geworden.

Wenn man diese Darstellung beobachtet, so wird man finden, daß wir mit dem gewöhnlichen Schleswig-Holsteinismus, welchem sich auch Hr. Mügge anschließt, durchaus nicht einverstanden sind. Dieser Standpunkt ignorirt zu auffallend die staatsrechtliche Geschichte der Neuzeit, um sich für alte staatsrechtliche Bestimmungen zu erklären, als daß man seine Schwäche nicht erkennen sollte. Aber was nun? Wenn wir behaupten, daß die Trennung der Herzogthümer in dem positiven Staatsrechte vorhanden ist, wenn wir uns gegen die Heiligkeit der vergötterten Landesprivilegien gleichgültig zeigen, wird man nicht einen Dänen, einen Vaterlandsfeind in uns wittern? Und doch, was ist ferner unsere Ansicht und Meinung? Auf dem Gebiete des positiven Staatsrechts und der diplomatischen Politik, meinen wir, ist die schleswig-holsteinische Frage nicht zu Ende zu bringen, die Führer des Schleswig-Holsteinismus haben Unrecht gethan, das Volk dafür in Allarm zu setzen, die wirkliche Entscheidung kann nur in dem Willen des Volkes selbst und nicht in alten Documenten liegen. Wir sind Deutsche! Wir wollen Deutsche sein! rufen die Holsteiner und Schleswiger. Gut, so beweist es, aber nicht blos mit historisch-juristischen Darstellungen. Damit hebt man die wirkliche Trennung Schleswigs und Holsteins, die europäischen Resultate des Wiener Congresses, den „Offenen Brief" und den hartnäckigen Willen der dänischen Regierung durchaus nicht auf. Daß sich die schleswig-holsteinische Juristerei, diesen Mächten gegenüber, vollkommen ausgelebt hat, scheint gerade jetzt immer deutlicher zu werden.

Was bleibt aber übrig? Der Wille des Volkes. Der Wille des Volkes ist besser als positives Staatsrecht, und selbst der Wiener Congreß, selbst die Verträge von 1815 haben vielfach in Europa Gelegenheit gehabt, denselben zu respectiren und anzuerkennen. Wir fragen nun einfach: Will das Volk in den Herzogthümern eine Trennung von Dänemark? Will das Volk seinen deutschen Charakter bewahren? Ist das Volk in den Herzogthümern für eine Vereinigung zwischen Schleswig und Holstein gesinnt? Und so weit wir uns in dem Volke der betreffenden Gegenden umgesehen haben, können wir diese

Fragen nur mit einem dreifachen Ja beantworten. Hier stimmen wir also doch mit dem gewöhnlichen Schleswig-Holsteinismus in den Endpunkten überein; aber wir nehmen nicht alte Documente, nicht juristische Controversen und Spiegelfechtereien, welche auch Hrn. Mügge vollkommen betäubt haben, sondern nur den lebendigen Geist des Volkes als Unterlage an. Wir sagen nicht wie Hr. Mügge: Nach euern verbrieften Rechten seid ihr Schleswig-Holsteiner deutsch, untereinander unzertrennlich u. s. w., wir sagen vielmehr: Nach dem positiven Rechte ist eure Unzertrennlichkeit eine Unwahrheit, die Wahrheit derselben, euer Deutschthum, liegt nur in euerm natürlichen Rechte, in euerm Volkswillen. So durchhauen wir glücklich den großen Gordischen Knoten, welchen die einseitige, historisch-juristische Behandlung der Frage mit der gründlichsten Gelehrsamkeit immer weiter verwickelt hat, und die Hr. Mügge mit ziemlich wenig Geschick nun auch in ganz Deutschland hat populärisiren wollen.

Wäre die juristisch-historische Behandlung der schleswig-holsteinischen Frage nicht in ihren Endpunkten: Deutschthum, Trennung der Herzogthümer von Dänemark und Einheit derselben, mit dem Wunsche des Volkes zusammengefallen, das schleswig-holsteinische Volk hätte sich weniger für die gelehrten und spitzfindigen Deductionen seiner Professoren und Advocaten interessirt als es bis jetzt wirklich der Fall war. Aber die Einheit im Ziele blendete über die Differenz in den Grundsätzen. Leute die recht conservativ sind hatten in Schleswig-Holstein immer die beste Gelegenheit als recht populair und revolutionnair zu erscheinen. Der juristisch-historische Schleswig-Holsteinismus hat Viel für die Agitation des Volkes gethan, aber er hätte, nach unserer vollsten Ueberzeugung, für den ganzen Apparat welchen er beibrachte nicht das geringste Interesse im Volke gefunden, hätte der Fanatismus des Dänenthums nicht den deutschen Charakter des Volkes und die dänische Verwaltung nicht die materiellen Vortheile des Volkes gravirt. Dadurch ist die Bewegung in den Herzogthümern erst eigentlich allgemein und populair und nicht durch den historisch-juristischen Streit geworden. Wie absichtlich der deutsche Charakter des Volkes von dem Dänenthum und der materielle Vortheil desselben von der Verwaltung beeinträchtigt wird, darüber hat Mügge ein reiches Material zusammengetragen, woraus wir hier einige Mittheilungen machen wollen.

Sehr wesentlich ist die Trennung welche durch das Geld zwischen den Herzogthümern und Dänemark stattfindet. Mügge bemerkt darüber Folgendes:

> Das Geld welches in Schleswig-Holstein umläuft ist das älteste und schlechteste in der Christenheit; das dänische dagegen ist neu und hübsch geprägt, bis ins Kleinste theilbar, aber die Kupfermünzen sind den Schleswig-Holsteinern ein Greuel, die dänischen Zettel werden überall mit Verachtung zurückgewiesen, Niemand will sie, Niemand nimmt sie, kaum sind sie in den Grenzorten loszuwerden. In Jütland ist alles Geld dagegen dänisch, die Zettel und Kupfermünzen in allen Händen. Die Geldscheide ist eine seit Jahrhunderten bestehende Trennung, ein Band der Verknüpfung, an welchem bisher alle Bemühungen der dänischen Partei scheiterten. Dänische Species nimmt man freilich, denn diese gelten auch in Hamburg, dänische Thaler aber schon weniger gern; preußische Thaler und preußisches Papiergeld sind dagegen wie überall in Deutschland wohlbekannt, zum vollen Werth gewechselt und gesucht. Und nun kommen zu dieser Geldscheide die alten Gesetze und Gerichte Schleswigs, während in Jütland das dänische Landrecht eingeführt ist; endlich dazu der Landbesitz selbst mit seinen Eigenthümlichkeiten und Berechtigungen, der größere Wohlstand, kurz alle Lebensverhältnisse. Die Leute fühlen sich anders und denken anders. Jütland und Dänemark sind so vielfach von ihnen verschieden, daß deren Verhältnisse ihnen fremd erscheinen und ihre Nationalität ihnen, trotz der Sprache, als eine gänzlich getrennte entgegentritt.

Mügge bekennt sich einmal zu der Ansicht des Schleswig-Holsteinismus, für welche die — nach unserer Ueberzeugung unmögliche — Congruenz der politischen und nationalen Grenze eine Wahrheit werden soll; deshalb muß er die in Nordschleswig lebenden Dänen nicht blos in politischer Trennung, sondern auch „getrennt von ihrer Nationalität" darstellen. Wir halten Dies für einseitig und unrichtig, wollen aber bei der materiellsten Trennung, bei der Trennung durch das Geld, hier stehen bleiben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Levin Schücking.

1. Zeiten und Sitten. II. Eine dunkle That. Roman von Levin Schücking. Leipzig, Brockhaus. 1846. 12. 2 Thlr.
2. Novellen von Levin Schücking. Zwei Bände. Pesth, Heckenast. 1846. Gr. 8. 3 Thlr.

In den „Ritterbürtigen"*) hatte Schücking das 19. Jahrhundert zur Grundlage seines Romans gewählt, in diesem setzt er die Schilderung der Zeiten und Sitten in das 18. zurück. Wenn auch der Roman „Die Ritterbürtigen" weniger als ein Ausdruck der Zeiten unsers Jahrhunderts, als ein charakteristisches Gemälde gelten konnte welches die Erscheinungen der Gegenwart, ihre Bestrebungen und Leidenschaften zusammenfaßte, wenn derselbe vielmehr nur als ein politischer Roman aufgefaßt werden mußte, der Bestrebungen gewisser Parteien im modernen Staatsleben darstellte: so ist dagegen der vorliegende Roman weit eher als ein Charakterbild des vorhergehenden Jahrhunderts anzusehen. Hier scheint Schücking seinen Boden gefunden zu haben auf dem er sich gern und mit Erfolg bewegt. Nur Eins mußte gleich von vornherein auffallen: daß Schücking diesen neuen Roman so ohne alles Vorwort uns wieder vorführte, da wir in demselben nur einen alten Bekannten begrüßen konnten und die neue Taufe durchaus an dem Werke selbst Nichts verändert. Die „Dombausteine", von Aug. Lewald herausgegeben, enthalten diesen Roman vom Anfang bis zum Ende, ohne daß die geringste Umarbeitung uns dabei in die Augen gefallen wäre, außer die Veränderung des Titels „Stiftsfräulein" in „Eine dunkle That". Es mag sein, daß die „Dombausteine" nicht die nöthige Verbreitung erhalten haben welche Schücking seinem Werke wünschen mußte; aber ein paar Worte als Vorrede hätte das Publicum doch erwarten dürfen, damit es nicht den Anschein gewinnt, als solle es durch die Veränderung des Titels getäuscht werden.

Aber auch schon die Leichtigkeit mit welcher diese Umwandlung geschehen konnte beweist, daß dieser Titel etwas ganz Zufälliges, Willkürliches ist: eine Aufschrift die sich weiter nicht viel um ihren Inhalt bekümmert; oder daß das Werk selbst keine rechte Einheit

---

*) Vergl. hierüber Nr. 146—148 d. Bl. f. 1846. D. Red.

besitzt, sondern aus verschiedenen Handlungen zusammengesetzt ist, die sich nicht in einem Hauptpunkte vereinigen. Hat nämlich der Roman eine Idee die ihn trägt und belebt, und diese wieder ihre Person oder Personen, so wird der Titel nothwendig auch Dieses ausdrücken müssen, und nur dadurch auch kann ein Kunstwerk entstehen, wenn die einzelnen Theile fest und harmonisch zu dem Ganzen, dem Grundgedanken, sich zusammenschließen; laufen dagegen verschiedene andere Handlungen und Personen nebeneinander her, von denen man jede beliebige schnell zum Träger der Hauptidee machen kann, so sagen wir gewöhnlich, dem Werke fehlt die künstlerische Einheit. So auch hier. Schücking hat durch den ersten Titel angedeutet, daß er das Stiftsfräulein als vorzugsweise bestimmende, poetisches Interesse darbietende Figur angesehen wissen wolle. Freilich mußte Dies auch seine Schwierigkeiten haben, denn in dem ersten Theile des Romans hat diese Dame eine Interesse erregende Stellung, die aber sie zu einer eigentlichen Handlung, zu einer weitern Entwickelung und Herausbildung durchaus nicht kommen läßt; es sind nur einzelne markirte Punkte in denen sie in die Handlung eingreift, zwar schöne, aber dennoch monotone Wellenlinien, in denen die Entfaltung ihres Charakters angelegt ist. Dagegen in der Mitte und zu Anfange des zweiten Theils ist sie so in den Hintergrund getreten, daß sie als gar nicht zum Werke gehörend erscheint, und erst gegen das Ende tritt sie wieder hervor, aber anfänglich mehr passiv als eigentlich handelnd und die Entwickelung bestimmend. Von diesem Punkte also betrachtet wird Schücking nicht Unrecht gehabt haben, wenn er selbst nachher nach andern Bestimmungen sich umsah welche den Grundton des Romans kräftiger und entschiedener bezeichneten. Er kam daher auf die „dunkle That". Allein hiergegen läßt sich noch weit Mehr einwenden. Die dunkle That ist bereits längst geschehen wenn der Roman beginnt; wir sehen zum Theil nur die Folgen derselben sich vor unsern Augen entwickeln, und erhalten doch auch erst am Ende Aufschluß über den Hauptfactor der die ganze Entwickelung getragen hat und der keineswegs nothwendig so resultiren mußte. Die Hauptperson von der die dunkle That ausging bleibt fast während des ganzen Verlaufs im Hintergrunde, oder doch wenigstens in einer solchen Stellung, daß man zwar hier und da ahnen und vermuthen kann, es sei mit ihr Etwas vor, der Verf. habe sie zu einer Rolle gemacht; aber dabei bleibt es auch, bis das Ende die Sache aufklärt. Soll die That als Hauptprincip des Romans angesehen werden, so ist die Stiftsdame dann nicht viel Mehr oder Nichts weniger als der Kurfürst, an dessen Hofe sie lebt, eine Staffagefigur, die durch den bedeutsamen Hintergrund nur einige Erleuchtung erhält. Wir werden daher nicht sehr irren wenn wir behaupten, daß die Anlage und Ausführung des Stücks bei dem Verf. bruchstückweise entstanden ist, daß er hier und da einige Situationen zufällig erfunden, dem Stücke einverleibt, daß er hier und da einige Personen und Charaktere mit in die Handlung hereingezogen hat, die ursprünglich nicht in der Grundidee vorhanden waren, und daß dadurch das Interesse an der Haupthandlung sich zersplittert, die Hauptpersonen durch Nebenfiguren in den Hintergrund gedrängt werden oder doch solche Schlagschatten erhalten die mit der ursprünglichen Beleuchtung in Widerspruch gerathen. Wir wollen nicht angeben was aus der dunkeln That, die wirklich von einer wahren dämonischen Leidenschaft verübt wird, hätte gemacht werden können, wenn sie statt als längst vergangen noch wirklich in die Entwickelung des Romans verlegt wäre — denn Dies hieße das Gebiet des Kritikers verlassen; aber Das können wir auch nicht verhehlen, daß der Roman in seiner gegenwärtigen Ausführung, so sehr auch viele einzelne Partien als höchst gelungen zu bezeichnen sind, einer wahrhaft künstlerischen Einheit entbehrt, und daß jeder Leser von Bildung nicht die volle Befriedigung empfindet die er von einem Kunstwerke erwartet. Schücking erfindet zwar bei allen seinen Romanen ein prächtiges Detail, seine Charaktere sind oft so originell und consequent gehalten, daß man nichts Gelungeneres wünschen kann; aber er läßt sich auch oft zu sehr durch seine Einzelheiten verleiten, dieselben auf Kosten seiner Grundanlage zu weit auszumalen, und dadurch kommt fast immer ein schiefes Verhältniß zwischen den Gliedern und dem ganzen Leibe zum Vorschein. Ein großer Vorzug den besonders die Schücking'schen Romane haben besteht darin, daß er den Boden auf dem er sie spielen läßt durchaus kennt; das Land mit seinen Gewohnheiten und Sitten trefflich geschildert belebt und individualisirt seine Erzählungen; nur wollen wir ihm sehr ans Herz legen, daß er sich nicht allzu sehr von diesen Einzelheiten hinreißen lasse und daß er nie dadurch aufhöre den Standpunkt über seinem Werke zu verlieren. Bei den „Ritterbürtigen" waren dem Dichter von mehren Seiten her Ausstellungen gemacht worden über das Unwahrscheinliche der Belagerung der Ritterburg mitten im 19. Jahrhundert, und mit Recht; wenn dagegen sich aber Schücking darauf beruft, daß eine solche Erscheinung wirklich vorgekommen sei, daß sie somit nichts Unwahrscheinliches enthalten könne, so wollen wir darauf blos bemerken, daß Das was wirklich geschehen ist noch immerhin nicht gerade poetisch wahr ist, und daß es doch vor allen Dingen die poetische Wahrheit nur ist worauf es bei einem Kunstwerke ankommt.

Der Inhalt von „Eine dunkle That", so verwickelt er nach der gegenwärtigen Anlage des Romans auch erscheint, ist dennoch ein ganz einfacher, und die Hauptentwickelung besteht lediglich darin, daß man am Ende hinter das Geheimniß gekommen ist das während der Erzählung uns begleitete. Im grünen Hügellande von Berg liegt Diependahl, die Burg der Freiherren von Schemey; das Geschlecht war erloschen bis auf Einen; dieser Eine war ein lustiger, leichtsinniger Bruder. Zu diesem kam in Dienste Margaretha, die Tochter eines einst reichen Schulzen, der aber sehr heruntergekommen war, weil er, wie man allgemein glaubte, einstmals einer Procession den Weg über seine Aecker versperrt hatte. Diese Margaretha war schön, hoffärtig, eigensinnig und verschlossen. Es entspann sich zwischen dem Junker und dem Dienstmädchen ein Verhältniß, in Folge dessen Jener auch wirklich die Heirath versprochen hatte. Aber später hielt er sein Wort nicht und heirathete eine Andere. Das so verlassene und betrogene Mädchen schwur nun, daß dem Ehepaar keine Freude mehr auf Erden blühen solle, daß sie „ihre ganze Brut" vertilgen wolle. Zwei Kinder ermordete sie heimlich, und die Aeltern zogen, um wenigstens ein Kind zu retten, nach Paris, weil sie glaubten, die Stiefmutter Schemey's gehe spuken und drehe ihnen den Hals um. Dort gebar die Frau von Schemey wieder einen Knaben; Margaretha konnte diesen nicht umbringen; sie übergab ihn der Milchfrau, welche ihn aufzog, und nahm ihn später, nachdem beide Aeltern nacheinander gestorben waren, zu sich. Diependahl war unterdessen an eine Seitenlinie der Schemey, an den Herrn von Katterbach, gefallen; diesem erzählte Margaretha, daß noch ein rechtmäßiger Erbe lebe, und daß sie ihn von seinen Gütern vertreiben könne. Längere Zeit blieb sie hier auf dem Gute, und dann trat sie weite Pilgerfahrten an, wahrscheinlich um die Schuld zu sühnen; später heirathete sie einen alten kranken Schulmeister, um ihn zu pflegen, weil er ganz hülflos war, und durch Vermittelung Katterbach's wurde das Ehepaar Verwalter auf der Bechenburg, wo Margaretha den aus Paris mitgebrachten Knaben erzog und ihn später von dem Gelde das sie dem neuen Besitzer von Diependahl abzwang studiren ließ, ohne daß sie jedoch demselben Etwas über seine Abkunft sagte, ihn vielmehr allgemein als ihren eigenen Sohn gelten ließ. Vorher hatte sie sich jedoch den Geburts- und Taufschein des Knaben verschafft, nebst einem gerichtlichen Documente über die Person des Kindes. Mit diesen Papieren erzwang sie von dem Herrn von Katterbach eine Schrift, worin er erklärte, daß er um das Dasein eines rechtmäßigen Kindes wisse und daß er bereit sei, die Güter ihm abzutreten, wenn sich dasselbe mit seinem Tauf- und Geburtsschein melde. Alle diese Papiere bewahrte Margaretha auf. Diese ganze Handlung liegt vor An-

fang des Romans, Alles ist fertig als derselbe beginnt, und wird hier und da nur bruchstückweise zur Aufklärung eingeschoben. Der Sohn Margaretha's ist herangewachsen und lernt die Stiftsdame kennen; zwischen Beiden entwickelt sich ein freundliches Verhältniß, das auf dem Punkte steht in Liebe überzugehen, als die Trennung störend dazwischentritt. Katterbach hat nämlich längere Zeit schon einen Streit mit einem benachbarten Edelmanne von Driesch „puncto Koppelgerechtsame". Driesch, ein furchtsamer Mann, hält sich in der Nähe des rauhen, gewaltthätigen Katterbach nicht mehr sicher und zieht auf seine entferntere Burg, wo Margaretha mit seinem Sohne lebte. Da Driesch erfährt, daß seine Verwalterin fortwährend Geld von Katterbach empfängt, so glaubt er, sie stehe im Bunde mit demselben, und jagt sie aus dem Hause. In einer fernen Gegend findet sie endlich wieder mit ihrem Sohne ein Unterkommen. Vor der Abreise hat aber ihr Mädchen, das von einer Zigeunerfamilie oder Scherenschleifermutter abstammt und welches Margaretha großgezogen hatte, da seine Aeltern gestorben waren, die Papiere entdeckt und dieselben aus Margaretha's Kiste herausgenommen und im Schlosse zu Bechenburg versteckt. Diese Lene liebte nämlich heimlich den Sohn Margaretha's und wollte, da sie die Wichtigkeit dieser Schriften eingesehen hatte und dadurch ein Hinderniß ihrer Liebe finden mochte, dieselben auf die Seite bringen. Später entdeckt sie einem ihrer Stammesgenossen den Aufbewahrungsort; derselbe stahl sie heimlich aus dem Schlosse, fiel aber preußischen Werbern in die Hände, welche sie ihm abnahmen. Der Anführer dieser Werber, ein Mann der auf Abenteuer auszog, begab sich mit denselben nach Diependahl, legte sie als die seinigen vor und ward als Freiherr von Schemey anerkannt und mit der Schwester Katterbach's verlobt. Lene hatte aber den ganzen Hergang dem Stiftsfräulein entdeckt, weil sie wußte, daß Bernhard dieselbe liebe. Der falsche Schemey ward entlarvt und Bernhard heirathete das Stiftsfräulein.

So endet die Erzählung, die gewissermaßen zwei für sich bestehende Handlungen in Eins zu vereinen sucht, und deren ganze Anlage, so sehr sie auch das Interesse spannt, wir dennoch als keine gleichmäßige, ruhige Entfaltung ansehen können. Schücking mag selbst bei der Ausführung gefühlt haben, daß die große Masse der vorausgegangenen Handlungen seinen Plan beengte, neben demselben als etwas Fremdes herlief, obwol es wesentlich zum Ganzen gehörte, und hat daher überall bruchstück- und stufenweise die Vergangenheit erläuternd und aufklärend einfließen lassen; aber eine Einheit ist nicht daraus geworden. Die Vergangenheit vermindert das Interesse der Gegenwart, drängt sie zu weit in den Hintergrund, und in Wahrheit gesagt haben die vorausgegangenen Handlungen weit mehr Leben, mehr Bewegung, mehr Leidenschaft als die Thaten welche vor unsern Augen geschehen; es sind die entferntern Folgen, die Nachzügler einer Leidenschaft die bereits unter den Gesichtskreis getreten ist, und im Verlauf derselben muß der Leser immer und immer auf die Berge steigen, um noch einmal nach der scheidenden Sonne zu sehen, muß das Verständniß sich aus einer Zeit bruchstücksweise herüberholen die längst vorüber ist. Das Urtheil mag hart erscheinen, aber für Schücking kann es nur ein Antrieb sein, von seiner reichen, übersprudelnden Phantasie und Erfindungskraft sich nicht allzu sehr beherrschen zu lassen und die Ruhe zu gewinnen die einem Kunstwerk nothwendig ist.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Schweizerdichter.

Wir haben zu wiederholten malen die Aufmerksamkeit unserer Leser mit einer gewissen Vorliebe auf die Dichter und Schriftsteller der Schweiz zu lenken versucht. Was uns dazu angetrieben hat, ist zunächst ein Gefühl des Mitleidens über die Vernachlässigung und Misachtung welche ihnen von Seiten der französischen Kritik zu Theil zu werden pflegt. Die Poeten der französischen Schweiz sind wirklich recht schlimm daran, indem ihre eigene Tagespresse nicht bedeutend genug ist, um sie für die Rücksichtslosigkeit zu entschädigen mit welcher sie von Seiten der französischen Kunstrichter ungeachtet aller Bewerbungen behandelt werden. Ganz spurlos aber gehen ihre Erzeugnisse vorüber, wenn ihnen die Verbindungen mit den literarischen Kreisen der Hauptstadt Frankreichs fehlen und wenn ihnen die Mittel abgehen, sich durch Schmeichelei, Gunstbezeigung oder auch wol durch wirkliche materielle Bestechung eine günstige Stimme bei den Organen der öffentlichen Meinung in Frankreich zu verschaffen. So dürften wol die Gedichte eines unbemittelten Arbeiters aus dem Waadtlande, Oyex — seine Sammlung führt den Titel „Petites fleurs des bois"—, unbemerkt vorübergehen. Wenn wir einen Augenblick bei diesen anspruchslosen Gaben verweilen, so geschieht es nicht als wollten wir denselben einen eminenten literarischen Werth beilegen, sondern nur weil sie immerhin besser und tiefer sind als viele von den Salonpoesien welche von der feilen Kritik mit Lobsprüchen überschüttet werden. Die anziehendsten Schöpfungen dieses Dichters sind — wie Dies bei Autodidakten, wir wollen einmal die nichtssagende Bezeichnung beibehalten, stets der Fall ist — gerade diejenigen ungekünstelten lyrischen Ergüsse, wo der Poet die reinen Empfindungen seiner in der Betrachtung der Natur genährten Seele frei und fessellos ausströmt. Dies sind auch immer die Stellen in denen Ausdruck und Gefühl am innigsten zusammenpassen. Schleppend, gequält und hohl wird der Vers immer da, wo er einen höhern Flug nehmen und den schwungvollen Pathos patriotischer Sänger nachahmen will. Noch zerfahrener aber erscheint seine Poesie, wenn sie sich zur Dienerin unverdauter communistischer Ideen hergibt, welche eigentlich dem ganzen Wesen des Dichters so fern zu liegen scheinen. Zum Glück sind es eben auch nur einige wenige Partien, in denen seine Productionen diesen Anstrich bekommen; im Allgemeinen herrscht das kernhafte Naturgefühl vor, dem Oyex sich ungekünstelt hingeben muß, wenn es ihm um wahrhaft poetische Wirkung zu thun ist.

Ueber Leibniz' religiöse Ansichten.

Wie man bei Beurtheilung der hervorragendsten Classiker des griechischen und römischen Alterthums die Weltanschauung welche ihren Werken zu Grunde liegt aus einzelnen Andeutungen zusammenzustellen versucht hat, so scheint es jetzt auch von Interesse, die religiösen Ansichten Derer welche an der Begründung der neuern Zeit mitgearbeitet haben in einen gewissen Zusammenhang zu setzen. Leibniz gehört vor Allen zu denjenigen Philosophen deren religiöse Ueberzeugungen am verschiedensten aufgefaßt und beurtheilt worden sind. Protestanten und Katholiken haben sich gewissermaßen um die Ehre gestritten, diesen bedeutenden Mann zu den Ihrigen zu zählen, während ihm von Andern wieder eine Stellung außerhalb des Christenthums angewiesen wurde. Wir erhalten jetzt in einem Werke des Herzogs Albert von Broglie ein interessantes Document zur Schlichtung dieser Streitfrage. Diese Schrift wird uns als eine Uebersetzung einer von Leibniz selbst herrührenden Abhandlung („Système religieux de Leibniz, publié d'après le manuscrit original par l'abbé Lacroix") geboten; aber so interessant auch der Inhalt des Werkes selbst erscheinen muß, so enthält doch die ganze Veröffentlichung ihren wahren Werth erst durch die vom Herausgeber beigefügten höchst bedeutsamen Erörterungen. Aus diesen Erläuterungen, welche aus einer gedrängten Einleitung und sehr lichtvollen, berichtigenden und ergänzenden Anmerkungen bestehen, geht genugsam hervor, daß Leibniz, was immer auch von protestantischen Schriftstellern dagegen vorgebracht, durchaus auf dem Boden des Katholicismus stand, obgleich er sich natürlich bei der Entwickelung seiner eigenthümlichen philosophischen Ansichten in mehr als einem wesentlichen Punkte von den normgebenden Annahmen der katholischen Kirche entfernen mußte.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 71. —— 12. März 1847.

Schleswig-Holstein und Dänemark.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 70.)

Die frühere Geschichte der schlechten Finanzwirthschaft des dänischen Staats setzen wir als bekannt voraus, sie war entsprungen aus Verschwendungen, einer Folge des schrankenlosen Absolutismus und einer fehlerhaften Politik, welche nach Bernstorff's Tod Napoleon's treuester Bundesgenosse wurde. Dänemark war nahe am Staatsbankrott. Die Zwangsmaßregeln der dänischen Bankhaft sogen die Herzogthümer aus, es wurde in Kopenhagen eine durchaus dänische Bank gegründet, wozu die Herzogthümer das Meiste geben mußten. Die dänische Finanzwirthschaft ist bis auf den heutigen Augenblick ein furchtbares Aussaugesystem für die Herzogthümer geblieben und durchaus gegen den Nutzen derselben. Von der Nachricht, daß der König die dänische Nationalbank autorisirt habe, in Flensburg eine Disconto- und Depositalbank und in Rendsburg ein Comptoir zu errichten, wurden die Herzogthümer wie von einem Donnerschlage getroffen. Hören wir darüber Mügge:

> Die Aufregung ergriff alle Stände, Adel wie Bürger und Bauer fühlte worum es sich handelte, und zu jener Zeit, wo die Absicht der Dänen schon klar war, Schleswig dänisch zu machen, erkannte man den Zweck vollkommen, die Herzogthümer durch Verdrängung des schleswig-holsteinischen Courants und Einführung der dänischen Münze und Zettel enger mit dem Königreich zu verbinden, von Hamburg, Lübeck und Deutschland aber zu trennen. Die Presse, die Stände, die Städte, einzelne Männer und das Volk selbst, Alle traten gegen den dänischen Plan auf; aber es halfen weder Bitten, noch Abgesandte, noch Unterredungen mit dem Monarchen, noch Reichsberufungen, Volksversammlungen und der Blick auf das aufgeregte Land.

Als man sah, daß Nichts half, betrachtete man als einziges Mittel dem Verderben zu entgehen die Errichtung einer schleswig-holsteinischen Landesbank. Sie wurde auf der kieler Neujahrsmesse 1843 von dem Landinspector Tiedemann vorgeschlagen, und die einflußreichsten Männer von Adel vereinigten sich mit andern Capacitäten zur Ausführung. Das Wichtigste aber that Tiedemann, der überall Volksversammlungen hielt und den Bauernstand für diese Angelegenheit in Bewegung brachte. Durch den Geldbeutel wurde man hier mehr für die Unabhängigkeit der Herzogthümer als durch die alten Landesprivilegien interessirt. Als Tiedemann auf einem Volksfeste den Bauern nachwies, daß die Herzogthümer im Laufe der Zeit um 39 Millionen von Dänemark betrogen worden, wurde er zur Untersuchung gezogen, vom Obergerichte aber freigesprochen. Die dänische Filialbank wurde in Flensburg eröffnet, die Erlaubniß für eine schleswig-holsteinische Landesbank aber abgeschlagen. Da indeß in der königlichen Resolution auf eine Privatbank Hoffnung gemacht wurde, so sammelte man dafür Unterschriften, und binnen wenigen Monaten waren beinahe 1 Million Species (1 Species = 1½ Thlr.) für eine schleswig-holsteinische Landesbank gezeichnet. Als das Statut im Herbst 1844 den schleswigischen Ständen vorgelegt wurde, trat der königliche Commissarius dagegen auf, und obgleich auch die holsteinischen Stände einstimmig den König um Genehmigung des Bankstatuts baten, so ist Dies doch bis jetzt nicht erfolgt.

Wir sehen aus diesem Abriß, daß die Geldfrage in den Herzogthümern sehr wesentlich dazu beiträgt, das Streben nach Unabhängigkeit von Dänemark allgemein zu verbreiten. Die Abneigung gegen die dänischen Finanzen und das dänische Geld zeigt sich in den Herzogthümern allenthalben.

Die Provinzialstände, welche die Herzogthümer jedes für sich erhalten haben, nach langen Kämpfen, in denen besonders Uwe Jens Lornsen als Landesritter erscheint, sind die Organe des deutschen Schleswig-Holsteinismus gegen die dänische Regierung und Propaganda geworden. So sehr sich auch in ihnen jener Schleswig-Holsteinismus hervordrängt, den wir nicht billigen können — und hier, wo das Volk seine Vertreter haben soll, erscheint er besonders unzweckmäßig —, so verkennen wir doch nicht die Energie mit welcher fortwährend von diesen Ständen für die Unabhängigkeit der Herzogthümer und die deutsche Natur derselben gestritten wurde. Von der ersten Ständeversammlung an, sagt Mügge, bis auf diesen Augenblick sind die Anträge und Foderungen durchaus dieselben geblieben. Wir finden jedesmal wieder die gleichen Bestrebungen, nur werden sie mit größerer Ueberzeugung, Wärme und Kraft entwickelt und unterstützt. Das Steuerbewilligungsrecht und die Finanztrennung sind die Säulen der Bewegung geworden. Man foderte freie Verfassung, wie sie gleichzeitig und noch weit energischer von den dänischen und

jütischen Ständen gefodert wurde, und es würde vielleicht ein Uebergang zum Constitutionalismus bewirkt worden sein, wenn nicht gerade die Finanztrennung und was mit ihr zusammenhängt direct gegen Wunsch und Absicht der Dänen anliefe, welche gänzliche Verschmelzung der deutschen Provinzen begehren. Die absolute dänische Regierung hat daher gutes Spiel gehabt, indem sie dies feindliche Widerstreben der beiden Nationalitäten benutzte. Alle Foderungen der Herzogthümer konnte sie mit Kälte abweisen, denn sie war dabei des Beifalls der Dänen sicher; doch diese gelangten in ihrem Kampfe um eine norwegische Verfassung auch nicht weiter, denn die andere Hälfte des Landes, die Herzogthümer, erklärten ganz entschieden, daß eine dänische Constitution sie so wenig kümmere wie ein neues Skandinavien.

Der Kampf um eine Verfassungsfrage, welche den Dänen Hauptsache blieb, ist übrigens, wie Mügge richtig darstellt, gegen den Kampf um die gefährdete Nationalität, gegen den Gedanken, daß „Schleswig von Holstein getrennt" und dänisch gemacht werden sollte, sehr zurückgetreten. „Man hielt die alten Landesrechte hoch als gemeinsames Banner, und unter ihnen sammelte sich Schleswig-Holstein." „Der Adel vergaß (?) seine Ansprüche." Es drang politisches Leben in das eigentliche Volk, in den mächtigen, wohlhabenden Bauernstand. Die Presse und die Volksversammlungen arbeiteten unaufhörlich an seiner Aufklärung, man hatte nur ein gemeinsames Ziel, das Ziel, den dänischen Anmuthungen vereint und einig entgegenzutreten und kein Opfer zu scheuen. Wie lebendig der Kampf nach dem „Offenen Brief" geworden, ist als bekannt vorauszusetzen.

„Der Adel hatte manche Rücksichten zu nehmen." Und doch vergaß er seine Ansprüche? Nach unserer Ansicht ist der historisch-juristische Schleswig-Holsteinismus ein ganz vortrefflicher Schlupfwinkel für jedes Adelsprivilegium. Deshalb ist dieser Standpunkt in seinem Ursprunge, unter Dahlmann, auch rein ritterschaftlich betrieben worden. Aber Hr. Mügge, weil er nun einmal über den Privilegium-Schleswig-Holsteinismus nicht hinauskommen konnte, hat nichts Besseres zu thun als die Interessen des Adels — der in den Herzogthümern sehr mächtig ist — mit den Interessen des Volkes zu verschmelzen. Zwar spricht er von „mittelalterlichen Ansprüchen, staatsbürgerlicher Gleichheit, Menschenrechten" u. s. w., aber gleich darauf schlägt er um, indem er sagt: „Glaubt der Adel in dem Gleichheitsgefühl der freien Bauern, ihrem sichern und festen Auftreten eine Kränkung seines Ansehens zu erdulden, so ist Dies doch Nichts als eine Unbehaglichkeit, die mit der Zeit verschwinden muß durch Bildung und Aufklärung des Bauernstandes." Als ob Kaste nicht immer Kaste bleibt, selbst wenn sich in ihr persönlich vom Vorurtheil befreite Männer befinden und wenn immer auf die 22 adeligen Familien der Herzogthümer 100,000 freie und tüchtige Bauern zu rechnen sind. Zeigt uns ein Schleswig-Holstein welches unabhängig und gestützt wird auf seine „alten Landesprivilegien", und wir wollen sehen, ob sich dann nicht noch ganz andere „Privilegien" hervordrängen werden.

Wie wäre es uns möglich, in dem gemessenen Raume dieses Aufsatzes die zu einem Chimborasso gewordene schleswig-holsteinische Frage nach allen ihren Ausgängen in Diplomatik, Erbfolge, Volksbewußtsein, Politik und Nationalität speciell zu erörtern und darzustellen? Selbst Hr. Mügge, der doch zwei Bände geschrieben, läßt noch sehr Viel zu wünschen übrig. Das Volksbewußtsein, der Volkstrieb, der Charakter des Volkes sind gegen die dänische Beherrschung. Sie sind deutsch, nach Deutschland gewendet, nicht allein mit Sympathien, sondern auch wesentlich mit materiellen Interessen. So wollen wir denn noch einmal nur auf den Willen des Volkes, und weder auf Erbfolgerechte noch auf Landesprivilegien einen besondern Accent legen, und wir wollen das Interesse des ganzen Deutschlands nicht, wie Hr. Mügge und viele Andere es thun, auf Erbfolge und Privilegien hinlenken, sondern ganz einfach auf das Volk im Norden der Elbe. Die dynastischen Interessen des Herzogs von Augustenburg lassen uns ebenso gleichgültig wie die alten Landesprivilegien, welche wir für aufgehoben erachten, wir machen die schleswig-holsteinische Frage wieder einfach, was man vielfach vermieden hat, zu einer Frage des Volkes. Und dabei halten wir es durchaus für nothwendig, die politische und nationale Frage, welche man stets durcheinander wirft, so weit als möglich zu trennen; denn wir können an keine Congruenz der politischen und der nationalen Grenzen glauben, da wir auf etwas Anderes als auf streng geschiedene Nationalitäten, nämlich auf den großen Geist der Menschheit, unser Vertrauen setzen.

Dieses Volk nun im Norden der Elbe ist ein kräftiges, tüchtiges Volk. Wir wollen nur auf die Schilderungen zurückweisen welche wir in unserm ersten Artikel gegeben. Es ist nicht lebendig und aufbrausend, es interessirt sich schwer für andere als materielle Angelegenheiten; aber hat es ein Interesse gefaßt, wie jetzt das für seine Unabhängigkeit von Dänemark und für sein Deutschthum, so hält es fest an demselben und wagt Viel für dasselbe. Da es aber in seiner politischen Bildung noch weit zurückgeblieben, so hat es sich vertrauensvoll den Leitern überlassen, welche ihm die Parole „Deutschthum und Unabhängigkeit von Dänemark" zwar laut zurufen, aber sich wohl hüten ihm zu sagen, daß es selbst die Macht sei, da sich noch andere Gründe bei ihnen geltend machen. Wir wollen ruhig erwarten, wie lange die kräftige Natur des Volkes sich noch in den dynastischen Interessen und in einer gläubigen Abhängigkeit von historisch-juristischen Deductionen wird gefallen mögen, wenn es sein „Schleswig-Holstein meerumschlungen" singt. Durch das nationale Deutschthum, welches wir ehren, ist man sogar zu einem Enthusiasmus für das politische Deutschland gekommen, welchen wir nicht theilen können. Die schleswigische Ständeversammlung hat sich erst jüngst für einen Anschluß des Herzogthums Schleswig an den Deutschen Bund erklärt, um auch

formal mit Deutschland und Holstein die Einheit herzustellen. Wenn man das Volk dafür interessirt, so weiß es das nationale und politische Deutschland nicht zu unterscheiden. Ob die politischen Interessen des Volkes bei einem solchen Anschlusse gewinnen, so lange das politische Deutschland so ist wie es wirklich ist: Dies zu untersuchen führt hier zu weit. Für die dynastischen Regierungsinteressen des Herzogs von Augustenburg liegt allerdings in der Unterordnung unter die Bestimmungen des Deutschen Bundes gar kein geringer absolutistischer Vortheil. Karlsbader Censurbestimmungen, Zwangsverordnungen u. s. w. „In Schleswig-Holstein gibt es wenige Männer die bis zu republikanischen Grundsätzen vorgeschritten wären", sagt selbst Hr. Mügge.

Die Art und Weise wie Dänemark über Schleswig und Holstein zu regieren und zu walten sucht, der Fanatismus mit welchem die Dänen in den Herzogthümern die ganze deutsche Nation bekämpfen, kann gewiß nicht von uns gebilligt werden, man wird in Dänemark wirklich und nur allzu oft bis zu einer „fratzenhaften Eitelkeit" getrieben; aber da wir jetzt nicht mitten in dem heftigen Kampfe der beiden Nationalparteien stehen, so wollen wir uns den Fanatismus der Dänen wenigstens erklären und deshalb nicht ein allgemein absprechendes Urtheil über ihre Natur unterzeichnen.

Wie bereits in dem ersten Artikel erwähnt wurde, sehen wir in den Dänen das intelligenteste Volk des skandinavischen Europa. Ihre Geschichte, ihre Literatur sind auf den Norden immer vom wesentlichsten Einfluß gewesen, sie waren immer in jeder Beziehung die Vermitteler zwischen dem hohen Norden und dem Süden und Westen Europas. Sie haben ihre Wichtigkeit fühlen gelernt und einen nationalen Centralisationsgeist erhalten wie die Deutschen denselben entbehren. Aber je kräftiger der politische Geist in ihnen wuchs, je intelligenter sie sich wußten, je lebendiger ihr dänisches Nationalgefühl sich steigerte, um so schwächlicher wurde Dänemarks Stellung in der europäischen Welt. Das erregt Aerger und Erbitterung. Norwegen war unabhängig geworden und blühte auf unter dem Schutze einer freien Verfassung, während die politisch gebildeten Dänen sich von dem stärksten Grundgesetze des Absolutismus, von dem Königsgesetze, noch nicht befreien konnten. Schweden hielt sich fremd gegen Dänemark, die dänische Suprematie im Norden war also wirklich schon in Frage gestellt, als auch in den deutschen Herzogthümern der Kampf um die Unabhängigkeit von Dänemark begann. Die Dänen bemerkten was sie bedrohte; als Staat, als Nation und mit einem Fanatismus der sich nur durch ihre besondere Stellung erklären läßt sind sie gegen die neue „Beeinträchtigung" in die Schranken getreten, ohne es mit den Rechten und der Natur Derjenigen genau zu nehmen die sie durchaus, ihrer eigenen Existenz halber, für Dänemark erhalten wollen. Sie wollen dem neuen Skandinavien die deutschen Herzogthümer als schöne Brautgabe zubringen, und möchten nicht gern als arm und armselig im Skandinavismus, der sie begeistert, erscheinen. So erklärt sich der ganze Kampf. Die Dänen stimmen alle darin überein, wie Hr. Mügge sagt, daß wenigstens Schleswig dänisch sei und immer dänisch bleiben müsse. Ohne von den wirklichen Verhältnissen Etwas zu wissen, ist es ihnen genug, daß ihre Führer ihnen täglich sagen, es sei ein dänisches Land und dänische Leute wohnten darin, die Deutschen aber wollten es ihnen entreißen. So hat sich denn in Dänemark eine gewisse rachsüchtige und mistrauische Stimmung gegen die Deutschen geltend gemacht, worunter man vorzugsweise die Holsteiner versteht, die man als übermüthig, grob und anmaßend verschreit und von ihrem hochmüthigen Wesen grelle Beschreibungen liefert. Das Nationalgefühl der Dänen ist mit den politischen Grenzen ihres kleinen Vaterlandes durchaus in Widerspruch gerathen, sie zögen gern wie die alten Cimbern aus, um neuen Ländern ihr Dänenthum aufzuprägen und Skandinaviens Ruhm und Herrlichkeit zu verbreiten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Levin Schücking.

(Beschluß aus Nr. 70.)

Betrachten wir dagegen die andere Seite des Romans als Schilderung der Sitten des vorhergehenden Jahrhunderts, so läßt sich nicht verkennen, daß Schücking eine große Gabe besitzt, diese Zeiten in lebendigen Gestalten uns zur Anschauung zu bringen. Trefflich sind seine Schilderungen der beiden Freiherren von Katterbach und Driesch nebst ihren Verwandten; sehr ergötzlich ist besonders die Figur des Herrn von Driesch, des furchtsamen Hasenherzens, der Humaniora trieb, Anakreon und Virgil's Eklogen im Geschmacke der zweiten schlesischen Dichterschule übersetzte und Mitglied des Pegnitz-Blumenordens war, bei dem er den Namen „der Säuberliche" führte. Sein Wahlspruch war: „Wer sich unnütz in Gefahr begibt, kommt darin um." Er liebte den Frieden und haßte Nichts mehr als Streit und Zank. Um so frischer und lebendiger tritt diese Figur, die gutmüthig war so lange es nicht gegen ihren Vortheil ging, heraus, als sie an dem Herrn von Katterbach ein prächtiges Gegenstück hat, der immer mit einer gewissen dictatorischen Feierlichkeit erschien, womit er seine sonst grobe stämmige Natur bemäntelte, und dem Nichts mehr gefiel als Zank und Hader. Wenn er Morgens mit seinem grünen, breitschößigen Jagdrocke, mit den Stolpenstiefeln und einer Nachtmütze unter welcher sein mürrisches, durchfurchtes Gesicht hervor lugte, in das Zimmer eintrat, wo seine Schwester Josina, ebenfalls ein prächtiges Cabinetsstück, das Frühstück bereitet hatte, so reckte er seine Glieder in dem breiten Armstuhl, stieß die Tasse Kaffee mit dem Ausrufe „Spülwasser!" auf den gebohnten Klapptisch und eröffnete nun den Zank mit seiner Schwester, bis sein Vetter Philipp, ein lang aufgeschossener Jagdjunker, ins Zimmer tritt, von zwei Bracken umsprungen, mit dem er dann auszieht, um den Herrn von Driesch aus seinen Waldungen zu jagen. Nicht minder bezeichnend und treffend ist ein freiherrliches Ehepaar, das erst in der Mitte der Erzählung auftritt und auf der mit schwerfälliger Pracht ausgebauten Burg Hohenkraneck wohnte; der Mann sitzt im Lehnstuhle und schaut zum Fenster hinaus, die Frau ihm gegenüber auf einer chaise longue, eine Stickerei auf dem Schooße, zuweilen einen Stich thuend, zuweilen mit ihrem dicken Mops sprechend. Der Freiherr nimmt eine schwere goldene Dose, klopft mit den Fingern daran, öffnet sie, erhebt sich, tritt vor seine Frau, zieht sein schwarzes Sammetkäppchen ab und redet sie französisch an: „Ma chère, puis-je vous offrir une prise de tabac?" Die-

Dame tunkt zwei Finger hinein und erwidert: „Mon cher, tout ce qui vient de vous ne peut être qu'agréable.“ Alle halbe Stunden dieselbe Scene wieder, die der Mops durch ein freundliches Geklaff belebte, um dadurch die Langweile die sich ihrer bemächtigt hatte zu unterbrechen. In der Erfindung solcher Prachtexemplare und Schilderung dieser Charaktere ist Schücking überaus reich; je seltsamer, abenteuerlicher so eine Person angelegt ist, desto mehr gelingt sie ihm, und namentlich scheint das 18. Jahrhundert mit seinen Erscheinungen ihm ganz mundgerecht zu sein, jene Zeit der goldenen Tabatières und der gestickten Westen mit den großen schönen Blumen darauf, eine Zeit, wo die Menschen selbst, wie Schücking sich ausdrückt, etwas Blumenhaftes hatten; denn sie dufteten ja so süß von Bisam und poudre à la Maréchale. Jedoch vermissen wir auch bei der Schilderung der Sitten und Zeiten des vorigen Jahrhunderts die eigentliche breite historische Auffassung: es ist immer wieder gleichfalls wie bei den „Ritterbürtigen“ nur die eine Seite des Lebens die er zur Anschauung bringt; von den eigentlichen Ideen welche die Welt des 18. Jahrhunderts in Trümmer schlug, und deren Repräsentanten auch damals schon, wenngleich noch nicht so ganz ausgebildet wie nach der Hälfte dieses Jahrhunderts, sich zeigten, ist kein Träger vorhanden, und dennoch begann der Keim eines neuen Lebens bereits zu treiben, und in schwachen Pulsen klopfte schon der Feuerbube der Revolution in die Herzen der Menschen, und wetterleuchtend erschien seine Geburt als Zeichen der Verkündigung am Himmel. Die scheelen Blicke die Schücking (S. 92) auf unsere Zeit wirft, sowie seine Ansicht über die Ursünde (S. 235) wollen wir für diesmal auf sich beruhen lassen; dagegen können wir nicht unerwähnt lassen, daß an so manchen Einzelheiten, die bei der Lecture dieses Buches uns auffielen, wir die Bemerkung machten, daß der Stil nicht die gewohnte Glätte und Flüssigkeit, wie Dies bei Schücking sonst der Fall ist, hat. Von S. 47 theilen wir als Probe von Humor mit: „Nun wäre kein altes Weib männlichen oder weiblichen Geschlechts, von jungen oder alten Jahren in dem Städtchen gewesen, das nicht behauptet hätte“ u. s. w.; und von S. 7 die Schilderung des Freiherrn von Katterbach: „Was nun endlich den Hofrath betrifft, so war dieser Hofrath nicht deshalb, weil .... oder weil .... vor vielen Hofräthen ausgezeichnet, sondern durch eine gewisse dictatorische Feierlichkeit, die .... angekündigt hatte, als er .... trat und sich setzte.“

Indem wir uns zur Betrachtung der Novellen wenden, können wir gleich von vornherein nicht unbemerkt lassen, daß bei der Lecture derselben ein gewisses unbefriedigtes Gefühl uns befiel, über dessen Grund wir anfänglich uns keine Rechenschaft zu geben vermochten. Erst später gegen das Ende hin wurde uns klar, daß zum Theil die Stoffe, zum Theil auch die Ausführung und Anlage dieser Novellen die Schuld daran trugen. Die Stoffe reizen weder durch ihre Neuheit, noch haben sie überhaupt das Interesse was vor allen Dingen eine künstlerische Ausführung für sich in Anspruch nehmen muß. Es wird in diesen Novellen nicht ein besonderes psychologisches Gemälde vor unsern Blicken aufgerollt, das durch seine Entwickelung, die Bedeutsamkeit seiner innern Entfaltung, die Tiefe der Wahrheit der menschlichen Empfindungen und Leidenschaften den Leser fesseln und erbauen könnte; es wird nicht einmal durch ein gewisses Zusammenfügen von wechselnden Scenen, durch eine gewisse scenische Mannichfaltigkeit und drastische Verwickelung das Interesse an der Begebenheit selbst erhöht und durch die künstliche Anlage und Verschlingung der einzelnen Theile zum Ganzen noch vermehrt. Was wir aber auch aus diesen Novellen wieder bestätigt finden, namentlich aus dem „Banquet auf Chicksard-Castel“, „Geusenabenteuer“ und „Familienschild“, ist das schöne Talent was Schücking besitzt, wenn er historische Schilderungen entwirft; es sind ganz gelungene Bilder mit Wärme ausgeführt und mit der wahren historischen Färbung ausgestattet. Hier zeigt Schücking was er vermag, und wir halten das historische Feld für die Hauptbahn, auf welcher der Dichter mit Erfolg weiterschreitet, namentlich wenn er dazu kommt, die einzelnen genreartigen Bilder zu einem festen Ganzen zu vereinigen. Die historischen Erzählungen sind die besten der vorliegenden Sammlung, lebendig geschrieben und abgerundet, und Schücking besitzt ein ähnliches Talent in der geschichtlichen Darstellung wie Stifter in seinen landschaftlichen Bildern. „Studien“ könnte Schücking sie ebenso gut wie Stifter nennen, Studien wie sie der talentvolle Maler in seiner Mappe aufbewahrt, mag er sie nun im Momente einer tiefergriffenen Begeisterung gezeichnet oder spielend und scherzend in Augenblicken seligen Sichgehenlassens hingeworfen haben. Scherz und Ernst, Leichtes und Tiefes schlingt sich durch die Werke Beider hin; bald rauschen diese Blätter lustig und fröhlich in den lauen Winden des Lenzes und fangen die kostbaren Tropfen eines süßen Mairegens auf, bald flattern sie falb und knisternd über die öden Herbstfluren um die kahle Stirn der Felsen fort im rasenden Strudel des Sturmwindes.

Y. Gegenbaur.

Bibliographie.

Bode, H., Das Innere der Gesellschaft Jesu. Eine durch die Dokumente des Jesuiten-Ordens gegebene Darlegung der Erziehungs- und Lebensweise, des Geschäftsganges, der Verwaltung und Wirksamkeit desselben in unsern Tagen x. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Döllen, A. L., Beiträge zur Kritik und Erklärung der Satyren des *D. Jun. Juvenalis*. Kiew. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Hüttner, G. F., Beiträge zur Kenntniß des deutschen Postwesens. 1stes Heft. Leipzig, Brauns. Gr. 8. 25 Ngr.

Lorm, H., Wiens poetische Schwingen und Federn. Leipzig, Grunow. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Manzoni, A., Il cinque Maggio. — Der 5. Mai, übersetzt von A. Zeune. 2te verbesserte Auflage als Neujahrsgabe. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 1846. Gr. 8. 5 Ngr.

Stifter, A., Studien. 1ster und 2ter Band. 2te Auflage. Pesth, Heckenast. 8. 4 Thlr.

Töpffer's, R., sämmtliche Werke. Herausgegeben von C. T. Heyne. 1ster Band. Leipzig, Berger. 16. 10 Ngr.

Waldau, M., Ein Elfenmärchen. Heidelberg, Groos. 12. 7½ Ngr.

Wiest, F., Geist, Witz und Satyre in Vorlesungen, Phantasiestücken, Humoresken, Aquarellen und Skizzen. Leipzig. Gr. 16. 12 Ngr.

Tagesliteratur.

Berends, J., Wie ist der Noth der arbeitenden Klassen abzuhelfen? 2te Auflage. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 4 Ngr.

Gammius, J., Die deutsche Post-Reformfrage oder welche Hindernisse stehen einer zeitgemäßen Reform des deutschen Postwesens entgegen und wie sind sie zu beseitigen? Parchim, Hinstorff. Gr. 8. 10 Ngr.

Heussi, J., Schulfragen unserer Zeit. 1ste Frage. Parchim, Hinstorff. Gr. 8. 7½ Ngr.

Möller, J. F., Predigt am 1. Advent-Sonntage zu Nordhausen gehalten, mit einem Sendschreiben an die evangelische Geistlichkeit der Provinz Sachsen. Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. 4 Ngr.

Schweder, G., Rede und Gebet bei der Bestattung des akademischen Fecht- und Turnlehrers E. Eiselen am 11. Oct. 1846. Nebst des Verstorbenen Lebensbeschreibung. Berlin, Reimer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Wechsler, B., Die Auswanderer. Ein Vortrag, gehalten im Verein für Volksbildung zu Oldenburg am 20. Decbr. 1846. Oldenburg, Stalling. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 72. — 13. März 1847.

Schleswig-Holstein und Dänemark.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 71.)

Die Volksinteressen stehen zwar in Dänemark häufig in einem directen Gegensatze zu den eigentlichen Regierungsinteressen; aber in der dänischen Nationalfrage gegen die deutschen Herzogthümer sind sie immer mehr einig geworden. Wollen wir unbefangen sein, so können wir uns nicht darüber wundern, daß ein absoluter König Alles versucht, die „Staatseinheit" und den Staat als die Privatdomaine seiner Linie zu erhalten. Die dänische Königskrone glänzt immer noch heller im Kreise der europäischen Fürsten als der einfache Reif eines schleswig-holsteinischen Herzogs; aber ohne Schleswig und Holstein existirt wieder kein nur irgendwie kräftiges Dänemark. Also wird das Streben nach der „Staatseinheit" vollkommen begründet, und für den Absolutismus kann es keine andere Schranke als seinen Willen geben. Um so lockender werden Staatsstreiche, wie der Offene Brief sie in jüngster Zeit erst wieder versuchte, wenn auf der einen Seite ein Nationaltrieb dahinter steht und auf der andern schwerfällige Ruhe zum Charakter des Volkes gehört. Aber der Absolutismus ist selbst in Dänemark zaghaft geworden. Mügge charakterisirt das Glaubensbekenntniß des dänischen Königs in der schleswig-holsteinischen Frage folgendermaßen:

> Zu rechtlich um den Foderungen der exaltirten dänischen Partei beizustimmen, zu schwach um ihr ganz zu widerstehen; zu einsichtsvoll um die Mahnungen der Zeit energisch zu verwerfen, und doch zu sehr absoluter Herrscher um der unbeschränkten Gewalt zu entsagen und durch eine freie Verfassung die Gemüther vielleicht zu versöhnen; endlich zu wenig Staatsmann um etwa, wie Ludwig Philipp, die Parteien zu beugen und in kluger Berechnung sie zu schwächen: so läßt sich die ganze Summe dieser Weisheit dort concentriren, keinen von beiden Theilen zum Uebergewicht gelangen zu lassen; vielleicht um in der letzten Minute des Lebens sich zu sagen: Après moi le déluge!

Dieses ist vor dem Erscheinen des Offenen Briefes geschrieben. Aber dieser Offene Brief hat uns den Beweis geliefert, daß der Absolutismus es versucht hat einen *entscheidenden* Schlag zu führen. Er ist zwar auf große Hindernisse gestoßen und ein starkes Nationalbewußtsein hat sich gegen ihn entschieden, er ist zwar widerlegt worden nach allen möglichen Seiten hin; aber eine wirkliche Beseitigung de jure und de facto hat nicht stattgefunden. Daß der Herzog von Augustenburg sich auf seine dynastischen Interessen stützt, finden wir sehr erklärlich; aber auch Dieses, daß der König von Dänemark nicht ohne Weiteres erwarten will, daß sich Schleswig und Holstein von seinem Hauptstaate trennen. Dynastische Interessen gegen dynastische Interessen. Wir wählen nicht die hohe Diplomatie, sondern das Volk selbst zum Richter über dieselben. Wenn man in Deutschland eben nur Adressen und in Schleswig und Holstein eben nur Protestationen gegen einen Offenen Brief hat, so können wir die momentane Aufwallung und Bewegung noch nicht für so stark halten, daß sich dadurch die thatsächliche Folge einer vollkommenen Freiheit und Selbständigkeit erwarten ließe.

Weit höher als in den deutschen Herzogthümern ist in Dänemark die politische Volksbildung gestiegen. Wir haben bereits gesehen, daß in den Herzogthümern die ganze Bewegung auf *conservativen* und *loyalen* Stützen beruht, in Dänemark dagegen kämpft man wie um die Nationalität, so auch um eine ausgedehnte politische Freiheit und nicht allzu selten mit einem entschiedenen *Radicalismus*. Hören wir Mügge:

> Auf den einen Punkt im ganzen Lande, auf Kopenhagen, zusammengedrängt, können wenige Männer an der Spitze der Bewegung außerordentlich Viel bewirken; denn der Boden ist länger als seit einem halben Jahrhundert hier dazu vorbereitet worden. Der Landmann ist zum größten Theil frei, verständig, der Bürger nimmt Theil an den Fragen und Vorgängen des Tages, das Associationsrecht wird von Policeimaßregeln nicht unterdrückt, obwol man verschiedentliche Versuche dazu macht. Die Tagesblätter werden zwar verfolgt und oft hart genug bestraft, allein sie können nicht unterdrückt werden, und je mehr die Regierung sie vor Gericht ziehen läßt und verurtheilen, um so größer wird die Theilnahme für die Vertheidiger der Volksrechte. Es ist ein eigenthümliches Ringen nach Freiheit in Dänemark. Ein heißes Vaterlandsgefühl ist in dem Herzen der Jugend und im Bürgerstande erwacht, ein nationales Bewußtsein, das zu ehren ist. Zur Unterstützung der Preßfreiheit, zur Bezahlung der Strafen welche den freisinnigen Blättern aufgelegt wurden, zur Förderung der Bewegung in der Nation hat sich eine Gesellschaft bilden können, in deren Kasse reiche Beiträge fließen, und hier ist man wenigstens noch nicht dahin gelangt Beamte, Professoren u. s. w. abzusetzen die ihre Sympathien für die Volkssache bekunden, sogar ein Theil des Adels huldigt mehr oder weniger den Ideen die ohne Zweifel seine geschäftigen Todtengräber sind.

Was die Volksbildung betrifft, so wird für dieselbe ganz außerordentlich Viel in Dänemark gethan; es kann sich in dieser Beziehung jedenfalls mit Deutschland messen. Die Bauern können alle schreiben und lesen. Es wird ihnen beigebracht in nicht weniger als 2500 Schulen. In der frühesten Zeit gab es in Dänemark nur freigeborene Bauern, sie sprachen Recht und wählten ihre Könige. Aber als mit der Einführung des Christenthums eine hierarchische Geistlichkeit entstand und der Adel es zur Erblichkeit brachte, führte Dies wie überall zur Unterdrückung des Volkes. Seit 1332 war von Adel und Geistlichkeit auch das Königthum vollständig gedemüthigt worden; zwar suchte Christian II. sich auf die unterdrückten Bürger und Bauern zu stützen und die Herrschaft des Adels und der Geistlichkeit zu durchbrechen, aber er endete dafür im Gefängniß. Die Reformation vollendete auch in Dänemark erst recht die Unterdrückung des Volkes; allein obgleich sie auch anfangs zum vollständigsten Siege des Adels führte, so brachte sie es doch auch wieder zur Demüthigung desselben und zur durchgreifenden Macht des Absolutismus. Jahrhunderte lang vom Adel entwürdigt, übergab das Volk 1660 dem Könige alles Recht im Lande, und so entstand damals das dänische Königsgesetz, dieses Document des consequentesten Absolutismus. Das Volk blieb unfrei wie zuvor, aber die Gewalt war nun centralisirt und die Adelsmacht gestürzt worden, der Bürgerstand konnte sich heben. Auf den Bauern ruhte nach wie vor die Leibeigenschaft, der Adel behielt nach unten alle seine Privilegien, der Landadel wurde ein Hofadel und spielte eine Hauptrolle in der ganzen bankrotten Hof- und Staatswirthschaft des 18. Jahrhunderts. Es bleibt aber immer ein Ruhm für Dänemark, daß daselbst schon 1788 die Leibeigenschaft aufgehoben und sogar schon 1770 die Preßfreiheit eingeführt wurde. Struensee's Periode ist bekannt; ein großes Verdienst für die Erhebung des Volkes in Dänemark haben sich die Bernstorff erworben: aber, wie Mügge sagt, „man hat ihnen in Kopenhagen noch kein öffentliches Denkmal gesetzt, und doch sind sie dessen würdiger als Alle".

Je kleiner nun Dänemark ist, um so gedrängter und entschiedener zeigten sich daselbst die Gegensätze zwischen dem Alten und Neuen. Im Grundgesetze ist der stärkste Absolutismus begründet, und im Volke, wo die politische Bildung fortwährend wächst und durch preßfreie Journale verbreitet wird, wird der Kampf für staatsbürgerliche Rechte, wie man sie in der norwegischen Verfassung ausgedrückt findet, immer stärker und zugleich der Enthusiasmus für ein einiges Skandinavien, worin, wie sich von selbst versteht, Dänemark eine sehr bedeutende Rolle spielen soll. Alles ist noch umcirkelt durch Privilegien und Vorrechte, aber immer mehr tritt das Volk in Widerspruch zu denselben. Da sich die dänische Presse wol mit den innern Landesangelegenheiten, aber nicht mit dem Auslande beschäftigen darf, so gibt die Regierung schon dadurch wesentlich Gelegenheit, die Opposition in unausgesetzter Thätigkeit zu erhalten. Es ist wirklich, wie Mügge sagt, in Dänemark ein wunderliches Gemisch von Alt und Neu, von Entwickelung und Stillstand, von Mitteln zur Bildung eines Rechtsstaats und den Attributen der unbeschränkten Monarchie vorhanden. Der väterliche Absolutismus hat das Land finanziell ruinirt, aber mit vieler Milde und Nachsicht, und dabei hat er gegeben was man kaum erwarten konnte: eine Art Preßfreiheit, eine Communalordnung, verbesserte Rechtszustände, Schiedsgerichte, ein günstiges Geld- und Bankwesen, gute Schulen, eine humane Unterstützung der Künste und Wissenschaften, ein ausführliches Budget, endlich Provinzial-Landstände, die auf weitere Ausbildung der Verfassung, auf Steuerbewilligungsrecht u. s. w. antragen können und ganz entschieden so zusammengesetzt sind, daß der dritte Stand und dessen Foderung endlich den Sieg davontragen muß. Neben allen diesen Fortschritten aber besteht ein verwitterter Haushalt, eine veraltete Besteuerung, ein fehlerhaftes Zollsystem, eine weitschichtige Bureaukratie, ein kostspieliges Verwalten und außerdem alle möglichen alten Privilegien und Standrechte und Scheidungen zwischen Stadt und Land und den einzelnen Classen des Volkes. Das Volk versammelt sich, wählt seine Abgeordneten zu den Ständen, wählt in den Kirchspielen seine Vorstände, berathet sich über Petitionen, hält große Meetings auf Bergen und Feldern; dann aber spielt der Familienstaat wieder hinein, denn die Petitionen werden dem Könige überreicht, keinem Parlament das irgend eine Entscheidung hätte, sondern dem absoluten Monarchen, der noch immer wenigstens de jure eine so unantastbare Gewalt hat wie das Königsgesetz sie seinen Vorfahren gab. So ist es auch mit dem Rechtswesen. Das höchste Gericht ist aus uralter Zeit, das Gericht des Königs, wo er in Person Recht sprechen soll. Das kann er nun freilich nicht mehr, aber er fährt doch alljährlich in feierlichem Aufzuge aus seinem Schloß in die Christiansburg und eröffnet die erste Versammlung des Gerichtshofs als Präsident desselben. Dann richten zwölf Assessoren in seinem Namen weiter. Was jedoch hoch zu achten, ist, daß Oeffentlichkeit und Mündlichkeit beim höchsten Gericht bestehen. Im Uebrigen hat jede Stadt ihr Stadtgericht, die adeligen Güter haben Patrimonialgerichte, die Aemter Hardesgerichte, die Priesterschaft geistliche Gerichte. Das Gesetzbuch König Christian's V. von 1683 nebst einer ungeheuern Menge königlicher Bestimmungen u. s. w. bilden die Gesetzesvorschriften; man kann sich denken, daß diese eben nicht die wohlgeordnetesten und zeitgemäßesten sind.

Da der Nationalsinn unter den Dänen eine außerordentliche Gewalt übt, so pflegen sie durchschnittlich das kleine Dänemark an die Seite der großen europäischen Staaten zu stellen. Hier treibt ihr Nationalsinn, so viel Schönes er sonst erzeugt, sie mitunter bis an die Grenze des Lächerlichen. Schreiber Dieses hat selbst in Kopenhagen mannichfach zu solchen Bemerkungen Gelegenheit gefunden. Mit großem Enthusiasmus redet der Kopenhagener von seinem Holm, der Däne überhaupt von

seiner Flotte. So imposant die Eindrücke sind welche man auf dem kopenhagener Holm empfängt, so werden sie doch selten auf die Dauer bestehen können. Wir theilen in dieser Sache durchaus die Ansichten welche Hr. Mügge darüber in seiner Schrift ausspricht. Durch die Erhaltung der dänischen Flotte werden große Summen verschwendet, ohne daß ein reeller Nutzen von ihr zu erwarten wäre. Indeß muß man zugeben, daß die Dänen von alter Zeit eine seemännische Ader haben, und dadurch bleibt, auch bei der veränderten politischen Gestalt Europas, ihr Interesse für die Flotte ein sehr natürliches. Der kriegerische Ruhm der Nation beruht vorzüglich auf Thaten zur See, die Kriegslieder der Dänen sind meist Matrosenlieder, ihre gefeierten Helden sind Admirale, wie Skram, Trolle, Juel, Hvitfeld, Tordenskiold, Rabe u. A., endlich Christian IV., zu dessen Ehren jeder dänische Fischerbube das Volkslied „Kong Christian" singt. Aber die kriegerische Bedeutung Dänemarks hat lange geendet, und bei geringen Hülfsmitteln wird dieses Land — besonders wenn man den Abfall der Herzogthümer in Erwägung zieht — nur durch strenge Sparsamkeit blühend und selbständig bleiben können. Wie die Engländer mit der dänischen Flotte verfuhren ist bekannt. Ihr Schicksal wird in jedem europäischen Seekriege entschieden sein. Man hätte von der englischen Occupation lernen können, wie gefährlich und nutzlos der Besitz von Linienschiffen für Dänemarks jetzige Lage sei, wie ein Geschwader von leichten Kriegsschiffen, eine Kanonenbootflottille zur Küstenvertheidigung und eine Anzahl von Dampfschiffen das Passendste und Zweckmäßigste sei. Nichtsdestoweniger aber baute man von neuem Linienschiffe und schwere Fregatten und baut noch immer fort, wie wenig man auch die Aussicht hat, diese Geldverschwendung jemals rechtfertigen zu können. Aber in den Augen der Regierung nicht allein, sondern auch in einem bedeutenden Theile des Volkes ist die Erhaltung der Flotte zu einer fixen Idee geworden. Das Nähere über die dänische Flotteneinrichtung ist bei Mügge nachzulesen. Es geht daraus hervor, daß Dänemark mit seiner kümmerlichen, mit Mühe und Noth erbauten und erhaltenen Seemacht nie einen Seekrieg führen, nie seine Selbständigkeit sichern kann; aber es schwebt in steter Gefahr, bei einem Kriege der Großmächte Europas mit hineingezogen und zu Bündnissen gezwungen zu werden, die, wenn sie ihm nicht zusagen, ein abermaliges Zerstören seiner Hauptstadt und ein Zerstören der Flotte nach sich ziehen können. Dazu kommt, daß es jetzt, nach der Trennung von Norwegen, kaum die nöthigen Mannschaften besitzt die Flotte gehörig zu bemannen; denn ohne äusserste Anstrengung dürfte es wol schwerlich möglich sein, Ruder- und Kriegsflotte mit der vollen Zahl von Matrosen zu bemannen. Es geben allerdings noch die friesischen Inseln und die Küsten von Schleswig-Holstein ihren vollgemessenen Tribut an Seeleuten; aber wenn es zur Trennung mit den deutschen Herzogthümern kommt, so wird es nicht blos um die Geldmittel für die Flotte, sondern auch um die Möglichkeit, das nothwendige Gewalt zusammenzubringen, noch weit schlimmer aussehen.

Da Kohl die Angelegenheit der dänischen Flotte nicht aus dem politischen Nützlichkeitsstandpunkte, sondern aus der Natürlichkeit des dänischen Nationalcharakters beurtheilt, so ist man schon verpflichtet auch seine Ansicht, je mehr Wahres in derselben liegt, hier zu vernehmen:

Die Engländer konnten zwar die Schiffe und alles Material wegnehmen, nicht aber alle die übrigen Wurzeln ausrotten welche die Marine in der Geschichte, den Gewohnheiten und Neigungen der Nation geschlagen hatte. Man kann sich daher auch das Heranwachsen einer neuen Flotte sehr gut als etwas ganz Natürliches und fast Nothwendiges erklären.

Uebrigens kann es auch keinem Vernünftigen einfallen, Dänemark überhaupt das Bedürfniß einer Flotte ganz abzusprechen. Das Land hat Colonien in allen Welttheilen, die auch von einer kleinen Flotte geschützt werden können und müssen. Auch das Hauptland selbst besteht aus einer Menge Inseln und Halbinseln, die man im Kriege nur durch eine Flotte in Verbindung erhalten kann.

Die Einsichtsvollen eifern daher auch nur gegen die großen Schiffe, indem sie mehr Dampfschiffe in der dänischen Flotte zu sehen wünschen als große Fregatten und Linienschiffe. Ich will Dies indeß auf sich beruhen lassen, denn ich muß gestehen, ich habe als Deutscher viel mehr Lust dazu, mich darüber zu wundern, daß wir Deutsche, die wir so viele Handelsinteressen zu vertheidigen, so viel Holz zum Schiffbau und so viele gute Matrosen besitzen, noch immer die einzige große Nation in Europa sind, die keine Flotte hat, als mit den Dänen darüber zu grollen, daß sie sich so schnell wieder eine Flotte verschafft haben.

In der That, ich finde, daß die Dänen uns mit einem glänzenden Beispiele vorangegangen sind, was wir nicht befolgt haben. Sie waren in Bezug auf Kriegsschiffe 1807 ungefähr auf dem Punkte wo Preußen jetzt ist, und haben innerhalb der verflossenen 40 Jahre, obwol sie ihre Baumaterialien zum Theil in Polen und Deutschland, zum Theil in Rußland mühsam suchen müssen, obwol sie außer der Flotte auch beständig eine Landarmee unterhalten, die im Verhältniß zu ihrer Volkszahl nicht geringer ist als die Landarmeen der deutschen Staaten, und obwol ihr Staat und dessen ökonomische Mittel zu den beschränkten gehören, dennoch eine Flotte von 7 Linienschiffen, 16 Fregatten, Corvetten und Briggs, 7 Kuttern und Schonern und von 80 Kanonen- und Mörserschaluppen zu Stande gebracht. Preußen hat ungefähr sieben mal so viel Einwohner und sieben mal so viel Revenuen als Dänemark, und hätte es in derselben Zeit ebenso große Anstrengungen machen wollen wie Dänemark, so hätte es eine ganz formidable Flotte bauen können!

Wenn sich auch aus den natürlichen Trieben des dänischen Volkes die Existenz seiner Flotte leicht erklären läßt, so spielt doch auch die Politik dabei eine Rolle, und Dänemark kann in politischer Beziehung noch immer nicht vergessen, daß es einst größer und mächtiger war als gegenwärtig. Es hat deshalb nicht nur auf der See, sondern auch auf dem Lande den kriegerischen Pomp und eine bedeutende Waffenmacht festgehalten. Darunter leiden natürlich die socialen und materiellen Interessen des Volkes. Wenn man in Preußen über das Uebermaß der Militairausgaben klagt, so werden diese Klagen in Dänemark noch viel natürlicher und gerechter; denn dieser Staat verkennt sich jetzt vollkommen, wenn er auf seinen abgeschiedenen Inseln im Norden noch immer den Schein einer europäischen Großmacht

zeigen und diesem unmöglichen Scheine die wahren Interessen des Volkes opfern will.

Wir kommen hier unmittelbar auf den Sundzoll. Denn ohne diesen Tribut, über welchen sich alle seefahrenden Völker beschweren und der auf die Dauer nicht zu erhalten ist, wird — man denke dazu an den Abfall der Herzogthümer — der dänische Staat ganz außer Stande gesetzt sich zu conserviren. Der europäische Großmachtschein in welchem die Dänen sich so sehr gefallen hat also durchaus eine schwankende Existenz. Um so fanatischer aber suchen die Dänen ihre Nationalgröße zu vertheidigen, um so eifriger legen sie es auf die Danisirung der Herzogthümer an, um so enthusiastischer wird der Skandinavismus unter ihnen verbreitet. Was die Sundzollverhältnisse speciell betrifft, so gibt Mügge nur einen Auszug aus dem bekannten Buche von Scheerer über dieselben. Wer sich über die Localitäten und Specialitäten des Sundes zu unterrichten wünscht, dem dürfen wir die vortrefflichen Schilderungen empfehlen welche Kohl in dem zweiten Bande seiner „Reisen in Dänemark und den Herzogthümern Schleswig und Holstein" entworfen hat.

Wenden wir uns aber von der äußern Macht und Politik Dänemarks wieder zu seinen innern Zuständen zurück, so müssen wir, wie Mügge, noch einmal bekennen, daß der nationale Sinn alle Dänen und die nationale Frage alle Stände verknüpft. Der Kampf gegen die absolute Königsgewalt ist von Jahr zu Jahr mächtiger geworden. Im Allgemeinen allerdings würden die Meisten zufrieden sein, wenn eine constitutionnelle Verfassung mit deren bürgerlichen Rechtssicherheiten, wie sie andere Staaten besitzen, auch in Dänemark eingeführt würde. Nur die Jugend, namentlich die Studenten und ein Theil der Presse gehen darüber hinaus, die Skandinavische Gesellschaft bildet den Hauptträger dieser Ideen; und allerdings muß man zugeben, daß in den Provinzialständen mit ihrer überwiegenden Vertretung des dritten Standes, in der überwiegenden Zahl der Bauern und des bäuerlichen Eigenthums, wie in der ganzen Richtung des skandinavischen Nordens die Elemente zu einer freien Volksverfassung liegen, die der norwegischen ähnlich sein kann. Allein Dänemark hat sich vor den Fehlern einer solchen Verfassung zu hüten, um nicht etwa dem bloßen Grundbesitz, der Scholle, die ganze Macht zu überliefern, die Capacitäten aber auszuschließen und Zustände herbeizuführen welche für diesen Staat noch weit unhaltbarer, außer Zeit und Verhältnissen liegend sein würden als in dem fernliegenden großen Norwegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

In meinem Lande kann Jeder nach seiner Façon selig werden.

Bekanntlich ist dieses oft angeführte Wort Friedrich's II. in seiner Cabinetsordre aus dem Junius 1740, die man in Preuß' „Leben Friedrich's des Großen" (I, 138) nachlesen kann, gewissermaßen der Gegenstand der Rede gewesen welche Hr. v. Raumer am 28. Januar d. J. in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin gehalten hat. Da nun diese bereits zum zweiten male gedruckte Rede großes Aufsehen erregt, und verschiedenartige Urtheile veranlaßt hat, so dürfte es nicht unzweckmäßig sein, an die vor fünf Jahren bekannt gewordenen Aeußerungen König Friedrich Wilhelm's III. von Preußen über denselben Gegenstand zu erinnern. Wir finden sie in einer der anziehendsten Stellen der bekannten Eylert'schen Schrift (I, 477—480) und lassen hier einige der hauptsächlichsten Stellen folgen.

„Den oft ausgesprochenen Grundsatz Friedrich's: «Jeder kann» u. s. w., kann ich nicht unbedingt gutheißen. Nimmt man ihn individuell in der Anwendung auf einzeln vorkommende subjective Fälle und Personen, so hat er volle Wahrheit und muß stets aufrecht erhalten werden. Kein Mensch, kein Herrscher hat das Recht einem Andern vorzuschreiben was er glauben soll; der Glaube läßt sich nicht gebieten, er ist der freieste Act des freien Geistes. Eine vollkommene Uebereinstimmung ist hier ein Unding. Wollte man sie durch aufgestellte Formen äußerlich erzwingen, so wäre dieser äußere Zwang doch nur ein todter Buchstabe, der sogar Widerwillen und Abneigung erzeugen würde, da der Geist des Menschen, sobald er zu denken angefangen, vorzüglich im Gebiete des Religiösen seine Freiheit nicht aufgeben kann und, soll er anständige Würde behaupten, auch nicht aufgeben darf."

„Jener Ausspruch aber", so fuhr der König fort, „wird irrig und falsch, wenn von der Stellung die Rede ist in welcher der protestantische Fürst gegen die protestantische Kirche steht. Diese ist unter dem Beitritt der Fürsten welche zu ihr übergegangen sind ins Leben getreten, und durch ihre Unterschrift und Vollziehung hat die Augsburgische Confession Sanction und kirchliche Autorität empfangen. Die evangelischen Landesherren sind also ihre geborenen Schutzherren, die Grundsätze auf denen der Westfälische Friede ruht sind ihr heiliges Recht geworden bis auf diese Stunde. Sie müssen also die evangelische Landeskirche in ihre Obhut nehmen: Das kann aber vernünftigerweise nichts Anderes heißen als sie müssen wachen über die Aufrechthaltung und bleibende Geltung der festen leitenden Grundsätze die den Geist und das Wesen der evangelischen Kirche ausmachen. Wenn aber die evangelische Kirche ohne alles Regiment ist, und jeder Geistliche das Recht und die Freiheit haben soll und haben darf, nach seiner subjectiven Ansicht die Sacramente zu verwalten, zu predigen und zu unterrichten, so hört aller verknüpfende Zusammenhang auf, und von einem Glaubensbekenntniß, was sie doch als solche haben muß, kann dann nicht mehr die Rede sein. Bindende, gemeinschaftliche liturgische Formen sind daher nach dem Vorgange der Reformatoren ein wesentliches Bedürfniß in jeder wie auch in der evangelischen Kirche. Diese vorgeschriebenen Formen sind keineswegs das Wesentliche, aber sie sind das umschließende, bewahrende Gefäß der Sache, und diese verschwindet oft, wenn man jenes zerschlägt. Es kommt dabei nur immer auf die individuelle Beschaffenheit des jedesmal fungirenden Geistlichen an, sodaß er fern von jedem kalten, todten Mechanismus in die einfache, edle Form den belebenden Geist zu bringen weiß. Geschieht Dies, so liegt gerade in der festen Gleichförmigkeit dieser liturgischen Formen und in der steten Wiederkehr derselben ein eigenthümlicher Reiz, indem sie nach dem Zeugnisse der Erfahrung den christlichen Gemeinden, namentlich den mittlern und untern Volksclassen, um so werther und wichtiger erscheinen, je bekannter und vertrauter sie ihnen im Wechsel des Lebens und damit ein fester Führer werden."

Es ist vielleicht nicht überflüssig zu bemerken, daß König Friedrich Wilhelm III. in dieser ganzen Unterredung und auch sonst große Verehrung und Pietät für seinen berühmten Ahnherrn an den Tag gelegt hat. 20.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 73. —— 14. März 1847.

Schleswig-Holstein und Dänemark.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 72.)

Ueber die Königsfamilie lesen wir in Mügge die folgende Stelle:

Der König und seine Minister betrachten es hier ebenso wol als ihre Aufgabe, den Staat als Hemmschuh zu handhaben, wie Dies anderswo der Fall ist. Weiter in die Zukunft hinausblickend haben die Dänen auch keine übermäßigen Hoffnungen als Stab und Stütze. Das Haus des Königs ist vereinsamt; die Königin, Schwester des Herzogs von Augustenburg, ist den Interessen ihrer Familie ergeben, wie die Dänen sagen, und darum wenig beliebt in Kopenhagen. Der Erbfolgestreit spinnt seine schwarzen Fäden über das ganze Land, er verschont selbst nicht die einsamen Gemächer der Königsburg, und die kinderlose Ehe der Herrscher erscheint freudloser unter den Einflüssen der gespannten Verhältnisse, die den Frieden zwischen den nächsten Verwandten stören.

Da Kopenhagen beinahe Dänemark ist, so ist die Stimmung der Kopenhagener über König und Königthum von wesentlicher Bedeutung. Die Humanität des Königs wird zwar anerkannt, aber man tadelt namentlich sein Beharren bei dem Status quo und beinahe noch weit mehr als Dieses, daß sein Regierungssystem kein volksthümliches ist, den theuern Hofhalt des Monarchen. Je größer der Haß gegen Rußland ist, um so weniger hat man es vergessen, daß der einstige Thronerbe Dänemarks eine russische Großfürstin heirathete, mag immerhin der Tod diese Ehe gelöst haben. Sehr verstimmend wirkt es auf die Dänen, wenn sie sich sagen, daß der Prinz Friedrich von Hessen-Kassel, der Erbe der dänischen Krone und der kurfürstlichen von Hessen-Kassel, ein so entschiedener Gegner aller verfassungsmäßigen Volksrechte sein soll, daß er, wie auch sein Vater der Landgraf Wilhelm, bisher sich weigerte, die bestehende Verfassung Kurhessens anzuerkennen.

Die nationale Partei hat sich deshalb ganz besonders dem Kronprinzen zugewendet, welchen man als „echten Dänen" bezeichnet. Ob der Kronprinz dem dänischen Liberalismus Concessionen machen würde, darüber weiß man nichts Bestimmtes, aber die Dänen behaupten, seine Thronbesteigung würde zugleich von einer Erklärung begleitet sein welche nicht blos Schleswig, sondern auch Holstein zu incorporirten Provinzen machen soll. Der Kronprinz ist bekanntlich in jüngster Zeit auch von seiner zweiten Gemahlin geschieden worden, und man sucht jetzt ohne Zweifel nach einem dritten Bündnisse, wodurch der ältern Linie des Königshauses ein männlicher Erbe gegeben und, nach dem Wunsche der Dänen, die schleswig-holsteinische Frage zur Entscheidung gebracht werden könnte.

Es kann kein Zweifel darüber herrschen, daß der Nativismus in Dänemark eine Partei geworden ist. Dirckink-Holmfeld selbst, Nichts weniger als ein Gegner der Dänen, erklärt sich darüber in seiner Schrift folgendermaßen:

Auf Gefühlsanregung gebaut, nimmt er den exclusiven und fanatischen Charakter des Pietismus an und wird zur Parteisucht. Er wird zum Prokrustesbette, in welchem allen Lebensgenossen die Glieder unbarmherzig gezerrt und verschroben werden, bis sie sich der Parteiansicht fügen. Unter diesen Auspicien hat sich eine Tendenz in Dänemark gebildet welche die schöne, edle, brüderliche Gesinnung der Nordwohner, die hehre Tochter der Humanität, in ihrem Uebermuth zu einer niedrigen Dienstmagd der Parteisucht herabwürdigt und die rohe Leidenschaft auf Straßen und Märkten in Bewegung bringt.

Baron Dirckink-Holmfeld zieht zwar die liberalen und radicalen Bestrebungen der dänischen Opposition durch den engherzigen Nativismus herab, und wir sind darin anderer Meinung; allein was den Nativismus selbst betrifft, so sind seine großen Schwächen und Fehler durchaus nicht zu verkennen. Wo der Nativismus zur politischen Partei geworden, sammelt er sich um das Journal „Fädrelandet". Als Seele dieser Partei und als ihr Redner ist Orla Lehmann hervorgetreten. „Es ist das Hauptorgan der Partei, der Schauplatz für alle Talente der nationalen Bewegung, die seit Jahren eine unermüdliche Opposition gegen die Regierung führten. Es wird mit Geist und Geschick redigirt, aber auch mit ebenso vieler Kriegs- und Angriffslust auf Alles was feindlich der streng dänischen Partei entgegensteht, und Dies geschieht häufig in der leidenschaftlichsten, bittersten Parteisprache." Neben Orla Lehmann wirken hier Ploug und Giödwad. Die Ueberzeugung der dänischen Nativisten ist eine Strömung geworden, über welche sich zu erheben und zu urtheilen sie selbst nicht mehr im Stande sind. Die Werke die der Geist — oder Dämon — befiehlt vollbringt man, weil man mit der Freiheit die man hatte sich verknechtet hat. Die

dänischen Nativisten wissen von der Geistesfreiheit in ihrer jeweiligen Exaltation gerade so Viel wie die religiösen Phantasten, und suchen sich mit ähnlichen Vorwänden zu rechtfertigen. Der Liberalismus ist hier jedenfalls außerordentlich entfernt vom Humanismus geblieben. Dirckinck-Holmfeld bezeichnet die Oppositionspartei des „Fädrelandet" ganz richtig in den folgenden Worten:

Diese entschiedene Opposition steht nicht an, eine neue skandinavische Staatsformation zu bezwecken, zwei selbständige, ganz von Dänemark getrennte Reiche nach ihrem dänischen oppositionnellen Sinne umzugestalten und mit den Resten ihres Vaterlandes verschmelzen zu wollen, nachdem die geeigneten Theile, die deutsche Schwerkraft mit der aus ihr entsprungenen Dynastie, ausgemerzt worden.

Mit dem exclusiven Nativismus konnte natürlich nicht ein allgemeines Einverständniß herrschen. So sehen wir denn dem Nationalitätsenthusiasmus gegenüber auch in Dänemark eine Ansicht geltend gemacht welche Dirckinck-Holmfeld, jedenfalls zu weit gehend, als die communistische bezeichnet, und welche wir lieber die sociale nennen wollen. Ihr Hauptorgan ist „Kjöbenhavnspost" und der Herausgeber dieses Blattes, Hr. Grüne, „dessen persönlich respectable Gesinnung durchaus nicht zu bezweifeln ist", die hervorragende Erscheinung in dieser Partei; ihm zur Seite steht Claudius Rosenhof, der Herausgeber des „Freisinnigen". Für Grüne sind die Rodomontaden des exclusiven Skandinavierthums bereits ungenießbar geworden, er schiebt den Nativisten die Schuld an den geringen Fortschritten in allen wichtigen Fragen zu. Obgleich in seinen Ansichten und Darstellungen der Socialismus hervortritt, so kann er doch keineswegs jene entschiedene Tendenz geltend machen welche man in Frankreich und bereits auch in Deutschland mit demselben verbindet. Die Dänen haben keine Fabrikbevölkerung, die socialistischen Interessen sind ihnen deshalb durchgängig fremd geblieben, und es muß sich Alles um Politik und Nationalität gruppiren.

Eine merkwürdige Stellung in der dänischen Presse nimmt der „Corsar" ein. Dirckinck-Holmfeld findet die Art und Weise des „Corsar" „unvereinbar mit den Bedingungen eines gesunden Staatslebens" und sagt, daß keine Realität dagegen Stand halte, sondern das ganze Leben sich in den Dunst der Ironie und in ein Charivari auflöse, welches mit dem Lebenston der Gesellschaft in Harmonie zu bringen völlig unmöglich sei. Kohl gibt uns zwar auch eine Charakteristik der dänischen Presse, wir nehmen indeß aus Mügge folgende Stelle über den „Corsar":

Der „Corsar" ist ein Witzblatt, voll Spott und Satire, das ganz schonungslos über Hof und Adel, über Zustände und Personen herfällt und oft mit den treffendsten aber auch giftigsten Bemerkungen Alles verhöhnt, mag es heilig sein oder profan. Die Schonung welche der „Corsar" immer noch findet, obgleich seine Redacteure nicht selten bei Wasser und Brot eingesperrt wurden, ist nur dadurch zu erklären, daß er keiner Partei angehört, sondern, eben wie die pariser Blätter dieser Art, oder wie der londoner „Punch", Alles und Jedes dem Gelächter preisgibt. „Fädrelandet" und seine Redacteure finden so wenig Schonung wie die Professoren und eifrigen Liberalen der Ständeversammlung; die patriotische Partei der Dänen und die Schleswig-Holsteiner, der Herzog von Augustenburg und der Kronprinz von Dänemark, die Regierung sowol wie ihre Gegner, kurz Alle werden, der Eine heute, der Andere morgen, zum Gegenstand der Verspottung gemacht, und weil nun eben heute die eine Seite lacht und morgen die Ausgelachten, so verdirbt es der „Corsar" mit Allen und doch wieder mit Keinem ganz. Ein Hr. Goldschmidt ist der Hauptredacteur, die meisten Beiträge sollen jedoch von Studenten geliefert werden, und das Blatt muß einen guten Gewinn abwerfen, denn es wird überall gelesen, auch in den Herzogthümern und Jütland.

Der ernsten dänischen Presse ist dieser „Corsar" jetzt sehr unangenehm geworden, und sie wirft auf ihn die Beschuldigung, daß er durch seinen unaufhörlichen Spott den Interessen des Volkes Schaden zufüge. Daß ein Blatt wie der „Corsar" in Dänemark bestehen kann, wo der entschiedenste Absolutismus mit den Anfoderungen der Zeit in einem steten Kampfe liegt, ist übrigens eine merkwürdige Abnormität, wie auch der ganze dänische Preßzustand. Es existirt bekanntlich in Dänemark Preßfreiheit, aber die dänische Presse muß alle Tage erfahren, daß ohne Geschworenengerichte die Preßfreiheit zu den größten Illusionen gehört; denn die königlichen Richter welche nach Vorschriften strafen und nicht unabhängig genug sind um frei zu urtheilen, pflegen die wegen Preßvergehen Angeschuldigten, ohne sie jedoch bessern zu können, zu Censur, Gefängniß und Geldbuße zu verdammen.

Diesen oppositionnellen Elementen gegenüber entnehmen wir aus Mügge die folgende Schilderung der Regierung:

Der einflußreichste Mann in Dänemark und eigentliche Leiter des Staats seit vielen Jahren ist der vierundachtzigjährige Präsident der dänischen Kanzlei, Justizminister v. Stemann, ein Mann dessen Wirksamkeit durch drei Regierungen sich fortsetzt, und dessen Staatskunst dem Verlangen der Gegenwart, welche er, wie alle hochbetagten Staatsmänner, nicht mehr begreift, diametral entgegengesetzt ist. Neben ihm steht der Finanzminister Graf Moltke, der das aristokratische Element repräsentirt und auf den König persönlich einen bedeutenden Einfluß haben soll, den jedoch der Cabinetssecretair v. Tillisch in höherm Maße ausübt. Die beiden talentvollsten Minister sind jedenfalls wol der Staatsprocurator, Minister Oersted, und der Minister des Auswärtigen, Graf Reventlow-Criminil.

Hr. Oersted, der Bruder des berühmten Physikers, ein Mann der, aus dem Volke hervorgegangen, durch sein Talent alle Staffeln des Staatsdienstes erstieg, war noch vor wenigen Jahren gegen die dänische Incorporationsbegier; allein bereits in Roeskilde hat er sich anders benommen, und auf den Erlaß des Offenen Briefes ist Oersted jedenfalls kein geringer Einfluß zuzuschreiben.

So viel über das politische und nationale Dänemark. Aus Dem was wir mitgetheilt haben wird Jeder zur Genüge einsehen können, wie groß der Kampf, wie ungeheuer die Widersprüche in dem dänischen Staats- und Volksleben sind. Der Absolutismus steht im Gegensatz zu dem erwachten politischen Bewußtsein, das enthusiastische Nationalgefühl im Widerspruch mit den wirklichen Mitteln und Grenzen des Landes, die Dissonanzen und Unbehaglichkeiten gehen durch den gesammten dänischen Zu-

stand. Dem forcirten Centralisationsgeiste Kopenhagens steht die natürliche Isolirtheit der Inseln und Jütlands gegenüber, der Skandinavismus prallt gegen den deutschen Charakter der Herzogthümer, und eine freie Presse muß alle möglichen Daumschrauben des Absolutismus empfinden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Tagesliteratur.

Das krakauer Ereigniß hat an Broschüren weniger hervorgerufen; mehr haben sich die politischen Zeitungen des Stoffs bemächtigt. Doch liegt uns vor:

1. Die Einverleibung Krakaus und die Schlußacte des Wiener Congresses. Eine Flugschrift von Clemens Theodor Perthes. Hamburg und Gotha, F. und A. Perthes. 1846. Gr. 8. 6 Ngr.

„Rechtsgründe, den Freistaat Krakau im J. 1846 zu vernichten, möchten schwer sich auffinden lassen"; Das ist die Meinung des Verf., welcher lediglich beizustimmen ist. Dann aber ist auch die versuchte Vertheidigung aus der Modalität von Verträgen vergeblich. Die wie gewöhnlich nicht auf das Recht, sondern auf die Nothwendigkeit gestützte Politik braucht nur des Nachweises, daß letztere da war; dann hat sie Vertheidigung genug. Die Nothwendigkeit ist aber im vorliegenden Falle gewiß nicht zu verkennen. Was die westlichen Mächte anlangt, so ist deren Protestiren durch die östlichen sehr leicht damit zu beseitigen: Ihr habt lange Zeit mit dem Westen nach euerm Belieben geschaltet, laßt es uns jetzt auch mit dem Osten thun; und wenn die leitenden Staaten von Deutschland sich bemühen möchten, in die Angelegenheiten des Ostens zu Gunsten des deutschen Handels sich mit kräftiger Hand zu mischen, eine nicht minder zu Tage liegende Nothwendigkeit, so möchte es vielleicht der Fall werden, daß Gelegenheit würde, auch fördernde Handlungen zu beglückwünschen, nicht blos vernichtende zu bedauern, daß sie geschehen mußten.

Eine noch möglicherweise schwebende Interventionsfrage ist die Schweiz.

2. Die Schweiz und ihre Wirren von Sir John. Leipzig, Naumburg. 1847. Gr. 8. 7½ Ngr.

schreibt den anarchischen Zustand, an dem sich die Schweiz festklammern müsse wie ein Ertrinkender im Schiffbruche an einem schwimmenden Balken, dem Umstande zu, daß nach der schweizerischen Verfassung die Cantone alle gleiche Stimmen hätten, ohne Rücksicht auf ihre Größe; ein Conglomerat von 25 Verfassungen und fünf Völkerschaften bei einer Bevölkerung die nicht größer wäre als die von London! Die Schweiz ist wirklich der Beweis dafür, wie sehr zu Zeiten Centralisation civilisirt. Die angeführte Schrift ist mit forcirtem Humor geschrieben, der daher hier ins Läppische, dort ins Weitschweifige ausartet.

3. Ein Urtheil des königsberger Criminalsenats, beleuchtet von Johann Jacoby. Manheim, Hoff. 1846. Gr. 8. 6 Ngr.

4. Rechtfertigung meiner Schrift: „Preußen im J. 1845." Von Johann Jacoby. Bergen, Bennmann. 1846. Gr. 8. 10 Ngr.

welche letztere Schrift nur der Abdruck der gerichtlichen Protokolle der Untersuchung wider den Verf. ist, haben nach der Freisprechung desselben ihre größte Bedeutung verloren. Sie sind schon ein überstandenes Leid geworden, nur für Den der es erlebt hat von Interesse. Bemerkenswerth ist übrigens in der erstgenannten Schrift die Feinheit der Vertheidigung, und in der zweiten das Pflichtgefühl des inquirirenden Richters, Inquisitoriatsdirectors v. Reitzschnet, auch die volle Vertheidigung des Angeschuldigten gegen Verfügungen des Criminalsenats und des Ministers zu vertreten.

5. Preußen und die Tagespresse. Berlin, Reimarus. 1846. 8. 5 Ngr.

enthält treffende Urtheile über die Tendenzlosigkeit der Tagespresse, und das bloße Gewäsch der Correspondenten was sich in ihr herumtreibt. Die Charakteristik der einzelnen Zeitschriften ist weniger gelungen. Preßfreiheit wird mit Recht verlangt; dann auch wird in Berlin Das zu Stande kommen was der Verf. wünscht: ein umfassendes Regierungsblatt und ein ebensolches Oppositionsblatt, welche fähig wären selbst leitende Artikel zu schreiben, sich aber nicht beliebige Urtheile von ihren Correspondenten schreiben zu lassen.

Eine Angelegenheit der Presse behandelt auch

6. Eine Schande der deutschen Presse, nachgewiesen in der Literatur der Volksschriften. Dem deutschen Volke, seinen Freunden und Vertretern gewidmet von Karl Schneitler. Stolberg, Kleinecke. 1846. Gr. 8. 7½ Ngr.

Diese beherzigenswerthe Schrift für Buchhändler enthüllt manchen Scandal, namentlich in Bezug auf einen Dr. phil. Karl Schöpfer in Stolberg, welcher unter 50—60 Namen Bücher über die verschiedensten Gegenstände zusammengeschrieben und ausgeschrieben haben soll.

Die Widmung der eben genannten Schrift: „dem deutschen Volke", kann man hier eher beiseite lassen, aber

7. Dr. Rupp's öffentliches Auftreten dem deutschen Volke geschildert von Hartmann Rasche. Königsberg, Theile. 1846. 8. 10 Ngr.

ist eine durchaus tadelnswerthe Bezeichnung. Das deutsche Volk hat mit Rupp gar Nichts zu thun; Religion ist nur Sache der Individuen. Aber abgesehen davon ist auch in der Schrift selbst eine sogenannte populaire Entwickelung der Rupp'schen Lehren, was man wenigstens bei einer dem deutschen Volke gemachten Schilderung erwarten mußte, nicht enthalten; nicht einmal ein Versuch davon. Der Verf. hat nur leeres Stroh geladen, keine Körner; die Anhänglichkeit an Rupp, für den Verf. ganz gut, für jeden Andern aber ganz gleichgültig, ist das einzige Erkennbare, um dessentwillen aber eine besondere Broschüre gewiß nicht nöthig gewesen wäre.

8. Das Symbolum Apostolicum; soll es stehen oder fallen? Von C. Spies. Mit einer ideellen Federzeichnung. Karlsruhe, Groos. 1847. Gr. 8. 7½ Ngr.

ist in der Absicht geschrieben, zur Abwendung der Angriffe auf das alte ehrwürdige und allen Christen gemeinsame Symbol und zur Beschwichtigung der Anträge auf Abänderung und Zerreißung dieses einzigen Bandes aller christlichen Kirchen, dieses Hoffnungssymbols einstiger allgemeiner Einigung, und zugleich Etwas zur Verständigung und zum Frieden beizutragen. Die Ausführung ist aber nur schwach, wenn überhaupt Religion durch Kritik und Erklärung, wie hier geschehen ist, dem Willen näher gebracht und zu diesem, was die Sache ist, werden kann. Verstand führt zu Nichts; er ist Freiheit, und Religion ist Gebundenheit. Wenn der Verf. also „Freiheit mit Verstand" haben will, so hat er damit Nichts weiter als nur Freiheit gesetzt; die Freiheit ist nie unverständig, aber unvernünftig kann sie sein, d. h. eine solche welche wider den gerechten Willen ist. Die ideelle Federzeichnung, als Zugabe bezeichnet, ist eine ganz unnütze bloße Bilderspielerei.

Die Schrift:

9. Die Symbolischen Bücher der vereinigten evangelisch-protestantischen Kirche in Rheinhessen. Von Adolf Stöhr. Worms, Steinkühl und Smith. 1846. Gr. 8. 7½ Ngr.

verlangt eine feste Lehrnorm für die evangelischen Geistlichen in Rheinhessen. Indifferentismus, Unglaube, Pietismus, Ueber-

tritt zur „alten“ Kirche wären die Folgen, daß die Geistlichen nicht bestimmt wüßten was sie lehren sollten, auch zumeist nicht vermögend wären sich selbständig fest zu gründen. Wegen dieses Zeugnisses ist die Schrift von Interesse. Der Verf. scheint eine ordnende Synode zu wollen. Ist die Erfahrung der preußischen nicht da?

10. Sachsens protestantische Kirche und deren Reform. Den hohen ständischen Deputationen für die zu erwartende neue Kirchenverfassung zu geneigter Beachtung gewidmet von einem praktischen Geistlichen. Döbeln, Dittmann. 1846. Gr. 8. 3 Ngr.

enthält eine interessante Anführung von den Vorrechten „Derer vom alten Adel“ in der Kirche; noch interessanter ist die Begründung der Abschaffung dieser Vorrechte durch die constitutionnelle Gleichheit! Die Schrift scheint daher in der That von einem „praktischen“ Geistlichen herzurühren.

11. Berichtigung confessionneller Misverständnisse. Von J. T. B. v. Linde. Drittes Heft. Urkundliche Berichtigung von Thatsachen, deren Wahrheit der Herr Dr. K. A. Credner auf Verlangen eidlich zu erhärten sich bereit erklärt hat. Mainz, Kupferberg. 1846. 8. 8 Ngr.

enthält nur persönliche Polemik, und die Schrift:

12. Der verschleierte Widerruf in Sachen der sogenannten Ultramontanen. Von dem Verfasser der Censuren über die Abweisung des Bischofs von Rotenburg durch die würtembergische Abgeordnetenkammer. Tübingen, Fues. 1846. Gr. 8. 2½ Ngr.

unerquickliche Zeitungsbalgerei, die in dem Nebel der Anonymität noch widriger zu betrachten ist. Die Zeitungsbalgerei der Anonymen über politische Gegenstände, oft genug wie eine Kneipenschlägerei anzusehen, ist schon traurig genug; aber gar über Kirchliches ist sie unerträglich.

Gewaltig breit polemisirend ist auch nur:

13. Die Weise und das Wesen des sogenannten Denkglaubens an zweien seiner neuesten Vertreter, den Herren Pfarrer Franz und Hofer, evangelisch geprüft von P. E. Dalläus. Speier, Reidhard. 1846. Gr. 8. 7½ Ngr.

Diese „evangelischen Prüfungen“ sind wirklich zum Sterben langweilig. In dieser Weise wird der Glaube durch die Schrift nur getödtet.

14. Das Bekenntniß des freien Menschen über Religion und Christenthum als das Ziel der deutsch-katholischen und der neuen protestantischen Gemeinden. Zuruf einer namhaften Anzahl von Bewohnern Marburgs. Bern, Jenni Sohn. 1846. 8. 2 Ngr.

hat denselben Inhalt wie die bereits in Nr. 35 d. Bl. erwähnte Schrift des Prof. Bayrhoffer. Der Kern der ganzen Sache ist die Feuerbach'sche Vorstellung des zukünftigen seligen Daseins der Menschen auf Erden. Nichts kann mehr trügliche Phantasie sein als jene. Es ist nach der Geschichte der Erde, deren höchstes Product der nationale Staat ist, also eine Gesellschaft deren Seele Regierung ist, unmöglich, daß eine Gesellschaft freier Menschen da wirklich werde. Die christliche Kirche ist die Brücke in das jenseitige freie Reich der Unsterblichkeit, in das freilich nur Der kommt der es will. Wer hier bleiben will, wird es auch; die Auferstehung ist nur für die Gläubigen. Daher aber auch ist Toleranz die Aufgabe der Staatsregierung; ein Jeder werde was er will, oder, wie gesagt ist, nach seiner Façon selig, im Tode oder im Leben.

Weit entfernt von der Vorstellung jener Freiheit ist:

15. Der große Endzweck des Christenthums, und die Ehre welche allen Menschen gebührt. Zwei Predigten von William E. Channing. Aus dem Englischen. Berlin, Schultze. 1847. Gr. 8. 5 Ngr.

Was Channing lehrt ruht auf dem Felsen Gottes, und Gott ist nichts Jüdisches. Nur seine Ansicht von der Kirche enthält wegen seiner socialistischen Principien, die er von dem Staate herübernehmen mag, weniger die Anerkenntniß der ihr zustehenden Regierung, die überall die leitende Seele auf Erden ist. „Die Annäherung zur Zukunft, zum göttlichen Leben, beginnt auf Erden; das Christenthum bezweckt den Willen zu erheben und zu stärken, auf diesen Weg der Annäherung sich zu begeben und darin zu verbleiben; die befreite und geheiligte Seele, als der Himmel auf Erden, ist der Anfang des Himmels jenseits.“ Das sind die Hauptsätze einer der vorliegenden Predigten, denen nur beizustimmen ist, um so mehr, als das Thun von Channing selbst zeigt, daß Befreiung und Heiligung der Seele nur durch die Predigt, also durch die Kirche, gewirkt werden kann. Weil nun aber ein Jeder ein solcher Himmel zu werden fähig ist, und weil das Christenthum ein Zeugniß ist für den Werth des Menschen in den Augen Gottes, für die hohe Bedeutung der menschlichen Natur, für die unendlichen Zwecke zu denen wir geschaffen worden, — so sind auch alle Menschen zu ehren und nicht blos Brüder zu nennen. Das ist der Sinn der zweiten Predigt. Wer wollte sich in ihn nicht vertiefen?

16. Auch ein Wort über die religiöse Frage der Zeit, von Erick Gustav Geijer. Hamburg und Gotha, F. und A. Perthes. 1847. Gr. 8. 12 Ngr.

ist eine ganz unbedeutende Schrift; es ist keine Spur darin von der Kenntniß der Entwickelung des religiösen Gedankens in Deutschland, wo er nur erkannt werden kann; man wird daher ein gegenständliches Urtheil in dem Buche nicht finden.

F. Marquard.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Die Kunst der Beredtsamkeit.

Freunden der Redekunst dürfte folgende Schrift willkommen sein: „Essai historique sur les premiers manuels d'invention oratoire jusqu'à Aristote“, von Ch. Benoit (Paris 1846). Der Verf. dieser Dissertation hat sich vorgenommen die verschiedenen von den ersten Rednern gemachten Versuche, die Beredtsamkeit zur Kunst zu erheben, der Kritik zu unterwerfen, von dem Zeitpunkt an wo der Sieg der Volksherrschaft in Griechenland alle Staatsbürger zur Theilnahme an den Wettkämpfen der Rede auffoderte bis zur Zeit Alexander's von Macedonien. Aristoteles hatte es nicht unter seiner Würde gehalten diese Geschichte zu schreiben; er hatte sich durch ein Werk dieser Art, „Τεχνῶν συναγωγή“, für seine große Abhandlung über die Redekunst vorbereitet, worin er alle oratorischen Methoden seiner Vorgänger gesammelt hatte. Unglücklicherweise ist dieses Buch, dem Cicero seine kurze Geschichte der griechischen Beredtsamkeit entlehnte, nicht bis zu uns gekommen. Um dieses verlorene Werk einigermaßen zu ersetzen hat Benoit im ersten Theile seiner Arbeit sich vorzüglich des von Leonhard Spengel 1838 in Leipzig herausgegebenen Werkes bedient, doch ohne alle Schlußfolgerungen des letztgenannten anzuerkennen. Seine Dissertation ist in vier Capitel getheilt, in denen er, nachdem er untersucht hat zu welcher Zeit und unter welchen Umständen die ersten Versuche einer Redekunst in Griechenland hervortraten, von der Sicilischen Schule, von der Athenischen Schule, von Gorgias und seiner Schule, von der praktischen Beredtsamkeit, von dem Einfluß der Dialektik auf die athenische Redekunst, von der Rückwirkung der Sokratischen Schule, von der ersten „Rhetorik“ des Aristoteles die er für Alexander schrieb, von des Aristoteles großer „Rhetorik“ in drei Büchern, von dem Beweis oder der Dialektik in der Redekunst, von den Gemeinplätzen des Beweises, von der Theorie der Meditation auf die rednerische Erfindung angewandt, von den Sitten oder Leidenschaften des Redners, von der großen „Rhetorik“ des Aristoteles zum Handbuch eingerichtet, nacheinander handelt.

31.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 74. — 15. März 1847.

Schleswig-Holstein und Dänemark.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 73.)

Wenn wir diese Gegensätze im Auge behalten, so müssen wir gestehen, daß die Stellung welche das dänische Volk auf dem Gebiete der Kunst, der Wissenschaft u. s. w. in Europa einnimmt eine wahrhaft bedeutende und achtungswerthe ist; auf diesem Gebiete mehr als in der Politik zeigt uns Dänemark seine Suprematie im europäischen Norden. Wir lesen darüber im zweiten Bande von Kohl's „Reisen in Dänemark u. s. w." eine sehr vortreffliche und ausführliche Darstellung, und es geht aus derselben sehr deutlich hervor, daß Dänemark das vermittelnde Zwischenglied ist zwischen dem der Cultur bedürftigen Norden und den selbständigen Culturländern des Südens. So war es seit der frühesten Zeit, so ist es auch gegenwärtig. Norwegen namentlich war seit langer Zeit in politischer sowol als anderer Beziehung eine von Dänemark abhängende Provinz und ist Dies in geistiger oder literarischer Beziehung noch jetzt. Norwegens Literatur ist nur ein Theil der dänischen Literatur, und die Schrift- und Conversationssprache der Gebildeten Norwegens ist die dänische. In Kopenhagen ist das Centrum des literarischen Verkehrs und des Büchermarkts für Norwegen, das von da aus sowol mit dänischen Originalproducten als mit dänischen Uebersetzungen aus andern Sprachen versehen wird. In keine andere skandinavische Sprache werden so viele französische, englische, deutsche und italienische Werke übersetzt als in die dänische, und für die Schweden und alle andern Skandinavier muß daher die dänische Sprache der Schlüssel zu vielen literarischen Schätzen sein. Den dänischen Dichtern des vorigen Jahrhunderts, Holberg, Ewald, Wessel, Baggesen, haben die Schweden keine an die Seite zu setzen. Kein Schwede oder Norweger faßte die skandinavische Geschichte so poetisch auf wie der Dramatiker Oehlenschläger in Kopenhagen, durch dessen Werke wir andern Europäer mit den Schönheiten jener Welt vertrauter wurden. Für alle nordischen Forschungen ist Kopenhagen der Mittelpunkt, wo wiederum Dänen diejenige merkwürdige Gesellschaft gestiftet haben welche auf die Alterthumskunde Skandinaviens jetzt ein so helles Licht wirft. Sowie die Dänen unser deutsches Licht weiter nach Norden hinleiten, so sind auch sie wieder die Vermittler durch welche uns Kunde wurde von den Flammen die aus jenem unter der Asche glimmenden Feuer hervorschlagen. Durch sie sind wir mit den isländischen Schätzen bekannt geworden, und die Eddas, die herrlichen Sagen Snorro Sturleson's wurden eher ins Dänische als ins Schwedische übersetzt, sodaß, wie die Schweden einst die Religion Odin's von den Dänen empfingen, sie auch nun wieder über die Beschaffenheit jener Religion hauptsächlich durch die Dänen sich belehren ließen. In Kopenhagen ist das wahre Centrum aller nordischen Studien, hier sind die größten Schätze skandinavischer Antiquitäten aufgehäuft, hier findet sich in der nordischen Bibliothek das wichtigste Material für die Geschichte und den Cultus Skandinaviens aufbewahrt. In den Künsten gehen die Dänen fast noch in höherm Grade den Schweden vor als in den Wissenschaften. Stockholms Kunstschätze sind mager im Vergleich mit denen in Kopenhagen, wo man die nördlichsten sehenswerthen Museen und Sammlungen Europas findet.

Dänemarks Stellung in der großen Culturentwickelung Europas ist also Nichts weniger als eine unbedeutende. Man wird in den Herzogthümern vom nationalen Parteieifer viel zu weit getrieben, wenn man dieselbe im Deutschgefühl und im Vergleiche mit der Culturbedeutung Deutschlands geringschätzen will. Allerdings ist Dänemarks Culturbedeutung mehr eine vermittelnde als eine originelle, aber auch seine originellen Verdienste um Kunst und Wissenschaft sind nicht gering. Wäre es nöthig, hier berühmte Namen von europäischem Klange zu nennen? Und überhaupt, wo existirt das Volk welches ganz allein aus sich geschöpft hat? Seitdem die Cultur von den Aegyptern auf die Griechen übertragen wurde, haben stets solche große Culturübertragungen stattgefunden. Sie sind in der Natur, in dem Bedürfniß der ganzen Menschheit begründet. Wenn die Dänen als die Vermittler der südwestlichen und nordöstlichen Bildung Europas vor allen andern Skandinaviern aber auch Viel gewonnen haben, so haben sie doch auch wiederum Anderes eingebüßt. Die alte nordische Kraft und Energie welche sie so gut beschreiben wird man bei ihnen oft vermissen, und die is-

ländische und norwegische Originalität ist hier in diesem Uebergangslande wol mehr als in andern skandinavischen Ländern vermischt.

Da Mügge sich in den beiden Bänden seiner Schrift hauptsächlich mit Schleswig-Holstein beschäftigt und am Schlusse nur noch nebenbei einen Blick auf das eigentliche Dänemark wirft, so gibt er kein Material für die Culturzustände Dänemarks oder doch nur ein sehr unbedeutendes. Um so reicher dafür ist Kohl daran und auch Dirckinck-Holmfeld, wenn der Stil und die Anschauung dieses Mannes nur nicht zum Theil ziemlich ungenießbar wäre. Indeß manche lehrreiche und interessante Data über die dänische Culturentwickelung in Wissenschaft, Kunst und socialem Leben sind bei ihm zu finden und nachzulesen. Kohl knüpft besonders an die Kunstsammlungen Kopenhagens an, an das Museum Thorwaldsen's und an das Museum der nordischen Alterthümer. Dirckinck-Holmfeld dagegen bemüht sich, die Stellung der Dänen zur Philosophie, zur politischen und schönen Literatur speciell, auf seine Weise zu charakterisiren.

In seinem Briefe über die Philosophie in Dänemark beklagt der Herr Baron es ganz besonders, „daß Heiberg es zuerst unternahm, den Hegel'schen Unsinn über die flachen Fluren der dänischen Forschung zu ergießen". Es ist eine Wahrheit, daß die dänische Natur sehr geringe Anlagen hat für eine Philosophie im deutschen Sinne, es ist wahr, daß „das deutsche Gedankenexperiment sich in Dänemark höchst barock ausnimmt, indem die Feierlichkeit und Umständlichkeit womit es vorgenommen wird dem dänischen, nüchternen Realitätssinne wenig zusagt"; aber, mein bester Herr Baron, ist deshalb die Hegel'sche Philosophie schon an und für sich ein „Unsinn", wie Sie zu sagen belieben? Martensen, der auch in Deutschland bekannt ist, „dieser Calvin im öden Norden, sucht den alten Glauben mit denselben Waffen zu stärken mit denen die Zerstörer des alten Glaubens sein Gebäude angreifen". Steffens, als Däne, der seinen Geist nach Deutschland übersiedelte, bestätigt es, daß die Philosophie als Theorie in Dänemark keinen rechten Boden fand, und „daß die Bewegung des dänischen Geistes in dieser Richtung eine niedersteigende oder doch niederschlagende ist". Oersted, der berühmte Physiker, hat die Philosophie ganz fahren lassen, nachdem auch er den Beweis geliefert, „daß der dänische Geist nur in der Beschränkung, in der Abweisung des Höhern sich auszeichnet". Dirckinck-Holmfeld meint schließlich, aus dem geringen Erfolge der Philosophie in Dänemark, in der Form unbehülflichen Versuchs, sei der Schluß zu ziehen: „In der Region dänischen Geistes sei vorerst ein praktischer Cursus an die Stelle des unbeliebten und unvollendeten theoretischen zu setzen, womit man denn vorerst der Philosophie, als Wissenschaft, die sich mit der Begriffsdeduction befaßt, Valet zu sagen hätte."

Was die Theologie betrifft, so lobt Dirckinck-Holmfeld den „Freisinn und die natürliche Gemüthlichkeit" der dänischen Theologie, erklärt dann aber doch, „sie strecke sich auf der faulen Bank, werde fleischlich, sinnlich, weltlich, leer, dumm und verbauert. Daher muß das eigentlich kirchliche (positive) Leben in Dänemark als schlecht vertreten und tief gesunken im Volke angesehen werden." Eine Thatsache ist es, daß man, was die theologische Freiheit betrifft, in Dänemark noch nicht weit über den gewöhnlichsten Rationalismus hinausgegangen. Selbst Heiberg scheint von einer speculativen Theologie wieder zurückgegangen zu sein. Wir entnehmen aus Dirckinck-Holmfeld folgende Stelle:

Es ist eins der schönsten Phänomene, bei denen man bei Betrachtung der dänischen Individualität zu weilen hat, daß die Theologie sowol des Staats als der Nation bis jetzt, und schon seit langer Zeit, dem rohen, dürren Formalismus, der dogmatischen Untrüglichkeit, dem orthodoxen Irrthum ziemlich unzugänglich gewesen ist. Zwar trat gleichzeitig mit Harms, um nur von dem nächsten deutschen Punkte zu reden, Grundtvig auf und polterte mit ungemessenem Eigenwahn und Eifer alle möglichen Begriffe durcheinander, um auch einen alleinseligmachenden Glauben zu Markte zu bringen u. s. w.; zwar hatte er Nachbeter und Nacheiferer, die ihn an Zelotismus übertrafen, wie Lindberg u. A.; aber alle diese Anstrengungen vermochten weder im Volke noch in der Kirche, weder im Lehrstande noch in der Staatsverwaltung Dänemarks irgend erhebliche Wurzel zu fassen.

Man hat allerdings in dem protestantischen Norden Europas vor Deutschland die kirchliche und religiöse Ruhe voraus, und der Protestantismus erscheint uns, je mehr er nach Norden kommt, z. B. nach Schweden, vollständig eingefroren; aber Deutschland hat dafür auch in dem Kampfe seiner principiellen Gegensätze die Entscheidung über das Schicksal des ganzen Protestantismus zu geben.

Werfen wir nun einen Blick auf die schöne Literatur der Dänen, so zeigt sich vor allem Andern, daß ihr das Erhabene meistens fehlt, daß sie dagegen manches Erquickliche bietet. So sagt Dirckinck-Holmfeld:

Man findet nicht leicht Naturbildungen die das beschauende Auge gleichsam in hehre Berggegenden führen, von deren Zinnen man sich eines unbeschränkten Umblicks nach allen Weltgegenden hin erfreut. Trauliche Hütten dagegen, liebliche Situationen, gefällige Landschaften, freundliche Wälder und Lustseen, wie sie das Land selbst darbietet, gibt es in Menge, und wie die dänische Poesie oft in leichtem, graziösem Rhythmus das Gefühl eines ebenen, wohnlichen, heitern Daseins erweckt, so geben auch die übrigen Gestaltungen der Literatur nicht selten einen treuen Abdruck derjenigen Stimmungen in denen wir Erdenbewohner für gewöhnlich uns wohlfühlen.

Man hat nun zwar in Oehlenschläger das „Erhabene" gesucht und es mögen immerhin seine frühern Schöpfungen den Stempel einer höhern Weihe tragen, aber es drängt sich doch allzu sehr in seinen Productionen die Weichlichkeit hervor, und man muß es nur allzu oft empfinden, daß er den starren, nordischen Stoffen, an welche er sich wagte, in seiner Kraft nicht gewachsen blieb. Man hat Oehlenschläger zwar mannichfach als den Repräsentanten des erwachenden nordischen Geistes bezeichnet, aber wir stimmen Dirckinck-Holmfeld bei, wenn er meint, daß Oehlenschläger seinen eigenthümlichen Zauber durch die Aneignung des deutschen, reflectirenden, in Goethe culminirenden Geistes einbüßte. Er wollte sich

der Vollheit deutscher Classicität bemächtigen, ohne stark genug zu sein und ohne seine Individualität frei bewahren zu können. Wir finden in Oehlenschläger nur die Anklänge des wahrhaft Erhabenen, wie man sie auch bei Ewald, Grundtvig, jedoch weniger schön als im schwedischen Tegnèr fühlt; im Ganzen aber ist die Spur des Großartigen und Erhabenen sehr sparsam auf dem Felde der dänischen Literatur. Baggesen's Anstrengungen dafür sind meist vergeblich gewesen, am deutlichsten fühlt man es aber bei Grundtvig, „diesem Exceß des skandinavischen Geistes und Wesens", daß jener Ton dem dänischen Organ unerreichbar blieb. Dem sanften Ingemann soll zwar die Receptivität für eine höhere, erhabene Stimmung nicht abgesprochen werden, aber es fehlt ihm die originale, großartige Kraft, und er zieht es vor, Walter Scott nachahmend, sich in Romanform auf eine gemüthliche Reproducirung der katastrophischen Zeiten seines Vaterlands zu beschränken. Er trägt die Geschichte in die Genrebildung des täglichen Lebens hinüber und hat darin manche Nachahmer gefunden, z. B. Karl Bernhard, die dem Imagination-Roman Andersen's eine mehr geschichtliche Färbung zu geben suchen.

(Der Beschluß folgt.)

Reiseschilderungen aus Deutschland und der Schweiz, entworfen auf einer Reise im Sommer 1843 durch Böhmen, Baiern, die Schweiz, das Elsaß, die Rheingegenden, Thüringen und Sachsen. Von A. J. Kahlert. Breslau, F. Aderholz. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Es ist ein eigenthümliches Ziel, das dem Verf. dieses Reiseberichts sowol in diesem Werke als bei seinen „Erinnerungen an Italien" vorschwebte. Er glaubt nämlich bemerkt zu haben, daß eine große Anzahl von Reisenden, namentlich aus Norddeutschland, sich gleichsam zum Gesetz gemacht habe, falsche Vorstellungen über den Katholicismus und die katholische Kirche in der Welt zu verbreiten, und hält sich nun als guter, obwol aufgeklärter Katholik für verpflichtet, die verbreiteten Irrthümer zu berichtigen und das ausgetheilte Gift durch ein Gegengift aus seiner Feder zu neutralisiren. Mit dieser Absicht reist er und mit dieser Absicht schreibt er: reisend um schreiben zu können, und vielleicht auch schreibend um reisen zu können. Ref., wiewol Protestant, muß nun dem Verf. darin Recht geben, daß allerdings eine Masse von irrigen Vorstellungen über die katholische Kirche und ihre Zielpunkte, sei es aus Leichtsinn und Misverstand, sei es aus wirklich böser Absicht, mit und ohne Bewußtsein, durch urtheilsunfähige Reisende im Norden von Deutschland verbreitet und zu großem Nachtheil für den innern und äußern Frieden unter den Confessionen ausgestreut worden sind; er muß ihm und seinem Bestreben zustimmen, soweit es darauf gerichtet ist, der oft nicht rühmlichen Unwissenheit, welche sich in Norddeutschland in Bezug auf die katholischen Kirchenlehren und Glaubensansichten vorfindet, zu steuern und der Wahrheit ihr Recht zu verschaffen, und er muß es endlich für löblich und erfreulich halten, daß der Verf. dies Ziel mit so viel Ruhe und Milde der Gesinnung verfolgt, wie er in diesem und seinem frühern Reiseberichte bekundet hat. Er ist kein Eiferer, wol aber ein Wahrheitsfreund, und wenn sein Standpunkt auch ein durchaus katholischer ist, ja wenn seine Feder auch offen bekennt, daß sie erfahrene Verunglimpfungen zu bekämpfen die Absicht habe: so sagt er doch Nichts was Diejenigen welche in religiösen und kirchlichen Dingen einer andern Ueberzeugung folgen irgendwie verletzen könnte. Dies Beispiel eines toleranten und lebhaften Rechtsgefühls verdient nicht blos Lob, sondern Empfehlung und Nachahmung auch auf der Seite Derer die allerdings sich zu minderer Schonung ihrer Gegner verpflichtet glauben, wenn es sich darum handelt, halbverstandene Ansichten und Gebräuche des Katholicismus mit den Waffen des Hohns und der Verspottung anzugreifen. Daß von dieser Seite oft und viel gefehlt worden ist, muß selbst der Protestant, sofern er von dem Wesen der katholischen Kirche nähere Kenntniß und Anschauung gewonnen hat, mit einiger Beschämung einräumen. Peccatur intra et extra! Allein die größere Sündenzahl und die minder zu rechtfertigende ist auf Seiten des protestantischen Feldlagers, schon deshalb, weil in ihm eine größere Aufklärung und mit ihr eine größere Toleranz herrschend sein sollte.

Im Uebrigen verwahrt sich der Verf. selbst davor, daß ein allzu breites Vorherrschen des kirchlichen Elements seinen Reisebericht verunzieren werde, und er hält hierin auch Wort. Niemals verfährt er bei der Vertheidigung seines Kirchenglaubens angreifend, wiewol hier ein weites Feld für Recriminationen war: er begnügt sich mit der Zurückweisung ungebührlicher Zumuthungen und verletzender Irrthümer; und wenn auch Diejenigen nicht Unrecht haben mögen welche behaupten, daß es einen „aufgeklärten" Katholicismus nicht geben könne, ja daß die Bemühungen, einen solchen im Deutsch-Katholicismus darzustellen, völlig widersinnig seien: so zeigt der Verf. uns mindestens, daß es einen „toleranten" Katholicismus allerdings geben könne und wirklich gebe.

Das Buch zerfällt hiernächst in drei Abschnitte, deren erster, besonders Böhmen und Baiern enthaltend, den Kunstelementen in Prag und München eine vorzugsweise Besprechung gewährt, während der zweite Abschnitt, die Schweiz zum Hauptinhalt nehmend, mehr der Freude an der Natur gewidmet ist, welche, wie der Verf. sagt, ja im Grunde auf nichts Anderm beruht als auf der dunklern oder deutlichern Ahnung des Geistes der sie durchströmt, des Gottesgeistes. Der dritte Abschnitt umfaßt sodann die Rheinreise von Strasburg bis Köln, Frankfurt, Mitteldeutschland und Dresden, Kunst- und Naturgenuß mischend, den geschichtlichen Erinnerungen vielfach nachgehend und in abwechselnder Betrachtungsweise, bald wissenschaftlich erörternd, bald ruhig erzählend, neuen gefälligen Reiz und Befriedigung darbietend.

Steht nun auch bei alle Diesem das Reich neuer und eminenter Gedanken dem Verf. nicht gerade immer offen, und bewegt er sich auch im Kreise gemüthlicher und zur polemischen Erörterung wenig geneigter Betrachtung, so athmet doch durch das ganze Buch ein solcher Geist der Milde und des Friedens, eine so reine und kindlich dankbare Freude an Natur und Kunst, eine so wahre und ungesuchte Reflexion des Gegenständlichen, daß man alles Dargebotene mit Vergnügen empfängt, einzelne Capitel und Stellen aber gern wieder und zum zweiten male liest. Es gibt inhaltreichere Reiseschilderungen als diese; allein es gibt auch eine Unzahl leererer und nichtigerer Berichte als den vorliegenden, den eine gewisse ruhige und natürliche Anmuth wenigstens auch da nicht verläßt wo es an Neuem und Frischem fehlt. Sein Hauptziel aber, wie wir es oben bezeichneten, läßt der Verf. keinen Augenblick aus den Augen, und oft genug rührt und gewinnt er uns durch die Sanftmuth mit der er grelle Verunglimpfungen und böswillige Angriffe auf den Cultus dem er anhängt zurückweist und berichtigt. Alles Dies geschieht wenn auch nicht in einer besonders blühenden und hinreißenden Diction, doch in gehaltener, würdiger und gefälliger Sprache, hier und da selbst nicht ohne Reiz und mit entschiedener Begabung für den gedrängten historischen Stil, wie das sehr beachtenswerthe Capitel welches die Lebensskizzen sämmtlicher deutschen Kaiser, wie sie zu Frankfurt abgebildet sind, enthält, jedem Urtheilsfähigen näher belegen kann.

Auf den Inhalt dieser Blätter näher eingehend, sehen wir 30 Briefe vor uns wie so viele Sprossen, die uns ans Ziel der Reise führen, so viele Bilder, deren jedes seinen eigenen Betrachtungsstoff einschließt und behandelt. In dem ersten Briefe (47 Seiten) sind es vorzüglich die slawischen Regungen in Böhmen, für welche der Verf. uns ein wahres Interesse abgewinnt, und die, ungleich den verwandten Bestrebungen in Polen und Galizien, doch weit mehr von einem geistigen Elemente belebt, auf Auszeichnung in Kunst und Wissenschaft, auf Sprache und Poesie gerichtet sind und den Charakter eines redlichen und achtbaren Eifers festhalten, ohne in blinde Verkennung Dessen überzugehen was man fremden Völkern und namentlich der engen Verbindung mit Deutschland verdankt. Die etwas übermüthig und übermäßig gepriesene „slawische Herrlichkeit" will auch dem Verf. nicht ganz einleuchten und er erinnert mit Recht zur Dämpfung dieser Ueberhebung an Steffens' richtiges, obwol etwas hartes Urtheil: „Die Böhmen zeigten stets, selbst wie sie durch Huß erregt waren, das Melancholisch-Düstere des wendischen Volksgeistes. Wie die tiefe Innerlichkeit des religiösen Gefühls anzog, so schreckte der wilde Fanatismus der es begleitete zurück. Nie wurden sie mit dem Fortschreiten der germanischen Stämme vertraut: die orientalische Verschlossenheit verschwand nie und der Hussitenkrieg trug ein völlig mohammedanisches Gepräge. Selbst das stolze Prag, die herrlichste Schöpfung der europäisch-wendischen Epoche, mit seinen Resten der wendischen Kunst, konnte, so sehr es auch unsere Theilnahme in Anspruch nimmt, die nächtliche Signatur nicht verleugnen." Die fünf folgenden Briefe verbreiten sich über Baiern, in dem der Verf. neben dem Paradies der neudeutschen Kunst natürlich auch den ruhmreichsten Glaubensboden entdeckt, und für das er also seiner ganzen Individualität nach eine entschiedene Vorliebe bekunden muß. Da diese Hinneigung wenigstens nicht zur Ungerechtigkeit gegen Andere ausartet, so finden wir sie verzeihlich, und Dies um so eher, als dies Land allerdings wol viele und schwere Angriffe, und nicht immer verdiente, erfahren hat. Der Ruf der Verdumpfung, in dem es vor 20 Jahren fast allgemein stand, ist nicht mehr so wohlbegründet wie er es damals war; die Haller und Görres gelten nun dort so ziemlich auch was sie werth sind, und die jüngsten reichsständischen Versammlungen haben uns belehrt, daß das hellere religiöse Morgenroth dort so gut eingebrochen ist wie anderwärts, ja daß Licht und kräftiger Wille dort selbst die Stände durchdringt welche am meisten für die Pfeiler des Alten gelten mußten. Die Stadt München freilich präconisirt der Verf. im höchsten Tone, wie er denn doch eigentlich für Jemand der Italien kennt nicht recht passen will; doch er hält an sich, wenigstens was den Kirchenstil betrifft, den Unterschied gegenwärtig der zwischen dem Mittelalter und seiner neudeutschen Nachahmung vorhanden ist und — will's Gott — wol immer sein wird. Seine Schilderung der Kunstgegenstände geht zwar aus der Sphäre eines geübten Dilettantismus nicht heraus, hat aber das Verdienst der Vollständigkeit und Mäßigung, und hält sich auch da wo sie lebhaft lobt oder tadelt in sichern Schranken. Ein vortreffliches Stück Naturschilderung liefert der Besuch von Hohenschwangau, ein Bild dem Wärme und Farbe so vorzüglich beiwohnen, daß wir beide als musterhaft bezeichnen können. In der Schilderung der Personen und der namhaften Berühmtheiten verfährt der Verf. stets mit fast ängstlicher Vorsicht, und selten vernehmen wir von ihm was nicht durchaus anerkennend und annehmlich wäre.

Die ganze Reise durch die Schweiz, vom siebenten bis zwanzigsten Briefe, ist ein Ausdruck und Beleg des innern Behagens, das der Verf. während derselben fortwährend empfunden hat. In dieser Stimmung blieb ihm Auge und Geist offen für den unendlichen Naturreiz dieses köstlichen Stückes Erde, den Stolz und Reiz Mitteleuropas, und er fand in ihr die Mittel, Das was er zu schildern unternimmt wahr, warm und mit weichen Umrissen zu malen. Nach so vielen Hundert Schilderungen des Lauterbrunnenthals und der Jungfrau — die man den schönsten Berg der Welt genannt hat — liest man die seinige noch mit Vergnügen, weil sie in der That etwas „Bergegenwärtigendes" besitzt. Mit dem zwanzigsten Briefe, in Straßburg, beginnt die Rheinreise, besonders hervorragend durch gute historische Notizen, mit Sorgfalt und Fleiß zusammengetragen. Heidelberg entzückt den Reisenden; indessen möchten wir den Vergleich des Schlosses mit der Alhambra doch eher einen verunglückten nennen. In Mainz und Köln zieht die kirchliche Statistik dieser beiden alten Bischofssitze an. Der Dom in der letzten Stadt findet an ihm einen ausführlichen Beschreiber, der sich an die Worte Steffens' über ihn anlehnt, daß man an dieser Stelle den „Strom der Geschichte" an sich vorüberrauschen hört. Gleichzeitig gibt er ihm Anlaß, seine Bewunderung für J. Görres auszusprechen, den er einen „Millionnair" an Gedanken (!) nennt und von dem er sagt, daß er eine ganze Armee von Gelehrten aufwiegt und in die Flucht schlägt. Wir müssen bekennen, daß der Verf. uns in diesem Urtheil fehlzugehen scheint: denn ein mal ist uns die gleichzeitige Bewunderung von Steffens und Görres — die doch eher Gegensätze der Intelligenz bilden — unerklärlich; dann aber sind wir der Meinung, daß was den Gedankenreichthum Görres' betrifft, dieser in „Phrasenreichthum", und was die titanenhafte Gewalt seines Stils anlangt, diese in „stillose Verzerrung" zu übersetzen sein möchte. Von dem Verf. aber überrascht es uns, ihn, der sonst so milden Geistes ist, am Schluß seines Buches mit dem blindzornigen Hyperkatholicismus des münchener Apostels übereinstimmen zu sehen. Wir möchten hieraus fast argumentiren, daß den frommen Leuten doch niemals recht zu trauen sei, wenn es sich um ästhetische Aussprüche und Urtheile handelt. Diese bedenkliche Stelle vergütigt der Reisende jedoch im sechsundzwanzigsten Briefe durch eine wie schon gedacht treffliche Skizze der deutschen Kaisergeschichte von Konrad I. bis Franz II., anknüpfend an die Bildnisse und Denksprüche der Kaiser im Römersaal zu Frankfurt. Die Versuchung, einige dieser kernigen und originellen Lebensskizzen hier einzureihen, ist groß: wir müssen uns jedoch genügen lassen, die völlige historische Unbefangenheit des Verf., der die Hohenstaufen erkennt und würdigt, und seine glückliche Zeichnung der Eigenthümlichkeit eines Jeden aus diesem hochbegabten Geschlecht hervorzuheben. Die letzten drei Briefe umfassen den Rückweg durch Thüringen und Sachsen nach Schlesien, und sie schließen mit einer guten Schilderung der dresdener Kunstschätze und einer etwas unzuverlässigen Statistik des Siebenjährigen Kriegs, welcher 853,000 Menschenleben gekostet haben und der nach dem Verf. durch den gescheiterten Entwurf Friedrich II. mit Maria Theresia zu vermählen (!) veranlaßt sein soll (?). Wir enden hiermit auch unsern Bericht, nicht ohne gern zu bezeugen, daß der Verf. einen nutzbaren und angenehmen Wegweiser durch die von ihm bereisten Landschaften und eine ganz unterhaltende Erzählung seiner eigenen Erlebnisse auf diesem Wege uns geliefert hat. 19.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 75. —— 16. März 1847.

Schleswig-Holstein und Dänemark.

Zweiter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 74.)

Die dänische Literatur entspricht vollkommen der Nationalität des dänischen Volkes. Das Gemüthliche, Ebene, Wohnliche, das Heitere, oft Schalkhafte und Witzige herrscht vor. Man bleibt ebenso weit entfernt vom Himmel wie von der Hölle und bewegt sich in der Mitte des Erdenlebens. Es äußert sich im Ganzen ein natürlicher, gemüthlicher Lebenssinn, eine unaffectirte, herzliche, oft feine Auffassung des menschlichen Daseins, verbunden mit eleganter, correcter Diction. Ein leicht fließender Vortrag, eine kritische Geschmacksrichtung zeichnet Dichter und Prosaisten aus. Die schlichte und doch scharfe Lebensauffassung vereinigt sich viel mit der Anlage zum Humor, wird witzig, satirisch, verflüchtigend, spitz und beißend und bringt es dann zu dem unerreichbaren Holberg mit allen seinen spätern Anklängen, zu der kräftigen Ausartung in Wessel, Brun u. A. Baggesen suchte das Gefühl und fand statt dessen immer den Witz. Die Tagespresse selbst wird in dieser Richtung durch den „Corsar" vertreten. Die dänische Literatur bildet sich, nach Dirckinck-Holmfeld, oft fein, leicht, kritisch, formschätzend, jedoch dem wirklichen Gehalte nach mehr gemüthlich-dilettantisch als künstlerisch-virtuos aus (Herz, Holst, Pal. Müller, Andersen; mit Hauch und Ingemann als Koryphäen); die natürlichen Anlagen machen sich im verhallenden Echo des Gefühls geltend (Paul Müller, Rosenhof, Winter, Barford, Skandinaven und Studenten, mit den Gildedichtern). Großes kann also schwerlich hervortreten. Die Naturanschauung verschwistert sich mit Glaubensfloskeln zu grotesken Wort- und Gedankenbildungen (Grundtvig), und die hohe Dichtkunst reflectirt (Hauch), speculirt (Heiberg), tändelt (Andersen), oder schlummert flackernd, versenkt in die Prosa des Erdenlebens (Oehlenschläger). Die poetische Literatur der Dänen scheint also für die höhere geistige Seelenstimmung, für die großartige Seite der Poesie nur Anklänge und keine tiefere Befriedigung zu gewähren. Es scheint dafür in dem dänischen Volksgeiste selbst an jedem höhern Bedürfniß zu fehlen. Weder die dänische Poesie noch die dänische Sprache wird der kühn angeregten Sehnsucht ein befriedigendes Ziel darbieten können. Ueber das Theater citiren wir aus Kohl folgende Stelle:

> Trotz ihres minder erregbaren Temperaments, trotz ihres nordischen Geistes, trotz ihres von ihnen selbst oft hervorgehobenen Phlegma haben die Dänen eine ganz vortreffliche Komödie und haben in Kopenhagen eine Truppe die in Aufführung von Conversationsstücken und Lustspielen ihres Gleichen sucht. Es ist Dies um so mehr zu bewundern, da, so viel ich weiß, in Kopenhagen das einzige bedeutende, stehende Theater ist welches Dänemark besitzt.

Ich selbst kann es bestätigen, daß man unter den dänischen Schauspielern, welche doch auf ihr kleines Ländchen beschränkt sind, und vorzüglich an der Bühne zu Kopenhagen eine große Auswahl von Talenten findet. Die Lustspiele und Conversationsstücke werden zu Kopenhagen gewiß besser als auf irgend einer großen deutschen Bühne gegeben. Daß Holberg den Mittelpunkt des dänischen Theaters bildet, braucht man wol kaum zu sagen. Man findet in Kopenhagen manche Vorzüge der französischen Bühne, ein vortreffliches Ensemble und eine lebhafte, pünktliche, rasche Action.

Mit Recht verbreitet sich Kohl weitläufig über Thorwaldsen und über das berühmte Thorwaldsen-Museum in Kopenhagen. Dieser große Bildhauer ist der Stolz seines ganzen Volkes, eine der Hauptperlen für die dänische Nationalität geworden. Zu seiner Charakteristik als Künstler brauchen wir hier Nichts zu sagen (eine feine Darstellung seiner Thätigkeit wird man bei Kohl finden); nur die eigenthümliche Stellung in welcher er zu dem Volke stand dem er angehörte, wird hier unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen können. Thorwaldsen ruht in der Mitte seines Volkes; sein schlichtes Liliengrab ist ein Heiligthum für die ganze dänische Nation geworden. Die Idee zu dem Thorwaldsen-Museum ist nicht von dem genialen Greise, sondern von seinen Landsleuten ausgegangen, und der erste Fonds dazu kam durch Beiträge zusammen die im ganzen Lande gesammelt wurden und wozu jeder Patriot sein Scherflein gab. Was die Theilnahme der Dänen an ihren großen Männern betrifft, so können sie uns Deutsche vielfach beschämen. Das Thorwaldsen-Museum hat für den patriotischen Dänen eine ganz andere Bedeutung als die Walhalla bei Regensburg für den Deutschen.

Höchst lesenswerth ist auch der Abschnitt den wir

bei Kohl über das „Museum der nordischen Alterthümer" in Kopenhagen finden. Der große Werth den diese Sammlung für die Culturgeschichte des alten Skandinaviens hat ist in ganz Europa anerkannt worden. Eine genaue Schilderung des ganzen Instituts findet man bei Kohl. Hier können wir ebenfalls nur auf den nationalen Gesichtspunkt aufmerksam machen. In Deutschland wäre ein solches Institut rein die Sache der Gelehrten und einiger fürstlichen Protectoren geworden; in Dänemark wurde es die Sache des ganzen Volkes, eine wirkliche Nationalangelegenheit, und eben dadurch ist es nun so groß, so bedeutend. Noch fortwährend strömen Beiträge dazu aus allen Theilen des Landes herbei, und diese Beiträge, sowie die Geber derselben, werden alle Woche in der dänischen „Staats- und Reichszeitung" bekannt gemacht, sodaß das Publicum immer mit den Fortschritten des Unternehmens bekannt bleibt und auch den Vaterlandsfreunden von ihren Landsleuten der gebührende Ruhm zu Theil wird. Auf diese Weise ist die Sammlung schon sehr großartig geworden. Allein bedenkt man, daß man erst seit etwa 40 Jahren zu sammeln angefangen hat, und daß wol nur erst die Minderzahl der 20,000 Grabhügel welche in Dänemark existiren sollen untersucht ist, bemerkt man ferner, daß die Moräste und Torfmoore des Landes, namentlich Jütlands, diese Reservoirs und Conservatorien der Alterthümer, nahe an 100 Quadratmeilen einnehmen, und daß da noch Tausende von Stellen sind die noch kein Spaten oder Pflug berührt und durchwühlt hat: so kann man daraus schließen, daß diesem schon jetzt so reichen Museum noch sehr bedeutende Bereicherungen bevorstehen und wie wesentlich die Dänen hier für die Erkenntniß eines dunkeln und sehr interessanten Theils der Culturgeschichte Europas arbeiten und sorgen.

Die beiden Artikel in denen wir uns theils selbständig mittheilend, theils kritisirend, theils durch Auszüge aus vorliegenden Schriften mit Schleswig-Holstein und Dänemark beschäftigt haben, sollen, so hoffen wir, ein Weniges dazu beitragen, dem deutschen Leser ein richtiges Urtheil über diese Länder und die Bewohner und Zustände in denselben zu verschaffen. Ein bloßes Miteinstimmen in den politischen und nationalen Parteienkampf des Tages erscheint uns als ungenügend. Wenn es die Pflicht Deutschlands ist, sich gegen die Anmaßungen des Dänenthums zu bewahren, so bleibt die ruhige Anerkennung der Verdienste der Dänen doch nicht minder eine Pflicht, und nicht blos aus allgemeinen humanen und culturgeschichtlichen Gründen, sondern auch aus politischen. Es wäre schlimm, wenn die Sympathien zwischen Skandinavien und Deutschland durch den schleswig-holsteinischen Streit gänzlich zerrüttet würden; ein Bündniß zwischen Deutschland und Skandinavien ist das natürlichste und das nothwendigste gegen die slawische Weltmacht im Osten. Deutschland ist in seinem Rechte, wenn es sich in einem Theile seiner Nation nicht dem Danisirungssysteme preisgeben will; die Schleswig-Holsteiner streiten für ihre natürliche und politische Existenz; dies ist erklärlich und nothwendig, obgleich wir die Waffen mit denen man streitet nicht immer gutheißen durften. Die deutsche Natur der Herzogthümer ist eine nachhaltige; die Reizbarkeit der Dänen dagegen ist mehr eine momentan-fanatische, und wenn das Unabänderliche einst geschehen sollte, weniger durch alte Privilegien und dynastische Interessen als durch den erwachenden Volkswillen, so wird ein so intelligentes Volk wie das dänische darum immer noch nicht, mag es auch noch so sehr materiell geschwächt werden, seine culturgeschichtliche Bedeutung verlieren. Für die Existenz des dänischen Volksgeistes wird eine ruhige Sympathie mit dem „store Tydskland", mit dem großen Deutschland, und ein Zusammenwachsen mit „Skandinavien" immer nothwendiger und natürlicher werden. Wenn man sich in Dänemark so gänzlich über die Schwedisirung des alten dänischen Mutterlandes, der jetzigen Provinz Schonen, getröstet hat, so wird wol auch die Zeit kommen, wo man das wachsende Deutschthum der Herzogthümer ohne Groll und Haß ansehen und für den allerdings nicht geringen Verlust nach außen und Süden einen Ersatz nach innen und nach Norden suchen und finden wird. Jetzt allerdings rollt noch der Erisapfel zwischen den streitenden Parteien! 28.

Hülfe für Irland.

In einer Zeit wo Hülferufe für Irland durch die öffentlichen Blätter gehen und eine Menge Nachbeter, mitunter auch recht verständige, nur gegen England blind entschiedene Menschen, Alles was die englische Regierung und britische Freigebigkeit zu Minderung der dortigen Hungersnoth thut entweder gering schätzen oder höchstens für eine kleine Zinszahlung von einer unermeßlichen Capitalschuld erklären, wo nächst dem Himmel, der die Kartoffeln hat misrathen lassen, England für das ganze ungeheuere Elend in Irland und selbst dafür verantwortlich gemacht wird, daß die Iren weder sehen, noch hören, noch fühlen, um eine Wiederkehr ihres Nothstandes abzuwenden — in solcher Zeit verdient ein Büchelchen Berücksichtigung, das zwar nicht geschichtlich nachweist, warum Irland ist was es ist, auch nicht theoretisch docirt was geschehen müsse um seine Lage zu bessern, sondern einfach praktisch belegt, wie Irland ohne Eingreifen der Regierung dauernd geholfen, es ohne fremdes Almosen ein glückliches, gesegnetes Land werden kann. Vielleicht gibt in den Augen Mancher auch Das dem Büchelchen Werth und Bedeutung, daß es aus der Feder eines englischen Aristokraten und irischen Grundeigenthümers kommt, folglich eines jener Wüthriche, gegen welche nicht deutsche Communisten allein bis zur Heiserkeit die Rache der Vergeltung aufschreien. Das Büchelchen nennt sich:

Facts from Gweedore; compiled from notes, by Lord *George Hill*. Dublin und London 1846.

Der Zweck des Verf. ist nicht, den Leuten vorzupredigen: Seht, so habe ich's gemacht; ich hab's verstanden; also folgt meinem Beispiele! Nein, was ihm die Feder in die Hand gab, war der Wunsch seinen Freunden zu melden, wie eine Besitzung die er 1838 in Irland erworben damals ausgesehen, und wie sie jetzt aussehe, durch welche Mittel er die Veränderung hervorgebracht, und daß zu vermuthen sei, dieselbe Ursache würde überall dieselbe Wirkung haben. Kein Schmuck der Darstellung macht das Büchelchen zu einer Zierde der zierlichen Literatur; es ist eine nüchterne Aufzählung von „Thatsachen". Widerspreche ihnen wer kann.

Gweedore an der nordwestlichen Küste Irlands in der Grafschaft Donegal und zum Kirchspiel Tullaghobegly gehörig, hat einen Flächenraum von 23,000 Ackern Gebirgsweide und urbares Land. Bis 1838 waren Mehre die Grundbesitzer, aber keiner dort wohnhaft. Ungefähr der dritte Theil der auf 9000 sich belaufenden Bevölkerung des Kirchspiels traf auf Gweedore. Sie sprachen insgesammt Irisch. Nur Wenige verstanden Englisch. Von einem anglicanischen Geistlichen wußten sie Nichts. Sie waren römisch-katholisch und hatten eine Kapelle und einen Pfarrer. Dieser, dann ein schlecht besoldeter Schullehrer, die Küstenwächter und einige Policeidiener machten die Summe der Gebildeten aus. Alle Uebrigen waren ebenso unwissend als arm und liederlich. Sie nährten sich von Schaf- und Viehzucht, dem Anbau einiger Stücken Landes und heimlichem Branntweinbrennen. Alles war in einer Art primitiven Zustandes. Es gab keine Handwerke, keine Wirthshäuser, keine Kramläden. Was man brauchte mußte theuer von Hausirern erlangt, was man verkaufen wollte mußte auf Märkte und in entfernte Städte geschafft werden. Dabei war auf den Landstraßen kaum fortzukommen. Als 1837 der Lord-Lieutenant seine Rundreise hielt, überreichte ihm der Schulmeister ein Memorial, die Lage des Kirchspiels betreffend, in welchem es unter Anderm heißt: „Die gesammte Kirchspielsbevölkerung (9049) ist so arm wie ich sie beschreiben will. Sie besitzen blos einen Karren, keinen auf Federn, keine Kutsche, kein sonstiges Räderfuhrwerk, einen Pflug, 16 Eggen, 8 Sättel, 2 Reitkissen, 11 Zäume, 20 Schaufeln, 32 Rechen, 7 Tischgabeln, 93 Stühle, 243 Bänke, kein Schwein, keine Sau, kein Ferkel, 27 Gänse, 3 Truthühner, 2 Federbetten, 8 Spreubetten, 2 Pferdeställe, 6 Kuhställe, eine Schule, keine zweite, keinen Frauenhut, keine Schlaguhr, 3 Taschenuhren, 8 messingene Leuchter, keinen Spiegel der mehr als 3 Pence (2½ Ngr.) kostet, keine Stiefeln, keine Sporen, keinen Obstbaum, weder Rüben noch Pastinak, keine Möhren, keinen Klee, kein anderes Gemüse als Kartoffeln und Kohl, und nicht mehr als vier Quadratfuß Fensterglas..... Von den verheiratheten wie von den unverheiratheten Frauen hat keine mehr als ein Hemd. Einige haben gar keins. Ueber die Hälfte der Männer und Frauen haben kein Schuhwerk und kein Bett. Ganze Familien von erwachsenen Söhnen und Töchtern schlafen ohne Unterschied mit ihren Aeltern zusammen.... Zum Eineggen der Felder haben die Meisten nur Wiesenrechen. Auch sind die Pachtungen so klein, daß deren 4—10 in einem Tage mit Einem Rechen bestellt werden können.... Die Lagerstätten bestehen gewöhnlich aus Gras, frischen oder getrockneten Binsen, darüber entweder keine oder grobe Bettlaken und schmuzige, zerrissene wollene Decken.... Sollten Eure Excellenz es unverträglich mit der Wahrheit glauben, daß alles Gesagte wahr sein könne, so möge zum Behuf der Untersuchung ein unparteiischer Herr abgesendet werden, und, wenn aufgefodert, will ich ihn von Haus zu Haus führen, wo seine Augen ihn von der Richtigkeit überzeugen werden und ich ihm 140 völlig nackte Kinder sowie mehre Hundert vorzählen kann die in dreckige Lumpen gehüllt sind — ein abscheulicher Anblick. Auch wird er Häuser finden, wo Menschen und Vieh beisammenleben, die Menschen in der einen, das Vieh in der andern Ecke. Einige dieser Häuser enthalten von 100—3000 Pfund Gewicht Dünger und werden jährlich blos ein mal gereinigt. Außerdem muß ich noch bemerken, daß in Folge der Hungersnoth und der ungeheuern Armuth der Besuch der Schule sich sehr vermindert hat und der Schullehrer mit einer Familie von neun Köpfen auf jährlich 8 Pf. St. angewiesen ist ohne die geringsten Nebeneinkünfte.“

Laut Versicherung des Verf. würde es falsch sein, dieses grasse Elend lediglich der Abwesenheit der Grundbesitzer beizumessen. Sie zogen von ihrem Eigenthum verhältnißmäßig schlechte Zinsen. Die Pachtgelder waren niedrig und gingen spärlich ein. Es gab jahrelange Rückstände und die Gerichtsdiener scheuten sich so sehr Auspfändungen vorzunehmen, daß Viele gar keinen Pacht zahlten und wie freie Eigenthümer schalteten, das Gut theilten und verpfändeten wie es ihnen beliebte. In dieser immer wiederholten Zerstückelung, sodaß z. B. ein halber Acker zuletzt 26 Personen gehörte, findet der Verf. eine der Hauptursachen jenes erbärmlichen Zustandes. Sobald er in Besitz gekommen war, ließ er, Furcht nicht kennend, mit seinem Agenten sich im Mittelpunkte der von ihm beabsichtigten Operationen nieder und besuchte seine sämmtlichen Pächter. Schon Das gefiel den Leuten, denen solche Herablassung unerhört war, und es gefiel ihnen um so mehr, weil Lord Hill Irisch sprach. Sein erstes Bestreben richtete er auf Abschaffung der heimlichen Brennereien. Da er Das in Güte nicht durchsetzen konnte, gab er es auf und suchte einen Getreidemarkt zu eröffnen, baute deshalb 1839 am Hafen Bunbey einen geräumigen Speicher mit einem bequemen Kai und bemerkte in kurzem, daß die Pächter ihr Getreide lieber gegen baares Geld verkaufen als zu Schnapps verbrennen mochten. Im ersten Jahre betrug der Absatz 479 Pf. St., im dritten 1100. Andere Erzeugnisse folgten — Butter, Häute, Wolle. Inzwischen hatte Lord Hill einen Stellmacher verschrieben, der die Landleute mit Karren aller Art versorgte, und der Frau Stellmacherin übertrug er die Beaufsichtigung eines Ladens, wo für seine Rechnung Eisen, Holz, Salz, Seife, Lichte, Thee, Kaffee, Zucker u. dergl. um die anderwärts üblichen Preise verkauft wurden. Im ersten Vierteljahre betrug die Lösung 40 Pf. St., im entsprechenden des dritten Jahres 550. Seitdem ist das Waarenlager erweitert und das Geschäft einem tüchtigen Manne übergeben worden. Denselben glücklichen Erfolg hatte die Errichtung einer Mahlmühle und einer Brotbäckerei. Auch das Schwierigste, das Ordnen der Territorialangelegenheiten, gelang vollständig. Statt der vereinzelten Stücke welche jeder Pächter besaß sollte sein Gut aus einem Ganzen bestehen. In einer Versammlung der Pächter wurde ihnen Das vorgetragen, und trotz anfangs unzähliger Einwürfe willigten sie in die neue Maßregel, sowie sie hörten, daß sie zur Ausführung derselben unter sich ein Comité erwählen sollten. Nach drei Jahren war das schwierige Werk, die Vertheilung von ungefähr 20,000 Ackern, mit möglichster Schonung aller einschlagenden Interessen und daher zu fast allseitiger Zufriedenheit vollendet. Jeder Pächter wohnt nun inmitten seiner Felder.

Um zu Fleiß und Reinlichkeit aufzumuntern, setzte Lord Hill dahin abzielende Belohnungen aus. „Im ersten Jahre“, berichtet er, „meldete sich nicht ein einziger Bewerber. Die Leute hielten es für einen Spaß; sie meinten, kein vornehmer Herr werde so ein Narr sein, blos zum Vortheil Anderer Geld wegzugeben. Und ohne Zweifel achteten sie sich für sehr klug, sich nicht anführen zu lassen. Aber mit der Wahrnehmung, daß jedes ihnen gemachte Versprechen streng erfüllt wurde, wuchs ihr Vertrauen, und im folgenden Jahre (1840) dachten Einige, es lasse sich wenigstens versuchen. So bewarben sich 36 um die 40 Pf. St. betragenden Preise und die schiedsrichterliche Entscheidung fand allgemeinen Beifall.“ Im J. 1844 meldeten sich 239 Bewerber und die zuerkannten Preise betrugen 60 Pf. St. Nach und nach erbaute Lord Hill ein Gasthaus, einen Gesellschaftssaal und eine Schule, wo die Mädchen auch stricken und nähen lernen. Die heimlichen Brennereien sind von selbst eingegangen, und während früher bei Hochzeiten jeder Gast eine Flasche Whisky als Geschenk mitzubringen pflegte, werden jetzt nützliche Geschenke überbracht.

Dem Büchelchen beigedruckte Actenstücke lassen keinen Zweifel, daß Lord Hill den richtigen Weg zum Ziele gegangen, ein Wohlthäter seiner Pächter geworden, diese die empfangene Wohlthat erkennen und sein aufgewendetes Capital sich reich verzinst. Eine weite, dem Gebirge und dem Moor abgewonnene Landesstrecke trägt üppige Saat, die Frauen weben, stricken und flechten, die Wege sind chaussirt, die weißgetünchten Häuser ein Muster der Reinlichkeit, die Menschen heiter, gesund und glücklich — Alles ein Beweis, daß die rechte Hülfe für Irland in den Händen seiner Grundbesitzer liegt. 23.

Bibliographie.

Album für Liebhabertheater. Herausgegeben von J. Koffka. Neue Folge. 1stes Heft. — A. u. d. T.: Das Hotel zu den berühmten Nationen. Schwank in 1 Akt von F. Weil. Leipzig, Koffka. Gr. 16. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Bauernfeld, Die Geschwister von Nürnberg. Lustspiel in 4 Aufzügen. Wien, Doll's Enkel. Gr. 8. 25 Ngr.

— — Industrie und Herz. Lustspiel in 4 Aufzügen. Wien, Doll's Enkel. Gr. 8. 25 Ngr.

— — Ein deutscher Krieger. Schauspiel in 3 Aufzügen. Wien, Doll's Enkel. Gr. 8. 25 Ngr.

Bose, H. v., Handbuch der Geographie, Statistik und Topographie des Königreichs Sachsen. 2te, völlig neu bearbeitete und vermehrte Auflage. Nebst einem neuen Ortsverzeichnisse und 1 Karte. Acht Lieferungen. Dresden, Adler u. Dietze. Gr. 8. à 5 Ngr.

Castrucci, Historischer Hinblick auf die römischen Gesetze. Aus dem Italienischen übersetzt von J. Lykos. Dresden, Gottschalck. 8. 8 Ngr.

Clemens der Vierzehnte. Ein Lebens- und Charakterbild. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 12 Ngr.

Gottlieb Rohr. Eine Lebensbeschreibung für das Volk. Leipzig, Brauns. Gr. 8. 10 Ngr.

Hasper, Elise, Die vier Jahreszeiten. Berlin, Lüderitz. 12. 15 Ngr.

— — Louise. Zwei Theile. Berlin, Lüderitz. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Jahn, O., Peitho, die Göttin der Ueberredung. Greifswald, Koch. 1846. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Jellinek, A., Elischa ben Abuja, genannt Acher. Zur Erklärung und Kritik der Gutzkow'schen Tragödie: „Uriel Acosta." Leipzig, Hunger. 8. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Jetzt! Historisch-politisches Taschenbuch für Liberale und Servile auf das Jahr 1847. Herausgegeben von Br. Th. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 20 Ngr.

Das Russische Kaiserreich, seine Geographie, Statistik, Volks- und Regentengeschichte, von J. 1., geographisch-statistischer Theil. Grimma, Verlags-Comptoir. Breit 8. 2 Thlr.

Lubojatzky, F., Humoresken. — Der Multiplicationsassessor. Die Seiltänzerin. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 1 Thlr.

Michelet, C. L., Die Epiphanie der ewigen Persönlichkeit des Geistes. Eine philosophische Trilogie. 2tes Gespräch. Der historische Christus und das neue Christenthum. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Opitz, R. G., Der Fluch des Meineids. Ein Beitrag zur Beförderung der Heilighaltung des Eides. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 10 Ngr.

Rellstab's, L., gesammelte Schriften. 17ter und 18ter Band. Neue Folge. 5ter und 6ter Band. — Erzählungen. 3ter und 4ter Theil. Leipzig, Brockhaus. 12. 2 Thlr.

Sand's, G., sämmtliche Werke. Neue Ausgabe. 1ster bis 3ter Band. Leipzig, O. Wigand. 8. à 15 Ngr.

Thiers, A., Geschichte des Consulats und des Kaiserthums. Aus dem Französischen übersetzt unter Leitung von Prof. F. Bülau. 6ter und 7ter Band. Leipzig, Meline. Gr. 8. à 1 Thlr.

Volks-Bibliothek. 3ter Band. — Die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Deutschen. Nebst den Redensarten der deutschen Zech-Brüder und aller Praktik Großmutter, d. i. der Sprichwörter ewigem Wetter-Kalender. Gesammelt von W. Körte. Neue Ausgabe. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr.

Wagner, J., Das Herzogthum Kärnten, geographisch-historisch dargestellt nach allen seinen Beziehungen und Merkwürdigkeiten. Ein Beitrag zur Topographie des österreichischen Kaiserstaates. Mit 1 Karte. Klagenfurt, Sigmund. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Zukunft des Christenthums. Seine Wahrheit, seine Verkehrung und seine Wiederkunft durch Freiheit und Liebe. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Bornemann, Votum über den Beschluß der Haupt-Versammlung des Gustav-Adolf-Vereins, durch welchen Dr. Rupp als Abgeordneter des Königsberger Hauptvereins nicht zugelassen worden. Berlin, Heymann. 8. 2 Ngr.

Bötticher, W., Luther's kleiner Katechismus. In einer mit der Lehre der ersten christlichen Jahrhunderte übereinstimmenderen, schrift- und zeitgemäß veränderten Gestalt der ganzen nach Union strebenden Christenheit dargeboten. Berlin, Thome. Gr. 8. 2 Ngr.

— — Stimmen der Schrift und der Kirche über die dringende Nothwendigkeit einer baldigen Reform des Katechismus in der Lehre von den 10 Geboten. Berlin, Thome. Gr. 8. 12 Ngr.

Erwiderung Rothschild's I., Königs der Juden, auf das von „Satan" an ihn gerichtete Pamphlet. Nach dem Französischen. 3te Auflage. Berlin, Weyl u. Comp. 12. 5 Ngr.

Gerhard, F., Sind die römischen Bischöfe und die die Bischöfe vertretenden General-Vicariat-Aemter Staatsbehörden? Actenstücke. 2te vermehrte Auflage. Dessau, Neubürger. Gr. 8. 6 Ngr.

Hans Michel's Brief über die 10. Versammlung deutscher (echter und unechter) Land- und Forstwirthe zu Gratz, vom 14—19. Septbr. 1846. Gratz, Dirnböck. Gr. 8. 5 Ngr.

Zwanglose Hefte über die Schleswig-Holstein- und Lauenburgische Erbfolgefrage von einem deutschen Publizisten. Heft No. 1. Göttingen, Vandenhoeck und R. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Helmuth, J. L. E., Noch ein Wort über die Ausschließung des Dr. Rupp vom Gustav-Adolph-Vereine durch die 5. Generalversammlung zu Berlin. Braunschweig, Meyer sen. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Litzmann, C. T. C., Die Reform der Medicinal-Verfassung Preußens. Ein Votum. Greifswald, Koch. Gr. 8. 12 Ngr.

Roth, F., Einige Worte über das Studium der Mathematik und über den ersten Unterricht in derselben. Linz, Haslinger. Gr. 8. 2 Ngr.

Picht, Abschiedspredigt gehalten zu Grimmen den 22. Nov. 1846 bei seinem Abgange nach Loitz. Grimmen, Nicolai. 8. 5 Ngr.

Rosenbaum, J., Neun Jahre aus dem Leben eines Privatdocenten. Ein Beitrag zur innern Geschichte der medicinischen Facultät zu Halle. Leipzig, Gebauer. Gr. 8. 8 Ngr.

Schmidt, F. L., Christpredigt über Ev. Lucä Cap. II. V. 15—20, gehalten am 2. Weihnachtsfeiertage 1846 im Ankuhn. Zerbst, Kummer. Gr. 8. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Schober, H., Das Treiben der von Staatsrath Fischer herausgegebenen landwirthschaftlichen Literatur-Zeitung, beispielsweise erläutert durch in derselben enthaltene Recensionen. Greifswald, Koch. 1846. Lex.-8. 10 Ngr.

Schömann, G. F., Das Ideal der Hera. Rede am 9. Decbr. 1846 in der Aula zu Greifswald gehalten. Greifswald, Koch. Gr. 8. 10 Ngr.

Uhlich, Zwei Predigten für Dienstboten und Herrschaften. Magdeburg, Creutz. 8. 4 Ngr.

Der Unterricht in nationaler und zeitgemäßer Hinsicht. Altenburg, Schnuphase. Gr. 8. 12 Ngr.

Verhandlungen des ersten sächsischen Turntages, abgehalten zu Dresden am 31. Octbr. und 1. Novbr. 1846. Herausgegeben von Dr. Köchly, Prof. Dr. Richter und Prof. Wigard. Dresden, Gottschalck. Gr. 8. 6 Ngr.

Der verschleierte Widerruf in Sachen der sogenannten Ultramontanen. Von dem Verfasser der Censuren über die Abweisung des Bischofs von Rottenburg durch die württembergische Abgeordnetenkammer. Tübingen, Fues. Gr. 8. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 76. —— 17. März 1847.

Denkwürdigkeiten und Vermischte Schriften. Von K. A. Varnhagen von Ense. Siebenter oder Neue Folge dritter Band. Leipzig, Brockhaus. 1846. Gr. 12. und Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wir haben über eine der werthvollsten Erscheinungen der neuesten deutschen Literatur zu berichten, über Denkwürdigkeiten zur Geschichte unsers Jahrhunderts, und zugleich sind Dies die Denkwürdigkeiten Varnhagen v. Ense's, eines unter den Zeitgenossen, der mit einem seltenen Talente der Darstellung eine feine Beobachtungsgabe und eine ebenso vielseitige als gründliche Bildung verbindet. In allen diesen Vorzügen sind es ihm Wenige gleich. Ausführlicher haben Dies unsere Blätter bereits vor einigen Jahren dargethan *), und die allgemeine Stimme hat immer mehr dies Urtheil zu dem ihrigen gemacht, wenn auch von Zeit zu Zeit Männer wie Arnold Ruge und F. v. Florencourt die Schriften Varnhagen's geschmäht und verunglimpft haben. In einem ganz andern Maße aber als bei den Genannten finden sich bei Varnhagen v. Ense diejenigen Eigenschaften welche ihn befähigen, die Denkwürdigkeiten eines Lebens das in die wichtigsten Zeitabschnitte gefallen ist der heutigen Welt vorzuführen, seinen Altersgenossen zur Erinnerung, den jüngern Zeitgenossen zur Belehrung, seinen preußischen Landsleuten endlich als ein Beispiel, wie sich ein weltumfassender Freisinn mit der engsten Anschließung an sein Vaterland Preußen verbinden kann. Wer Varnhagen's Leben des Kriegsraths von Held mit Aufmerksamkeit gelesen hat, wird wissen was wir hier meinen, und aus dem vorliegenden Bande wiederum erkennen, daß Varnhagen v. Ense zu den eifrigsten Bürgern des Staats und zu den reinsten Anhängern des Königthums gehört, denen aber, um ein Wort aus jenem Buche zu gebrauchen, die Vaterlandsliebe selbst zum Sporne diente, dem Staate kein Gebrechen nachzusehen. Wir glauben in dieser Beziehung noch einige Stellen aus einer wohlgelungenen Besprechung über das neueste Werk des Fürsten Pückler hersetzen zu müssen, die wir zuerst in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" (1844, Nr. 303) fanden und die in diesem Bande (S. 487 fg.) wieder abgedruckt sind. Hr. v. Varnhagen sagt dort von dem Fürsten:

„Er selbst klagt, daß er in Betreff seiner politischen Denkart bisher fast immer verkannt worden sei, daß die Aristokraten ihn zu liberal, die Liberalen zu aristokratisch, die Frömmler ihn gottlos, die Nichtgläubigen noch zu frömmelnd fanden, daß die Behördenmacht im Vaterlande ihn als einen halben Revolutionnair angesehen, die Freithümler dagegen ihn wegen Hoffinns verdächtigt. Dies ist das allgemeine Loos, dessen Jeder gewärtig sein muß der außerhalb der Parteien eine natürliche Selbständigkeit hat und freimüthig seine Meinung sagt, unbekümmert, ob und wie sie gefalle. Wer darauf ausgeht, es Einigen recht zu machen, muß dazu nicht selten zum halben Schelm werden; wer es aber Allen recht machen wollte, der wäre schon ein ganzer Narr ... Der echte Freisinn verträgt sich übrigens trefflich mit aristokratischer Beimischung, ja diese darf als nothwendiger Bestandtheil desselben gelten, insofern Derjenige nicht frei genannt werden kann der sich dem rohen Zustande des untersten Volkes anschließt und unterwirft; der echte Freisinn will nicht das Hohe erniedern, sondern das Niedere erhöhen, in sich selbst wie in Andern.

Und zum Schluß:

Es gehört zu der in Deutschland allem Parteiwesen anhaftenden eigenen Blindheit, daß unsere sogenannten Liberalen, anstatt in dem Fürsten Pückler einen vermöge seines Talents und seiner Stellung unschätzbaren Mitkämpfer zu begrüßen, alsbald an beiden zu mäkeln anfingen, ihm seinen Stand und seine Wappenvögel vorwarfen, oder wol gar, in kindischer Unwissenheit, ihn des Mangels an Thatkraft beschuldigten.

Es ist uns schon bei dem ersten Lesen dieser Stellen so vorgekommen, als ob Hr. v. Varnhagen sie nicht ohne Rücksicht auf sich selbst und seine so oft falsch verstandene Ansicht von allerhand politischen Dingen niedergeschrieben hätte, und wir sind durch die Art und Weise in welcher in dem vorliegenden Bande wichtige politische und literarische Gegenstände behandelt sind, in unserer Meinung gerade nicht irre geworden. Allen kann es der Verf. keineswegs recht gemacht haben und er mußte daher wol auf allerhand Geschrei gefaßt sein, das die Worte Bundestag, Akademie, Schleiermacher und berliner Jahrbücher widerhallen wird; Andern wird er nicht genug gesagt und nicht derb genug aufgetreten sein, gleichsam als ob gerade dadurch die Wahrheit immer an das Licht käme. Und doch ist Alles so anschaulich geschrieben, und, was doch eine Hauptsache ist, aus bester Kunde ent-

*) Vergl. Nr. 250 u. 251 d. Bl. f. 1838.

nommen und aus dem reichen Wissen, wie es der Aufenthalt in den einflußreichsten Kreisen und das Vertrauen hochgestellter Personen zur Folge gehabt hat. Man wird diese Vorzüge so recht deutlich aus einer Vergleichung mit den Aufsätzen Karl Hagen's über die öffentliche Meinung in Deutschland nach den Freiheitskriegen in den beiden letzten Jahrgängen des „Historischen Taschenbuch" zu erkennen vermögen. Diese Arbeit ist gar nicht unverdienstlich, aber ihr fehlt der beseelende Hauch und die lebensvolle Darstellung, wie sie freilich nur ein Theilnehmer an jenen Begebenheiten geben konnte, dem seine Tagebücher und Denkblätter die genauen Angaben und die ursprünglichen Farben geliehen hatten.

Der erste Abschnitt: „Prag. Westfalen. Wien. 1810." schließt sich an den im zweiten Bande der „Denkwürdigkeiten" beschriebenen Aufenthalt des Verf. in Wien nach der Schlacht bei Wagram an. Nach Prag kam er als Hausgenosse und Gesellschafter des ihm so wohlgesinnten Obersten Bentheim in der Eigenschaft eines östreichischen Offiziers, fand sich aber hier sehr gedrückt durch die trüben Betrachtungen über seine Gegenwart und noch mehr durch die schlechten Aussichten in die Zukunft. Denn für den Drang gegen die Franzosen zu fechten konnte er nicht die Liebhaberei am östreichischen Wachtdienste eintauschen, und seine Heimat war nur da wo er mit Rahel frei und mündig leben konnte; die Erreichung dieses Ziels aber und die Sache des Vaterlands lagen eng verknüpft beieinander. Indessen bezwang er sich, auf das freundliche Zureden Bentheim's, trat in den ordentlichen Dienst, den er gar nicht so schwer fand, und ward in die vornehme Gesellschaft Prags eingeführt, wo uns interessante Persönlichkeiten entgegentreten und durch eine derselben, den General Weißenwolf, Hrn. v. Varnhagen's Bekanntschaft mit dem Hauptmann Meyern, dem Verfasser des berühmten Romans „Dya-na-Sore", vermittelt wurde. Durch diesen trefflichen Mann, zu dessen Charakteristik höchst anziehende Züge hier aneinander gereiht sind, gewann Varnhagen's ganzes Dasein eine andere Gestalt, alle Tagesverhältnisse erscheinen ihm in neuer Färbung; denn die lebendigsten Unterhaltungen über die wichtigsten Gegenstände der Kunst und des öffentlichen Lebens erhoben ihn über alle Unbequemlichkeiten und Entbehrungen des gewöhnlichen Daseins. Weiter erfahren wir welchen Schrecken und welche Verzweiflung überall und namentlich in den höchsten Kreisen des Adels die Nachricht von Napoleon's Vermählung mit der Tochter des Kaisers Franz hervorbrachte; wir erfreuen uns mit dem Verf. des Wiedersehens alter Freunde, Nostiz, Marwitz und der berühmten Friederike Bethmann, und sehen ihn selbst mit dem besondern Vertrauen seines Obersten beehrt, der ihn als seinen Bevollmächtigten in wichtigen Angelegenheiten seines Hauses, dessen Verhältnisse sehr verwickelt geworden waren, nach Steinfurt in Westfalen, dem Wohnsitze des Erbgrafen Alexis v. Bentheim, am 11. April absendete.

Diese Reise, welche damals mit ernstlichen Schwierigkeiten verbunden war, und die Hr. v. Varnhagen als Doctor mit einem bürgerlichen Passe machte, stellt uns die damaligen Zustände in einem Theile des nördlichen Deutschland sehr deutlich dar. Halle in seiner Verödung, wo Professor Blanc als „Muster entschlossener Tüchtigkeit" dastand mit Steffens in völliger Einigung; Kassel mit dem üppig-schamlosen Treiben des westfälischen Hofs, wo bei wenigen ehrenvollen Ausnahmen das schlechteste französische Gesindel mit niedrigem deutschen Pack zusammengeflossen war, Paderborn, Münster — alle diese Städte berührt der Verf., gedenkt mancher ehrenwerthen Männer, wie der Gebrüder Grimm, und bezeugt mehrmals, daß im Königreiche Westfalen unter Civil- und Militairbeamten die Anhänglichkeit an die frühern Beherrscher überall die treuesten Freunde gefunden hätte. Ein von Hrn. v. Varnhagen damals verfaßtes Gedicht drückt so ganz die Stimmung jener Zeit aus, daß seine Wiederholung, auch um des dichterischen Werthes willen, vollkommen gerechtfertigt erscheint. Das Leben und die Personen in Steinfurt kennen wir schon aus dem zweiten Bande, wo ihnen ein sehr ansprechender Abschnitt gewidmet ist. Die gewünschte Vereinbarung konnte indeß der Bevollmächtigte nicht erlangen, er trat also schnell den Rückweg an und traf am 26. Mai wieder in Prag ein, nachdem er mit Nostiz, Perthes und andern Gleichgesinnten Manches beredet und Ansichten ausgetauscht hatte.

In Prag beschloß Oberst Bentheim zur Erledigung seiner Angelegenheit nach Paris zu reisen, wo sich sein Vater aufhielt; Varnhagen sollte ihn begleiten. Aber dieser war voll Unruhe und Verlegenheit; er harrte auf Briefe von Rahel, sie sollten entscheiden. Die rechten Briefe kamen nicht, Alles stand unsicher, von Bedingungen abhängig; endlich entschied sich Varnhagen für die Mitreise und kam nach Wien, wo ihn in einem sehr prosaischen Thun die romantische Ansprache Otto Heinrich v. Loben's (Isidorus Orientalis) überraschte und erfreute. Da aber unser Verf. aus Düsseldorf gebürtig war und die damaligen Franzosen in ihrer sinnlosen Anmaßung ihn als französischen Unterthan ansehen konnten, so bedurfte es zu seiner Beurlaubung eines sogenannten kaiserlichen Handbillets, welches als der höchste Ausdruck des Machtwillens alle sonstigen Vorschriften (hier des Hofkriegsraths) überfliegt oder beseitigt. Die Erzählung, wie er durch Vermittelung des Grafen Bentheim ein solches erhielt, ist höchst ergötzlich. Kaiser Franz saß am Abendtische mit dem Oberkammerherrn Grafen v. Wrbna und dem Generaladjutanten v. Kutschera. Wrbna erschien sofort, als er das Schreiben des Grafen Bentheim gelesen hatte, im Nebenzimmer bei Varnhagen.

Nur ein östreichischer Herr, ich muß es zur Steuer der Wahrheit sagen, kann mit so reiner Gutmüthigkeit, so freundlichem Selbstvergessen, so fern von aller Hoffart und Einbildung, dem unbefangenen Antriebe des Augenblicks folgen als diesmal der Graf v. Wrbna.

Er versprach die Ausfertigung des Handbillets, worauf General Kutschera mit Hrn. v. Varnhagen in eine Schreibstube trat, unmuthig über den Obersten Bentheim, der da meine, Alles was er wolle müsse sofort geschehen.

„Ich muß jetzt das Handbillet schreiben", rief er aus, „ehe ich fertig bin, ist der Kaiser mit dem Essen fertig, und ich hab' das Beste versäumt. Meinen Sie, daß ich nicht hungrig bin? Und nun hab' ich gar nicht einmal eine Tinte! O Je, o Je! Nun so helfen Sie mir doch eine Feder suchen! Sie! Sie tragen ja ohnehin eine Brille." Endlich war das Handbillet geschrieben, die Unterschrift des Kaisers erfolgte sogleich, und Varnhagen entfernte sich mit zierlicher Danksagung und Entschuldigung, denen aber der General unwillig entgegenwarf: „Ja, was hilft das Alles, ich bin um mein Essen kommen."

Durch seine Schilderung des Aufenthalts in Paris 1810 hatte Hr. Varnhagen v. Ense die Freunde seiner Schriften bereits in dem „Historischen Taschenbuch" für das Jahr 1845 erfreut. Hier steht nun dieser Aufsatz in unmittelbarer Folge zu dem vorigen und ergänzt auf das beste die beiden bereits im zweiten Bande der „Denkwürdigkeiten" gedruckten Stücke über den ersten Aufenthalt unsers Verf. in Paris. Wir wollen daher jetzt nur einige Hauptsachen zur Bezeichnung jener Zeit und der Napoleon'schen Herrschaft herausheben. Zuvörderst gewinnen wir hier Ueberzeugung, daß der Glanz der letztern und ihre Beliebtheit bei den damaligen Parisern keineswegs so groß gewesen sei als es uns neuerdings Hr. Thiers hat wollen glauben machen. Sitte und Geselligkeit hatten sich keineswegs seiner Herrschaft unterworfen, und wenn man auch durch stolze Namen und Wappen überall an den Sieger erinnert wurde, so ließen doch die Pariser selbst für neue Kriegserfolge ihres Kaisers große Gleichgültigkeit merken, und eine neue Uniform, eine Parade, das Hofceremoniel war ihnen wichtiger als ein Sieg in Spanien oder ein Gefecht in Calabrien. Napoleon's innere Gegner waren sowol Freiheitsfreunde als Königsfreunde, im Volke selbst war noch viel Revolutionnaires, die Jakobiner brüteten im Stillen und eine seltene Freiheit der Rede, wennschon nicht auf dem offenen Markte, aber in der Gestalt des Witzes auf den Boulevards, in den Theatern, in freilich schnell unterdrückten Volksliedern, zeigte hinlänglich, wie wenig eigentlich die Franzosen unterjocht waren. Der Verf. gibt hierzu die besten Belege. Ebenso auffallend wird für Viele, die sich das Napoleon'sche Paris als den Sammelplatz alles Glänzenden und Herrlichen zu denken gewohnt sind, die Schilderung sein welche Hr. v. Varnhagen von dem traurigen Zustande der Gemäldegalerie und von den unpassenden, schmuzig düstern Räumen des Musée Napoléon entwirft, in welchen die aus allen Ländern zusammengeraubten Gemälde und Kunstwerke so schlecht aufgestellt waren, daß einem nicht kleinen Theile der Gemälde, namentlich der berühmten Madonna della Sedia, alle Farbenpracht entschwunden war. Der Verf. sagt (S. 59):

Daß Jedermann freien Zutritt in die Säle hat, ist wol schön und löblich; allein wenn Mittwochs und Sonnabends ganze Scharen Pöbels, Fischweiber, Soldaten, Bauern in Holzschuhen, Sackträger mit dem Hut auf dem Kopfe und der Tabackspfeife in der Hand, unter gemeinen Scherzen und rohem Lachen, auch wol unter Stoßen und Drängen sich zwischen den Geniuswerken herumtreiben, dann überfällt uns doch ein schmerzlicher Jammer, und wir erkennen die Wahrheit des Dichterwortes: „Werke des Geistes und der Kunst sind für den Pöbel nicht da." Denon's Verzeichniß der Bilder, das von Unwissenheit und Misgriffen strotzt, mag für ein Schaugepränge angehäufter Kriegsbeute genug sein, ein Kunstheiligthum darf höhere Sorgfalt und edlere Einrichtung fodern.

In einem bessern Zustande ist die Bibliothek, deren Verlegung an eine zweckmässigere Stelle schon Napoleon beabsichtigte. Eine andere Reihe von Bildern zeigt uns die Reize und das Wohlleben der allmächtigen Hauptstadt in der frischesten Färbung. Mit klugem Verstande sind alle Einrichtungen in höhern wie in niedern Ständen auf die schnellste, wohlfeilste und anmuthigste Befriedigung unzähliger Bedürfnisse berechnet; der unbedeutendsten Sache, der geringsten Verrichtung wird mit eigener Gewandtheit eine Art von zierlicher Wichtigkeit gegeben, oder es weiß der Gewerbfleiß der Pariser durch Aushängeschilder, Anschlagezettel, Inschriften von der auffallendsten Art sich einen augenblicklichen Schwung und Absatz zu verschaffen. Was nun endlich die so berühmte pariser Geselligkeit betrifft, so versichert der Verf. von Franzosen gehört zu haben, daß die Blüte derselben unwiderruflich zerstört sei, und daß die ewigen Kriege Napoleon's den ganzen Charakter der Nation in dieser Beziehung ändern würde: wußte doch selbst Chamisso kein altfranzösisches Haus, in welches er seine Freunde hätte einführen können. Die Oestreicher und Deutschen aber fanden die willkommenste Aufnahme und vielseitigste Unterhaltung bei den heitern Frühstücken des Grafen Metternich und bei prunkvollen Mittagsmahlen des Fürsten Schwarzenberg, von denen Hr. Varnhagen v. Ense viel Anziehendes zu berichten weiß, unter Anderm auch hier seine erste Bekanntschaft Alex. v. Humboldt's machte; ihm selbst aber und einigen Freunden gewährte, nach vielfachem Tagesgewirre und wenn weder Frascati noch eins der Theater besucht wurde, die stille Behausung Henriette Mendelssohn's, der sinnvollen Schwester der Frau v. Schlegel, wohlthuende Ruhe und Zurückgezogenheit. Den Ausflügen in die Umgegend nach Montmorency, St.-Cloud, Versailles und Malmaison verdanken wir schöne Stellen über Rousseau und einige gelungene Züge zu dem Bilde der Kaiserin Josephine, welche der Verf. aus dem Tagebuche des Grafen Karl von Clary aufgenommen hat. Ihn selbst aber litt es nicht lange mehr in Paris; die ewige Zerstreuung und das stete Insichaufnehmen ohne eigentliches Studiren oder gar selbstthätiges Bilden ermüdeten ihn trotz ergötzlicher Vorgänge und äußerer Anregungen, das Menschengewühl machte ihn wehmüthig, die Sorge um die Zukunft bekümmerte ihn, vor Allem aber die Nachricht von Rahel's Erkrankung. So schied er ohne Schmerz oder Bedauern von Paris.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Frauenpoesie.

Von der etwas mythisch gewordenen Clémence Isaure an bis auf unsere Tage hat es zu allen Zeiten in Frankreich eine Menge von dichtenden Frauen gegeben, welche mit der Männerwelt um die Palme poetischen Ruhms gerungen haben. Besonders glücklich sind sie im lyrischen Ausdrucke gewesen, wie man aus den verschiedenen poetischen Sammlungen ersehen kann, in denen ausschließlich die Productionen der weiblichen Muse niedergelegt sind. Es scheint als wenn die weibliche Kraft für die Zeichnung dramatischer Gestaltungen und für den stärkern epischen Zug nicht ausreichend wäre, und wenn in neuerer Zeit Frauen wie Mad. de Staël und Georges Sand im Roman und in der Novelle Hervorragendes geleistet haben, so ist diese scheinbare Anomalie doch wieder nicht so auffallend als es im ersten Augenblicke erscheint, indem die Werke jener schriftstellernden Damen doch gerade wieder in den lyrischen Partien ihre glänzendste Seite haben. Mad. Lesguillon, eine der neuesten Bewerberinnen um den poetischen Ehrenpreis, von der wir schon verschiedene Gedichtsammlungen, z. B. „Rosées", „Rayons d'amour", „Le midi de l'âme", „Les mauvais jours", erhalten haben, scheint Dies auch geradezu andeuten zu wollen, wenn sie in der Vorrede zu einem der von ihr veröffentlichten Bändchen meint: „die Poesie der Frauen könne nur persönlich sein." Dieser etwas unklare Satz soll doch wol sagen, daß eine Dichterin nur in der Lyrik, welche der unmittelbarste Ausdruck individueller Empfindungen und Gefühle ist, Gehaltreicheres leisten kann. Aber so freilich wie Mad. Lesguillon diesen Satz mit feiner Wendung als eine Entschuldigung und Beschönigung für vieles Unreife das wir mit in Kauf nehmen müssen gebrauchen möchte, können wir ihn nicht gelten lassen. Wir wollen uns gern in die vertrautern Beziehungen einer Sängerin, welche ihren Mann, ihre Kinder und selbst die kleinlichen Verhältnisse einer beschränktern Häuslichkeit besingt, einführen lassen; aber deshalb brauchen wir bei der Beurtheilung ihrer Dichtungen noch nicht auf alle Ansprüche künstlerischer Leistungen zu verzichten. In der That ist gar nicht abzusehen weshalb eine Dichterin welche einiges Gewicht auf Kunst und Composition (l'art et la composition) legt, wie Mad. Lesguillon vermeint, Nichts als „ein entarteter Mann" (un homme dégénéré) sein soll. Das Gesetz der Poesie muß unwandelbar sein, und keine Launen eines Einzelnen können daran rütteln. Wer mit seinen Erzeugnissen an die Oeffentlichkeit tritt, der muß auch der Form seinen Tribut zollen, weil mehr als auf andern Gebieten des Lebens in der Dichtkunst ein schöner Geist sich nur in einem schönen Körper offenbaren kann. Diese Vernachlässigung der Form, zu deren Entschuldigung sich diese Dichterin die eben gerügte Theorie zurecht gelegt hat, ist übrigens um so mehr zu bedauern, als an nicht wenigen Stellen ihrer Gedichte durch die ungenügende Form eine wahre, schwungvolle poetische Begabung hindurchbricht.

Reform des Journalwesens.

Daß die Tagespresse ihrer eigentlichen Aufgabe unwürdig geworden, und in die Hände eines gemeinen Krämergeistes, der sie zu feilen Speculationen ausbeutet, gefallen sei, darin stimmt so ziemlich alle Welt überein; aber über die Wahl der Mittel, durch welche die Organe der Oeffentlichkeit wieder zu mächtigen Hebeln des geistigen Aufschwungs gemacht werden können, hat man sich noch nicht verständigen können. Eine zahllose Menge der verschiedenartigsten Vorschläge zur Reorganisation des Journalismus sind aufgetaucht; aber keiner der in Anregung gebrachten Pläne hat sich als probehaltig erwiesen, oder richtiger gesagt, bei keinem derselben hat man mit der Ausführung eigentlichen Ernst gemacht. Die ganze Angelegenheit gehört zu den vielen schwebenden Fragen, bei denen sich jeder müßige Kopf in leeren Declamationen ergeht, und wo man genug gethan zu haben wähnt, wenn ein unausführbares Project das andere unterstützt. Zum Unglück mischen sich nun noch Befangenheit und Leidenschaft der Parteisucht hinein, und lassen es sich angelegen sein, das Ganze zu verwirren. Wer diese Klage für unbegründet und übertrieben hält, braucht, um sich eines Bessern zu belehren, nur folgende Flugschrift zur Hand zu nehmen: „Du journalisme. Moyen infaillible pour le détruire et le régénérer en trois mois, sans révolution", von Victor Calland. Der Verf., der auf dem Titel zugleich noch seine Mitgliedschaft am Institut historique bezeichnet, hat seinem Plane einer segensvollen Reform, wahrscheinlich um sich gleich auf den Boden des Positiven zu stellen, folgende Berechnungen zu Grunde gelegt. Frankreich besitzt in diesem Augenblicke 700 Journale, deren Abonnentenzahl sich auf 400,000 beläuft, und welche täglich von wenigstens 3 Millionen Lesern zur Hand genommen werden. Indem er es nun als anerkannte Thatsache hinstellt, daß die zum Werkzeuge einer gemeinen Gewinnsucht herabgewürdigte Presse lediglich im Dienste der Ruchlosigkeit, Unsittlichkeit und des revolutionnairen Geistes steht, glaubt er die Dringlichkeit einer gänzlichen Umgestaltung der bestehenden Verhältnisse dargethan zu haben. Dieselbe will er auf folgende Weise bewerkstelligen. Da die Journale zum Gegenstande industrieller Berechnung geworden sind, so muß auch der Schaden gerade an der wunden Stelle angefaßt werden. Es kommt daher vor Allem darauf an, den schädlichen Zeitschriften, deren verderblicher Einfluß gebrochen werden soll, den Kreis ihrer Abonnenten, durch deren Beisteuer sie bestehen, zu entziehen. Da nun aber die Sachen zu einer so allgemeinen Indifferenz gediehen sind, daß man bei der Wahl eines Journals, bei dem man sich abonniren will, weder auf den innern Gehalt noch selbst auf die politische oder literarische Färbung sieht, sondern lediglich den Betrag des Abonnements in Anschlag bringt, so kommt es, wie V. Calland meint, nur darauf an, ein Blatt zu gründen, dem man durch besonders herbeizuschaffende Mittel einen möglichst niedrigen Preis stellen müßte. Dieses Blatt, dem auf Kosten der übrigen Tagesblätter alle Abonnenten zufliegen würden, könnte man nun zum Träger gesunder und tadelloser Grundsätze machen. Von welcher Art diese Meinungen und Ansichten, deren Verbreitung allgemeinen Segen begründen sollte, sein müßten, ist nicht schwer zu durchschauen. Der Appel des Verf. ist an die rechtgläubigen, auf den Sieg ihrer Sache bedachten Katholiken gerichtet; von ihnen hofft er die nöthigen Fonds, deren Höhe er etwa auf eine Million Francs berechnet hat. Mit dieser Summe, deren Beschaffung nicht große Mühe machen könnte, hofft er den Trieb der übrigen Journale zu ersticken, das Uebel an der Wurzel abzuschneiden, und durch Gründung einer guten Presse das versprochene Heil herbeizuführen. Das Schicksal dieses todtgeborenen Plans, bei dem es auf die Monopolisirung des gesammten Journalwesens zu Gunsten der ultramontanen Partei abgesehen ist, läßt sich ohne große Mühe vorherbestimmen. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 77. —— 18. März 1847.

Denkwürdigkeiten und Vermischte Schriften. Von K. A. Varnhagen von Ense. Siebenter oder Neue Folge dritter Band.

(Fortsetzung aus Nr. 76.)

Zwischen diesem Stück Lebensbeschreibung und dem folgenden: „Nach dem Wiener Congreß. Berlin. Paris. 1815.", liegen vier merkwürdige Jahre der schweren Unterdrückung des Vaterlands, der jubelnden Siegesfreude und der nicht erfüllten gerechten Hoffnungen Deutschlands. Die Erlebnisse des Verf. und seine Berichte aus jenen Jahren finden wir im zweiten und dritten Bande der „Denkwürdigkeiten", und an S. 353 des dritten Bandes schließt sich das neueste Stück ganz genau an. Berlin, wo Stägemann und der Verf. am 18. Juni eintrafen, schwebte in sorgenvoller Betroffenheit, Napoleon's Rückkehr von Elba und seine Aufnahme in Frankreich hatte die Leute aus ihrer Siegesruhe aufgeschreckt und augenblicklich schon die tiefsten Zerrüttungen verhängt. In der Stadt machte sich das Philisterthum ungestraft breit, da die Männer des Entschlusses und der That nebst der frischen Jugend meist beim Heere waren, und man konnte die unsinnigsten Meinungen über Krieg und Frieden hören. Daß zum letztern in Oestreich sich eine starke Partei neigte, bezeugt Hr. v. Varnhagen, wobei denn Männer wie Hardenberg, Wilhelm v. Humboldt und Gneisenau sich lebhafter Befürchtungen für Preußen nicht erwehren konnten, das alsdann ganz vereinzelt geblieben wäre, da auch in manchen Augenblicken die Gesinnungen des Kaisers von Rußland wankend geworden waren. Während in einer so bewegten Zeit die Meinungen sich nach allen Seiten spalteten, war Hardenberg von Geschäften und Anfragen aller Art bestürmt; Humboldt, in der Ansicht, die auch Beyme, Altenstein und Niebuhr theilten, daß die Entscheidung nicht so schnell erfolgen würde, wendete sich getrost zur Ausfeilung seiner Uebersetzung des Aeschyleischen „Agamemnon", und seine lebendige Gattin nahm in ihrer nachgiebigen Einbildungskraft die Erregung der Zeit weit mehr in sich auf als daß ihr Gatte und die Freunde hätten mit einstimmen können; Chamisso, den Deutschen im Innersten angehörig, aber doch außer Stand die Franzosen als seine Volksgenossen zu verleugnen, war entschlossen mit einer russischen Schiffsrüstung eine wissenschaftliche Weltfahrt anzutreten, um so einem grausamen Misverhältnisse zu entgehen. Unser Verf. lebte im bewegtesten Gedränge; Stägemann, Koreff, Theremin, Troxler, Reimer, Oelsner und andere wissenschaftliche Berühmtheiten oder angesehene Beamte trafen oft mit ihm zusammen, aber die alte Zeit ließ sich nicht zurückrufen. Endlich kamen die vollständigen Siegesnachrichten an, bei welcher Gelegenheit wir Zweierlei anzumerken für passend halten. Einmal, daß der alte Feldmarschall v. Kalckreuth, als ihm der Major v. Thile die Meldung von dem Siege bei Belle-Alliance überbrachte, mit seinem gewöhnlichen spöttischen Lächeln fragte: „Wieder ein neuer Zweig in den Lorberkranz des Hrn. v. Blücher eingeflochten?" Worauf Thile erwiderte: „Ja, und ein unverwelklicher." Damit war die Unterhaltung abgebrochen, aber der anwesende Graf Rostopschin ließ sich alle Einzelheiten berichten und erzählte dann den Vorgang weiter nicht ohne scharfe Bemerkungen, sodaß nicht Viel gefehlt hätte, es wären dem Gouverneur von Berlin für seine Gleichgültigkeit durch die Turnjugend die Fenster eingeworfen worden. Die andere Aufklärung ist die, daß der meisterhafte preußische Schlachtbericht, den man gleich von seinem Erscheinen an immer als das Werk Gneisenau's angesehen hat, nicht von diesem, sondern von dem Obersten v. Pfuel (dem jetzigen commandirenden General in der Provinz Westfalen) herrührt, und daß Gneisenau ihn auf dem Schlachtfelde nach einigem Bedenken, ob auch die Sache zulässig, rasch unterschrieben hat.

Am 4. Juli verließ Fürst Hardenberg Berlin; in seiner zahlreichen Umgebung befand sich nebst Stägemann, Jordan, Altenstein und Andern auch Hr. v. Varnhagen. Von Frankfurt an vermehrte Humboldt noch die Reisegesellschaft, die dadurch einen reichen Zuwachs an Heiterkeit und Zuversicht erhielt. Der Triumpheinzug in Halle, das Mittagsmahl bei dem Herzoge von Weimar, das Abendessen zu Epernay würden wir bei größerm Raume gern ausführlich nacherzählen; aber die treue Beeiferung der wackern Einwohner von Saarbrücken, doch wieder künftig dem deutschen Vaterlande anzugehören und preußisch zu werden, dürfen wir nicht unerwähnt lassen, sowie ihren Jubel, als der Fürst Har-

denberg sich in seiner hochherzigen Gesinnung über alle Bedenklichkeiten hinwegsetzte und den wackern Leuten erklärte, daß ihr Wunsch erfüllt und daß sie Deutsche und Preußen werden sollten.

Mit der Ankunft der Reisegesellschaft in Paris beginnt ein sehr wichtiger Abschnitt in dieser „Denkwürdigkeiten", der in seiner höchst glücklichen Vereinigung des Allgemeinen und Politischen mit dem Individuellen und Persönlichen eigenthümliche Schwierigkeiten für einen kurzen und doch nicht zu magern Auszug bietet. Wir wollen versuchen die Hauptsache unter passende Ueberblicke zu bringen. In den höhern und gebildeten Regionen des preußischen Heers war im Sommer 1815 Muth und Eifer für die Sache ihres Landes und echt deutsche Gesinnung; dem Hasse gegen Napoleon gesellte sich schon Achtung und Theilnahme, aber der Widerwille gegen die Bourbons steigerte sich immer mehr durch die Unverschämtheit ihrer Anhänger; es ist sicher, daß selbst Gneisenau und Grolman den Franzosen irgend eine selbständige Freiheit damals gegönnt hätten, ohne ihnen irgend eine Regierung aufzunöthigen. Die heftigen Aussprudelungen Blücher's bei einem Gastmahle und sein lästerliches Gericht über Könige und Fürsten sowie über seinen „Bruder Wellington" zeigen, daß auch er dieser Stimmung beipflichtete, wennschon er bei dem Einrücken in Frankreich erklärt hatte, es solle diesmal die ganze Last des Kriegs auf die Bonapartisten fallen, und eine Liste solcher unter ihnen hat anfertigen lassen, deren Besitzungen sofort unter preußische Kriegsverwaltung kamen. Da fehlte es dann nicht an Einsprüchen und Bittgesuchen, mit denen die preußischen Offiziere und Beamten welche aus früherer Zeit in Paris Bekanntschaften hatten zahlreich heimgesucht wurden, also auch Hr. v. Varnhagen. Von französischer Seite aber waren die Preußen das Ziel der Angriffe und Neckereien. Den Uebermuth und thatsächlichen Trotz der Franzosen schlug zwar die Entschlossenheit der Kriegsobern und nöthigenfalls der Soldaten selbst nieder, aber gegen die Feindseligkeiten und Anschwärzungen der Tageblätter, die selbst in Deutschland die Gemüther stutzig machten, fand man sich preußischerseits nicht geschützt, bis auf eine ernstliche Bedeutung Fouché's durch Hardenberg endlich für eine Zeit lang ein mehr gemäßigter Ton in Betreff der Preußen wahrzunehmen war. Aber ein ungeheuerer, tausendfältig widerhallender Wehschrei erhob sich bei der Wegnahme der geraubten Kunstwerke, wobei Blücher gleich nach der Einnahme von Paris mit seiner Feldherrnmacht durchgegriffen hatte; sonst hätten die Franzosen auch wol jetzt fast Alles behalten. Daher drangten, als auch die andern Beraubten ihre Zurückfoderungen unter dem Schutze preußischer Waffen anhoben und bewirkten, sich alle Parteien an, um bei den Monarchen diesen Verlust abzuwenden. S. 197 sagt der Verf. richtig:

> Rußland und England waren nur allzu geneigt für eine Großmuth zu stimmen, die ihnen Nichts kostete; Oestreich durfte wol bedenklicher sein, hätte jedoch wol nie aus eigenem Antriebe seine Foderungen geltend gemacht. Doch die Sache lag thatsächlich schon nicht mehr in den Händen der Monarchen, das Beispiel war gegeben, ein Theil des Unternehmens schon ausgeführt, die Arbeit ging frisch vorwärts, und eine ungeheuere Gewalt der Meinung hatte sich ihr beigesellt, selbst Wellington wagte nicht ihr offen entgegenzutreten, und ließ, wiewol mit Bedauern, geschehen was Blücher mit der Wucht des Säbels durchzusetzen entschlossen schien.

Diese Demüthigung, Barbarei oder véritable spoliation haben die französischen Schriftsteller aller Farben, Savary, de Pradt, die Herzogin von Abrantes und andere namenlose Scribenten, den Preußen nie vergessen können, und nur der redliche Laevetelle ist in seinem zu Paris 1842 gedruckten Buche „Dix années d'épreuves pendant la révolution" aufrichtig genug, die Ungerechtigkeit Napoleon's und das gute Recht der Verbündeten anzuerkennen.

Auf französischer Seite stand der ehemalige Jakobiner und neuerliche Bonapartist Fouché noch in der Mitte der politischen Geschäfte und ward von den Bourbons geduldet, weil sie ihn brauchten, eigentlich jedoch ihm mistrauten und schon damals strebten durch eine geheime Policei den allmächtigen Policeiminister zu überbieten. Sein arglistiges Wesen hat Hr. v. Varnhagen mit vieler Klarheit dargelegt, wobei ihm die Mittheilungen Justus Gruner's, der preußischerseits zur besondern Bewachung und Bekämpfung der Fouché'schen Betreibungen bestellt war, von besonderm Nutzen gewesen sind. Er selbst sprach sich in verschiedenen Blättern, besonders im „Deutschen Beobachter" zu Hamburg, nach dem Wunsche des Fürsten Hardenberg, über den damaligen Stand der Dinge in Frankreich aus, indem er vorzugsweise Deutsch und Preußisch als Eins angesehen wissen wollte. So lesen wir in einem solchen Artikel vom 24. Juli (S. 178):

> Unsere Sache von dem Standpunkte aus wo wir gegenwärtig stehen betrachtet, scheint zuvörderst folgende Gegenstände zu umfassen: 1) Daß noch einige Zeit die äußere militairische Sicherstellung, zu welcher Deutschland und besonders Preußen, mit so großem Kraftaufwand, durch die Franzosen genöthigt sind, fortdauere und bei den ungewissen Schwankungen, welche noch in Absicht der künftigen französischen Regierung bestehen, der Krieg gegen die Truppen und Festungen, die uns Widerstand leisten, eifrig fortgesetzt werde. 2) Daß unsere altdeutschen Länder welche Frankreich früher an sich gebracht wieder zu Deutschland zurückkehren. 3) Daß in Betracht der ungeheuern Erpressungen die Frankreich von Deutschland gezogen, und der ungeheuern Kriegskosten die wir jetzt wieder in aller Art aufgebracht, eine hinlängliche, doch nicht übermäßige und den Ruin des Landes nicht gerade nach sich ziehende Entschädigung aufgebracht werde.

In einem zweiten Artikel vom 2. August wurde die Rückgabe des Elsaß noch weit dringender verlangt und erinnert, daß man eine so wunderbare Schickung nicht dürfe unbenutzt vorübergehen lassen. Am Schlusse heißt es:

> Die Bourbons könnten auch um so eher dieses sonst sehr schöne und wichtige Land verschmerzen, da dasselbe so viele Beweise seiner Abneigung gegen dieses Fürstenhaus gegeben habe, und doch nur immer ein stets glühender Feuerherd für neue Unruhen bliebe.

Aber auch andere Provinzen theilten die Abneigung, wie durch eine Reihe von Beispielen und für die Bourbons ärgerlichen Auftritten dargethan wird. Ludwig's XVIII. wohlbeleibte, unbehülfliche Person bot fortwährend Stoff zum bittersten, unanständigsten Spotte, er hieß nicht blos l'inévitable, sondern in der Vorstadt St.-Antoine zog das Volk am hellen Tage mit einem Schweine herum, dem weiße Cocarden an die Ohren gesteckt waren, und sang dazu mit rauher Wildheit: „Nous amenons le grand cochon", und im Puppenspiel auf dem Boulevard konnte man den Witz hören: „Vous croyez nous pouvoir imposer de si fortes contributions à cause de notre *gros revenu.*" Die Hinrichtungen Labedoyère's und Ney's dienten auch nur dazu den Haß gegen die Bourbons zu erhöhen; die letztere nennt unser Verf. eine „grausame und unkluge" Handlung, und von der erstern weiß er manche besondere Umstände zu erzählen, von denen gewiß der auffallendste ist, daß bei Frau v. Krüdener zur Beruhigung des Kaisers von Rußland, der Labedoyère gern gerettet hätte, eine Geisterbeschwörung veranstaltet wurde. Labedoyère's Geist erschien mit den blutigen Malen der Kugeln und gab zu erkennen, daß er unter die Seligen aufgenommen sei. In welchen Verwickelungen Frankreich damals überhaupt verstrickt lag, ergab sich am deutlichsten aus den beiden Berichten Fouché's an Ludwig XVIII., die hauptsächlich gegen die Fremden gerichtet waren, als welche (und hier besonders die Preußen) beiden Theilen, der Nation wie dem Hofe, drückend und hemmend seien; wobei denn klüglich versteckt wurde, daß ohne die Fremden die Nation in Gefahr stand von der fanatischen Hofpartei rücksichtslos zertreten zu werden, der Hof hingegen die Aussicht hatte neuer Empörung zum Opfer zu fallen. Der Zwiespalt in den Ansichten welchen die Cabinete damals folgten, und besonders der Sinn der Vertreter Englands, welche sich am meisten mit Fouché eingelassen hatten, hinderte eine allgemeine Erklärung gegen die Unverschämtheit des französischen Ministers; Gruner aber antwortete besonders und Varnhagen sendete, um den Vorspiegelungen Fouché's entgegenzuwirken, mehre Artikel in deutsche Zeitungen, die nach Inhalt und Fassung gleich lesenswerth sind. Ueberhaupt können diese Zeitungsartikel des Hrn. v. Varnhagen unsern heutigen Schriftstellern über kirchliche und staatliche Dinge in aller Weise zum Muster dienen; denn sie vereinigen Kenntniß der Sachen mit zweckmäßiger Form. An beiden Erfodernissen aber fehlt es jetzt häufig den meisten Literaten die das große Wort für Deutschland führen wollen.

Wir schließen gleich hier auszugsweise die Betrachtungen des Hrn. v. Varnhagen über den eigentlich diplomatischen Gang der Friedensverhandlungen in Paris an. Nach gebührender Belobung der Schriften Schaumann's und v. Gagern's über den zweiten Pariser Frieden erklärt er sich hauptsächlich auf die preußischen Verhältnisse beschränken zu wollen, die allerdings in jenen beiden Büchern weniger ausführlich erörtert werden konnten, wenngleich der Thätigkeit der preußischen Abgeordneten und ihrem Eifer für Deutschlands Ehre und Wohl das verdiente Lob gespendet worden ist. Hr. v. Varnhagen bemerkt zuerst, daß die verbündeten Monarchen bei den pariser Verhandlungen nach der Lage der Dinge und nach entschiedenen Thatsachen hätten handeln müssen, daß es ein Unglück für das ganze Verhältniß war, Ludwig XVIII. wieder so schnell auf dem Throne zu finden, und daß, als England und Rußland einen entscheidenden Schritt gethan hatten und Oestreich nicht widersprechen konnte, Preußen ebenso wenig dazu berufen war. Die Wendung welche den Dingen gegeben war konnte für die Sache Preußens und Deutschlands nicht ungünstiger sein, Das ist keine Frage; allein diese Wendung war nun einmal gegeben, und wir müssen, sagt der Verf., von vornherein nur gleich eingestehen, daß unter den waltenden Umständen keine vereinzelte Kraft oder Geschicklichkeit mehr im Stande war, die daraus folgenden Nachtheile zurückzudrängen. Weiter entwickelt derselbe, daß gleich in der ersten Zeit die Ansicht Preußens, daß man in Feindesland und noch im Kriege sei, von England und Rußland bestritten sei, daß Preußen im unermeßlichen Vortheile gewesen wäre, wenn es sich hätte bei seinen Foderungen auf das übrige Deutschland stützen können und die Staaten zweiten und dritten Ranges von den Verhandlungen nicht ausgeschlossen wären; wobei freilich nicht unbemerkt gelassen wird, daß es bei dem damals so zwiespältigen Zustande von Deutschland für Preußen sehr schwer gewesen sein würde, die Anknüpfungspunkte einer nationalen Gemeinschaft zu finden. Der vorurtheilslose Blick auf die Thatsachen muß indeß überzeugen, daß Preußen bei den Friedensunterhandlungen, obschon Deutschland weder vertretend noch von ihm unterstützt, dennoch die deutsche Sache in das Auge gefaßt und für sie gekämpft hat, so lange nur Hoffnung war, im Rathe der Verbündeten noch andere Stimmen zu gewinnen. Dagegen aber sprach bereits die russische Denkschrift vom 28. Juli aus Kapodistrias' Feder sich aus, in welcher Rußland mit großmüthigem Eifer behauptete, mit Frankreich im Bunde zu stehen; man dürfe also auch keine Gebietsabtretungen fodern, sondern nur Geldzahlungen, bis zu deren Abtrag ein Grenzstrich des Landes von den Verbündeten besetzt bleiben möchte. Dieser russischen Staatsklugheit entgegen erörterte eine Denkschrift Humboldt's mit Scharfsinn die Unhaltbarkeit der von Kapodistrias aufgestellten Sätze, und Hardenberg foderte in einer selbst verfaßten Eingabe vom 4. August bestimmt für die Niederlande die vorliegende Reihe von Festungen, für Deutschland den Elsaß und die Festungen der Mosel und Saar. Daneben erfolgten zwei gehaltvolle Ausführungen, in welchen der General v. Knesebeck den Gegenstand aus militairischem Gesichtspunkte in das Auge faßte, und eine bündige Denkschrift Jordan's, worin die Bedrückungen und Verluste welche Preußen durch die Gewalt und noch mehr durch die Unredlichkeit der Franzosen erlitten hatte ausführlich nachgewiesen und in einer angehängten Uebersicht zur ungeheuern Summe von 1185 Mill. Francs

aufgerechnet wurden. Doch erklärte Preußen alle Rückerstattungen durch Geld für ungenügend und bestand auf Abtretung von Land, hierin den besondern Vortheil kaum berücksichtigend, denn nur das saarbrücker Ländchen und andere kleine Stücke konnten hierbei dem preußischen Loose zufallen; gemäß ihrer Lage mußte die Hauptmasse der möglichen Abtretung den Verbündeten für andere Zwecke zur Verfügung stehen.

Hierauf legte Lord Castlereagh die ganz entgegengesetzte Ansicht seines Hofes dar: sie ward von Hardenberg in einem Schreiben an Metternich glimpflich beantwortet. Allein auch Oestreich, ohne so warm die Sache Frankreichs zu führen als Rußland und England, hatte schon durch eine Denkschrift die Erklärung gegeben, daß dieser Krieg nicht als Eroberungskrieg gelten und daher auch keine Gebietsabtretungen zur Folge haben könne, von einer solchen würde nur der bewaffnete Jakobinismus (ein Lieblingswort von Gentz), gegen den allein der Krieg geführt worden, den wesentlichen Vortheil haben. Kurz, die Sache der Franzosen gewann immer Mehr; vergebens stimmten wackere deutsche Kräfte den Foderungen Preußens bei, vergebens bot Stein seine beim Kaiser von Rußland einst vielvermögende Gunst auf, vergebens versuchte der König von Preußen in mündlicher Unterredung dies enge Einverständniß mit England zu lockern —: Nichts vermochte den Willen der drei Mächte zu erschüttern; und nachdem Castlereagh unter dem 2. September die Ansichten seines Hofes mit Festigkeit wiederholt hatte, ertheilte der König von Preußen am 5. September seinem Staatskanzler die Weisung in Betreff der Landabtretungen nachzugeben. Den weitern Verlauf der Verhandlungen brauchen wir hier nicht zu berühren; er ist für Deutschland trübselig genug gewesen.

In einer besondern Erörterung bezeugt Hr. v. Varnhagen, daß die Annahme, als hätten Hardenberg und Humboldt verschiedene Ansichten gehabt und verschiedene Richtungen befolgt, durchaus grundlos sei. Sie waren vielmehr, wie ihr treuer Genosse Knesebeck, ganz einstimmig, sahen die Verhältnisse gleichmäßig ein, hegten dieselben Gesinnungen, empfanden dieselben Hemmnisse und hatten unausgesetzt dieselbe Betheiligung, sodaß man kühn sagen darf, daß sich der Augenblick nicht wird nachweisen lassen, wo Hardenberg und Humboldt während dieser Verhandlung es an Muth oder Talent hätten fehlen lassen. Für die Kenntniß Hardenberg's, dieses in neuerer Zeit so oft verunglimpften Staatsmanns, empfangen wir überhaupt in diesen „Denkwürdigkeiten" schätzbare und parteilose Beiträge. Seine außerordentliche Liebenswürdigkeit und Güte im Umgange zeigt sich in vielen kleinen Zügen, seine maßvolle Haltung gegen Blücher's Heftigkeit verdient alle Achtung, seine Begünstigung der öffentlichen Meinung sowie auch die Nothwendigkeit auf seinem Standpunkte die Verhältnisse der Kräfte nur nach Gewichten abzuwägen, die schon unwandelbar feststanden, erörtert auf das beste ein Artikel unsers Verf., den wir auf S. 213 fg. wiederholt finden. Aber bei seiner tiefen Willensstärke war doch in gewöhnlichen Dingen auf ihn kein sicherer Verlaß, und er gab bis zu einer gewissen Grenze leicht nach. So ließ er es sich z. B. in der berüchtigten Schmalz'schen Sache, über die Hr. v. Varnhagen mit großem Unwillen spricht, gefallen, daß er umgangen war und Schmalz ohne sein Wissen durch den Rothen Adlerorden ausgezeichnet ward, indem er nicht glaubte um einer vorübergehenden Armseligkeit willen das königliche Ansehen auf das Spiel setzen zu dürfen. Der Verf., der so viel in des Staatskanzlers Umgebung war und in Paris sein besonderes Vertrauen bei wichtigen Arbeiten genoß, hatte öfters Gelegenheit zu erfahren, wie der Zwang gewisser Umstände auf den Fürsten einwirkte, und wie leicht er zu hintergehen war. Zuerst wollte Hardenberg ihn bei sich behalten, dann ihm einen diplomatischen Posten verleihen; hierauf änderte er wieder seinen Sinn durch fremde Einflüsterung, und zuletzt vertraute er ihm auf die schmeichelhafteste Weise, er habe ihn zum Geschäftsträger in Karlsruhe bestimmt. „Dies war Mehr", sagt der Verf., „als ich hätte irgend ansprechen dürfen, und ich konnte mir den Wechsel gefallen lassen."

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz aus England.

Etwas zum Uebersetzen, etwas ganz Neues, Haarsträubendes, aus einem Lande, das, obschon in England, doch verhältnißmäßig ungekannt ist, mit Eigennamen die wenig deutsche Ohren gehört und wenig deutsche Zungen aussprechen können, nebenbei mehr Wahrheit als Dichtung, bietet sich in dem dreibändigen Roman: „Llewelyn's heir; or, North Wales, its manners, customs, and superstitions, during the last century. Illustrated by a story founded on fact" (London 1846). Der Titel nennt keinen Verfasser, das Gerücht eine Dame. Die Angel der Erzählung sind die „ungezählten Wehen", welche ihren Ursprung haben in dem kalten Herzen und dem stolzen Gemüthe der Tochter eines Herrn Llewelyn, aus dessen erster Ehe mit einer Frau, „die in gerader Linie von Rhys ap Tewdwr Mawr abstammte, dem Haupte eines der fünf königlichen Stämme von Cambria". Dem Vater floß auch kein schlechtes Blut in den Adern, sondern „von mütterlicher Seite das edle Blut eines Königs von Nord-Wallis, Gryffith ap Cynan". Dennoch meint die Tochter, das Haus Llewelyn schulde allen seinen Glanz wie allen seinen Reichthum ihrer Mutter, liebt von allen Angehörigen nur Eins, ihre Halbschwester Wenefrede, ein schönes, liebliches, kaum 16 Frühlinge altes Mädchen, verachtet ihre Stiefmutter, „die zweite Mistreß Llewelyn", ehrt ihren Vater, „weil man den Vater ehren soll", und haßt aus tiefster Seele ihren Halbbruder Howel, „Llewelyn's Erben", eben weil seine Geburt sie aus der Stellung der muthmaßlichen Erbin verdrängt hat. In wohlberechneter Folge veranlaßt sie den vorzeitigen Tod ihrer Stiefmutter, den Wahnsinn ihres einst heitern und glücklichen Vaters, und durch die Hand eines landstreicherischen Vetters die Ermordung des hochgesinnten Howel. Das aber hat sie nicht berechnet, daß Wenefredens Herz für solchen Kummer zu schwach ist und der Tod ihr das Einzige nimmt was sie mit Liebe umfaßt hält. Herrlich romantische Scenerien und graphische Zeichnungen der Sitten, Gewohnheiten und abergläubischen Gebräuche der Eingeborenen versöhnen mit den erzählten Greueln, wem diese nicht lieber sind als jene. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 78. —— 19. März 1847.

Denkwürdigkeiten und Vermischte Schriften. Von K. A. Varnhagen von Ense. Siebenter oder Neue Folge dritter Band.

(Beschluß aus Nr. 77.)

Ist nun gleich der größte und wichtigste Theil dieses Abschnitts der Entfaltung politischer Zustände und Verhandlungen gewidmet, so fehlt es nach der bekannten Weise des Hrn. v. Varnhagen auch hier nicht an anziehenden Zwischenfällen und merkwürdigen Personen, die er uns mit wenigen Strichen auf das anschaulichste darzustellen weiß. Der Fürst von Metternich, „bei dem man die Verschiedenheit seiner Ansichten von den preussischen nicht verkennen konnte", Adam Müller, die nachmaligen preußischen Minister v. Bülow und v. Boyen, v. Pfuel, Justus Gruner, Gentz, die östreichischen Generale v. Radetzky, v. Windischgrätz u. A., die Frauen v. Stägemann und v. Jordis, nebst vielen größern oder kleinern Berühmtheiten (wir sind ungewiß zu welcher wir die Frau v. Krüdener zählen sollen) gehen in dem bunten Gewimmel des pariser Lebens an den Lesern vorüber. Unter ihnen war denn auch der Turnmeister Jahn, der außerordentlich gefeiert wurde und mit dem hochstehende Männer das beste Vernehmen suchten. Aber der „alte Rumorer", wie ihn Immermann treffend genannt hat, gefiel sich nicht in den vornehmen Kreisen, er setzte sich lieber mit seinen Gesellen und Kumpanen im Palais-royal fest und ließ dort sein sich in aller Kraft und Breite entfaltendes Deutschthum vor Franzosen und Deutschen zu allgemeinem Erstaunen leuchten. Als die Oestreicher die venetianischen Pferde vom Triumphbogen vor den Tuilerien abnahmen, stieg er mit vielen Andern auf den obern Raum des Bogens und sprach eine freie Anrede an die Versammlung, in welcher er die Oestreicher auffoderte, jetzt auch die Vendômesäule nicht länger stehen zu lassen.

Der letzte Abschnitt ist überschrieben: „Frankfurt am Main 1815. 1816.", und bietet uns wieder ein neues Beispiel der großen Geschicklichkeit unsers Verf. gesellige Kreise und das höhere Leben in einer großen, wohlhabenden Stadt zu schildern. Hr. v. Varnhagen fand hier Rahel und sah sich für den Augenblick in ein freundliches Stillleben versetzt; denn sonst hatte Alles noch das Ansehen bänglicher Erwartung, und Jeder fühlte sich von den Störungen mehr oder minder ergriffen von denen die Welt erfüllt war. Indeß fand Rahel in der Reichsgräfin v. Pappenheim und ihren beiden liebenswürdigen Töchtern und in der nicht minder reizenden Bekanntschaft der Gräfin v. Custine, „in deren Seele heldenmüthige Stärke und leibliche Zartheit, in deren Erscheinung hohe poetische Natur und feinste Weltbildung glücklich verbunden waren", einen angenehmen Umgang, den auch ihr Sohn Astolf v. Custine belebte. Darauf eilte Hardenberg durch Frankfurt und ließ eine Art preußischer Ansiedelung zurück, deren Haupt Humboldt war, um noch allerlei deutsche Gebietssachen zu erledigen. Minister Altenstein erschien, voll der schönsten Hoffnungen für die Zukunft Preußens, die Hr. v. Varnhagen nicht theilte und deshalb von ihm ein Trüb- und Schwarzsehender gescholten wurde. Am 18. December traf der Fürst Blücher ein, von dem scharfe Worte über den Verlauf der pariser Verhandlungen mitgetheilt werden. „England ist daran schuld, daß wir arm wie Kirchenmäuse nach Hause gehen und die Franzosen Elsaß und Lothringen behalten." Als darauf im Winter die Geselligkeit allgemeiner wurde, zeigte sich auf den Bällen des Casino unter dem Adel, der Diplomatie und der Kaufmannschaft viel Eifersucht, Schroffheit und Aergerniß, sodaß man wie zum Kriege auf diese Bälle ging. Schlimmeres ward aus der Heimat berichtet; Vorurtheile wachten wieder in plumpen Regungen gegen das frische Neue auf, zum Gegensatz warf man sich in die knappe Deutschheit und in ihre kräftigen Auswüchse, das Turnwesen und die Burschenschaft, wodurch diese an sich vortrefflichen Einrichtungen entarten mußten. Aber weit gefährlicher schien die Partei in welcher die Schmalz'schen Ansichten fortwucherten, und welche den edeln Ertrag der letzten Jahre zum Vortheil der alten Stockherrschaft durch Verunglimpfung der besten Männer offen und geheim zu vernichten bemüht war. Ihre Macht erkannte man in dem Verbote des „Rheinischen Merkur", das im westlichen und südlichen Deutschland den schlimmsten Eindruck machte und unter den Nichtpreußen die verdrießlichsten Reden über das sogenannte Deutschthum der Preußen hervorrief. „Humboldt aber", sagt Hr. v. Varnhagen, „vertraute mir die bedenkliche Bemerkung, wie sehr doch Hardenberg im Augenblicke bedrängt, wie gefährdet sein Ansehen und wie umstrickt

seine Hand sein müßte, um solche Maßregeln außerhalb des Geleises der bisher klüglich bezeichneten Bahn querfeldein zu treiben." Unser Verf. selbst befand sich in diesem halb müßigen, halb thätigen Getreibe nicht wohl, und da die als nahe verkündigten Ausfertigungen für seine Bestimmung in Karlsruhe noch immer auf sich warten ließen, so beschloß er die freie Zeit auf eine Geschichte des Wiener Congresses zu verwenden. Von dem kühnen Sinne in welchem er dies Unternehmen zu vollbringen gedachte gibt ein Aufsatz vom 4. April 1816 in deutschen Blättern Nachricht, dessen merkwürdiger Inhalt für den echten Begriff von einer Einheit Deutschlands allerdings wichtig ist, und in dem der ausgesprochene Gedanke, zu dem diplomatischen deutschen Bundestage einen wahrhaft repräsentativen deutschen Landtag zu gesellen, also ein deutsches Parlament zu errichten, nicht wenig Aufsehen machte. Aber die Arbeit gerieth ins Stocken, als die Ausfertigungen aus Berlin ankamen und Hr. v. Varnhagen in der Mitte des Julius nach Karlsruhe abging.

Aus dem frankfurter Leben dieses Winters erwähnen wir noch der auch die übrige Gesellschaft berührenden Streitigkeiten des in Frankfurt Althergebrachten gegen die Neugestaltung nach Vermögen und des jetzt festzustellenden Verhältnisses der dasigen Juden. Von den neuen Bekanntschaften schildert der Verf. als ihm besonders angenehm die mit den Ministern v. Reizenstein und v. Wangenheim, mit dem badischen Staatsrath Klüber und mit dem Historiker Schlosser, in dem er eine entschiedene Tüchtigkeit, frische Lebendigkeit und großen Freimuth erkannte, wobei sich über die gelehrte Pedanterie mit der er auf das ununterrichtete Volk herabschaute schon wegsehen ließ. Wir erwähnen Dies hier um so lieber, weil Schlosser's spätere Urtheile über Varnhagen so schneidend und unfreundlich gewesen sind. Die geselligen Verhältnisse des engern Kreises bei den Gräfinnen Pappenheim, Custine und bei Rahel blieben fast unverändert (Friedrich Schlegel, Oelsner, Robert waren Zierden desselben) und erhielten durch Ab- und Zureisende, als Wilhelm Neumann, Justus Gruner, General Tettenborn, einen willkommenen Wechsel.

Wir haben für die „Denkwürdigkeiten" des Hrn. v. Varnhagen einen zu großen Raum bereits weggenommen, als daß wir des übrigen ebenfalls sehr reichen Inhalts dieses Bandes anders als in aller Kürze gedenken könnten. Zwei Erzählungen, „Mord der Jugend" und „Drangsale unstäten Gefühls", zeigen, und besonders die erstere, was mit einfachen Mitteln und richtiger Menschenkenntniß in schöner Sprache geleistet werden kann. Unter den Kritiken, die aus verschiedenen Zeitschriften sich hier in dankenswerther Vereinigung finden, schildern die über die Tagebücher und Briefe des Grafen Malmesbury vortrefflich die Gegensätze englischer und französischer Memoiren, die über Hegel's Leben von Rosenkranz und Sömmerring's Leben von Wagner sind schätzbare Aeußerungen eines kundigen Zeitgenossen, und die Anzeige von Gödeke's Buch über Knigge schließt sich an die durchdachten Aufsätze an in denen Hr. Varnhagen v. Ense die Literatur und das Leben des 18. Jahrhunderts beleuchtet hat. Die Anzeige der Memorabilien des alten helgoländer Schiffscapitain Hans Frank Heinens ist sehr geeignet auf dies Buch aufmerksam zu machen; in dem Artikel über Weill's Sittengemälde aus dem elsässischen Volksleben aber hatte Hr. v. Varnhagen die Wichtigkeit solcher Dorfnovellen schon früher entwickelt, ehe Auerbach, Rank u. A. sich einen Namen dadurch erworben haben. Die strenge Beurtheilung Schleiermacher's bei Gelegenheit der Delbrück'schen Schrift, und Worte, wie „sein kniffliches, häkliches Wesen, diese offenbare Maskerade des Nichtwissens und Nichtverstehens, der Demuth und Anerkennung, wobei doch nur immer die Beschämung des Gegners als die lauernde Absicht hervorblickt" u. s. w., werden Aufsehen erregen, ebenso die strenge Sprache über die berliner Akademie und ihr Verhältniß zur Wissenschaft und zum Leben, sowie die herbe Kritik über die „Jahrbücher der Societät für wissenschaftliche Kritik", mit welcher der Band schließt. Von sehr ergötzlicher Art dagegen ist der Aufsatz über die Art, wie Shakspeare und Goethe im J. 1777 vom Licentiat Albrecht Wittenberg in Hamburg beurtheilt worden sind, und in literarhistorischer Hinsicht verdienen die Anmerkungen zu A. W. v. Schlegel's Werken ausgezeichnet zu werden. Die Erörterungen eines Meisters über Reinheit und grammatische Richtigkeit unserer Sprache bethätigen eine philologische Genauigkeit, wie sie nur sehr wenigen Schriftstellern aus solchen Lebenskreisen als der unsers Verf. ist eigen sein dürfte.

Bei einer so trefflichen Vereinigung des Wissenschaftlichen und Sprachlichen mit dem Politischen sehen wir der Erscheinung eines neuen Bandes dieser „Denkwürdigkeiten und Vermischten Schriften" mit gesteigerter Erwartung entgegen.

29.

Versuch einer Polyglotte der europäischen Poesie. Von Adolf Ellissen. In drei Bänden. Mit einer Völker- und Sprachenkarte Europas. Erster Band: Poesie der Cantabrer, Kelten, Kymren und Griechen. Leipzig, O. Wigand. 1846. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Es ist jedenfalls ein interessantes, gewissen Bestrebungen und Lieblingsrichtungen unserer Zeit besonders entsprechendes Unternehmen, dessen erster Band hier vorliegt, das Unternehmen, „den intellectuellen, zumal den politischen Entwickelungsgang der Völker unsers Welttheils in einer Auswahl charakteristischer Probestücke ihrer Poesie von den Anfängen der Geschichte bis heute, jedoch mit vorzüglicher Berücksichtigung der neuern Zeit, darzustellen, und zwar nicht behufs der Belehrung, sondern nur der geistig anregenden Unterhaltung des Lesers" (S. III). Je mehr in unserer Zeit das historisch-politische Interesse in gewissen Beziehungen der Oeffentlichkeit vorherrscht, um so mehr muß auch jenes Unternehmen in weitern Kreisen Anklang finden, zumal es dem Herausgeber dabei nicht um Belehrung, sondern um Unterhaltung zu thun war, obgleich es Nichts weniger als eine Romanunterhaltung ist die derselbe hierbei bezweckte, wogegen auch schon das gelehrte Ansehen des Buches streiten würde. Denn letzteres enthält außer den einleitenden Abschnitten und den vielen erläuternden

Anmerkungen, sowie den literarischen und historischen Nachweisungen, wodurch namentlich den Wünschen ungelehrter Leser entsprochen werden sollte, nicht blos die Uebersetzungen der einzelnen Dichtungen, welche letztere den eigentlichen Kern der „Polyglotte" ausmachen, sondern auch die Originale, bei deren Mittheilung der Herausgeber mit Recht auf solche Leser Rücksicht nahm welche „die Gedichte in der Ursprache verstehen, und denen deshalb die Originale natürlich hundert mal lieber sein werden als alle Uebersetzungen". Diese Uebersetzungen nahm er übrigens nur ausnahmsweise von fremden anerkannten Meistern der Kunst auf, in Fällen, sagt er, „wo ich durchaus verzweifeln mußte es ihnen gleich zu thun"; in der Regel aber sind die hier mitgetheilten Uebersetzungen von ihm selbst. Bei denselben war es ihm der Natur der Sache nach um eine dem Deutschen Ohr poetisch lautende Form zu thun, und er hat ihr mit Recht die sklavische Wort- und Formtreue gegen das Original aus Rücksichten der Poesie und des Wohllauts unbedenklich aufgeopfert. Ein scheinbarer Uebelstand zeigt sich allerdings in der äußern Einrichtung des Buches, indem bei der Vertheilung der den Gegenstand des ersten Bandes ausmachenden Völker in ebenso viele Capitel das letzte Capitel (die Griechen) gegen die andern (Cantabrer, Kelten und Kymren) unverhältnißmäßig lang ausgefallen ist; allein Das ist nur die Schuld der Völker selbst oder die Folge des Umstandes, daß von ihrer Poesie nicht Mehr auf uns gekommen ist, während selbst von der griechischen Poesie „noch nicht der hunderttausendste Theil berücksichtigt werden konnte".

Von der Poesie der Cantabrer oder Basken, womit, nach Balbi, die Reihe der europäischen Völker beginnt, findet man hier im ersten Capitel neben spärlichen Nachrichten über das Volk selbst Alles von einiger Bedeutung was irgend aufzutreiben war: das Fragment eines Heldengesangs, angeblich aus der Zeit des Augustus, über den Krieg der Cantabrer mit den Römern, sodann die einzige noch übrige Strophe einer gleichfalls historischen Romanze aus dem 14. Jahrhundert, und die Klage eines Basken über den Tod des Königs Don Luis im J. 1724, weniger eine Elegie als eine Apotheose. Später ist der Herausgeber so glücklich gewesen, sowol in der baskischen als in der keltischen und kymrischen Poesie eine nicht unbedeutende Nachlese zu halten, woraus er eine Auswahl am Schlusse des ganzen Werkes folgen zu lassen verspricht.

Das zweite Capitel über die Poesie der (eigentlichen) Kelten oder Gaelen in Irland und Schottland enthält eine schöne altirische Ballade von Finn's Jagd, ferner ein Lied des Barden O'Carolan aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts, zwei Gedichte aus dem Macpherson'schen „Ossian", und die Heimwehklage des letzten schottischen Barden Rob Donn aus der Mitte des 18. Jahrhunderts; wogegen im dritten Capitel, welches sich mit den Kymren theils in Großbritannien (nämlich in Wales), theils in Frankreich (nämlich in Niederbretagne) beschäftigt, von wallisischer Poesie ein Trauergesang auf den Fürsten Geraint von Devon, eine Klage über den Fall Llywelin's, des letzten Fürsten von Wales (1282), von dem Barden Gruffud ab yr Ynad Coch, und zwei Liebeslieder des „Ovid von Wales", Dafydd ab Gwilym im 14. Jahrhundert, außerdem aber an Proben niederbretagnischer Poesie vier Gedichte: der Nationalgesang der Bretagner, Lez-Breiz, die Romanze vom Milchbruder, das Lied des verbannten Priesters vom Abbé Nourri aus der Zeit der französischen Revolution, und die Klage der bretagner Bauern, mitgetheilt werden.

Im vierten Capitel beginnt die Poesie der Völker indogermanischen Sprachstammes, und zwar zunächst der Griechen, denen der Herausgeber bei ihrer welthistorischen Bedeutung und bei dem großen Reichthume des sich hier darbietenden Stoffs einen, wie schon bemerkt, allerdings unverhältnißmäßig scheinenden Raum gewidmet hat. Indeß ist dieser reiche Stoff, der fast unerschöpfliche poetische Schatz der Griechen, namentlich der alten Griechen, hier nur zum geringsten Theile ausgebeutet worden, und es ist Hrn. Ellissen gern zu glauben, daß ihm die Auswahl im Einzelnen nicht wenig schwer geworden sei. Um so weniger kann man mit ihm wegen dieser Auswahl und wegen des Ausgewählten rechten wollen, selbst wo man damit nicht so ganz einverstanden sich erklären möchte und Anderes gewählt haben würde. Denn es kam nicht darauf an, die griechische Poesie von ihren ersten Anfängen an durch alle ihre Epochen der Entwickelung, ihrer höchsten Blüte, ihres Verfalls und ihrer Wiederbelebung bis auf die neueste Zeit nach allen Richtungen hin als ein Ganzes darzustellen; es konnte vielmehr der Hauptzweck nur der sein, das eigentliche Wesen, den eigenthümlichen Charakter und ursprünglichen Geist dieser Poesie an einzelnen Proben in derjenigen bunten Mannichfaltigkeit selbst, und in derjenigen Vielseitigkeit erkennen und erfassen zu lassen die den griechischen Geist und das Griechenthum überhaupt auszeichnet. Und zu diesem Zwecke genügt die hier gegebene Auswahl vollkommen. Der Verf. gibt diese Auswahl, wie Dies die Natur der Sache selbst mit sich bringt, unter zwei Hauptrubriken, nämlich der hellenischen und der neugriechischen Poesie, und betrachtet sodann die erstere nach vier verschiedenen Zeitaltern, dem classischen, dem alexandrinischen, dem römischen und dem byzantinischen, welchem letztern seit dem 12. Jahrhundert die neugriechische Poesie sich anschließt. Namentlich bei diesem Theile seiner „Polyglotte", nämlich der griechischen Poesie, hat sich der Herausgeber von dem historisch-politischen Interesse leiten lassen, und gerade bei einem Volke wie die Griechen alter und neuer Zeit kann man Das um so weniger tadeln wollen, selbst wenn man auch hier sollte gestehen müssen, daß er jedenfalls nur in dessen Folge sich veranlaßt gefunden habe, von mancher gar anmuthigen Seite der griechischen Poesie fast ganz abzusehen und sie weniger in den Kreis der Betrachtung zu ziehen. Doch kann gerade hier über das Mehr oder Weniger, über das Zuviel und Zuwenig nicht gerechtet werden, zumal der Leser für alle Fälle den reichsten Anlaß hat, der reichhaltigen und möglichst erschöpfenden Zusammenstellung der Proben griechischer Poesie und des geistigen Genusses sich zu erfreuen, den diese Zusammenstellung im Einzelnen und im Ganzen zugleich dadurch gewährt, daß sie die Farben zu dem Bilde darbietet das man sich nach ihren Proben von der griechischen Poesie zu entwerfen vermag. Es ist nicht diese Poesie selbst, die man in ihrer ganzen Herrlichkeit und Pracht vor sich sieht, sondern nur eine Anthologie aus ihr, aber mit bestimmten Zwecken und nach einem bestimmten Plane, wie ja auch die Sonne nicht der Urquell alles Lichts und alles Lebens, nicht das Licht und das Leben selbst, sondern nur der Abglanz von dem unendlichen Lichte ist, das in der Sonne sich selbst abspiegelt.

Es kann hier nicht der Ort sein, Dasjenige im Einzelnen aufführen zu wollen was der Herausgeber an Proben der griechischen Poesie gegeben hat; es muß genügen, die Zusammenstellung im Allgemeinen als zweckgemäß zu bezeichnen und als möglichst erschöpfend anzuerkennen, auch besonders den eigenen Uebersetzungen des Herausgebers das Lob zu ertheilen, daß sie den obenerwähnten Grundsätzen, die er für dieselben festhalten zu wollen erklärt, entsprechen und sich ebenso angenehm lesen lassen als sie den Geist des Originals genügend wiedergeben. Namentlich möge jedoch hier auf diejenige Blumenlese aufmerksam gemacht werden die der Verf. der „Polyglotte" aus der neugriechischen Poesie von ihren Anfängen im 12. Jahrhundert an bis in die neueste Zeit entlehnt. Sie ist die reichhaltigste Zusammenstellung dieser Art die wir kennen, und gewährt nicht nur tiefe Blicke in das Wesen der neugriechischen Poesie, sondern auch Vergleichungspunkte mit der altgriechischen; und gewiß verdient erstere, wenn auch nicht gerade und unbedingt an und für sich, doch jedenfalls um der innern Verwandtschaft willen die zwischen ihr und der letztern stattfindet, und welche bald schärfer, bald weniger kenntlich hervortritt, eine größere Beachtung als ihr bisher besonders in Deutschland zu Theil geworden ist. Zu diesem Zwecke kann Hr. Ellissen als ein ebenso kenntnißreicher und unterrichteter

als geschmackvoller und gewandter Führer durch den freilich nicht immer gut gehaltenen und nicht blos innerlich gesunde und von außen schöne Blüten darbietenden Garten der neugriechischen Poesie gelten. Man darf nicht vergessen, unter welchen Verhältnissen dieselbe gepflegt worden ist und sich hat entwickeln können, und daß sie, wenn nicht Alles trügt und wenn die Umstände ihr günstig sind, Mehr für die Zukunft verspricht als bereits die Gegenwart gewährt und zu gewähren vermag.

So viel über den ersten Band der „Polyglotte". Der zweite Band wird die Poesie der romanischen Völker, der dritte die der Germanen, der Slawen und der noch übrigen unbedeutendern Stämme enthalten. Den zweiten soll zugleich die von dem Verf. schon seit Jahren fertig ausgearbeitete, nur verzögerte Völker- und Sprachenkarte begleiten; dem dritten dagegen sollen vollständige chronologische Tabellen beigegeben werden, wie man zugleich sämmtliche im Buche selbst vermißte bedeutendere Dichternamen finden wird. Wir wünschen dem Buche aufrichtig die verdiente Anerkennung, und die derselben entsprechende rasche Vollendung.

Als eines Nachtrags zum ersten Bande dieser „Polyglotte der europäischen Poesie" erwähnen wir übrigens mit einigen Worten des griechischen Gedichts aus dem Sagenkreise der Tafelrunde unter der Aufschrift: „Ὁ πρέσβυς ἱππότης", das Hr. Ellissen in einem besondern Abdrucke (Leipzig 1846) in neuer Textrevision zum ersten male in vollständiger Verdeutschung mit einleitenden Anmerkungen herausgegeben hat. Es ist ein aus 306 Versen bestehendes romantisches griechisches Gedicht aus dem Mittelalter, das trotz seines geringen poetischen Werthes doch als das einzige vollständig bekannt gewordene Denkmal mittelalterlicher Romantik im Gewande des classischen Alterthums (wenigstens hinsichtlich der zwar barbarischen, doch den vorliegenden Formen nach noch entschieden altgriechischen Sprache) Beachtung verdient. Das Gedicht bietet in seinem Texte, das F. H. von der Hagen 1821 nach einer vaticanischen Handschrift zuerst herausgab, sowie was den eigentlichen Ursprung der Dichtung anlangt, manche Schwierigkeiten dar; v. d. Hagen hielt es für eine griechische Bearbeitung der Tristan-Sage, wogegen Hr. Ellissen die Identität der Fabel des Gedichts mit der Erzählung der Thaten des alten Ritters Branors des Braumer in dem altfranzösischen Ritterbuche „Gyron le courtois" nachzuweisen sich bemüht, sodaß es also aus dem 13. oder dem Anfange des 14. Jahrhunderts herrühren würde. Wir machen die gelehrten Hellenisten, wenn sie nicht aus einem gewissen Uebermuth der Mühe sich überheben wollen, auf dieses Gedicht aufmerksam, das zugleich der Herausgeber in dem Originaltexte zu verbessern gesucht hat. Dem letztern ist eine sehr gefällige metrische Uebersetzung beigefügt. Außerdem finden sich hier einige für jene Zeit charakteristische Bruchstücke aus einem moralischen Gedichte des gelehrten Cypriers Georg Lapithes aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, und die Wehklage des Mainoten Nikitas aus dem Ende des 18. Jahrhunderts über die Erniedrigung Griechenlands, also aus einer Zeit wo, namentlich durch Rigas angeregt, und in Folge äußerer Verhältnisse, das Streben der Griechen nach politischer Freiheit sich mächtiger zu äußern und den spätern Freiheitskampf bereits vorzubereiten begann. Dazwischen macht der Herausgeber auf einen Plan aufmerksam, den er in Bezug auf noch ungedruckte Werke der byzantinischen und neugriechischen Dichter bis zum Anfange des 18. Jahrhunderts hat, indem er nämlich dieselben in correctem Originaltexte mit metrischer Uebersetzung und erläuternden Bemerkungen nach Art der in der „Polyglotte" und in der vorliegenden Ausgabe des Gedichts vom alten Ritter gegebenen Proben herauszugeben gedenkt. Er fügt zu jenem Behufe ein möglichst vollständiges Verzeichniß dieser Dichter bei, und hat übrigens bei der von ihm beabsichtigten Auswahl jener Dichter den Zweck vor Augen, den unmittelbaren Zusammenhang zwischen dem geistigen Leben des heutigen Griechenlands und dem des alten auch von dieser Seite her nachzuweisen. Wir können diesen Zweck nur billigen, und empfehlen daher auch um dieses Zweckes willen das Unternehmen, das der mit seltenen Mitteln ausgerüstete Verf. beabsichtigt, der Aufmerksamkeit aller Derer die sich für dieses Gebiet des Völkerlebens und der Culturgeschichte besonders interessiren. 1.

Literarische Notizen.

Großes geographisches Werk.

Ein großes und wichtiges Werk veranschaulichter (illustrirter) Erd- und Wasserkunde wird jetzt in England von dem Capitain der königlichen Flotte, James Manglos, unter dem Titel „An alphabet of illustrated geography and hydrography, elucidated throughout, in the minutest detail, by means of between two and three thousand sectional maps etc." vorbereitet. Nach dem von dem Verf. ausgegebenen Prospect, welcher mit den englischen Reviews veröffentlicht wird, hat derselbe zehn ganzer Jahre auf diese schwierige und ermüdende Arbeit verwendet. In einem einzigen großen Bande sollen nicht weniger als gegen 300,000 Namen von Ortschaften, d. h. alle in der bekannten Welt vorhandenen, in einer Weise aufgeführt werden, daß Derjenige welcher Aufschlüsse über ihre Lage in geographischer Länge und Breite wie in jeder andern Hinsicht sucht, die gewünschte Auskunft ohne alles lange Nachschlagen und Suchen auf der Karte augenblicklich finden kann. Die dem Prospect beigegebenen Proben thun die Unübertrefflichkeit des zu Grunde gelegten Systems dar. Der Verf. hat sein großes Werk den Buchhändlern seines Vaterlands gegen alles Entgelt zur Veröffentlichung angeboten, und die englische Presse spricht die Hoffnung aus, daß sich einer oder mehre dieser Männer finden werden, welche die Herausgabe eines solchen Nationalwerks in einer dem Verf. entsprechenden Gestalt besorgen, damit nicht Amerika, welches dergleichen Arbeiten besser zu würdigen weiß, der Ruhm einer solchen Veröffentlichung zufalle.

Amerikanischer Nachdruck englischer Volksschriften.

Das bekannte Werk der Gebrüder Chambers in Edinburg „Information of the people" ist in Philadelphia nachgedruckt worden. Die englischen Herausgeber bemerkten darüber, dies Original sei von ihnen zu dem Preise von 12¾ Shillings veröffentlicht worden, während der Nachdruck in Amerika 18¾ Shilling koste, sodaß es um 30% höher zu stehen komme. „Wäre es uns erlaubt", fügen sie hinzu, „unsere Waare in den Vereinigten Staaten zollfrei einzuführen (der Zoll auf Bücher beträgt 10%), so würden wir im Stande sein das Buch in Neuyork oder Philadelphia beinahe zu demselben Preis zu verkaufen als in London, da die Fracht über das Meer bei großen Versendungen dorthin zu geringfügig ist, als daß sie in Betracht kommen könnte. Die Amerikaner erheben diesen Zoll unter dem Vorwand des Schutzes ihres einheimischen Gewerbfleißes; dieser Zoll auf so wohlfeile Bücher wie die unserigen kommt in seiner Wirkung ziemlich einem Verbote gleich. Der Vertrieb ist so gehemmt, daß es beinahe nicht der Mühe werth ist sich damit zu befassen. Was ist die thatsächlichste Folge davon? Die amerikanischen Herausgeber, welche fremden Mitbewerb nicht zu besorgen haben, legen 30% auf unsere Veröffentlichung. Aller Wahrscheinlichkeit nach werden 20,000 Exemplare von der „Information of the people" in den Vereinigten Staaten verkauft, und auf solche Weise wird jeder Käufer 6 Shilling mehr für das Exemplar zahlen als er nöthig hätte, wenn wir ihm das Werk liefern könnten." 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 79. —— 20. März 1847.

Neuere Literatur über Paris.

1. Paris und die Franzosen. Skizzen von Ida Kohl. Drei Theile. Dresden, Arnold. 1845. Gr. 8. 5 Thlr.
2. Pariser Bilder. Stuttgart, Cotta. 1845. 8. 25 Ngr.
3. Paris und die Alpenwelt. Von Therese, Verfasserin der „Briefe aus dem Süden". Leipzig, Brockhaus. 1846. Gr. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.

Erwägt man, welche enge und lebhafte Verbindung seit Voltaire's Zeit zwischen Frankreich und Deutschland besteht, daß keine deutsche Landschaft vorhanden ist die nicht die kriegerischen Massen der Franzosen sah, und mit ihnen in einem längern, nicht immer angenehmen Verkehr stand, daß ein französisches Reich mitten in Deutschland vorhanden war, daß ihre Literatur uns überschwemmt, ihre Sprache Jedem von uns bekannt ist, daß ein großer Theil aller Gebildeten unter uns Frankreich besucht, das französische Wesen an Ort und Stelle kennen gelernt hat, daß Zeitungen, Eisenbahnen und alle ersinnliche Verkehrserleichterungen uns täglich mit den Franzosen in thatsächliche Berührung bringen, ja Paris selbst an unsere Grenze rücken — erwägt man dies Alles neben der enormen Masse Dessen was über Paris und Frankreich unter uns geschrieben und gedruckt worden ist: so sollte man glauben, daß wir die Franzosen ganz und völlig kennen müßten! Und dennoch, wie falsch wird Frankreich und französisches Nationalwesen von der großen Masse in Deutschland noch immer beurtheilt! Wie irrige Vorurtheile, wie viele falsche Schlüsse, wie große Irrthümer sieht der Eingeweihte noch immer über dies Nachbarvolk laut werden, in weiten Kreisen sich verbreiten und Annahme finden! Wie wenig, mit Einem Wort, kennt man noch immer die Franzosen in Deutschland! Die regere Empfindung, das erweckbare Gefühl z. B. das es dem Franzosen möglich macht, zugleich ein warmer Patriot und ein warmer Kosmopolit zu sein, wie oft und grell wird es verkannt! Dieselbe Eigenschaft die den Franzosen in einer andern Richtung hin zur Theilnahme an fremdem Leid in einem Maße aufruft wie es unter unsern kaltblütigern Landsleuten nicht gefunden wird, wie selten wird diese schöne und menschliche Tugend recht gewürdigt! Jene liebenswürdige Hülfsfertigkeit, uns so fremd, in kleinen und großen Dingen, jene innere Freiheit, die von Rang und Geburt absieht, um nur den Menschen zu würdigen; jenes stets lebendige Verlangen zu gefallen, jene Raschheit des Beschließens und Handelns, und jene praktische Geschicklichkeit, die äußern Dinge sich dienstbar zu machen; dann jene Mäßigkeit im Genuß, jenes richtige Maß gegen Freund und Feind, jene Politur der Sitte, endlich jene allgemeine Klarheit im Wollen und Sprechen, jene Offenheit und Furchtlosigkeit der Aeußerung, selbst jenes schnelle Vertrauen gegen den Ersten den Besten — alle diese leichten, liebenswürdigen Eigenschaften unserer Nachbarn, wie werden sie verkannt, getadelt, gelästert!

Wenn uns Dies nun zeigt, wie wenig wir den französischen Nationalgeist in Deutschland eigentlich erkannt haben, so haben wir Bücher wie das zuerst genannte noch immer mit Dank hinzunehmen, selbst wenn es auch mehr die höhere Gesellschaft und die Frauenwelt wäre als die Masse des Volkes die sie uns richtiger beurtheilen lehren; denn am Ende ist die höhere Gesellschaft doch als die Frucht des gesammten Volkslebens anzusehen, und die Frauenwelt gilt nicht ohne Grund als der ethische und sittliche Barometer der Völker. Daß aber in Frankreich auch heute noch die Frauen eigentlich regieren und dominiren, ist notorisch.

Die Verf. von Nr. 1 hat die Kunst feiner und überblickender Beobachtung in der Schule ihres trefflichen Bruders erlernt, von dem wir die ausgezeichneten Reisewerke über Rußland, England und Dänemark besitzen, und den sie auf einem Theil dieser Reisen begleitet hat. In dem Werke über England hat sie schon in ihren Beobachtungen über das englische Familienleben Proben geschmackvoller und kenntnißreicher Darstellung geliefert, und sie bekräftigt das damit erweckte günstige Vorurtheil mit dem vorliegenden selbständigen Werke vollkommen. Welch ein Unterschied zwischen dieser Schrift, die das Ringen nach eigener Belehrung und Begründung ihrer Ansichten auf jeder Seite zur Schau trägt, und den flüchtigen, immer fertigen und anmaßungsvollen Blättern der Gräfin Ida Hahn-Hahn oder der Lady Morgan! Hier Ernst und Austiefung, Bemühen und Forschung, dort schnell aufgefaßtes, mit Geist aber auch mit Eigensinn festgehaltenes Vorurtheil, grundlose Phantasie, willkürliche Behandlung des Thatsächlichen, mit Einem Wort: geistreiche Oberflächlichkeit. Receptionsvermögen ist dem

Reiseschilderer unerlaßlich, ein Uebermaß von Phantasie, besonders wenn es sich mit anmaßenden Neigungen verbindet, ist ihm über die Maßen schädlich. Auf die Beobachtungen der Gräfin Hahn-Hahn kann Niemand sich verlassen; wir wissen niemals wo sie spricht oder wo die Thatsachen reden; in Dem was Lady Morgan von den Franzosen sagt, spricht stets die Parteiansicht, das Vorurtheil von jenseit des Kanals mit: sie zu verstehen bedarf es eines beständigen Rechenexempels; was dagegen unsere Verf. als Thatsache anführt ist fast ohne Ausnahme zuverläßig, was sie als Meinung und Ansicht gibt hat immer guten Grund, selbst wenn es nicht absolut richtig ist. Eine solche Arbeit verdient nicht mit einigen gefälligen Worten abgethan, sondern ihrem Inhalt und ihren Resultaten nach näher angesehen und geprüft zu werden.

Zuvor jedoch ein Wort über Stil und Darstellung der Verf. Wir kennen keine Frau der es bis jetzt gelungen wäre humoristisch zu schreiben. Jene Stilgattung welche die Gegenstände „unter Thränen lächelnd", oder „mit Wehmuth scherzend" beleuchtet, ist ein Werkzeug das in der zarten Hand der Frauen zerbricht. Es ist nicht ganz leicht die Gründe dieses Mislingens anzugeben. Vielleicht liegen sie darin, daß, um Humorist zu sein, ein Schriftsteller, wie Schefer sagt, die ganze Stimme der Natur heraushören muß. Das empfindlichere und minder reflexionskräftige Geschlecht der Frauen vernimmt aber überwiegend immer nur einen Theil der Naturstimme, den gerade vorwaltenden Ruf, selten oder nie den ganzen harmonischen Zusammenklang aller Einzelstimmen, sowie denn auch in der Musik die Frauen mehr Sinn und Ohr für die Melodie haben als für die Harmonie. Wie Dem nun auch sei, die Verf. unternimmt es, vielleicht von männlicher Hand geleitet, „humoristisch" zu sein, und wir müssen gestehen, daß ihr dieser Versuch nicht selten auf achtbare Weise gelingt. Sie ist kein Jean Paul, kein Sterne oder Swift, kein Börne, Hippel oder Schefer; allein einzelne Gemälde humoristischer Färbung, wie z. B. die pariser Straßenbilder und die Fresco-Musiker daselbst, zeigen eine so glückliche humoristische Feder, als sie vielleicht noch keine Frau vor ihr geführt hat, Frederike Bremer abgerechnet. Und dennoch möchten wir ihr rathen, an dieser Grenze stehen zu bleiben, mit diesem Anerkenntniß für ein seltenes Gelingen zufrieden zu sein, und diesen Ruhm nicht weiter zu verfolgen. Der Boden ist allzu schlüpfrig, ein Schritt weiter ist pures Mislingen, wie sie selbst abnehmen wird, wenn sie ihre Schilderung der Opernbälle, Schattenspiele u. s. w. noch einmal durchliest.

Im Uebrigen ist ihr Stil weich, gewandt, farbenreich, und ihr Buch liest sich vortrefflich, selbst in erwähltester Gesellschaft, was gegenwärtig ziemlich selten ist. An Combinationen ist sie ungemein reich, und die fortlaufende Parallele der Nationalcharaktere der Deutschen, Engländer und Franzosen ist in der That sehr lehrreich und nicht wenig unterhaltend. Als ein eigenthümliches Verdienst dieser Arbeit aber ist hervorzuheben, daß sie vermögend ist, in Hinsicht auf Spracherlernung einen längern Aufenthalt in Frankreich zu ersetzen und durch die Fülle eigenthümlicher, feiner und modischer Wendungen des Ausdrucks die sie kennen lehrt einen praktischen Cursus der gesellschaftlichen Sprechweise zu vertreten, ein Verdienst mit dem sie gewiß vielen Lesern willkommen sein wird. Beschreibung und Schilderung haben stets mehr oder minder Etwas vom gebrochenen Strahl, etwas Todtes oder Reflectirtes an sich. Von dieser Ansicht ausgehend läßt die Verf. so viel als möglich die Franzosen und die Französinnen immer selbst sprechen, und da Dies mit voller Kenntniß des Gesprochenen geschieht, so ist was sie sagt zwiefach lehrreich, sowol durch das Was als durch das Wie; wir vernehmen bei ihr die lebendige Wahrheit.

Blicken wir nun auf den Inhalt dieser drei anmuthigen Theile, so sehen wir überall Leben, Bewegung und die Erscheinung mitten im Kreisen um uns her ergriffen und festgestellt. Von vornherein werden wir in medias res versetzt; wir erhalten nur Wirklichkeit, Nichts als Wirklichkeit, weder Phantasie noch dürre Nomenclatur. Das deutsche Gemüth macht sich geltend, aber es verdirbt nirgend den wahren Anblick der Sachen; höchstens verschleiert es ihn mit derjenigen Scheu und Grazie die einer weiblichen Feder nicht fehlen dürfen. Wir überblicken zunächst die sieben verschiedenen Städte von Paris aus der Luftschiffperspective. Sieben Städte, ja, aus so vielen besteht dieser große Ameisenbau des Menschengeschlechts! Aus der Stadt der Aristokratie — dem noble Faubourg — ernst und feierlich; der Geldstadt — der Chaussée-d'Antin — prächtig und lasterhaft; der grünen Stadt — Champs-Elisées — kosmopolitisch und englisch; der Bürgerstadt — Marais; der Geschäftsstadt — Cité; dann jener Milchstraße von ununterscheidbaren Gestirnen, welche die Boulevards durch Paris ziehen, und endlich der Stadt der Schatten — Montmartre und Père La Chaise, wo es sich so gedankenvoll ausruhen läßt. Nach diesem Anblick verlieren wir uns sofort in die Ergründung des Nationalgeistes dieser Menschen-Million, die wir zu unsern Füßen sehen. „Comment peut-on être Persan?" hatte eine Französin einst gesagt, und dieselbe Frage: „Comment peut-on être Allemand, Anglais" u. s. w., schwebt noch immer auf den Lippen aller echten Franzosen. Sie sind so vertieft in sich, daß es ihnen noch immer ein Räthsel ist, wie man etwas Anderes sein könne als ein Franzose. Daher denn auch ihr enges, unlösbares Haften an ihrer Nationalität; denn ein Franzose hört niemals auf Franzose zu sein, und lebte er 80 Jahre unter Karaiben. Daher seine Eifersucht bei Fremden den ersten Rang einzunehmen; es wird dir nie verziehen, erkennst du als Fremder etwa den Engländern in Paris Vorzüge zu, so leicht der Franzose sonst auch im Verzeihen ist. „Allons, c'est pardonné — il n'en sera plus question" ist hier eine Wahrheit: diese Fähigkeit ganz zu verzeihen ist mit der franchise verbunden, eine der liebenswürdigsten Seiten der französischen Gesellschaft; „on décharge sa bile" und Alles ist wieder

gai. Besonders sind die Frauen ein „[illegible]“ Geschlecht; selten kommt es mit ihnen zum vollen Gleichgewicht; Zürnen und Verzeihen ist ihr immerwährendes Tagewerk; die blondgelockte Harmonie ist ihnen ein fremdes Wesen. Dagegen ertragen sie das Lob in ungeheuern Dosen, und man erlebt es, daß eine liebenswürdige Wirthin in ihrem Salon Lobgedichte auf sich selbst pomphaft verliest. „In diesen Dingen“, sagt der Engländer, „haben die Franzosen gar keinen Takt.“ Das Geheimniß ist, daß der Franzose seine Eigenschaften von seiner Person zu trennen versteht: *mon* esprit, Das ist etwas Anderes als „ich selbst“ in Frankreich. Alle Eigenthümlichkeiten welche Herz und Geist des Franzosen von dem des Deutschen und des Engländers unterscheiden, besonders aber die der Frauen, finden hierin ihren Grund, ihre Erklärung. Unter den Französinnen gilt die Meinung, die deutschen Frauen seien die echten, die wahren Frauen; denn: „Les Anglaises sont pédantes et les Françaises ont quelquefois trop d'esprit pour être femmes tout à fait.“ Auch heißt es nicht selten: „L'Allemande est aimante, l'Anglaise romanesque, et la Française coquette.“ Die Liebe der Französin ist kriegerisch, abwehrend, die englische Liebe wagt Alles, die deutsche fließt leicht über alle Dämme hinweg. „L'amour en France est de l'egoïsme a deux;“ deshalb wird der Franzose auch von der Liebe selten veredelt, und die Ehe ist der Französin vollends „une saufegarde“. Dagegen hat sie Das was man „Form im Geiste“ nennen kann: eine bestimmte ausgeprägte Gestalt der Seele, während das deutsche Weib meist halt- und formlos zwischen vielerlei möglichen Gestalten in der Mitte steht. Ueber die Sehnsucht ist Jene hinaus; die Deutsche glaubt, die Französin weiß. Sie herrscht durch ihre bewußte Mannichfaltigkeit im Reize, sie hält alle Zügel des letztern fest in der Hand, und läßt, wie sie will, Liebe, Zorn, Hoffnung oder Gleichgültigkeit los, ohne darum etwa herzlos zu sein. Was nur in ihr lebt läßt die Französin heraus: schweigen und dulden zu müssen ist ihr gleichbedeutend mit Unglück. Sie führt nie Etwas im Schilde, man sieht sie durch und durch, daher die Lebendigkeit, der frohe, frische Reiz ihres Umgangs. Der Engländer gilt bei den Französinnen für einen „mari fort ennuyeux, il n'est pas tellement aux petits soins, qu'un mari français“. Das Band der Ehe ist dagegen in England ohne Vergleich fester als in Frankreich. Die kleinen täglichen Trennungen sind dort häufig, allein die großen, jährlichen, und endlich die fortwährenden sind in Frankreich häufiger. „Nous n'avons pas le talent de nous expatrier avec nos maris“, sagte eine Französin zu einer Engländerin; bei der englischen Frau aber gilt: „Where thou goest, I will go“ ... sei es nach dem Cap der guten Hoffnung oder nach Australien. Die Französin aber, was thut sie, wenn ihr Mann nach den Marquesasinseln auf zwei Jahre segelt? Sie geht zu ihrer Mutter und kleidet sich schwarz; Paris zu verlassen um ihres Mannes willen — unmöglich! Dagegen trennt sich nun die Engländerin wieder viel leichter von ihren Kindern als die Französin, wie denn die Kinder in England überhaupt eine ziemlich unsichtbare Rolle spielen. Englische Mütter senden ihre Kinder eins nach dem andern aus Indien nach England; wo fände eine Französin das Herz dazu? Dafür ist das Band der Geschwisterliebe in England wieder ungleich enger als in Frankreich. Die Nothwendigkeit der Ausgleichungen zeigt sich nirgend mehr als im Charakter und den Sitten der Völker. Die Französinnen sind alle lebende Asan-Aga-Mütter, die Engländerinnen dagegen Rebecken, die ihren Isaak trösten um den Verlust der Mutter. Die Ehen aber in einer gewissen halben Trennung sind in Frankreich völlig national: an der Tochter hängt das Herz; der Ruf der Töchter aber nach der Mutter hört gar nicht auf. Die englische Mutter muß mit dem Säugling auf dem Schoos, die französische mit der erwachsenen Tochter zur Seite gemalt werden, sodaß es scheint, als wären sie Schwestern. Die Deutschen malen sich den Liebeshimmel im blauen, weiten Aether aus; Viel haben in England die Glaubenssäulen zu tragen, daß sie oft krachen; die Franzosen bauen das Liebesdach ohne feste Säulen, lustig und locker auf. „Que faites-vous? Vous êtes triste? Il faut prendre un amant“, ist ein ganz gewöhnlicher Rathschlag in Frankreich; es ist eine Art von Auszeichnung „d'avoir une belle passion“. Die petites passions sind die welche jede Kleine hinter dem Rücken der Mutter führt. Der amant aber ist ein nothwendiges Meuble in Paris; verheirathet oder nicht, jung oder alt, jede Pariserin hält einen amant gefesselt. Dagegen sind die promis selten, während feststeht, „que chaque Allemande a son promis“. In Frankreich sind die promis nur möglich, wenn die Revenuen zueinander passen. „Monsieur veut se marier, il a 50,000 livres de rente: mademoiselle en a 60,000; cela suffit.“ Love in a cottage with water and a crust, sind in Frankreich unbekannte Dinge: Armuth und Amor haben dort keine Klangverwandtschaft. „J'ai marié ma fille — Voulez-vous que je vous marie?“ sind Phrasen, empörend für den Ehegott, die man in Frankreich täglich hört.

Hiermit haben wir eine ganze Reihe jener geistreichen Bemerkungen von denen dies Buch strotzt gegeben, und der Leser hat nun ein Bild von Dem was er in ansprechendster Form, dialogisch-dramatisch, in diesen drei Theilen findet. Denn ebenso anmuthig-spielend und geistvoll-contemplativ wie hier über das Familienleben der Franzosen, die Ehe und die Verwandtschaft gesprochen wird, geschieht Dies in den folgenden Abschnitten über den Specialcharakter des Parisers, seine gesellschaftliche Erscheinung, sein Landleben, seine Geschmacksrichtungen und Neigungen; wobei es einen schönen Vorzug dieses Werkes bildet, daß nicht nur Alles auf das anmuthigste und zierlichste ausgedrückt ist, sondern daß wir auch überall den echten und genuinen Jargon der Gesellschaft, die wahre Technik der pariser Conversation kennen lernen. Ja, in dieser Beziehung ist, wie schon gesagt, eine aufmerksame Lecture dieses Buches vollkommen im Stande, einen halbjährigen Aufenthalt in Paris, und zwar in den besten Salons von Paris, aus-

reichend zu ersetzen. In ihrem Reichthum an geistvollen Parallelen zwischen französischem, englischem und deutschem Wesen wird dies Buch von keinem uns bekannten Reisewerke übertroffen, und an Stoff zum Nachdenken über die verschiedenen Volkseigenthümlichkeiten, sowie an Material zu geistreicher Conversation, mag die Verf. wenig Nebenbuhler neben sich aufkommen lassen. Besonders nehmen wir ein treues Bild von der Pariserin, welche kein Alter hat, „qui n'est jamais mal, qui ne fait trop d'aucune chose, qui est tout pour son mari, qui élève ses enfants avec soin, et avec cela fait le charme de la société, la Parisienne bien élevée qui est sans doute la femme la plus agréable du monde", aus der Lectüre dieser Capitel mit hinweg.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die „Biographie universelle" über den Grafen Reinhard.

Man kennt den Geist der politischen und kirchlich-socialen Reaction in welchem die große Mehrzahl der Artikel der so verbreiteten „Biographie universelle" des Buchhändlers Michaud abgefaßt ist, in Folge dessen nicht selten die vorzüglichsten Männer der verschiedenen Völker und Zeiten, namentlich aber aus dem 18. Jahrhundert und dem Zeitalter der französischen Revolution, als wahre Zerrbilder hingestellt sind. Nichts war diesen Dunkelmännern unter den Redacteuren dieses häufig blos compilatorischen und unkritischen Sammelwerks zu heilig, wenn ihr Haß gegen jede freiere Richtung in Religion, Politik und Literatur damit in Zwiespalt kam. Eine Ausnahme machen fast nur Artikel über Gelehrte aus den sogenannten exacten Wissenschaften, wobei in der Regel Politik und Kirche außer Spiel bleiben, wie die trefflichen Artikel Newton und Leibniz durch Biot, während Artikel wie der des so genialen und edeln Bernhardin von St.-Pierre, einer der Hauptstützen edlerer Gottesverehrung in Frankreich im Revolutionszeitalter, wahre Schmähartikel wurden, die jeden Leser von „Paul und Virginie" mit Indignation erfüllen müssen. In dieser Rücksicht hat es auch nicht allzu sehr überrascht, in dem im Laufe des vorigen Jahres herausgekommenen 79. Bande der „Biographie universelle" (supplément) einen Artikel über den im J. 1837 verstorbenen Grafen Reinhard zu finden, welchen man zu den übrigen Schmähartikeln setzen kann, deren jenes vielgebrauchte Sammelwerk so manchen enthält. Es ist eine alte Erfahrung, daß der Haß das erste Hinderniß der Wahrheit ist. So enthält dieser Artikel mehre grobe, handgreifliche Irrthümer und beziehungsweise Verleumdungen. Daß Reinhard gleich anfangs als „l'un des diplomates de nos temps de révolution les plus obscurs et les moins habiles" charakterisirt wird, ist vielleicht das Geringste; aber daß Reinhard, wie gleichfalls behauptet wird, als Gesandter in Italien seine Stellung benutzt habe, um sich die Taschen zu füllen, ist mit einem bloßen „nous avons lieu de croire" hingestellt bösliche Verleumdung. Der Verf. versichert, daß man von Reinhard in der Welt keine Notiz genommen hätte ohne die „ebenso bizarre als überraschende Lobrede welche ihm Fürst Talleyrand gehalten"! Sehr unverschämt versichert der Verf., was von Reinhard's Verbindung mit Schiller berichtet sei, wäre ohne allen Grund.*) Von Wieland und Geßner, welche dort neben Schiller genannt werden, war aber nirgend die Rede. Lächerlich ist vollends was derselbe über Reinhard's Verhältniß zu Goethe sagt, welches bekanntlich erst im J. 1809 in Karlsbad nach Reinhard's Wegführung aus Jena erfolgte (s. Goethe's Werke, XXXII, 18—19). „Was sicher ist", schreibt nämlich die „Biographie universelle", „das ist, daß Reinhard in der That zu jener Zeit (nach seinem Abgange von der Universität Tübingen!) einige Beziehungen zu Goethe hatte, daß er später von Frankreich aus einen literarischen Briefwechsel mit diesem Schriftsteller unterhielt, daß ihre Briefe in Deutschland herausgegeben wurden, ohne daselbst beachtet worden zu sein (sans y être remarqué), was eben nicht beweist, daß sie sehr interessant gewesen sein müssen, mag auch Talleyrand darüber sagen was er will." Talleyrand sagt aber nur, daß dieser Briefwechsel fertig wäre die Presse zu verlassen ... und wenn sein und das allgemeine Verlangen nach diesem Briefwechsel immer noch getäuscht wurde, so war es nicht Talleyrand's Schuld. Man lernt aus diesem einzigen Zuge das Malitiöse und Perfide des Verf. kennen. Es scheint daher unnöthig, die übrigen, den authentischen und bekannten Nachrichten widersprechenden falschen Angaben herzustellen, z. B. daß der Verf. Reinhard Generalconsul der Republik und des Consulats in Dresden und Stuttgart sein läßt. Neues wird man hier nicht suchen, bis etwa eine Anekdote über die Art wie Reinhard im J. 1814 zu der Stelle eines Mitglieds der Akademie der Inschriften gelangt sein soll. „Als der Fürst von Benevent beauftragt war, ein Verzeichniß der Akademie zu entwerfen, hatte er seiner Gewohnheit nach den Anfang mit seinem eigenen Namen gemacht. Reinhard, welcher sich eben bei ihm befand und bereits sein College in der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften geworden war, äußerte, daß er gar wol auch in jener einen Platz erhalten könnte. «Aber Sie haben ja Nichts dafür gethan noch geschrieben», sagte der Fürst zu ihm. «Et fotre Haltesse y a rien fait non plus», antwortete Reinhard in diesem Deutsch-Französisch (en ce tudesque language), wovon er sich nie losmachen konnte, «jésui (je suis) de l'académie de Goettingue, et vous pas, monseigneur ...» Der Fürst war überzeugt und schrieb auf der Stelle Reinhard's Namen zu dem seinigen; mit einem Federzuge machte er zwei Akademiker. Wir haben (setzt der Verf. hinzu) diese Anekdote von ihm selbst, welche er in jenen heitern Augenblicken erzählte, wann er nicht ernsthaft von Reinhard sprechen wollte, wie er Das ein einziges Mal in seinem Leben gethan hat." Wir lassen diese Anekdote auf sich beruhen; denn was die Hauptsache betrifft, Reinhard's Gelehrsamkeit, welche ihn zu der Stelle eines Akademikers befähigte, ist noch von Keinem der seinen Bildungsgang seit der Universität kannte in Frage gestellt worden. Wahr ist es, daß der Graf Reinhard die Akademie der Inschriften in den letzten Jahren seines Lebens nicht mehr besucht hat.

Es ist wahrhaft zu beklagen, daß ein Werk wie die „Biographie universelle", welche mit den Supplementen sich seit 1810, also einen Zeitraum von 36 Jahren, zu uns herabzieht, sich noch immer von jenen unsaubern Geistern der religiösen und politischen Intoleranz und des Fanatismus unterjochen läßt, und dadurch eigentlich zu einem bloßen Parteiwerk, welches zu beständiger Vorsicht auffodert, herabsinkt. Die neue Ausgabe, deren erster Band 1843 mit einer Vorrede von Charles Nodier erschien, und welche bis zum achten Bande (1844) gekommen ist, ist leider ins Stocken gerathen, weil der neue Verleger, Thoisnier-Desplaces, seine Unternehmungen einstellen mußte. Es wäre sehr zu wünschen, daß jene Stockung nur vorübergehend sei, da die neue Ausgabe nicht nur wesentliche Bereicherungen und Verbesserungen des Stoffes und eine bessere äußere Ausstattung erhalten hat, sondern auch darauf gesehen wurde, das Werk auch seinem Geiste nach auf die Höhe objectiver Geschichtsbetrachtung und zu einem edlern Tone zu erheben als dem welcher in der alten Ausgabe und ihrem Supplement so oft die Indignation des gebildeten Mannes erregen muß. Wir wünschten nur, daß der in Rede stehende Artikel den Herausgeber von Reinhard's literarischem Nachlasse und besonders seines Briefwechsels mit Goethe zum Stachel diente; dann wäre er nicht ganz unnütz.

[illegible]

*) Man vergl. den Aufsatz Guhrauer's über Reinhard im „Historischen Taschenbuch" für 1846, S. [illegible].

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 80. —— 21. März 1847.

Neuere Literatur über Paris.

(Fortsetzung aus Nr. 79.)

Die folgenden Abschnitte: der Flaneur, der Gamin, die Cris de Paris mit Noten, die Straßenbewohner, Factionnaire, Facteur und Commissionnaire, Kastanienröster, Balayeurs, Loueurs de chaises, die Egoutier, la Queue u. s. w. sind alle nicht minder unterhaltend, und neuer Gedanken und Reflexe voll. Die Erzählerin schließt:

So sind die Straßen von Paris eine ewig belebte Bühne, voll von Sehenswürdigkeiten; sie zeigen uns deutlich, daß Paris sich schon gegen den südlichen Himmel neigt. Der Norden ist ein harter Mann, der die Leute in die Ofenecke drängt: da kauern sie und brüten, ungestört von der Außenwelt, ihre Gedanken aus, aber die Bilderwelt bleibt verborgen. Die südliche Sonne dagegen lockt Alles ins Freie; sie malt alle Geistesblüten mit kräftigen Farben, sie reizt die Phantasie ihre Schwingen zu entfalten. Die Form muß Raum haben, das Bild fodert Licht; der Geist aber kann in finsterer Enge schaffen und wirken. So lebt im Süden die Kunst — unmittelbar, frei — die Tiefe der Gedanken schöpfen wir im Norden. Die Städte des Südens sind malerisch, der Geist ist nackt, er verbirgt sich im Norden. Paris aber ist ein Mittelding zwischen Süd und Nord.

Es ist schwer aus der Masse anziehender und origineller Bilder welche uns die folgenden Abschnitte darbieten irgend eine Auswahl zu treffen, und zu entscheiden, ob sie aus dem Gemälde der Opernbälle und anderer Anstalten in welchen die Tanzlust der Pariser ihre Feste feiert, oder vielmehr aus dem Bilde der pariser Todtenstadt Père La Chaise, Chambre ardente, Montmartre u. s. w. zu entlehnen sind; denn die Verf. malt hier wie dort ungemein glücklich und fein, besonders ist es ein Vergnügen, mit ihr durch die stillen Gräberalleen von Père La Chaise zu wallen und die Immortellenkränze zu betrachten die ihr schönes Mitgefühl für Alles was groß, gut und lieblich ist hier überall aufhängt. Ihre Schilderung der „Fête des morts" war uns, durch jahrelangen Aufenthalt mit dem pariser Leben genügend bekannt, selbst neu und erfreulich, wie das Begräbniß eines Pairs und das zarte Gemälde: der geliebteste Todte (Herzog von Orleans), Reliquien aus der Revolutionszeit, Morgue, Charlotte Corday, Chapelle expiatoire u. s. w. Auch der Abschnitt „Wasser in Paris", mit seinen Schilderungen der Wasser von St.-Cloud, Versailles und dem Brunnenleben in Paris, ist unterhaltend.

Im zweiten Theile sind am Eingang Gärten, Blumen und Bäume, und der reizende Quai aux fleurs zu unserer Erheiterung aufgestellt. Ein zweiter Abschnitt behandelt die Engländer in Paris, ein reicher Stoff, gerade durch die grellen und nicht zu mildernden Gegensätze zwischen der englischen und der französischen Volksthümlichkeit. Politische Eintracht und gesellschaftliche Feindseligkeit, ja, untilgbare Abneigung: die Fischnatur der Engländer und ihre Froschsprache gegenüber der lebendigen Misgunst und leichtfertigen Eitelkeit der Franzosen; daneben der Fortschritt englischer Sitten in Paris fast wider Willen der ganzen Welt, jene ewige Rivalität, die kein Händedrücken über den Kanal hinweg vermindert, englische Tugenden und französische Liebenswürdigkeit — alles Dies gibt ein unerschöpfliches Material her, einen Erzählungsstoff den die Verf. vollkommen beherrscht. In diesem Augenblick einer gänzlichen Zerfaserung der berühmten „Entente cordiale" ist besonders ein prophetisches „Zwiegespräch über den Kanal" bemerkenswerth, das die Verf. S. 60 gibt. Es ist ein englisches Kinderspiel: der Franzose steht in Calais und schreit nach Dover hinüber: O du bizarrer, unhöflicher, linkischer Bursch, du pudelnärrisch vermummter Engländer, könnte ich nur, ich sprengte dich in die Luft sammt deiner Insel, die so naseweiß da vor mir hingepflanzt liegt, und die wir in Europa gar nicht brauchen. Und John Bull steht an der andern Seite des schrittlangen Meers, ballt die Faust und ruft: „Monsieur Potage", du schlaffer Suppenmensch, ich boxe dich ja gleich nieder, wenn du dich regst; wage es nicht deinen Lügenmund zu öffnen, sonst schließe ich ihn dir auf immer. „I cale thee the lying nation." Aber in der That, können zwei Nebenbuhler — um die schönste Frau sich je die Hand reichen? „Tenez, vous et moi, nous sommes les deux rivaux — puis-je vous aimer? Impossible", sagte der Franzose offen. „La jolie femme, c'est la gloire d'être la première nation du globe. Jamais la France et l'Angleterre ne peuvent être amis."

Mitten inne zwischen Beiden steht nun der Deutsche. Im Allgemeinen hat der Franzose eine volle auf Neigung gegründete Achtung für ihn. Alte Krieger besonders sprechen mit Enthusiasmus von ihren deutschen Reminiscenzen; „c'est la meilleure nation sur la terre; j'y

ai été heureux comme les saints au ciel"; so hört man die Erzählung häufig schließen. Das deutsche Herz steht hoch angeschrieben bei den Franzosen: brave, honnête, bon sind stehende Epitheta des Deutschen in Frankreich. Aber unser Kopf hat in ihren Augen weder die rechte Form noch die rechte Temperatur. „Il a la tête carrée comme un Allemand", ist ein beständig zu hörender Vorwurf, unsere Hartköpfigkeit und Streitlust (querelle allemande) zu bezeichnen. Wir haben den Kopf, meinen sie, gar zu voll. Freudevoll, leidvoll, gedankenvoll, seelenvoll, schwermuthsvoll, gemüthvoll, liebevoll, sehnsuchtsvoll und nachsichtsvoll wie die Deutschen ist Niemand. Kein Wunder, daß sie sich nicht auf den Beinen halten können, vor lauter Schwerfälligkeit auf den Kopf fallen und so stehen bleiben — meint der Franke! „Pays de l'imagination — dies Deutschland — les oiseaux y ont des dents et les poissons font de la musique vocale." So erscheint ihnen Deutschland und die volle Samenkapsel des deutschen Kopfs. Gewiß geistreich erfaßt!

In Frankreich, sagt die Verf., wandelt die Göttin „Religion" den Leuten zur Seite, in Deutschland schwebt sie über ihnen, in England wohnt sie in ihnen. Dem entspricht: deutsche Seele, englische Frömmigkeit, französischer Geist; deutsches Verschwimmen, englische Intelligenz, französische Heiterkeit; fester Glaube ein Engländer, freudige Liebe ein Franzose, wehmüthige Hoffnung der Deutsche. Doch dieser treffliche Abschnitt will selbst nachgelesen sein. Auch die folgenden Abschnitte: Sitten und Gebräuche, Comforts, Behelfe, Künstlerisches, sind so anziehend, daß man versucht wird sie zu excerpiren.

Der Abschnitt „Redensarten" läßt uns die Zierlichkeiten der Sprache überblicken; eine Hauptrolle spielt das Wort petit, die Zahl der petits ist unendlich; „joli comme un coeur, malheureux comme les pierres, tendre comme de la rosée, chanter à tue-tête, rire comme des bossus, crier comme les aveugles, contes bleus, rire jaune", und eine Classe verwandter Redensarten finden eine geistreiche Erklärung, sowie eine Anzahl deutscher Sprachunarten, z. B. c'est une délicatesse, einen Tort anthun, galant gekleidet sein, sich blamiren, cela m'a beaucoup diverti u. s. w. abgewiesen werden. „Votre langue n'est pas fixée", sagt der Franzose, gern die deutschen Fehler entschuldigend.

Die Spaziergänge um Paris, sodann eine Reihe einzelner Bilder, Gebäude und Plätze, Hotels u. s. w. erfüllen die nachfolgenden Abschnitte.

In dem Abschnitt „Erwachen und Morgentoilette von Paris" zeigt sich der ganze gewandte Reiz der Darstellungsweise der Verf.; die Besuche im Louvre, im Hôtel des invalides, in den Kirchen, die Schilderung einzelner Feste, la Toussaint, le bon Dieu, la Semaine sainte, Dimanche des rameaux, Fête Dieu, le Jour des rois, Weihnachts- und Neujahrsgebräuche, der Marienmonat, les enfants voués à la Vierge — denn Frankreich ist das auserwählte Land der Jungfrau Maria — eine Nonnenprocession: alles Dies liest sich in dem leichten und geistvollen Gewande wie die Verf. es hinstellt als etwas ganz Neues und Niegehörtes. So gern wir möchten, wir können nicht dabei verweilen, zufrieden, wenn uns noch einige einzelne Bemerkungen und Züge aus diesen Bildern anzuführen erlaubt sind. Die Schönheiten der deutschen Poesie fangen viele Franzosen an mitzufühlen; allein unsere Sprache, als Organ der Gedankenmittheilung, ist ihnen durchweg ein Greuel. „Il y a confusion de langues dans votre allemand", sagen sie. Jeder spricht nach seiner eigenen Art und dadurch entsteht Anarchie, Gedankenverwirrung. „La liberté que vous avez de composer de nouveaux mots, chacun à sa volonté, c'est de l'anarchie." Im Gegentheil finden sie die Hauptschönheit des Französischen in seiner Kürze und Präcision. „Parce qu'il y a si peu de mots, il n'y a pas ce verbiage, ce brouillement et radotage; vous êtes obligé d'expliquer (d'énoncer) votre pensée clairement et nettement." Dies Urtheil zeigt, daß der Franzose den Begriff der individuellen Freiheit an sich auch in der reingeistigen Sphäre wenig zu würdigen versteht; allein in seiner letzten Hälfte ist es richtig, wie Jeder erkennen muß der sich eine Zeit lang in der französischen Gesellschaft bewegt hat, und dann plötzlich in die deutsche zurückkehrt. Bei den Bewohnern des Hôtel des invalides, diesen lebendigen Ruinen der Kaiserzeit, steht Ludwig Philipp nicht in sehr großem Ansehen. „Il n'est pas brave guerrier, voyez-vous", heißt es dort, „il donnerait des millions pour éviter la guerre. Il n'a pas même assez d'âme pour en finir avec l'Afrique, — c'est un lâche; l'empereur et lui — c'étaient les ennemis jurés." Es ist unglaublich, wie zähe Volksurtheile und Vorurtheile in Frankreich sich erweisen. So hat denn auch das uralte Bohnenfest am Königstage völlig unversehrt die ganze Revolutionszeit überlebt, und mitten in den Greueln der Anarchie wählt an diesem Tage jede Gesellschaft ihren König.

Der dritte Theil ist fast ganz den religiösen Beziehungen gewidmet, und wir können es nur loben, daß die Verf. auch hier alle Tendenzschriftstellerei bei Seite liegen läßt, Politik und Staatsverwaltung aber andern Federn als der ihrigen anheim gibt. Das was man charité und oeuvres de la charité nennt, jenes thätige Mitgefühl für den leidenden und bedrängten Bruder, steht in Frankreich in außerordentlicher Blüte. Es ist Dies einer der schönsten Züge der französischen Welt und besonders der französischen Frauenwelt. Mag sein, daß Mode und Eitelkeit immerhin einigen Antheil an dieser allgemein verbreiteten aufopfernden Lust am Wohlthun haben, die Mode hätte doch nicht entstehen können, wären die Französinnen nicht von Natur zu jener thätigen Sympathie so aufgelegt als sie es sind. Die Mode übt ihre Herrschaft auch bei uns; allein sie hat dieselben Resultate nicht zuwege zu bringen vermocht, so wenig hier wie in England. Die Verf. verbreitet sich zunächst ausführlich über das Wirken der Barmherzigen Schwestern (Soeurs de charité) in und außerhalb ihrer Anstalten, und geht alsdann auf die weltlichen Mitschwestern über, zu denen fast in jeder Familie von einiger

Alliance ein weibliches Mitglied gehört. Als ein Mittel gegen die Langweile mögen die „oeuvres", Dies ist der technische Ausdruck, hier und da gelten: die „Dames de charité" bringen es aber nicht selten bis zur bewunderungswürdigsten Selbstaufopferung, und am Ende läßt sich für eine junge Dame vom Stande doch kaum eine schönere Beschäftigung denken als „d'être dans ses oeuvres". Diese „oeuvres" bestehen nun darin, daß die jungen „Demoiselles" verschämte Arme aufsuchen, sie pflegen, erhalten, für Kranke sorgen, allein oder in Verbindung mit andern Gespielinnen, Sammlungen für wohlthätige Zwecke veranstalten, ihre Bekannten, Liebhaber, Onkel und Tanten in Bewegung setzen, ihnen Contributionen auferlegen, und die Gaben bis in die Septièmes und Huitièmes (sieben bis acht Stock hoch) vertheilen, an den Kirchthüren für Arme sammeln, Verbindungen stiften und erhalten, die irgend ein Werk des Wohlthuns übernehmen, ja selbst die niedere Chirurgie studiren, um armen alten Leuten thätige Krankenhülfe zu leisten, Waisen aufsuchen und versorgen, Wäsche und Kleider für Arme anfertigen u. s. f. Es erregt Staunen, die Thätigkeit dieser kleinen, feinen Kinder vornehmer Häuser — denn das Faubourg St.-Germain ist der Hauptsitz der charité — für ihre leidenden Mitmenschen näher zu betrachten und zu sehen, wie diese anscheinend ganz in Vergnügungssucht verlorenen feinen Pariserinnen das Schwerste nicht scheuen, um mit ihren „occupations" Ehre einzulegen. Hier können Wien und Berlin von Paris lernen. Merkwürdig ist dabei, daß die Franzosen sich mit der Idee der englischen Workhouses durchaus nicht befreunden können. Sie halten sie durchweg für Gefängnisse, „où l'on a calculé au juste combien il faut à un homme pour ne pas mourir de faim".

Die treffliche Organisation des Armenwesens in Paris bildet einen andern lehrreichen Abschnitt. Eigentliche Bettlerleute die Nichts thun als betteln gibt es in den Straßen von Paris nicht, kaum an den Kirchthüren. Die Verf. schildert ausführlich die protestantischen Wohlthätigkeitsanstalten, z. B. die Maison des diaconesses, den Salon der Mistriß Fry, die Quäker und Methodistenversammlungen, die königlichen Erziehungshäuser, St.-Denis, die Preisvertheilungen, das Couvent des oiseaux, die Tugendpreise u. s. w.

Der Abschnitt „Ausflüge" ist dann wieder mit allem Reiz feiner und lebhafter Schilderungen ausgestattet, der zu Auszügen nur zu viel Versuchung gibt; dann folgen Miscellen, welche alte und neue Zeit effectvoll einander gegenüberstellen, das pouvoir absolu und seine Anhänger, die Bonapartisten, die schroffen Gegensätze, an denen Paris so reich ist, daß man es einen tourbillon des insensibles genannt hat, la belle France und merry England und dergleichen anziehende Stoffe mehr, und das Werk schließt mit einer Gegenüberstellung von Paris und der Provinz, die täglich an Wichtigkeit gewinnt, sowie mit einer Charakteristik des „homme du Midi", des Normand, des Gascogner, welche endlich in eine Physiognomik der pariser Gesellschaft ausgeht, die wie in einen Focus noch einmal die zerstreuten Beobachtungen der begabten Erzählerin sammelt und zu einem reichen Bilde gruppirt. Sie schließt:

So windet sich das Leben in Paris leicht und reich ab; schade nur, daß es den Stoff allzu rasch verbraucht. „On use sa vie trop vite à Paris", ist eine ebenso bezeichnende als wahre Redensart: die Nerven müssen Taue, die Muskeln von Eisen sein, wenn man in Paris glücklich leben will.

Wir haben diesem Berichte Nichts hinzuzusetzen, als daß wir ihm zahlreiche Leser wünschen; mehr als ein deutsches Vorurtheil, mehr als ein Misverständniß diesseit des Rheins, über welches die Franzosen nicht mit Unrecht klagen, würde dann bald verschwinden, die Sache der Humanität aber würde hierbei nicht Wenig gewinnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Militairische Briefe eines Lebenden an seinen Freund Clausewitz im Olymp. Leipzig, O. Wigand. 1846. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Es gibt Erzeugnisse der Literatur welche weniger wegen ihres Inhalts an sich als um deshalb bedeutsam werden, weil sie als Symptome gewisser Zustände und Verhältnisse erscheinen. Zu dieser Kategorie dürfte auch das vorliegende Werkchen gehören, welches — gleich mehren andern in neuerer und neuester Zeit erschienenen Broschüren — die im preußischen Heereswesen stattfindenden Mängel und Misstände nach allen Richtungen hin zur Sprache bringt. Daß das preußische Militairwesen — gleich jeder menschlichen Einrichtung — trotz seiner Vortrefflichkeit im Großen und Allgemeinen dennoch im Einzelnen vielfache und sehr erhebliche Mängel darbieten möchte, wird zwar wol kein vernünftiger Mensch jemals in Zweifel gezogen haben; daß aber die in neuerer Zeit gerade von Preußen aus erfolgenden Nachweise derselben die höchste Bitterkeit und Schärfe der Ausdrucksweise beurkunden, muß um so mehr Erstaunen erregen, als man lange Zeit hindurch gewöhnt war, von da her nur das lauteste Geschmetter des Selbstruhms und des Lobpreisens aller und jeder, selbst der geringfügigsten Einrichtungen zu vernehmen. So z. B. gestaltete sich sogar einmal ein simpler Etamin-Kartusch-Beutel zu einem schier unerschöpflichen Füllhorn loyaler Gesinnungsäußerungen und heißer Dankesbezeugungen für, als unübertrefflich gepriesene, Maßnahmen der hohen und höchsten Vorgesetzten.*) Ebenso wird es erinnerlich sein, daß noch bis vor kurzem, wenn nichtpreußische Militairschriftsteller irgendwie Betrachtungen über Mängel bestehender Militaireinrichtungen und Vorschläge zu deren Verbesserung veröffentlichten, in den preußischen Militairzeitschriften fast stets — und oft mit sehr stark ausgedrückter Selbstgefälligkeit — sich erwähnt fand, wie diese Misstände im preußischen Heere entweder ganz unbekannt, oder jene Verbesserungen schon längst, in einem noch viel höhern Grade eingeführt wären. Kurz, was es auch sein mochte wonach anderwärts gestrebt wurde, im preußischen Heere war dieses Alles schon längst erreicht. Ja, man entblödete sich sogar nicht einmal mit dürren Worten allen Jenen die nicht des Glücks theilhaftig unter dem Schutze der Schwingen des preußischen Adlers zu leben, sein Mitleid zu erkennen zu geben, oder auch wol mit einem den lächerlichsten Dünkel und eine maßlose Aufgeblasenheit beurkundenden Tone den preußischen Soldaten darauf aufmerksam zu machen, beim Durchmarsche durch die Gebiete deutscher Fürsten deren Unterthanen nicht gering zu schätzen und deren Soldaten als Bundesgenossen freundschaftlich zu behandeln; d. h. ihnen die inwohnende Geringschätzung nicht — allzu sehr — merken zu lassen.**)

*) Man sehe den Aufsatz: „Ueber die Selbstentladung der Geschütze und die Mittel sie zu verhüten", in der „Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Kriegs", Bd. 29.

**) Man sehe z. B. die Beurtheilung des Werks: „Ansichten und Betrachtungen über die sogenannte leichte Infanterie" in der ber-

Zwar erfolgten hiergegen hin und wieder seitens nichtpreußischer Offiziere scharfe Repliken, indessen waren dieses meist nur vereinzelte und deshalb auch nur ohnmächtige Bestrebungen, während jene ultrapreußische Richtung nicht nur in den in Preußen erscheinenden Militairzeitschriften einen Focus der Vereinigung, sondern auch noch in deren Redactoren ihre eifrigsten Priester fand, und Letztere zudem auch noch jede Meinungsäußerung der Genossen des preußischen Heers, als amtlich bestellte Großinquisitoren, mit despotischer Strenge überwachten. Wie jedoch stets jede auf die äußerste Spitze getriebene Ueberhebung gerade an dieser Spitze abzubrechen pflegt, so geschah es auch hier. Zuerst ward nämlich dieses auf das Aeußerste gesteigerte Narcissustreiben schon vor einem Jahrzehnd durch die grell dissonirenden Wehelaute einzelner verzweifelnder Constabler des preußischen Heers (als Schimbach, Schlieper u. A.) auf das unangenehmste gestört. Dieses hatte zwar andererseits zunächst zur Folge, daß man ganz in der Stille solche Maßregeln traf, von denen man voraussetzte, daß sie von derartigen Curtiusgelüsten abschrecken dürften; indessen bewies das Schriftchen „Die preußische Artillerie in ihrem Verhältniß zu den andern Waffengattungen des preußischen Heeres" (Leipzig 1841), daß diese Voraussetzung eine eitle gewesen. Dennoch schien man sich der Hoffnung hingegeben zu haben, daß durch — bis zu einem förmlichen literarischen Interdict gesteigerte — Präventiv-Maßregeln die über die freie Meinungsäußerung bisher geübte Gewalt auch fernerhin noch erhalten werden könnte. Allein auch diese Hoffnung ward bitter getäuscht, indem in rascher Folge, Zug um Zug, eine ganze Literatur mehr oder minder entschieden polemischer Schriften auftauchte, als z. B. die „Militairischen Briefe eines Verstorbenen" (Adorf 1841 fg.), „Das Kriegerthum von einem Invaliden" und „Sechsundzwanzig Friedensjahre" (Leipzig 1842), „Wehrverfassungen, Kriegslehren und Friedensideen im Jahrhundert der Industrie" (Berlin 1843), „Aphorismen über Krieg, Kriegsübung und Kriegerstand" (Leipzig 1844) u. s. w., deren verschiedene Verfasser augenscheinlich nur unter der Genossenschaft des preußischen Heers gesucht werden konnten.

Vor Allem wurden in den „Militairischen Briefen eines Verstorbenen" mit ebenso viel Geist und Gewandtheit als mit der bittersten Satire die vielfachen im preußischen Heere herrschenden und von jener Verschleierungspartei so lange vertuschten Gebrechen und Misstände gegeißelt und namentlich jenes literarische Interdict auf das ergötzlichste persiflirt. Zwar verfehlte man von jener Seite nicht, hierauf mehr oder minder mit scharfen Worten zu repliciren, aber der Schleier war einmal gehoben, und trotz allen Aufwandes von dialektischen und sophistischen Kunstgriffen dem Durchbrechen der Wahrheit nicht mehr länger ein Damm entgegenzusetzen, zumal der gewandteste Verfechter jener preußischen Ultras, der General v. Decker, seiner innern Natur nach ein viel zu tüchtiger Soldat war, als daß ihm nicht — selbst wider Willen und Absicht, und gleichsam unbewußt — fast bei jeder Gelegenheit sehr unzweideutige Hindeutungen auf solche im preußischen Heere stattfindende Gebrechen entschlüpft sein sollten. Vor Allem ist ihm Dieses namentlich bei der Beurtheilung des Werkchens „Die preußische Artillerie in ihrem Verhältniß zu den übrigen Waffen des preußischen Heeres" in der berliner „Militair-Literatur-Zeitung" (Jahrg. 1841, Heft 6) begegnet; indem er dasselbe zwar einerseits auf das schärfste und bitterste kritisirte, und unter Anderm als einen höchst verdammungswürdigen Mis-, Fehl-, Vor- und Eingriff bezeichnete, andererseits aber doch sich nicht zu überwinden vermochte, in Abrede zu stellen, daß die von dem Verf. behaupteten Mängel und Gebrechen nicht wirklich stattfinden. Vollends ohnmächtig aber war die anfänglich versuchte Taktik, dem Publicum weiß machen zu wollen, daß Dinge wie sie z. B. in der Einleitung zu Schlieper's „Beschreibung und Einrichtung der Kartätschgranaten und Congreve'schen Raketen" zur Sprache gebracht werden, oder die in den „Militairischen Briefen eines Verstorbenen" (zweite Sammlung, S. 156) Napoleon in den Mund gelegte Aeußerung über die Umgebung des Königs Friedrich Wilhelm III. im J. 1812, aus innern Gründen unmöglich von preußischen Offizieren ausgehen konnten, indem, namentlich den letztern Fall anlangend, die S. 260 des Urkundenbuches zum ersten Bande der „Lebensbilder aus dem Befreiungskriege" nachweist, daß jene fragliche Aeußerung allerdings von einem preußischen Offizier, und zwar noch dazu von einem sehr namhaften preußischen Generaloffizier, nämlich von dem Feldmarschall Grafen Gneisenau, geschehen ist.

Je mehr nun aber auch noch Werke, wie z. B. Harkort's „Die Zeiten des ersten westfälischen Landwehrregiments" und Friccius': „Das königsberger Landwehrbataillon in den Feldzügen von 1813 und 1814", sogar auf die Vergangenheit mehr oder minder dunkeln Schlagschatten fallen ließen, um so entschiedener fand sich demnach jene Verschleierungspartei, nach beinahe 20 Jahre lang geübter Despotie, ganz in die Lage versetzt, worin die in der berliner „Militair-Literatur-Zeitung" (Jahrg. 1840, S. 365) ausgesprochene Aeußerung volle Anwendung auf sie selbst gewann; nämlich „daß die Gewalt immer Unrecht hat, wenn sie sich in Sophistereien einläßt um geschehene Misgriffe oder falsche Maßregeln zu rechtfertigen, und daß es dann nicht fehlen kann, daß die Antwort noch schlimmer ausfällt und man entweder abändern oder schweigen muß". Zwar suchte jene Ultrapartei der immer lauter werdenden öffentlichen Meinung gegenüber wenigstens dadurch in Etwas einzulenken, daß sie z. B. die in dem Werke „Der preußische Soldat nach dem Ausmarsche" an den Tag gelegte maßlose Arroganz nicht nur völlig desavouirte, sondern solche sogar selbst streng rügte; indessen der geübte Misbrauch der angemaßten Gewalt war zu groß gewesen, als daß ein paar gelegentliche Redensarten hierfür hätten Sühne gewähren können. Zu allem Unglücke ward auch noch der General v. Decker durch den Tod hinweggerafft. Es war dieser aber ohne Frage ihr intelligentester Kämpe gewesen, ebenso ausgezeichnet durch seine Federgewandtheit als durch schriftstellerisches Verdienst, wogegen der mittlerweile als militairischer Hülfskritikaster herangezogene königliche Hofschauspieler L. Schneider offenbar nicht der Mann war, anderswo als etwa auf der Bühne des Schauspielhauses mit Erfolg die Stelle eines Großinquisitors der Gedanken- und Meinungsfreiheit spielen zu können.

Trotzdem wollen wir jedoch keineswegs behaupten, daß in den erwähnten oppositionnellen Schriften (die vorliegende am wenigsten ausgeschlossen) sich nicht, um mit Decker zu reden, mehr oder minder Vor-, Mis-, Fehl- und Eingriffe nachweisen ließen; indessen glauben wir aber, daß durch solche die dringende Nothwendigkeit energischer, reformatorischer Durchgriffe ziemlich augenfällig gemacht werde. Vor Allem stellt namentlich der Verf. des vorliegenden Schriftchens auf das entschiedenste diese Foderung. Nach einigen auf S. 7 und 121 u. s. w. enthaltenen Andeutungen dürfte ein mehrfach decorirter, bürgerlicher Stabsoffizier und Veteran des preußischen Heeres, der 15 Söhne und Enkel in dessen Reihen zählt, als solcher anzunehmen sein. Da jedoch Dieses vorausgesetzt der elfte Brief ganz den Anschein einer unverantwortlichen Indiscretion gewinnt, so sind Ref. erhebliche Zweifel aufgestiegen, ob er es hier nicht dennoch wol nur mit einer Fiction zu thun habe. In diesem Falle aber würden wieder die Endzeilen der S. 121 als ein wenig lobenswerther Kunstgriff erscheinen und wenigstens kein günstiges Vorurtheil hinsichtlich des dem Verf. beiwohnenden feinern Gefühls fassen lassen.

(Der Beschluß folgt.)

liner „Militair-Literatur-Zeitung", Jahrg. 1829, Heft 6, und der „Servitude et grandeur militaire", ebendas., Jahrg. 1837, Heft 1, sowie das Werk „Der preußische Soldat nach dem Ausmarsch" (Berlin 1841).

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 81. —— 22. März 1847.

Neuere Literatur über Paris.

(Fortsetzung aus Nr. 80.)

Von einer so umfassenden Wirkung, wie wir sie eben andeuteten, ist das zweite der von uns angezeigten Werke nun nicht: es steckt sich engere und bescheidenere Grenzen. Der Verf. ist ein deutscher Gelehrter; kein Wunder daher, daß er ganz andere Gegenstände, und dieselben Gegenstände ganz anders auffaßt als die Dame die uns eben eine so anmuthige Führerin in dem Labyrinth von Paris war. Er bestimmt den Ertrag seiner Skizze, denn eine solche ist nur in diesen „Pariser Bildern" enthalten, seinen hülfsbedürftigen Landsleuten in Paris zur Unterstützung. Dem Verf. dieser „Bilder" steht eine scharfe und eigenthümliche Auffassung und ein lebhafter gewandter Ausdruck von natürlicher Anmuth, weil er sich als den Träger wahrer Empfindungen bekundet, zur Seite. Seine Schilderungen, meist kurz aber inhaltreich, verrathen den denkenden Beobachter, den Mann von Geschmack und Bildung, oft den Historiker und den Kritiker von Wissen. Im Allgemeinen sagt auch er den Parisern mehr Gutes nach als man gemeinhin den Bewohnern des modernen Babel nachzurühmen pflegt, und seine vollständige Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit, jene Cardinaltugend der Reisebilder, läßt nicht zweifeln, daß es mit diesem Lobe ernst gemeint sei. Inzwischen sind es nur wenige Capitel, welche er dem Leben und dem Charakter der französischen Hauptstadt im Allgemeinen widmet: meistentheils faßt er Einzelnes und Individuelles ins Auge, um daran seine Bemerkungen zu knüpfen. Das Geschichtliche beschäftigt ihn hierbei besonders. So liefert er gleich zu Anfang seiner Skizzen einen historischen Abriß jenes vielnamigen Hauptplatzes von Paris zwischen den Tuilerien und den Elisäischen Feldern, der so viele Namen trägt, daß man ihn fast mit keinem richtig benennt. Ursprünglich Place Louis XV genannt, dann als Haupttheater der Revolution in Place de la révolution umgetauft, unter dem Consulat mit dem versöhnenden Place de la concorde bedeckt, nach der Restauration dem königlichen Märtyrer zu Ehren Place Louis XVI genannt, und seit der Juliwoche fast ohne Namen, und endlich officiell wieder als Place de la concorde bezeichnet, ist er die Schaubühne aller modern-französischen Staatskatastrophen seit mehr als 50 Jahren. Die Julidynastie, welche sich so gern an die kaiserlichen Traditionen anschließt, gab ihm seinen schönsten Namen zurück. In Betreff dieser Dynastie zeigt sich der Verf. überall voll Bewunderung ihres Regierungstalents, gleichzeitig jedoch aus liberalem Standpunkt her ein wenig mistrauisch gegen ihre geheimen Gedanken. Er deutet an, daß es weniger volle Sympathie mit den liberalen Grundsätzen als die deutlich erkannte eiserne Nothwendigkeit sei was die Regierung Ludwig Philipp's in der Bahn des constitutionnellen Liberalismus erhalte. Wie kann es denn aber auch anders sein? Thut denn die Opposition nicht alles nur Mögliche, der Regierung den Geschmack von Volksregiment zu verleiden, und gehört nicht schon ein hoher Grad von Resignation und Selbstverleugnung dazu, die echte Freiheit im täglichen Kampfe gegen eben diese ihre angeblichen Vertheidiger zu schirmen, ohne dieses Widerstreits auch nur auf einen Augenblick müde zu werden? Soll eine Regierung in solcher Lage nicht nach Mitteln ringen, diesen kräftezersplitternden und endlich doch verderblichen Kampf stets siegreich zu bestehen? Und wenn sie es thut, geschieht Dies nicht im wahren, wohlverstandenen Interesse des Volkes?

Der Verf. unterrichtet besonders Den der das frühere Paris gekannt von den großen Umwandlungen welche die alte schmuzige, enge und finstere Stadt in neuer Zeit erfahren hat. Paris fängt nun in der That an auch in der gewöhnlichen Bedeutung des Worts eine schöne, d. h. reinliche, geradlinige, bequeme und luftige Stadt zu werden, was sie allerdings bis zur Juliwoche nicht war. Nur in Absicht der freien Plätze und der Einbürgerung des Pflanzengrüns wird es sich nie mit seiner Rivalin, London, messen können; gegen einen londoner Square sind alle pariser Plätze dürftig, und die Baumwelt der Boulevards, einst so reich und schön, hat eben jene Juliwoche schmählich zerstört. Verlassen ist das Palais-royal, einst der Glanzfocus von Paris, die feine Welt flieht mehr und mehr die eigentliche Hauptstadt; aller Reichthum, aller Glanz drängt nach den äußern Theilen, nach den neuen Quartieren von Montmartre und den Elisäischen Feldern hin, und nur die Häuserschlange der Boulevards und das aristokratische Element

des Faubourg St.-Germain behaupten sich in der ältern Stadt. Besonders hat der Verfall des Palais-royal für den Freund der ältern Hauptstadt etwas Wehmüthiges; auch dieser Glanz, zusammenhängend mit dem funkelnden Meteor welches das erste Decennium des Jahrhunderts beherrschte, mußte zu Grunde gehen, und verfällt, seitdem die Asche Napoleon's unbeachtet in Paris ruht, mit jedem Tage sichtbar mehr, gerade so, wie 100 Jahre früher der Glanz des alten, nun ganz verwaisten Place royale unterging. „Man wundert sich allgemein", sagt der Verf., „daß Ludwig Philipp den Palast nicht zur Wohnung für einen seiner Söhne hergibt, die in den Tuilerien so eng und übel wohnen."

Die neuen Kirchenbauten, gegenüber den verschwundenen Spiel- und andern Höhlen und Höllen, geben dem Berichterstatter Gelegenheit, dem Siege der Moralität und dem wachsenden Sittlichkeitsgefühl in Paris ein Capitel zu widmen, wie denn der Pariser überhaupt seit 20 Jahren wesentlich reiner, ernster und denkender geworden ist als er war. Das Beispiel des Hofs, der nichts Unsittliches in seiner Nähe duldet, hat hieran unstreitig den allergrößten Antheil. Unter allem Diesen muß die anscheinende Blüte von 20 größern Theatern in Paris auffallen; allein der Verf. gibt hierüber dankenswerthe Aufschlüsse. Allerdings gehört die Lust am Schauspiel zu den Charakterzügen des Franzosen überhaupt, wie sich schon darin zeigt, daß der petit bourgeois seinen Sonntag vorzüglich gern vor einer sechsstündigen Bühnendarstellung, essend und trinkend in den Pausen, zubringt, was kein Wiener oder Berliner bestehen würde. Allein folgende Rechnung zeigt beinahe, daß man in den Theatern von Paris alles Andere eher als den Pariser antrifft. Die Stadt hat 20 Theater; es ist zu viel anzunehmen, daß jedes derselben täglich von 1000 Personen besucht wäre; allein die Annahme als richtig zugegeben, so sind 20,000 Theaterbesucher von der Bevölkerung einer Million Menschen nicht eben Viel. Rechnet man jedoch, daß mindestens die Hälfte der Anzahl Fremde sind, rechnet man ferner die Freibillets, die Claque, die von Berufswegen Anwesenden ab, so zeigt sich, daß auch in Paris der Geschmack für die Bühne eher abgenommen als zugenommen hat, und daß alle diese Unternehmungen schlecht rentiren müssen. Es läßt sich nicht leugnen, sagt der Verf., wir stehen augenscheinlich in einer Periode des Verfalls des Theaterwesens; die Welt hat den Sinn für die Breter, die jene nur bedeuten, verloren, und Dies wirkt auf die Schauspieler und endlich auf die Dichter störend zurück. Große Talente werden daher auch in Paris seltener und seltener, und die fünf großen Theater Académie royale, Opéra comique, Théâtre français, Opéra italien und Odéon bedürfen einer stets wachsenden Staatsunterstützung, bei immer abnehmender Bedeutung.

Auch die übrigen Volkslustbarkeiten, mit Ausnahme der Tanzsäle, verlieren mehr und mehr ihren Reiz; die Industrie, die Gier nach Erwerb verschlingt alle Lebensinteressen und Lebensfreuden mehr und mehr. Nur in den Ballsälen, bei Polka und Cancan ist der Pariser noch der Alte: allein, wie der Verf. richtig bemerkt, seine Lust hat etwas Ueberreiztes, Unnatürliches angenommen, sodaß ihr Anblick Nichts weniger als angenehm ist; es liegt etwas Fieberhaftes, Dämonisches, Unheimliches in der Art wie der Pariser sich dem Vergnügen überläßt, das den Fremden überrascht und den ruhigen Zuschauer wehmüthig stimmt. Dieses „Uebernehmen im Genuß" glauben wir durch die Seltenheit desselben erklären zu können, gerade wie in dem ernsten und feierlichen Rom die sogenannte October-Allegria und der Carneval dieselben Erscheinungen hervorbringen. Die Revue der nennenswerthen mimischen Talente erweist den Verf. als einen guten Kunstkritiker, wie denn der Besuch von Versailles und seiner Gemäldegalerien, und endlich die Uebersicht der Schriftstellerwelt von Paris auch bestätigen. Von der Rachel, ohne welche das Théâtre français sich gar nicht mehr zu öffnen wagt, erkennt er an, daß sie noch immer gewinne und in Vollendung wachse; allein sie gleicht einer Oase in der Wüste, und hat in ihren Glanzrollen Phädra, Emilie, Marie Stuart so wenig Niemand neben sich als Talma es hatte. Im Lustspiel dagegen glänzen die Anaïs, Plessis, Doze, Volnys und die berühmte Léontine Fay mit Recht. Die männlichen Komiker sind dafür selten geworden. Bouffé, Grachot, Neuville, Ravel, Arnal, Lemaître sind wie die schwachen Reste der alten Schule Brunet's, Potier's, Perlet's, Odry's und Vernet's anzusehen.

Auch dieser Berichterstatter schließt Polemik und Politik aus dem Kreis seiner Beobachtungen aus, einer spätern Bearbeitung beide vorbehaltend, wenn es der vorliegende Band, der einer plänkelnden Vorhut zu vergleichen sei, gestatten sollte. Hierzu hat er durch manchen gefälligen Abschnitt ein gutes Recht. Die Capitel „Geselligkeit", „Straßen" (alle pariser Straßen aneinander gefügt geben eine Gasse von Paris bis Augsburg), „Industrieausstellung", „Bettler", „Bohémiens de Paris" (Gauner), „St.-Denis", „Montmartre", „Versailles, „Fremde in Paris", „Geschichtliches", „Kapellen", „Musik", „Das Louvre", weisen den Verf. als einen guten Beobachter und geschmackvollen Sittenmaler, als einen kenntnißreichen Kunstkritiker aus. Einen vorzüglichen Werth haben seine Capitel „Fünf Akademien" und „Moderne Literatur", welchem letztern sich eine kleine Galerie der berühmtesten Autoren, voll Geist und Geschmack, sowie voll Billigkeit und treffender Wahrheit anschließt. Hier ist das Geschlecht der Feuilletonisten, welche die Politik mit der erzählenden Kunst verknüpfen (denn Sue's „Mystères de Paris" verschafften z. B. dem „Constitutionnel" einen Aufschwung von 3000 auf 21,000 Abonnenten), besonders glücklich und treffend charakterisirt, und wenn auch manches Gestirn, wie das Arlincourt's z. B., so schnell verschwindet als es erscheint, und die ungeheuere Masse des Erscheinenden gegen die Erscheinung selbst nach und nach abstumpfen muß, so ist dieser Theil der französischen Schriftstellerwelt doch noch immer ein Gegenstand der bei seinem Einfluß auf Zustände und Urtheile der höhern Stände

unserer Betrachtung vollkommen werth bleibt. Diese anziehende Galerie beginnt mit Victor Hugo, welchen Ref. in der Zeit seines ersten Hervortretens selbst als einen bescheidenen, für die deutsche Literatur sehr eingenommenen, und nach der Erlernung unserer Sprache sehr begierigen jungen Mann gekannt hat, der die pariser Mittwochsgesellschaft der Deutschen selten versäumte. Der Verf. sagt von ihm:

Niemand wird ihm poetischen Beruf und unbestrittenes Talent absprechen wollen; aber seltsame Verirrungen trüben die Funken seines Geistes. Verstöße gegen die Sitte, gegen die Geschichte, gegen Fürst und Vaterland, gegen Alles was dem gebildeten Geiste heilig, unantastbar ist, charakterisiren jede seiner Arbeiten: er opfert alle bessere Einsicht einer chimairischen Vorstellung von poetischem Effect auf, es ist etwas Frevelhaftes in ihm das seine eignen Schönheiten zerstört und seine besten Gedanken befleckt. Eine wilde, ungeregelte Phantasie läßt dies Kind der Zeit ein Talent vergeuden das zu dem Höchsten befähigt wäre wenn es sich zügelte. Alle seine Werke tragen diesen Stempel des Genies, das in Verzerrung und Gemeinheit geräth, so oft es sich gehen läßt — zum Himmel erhoben, im Kothe sich wälzend, erwärmend und schaudererregend zugleich nehmen seine Seltsamkeiten mit den Jahren zu wie seine Ideen abnehmen. Er gilt in Frankreich für den Schöpfer der romantischen Schule: seine Sünden wider Sitte und guten Geschmack aber haben ihn bei den Denkenden um allen Credit gebracht; bei seinen Verirrungen, bei den höchst verächtlichen Kunstgriffen mit welchen er den Leidenschaften des Tages schmeichelt, und die Majestät der Geschichte selbst unter das Joch der Lieblingsideen einer trunkenen Menge beugt; bei seinen ganz unrichtigen Berechnungen des Effects können wir nur die Achseln zucken. Im Drama hat er den Faden völlig verloren; in seinen lyrischen Ergüssen — für welche seine regellose Phantasie besser paßt — umhüllt ein echt poetisches Gewand trübe Ausbrüche einer kranken Phantasie, hier und da aber bewunderungswürdige Schönheiten.

Mit diesem Urtheil werden unsere Leser übereinstimmen, ein unabhängiger, tiefblickender Geist malt sich unstreitig darin.

(Die Fortsetzung folgt.)

Militairische Briefe eines Lebenden an seinen Freund Clausewitz im Olymp.

(Beschluß aus Nr. 80.)

Wie Dem nun aber auch sein möge, so ist jedenfalls so viel gewiß, daß der Verf. in mehrfacher Richtung sehr Beherzigungswerthes zur Sprache bringt. Vor Allem theilen wir ganz seinen Wunsch nach einem militairischen Blatte, welches für Deutschlands Heere Das werden möchte was die „Sentinelle des Pyrénées" — wenn sie sich von Parteileidenschaften frei zu halten verstanden hätte — für das französische Heer hätte sein können. Ebenso kann man nur mit dem Verf. einverstanden sein, wenn er als Basis der Offiziersbeförderung und Offiziersgeltung Intelligenz und wissenschaftliche Bildung erheischt. Gleichwol darf dabei aber nicht außer Augen gelassen werden, daß bei den eigenthümlichen Verhältnissen des Kriegsstandes und den Anfoderungen des Kriegs an solchen das Können allezeit höher als das bloße Wissen steht, und daß ersteres zwar niemals das letztere ausschließt, das letztere aber das erstere Nichts weniger als verbürgt. So z. B. würde, um mit dem Verfasser der „Hinterlassenschaft eines Sonderlings" (Breslau 1845) zu reden, das Offiziercorps eines Husarenregiments welches aus lauter Männern wie Schelling, Hegel, Ritter, Berghaus, Alexander v. Humboldt, Tieck, Uhland, Grimm u. A. zusammengesetzt wäre, zwar allerdings in der Gesellschaft der gebildeten Welt die höchste Stufe einnehmen, ob es aber geeignet sein möchte auf Vorposten die Sicherheit einer Armee zu verbürgen, dürfte mehr als zweifelhaft sein. Gelehrte Militairs verfallen nur zu leicht in Pedanterie, und eine solche Pedanterie der Gelehrsamkeit ist häufig noch viel schädlicher als die Pedanterie eines ordinairen Kamaschenknopfs. Welche Resultate es hat, wenn beide Uebel gleichzeitig in einem Heere heimisch sind, ergibt die Geschichte der französischen Revolutionskriege und des Feldzugs von 1806 auf die traurigste Weise. Als der Uebel größtes ist aber vollends noch eine allgemeine Halbwisserei zu bezeichnen, weil sie die Arroganz und den Dünkel zur höchsten Potenz zu steigern pflegt. Als wahrhafte Treibhäuser dieser verderblichen Halbwisserei dürften aber vornehmlich die meisten der bestehenden Cadettenhäuser bezeichnet werden müssen. Ref. kann daher dem Verf. in Dem was er darüber sagt nur beistimmen. Ob die bezüglich der militairischen Jugendbildung jüngsthin in Preußen getroffenen Abänderungen geeignet sind die gerügten Misstände völlig zu beseitigen, muß einstweilen dahingestellt bleiben. Nach der Meinung des Ref. müßte, um den Anfoderungen der Zeit zu entsprechen, wenigstens die Mehrzahl der Offiziere eine gentelmanische Welt- und Gesellschaftsbildung besitzen, während gleichzeitig den dazu Befähigten aller Vorschub und alle Gelegenheit geboten werden sollte, sich eine praktische und wahre militairische Brauchbarkeit begründende militair-wissenschaftliche Bildung anzueignen. Wie Dieses aber, ohne Fehler und Misgriffe zu begehen, zu bewerkstelligen sein möchte, darüber muß Ref. offenherzig gestehen um so weniger ins Klare gekommen zu sein, je mehr er eine Unzahl von darauf Bezug habenden Vorschlägen und Erörterungen, die vorliegenden natürlich nicht ausgeschlossen, durchlesen hat. Es hat sich daher Ref. auch darauf resignirt, zu harren, bis spät oder früh ein erleuchteter Geist auftreten wird, um dieses Ei des Colombo auf die Spitze zu stellen. Was der Verf. sonst noch über die Mängel der Commandoverhältnisse und die hieraus folgenden Uebelstände anführt, müssen wir, als hiervon nicht hinlänglich unterrichtet, dahingestellt sein lassen. Vieles davon wird jedoch durch Andeutungen, wie sie sich z. B. in der berliner „Militair-Literatur-Zeitung" (Jahrg. 1839, S. 233 u. 242; Jahrg. 1842, S. 303, 310, 484 u. 485; Jahrg. 1844, S. 52 u. 59 u. s. w.) vorfinden, außer Zweifel gesetzt.

Ganz besonders treffend ist, was der Verf. über das Ordenswesen oder vielmehr über das Ordensunwesen sagt; denn wer sollte unter Anderm nicht dem S. 118 gethanen Ausspruche völlig beistimmen: „Wenn man 28 Kammerherren mit 139 Orden geschmückt sieht, so kann man, dafern diese Leute sich darauf Etwas zugute thun, nur lachen; wenn man aber 12 Offiziere, die niemals feindliches Pulver gerochen, mit 47 fremden Orden geschmückt sieht, so muß man als Militair — weinen." Nicht minder dürfte dem über Kameradschaft, Conduitenlisten und Adjutantur zur Sprache Gebrachten aller Beifall zu zollen sein. Was die Behauptung des Verf. über die im preußischen Heere dem Adel gewährten Bevorzugungen anlangt, so erscheinen die angeführten statistischen Nachweise allerdings höchst auffällig, und jedenfalls dürfte der Gebrauch, adelige Secondelieutenants mit Herr v. X., bürgerliche Stabsoffiziere aber mit Hr. Major Y. anzureden, als höchst seltsam bezeichnet werden müssen.

Fassen wir den Eindruck den das vorliegende Schriftchen bei uns hervorgerufen hat in einen Brennpunkt zusammen, so müssen wir zwar zugeben, daß solches als eine nicht ohne Geist und Geschick geschriebene Controverse gegen das preußische Ultrawesen erscheint, daß jedoch trotz des darin vielfach enthaltenen Wahren, Guten und Beherzigungswerthen dem Verf. desselben keineswegs die Befähigung zu einer olympischen Correspondenz zuzuerkennen steht. Es muß daher als ein besonderer Misgriff desselben bezeichnet werden, daß er seinem Werk-

chen eine Form gegeben hat die nicht nur zu einer Vergleichung mit den mit so vielem Geiste, Gewandtheit und treffender Satire geschriebenen bekannten „Militairischen Briefen eines Verstorbenen" herausfodert, sondern die sogar dasselbe als eine Art Fortsetzung der letztern erscheinen lassen möchte.

Zur Vermeidung möglicher Misverständnisse über die Tendenz dieser unserer Beurtheilung überhaupt finden wir uns übrigens auch noch veranlaßt ausdrücklich zu bemerken: daß wir die Vortrefflichkeit der militairischen Institutionen des preußischen Staats, im Großen und Allgemeinen sowie in sehr Vielfachem ihrer Einzel- und Besonderheiten, nicht blos aufrichtig bewundern, sondern daß wir auch von ganzem Herzen wünschen, es möchten dieselben, eben in ihrer Weisheit und Größe, ein Gemeingut des großen einigen deutschen Vaterlandes werden. Nicht minder erkennen wir vollkommen an, wie die Wehrverfassungen sämmtlicher deutschen Bundesstaaten dem in Preußen in allen Zweigen des militairischen Lebens und der militairischen Wissenschaften vorherrschenden regen Streben unendlich Viel zu verdanken, und wie solche in vielfacher Beziehung in dem preußischen Heere sogar ein Musterbild zu erblicken haben. Ebenso sind wir uns wohl bewußt, durch das eifrige Studium so vieler von preußischen Militairschriftstellern ausgegangenen vortrefflichen Werke, und namentlich auch speciell durch das Studium der berliner „Militair-Literatur-Zeitung", einen großen Theil unserer eigenen wissenschaftlichen Ausbildung erlangt zu haben. Dagegen würde sich aber freilich Ref., sowie überhaupt jeder gesinnungstüchtige Mann, niemals dazu verstehen können, eine solche Anerkennung wohlbegründeter Verdienste bis zu einem erniedrigenden Dalai-Lama-Dienste auszudehnen. Ein solcher Dalai-Lama-Dienst ist aber jahrelang von einer gewissen Coterie im preußischen Heere ihren deutschen Waffenbrüdern angesonnen worden, bis endlich, wie wir im Eingange angedeutet haben, der höchste Grad des Uebels zugleich auch das Heilmittel zeitigte, und gerade durch Genossen des preußischen Heers gegen das Streben jener, die militairische Geisterwelt despotisch beherrschende, Coterie eine energische Reaction begonnen ward.

Da nun aber die vorliegende Schrift sich offenbar als eine Partikel jener Reactionsliteratur darstellt, so mußte Ref. auch nothwendig in einer literarhistorischen Skizze die Belege für seine desfallsigen Behauptungen darlegen. Um so erfreulicher aber die Wahrnehmung, daß, wie nicht zu verkennen, eben in Folge dieser Reaction, in neuester Zeit, namentlich in den Spalten der berliner „Militair-Literatur-Zeitung", ein anderer Geist sich bemerkbar zu machen beginnt, und der von General v. Decker gethane, aber leider nicht immer von ihm selbst beachtete Ausspruch weniger außer Augen gesetzt wird, nämlich: „Daß es Bundescontingente gebe, die dem preußischen Heere in Nichts nachstehen, wenn dort auch nicht immer an die große Glocke geschlagen und gesprochen werde wie die Pharisäer im Evangelium: Ich danke dir, o Gott, daß ich nicht bin wie die andern Leute."

Wird in diesem Geiste fortgefahren, und wird künftighin in Betracht gezogen werden, wie unpassend es erscheint, auf dem Umschlage gewisser Zeitschriften zwar zu bemerken, daß Politik gänzlich ausgeschlossen oder doch mit größter Behutsamkeit zu behandeln sei, während im Texte unaufhörlich die in Gemäßheit der deutschen Bundesacte im ganzen übrigen Deutschland eingeführten constitutionnellen Verfassungen und Institutionen zur Zielscheibe höchst übel angebrachter, namentlich von dem Major Blesson ausgehender, Witzeleien dienen müssen, was aber namentlich bei den Offizieren solcher deutschen Heere welche vermöge ihres Diensteides zur Beobachtung, zum Schutze und zur Aufrechthaltung dieser Institutionen verpflichtet sind, nur Indignation erregen kann: so wird auch die Zeit nicht mehr fern liegen, wo jeder deutsche Krieger in dem preußischen Krieger nicht blos in der conventionnellen Bedeutung des Worts den preußischen Herrn Kameraden, sondern wo er in solchem den geliebten Waffenbruder, ja wo überhaupt jeder vaterlandsliebende Deutsche in jedem preußischen Offizier den Repräsentanten eines Heers erblicken wird, dem hochachtungsvolle Anerkennung seines hohen kriegerischen Werthes zu zollen zum Bedürfnisse des Herzens gehört.

In dieser frohen Zuversicht schließen wir mit einem freudigen, aus dem Herzen stammenden, wahr und redlich gemeinten Alaaf! dem preußischen Bundes- und Brudsrheere. Denjenigen aber denen wir schroff entgegengetreten sind, und die ob Dessen was wir hin und wieder geäußert haben sich verletzt erachten möchten, sei bereitwilligst die Hand zur Versöhnung geboten, indem wir ihnen im Geiste zurufen: Nichts für ungut, ihr Herren! Aber wie man in den Wald hineinruft, also schallt es auch wieder daraus zurück, darum aber — keene Feendschaft nich.

M. von Ditfurth.

Literarische Notizen aus England.

Orthodoxe Bearbeitung heterodoxer Werke.

Das berühmte aber lange nicht hinlänglich bekannte Werk: „Des sciences occultes, ou Essai sur la magie, les prodiges, et les miracles", von Eusebe Salverte, hat jüngst eine englische Bearbeitung erfahren unter dem Titel „The occult sciences. The philosophy of magic, prodigies and apparent miracles. From the French of Eusebe Salverte: with notes, illustrative, explanatory and critical", von Anthony Todd Thompson (2 Bde.). Das Eigenthümliche an dieser Bearbeitung ist, daß der Verf. ballhornisirend den wahren Nerv und Grundgedanken des Originals für seine frommen Landsleute herausgemerzt, was schon aus der Veränderung des Titels hervorgeht, worin er statt der einfachen „Wunder" des Originals „scheinbare Wunder" gesetzt. Denn dem Verfasser sind alle Wunder der Bibel bis zum Stillestehen der Sonne im Alten Testament unbestreitbare und wirkliche Wunder, und wo Eusebe Salverte in seinem Werke irgend eins derselben bezweifelt oder es mit den Erfolgen der geheimen Wissenschaften auf eine Stufe stellt, wird die Stelle unerbittlich seiner wundergläubigen Ansicht zum Opfer gebracht. Möglich daß in dieser Verstümmelung die Arbeit des französischen Denkers, der in seinem politischen Wirken als hauptsächlichster Anreger der Aufhebung der Spielhöhlen in Frankreich ein Wohlthäter seines Vaterlands geworden, auch Gnade unter den Bibelgläubigen in Deutschland findet.

Der oder die Verfasser des Märchens von der Tonne.

Die Verfasserschaft Swift's in Bezug auf das viel berühmte oder berüchtigte „Märchen von der Tonne" ist seit lange und oft angefochten worden. Auch John Lord Campell im jüngst erschienenen vierten Band seiner „Lives of the Lord Chancellors and Keepers of the great seal of England etc." kommt darauf zu sprechen. Als die wahren Verfasser werden Lord Shrewsbury und Lord Somers genannt, die in ihrer Jugend nebst ernstern Studien sich auch in schöngeistigen Dingen versuchten. Campell meldet, daß ein Zeitgenosse ausdrücklich behaupte, daß Hr. Somers und sein lustiger junger Freund während ihrer Schülerzeit ihr Vergnügen darin fanden, die Charaktere Peter's, Hamsen's und Martin's und ihre komischen Streitigkeiten über den Zuschnitt ihrer Kleider nach dem Leben zu schildern. Hinzugefügt wird, daß Somers' Oheim Blurton das Vorbild zu dem englischen Hochkirchenmann; sein Grosvater Somers, ein strenger Calvinist, das Portrait Jack's und ein Pater Peter und die Jesuiten, mit denen der junge Graf Shrewsbury beständig umging, die Charakterzüge Peter's herliehen. Die jugendlichen Verfasser sollen später ihr Manuscript an Shaftesbury gegeben, dieser es dem Sir William Temple gezeigt haben, von welchem es endlich in Swift's Hände gekommen wäre, der es bis 1703 an sich behalten und dann veröffentlicht habe. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 82. — 23. März 1847.

Neuere Literatur über Paris.

(Fortsetzung aus Nr. 81.)

Ein räthselhaftes Schriftstellerwesen, welches mit weiblicher Hand eine männliche Feder und einen männlichen Namen im Frauenrock führt, ein literarischer Zwitter, Glut und Zartheit paarend, ist Georges Sand. Ausgezeichnetes Talent für die Darstellung, ausgezeichneter Stil, bei völlig irrigen Lebensansichten, ganz falschen Grundsätzen und ungenießbarer Lebensphilosophie, charakterisiren alle ihre Arbeiten. Laune ist Alles bei ihr; nur eine Weiberlaune kann ein Buch wie „Consuelo" ist hervorrufen. Es gibt wol wenige Menschen von Bildung welche nicht Etwas von Balzac's Werken gelesen, allein wol Niemanden der sich rühmen könnte sie alle gelesen zu haben. Es wäre eine Riesenarbeit. Balzac's Schriftstellerlaufbahn ist einem Tage ähnlich der trüb unter Wolken beginnt, bald aber, durch die aus dem Nebel tretende Sonne erhellt, belebend, glühend, anmuthig strahlt, dann sich wieder verdunkelt und düster verschwindet. Ein gewisses Misgeschick begleitet alle seine Arbeiten: trotz seiner tiefen Beobachtung, seines zwar oft vernachlässigten aber doch mächtigen Stils, seiner bewunderungswürdigen Kraft und Höhe ist doch eine seiner Leistungen nach der andern in Vergessenheit gefallen. Im echt poetischen Roman nimmt er den ersten Rang ein: an Geist kommt er Voltaire nahe, seine „Romans philosophiques" stehen einzig da. Seine Glut aber ist versengend, es ist uns nicht wohl zu Muthe in seiner Nähe, und die Flut von bitterer Tinte die Balzac vergossen schwemmt seinen eigenen Ruhm hinweg. Glücklicher als er ist Eugène Sue: reich, beliebt, gesucht, elegant, im Vollgenuß seines Talents und seines Ruhms. (E. Sue ist, beiläufig gesagt, fast der einzige Romandichter von Ruf welcher in den aristokratischen Cirkeln von Paris Zutritt hat.) Im Sittenroman hat er durch seine kühne und ergreifende Auffassung des Lebens, die vor Nichts zurückschreckt, den ersten Preis gewonnen, er sagt Dinge, schildert Zustände und malt Sitten die Niemand zu malen wagen kann als er. Seine Kunst die Erzählung zu schürzen, die Aufmerksamkeit durch eine Reihe von Bänden zu fesseln, die Entwickelung herbeizuführen, verbunden mit dem Glanz seines Stils, wird vielen seiner Werke eine lange Dauer gewähren; allein er ist unsittlich — nicht in dem Sinne wie Balzac, dessen kalter Hohn Alles vergiftet, sondern darin, daß er in blindem Eifer Stände wie Individuen angreift, Wunden der menschlichen Gesellschaft aufdeckt die Niemand heilen kann, ohne Hoffnung auf Besserung den gierigen Leidenschaften der Massen schmeichelt und die trostlose Lehre predigt, daß mit diesem Leben Alles vorüber sei, und daß, wer sich nicht hier für die Unbilden der Welt entschädigt, das leere Nachsehen habe. Er nimmt hiermit dem Leidenden den einzigen Trost der ihn aufrecht erhalten kann, er quält ihn mehr noch mit dem Bilde seiner qualvollen Existenz, und lehrt und reizt ihn sich selbst Priester und Richter zu sein. Von einer göttlichen Weltregierung, der Herrschaft des Guten in der Welt, ist bei E. Sue nie die Rede: er stellt stets Alles in Frage und schiebt die Schuld alles Uebels auf Ursachen die nicht zu heben sind. So verdirbt er das Gemüth der Menschen und wird durch eine tiefe Immoralität der Gedanken gefährlich. Dies Urtheil klingt hart, allein wer kann leugnen, daß es wahr sei? Es folgt eine Reihe anderer, nicht minder kühner und geistvoller Portraits, aus denen wir jedoch nur noch einzelne Züge geben können. Jules Janin ist durch seine geistreiche Herbheit, seinen Witz, dessen Pointe nur oft ein allzu sichtbares Haschen nach Effect abstumpft, ausgezeichnet: die Poesie ist ihm eine melkende Kuh. Alexander Dumas, der Vielfarbige, wird allmälig zu einer lebendigen Schreibmaschine. Dieser Figaro der Literatur beschäftigt fast alle Pressen und Buchhändler von Paris: er hat stets ein Dutzend Dramen und ein halbes Dutzend Romane vorräthig, die er nach dem gegebenen Maße ausarbeitet. Fruchtbar, vielseitig, überall zu gebrauchen, an jedem Scandal betheiligt, an Extravaganzen Sue noch überbietend, hundert mal geschlagen, ist er immer wieder da und bettelt um Beifall und Erfolg. Gehaltvoller und tiefer als alle Diese ist Alfred de Vigny, allein er hat keine Vogue. Als origineller Satiriker glänzt Alphonse Karr ohne Nebenbuhler; F. Soulié trägt psychologische Kenntniß, aber auch eine trostlose Betrachtung des Menschen zur Schau. Bernard, M. Masson, L. Gozlan, Sandeau, die Dash, J. Lacroix, Th. Gautier, Houssaye, C. Bodin, Alf. Brot, F. Gonzales haben eine mehr oder minder glänzende Zukunft vor sich.

Hiermit müssen wir die einzelnen Anführungen aus dieser trefflichen kritischen Uebersicht, und aus dem Buche überhaupt schließen. Den Werth desselben wird der Leser aus den mitgetheilten Proben selbst abmessen können; uns aber bleibt nur der Wunsch übrig, daß der Verf. seiner Verheißung gemäß fortfahren möge, uns seine Eindrücke aus Paris in so gefälligen Bildern als die vorliegenden sind mitzutheilen.

---

3. „Paris und die Alpenwelt!" Ein schöner, sprechender, für sich schon anziehender Gegensatz! So wie die volle Gesundheit nur bei der freien Regung aller Kräfte, auch der einander entgegengesetzten, angetroffen wird, so ist eine Reisebeschreibung auch nur dann eine volle und fertige, wenn die Erkenntniß, die Sympathie und die Würdigung der Natur und der Gesellschaft daraus hervorleuchtet. Durch Paris und die Alpenwelt, Centralpunkte der menschlichen Civilisation und der großen Naturwirkungen, werden beide Richtungen gut repräsentirt. Die Verf., die wir uns als einen mannichfach gebildeten, feinfühlenden und vielgeprüften Geist zu denken haben, betritt und durchreist die tiroler und schweizer Alpenwelt mit Wehmuth und Schmerz in der Seele; eine ruhigere Stimmung kommt erst in Paris, dem Sitz aller Zerstreuung, über sie. Flüchtig, wie sie selbst, legen wir mit ihr die weite Reise von Böhmen nach Paris, über Ischl, den Traunsee, Salzburg, Hallein, Innspruck, Varenna, den Comersee nach der französischen Grenze zurück, ohne aus diesem ersten Theil ihres Reiseberichts Mehr als rasche Eindrücke und die Ueberzeugung mitzubringen, daß ein lebhaftes Naturgefühl und ein kenntnißreicher Geist, dem namentlich ein für Frauen seltenes und beachtenswerthes Kunsturtheil beiwohnt, diese Aufzeichnungen vermittelt haben. Dieser Geist ist jedoch nicht frei: die Wehmuth hält ihn in Fesseln; ganz er selbst, gesund und fesselfrei zeigt er sich erst in Paris. Die Verf. ruft aus:

Es ist schön in Paris zu sein, dem Gewühl der Boulevards, der Quais und Brücken zuzusehen, die Tuilerien, Madelaine, den Eintrachtsplatz zu betrachten, zu sehen, wie Ehrgeiz, Ruhmsucht, Forschung, Wissenschaft, Unruhe, Unglück und Glanz diesen Menschenhaufen durcheinander treibt, und bei einem plötzlichen Regenguß etwa in die Cafés und Passagen jagt, zu sehen, wie das nächtliche Dunkel oder der Mondschein dieses materielle Paris plötzlich aus der Prosa in die Poesie übersetzt, aus dem geschwätzigen, lärmsüchtigen Weibe, der Börse, ein griechisches Monument voll dichterischem Traumstoff macht; diese Millionen von Physiognomien zu studiren, diese kleinen häßlichen Wohnungen, diese sonnenlosen, ewig schmutzigen Straßen zu sondern von den aristokratischen Häusermassen der Rue de Rivoli und Castiglione und den leerstehenden Palästen vergangener Größe. Paris ist der Kopf Europas; Alles hat hier eine Sprache, einen bezeichnenden, faßlichen Ausdruck.

Die Absicht der Verf. ist nicht, Neues über Paris zu schreiben, nach und aus objectivem Standpunkt, sondern Eindrücke zu vermehren, und Das zu treiben was man „moderne Reiselyrik" nennen könnte. Sie hat Paris schon früher gesehen; allein sie findet, daß sich die Außendinge mehr und mehr des Fremden dort bemeistern, und daß selbst das angeblich mächtig emporwachsende religiöse Element mehr eine ästhetische und romantische Richtung auf das Aeussere nimmt als auf das Innerliche. Mystisch aber wird Paris niemals werden: im Gegentheil sagt dem Franzosen Nichts mehr zu als der völlig klare und verständliche Ton, der denn ihre Literatur auch zur Weltliteratur gemacht hat. Gegen die Deutschen findet die Reisende die Pariser theilnehmender als früher gestimmt; man fragt vielfältig nach ihnen: indeß immer noch mehr aus Höflichkeit, oberflächlich, als aus innerm Bedürfniß. Der Franzose im Ganzen, als Masse, als Volk, erscheint ihr weit liebenswürdiger als der Einzelne im Salon. „Im Salon", sagt sie, „tanzt kein Pariser; er schleppt sich in unendlicher Trägheit wie ein Mondsüchtiger hin und her, im Freien ist er ein elastischer, froher Mensch."

Seltsamerweise ist die Verf. eine große Bewunderin Napoleon's, und ihr erster Besuch in Paris gilt den Invaliden. Woher diese seltsame Verirrung so vieler deutscher Frauen? Was beweist sie anders, als daß die Frauen für den moralischen Schwerpunkt im Wesen des Mannes wie für die absolute Nothwendigkeit des Sittengesetzes zu allen Zeiten wenig Sinn hatten! Daher diese Verwechselung des Scheins mit der wirklichen Größe. Und was würde nun vollends erst geschehen sein, wenn ihr Held, anstatt einen so unheroischen und untragischen Ausgang in Elba und Helena zu nehmen, sich etwa, wie er sollte, am 31. März 1814 mit dem Donjon von Vincennes tapfer in die Luft gesprengt hätte? Er wär ein Held für Frauen gewesen, fünf Jahrhunderte hindurch. Genug, diese Liebäugelei mit Napoleon und seinen stumpfen Invaliden mißfällt uns an der Verf. gleich einem ungenießbaren Anachronismus: der Geist der Gegenwart ist ihm entgegen. Viel besser stimmen wir mit ihr zusammen, da wo sie in der kleinen Ferdinands-Kapelle dem geweihten Opfer des Geschlechts der Orleans eine gefühlvolle Thräne widmet. Sie klagt die Franzosen einer verletzenden Kälte und Gleichgültigkeit gegen die Sorgen und Mühen ihres Königs an. Es thut wehe, sagt sie, zu sehen, wie der König (der eben nach Lecomte's Attentat von Fontainebleau zurückkehrte) freundlich überall hin grüßt, und die Königin, zagend glücklich, das blasse Gesicht mit stiller Heiterkeit übergossen, wie sein Schutzengel neben ihm dasaß, und kein Mensch seinen Gruß erwidert, Keiner ihm ein „Glück auf!" entgegenrief. Nur hier, an dieser Unglücksstelle brach und bricht das Eis dieser Seelen: hier allein fühlte das Land den Pulsschlag mit, im Herzen der Königsfamilie; für diesen Schmerz endlich hatte das egoistische Frankreich wirklich ein Mitgefühl; bei diesem Sturz schwiegen die Parteien und senkten ihre Fahnen. So mußte dieser junge Sproß brechen, damit Ludwig Philipp auch einmal erfahre was es sei, von seinem Volke geliebt zu sein. Notre Dame de Paris scheint der Verf. groß, aber leer: es fehlt die Weihe der deutschen und belgischen Kirchen; diese ist hoch, riesenhaft, aber ohne heiligen Ernst; ihr gegenüber ist die Madelaine-Kirche, frostig, frivol, unruhig,

Das üppige sinnliche Element bringt sich in beiden Bahn: das Herz, die Andacht bringen nicht hervor. Am besten gefällt von den pariser Kirchen Notre Dame de Lorette, obwol auch diese einer Sammlung von Fresken und Mosaiken mehr als einem Gotteshause ähnlich ist.

(Der Beschluß folgt.)

Zur Tagesliteratur.

1. Die politischen Tagesfragen mit Rücksicht auf den Rheinischen Landtag. Von David Hansemann. Aachen, Mayer. 1846. Gr. 8. 10 Ngr.

In Folge des kürzlich gegebenen Patents über die anderweitige ständische Einrichtung in Preußen hat die vorliegende Schrift viel von ihrer Bedeutung als Oppositionsschrift verloren; aber auch an und für sich ist an dem Inhalte nicht Viel. Mag es nun an der Censur wirklich gelegen haben, oder an der ganzen ausgeprägten Haltung der „Aachener Zeitung", worin der Inhalt zuerst erschienen: die Aufsätze sind marmorglatt, aber auch marmorkalt. Ja, an manchen Stellen kann man sich nicht erwehren, die Auffoderungen, doch ja den König zu ehren, der so vieles Gute für die Erstarkung des provinzialständischen Lebens gewirkt, in gewisser Absicht gethan zu halten; man fühlt ein gewisses Etwas, was aber auch aus der „Aachener Zeitung" herstammen mag. Indessen werden Person und Name des Verf. immer Leser machen, wogegen Nichts einzuwenden ist. Der Zweck der Schrift ist: der deutschen Untugend „politischer Geistesträgheit und kindlich einfältiger Gemüthlichkeit" einen kleinen Stoß zu versetzen. Wenn solche Untugend da ist, wäre ein Mittel dagegen wünschenswerth, ohne gerade einen glatten Spiegel vorzuhalten, wie in der vorliegenden Schrift geschehen, in den am Ende die Untugend selbstgefällig nur hineinschauen möchte. Dann aber, wo bleibt die badische Kammer? wo Schleswig-Holstein? wo die unzähligen politischen Zeitungen Deutschlands? wo die unzähligen politischen Correspondenten? wo bleibt endlich die liberale Bewegung in Preußen selbst? Es ist Alles nur Trägheit und Gemüthlichkeit — wenn eben nicht der Fuchs hinter dem Zaune steckt.

2. Kirchlich-politische Zeitfragen behandelt in zerstreuten Aufsätzen von Karl Gottlieb Bretschneider. Jetzt vom Verfasser gesammelt und verbessert herausgegeben. Leipzig, Verlags-Magazin. 1847. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der Verf. hat belehren wollen, Das ist gewiß. Aber für Die denen es gut wäre daß Belehrung anschlagen möchte, ist die Weise der Bearbeitung nicht gut. Niemand davon wird Aufsätze gelehrter theologischer Forschung, mehre unter ihnen 20 Jahre alt, interessant finden und lesen; Die aber von der Gelehrtenwelt, insonderheit Theologen, belehren zu wollen, ist gewiß ein vergebliches Unternehmen. Ein Aufsatz jedoch, der einzige der sich auf den Staat bezieht, möchte einer besondern Erwähnung bedürfen, der nämlich: „Ueber das Verhältniß des Beamtenstandes zur Monarchie." Es wird darin folgendes merkwürdige Urtheil gegeben: „Wenn der Monarch von seinen Ordnungen abweicht, oder Verfügungen erläßt welche mit dem Bestehenden in Conflict gerathen, die nicht auszuführen sind ohne dem Staate zu schaden und die Unterthanen aufzuregen, in diesen und ähnlichen Fällen muß der Beamtenwelt das Recht der Remonstration gegen die höchsten Befehle durchaus gestattet werden." Es ist hiermit der Grundsatz des „freien" Beamten aufgestellt, welcher einige Worte werth sein möchte. Man prakticirt so Vieles, Monarchie mit Ständen, constitutionnelle Aristokratie, legislative Demokratie, warum sollte man am Ende nicht auch in einem remonstrirenden Beamtencongresse eine Institution sehen? Das geht aber in der Weise nicht. Darum würde die ärgste Aristokratie von allen. Der Beamtenstand hat vielmehr eine ganz andere Bedeutung. Er hat mit dem Könige das Regieren, die feste Seele des Staats, zu verwalten. Der irdisch-menschliche Staat hat vergleichsweise wie ein irdisch-weltlicher Körper Leib, Seele und Geist, nur mit dem Unterschiede, daß der Menschlichkeit wegen Dies nicht Formen, sondern Thätigkeiten sind. Der Leib des Staats, das Lebendige, Flüssige, ewig Kreisende, ist das Agitiren oder Fodern der Parteien der Staatsgesellschaft, welche die Agenten dieser Thätigkeit sind. Zu der gehört auch das Remonstriren. Diese Thätigkeit ist wie Luft und Wasser der Welt, die im Organismus ein Blut, im Menschen die Phantasie, sind. So ist im unausgebildeten Staate die Gesellschaft zuerst geschieden in Adel und Bürgerschaft, welche im vollendeten ein agitirendes, lebendes, anreizendes Volk, die Phantasie des Staats, werden; die Parteien sind nicht an die Stände, sondern an die Meinungen gebunden. Aber weder Stände noch Meinungen dürfen regieren; nur Sturm und Fieber, Revolutionen, Verbrechen sind die Producte ihrer Regierung. Eine wirkliche Frucht wird möglich durch das positive Element, das Feste, das Reale, während jenes Agitirende das Ideale ist. In der Welt haben diese Bedeutung Fels und Erde, welche im Organismus ein Nerv im Menschen, der Verstand, sind. Dazu ist Regierung im Staate, die, wie der Verstand, auf Erfahrung basirt sein muß, um gerecht zu sein. So ist also die Freiheit des Beamtenstandes die, daß sie nach ihrer erfahrungsmäßigen freien Ueberzeugung über die beim Könige vom Volke angebrachten Foderungen wirksam zu urtheilen haben werden, in der Art, daß der König die öffentliche Foderung zum Gesetze macht, welche die freie Ueberzeugung seiner von ihm selbst berufenen und mit seinem Vertrauen selbst beehrten Beamten für gerecht erklärt. Wie Dies einzurichten, ist hier nicht der Ort auseinanderzusetzen. In einer kleinen Schrift: „Anhang zum politischen Katechismus für Preußen", habe ich hierüber Etwas zu sagen versucht, zugleich auch über die Staatsanstalten die für die Freiheit des Idealen im Staate, das frei agitirende Element, passend sein möchten. Endlich aber der Geist des Staats ist die Liebe, das Licht des Himmels, in dem Alles steht und von dem Alles Wärme empfängt, im Organismus der Sinn, im Menschen der Wille. Dieser Geist des Staats kann nur daher kommen, daß eines Jeden Wille Liebe ist. Die Kirche hat diesen christlichen Staat zu schaffen, dessen größte Verschattung noch immer nicht lichter geworden: die Einsperrung der Kinder Gottes, was doch die Christen sein sollen, auf beliebige Jahre, je nach Gefallen. Man macht Verbrecher und Arme, und beklagt sich, daß man sie hat. Gefängniß und Steuern sind die Sünden des Staats wider den Heiligen Geist. Wenn nun diese Bedeutung der Kirche festgehalten wird, der Gesellschaft durch den Willen des Einzelnen Liebe zu geben, und wenn das Mittel hierzu das christliche Predigen oder Lehren ist, was hat dann eine deutsche Nationalkirche, die der Verf. im J. 1845 — ob noch heute? — aus der Reformbewegung unter den deutschen Katholiken mit lobpreisender Stimme erwachsen sah, zu thun? Wenn sie wäre, wäre nun auf einmal dem Christenthum eine höhere Stufe gegeben? Ist die christliche Kirche nicht so gut unter dem Nordpol, wo der Missionsprediger dem Eskimo das Evangelium predigt, wie in Rom oder sonst, wo nur irgend christliche Predigt ist? Die Seele der Kirche, die Predigt, regiert überall dasselbe Object, den Willen oder den Geist des Menschen, zur Liebe. Das ist eben das Wesen des Christenthums, daß es der Gesellschaft, d. i. dem Staate, und nicht einer Nation Licht bringen wollte, daher es auch nur den Geist, d. i. den Willen der Einzelnen, nicht die Phantasie der Zeiten und Nationen, zu erfüllen hat. Der Geist ist vom Christenthume erfüllt der mit Christus unsterblich leben will; dieser Wille ist das Ideale der Kirche, das Reale der lehrende Priester, und der Glaube die Einheit Beider. Es ist nur eine Auferstehung der Gläubigen, d. h. Derer die unsterblich werden wollen.

Das ist das Böse, daß man hier leben und sterben will, daß der Geist keinen Glauben hat.

3. Meine Emancipation, Verweisung und Rechtfertigung. Von Luise Aston. Brüssel, Vogler. 1846. Gr. 12. 10 Ngr.

Ueber die Verweisung der Dame aus Berlin habe ich hier Nichts zu entscheiden, ebenso wenig darüber, wie sie nach ihrer Façon selig zu werden gedenkt; Dies steht wirklich ganz in ihrem Belieben. Ebenso soll sie vollkommene Freiheit haben, sich nach ihrem Gefallen zu emancipiren; ich vermag ihr da weder zuzureden noch abzureden. Es handelt sich nur um die Rechte die sie für die Frauen fodert. „Unser höchstes Recht“, sagt sie, „unsere höchste Weihe ist das Recht der freien Persönlichkeit, das Recht unser eigenstes Wesen ungestört zu entwickeln, von keinem äußern Einflusse gehemmt.“ Zur ungestörten Entwickelung gehört, wie die Verf. selbst sagt, auch die That, und das eigenste Wesen ist ihr das „Fühlen“, für das sie „schrankenlose Freiheit“ verlangt; und da nun weiter bei der Frau die „Idee gleich die Gestalt irgend einer Persönlichkeit annimmt“, da ferner die Verf. die Ehe verwirft, weil sie die freie Persönlichkeit zur Sklavin macht, — ist es dann nicht berechtigte That der Frau, wenn sie unverheirathet ist, ihr schrankenlos freies Gefühl an jede Persönlichkeit, also auch an eine männliche, zu heften, und ist sie verheirathet, die Fesseln der Ehe nach Belieben zu brechen, wenn eine andere männliche oder weibliche Persönlichkeit ihr schrankenloses Gefühl in Anspruch nimmt? Und um nun nicht den Leser in Zweifel zu lassen, welchen Gehalt solche Gefühlsverbindung haben solle, nennt ihn die Verf. selbst als den „Cultus der Liebe“. Freilich soll es ein „edlerer“ sein; aber wie denn? Wird die Verf. uns nicht erzählen, wie sie sich einen edlern Cultus der Liebe mit einer männlichen Persönlichkeit denkt? Wird sie nicht zuvor sagen müssen, was unter einem gemeinen Cultus zu verstehen sei, den sie doch jedenfalls kennen muß, weil sie sonst nicht das Bessere vorstellen und begründen könnte? Nein, sie thut's nicht. „Es ist hier nicht der Ort“, sagt sie, „meine Ideen auszuführen. Nur im Allgemeinen wollte ich sie andeuten, damit das Publicum sehe, wie weit sie von jeder Frivolität entfernt sind. Und wie könnte ich sie anders auffassen als mit heiligem Ernste, da ich ihnen ja mein ganzes Leben zum Opfer brachte!“ Worte, Worte, sagt Hamlet; Rosen aus dem Strohkranze der Ophelia. F. Marquard.

Bibliographie.

Brauner, F. A., Böhmische Bauernzustände im Interesse der Landeskultur und des Nationalwohlstandes besprochen. Wien, Schmidt und Leo. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Heitere Bühnenspiele in freien Bearbeitungen und Uebersetzungen nach dem Französischen von B. A. Herrmann. Hamburg, Bernhardt. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Danneil, J. F., Das Geschlecht der von der Schulenburg. 1ster Band. Salzwedel, Schmidt. Gr. 8. 5 Thlr.

Didier's, C., sämmtliche Schriften. 12ter bis 14ter Theil. Ritter Robert, oder: Leben und Ende eines modernen Weltverbesserers. Aus dem Französischen. Drei Bände. Nordhausen, Fürst. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Görling, A., Ismail. Roman. Drei Bände. Hannover, Schlüter. 1846. Gr. 12. 4 Thlr.

Koester, H., Luther, Tragödie. 1ster Theil. Breslau, Graß, Barth u. Comp. 12. 22½ Ngr.

Lucas, C. T. L., Ueber den dichterischen Plan von Göthe's Faust. 2te Auflage. Königsberg, Samter. 1846. 8. 10 Ngr.

Die Musik als Heilmittel. Von *H. S. K.* Wien, Doll's Enkel. 8. 6 Ngr.

Prölß, R., Das Recht der Liebe. Lustspiel in 5 Aufz. Dresden, Gottschalck. Gr. 8. 20 Ngr.

Staiger, X., Der Weg zum wahren Bürgerthum und Völkerglück. Eine Morgengabe allen Bürgern und Volksfreunden. Villingen, Förderer. Gr. 8. 18 Ngr.

Venturini, C., Das Herzogthum Braunschweig in seiner vormaligen und gegenwärtigen Beschaffenheit, geschichtlich und statistisch dargestellt. 3te neu bearbeitete Auflage. Helmstedt, Fleckeisen. 8. 1 Thlr.

Litthauische und Preußische Volkssagen, nach zum Theil unbenutzten Quellen poetisch bearbeitet und mit erläuternden Anmerkungen versehen von F. Becker, C. Roose und J. G. Thiele. Königsberg, Samter. 8. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Die Aufgabe der Hansestädte gegenüber dem deutschen Zollverein, sowie in Bezug auf eine gemeinsame deutsche Handelspolitik. Commissions-Bericht an die vaterstädtische Section der hamburger Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Baumeister, H., Ueber die Entscheidungs-Deputation zwischen Rath und Bürgerschaft in Hamburg. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke. 1846. Gr. 8. 9 Ngr.

Bernhardi, Der Handarbeiterstand und sein Nothstand nebst einer gelegentlichen Erörterung der diätetischen Bedeutung und bedingungsweisen Nothwendigkeit des Brandweins in gewissen Ständen und Verhältnissen. Eilenburg, Schreiber. Gr. 8. 7½ Ngr.

Dänemark und die Herzogthümer Schleswig und Holstein. Kurzgefaßte Widerlegung des veröffentlichten Commissions-Gutachtens über die Erbfolge in Schleswig, und der zur Veröffentlichung eingesandten Erläuterungs-Artikel zu demselben. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke. 1846. Gr. 8. 12 Ngr.

Friedrich, C., Die deutschkatholische Frage in Kurhessen. Zugleich ein Beitrag zur Lehre vom jus reformandi. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 12 Ngr.

Gegen das Vorwort der evangelischen Kirchenzeitung von 1847. Leipzig, Köhler. Gr. 8. 4 Ngr.

Grünewald, G., Frankfurt und die Eisenbahnen. Eine handelspolitische Abhandlung. Frankfurt a. M., Varrentrapp. 1846. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Könige der Gegenwart. Biographien im J. 1845 regierender Souveraine. Von den vorzüglichsten Schriftstellern Frankreichs und Belgiens. Uebersetzt von P. Str. II. Heft. Isabella II. und Marie Christine. Victoria. Leopold I. Nordhausen, Fürst. 8. 10 Ngr.

Lauter, J. C., Discordia concors oder ob wir kämpfen, sind wir doch Eins! Ein Wort zur Verständigung in den kirchlichen Wirren der Zeit mit Rücksicht auf das Princip des Wislicenus. Jena, Frommann. Gr. 8. 8 Ngr.

Sammer, K., Das Commissionsbedenken über die Erbfolge des Herzogthums Schleswig im officiellen Auszuge. Mit Anmerkungen und Nachwort. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke. Gr. 8. 15 Ngr.

— — Die Vorgänge des Jahres 1721 im Herzogthume Schleswig mit Rücksicht auf den veröffentlichten Auszug des Commissionsbedenkens. Eine staatsrechtliche Untersuchung. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke. 1846. Gr. 8. 12 Ngr.

Stupp, H. J., Die päpstlichen Legaten Commendone und Cappacini in Berlin und der Pfarrer Prisac zu Rheindorf. — Sendschreiben an D. Wilh. Binder. — Anpreisung mehrer Entdeckungen, welche der Verfasser des Buches: „Katholische Zustände der Gegenwart“ gemacht hat. Solingen, Amberger. Gr. 8. 10 Ngr.

— — Sendschreiben an D. Wilh. Binder. — Anpreisung mehrer Entdeckungen rc. Solingen, Amberger. Gr. 8. 3 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 83. — 24. März 1847.

Neuere Literatur über Paris.

(Beschluß aus Nr. 82.)

Die Reisende beschäftigt sich gern und glücklich mit der Kunst. Ueber die Theater berichtet dieser Band viel Lesenswerthes, und für die Malerei bewährt die Verf. ein seltenes, eindringendes und gewichtiges Kunsturtheil. Die große Kunstgewissenhaftigkeit der pariser Schauspieler, ihre Geduld, ihr Ernst und Eifer, eine Darstellung zu Dem zu machen was sie sein kann, gewinnen ihr viel Lob ab. Mit diesen Mühen werden selbst unbedeutende Stücke zu bedeutenden Erfolgen emporgehoben. Ihre Charakteristik der Rachel ist vortrefflich, und die Analyse der ganz heterogenen Kunstbasen, auf welchen die französische Tragödie gegenüber der Komödie beruht, genügt zur Erklärung mancher sonst räthselhaften Erscheinung. Die Rachel aber füllt die ganze Sphäre der französischen Tragödie aus, und ist nicht blos als Camilla und Emilia, in Erscheinung und Haltung wunderschön, weil sie den Begriff der Antike ganz erfüllt, sondern sie ist Dies auch als Jungfrau von Orleans, weil sie ganz Das ist was die Franzosen unter Romantisch verstehen.

> Unnachahmlich ist wie sie in dieser Rolle schläft und im Schlafe spricht: die Geister des Kriegs schlummern mit ihr, Himmelserscheinungen umgeben sie, die gebrechliche Natur sättigt sich fühlbar an dieser kurzen Ruhe, unwillkürlich athmet man leise, um sie nicht zu stören.

Von den Bildern des Salon français sagt sie:

> Welche Masse des Talentlosen! Welche Servilität, welche Anstrengung des Gefallenwollens! Die großen Maler malten anders, glühend aber bestimmt, mächtig aber die Phantasie beherrschend, und vor allen Dingen zukunftgewiß. Jene erwecken jubelnde Freude, hier entzündet sich kaum dann und wann ein Fünkchen, ein Hauch lyrischer Stimmung.

So scharf abgewogene Urtheile verkünden den zur Kunstkritik befähigten Geist. Vernet (in der Schlacht von Isly), die beiden Scheffer, in St.-Augustin und Faust, zeigen wirkliche poetische Begabung; Delacroix' wild dahinfahrender Pinsel verräth viel „Nichtkönnen", Gudin, in der Wüste, hat das Ansehen mit der Malerei Scherz zu treiben — und so weiter in geistreichen und pikanten Urtheilen. Von der Venus von Milo heißt es, daß sie die Zauberbrücke zwischen der sichtbaren und der unsichtbaren Schönheit aufschlage, was denn als Charakter der griechischen Schönheit überhaupt bezeichnet wird. Einen äußerst anmuthigen Eindruck macht St.-Cloud in der Beschreibung der Verf., warm, duftig und wohlthuend erscheint hier Alles was man sieht; wirklich neu und lehrreich aber ist die Schilderung von Versailles mit seinem unermeßlichen Gemälderreichthum. Die Wegschaffung des Kleinen und Unschönen, das Ludwig XIV. hier mit Großem und Schönem mischte, ist allmälig vollendet und Versailles so zu einem der sehenswerthesten Kunsttempel in der Welt geworden. Dazu kommt ein Hauch der Wehmuth, der über Versailles ruht, gedenkt man des reuevollen Absterbens nach einem genußsüchtigen Leben, des Abfallens aller Blüten und Knospen von einer so glanzvollen Existenz wie die Ludwig's, den die Franzosen noch den „Großen" nennen; der Geister die hier weilten, der Furien endlich die hier hausten. Die Zimmer der Lavallière, Fontange und Montespan, die der rauhen Maintenon, das Sterbezimmer des eiteln Königs, der Balcon wo Ludwig XVI. mit der Königin dem rasenden Volke gegenüberstand, alles Dies wird sehr wirkungsvoll geschildert. Die Verf. ruft aus:

> Ach, wie ist diese Vergangenheit doch beängstigend, wie beklemmt fühlt man sich durch diese Unordnung, durch den Druck, den Misbrauch der Macht, den Mangel an Einsicht, die Geister der Verwirrung in jener Zeit, wo hindurch ein ganzes Volk sich Bahn brechen mußte!

Neben so guten Einblicken in die Geschichte stehen dann gründliche und besonnene Kunsturtheile, wie der Besuch des Museums sie hervorruft. In den historischen Sälen werden die Bilder von Johannot (Schlacht von Rosebeck) und Ary Scheffer (Ravenna), der Tod Turenne's von Chabord, Ludwig der Heilige, die Jungfrau hervorgehoben. Die Reisende sagt:

> Der Tod eines Helden wie Turenne ist ein Mysterium, das da zeigt daß der Mensch wird. Was wir werden sollen, müssen wir früh erkennen, müssen früh die stechenden Sonnenblicke, die kalten Regenschauer, den Sturm und die Stille früh ertragen lernen. — Monsieur Ludwig XVI. ist schön: es ist viel Frieden in dem Bilde. Ueber der Jeanne d'Arc, von der Prinzessin Marie, hat fühlbar die Taube des Heiligen Geistes geschwebt: sie ist rein durch und durch, voll pulsirender Gegenwart, eine Blume, ein Quell des Glaubens, ein Bild demüthiger Kraft. Ich dachte: nun hast du das Beste in Versailles gesehen. Ich konnte die Johanna nicht trennen von ihrer Schöpferin, sondern sie rief mir Marie von Orleans zu-

rück, wie ich sie vor neun Jahren eines Abends an einem runden Tisch an der Seite ihrer Schwester, der Prinzessin Clementine, der Königin und Madame Adelaide in den Tuilerien gesehen hatte. Sie hatte etwas Träumerisches, Unirdisches, das zauberhaft war. Welch ein Leid ist seitdem in dies Zimmer eingedrungen! Wie zehnfach zerschnitten vom Messer des Schicksals wurde dies Mutterherz!

Zehn Säle enthalten die französische Geschichte von Napoleon bis zu Ludwig Philipp: des Erstern Zeit füllt 100 Bilder, Ludwig's XVIII. und Karl's X. nur 30; die Zeit war schwerfällig in sich selbst zurückgesunken, man wußte nicht welche Lehren aus der Vergangenheit zu ziehen waren. Da weckte der 30. Juli den unter der Asche glimmenden Funken zur Flamme.

Die Bilder Ludwig Philipp's sind weder poetisch noch schön, und bis auf die afrikanischen Sujets voll frostigen Pompes. Allein da kommt die Jugend, die Herzöge von Orleans, Nemours, Aumale, da wird Alles wieder lebendig, frische, poetische Kunst, und man freut sich des schönen Geschlechts.

Die Einnahme von Konstantine und die Eroberung der Smahla von H. Vernet sind wundervolle Bilder, welche die Verf. uns gut vor Augen bringt. Sonst rühmt sie noch Scheffer's Clovis und seine Jungfrau, den Saal der Kreuzfahrer mit 22 Bildern, und einiges aus dem Helden- und Königssaale. Das Ganze bildet eine fast erdrückende Masse künstlerischer Bestrebung, mitten in diesem reizvollen Park von Versailles mit seinen kühlen und erquickenden Wasserstücken.

Der Schluß des Buches ist einer Ausflucht nach Rouen und Havre de Grâce in der Normandie gewidmet, wol der segensreichsten und eigenthümlichsten Provinz Frankreichs. Ueberall historische Erinnerungen, überall liebliche, mit Pappeln und Trauerweiden geschmückte Inseln in der Seine, die sich hier silberrein durch die Landschaft zieht. Rouen selbst mit seinen mächtigen Kirchen und gothischen Thürmen ähnelt ganz einer deutschen Stadt. St.-Ouen, St.-Maclou, der alte Justizpalast machen nacheinander einen tiefen Eindruck auf die Reisende. Sie sagt:

Dies endlich sind Kirchen hinreißender Hoheit voll! Aus den Pfeilern strebt es höher und höher wie Blüten aus Blumenstengeln, bis Alles in der Spitze des Daches, des Giebels zusammenläuft, um auf ewig fest zu ruhen. Vor Allem ist St.-Ouen wol ein Gipfelpunkt gothischer Kunst, ein Wald aus Lilienstengeln, ein fast märchenhafter Anblick. Der Meißel hat hier einer unsichtbaren Macht gedient.

Der Justizpalast dagegen gehört dem zarten gothischen Stile an, der mehr sich einschmeichelt als zur Bewunderung anregt. An dem Platz auf dem die Jungfrau den Tod litt, zieht das Hôtel Theroude durch schöne Basreliefs an. Dann geht die Reise über Caudebec und Quilleboeuf nach Tancarville und Havre, an hohen Ufern voll lachender Landsitze, unter einer italienischen Pflanzenwelt sich terrassenartig erhebend. Hier hat Alphonse Karr eine liebliche Villa. Nach diesem reizenden Ausfluge verweilt die Verf. nur noch kurze Zeit in Paris, um von Père La Chaise, dem Pflanzengarten und dem Eindruck Rechenschaft zu geben, welchen die Rhetorik der beiden politischen Geister, Guizot und Thiers, auf sie hervorbringt.

Hiermit schließt dieser Reisebericht, der uns mehrfach durch ebenso gewiegte als geistreiche Kunsturtheile, wie sie in Schriften von weiblicher Hand nicht leicht gesucht werden, überraschte, durch eine blühende und doch natürliche und reizvolle Darstellung und Vergegenwärtigung des Geschehenen immer aber auf das angenehmste unterhalten hat. Freunde solcher Lecture werden diesem Werke daher auch wol überall eine verdiente Anerkennung widmen. 19.

Ueber das Gefühl der Präexistenz.

Mit diesem Ausdrucke — „sentiment of pre-existence“ — bezeichnet Walter Scott ein Gefühl welches er zuerst in Worten geschildert haben soll, obschon vielleicht jeder einigermaßen geistig begabte Mensch es bisweilen bald heller, bald dunkler empfindet. Walter Scott legt seine Schilderung dem Henry Bertram in den Mund, als derselbe auf Schloß Ellangowan zurückkehrt. „Wie oft“, heißt es, „treffen wir mit Menschen zusammen die wir vorher nie gesehen, und doch haben wir ein gewisses unklares und unerklärliches Bewußtsein, daß weder der Ort, noch die Personen, noch der Gesprächsgegenstand uns völlig neu sind; ja, wir könnten beinahe vorhersagen, wovon zunächst gesprochen werden wird.“ In einer sehr hübschen Erzählung von James Hogg „The woolgatherer“ äußert sich dieselbe Gefühlsempfindung. Auch Wordsworth deutet sie an in den Zeilen:

Our birth is but a sleep and a forgetting:
The soul that rises in us, our life's star,
Has had elsewhere its setting,
And cometh from afar.

Der Ursprung solcher Empfindung wird gewöhnlich für ein Spiegelbild aus einem frühern Leben erklärt; sie selbst ist zum Beweis der Seelenwanderung und unserer Fortdauer nach dem Tode gemacht worden. Eine andere Erklärung gibt und einen andern Beweis zieht daraus Dr. Wigan in einem curiosen und originellen Buche: „The duality of the mind“ (London 1845). Indem er nämlich die Behauptung durchzuführen sucht, daß in Uebereinstimmung mit dem Doppelbau des Gehirns auch der Geist oder die Seele doppelt geformt sei, beruft er sich als Beleg auf die in Frage stehende Erscheinung. „Es überkommt uns plötzlich ein Gefühl“, schreibt er, „als wäre wovon wir eben Augen- und Ohrenzeugen gewesen sind — obschon es in der Natur der Sache liegt, daß wir es früher nicht gesehen und gehört haben können — schon früher einmal an uns vorübergegangen, als hätten damals die Redenden sich in derselben Stellung befunden und dieselbe Sache in denselben Worten besprochen. Wir glauben uns ihrer Stellungen zu erinnern, ihres Gesichtsausdrucks, des Tons ihrer Stimme; wir hören und sehen alles Das ein zweites mal, bilden uns aber nie ein, daß es ein drittes mal sei.... Diese Täuschung greift blos Platz wenn Aufregung den Geist erschöpft hat oder er in Folge einer Krankheit oder aus sonst einer Ursache matt ist und den Vorgängen nur langsam folgt. Die Ueberzeugung, daß der Vorgang eine Wiederholung sei, tritt ein, sobald irgend eine Zufälligkeit die Aufmerksamkeit anregt, wir, wie man zu sagen pflegt, aufwachen. Ich erkläre Das so: Während das unmittelbar Vorhergegangene geschah, war nur Ein Gehirn thätig, das andere schlief oder lag in einem annähernden analogen Zustande. Sowie die Aufmerksamkeit beider Gehirne sich dem Vorgange zuwendet, entsteht ein unklares Bewußtsein, daß dieselben Ideen

schon früher dem Geiste gegenwärtig waren, so unklar wie beim zweiten Ueberlesen einer Seite bei deren erstem Lesen man an etwas Anderes gedacht hat. Die Ideen sind früher dem Geiste gegenwärtig gewesen. Weil aber nicht hinreichendes Bewußtsein vorhanden war, sie ohne Erneuerung dem Gedächtnisse einzuprägen, fehlt das Mittel der Zeitmessung zwischen dem von dem einfachen Gehirn empfangenen unklaren und dem auf das doppelte Gehirn gemachten klaren Eindrucke. Das mag uns wie viele Jahre vorkommen. Ich habe Dies oft an Kindern bemerkt und sie wegen eines unfreiwilligen Irrthums bestrafen sehen, weil man sie einer vorsätzlichen Lüge schuldig glaubte.... Das Stärkste was ich von solcher Täuschung an mir selbst erlebt, war beim Begräbnisse der Prinzessin Charlotte.... Ich hatte die Erlaubniß, im Gefolge des Oberkammerherrn beizuwohnen. Mehre vorhergegangene unruhige Nächte und völliger Mangel an Schlaf unmittelbar die Nacht vorher hatten mich in einen Zustand hysterischer Reizbarkeit versetzt, welcher durch meinen Schmerz über den Hintritt der Prinzessin und durch Erschöpfung in Folge Mangels an Nahrung beträchtlich erhöht wurde; denn die Verwirrung in Windsor war so groß, daß man von der Frühstückszeit bis zur Beerdigung um Mitternacht für keinen Preis eine Erfrischung haben konnte.... Ich hatte vier Stunden gestanden, als ich in der St.-Georgskapelle meinen Platz neben dem Sarge einnahm und so entkräftet war, daß nur das Interesse des Vorgangs mich aufrecht hielt. Aller Pomp, den unsere verstümmelten Ceremonien zulassen, vereinigte sich, und eine tiefergreifende Musik machte alles Irdische vergessen. Plötzlich, nach Mozart's pathetischem Miserere, verstummte die Musik und rings war lautloses Schweigen. Der Sarg, mit schwarzem Tuche überhangen, das aus Einem Stück mit dem die Flur bedeckenden war, und auf einer Art Altar stehend, sank so langsam in die Gruft, daß die Bewegung sich nur bemerken ließ, wenn man sie gegen einen hellen Punkt abmaß. Ich war zum Träumer erstarrt, als ein Ausbruch des heftigsten Schmerzes Seiten des verwaisten Gemahls mich ins Bewußtsein rief, und in demselben Momente ergriff mich, nicht eine Ahnung, sondern die Ueberzeugung, daß ich Alles schon früher einmal gesehen und selbst die Worte schon gehört hatte, welche Sir George Naylor eben an mich richtete...." 23.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Russische Poesie in Frankreich.

Seitdem man in Deutschland die bessern Erscheinungen der russischen Literatur zu würdigen angefangen hat, ist durch die Bemühungen verschiedener Gelehrten auch den Franzosen das geistige Rußland erschlossen. Zuerst kamen einige leichtfertige Plänkler, wie X. Marmier, die es mit gründlichen Studien nicht eben allzu genau nehmen. Nachdem diese Vorzügler nun die neu entdeckte Literatur vorläufig in Besitz genommen haben, wird auch durch andere, gewissenhaftere Vermittler des geistigen Völkerverkehrs für genauere Kenntniß des Terrain Sorge getragen. In dieser Beziehung muß ein neues Werk, welches dazu bestimmt ist die Franzosen mit den Erzeugnissen der russischen Literatur bekannt zu machen, mit besonderer Anerkennung genannt werden. Es rührt von einem geborenen Russen, der aber mit der französischen Literatur auf eine wahrhaft bewundernswürdige Weise vertraut ist, her und führt den Titel: „Les poëtes russes, traduits en vers français", von dem Fürsten Elim Meßtscherski (2 Bde.). Der Fürst von Meßtscherski, den ein früher Tod bereits vor zwei Jahren hingerafft hat, bediente sich der französischen Form mit einer ungemeinen Leichtigkeit und Gewandtheit. Seine Verse verrathen weder in ihrem rhythmischen Bau noch in den zarten Wendungen irgendwie den Ausländer, und dabei ist die ganze Behandlung von der Art, daß man das Gebotene ohne Bedenken als Originalarbeit entgegennehmen könnte. Daß die Behandlung im Allgemeinen etwas gleichförmig ist, und wie es scheint das Originalgepräge der einzelnen Dichter hier und da wol verwischt sein dürfte, kann dabei nicht befremden, wenn man bedenkt, welche außerordentliche geistige Schmiegsamkeit dazu gehören würde, überall bei der Bearbeitung der verschiedenartigsten fremden Poesien den eigenthümlichen Ton und die originelle Färbung zu treffen. Inwieweit übrigens die Uebertragung selbst sich dem Texte anschließt, sowie ob die gelieferte Auswahl charakteristisch und umfassend genug ist, wagen wir, da uns selbst das russische Schriftenthum überhaupt nur aus zweiter Hand bekannt ist, nicht zu entscheiden. Nur ist es uns aufgefallen, daß von Puschkin verhältnißmäßig Wenig in diese Sammlung aufgenommen ist. Vielleicht hat hier die individuelle Neigung und Stimmung des Bearbeiters mitgewirkt, der im Ganzen, wie es den Anschein hat, weniger in der Behandlung rauherer, wilderer Stoffe als im Treffen des weichern Lamartine'schen Tons glücklich ist.

Sprachliche Feinheiten.

Man braucht sich nicht gerade auf die Seite des abgestorbenen, in sich vermorschten Classicismus zu stellen, und kann doch das Verschwinden der gewähltern, feinern Ausdrucksweise, sowie das Ueberhandnehmen eines den niedrigsten Kreisen abgeborgten Jargon in der neuesten französischen Literatur beklagen. Die Sorglosigkeit der stilistischen Feile und das fortwährende Liebäugeln mit den ungebildeten Massen, in das einige der productivesten Tagesschriftsteller mehr und mehr verfallen, sind daran schuld, daß nicht nur in fast allen Romanen und ähnlichen Productionen Ausdrücke der gemeinsten Färbung sich breitmachen, sondern daß die feinere, gewähltere Wendung, welche früherhin französischen Werken zur besondern Zierde gereichte, von einem rohen und plumpen Tone verdrängt wird. Ein geistreicher Kenner seiner Muttersprache, Goyer-Linguet, hat sich jetzt durch die Herausgabe seines umfassenden Werks „Le génie de la langue française, ou dictionnaire du langage choisi" das Verdienst erworben, den vernachlässigten, geschändeten feinen Stil und die gewähltere Ausdrucksweise wieder in die gebührenden Rechte einzusetzen. Freilich dürfte die Theorie dem immer mehr um sich greifenden Unwesen zu steuern im Stande sein; aber das Werk, auf welches wir hier die öffentliche Aufmerksamkeit lenken möchten, bietet als bequeme Hülfsquelle auch einen wirklich praktischen Nutzen; besonders dürfte es auch für den Fremden welcher die Feinheiten der französischen Sprache zum Gegenstande sorgfältiger Studien machen will ein nicht geringes Interesse gewähren. 17.

Bibliographie.

Aarau, F., Emmerberg. Historischer Roman. Zwei Bände. Wien, Doll's Enkel. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Album für Liebhaber-Theater. 2tes Heft. — A. u. d. T.: Müller und Miller. Schwank in 2 Aufzügen von A. Elz. Mit Vorwort und angehängter Anleitung zu einer richtigen Auffassung und Darstellung der Rollen von W. Bernhardi. Schkeuditz, v. Blomberg. 12. (à) 7½ Ngr.

Bensen, H. W., Die Proletarier. Eine historische Denkschrift. Stuttgart, Franckh. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Blanc, L., Organisation der Arbeit. Aus dem Französischen von F. B. Nordhausen, Fürst. 12. 15 Ngr.

Bormann, K., Ueber Erziehung und Unterricht. Vorträge. Berlin, Schultze. Gr. 8. 1 Thlr.

Chalmers, T., Die kirchliche Armenpflege. Nach dem Englischen bearbeitet von O. v. Gerlach. Berlin, Thome. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dieter, J. C., Geschichte Württembergs für Familien, Lehrer und Schüler. In gebundener Rede. Heilbronn, Drechsler. 1845. 8. 4 Ngr.

Groß-Hoffinger, A. J., Wien wie es ist. 3tes Heft. „Der Kavalier." Illustrirt von L. Hosemann. Leipzig, Jackowitz. 8. (à) 7½ Ngr.

Haltensleben, F., Die Löffelade. Ein komisches Heldengedicht in Knittelversen. Seitenstück zur Jobsiade. Neue Ausgabe. Nordhausen, Fürst. 8. 16¼ Ngr.

Knorrn, A., Dichtungen. Neue Sammlung. Leipzig, O. Klemm. 16. 1 Thlr.

Lesebuch der poetischen National-Literatur der Deutschen, von der ältesten bis auf die neueste Zeit. Herausgegeben von *G. K. Frommann* und *L. Häusser*. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Altdeutsches Lesebuch vom IV. bis zum XV. Jahrhundert. Herausgegeben und mit biographischen Notizen und einem Wörterbuche versehen von *G. K. Frommann*. Heidelberg, Winter. 1845. Lex.-8. 2 Thlr.

— — dasselbe. 2ter Theil. — A. u. d. T.: Lesebuch der poetischen National-Literatur der Deutschen vom XVI. bis zum XIX. Jahrhundert. Herausgegeben und mit biographischen Notizen versehen von L. Häusser. Heidelberg, K. Winter. 1846. Lex.-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Marheineke's, P., theologische Vorlesungen. Herausgegeben von S. Matthies und W. Vatke. 1ster Band. System der theologischen Moral. Berlin, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 3 Thlr.

Meghadûta oder der Wolkenbote, eine altindische Elegie, dem Kalidâsa nachgedichtet und mit Anmerkungen begleitet von *M. Müller*. Königsberg, Samter. 8. 22½ Ngr.

Oertel, F. M., Genealogische Tafeln zur Staatengeschichte der germanischen und slawischen Völker im 19. Jahrhunderte nebst genealogisch-statistischer Einleitung. Nebst einem bis zu Ende 1846 fortgeführten Nachtrag. Leipzig, Brockhaus. qu. Lex.-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

— — Die Jahre 1845 und 1846. Erster Nachtrag zu den genealogischen Tafeln des 19. Jahrhunderts. Leipzig, Brockhaus. qu. Lex.-8. 16 Ngr.

Scherr, J., Die Waise von Wien. Roman. Drei Bände. Stuttgart, Franckh. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.

Schiller's und Fichte's Briefwechsel, aus dem Nachlasse des Erstern mit einem Vorworte herausgegeben von J. H. Fichte. Berlin, Veit und Comp. 8. 12 Ngr.

Der Sieg bei Bornhövd. Von einem Schleswig-Holsteiner. (Gedicht.) Kiel, Schröder und Comp. 8. 7½ Ngr.

Töpffer's, R., gesammelte Schriften. Vollständige deutsche Ausgabe. 1stes Bändchen. — A. u. d. T.: Genfer Novellen. 1stes Bändchen. Leipzig, Brockhaus und Avenarius. 8. 15 Ngr.

Weill, A., Der Bauernkrieg. Darmstadt, Leske. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Die vier wichtigsten Actenstücke der Schleswigschen Ständeversammlung von 1846. Herausgegeben von A. L. J. Michelsen. Jena, Frommann. Gr. 8. 10 Ngr.

Bülow-Cummerow, Die Taxen und das Reglement der landschaftlichen Creditvereine nach ihren nothwendigen Reformen. Berlin, Veit und Comp. Gr. 8. 15 Ngr.

Cramer, K., Der Prozeß Oppenheim beleuchtet. Basel, Schabelitz. 8. 3 Ngr.

Daub, Grabreden, bei der Beerdigung des Vice-General-Superintendenten ꝛc. Dr. Natorp, am 11. Febr., und des Ober-Consistorial-Raths Dr. Möller am 13. Mai 1846 gehalten. Essen, Bädeker. Gr. 8. 5 Ngr.

Für Auswanderungslustige! Briefe eines unter dem Schutze des Mainzer Vereins nach Texas Ausgewanderten. 1ste Lieferung. Leipzig, Expedition des Herold. 8. 5 Ngr.

George, E., Die Gefahren und Nachtheile irriger und unhaltbarer Vorstellungen in Sachen der Religion. Ein Wort für unsere Zeit mit Rücksicht auf die kirchlichen Vorgänge derselben. Bromberg, Levit. 8. 12½ Ngr.

Die neuen ständischen Gesetze Preussens vom 3. Febr. 1847. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 2½ Ngr.

Grund und Ursprung des Verbots, resp. der Mißbilligung der gemischten Ehen. Eine Gabe an Deutschlands katholische Söhne und Töchter von N. v. K. Solingen, Amberger. 8. 10 Ngr.

Holm, L., Fünf Predigten. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke. 1846. Gr. 8. 12 Ngr.

Jolowicz, H., Israel's Beruf. Predigt, gehalten am 1. Pfingsttage 1846. Cöslin, Hendeß. Gr. 8. 5 Ngr.

Jürgens, K., Ein freies Votum über die Nichtzulassung Dr. Rupp's zur 5. Hauptversammlung des evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung. Berlin, Veit u. Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Kirchner, K. M., Jesus ein Muster im Parteienkampfe seiner Zeit. Predigt, gehalten den 15. Nov. 1846. Frankfurt a. M., Varrentrapp. 1846. Gr. 8. 2½ Ngr.

Leonegg, K. F., Das Glaubensbekenntniß der denkenden Christen dieser Zeit. Leipzig, Einhorn's Verlags-Expedition. Gr. 8. 6 Ngr.

Lücke, F., und C. Ullmann, Ueber die Nichtannahme des Dr. Rupp auf der Berliner General-Versammlung des Gustav-Adolph-Vereins. Hamburg, F. Perthes. Gr. 8. 12 Ngr.

Müller, F. C., Der Siegesruf der protestantischen Kirche unter den Anfechtungen der Zeit. Predigt gehalten in Altenburg am Reformationsfeste 1846. Altenburg, Schnuphase. 1846. Gr. 8. 4 Ngr.

Politisches Rundgemälde oder kleine Chronik des Jahres 1846. Für Leser aus allen Ständen. Herausgegeben von L. Oelckers. Leipzig, Fest. 12. 12½ Ngr.

Schubert, W., Licht und Liebe. Ein Liederkranz zur Feier der 50jährigen theologischen Doctorwürde des Prof. Jul. Aug. Ludw. Wegscheider in Halle. Nebst einer Composition von Dr. Fr. Schneider. Zerbst, Kummer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Senckel, F. A., Kann man als Glied der preußischen Landeskirche auch noch ein treuer Lutheraner sein? Eine briefliche Belehrung über das Verhältniß der lutherischen Kirche zur unirten sogenannten evangelischen Landeskirche. Rosenberg. 8. 4 Ngr.

Ueber die Stellung der Hochschule in der Republik mit besonderer Berücksichtigung der Verhältnisse im Kanton Bern. Bern, Jenni Sohn. 12. 7½ Ngr.

Die Preußische Verfassung vom 3. Febr. 1847, als: Patent, die ständischen Einrichtungen betreffend. — Verordnung über die Bildung des Vereinigten Landtags. — Verordnung über die periodische Zusammenberufung des Vereinigten ständischen Ausschusses und dessen Befugnisse. — Verordnung über die Bildung einer ständischen Deputation für das Staatsschuldenwesen. Nebst einem Anhang, enthaltend: Verordnung über das Staatsschuldenwesen. Vom 17. Januar 1820. — Gesetz wegen Anordnung der Provinzialstände. Vom 5. Juni 1823. — Verordnung, die ständischen Ausschüsse der Provinziallandtage betreffend. Vom 21. Juni 1842. — Reglement über das Verfahren bei den ständischen Wahlen. Vom 22. Juni 1842. — Artikel aus der Allgem. Preuß. Zeitung vom 5. Februar 1847. — Patent wegen Einberufung des Vereinigten Landtags. Vom 8. Februar 1847. 2ter Abdruck. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 4 Ngr.

Eines Hamburgischen Veteranen offener Brief an Hrn. E. A. Masius über Mobiliar-Brand-Versicherungs-Anstalten in Deutschland. Altona, Lehmkuhl. 1846. Gr. 8. 3 Ngr.

Vulpius, F., Amerikanische Erfahrungen. Winke und Warnungen für Auswanderungslustige. Mit Vorwort von H. Püttmann. Belle-Vue, Verlagsbuchhandlung. 12. 15 Ngr.

Wie ist der Zustand unsers regelmäßigen Staatshaushalts? Wie ist in Betreff der außerordentlichen Verwendungen in Zukunft zu verfahren? Zwei Fragen, beantwortet nach den veröffentlichten Finanz-Berichten ꝛc. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke. 1846. Gr. 8. 4 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 84. —— 25. März 1847.

Deutsche Dichter der neuesten Zeit.

Zweiter Artikel.*)

32. Christus der Herr in Legenden und Gesängen gefeierter Dichter. Dargestellt von Moritz Henrici. Leipzig, Liebeskind. 1845. 16. 15 Ngr.

Eine von jenen ascetischen Anthologien die sich bestreben, in Zusammensetzung einzelner Steinchen das Leben des Gottmenschen musivisch zu einem Ganzen zu gestalten. Der Bildner begnügt sich nicht mit den Beiträgen vaterländischer Meister aus der Jetztzeit, sondern holt das ihm nöthig scheinende Material auch aus der Rüstkammer ausländischer Dichter, z. B. des Lope de Vega. Seiner religiösen Färbung nach erscheint er auf dem Gebiet des biblischen und zum Theil mystischen Grundes. Da nimmt sich denn die bekannte Legende von Goethe hier wunderlich aus; indessen wird der fromme und gläubige Leser daran keinen Anstoß nehmen. Das beigegebene Bild, Christum als Kind vorstellend, ist so süß und mit Blumenschmuck überladen wie viele Nummern im Büchlein selbst.

33. Religiöse Dichtungen. Allen christ-katholischen Glaubensgenossen gewidmet von Friedrich Siegmund. Breslau, Trewendt. 1845. 8. 6 Ngr.

Sieh da, schon eine Stimme aus Deutschlands junger streitender Kirche! Einen langen Athem hat sie nicht; denn sie verstummt schon wieder, nachdem sie 39 Seiten lang getönt hat. Indessen ist sie so volltönend, kräftig und schwunghaft wie sie sein kann, wenn der sie beseelende Geist auf Ansichten wie folgende ruht:

> Was da erzeugt ist, daß es wirke,
> Geordnet ist's in weiser Zunft.
> Es kreist in dauerndem Bezirke;
> Gott ist die ewige Vernunft.

34. Protestantische Klänge von C. F. August. Berlin, Amelang'sche Sortimentsbuchhandlung. 1845. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Auf die den christ-katholischen Glaubensgenossen gewidmeten Dichtungen lassen wir protestantische Klänge folgen. Auch sie, da sie auf 16 Seiten abgedruckt sind, haben einen kurzen, aber doch kräftigen Athem. In biblischer Sprache, zum Theil ein Bibelwort zum Grunde legend, und ohne Polemik, künden sie in gereimten sechsfüßigen Jamben echt evangelische Ansichten vom Worte Gottes, von Wundern, vom geistlichen Beruf, vom Reiche der Wahrheit, vom Ringen aus Nacht und Dämmerung zum Licht und aus schwerem Kampf zu glorreichem Siege.

35. Bilder aus der Heiligen Schrift des Alten Bundes. Von Johann Baptist Eppenauer. Bamberg, Literarisches Institut. 1845. Gr. 8. 11¼ Ngr.

Ein frommer Sinn fehlt dem Verf. keineswegs; aber Kalliope ist ihm nicht gewogen. In fünffüßigen Jamben und in schlechten Reimen erzählt er die Geschichte des Joseph, der Judith und des Jonas so breitselig und gedehnt, daß dem Leser Zeit und Weile lang wird. Dabei trägt er die Farben zuweilen so dick auf, daß man alle Lust verliert den Blick auf seine Bilder zu wenden.

36. Harfenklänge aus Zion. Eine Sammlung geistlicher Gesänge und Dichtungen von J. Georg Matthes. Erfurt, Körner. 1845. 8. 20 Ngr.

Diese Gesänge sollten von Freunden der religiösen Poesie sowol als von unsern Pfarrgeistlichen und Kirchenbeamten nicht unbeachtet bleiben. Sie halten sich, was ihren dogmatischen Theil anlangt, sehr entfernt von jenem kirchlichen Stabilismus den eine gewisse Partei in unsern Tagen auf alle und jede Weise aufrecht erhalten möchte, verschmähen auch jenes mystische Gewinsel durch welches das religiöse Gefühl nicht sowol lebendig durchdrungen und gehoben als vielmehr überspannt wird. Aber sie halten sich auch ebenso frei und rein von jener modern-lichtfreundlichen Glaubensarmuth und dem damit verbundenen einseitigen Streben, die Liebe und nur die Liebe auf den Thron zu setzen. Dennoch ist dem ethischen Momente in ihnen volles Recht geschehen, d. h. es ist dasselbe weder durch das Dogma in Schatten gestellt noch einseitig hervorgehoben. Die Sprache ist würdig gehalten, und ohne mit Bildern überladen zu sein des Gegenstandes würdig und frisch; sie ist nicht vorzugsweise biblisch, zerstört aber nirgend das Starke und Naive, Concrete und Lebendige in den Reden der Propheten, der Apostel und Jesu. Keinem frühern geistlichen Liederdichter hat der Verf. nachgeahmt. Wenn ein Adventslied anhebt: „Heil! In Osten wird es helle" rc., wodurch wir an ein Lied von Novalis erinnert werden welches dieselben Anfangsworte hat, so ist Das aller Wahrscheinlichkeit nach ein Zufall; denn die Folge des Gesangs athmet einen ganz andern Geist, und wir sind nirgend im Buche noch auf ähnliche Stellen gestoßen. Wir behaupteten oben, der Pfarrgeistliche solle diese Lieder beachten. Derselbe kann nämlich, wenn das in seiner Gemeinde eingeführte Gesangbuch etwa dürftig ausgestattet ist, hier für einzelne Predigt-Themata um so mehr passende Lieder finden, da der Verf. bei den Festliedern auf die kirchlichen Perikopen Rücksicht genommen zu haben scheint. Man sehe z. B. die Adventslieder. Ja, wir sind sogar der Ansicht, die Gesangbuchsrevisoren und resp. -Verbesserer unserer Zeit werden hier mehr als ein Lied finden welches sich vollkommen eignet, eine Stelle in unsern Liedersammlungen einzunehmen. Ob freilich Hr. Pfarrer Rudolf Stier diese Ansicht mit uns theilt, wissen wir nicht, bezweifeln wir auch. Wünschen möchten wir, daß der geehrte Verf. seinem Liederbuche einen minder gesuchten und pretiösen Titel gegeben hätte. Soll Das locken? Bono vino non opus est hedera! Endlich thut es uns leid, daß wir unser allgemeines, hier nur angedeutetes Urtheil nicht speciell mit Proben aus der in 18 Abschnitte eingetheilten Sammlung belegen können.

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. [illegible]—[illegible] d. Bl. D. Red.

37. Das Kirchenjahr im Hause. Von Victor Strauß. Zwei Hälften. Heidelberg, K. Winter. 1845. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Das Buch schließt sich dem Inhalte und der Tendenz nach dem vorigen an. Es will häusliche Erbauung fördern, und bringt in Jamben auf jeden Tag im Jahre eine, in Summa also 365 religiöse Betrachtungen. Jede derselben geht aus einer Bibelstelle hervor, die der Verf. für die Wochentage selbst wählte; den sonn- und festtäglichen Betrachtungen dagegen, die auch größtentheils in Reimen abgefaßt wurden, sind die gewöhnlichen evangelischen Perikopen zum Grunde gelegt, und diese Bibelstellen und Abschnitte soll der Leser jedesmal vor der Lecture sorgfältig nachschlagen und überdenken. Er redet durchgängig die Sprache der Apostel, Propheten und des Stifters des Christenthums selbst, und der Ton ist jedesmal des behandelten Gegenstandes würdig. Er mag nun commentiren und glossiren oder schildern und reflectiren, man hört ihn immer gern, und der Geist seines Worts sticht gegen die erhabenen morgenländischen Aussprüche und Bilder, wie sie uns die heilige Urkunde in Fülle aufstellt, durchaus nicht ab. Was seine theologische Farbe und seinen individuellreligiösen Standpunkt anlangt, so scheint er zu keiner Fahne theologischer Parteien geschworen zu haben, steht aber stets auf festem biblischen Grunde, und hält die glückliche Mittelstraße zwischen nüchterner Ansicht und frommer Begeisterung, sodaß es Ref. bei der Lecture immer war als rufe ihm die Stimme des Verf. aus den Lettern zu: Ich glaube, darum rede ich!

(Die Fortsetzung folgt.)

Hildebrand, als Papst Gregorius VII. und sein Zeitalter, aus den Quellen dargestellt von Johannes Voigt. Zweite, vielfach veränderte Auflage. Mit einem Portrait Papst Gregorius' VII. Weimar, Landesindustrie-Comptoir. 1846. Gr. 8. 3 Thlr.

Das vorliegende Werk, obschon es in zweiter Auflage erscheint und deshalb, da es in seiner ersten Auflage vielfach beurtheilt worden, der wissenschaftlichen Welt bekannt ist, fodert dennoch um seiner Eigenthümlichkeit und besondern wissenschaftlichen Stellung willen jeden Beurtheiler wiederum auf, ihm eine besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Denn seit seinem ersten Erscheinen sind bereits 31 Jahre verflossen: innerhalb dieses Zeitraums hat die Geschichtswissenschaft im Ganzen wie im Einzelnen große Fortschritte gemacht und die werthvollsten Bereicherungen erhalten. Ferner liegt die Frage sehr nahe: Welchen Einfluß hat das Werk vermöge seiner in der That anerkennungswerthen Forschung und Endurtheile auf die Ansichten über das fragliche historische Object geäußert? Endlich kann, wie auf der Hand liegt, auch die Frage nicht umgangen werden: In welchem Verhältnisse steht die neue Auflage zu ihrer ersten Vorgängerin? Auf diese Weise glauben wir uns am besten die Wege vorgezeichnet zu haben die bei der Besprechung dieses Werks einzuschlagen sein möchten.

Daß die Muse der Geschichte in den jüngst verflossenen 30 Jahren fürwahr die Hände nicht in den Schoos gelegt habe, vielmehr thätiger gewesen sei als zu irgend einer andern Zeit, um ihre pflegebefohlene Wissenschaft zu fördern und zugleich die Zahl ihrer Verehrer möglichst zu vergrößern, wird Niemand in Abrede stellen der ihre Thätigkeit auch nur mit einiger Aufmerksamkeit beobachtet hat. Für und wider Gregor VII. ist nun die Geschichtsmuse gleichfalls nicht unthätig gewesen. Wir wollen die betreffenden Monographien hier zusammenstellen, die allgemeinen Geschichtswerke übergehend die ebenfalls dieses historische Thema besprechen, und sie mit einigen Bemerkungen begleiten. In Weber's „Sämmtlichen Werken" (Stuttgart 1834) ist der erste Band der Geschichte der Päpste bis Cölestin III. gewidmet. Gregor VII. wird daselbst, wie von des Verf. Grundsätzen nicht anders zu erwarten stand, heftig angegriffen, und ihm das Lob was ihm Voigt spendet durchaus versagt. Anders verhält es sich mit John William Bowden's „The life and pontificate of Gregory VII" (2 Bde., London 1840). Der Verf., der vorzüglich deutschen Forschungen folgt, ohne es zu sagen, die Quellen aber nur mangelhaft benutzt hat, vertheidigt den Papst im Geiste Pusey's und Newman's. Daraus erklärt sich auch höchst wahrscheinlich der Umstand, daß er Greisley's Schrift (London 1832), welche dasselbe Thema behandelt, gar nicht erwähnt, noch weniger berücksichtigt. Denn diese greift den Papst an und ist überhaupt in dem Sinne derjenigen italienischen Partei geschrieben welche in dem Wesen des Papstthums und in seinen Bestrebungen auch das wesentlichste Hinderniß der politischen Vereinigung Italiens findet. Diese Partei ist übrigens keineswegs erst in jüngster Zeit entstanden, ihr Ursprung verliert sich vielmehr in das Mittelalter hinauf. Beifälliger als über das englische Werk darf über eine französische Monographie von Delécluse geurtheilt werden: „Grégoire VII, Saint-François d'Assise, Saint-Thomas d'Aquin" (Paris 1844). Abgesehen davon, daß sie stilistisch sehr gut geschrieben ist, befleißigt sich ihr Verf., obschon auf dem Standpunkte des Katholicismus stehend, einer historischen Unparteilichkeit die Anerkennung verdient. Gregor VII. ist ihm ein Mann von geistiger Kraft und einer Gewalt die ihren Grund in dem Gefühle geistiger Ueberlegenheit hat. Diese Monographie bietet Vergleichungspunkte dar mit Dem was Bayle in seinem bekannten „Dictionnaire" über den berühmten Kirchenfürsten geurtheilt hat. Einen ganz andern Eindruck aber macht die Schrift eines deutschen Gelehrten, Georg Cassander, der ihr jedoch seinen wahren Namen nicht anvertraut hat: „Das Zeitalter Hildebrand's für und gegen ihn. Aus zeitgleichen Quellen" (Darmstadt 1842). Obwol der Verf. nur eine Zusammenstellung und Kritik der Quellen beabsichtigt und seine Schrift für den Vorläufer einer Biographie Gregor's erklärt, so sieht man doch deutlich genug aus einzelnen gelegentlich ausgesprochenen Urtheilen über den Letztern und über Voigt's „Hildebrand", daß er den erklärtesten und heftigsten Gegnern Beider sich anschließe. Es gehört nun hier nicht zu unserer Aufgabe Cassander's Buch zu beurtheilen; nur so viel wollen wir bemerken, daß Voigt ohne Zweifel den Gegner und seine Quellenkritik unterschätzt, und sich seiner gewiß nicht entledigt hat wenn er ihn durch folgende Worte vor der Hand von sich entfernt zu halten sucht: „Erst wenn der verkappte Ritter die geborgte Kappe abgelegt und sich nicht mehr scheut oder nicht mehr schämt, mit seinem wahren Namen und seinem eigenen Gesichte aufzutreten, werde ich mir den Mann ansehen und es darauf ankommen lassen, ob ein ehrlich Wort weiter mit ihm zu reden lohnt."

An die bereits genannten Schriften müssen wir noch anreihen „Annales Altahenses (von dem Kloster Niederaltaich so genannt); eine Quellenschrift zur Geschichte des 11. Jahrhunderts, aus Fragmenten und Excerpten dargestellt von Wilh. Giesebrecht. Als Anhang eine Abhandlung über die Kirchenspaltung nach dem Tode Nikolaus' II." (Berlin 1841.) Die Originale dieser höchst wichtigen Urkunden sind seit dem 17. Jahrhundert, wo sie nachweislich noch von den Geschichtschreibern benutzt wurden, verschwunden. Der Herausgeber stellt nun in der genannten 227 Seiten umfassenden Schrift das früher Benutzte zusammen, und so ist sie ein sehr guter Beitrag geworden zur urkundlichen Geschichte der deutschen Könige Konrad's II., Heinrich's III. und Heinrich's IV. Aber nicht sowol deshalb führen wir die Schrift hier an, sondern vorzüglich aus dem Grunde, weil Giesebrecht in der beigedruckten Abhandlung sich entschieden gegen Gregor VII. und Voigt's Biographie ausspricht. Daß Gurlitt und Paulus in ihren Anmerkungen zu Spittler's „Geschichte des Papstthums" sich scharf über jenen Papst aussprechen, und weder Stenzel in seiner „Geschichte Deutschlands unter den fränkischen Kaisern", noch Gis-

mondi in der „Geschichte der italienischen Freistaaten" sich als Vertheidiger seines Charakters und seiner Bestrebungen zeigen, müssen wir ebenso als bekannt voraussetzen wie Schlosser's Urtheil, das sich auf keine Seite entschieden hinneigt. Was die beiden protestantischen Kirchenhistoriker Henke und Gieseler betrifft, deren Ansichten durch Quellenstudien nicht ohne Gewicht sind, so erblicken wir sie ebenfalls in der Reihe Derer die Gregor VII. die ihm von Andern beigelegte Größe des Charakters und die Reinheit der Gesinnung durchaus absprechen zu müssen glauben. Gieseler sagt — wir führen dessen Worte darum an, weil ihn Voigt unberücksichtigt gelassen hat — im Wesentlichen Folgendes: „Wenn auch Gregor seine eiserne Festigkeit und seinen unüberwindlichen Muth in gewissen Lagen für jenen die Welt verachtenden, nur auf Gott schauenden Blick selbst zu halten scheint, so ist doch sein ganzes Handeln offenbar zu sehr nach den äußern Umständen berechnet, und tritt daher bei denselben innern Verhältnissen zu ungleich, bald in klugem Nachgeben und Uebersehen, bald in starrem Beharren, dann in bedächtigem Zaudern, dann in raschem anmaßlichen Eingreifen hervor, als daß man es in christlichem Sinne groß nennen könnte."

Wie verschieden Historiker und Theologen sich über das vorliegende Werk bei seinem ersten Erscheinen aussprachen, geben die gelehrten Zeitschriften von 1816 und namentlich Köppen in seinen „Vertrauten Briefen über Bücher und Welt" (1819) sattsam zu erkennen; der Letztere schrieb am weitläufigsten und gründlichsten über das ganze Thema. Uebrigens war die Mehrzahl der Beurtheiler mit dem neuen Standpunkte, den der damals noch jugendliche Gelehrte in der Biographie Hildebrand's eingenommen hatte, nicht einverstanden. Indeß es erregte überhaupt die Erscheinung auf dem Gebiete der protestantischen Gelehrtenwelt ein nicht gewöhnliches Aufsehen; selbst römisch-katholische Gelehrte nahmen Interesse daran und lasen das Werk des jungen protestantischen Biographen, namentlich in Oestreich, sehr fleißig. Als nun die ultramontane und auf Proselytenmacherei gerichtete Partei die Blößen und Schwächen der protestantischen Kirche möglichst auszubeuten anfing und zu diesem Zwecke auch die historische Literatur derselben durchmusterte, da stieß man denn außer auf Menzel's neuere „Geschichte der Deutschen" und Hurter's „Geschichte Papst Innocenz' III." auch auf Voigt's Biographie Gregor's VII. Eine französische und später eine italienische Uebersetzung ward in Umlauf gesetzt, und es schien Nichts leichter zu sein als den Verfasser derselben durch ein sanftes Erfassen seiner Hand in den Schoos der alleinseligmachenden Kirche hinüberzuziehen. Der Bischof von Rochelle, Clemens Villecourt, an der Spitze einer Propaganda stehend, übernahm das vermeintlich sehr leichte Geschäft, und schrieb im Februar 1839 einen höchst schmeichelhaften Brief an den Prof. Voigt, der unverdeckt dessen Bekehrung zur römischen Kirche beabsichtigt. Er ist Lateinisch und Deutsch in der vorliegenden zweiten Ausgabe mit abgedruckt worden. Es ist dieser Brief ein interessantes Actenstück für die Geschichte der Bestrebungen römischer Propagandisten. Voigt antwortete noch in demselben Jahre in einem so ehrenhaften Tone, daß, als Friedrich Wilhelm III. von Preußen davon Kunde erhielt, er durch einen Cabinetsbefehl demselben seine besondere Zufriedenheit ausdrücken ließ. Wir halten es nun sogar für Schuldigkeit, den Brief hier mitzutheilen und zu seiner Verbreitung beizutragen, damit die Möglichkeit immer mehr beschränkt werde, in Voigt's Biographie Gregor's VII. ein arrière pensée zu wittern; und wie weit eine solche Neigung verbreitet sei, wie leicht sie mit ihren Verdächtigungen hervortritt, Das hat ja in der jüngsten Zeit wieder Gfrörer durch seine Geschichte Gustav Adolf's in Erfahrung gebracht. Voigt's Brief ist aber folgender*):

„Das Schreiben welches du über meine Schrift: «Das Leben und Pontificat Gregorius' VII.» an mich gerichtet und mir vor einigen Monaten übersandt hast, hat in mir zugleich Freude und Betrübniß erregt; denn ich fühlte mich lebhaft erfreut, daß ich aus deinem Schreiben an dir einen Mann erkannte der sowol durch Frömmigkeit als durch seltene Gelehrsamkeit, durch Eifer für die Kirche und Aufrichtigkeit der Gesinnung ausgezeichnet und hervorglänzend dasteht, einen Mann dessen Worte mit seinen Gedanken im Einklange stehen und dessen Handlungen mit seinen Worten übereinstimmen, desgleichen einen Mann der keineswegs von Haß gegen Häretiker, wie man sie nennt, ergriffen, auch Die mit Wohlwollen umfaßt, achtet und verehrt, die, wie sie Einen Gott erkennen, so auch Einen Glauben, Eine Kirche und Ein Haupt, wenn auch nicht das zu Rom; denn du, höchstverehrungswürdiger Mann, hast durch deine gütigen Worte es selbst offen kundgegeben, daß du mich, obgleich ich nicht Katholik bin, aufrichtig achtest und ehrest. Ich hege daher im Grunde meines Herzens gegen dich, einen durch die größten Verdienste um deine Kirche ausgezeichneten, sehr gelehrten und aufrichtigen Mann, hohe Verehrung und alle Hochachtung, wie ich Gregorius VII., als ich sein Leben und Pontificat beschrieb, den Helden der Kirche, den Mann von hervorstrahlenden Tugenden, den durch muthige Standhaftigkeit ausgezeichneten und in Verfolgung seines Plans unerschütterlichen Papst bewunderte und immer bewundern und hochachten werde; denn ein Geschichtschreiber ist seine Bewunderung und Hochachtung allen den Männern schuldig die durch Tugend, Hochherzigkeit, Adel der Gesinnung, umfassenden Geist und Reinheit der Sitten sich auszeichnen. Wie ich daher Sokrates hochachte so auch Cäsar, wie Mohammed so auch Gregor VII., wie Luther so auch Friedrich II., König von Preußen. Diese Verehrung, diese Weihe, diese Liebe für alle wahrhaft ausgezeichnete Menschen ist, wie mir scheint, gewissermaßen ein wahrer heiliger Geist, der, die Seele jedes Geschichtschreibers durchdringend, ihm, um mich so auszudrücken, die göttliche Offenbarung in der Geschichte der Völker ertheilen muß."

„Aber auch ein Gefühl der Betrübniß, wie ich bereits sagte, hat dein Schreiben in mir angeregt und zwar aus dem Grunde, weil du, höchstverehrungswürdiger Mann, mich nicht sowol als einen wahren und gewissenhaften Geschichtschreiber zu ehren und mir zu huldigen scheinst, als vielmehr, weil du in mir einen solchen siehest, der «mitten in den Fluten des Irrthums noch umherwogt, doch mehr und mehr dem Hafen der Wahrheit (das heißt nach deiner Meinung der katholischen Kirche) sich nähert», und den du, ehrwürdigster Mann, wie du sagst, dringend als Katholiken wünschest. Darin aber, in diesem deinem Urtheil über mich und diesem deinem meine Gesinnung und meinen Willen betreffenden Wunsch und Verlangen befindest du dich sehr im Irrthum. Allerdings anerkenne und verehre auch ich mit dir wie Einen Gott so auch Einen Glauben, nämlich den wahrhaft christlichen, Eine Kirche, nämlich die gemeinsame Gemeinde aller rechtschaffenen, frommen und tugendhaften Christen, auch Ein Haupt dieser Kirche, das ist Christus, der Heiland aller Christen und der Quell alles unsers Heils. Niemals aber war für mich, ist oder wird sein jener römische oder katholische Glaube, wie sie ihn nennen, der einzig wahre, niemals jene römische oder katholische Kirche, wie sie sie nennen, die alleinseligmachende, niemals jener römische Priester, wie sie ihn nennen, das wahre Haupt der Kirche. Wenn also auch du, um mich deiner Worte zu bedienen, untersuchen willst und es dir gefällt, nach meinen Wünschen und meinem Verlangen zu forschen, so will, wie du mir, so ich dir, hochverehrungswürdiger Mann, aufrichtig und offen meine Meinung sagen: Ich verehre und achte dich mit frommem und aufrichtigem Herzen wegen deiner großen, fürwahr hinreichend bewiesenen Verdienste um die römische Kirche, auch wegen deines Eifers in kirchlichen Angelegenheiten und um deinen Glauben. Aber wie ich meinen Wunsch nicht dahin richte, daß du ein Lutheraner werdest, so richte du deinen Wunsch auch nicht darauf, daß ich Katholik werden solle. Bitte vielmehr den allmächtigen, gütigen Gott, daß seine Güte und Gnade nicht allein mich, sondern alle Menschen zum wahren Glauben, zur wahren seligmachenden Kirche, zum wahren

*) Nach der eigenen ganz wortgetreuen Uebersetzung des Verfassers.

Haupt unserer Kirche, Jesum Christum, führe. Bete auch, bitte ich dich, daß nicht Gregorius VII., sondern vielmehr Christus selbst, unser Erlöser, mir, wenn ich in den Himmel eintrete, entgegenkomme. Gewiß werde auch ich für dich, höchst verehrungswürdiger Mann, inständig bitten, daß dir einst die Pforten des Wohnortes der Seligen von dem wahren Haupt und König der Kirche, von dem Heiland aller Christen, geöffnet werden."

„Lebe nun wohl und nimm dieses Schreiben von mir als Zeugen und Dollmetscher meiner aufrichtigen Verehrung und tiefen Hochachtung gegen dich auf. Lebe wohl und bleibe mir wohlgesinnt!"

Der Bischof ließ diesen Brief, der die kirchlich-religiösen und historischen Standpunkte ebenso geschickt als entschieden voneinander trennt, nicht unbeantwortet. Es verräth aber diese Antwort, die zugleich eine Apologie der römischen Kirche enthält, eine gewisse Verlegenheit und Verblüfftheit: der Bischof hatte sich eine unerwartete Blöße gegeben, sowie mittelbar die Propaganda, als deren Dollmetscher er aufgetreten war. Auch dieses unter den obwaltenden Verhältnissen ebenso wichtige als interessante Actenstück hat unser Verf. im Original und in deutscher Uebersetzung seinem Werke vordrucken lassen. Die Veröffentlichung der ganzen Correspondenz erschien jetzt aber um so nothwendiger und rathsamer, als der Bischof nicht nur schon 1839 durch Mittheilung derselben in der allbekannten französischen Zeitschrift „Ami de la religion" diejenige Discretion deren Beobachtung man wol hätte erwarten sollen gebrochen hatte, sondern in der französischen Uebersetzung auch solche Abweichungen von den Originalen bemerkbar waren, daß man sie kaum für absichtslos erklären darf. In Deutschland gab (1840) der „Sion" zuerst nach jener unlautern und in seinem geschichtlichen Zusammenhange französischen Quelle Kunde von jenem merkwürdigen Briefwechsel. Jetzt liegt er in seiner Echtheit vor. Die Kirchengeschichte unserer Tage wird und kann ihn nicht ohne Berücksichtigung lassen, wann es gilt, die geheimen Absichten und Bestrebungen der Propagandisten aufzuhellen und in ihrem wahren Lichte darzustellen. Hurter unterlag bekanntlich ihren Verführungskünsten: derselbe Bischof von Rochelle hatte dabei die Hand im Spiele.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus England.

Das Erfahrungswissen gegen die Metaphysik.

Der Kampf welchen das positive Wissen, die Kenntniß des Greifbaren und Nachweisbaren mit den Systemen und Theorien des Uebersinnlichen begonnen, wird in unserer Zeit immer lebhafter, er pflanzt sich auf alle Gebiete der sogenannten Wissenschaften fort. Die Philosophie, welche sich ruhmredig so lange par excellence als solche bezeichnet, sieht auf ihrem eigenen Boden und mit ihrem eigenen Rüstzeug diese ihre Würde angefochten. Man will ihr kaum mehr Ansehen und Geltung einräumen als die einer Schwester der Religion, deren Unbegreiflichkeiten sich auch allenthalben an den offenkundigen Gesetzen der Wirklichkeiten stoßen. Wie die eine als Schwärmerei und Traumseligkeit des Herzens und der Gefühle liebt man die andere als das Schwindeln und Hokuspokusmachen des Gehirns und des Denkvermögens hinzustellen. Man kündigt an, daß die Zeit ins männliche Alter getreten, wo die wahre positive Wissenschaft mit den Träumen des Kinderglaubens und der Gedankenüberschwenglichkeit der Wissensunersättlichkeit des Jugendalters zumal zu Ende kommen, und sich an der Tafel der nahrhaften und gediegenen Wissenskost männlicher Erfahrung bequem niederlassen könne. Wer die Culturgeschichte der letztvergangenen 25 Jahre unbefangen durchgeht und erwägt, welchen Leistungen die Mehrzahl aller so wichtigen und großen Verbesserungen im Zustande der Gesellschaft zugeschrieben werden müssen, wird nicht in Verlegenheit sein zu entscheiden, auf welche Seite des Kampfs er sich stellen soll. Auch muß anerkannt werden, daß selbst unter den Philosophen die Positiven immer mehr Anhänger gewinnen. Daß die Gegner unter ihren vielgestaltigen Systemen wie die Religiösen auf die viertausendjährige Urkunde ihrer Wissenschaft und den ebenso alten Stammbaum mit unzähligen berühmten Namen hinweisen, ist ganz natürlich. Nur sind dies Dinge auf welche die Erfahrung und Einsicht der Gegenwart keinen Deut mehr gibt. Was die Wuth der zünftigen Weltweisen jedoch besonders reizt, ist, daß man den Inhalt des mehrtausendjährigen Vernünftelns über Dinge „die wir nicht wissen können" dem Volke vorsetzt und den einfachen gesunden Menschenverstand aufruft, in der Sache selbst sein Urtheil zu fällen. Das ist natürlich ein sehr großes Verbrechen an der Wissenschaft der Eingeweihten. Solches ist denn auch der Volksschrift „A biographical history of philosophy", von G. H. Lewes, widerfahren, worin die Ansichten welche der Franzose August Comte in seinem sechsbändigen „Cours de philosophie" in dem oben angedeuteten Sinne dargelegt, zum Maßstab der Beurtheilung für die verschiedenartigen philosophischen Systeme gewonnen worden sind die seit der grauen Vorzeit einander abgelöst haben. Die Metaphysiker sind in den englischen Zeitungen mit wahrer Tigerwuth über den Verf. hergefallen, und haben ihn einen Entweiher der Wissenschaft, einen Ignoranten, Idioten, Hanswurst und wer weiß noch was Alles gescholten. Ob dadurch der Verbreitung dieser Ansichten Halt geboten wird, ist freilich nicht als zu bezweifeln.

Das „Athenaeum" über Gützlaff.

Das „Athenaeum" bemerkt bei der Anzeige des ersten Bandes von R. Montgomery Martin's „China, political, commercial and social" in Bezug auf die darin vielfach benutzten Nachrichten des bekannten Gützlaff: „Mit aller Achtung für die gottesgelahrten und sprachlichen Kenntnisse des Hrn. Dr. Gützlaff mögen wir doch durchaus kein großes Zutrauen in seine statistische Genauigkeit und seine politische Einsicht setzen. Er hätte einen bessern Missionnair abgegeben, wäre er nicht Beamter geworden, und einen bessern Beamten, wäre er nicht Missionnair gewesen." 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 85. — 26. März 1847.

Deutsche Dichter der neuesten Zeit.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 84.)

38. Geistliche Gedichte des Grafen von Zinzendorf, gesammelt und gesichtet von Albert Knapp. Mit einer Lebensskizze und des Verf. Bildniß. Stuttgart, Cotta. 1845. Lex.-8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Aus diesen „Geistlichen Gedichten“ spricht die Gefühlsüberschwenglichkeit und Schwärmerei eines Mannes der als Stifter einer kirchlich-protestantischen Sekte einen gewichtigen Namen hat; sie bilden eine reiche Liedersammlung eines hochbegeisterten Streiters Christi, die ein ebenso kundiger, befugter als enthusiastischer Verehrer desselben nach hundert Jahren aus dem Staube zieht, und sie einer bedeutenden Zahl ebenso enthusiastischer Verehrer wie er selbst ist als theueres Vermächtniß einer schönen Seele darreicht. Dieser Sammler und Ordner des Zinzendorf'schen poetischen Nachlasses trägt in der That selbst einen Namen den in unserer Zeit der gelehrte Hymnolog wie der gläubige Bekenner des Namens Jesu mit gleicher Ehrerbietung ausspricht, und der mithin Fug und Recht hat eine zeitgemäße Ausgabe dieser Lieder zu veranstalten. In einem lesenswerthen Vorworte setzt er nicht nur den ästhetischen Werth dieser Geisteserzeugnisse auseinander, und gibt uns zugleich die Urtheile älterer und neuester Kritiker über dieselben, sondern gibt auch hinlänglich Rechenschaft über sein Verfahren bei der Arbeit und über die Grundsätze die ihn als Redigirenden leiteten. Zu Wenig hat er wahrlich nicht gegeben; wir möchten eher behaupten, er hätte aus einem allzu reichen poetischen Nachlasse, in welchem ewig das Thema: Christus, der Gekreuzigte und seine Gemeinde variirt wird, manches Unbedeutende, Tautologische und Excentrische ausmerzen und wegschneiden können. Das scheint ihm aber bei der enthusiastischen Verehrung eines Mannes den er dem Kirchenvater Augustinus und Luther an die Seite stellt nicht möglich gewesen zu sein, und er scheint um so weniger Etwas von dieser Fülle missen zu wollen, da es ihm nicht sowol daran liegt, Zinzendorf den Formdichter in das Publicum von heute einzuführen, als mehr der Brüdergemeinde und den andern Geistes- und Herzensverwandten des Grafen ein theueres Vermächtniß darzubieten. Ueberdies weiß er unter der ganzen Legion ehrwürdiger christlicher Sänger von der Apostelzeit an keinen einzigen Mann „der die Gnade, Wahrheit und Herrlichkeit Christi und die lebendige Gestalt seiner Gemeinde mit so vielseitiger Anschauung, mit solchem Feuer der Begeisterung, mit solcher schwungvollen Flugbreite der Phantasie, mit solcher bis ins Einzelnste gehenden Klarheit und Feinheit des Liebesgefühls, ja nicht selten mit solcher genialen Majestät, in welcher die Innigkeit mit der Ehrfurcht wetteifert, und mit solcher Sicherheit eines himmlischen Triumphs“ besungen hätte, als gerade diesen hochbegabten Mann; und so ist es natürlich, daß er es nicht über das Herz bringen kann, den kleinsten Papierstreifen von ihm liegen zu sehen, ohne ihn mit liebend ämsiger Hand an das ihm zu errichtende Monument anzuheften. So finden wir denn hier nicht blos die Gedichte welche Zinzendorf in dem noch zarten Alter von 12—15 Jahren niederschrieb, sondern auch solche die den Rost ihrer Zeit an sich tragen, und die in einer buntfarbigen Sprachmischung abgefaßt sind, von welcher der Verf. selbst sagt: er fahre zuweilen mit einem scheckigen Pferdegespann. Der geehrte Herausgeber ist nun mit ebenso vieler Sorgfalt als Pietät verfahren. Bei seiner aus innigster Liebe und Begeisterung fließenden Arbeit hat er nirgend gemeistert und corrigirt, sondern seinem verehrten Meister und Vorbilde nur mit nöthiger Rücksicht auf das jüngere Geschlecht gedient. Er versichert, er habe nur zu nehmen und zu empfangen nöthig gehabt, und habe er auch offenbare Exuberantien abgeschnitten, flüchtig Hingeworfenes mit freudiger Anerkennung des Kerns regulirt, den Staub der ältern Zeit abgewischt, und im Context einige nicht kräftig genug angedeutete Lücken mit einigen Worten ausgefüllt, so glaube er sich doch das Zeugniß geben zu können, daß er der Eigenthümlichkeit dieses seltenen Mannes nichts Wesentliches genommen habe. Da nun solchergestalt hier zunächst nicht für artistische Formkritiker, sondern mehr für einfache, Erbauung suchende Christen gearbeitet ist, auch dem Literarhistoriker Geist und Form der Zinzendorf'schen Poesien aus den Liedersammlungen der Brüdergemeinde bekannt ist, so dürfen wir hier den gewöhnlichen Maßstab der Kritik gar nicht anlegen und uns am wenigsten bei Beurtheilung derselben auf den Standpunkt der Partei stellen. Das kann uns aber keineswegs hindern zu bemerken, daß Zinzendorf als Mensch und Christ beiweitem höher stand denn als Dichter, daß in der Zeitperiode in die sein Leben fiel Gottsched das Scepter der Geschmacklosigkeit schwang, daß der Gedanke in den Liedern gewöhnlich schöner und höher als das Bild ist, daß des Gefühls Ueberschwenglichkeit hier Schwulst und dort unwürdige Tändelei wird, daß es hier häufig an der kühlen Besonnenheit gebricht, die Zinzendorf's Geistesverwandter Novalis vor Allem vom geistlichen Dichter auch in der glühendsten Begeisterung verlangt, und daß viele dieser Lieder ebenso sehr an Nachlässigkeit in der Form laboriren, wie daß die Leichtigkeit mit der ihrem Verf. die Verse abgingen, die Tiefe und Classicität derselben beeinträchtigt, Dinge die auch neuere Kritiker mit Recht gerügt haben. Wo Zinzendorf sein constantes Thema verläßt und auf rein menschliche Verhältnisse und Zustände eingeht, was freilich selten geschieht, da sehen wir oft klarer und gewinnender die Schönheit einer Seele die alle Fesseln des Irdischen abgestreift hat als in den Liedern, die von dem Blute des unbefleckten Lammes gleichsam triefen und die seine übrigen Lieblingsmaterien abhandeln. So zeuge von seiner wahrhaften Demuth eine Stelle aus dem Liede „Frühzeitige Ermunterung“ (S. 29):

Wird nun mein Grafenstand, die eitele Chimäre,
Die an sich selber Nichts als Koth und Schaden ist,
Woferne man dabei der Kindschaft Siegel mißt,
Je nutz als Botenschild zu unsers Königs Ehre:
So schäm' ich vor der Welt mich auch des Namens nicht,
Und trag' ein Fünklein bei zum schönen Abendlicht.

Auf, Brüder, lasset uns der Trägheit All' uns schämen!
Die Zeit ist kurz, die Pflicht ist groß, des Thuns ist viel;
Kämpft, fechtet, lauft getrost und unverrückt zum Ziel,
So muß sich Fleisch und Welt und Satanas bequemen.
Die Größe dieser Welt ist nur ein Narrentand:
Ein Priester Gottes sein, — das ist ein hoher Stand!

Wie aber Vaterschmerz in Ergebung und demüthige Unterwürfigkeit gegen Gott aufgeht, und welche Sprache dieser Sohn des 18. Jahrhunderts redet, bekunde ein Lied auf den „Heimgang seiner Tochter Theodore Caritas" (S. 333):

Herz der göttlichen Natur,
Herz der offenbarten Liebe!
Herz der Triebe!
Meine Seele opfert dir
Diese hier,
Und in brennendem Verlangen,
Deine Salbung zu empfangen,
Oeffnet sich des Geistes Thür.

Dieses war des Glaubens Wort,
Welches meiner Tochter Seele
Aus der Höhle
Und aus allem ihren Drang
Aufwärts schwang;
Dieser Stimme stilles Tönen,
Und der Theodore Krönen
Waren ein Zusammenhang.

Theurer Heiland! sage mir,
Wie gerath' ich arme Made
Zu der Gnade,
Daß du meiner Kinderlast
Selber faß'st?
Denn sie kann so bald nicht drücken,
Bald befreist du meinen Rücken,
Den du sonst beladen hast!

Theodore Caritas
War zwar eins der ungemeinen
Edeln Kleinen;
Ihrer Hütte engen Raum
Merkt man kaum,
Und ihr Kindersinn und Wille
Regte sich in solcher Stille,
Daß man dacht', es sei ein Traum.

Eben d'rum, du theures Herz,
Spricht der Hirt der kleinen Schafe:
„Dorel, schlafe!"
Weil es ewig schade wär',
Wenn die Ehr'
Eines unbefleckten Kindes
Sich im Gift des Erdenwindes
Nur ein einzig mal verlör'.

Falle hurtig, viertes Loos,
Das so lieblich mir gefallen!
Unter Allen
Findest du das schönste Theil!
Fahr' in Eil',
Und bleib im durchstoch'hen Herzen
Des verklärten Manns der Schmerzen
Stecken als ein reiner Pfeil!

Hörst du deines Vaters Rath?
Oder singst du deine Lieder
Etwa wieder?
Daß dir ja der Worte Sinn
Nicht entrinn'!
Laß dich deinen König küssen;
Will er aber sonst was wissen:
Statt der Antwort sinke hin!

Meine Sorg' ist aus für dich!
D'rum, du Fürst der Gotteswege
Und der Pflege!
Es erstreckt sich ja die Macht
Meiner Wacht
Nur auf die in Hütten wohnen;
Du bist Hüter bei den Thronen;
Nimm die Dorel gut in Acht!

Hier lernt der Leser nicht blos Ton und Geist dieser Harfenklänge kennen, sondern er sieht auch, daß es bei allen Lebensereignissen dieses durch und durch frommen Mannes in seinem Herzen immer Charfreitag war, wie der Herausgeber ebenso schön als wahr im Vorworte über sein Inneres urtheilt. Dem mit Fleiß und Liebe gearbeiteten Buche ist das von Kupetzky gemalte und von Michael Holder in Stuttgart meisterhaft gestochene Bild des Grafen nebst einem Facsimile desselben beigefügt, und als eine ebenso schätzenswerthe Zugabe erscheint die der Sammlung angehängte biographische Skizze, welche nach der Biographie Zinzendorf's von Jak. Wilh. Verbeek (Gnadau 1845) gearbeitet zu sein scheint.

39. Gedichte von Eduard Silesius. Zwei Bändchen. Wien, Gerold. 1846. Gr. 12. 2 Thlr. 10 Ngr.

Hier haben wir es zwar nicht mit einem Dichtergemüth zu thun in welchem es, wie bei Zinzendorf, täglich Charfreitag ist, wol aber mit einem Sänger durch dessen Seele ein stillsehnsüchtiges und wehmüthiges Träumen rinnt, welches sich bald auf die irdische, bald auf die himmlische Heimat bezieht. Auf alle menschliche Zustände und Verhältnisse weiß er einen verklärenden Schimmer herabzuleiten, weil er das Leben stets in einem höhern Lichte schaut; die Bilder einer heitern Begeisterung bewahren ihm eine gewisse Frische des Geistes und Herzens; mit der Natur verkehrt er wie mit einer trauten, segnenden Freundin, deren leisesten Laute er versteht und beherzigt; das Ideale drängt das Materiale, das in unserer heutigen Dichterära eine so bedeutende Rolle spielt, stets zurück, und auch da wo er, aus der lyrischen Subjectivität heraustretend, sich zum Objectiven wendet, schildert er nur solche Zustände und Ereignisse in denen Welt und Herz von Verklärungsglanz umflossen sind. Die wie es scheint durch Mendelssohn und Beethoven geweckte Musik in seinem Innern influirt auf sein Wort also, daß sein Saitenspiel nur selten von einer Dissonanz oder etwas Nachgesungenem ertönt. Trotz dieses günstigen Urtheils müssen wir diesen Liedern dennoch die Unsterblichkeit absprechen; denn sie stehen au niveau mit den bessern Leistungen der poetischen Jetztwelt, erheben sich aber nirgend über dasselbe, und ihr Klang gleicht einer Vogelstimme, die, erklingend in einem großen Waldconcert, von der lauschenden Menge überhört werden wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hildebrand, als Papst Gregorius VII. und sein Zeitalter, aus den Quellen dargestellt von Johannes Voigt. Zweite, vielfach veränderte Auflage.

(Beschluß aus Nr. 84.)

Fragen wir jetzt, welchen Einfluß Voigt's Urtheil über Gregor VII. auf die protestantische Geschichtschreibung Deutschlands gehabt habe, so zeigt er sich allerdings im Ganzen als gering: die Ausgleichung der auseinander gehenden Ansichten ist keineswegs erfolgt. Denn wenn wir in Luden's „Geschichte des deutschen Volks" eine im Wesentlichen mit Voigt übereinstimmende Ansicht ausgesprochen finden, so ist diese in der

Hauptsache dieselbe die der berühmte Historiker schon in seiner Weltgeschichte geäußert hat (1821), und die unsern Verf., der seinen Vorlesungen darüber beiwohnte, bestimmte, der Sache genauer nachzuforschen, weil Das was er bei dem bekannten Theologen Griesbach in derselben Universitätsstadt gleichzeitig über Gregor's Charakter und hierarchische Bestrebungen hörte, mit den Vorträgen des Geschichtslehrers so wenig übereinstimmte. Wir kennen nur einen protestantischen Historiker, der Voigt in der Erhebung Gregor's in seiner bekannten an Leidenschaft grenzenden Ausdrucksweise noch überbietet. Leo sagt in der „Geschichte Italiens" (I, 459) Folgendes: „In der That, man muß selbst überaus roh und geistig untergeordnet sein, wenn man die natürliche Beziehung der Nationalität so hoch anschlägt, um sich durch sie hindern zu lassen, jubelnd in den Triumph einzustimmen den zu Canossa ein edler Mann über einen unwürdigen Schwächling feierte."

Allein das Verdienst darf unser Verf. in Anspruch nehmen, daß er zu einer ausgebreitetern und gewissenhaftern Quellenbenutzung in den Angelegenheiten Gregor's die Veranlassung gegeben hat, und daß von nun an eine im Sinne der Ultramontanen gehaltene Erhebung desselben ebenso wenig mehr für historisch gelten kann als eine maßlose Herabsetzung seines sittlichen Charakters, eine Erniedrigung seiner geistigen Befähigung und unbedingte Verdächtigung aller seiner Maßregeln und Absichten. Dessenungeachtet aber möchte man vergebens auf eine Uebereinstimmung unter den Richtern Gregor's VII. hoffen. Will man vorzugsweise den persönlich-sittlichen Standpunkt annehmen: wer weiß es nicht, daß schon die Zeitgenossen für und wider die Reinheit des Charakters jenes Papstes stritten? Und wenn auch eine weitere Quellenkritik noch Manches aufklären sollte, so wird eine richtige Ansicht von den damaligen Zuständen und Entwickelungen doch niemals zugeben können, daß der große Kampf, der damals zwischen Kirche und Staat offen ausbrach, sich vorzüglich um die streitenden Persönlichkeiten, um ihren sittlichen Werth oder Unwerth, als seinen Angelpunkt, bewegt habe. Nimmt man nun aber auch an, wie man es in der That muß: jener Kampf, der durch seine Entscheidung ein welthistorisches Ereigniß wurde, ward zwischen dem kirchlichen und staatlichen Principe geführt und personificirte sich nur in Heinrich IV. und Gregor VII.: haben nicht die Einen die Hierarchie verdammt und die Staatsgewalt in Schutz genommen, während die Andern das Entgegengesetzte gethan haben und noch thun, und die kämpfenden Persönlichkeiten nach Maßgabe ihrer geschichtlichen Urtheile in das Bereich ihrer Verdammung oder ihrer Freisprechung mit hineingezogen? Daher ist Gregor VII. mit seinen geistesverwandten Nachfolgern ebenso verurtheilt worden wie Heinrich IV. freigesprochen oder wenigstens vertheidigt, und umgekehrt. Es gibt aber, wie wir meinen, noch einen dritten Standpunkt, der dem Historiker in dieser streitvollen Sache einen erweiterten Horizont eröffnet und ihn vor der Erreichung gegnerischer Waffen schützt; wir glauben ihn den psychologischen nennen zu dürfen. Konnte wol in einer gemeinen Seele die Quelle für Gedanken und Pläne enthalten sein wie sie Gregor VII. gefaßt hat? Konnte ein energieloser Geist einen Kampf hervorrufen und ihn zu bestehen sich getrauen, der das Zeitalter, die Mächtigsten der christlichen Welt, die heftigsten von beleidigten Interessen entzündeten Leidenschaften in die Schranken rief? Zeugt es etwa für Kurzsichtigkeit und nicht vielmehr für den schärfsten Blick in die allgemeine Zeitlage, sowie in die besondern Zustände der einzelnen Staaten und mächtigen Persönlichkeiten, daß er gerade den Kampfplatz wählte wo allein der entscheidende Sieg errungen werden konnte, gerade die Mittel die allein zum Ziele zu führen vermochten aus seinem Zeitalter herausgriff, und gerade diejenigen politischen Schwächen der fürstlichen Zeitgenossen*) erfaßte die ihm allein als Staffel zu der Höhe zu dienen geeignet waren auf die nicht er, sondern die Kirche steigen sollte? Aber der Ehrgeiz, rufen die Gegner, war der nicht vorherrschend in Gregor's Seele, vielleicht in höchst verwerflichem Grade? Dieses Letztere vermag die Geschichte gar nicht zu beweisen; das Vorhandensein des Ehrgeizes aber überhaupt darf sogar ohne Nachtheil vorausgesetzt werden. Denn kräftige, ihrem Zeitalter überlegene Geister können nicht ohne diese irdische Mitgift gedacht werden. Ja, wir fühlen uns sogar zu der Behauptung berechtigt: wer dem Menschen jeden Ehrgeiz nehmen wollte, würde seiner Thatkraft für eine stählerne eine — hölzerne Spannfeder unterlegen. Und mag so viel Wahrheit als man will in Dem enthalten sein was der Franzose Viennet irgendwo über Gregor sagt: „L'Europe lui doit trois legs funestes, la querelle des investitures, la rivalité des rois et des papes, la vaine conquête du saint Sépulcre, c'est-à-dire, siècles de schismes, de guerres civiles, de guerres étrangères et de calamités de toute espèce": dem Urtheile über seine geistige Befähigung, seiner Thatkraft und seinem überlegenen Scharfblicke kann Dies keinen Eintrag thun. Und so viel bleibt auch außerdem gewiß: eine gemeine, dem Niedrigen ergebene und der Sinnlichkeit verkaufte Seele hat noch nie — die Welt erschüttert!

Kommen wir endlich noch in möglichster Kürze auf das Verhältniß dieser zweiten Auflage unsers Werkes zu der ersten, so erachten wir es für das Beste, den Verf. selbst reden zu lassen:

„Ich habe Vieles in dieser zweiten Auflage verändert, Manches gestrichen, Manches anders gefaßt, Anderes ergänzt und berichtigt, jedoch im Ganzen die ursprüngliche Anlage und den ganzen Charakter des Buches unverändert gelassen, weil meine Ansicht von Gregor's Leben und Wirken heute im Ganzen noch dieselbe ist. Den zahlreichen Verbesserungen, Veränderungen und Ergänzungen in den Einzelheiten liegen vorzüglich die vortrefflichen Werke Stenzel's, Luden's und Schlosser's zum Grunde, die ich fleißig benutzt habe; denn wenn ich auch hier und da die Quellen selbst wieder verglich, so gebrach mir unter meinen jetzigen Verhältnissen und Studien doch die erfoderliche Muse, um die vor 30 Jahren nicht benutzten und seitdem zugänglicher gewordenen Chronisten der Reihe nach zu diesem Zwecke gründlich durchzulesen, und es blieb mir nur möglich, mich an das mir von den erwähnten gründlich forschenden Historikern über Gregor's Zeit dargebotene Material zu halten, was ich hiermit offen zu erklären mich verpflichtet fühle."

Zu einer vollständigen Vergleichung der beiden Auflagen des Werkes ist uns hier kein Raum gegönnt; sie erscheint übrigens insofern auch nicht als Nothwendigkeit, da gerade das Wesentliche, die Idee, die dem Werke zu Grunde liegt und dasselbe überhaupt ins Leben gerufen hat, unverändert geblieben ist. Wir scheiden aber mit derselben Hochachtung vor dem Verf. auch von diesem Werke, die wir schon mehr als ein mal bei Beurtheilung seiner historischen Leistungen auszusprechen Gelegenheit gefunden haben.

K. Zimmer.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Sklavenwesen.

Die besoldeten, im Interesse einiger gewinnsüchtigen Colonisten schreibenden Vertheidiger der Sklaverei glauben die Gründe der Abolitionisten dadurch beseitigen zu können, daß sie die Vorfechter der Negeremancipation im Allgemeinen der Uebertreibung und namentlich der Unkenntniß des Thatbestandes zeihen. Von falschverstandenen Freiheitsideen irregeleitet — so meinen die Sachwalter der leider noch bestehenden Ordnung —

*) Wenn Heinrich's IV. Erniedrigung vor der päpstlichen Tiara einen Theil der damaligen Deutschen ebenso erbitterte wie noch heute, und mit Recht, so müssen und mußten sie auch beklagen, daß ihre Zerwürfnisse der scharfsichtigen Politik des Papstes eine solche Blöße gaben.

schilderten die feurigen Publicisten, welche sich der Sklaven annahmen, die Zustände des Colonialwesens mit so düstern Farben, daß sie der Wirklichkeit unmöglich entnommen sein können. So sucht man die Gründe welche vorgebracht werden zu entkräften, indem man sie als hohle, inhaltsleere Declamationen, denen ein positiver Halt mangelt, bezeichnet und der Lächerlichkeit preisgibt. Wenn Dem wirklich so wäre, wenn die Schriftsteller welche sich die Aufgabe stellen den Schimpf der Sklaverei von Frankreich abzuwenden, die Thatsachen im Interesse ihrer Sache übertrieben hätten, so bliebe, sollte man meinen, doch immer noch Grund und Veranlassung genug zur schweren Anklage gegen Diejenigen welche es sich angelegen sein lassen, den Jammer der Sklaverei zu verlängern. Nun kommt aber ein Werk den Vertheidigern der Emancipation zu Hülfe, dessen Erscheinen gerade in die rechte Zeit fällt. Es rührt von einem Manne her der sich in einer solchen Stellung befunden hat, daß sein Wort sicher in die Wagschale fallen muß und sein Votum nicht ohne Weiteres beseitigt werden kann. Der Titel dieses gewichtigen, an Thatsachen und Belegen reichen Buchs lautet: „La vérité et les faits, ou l'esclavage à nu dans ses rapports avec les maitres et les agents de l'autorité." Der Verf., France, stand fast drei Jahre als Chef der Colonialgendarmerie in Martinique, und befand sich also an der besten Quelle, um über die Verhältnisse, welche er jetzt schonungslos aufdeckt, die verbürgtesten und glaubhaftesten Aufschlüsse sich zu verschaffen. Es ist nur zu billigen, daß er, wie man es zu bezeichnen pflegt, die Thatsachen für sich selbst reden läßt, und nur hier und da durch einige gedrängte, allgemeine Bemerkungen das rechte Licht auf die mitgetheilten Documente wirft. Freilich hat Hr. France über die ganze, hochwichtige Frage seine bestimmte Ansicht; aber diese Ansicht ist hervorgegangen aus einer genauen Kenntniß der betreffenden Zustände, und aus einer durch ruhige Beobachtung gewonnenen Bekanntschaft mit dem Gegenstande dem er seine ungekünstelte Feder gewidmet hat. Die Documente auf die er sich stützt fallen alle in die Jahre 1843, 1844 und 1845, und man wird wol kaum wagen ihre Authenticität in Zweifel zu ziehen, sowie man auch ihre Bedeutung und Tragweite nicht in Abrede stellen wird. Freilich wird durch diese Mittheilungen mancher heimliche Schutzredner der Sklaverei ans Licht gezogen, und mehr als ein Name compromittirt. Aber wenn man auf Thatsachen pocht, wenn man die Abolitionisten mit der Versicherung, sie kennten die wahren Verhältnisse nicht, aus dem Felde zu schlagen wähnt, so muß die volle unverschleierte Wahrheit mit ihrer überwältigenden Gewalt hervortreten. Empörend ist es in der That, wenn man sieht, wie ein einflußreiches Mitglied des katholischen Klerus, Jacquier, der apostolische Vicepräfect, nicht nur selbst einen ansehnlichen Sklavenstand unterhält, sondern wie er sogar, uneingedenk seiner heiligen Verpflichtung die Leiden der Bedrückten zu lindern, das Regiment der Sklaverei als ein rechtmäßiges Verhältniß darzustellen geneigt ist. Mit Recht verwirft der Verf., welcher sich mit einer allmäligen Verbesserung der bestehenden Zustände nicht abspeisen läßt, weil man, wie er sagt, Das was an sich grundschlecht ist nicht verbessern kann, die Meinung Derer mit Entschiedenheit welche lauen Ansichten huldigen, und, statt den entscheidenden Schritt zu thun, von einer Vorbereitung der Sklaven zur Freiheit, von einer Heranbildung, und wie die Phrasen sonst noch lauten, reden. Alle diese Gründe sind zwar auch schon von andern Seiten herbeigebracht; aber sie gewinnen hier, wo ein schweres Geschütz zahlreicher Belege — der Verf. theilt allein 133 umfassendere Documente, aus amtlichen Quellen geflossen, mit — zu ihrer Unterstützung erscheint, bedeutend an Gewicht und Energie.

Vinet's Urtheil über den Socialismus.

So viel auch bereits besonders in den letzten Jahren für und wider den Socialismus und die damit in Verbindung stehenden Ideen geschrieben ist, so wird es doch immer noch von Interesse sein, das gewichtige Urtheil eines Mannes wie Vinet über diese Angelegenheit zu hören. Dasselbe ist niedergelegt in einem besondern Werkchen, welches vor kurzem unter dem Titel „Du socialisme considéré dans son principe" (Genf 1846) die Presse verlassen hat. Vinet will, wie schon der Titel bezeichnet, keineswegs die Einwirkung der socialistischen Ideen auf den Staat, und die wunderlichen Entwürfe, welche mit der innern Gliederung der von den socialistischen Schwärmern in Anregung gebrachten Reformen zusammenhängen, einer nähern Beleuchtung unterwerfen; es kommt ihm vielmehr darauf an, der eigentlichen Grundidee auf welche diese ganze Krisis sich stützt nachzuforschen und sie vom christlichen Standpunkte aus zu würdigen. Auf diese Weise tritt die moralische Frage, welche von den bisherigen Kritikern so gut wie ganz vernachlässigt ist, in den Vordergrund. Es scheint übrigens um so dringlicher, die ganze Angelegenheit einmal von ihrer christlichen Seite aufzugreifen, als die Socialisten selbst in letzterer Zeit angefangen haben den Namen des Evangelium im Munde zu führen, und ihr wankend gewordenes Gebäude auf den Grund losgerissener biblischer Citate zu stützen. Vinet geht bei seiner Entwickelung von dem Axiome aus, daß „der Mensch und die Gesellschaft zwei verschiedene Begriffe sind" (l'homme et la société sont deux). Das Raisonnement welches er an diesen Grundsatz knüpft wollen wir, weil es wenigstens eine Beziehung des Socialismus im richtigen Lichte erscheinen läßt, hier folgen lassen. „Der Staat ist die Gewalt Aller, welche die Gewalt jedes Einzelnen im Zügel hält. Der Staat ist die Schranke welche die Vernunft und das gemeinschaftliche Interesse den im Herzen der Einzelnen sich regenden wilden Sonderinteressen entgegengestellt haben. Der Staat ist in ein und derselben Gesellschaft das Gesetz und die Strafvollziehung (la sanction pénale); in dem Verhältniß von einer Gesellschaft zur andern ist der Staat der Krieg; ursprünglich ist also der Staat eine fortwährende Drohung und ein organisirter Zwang. Man unterwirft sich demselben, weil man muß; man unterwirft sich, weil man, wenn man sich weigern wollte, Mehr verlieren als gewinnen müßte; endlich unterwirft man sich auch, weil man am Ende diesem Verhältniß einige Annehmlichkeit abgewinnt. Aber es bedurfte der Unterwerfung, und alle Tage muß man sich unterwerfen. Wie gemäßigt auch der Zwang sein mag, so fühlt man ihn doch unaufhörlich, und der Mensch, welcher dem kunstreich bearbeiteten und durch ein Wunder belebten Marmor gleicht, kann, indem er die Augen abwechselnd auf den Staat richtet, und dann wieder auf sich zurücklenkt, mit Bestimmtheit sagen: Ich bin es, und ich bin es auch nicht!"

Louise Colet.

Der Dichtername Louise Colet hat neben Amable Tastu und einigen ähnlichen eine ganz achtungswerthe Stelle gefunden, und die neuesten poetischen Erzeugnisse welche unter dieser Firma ans Licht getreten sind dürften daher schon um ihres Autors willen auf einige Beachtung rechnen können. Sie führen den etwas gesuchten Titel „Les chants des vaincus". Unter den verschiedenen größern Stücken welche der Sammlung einverleibt sind bemerken wir diejenigen in denen die vielbesungene That der Charlotte Corday und das an Wechseln reiche Leben der geistreichen Mad. Roland behandelt werden. Beide Dichtungen sind uns übrigens aus einer Zeitschrift — irren wir nicht, so war es die „Revue de Paris", welche sie vor längerer Zeit brachte — bereits bekannt. In diesen Compositionen zeigt sich Geschick, poetisches Talent, und eine bei weiblichen Naturen seltene psychologische Kraft. Von den kleinern Gedichten, welche sich außerdem noch mitgetheilt finden, scheinen uns „Le Midi" und „La poésie légère", in denen sich ein bewegliches Talent und wirkliche Empfindung aussprechen, die bedeutendsten, obgleich auch hier wie an andern Stellen des neuen Werkes eine strengere Feile und eine kunstreichere Fassung zu wünschen gewesen wäre. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 86. —— 27. März 1847.

Deutsche Dichter der neuesten Zeit.
Zweiter Artikel.
(Fortsetzung aus Nr. 85.)

40. Gedichte von K. R. Hagenbach. Zwei Bändchen. Basel, Schweighauser. 1846. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Diese Gedichte gehören zu den wenigen in die sich der Leser unwillkürlich vertieft, wie der Lustwandler in den Gängen eines kunstvoll und großartig angelegten Parks voll von Bowlinggreens, Kiosks, Wasserfällen und überraschenden Fernsichten. Die ganze Anlage ist, wenn wir im Bilde bleiben wollen, großartig und von geräumigem Areal; die einzelnen Ruheplätzchen, Lauben und Beete lassen sich bei oberflächlicher Anschauung nicht wohl kennen lernen, sondern wollen mit Muße und prüfender Aufmerksamkeit betrachtet sein. Der Mann aber der diesen reizenden Park angelegt hat ist von Haus aus kein zünftiger Kunstgärtner, sondern baut das Ackerland der Wissenschaft seit Jahren mit anerkannt kundiger Hand, und arbeitet im Weinberge des Herrn, obwol in der Schweiz, seinem Vaterlande, die Rebencultur gering ist. Auf dem Felde der Facultätswissenschaft haben wir längst schon mit Vergnügen und hochachtender Anerkennung seine Bekanntschaft gemacht, und drücken ihm nun, indem wir ihm unerwartet auf dem Gebiet des Schönen begegnen, mit aufrichtiger Verehrung die Hand. Zwar versichert er an mehr als einer Stelle seines Buches, er hätte, als bloßer Dilettant, vielleicht besser gethan, dieses Gebiet gar nicht zu betreten, man werde in seinem Blumenkranze neben der heimatlichen Flora aus Hauswurz und Krausemünze sehen, er, der Fünfundvierzigjährige, wetteifere durchaus nicht mit der neuen, jungen Dichterschule, er trete in einem Rocke von altem Schnitte unter Menschen auf unter denen noch alter Glaube und Frohsinn walte, und die des Herzens Sprache verständen; aber gerade solchen schlichten, kernhaften, gediegenen Geistern begegnen wir gern auf dem lauten Musenbazar unserer Tage, wo man „nach seltener Reime Wendung und Verschwendung und neuer Formen Blendung und Vollendung angelt", wo man durch das Auftischen möglichst piquanter Speisen um die Gunst eines blasirten Publicums buhlt, und wo das Reale und Materielle, behangen mit dem zindeltaffentnen Gewande des Kosmopolitismus und dem Rauschgolde des Weltschmerzes, das Ideale verdrängt, welches ehedem als jeglicher Dichtung Reiz und Kraft betrachtet wurde. Damit soll jedoch keineswegs gesagt sein, der schweizerische Sängerdilettant gehöre der sogenannten alten Schule an: nein, er kennt die Mängel derselben; er kennt auch die Jetztwelt mit ihren Errungenschaften und Verirrungen, ihren Leistungen in Kunst und Wissenschaft, ihren contrastirenden Bestrebungen im Religiösen und Kirchlichen und ihren philosophischen Klopffechtereien, und diese Welt spiegelt sich getreu in seinem Buche ab. Obwol er Professor der Theologie ist, und man sonach meinen sollte, seine Poesie trage mehr ein geistliches als weltliches Gepräge, so kennt er doch den letztgenannten Unterschied durchaus nicht, sondern sein Geist und Gemüth amalgamiren beide Elemente auf das innigste (II, 9):

> Was soll die Theilung mir, die ältliche,
> In geistliche Gedicht' und weltliche?
> Ist nicht die Welt, die tausendtheilige,
> Gehalten durch das eine Heilige?
> Dies Eine geistlich-weltlich zu entfalten,
> Das Niedrigste ins Höchste zu gestalten,
> Den Scherz im Ernst, den Ernst im Scherz bewähren,
> Das Irdische ins Himmlische verklären,
> Das, Freunde, mein' ich, fühltet ihr's noch nie?
> Ist Grundgeheimniß aller Poesie.
>
> Das Geistliche, das Ueberschwengliche —
> Zur Folie wird ihm das Vergängliche;
> Erscheint dir nicht im Humoristischen
> Das Ideale wie im Mystischen,
> Hast du noch nie gelächelt unter Thränen,
> Fühlst du im Jubel nie der Wehmuth Sehnen,
> Ist nie dein Ohr zur Tiefe durchgedrungen,
> Wo sich die Gegensätze ausgeklungen,
> Ist dir die Welt verschlossen wie der Geist:
> Dann sage mir, was Geist- und Weltlich heißt!

Doch prädominirt hier über Geistliches und Weltliches des Gedankens Macht, und man hört aus jeder Zeile den Mann reden den die Musen aus der Aula der Wissenschaft in ihren heitern Tempel geführt haben. Eben deshalb lassen sich auch die Gedichte nicht so schlank weglesen wie zehn andere, sondern sie wollen durchdacht und überdacht sein. Was er unter der Ueberschrift „Vergnügliches" (S. 12) im zweiten Bändchen sagt, gibt uns nicht nur ein lebendiges Bild seiner poetischen Persönlichkeit, sondern kann auch als Kriterion seiner sittlichen Bestrebungen und seines ganzen innern Lebens dienen. Da kommt zur Sprache: sein individueller Geschmack, seine Heimat, sein Reichthum, die Art und Weise wie er Heimsuchung und Lebenswechsel hinnimmt, sein Talent für Sprachen, Theologie und Philosophie, die Politik, der Lehrstand, die Schule, die Kirche und ihre Wirren. Ueber die ihm verliehene Gabe, das Schöne in Worte zu gestalten, sagt er in dem angezogenen Gedicht (S. 14):

> Ein Dichter bin ich nicht, ich will es frei bekennen,
> Wollt ihr den Genius, den schaffenden, so nennen.
> Kein Epos wird der Welt verkünden meinen Namen,
> Und keine Bühne trägt die Helden meiner Dramen;
> Ja, von den Liedern selbst, die ich wol auch gesungen,
> Ist mir noch selten eins aus fremdem Mund erklungen;
> Zudem hab' ich mich nie moderner Kunst beflissen,
> Die, wenn mit Gott sie grollt, vom Weltenschmerz zerrissen,
> Mit Flüchen um sich wirft, daß selbst die Hölle bebt,
> Und die von Gall' und Gift in jeder Strophe lebt.
> Doch, wenn der Frühling sich in Winterträumen regt,
> Ein stilles Glück von Gott mir tief das Herz bewegt,

Bei And'rer Freud' und Leid, in süßer Wehmuth Stunden,
Da hat sich erst im Lied mein Herz zurechtgefunden,
Da ward ihm wieder leicht, und was mir dunkel war,
So lang' es Prosa blieb, in Versen ward mir's klar.
Auch wo ein freundlich Bild mir winkt in der Geschichte,
Da halt' ich's gerne fest, erzählend im Gedichte.
Ob auch des Weisen Wort, damit ich's nicht verliere,
Faß' ich die Perle ein, daß sie den Ring mir ziere.
So treib' ich's harmlos fort, und was ich bringen kann,
Das bring' ich, nimmt er's an, geruhig an den Mann;
Und wo's der Mann nicht will, versuch' ich's bei den Frauen,
Nachdem ich's mitgetheilt der eig'nen im Vertrauen.
Dann macht sich's weiter Bahn, und kommt so weit herum,
Als eben reichen soll und mag mein Publicum,
Und wenn dann eine Hand mir still die meine drückt,
Dann bin schon vergnügt und mehr als hochbeglückt.

Da diese hier mitgetheilten Worte, nach unserer Meinung, eine nicht ungenügende Selbstrecension seiner poetischen Leistungen und Bestrebungen sind, so werden wir der Mühe überhoben weitere Details darüber zu geben, und begnügen uns deshalb noch einige Andeutungen über Einzelnes zu machen. Obwol der Verf. von jeder confessionnellen Beengtheit frei ist, so tritt im ersten Bändchen, welcher Festlieder, Lieder zu Bibeltexten, Kirchenlieder zu besondern Anlässen und eine epische Gabe, „Luther und seine Zeit", bringt, doch in dem herrlichen Liede „Pfingstcommunion" (S. 51) in der letzten Strophe seine reformirte Ansicht über das Abendmahl hervor, wie sich auch sein Zwinglianismus in dem Schmerze offenbart den ein schönes Sonett aus Luther's Leben (S. 197) über Luther's Unbeugsamkeit gegen den schweizerischen Sacramentirer kundgibt. Unter diesen geistlichen Liedern sind wirklich solche die nicht nur den Geist nähren und erheben, sondern auch erbauen und die Seele mit Andacht füllen. Man sehe „Stillehalten" (S. 85), „Nicht alleine" (S. 89) u. a. m. Der epische Liedercyklus „Luther und seine Zeit" trägt eine Dedication an Wackernagel an der Stirn, die sich über sein episches Beginnen und Verfahren wahr, freimüthig und bescheiden ausspricht. Als anerkannt tüchtiger Kirchenhistoriker ist Hagenbach vor Allen wohl geeignet, das Leben des großen Reformators poetisch darzustellen. Nur was die Form betrifft, will es uns nicht behagen, daß der Verf. einige dieser Luther-Lieder in die Form südlicher Klinggedichte gegossen. So klangreich und formgerecht sie hier sein mögen, so glauben wir doch, es passe kein Instrument zum Lutherklange. Hervorheben müssen wir hier „Luther und Melanchthon" (S. 168), wo Beider Charaktere und Handlungsweise schlagend gemalt wird, und „Luther's Schreibzeug" (S. 268). Auch misbilligen wir die Excerpte aus den „Tischreden" des genialen Mannes nicht; denn sind diese auch keine ergiebige Quelle für die Geschichte, und hin und wieder Verstöße gegen das Zartgefühl, so lassen sie eine um so reichere für die Poesie fließen, wenigstens wenn man mit Takt und Discretion daraus zu schöpfen weiß. Doch stoßen wir hier auch auf Bilder und Anekdota aus der schweizerischen Reformation, wobei wir auf „Das gerettete Gnadenbild" (S. 280) als auf ein gelungenes hinweisen, und dem Leser das geistreiche historische Anekdoton empfehlen welches sich unter der Ueberschrift „Die stumme Komödie" (S. 291) findet. „Der Organist" (S. 275) ist hier insofern zu erwähnen, weil man auf den Gedanken kommen könnte, der Dichter erkläre sich gegen die Reformation. Indessen thut er hier Nichts, als daß er auch die Schattenseite derselben mit unparteiisch freimüthiger Ansicht ins Licht stellt, und man darf nicht vergessen, daß es sich in Gedichten nicht um Begründung von Systemen, sondern um die lebendige Auffassung einzelner selbst unter sich widersprechender Momente handelt. Die Bemerkung die der Verf. in den beigegebenen Anmerkungen zu dem angeführten Gedichte macht, daß die Romanze von Grüneisen „Die Macht des Wortes" (im „Musenalmanach", 1835, S. 227) mit seinem „Organisten" einen schönen Contrast bilde, machten wir ebenfalls, noch ehe wir die Noten gelesen hatten.

Das zweite der zierlichen Bändchen beginnt mit Liedern, Sprüchen und Gleichnissen, worunter wir auf „Die Gebetskammer" (S. 10) vorzugsweise aufmerksam machen. Dagegen ist unter den Gnomen und epigrammatischen Spitzen, die er unter „Buntes in Ernst und Scherz" (S. 24) mittheilt, viel Alltägliches und Stumpfes, viel Unverständliches oder Schwerzuverstehendes. Manches Gelegentliche, abgefaßt in der Baseler Mundart, mag wol recht schön und naiv sein; wir Norddeutschen haben aber leider kein Organ für die Auffassung dieser Anmuth. Ob die Zionswächter und orthodoxen Zeloten mit der legendenartigen Parabel „Das Schifflein Christi" (S. 64) zufrieden sein werden, bezweifeln wir; es erinnert an das Märlein das der edle, bescheidene Walter in Voß' „Luise" im Walde erzählt, und obenein an Lessing's „Ringe" im „Nathan der Weise". Die „Sagen und Erzählungen", wie geistreich sie erzählt sein mögen, sind häufig bloße Anekdoten, die zwar überraschen, aber nicht das Gefühl erheben. Ueberhaupt aber werden die Dichter den Sagen- und Historienschatz der Vorwelt bald völlig ausgebeutet haben, und wer in Zukunft nicht selbst zu erfinden vermag, wird übel genug daran sein; ein Glück wenigstens, daß die Zeit immer wieder neuen Stoff gebiert! Die „Natur- und Wanderbilder" haben sämmtlich einen religiösen Anflug, doch ohne sentimental-pietistisches Moment. Einige sind traut und innig; andere besser in der Anlage als in der Ausführung, wie z. B. das „Vaterunser der Blumen", aus welchem der Verf. viel mehr hätte machen können als er gethan. Aus der „Haus- und Kinderwelt" haucht uns eine holde Naivetät an. Der Verf. kauert sich da nicht sowol zu den Kleinen nieder, er zieht sie mehr in kurzweiligem Getändel zu sich empor, z. B. selbst in den änigmatischen Spielereien, welche den Scharfsinn ebenso wecken wie sie die Phantasie ergötzen. Die „Todtenkränze" endlich sind ein Kranz von Passifloren, aus welchem als schönste Blume „Die Theilung" (S. 316) hervorstrahlt.

Schließlich bemerken wir nur noch, daß diese Gedichte eine sorgfältigere Würdigung verdienen als wir ihnen hier zu Theil werden lassen konnten. Dedicirt sind sie dem edeln und gelehrten Vater des Verf., Doctor und ehemaligem Professor der Medicin, bei Gelegenheit der Feier seines Doctorjubiläum, und so erscheint das Ganze nicht blos als eine dankenswerthe Gabe an das größere Publicum, sondern auch als ein schönes Denkmal kindlicher Pietät.

41. Tag und Dämmerung. Harmlose Gedichte eines Anti-Muckers. Leipzig, O. Klemm. 1846. 16. 15 Ngr.

Wir haben in diesem, in seiner äußerlichen Erscheinung winziglich auftretenden Büchlein einen ganz andern Ton und Geist gefunden, als wir in den Gedichten eines Anti-Muckers, mögen sie sich auch das Epitheton harmlos beilegen, gefunden haben. Wir vermutheten nämlich, der Verf., der sich unter dem versificirten Vorworte Eduard Em-Tor unterzeichnet, und von welchem wir in Oettinger's „Charivari" einige Specimina leichten Humors und gefälliger Ironie gelesen haben, werde hier mit der scharfgeschliffenen und blankpolirten Damascenerklinge des Sarkasmus das moderne Muckerthum in der evangelischen Kirche angreifen und sich von Anfang bis zu Ende des Buches auf diesem Kampfplatze tummeln. So ist es aber nicht. Die Gedichte sind nicht geharnischt, und ein englischer Reviewer würde von ihnen sagen können: They have no harm, d. h. sie sind ohne Bitterkeit und ohne die Schärfe der Parteiwuth geschrieben. Die Zahl derer wo er gegen Pfafferei und Muckerei zu Felde zieht, ist verhältnißmäßig klein gegen die Zahl derer wo er sein Gefühl in einer zahmen, ja weichen Lyrik sich ergießen läßt. Unter diesem Gesichtspunkte betrachtet sie der Verf. wenn er im Vorworte einem Freunde sagt:

Sieh' die Lieder an —
Hier ist es Menschenglück das ich besungen,
Da stieg der Freiheit Berg ich kühn hinan,
Und dort hab' ich fürs Recht den Stahl geschwungen.

Hier ist es Liebe, die ich liebend pries,
Da ist es um Verlor'nes eine Klage.
Dort wiederum träum' ich vom Paradies
Zukünftiger, aus Schmerz gebor'ner Tage.
Und auch der Scherz, der bunte Schmetterling,
Zeigt hier und da sein glänzendes Gefieder —

und damit ist ihre Eigenthümlichkeit auch nicht unwichtig dargestellt. Ein bunter Wechsel von Gefühlen und Farben waltet jedoch durch alle einzelne Lieder, und will man ihre Grundfarbe erspähen, so wird es dem Auge und dem Verstande schwer sie zu entdecken; sie gleicht dem schillernden Grau des Libellenflügels oder den Farbentönen die das Chamäleon zeigt. Was nun aber die eigentlichen Anti-Muckerlieder betrifft, so läßt er sich von einem Freunde in der Vorrede die Warnung zurufen:

Du hast mit Pfaffen Händel angefangen,
Und dieser Streich bekommt dir niemals gut.
Zank' dich herum mit allen Geologen,
Zank' dich herum mit allen Philologen,
Bewitzle die schlafmützigen Philister,
Schimpf' auf den Adel, geißle die Minister,
Und mach' ein Spottgedicht selbst auf den König —
Nützt dir Dies Nichts, so schadet's dir doch wenig.
Nun aber greife einen Pfaffen an —
Das ist allein die ungeheure Sünde,
Die Schandthat, die dem armen Menschenkinde
Man nicht vergeben und vergessen kann.
Man haut auf dich von allen Seiten ein —
Hier kommt ein alter Codex angeflogen —
Ein Stück Gesangbuch dort — der Altarwein
Selbst wird als Beistandsmacht herbeigezogen, —
Man tobt, man schreit — man zeiget Klau' und Zahn,
Und endlich wirft du in den Bann gethan.
Das ist das Schicksal Aller die es wagen
Den Theologen Fehde anzusagen.

Zu den Liedern nun wegen welcher er Händel bekommen könnte mit den buchstäbelnden Frommen des Wupperthals oder mit den Zionswächtern unter Hengstenberg's Panier, gehören vorzugsweise drei, und diese drei geißeln auch die Mucker, jene Heuchler unter der Maske pharisäischer Heiligkeit, jene Jesuitenabart im protestantischen Gewande; darunter wirklich ein „Großes Muckerlied" (S. 92), das mit einem Chor „Valleri, vallera, juchhe!" versehen ist, und aus welchem wir drei Strophen mittheilen:

Wir sind von Haus aus gar zu schlecht,
Verdorben und verführet;
D'rum ist es uns auch eben recht,
Daß Satan uns turbiret:
Er läßt uns bei des Tages Last
Und Nachts erst recht nicht Ruh' und Rast
Und brüllet wie ein Löwe.

Doch kann er uns Nichts haben an,
Der alte Bocksphilister,
Denn nimmer steht ein frommer Mann
In seinem Schuldregister.
Wer fromm war, einst gen Himmel fliegt,
Und bläst dort fröhlich und vergnügt
Zu Sternenklang Trompete. — —

Haß der Vernunft! — Was diese spricht
Ist jederzeit von Uebel;
Beizt doch ins Aug' des Himmels Licht
Wie Höllenstein und Zwiebel.
Schön aber ist die Abendzeit,
Denn wahr bleibt es in Ewigkeit:
Im Dunkeln ist gut Munkeln.

Das zweite ist ein Klagelied, welches aus dem Munde eines muckerischen Kanzelredners ertönt, und aus welchem wir die Strophen ausheben:

O Jammerthal,
Wie nahe bist du deinem Fall!
Mit immer kühneren Gewalten
Seh' ich die Wahrheit sich entfalten,
Seh' ich das Licht — o welche Qual!
Trotz unsern Lamentationen
In Tausend und in Millionen
Aufblitzen wie ein Wetterstrahl.
O Jammerthal!

O schöne Zeit
Der seligen Vergangenheit!
Als noch der Satanas florirte,
Der Höllenpfuhl die Rede zierte,
Und wol auch bei Gelegenheit
Die große babylon'sche Hure
Geschimpft ward und mit manchem Schwure
Aufs christlichste vermaledeit.
O schöne Zeit!

— — — — —

Doch auf mit Macht,
Du Pfaffenschar, zur off'nen Schlacht!
Noch gibt's ja Holz zu Scheiterhaufen,
Und Schwefel noch, damit zu taufen
Den Sünder welcher uns verlacht.
Laßt uns erneu'n die Interdicte,
Und Jeden der am Zeug' uns flickte
Zerschmett're Bann und Kirchenacht.
Zur Schlacht! Zur Schlacht!

Das nach unserm Dafürhalten beste Lied, in welchem unter der Ueberschrift „Der finstere Geist" (S. 67) das häßliche Muckergewürm gezüchtigt wird, theilen wir ganz mit:

Es geht ein finst'rer Geist durchs Land,
Muck, muck!
Ein großes Buch in seiner Hand,
Muck, muck!
Er schaut nicht die Blüten, den rosigen Mai;
Er hört nicht der Nachtigall Lieder;
Kalt wie der Winter geht er vorbei,
Und schlägt die Augen nieder,
Er schlägt die Augen zu Boden und spricht:
Der fröhliche Frühling gefällt mir nicht.
Muck, muck!

Und weiter setzt er seinen Schritt,
Muck, muck!
Das große Buch geht immer mit,
Muck, muck!
Die Sonne blinkt so hell und rein
Und weckt die schlummernden Keime;
Der Fremdling aber schaut finster d'rein.
Versunken in nächtige Träume
Zertritt er fluchend die Saaten und spricht:
Die belebende Sonne gefällt mir nicht!
Muck, muck!

Und immer weiter seinen Lauf,
Muck, muck!
Nimmt er thalauf und berghinauf.
Muck, muck!
Am Himmel flammt der Abendschein
Als wollt' er fröhlich sagen:
Auf Morgen wird gut Wetter sein,
Wer will's zu leugnen wagen?
Der Fremdling aber grollt und spricht:
Die erfrischende Hoffnung gefällt mir nicht.
Muck, muck!

Und grollend humpelt weiter er
Muck, muck!
Und humpelt grollend kreuz und quer
Muck, muck!

Der Neid ihm endlich das Herz zerfrißt;
Doch wett' ich augenblicklich,
Daß, wenn er einmal im Himmel ist,
Und sieht auch And're glücklich,
Er da auch als echter Mucker noch spricht:
Die verzeihende Gottheit gefällt mir nicht!
Muck, muck!

Beklagen müssen wir, daß Hr. Em-Tor sich bei seinem poetischen Bilden nicht ganz von Heine'schen Einflüssen hat losmachen können, besonders in dem harmlosen Theil des Büchleins. Wir lieben sonst die Nachahmungsriecherei gar nicht; hier aber, obwol nur in sechs bis acht Stellen, werden unsere Geruchsnerven unangenehm von einem üblen Dufte afficirt. Auch scheint uns der Haupttitel „Tag und Dämmerung" nicht ganz motivirt. Warum denn nicht einfach: Harmlose Gedichte eines Anti-Muckers? Uebrigens begrüßen wir den wahrscheinlich noch jungen Verf. freundlich unter Denen die mit pythischen Geschossen die Nachtvögel der Zeit bekämpfen.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen aus England.

Dr. Whewell in Cambridge.

In den „London illustrated news" vom 21. Jan. d. J. finden sich bildliche Darstellungen und eine ausführliche Beschreibung der Jubelfeier welche der vormalige Fellow, jetzt Master des Trinity-College in Cambridge, Dr. Whewell, am 22. Dec. 1846 zur Erinnerung an die 300jährige Dauer der durch Heinrich VIII. im J. 1546 erfolgten Stiftung dieser reichen und prächtigen Studienanstalt angeordnet hatte. Jenes Fest dürfte auch in Deutschland auf einige Theilnahme Anspruch machen können, theils weil die Anstalt der es gewidmet ist viele in der ganzen civilisirten Welt hochgefeierte Männer, besonders Baco und Newton, gebildet hat, deren Statuen in ihrer Halle aufgestellt sind; theils weil der Festgeber durch ausgezeichnete Verdienste sich eine sehr verbreitete Anerkennung erworben hat. Er ist nämlich als Verfasser derjenigen Abtheilung der Bridgewater-Bücher deren deutsche Uebersetzung den Titel „Die Sternwelt" führt, der gebildeten Welt unsers Vaterlands rühmlich bekannt, und sein größeres Werk „Geschichte der inductiven Wissenschaften" hat ihm einen noch größern Ruf verschafft. Von der höchsten Wichtigkeit aber, sowol für das praktische Seewesen als für die Wissenschaft, sind seine Verdienste um die Kenntniß der Fluterscheinungen, welche bisher höchst mangelhaft war. Sie beschränkte sich nämlich auf die unzusammenhängenden Angaben der Hafenzeit (Zeit des Hochwassers bei den Syzygien) an den bekanntesten Hafenplätzen, und auf isolirte Beobachtungen an wenigen Plätzen, besonders im Hafen von Brest. Daher war es fast unvermeidlich, das Locale in diesen Erscheinungen mit dem Allgemeinen zu verwechseln, und die Lücken der Erkenntniß durch falsche Schlüsse zu ergänzen. Dr. Whewell war der Erste welcher einsah, daß die Richtigkeit der allgemeinen physikalischen und astronomischen Ursache dieser Erscheinungen nicht hinreiche, die bestimmte Art ihrer Wirkungen auf der wirklichen Erde zu erkennen und zu erklären; daß es dazu vielmehr weit ausgedehnterer und umfassenderer Beobachtungen bedürfe. Daher verglich er alle gedruckten, und aus den Archiven der Admiralität ihm mitgetheilten Berichte der Seefahrer über die Fluterscheinungen auf den verschiedensten Punkten der Erde, und bildete daraus eine allgemeine Flutkarte, die er als ersten freilich noch unvollkommenen Versuch dieser Art in den „Philosophical transactions" vom J. 1833 mittheilte. Eben das dabei empfundene Bedürfniß genauerer und dichterer Beobachtungen veranlaßte ihn zu bewirken, daß von allen Küstenwachen Großbritanniens und Irlands im Sommer 1834 während zwei Wochen um Johannis vier mal am Tage Beobachtungen über die Zeit und Höhe der Flut und Ebbe angestellt wurden, um danach das gleichzeitige Eintreffen der Flutwellen an den verschiedenen Küstenpunkten in einer Karte derselben darstellen zu können. Der fruchtbare Erfolg zeigte die Wünschenswürdigkeit einer größern Ausdehnung der Beobachtungen, und machte den Herzog von Wellington geneigt, den Wunsch zu unterstützen, daß im J. 1836 an die dreiwöchentliche Wiederholung jener Beobachtungen in Großbritannien nicht nur alle atlantischen Mächte in Europa, sondern auch die Vereinigten Staaten von Nordamerika sich anschlossen. Dieses gab eine zusammenhängende Beobachtungskette von 666 Stationen, auf welchen mehr als 40,000 Beobachtungen angestellt wurden, die nach einer mühsamen Reduction auf Greenwich-Zeit den gleichzeitigen Eintritt des Hochwassers auf allen Küstenpunkten auf neun Tabellen angaben, während die zehnte die größte und kleinste Fluthöhe, und die elfte die halbmonatlichen und täglichen Ungleichheiten derselben darstellten. Versinnlicht wurde dieses Alles durch drei große Karten, welche den Seemann in den Stand setzen, die für ihn so überaus wichtige Frage über Stromrichtung und Höhe des Wassers zu jeder Zeit und an jedem Punkte sich leicht und bestimmt zu beantworten, eben dadurch aber die größten Gefahren zu vermeiden, und die entscheidendsten Vortheile für die Beschleunigung seines Curses zu gewinnen. Nicht minder groß ist aber der Einfluß den jene Beobachtungen auf die wissenschaftliche Ansicht der Sache haben müssen, obgleich Dr. Whewell sich auf diese Folgerungen nicht einläßt. Denn der erste Blick auf seine Karten lehrt, daß es durchaus falsch ist wenn man meint, unter dem nämlichen Meridian trete im Ocean das Hochwasser nahe zu gleicher Zeit ein; die Flutwelle rücke von Osten nach Westen fort; das Hochwasser erfolge wegen der Trägheit des Wassers drei Stunden nach der Culmination des Mondes (weil dieses zufällig in Brest sich findet); die Flut erreiche zwischen den Tropen die größte Höhe u. s. w. Die Unrichtigkeit und Ursache dieser falschen Schlüsse und eine Vermuthung wie die wirkliche Beschaffenheit der Erscheinungen sich etwa erklären lasse, sucht das Schriftchen „Flut und Ebbe nach den englischen Beobachtungen" (Magdeburg 1842) näher nachzuweisen; aber ohne Whewell's Zusammenstellung der Beobachtungen war die Erkenntniß jener Irrthümer und die künftig zu hoffende richtigere Ansicht jener interessanten Naturerscheinungen unmöglich. Alle künftige Aufklärung derselben ist daher wesentlich ihm zu verdanken. Seine Verdienste wurden denn auch bei dem glänzenden Festmahle, welches auf die fast rein kirchliche, erst mit eintretender Dunkelheit endigende Feier des Tags folgte, von den angesehensten Männern Englands, welche, zum Theil als vormalige Alumnen des Trinity-College, an demselben theilnahmen, in der Erwiderung der vom Festgeber ausgebrachten Toaste mit großer Begeisterung anerkannt, sowie der Hospitalität desselben in den „London illustrated news" ein lautes Lob gespendet wird. Es heißt dort nämlich nicht blos im Allgemeinen, „daß das Bankett, welches nach dem Schlusse des Gottesdienstes in dem prachtvollen Zimmer der edlen gothischen Halle stattfand, jener alten Festscenen würdig war welche die Feudalgastfreundschaft liebte, als die Galerie oben das Gelärm des Meistersängerchors auszusenden pflegte"; sondern es wird sogar nach englischer Sitte die volle Liste der mehr als 44 Gerichte, und die Zahl der Schüsseln von jeder Art derselben (z. B. 33 Schüsseln Fische, 23 Terrinen Schildkrötensuppe u. s. w.) gewissenhaft angegeben. 117.

Warnung vor Theilnahme an Staatsdingen.

Lord Shrewsbury schrieb von Rom an seinen Freund, den berühmten Kanzler Lord Somers, der trotz der Unbescholtenheit seines Charakters die Zielscheibe der Parteiverdächtigungen und Verleumdungen geworden war, Folgendes: „Ich kann nicht umhin auf meine alte Ansicht zurückzukommen, die jetzt durch gewichtigere Gründe als ich erwartet hätte unterstützt wird, indem ich mich wundere, wie in England sich irgend Jemand der sein Brot hat finden kann, welcher sich mit öffentlichen Angelegenheiten zu befassen Neigung trägt. Hätte ich einen Sohn, ich würde ihn eher einen Schuhflicker als einen Höfling, lieber einen Scharfrichter als einen Staatsmann werden lassen." 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 87. —— 28. März 1847.

Deutsche Dichter der neuesten Zeit.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 86.)

42. Liederschwalben von August Mettlerkamp. Braunschweig, Westermann. 1846. Gr. 8. 1 Thlr.

Wenn der Verf. in der letzten Strophe des Prologs sich also vernehmen läßt:

So ziehet hin denn, meine kleinen Lieder,
Ins Vaterland, bescheid'nen Schwalben gleich,
Und nehmt von mir auf euerm Lenzgefieder
Viel' Tausend Wünsche für sein Wohl mit euch!
Nicht zu der Großen Hallen laßt euch nieder,
Sucht nied'rer Hütten friedlichern Bereich,
Und unter ihren Dächern fest und fester
Baut aus der Liebe Reisern eure Nester!

so wird damit der freundlichen Musengabe Titel nicht allein motivirt, sondern auch interpretirt, und man mag das Bild entsprechend und sinnig genug finden. Die Stelle „Zieht ins Vaterland — Und nehmt von mir auf euerm Lenzgefieder — Viel' Tausend Wünsche für sein Wohl mit euch" bezieht sich auf die Lage und Schicksale des Sängers, welcher, wie wir einer Anzeige dieser Gedichte im Literaturblatt des „Komet" entnehmen, nicht August Mettlerkamp, sondern eigentlich Dr. Rudolf Mettler heißt, der einige Zeit im Verein mit Julius Hammer zu Leipzig „Das Nordlicht" herausgegeben hat, dann nach Spanien gegangen ist und sich gegenwärtig mit einer Schar rüstiger Freunde zur Auswanderung nach Texas vorbereitet, um dort deutsche Gesinnung, deutsche Literatur und deutsches Leben heimisch zu machen, und von wo aus er nun die willkommenen geflügelten Sommerverkünderinnen in die Heimatsfluren mit seinen Grüßen sendet. Diese seine Schwalben nun schreien in Deutschlands lyrischen Gärten, Wäldern und Feldern zwar nicht so grell wie der Holzheher, noch so rauh wie die Krähe, noch zwitschern sie so geschwätzig wie Rohrspatzen; aber sie singen auch nicht so lieblich wie Lerchen und Nachtigallen, aus deren Kehlen wenigstens keine solche Härten und Reimkakophonien tönen wie sie hier hin und wieder ein männisches Ohr beleidigen. Das „Wiegenlied" (S. 18) in der ersten Rubrik „Lieder und Oden" trifft den rechten Ton der Lieder dieser Gattung. Im Allgemeinen behandelt er dagewesene und längst ausgebeutete Liederstoffe, wie sich Das schon aus dem Inhaltsverzeichnisse ergibt. Wohlgefallen hat uns ein Cypressenkranz, den er in Sonettenform auf den Sarg seiner ihm früh entrissenen Gattin Pauline legt, und über welchen ein tiefer, heiliger Schmerz die dunkeln Schwingen gebreitet hat. Unter dem „Episch-Lyrischen" möchten wir ehrenvoll des Gedichts „Die Muse" (S. 115) gedenken. Das Buch schließt mit Uebersetzungen aus dem Russischen, unter denen wir „Die Gaben des Terek" (S. 150) vom Dichter Lermontow hervorheben.

43. Gedichte von Klenert. Karlsruhe, Groos. 1846. 16. 1 Thlr. 3 Ngr.

Wir haben Nichts dagegen, daß dieser badische Sänger seinen unabweisbaren Gesangsdrang in des Buches erster Nummer „Der Muse Beruf" damit vor dem größern Publicum rechtfertigt, daß der Lenz mit seinen Hyacinthen und Narcissen und seinen Vögeln,

Die da singen und da schlagen
Alle noch so seelenvoll und süß,
Wie in Schiller's und Homeros' Sagen,
Und am Anfang in dem Paradies —

auch die holden Jungfrauen und die Englein im Himmel, und der Gesang der Sphären, und die säuselnden Bäume ihm die Harfe darreichten; wir sehen ferner ein, er könne seine Lieder nicht in die Brust verschließen, da er sagt:

Denn der Höchste hat in meine Seele
Sie gethan und die Natur genährt (?);
Und sie thun des Ewigen Befehle,
Wenn es auch die ganze Welt mir wehrt —;

aber, lieber Himmel, wenn ihn die Natur nur mit dem echten Ambrosia genährt hätte, wenn er nur ein Quentlein genialer Schöpferkraft besäße, wenn er nur nicht allzu prosaisch oft würde, wenn er nur nicht mit der Flittergoldkrone eines falschen Pathos sich schmückte, wenn er nur die ohrzerreißenden Reimhärten weggeschafft hätte, wenn er nur Maß und Ziel in seinem Singsang zu finden wüßte: dann möchten wir noch einem Buche das Leben und Dasein gönnen dessen Wohlthaten uns aufgedrungen werden. Die Belege zu diesem Urtheil finden sich von S. 1—450 in diesem Buche, welches in seiner Sedezform an die Gestalt eines kleinen, untersetzten Grönländers erinnert der mit blöden Augen über die vaterländischen Schneeflächen hinblinzelt.

44. Gedichte von Theodor Adelbert Schröder. Braunschweig, Leibrock. 1846. Gr. 8. 25 Ngr.

Daß es diesen Liedern, welche wahrscheinlich einen noch jungen Vater haben, da sie fast alle aus dem gegenwärtigen Decennium datirt sind, an frischen und großartigen Phantasiebildern und geglättetem Ausdrucke gebricht, würden wir ihnen gern verzeihen, wenn sie nur nicht an einer unerquicklichen Dunkelheit und Verworrenheit laborirten, die den Leser unaufhörlich stört und seinen Genuß beeinträchtigt. Als ob der Verf. ahne, daß es mit seinen poetischen Leistungen also stände, hat er ihnen das Motto vorgesetzt:

Die Wissenschaft und Kunst soll vorbereiten,
Daß sich aus Dunkelheit auch — Himmelslicht verbreiten.

Leider scheucht hier die Kunst das Dunkel nicht, und wir haben im Verlauf der Lecture vergebens gehofft, es solle Licht werden. Schon die Einleitung „Der Zusammenhang", welcher sich über die Eintheilung des hier gebotenen dichterischen Gesammtstoffs ausspricht (was übrigens ein recht löblicher Einfall

ist), wird den Beweis geben, daß es dem Verf. an Klarheit des Geistes und anordnendem Verstande fehle.

Erste Abtheilung: „Religions-Gesänge."

Die Phantasie durchbricht die Erdenschranken,
Und in ihr walten heilige Gedanken.

Zweite Abtheilung: „Liebesblumen-Freundschaftslieder."

Doch aus dem Himmel schweift der Blick zur Erde,
Damit die Liebe nun verwirklicht werde.
Zur Liebe aber muß sich Freundschaft finden —
Und Blumenkränze müssen sie umwinden.

Dritte Abtheilung: „Vermischte Gedichte."

Jetzt in des Lebens wetterwendisch Denken
Muß nun der so erstarkte Geist sich lenken,
Muß in der Mischung wechselnder Gedanken
Beweisen, daß er aufgehört zu — schwanken.

Vierte Abtheilung: „Genien-Lieder."

Wol aus dem Leben tritt nun das Talent,
Zu zeigen, daß es Menschenstückwerk kennt —
Doch das Genie, im Stillen aufgeblüht,
Ist für das Höchste lebenswarm erglüht! —

Fünfte Abtheilung: „Nacht-Gesänge."

Zum Letzten laßt uns in die Saiten schlagen —
Der Klang soll uns durch Nacht — zum Morgen tragen!

Das thut aber, wir müssen es wiederholen, der Klang nicht, und man sieht schon aus diesen Versen, wie es mit des Verf. Logik stehe; indessen fragt nach letzterer in Gedichten nur ein tadelsüchtiger Recensent. Nehmen wir es also nicht allzu streng damit, und Dies um so weniger, da uns hier hin und wieder eine junge, frühlingsfrische Gefühlsblüte entgegenschimmert, die im Sonnenstrahl der Zeit vielleicht zur Frucht reift. So müssen wir z. B. „Die Vereinigung" (S. 93) als einen poetisch-geistreichen Gedanken bezeichnen, der Vieles gut macht.

45. Erinnerungsblumen auf den Wegen des Lebens. Von Wenceslaw Stule, aus dem Neucechischen übertragen von Joseph Wenzig. Prag, Ehrlich. 1846. Gr. 8. 20 Ngr.

Wir mögen dieses Buch, welchem wir nur einen einfachern Titel wünschten, als einen Beitrag zur Kenntniß der in Deutschland wenig bekannten neucechischen poetischen Literatur betrachten und willkommen heißen. Der Verf. desselben ist katholischer Priester und gegenwärtig in der Versorgungs- und Beschäftigungsanstalt für erwachsene Blinde in Prag wirksam. Besser die Kunst logischen Rubricirens als der Verf. des vorigen Buches verstehend, läßt er sein Opusculum in drei Abtheilungen zerfallen, wovon die erste „Mein Seufzen", die zweite „Mein Jubeln", die dritte „Mein Rufen" überschrieben ist. Heimatsliebe in enger Verbindung mit christlich-religiösem Sinne bildet hier das Urelement, in welchem er sich vorzugsweise bewegt. Der Quell seines Seufzens ist der geistige und sittliche Verfall seines einst ruhmvollen Heimatslandes und die Hinneigung des cechischen Volkes zur Nachäfferei des Fremdthums, namentlich des Deutschen, doch also, daß er nicht in einseitiger Befangenheit der Idee des Panslawismus sich hingibt, sondern auch dem germanischen Nachbarvolke sein Recht widerfahren läßt. Seine Klage wird deshalb auch keine Anklage, sondern verwandelt sich in hoffende Freude; er sieht schon in der Gegenwart manchen schönen Lebenskeim, und sein Lied prognosticirt eine schöne, beglückende Zukunft. In der dritten Abtheilung, die zwei mal so viele Gedichte enthält als die beiden erstern zusammen, ruft er auf einer Wanderung durch die vaterländischen Gauen, wohin er auch Mähren rechnet, gleichsam in alle Gegenden und Ortschaften die historische Bedeutung haben sein Wort hinein, weckt große Erinnerungen in der Seele der Zeitgenossen, und ermuntert zum Wiederaufbau des altheimatlichen Ruhms. So zeigt er sich als Vaterlandsfreund; aber überall klingt ein religiöser Ton durch seinen Patriotismus. Daß er der confessionnellen Kirchlichkeit anhängt, ein treuer Sohn der katholischen Kirche ist, die er häufig „Mutter" nennt, daß er (S. 36) singt:

Gram erstirbt und meine Seele,
Wieder frisch belebt von oben,
Dankt inbrünstig dem Geschick,
Daß ich Cech und Katholik —

kann ihm nur Engherzigkeit und Intoleranz zum Vorwurf machen, die bei der Beurtheilung ästhetischer Producte nie ihre Hand im Spiel haben sollen. Wenn er unter Nr. 21 sich also vernehmen läßt:

Welcher Geist führt von des Irrthums
Trauerwegen mich zurück,
Gibt mir die verlor'ne Jugend,
Meine Lebenslust zurück?

Wessen Ton letzt meine Seele,
Heilt mit Balsam mir das Herz,
Trocknet meines Auges Thränen,
Das verstört von Leid und Schmerz?

Du bist's, Glaube! Auf den Trümmern
Meines theuern Vaterlandes
Hast mich du mit Ruh' erfrischt,
Mir die Thränen abgewischt,

so belehrt uns das kleine Stück nicht blos über den Geist und die Gesinnung in welcher Alles abgefaßt ist, sondern auch über die Form. Eine ziemlich regsame, doch in Schranken gehaltene Phantasie erhebt ihn zuweilen bis zur Höhe des Dithyrambus und der prophetischen Vision, und in den lyrischen Stellen haucht uns oft ein warmer Gefühlsathem an. Selten sind die gebrauchten Bilder und Metaphern schwülstig und geschmacklos. Was nun die Form betrifft, so ist das Buch von A bis Z in einer Versart geschrieben die der Leser aus der mitgetheilten Probe kennen lernen kann, und die, laut der durch ihre Vollständigkeit sehr befriedigenden Vorrede des Uebersetzers, zuerst von Franz Ladislaw Celakowsky unter den Cechen gebraucht und an die Stelle des italienischen Sonetts gesetzt wurde. Freilich wird durch diese Versform die Anmuth der südlichen Form keineswegs erreicht; sie bietet jedoch dem Dichter den Vortheil, daß sie ihn in keine große Reimnoth bringt, und daß er sich überhaupt ungenirter im Reiche des Gedankens bewegen kann. Bei einer cursorischen Lecture des Buchs stellt sich nur die Unannehmlichkeit heraus, daß die fortwährende Gleichmäßigkeit des Verses den Leser ermüdet, dem es häufig ist als höre er Glockengeläute, dem aber die Musik des italienischen Klinggedichts fehlt. Zu leichterm Verständnisse sind als Anhang der Uebersetzung größtentheils aus dem Originale selbst entlehnte erklärende Anmerkungen beigefügt. Was aber die Uebersetzung anlangt, so mag der Sinn wol der richtige sein, was um so weniger zu bezweifeln steht, da sich Hr. Wenzig, wie er erzählt, schon früherhin mit der Uebertragung neucechischer Gedichte beschäftigt hat. Kleine sprachliche Flecken, wie das Gau anstatt der, mählen statt vermählen und waiser statt verwaister, wollen wir nicht erwähnen und ihm in Anrechnung bringen; noch weniger wollen wir mit dem Originaldichter rechten, wenn derselbe (S. 19) die Wahrheit eine „Himmelshofeslampe" nennt.

46. Gedichte von Anna von Füger-Rechtborn, geborene Siegerist. Grätz, Dirnböck. 1846. Gr. 8. 1 Thlr.

Wenn die gemüthliche Verf. dieser Lieder den seligen Niklas Becker und den Erzherzog Johann nicht angesungen, wenn sie die Flamme der Begeisterung in einigen Nummern ihrer Sammlung, besonders gegen den Schluß derselben, nicht hätte erkalten lassen, und wenn sie einige kleine Reim- und Sprachunziemlichkeiten (so schreibt sie z. B. statt dem Herzen immer dem Herz!) mit Hülfe der Feile weggeschafft hätte, so würden wir keinen Anstand nehmen, sie die Muse Stirias zu nennen, und Das nicht etwa in Folge jener nachsichtsvollen Ga-

lanterie welche die sonst derben [illegible] dem schönen Geschlechte schuldig zu sein glauben, sondern mit der vollen Wahrheit anerkennender Verehrung; denn es rinnt in der That der Strom lyrischer Beweglichkeit durch Anna's Seele; sie liebäugelt mit Blumen und Sternen, jauchzt und weint wechselsweise mit der verschmähten und der beglückten Liebe, mischt sich in den Reigen der Elfen in Mondnächten, schwärmt für das Vaterhaus (S. 42) und des Vaterlandes Haideblumen, reflectirt überall echt weiblich mit den Fühlhörnern der Empfindung, und über das Alles breitet eine keusche Phantasie ihren durchsichtigen Schleier; und weit entfernt von aller und jeglicher bettinenhaften Verschrobenheit, bietet sie mit fraulichster Bescheidenheit ihre Liederblüten uns dar, von denen sie aussagt:

> So anspruchslos, wie ich sie hab' gefunden,
> Und schmucklos so wie sie mir aufgeblüht,
> So hab' ich sie zu einem Strauß gewunden,
> Zu einem Strauß den Pracht und Schimmer flieht.

Auch wo sie objectiv wird, wie z. B. in „Die stumme Sennerin" (S. 23); „Der Christbaum" (S. 31); „Der Eiche Leben und Tod" (S. 46); „König Erich's Tochter" (S. 80); „Das treueste Herz" (S. 88); „Die Reliquien" (S. 128), befriedigt sie durch Invention und Behandlung des Stoffs vollkommen. Dabei ist Musik in der Sprache, weshalb sich mehre Stücke zu musikalischer Composition vortrefflich eignen, und es sind in der ganzen Sammlung kaum vier bis fünf Nummern wo der Hauch des Gefühls seine primitive und constante Wärme verloren hätte. Zu den schwächsten gehört „Einklang" (S. 154), zu den bessern „Der Tugend Lohn" (S. 6); „Der Treue Heimat" (S. 67); „Heimkehr" (S. 8); „Erste Liebe" (S. 12); „Das größte Glück und die schönste Freude" (S. 72); „Das kleine Wort" (S. 131). Als einen Beweis wie gut sie Reflexion mit Empfindung zu paaren weiß, theilen wir hier „Das größte Glück, die schönste Freude" (S. 72) mit:

> Es liegt ein Reich an eines Meeres Strand,
> Ein Reich voll Schmerzen und voll Wonne,
> Darüber ist des Himmels Zelt gespannt,
> Mit seinen Wundern, seinen gold'nen Sonnen,
> Vergangenheit, das Weltmeer, tief und klar,
> Der Zukunftshimmel — fern und wunderbar,
> Die Gegenwart, das Reich der bittern Schmerzen,
> Des Erdenglücks der nimmersatten Herzen.
>
> Der Mensch schaut weinend in die tiefe See,
> Den Becher suchend den er leer getrunken,
> Die Lust beweint er, denkt nicht an das Weh',
> Das mit hinab ins Wellenreich gesunken,
> Und spiegelt auch das Meer den Himmel ab,
> Weil es sein Glück ihm nahm, scheint's ihm ein Grab.
> Umsonst ist all sein Schmerz, umsonst sein Ringen;
> Was er verlor kann Nichts ihm wiederbringen.
>
> Der Sterbliche, von Sehnsuchtsdrang erregt,
> Blickt auf zum Himmel, wo die Wolken zieh'n,
> Zur Zukunft hin, die gold'ne Blüten trägt,
> Die Gegenwart, die kalte, will er flieh'n.
> Verlangend schaut er zu dem Demantstern,
> Der doppelt schön, weil er in weiter Fern'.
> Mag Freud' und Glück die Gegenwart ihm spenden,
> Er wird den Wunsch zur fernen Zukunft senden.
>
> Ich steh' am Strand', ich blick' zum Himmelszelt,
> Doch acht' ich auch der Blüte mir zu Füßen.
> Die tiefe See hat Manches mir erzählt,
> Und ahnungsvoll schau' ich der Sterne Grüßen.
> Doch trau' ich nimmer ihrem hellen Licht,
> Das uns zu Schönes und zu Viel verspricht.
> Kein Glück scheint uns so groß als das noch ungeboren,
> Und keine Freud' so schön als die — die wir verloren.*)

54.

*) Der dritte Artikel folgt im Monat Mai. D. Red.

Zur indischen Reiseliteratur.

A peep into Toorkisthān. By Captain *Rollo Burslem*. London 1846.

Was der bescheidene Capitain einen „Guck nach Turkestan" nennt, Das ist mindestens der Blick eines raschen, hellen Auges, und was er als Gesehenes mit gewandter Feder beschreibt, ist Mancherlei das Manchem neu sein dürfte. Im Juni 1840 erhielt ein Lieutenant Sturt, der später im afghanischen Feldzuge durch seine entschlossene Tapferkeit sich hervorgethan, von der Regierung den Auftrag die Engpässe von Hindoo Koosh zu besichtigen, und Capitain Burslem die Erlaubniß ihn zu begleiten. Schon am 13. Juni wurde aufgebrochen und unter einer Bedeckung von 30 Afghanen die Straße über Bameean genommen. Am 19. war der 11,400 Fuß hohe Engpaß Bonnye erreicht, und nach Besiegung vieler Fährlichkeiten gelangten die Reisenden nach Bameean, wovon der Verf. blos sagt, daß, weil Masson es geschildert, er nach Homer keine Iliade versuchen wolle. Von hier traten sie durch den Engpaß Akrobad, welcher Turkestan von Afghanistan scheidet, in ersteres Land ein und trafen bald mit einem Bruder des vielbesprochenen Dost Mohammed, Namens Jaber Khan, zusammen. Jaber Khan war mit der Aufsicht über seines Bruders Frauen und Kinder betraut, und der Verf. fand und benutzte die Gelegenheit, sich mit den Details der dortigen Damentoilette bekannt zu machen. Bisher wußten wir nur von einem langen, dichten Schleier, in welchen eine vornehme Afghanin sich vom Scheitel bis zur Zehe hüllt, mit zwei Oeffnungen für die Augen — Nichts weiter. Jetzt erfahren wir, daß sie über einem kurzen weißen Hemd ein Jäckchen trägt, einen Peiran, von indischem oder russischem Tuch, meist lichter Farbe, roth oder hellgelb, und reich mit Seide oder Gold gestickt. Es würde ganz die türkische Jacke sein, wenn nicht der Aermel inwendig offen und am Handgelenk angeheftelt wäre. Außerdem trägt die Dame weite Beinkleider, die von einer durchgezogenen seidenen Schnur um die Hüfte gehalten über den Knöchel niederfallen und je nach den Finanzen aus Kaliko, Shawlzeuch oder Brokat gefertigt sind. Demnächst statt der Strümpfe eine Art leinwandener Sack, gelb oder roth, mit dickem Tuch oder Filz besohlt und mit Shawlzeuch eingefaßt. Die Schuhe ähneln dem türkischen Pantoffel, haben jedoch den in Afghanistan gewöhnlichen hohen, eisenbeschlagenen Absatz, „und da Das natürlich", sagt der Verf., den Damen das Gehen erschwert, vermuthe ich fast, daß der Gebrauch welchen sie davon machen die Veranlassung des in Hindostan für körperliche Züchtigung üblichen Ausdrucks ist: «jutte mar», d. h. Schlagen mit dem Schuh. Wäre Das der Fall, so müßte der Schuh ein fürchterliches Instrument sein, wie ich denn nicht im entferntesten zweifle, daß die Haremsschönheiten ihre Gebieter durch das bloße Bedrohen mit solchem Werkzeug in gehörigem Respect halten."

Am 4. Juli wurde der Dundun Shikkun Kotul, auf Deutsch der zahnbrechende Paß, überschritten und dabei der Fürst von Douab, Shah Pursund Khan, kennen gelernt. Die Reisenden waren jetzt in der Nähe der Eishöhlen, die sie besuchen wollten, und als sie Das dem Khan sagten, entdeckte er ihnen, daß dort der Teufel hause und noch kein Fremder der sich einen solchen Besuch gelüsten lassen mit lebendigem Leibe davongekommen sei. Da indessen die Reisenden auf ihrem Vorhaben beharrten, wollte der Khan sie begleiten. Unterwegs erzählte er, daß er schon ein mal das Wagstück versucht, jedoch nicht weit vom Eingange die Tapfe eines nackten Menschenfußes, daneben einen andern seltsamen Abdruck gewahrt, in welchem er den von des Sheitan, des Teufels, Fuße vermuthet und daran mehr als genug gehabt habe. Der in seinem Gefolge befindliche Mullah äußerte sich später über die betreffende Höhle in anderer Weise. „Ihr Name", sagte er, „ist Yeermalik und die Sache mit ihr verhält sich so: Zur Zeit der Invasion, als vor ungefähr 600 Jahren Ghengis Khan, der Tatar, das Land überschwemmte, flüchteten sich 700 Männer vom Stamme

Huzareh mit Weib und Kind und Lebensmitteln in jene Höhle, um der Wuth des ruchlosen Wüthrichs zu entgehen, und setzten keinen Fuß heraus. Nachdem aber der grausame Ghengis das Land mit Feuer und Schwert verwüstet, ließ er alle die Unglücklichen aufsuchen die der Verheerung entgangen waren. Seine Bluthunde schnupperten auch die elenden Huzarehs aus, und eine Heeresmacht erhielt Befehl, sie aus ihrem Schlupfwinkel zu treiben. Verzweiflung lieh den Angegriffenen einen Muth der ihrem Stamme nicht eigen war. Sie wußten, daß, wenn sie sich lebendig fangen ließen, eine langsame Folter und ein schauderhafter Tod sie erwarte, und so beschlossen sie sich bis aufs äußerste zu vertheidigen. Die Oeffnung der Höhle war eng, und sowie die Feinde eindrangen, wurden sie zusammengehauen. Andere kamen freilich nach; es ging ihnen aber nicht besser. Sie waren zu sehr im Nachtheil und mußten endlich abziehen. Ghengis wollte sich aber seine Opfer nicht entwischen lassen, und seine teuflische List ersann das Mittel, vor der Oeffnung der Höhle Stroh anzuzünden, um Die zu ersticken die darin waren. Da es wegen der Größe des Orts mislang, ließ er zuletzt die Oeffnung der Höhle mit einem ungeheuern Felsstück verschließen und ein anderes als Riegel vorlegen. Dann gab er Jene grausam ihrem Schicksale preis, und weil sie Alle erbärmlich umkamen, ist es nicht unwahrscheinlich, daß die Geister der Ermordeten sich noch jetzt dort aufhalten, was die Höhle in schlimmen Ruf gebracht hat. Das jedoch ist gewiß", schloß der Mullah mit dogmatischer Sicherheit, „daß der Teufel sich dort nicht aufhält; es wäre ihm viel zu kalt."

Die Gesellschaft kommt zu einer kleinen Außenhöhle und steigt einen Schacht hinab. „Während unsers Hinabsteigens", schreibt der Verf., „stießen und quetschten wir uns häufig an den ausgezackten Wänden, bis unser Führer plötzlich Halt machte. Ich war der Nächste hinter ihm, und als ich mich möglichst genähert, bemerkte ich allerdings, daß ein Schritt weiter ihn in einen Abgrund gestürzt haben würde, dessen Tiefe und Breite nicht zu erkennen war. Nachdem ich einige Augenblicke auf diesen anscheinend unübersteiglichen Schlagbaum unsers Vordringens hinabgeschaut, gewahrte ich etwa 16 Fuß unter mir einen schmalen Vorsprung, den ich aber nur wenige Ellen weit mit den Augen verfolgen konnte, wo er sich dann in die dichte, uns umgebende Finsterniß verlor. Der Führer war schnell entschlossen. Er entrollte seinen aus Baumwollenzeuch gewundenen Turban, foderte seine Kameraden auf, ein Gleiches zu thun, fügte die Stücke zusammen und brachte dadurch eine Art Seil zu Stande, an welchem wir uns gegenseitig hinabließen, bis Zehn von uns glücklich gelandet waren. Die Uebrigen ließen wir zurück, um uns bei der Wiederkehr hinaufzuziehen, und kletterten dann am Rande des Abgrundes fort. Wenn wir bisweilen an lockeres Gestein stießen und das in die Tiefe rollte, hörten wir es von Rand zu Rand springen und in tausend Stücke zerschellen, und das widerhallende Echo glich einem unregelmäßigen Pelotonfeuer. Oefters war unser schmaler Pfad mit Glatteis überzogen und dann wahrhaft gefährlich. Nach und nach erweiterte er sich aber, und endlich standen wir auf der feuchten, schlüpfrigen Flur eines Gemachs von ungekannter Größe. Das Licht unserer Fackeln reichte nicht aus für den Umfang dieser unterirdischen Halle. Aber rings lagen und thürmten sich die Beweise, daß die Erzählung des Mullah einigen Grund hatte. Hunderte von Menschenskeletten umgaben uns. So weit das Auge trug, boten sich solch schmerzliche Reste. Sie waren insgesammt vollkommen erhalten und offenbar seit dem Tode nicht verrückt worden. Einige ähnelten indeß mehr den verschrumpften Ueberresten die sich auf der Straße nach dem großen St.-Bernhard vorfinden. Ihre Stellungen bezeichneten den Moment in welchem der Tod sie erstarrt. .... Ich stand noch in düstern Gedanken, als Einer vom Gefolge mir bemerkte, daß, wenn ich den ganzen Tag bei den «todten Menschen» verweilte, unsere Fackeln für den Besuch der Eishöhlen nicht ausdauern würden. So sammelte ich mich und folgte den Uebrigen durch mehre niedrige Bogengänge und kleine Grotten. Plötzlich sprang ein seltsamer Glanz vor mir auf, und nur wenige Schritte weiter bot sich ein prachtvoller Anblick. Inmitten einer großen Höhle lag ein ungeheurer Block des reinsten Eises, glatt und hell wie ein Spiegel und von der Gestalt eines kolossalen Bienenkorbs, dessen kuppelähnliche Spitze die langen Eiszacken berührte die von der unebenen Felswand herabhingen. Eine schmale Oeffnung führte zum Innern dieser wunderbaren Eisformation, mit Wänden die ziemlich zwei Fuß stark und diese sammt Flur und Decke glatt und schlüpfrig waren. In endloser Wiederholung spiegelten sich unsere Personen vom Boden zur Decke, von Wand zu Wand, nach allen Seiten. Das Innere dieser frostigen Behausung war in mehre seltsam geformte Räume geschieden. In den einen hingen die glänzenden Eiszapfen festenartig von der Decke nieder, in andern war das Gewölbe glatt wie Glas. Reizend schön brachen sich die Prismafarben auf der wechselnden Eisfläche, wenn der Schein unserer Fackeln, während wir von Höhle zu Höhle gingen, darüber hinstreifte. Ringsum, oben, unten, überall gediegenes Eis, und da wir auf dem schlüpfrigen Grunde nirgend fußen konnten, schlüpften wir oder glitten vielmehr geheimnißvoll über den Glasboden dieser zaubergebundenen Halle. In einem der weitesten Gemächer hatten die Eiszacken den Boden erreicht; sie erschienen wie Säulen welche die Decke trugen. Der ganze Anblick war für mich ebenso neu als prächtig, und ich bedauere nur, daß mir die Fähigkeit mangelt das Gesehene nach Gebühr zu beschreiben.... Nachdem wir eine Zeit lang diese merkwürdigen Räume durchwandert, untersuchten wir die Beschaffenheit der Höhlen worin sie sich gebildet. Sie zweigten sich in zahllose Galerien ab, von denen eine die andere durchschnitt. Bisweilen erweiterten sie sich zu Hallen, deren Umfang wir bei unserm schwachen Lichte nicht zu ermessen vermochten. Dann verengten sie sich wieder zu Gängen, so schmal und niedrig, daß wir auf Händen und Knien kriechen mußten!"

Dies nur eine kleine Probe des Mancherlei was das Buch lesenswerth macht. 23.

Literarische Notiz.

Neue Uebersetzung von Grimm's Märchen.

Die anmuthige Märchensammlung welche die Gebrüder Grimm in den J. 1812 und 1813 zuerst in taktvoller Auswahl und wahrhaft vollendeter Behandlung erscheinen ließen, hat in Frankreich bereits verschiedene Bearbeiter gefunden; aber da noch keine der vorhandenen Uebertragungen der lieblichen Fassung des Originaltextes einigermaßen entspricht, so kann eine neue Bearbeitung, welche von zwei gründlichen Kennern der deutschen Literatur unternommen ist, immer noch als eine erfreuliche Erscheinung begrüßt werden. Diese beiden Gelehrten, welche sich zur Herausgabe der „Contes de famille" vereinigt haben, sind N. Martin und Pitre-Chevalier, von denen der Erstere von uns bereits öfter, und in jüngster Zeit namentlich wegen seines Werks über die modernen Dichter Deutschlands genannt ist. Pitre-Chevalier hat schon seine Bekanntschaft mit der deutschen Literatur durch die Uebertragung der Schiller'schen Romane und durch seine Bearbeitung der einer hohen Dame in Sachsen zugeschriebenen Theaterstücke an den Tag gelegt, wennschon sein eigentlicher Schriftstellerruf mehr auf seinen Originalwerken, meist romantische Darstellungen aus dem Leben der Bretagne, beruht. Wenn in der neuen Bearbeitung der Grimm'schen Märchen, so bedeutende Vorzüge ihr auch im Vergleich zu den frühern Arbeiten beigelegt werden müssen, nicht Alles strengern Anfoderungen entspricht, und wenn namentlich hier und da die eigentliche Färbung des Originals etwas verwischt sein dürfte, so muß man die nicht geringen Schwierigkeiten welche mit einer solchen Arbeit verbunden sind wol füglich in Anschlag bringen. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 88. — 29. März 1847.

Das Land Tirol und der Tirolerkrieg von 1809.

Zweiter Artikel.*)

Dieser tiroler Freiheitskampf zeigt uns einen merkwürdigen Gegensatz, der sich freilich vielfältig in der neuesten Geschichte offenbart, der aber doch fast nirgend so schneidend hervortreten möchte als eben hier. Indem wir den Tirolerkrieg von seiner Entstehung an bis zu seinem Ausgange verfolgen, ist unser Gefühl nach zwei sehr verschiedenen Seiten hin thätig, und wird in zwei heterogene Hälften zerrissen. Dieser Gegensatz ist die Tapferkeit und die tiefste sittliche Treue eines kräftigen ursprünglichen Volksstammes, und die Feigheit, die Untreue und die Gesinnungslosigkeit der Regierung an welcher dieses Volk mit unerschütterlicher Liebe hängt. Unser Gefühl ist auf der einen Seite fortwährende Bewunderung, reinster Genuß echtmenschlicher Volksschönheit, und auf der andern Seite bittere Entrüstung und absolute Verachtung. Die Geschichte hat hier die Farben so grell aufgetragen: hier fortwährendes, ununterbrochenes Licht, dort schwarzer finsterer Schatten, daß man sie der Uebertreibung und der psychologischen Unwahrheit beschuldigen würde, wenn sie Dichtung, und nicht eben wirkliche Geschichte wäre. Ich erinnere mich aus meiner Jugend jener schlechten Ritterromane, wo immer im überladensten Contraste die ungeheuerlichste Heldentugend neben die verzerrteste Bosheit hingestellt wird; letztere tritt in der Regel in Gestalt eines Pfaffen, jene in Gestalt eines mannhaften Ritters auf. Wenn in spätern Zeiten ein zweiter Spieß oder Cramer unter uns aufsteht, und unsere Zeit in fratzenhaften Bildern abconterfeit, so wird wahrscheinlich der Gegensatz von Volk und Hof dieselbe Rolle dabei spielen wie in jenen Romanen der Gegensatz zwischen Ritterthum und Pfaffenthum. Aber diese Herren mögen alsdann ihre Bilder noch so sehr überladen, und in noch so crasse Einseitigkeit verzerren, grellere Gegensätze wie die Geschichte des tiroler Freiheitskriegs ihnen darbietet wird ihre plumpe Phantasie nicht erfinden können. Wenn nun freilich sowol diese Lichtseite als diese Nachtseite in einer Geschichte des tiroler Freiheitskampfes beschrieben werden müssen, und keine von beiden übergangen werden darf, wenn der Geschichte ihr Recht geschehen soll, so glauben wir doch, daß die erstere mit größerer Ausführlichkeit behandelt, mit größerer Liebe hätte geschildert werden müssen als die letztere; denn in ihr liegt eben der bleibende Gewinn für die Menschheit. Nicht Thersites sondern Achilles ist die Lieblingsgestalt der Ilias. Es ist ein Hauptmangel des Hormayr'schen Werkes, daß es sich mit großer Leidenschaftlichkeit und in sich stets wiederholender Breite der Auseinandersetzung jener zahllosen Erbärmlichkeiten der östreichischen Regierung zuwendet, während die Charakteristik des tiroler Volkes und seiner Führer nur als Nebensache, als nothgedrungene Zugabe darin auftritt. Nicht die Ueberlieferung der tiroler Heldentugend, sondern die Veranschaulichung der östreichischen Unfähigkeit und Schlechtigkeit ist die unverkennbare, wenn auch unbewußte Tendenz dieses Werkes. Hier läßt der Verf. sich gehen, hier weiß er kein Ende zu finden in seinen Anführungen und Ausmalungen, während er dort nur immer in knappester Kürze sich faßt. Nicht als ob er auf der einen oder andern Seite unwahr wäre, als ob er den hohen Werth des tirolischen Volkes irgendwie beeinträchtigen, die östreichische Regierung irgendwie verleumden wollte: vielmehr ist seine Charakteristik nach beiden Seiten hin unwidersprechlich wahr; aber die Tiroler sind nur skizzirt, die östreichische Regierung ist mit einer profusen Langsamkeit ausgemalt. Nicht die Gestalten sind unwahr, aber die Oekonomie und die Anordnung ist es. Ein falsches Colorit lagert auf diesem Buche. Die Figuren welche im Vordergrunde stehen sollten sind in den Hintergrund zurückgedrängt, und Nebenpartien treten mit zu viel Prätension auf. Das Buch gleicht einem Schiffe welches unverhältnißmäßig viel Ballast im Vergleich zu seiner kleinen, wenn auch kostbaren Ladung eingenommen hat; einem groben, verfaulten Bettlermantel auf welchem einzelne verstreute Diamanten und Rubinen schimmern. Jammerschade, daß es so ist, jammerschade, daß Hormayr lieber im Kothe wühlt als sich in Aether badet; daß er seinen Blick lieber auf unförmlichen Fratzen als auf reinen plastischen Gestalten verweilen läßt. Ich kenne keinen schönern, einfach großartigern, wahrhaft ethischen Stoff für die neuere Geschichtschreibung als diesen Tirolerkrieg; keinen Stoff bei dem Hergang und Inhalt mit allen Figuren und Cha-

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. 52 und 53 d. Bl. D. Red.

schilderten die feurigen Publicisten, welche sich der Sklaven annahmen, die Zustände des Colonialwesens mit so düstern Farben, daß sie der Wirklichkeit unmöglich entnommen sein können. So sucht man die Gründe welche vorgebracht werden zu entkräften, indem man sie als hohle, inhaltsleere Declamationen, denen ein positiver Halt mangelt, bezeichnet und der Lächerlichkeit preisgibt. Wenn Dem wirklich so wäre, wenn die Schriftsteller welche sich die Aufgabe stellen den Schimpf der Sklaverei von Frankreich abzuwenden, die Thatsachen im Interesse ihrer Sache übertrieben hätten, so bliebe, sollte man meinen, doch immer noch Grund und Veranlassung genug zur schweren Anklage gegen Diejenigen welche es sich angelegen sein lassen, den Jammer der Sklaverei zu verlängern. Nun kommt aber ein Werk den Vertheidigern der Emancipation zu Hülfe, dessen Erscheinen gerade in die rechte Zeit fällt. Es rührt von einem Manne her der sich in einer solchen Stellung befunden hat, daß sein Wort sicher in die Wagschale fallen muß und sein Votum nicht ohne Weiteres beseitigt werden kann. Der Titel dieses gewichtigen, an Thatsachen und Belegen reichen Buchs lautet: „La vérité et les faits, ou l'esclavage à nu dans ses rapports avec les maitres et les agents de l'autorité." Der Verf., France, stand fast drei Jahre als Chef der Colonialgendarmerie in Martinique, und befand sich also an der besten Quelle, um über die Verhältnisse, welche er jetzt schonungslos aufdeckt, die verbürgtesten und glaubhaftesten Aufschlüsse sich zu verschaffen. Es ist nur zu billigen, daß er, wie man es zu bezeichnen pflegt, die Thatsachen für sich selbst reden läßt, und nur hier und da durch einige gedrängte, allgemeine Bemerkungen das rechte Licht auf die mitgetheilten Documente wirft. Freilich hat Hr. France über die ganze, hochwichtige Frage seine bestimmte Ansicht; aber diese Ansicht ist hervorgegangen aus einer genauen Kenntniß der betreffenden Zustände, und aus einer durch ruhige Beobachtung gewonnenen Bekanntschaft mit dem Gegenstande dem er seine ungekünstelte Feder gewidmet hat. Die Documente auf die er sich stützt fallen alle in die Jahre 1843, 1844 und 1845, und man wird wol kaum wagen ihre Authenticität in Zweifel zu ziehen, sowie man auch ihre Bedeutung und Tragweite nicht in Abrede stellen wird. Freilich wird durch diese Mittheilungen mancher heimliche Schutzredner der Sklaverei ans Licht gezogen, und mehr als ein Name compromittirt. Aber wenn man auf Thatsachen pocht, wenn man die Abolitionisten mit der Versicherung, sie kennten die wahren Verhältnisse nicht, aus dem Felde zu schlagen wähnt, so muß die volle unverschleierte Wahrheit mit ihrer überwältigenden Gewalt hervortreten. Empörend ist es in der That, wenn man sieht, wie ein einflußreiches Mitglied des katholischen Klerus, Jacquier, der apostolische Vicepräfect, nicht nur selbst einen ansehnlichen Sklavenstand unterhält, sondern wie er sogar, uneingedenk seiner heiligen Verpflichtung die Leiden der Bedrückten zu lindern, das Regiment der Sklaverei als ein rechtmäßiges Verhältniß darzustellen geneigt ist. Mit Recht verwirft der Verf., welcher sich mit einer allmäligen Verbesserung der bestehenden Zustände nicht abspeisen läßt, weil man, wie er sagt, Das was an sich grundschlecht ist nicht verbessern kann, die Meinung Derer mit Entschiedenheit welche lauen Ansichten huldigen, und, statt den entscheidenden Schritt zu thun, von einer Vorbereitung der Sklaven zur Freiheit, von einer Heranbildung, und wie die Phrasen sonst noch lauten, reden. Alle diese Gründe sind zwar auch schon von andern Seiten herbeigebracht; aber sie gewinnen hier, wo ein schweres Geschütz zahlreicher Belege — der Verf. theilt allein 133 umfassendere Documente, aus amtlichen Quellen geflossen, mit — zu ihrer Unterstützung erscheint, bedeutend an Gewicht und Energie.

Vinet's Urtheil über den Socialismus.

So viel auch bereits besonders in den letzten Jahren für und wider den Socialismus und die damit in Verbindung stehenden Ideen geschrieben ist, so wird es doch immer noch von Interesse sein, das gewichtige Urtheil eines Mannes wie Vinet über diese Angelegenheit zu hören. Dasselbe ist niedergelegt in einem besondern Werkchen, welches vor kurzem unter dem Titel „Du socialisme considéré dans son principe" (Genf 1846) die Presse verlassen hat. Vinet will, wie schon der Titel bezeichnet, keineswegs die Einwirkung der socialistischen Ideen auf den Staat und die wunderlichen Entwürfe, welche mit der innern Gliederung der von den socialistischen Schwärmern in Anregung gebrachten Reformen zusammenhängen, einer nähern Beleuchtung unterwerfen; es kommt ihm vielmehr darauf an, der eigentlichen Grundidee auf welche diese ganze Krisis sich stützt nachzuforschen und sie vom christlichen Standpunkte aus zu würdigen. Auf diese Weise tritt die moralische Frage, welche von den bisherigen Kritikern so gut wie ganz vernachlässigt ist, in den Vordergrund. Es scheint übrigens um so dringlicher, die ganze Angelegenheit einmal von ihrer christlichen Seite aufzugreifen, als die Socialisten selbst in letzterer Zeit angefangen haben den Namen des Evangelium im Munde zu führen, und ihr wankend gewordenes Gebäude auf den Grund losgerissener biblischer Citate zu stützen. Vinet geht bei seiner Entwickelung von dem Axiome aus, daß „der Mensch und die Gesellschaft zwei verschiedene Begriffe sind" (l'homme et la société sont deux). Das Raisonnement welches er an diesen Grundsatz knüpft wollen wir, weil es wenigstens eine Beziehung des Socialismus im richtigen Lichte erscheinen läßt, hier folgen lassen. „Der Staat ist die Gewalt Aller, welche die Gewalt jedes Einzelnen im Zügel hält. Der Staat ist die Schranke welche die Vernunft und das gemeinschaftliche Interesse den im Herzen der Einzelnen sich regenden wilden Sonderinteressen entgegengestellt haben. Der Staat ist in ein und derselben Gesellschaft das Gesetz und die Strafvollziehung (la sanction pénale); in dem Verhältniß von einer Gesellschaft zur andern ist der Staat der Krieg; ursprünglich ist also der Staat eine fortwährende Drohung und ein organisirter Zwang. Man unterwirft sich demselben, weil man muß; man unterwirft sich, weil man, wenn man sich weigern wollte, Mehr verlieren als gewinnen müßte; endlich unterwirft man sich auch, weil man am Ende diesem Verhältniß einige Annehmlichkeit abgewinnt. Aber es bedurfte der Unterwerfung, und alle Tage muß man sich unterwerfen. Wie gemäßigt auch der Zwang sein mag, so fühlt man ihn doch unaufhörlich, und der Mensch, welcher dem kunstreich bearbeiteten und durch ein Wunder belebten Marmor gleicht, kann, indem er die Augen abwechselnd auf den Staat richtet, und dann wieder auf sich zurücklenkt, mit Bestimmtheit sagen: Ich bin es, und ich bin es auch nicht!"

Louise Colet.

Der Dichtername Louise Colet hat neben Amable Tastu und einigen ähnlichen eine ganz achtungswerthe Stelle gefunden, und die neuesten poetischen Erzeugnisse welche unter dieser Firma ans Licht getreten sind dürften daher schon um ihres Autors willen auf einige Beachtung rechnen können. Sie führen den etwas gesuchten Titel „Les chants des vaincus". Unter den verschiedenen größern Stücken welche der Sammlung einverleibt sind bemerken wir diejenigen in denen die vielbesungene That der Charlotte Corday und das an Wechseln reiche Leben der geistreichen Mad. Roland behandelt werden. Beide Dichtungen sind uns übrigens aus einer Zeitschrift — irren wir nicht, so war es die „Revue de Paris", welche sie vor längerer Zeit brachte — bereits bekannt. In diesen Compositionen zeigt sich Geschick, poetisches Talent, und eine bei weiblichen Naturen seltene psychologische Kraft. Von den kleinern Gedichten, welche sich außerdem noch mitgetheilt finden, scheinen uns „Le Midi" und „La poésie légère", in denen sich ein bewegliches Talent und wirkliche Empfindung aussprechen, die bedeutendsten, obgleich auch hier wie an andern Stellen des neuen Werkes eine strengere Feile und eine kunstreichere Fassung zu wünschen gewesen wäre.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 86. —— 27. März 1847.

Deutsche Dichter der neuesten Zeit.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 85.)

40. **Gedichte von K. R. Hagenbach.** Zwei Bändchen. Basel, Schweighauser. 1846. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Diese Gedichte gehören zu den wenigen in die sich der Leser unwillkürlich vertieft, wie der Lustwandler in den Gängen eines kunstvoll und großartig angelegten Parks voll von Bowlinggreens, Kiosks, Wasserfällen und überraschenden Fernsichten. Die ganze Anlage ist, wenn wir im Bilde bleiben wollen, großartig und von geräumigem Areal; die einzelnen Ruheplätzchen, Lauben und Beete lassen sich bei oberflächlicher Anschauung nicht wohl kennen lernen, sondern wollen mit Muße und prüfender Aufmerksamkeit betrachtet sein. Der Mann aber der diesen reizenden Park angelegt hat ist von Haus aus kein zünftiger Kunstgärtner, sondern baut das Ackerland der Wissenschaft seit Jahren mit anerkannt kundiger Hand, und arbeitet im Weinberge des Herrn, obwol in der Schweiz, seinem Vaterlande, die Rebencultur gering ist. Auf dem Felde der Facultätswissenschaft haben wir längst schon mit Vergnügen und hochachtender Anerkennung seine Bekanntschaft gemacht, und drücken ihm nun, indem wir ihm unerwartet auf dem Gebiet des Schönen begegnen, mit aufrichtiger Verehrung die Hand. Zwar versichert er an mehr als einer Stelle seines Buches, er hätte, als bloßer Dilettant, vielleicht besser gethan, dieses Gebiet gar nicht zu betreten, man werde in seinem Blumenkranze neben der heimatlichen Flora aus Hauswurz und Krausemünze sehen, er, der Fünfundvierzigjährige, wetteifere durchaus nicht mit der neuen, jungen Dichterschule, er trete in einem Rocke von altem Schnitte unter Menschen auf unter denen noch alter Glaube und Frohsinn walte, und die des Herzens Sprache verständen; aber gerade solchen schlichten, kernhaften, gediegenen Geistern begegnen wir gern auf dem lauten Musenbazar unserer Tage, wo man „nach seltener Reime Wendung und Verschwendung und neuer Formen Blendung und Vollendung angelt", wo man durch das Auftischen möglichst piquanter Speisen um die Gunst eines blasirten Publicums buhlt, und wo das Reale und Materielle, behangen mit dem zindeltaffentnen Gewande des Kosmopolitismus und dem Rauschgolde des Weltschmerzes, das Ideale verdrängt, welches ehedem als jeglicher Dichtung Reiz und Kraft betrachtet wurde. Damit soll jedoch keineswegs gesagt sein, der schweizerische Sängerdilettant gehöre der sogenannten alten Schule an: nein, er kennt die Mängel derselben; er kennt auch die Jetztwelt mit ihren Errungenschaften und Verirrungen, ihren Leistungen in Kunst und Wissenschaft, ihren contrastirenden Bestrebungen im Religiösen und Kirchlichen und ihren philosophischen Klopffechtereien, und diese Welt spiegelt sich getreu in seinem Buche ab. Obwol er Professor der Theologie ist, und man sonach meinen sollte, seine Poesie trage mehr ein geistliches als weltliches Gepräge, so kennt er doch den letztgenannten Unterschied durchaus nicht, sondern sein Geist und Gemüth amalgamiren beide Elemente auf das innigste (II, 9):

> Was soll die Theilung mir, die ältliche,
> In geistliche Gedicht' und weltliche?
> Ist nicht die Welt, die tausendtheilige,
> Gehalten durch das *eine* Heilige?
> Dies Eine geistlich-weltlich zu entfalten,
> Das Niedrigste ins Höchste zu gestalten,
> Den Scherz im Ernst, den Ernst im Scherz bewähren,
> Das Irdische ins Himmlische verklären,
> Das, Freunde, mein' ich, fühltet ihr's noch nie?
> Ist Grundgeheimniß aller Poesie.
>
> Das Geistliche, das Ueberschwengliche —
> Zur Folie wird ihm das Vergängliche;
> Erscheint dir nicht im Humoristischen
> Das Ideale wie im Mystischen,
> Hast du noch nie gelächelt unter Thränen,
> Fühlst du im Jubel nie der Wehmuth Sehnen,
> Ist nie dein Ohr zur Tiefe durchgedrungen,
> Wo sich die Gegensätze ausgeklungen,
> Ist dir die *Welt* verschlossen wie der *Geist*:
> Dann sage mir, was Geist- und Weltlich heißt!

Doch prädominirt hier über Geistliches und Weltliches des Gedankens Macht, und man hört aus jeder Zeile den Mann reden den die Musen aus der Aula der Wissenschaft in ihren heitern Tempel geführt haben. Eben deshalb lassen sich auch die Gedichte nicht so schlank weglesen wie zehn andere, sondern sie wollen durchdacht und überdacht sein. Was er unter der Ueberschrift „Vergnügliches" (S. 12) im zweiten Bändchen sagt, gibt uns nicht nur ein lebendiges Bild seiner poetischen Persönlichkeit, sondern kann auch als Kriterion seiner sittlichen Bestrebungen und seines ganzen innern Lebens dienen. Da kommt zur Sprache: sein individueller Geschmack, seine Heimat, sein Reichthum, die Art und Weise wie er Heimsuchung und Lebenswechsel hinnimmt, sein Talent für Sprachen, Theologie und Philosophie, die Politik, der Lehrstand, die Schule, die Kirche und ihre Wirren. Ueber die ihm verliehene Gabe, das Schöne in Worte zu gestalten, sagt er in dem angezogenen Gedicht (S. 14):

> Ein Dichter bin ich nicht, ich will es frei bekennen,
> Wollt ihr den Genius, den schaffenden, so nennen.
> Kein Epos wird der Welt verkünden meinen Namen,
> Und keine Bühne trägt die Helden meiner Dramen;
> Ja, von den Liedern selbst, die ich wol auch gesungen,
> Ist mir noch selten eins aus fremdem Mund erklungen;
> Zudem hab' ich mich nie moderner Kunst beflissen,
> Die, wenn mit Gott sie grollt, vom Weltenschmerz zerrissen,
> Mit Flüchen um sich wirft, daß selbst die Hölle bebt,
> Und die von Gall' und Gift in jeder Strophe lebt.
> Doch, wenn der Frühling sich in Winterträumen regt,
> Ein stilles Glück von Gott mir tief das Herz bewegt,

Bei And'rer Freud' und Leid, in süßer Wehmuth Stunden,
Da hat sich erst im Lied mein Herz zurechtgefunden,
Da ward ihm wieder leicht, und was mir dunkel war,
So lang' es Prosa blieb, in Versen ward mir's klar.
Auch wo ein freundlich Bild mir winkt in der Geschichte,
Da halt' ich's gerne fest, erzählend im Gedichte.
Ob auch des Weisen Wort, damit ich's nicht verliere,
Faß' ich die Perle ein, daß sie den Ring mir ziere.
So treib' ich's harmlos fort, und was ich bringen kann,
Das bring' ich, nimmt er's an, geruhig an den Mann;
Und wo's der Mann nicht will, versuch' ich's bei den Frauen,
Nachdem ich's mitgetheilt der eig'nen im Vertrauen.
Dann macht sich's weiter Bahn, und kommt so weit herum,
Als eben reichen soll und mag mein Publicum,
Und wenn dann eine Hand mir still die meine drückt,
Dann bin schon vergnügt und mehr als hochbeglückt.

Da diese hier mitgetheilten Worte, nach unserer Meinung, eine nicht ungenügende Selbstrecension seiner poetischen Leistungen und Bestrebungen sind, so werden wir der Mühe überhoben weitere Details darüber zu geben, und begnügen uns deshalb noch einige Andeutungen über Einzelnes zu machen. Obwol der Verf. von jeder confessionnellen Beengtheit frei ist, so tritt im ersten Bändchen, welcher Festlieder, Lieder zu Bibeltexten, Kirchenlieder zu besondern Anlässen und eine epische Gabe, „Luther und seine Zeit", bringt, doch in dem herrlichen Liede „Pfingstcommunion" (S. 51) in der letzten Strophe seine reformirte Ansicht über das Abendmahl hervor, wie sich auch sein Zwinglianismus in dem Schmerze offenbart den ein schönes Sonett aus Luther's Leben (S. 197) über Luther's Unbeugsamkeit gegen den schweizerischen Sacramentirer kundgibt. Unter diesen geistlichen Liedern sind wirklich solche die nicht nur den Geist nähren und erheben, sondern auch erbauen und die Seele mit Andacht füllen. Man sehe „Stillehalten" (S. 85), „Nicht alleine" (S. 89) u. a. m. Der epische Liedercyklus „Luther und seine Zeit" trägt eine Dedication an Wackernagel an der Stirn, die sich über sein episches Beginnen und Verfahren wahr, freimüthig und bescheiden ausspricht. Als anerkannt tüchtiger Kirchenhistoriker ist Hagenbach vor Allen wohl geeignet, das Leben des großen Reformators poetisch darzustellen. Nur was die Form betrifft, will es uns nicht behagen, daß der Verf. einige dieser Luther-Lieder in die Form südlicher Klinggedichte gegossen. So klangreich und formgerecht sie hier sein mögen, so glauben wir doch, es passe kein Flötenton zum Lutherklange. Hervorheben müssen wir hier „Luther und Melanchthon" (S. 163), wo Beider Charakter und Handlungsweise schlagend gemalt wird, und „Luther's Schreibzeug" (S. 268). Auch misbilligen wir die Excerpte aus den „Tischreden" des genialen Mannes nicht; denn sind diese auch keine ergiebige Quelle für die Geschichte, und hin und wieder Verstöße gegen das Zartgefühl, so lassen sie eine um so reichere für die Poesie fließen, wenigstens wenn man mit Takt und Discretion daraus zu schöpfen weiß. Doch stoßen wir hier auch auf Bilder und Anekdota aus der schweizerischen Reformation, wobei wir auf „Das gerettete Gnadenbild" (S. 280) als auf ein gelungenes hinweisen, und dem Leser das geistreiche historische Anekdoton empfehlen, welches sich unter der Ueberschrift „Die stumme Komödie" (S. 291) findet. „Der Organist" (S. 275) ist hier insofern zu erwähnen, weil man auf den Gedanken kommen könnte, der Dichter erkläre sich gegen die Reformation. Indessen thut er hier Nichts, als daß er auch die Schattenseite derselben mit unparteiisch freimüthiger Ansicht ins Licht stellt, und man darf nicht vergessen, daß es sich in Gedichten nicht um Begründung von Systemen, sondern um die lebendige Auffassung einzelner selbst unter sich widersprechender Momente handelt. Die Bemerkung die der Verf. in den beigegebenen Anmerkungen zu dem angeführten Gedichte macht, daß die Romanze von Grüneisen „Die Macht des Wortes" (im „Musenalmanach", 1835, S. 227) mit seinem „Organisten" einen schönen Contrast bilde, machten wir ebenfalls, noch ehe wir die Noten gelesen hatten.

Das zweite der zierlichen Bändchen beginnt mit Liedern, Sprüchen und Gleichnissen, worunter wir auf „Die Gebetskammer" (S. 10) vorzugsweise aufmerksam machen. Dagegen ist unter den Gnomen und epigrammatischen Spitzen, die er unter „Buntes in Ernst und Scherz" (S. 24) mittheilt, viel Alltägliches und Stumpfes, viel Unverständliches oder Schwerzuverstehendes. Manches Gelegentliche, abgefaßt in der baseler Mundart, mag wol recht schön und naiv sein; wir Norddeutschen haben aber leider kein Organ für die Auffassung dieser Anmuth. Ob die Zionswächter und orthodoxen Zeloten mit der legendenartigen Parabel „Das Schifflein Christi" (S. 64) zufrieden sein werden, bezweifeln wir; es erinnert an das Märlein das der edle, bescheidene Walter in Voß' „Luise" im Walde erzählt, und obenein an Lessing's „Ringe" im „Nathan der Weise". Die „Sagen und Erzählungen", wie geistreich sie erzählt sein mögen, sind häufig bloße Anekdoten, die zwar überraschen, aber nicht das Gefühl erheben. Ueberhaupt aber werden die Dichter den Sagen- und Historienschatz der Vorwelt bald völlig ausgebeutet haben, und wer in Zukunft nicht selbst zu erfinden vermag, wird übel genug daran sein; ein Glück wenigstens, daß die Zeit immer wieder neuen Stoff gebiert! Die „Natur- und Wanderbilder" haben sämmtlich einen religiösen Anflug, doch ohne sentimental-pietistisches Moment. Einige sind traut und innig; andere besser in der Anlage als in der Ausführung, wie z. B. das „Vaterunser der Blumen", aus welchem der Verf. viel mehr hätte machen können als er gethan. Aus der „Haus- und Kinderwelt" haucht uns eine holde Naivetät an. Der Verf. kauert sich da nicht sowol zu den Kleinen nieder, er zieht sie mehr in kurzweiligem Getändel zu sich empor, z. B. selbst in den änigmatischen Spielereien, welche den Scharfsinn ebenso wecken wie sie die Phantasie ergötzen. Die „Todtenkränze" endlich sind ein Kranz von Passifloren, aus welchem als schönste Blume „Die Theilung" (S. 316) hervorstrahlt.

Schließlich bemerken wir nur noch, daß diese Gedichte eine sorgfältigere Würdigung verdienen als wir ihnen hier zu Theil werden lassen konnten. Dedicirt sind sie dem edeln und geliebten Vater des Verf., Doctor und ehemaligem Professor der Medicin, bei Gelegenheit der Feier seines Doctorjubiläum, und so erscheint das Ganze nicht blos als eine dankenswerthe Gabe an das größere Publicum, sondern auch als ein schönes Denkmal kindlicher Pietät.

41. Tag und Dämmerung. Harmlose Gedichte eines Anti-Muckers. Leipzig, O. Klemm. 1846. 16. 15 Ngr.

Wir haben in diesem, in seiner äußerlichen Erscheinung winzigklich auftretenden Büchlein einen ganz andern Ton und Geist gefunden, als wir in den Gedichten eines Anti-Muckers, mögen sie sich auch das Epitheton harmlos beilegen, gefunden haben. Wir vermutheten nämlich, der Verf., der sich unter dem versificirten Vorworte Eduard Em-Tor unterzeichnet, und von welchem wir in Oettinger's „Charivari" einige Specimina leichten Humors und gefälliger Ironie gelesen haben, werde hier mit der scharfgeschliffenen und blankpolirten Damascenerklinge des Sarkasmus das moderne Muckerthum in der evangelischen Kirche angreifen und sich von Anfang bis zu Ende des Buches auf diesem Kampfplatze tummeln. So ist es aber nicht. Die Gedichte sind nicht geharnischt, und ein englischer Reviewer würde von ihnen sagen können: They have no harm, d. h. sie sind ohne Bitterkeit und ohne die Schärfe der Parteiwuth geschrieben. Die Zahl derer wo er gegen Pfafferei und Muckerei zu Felde zieht, ist verhältnißmäßig klein gegen die Zahl derer wo er sein Gefühl in einer zahmen, ja weichen Lyrik sich ergießen läßt. Unter diesem Gesichtspunkte betrachtet sie der Verf. wenn er im Vorworte einem Freunde sagt:

Sieh' die Lieder an —
Hier ist es Menschenglück das ich besungen,
Da stieg der Freiheit Berg ich kühn hinan,
Und dort hab' ich für's Recht den Stahl geschwungen.

Hier ist es Liebe, die ich liebend pries,
Da ist es um Verlor'nes eine Klage.
Dort wiederum träum' ich vom Paradies
Zukünftiger, aus Schmerz geborner Tage.
Und auch der Scherz, der bunte Schmetterling,
Zeigt hier und da sein glänzendes Gefieder —

und damit ist ihre Eigenthümlichkeit auch nicht unrichtig dargestellt. Ein bunter Wechsel von Gefühlen und Farben waltet jedoch durch alle einzelne Lieder, und will man ihre Grundfarbe erspähen, so wird es dem Auge und dem Verstande schwer sie zu entdecken; sie gleicht dem schillernden Grau des Libellenflügels oder den Farbentönen die das Chamäleon zeigt. Was nun aber die eigentlichen Anti-Muckerlieder betrifft, so läßt er sich von einem Freunde in der Vorrede die Warnung zurufen:

Du hast mit Pfaffen Händel angefangen,
Und dieser Streich bekommt dir niemals gut.
Zank' dich herum mit allen Geologen,
Zank' dich herum mit allen Philologen,
Bewitzle die schlafmützigen Philister,
Schimpf' auf den Adel, geißle die Minister,
Und mach' ein Spottgedicht selbst auf den König —
Nützt dir Dies Nichts, so schadet's dir doch wenig.
Nun aber greife einen Pfaffen an —
Das ist allein die ungeheure Sünde,
Die Schandthat, die dem armen Menschenkinde
Man nicht vergeben und vergessen kann.
Man haut auf dich von allen Seiten ein —
Hier kommt ein alter Codex angeflogen —
Ein Stück Gesangbuch dort — der Altarwein
Selbst wird als Beistandsmacht herbeigezogen, —
Man tobt, man schreit — man zeiget Klau' und Zahn,
Und endlich wirft du in den Bann gethan.
Das ist das Schicksal Aller die es wagen
Den Theologen Fehde anzusagen.

Zu den Liedern nun wegen welcher er Händel bekommen könnte mit den buchstäbelnden Frommen des Wupperthals oder mit den Zionswächtern unter Hengstenberg's Panier, gehören vorzugsweise drei, und diese drei geißeln auch die Mucker, jene Heuchler unter der Maske pharisäischer Heiligkeit, jene Jesuitenabart im protestantischen Gewande; darunter wirklich ein „Großes Muckerlied“ (S. 92), das mit einem Chor „Vallert, vallera, juchhe!“ versehen ist, und aus welchem wir drei Strophen mittheilen:

Wir sind von Haus aus gar zu schlecht,
Verdorben und verführet;
D'rum ist es uns auch eben recht,
Daß Satan uns turbiret;
Er läßt uns bei des Tages Last
Und Nachts erst recht nicht Ruh' und Rast
Und brüllet wie ein Löwe.

Doch kann er uns Nichts haben an,
Der alte Bockphilister,
Denn nimmer steht ein frommer Mann
In seinem Schuldregister.
Wer fromm war, einst gen Himmel fliegt,
Und bläst dort fröhlich und vergnügt
Zu Sternenklang Trompete. — —

Haß der Vernunft! — Was diese spricht
Ist jederzeit von Uebel;
Beizt doch ins Aug' des Himmels Licht
Wie Höllenstein und Zwiebel.
Schön aber ist die Abendzeit,
Denn wahr bleibt es in Ewigkeit:
Im Dunkeln ist gut Munkeln.

Das zweite ist ein Klagelied, welches aus dem Munde eines muckerischen Kanzelredners ertönt, und aus welchem wir die Strophen ausheben:

O Jammerthal,
Wie nahe bist du deinem Fall!
Mit immer kühneren Gewalten
Seh' ich die Wahrheit sich entfalten,
Seh' ich das Licht — o welche Qual!
Trotz unsern Lamentationen
In Tausend und in Millionen
Aufblitzen wie ein Wetterstrahl.
O Jammerthal!

O schöne Zeit
Der seligen Vergangenheit!
Als noch der Satanas florirte,
Der Höllenpfuhl die Rede zierte,
Und wol auch bei Gelegenheit
Die große babylon'sche Hure
Geschimpft ward und mit manchem Schwure
Aufs christlichste vermaledeit.
O schöne Zeit!

— — — — —

Doch auf mit Macht,
Du Pfaffenschar, zur off'nen Schlacht!
Noch gibt's ja Holz zu Scheiterhaufen,
Und Schwefel noch, damit zu taufen
Den Sünder welcher uns verlacht.
Laßt uns erneu'n die Interdicte,
Und Jeden der am Zeug' uns flickte
Zerschmett're Bann und Kirchenacht.
Zur Schlacht! Zur Schlacht!

Das nach unserm Dafürhalten beste Lied, in welchem unter der Ueberschrift „Der finstere Geist“ (S. 67) das häßliche Muckergewürm gezüchtigt wird, theilen wir ganz mit:

Es geht ein finst'rer Geist durchs Land,
Muck, muck!
Ein großes Buch in seiner Hand,
Muck, muck!
Er schaut nicht die Blüten, den rosigen Mai;
Er hört nicht der Nachtigall Lieder;
Kalt wie der Winter geht er vorbei,
Und schlägt die Augen nieder,
Er schlägt die Augen zu Boden und spricht:
Der fröhliche Frühling gefällt mir nicht.
Muck, muck!

Und weiter setzt er seinen Schritt,
Muck, muck!
Das große Buch geht immer mit,
Muck, muck!
Die Sonne blinkt so hell und rein
Und lockt die schlummernden Keime;
Der Fremdling aber schaut finster d'rein,
Versunken in nächtige Träume
Zertritt er fluchend die Saaten und spricht:
Die belebende Sonne gefällt mir nicht!
Muck, muck!

Und immer weiter seinen Lauf,
Muck, muck!
Nimmt er thalauf und berghinauf,
Muck, muck!
Am Himmel flammt der Abendschein
Als wollt' er fröhlich sagen:
Auf Morgen wird gut Wetter sein,
Wer will's zu leugnen wagen?
Der Fremdling aber grollt und spricht:
Die erfrischende Hoffnung gefällt mir nicht.
Muck, muck!

Und grollend humpelt weiter er
Muck, muck!
Und humpelt grollend kreuz und quer
Muck, muck!

Der Neid ihm endlich das Herz zerfrißt;
Doch wett' ich augenblicklich,
Daß, wenn er einmal im Himmel ist,
Und sieht auch And're glücklich,
Er da auch als echter Mucker noch spricht:
Die verzeihende Gottheit gefällt mir nicht!
Muck, muck!

Beklagen müssen wir, daß Hr. Em-Tor sich bei seinem poetischen Bilden nicht ganz von Heine'schen Einflüssen hat losmachen können, besonders in dem harmlosen Theil des Büchleins. Wir lieben sonst die Nachahmungsriecherei gar nicht; hier aber, obwol nur in sechs bis acht Stellen, werden unsere Geruchsnerven unangenehm von einem üblen Dufte afficirt. Auch scheint uns der Haupttitel „Tag und Dämmerung" nicht ganz motivirt. Warum denn nicht einfach: Harmlose Gedichte eines Anti-Muckers? Uebrigens begrüßen wir den wahrscheinlich noch jungen Verf. freundlich unter Denen die mit pythischen Geschossen die Nachtvögel der Zeit bekämpfen.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen aus England.

Dr. Whewell in Cambridge.

In den „London illustrated news" vom 21. Jan. d. J. finden sich bildliche Darstellungen und eine ausführliche Beschreibung der Jubelfeier welche der vormalige Fellow, jetzt Master des Trinity-College in Cambridge, Dr. Whewell, am 22. Dec. 1846 zur Erinnerung an die 300jährige Dauer der durch Heinrich VIII. im J. 1546 erfolgten Stiftung dieser reichen und prächtigen Studienanstalt angeordnet hatte. Jenes Fest dürfte auch in Deutschland auf einige Theilnahme Anspruch machen können, theils weil die Anstalt der es gewidmet ist viele in der ganzen civilisirten Welt hochgefeierte Männer, besonders Baco und Newton, gebildet hat, deren Statuen in ihrer Halle aufgestellt sind; theils weil der Festgeber durch ausgezeichnete Verdienste sich eine sehr verbreitete Anerkennung erworben hat. Er ist nämlich als Verfasser derjenigen Abtheilung der Bridgewater-Bücher deren deutsche Uebersetzung den Titel „Die Sternwelt" führt, der gebildeten Welt unsers Vaterlands rühmlich bekannt, und sein größeres Werk „Geschichte der inductiven Wissenschaften" hat ihm einen noch größern Ruf verschafft. Von der höchsten Wichtigkeit aber, sowol für das praktische Seewesen als für die Wissenschaft, sind seine Verdienste um die Kenntniß der Fluterscheinungen, welche bisher höchst mangelhaft war. Sie beschränkte sich nämlich auf die unzusammenhängenden Angaben der Hafenzeit (Zeit des Hochwassers bei den Syzygien) an den bekanntesten Hafenplätzen, und auf isolirte Beobachtungen an wenigen Plätzen, besonders im Hafen von Brest. Daher war es fast unvermeidlich, das Locale in diesen Erscheinungen mit dem Allgemeinen zu verwechseln, und die Lücken der Erkenntniß durch falsche Schlüsse zu ergänzen. Dr. Whewell war der Erste welcher einsah, daß die Richtigkeit der allgemeinen physikalischen und astronomischen Ursache dieser Erscheinungen nicht hinreiche, die bestimmte Art ihrer Wirkungen auf der wirklichen Erde zu erkennen und zu erklären; daß es dazu vielmehr weit ausgedehnterer und umfassenderer Beobachtungen bedürfe. Daher verglich er alle gedruckten, und aus den Archiven der Admiralität ihm mitgetheilten Berichte der Seefahrer über die Fluterscheinungen auf den verschiedensten Punkten der Erde, und bildete daraus eine allgemeine Flutkarte, die er als ersten freilich noch unvollkommenen Versuch dieser Art in den „Philosophical transactions" vom J. 1833 mittheilte. Eben das dabei empfundene Bedürfniß genauerer und dichterer Beobachtungen veranlaßte ihn zu bewirken, daß von allen Küstenwachen Großbritanniens und Irlands im Sommer 1834 während zwei Wochen um Johannis vier mal am Tage Beobachtungen über die Zeit und Höhe der Flut und Ebbe angestellt wurden, um danach das gleichzeitige Eintreffen der Flutwellen an den verschiedenen Küstenpunkten in einer Karte derselben darstellen zu können. Der fruchtbare Erfolg zeigte die Wünschenswürdigkeit einer größern Ausdehnung der Beobachtungen, und machte den Herzog von Wellington geneigt, den Wunsch zu unterstützen, daß im J. 1836 an die dreiwöchentliche Wiederholung jener Beobachtungen in Großbritannien nicht nur alle atlantischen Mächte in Europa, sondern auch die Vereinigten Staaten von Nordamerika sich anschlossen. Dieses gab eine zusammenhängende Beobachtungskette von 666 Stationen, auf welchen mehr als 40,000 Beobachtungen angestellt wurden, die nach einer mühsamen Reduction auf Greenwich-Zeit den gleichzeitigen Eintritt des Hochwassers auf allen Küstenpunkten auf neun Tabellen angaben, während die zehnte die größte und kleinste Fluthöhe, und die elfte die halbmonatlichen und täglichen Ungleichheiten derselben darstellten. Versinnlicht wurde dieses Alles durch drei große Karten, welche den Seemann in den Stand setzen, die für ihn so überaus wichtige Frage über Stromrichtung und Höhe des Wassers zu jeder Zeit und an jedem Punkte sich leicht und bestimmt zu beantworten, eben dadurch aber die größten Gefahren zu vermeiden, und die entscheidendsten Vortheile für die Beschleunigung seines Curses zu gewinnen. Nicht minder groß ist aber der Einfluß den jene Beobachtungen auf die wissenschaftliche Ansicht der Sache haben müssen, obgleich Dr. Whewell sich auf diese Folgerungen nicht einläßt. Denn der erste Blick auf seine Karten lehrt, daß es durchaus falsch ist wenn man meint, unter dem nämlichen Meridian trete im Ocean das Hochwasser nahe zu gleicher Zeit ein; die Flutwelle rücke von Osten nach Westen fort; das Hochwasser erfolge wegen der Trägheit des Wassers drei Stunden nach der Culmination des Mondes (weil dieses zufällig in Brest sich findet); die Flut erreiche zwischen den Tropen die größte Höhe u. s. w. Die Unrichtigkeit und Ursache dieser falschen Schlüsse und eine Vermuthung wie die wirkliche Beschaffenheit der Erscheinungen sich etwa erklären lasse, sucht das Schriftchen „Flut und Ebbe nach den englischen Beobachtungen" (Magdeburg 1842) näher nachzuweisen; aber ohne Whewell's Zusammenstellung der Beobachtungen war die Erkenntniß jener Irrthümer und die künftig zu hoffende richtigere Ansicht jener interessanten Naturerscheinungen unmöglich. Alle künftige Aufklärung derselben ist daher wesentlich ihm zu verdanken. Seine Verdienste wurden denn auch bei dem glänzenden Festmahle, welches auf die fast rein kirchliche, erst mit eintretender Dunkelheit endigende Feier des Tags folgte, von den angesehensten Männern Englands, welche, zum Theil als vormalige Alumnen des Trinity-College, an demselben theilnahmen, in der Erwiderung der vom Festgeber ausgebrachten Toaste mit großer Begeisterung anerkannt, sowie der Hospitalität desselben in den „London illustrated news" ein lautes Lob gespendet wird. Es heißt dort nämlich nicht blos im Allgemeinen, „daß das Banket, welches nach dem Schlusse des Gottesdienstes in dem prachtvollen Zimmer der edlen gothischen Halle stattfand, jener alten Festscenen würdig war welche die Feudalgastfreundschaft liebte, als die Galerie oben das Gelärm des Meistersängerchors auszusenden pflegte"; sondern es wird sogar nach englischer Sitte die volle Liste der mehr als 44 Gerichte, und die Zahl der Schüsseln von jeder Art derselben (z. B. 33 Schüsseln Fische, 23 Terrinen Schildkrötensuppe u. s. w.) gewissenhaft angegeben. 117.

Warnung vor Theilnahme an Staatsdingen.

Lord Shrewsbury schrieb von Rom an seinen Freund, den berühmten Kanzler Lord Somers, der trotz der Unbescholtenheit seines Charakters die Zielscheibe der Parteiverdächtigungen und Verleumdungen geworden war, Folgendes: „Ich kann nicht umhin auf meine alte Ansicht zurückzukommen, die jetzt durch gewichtigere Gründe als ich erwartet hätte unterstützt wird, indem ich mich wundere, wie in England sich irgend Jemand der sein Brot hat finden kann, welcher sich mit öffentlichen Angelegenheiten zu befassen Neigung trägt. Hätte ich einen Sohn, ich würde ihn eher einen Schuhflicker als einen Höfling, lieber einen Scharfrichter als einen Staatsmann werden lassen." 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 87. —— 28. März 1847.

Deutsche Dichter der neuesten Zeit.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 86.)

42. Liederschwalben von August Mettlerkamp. Braunschweig, Westermann. 1846. Gr. 8. 1 Thlr.

Wenn der Verf. in der letzten Strophe des Prologs sich also vernehmen läßt:

> So ziehet hin denn, meine kleinen Lieder,
> Ins Vaterland, bescheid'nen Schwalben gleich,
> Und nehmt von mir auf euerm Lenzgefieder
> Viel' Tausend Wünsche für sein Wohl mit euch!
> Nicht zu der Großen Hallen laßt euch nieder,
> Sucht nied'rer Hütten friedlichern Bereich,
> Und unter ihren Dächern fest und fester
> Baut aus der Liebe Reisern eure Nester!

so wird damit der freundlichen Musengabe Titel nicht allein motivirt, sondern auch interpretirt, und man mag das Bild ansprechend und sinnig genug finden. Die Stelle „Zieht ins Vaterland — Und nehmt von mir auf euerm Lenzgefieder — Viel' Tausend Wünsche für sein Wohl mit euch" bezieht sich auf die Lage und Schicksale des Sängers, welcher, wie wir einer Anzeige dieser Gedichte im Literaturblatt des „Komet" entnehmen, nicht August Mettlerkamp, sondern eigentlich Dr. Rudolf Mettler heißt, der einige Zeit im Verein mit Julius Hammer zu Leipzig „Das Nordlicht" herausgegeben hat, dann nach Spanien gegangen ist und sich gegenwärtig mit einer Schar rüstiger Freunde zur Auswanderung nach Texas vorbereitet, um dort deutsche Gesinnung, deutsche Literatur und deutsches Leben heimisch zu machen, und von wo aus er nun die willkommenen geflügelten Sommerverkünderinnen in die Heimatsfluren mit seinen Grüßen sendet. Diese seine Schwalben nun schreien in Deutschlands lyrischen Gärten, Wäldern und Feldern zwar nicht so grell wie der Holzheher, noch so rauh wie die Krähe, noch zwitschern sie so geschwätzig wie Rohrspatzen; aber sie singen auch nicht so lieblich wie Lerchen und Nachtigallen, aus deren Kehlen wenigstens keine solche Härten und Reimkakophonien tönen wie sie hier hin und wieder ein mäonisches Ohr beleidigen. Das „Wiegenlied" (S. 18) in der ersten Rubrik „Lieder und Oden" trifft den rechten Ton der Lieder dieser Gattung. Im Allgemeinen behandelt er dagewesene und längst ausgebeutete Liederstoffe, wie sich Das schon aus dem Inhaltsverzeichnisse ergibt. Wohlgefallen hat uns ein Cypressenkranz, den er in Sonettenform auf den Sarg seiner ihm früh entrissenen Gattin Pauline legt, und über welchen ein tiefer, heiliger Schmerz die dunkeln Schwingen gebreitet hat. Unter dem „Episch-Lyrischen" möchten wir ehrenvoll des Gedichts „Die Muse" (S. 115) gedenken. Das Buch schließt mit Uebersetzungen aus dem Russischen, unter denen wir „Die Gaben des Terek" (S. 150) vom Dichter Lermontow hervorheben.

43. Gedichte von Klenert. Karlsruhe, Groos. 1846. 16. 1 Thlr. 3 Ngr.

Wir haben Nichts dagegen, daß dieser badische Sänger seinen unabweisbaren Gesangsdrang in des Buches erster Nummer „Der Muse Beruf" damit vor dem größern Publicum rechtfertigt, daß der Lenz mit seinen Hyacinthen und Narcissen und seinen Vögeln,

> Die da singen und da schlagen
> Alle noch so seelenvoll und süß,
> Wie in Schiller's und Homeros' Tagen,
> Und am Anfang in dem Paradies —

auch die holden Jungfrauen und die Englein im Himmel, und der Gesang der Sphären, und die säuselnden Bäume ihm die Harfe darreichten; wir sehen ferner ein, er könne seine Lieder nicht in die Brust verschließen, da er sagt:

> Denn der Höchste hat in meine Seele
> Sie gethan und die Natur genährt (?);
> Und sie thun des Ewigen Befehle,
> Wenn es auch die ganze Welt mir wehrt —;

aber, lieber Himmel, wenn ihn die Natur nur mit dem echten Ambrosia genährt hätte, wenn er nur ein Quentlein genialer Schöpferkraft besäße, wenn er nur nicht allzu prosaisch oft würde, wenn er nur nicht mit der Flittergoldkrone eines falschen Pathos sich schmückte, wenn er nur die ohrzerreißenden Reimhärten weggeschafft hätte, wenn er nur Maß und Ziel in seinem Singsang zu finden wüßte: dann möchten wir noch einem Buche das Leben und Dasein gönnen dessen Wohlthaten uns aufgedrungen werden. Die Belege zu diesem Urtheil finden sich von S. 1—450 in diesem Buche, welches in seiner Sedezform an die Gestalt eines kleinen, untersetzten Grönländers erinnert der mit blöden Augen über die vaterländischen Schneeflächen hinblinzelt.

44. Gedichte von Theodor Adelbert Schröder. Braunschweig, Leibrock. 1846. Gr. 8. 25 Ngr.

Daß es diesen Liedern, welche wahrscheinlich einen noch jungen Vater haben, da sie fast alle aus dem gegenwärtigen Decennium datirt sind, an frischen und großartigen Phantasiebildern und geglättetem Ausdrucke gebricht, würden wir ihnen gern verzeihen, wenn sie nur nicht an einer unerquicklichen Dunkelheit und Verworrenheit laborirten, die den Leser unaufhörlich stört und seinen Genuß beeinträchtigt. Als ob der Verf. ahne, daß es mit seinen poetischen Leistungen also stände, hat er ihnen das Motto vorgesetzt:

> Die Wissenschaft und Kunst soll vorbereiten,
> Daß sich aus Dunkelheit muß — Himmelslicht verbreiten.

Leider scheucht hier die Kunst das Dunkel nicht, und wir haben im Verlauf der Lectüre vergebens gehofft, es solle Licht werden. Schon die Einleitung „Der Zusammenhang", welcher sich über die Eintheilung des hier gebotenen dichterischen Gesammtstoffs ausspricht (was übrigens ein recht löblicher Einfall

ist), wird den Beweis geben, daß es dem Verf. an Klarheit des Geistes und anordnendem Verstande fehle.

Erste Abtheilung: „Religions-Gesänge."

Die Phantasie durchbricht die Erdenschranken,
Und in ihr walten heilige Gedanken.

Zweite Abtheilung: „Liebesblumen-Freundschaftslieder."

Doch aus dem Himmel schweift der Blick zur Erde,
Damit die Liebe nun verwirklicht werde.
Zur Liebe aber muß sich Freundschaft finden —
Und Blumenkränze müssen sie umwinden.

Dritte Abtheilung: „Vermischte Gedichte."

Jetzt in des Lebens wetterwendisch Denken
Muß nun der so erstarkte Geist sich lenken,
Muß in der Mischung wechselnder Gedanken
Beweisen, daß er aufgehört zu — schwanken.

Vierte Abtheilung: „Genien-Lieder."

Wol aus dem Leben tritt nun das Talent,
Zu zeigen, daß es Menschenstückwerk kennt —
Doch das Genie, im Stillen aufgeblüht,
Ist für das Höchste lebenswarm erglüht! —

Fünfte Abtheilung: „Nacht-Gesänge."

Zum Letzten laßt uns in die Saiten schlagen —
Der Klang soll uns durch Nacht — zum Morgen tragen!

Das thut aber, wir müssen es wiederholen, der Klang nicht, und man sieht schon aus diesen Versen, wie es mit des Verf. Logik stehe; indessen fragt nach letzterer in Gedichten nur ein tadelsüchtiger Recensent. Nehmen wir es also nicht allzu streng damit; und Dies um so weniger, da uns hier hin und wieder eine junge, frühlingsfrische Gefühlsblüte entgegenschimmert, die im Sonnenstrahl der Zeit vielleicht zur Frucht reift. So müssen wir z. B. „Die Vereinigung" (S. 93) als einen poetisch-geistreichen Gedanken bezeichnen, der Vieles gut macht.

45. Erinnerungsblumen auf den Wegen des Lebens. Von Wenceslaw Stulc, aus dem Neucechischen übertragen von Joseph Wenzig. Prag, Ehrlich. 1846. Gr. 8. 20 Ngr.

Wir mögen dieses Buch, welchem wir nur einen einfachern Titel wünschten, als einen Beitrag zur Kenntniß der in Deutschland wenig bekannten neucechischen poetischen Literatur betrachten und willkommen heißen. Der Verf. desselben ist katholischer Priester und gegenwärtig in der Versorgungs- und Beschäftigungsanstalt für erwachsene Blinde in Prag wirksam. Besser die Kunst logischen Rubricirens als der Verf. des vorigen Buches verstehend, läßt er sein Opusculum in drei Abtheilungen zerfallen, wovon die erste „Mein Seufzen", die zweite „Mein Jubeln", die dritte „Mein Rufen" überschrieben ist. Heimatsliebe in enger Verbindung mit christlich-religiösem Sinne bildet hier das Urelement, in welchem er sich vorzugsweise bewegt. Der Quell seines Seufzens ist der geistige und sittliche Verfall seines einst ruhmvollen Heimatslandes und die Hinneigung des cechischen Volkes zur Nachäfferei des Fremdthums, namentlich des Deutschen, doch also, daß er nicht in einseitiger Befangenheit der Idee des Panslawismus sich hingibt, sondern auch dem germanischen Nachbarvolke sein Recht widerfahren läßt. Seine Klage wird deshalb auch keine Anklage, sondern verwandelt sich in hoffende Freude; er sieht schon in der Gegenwart manchen schönen Lebenskeim, und sein Lied prognosticirt eine schöne, beglückende Zukunft. In der dritten Abtheilung, die zwei mal so viele Gedichte enthält als die beiden erstern zusamen, ruft er auf einer Wanderung durch die vaterländischen Gauen, wohin er auch Mähren rechnet, gleichsam in alle Gegenden und Ortschaften die historische Bedeutung haben sein Wort hinein, weckt große Erinnerungen in der Seele der Zeitgenossen, und ermuntert zum Wiederaufbau des altheimatlichen Ruhms. So zeigt er sich als Vaterlandsfreund; aber überall klingt ein religiöser Ton durch seinen Patriotismus. Daß er der confessionnellen Kirchlichkeit anhängt, ein treuer Sohn der katholischen Kirche ist, die er häufig „Mutter" nennt, daß er (S. 36) singt:

Gram erstirbt und meine Seele,
Wieder frisch belebt von oben,
Dankt inbrünstig dem Geschick,
Daß ich Cech und Katholik —

kann ihm nur Engherzigkeit und Intoleranz zum Vorwurf machen, die bei der Beurtheilung ästhetischer Producte nie ihre Hand im Spiel haben sollen. Wenn er unter Nr. 21 sich also vernehmen läßt:

Welcher Geist führt von des Irrthums
Trauerwegen mich zurück,
Gibt mir die verlor'ne Jugend,
Meine Lebenslust zurück?

Wessen Ton letzt meine Seele,
Heilt mit Balsam mir das Herz,
Trocknet meines Auges Thränen,
Das verstört von Leid und Schmerz?

Du bist's, Glaube! Auf den Trümmern
Meines theuern Vaterlandes
Hast mich du mit Ruh' erfrischt,
Mir die Thränen abgewischt.

so belehrt uns das kleine Stück nicht blos über den Geist und die Gesinnung in welcher Alles abgefaßt ist, sondern auch über die Form. Eine ziemlich regsame, doch in Schranken gehaltene Phantasie erhebt ihn zuweilen bis zur Höhe des Dithyrambus und der prophetischen Vision, und in den lyrischen Stellen haucht uns oft ein warmer Gefühlsathem an. Selten sind die gebrauchten Bilder und Metaphern schwülstig und geschmacklos. Was nun die Form betrifft, so ist das Buch von A bis Z in einer Versart geschrieben die der Leser aus der mitgetheilten Probe kennen lernen kann, und die, laut der durch ihre Vollständigkeit sehr befriedigenden Vorrede des Uebersetzers, zuerst von Franz Ladislaw Celakowsky unter den Cechen gebraucht und an die Stelle des italienischen Sonetts gesetzt wurde. Freilich wird durch diese Versform die Anmuth der südlichen Form keineswegs erreicht; sie bietet jedoch dem Dichter den Vortheil, daß sie ihn in keine große Reimnoth bringt, und daß er sich überhaupt ungenirter im Reiche des Gedankens bewegen kann. Bei einer cursorischen Lecture des Buchs stellt sich nur die Unannehmlichkeit heraus, daß die fortwährende Gleichmäßigkeit des Verses den Leser ermüdet, dem es häufig ist als höre er Glockengeläute, dem aber die Musik des italienischen Klinggedichts fehlt. Zu leichterm Verständnisse sind als Anhang der Uebersetzung größtentheils aus dem Originale selbst entlehnte erklärende Anmerkungen beigefügt. Was aber die Uebersetzung anlangt, so mag der Sinn wol der richtige sein, was um so weniger zu bezweifeln steht, da sich Hr. Wenzig, wie er erzählt, schon früherhin mit der Uebertragung neucechischer Gedichte beschäftigt hat. Kleine sprachliche Flecken, wie das Gau anstatt der, mählen statt vermählen und waiser statt verwaister, wollen wir nicht erwähnen und ihm in Anrechnung bringen; noch weniger wollen wir mit dem Originaldichter rechten, wenn derselbe (S. 19) die Wahrheit eine „Himmelshofeslampe" nennt.

46. Gedichte von Anna von Füger-Rechtborn, geborene Siegerist. Grätz, Dirnböck. 1846. Gr. 8. 1 Thlr.

Wenn die gemüthliche Verf. dieser Lieder den seligen Niklas Becker und den Erzherzog Johann nicht angesungen, wenn sie die Flamme der Begeisterung in einigen Nummern ihrer Sammlung, besonders gegen den Schluß derselben, nicht hätte erkalten lassen, und wenn sie einige kleine Reim- und Sprachunziemlichkeiten (so schreibt sie z. B. statt dem Herzen immer dem Herz!) mit Hülfe der Feile weggeschafft hätte, so würden wir keinen Anstand nehmen, sie die Muse Stirias zu nennen, und Das nicht etwa in Folge jener nachsichtsvollen Ge-

lanterie, welche die sonst derben Recensenten dem schönen Geschlechte schuldig zu sein glauben, sondern mit der vollen Wahrheit anerkennender Verehrung; denn es rinnt in der That der Strom lyrischer Beweglichkeit durch Anna's Seele; sie liebäugelt mit Blumen und Sternen, jauchzt und weint wechselsweise mit der verschmähten und der beglückten Liebe, mischt sich in den Reigen der Elfen in Mondnächten, schwärmt für das Vaterhaus (S. 42) und des Vaterlandes Haideblumen, reflectirt überall echt weiblich mit den Fühlhörnern der Empfindung, und über das Alles breitet eine keusche Phantasie ihren durchsichtigen Schleier; und weit entfernt von aller und jeglicher bettinenhaften Verschrobenheit, bietet sie mit fraulichster Bescheidenheit ihre Liederblüten uns dar, von denen sie aussagt:

So anspruchlos, wie ich sie hab' gefunden,
Und schmucklos so wie sie mir aufgeblüht,
So hab' ich sie zu einem Strauß gewunden,
Zu einem Strauß den Pracht und Schimmer flieht.

Auch wo sie objectiv wird, wie z. B. in „Die stumme Sennerin" (S. 23); „Der Christbaum" (S. 31); „Der Eiche Leben und Tod" (S. 46); „König Erich's Tochter" (S. 80); „Das treueste Herz" (S. 88); „Die Reliquien" (S. 128), befriedigt sie durch Invention und Behandlung des Stoffs vollkommen. Dabei ist Musik in der Sprache, weshalb sich mehre Stücke zu musikalischer Composition vortrefflich eignen, und es sind in der ganzen Sammlung kaum vier bis fünf Nummern wo der Hauch des Gefühls seine primitive und constante Wärme verloren hätte. Zu den schwächsten gehört „Einklang" (S. 154), zu den bessern „Der Tugend Lohn" (S. 6); „Der Treue Heimat" (S. 67); „Heimkehr" (S. 8); „Erste Liebe" (S. 12); „Das größte Glück und die schönste Freude" (S. 72); „Das kleine Wort" (S. 131). Als einen Beweis wie gut sie Reflexion mit Empfindung zu paaren weiß, theilen wir hier „Das größte Glück, die schönste Freude" (S. 72) mit:

Es liegt ein Reich an eines Meeres Strand,
Ein Reich voll Schmerzen und voll Wonne,
Darüber ist des Himmels Zelt gespannt,
Mit seinen Wundern, seinen gold'nen Sonnen,
Vergangenheit, das Weltmeer, tief und klar,
Der Zukunftshimmel — fern und wunderbar,
Die Gegenwart, das Reich der bittern Schmerzen,
Des Erdenglücks der nimmersatten Herzen.

Der Mensch schaut weinend in die tiefe See,
Den Becher suchend den er leer getrunken,
Die Lust beweint er, denkt nicht an das Weh',
Das mit hinab ins Wellenreich gesunken,
Und spiegelt auch das Meer den Himmel ab,
Weil es sein Glück ihm nahm, scheint's ihm ein Grab.
Umsonst ist all sein Schmerz, umsonst sein Ringen;
Was er verlor kann Nichts ihm wiederbringen.

Der Sterbliche, von Sehnsuchtsdrang erregt,
Blickt auf zum Himmel, wo die Wolken zieh'n,
Zur Zukunft hin, die gold'ne Blüten trägt,
Die Gegenwart, die kalte, will er flieh'n.
Verlangend schaut er zu dem Demantstern,
Der doppelt schön, weil er in weiter Fern'.
Mag Freud' und Glück die Gegenwart ihm spenden,
Er wird den Wunsch zur fernen Zukunft senden.

Ich steh' am Strand', ich blick' zum Himmelszelt,
Doch acht' ich auch der Blüte mir zu Füßen.
Die tiefe See hat Manches mir erzählt,
Und ahnungsvoll schau' ich der Sterne Grüßen.
Doch trau' ich nimmer ihrem hellen Licht,
Das uns zu Schönes und zu Viel verspricht.
Kein Glück scheint uns so groß als das noch ungeboren,
Und keine Freud' so schön als die — die wir verloren.*)

54.

*) Der dritte Artikel folgt im Monat Mai. D. Red.

Zur indischen Reiseliteratur.

A peep into Toorkisthān. By Captain *Rollo Burslem*. London 1846.

Was der bescheidene Capitain einen „Guck nach Turkestan" nennt, Das ist mindestens der Blick eines raschen, hellen Auges, und was er als Gesehenes mit gewandter Feder beschreibt, ist Mancherlei das Manchem neu sein dürfte. Im Juni 1840 erhielt ein Lieutenant Sturt, der später im afghanischen Feldzuge durch seine entschlossene Tapferkeit sich hervorgethan, von der Regierung den Auftrag die Engpässe von Hindoo Koosh zu besichtigen, und Capitain Burslem die Erlaubniß ihn zu begleiten. Schon am 13. Juni wurde aufgebrochen und unter einer Bedeckung von 30 Afghanen die Straße über Bameean genommen. Am 19. war der 11,400 Fuß hohe Engpaß Bonnye erreicht, und nach Besiegung vieler Fährlichkeiten gelangten die Reisenden nach Bameean, wovon der Verf. blos sagt, daß, weil Masson es geschildert, er nach Homer keine Iliade versuchen wolle. Von hier traten sie durch den Engpaß Akrobad, welcher Turkestan von Afghanistan scheidet, in ersteres Land ein und trafen bald mit einem Bruder des vielbesprochenen Dost Mohammed, Namens Jaber Khan, zusammen. Jaber Khan war mit der Aufsicht über seines Bruders Frauen und Kinder betraut, und der Verf. fand und benutzte die Gelegenheit, sich mit den Details der dortigen Damentoilette bekannt zu machen. Bisher wußten wir nur von einem langen, dichten Schleier, in welchen eine vornehme Afghanin sich vom Scheitel bis zur Zehe hüllt, mit zwei Oeffnungen für die Augen — Nichts weiter. Jetzt erfahren wir, daß sie über einem kurzen weißen Hemd ein Jäckchen trägt, einen Peiran, von indischem oder russischem Tuch, meist lichter Farbe, roth oder hellgelb, und reich mit Seide oder Gold gestickt. Es würde ganz die türkische Jacke sein, wenn nicht der Aermel inwendig offen und am Handgelenk angeheftelt wäre. Außerdem trägt die Dame weite Beinkleider, die von einer durchgezogenen seidenen Schnur um die Hüfte gehalten über den Knöchel niederfallen und je nach den Finanzen aus Kaliko, Shawlzeuch oder Brokat gefertigt sind. Demnächst statt der Strümpfe eine Art leinwandenen Sack, gelb oder roth, mit dickem Tuch oder Filz besohlt und mit Shawlzeuch eingefaßt. Die Schuhe ähneln dem türkischen Pantoffel, haben jedoch den in Afghanistan gewöhnlichen hohen, eisenbeschlagenen Absatz, „und da Das natürlich", sagt der Verf., den Damen das Gehen erschwert, vermuthe ich fast, daß der Gebrauch welchen sie davon machen die Veranlassung des in Hindostan für körperliche Züchtigung üblichen Ausdrucks ist: «jutte mar», d. h. Schlagen mit dem Schuh. Wäre Das der Fall, so müßte der Schuh ein fürchterliches Instrument sein, wie ich denn nicht im entferntesten zweifle, daß die Haremsschönheiten ihre Gebieter durch das bloße Bedrohen mit solchem Werkzeug in gehörigem Respect halten."

Am 4. Juli wurde der Dundun Shikkun Kotul, auf Deutsch der zahnbrechende Paß, überschritten und dabei der Fürst von Douab, Shah Pursund Khan, kennen gelernt. Die Reisenden waren jetzt in der Nähe der Eishöhlen, die sie besuchen wollten, und als sie Das dem Khan sagten, entdeckte er ihnen, daß dort der Teufel hause und noch kein Fremder der sich einen solchen Besuch gelüsten lassen mit lebendigem Leibe davongekommen sei. Da indessen die Reisenden auf ihrem Vorhaben beharrten, wollte der Khan sie begleiten. Unterwegs erzählte er, daß er schon ein mal das Wagstück versucht, jedoch nicht weit vom Eingange die Tapfe eines nackten Menschenfußes, daneben einen andern seltsamen Abdruck gewahrt, in welchem er den von des Sheitan, des Teufels, Fuße vermuthet und daran mehr als genug gehabt habe. Der in seinem Gefolge befindliche Mullah äußerte sich später über die betreffende Höhle in anderer Weise. „Ihr Name", sagte er, „ist Yeermalik und die Sache mit ihr verhält sich so: Zur Zeit der Invasion, als vor ungefähr 600 Jahren Ghengis Khan, der Tatar, das Land überschwemmte, flüchteten sich 700 Männer vom Stamme

Huzarehs mit Weib und Kind und Lebensmitteln in jene Höhle, um der Wuth des ruchlosen Wüthrichs zu entgehen, und setzten keinen Fuß heraus. Nachdem aber der grausame Ghengis das Land mit Feuer und Schwert verwüstet, ließ er alle die Unglücklichen aufsuchen die der Verheerung entgangen waren. Seine Bluthunde schnupperten auch die elenden Huzarehs aus, und eine Heeresmacht erhielt Befehl, sie aus ihrem Schlupfwinkel zu treiben. Verzweiflung lieh den Angegriffenen einen Muth der ihrem Stamme nicht eigen war. Sie wußten, daß, wenn sie sich lebendig fangen ließen, eine langsame Folter und ein schauderhafter Tod sie erwarte, und so beschlossen sie sich bis aufs äußerste zu vertheidigen. Die Oeffnung der Höhle war eng, und sowie die Feinde eindrangen, wurden sie zusammengehauen. Andere kamen freilich nach; es ging ihnen aber nicht besser. Sie waren zu sehr im Nachtheil und mußten endlich abziehen. Ghengis wollte sich aber seine Opfer nicht entwischen lassen, und seine teuflische List ersann das Mittel, vor der Oeffnung der Höhle Stroh anzuzünden, um Die zu ersticken die darin waren. Da es wegen der Größe des Orts mislang, ließ er zuletzt die Oeffnung der Höhle mit einem ungeheuern Felsstück verschließen und ein anderes als Riegel vorlegen. Dann gab er Jene grausam ihrem Schicksale preis, und weil sie Alle erbärmlich umkamen, ist es nicht unwahrscheinlich, daß die Geister der Ermordeten sich noch jetzt dort aufhalten, was die Höhle in schlimmen Ruf gebracht hat. Das jedoch ist gewiß", schloß der Mullah mit dogmatischer Sicherheit, „daß der Teufel sich dort nicht aufhält; es wäre ihm viel zu kalt."

Die Gesellschaft kommt zu einer kleinen Außenhöhle und steigt einen Schacht hinab. „Während unsers Hinabsteigens", schreibt der Verf., „stießen und quetschten wir uns häufig an den ausgezackten Wänden, bis unser Führer plötzlich Halt machte. Ich war der Nächste hinter ihm, und als ich mich möglichst genähert, bemerkte ich allerdings, daß ein Schritt weiter ihn in einen Abgrund gestürzt haben würde, dessen Tiefe und Breite nicht zu erkennen war. Nachdem ich einige Augenblicke auf diesen anscheinend unübersteiglichen Schlagbaum unsers Vordringens hinabgeschaut, gewahrte ich etwa 16 Fuß unter mir einen schmalen Vorsprung, den ich aber nur wenige Ellen weit mit den Augen verfolgen konnte, wo er sich dann in die dichte, uns umgebende Finsterniß verlor. Der Führer war schnell entschlossen. Er entrollte seinen aus Baumwollenzeuch gewundenen Turban, foderte seine Kameraden auf, ein Gleiches zu thun, fügte die Stücke zusammen und brachte dadurch eine Art Seil zu Stande, an welchem wir uns gegenseitig hinabließen, bis Zehn von uns glücklich gelandet waren. Die Uebrigen ließen wir zurück, um uns bei der Wiederkehr hinaufzuziehen, und kletterten dann am Rande des Abgrundes fort. Wenn wir bisweilen an lockeres Gestein stießen und das in die Tiefe rollte, hörten wir es von Rand zu Rand springen und in tausend Stücke zerschellen, und das widerhallende Echo glich einem unregelmäßigen Pelotonfeuer. Oefters war unser schmaler Pfad mit Glatteis überzogen und dann wahrhaft gefährlich. Nach und nach erweiterte er sich aber, und endlich standen wir auf der feuchten, schlüpfrigen Flur eines Gemachs von ungekannter Größe. Das Licht unserer Fackeln reichte nicht aus für den Umfang dieser unterirdischen Halle. Aber rings lagen und thürmten sich die Beweise, daß die Erzählung des Mullah einigen Grund hatte. Hunderte von Menschenskeletten umgaben uns. So weit das Auge trug, boten sich solch schmerzliche Reste. Sie waren insgesammt vollkommen erhalten und offenbar seit dem Tode nicht verrückt worden. Einige ähnelten indeß mehr den verschrumpften Ueberresten die sich auf der Straße nach dem großen St.-Bernhard vorfinden. Ihre Stellungen bezeichneten den Moment in welchem der Tod sie erstarrt. .... Ich stand noch in düstern Gedanken, als Einer vom Gefolge mir bemerkte, daß, wenn ich den ganzen Tag bei den «todten Menschen» verweilte, unsere Fackeln für den Besuch der Eishöhlen nicht ausdauern würden. So sammelte ich mich und folgte den Uebrigen durch mehre niedrige Bogengänge und kleine Grotten. Plötzlich sprang ein seltsamer Glanz vor mir auf, und nur wenige Schritte weiter bot sich ein prachtvoller Anblick. Inmitten einer großen Höhle lag ein ungeheuerer Block des reinsten Eises, glatt und hell wie ein Spiegel und von der Gestalt eines kolossalen Bienenkorbs, dessen kuppelähnliche Spitze die langen Eiszacken berührte die von der unebenen Felswand herabhingen. Eine schmale Oeffnung führte zum Innern dieser wunderbaren Eisformation, mit Wänden die ziemlich zwei Fuß stark und diese sammt Flur und Decke glatt und schlüpfrig waren. In endloser Wiederholung spiegelten sich unsere Personen vom Boden zur Decke, von Wand zu Wand, nach allen Seiten. Das Innere dieser frostigen Behausung war in mehre seltsam geformte Räume geschieden. In den einen hingen die glänzenden Eiszapfen festenartig von der Decke nieder, in andern war das Gewölbe glatt wie Glas. Reizend schön brachen sich die Prismafarben auf der wechselnden Eisfläche, wenn der Schein unserer Fackeln, während wir von Höhle zu Höhle gingen, darüber hinstreifte. Ringsum, oben, unten, überall gediegenes Eis, und da wir auf dem schlüpfrigen Grunde nirgend fußen konnten, schlüpften wir oder glitten vielmehr geheimnißvoll über den Glasboden dieser zaubergebundenen Halle. In einem der weitesten Gemächer hatten die Eiszacken den Boden erreicht; sie erschienen wie Säulen welche die Decke trugen. Der ganze Anblick war für mich ebenso neu als prächtig, und ich bedauere nur, daß mir die Fähigkeit mangelt das Gesehene nach Gebühr zu beschreiben.... Nachdem wir eine Zeit lang diese merkwürdigen Räume durchwandert, untersuchten wir die Beschaffenheit der Höhlen worin sie sich gebildet. Sie zweigten sich in zahllose Galerien ab, von denen eine die andere durchschnitt. Bisweilen erweiterten sie sich zu Hallen, deren Umfang wir bei unserm schwachen Lichte nicht zu ermessen vermochten. Dann verengten sie sich wieder zu Gängen, so schmal und niedrig, daß wir auf Händen und Knien kriechen mußten!"

Dies nur eine kleine Probe des Mancherlei was das Buch lesenswerth macht. 23.

Literarische Notiz.

Neue Uebersetzung von Grimm's Märchen.

Die anmuthige Märchensammlung welche die Gebrüder Grimm in den J. 1812 und 1813 zuerst in taktvoller Auswahl und wahrhaft vollendeter Behandlung erscheinen ließen, hat in Frankreich bereits verschiedene Bearbeiter gefunden; aber da noch keine der vorhandenen Uebertragungen der lieblichen Fassung des Originaltextes einigermaßen entspricht, so kann eine neue Bearbeitung, welche von zwei gründlichen Kennern der deutschen Literatur unternommen ist, immer noch als eine erfreuliche Erscheinung begrüßt werden. Diese beiden Gelehrten, welche sich zur Herausgabe der „Contes de famille" vereinigt haben, sind N. Martin und Pitre-Chevalier, von denen der Erstere von uns bereits öfter, und in jüngster Zeit namentlich wegen seines Werks über die modernen Dichter Deutschlands genannt ist. Pitre-Chevalier hat schon seine Bekanntschaft mit der deutschen Literatur durch die Uebertragung der Schiller'schen Romane und durch seine Bearbeitung der einer hohen Dame in Sachsen zugeschriebenen Theaterstücke an den Tag gelegt, wennschon sein eigentlicher Schriftstellerruf mehr auf seinen Originalwerken, meist romantische Darstellungen aus dem Leben der Bretagne, beruht. Wenn in der neuen Bearbeitung der Grimm'schen Märchen, so bedeutende Vorzüge ihr auch im Vergleich zu den frühern Arbeiten beigelegt werden müssen, nicht Alles strengern Anfoderungen entspricht, und wenn namentlich hier und da die eigentliche Färbung des Originals etwas verwischt sein dürfte, so muß man die nicht geringen Schwierigkeiten welche mit einer solchen Arbeit verbunden sind wol billig in Anschlag bringen. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 88. —— 29. März 1847.

Das Land Tirol und der Tirolerkrieg von 1809.

Zweiter Artikel.*)

Dieser tiroler Freiheitskampf zeigt uns einen merkwürdigen Gegensatz, der sich freilich vielfältig in der neuesten Geschichte offenbart, der aber doch fast nirgend so schneidend hervortreten möchte als eben hier. Indem wir den Tirolerkrieg von seiner Entstehung an bis zu seinem Ausgange verfolgen, ist unser Gefühl nach zwei sehr verschiedenen Seiten hin thätig, und wird in zwei heterogene Hälften zerrissen. Dieser Gegensatz ist die Tapferkeit und die tiefste sittliche Treue eines kräftigen ursprünglichen Volksstammes, und die Feigheit, die Untreue und die Gesinnungslosigkeit der Regierung an welcher dieses Volk mit unerschütterlicher Liebe hängt. Unser Gefühl ist auf der einen Seite fortwährende Bewunderung, reinster Genuß echtmenschlicher Volksschönheit, und auf der andern Seite bittere Entrüstung und absolute Verachtung. Die Geschichte hat hier die Farben so grell aufgetragen: hier fortwährendes, ununterbrochenes Licht, dort schwarzer finsterer Schatten, daß man sie der Uebertreibung und der psychologischen Unwahrheit beschuldigen würde, wenn sie Dichtung, und nicht eben wirkliche Geschichte wäre. Ich erinnere mich aus meiner Jugend jener schlechten Ritterromane, wo immer im überladensten Contraste die ungeheuerlichste Heldentugend neben die verzerrteste Bosheit hingestellt wird; letztere tritt in der Regel in Gestalt eines Pfaffen, jene in Gestalt eines mannhaften Ritters auf. Wenn in spätern Zeiten ein zweiter Spieß oder Cramer unter uns aufsteht, und unsere Zeit in fratzenhaften Bildern abconterfeit, so wird wahrscheinlich der Gegensatz von Volk und Hof dieselbe Rolle dabei spielen wie in jenen Romanen der Gegensatz zwischen Ritterthum und Pfaffenthum. Aber diese Herren mögen alsdann ihre Bilder noch so sehr überladen, und in noch so crasse Einseitigkeit verzerren, grellere Gegensätze wie die Geschichte des tiroler Freiheitskriegs ihnen darbietet wird ihre plumpe Phantasie nicht erfinden können. Wenn nun freilich sowol diese Lichtseite als diese Nachtseite in einer Geschichte des tiroler Freiheitskampfes beschrieben werden müssen, und keine von beiden übergangen werden darf, wenn der Geschichte ihr Recht geschehen soll, so glauben wir doch, daß die erstere mit größerer Ausführlichkeit behandelt, mit größerer Liebe hätte geschildert werden müssen als die letztere; denn in ihr liegt eben der bleibende Gewinn für die Menschheit. Nicht Thersites sondern Achilles ist die Lieblingsgestalt der Ilias. Es ist ein Hauptmangel des Hormayr'schen Werkes, daß es sich mit großer Leidenschaftlichkeit und in sich stets wiederholender Breite der Auseinandersetzung jener zahllosen Erbärmlichkeiten der östreichischen Regierung zuwendet, während die Charakteristik des tiroler Volkes und seiner Führer nur als Nebensache, als nothgedrungene Zugabe darin auftritt. Nicht die Ueberlieferung der tiroler Heldentugend, sondern die Veranschaulichung der östreichischen Unfähigkeit und Schlechtigkeit ist die unverkennbare, wenn auch unbewußte Tendenz dieses Werkes. Hier läßt der Verf. sich gehen, hier weiß er kein Ende zu finden in seinen Anführungen und Ausmalungen, während er dort nur immer in knappester Kürze sich faßt. Nicht als ob er auf der einen oder andern Seite unwahr wäre, als ob er den hohen Werth des tirolischen Volkes irgendwie beeinträchtigen, die östreichische Regierung irgendwie verleumden wollte: vielmehr ist seine Charakteristik nach beiden Seiten hin unwidersprechlich wahr; aber die Tiroler sind nur skizzirt, die östreichische Regierung ist mit einer profusen Langsamkeit ausgemalt. Nicht die Gestalten sind unwahr, aber die Oekonomie und die Anordnung ist es. Ein falsches Colorit lagert auf diesem Buche. Die Figuren welche im Vordergrunde stehen sollten sind in den Hintergrund zurückgedrängt, und Nebenpartien treten mit zu viel Prätension auf. Das Buch gleicht einem Schiffe welches unverhältnißmäßig viel Ballast im Vergleich zu seiner kleinen, wenn auch kostbaren Ladung eingenommen hat; einem groben, verfaulten Bettlermantel auf welchem einzelne verstreute Diamanten und Rubinen schimmern. Jammerschade, daß es so ist, jammerschade, daß Hormayr lieber im Kothe wühlt als sich in Aether badet; daß er seinen Blick lieber auf unförmlichen Fratzen als auf reinen plastischen Gestalten verweilen läßt. Ich kenne keinen schönern, einfach großartigern, wahrhaft ethischen Stoff für die neuere Geschichtschreibung als diesen Tirolerkrieg; keinen Stoff bei dem Hergang und Inhalt mit allen Figuren und Cha-

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. 52 und 53 d. Bl. D. Red.

schilderten die feurigen Publicisten, welche sich der Sklaven annahmen, die Zustände des Colonialwesens mit so düstern Farben, daß sie der Wirklichkeit unmöglich entnommen sein können. So sucht man die Gründe welche vorgebracht werden zu entkräften, indem man sie als hohle, inhaltsleere Declamationen, denen ein positiver Halt mangelt, bezeichnet und der Lächerlichkeit preisgibt. Wenn Dem wirklich so wäre, wenn die Schriftsteller welche sich die Aufgabe stellen den Schimpf der Sklaverei von Frankreich abzuwenden, die Thatsachen im Interesse ihrer Sache übertrieben hätten, so bliebe, sollte man meinen, doch immer noch Grund und Veranlassung genug zur schweren Anklage gegen Diejenigen welche es sich angelegen sein lassen, den Jammer der Sklaverei zu verlängern. Nun kommt aber ein Werk den Vertheidigern der Emancipation zu Hülfe, dessen Erscheinen gerade in die rechte Zeit fällt. Es rührt von einem Manne her der sich in einer solchen Stellung befunden hat, daß sein Wort sicher in die Wagschale fallen muß und sein Votum nicht ohne Weiteres beseitigt werden kann. Der Titel dieses gewichtigen, an Thatsachen und Belegen reichen Buchs lautet: „La vérité et les faits, ou l'esclavage à nu dans ses rapports avec les maîtres et les agents de l'autorité." Der Verf., France, stand fast drei Jahre als Chef der Colonialgendarmerie in Martinique, und befand sich also an der besten Quelle, um über die Verhältnisse, welche er jetzt schonungslos aufdeckt, die verbürgtesten und glaubhaftesten Aufschlüsse sich zu verschaffen. Es ist nur zu billigen, daß er, wie man es zu bezeichnen pflegt, die Thatsachen für sich selbst reden läßt, und nur hier und da durch einige gedrängte, allgemeine Bemerkungen das rechte Licht auf die mitgetheilten Documente wirft. Freilich hat Hr. France über die ganze, hochwichtige Frage seine bestimmte Ansicht; aber diese Ansicht ist hervorgegangen aus einer genauen Kenntniß der betreffenden Zustände, und aus einer durch ruhige Beobachtung gewonnenen Bekanntschaft mit dem Gegenstande dem er seine ungekünstelte Feder gewidmet hat. Die Documente auf die er sich stützt fallen alle in die Jahre 1843, 1844 und 1845, und man wird wol kaum wagen ihre Authenticität in Zweifel zu ziehen, sowie man auch ihre Bedeutung und Tragweite nicht in Abrede stellen wird. Freilich wird durch diese Mittheilungen mancher heimliche Schutzredner der Sklaverei ans Licht gezogen, und mehr als ein Name compromittirt. Aber wenn man auf Thatsachen pocht, wenn man die Abolitionisten mit der Versicherung, sie kennten die wahren Verhältnisse nicht, aus dem Felde zu schlagen wähnt, so muß die volle unverschleierte Wahrheit mit ihrer überwältigenden Gewalt hervortreten. Empörend ist es in der That, wenn man sieht, wie ein einflußreiches Mitglied des katholischen Klerus, Jacquier, der apostolische Vicepräfect, nicht nur selbst einen ansehnlichen Sklavenstand unterhält, sondern wie er sogar, uneingedenk seiner heiligen Verpflichtung die Leiden der Bedrückten zu lindern, das Regiment der Sklaverei als ein rechtmäßiges Verhältniß darzustellen geneigt ist. Mit Recht verwirft der Verf., welcher sich mit einer allmäligen Verbesserung der bestehenden Zustände nicht abspeisen läßt, weil man, wie er sagt, Das was an sich grundschlecht ist nicht verbessern kann, die Meinung Derer mit Entschiedenheit welche lauen Ansichten huldigen, und, statt den entscheidenden Schritt zu thun, von einer Vorbereitung der Sklaven zur Freiheit, von einer Heranbildung, und wie die Phrasen sonst noch lauten, reden. Alle diese Gründe sind zwar auch schon von andern Seiten herbeigebracht; aber sie gewinnen hier, wo ein schweres Geschütz zahlreicher Belege — der Verf. theilt allein 133 umfassendere Documente, aus amtlichen Quellen geflossen, mit — zu ihrer Unterstützung erscheint, bedeutend an Gewicht und Energie.

Vinet's Urtheil über den Socialismus.

So viel auch bereits besonders in den letzten Jahren für und wider den Socialismus und die damit in Verbindung stehenden Ideen geschrieben ist, so wird es doch immer noch von Interesse sein, das gewichtige Urtheil eines Mannes wie Vinet über diese Angelegenheit zu hören. Dasselbe ist niedergelegt in einem besondern Werkchen, welches vor kurzem unter dem Titel „Du socialisme considéré dans son principe" (Genf 1846) die Presse verlassen hat. Vinet will, wie schon der Titel bezeichnet, keineswegs die Einwirkung der socialistischen Ideen auf den Staat, und die wunderlichen Entwürfe, welche mit der innern Gliederung der von den socialistischen Schwärmern in Anregung gebrachten Reformen zusammenhängen, einer nähern Beleuchtung unterwerfen; es kommt ihm vielmehr darauf an, der eigentlichen Grundidee auf welche diese ganze Krisis sich stützt nachzuforschen und sie vom christlichen Standpunkte aus zu würdigen. Auf diese Weise tritt die moralische Frage, welche von den bisherigen Kritikern so gut wie ganz vernachlässigt ist, in den Vordergrund. Es scheint übrigens um so dringlicher, die ganze Angelegenheit einmal von ihrer christlichen Seite aufzugreifen, als die Socialisten selbst in letzterer Zeit angefangen haben den Namen des Evangelium im Munde zu führen, und ihr wankend gewordenes Gebäude auf den Grund losgerissener biblischer Citate zu stützen. Vinet geht bei seiner Entwickelung von dem Axiome aus, daß „der Mensch und die Gesellschaft zwei verschiedene Begriffe sind" (l'homme et la société sont deux). Das Raisonnement welches er an diesen Grundsatz knüpft wollen wir, weil es wenigstens eine Beziehung des Socialismus im richtigen Lichte erscheinen läßt, hier folgen lassen. „Der Staat ist die Gewalt Aller, welche die Gewalt jedes Einzelnen im Zügel hält. Der Staat ist die Schranke welche die Vernunft und das gemeinschaftliche Interesse den im Herzen der Einzelnen sich regenden wilden Sonderinteressen entgegengestellt haben. Der Staat ist in ein und derselben Gesellschaft das Gesetz und die Strafvollziehung (la sanction pénale); in dem Verhältniß von einer Gesellschaft zur andern ist der Staat der Krieg; ursprünglich ist also der Staat eine fortwährende Drohung und ein organisirter Zwang. Man unterwirft sich demselben, weil man muß; man unterwirft sich, weil man, wenn man sich weigern wollte, Mehr verlieren als gewinnen müßte; endlich unterwirft man sich auch, weil man am Ende diesem Verhältniß einige Annehmlichkeit abgewinnt. Aber es bedurfte der Unterwerfung, und alle Tage muß man sich unterwerfen. Wie gemäßigt auch der Zwang sein mag, so fühlt man ihn doch unaufhörlich, und der Mensch, welcher dem kunstreich bearbeiteten und durch ein Wunder belebten Marmor gleicht, kann, indem er die Augen abwechselnd auf den Staat richtet, und dann wieder auf sich zurücklenkt, mit Bestimmtheit sagen: Ich bin es, und ich bin es auch nicht!"

Louise Colet.

Der Dichtername Louise Colet hat neben Amable Tastu und einigen ähnlichen eine ganz achtungswerthe Stelle gefunden, und die neuesten poetischen Erzeugnisse welche unter dieser Firma ans Licht getreten sind dürften daher schon um ihres Autors willen auf einige Beachtung rechnen können. Sie führen den etwas gesuchten Titel „Les chants des vaincus". Unter den verschiedenen größern Stücken welche der Sammlung einverleibt sind bemerken wir diejenigen in denen die vielbesungene That der Charlotte Corday und das an Wechseln reiche Leben der geistreichen Mad. Roland behandelt werden. Beide Dichtungen sind uns übrigens aus einer Zeitschrift — irren wir nicht, so war es die „Revue de Paris", welche sie vor längerer Zeit brachte — bereits bekannt. In diesen Compositionen zeigt sich Geschick, poetisches Talent, und eine bei weiblichen Naturen seltene psychologische Kraft. Von den kleinern Gedichten, welche sich außerdem noch mitgetheilt finden, scheinen uns „Le Midi" und „La poésie légère", in denen sich ein bewegliches Talent und wirkliche Empfindung aussprechen, die bedeutendsten, obgleich auch hier wie an andern Stellen des neuen Werkes eine strengere Feile und eine kunstreichere Fassung zu wünschen gewesen wäre.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 86. —— 27. März 1847.

Deutsche Dichter der neuesten Zeit.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 85.)

40. Gedichte von K. R. Hagenbach. Zwei Bändchen. Basel, Schweighauser. 1846. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Diese Gedichte gehören zu den wenigen in die sich der Leser unwillkürlich vertieft, wie der Lustwandler in den Gängen eines kunstvoll und großartig angelegten Parks voll von Bowlinggreens, Kiosks, Wasserfällen und überraschenden Fernsichten. Die ganze Anlage ist, wenn wir im Bilde bleiben wollen, großartig und von geräumigem Areal; die einzelnen Ruheplätzchen, Lauben und Beete lassen sich bei oberflächlicher Anschauung nicht wohl kennen lernen, sondern wollen mit Muße und prüfender Aufmerksamkeit betrachtet sein. Der Mann aber der diesen reizenden Park angelegt hat ist von Haus aus kein zünftiger Kunstgärtner, sondern baut das Ackerland der Wissenschaft seit Jahren mit anerkannt kundiger Hand, und arbeitet im Weinberge des Herrn, obwol in der Schweiz, seinem Vaterlande, die Rebencultur gering ist. Auf dem Felde der Facultätswissenschaft haben wir längst schon mit Vergnügen und hochachtender Anerkennung seine Bekanntschaft gemacht, und drücken ihm nun, indem wir ihm unerwartet auf dem Gebiet des Schönen begegnen, mit aufrichtiger Verehrung die Hand. Zwar versichert er an mehr als einer Stelle seines Buches, er hätte, als bloßer Dilettant, vielleicht besser gethan, dieses Gebiet gar nicht zu betreten, man werde in seinem Blumenkranze neben der heimatlichen Flora aus Hauswurz und Krausemünze sehen, er, der Fünfundvierzigjährige, wetteifere durchaus nicht mit der neuen, jungen Dichterschule, er trete in einem Rocke von altem Schnitte unter Menschen auf unter denen noch alter Glaube und Frohsinn walte, und die des Herzens Sprache verständen; aber gerade solchen schlichten, kernhaften, gediegenen Geistern begegnen wir gern auf dem lauten Musenbazar unserer Tage, wo man „nach seltener Reime Wendung und Verschwendung und neuer Formen Blendung und Vollendung angelt", wo man durch das Auftischen möglichst piquanter Speisen um die Gunst eines blasirten Publicums buhlt, und wo das Reale und Materielle, behangen mit dem zindeltaffentnen Gewande des Kosmopolitismus und dem Rauschgolde des Weltschmerzes, das Ideale verdrängt, welches ehedem als jeglicher Dichtung Reiz und Kraft betrachtet wurde. Damit soll jedoch keineswegs gesagt sein, der schweizerische Sängerdilettant gehöre der sogenannten alten Schule an: nein, er kennt die Mängel derselben; er kennt auch die Jetztwelt mit ihren Errungenschaften und Verirrungen, ihren Leistungen in Kunst und Wissenschaft, ihren contrastirenden Bestrebungen im Religiösen und Kirchlichen und ihren philosophischen Klopffechtereien, und diese Welt spiegelt sich getreu in seinem Buche ab. Obwol er Professor der Theologie ist, und man sonach meinen sollte, seine Poesie trage mehr ein geistliches als weltliches Gepräge, so kennt er doch den letztgenannten Unterschied durchaus nicht, sondern sein Geist und Gemüth amalgamiren beide Elemente auf das innigste (II, 9):

> Was soll die Theilung mir, die ältliche,
> In geistliche Gedicht' und weltliche?
> Ist nicht die Welt, die tausendtheilige,
> Gehalten durch das eine Heilige?
> Dies Eine geistlich-weltlich zu entfalten,
> Das Niedrigste ins Höchste zu gestalten,
> Den Scherz im Ernst, den Ernst im Scherz bewähren,
> Das Irdische ins Himmlische verklären,
> Das, Freunde, mein' ich, fühltet ihr's noch nie?
> Ist Grundgeheimniß aller Poesie.
>
> Das Geistliche, das Ueberschwengliche —
> Zur Folie wird ihm das Vergängliche;
> Erscheint dir nicht im Humoristischen
> Das Ideale wie im Mystischen,
> Hast du noch nie gelächelt unter Thränen,
> Fühlst du im Jubel nie der Wehmuth Sehnen,
> Ist nie dein Ohr zur Tiefe durchgedrungen,
> Wo sich die Gegensätze ausgeklungen,
> Ist dir die Welt verschlossen wie der Geist:
> Dann sage mir, was Geist- und Weltlich heißt!

Doch prädominirt hier über Geistliches und Weltliches des Gedankens Macht, und man hört aus jeder Zeile den Mann reden den die Musen aus der Aula der Wissenschaft in ihren heitern Tempel geführt haben. Eben deshalb lassen sich auch die Gedichte nicht so schlank weglesen wie zehn andere, sondern sie wollen durchdacht und überdacht sein. Was er unter der Ueberschrift „Vergnügliches" (S. 12) im zweiten Bändchen sagt, gibt uns nicht nur ein lebendiges Bild seiner poetischen Persönlichkeit, sondern kann auch als Kriterion seiner sittlichen Bestrebungen und seines ganzen innern Lebens dienen. Da kommt zur Sprache: sein individueller Geschmack, seine Heimat, sein Reichthum, die Art und Weise wie er Heimsuchung und Lebenswechsel hinnimmt, sein Talent für Sprachen, Theologie und Philosophie, die Politik, der Lehrstand, die Schule, die Kirche und ihre Wirren. Ueber die ihm verliehene Gabe, das Schöne in Worte zu gestalten, sagt er in dem angezogenen Gedicht (S. 14):

> Ein Dichter bin ich nicht, ich will es frei bekennen,
> Wollt ihr den Genius, den schaffenden, so nennen.
> Kein Epos wird der Welt verkünden meinen Namen,
> Und keine Bühne trägt die Helden meiner Dramen;
> Ja, von den Liedern selbst, die ich wol auch gesungen,
> Ist mir noch selten eins aus fremdem Mund erklungen;
> Zudem hab' ich mich nie moderner Kunst beflissen,
> Die, wenn mit Gott sie grollt, vom Weltenschmerz zerrissen,
> Mit Flüchen um sich wirft, daß selbst die Hölle bebt,
> Und die von Gall' und Gift in jeder Strophe lebt.
> Doch, wenn der Frühling sich in Winterträumen regt,
> Ein stilles Glück von Gott mir tief das Herz bewegt,

Bei And'rer Freud' und Leid, in süßer Wehmuth Stunden,
Da hat sich erst im Lied mein Herz zurechtgefunden,
Da ward ihm wieder leicht, und was mir dunkel war,
So lang' es Prosa blieb, in Versen ward mir's klar.
Auch wo ein freundlich Bild mir winkt in der Geschichte,
Da halt' ich's gern fest, erzählend im Gedichte.
Ob auch des Weisen Wort, damit ich's nicht verliere,
Fass' ich die Perle ein, daß sie den Ring mir ziere.
So treib' ich's harmlos fort, und was ich bringen kann,
Das bring' ich, nimmt er's an, geruhig an den Mann;
Und wo's der Mann nicht will, versuch' ich's bei den Frauen,
Nachdem ich's mitgetheilt der eig'nen im Vertrauen.
Denn macht sich's weiter Bahn, und kommt so weit herum,
Als eben reichen soll und mag mein Publicum,
Und wenn dann eine Hand mir still die meine drückt,
Dann bin schon vergnügt und mehr als hochbeglückt.

Da diese hier mitgetheilten Worte, nach unserer Meinung, eine nicht ungenügende Selbstrecension seiner poetischen Leistungen und Bestrebungen sind, so werden wir der Mühe überhoben weitere Details darüber zu geben, und begnügen uns deshalb noch einige Andeutungen über Einzelnes zu machen. Obwol der Verf. von jeder confessionnellen Beengtheit frei ist, so tritt im ersten Bändchen, welcher Festlieder, Lieder zu Bibeltexten, Kirchenlieder zu besondern Anlässen und eine epische Gabe, „Luther und seine Zeit", bringt, doch in dem herrlichen Liede „Pfingstcommunion" (S. 51) in der letzten Strophe seine reformirte Ansicht über das Abendmahl hervor, wie sich auch sein Zwinglianismus in dem Schmerze offenbart den ein schönes Sonett aus Luther's Leben (S. 197) über Luther's Unbeugsamkeit gegen den schweizerischen Sacramentirer kundgibt. Unter diesen geistlichen Liedern sind wirklich solche die nicht nur den Geist nähren und erheben, sondern auch erbauen und die Seele mit Andacht füllen. Man sehe „Stillehalten" (S. 85), „Nicht alleine" (S. 89) u. a. m. Der epische Liedercyklus „Luther und seine Zeit" trägt eine Dedication an Wackernagel an der Stirn, die sich über sein episches Beginnen und Verfahren wahr, freimüthig und bescheiden ausspricht. Als anerkannt tüchtiger Kirchenhistoriker ist Hagenbach vor Allen wohl geeignet, das Leben des großen Reformators poetisch darzustellen. Nur was die Form betrifft, will es uns nicht behagen, daß der Verf. einige dieser Luther-Lieder in die Form südlicher Klinggedichte gegossen. So klangreich und formgerecht sie hier sein mögen, so glauben wir doch, es passe kein Flötenton zum Tubaklange. Hervorheben müssen wir hier „Luther und Melanchthon" (S. 163), wo Beider Charakter und Handlungsweise schlagend gemalt wird, und „Luther's Schreibzeug" (S. 268). Auch misbilligen wir die Excerpte aus den „Tischreden" des genialen Mannes nicht; denn sind diese auch keine ergiebige Quelle für die Geschichte, und hin und wieder Verstöße gegen das Zartgefühl, so lassen sie eine um so reichere für die Poesie fließen, wenigstens wenn man mit Takt und Discretion daraus zu schöpfen weiß. Doch stoßen wir hier auch auf Bilder und Anekdota aus der schweizerischen Reformation, wobei wir auf „Das gerettete Gnadenbild" (S. 280) als auf ein gelungenes hinweisen, und dem Leser das geistreiche historische Anekdoton empfehlen welches sich unter der Ueberschrift „Die stumme Komödie" (S. 291) findet. „Der Organist" (S. 275) ist hier insofern zu erwähnen, weil man auf den Gedanken kommen könnte, der Dichter erkläre sich gegen die Reformation. Indessen thut er hier Nichts, als daß er auch die Schattenseite derselben mit unparteiisch freimüthiger Ansicht ins Licht stellt, und man darf nicht vergessen, daß es sich in Gedichten nicht um Begründung von Systemen, sondern um die lebendige Auffassung einzelner selbst unter sich widersprechender Momente handelt. Die Bemerkung die der Verf. in den beigegebenen Anmerkungen zu dem angeführten Gedichte macht, daß die Romanze von Grüneisen „Die Macht des Wortes" (im „Musenalmanach", 1835, S. 227) mit seinem „Organisten" einen schönen Contrast bilde, machten wir ebenfalls, noch ehe wir die Noten gelesen hatten.

Das zweite der zierlichen Bändchen beginnt mit Liedern, Sprüchen und Gleichnissen, worunter wir auf „Die Gebetskammer" (S. 10) vorzugsweise aufmerksam machen. Dagegen ist unter den Gnomen und epigrammatischen Spitzen, die er unter „Buntes in Ernst und Scherz" (S. 24) mittheilt, viel Alltägliches und Stumpfes, viel Unverständliches oder Schwerzuverstehendes. Manches Gelegentliche, abgefaßt in der Baseler Mundart, mag wol recht schön und naiv sein; wir Norddeutschen haben aber leider kein Organ für die Auffassung dieser Anmuth. Ob die Zionswächter und orthodoxen Zeloten mit der legendenartigen Parabel „Das Schifflein Christi" (S. 64) zufrieden sein werden, bezweifeln wir; es erinnert an das Märlein das der edle, bescheidene Walter in Voß' „Luise" im Walde erzählt, und obenein an Lessing's „Ringe" im „Nathan der Weise". Die „Sagen und Erzählungen", wie geistreich sie erzählt sein mögen, sind häufig bloße Anekdoten, die zwar überraschen, aber nicht das Gefühl erheben. Ueberhaupt aber werden die Dichter den Sagen- und Historienschatz der Vorwelt bald völlig ausgebeutet haben, und wer in Zukunft nicht selbst zu erfinden vermag, wird übel genug daran sein; ein Glück wenigstens, daß die Zeit immer wieder neuen Stoff gebiert! Die „Natur- und Wanderbilder" haben sämmtlich einen religiösen Anflug, doch ohne sentimental-pietistisches Moment. Einige sind traut und innig; andere besser in der Anlage als in der Ausführung, wie z. B. das „Vaterunser der Blumen", aus welchem der Verf. viel mehr hätte machen können als er gethan. Aus der „Haus- und Kinderwelt" haucht uns eine holde Naivetät an. Der Verf. kauert sich da nicht sowol zu den Kleinen nieder, er zieht sie mehr in kurzweiligem Getändel zu sich empor, z. B. selbst in den änigmatischen Spielereien, welche den Scharfsinn ebenso wecken wie sie die Phantasie ergötzen. Die „Todtenkränze" endlich sind ein Kranz von Passifloren, aus welchem als schönste Blume „Die Theilung" (S. 316) hervorstrahlt.

Schließlich bemerken wir nur noch, daß diese Gedichte eine sorgfältigere Würdigung verdienen als wir ihnen hier zu Theil werden lassen konnten. Dedicirt sind sie dem edeln und geliebten Vater des Verf., Doctor und ehemaligem Professor der Medicin, bei Gelegenheit der Feier seines Doctorjubiläum, und so erscheint das Ganze nicht blos als eine dankenswerthe Gabe an das größere Publicum, sondern auch als ein schönes Denkmal kindlicher Pietät.

41. Tag und Dämmerung. Harmlose Gedichte eines Anti-Muckers. Leipzig, O. Klemm. 1846. 16. 15 Ngr.

Wir haben in diesem, in seiner äußerlichen Erscheinung winzigklich auftretenden Büchlein einen ganz andern Ton und Geist gefunden, als wir in den Gedichten eines Anti-Muckers, mögen sie sich auch das Epitheton harmlos beilegen, gefunden haben. Wir vermutheten nämlich, der Verf., der sich unter dem versificirten Vorworte Eduard Em-Tor unterzeichnet, und von welchem wir in Oettinger's „Charivari" einige Specimina leichten Humors und gefälliger Ironie gelesen haben, werde hier mit der scharfgeschliffenen und blankpolirten Damascenerklinge des Sarkasmus das moderne Muckerthum in der evangelischen Kirche angreifen und sich von Anfang bis zu Ende des Buches auf diesem Kampfplatze tummeln. So ist es aber nicht. Die Gedichte sind nicht geharnischt, und ein englischer Reviewer würde von ihnen sagen können: They have no harm, d. h. sie sind ohne Bitterkeit und ohne die Schärfe der Parteiwuth geschrieben. Die Zahl derer wo er gegen Pfafferei und Muckerei zu Felde zieht, ist verhältnißmäßig klein gegen die Zahl derer wo er sein Gefühl in einer zahmen, ja weichen Lyrik sich ergießen läßt. Unter diesem Gesichtspunkte betrachtet sie der Verf. wenn er im Vorworte einem Freunde sagt:

Sieh' die Lieder an —
Hier ist es Menschenglück das ich besungen,
Da stieg der Freiheit Berg ich kühn hinan,
Und dort hab' ich fürs Recht den Stahl geschwungen.

Hier ist es Liebe, die ich liebend pries,
Da ist es um Verlor'nes eine Klage,
Dort wiederum träum' ich vom Paradies
Zukünftiger, aus Schmerz geboren'ner Tage.
Und auch der Scherz, der bunte Schmetterling,
Zeigt hier und da sein glänzendes Gefieder —

und damit ist ihre Eigenthümlichkeit auch nicht unrichtig dargestellt. Ein bunter Wechsel von Gefühlen und Farben waltet jedoch durch alle einzelne Lieder, und will man ihre Grundfarbe erspähen, so wird es dem Auge und dem Verstande schwer sie zu entdecken; sie gleicht dem schillernden Grau des Libellenflügels oder den Farbentönen die das Chamäleon zeigt. Was nun aber die eigentlichen Anti-Muckerlieder betrifft, so läßt er sich von einem Freunde in der Vorrede die Warnung zurufen:

Du hast mit Pfaffen Händel angefangen,
Und dieser Streich bekommt dir niemals gut.
Zank' dich herum mit allen Geologen,
Zank' dich herum mit allen Philologen,
Bewitzle die schlafmützigen Philister,
Schimpf' auf den Adel, geißle die Minister,
Und mach' ein Spottgedicht selbst auf den König —
Nützt dir Dies Nichts, so schadet's dir doch wenig.
Nun aber greife einen Pfaffen an —
Das ist allein die ungeheure Sünde,
Die Schandthat, die dem armen Menschenkinde
Man nicht vergeben und vergessen kann.
Man haut auf dich von allen Seiten ein —
Hier kommt ein alter Coder angeflogen —
Ein Stück Gesangbuch dort — der Altarwein
Selbst wird als Beistandsmacht herbeigezogen, —
Man tobt, man schreit — man zeiget Klau' und Zahn,
Und endlich wirft du in den Bann gethan.
Das ist das Schicksal Aller die es wagen
Den Theologen Fehde anzusagen.

Zu den Liedern nun wegen welcher er Händel bekommen könnte mit den buchstäbelnden Frommen des Wupperthals oder mit den Zionswächtern unter Hengstenberg's Panier, gehören vorzugsweise drei, und diese drei geißeln auch die Mucker, jene Heuchler unter der Maske pharisäischer Heiligkeit, jene Jesuitenabart im protestantischen Gewande; darunter wirklich ein „Großes Muckerlied" (S. 92), das mit einem Chor „Vallera, vallera, juchhe!" versehen ist, und aus welchem wir drei Strophen mittheilen:

Wir sind von Haus aus gar zu schlecht,
Verdorben und verführet;
D'rum ist es uns auch eben recht,
Daß Satan uns turbiret;
Er läßt uns bei des Tages Last
Und Nachts erst recht nicht Ruh' und Rast
Und brüllet wie ein Löwe.

Doch kann er uns Nichts haben an,
Der alte Bockphilister,
Denn nimmer steht ein frommer Mann
In seinem Schuldregister.
Wer fromm war, einst gen Himmel fliegt,
Und bläst dort fröhlich und vergnügt
Zu Sternenklang Trompete. — —

Haß der Vernunft! — Was diese spricht
Ist jederzeit von Uebel;
Beizt doch ins Aug' des Himmels Licht
Wie Höllenstein und Zwiebel.
Schön aber ist die Abendzeit,
Denn wahr bleibt es in Ewigkeit:
Im Dunkeln ist gut Munkeln.

Das zweite ist ein Klagelied, welches aus dem Munde eines muckerischen Kanzelredners ertönt, und aus welchem wir die Strophen ausheben:

O Jammerthal,
Wie nahe bist du deinem Fall!
Mit immer kühneren Gewalten
Seh' ich die Wahrheit sich entfalten,
Seh' ich das Licht — o welche Qual!
Trotz unsern Lamentationen
In Tausend und in Millionen
Aufblitzen wie ein Wetterstrahl.
O Jammerthal!

O schöne Zeit
Der seligen Vergangenheit!
Als noch der Satanas florirte,
Der Höllenpfuhl die Rede zierte,
Und wol auch bei Gelegenheit
Die große babylon'sche Hure
Geschimpft ward und mit manchem Schwure
Aufs christlichste vermaledeit.
O schöne Zeit!

— — — — —

Doch auf mit Macht,
Du Pfaffenschar, zur off'nen Schlacht!
Noch gibt's ja Holz zu Scheiterhaufen,
Und Schwefel noch, damit zu taufen
Den Sünder welcher uns verlacht.
Laßt uns erneu'n die Interdicte,
Und Jeden der am Zeug' uns flickte
Zerschmett're Bann und Kirchenacht.
Zur Schlacht! Zur Schlacht!

Das nach unserm Dafürhalten beste Lied, in welchem unter der Ueberschrift „Der finstere Geist" (S. 67) das häßliche Muckergewürm gezüchtigt wird, theilen wir ganz mit:

Es geht ein finst'rer Geist durchs Land,
Muck, muck!
Ein großes Buch in seiner Hand,
Muck, muck!
Er schaut nicht die Blüten, den rosigen Mai;
Er hört nicht der Nachtigall Lieder;
Kalt wie der Winter geht er vorbei,
Und schlägt die Augen nieder,
Er schlägt die Augen zu Boden und spricht:
Der fröhliche Frühling gefällt mir nicht.
Muck, muck!

Und weiter setzt er seinen Schritt,
Muck, muck!
Das große Buch geht immer mit,
Muck, muck!
Die Sonne blinkt so hell und rein
Und weckt die schlummernden Keime;
Der Fremdling aber schaut finster d'rein.
Versunken in nächtige Träume
Zertritt er fluchend die Saaten und spricht:
Die belebende Sonne gefällt mir nicht!
Muck, muck!

Und immer weiter seinen Lauf,
Muck, muck!
Nimmt er thalauf und berghinauf.
Muck, muck!
Am Himmel flammt der Abendschein
Als wollt' er fröhlich sagen:
Auf Morgen wird gut Wetter sein,
Wer will's zu leugnen wagen?
Der Fremdling aber grollt und spricht:
Die erfrischende Hoffnung gefällt mir nicht.
Muck, muck!

Und grollend humpelt weiter er
Muck, muck!
Und humpelt grollend kreuz und quer
Muck, muck!

Der Neid ihm endlich das Herz zerfrißt;
Doch wett' ich augenblicklich,
Daß, wenn er einmal im Himmel ist,
Und sieht auch And're glücklich,
Er da auch als echter Mucker noch spricht:
Die verzeihende Gottheit gefällt mir nicht!
Muck, muck!

Beklagen müssen wir, daß Hr. Em-Tor sich bei seinem poetischen Bilden nicht ganz von Heine'schen Einflüssen hat losmachen können, besonders in dem harmlosen Theil des Büchleins. Wir lieben sonst die Nachahmungsriecherei gar nicht; hier aber, obwol nur in sechs bis acht Stellen, werden unsere Geruchsnerven unangenehm von einem üblen Dufte afficirt. Auch scheint uns der Haupttitel „Tag und Dämmerung" nicht ganz motivirt. Warum denn nicht einfach: Harmlose Gedichte eines Anti-Muckers? Uebrigens begrüßen wir den wahrscheinlich noch jungen Verf. freundlich unter Denen die mit pythischen Geschossen die Nachtvögel der Zeit bekämpfen.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen aus England.

Dr. Whewell in Cambridge.

In den „London illustrated news" vom 21. Jan. d. J. finden sich bildliche Darstellungen und eine ausführliche Beschreibung der Jubelfeier welche der vormalige Fellow, jetzt Master des Trinity-College in Cambridge, Dr. Whewell, am 22. Dec. 1846 zur Erinnerung an die 300jährige Dauer der durch Heinrich VIII. im J. 1546 erfolgten Stiftung dieser reichen und prächtigen Studienanstalt angeordnet hatte. Jenes Fest dürfte auch in Deutschland auf einige Theilnahme Anspruch machen können, theils weil die Anstalt der es gewidmet ist viele in der ganzen civilisirten Welt hochgefeierte Männer, besonders Baco und Newton, gebildet hat, deren Statuen in ihrer Halle aufgestellt sind; theils weil der Festgeber durch ausgezeichnete Verdienste sich eine sehr verbreitete Anerkennung erworben hat. Er ist nämlich als Verfasser derjenigen Abtheilung der Bridgewater-Bücher deren deutsche Uebersetzung den Titel „Die Sternwelt" führt, der gebildeten Welt unsers Vaterlands rühmlich bekannt, und sein größeres Werk „Geschichte der inductiven Wissenschaften" hat ihm einen noch größern Ruf verschafft. Von der höchsten Wichtigkeit aber, sowol für das praktische Seewesen als für die Wissenschaft, sind seine Verdienste um die Kenntniß der Fluterscheinungen, welche bisher höchst mangelhaft war. Sie beschränkte sich nämlich auf die unzusammenhängenden Angaben der Hafenzeit (Zeit des Hochwassers bei den Syzygien) an den bekanntesten Hafenplätzen, und auf isolirte Beobachtungen an wenigen Plätzen, besonders im Hafen von Brest. Daher war es fast unvermeidlich, das Locale in diesen Erscheinungen mit dem Allgemeinen zu verwechseln, und die Lücken der Erkenntniß durch falsche Schlüsse zu ergänzen. Dr. Whewell war der Erste welcher einsah, daß die Richtigkeit der allgemeinen physikalischen und astronomischen Ursache dieser Erscheinungen nicht hinreiche, die bestimmte Art ihrer Wirkungen auf der wirklichen Erde zu erkennen und zu erklären; daß es dazu vielmehr weit ausgedehnterer und umfassenderer Beobachtungen bedürfe. Daher verglich er alle gedruckten, und aus den Archiven der Admiralität ihm mitgetheilten Berichte der Seefahrer über die Fluterscheinungen auf den verschiedensten Punkten der Erde, und bildete daraus eine allgemeine Flutkarte, die er als ersten freilich noch unvollkommenen Versuch dieser Art in den „Philosophical transactions" vom J. 1833 mittheilte. Eben das dabei empfundene Bedürfniß genauerer und dichterer Beobachtungen veranlaßte ihn zu bewirken, daß von allen Küstenwachen Großbritanniens und Irlands im Sommer 1834 während zwei Wochen um Johannis vier mal am Tage Beobachtungen über die Zeit und Höhe der Flut und Ebbe angestellt wurden, um danach das gleichzeitige Eintreffen der Flutwellen an den verschiedenen Küstenpunkten in einer Karte derselben darstellen zu können. Der fruchtbare Erfolg zeigte die Wünschenswürdigkeit einer größern Ausdehnung der Beobachtungen, und machte den Herzog von Wellington geneigt, den Wunsch zu unterstützen, daß im J. 1836 an die dreiwöchentliche Wiederholung jener Beobachtungen in Großbritannien nicht nur alle atlantischen Mächte in Europa, sondern auch die Vereinigten Staaten von Nordamerika sich anschlossen. Dieses gab eine zusammenhängende Beobachtungskette von 666 Stationen, auf welchen mehr als 40,000 Beobachtungen angestellt wurden, die nach einer mühsamen Reduction auf Greenwich-Zeit den gleichzeitigen Eintritt des Hochwassers auf allen Küstenpunkten auf neun Tabellen angaben, während die zehnte die größte und kleinste Fluthöhe, und die elfte die halbmonatlichen und täglichen Ungleichheiten derselben darstellten. Versinnlicht wurde dieses Alles durch drei große Karten, welche den Seemann in den Stand setzen, die für ihn so überaus wichtige Frage über Stromrichtung und Höhe des Wassers zu jeder Zeit und an jedem Punkte sich leicht und bestimmt zu beantworten, eben dadurch aber die größten Gefahren zu vermeiden, und die entscheidendsten Vortheile für die Beschleunigung seines Curses zu gewinnen. Nicht minder groß ist aber der Einfluß den jene Beobachtungen auf die wissenschaftliche Ansicht der Sache haben müssen, obgleich Dr. Whewell sich auf diese Folgerungen nicht einläßt. Denn der erste Blick auf seine Karten lehrt, daß es durchaus falsch ist wenn man meint, unter dem nämlichen Meridian trete im Ocean das Hochwasser nahe zu gleicher Zeit ein; die Flutwelle rücke von Osten nach Westen fort; das Hochwasser erfolge wegen der Trägheit des Wassers drei Stunden nach der Culmination des Mondes (weil dieses zufällig in Brest sich findet); die Flut erreiche zwischen den Tropen die größte Höhe u. s. w. Die Unrichtigkeit und Ursache dieser falschen Schlüsse und eine Vermuthung wie die wirkliche Beschaffenheit der Erscheinungen sich etwa erklären lasse, sucht das Schriftchen „Flut und Ebbe nach den englischen Beobachtungen" (Magdeburg 1842) näher nachzuweisen; aber ohne Whewell's Zusammenstellung der Beobachtungen war die Erkenntniß jener Irrthümer und die künftig zu hoffende richtigere Ansicht jener interessanten Naturerscheinungen unmöglich. Alle künftige Aufklärung derselben ist daher wesentlich ihm zu verdanken. Seine Verdienste wurden denn auch bei dem glänzenden Festmahle, welches auf die fast rein kirchliche, erst mit eintretender Dunkelheit endigende Feier des Tags folgte, von den angesehensten Männern Englands, welche, zum Theil als vormalige Alumnen des Trinity-College, an demselben theilnahmen, in der Erwiderung der vom Festgeber ausgebrachten Toaste mit großer Begeisterung anerkannt, sowie der Hospitalität desselben in den „London illustrated news" ein lautes Lob gespendet wird. Es heißt dort nämlich nicht blos im Allgemeinen, „daß das Banket, welches nach dem Schlusse des Gottesdienstes in dem prachtvollen Zimmer der edlen gothischen Halle stattfand, jener alten Festscenen würdig war welche die Feudalgastfreundschaft liebte, als die Galerie oben das Gelärm des Meistersängerchors auszusenden pflegte"; sondern es wird sogar nach englischer Sitte die volle Liste der mehr als 44 Gerichte, und die Zahl der Schüsseln von jeder Art derselben (z. B. 33 Schüsseln Fische, 23 Terrinen Schildkrötensuppe u. s. w.) gewissenhaft angegeben. 117.

Warnung vor Theilnahme an Staatsdingen.

Lord Shrewsbury schrieb von Rom an seinen Freund, den berühmten Kanzler Lord Somers, der trotz der Unbescholtenheit seines Charakters die Zielscheibe der Parteiverdächtigungen und Verleumdungen geworden war, Folgendes: „Ich kann nicht umhin auf meine alte Ansicht zurückzukommen, die jetzt durch gewichtigere Gründe als ich erwartet hätte unterstützt wird, indem ich mich wundere, wie in England sich irgend Jemand der sein Brot hat finden kann, welcher sich mit öffentlichen Angelegenheiten zu befassen Neigung trägt. Hätte ich einen Sohn, ich würde ihn eher einen Schuhflicker als einen Höfling, lieber einen Scharfrichter als einen Staatsmann werden lassen." 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 87. —— 28. März 1847.

Deutsche Dichter der neuesten Zeit.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 86.)

42. Liederschwalben von August Mettlerkamp. Braunschweig, Westermann. 1846. Gr. 8. 1 Thlr.

Wenn der Verf. in der letzten Strophe des Prologs sich also vernehmen läßt:

> So ziehet hin denn, meine kleinen Lieder,
> Ins Vaterland, bescheid'nen Schwalben gleich,
> Und nehmt von mir auf euerm Lenzgefieder
> Viel' Tausend Wünsche für sein Wohl mit euch!
> Nicht zu der Großen Hallen laßt euch nieder,
> Sucht nied'rer Hütten friedlichern Bereich,
> Und unter ihren Dächern fest und fester
> Baut aus der Liebe Reisern eure Nester!

so wird damit der freundlichen Musengabe Titel nicht allein motivirt, sondern auch interpretirt, und man mag das Bild entsprechend und sinnig genug finden. Die Stelle „Zieht ins Vaterland — Und nehmt von mir auf euerm Lenzgefieder — Viel' Tausend Wünsche für sein Wohl mit euch" bezieht sich auf die Lage und Schicksale des Sängers, welcher, wie wir einer Anzeige dieser Gedichte im Literaturblatt des „Komet" entnehmen, nicht August Mettlerkamp, sondern eigentlich Dr. Rudolf Mettler heißt, der einige Zeit im Verein mit Julius Hammer zu Leipzig „Das Nordlicht" herausgegeben hat, dann nach Spanien gegangen ist und sich gegenwärtig mit einer Schar rüstiger Freunde zur Auswanderung nach Texas vorbereitet, um dort deutsche Gesinnung, deutsche Literatur und deutsches Leben heimisch zu machen, und von wo aus er nun die willkommenen geflügelten Sommerverkünderinnen in die Heimatsfluren mit seinen Grüßen sendet. Diese seine Schwalben nun schreien in Deutschlands lyrischen Gärten, Wäldern und Feldern zwar nicht so grell wie der Holzheher, noch so rauh wie die Krähe, auch zwitschern sie so geschwätzig wie Rohrspatzen; aber sie singen auch nicht so lieblich wie Lerchen und Nachtigallen, aus deren Kehlen wenigstens keine solche Härten und Reimkakophonien tönen wie sie hier hin und wieder ein mäonisches Ohr beleidigen. Das „Wiegenlied" (S. 18) in der ersten Rubrik „Lieder und Oden" trifft den rechten Ton der Lieder dieser Gattung. Im Allgemeinen behandelt er dagewesene und längst ausgebeutete Liederstoffe, wie sich Das schon aus dem Inhaltsverzeichnisse ergibt. Wohlgefallen hat uns ein Cypressenkranz, den er in Sonettenform auf den Sarg seiner ihm früh entrissenen Gattin Pauline legt, und über welchen ein tiefer, heiliger Schmerz die dunkeln Schwingen gebreitet hat. Unter dem „Episch-Lyrischen" möchten wir ehrenvoll des Gedichts „Die Muse" (S. 115) gedenken. Das Buch schließt mit Uebersetzungen aus dem Russischen, unter denen wir „Die Gaben des Terek" (S. 150) vom Dichter Lermontow hervorheben.

43. Gedichte von Klenert. Karlsruhe, Groos. 1846. 16. 1 Thlr. 3 Ngr.

Wir haben Nichts dagegen, daß dieser badische Sänger seinen unabweisbaren Gesangsdrang in des Buches erster Nummer „Der Muse Beruf" damit vor dem größern Publicum rechtfertigt, daß der Lenz mit seinen Hyacinthen und Narcissen und seinen Vögeln,

> Die da singen und da schlagen
> Alle noch so seelenvoll und süß,
> Wie in Schiller's und Homeros' Tagen,
> Und am Anfang in dem Paradies —

auch die holden Jungfrauen und die Englein im Himmel, und der Gesang der Sphären, und die säuselnden Bäume ihm die Harfe darreichten; wir sehen ferner ein, er könne seine Lieder nicht in die Brust verschließen, da er sagt:

> Denn der Höchste hat in meine Seele
> Sie gethan und die Natur genährt (?);
> Und sie thun des Ewigen Befehle,
> Wenn es auch die ganze Welt mir wehrt —;

aber, lieber Himmel, wenn ihn die Natur nur mit dem echten Ambrosia genährt hätte, wenn er nur ein Quentlein genialer Schöpferkraft besäße, wenn er nur nicht allzu prosaisch oft würde, wenn er nur nicht mit der Flittergoldkrone eines falschen Pathos sich schmückte, wenn er nur die ohrzerreißenden Reimhärten weggeschafft hätte, wenn er nur Maß und Ziel in seinem Singsang zu finden wüßte: denn möchten wir noch einem Buche das Leben und Dasein gönnen dessen Wohlthaten uns aufgedrungen werden. Die Belege zu diesem Urtheil finden sich von S. 1—450 in diesem Buche, welches in seiner Sedezform an die Gestalt eines kleinen, untersetzten Grönländers erinnert der mit blöden Augen über die vaterländischen Schneeflächen hinblinzelt.

44. Gedichte von Theodor Adelbert Schröder. Braunschweig, Leibrock. 1846. Gr. 8. 25 Ngr.

Daß es diesen Liedern, welche wahrscheinlich einen noch jungen Vater haben, da sie fast alle aus dem gegenwärtigen Decennium datirt sind, an frischen und großartigen Phantasiebildern und geglättetem Ausdrucke gebricht, würden wir ihnen gern verzeihen, wenn sie nur nicht an einer unerquicklichen Dunkelheit und Verworrenheit laborirten, die den Leser unaufhörlich stört und seinen Genuß beeinträchtigt. Als ob der Verf. ahne, daß es mit seinen poetischen Leistungen also stände, hat er ihnen das Motto vorgesetzt:

> Die Wissenschaft und Kunst soll vorbereiten,
> Daß sich aus Dunkelheit muß — Himmelslicht verbreiten.

Leider scheucht hier die Kunst das Dunkel nicht, und wir haben im Verlauf der Lectüre vergebens gehofft, es solle Licht werden. Schon die Einleitung „Der Zusammenhang", welcher sich über die Eintheilung des hier gebotenen dichterischen Gesammtstoffs ausspricht (was übrigens ein recht löblicher Einfall

ist), wird den Beweis geben, daß es dem Verf. an Klarheit des Geistes und anordnendem Verstande fehle.

Erste Abtheilung: „Religions-Gesänge."

Die Phantasie durchbricht die Erdenschranken,
Und in ihr walten heilige Gedanken.

Zweite Abtheilung: „Liebesblumen-Freundschaftslieder."

Doch aus dem Himmel schweift der Blick zur Erde,
Damit die Liebe nun verwirklicht werde.
Zur Liebe aber muß sich Freundschaft finden —
Und Blumenkränze müssen sie umwinden.

Dritte Abtheilung: „Vermischte Gedichte."

Jetzt in des Lebens wetterwendisch Denken
Muß nun der so erstarkte Geist sich lenken,
Muß in der Mischung wechselnder Gedanken
Beweisen, daß er aufgehört zu — schwanken.

Vierte Abtheilung: „Genien-Lieder."

Wol aus dem Leben tritt nun das Talent,
Zu zeigen, daß es Menschenstückwerk kennt —
Doch das Genie, im Stillen aufgeblüht,
Ist für das Höchste lebenswarm erglüht! —

Fünfte Abtheilung: „Nacht-Gesänge."

Zum Letzten laßt uns in die Saiten schlagen —
Der Klang soll uns durch Nacht — zum Morgen tragen!

Das thut aber, wir müssen es wiederholen, der Klang nicht, und man sieht schon aus diesen Versen, wie es mit des Verf. Logik stehe; indessen fragt nach letzterer in Gedichten nur ein tadelsüchtiger Recensent. Nehmen wir es also nicht allzu streng damit, und Dies um so weniger, da uns hier hin und wieder eine junge, frühlingsfrische Gefühlsblüte entgegenschimmert, die im Sonnenstrahl der Zeit vielleicht zur Frucht reift. So müssen wir z. B. „Die Vereinigung" (S. 93) als einen poetisch-geistreichen Gedanken bezeichnen, der Vieles gut macht.

45. Erinnerungsblumen auf den Wegen des Lebens. Von Wenceslaw Stulc, aus dem Neuczechischen übertragen von Joseph Wenzig. Prag, Ehrlich. 1846. Gr. 8. 20 Ngr.

Wir mögen dieses Buch, welchem wir nur einen einfachern Titel wünschten, als einen Beitrag zur Kenntniß der in Deutschland wenig bekannten neuczechischen poetischen Literatur betrachten und willkommen heißen. Der Verf. desselben ist katholischer Priester und gegenwärtig in der Versorgungs- und Beschäftigungsanstalt für erwachsene Blinde in Prag wirksam. Besser die Kunst logischen Rubricirens als der Verf. des vorigen Buches verstehend, läßt er sein Opusculum in drei Abtheilungen zerfallen, wovon die erste „Mein Seufzen", die zweite „Mein Jubeln", die dritte „Mein Rufen" überschrieben ist. Heimatsliebe in enger Verbindung mit christlich-religiösem Sinne bildet hier das Urelement, in welchem er sich vorzugsweise bewegt. Der Quell seines Seufzens ist der geistige und sittliche Verfall seines einst ruhmvollen Heimatslandes und die Hinneigung des czechischen Volkes zur Nachäfferei des Fremdthums, namentlich des Deutschen, doch also, daß er nicht in einseitiger Befangenheit der Idee des Panslawismus sich hingibt, sondern auch dem germanischen Nachbarvolke sein Recht widerfahren läßt. Seine Klage wird deshalb auch keine Anklage, sondern verwandelt sich in hoffende Freude; er sieht schon in der Gegenwart manchen schönen Lebenskeim, und sein Lied prognosticirt eine schöne, beglückende Zukunft. In der dritten Abtheilung, die zwei mal so viele Gedichte enthält als die beiden erstern zusammen, ruft er auf einer Wanderung durch die vaterländischen Gauen, wohin er auch Mähren rechnet, gleichsam in alle Gegenden und Ortschaften die historische Bedeutung haben sein Wort hinein, weckt große Erinnerungen in der Seele der Zeitgenossen, und ermuntert zum Wiederaufbau des altheimatlichen Ruhms. So zeigt er sich als Vaterlandsfreund, aber überall klingt ein religiöser Ton durch seinen Patriotismus. Daß er der confessionnellen Kirchlichkeit anhängt, ein treuer Sohn der katholischen Kirche ist, die er häufig „Mutter" nennt, daß er (S. 36) singt:

Gram erstirbt und meine Seele,
Wieder frisch belebt von oben,
Dankt inbrünstig dem Geschick,
Daß ich Cech und Katholik —

kann ihm nur Engherzigkeit und Intoleranz zum Vorwurf machen, die bei der Beurtheilung ästhetischer Producte nie ihre Hand im Spiel haben sollen. Wenn er unter Nr. 21 sich also vernehmen läßt:

Welcher Geist führt von des Irrthums
Trauerwegen mich zurück,
Gibt mir die verlor'ne Jugend,
Meine Lebenslust zurück?

Wessen Ton letzt meine Seele,
Heilt mit Balsam mir das Herz,
Trocknet meines Auges Thränen,
Das verstört von Leid und Schmerz?

Du bist's, Glaube! Auf den Trümmern
Meines theuern Vaterlandes
Hast mich du mit Ruh' erfrischt,
Mir die Thränen abgewischt.

so belehrt uns das kleine Stück nicht blos über den Geist und die Gesinnung in welcher Alles abgefaßt ist, sondern auch über die Form. Eine ziemlich regsame, doch in Schranken gehaltene Phantasie erhebt ihn zuweilen bis zur Höhe des Dithyrambus und der prophetischen Vision, und in den lyrischen Stellen haucht uns oft ein warmer Gefühlsathem an. Selten sind die gebrauchten Bilder und Metaphern schwülstig und geschmacklos. Was nun die Form betrifft, so ist das Buch von A bis Z in einer Versart geschrieben die der Leser aus der mitgetheilten Probe kennen lernen kann, und die, laut der durch ihre Vollständigkeit sehr befriedigenden Vorrede des Uebersetzers, zuerst von Franz Ladislaw Celakowsky unter den Cechen gebraucht und an die Stelle des italienischen Sonetts gesetzt wurde. Freilich wird durch diese Versform die Anmuth der südlichen Form keineswegs erreicht; sie bietet jedoch dem Dichter den Vortheil, daß sie ihn in keine große Reimnoth bringt, und daß er sich überhaupt ungenirter im Reiche des Gedankens bewegen kann. Bei einer cursorischen Lecture des Buchs stellt sich nur die Unannehmlichkeit heraus, daß die fortwährende Gleichmäßigkeit des Verses den Leser ermüdet, dem es häufig ist als höre er Glockengeläute, dem aber die Musik des italienischen Klinggedichts fehlt. Zu leichterm Verständnisse sind als Anhang der Uebersetzung größtentheils aus dem Originale selbst entlehnte erklärende Anmerkungen beigefügt. Was aber die Uebersetzung anlangt, so mag der Sinn wol der richtige sein, was um so weniger zu bezweifeln steht, da sich Hr. Wenzig, wie er erzählt, schon früherhin mit der Uebertragung neuczechischer Gedichte beschäftigt hat. Kleine sprachliche Flecken, wie das Gau anstatt der, mählen statt vermählen und waiser statt verwaister, wollen wir nicht erwähnen und ihm in Anrechnung bringen; noch weniger wollen wir mit dem Originaldichter rechten, wenn derselbe (S. 19) die Wahrheit eine „Himmelshofeslampe" nennt.

46. Gedichte von Anna von Füger-Rechtborn, geborene Siegerist. Grätz, Dirnböck. 1846. Gr. 8. 1 Thlr.

Wenn die gemüthliche Verf. dieser Lieder den seligen Niklas Becker und den Erzherzog Johann nicht angesungen, wenn sie die Flamme der Begeisterung in einigen Nummern ihrer Sammlung, besonders gegen den Schluß derselben, nicht hätte erkalten lassen, und wenn sie einige kleine Reim- und Sprachunziemlichkeiten (so schreibt sie z. B. statt dem Herzen immer dem Herz!) mit Hülfe der Feile weggeschafft hätte, so würden wir keinen Anstand nehmen, sie die Muse Stirias zu nennen, und Das nicht etwa in Folge jener nachsichtsvollen Ge-

lanterie welche die sonst derben Recensenten dem schönen Geschlechte schuldig zu sein glauben, sondern mit der vollen Wahrheit anerkennender Verehrung; denn es rinnt in der That der Strom lyrischer Beweglichkeit durch Anna's Seele; sie liebäugelt mit Blumen und Sternen, jauchzt und weint wechselsweise mit der verschmähten und der beglückten Liebe, mischt sich in den Reigen der Elfen in Mondnächten, schwärmt für das Vaterhaus (S. 42) und des Vaterlandes Haideblumen, reflectirt überall echt weiblich mit den Fühlhörnern der Empfindung, und über das Alles breitet eine keusche Phantasie ihren durchsichtigen Schleier; und weit entfernt von aller und jeglicher bettinenhaften Verschrobenheit, bietet sie mit fraulichster Bescheidenheit ihre Liederblüten uns dar, von denen sie aussagt:

> So anspruchlos, wie ich sie hab' gefunden,
> Und schmucklos so wie sie mir aufgeblüht,
> So hab' ich sie zu einem Strauß gewunden,
> Zu einem Strauß den Pracht und Schimmer flieht.

Auch wo sie objectiv wird, wie z. B. in „Die stumme Sennerin" (S. 23); „Der Christbaum" (S. 31); „Der Eiche Leben und Tod" (S. 46); „König Erich's Tochter" (S. 80); „Das treueste Herz" (S. 88); „Die Reliquien" (S. 128), befriedigt sie durch Invention und Behandlung des Stoffs vollkommen. Dabei ist Musik in der Sprache, weshalb sich mehre Stücke zu musikalischer Composition vortrefflich eignen, und es sind in der ganzen Sammlung kaum vier bis fünf Nummern wo der Hauch des Gefühls seine primitive und constante Wärme verloren hätte. Zu den schwächsten gehört „Einklang" (S. 154), zu den bessern „Der Tugend Lohn" (S. 6); „Der Treue Heimat" (S. 67); „Heimkehr" (S. 8); „Erste Liebe" (S. 12); „Das größte Glück und die schönste Freude" (S. 72); „Das kleine Wort" (S. 131). Als einen Beweis wie gut sie Reflexion mit Empfindung zu paaren weiß, theilen wir hier „Das größte Glück, die schönste Freude" (S. 72) mit:

> Es liegt ein Reich an eines Meeres Strand,
> Ein Reich voll Schmerzen und voll Wonne,
> Darüber ist des Himmels Zelt gespannt,
> Mit seinen Wundern, seinen gold'nen Sonnen,
> Vergangenheit, das Weltmeer, tief und klar,
> Der Zukunftshimmel — fern und wunderbar,
> Die Gegenwart, das Reich der bittern Schmerzen,
> Des Erdenglücks der nimmersatten Herzen.
>
> Der Mensch schaut weinend in die tiefe See,
> Den Becher suchend den er leer getrunken,
> Die Lust beweint er, denkt nicht an das Weh',
> Das mit hinab ins Wellenreich gesunken,
> Und spiegelt auch das Meer den Himmel ab,
> Weil es sein Glück ihm nahm, scheint's ihm ein Grab.
> Umsonst ist all sein Schmerz, umsonst sein Ringen;
> Was er verlor kann Nichts ihm wiederbringen.
>
> Der Sterbliche, von Sehnsuchtsdrang erregt,
> Blickt auf zum Himmel, wo die Wolken zieh'n,
> Zur Zukunft hin, die gold'ne Blüten trägt,
> Die Gegenwart, die kalte, will er flieh'n.
> Verlangend schaut er zu dem Demantstern,
> Der doppelt schön, weil er in weiter Fern'.
> Mag Freud' und Glück die Gegenwart ihm spenden,
> Er wird den Wunsch zur fernen Zukunft senden.
>
> Ich steh' am Strand', ich blick' zum Himmelszelt,
> Doch acht' ich auch der Blüte mir zu Füßen.
> Die tiefe See hat Manches mir erzählt,
> Und ahnungsvoll schau' ich der Sterne Grüßen.
> Doch trau' ich nimmer ihrem hellen Licht,
> Das uns zu Schönes und zu Viel verspricht.
> Kein Glück scheint uns so groß als das noch ungeboren,
> Und keine Freud' so schön als die — die wir verloren.*)

54.

*) Der dritte Artikel folgt im Monat Mai. D. Red.

Zur indischen Reiseliteratur.

A peep into Toorkisthān. By Captain *Rollo Burslem*. London 1846.

Was der bescheidene Capitain einen „Guck nach Turkestan" nennt, Das ist mindestens der Blick eines raschen, hellen Auges, und was er als Gesehenes mit gewandter Feder beschreibt, ist Mancherlei das Manchem neu sein dürfte. Im Juni 1840 erhielt ein Lieutenant Sturt, der später im afghanischen Feldzuge durch seine entschlossene Tapferkeit sich hervorgethan, von der Regierung den Auftrag die Engpässe von Hindoo Koosh zu besichtigen, und Capitain Burslem die Erlaubniß ihn zu begleiten. Schon am 13. Juni wurde aufgebrochen und unter einer Bedeckung von 30 Afghanen die Straße über Bameean genommen. Am 19. war der 11,400 Fuß hohe Engpaß Bonnye erreicht, und nach Besiegung vieler Fährlichkeiten gelangten die Reisenden nach Bameean, wovon der Verf. blos sagt, daß, weil Masson es geschildert, er nach Homer keine Iliade versuchen wolle. Von hier traten sie durch den Engpaß Akrobad, welcher Turkestan von Afghanistan scheidet, in ersteres Land ein und trafen bald mit einem Bruder des vielbesprochenen Dost Mohammed, Namens Jaber Khan, zusammen. Jaber Khan war mit der Aufsicht über seines Bruders Frauen und Kinder betraut, und der Verf. fand und benutzte die Gelegenheit, sich mit den Details der dortigen Damentoilette bekannt zu machen. Bisher wußten wir nur von einem langen, dichten Schleier, in welchen eine vornehme Afghanin sich vom Scheitel bis zur Zehe hüllt, mit zwei Oeffnungen für die Augen — Nichts weiter. Jetzt erfahren wir, daß sie über einem kurzen weißen Hemd ein Jäckchen trägt, einen Peiran, von indischem oder russischem Tuch, meist lichter Farbe, roth oder hellgelb, und reich mit Seide oder Gold gestickt. Es würde ganz die türkische Jacke sein, wenn nicht der Aermel inwendig offen und am Handgelenk angeheftelt wäre. Außerdem trägt die Dame weite Beinkleider, die von einer durchgezogenen seidenen Schnur um die Hüfte gehalten über den Knöchel niederfallen und je nach den Finanzen aus Kaliko, Shawlzeuch oder Brokat gefertigt sind. Demnächst statt der Strümpfe eine Art leinwandenen Sack, gelb oder roth, mit dickem Tuch oder Filz besohlt und mit Shawlzeuch eingefaßt. Die Schuhe ähneln dem türkischen Pantoffel, haben jedoch den in Afghanistan gewöhnlichen hohen, eisenbeschlagenen Absatz, „und da Das natürlich", sagt der Verf., den Damen das Gehen erschwert, vermuthe ich fast, daß der Gebrauch welchen sie davon machen die Veranlassung des in Hindostan für körperliche Züchtigung üblichen Ausdrucks ist: «jutte mar», d. h. Schlagen mit dem Schuh. Wäre Das der Fall, so müßte der Schuh ein fürchterliches Instrument sein, wie ich denn nicht im entferntesten zweifle, daß die Haremsschönheiten ihre Gebieter durch das bloße Bedrohen mit solchem Werkzeug in gehörigem Respect halten."

Am 4. Juli wurde der Dundun Shikkun Kotul, auf Deutsch der zahnbrechende Paß, überschritten und dabei der Fürst von Douab, Shah Pursund Khan, kennen gelernt. Die Reisenden waren jetzt in der Nähe der Eishöhlen, die sie besuchen wollten, und als sie Das dem Khan sagten, entdeckte er ihnen, daß dort der Teufel hause und noch kein Fremder der sich einen solchen Besuch gelüsten lassen mit lebendigem Leibe davongekommen sei. Da indessen die Reisenden auf ihrem Vorhaben beharrten, wollte der Khan sie begleiten. Unterwegs erzählte er, daß er schon ein mal das Wagstück versucht, jedoch nicht weit vom Eingange die Tapfe eines nackten Menschenfußes, daneben einen andern seltsamen Abdruck gewahrt, in welchem er den von des Sheitan, des Teufels, Fuße vermuthet und daran mehr als genug gehabt habe. Der in seinem Gefolge befindliche Mullah äußerte sich später über die betreffende Höhle in anderer Weise. „Ihr Name", sagte er, „ist Yeermalik und die Sache mit ihr verhält sich so: Zur Zeit der Invasion, als vor ungefähr 600 Jahren Ghengis Khan, der Tatar, das Land überschwemmte, flüchteten sich 700 Männer vom Stamme

Huzareh mit Weib und Kind und Lebensmitteln in jene Höhle, um der Wuth des ruchlosen Wüthrichs zu entgehen, und setzten keinen Fuß heraus. Nachdem aber der grausame Ghengis das Land mit Feuer und Schwert verwüstet, ließ er alle die Unglücklichen aufsuchen die der Verheerung entgangen waren. Seine Bluthunde schnupperten auch die elenden Huzarehs aus, und eine Heeresmacht erhielt Befehl, sie aus ihrem Schlupfwinkel zu treiben. Verzweiflung lieh den Angegriffenen einen Muth der ihrem Stamme nicht eigen war. Sie wußten, daß, wenn sie sich lebendig fangen ließen, eine langsame Folter und ein schauderhafter Tod sie erwarte, und so beschlossen sie sich bis aufs äußerste zu vertheidigen. Die Oeffnung der Höhle war eng, und sowie die Feinde eindrangen, wurden sie zusammengehauen. Andere kamen freilich nach; es ging ihnen aber nicht besser. Sie waren zu sehr im Nachtheil und mußten endlich abziehen. Ghengis wollte sich aber seine Opfer nicht entwischen lassen, und seine teuflische List ersann das Mittel, vor der Oeffnung der Höhle Stroh anzuzünden, um Die zu ersticken die darin waren. Da es wegen der Größe des Orts mislang, ließ er zuletzt die Oeffnung der Höhle mit einem ungeheuern Felsstück verschließen und ein anderes als Riegel vorlegen. Dann gab er Jene grausam ihrem Schicksale preis, und weil sie Alle erbärmlich umkamen, ist es nicht unwahrscheinlich, daß die Geister der Ermordeten sich noch jetzt dort aufhalten, was die Höhle in schlimmen Ruf gebracht hat. Das jedoch ist gewiß", schloß der Mullah mit dogmatischer Sicherheit, „daß der Teufel sich dort nicht aufhält; es wäre ihm viel zu kalt."

Die Gesellschaft kommt zu einer kleinen Außenhöhle und steigt einen Schacht hinab. „Während unsers Hinabsteigens", schreibt der Verf., „stießen und quetschten wir uns häufig an den ausgezackten Wänden, bis unser Führer plötzlich Halt machte. Ich war der Nächste hinter ihm, und als ich mich möglichst genähert, bemerkte ich allerdings, daß ein Schritt weiter ihn in einen Abgrund gestürzt haben würde, dessen Tiefe und Breite nicht zu erkennen war. Nachdem ich einige Augenblicke auf diesen anscheinend unübersteiglichen Schlagbaum unsers Vordringens hinabgeschaut, gewahrte ich etwa 16 Fuß unter mir einen schmalen Vorsprung, den ich aber nur wenige Ellen weit mit den Augen verfolgen konnte, wo er sich dann in die dichte, uns umgebende Finsterniß verlor. Der Führer war schnell entschlossen. Er entrollte seinen aus Baumwollenzeuch gewundenen Turban, foderte seine Kameraden auf, ein Gleiches zu thun, fügte die Stücke zusammen und brachte dadurch eine Art Seil zu Stande, an welchem wir uns gegenseitig hinabließen, bis Zehn von uns glücklich gelandet waren. Die Uebrigen ließen wir zurück, um uns bei der Wiederkehr hinaufzuziehen, und kletterten dann am Rande des Abgrundes fort. Wenn wir bisweilen an lockeres Gestein stießen und das in die Tiefe rollte, hörten wir es von Rand zu Rand springen und in tausend Stücke zerschellen, und das widerhallende Echo glich einem unregelmäßigen Pelotonfeuer. Oefters war unser schmaler Pfad mit Glatteis überzogen und dann wahrhaft gefährlich. Nach und nach erweiterte er sich aber, und endlich standen wir auf der feuchten, schlüpfrigen Flur eines Gemachs von ungekannter Größe. Das Licht unserer Fackeln reichte nicht aus für den Umfang dieser unterirdischen Halle. Aber rings lagen und thürmten sich die Beweise, daß die Erzählung des Mullah einigen Grund hatte. Hunderte von Menschenskeletten umgaben uns. So weit das Auge trug, boten sich solch schmerzliche Reste. Sie waren insgesammt vollkommen erhalten und offenbar seit dem Tode nicht verrückt worden. Einige ähnelten indeß mehr den verschrumpften Ueberresten die sich auf der Straße nach dem großen St.-Bernhard vorfinden. Ihre Stellungen bezeichneten den Moment in welchem der Tod sie erstarrt..... Ich stand noch in düstern Gedanken, als Einer vom Gefolge mir bemerkte, daß, wenn ich den ganzen Tag bei den «todten Menschen» verweilte, unsere Fackeln für den Besuch der Eishöhlen nicht ausdauern würden. So sammelte ich mich und folgte den Uebrigen durch mehre niedrige Bogengänge und kleine Grotten. Plötzlich sprang ein seltsamer Glanz vor mir auf, und nur wenige Schritte weiter bot sich ein prachtvoller Anblick. Inmitten einer großen Höhle lag ein ungeheuerer Block des reinsten Eises, glatt und hell wie ein Spiegel und von der Gestalt eines kolossalen Bienenkorbs, dessen kuppelähnliche Spitze die langen Eiszacken berührte die von der unebenen Felswand herabhingen. Eine schmale Oeffnung führte zum Innern dieser wunderbaren Eisformation, mit Wänden die ziemlich zwei Fuß stark und diese sammt Flur und Decke glatt und schlüpfrig waren. In endloser Wiederholung spiegelten sich unsere Personen vom Boden zur Decke, von Wand zu Wand, nach allen Seiten. Das Innere dieser frostigen Behausung war in mehre seltsam geformte Räume geschieden. In den einen hingen die glänzenden Eiszapfen festenartig von der Decke nieder, in andern war das Gewölbe glatt wie Glas. Reizend schön brachen sich die Prismafarben auf der wechselnden Eisfläche, wenn der Schein unserer Fackeln, während wir von Höhle zu Höhle gingen, darüber hinstreifte. Ringsum, oben, unten, überall gediegenes Eis, und da wir auf dem schlüpfrigen Grunde nirgend fußen konnten, schlüpften wir oder glitten vielmehr geheimnißvoll über den Glasboden dieser zaubergebundenen Halle. In einem der weitesten Gemächer hatten die Eiszacken den Boden erreicht; sie erschienen wie Säulen welche die Decke trugen. Der ganze Anblick war für mich ebenso neu als prächtig, und ich bedauere nur, daß mir die Fähigkeit mangelt das Gesehene nach Gebühr zu beschreiben.... Nachdem wir eine Zeit lang diese merkwürdigen Räume durchwandert, untersuchten wir die Beschaffenheit der Höhlen worin sie sich gebildet. Sie zweigten sich in zahllose Galerien ab, von denen eine die andere durchschnitt. Bisweilen erweiterten sie sich zu Hallen, deren Umfang wir bei unserm schwachen Lichte nicht zu ermessen vermochten. Dann verengten sie sich wieder zu Gängen, so schmal und niedrig, daß wir auf Händen und Knien kriechen mußten!"

Dies nur eine kleine Probe des Mancherlei was das Buch lesenswerth macht. 23.

Literarische Notiz.

Neue Uebersetzung von Grimm's Märchen.

Die anmuthige Märchensammlung welche die Gebrüder Grimm in den J. 1812 und 1813 zuerst in taktvoller Auswahl und wahrhaft vollendeter Behandlung erscheinen ließen, hat in Frankreich bereits verschiedene Bearbeiter gefunden; aber da noch keine der vorhandenen Uebertragungen der lieblichen Fassung des Originaltextes einigermaßen entspricht, so kann eine neue Bearbeitung, welche von zwei gründlichen Kennern der deutschen Literatur unternommen ist, immer noch als eine erfreuliche Erscheinung begrüßt werden. Diese beiden Gelehrten, welche sich zur Herausgabe der „Contes de famille" vereinigt haben, sind N. Martin und Pitre-Chevalier, von denen der Erstere von uns bereits öfter, und in jüngster Zeit namentlich wegen seines Werks über die modernen Dichter Deutschlands genannt ist. Pitre-Chevalier hat schon seine Bekanntschaft mit der deutschen Literatur durch die Uebertragung der Schiller'schen Romane und durch seine Bearbeitung der einer hohen Dame in Sachsen zugeschriebenen Theaterstücke an den Tag gelegt, wennschon sein eigentlicher Schriftstellerruf mehr auf seinen Originalwerken, meist romantische Darstellungen aus dem Leben der Bretagne, beruht. Wenn in der neuen Bearbeitung der Grimm'schen Märchen, so bedeutende Vorzüge ihr auch im Vergleich zu den frühern Arbeiten beigelegt werden müssen, nicht Alles strengern Anfoderungen entspricht, und wenn namentlich hier und da die eigentliche Färbung des Originals etwas verwischt sein dürfte, so muß man die nicht geringen Schwierigkeiten welche mit einer solchen Arbeit verbunden sind wol füglich in Anschlag bringen. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 88. — 29. März 1847.

Das Land Tirol und der Tirolerkrieg von 1809.
Zweiter Artikel.*)

Dieser tiroler Freiheitskampf zeigt uns einen merkwürdigen Gegensatz, der sich freilich vielfältig in der neuesten Geschichte offenbart, der aber doch fast nirgend so schneidend hervortreten möchte als eben hier. Indem wir den Tirolerkrieg von seiner Entstehung an bis zu seinem Ausgange verfolgen, ist unser Gefühl nach zwei sehr verschiedenen Seiten hin thätig, und wird in zwei heterogene Hälften zerrissen. Dieser Gegensatz ist die Tapferkeit und die tiefste sittliche Treue eines kräftigen ursprünglichen Volksstammes, und die Feigheit, die Untreue und die Gesinnungslosigkeit der Regierung an welcher dieses Volk mit unerschütterlicher Liebe hängt. Unser Gefühl ist auf der einen Seite fortwährende Bewunderung, reinster Genuß echtmenschlicher Volksschönheit, und auf der andern Seite bittere Entrüstung und absolute Verachtung. Die Geschichte hat hier die Farben so grell aufgetragen: hier fortwährendes, ununterbrochenes Licht, dort schwarzer finsterer Schatten, daß man sie der Uebertreibung und der psychologischen Unwahrheit beschuldigen würde, wenn sie Dichtung, und nicht eben wirkliche Geschichte wäre. Ich erinnere mich aus meiner Jugend jener schlechten Ritterromane, wo immer im überladensten Contraste die ungeheuerlichste Heldentugend neben die verzerrteste Bosheit hingestellt wird; letztere tritt in der Regel in Gestalt eines Pfaffen, jene in Gestalt eines mannhaften Ritters auf. Wenn in spätern Zeiten ein zweiter Spieß oder Cramer unter uns aufsteht, und unsere Zeit in fratzenhaften Bildern abconterfeit, so wird wahrscheinlich der Gegensatz von Volk und Hof dieselbe Rolle dabei spielen wie in jenen Romanen der Gegensatz zwischen Ritterthum und Pfaffenthum. Aber diese Herren mögen alsdann ihre Bilder noch so sehr überladen, und in noch so crasse Einseitigkeit verzerren, grellere Gegensätze wie die Geschichte des tiroler Freiheitskriegs ihnen darbietet wird ihre plumpe Phantasie nicht erfinden können. Wenn nun freilich sowol diese Lichtseite als diese Nachtseite in einer Geschichte des tiroler Freiheitskampfes beschrieben werden müssen, und keine von beiden übergangen werden darf, wenn der Geschichte ihr Recht geschehen soll, so glauben wir doch, daß die erstere mit größerer Ausführlichkeit behandelt, mit größerer Liebe hätte geschildert werden müssen als die letztere; denn in ihr liegt eben der bleibende Gewinn für die Menschheit. Nicht Thersites sondern Achilles ist die Lieblingsgestalt der Ilias. Es ist ein Hauptmangel des Hormayr'schen Werkes, daß es sich mit großer Leidenschaftlichkeit und in sich stets wiederholender Breite der Auseinandersetzung jener zahllosen Erbärmlichkeiten der östreichischen Regierung zuwendet, während die Charakteristik des tiroler Volkes und seiner Führer nur als Nebensache, als nothgebrungene Zugabe darin auftritt. Nicht die Ueberlieferung der tiroler Heldentugend, sondern die Veranschaulichung der östreichischen Unfähigkeit und Schlechtigkeit ist die unverkennbare, wenn auch unbewußte Tendenz dieses Werkes. Hier läßt der Verf. sich gehen, hier weiß er kein Ende zu finden in seinen Anführungen und Ausmalungen, während er dort nur immer in knappester Kürze sich faßt. Nicht als ob er auf der einen oder andern Seite unwahr wäre, als ob er den hohen Werth des tirolischen Volkes irgendwie beeinträchtigen, die östreichische Regierung irgendwie verleumden wollte: vielmehr ist seine Charakteristik nach beiden Seiten hin unwidersprechlich wahr; aber die Tiroler sind nur skizzirt, die östreichische Regierung ist mit einer profusen Langsamkeit ausgemalt. Nicht die Gestalten sind unwahr, aber die Oekonomie und die Anordnung ist es. Ein falsches Colorit lagert auf diesem Buche. Die Figuren welche im Vordergrunde stehen sollten sind in den Hintergrund zurückgedrängt, und Nebenpartien treten mit zu viel Prätension auf. Das Buch gleicht einem Schiffe welches unverhältnißmäßig viel Ballast im Vergleich zu seiner kleinen, wenn auch kostbaren Ladung eingenommen hat; einem groben, verfaulten Bettlermantel auf welchem einzelne verstreute Diamanten und Rubinen schimmern. Jammerschade, daß es so ist, jammerschade, daß Hormayr lieber im Kothe wühlt als sich in Aether badet; daß er seinen Blick lieber auf unförmlichen Fratzen als auf reinen plastischen Gestalten verweilen läßt. Ich kenne keinen schönern, einfach großartigern, wahrhaft ethischen Stoff für die neuere Geschichtschreibung als diesen Tirolerkrieg; keinen Stoff bei dem Hergang und Inhalt mit allen Figuren und Cha-

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. 52 und 53 d. Bl. D. Red.

schilderten die feurigen Publicisten, welche sich der Sklaven annahmen, die Zustände des Colonialwesens mit so düstern Farben, daß sie der Wirklichkeit unmöglich entnommen sein können. So sucht man die Gründe welche vorgebracht werden zu entkräften, indem man sie als hohle, inhaltsleere Declamationen, denen ein positiver Halt mangelt, bezeichnet und der Lächerlichkeit preisgibt. Wenn Dem wirklich so wäre, wenn die Schriftsteller welche sich die Aufgabe stellen den Schimpf der Sklaverei von Frankreich abzuwenden, die Thatsachen im Interesse ihrer Sache übertrieben hätten, so bliebe, sollte man meinen, doch immer noch Grund und Veranlassung genug zur schweren Anklage gegen Diejenigen welche es sich angelegen sein lassen, den Jammer der Sklaverei zu verlängern. Nun kommt aber ein Werk den Vertheidigern der Emancipation zu Hülfe, dessen Erscheinen gerade in die rechte Zeit fällt. Es rührt von einem Manne her der sich in einer solchen Stellung befunden hat, daß sein Wort sicher in die Wagschale fallen muß und sein Votum nicht ohne Weiteres beseitigt werden kann. Der Titel dieses gewichtigen, an Thatsachen und Belegen reichen Buchs lautet: „La vérité et les faits, ou l'esclavage à nu dans ses rapports avec les maitres et les agents de l'autorité." Der Verf., France, stand fast drei Jahre als Chef der Colonialgendarmerie in Martinique, und befand sich also an der besten Quelle, um über die Verhältnisse, welche er jetzt schonungslos aufdeckt, die verbürgtesten und glaubhaftesten Aufschlüsse sich zu verschaffen. Es ist nur zu billigen, daß er, wie man es zu bezeichnen pflegt, die Thatsachen für sich selbst reden läßt, und nur hier und da durch einige gedrängte, allgemeine Bemerkungen das rechte Licht auf die mitgetheilten Documente wirft. Freilich hat Hr. France über die ganze, hochwichtige Frage seine bestimmte Ansicht; aber diese Ansicht ist hervorgegangen aus einer genauen Kenntniß der betreffenden Zustände, und aus einer durch ruhige Beobachtung gewonnenen Bekanntschaft mit dem Gegenstande dem er seine ungekünstelte Feder gewidmet hat. Die Documente auf die er sich stützt fallen alle in die Jahre 1843, 1844 und 1845, und man wird wol kaum wagen ihre Authenticität in Zweifel zu ziehen, sowie man auch ihre Bedeutung und Tragweite nicht in Abrede stellen wird. Freilich wird durch diese Mittheilungen mancher heimliche Schutzredner der Sklaverei ans Licht gezogen, und mehr als ein Name compromittirt. Aber wenn man auf Thatsachen pocht, wenn man die Abolitionisten mit der Versicherung, sie kennten die wahren Verhältnisse nicht, aus dem Felde zu schlagen wähnt, so muß die volle unverschleierte Wahrheit mit ihrer überwältigenden Gewalt hervortreten. Empörend ist es in der That, wenn man sieht, wie ein einflußreiches Mitglied des katholischen Klerus, Jacquier, der apostolische Vicepräfect, nicht nur selbst einen ansehnlichen Sklavenstand unterhält, sondern wie er sogar, uneingedenk seiner heiligen Verpflichtung die Leiden der Bedrückten zu lindern, das Regiment der Sklaverei als ein rechtmäßiges Verhältniß darzustellen geneigt ist. Mit Recht verwirft der Verf., welcher sich mit einer allmäligen Verbesserung der bestehenden Zustände nicht abspeisen läßt, weil man, wie er sagt, Das was an sich grundschlecht ist nicht verbessern kann, die Meinung Derer mit Entschiedenheit welche lauen Ansichten huldigen, und, statt den entscheidenden Schritt zu thun, von einer Vorbereitung der Sklaven zur Freiheit, von einer Heranbildung, und wie die Phrasen sonst noch lauten, reden. Alle diese Gründe sind zwar auch schon von andern Seiten herbeigebracht; aber sie gewinnen hier, wo ein schweres Geschütz zahlreicher Belege — der Verf. theilt allein 133 umfassendere Documente, aus amtlichen Quellen geflossen, mit — zu ihrer Unterstützung erscheint, bedeutend an Gewicht und Energie.

Vinet's Urtheil über den Socialismus.

So viel auch bereits besonders in den letzten Jahren für und wider den Socialismus und die damit in Verbindung stehenden Ideen geschrieben ist, so wird es doch immer noch von Interesse sein, das gewichtige Urtheil eines Mannes wie Vinet über diese Angelegenheit zu hören. Dasselbe ist niedergelegt in einem besondern Werkchen, welches vor kurzem unter dem Titel „Du socialisme considéré dans son principe" (Genf 1846) die Presse verlassen hat. Vinet will, wie schon der Titel bezeichnet, keineswegs die Einwirkung der socialistischen Ideen auf den Staat, und die wunderlichen Entwürfe, welche mit der innern Gliederung der von den socialistischen Schwärmern in Anregung gebrachten Reformen zusammenhängen, einer nähern Beleuchtung unterwerfen; es kommt ihm vielmehr darauf an, der eigentlichen Grundidee auf welche diese ganze Krisis sich stützt nachzuforschen und sie vom christlichen Standpunkte aus zu würdigen. Auf diese Weise tritt die moralische Frage, welche von den bisherigen Kritikern so gut wie ganz vernachlässigt ist, in den Vordergrund. Es scheint übrigens um so dringlicher, die ganze Angelegenheit einmal von ihrer christlichen Seite aufzugreifen, als die Socialisten selbst in letzterer Zeit angefangen haben den Namen des Evangelium im Munde zu führen, und ihr wankend gewordenes Gebäude auf den Grund losgerissener biblischer Citate zu stützen. Vinet geht bei seiner Entwickelung von dem Axiome aus, daß „der Mensch und die Gesellschaft zwei verschiedene Begriffe sind" (l'homme et la société sont deux). Das Raisonnement welches er an diesen Grundsatz knüpft wollen wir, weil es wenigstens eine Beziehung des Socialismus im richtigen Lichte erscheinen läßt, hier folgen lassen. „Der Staat ist die Gewalt Aller, welche die Gewalt jedes Einzelnen im Zügel hält. Der Staat ist die Schranke welche die Vernunft und das gemeinschaftliche Interesse den im Herzen der Einzelnen sich regenden wilden Sonderinteressen entgegengestellt haben. Der Staat ist in ein und derselben Gesellschaft das Gesetz und die Strafvollziehung (la sanction pénale); in dem Verhältniß von einer Gesellschaft zur andern ist der Staat der Krieg; ursprünglich ist also der Staat eine fortwährende Drohung und ein organisirter Zwang. Man unterwirft sich demselben, weil man muß; man unterwirft sich, weil man, wenn man sich weigern wollte, Mehr verlieren als gewinnen müßte; endlich unterwirft man sich auch, weil man am Ende diesem Verhältniß einige Annehmlichkeit abgewinnt. Aber es bedurfte der Unterwerfung, und alle Tage muß man sich unterwerfen. Wie gemäßigt auch der Zwang sein mag, so fühlt man ihn doch unaufhörlich, und der Mensch, welcher dem kunstreich bearbeiteten und durch ein Wunder belebten Marmor gleicht, kann, indem er die Augen abwechselnd auf den Staat richtet, und dann wieder auf sich zurücklenkt, mit Bestimmtheit sagen: Ich bin es, und ich bin es auch nicht!"

Louise Colet.

Der Dichtername Louise Colet hat neben Amable Tastu und einigen ähnlichen eine ganz achtungswerthe Stelle gefunden, und die neuesten poetischen Erzeugnisse welche unter dieser Firma ans Licht getreten sind dürften daher schon um ihres Autors willen auf einige Beachtung rechnen können. Sie führen den etwas gesuchten Titel „Les chants des vaincus". Unter den verschiedenen größern Stücken welche der Sammlung einverleibt sind bemerken wir diejenigen in denen die vielbesungene That der Charlotte Corday und das an Wechseln reiche Leben der geistreichen Mad. Roland behandelt werden. Beide Dichtungen sind uns übrigens aus einer Zeitschrift — irren wir nicht, so war es die „Revue de Paris", welche sie vor längerer Zeit brachte — bereits bekannt. In diesen Compositionen zeigt sich Geschick, poetisches Talent, und eine bei weiblichen Naturen seltene psychologische Kraft. Von den kleinern Gedichten, welche sich außerdem noch mitgetheilt finden, scheinen uns „Le Midi" und „La poésie légère", in denen sich ein bewegliches Talent und wirkliche Empfindung aussprechen, die bedeutendsten, obgleich auch hier wie an andern Stellen des neuen Werkes eine strengere Feile und eine kunstreichere Fassung zu wünschen gewesen wäre.
17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 86. —— 27. März 1847.

Deutsche Dichter der neuesten Zeit.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 85.)

40. Gedichte von K. R. Hagenbach. Zwei Bändchen. Basel, Schweighauser. 1846. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Diese Gedichte gehören zu den wenigen in die sich der Leser unwillkürlich vertieft, wie der Lustwandler in den Gängen eines kunstvoll und großartig angelegten Parks voll von Bowlinggreens, Kiosks, Wasserfällen und überraschenden Fernsichten. Die ganze Anlage ist, wenn wir im Bilde bleiben wollen, großartig und von geräumigem Areal; die einzelnen Ruheplätzchen, Lauben und Beete lassen sich bei oberflächlicher Anschauung nicht wohl kennen lernen, sondern wollen mit Muße und prüfender Aufmerksamkeit betrachtet sein. Der Mann aber der diesen reizenden Park angelegt hat ist von Haus aus kein zünftiger Kunstgärtner, sondern baut das Ackerland der Wissenschaft seit Jahren mit anerkannt kundiger Hand, und arbeitet im Weinberge des Herrn, obwol in der Schweiz, seinem Vaterlande, die Rebencultur gering ist. Auf dem Felde der Facultätswissenschaft haben wir längst schon mit Vergnügen und hochachtender Anerkennung seine Bekanntschaft gemacht, und drücken ihm nun, indem wir ihm unerwartet auf dem Gebiet des Schönen begegnen, mit aufrichtiger Verehrung die Hand. Zwar versichert er an mehr als einer Stelle seines Buches, er hätte, als bloßer Dilettant, vielleicht besser gethan, dieses Gebiet gar nicht zu betreten, man werde in seinem Blumenkranze neben der heimatlichen Flora aus Hauswurz und Krausemünze sehen, er, der Fünfundvierzigjährige, wetteifere durchaus nicht mit der neuen, jungen Dichterschule, er trete in einem Rocke von altem Schnitte unter Menschen auf unter denen noch alter Glaube und Frohsinn walte, und die des Herzens Sprache verständen; aber gerade solchen schlichten, kernhaften, gediegenen Geistern begegnen wir gern auf dem lauten Musenbazar unserer Tage, wo man „nach seltener Reime Wendung und Verschwendung und neuer Formen Blendung und Vollendung angelt", wo man durch das Auftischen möglichst piquanter Speisen um die Gunst eines blasirten Publicums buhlt, und wo das Reale und Materielle, behangen mit dem zindeltaffentnen Gewande des Kosmopolitismus und dem Rauschgolde des Weltschmerzes, das Ideale verdrängt, welches ehedem als jeglicher Dichtung Reiz und Kraft betrachtet wurde. Damit soll jedoch keineswegs gesagt sein, der schweizerische Sängerdilettant gehöre der sogenannten alten Schule an: nein, er kennt die Mängel derselben; er kennt auch die Jetztwelt mit ihren Errungenschaften und Verirrungen, ihren Leistungen in Kunst und Wissenschaft, ihren contrastirenden Bestrebungen im Religiösen und Kirchlichen und ihren philosophischen Klopffechtereien, und diese Welt spiegelt sich getreu in seinem Buche ab. Obwol er Professor der Theologie ist, und man sonach meinen sollte, seine Poesie trage mehr ein geistliches als weltliches Gepräge, so kennt er doch den letztgenannten Unterschied durchaus nicht, sondern sein Geist und Gemüth amalgamiren beide Elemente auf das innigste (II, 9):

> Was soll die Theilung mir, die ältliche,
> In geistliche Gedicht' und weltliche?
> Ist nicht die Welt, die tausendtheilige,
> Gehalten durch das eine Heilige?
> Dies Eine geistlich-weltlich zu entfalten,
> Das Niedrigste ins Höchste zu gestalten,
> Den Scherz im Ernst, den Ernst im Scherz bewähren,
> Das Irdische ins Himmlische verklären,
> Das, Freunde, mein' ich, fühltet ihr's noch nie?
> Ist Grundgeheimniß aller Poesie.
>
> Das Geistliche, das Ueberschwengliche —
> Zur Folie wird ihm das Vergängliche;
> Erscheint dir nicht im Humoristischen
> Das Ideale wie im Mystischen,
> Hast du noch nie gelächelt unter Thränen,
> Fühlst du im Jubel nie der Wehmuth Sehnen,
> Ist nie dein Ohr zur Tiefe durchgedrungen,
> Wo sich die Gegensätze ausgeklungen,
> Ist dir die Welt verschlossen wie der Geist:
> Dann sage mir, was Geist- und Weltlich heißt!

Doch prädominirt hier über Geistliches und Weltliches des Gedankens Macht, und man hört aus jeder Zeile den Mann reden den die Musen aus der Aula der Wissenschaft in ihren heitern Tempel geführt haben. Eben deshalb lassen sich auch die Gedichte nicht so schlank weglesen wie zehn andere, sondern sie wollen durchdacht und überdacht sein. Was er unter der Ueberschrift „Vergnügliches" (S. 12) im zweiten Bändchen sagt, gibt uns nicht nur ein lebendiges Bild seiner poetischen Persönlichkeit, sondern kann auch als Kriterion seiner sittlichen Bestrebungen und seines ganzen innern Lebens dienen. Da kommt zur Sprache: sein individueller Geschmack, seine Heimat, sein Reichthum, die Art und Weise wie er Heimsuchung und Lebenswechsel hinnimmt, sein Talent für Sprachen, Theologie und Philosophie, die Politik, der Lehrstand, die Schule, die Kirche und ihre Wirren. Ueber die ihm verliehene Gabe, das Schöne in Worte zu gestalten, sagt er in dem angezogenen Gedicht (S. 14):

> Ein Dichter bin ich nicht, ich will es frei bekennen,
> Wollt ihr den Genius, den schaffenden, so nennen.
> Kein Epos wird der Welt verkünden meinen Namen,
> Und keine Bühne trägt die Helden meiner Dramen;
> Ja, von den Liedern selbst, die ich wol auch gesungen,
> Ist mir noch selten eins aus fremdem Mund erklungen;
> Zudem hab' ich mich nie moderner Kunst beflissen,
> Die, wenn mit Gott sie grollt, vom Weltenschmerz zerrissen,
> Mit Flüchen um sich wirft, daß selbst die Hölle bebt,
> Und die von Gall' und Gift in jeder Strophe lebt.
> Doch, wenn der Frühling sich in Winterträumen regt,
> Ein stilles Glück von Gott mir tief das Herz bewegt,

Bei And'rer Freud' und Leid, in süßer Wehmuth Stunden,
Da hat sich erst im Lied mein Herz zurechtgefunden,
Da ward ihm wieder leicht, und was mir dunkel war,
So lang' es Prosa blieb, in Versen ward mir's klar.
Auch wo ein freundlich Bild mir winkt in der Geschichte,
Da halt' ich's gern fest, erzählend im Gedichte.
Ist auch des Weisen Wort, damit ich's nicht verliere,
Fass' ich die Perle ein, daß sie den Ring mir ziere.
So treib' ich's harmlos fort, und was ich bringen kann,
Das bring' ich, nimmt er's an, geruhig an den Mann;
Und wo's der Mann nicht will, versuch' ich's bei den Frauen,
Nachdem ich's mitgetheilt der eig'nen im Vertrauen.
Dann macht sich's weiter Bahn, und kommt so weit herum,
Als eben reichen soll und mag mein Publicum,
Und wenn dann eine Hand mir still die meine drückt,
Dann bin schon vergnügt und mehr als hochbeglückt.

Da diese hier mitgetheilten Worte, nach unserer Meinung, eine nicht ungenügende Selbstrecension seiner poetischen Leistungen und Bestrebungen sind, so werden wir der Mühe überhoben weitere Details darüber zu geben, und begnügen uns deshalb noch einige Andeutungen über Einzelnes zu machen. Obwol der Verf. von jeder confessionnellen Beengtheit frei ist, so tritt im ersten Bändchen, welcher Festlieder, Lieder zu Bibeltexten, Kirchenlieder zu besondern Anlässen und eine epische Gabe, „Luther und seine Zeit", bringt, doch in dem herrlichen Liede „Pfingstcommunion" (S. 51) in der letzten Strophe seine reformirte Ansicht über das Abendmahl hervor, wie sich auch sein Zwinglianismus in dem Schmerze offenbart den ein schönes Sonett aus Luther's Leben (S. 197) über Luther's Unbeugsamkeit gegen den schweizerischen Sacramentirer kundgibt. Unter diesen geistlichen Liedern sind wirklich solche die nicht nur den Geist nähren und erheben, sondern auch erbauen und die Seele mit Andacht füllen. Man sehe „Stillehalten" (S. 85), „Nicht alleine" (S. 89) u. a. m. Der epische Liedercyklus „Luther und seine Zeit" trägt eine Dedication an Wackernagel an der Stirn, die sich über sein episches Beginnen und Verfahren wahr, freimüthig und bescheiden ausspricht. Als anerkannt tüchtiger Kirchenhistoriker ist Hagenbach vor Allen wohl geeignet, das Leben des großen Reformators poetisch darzustellen. Nur was die Form betrifft, will es uns nicht behagen, daß der Verf. einige dieser Luther-Lieder in die Form südlicher Klinggedichte gegossen. So klangreich und formgerecht sie hier sein mögen, so glauben wir doch, es passe kein Flötenton zum Tubaklange. Hervorheben müssen wir hier „Luther und Melanchthon" (S. 168), wo Beider Charakter und Handlungsweise schlagend gemalt wird, und „Luther's Schreibzeug" (S. 268). Auch misbilligen wir die Excerpte aus den „Tischreden" des genialen Mannes nicht; denn sind diese auch keine ergiebige Quelle für die Geschichte, und hin und wieder Verstöße gegen das Zartgefühl, so lassen sie eine um so reichere für die Poesie fließen, wenigstens wenn man mit Takt und Discretion daraus zu schöpfen weiß. Doch stoßen wir hier auch auf Bilder und Anekdota aus der schweizerischen Reformation, wobei wir auf „Das gerettete Gnadenbild" (S. 280) als auf ein gelungenes hinweisen, und dem Leser das geistreiche historische Anekdoton empfehlen, welches sich unter der Ueberschrift „Die stumme Komödie" (S. 291) findet. „Der Organist" (S. 275) ist hier insofern zu erwähnen, weil man auf den Gedanken kommen könnte, der Dichter erkläre sich gegen die Reformation. Indessen thut er hier Nichts, als daß er auch die Schattenseite derselben mit unparteiisch freimüthiger Ansicht ins Licht stellt, und man darf nicht vergessen, daß es sich in Gedichten nicht um Begründung von Systemen, sondern um die lebendige Auffassung einzelner selbst unter sich widersprechender Momente handelt. Die Bemerkung die der Verf. in den beigegebenen Anmerkungen zu dem angeführten Gedichte macht, daß die Romanze von Grüneisen „Die Macht des Wortes" (im „Musenalmanach", 1835, S. 227) mit seinem „Organisten" einen schönen Contrast bilde, machten wir ebenfalls, noch ehe wir die Noten gelesen hatten.

Das zweite der zierlichen Bändchen beginnt mit Liedern, Sprüchen und Gleichnissen, worunter wir auf „Die Gebetskammer" (S. 10) vorzugsweise aufmerksam machen. Dagegen ist unter den Gnomen und epigrammatischen Spitzen, die er unter „Buntes in Ernst und Scherz" (S. 24) mittheilt, viel Alltägliches und Stumpfes, viel Unverständliches oder Schwerzuverstehendes. Manches Gelegentliche, abgefaßt in der Baseler Mundart, mag wol recht schön und naiv sein; wir Norddeutschen haben aber leider kein Organ für die Auffassung dieser Anmuth. Ob die Zionswächter und orthodoxen Zeloten mit der legendenartigen Parabel „Das Schifflein Christi" (S. 64) zufrieden sein werden, bezweifeln wir; es erinnert an das Märlein das der edle, bescheidene Walter in Voß' „Luise" im Walde erzählt, und obenein an Lessing's „Ringe" im „Nathan der Weise". Die „Sagen und Erzählungen", wie geistreich sie erzählt sein mögen, sind häufig bloße Anekdoten, die zwar überraschen, aber nicht das Gefühl erheben. Ueberhaupt aber werden die Dichter den Sagen- und Historienschatz der Vorwelt bald völlig ausgebeutet haben, und wer in Zukunft nicht selbst zu erfinden vermag, wird übel genug daran sein; ein Glück wenigstens, daß die Zeit immer wieder neuen Stoff gebiert! Die „Natur- und Wanderbilder" haben sämmtlich einen religiösen Anflug, doch ohne sentimental-pietistisches Moment. Einige sind traut und innig; andere besser in der Anlage als in der Ausführung, wie z. B. das „Vaterunser der Blumen", aus welchem der Verf. viel mehr hätte machen können als er gethan. Aus der „Haus- und Kinderwelt" haucht uns eine holde Naivetät an. Der Verf. kauert sich da nicht sowol zu den Kleinen nieder, er zieht sie mehr in kurzweiligem Getändel zu sich empor, z. B. selbst in den änigmatischen Spielereien, welche den Scharfsinn ebenso wecken wie sie die Phantasie ergötzen. Die „Todtenkränze" endlich sind ein Kranz von Passifloren, aus welchem als schönste Blume „Die Theilung" (S. 316) hervorstrahlt.

Schließlich bemerken wir nur noch, daß diese Gedichte eine sorgfältigere Würdigung verdienen als wir ihnen hier zu Theil werden lassen konnten. Dedicirt sind sie dem edeln und geliebten Vater des Verf., Doctor und ehemaligem Professor der Medicin, bei Gelegenheit der Feier seines Doctorjubiläum, und so erscheint das Ganze nicht blos als eine dankenswerthe Gabe an das größere Publicum, sondern auch als ein schönes Denkmal kindlicher Pietät.

41. Tag und Dämmerung. Harmlose Gedichte eines Anti-Muckers. Leipzig, O. Klemm. 1846. 16. 15 Ngr.

Wir haben in diesem, in seiner äußerlichen Erscheinung winzigtich auftretenden Büchlein einen ganz andern Ton und Geist gefunden, als wir in den Gedichten eines Anti-Muckers, mögen sie sich auch das Epitheton harmlos beilegen, gefunden haben. Wir vermutheten nämlich, der Verf., der sich unter dem versificirten Vorworte Eduard Em-Tor unterzeichnet, und von welchem wir in Oettinger's „Charivari" einige Specimina leichten Humors und gefälliger Ironie gelesen haben, werde hier mit der scharfgeschliffenen und blankpolirten Damascenerklinge des Sarkasmus das moderne Muckerthum in der evangelischen Kirche angreifen und sich von Anfang bis zu Ende des Buches auf diesem Kampfplatze tummeln. So ist es aber nicht. Die Gedichte sind nicht geharnischt, und ein englischer Reviewer würde von ihnen sagen können: They have no harm, d. h. sie sind ohne Bitterkeit und ohne die Schärfe der Parteiwuth geschrieben. Die Zahl derer wo er gegen Pfafferei und Muckerei zu Felde zieht, ist verhältnißmäßig klein gegen die Zahl derer wo er sein Gefühl in einer zahmen, ja weichen Lyrik sich ergießen läßt. Unter diesem Gesichtspunkte betrachtet sie der Verf. wenn er im Vorworte einem Freunde sagt:

Sieh' die Lieder an —
Hier ist es Menschenglück das ich besungen,
Da stieg der Freiheit Berg ich kühn hinan,
Und dort hab' ich fürs Recht den Stahl geschwungen.

Hier ist es Liebe, die ich liebend pries,
Da ist es um Verlor'nes eine Klage,
Dort wiederum träum' ich vom Paradies
Zukünftiger, aus Schmerz gebor'ner Tage.
Und auch der Scherz, der bunte Schmetterling,
Zeigt hier und da sein glänzendes Gefieder —

und damit ist ihre Eigenthümlichkeit auch nicht unrichtig dargestellt. Ein bunter Wechsel von Gefühlen und Farben waltet jedoch durch alle einzelne Lieder, und will man ihre Grundfarbe erspähen, so wird es dem Auge und dem Verstande schwer sie zu entdecken; sie gleicht dem schillernden Grau des Libellenflügels oder den Farbentönen die das Chamäleon zeigt. Was nun aber die eigentlichen Anti-Muckerlieder betrifft, so läßt er sich von einem Freunde in der Vorrede die Warnung zurufen:

Du hast mit Pfaffen Händel angefangen,
Und dieser Streich bekommt dir niemals gut.
Zank' dich herum mit allen Geologen,
Zank' dich herum mit allen Philologen,
Bewitzle die schlafmützigen Philister,
Schimpf' auf den Adel, geißle die Minister,
Und mach' ein Spottgedicht selbst auf den König —
Nützt dir Dies Nichts, so schadet's dir doch wenig.
Nun aber greife einen Pfaffen an —
Das ist allein die ungeheure Sünde,
Die Schandthat, die dem armen Menschenkinde
Man nicht vergeben und vergessen kann.
Man haut auf dich von allen Seiten ein —
Hier kommt ein alter Codex angeflogen —
Ein Stück Gesangbuch dort — der Altarwein
Selbst wird als Beistandsmacht herbeigezogen, —
Man tobt, man schreit — man zeiget Klau' und Zahn,
Und endlich wirft du in den Bann gethan.
Das ist das Schicksal Aller die es wagen
Den Theologen Fehde anzusagen.

Zu den Liedern nun wegen welcher er Händel bekommen könnte mit den buchstäbelnden Frommen des Wupperthals oder mit den Zionswächtern unter Hengstenberg's Panier, gehören vorzugsweise drei, und diese drei geißeln auch die Mucker, jene Heuchler unter der Maske pharisäischer Heiligkeit, jene Jesuitenabart im protestantischen Gewande; darunter wirklich ein „Großes Muckerlied“ (S. 92), das mit einem Chor „Valleri, vallera, juchhe!“ versehen ist, und aus welchem wir drei Strophen mittheilen:

Wir sind von Haus aus gar zu schlecht,
Verdorben und verführet;
D'rum ist es uns auch eben recht,
Daß Satan uns turbiret;
Er läßt uns bei des Tages Last
Und Nachts erst recht nicht Ruh' und Rast
Und brüllet wie ein Löwe.

Doch kann er uns Nichts haben an,
Der alte Bockphilister,
Denn nimmer steht ein frommer Mann
In seinem Schuldregister:
Wer fromm war, einst gen Himmel fliegt,
Und bläst dort fröhlich und vergnügt
Zu Sternenklang Trompete. — —

Haß der Vernunft! — Was diese spricht
Ist jederzeit von Uebel;
Beizt doch ins Aug' des Himmels Licht
Wie Höllenstein und Zwiebel.
Schön aber ist die Abendzeit,
Denn wahr bleibt es in Ewigkeit:
Im Dunkeln ist gut Munkeln.

Das zweite ist ein Klagelied, welches aus dem Munde eines muckerischen Kanzelredners ertönt, und aus welchem wir die Strophen ausheben:

O Jammerthal,
Wie nahe bist du deinem Fall!
Mit immer kühneren Gewalten
Seh' ich die Wahrheit sich entfalten,
Seh' ich das Licht — o welche Qual!
Trotz unsern Lamentationen
In Tausend und in Millionen
Aufblitzen wie ein Wetterstrahl.
O Jammerthal!

O schöne Zeit
Der seligen Vergangenheit!
Als noch der Satanas florirte,
Der Höllenpfuhl die Rede zierte,
Und wol auch bei Gelegenheit
Die große babylon'sche Hure
Geschimpft ward und mit manchem Schwure
Aufs christlichste vermaledeit.
O schöne Zeit!

— — — — —

Doch auf mit Macht,
Du Pfaffenschaar, zur off'nen Schlacht!
Noch gibt's ja Holz zu Scheiterhaufen,
Und Schwefel noch, damit zu taufen
Den Sünder welcher uns verlacht.
Laßt uns erneu'n die Interdicte,
Und Jeden der am Zeug' uns flickte
Zerschmett're Bann und Kirchenacht.
Zur Schlacht! Zur Schlacht!

Das nach unserm Dafürhalten beste Lied, in welchem unter der Ueberschrift „Der finstere Geist“ (S. 67) das häßliche Muckergewürm gezüchtigt wird, theilen wir ganz mit:

Es geht ein finst'rer Geist durchs Land,
Muck, muck!
Ein großes Buch in seiner Hand,
Muck, muck!
Er schaut nicht die Blüten, den rosigen Mai,
Er hört nicht der Nachtigall Lieder;
Kalt wie der Winter geht er vorbei,
Und schlägt die Augen nieder,
Er schlägt die Augen zu Boden und spricht:
Der fröhliche Frühling gefällt mir nicht.
Muck, muck!

Und weiter setzt er seinen Schritt,
Muck, muck!
Das große Buch geht immer mit,
Muck, muck!
Die Sonne blinkt so hell und rein
Und weckt die schlummernden Keime;
Der Fremdling aber schaut finster d'rein,
Versunken in nächtige Träume
Zertritt er fluchend die Saaten und spricht:
Die belebende Sonne gefällt mir nicht!
Muck, muck!

Und immer weiter seinen Lauf,
Muck, muck!
Nimmt er thalauf und berghinauf.
Muck, muck!
Am Himmel flammt der Abendschein
Als wollt' er fröhlich sagen:
Auf Morgen wird gut Wetter sein,
Wer will's zu leugnen wagen?
Der Fremdling aber grollt und spricht:
Die erfrischende Hoffnung gefällt mir nicht.
Muck, muck!

Und grollend humpelt weiter er
Muck, muck!
Und humpelt grollend kreuz und quer
Muck, muck!

Der Neid ihm endlich das Herz zerfrißt;
Doch wett' ich augenblicklich,
Daß, wenn er einmal im Himmel ist,
Und sieht auch And're glücklich,
Er da auch als echter Mucker noch spricht:
Die verzeihende Gottheit gefällt mir nicht!
Muck, muck!

Beklagen müssen wir, daß Hr. Em-Tor sich bei seinem poetischen Bilden nicht ganz von Heine'schen Einflüssen hat losmachen können, besonders in dem harmlosen Theil des Büchleins. Wir lieben sonst die Nachahmungsriecherei gar nicht; hier aber, obwol nur in sechs bis acht Stellen, werden unsere Geruchsnerven unangenehm von einem üblen Dufte afficirt. Auch scheint uns der Haupttitel „Tag und Dämmerung" nicht ganz motivirt. Warum denn nicht einfach: Harmlose Gedichte eines Anti-Muckers? Uebrigens begrüßen wir den wahrscheinlich noch jungen Verf. freundlich unter Denen die mit pythischen Geschossen die Nachtvögel der Zeit bekämpfen.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen aus England.

Dr. Whewell in Cambridge.

In den „London illustrated news" vom 21. Jan. d. J. finden sich bildliche Darstellungen und eine ausführliche Beschreibung der Jubelfeier welche der vormalige Fellow, jetzt Master des Trinity-College in Cambridge, Dr. Whewell, am 22. Dec. 1846 zur Erinnerung an die 300jährige Dauer der durch Heinrich VIII. im J. 1546 erfolgten Stiftung dieser reichen und prächtigen Studienanstalt angeordnet hatte. Jenes Fest dürfte auch in Deutschland auf einige Theilnahme Anspruch machen können, theils weil die Anstalt der es gewidmet ist viele in der ganzen civilisirten Welt hochgefeierte Männer, besonders Baco und Newton, gebildet hat, deren Statuen in ihrer Halle aufgestellt sind; theils weil der Festgeber durch ausgezeichnete Verdienste sich eine sehr verbreitete Anerkennung erworben hat. Er ist nämlich als Verfasser derjenigen Abtheilung der Bridgewater-Bücher deren deutsche Uebersetzung den Titel „Die Sternwelt" führt, der gebildeten Welt unsers Vaterlands rühmlich bekannt, und sein größeres Werk „Geschichte der inductiven Wissenschaften" hat ihm einen noch größern Ruf verschafft. Von der höchsten Wichtigkeit aber, sowol für das praktische Seewesen als für die Wissenschaft, sind seine Verdienste um die Kenntniß der Fluterscheinungen, welche bisher höchst mangelhaft war. Sie beschränkte sich nämlich auf die unzusammenhängenden Angaben der Hafenzeit (Zeit des Hochwassers bei den Syzygien) an den bekanntesten Hafenplätzen, und auf isolirte Beobachtungen an wenigen Plätzen, besonders im Hafen von Brest. Daher war es fast unvermeidlich, das Locale in diesen Erscheinungen mit dem Allgemeinen zu verwechseln, und die Lücken der Erkenntniß durch falsche Schlüsse zu ergänzen. Dr. Whewell war der Erste welcher einsah, daß die Richtigkeit der allgemeinen physikalischen und astronomischen Ursache dieser Erscheinungen nicht hinreiche, die bestimmte Art ihrer Wirkungen auf der wirklichen Erde zu erkennen und zu erklären; daß es dazu vielmehr weit ausgedehnterer und umfassenderer Beobachtungen bedürfe. Daher verglich er alle gedruckten, und aus den Archiven der Admiralität ihm mitgetheilten Berichte der Seefahrer über die Fluterscheinungen auf den verschiedensten Punkten der Erde, und bildete daraus eine allgemeine Flutkarte, die er als ersten freilich noch unvollkommenen Versuch dieser Art in den „Philosophical transactions" vom J. 1833 mittheilte. Eben das dabei empfundene Bedürfniß genauerer und dichterer Beobachtungen veranlaßte ihn zu bewirken, daß von allen Küstenwachen Großbritanniens und Irlands im Sommer 1834 während zwei Wochen um Johannis vier mal am Tage Beobachtungen über die Zeit und Höhe der Flut und Ebbe angestellt wurden, um danach das gleichzeitige Eintreffen der Flutwellen an den verschiedenen Küstenpunkten in einer Karte derselben darstellen zu können. Der fruchtbare Erfolg zeigte die Wünschenswürdigkeit einer größern Ausdehnung der Beobachtungen, und machte den Herzog von Wellington geneigt, den Wunsch zu unterstützen, daß im J. 1836 an die dreiwöchentliche Wiederholung jener Beobachtungen in Großbritannien nicht nur alle atlantischen Mächte in Europa, sondern auch die Vereinigten Staaten von Nordamerika sich anschlossen. Dieses gab eine zusammenhängende Beobachtungskette von 666 Stationen, auf welchen mehr als 40,000 Beobachtungen angestellt wurden, die nach einer mühsamen Reduction auf Greenwich-Zeit den gleichzeitigen Eintritt des Hochwassers auf allen Küstenpunkten auf neun Tabellen angaben, während die zehnte die größte und kleinste Fluthöhe, und die elfte die halbmonatlichen und täglichen Ungleichheiten derselben darstellten. Versinnlicht wurde dieses Alles durch drei große Karten, welche den Seemann in den Stand setzen, die für ihn so überaus wichtige Frage über Stromrichtung und Höhe des Wassers zu jeder Zeit und an jedem Punkte sich leicht und bestimmt zu beantworten, eben dadurch aber die größten Gefahren zu vermeiden, und die entscheidendsten Vortheile für die Beschleunigung seines Curses zu gewinnen. Nicht minder groß ist aber der Einfluß den jene Beobachtungen auf die wissenschaftliche Ansicht der Sache haben müssen, obgleich Dr. Whewell sich auf diese Folgerungen nicht einläßt. Denn der erste Blick auf seine Karten lehrt, daß es durchaus falsch ist wenn man meint, unter dem nämlichen Meridian trete im Ocean das Hochwasser nahe zu gleicher Zeit ein; die Flutwelle rücke von Osten nach Westen fort; das Hochwasser erfolge wegen der Trägheit des Wassers drei Stunden nach der Culmination des Mondes (weil dieses zufällig in Brest sich findet); die Flut erreiche zwischen den Tropen die größte Höhe u. s. w. Die Unrichtigkeit und Ursache dieser falschen Schlüsse und eine Vermuthung wie die wirkliche Beschaffenheit der Erscheinungen sich etwa erklären lasse, sucht das Schriftchen „Flut und Ebbe nach den englischen Beobachtungen" (Magdeburg 1842) näher nachzuweisen; aber ohne Whewell's Zusammenstellung der Beobachtungen war die Erkenntniß jener Irrthümer und die künftig zu hoffende richtigere Ansicht jener interessanten Naturerscheinungen unmöglich. Alle künftige Aufklärung derselben ist daher wesentlich ihm zu verdanken. Seine Verdienste wurden denn auch bei dem glänzenden Festmahle, welches auf die fast rein kirchliche, erst mit eintretender Dunkelheit endigende Feier des Tags folgte, von den angesehensten Männern Englands, welche, zum Theil als vormalige Alumnen des Trinity-College, an demselben theilnahmen, in der Erwiderung der vom Festgeber ausgebrachten Toaste mit großer Begeisterung anerkannt, sowie der Hospitalität desselben in den „London illustrated news" ein lautes Lob gespendet wird. Es heißt dort nämlich nicht blos im Allgemeinen, „daß das Banket, welches nach dem Schlusse des Gottesdienstes in dem prachtvollen Zimmer der edlen gothischen Halle stattfand, jener alten Festscenen würdig war welche die Feudalgastfreundschaft liebte, als die Galerie oben das Gelärm des Meistersängerchors auszusenden pflegte"; sondern es wird sogar nach englischer Sitte die volle Liste der mehr als 44 Gerichte, und die Zahl der Schüsseln von jeder Art derselben (z. B. 33 Schüsseln Fische, 23 Terrinen Schildkrötensuppe u. s. w.) gewissenhaft angegeben. 117.

Warnung vor Theilnahme an Staatsdingen.

Lord Shrewsbury schrieb von Rom an seinen Freund, den berühmten Kanzler Lord Somers, der trotz der Unbescholtenheit seines Charakters die Zielscheibe der Parteiverdächtigungen und Verleumdungen geworden war, Folgendes: „Ich kann nicht umhin auf meine alte Ansicht zurückzukommen, die jetzt durch gewichtigere Gründe als ich erwartet hätte unterstützt wird, indem ich mich wundere, wie in England sich irgend Jemand der sein Brot hat finden kann, welcher sich mit öffentlichen Angelegenheiten zu befassen Neigung trägt. Hätte ich einen Sohn, ich würde ihn eher einen Schuhflicker als einen Höfling, lieber einen Scharfrichter als einen Staatsmann werden lassen." 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 87. —— 28. März 1847.

Deutsche Dichter der neuesten Zeit.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 86.)

42. Liederschwalben von August Mettlerkamp. Braunschweig, Westermann. 1846. Gr. 8. 1 Thlr.

Wenn der Verf. in der letzten Strophe des Prologs sich also vernehmen läßt:

> So ziehet hin denn, meine kleinen Lieder,
> Ins Vaterland, bescheid'nen Schwalben gleich,
> Und nehmt von mir auf euerm Lenzgefieder
> Viel' Tausend Wünsche für sein Wohl mit euch!
> Nicht zu der Großen Hallen laßt euch nieder,
> Sucht nied'rer Hütten friedlichern Bereich,
> Und unter ihren Dächern fest und fester
> Baut aus der Liebe Reisern eure Nester!

so wird damit der freundlichen Musengabe Titel nicht allein motivirt, sondern auch interpretirt, und man mag das Bild entsprechend und sinnig genug finden. Die Stelle „Zieht ins Vaterland — Und nehmt von mir auf euerm Lenzgefieder — Viel' Tausend Wünsche für sein Wohl mit euch" bezieht sich auf die Lage und Schicksale des Sängers, welcher, wie wir einer Anzeige dieser Gedichte im Literaturblatt des „Komet" entnehmen, nicht August Mettlerkamp, sondern eigentlich Dr. Rudolf Mettler heißt, der einige Zeit im Verein mit Julius Hammer zu Leipzig „Das Nordlicht" herausgegeben hat, dann nach Spanien gegangen ist und sich gegenwärtig mit einer Schar rüstiger Freunde zur Auswanderung nach Texas vorbereitet, um dort deutsche Gesinnung, deutsche Literatur und deutsches Leben heimisch zu machen, und von wo aus er nun die willkommenen geflügelten Sommerverkünderinnen in die Heimatsfluren mit seinen Grüßen sendet. Diese seine Schwalben nun schreien in Deutschlands lyrischen Gärten, Wäldern und Feldern zwar nicht so grell wie der Holzheher, noch so rauh wie die Krähe, noch zwitschern sie so geschwätzig wie Rohrspatzen; aber sie singen auch nicht so lieblich wie Lerchen und Nachtigallen, aus deren Kehlen wenigstens keine solche Härten und Reimkakophonien tönen wie sie hier hin und wieder ein månnisches Ohr beleidigen. Das „Wiegenlied" (S. 18) in der ersten Rubrik „Lieder und Oden" trifft den rechten Ton der Lieder dieser Gattung. Im Allgemeinen behandelt er dagewesene und längst ausgebeutete Liederstoffe, wie sich Das schon aus dem Inhaltsverzeichnisse ergibt. Wohlgefallen hat uns ein Cypressenkranz, den er in Sonettenform auf den Sarg seiner ihm früh entrissenen Gattin Pauline legt, und über welchen ein tiefer, heiliger Schmerz die dunkeln Schwingen gebreitet hat. Unter dem „Episch-Lyrischen" möchten wir ehrenvoll des Gedichts „Die Muse" (S. 115) gedenken. Das Buch schließt mit Uebersetzungen aus dem Russischen, unter denen wir „Die Gaben des Terek" (S. 150) vom Dichter Lermontow hervorheben.

43. Gedichte von Klenert. Karlsruhe, Groos. 1846. 16. 1 Thlr. 3 Ngr.

Wir haben Nichts dagegen, daß dieser badische Sänger seinen unabweisbaren Gesangsdrang in des Buches erster Nummer „Der Muse Beruf" damit vor dem größern Publicum rechtfertigt, daß der Lenz mit seinen Hyacinthen und Narcissen und seinen Vögeln,

> Die da singen und da schlagen
> Alle noch so seelenvoll und süß,
> Wie in Schiller's und Homeros' Tagen,
> Und am Anfang in dem Paradies —

auch die holden Jungfrauen und die Englein im Himmel, und der Gesang der Sphären, und die säuselnden Bäume ihm die Harfe darreichten; wir sehen ferner ein, er könne seine Lieder nicht in die Brust verschließen, da er sagt:

> Denn der Höchste hat in meine Seele
> Sie gethan und die Natur genährt (?);
> Und sie thun des Ewigen Befehle,
> Wenn es auch die ganze Welt mir wehrt —;

aber, lieber Himmel, wenn ihn die Natur nur mit dem echten Ambrosia genährt hätte, wenn er nur ein Quentlein genialer Schöpferkraft besäße, wenn er nur nicht allzu prosaisch oft würde, wenn er nur nicht mit der Flittergoldkrone eines falschen Pathos sich schmückte, wenn er nur die ohrzerreißenden Reimhärten weggeschafft hätte, wenn er nur Maß und Ziel in seinem Singsang zu finden wüßte: dann möchten wir noch einem Buche das Leben und Dasein gönnen dessen Wohlthaten uns aufgedrungen werden. Die Belege zu diesem Urtheil finden sich von S. 1—450 in diesem Buche, welches in seiner Sedezform an die Gestalt eines kleinen, untersetzten Grönländers erinnert der mit blöden Augen über die vaterländischen Schneeflächen hinblinzelt.

44. Gedichte von Theodor Adelbert Schröder. Braunschweig, Leibrock. 1846. Gr. 8. 25 Ngr.

Daß es diesen Liedern, welche wahrscheinlich einen noch jungen Vater haben, da sie fast alle aus dem gegenwärtigen Decennium datirt sind, an frischen und großartigen Phantasiebildern und geglättetem Ausdrucke gebricht, würden wir ihnen gern verzeihen, wenn sie nur nicht an einer unerquicklichen Dunkelheit und Verworrenheit laborirten, die den Leser unaufhörlich stört und seinen Genuß beeinträchtigt. Als ob der Verf. ahne, daß es mit seinen poetischen Leistungen also stände, hat er ihnen das Motto vorgesetzt:

> Die Wissenschaft und Kunst soll vorbereiten,
> Daß sich aus Dunkelheit auch — Himmelslicht verbreiten.

Leider scheucht hier die Kunst das Dunkel nicht, und wir haben im Verlauf der Lecture vergebens gehofft, es solle Licht werden. Schon die Einleitung „Der Zusammenhang", welcher sich über die Eintheilung des hier gebotenen dichterischen Gesammtstoffs ausspricht (was übrigens ein recht löblicher Einfall

ist), wird den Beweis geben, daß es dem Verf. an Klarheit des Geistes und anordnendem Verstande fehle.

Erste Abtheilung: „Religions-Gesänge."

Die Phantasie durchbricht die Erdenschranken,
Und in ihr walten heilige Gedanken.

Zweite Abtheilung: „Liebesblumen-Freundschaftslieder."

Doch aus dem Himmel schweift der Blick zur Erde,
Damit die Liebe nun verwirklicht werde.
Zur Liebe aber muß sich Freundschaft finden —
Und Blumenkränze müssen sie umwinden.

Dritte Abtheilung: „Vermischte Gedichte."

Jetzt in des Lebens wetterwendisch Denken
Muß nun der so erstarkte Geist sich lenken,
Muß in der Mischung wechselnder Gedanken
Beweisen, daß er aufgehört zu — schwanken.

Vierte Abtheilung: „Genien-Lieder."

Wol aus dem Leben tritt nun das Talent,
Zu zeigen, daß es Menschenstückwerk kennt —
Doch das Genie, im Stillen aufgeblüht,
Ist für das Höchste lebenswarm erglüht! —

Fünfte Abtheilung: „Nacht-Gesänge."

Zum Letzten laßt uns in die Saiten schlagen —
Der Klang soll uns durch Nacht — zum Morgen tragen!

Das thut aber, wir müssen es wiederholen, der Klang nicht, und man sieht schon aus diesen Versen, wie es mit des Verf. Logik stehe; indessen fragt nach letzterer in Gedichten nur ein tadelsüchtiger Recensent. Nehmen wir es also nicht allzu streng damit; und Dies um so weniger, da uns hier hin und wieder eine junge, frühlingsfrische Gefühlsblüte entgegenschimmert, die im Sonnenstrahl der Zeit vielleicht zur Frucht reift. So müssen wir z. B. „Die Vereinigung" (S. 93) als einen poetisch-geistreichen Gedanken bezeichnen, der Vieles gut macht.

45. Erinnerungsblumen auf den Wegen des Lebens. Von Wenceslaw Stulc, aus dem Neuechischen übertragen von Joseph Wenzig. Prag, Ehrlich. 1846. Gr. 8. 20 Ngr.

Wir mögen dieses Buch, welchem wir nur einen einfachern Titel wünschten, als einen Beitrag zur Kenntniß der in Deutschland wenig bekannten neuechischen poetischen Literatur betrachten und willkommen heißen. Der Verf. desselben ist katholischer Priester und gegenwärtig in der Versorgungs- und Beschäftigungsanstalt für erwachsene Blinde in Prag wirksam. Besser die Kunst logischen Rubricirens als der Verf. des vorigen Buches verstehend, läßt er sein Opusculum in drei Abtheilungen zerfallen, wovon die erste „Mein Seufzen", die zweite „Mein Jubeln", die dritte „Mein Rufen" überschrieben ist. Heimatsliebe in enger Verbindung mit christlich-religiösem Sinne bildet hier das Urelement, in welchem er sich vorzugsweise bewegt. Der Quell seines Seufzens ist der geistige und sittliche Verfall seines einst ruhmvollen Heimatslandes und die Hinneigung des cechischen Volkes zur Nachäfferei des Fremdthums, namentlich des Deutschen, doch also, daß er nicht in einseitiger Befangenheit der Idee des Panslawismus sich hingibt, sondern auch dem germanischen Nachbarvolke sein Recht widerfahren läßt. Seine Klage wird deshalb auch keine Anklage, sondern verwandelt sich in hoffende Freude; er sieht schon in der Gegenwart manchen schönen Lebenskeim, und sein Lied prognosticirt eine schöne, beglückende Zukunft. In der dritten Abtheilung, die zwei mal so viele Gedichte enthält als die beiden erstern zusammen, ruft er auf einer Wanderung durch die vaterländischen Gauen, wohin er auch Mähren rechnet, gleichsam in alle Gegenden und Ortschaften die historische Bedeutung haben sein Wort hinein, weckt große Erinnerungen in der Seele der Zeitgenossen, und ermuntert zum Wiederaufbau des altheimatlichen Ruhms. So zeigt er sich als Vaterlandsfreund; aber überall klingt ein religiöser Ton durch seinen Patriotismus. Daß er der confessionnellen Kirchlichkeit anhängt, ein treuer Sohn der katholischen Kirche ist, die er häufig „Mutter" nennt, daß er (S. 36) singt:

Gram erstirbt und meine Seele,
Wieder frisch belebt von oben,
Dankt inbrünstig dem Geschick,
Daß ich Cech und Katholik —

kann ihm nur Engherzigkeit und Intoleranz zum Vorwurf machen, die bei der Beurtheilung ästhetischer Producte nie ihre Hand im Spiel haben sollen. Wenn er unter Nr. 21 sich also vernehmen läßt:

Welcher Geist führt von des Irrthums
Trauerwegen mich zurück,
Gibt mir die verlor'ne Jugend,
Meine Lebenslust zurück?

Wessen Ton letzt meine Seele,
Heilt mit Balsam mir das Herz,
Trocknet meines Auges Thränen,
Das verstört von Leid und Schmerz?

Du bist's, Glaube! Auf den Trümmern
Meines theuern Vaterlandes
Hast mich du mit Ruh' erfrischt,
Mir die Thränen abgewischt.

so belehrt uns das kleine Stück nicht blos über den Geist und die Gesinnung in welcher Alles abgefaßt ist, sondern auch über die Form. Eine ziemlich regsame, doch in Schranken gehaltene Phantasie erhebt ihn zuweilen bis zur Höhe des Dithyrambus und der prophetischen Vision, und in den lyrischen Stellen haucht uns oft ein warmer Gefühlsathem an. Selten sind die gebrauchten Bilder und Metaphern schwülstig und geschmacklos. Was nun die Form betrifft, so ist das Buch von A bis Z in einer Versart geschrieben die der Leser aus der mitgetheilten Probe kennen lernen kann, und die, laut der durch ihre Vollständigkeit sehr befriedigenden Vorrede des Uebersetzers, zuerst von Franz Ladislaw Celakowsky unter den Cechen gebraucht und an die Stelle des italienischen Sonetts gesetzt wurde. Freilich wird durch diese Versform die Anmuth der südlichen Form keineswegs erreicht; sie bietet jedoch dem Dichter den Vortheil, daß sie ihn in keine große Reimnoth bringt, und daß er sich überhaupt ungenirter im Reiche des Gedankens bewegen kann. Bei einer cursorischen Lecture des Buchs stellt sich nur die Unannehmlichkeit heraus, daß die fortwährende Gleichmäßigkeit des Verses den Leser ermüdet, dem es häufig ist als höre er Glockengeläute, dem aber die Musik des italienischen Klinggedichts fehlt. Zu leichterm Verständnisse sind als Anhang der Uebersetzung größtentheils aus dem Originale selbst entlehnte erklärende Anmerkungen beigefügt. Was aber die Uebersetzung anlangt, so mag der Sinn wol der richtige sein, was um so weniger zu bezweifeln steht, da sich Hr. Wenzig, wie er erzählt, schon früherhin mit der Uebertragung neuechischer Gedichte beschäftigt hat. Kleine sprachliche Flecken, wie das Gau anstatt der, mählen statt vermählen und waiser statt verwaister, wollen wir nicht erwähnen und ihm in Anrechnung bringen; noch weniger wollen wir mit dem Originaldichter rechten, wenn derselbe (S. 19) die Wahrheit eine „Himmelshofeslampe" nennt.

46. Gedichte von Anna von Füger-Rechtborn, geborene Siegerist. Grätz, Dirnböck. 1846. Gr. 8. 1 Thlr.

Wenn die gemüthliche Verf. dieser Lieder den seligen Niklas Becker und den Erzherzog Johann nicht angesungen, wenn sie die Flamme der Begeisterung in einigen Nummern ihrer Sammlung, besonders gegen den Schluß derselben, nicht hätte erkalten lassen, und wenn sie einige kleine Reim- und Sprachunziemlichkeiten (so schreibt sie z. B. statt dem Herzen immer dem Herz!) mit Hülfe der Feile weggeschafft hätte, so würden wir keinen Anstand nehmen, sie die Muse Stirias zu nennen, und Das nicht etwa in Folge jener nachsichtsvollen Ge-

lanterie welche die sonst derben Recensenten dem schönen Geschlechte schuldig zu sein glauben, sondern mit der vollen Wahrheit anerkennender Verehrung; denn es rinnt in der That der Strom lyrischer Beweglichkeit durch Anna's Seele; sie liebäugelt mit Blumen und Sternen, jauchzt und weint wechselsweise mit der verschmähten und der beglückten Liebe, mischt sich in den Reigen der Elfen in Mondnächten, schwärmt für das Vaterhaus (S. 42) und des Vaterlandes Haideblumen, reflectirt überall echt weiblich mit den Fühlhörnern der Empfindung, und über das Alles breitet eine keusche Phantasie ihren durchsichtigen Schleier; und weit entfernt von aller und jeglicher bettinenhaften Verschrobenheit, bietet sie mit fraulichster Bescheidenheit ihre Liederblüten uns dar, von denen sie aussagt:

> So anspruchlos, wie ich sie hab' gefunden,
> Und schmucklos so wie sie mir aufgeblüht,
> So hab' ich sie zu einem Strauß gewunden,
> Zu einem Strauß den Pracht und Schimmer flieht.

Auch wo sie objectiv wird, wie z. B. in „Die stumme Sennerin" (S. 23); „Der Christbaum" (S. 31); „Der Eiche Leben und Tod" (S. 46); „König Erich's Tochter" (S. 80); „Das treueste Herz" (S. 88); „Die Reliquien" (S. 128), befriedigt sie durch Invention und Behandlung des Stoffs vollkommen. Dabei ist Musik in der Sprache, weshalb sich mehre Stücke zu musikalischer Composition vortrefflich eignen, und es sind in der ganzen Sammlung kaum vier bis fünf Nummern wo der Hauch des Gefühls seine primitive und constante Wärme verloren hätte. Zu den schwächsten gehört „Einklang" (S. 154), zu den bessern „Der Tugend Lohn" (S. 6); „Der Treue Heimat" (S. 67); „Heimkehr" (S. 8); „Erste Liebe" (S. 12); „Das größte Glück und die schönste Freude" (S. 72); „Das kleine Wort" (S. 131). Als einen Beweis wie gut sie Reflexion mit Empfindung zu paaren weiß, theilen wir hier „Das größte Glück, die schönste Freude" (S. 72) mit:

> Es liegt ein Reich an eines Meeres Strand,
> Ein Reich voll Schmerzen und voll Wonne,
> Darüber ist des Himmels Zelt gespannt,
> Mit seinen Wundern, seinen gold'nen Sonnen,
> Vergangenheit, das Weltmeer, tief und klar,
> Der Zukunftshimmel — fern und wunderbar,
> Die Gegenwart, das Reich der bittern Schmerzen,
> Des Erdenglücks der nimmersatten Herzen.
>
> Der Mensch schaut weinend in die tiefe See,
> Den Becher suchend den er leer getrunken.
> Die Lust beweint er, denkt nicht an das Weh',
> Das mit hinab ins Wellenreich gesunken,
> Und spiegelt auch das Meer den Himmel ab,
> Weil es sein Glück ihm nahm, scheint's ihm ein Grab.
> Umsonst ist all sein Schmerz, umsonst sein Ringen;
> Was er verlor kann Nichts ihm wiederbringen.
>
> Der Sterbliche, von Sehnsuchtsdrang erregt,
> Blickt auf zum Himmel, wo die Wolken zieh'n,
> Zur Zukunft hin, die gold'ne Blüten trägt,
> Die Gegenwart, die kalte, will er flieh'n.
> Verlangend schaut er zu dem Demantstern,
> Der doppelt schön, weil er in weiter Fern'.
> Mag Freud' und Glück die Gegenwart ihm spenden,
> Er wird den Wunsch zur fernen Zukunft senden.
>
> Ich steh' am Strand', ich blick' zum Himmelszelt,
> Doch acht' ich auch der Blüte mir zu Füßen.
> Die tiefe See hat Manches mir erzählt,
> Und ahnungsvoll schau' ich der Sterne Grüßen.
> Doch trau' ich nimmer ihrem hellen Licht,
> Das uns zu Schönes und zu Viel verspricht.
> Kein Glück scheint uns so groß als das noch ungeboren,
> Und keine Freud' so schön als die — die wir verloren.*)

54.

*) Der dritte Artikel folgt im Monat Mai. D. Red.

Zur indischen Reiseliteratur.

A peep into Toorkisthan. By Captain *Rollo Burslem*. London 1846.

Was der bescheidene Capitain einen „Guck nach Turkestan" nennt, Das ist mindestens der Blick eines raschen, hellen Auges, und was er als Gesehenes mit gewandter Feder beschreibt, ist Mancherlei das Manchem neu sein dürfte. Im Juni 1840 erhielt ein Lieutenant Sturt, der später im afghanischen Feldzuge durch seine entschlossene Tapferkeit sich hervorgethan, von der Regierung den Auftrag die Engpässe von Hindoo Koosh zu besichtigen, und Capitain Burslem die Erlaubniß ihn zu begleiten. Schon am 13. Juni wurde aufgebrochen und unter einer Bedeckung von 30 Afghanen die Straße über Bameean genommen. Am 19. war der 11,400 Fuß hohe Engpaß Bonnye erreicht, und nach Besiegung vieler Fährlichkeiten gelangten die Reisenden nach Bameean, wovon der Verf. blos sagt, daß, weil Masson es geschildert, er nach Homer keine Iliade versuchen wolle. Von hier traten sie durch den Engpaß Akrobad, welcher Turkestan von Afghanistan scheidet, in ersteres Land ein und trafen bald mit einem Bruder des vielbesprochenen Dost Mohammed, Namens Jaber Khan, zusammen. Jaber Khan war mit der Aufsicht über seines Bruders Frauen und Kinder betraut, und der Verf. fand und benutzte die Gelegenheit, sich mit den Details der dortigen Damentoilette bekannt zu machen. Bisher wußten wir nur von einem langen, dichten Schleier, in welchen eine vornehme Afghanin sich vom Scheitel bis zur Zehe hüllt, mit zwei Oeffnungen für die Augen — Nichts weiter. Jetzt erfahren wir, daß sie über einem kurzen weißen Hemd ein Jäckchen trägt, einen Peiran, von indischem oder russischem Tuch, meist lichter Farbe, roth oder hellgelb, und reich mit Seide oder Gold gestickt. Es würde ganz die türkische Jacke sein, wenn nicht der Aermel inwendig offen und am Handgelenk angeheftelt wäre. Außerdem trägt die Dame weite Beinkleider, die von einer durchgezogenen seidenen Schnur um die Hüfte gehalten über den Knöchel niederfallen und je nach den Finanzen aus Kaliko, Shawlzeuch oder Brokat gefertigt sind. Demnächst statt der Strümpfe eine Art leinwandenen Sack, gelb oder roth, mit dickem Tuch oder Filz besohlt und mit Shawlzeuch eingefaßt. Die Schuhe ähneln dem türkischen Pantoffel, haben jedoch den in Afghanistan gewöhnlichen hohen, eisenbeschlagenen Absatz, „und da Das natürlich", sagt der Verf., den Damen das Gehen erschwert, vermuthe ich fast, daß der Gebrauch welchen sie davon machen die Veranlassung des in Hindostan für körperliche Züchtigung üblichen Ausdrucks ist: «jutte mar», d. h. Schlagen mit dem Schuh. Wäre Das der Fall, so müßte der Schuh ein fürchterliches Instrument sein, wie ich denn nicht im entferntesten zweifle, daß die Haremsschönheiten ihre Gebieter durch das bloße Bedrohen mit solchem Werkzeug in gehörigem Respect halten."

Am 4. Juli wurde der Dundun Shikkun Kotul, auf Deutsch der zahnbrechende Paß, überschritten und dabei der Fürst von Douab, Shah Pursund Khan, kennen gelernt. Die Reisenden waren jetzt in der Nähe der Eishöhlen, die sie besuchen wollten, und als sie Das dem Khan sagten, entdeckte er ihnen, daß dort der Teufel hause und noch kein Fremder der sich einen solchen Besuch gelüsten lassen mit lebendigem Leibe davongekommen sei. Da indessen die Reisenden auf ihrem Vorhaben beharrten, wollte der Khan sie begleiten. Unterwegs erzählte er, daß er schon ein mal das Wagstück versucht, jedoch nicht weit vom Eingange die Tapfe eines nackten Menschenfußes, daneben einen andern seltsamen Abdruck gewahrt, in welchem er den von des Sheitan, des Teufels, Fuße vermuthet und daran mehr als genug gehabt habe. Der in seinem Gefolge befindliche Mullah äußerte sich später über die betreffende Höhle in anderer Weise. „Ihr Name", sagte er, „ist Yeermalik und die Sache mit ihr verhält sich so: Zur Zeit der Invasion, als vor ungefähr 600 Jahren Ghengis Khan, der Tatar, das Land überschwemmte, flüchteten sich 700 Männer vom Stamme

Huzarehs mit Weib und Kind und Lebensmitteln in jene Höhle, um der Wuth des ruchlosen Wüthrichs zu entgehen, und setzten keinen Fuß heraus. Nachdem aber der grausame Ghengis das Land mit Feuer und Schwert verwüstet, ließ er alle die Unglücklichen aufsuchen die der Verheerung entgangen waren. Seine Bluthunde schnupperten auch die elenden Huzarehs aus, und eine Heeresmacht erhielt Befehl, sie aus ihrem Schlupfwinkel zu treiben. Verzweiflung lieh den Angegriffenen einen Muth der ihrem Stamme nicht eigen war. Sie wußten, daß, wenn sie sich lebendig fangen ließen, eine langsame Folter und ein schauderhafter Tod sie erwarte, und so beschlossen sie sich bis aufs äußerste zu vertheidigen. Die Oeffnung der Höhle war eng, und sowie die Feinde eindrangen, wurden sie zusammengehauen. Andere kamen freilich nach; es ging ihnen aber nicht besser. Sie waren zu sehr im Nachtheil und mußten endlich abziehen. Ghengis wollte sich aber seine Opfer nicht entwischen lassen, und seine teuflische List ersann das Mittel, vor der Oeffnung der Höhle Stroh anzuzünden, um Die zu ersticken die darin waren. Da es wegen der Größe des Orts mislang, ließ er zuletzt die Oeffnung der Höhle mit einem ungeheuern Felsstück verschließen und ein anderes als Riegel vorlegen. Dann gab er Jene grausam ihrem Schicksale preis, und weil sie Alle erbärmlich umkamen, ist es nicht unwahrscheinlich, daß die Geister der Ermordeten sich noch jetzt dort aufhalten, was die Höhle in schlimmen Ruf gebracht hat. Das jedoch ist gewiß", schloß der Mullah mit dogmatischer Sicherheit, „daß der Teufel sich dort nicht aufhält; es wäre ihm viel zu kalt."

Die Gesellschaft kommt zu einer kleinen Außenhöhle und steigt einen Schacht hinab. „Während unsers Hinabsteigens", schreibt der Verf., „stießen und quetschten wir uns häufig an den ausgezackten Wänden, bis unser Führer plötzlich Halt machte. Ich war der Nächste hinter ihm, und als ich mich möglichst genähert, bemerkte ich allerdings, daß ein Schritt weiter ihn in einen Abgrund gestürzt haben würde, dessen Tiefe und Breite nicht zu erkennen war. Nachdem ich einige Augenblicke auf diesen anscheinend unübersteiglichen Schlagbaum unsers Vordringens hinabgeschaut, gewahrte ich etwa 16 Fuß unter mir einen schmalen Vorsprung, den ich aber nur wenige Ellen weit mit den Augen verfolgen konnte, wo er sich dann in die dichte, uns umgebende Finsterniß verlor. Der Führer war schnell entschlossen. Er entrollte seinen aus Baumwollenzeuch gewundenen Turban, foderte seine Kameraden auf, ein Gleiches zu thun, fügte die Stücke zusammen und brachte dadurch eine Art Seil zu Stande, an welchem wir uns gegenseitig hinabließen, bis Zehn von uns glücklich gelandet waren. Die Uebrigen ließen wir zurück, um uns bei der Wiederkehr hinaufzuziehen, und kletterten dann am Rande des Abgrundes fort. Wenn wir bisweilen an lockeres Gestein stießen und das in die Tiefe rollte, hörten wir es von Rand zu Rand springen und in tausend Stücke zerschellen, und das widerhallende Echo glich einem unregelmäßigen Pelotonfeuer. Oefters war unser schmaler Pfad mit Glatteis überzogen und dann wahrhaft gefährlich. Nach und nach erweiterte er sich aber, und endlich standen wir auf der feuchten, schlüpfrigen Flur eines Gemachs von ungekannter Größe. Das Licht unserer Fackeln reichte nicht aus für den Umfang dieser unterirdischen Halle. Aber rings lagen und thürmten sich die Beweise, daß die Erzählung des Mullah einigen Grund hatte. Hunderte von Menschenskeletten umgaben uns. So weit das Auge trug, boten sich solch schmerzliche Reste. Sie waren insgesammt vollkommen erhalten und offenbar seit dem Tode nicht verrückt worden. Einige ähnelten indeß mehr den verschrumpften Ueberresten die sich auf der Straße nach dem großen St.-Bernhard vorfinden. Ihre Stellungen bezeichneten den Moment in welchem der Tod sie erstarrt. .... Ich stand noch in düstern Gedanken, als Einer vom Gefolge mir bemerkte, daß, wenn ich den ganzen Tag bei den «todten Menschen» verweilte, unsere Fackeln für den Besuch der Eishöhlen nicht ausdauern würden. So sammelte ich mich und folgte den Uebrigen durch mehre niedrige Bogengänge und kleine Grotten. Plötzlich sprang ein seltsamer Glanz vor mir auf, und nur wenige Schritte weiter bot sich ein prachtvoller Anblick. Inmitten einer großen Höhle lag ein ungeheurer Block des reinsten Eises, glatt und hell wie ein Spiegel und von der Gestalt eines kolossalen Bienenkorbs, dessen kuppelähnliche Spitze die langen Eiszacken berührte die von der unebenen Felswand herabhingen. Eine schmale Oeffnung führte zum Innern dieser wunderbaren Eisformation, mit Wänden die ziemlich zwei Fuß stark und diese sammt Flur und Decke glatt und schlüpfrig waren. In endloser Wiederholung spiegelten sich unsere Personen vom Boden zur Decke, von Wand zu Wand, nach allen Seiten. Das Innere dieser frostigen Behausung war in mehre seltsam geformte Räume geschieden. In den einen hingen die glänzenden Eiszapfen festenartig von der Decke nieder, in andern war das Gewölbe glatt wie Glas. Reizend schön brachen sich die Prismafarben auf der wechselnden Eisfläche, wenn der Schein unserer Fackeln, während wir von Höhle zu Höhle gingen, darüber hinstreifte. Ringsum, oben, unten, überall gediegenes Eis, und da wir auf dem schlüpfrigen Grunde nirgend fußen konnten, schlüpften wir oder glitten vielmehr geheimnißvoll über den Glasboden dieser zaubergebundenen Halle. In einem der weitesten Gemächer hatten die Eiszacken den Boden erreicht; sie erschienen wie Säulen welche die Decke trugen. Der ganze Anblick war für mich ebenso neu als prächtig, und ich bedauere nur, daß mir die Fähigkeit mangelt das Gesehene nach Gebühr zu beschreiben.... Nachdem wir eine Zeit lang diese merkwürdigen Räume durchwandert, untersuchten wir die Beschaffenheit der Höhlen worin sie sich gebildet. Sie zweigten sich in zahllose Galerien ab, von denen eine die andere durchschnitt. Bisweilen erweiterten sie sich zu Hallen, deren Umfang wir bei unserm schwachen Lichte nicht zu ermessen vermochten. Dann verengten sie sich wieder zu Gängen, so schmal und niedrig, daß wir auf Händen und Knien kriechen mußten!"

Dies nur eine kleine Probe des Mancherlei was das Buch lesenswerth macht. 23.

Literarische Notiz.

Neue Uebersetzung von Grimm's Märchen.

Die anmuthige Märchensammlung welche die Gebrüder Grimm in den J. 1812 und 1813 zuerst in taktvoller Auswahl und wahrhaft vollendeter Behandlung erscheinen ließen, hat in Frankreich bereits verschiedene Bearbeiter gefunden; aber da noch keine der vorhandenen Uebertragungen der lieblichen Fassung des Originaltextes einigermaßen entspricht, so kann eine neue Bearbeitung, welche von zwei gründlichen Kennern der deutschen Literatur unternommen ist, immer noch als eine erfreuliche Erscheinung begrüßt werden. Diese beiden Gelehrten, welche sich zur Herausgabe der „Contes de famille" vereinigt haben, sind N. Martin und Pitre-Chevalier, von denen der Erstere von uns bereits öfter, und in jüngster Zeit namentlich wegen seines Werks über die modernen Dichter Deutschlands genannt ist. Pitre-Chevalier hat schon seine Bekanntschaft mit der deutschen Literatur durch die Uebertragung der Schiller'schen Romane und durch seine Bearbeitung der einer hohen Dame in Sachsen zugeschriebenen Theaterstücke an den Tag gelegt, wennschon sein eigentlicher Schriftstellerruf mehr auf seinen Originalwerken, meist romantische Darstellungen aus dem Leben der Bretagne, beruht. Wenn in der neuen Bearbeitung der Grimm'schen Märchen, so bedeutende Vorzüge ihr auch im Vergleich zu den frühern Arbeiten beigelegt werden müssen, nicht Alles strengern Anfoderungen entspricht, und wenn namentlich hier und da die eigentliche Färbung des Originals etwas verwischt sein dürfte, so muß man die nicht geringen Schwierigkeiten welche mit einer solchen Arbeit verbunden sind wol füglich in Anschlag bringen. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 88. — 29. März 1847.

Das Land Tirol und der Tirolerkrieg von 1809.

Zweiter Artikel.*)

Dieser tiroler Freiheitskampf zeigt uns einen merkwürdigen Gegensatz, der sich freilich vielfältig in der neuesten Geschichte offenbart, der aber doch fast nirgend so schneidend hervortreten möchte als eben hier. Indem wir den Tirolerkrieg von seiner Entstehung an bis zu seinem Ausgange verfolgen, ist unser Gefühl nach zwei sehr verschiedenen Seiten hin thätig, und wird in zwei heterogene Hälften zerrissen. Dieser Gegensatz ist die Tapferkeit und die tiefste sittliche Treue eines kräftigen ursprünglichen Volksstammes, und die Feigheit, die Untreue und die Gesinnungslosigkeit der Regierung an welcher dieses Volk mit unerschütterlicher Liebe hängt. Unser Gefühl ist auf der einen Seite fortwährende Bewunderung, reinster Genuß echtmenschlicher Volksschönheit, und auf der andern Seite bittere Entrüstung und absolute Verachtung. Die Geschichte hat hier die Farben so grell aufgetragen: hier fortwährendes, ununterbrochenes Licht, dort schwarzer finsterer Schatten, daß man sie der Uebertreibung und der psychologischen Unwahrheit beschuldigen würde, wenn sie Dichtung, und nicht eben wirkliche Geschichte wäre. Ich erinnere mich aus meiner Jugend jener schlechten Ritterromane, wo immer im überladensten Contraste die ungeheuerlichste Heldentugend neben die verzerrteste Bosheit hingestellt wird; letztere tritt in der Regel in Gestalt eines Pfaffen, jene in Gestalt eines mannhaften Ritters auf. Wenn in spätern Zeiten ein zweiter Spieß oder Cramer unter uns aufsteht, und unsere Zeit in fratzenhaften Bildern abconterfeit, so wird wahrscheinlich der Gegensatz von Volk und Hof dieselbe Rolle dabei spielen wie in jenen Romanen der Gegensatz zwischen Ritterthum und Pfaffenthum. Aber diese Herren mögen alsdann ihre Bilder noch so sehr überladen, und in noch so crasse Einseitigkeit verzerren, grellere Gegensätze wie die Geschichte des tiroler Freiheitskriegs ihnen darbietet wird ihre plumpe Phantasie nicht erfinden können. Wenn nun freilich sowol diese Lichtseite als diese Nachtseite in einer Geschichte des tiroler Freiheitskampfes beschrieben werden müssen, und keine von beiden übergangen werden darf, wenn der Geschichte ihr Recht geschehen soll, so glauben wir doch, daß die erstere mit größerer Ausführlichkeit behandelt, mit größerer Liebe hätte geschildert werden müssen als die letztere; denn in ihr liegt eben der bleibende Gewinn für die Menschheit. Nicht Thersites sondern Achilles ist die Lieblingsgestalt der Ilias. Es ist ein Hauptmangel des Hormayr'schen Werkes, daß es sich mit großer Leidenschaftlichkeit und in sich stets wiederholender Breite der Auseinandersetzung jener zahllosen Erbärmlichkeiten der östreichischen Regierung zuwendet, während die Charakteristik des tiroler Volkes und seiner Führer nur als Nebensache, als nothgedrungene Zugabe darin auftritt. Nicht die Ueberlieferung der tiroler Heldentugend, sondern die Veranschaulichung der östreichischen Unfähigkeit und Schlechtigkeit ist die unverkennbare, wenn auch unbewußte Tendenz dieses Werkes. Hier läßt der Verf. sich gehen, hier weiß er kein Ende zu finden in seinen Anführungen und Ausmalungen, während er dort nur immer in knappester Kürze sich faßt. Nicht als ob er auf der einen oder andern Seite unwahr wäre, als ob er den hohen Werth des tirolischen Volkes irgendwie beeinträchtigen, die östreichische Regierung irgendwie verleumden wollte: vielmehr ist seine Charakteristik nach beiden Seiten hin unwidersprechlich wahr; aber die Tiroler sind nur skizzirt, die östreichische Regierung ist mit einer profusen Langsamkeit ausgemalt. Nicht die Gestalten sind unwahr, aber die Oekonomie und die Anordnung ist es. Ein falsches Colorit lagert auf diesem Buche. Die Figuren welche im Vordergrunde stehen sollten sind in den Hintergrund zurückgedrängt, und Nebenpartien treten mit zu viel Prätension auf. Das Buch gleicht einem Schiffe welches unverhältnißmäßig viel Ballast im Vergleich zu seiner kleinen, wenn auch kostbaren Ladung eingenommen hat; einem groben, verfaulten Bettlermantel auf welchem einzelne verstreute Diamanten und Rubinen schimmern. Jammerschade, daß es so ist, jammerschade, daß Hormayr lieber im Kothe wühlt als sich in Aether badet; daß er seinen Blick lieber auf unförmlichen Fratzen als auf reinen plastischen Gestalten verweilen läßt. Ich kenne keinen schönern, einfach großartigern, wahrhaft ethischen Stoff für die neuere Geschichtschreibung als diesen Tirolerkrieg; keinen Stoff bei dem Hergang und Inhalt mit allen Figuren und Cha-

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. 52 und 53 d. Bl. D. Red.

rakteren sich so von selbst in den markirtesten Umrissen abzeichnen würden, wenn man nur einfachen und unbefangenen Sinnes das Selbsterlebte und Selbstgeschaute wiedererzählt hätte, wie Hormayr es vermöge seiner Stellung konnte. Aber in trüben Regionen der Diplomatie, in dem gereizten Gefühle fehlgeschlagener ehrgeiziger Bestrebungen ist der reine Geschmack des Historikers verloren gegangen. Wie gesagt, es ist schade, denn das Talent tiefer psychologischer Auffassung und kräftiger, großartiger Charakterzeichnung war vorhanden. Es finden sich in dem Buche die deutlichsten Spuren davon und mächtige Trümmer, aber sie liegen unorganisch und weit zerstreut durcheinander.

Mit einem Gefühle der Weihe nahm ich das Buch zur Hand, mit dem Vorgefühle der Lust in einem urkräftigen schönen Menschenthume stundenlang zu baden; eine tiroler Berglandschaft glaubte ich zu finden, mit Felsenspitzen, Gießbächen und Abgründen, mit Matten und Sennenhütten und Kapellen, belebt von gesunden, kräftigen, ernstbegeisterten Menschen, durchhaucht von jenem vierfachen F, von Frisch und Fromm, von Fröhlich und Frei. Ich erwartete die Schilderung angestammter, heilig gewordener Sitte, die Entwickelung eines mit Natur und Geschichte organisch verwachsenen Gemüthslebens, wie sie auf dem Boden des alten blasirten Europa nur noch in einzelnen gottgesegneten Oasen zu finden ist. Und statt Dessen fand ich die Studirstube des Hrn. v. Hormayr, ihn selbst an seinem Schreibtische mit vergrätztem Gesichte, überall an den Wänden Acten und Depeschen, hinter denen einzelne frische tiroler Gesichter halb verdeckt wie fremde Erscheinungen hervorschauen, voll Verwunderung, wie sie eigentlich in dieses Zimmer kommen. Es ist eine verdorbene Phantasie, sich stets mit Roschmann und Hudelist zu beschäftigen, und darüber Hofer und Speckbacher zu vergessen.

Man muß sich daher die Stellen in welchen Hormayr Tirol mit seinen Haupthelden charakterisirt wie einzelne Perlen herausfischen. Wir thun es gern, um den Beweis zu liefern, wie Treffliches Hormayr in dieser Beziehung hätte leisten können, wenn sein Gemüth nicht verbittert gewesen und nicht eine verkehrte Richtung genommen hätte. Zuerst die Schilderung des Thals Passeyr, mit der plastischen und schönsten Figur des ganzen Kriegs, dem Sandwirthe Hofer:

In das Thal Passeyr führt Diejenigen welche das Brennergebirge herunter in die sumpfige Ebene von Sterzing steigen ein nicht gar zu unbequemer Weg über den Jaufen (Mons Jovis), auf dessen Höhen bei ungeheuern Steinhaufen, in der Urzeit, rhätische Stämme ihren Gottesdienst gefeiert haben sollen, und der als die kürzeste Communication zwischen Botzen, Meran und der schon der Römerzeit bekannten Zollstätte auf der Töll (ad Teloneum) in der Geschichte des tirolischen Transito überaus wichtig war, während der Bergweg über den Ritten, längs dem Eisack, nur eine kurze Weile in den staufischen Romfahrten und Kreuzzügen hervortritt. — Folgt man von Meran, des Landes alter Hauptstadt unter den Fürsten görzischen Stammes, und von dem alten, heiligen Hauptschlosse Tirol dem Lauf der reißenden Passer oder Passeyr, die dem Passeyrthal seinen Namen gegeben zu haben scheint, die in den Zeiten Karl's des Großen die altrömische Colonie Maje durch Bergsturz und Schutt bedeckt, und noch in spätern Zeiten mehrmals halb Meran mit sich fortgerissen hat, führen gleichfalls steinige, zerrissene Pfade in Passeyr. Rückwärts stößt an dasselbe am Hintersee und Thimmelsjoch das Oetzthal, ein cul de sac des Oberinnthals, mit seinen ungeheuern Massen ewigen Eises, mit seinen unermeßlichen Schneelasten und Eisseen, aus deren einem die Passer entspringt. Nahe lag die Karthause Schnals und das nach Stams gehörige Pfelders. Am schaudervollen Rande dumpftosender, oft mit grauem oder dunkelgrünem Schnee trügerisch bedeckter Abgründe — da führt, oft von Steingerölle gebrochen, oft von den Wassern ausgehöhlt, voll Todesahnungen, ein schauriger Pfad. — Passeyr hat ein ernstes, rauhes, fast melancholisches Aussehen. Der Wiesen lachendes Grün verdüstert bald dunkles Nadelholz. Viele Felsen sind ganz kahl, seltsam und eigensinnig schattirt von den Strahlen der Sonne. So weit nur Gras und Berg und fast noch weiter, als wo ungetreuer, schlüpfriger Wasen der Nahrung des Viehes, dieser Hirten Freude und Stolz, und der neugierigen Kühnheit der Menschen eine Grenze wird, zeigen sich Hütten und ist das Land urbar, durch unglaubliche Arbeit und Mühe, während an der Wiege der Menschheit, in dem Garten der Welt und in Ländern die uns wol noch viel näher liegen ungeheuere Strecken wüster Haiden sind; aber diesen mangelt das Glück einer freien Verfassung!

Der Menschenschlag ist kraftvoll und rührig, ernst, nicht ohne Mistrauen. Das Leben unter Gottes freiem Sternenhimmel, in reiner Luft, hoch über dem Qualm der Städte, in der Abgeschiedenheit einer großen, wundersamen, oft furchtbaren Natur, macht, daß nur wenige und am wenigsten neue Begriffe gedeihen; aber die alten, angestammten und selbsterworbenen stählen sich. Das Alter, das unbeweglich Starre, Feste und Einsame dieser Alpennatur gibt einen düstern Anstrich, einerseits zwar die unwillkommene Erinnerung an die Unzulänglichkeit und Hinfälligkeit unserer irdischen Hülle, aber Das regt hinwieder die Seelen- und Körperkraft auf. Auch den einfachen Landmann treibt's, den unverständigen, leblosen Gefahren gewandte, verständige Lebenskraft entgegenzusetzen, und jener lautlosen, versteinerten Größe beharrlichen Muth. — Eine Religion haben die wackern Leute für ihren Hausgebrauch, keine capitulirende; sie glauben, lieben, hoffen und hassen wenig in Worten, kurz und stark in der That. — —

Der Sandwirth Andreas Hofer selbst hatte beim Ausbruche der Insurrection, welche er nur dreiviertel Jahr überlebte, gerade sein einundvierzigstes Jahr zurückgelegt. Er war von hoher, herculischer, imponirender Gestalt, schwarzen Augen, braunen Haaren, die Haltung merklich vorwärts gebogen, der Gang (Beides rührt bei diesen Aelplern vom frühen Lasttragen und Bergsteigen her) mit etwas gebogenen Knien, langsam, aber nachdrücklich ausgreifend, die Stimme angenehm und weich, wenig Geberden, der Blick unbedeutend, außer wenn er scherzte, wo Mund und Auge einen anziehenden Zug der Gutmüthigkeit hatten, demüthig wenn er betete, und wenn er aufwärts blickte, keineswegs ohne Begeisterung, aber mehr von christlicher Resignation als von antikem Heldenmuth.

Seine Erziehung war etwas besser als die der übrigen Landleute gewesen. Sein Wirthsgewerbe, der Wein- und Pferdehandel, machten, daß er auch das Italienische, obgleich im famösen trienter Dialekt, ziemlich geläufig sprach, Druck und Schrift fertig las. Beide Sprachen schrieb er gleich unorthographisch. — Er war sehr jung mit dem beliebten Neurauter auf dem Landtage von 1790, wo die Sprecher des passeyrer Thals eine nicht unbedeutende Rolle spielten.

Als sich späterhin die Feindesgefahr Tirol näherte, zog er mehrmals mit dem Volk seines Thals an den Gardasee, führte auch einmal eine Compagnie dortiger Schützen als Hauptmann, ohne besondere Auszeichnung. Aber er war im ganzen Etschlande um seiner anerkannten Rechtlichkeit und um seiner Liebe

zum Althergebrachten willen ungemein populair. Als Sprecher der ganzen Gegend, und als unausbleiblicher Renitent gegen jedwede neue Verordnung wurde er mehrmals durch das k. k. Kreisamt in Botzen vorgefodert, um dort amtliche Verweise über seine Widersetzlichkeit zu erhalten.

Er trug immer die Tracht seiner Gegend, jedoch mit verschiedenen auffallenden Abweichungen: einen großen schwarzen Hut mit breiter Krämpe, herabhängenden schwarzen Bändern und einer gekrümmten schwarzen Feder, einen grünlodenen, kurzen Rock, rothes Unterwamms, darüber einen grünen Hosenträger, eingelegten breiten, schwarzen Gürtel nach Landessitte, kurze, schwarze Beinkleider, schwarze oder rothe Strümpfe, seltener Stiefel. Am Halse trug er ein kleines Crucifix, dazu späterhin eine große silberne Medaille des heiligen Georg's, zuletzt die ihm vom Kaiser verliehene große goldene Medaille mit der goldenen Kette. Es ist falsch, daß er jemals das Theresien-Ordenskreuz erhalten oder einen Rang in der östreichischen Armee bekleidet habe.

Aber Hofer's merkwürdigster Bestandtheil, der ihm (zumal wenn er zu Pferde saß) ein ganz besonderes Ansehen verlieh, und an der großen Rolle die er gespielt hatte zuverlässig entscheidendern Antheil hatte als seine höchst mittelmäßigen Talente, war sein bis an den Gürtel reichender schöner schwarzer Bart. Es war überhaupt altes Herkommen der Wirthe jener Thäler, den Bart wachsen zu lassen. Bei Hofer war es insonderheit noch Folge einer Wette, die er einst um zwei Ochsen mit Freunden beim fröhlichen Mahle eingegangen hatte.

Hofer war rein phlegmatischen Temperaments, von großer Liebe zur Ruhe, zur Gemächlichkeit, wol auch darum ein Feind alles Neuen und Raschen, nur in Feuer und Flammen zu setzen wenn es altem Recht und Herkommen, religiösen Gegenständen, oder der über Alles theuern heimatlichen Erde galt. Er war Nichts weniger als ein ausgezeichneter, hervorragender Naturmensch, fröhlich, ein Freund gutmüthigen Neckens und Scherzes, langsam im Auffassen, beschränkt, auch in gewöhnlichen Kenntnissen, weder klar noch einig in seinen Ansichten, im Handeln langsam und unentschlossen, leichter vertrauend und hingebend als es sonst die Bergbewohner zu sein pflegen, aber nicht ausharrend, noch verläßlich, jedweder Einstreuung, jeder auch noch so plumpen Schmeichelei zugänglich; schwindelnd ob seinem unerwarteten und durch keine große Eigenschaft verdienten Glück. Leicht war es, ihn in einem Augenblick zu terroristischen Maßregeln hinzureißen, aber seine Religiosität und die schöne Weichheit und Milde seines Gemüths hinderte immer die Vollstreckung; und was war rührender und ergreifender als die rauhen, kraftvollen, treuherzigen Aeußerungen unduldsamer Vaterlandsliebe und hohen Nationalstolzes in dieser Seele voll schmuckloser Einfalt und frommer Treue? Für Heuchelei hatte er durchaus keinen Sinn. Recht behielt bei ihm meistens wer der Letzte gesprochen hatte, und wer, was sehr leicht war, es verstand ihn zu rühren. Ein Sieg der Sache Oestreichs und des tirolischen Vaterlandes, eine classische Rückerinnerung aus der tirolischen Vorzeit, ein Wort der Begeisterung für die geheiligte Person des Monarchen, für den allen Tirolern theuern Erzherzog Johann, und Hofer, der auf dem bittern Todeswege, nach dem unverdächtigen Zeugnisse seiner Begleiter, that: „come un Eroe cristiano e Martire intrepido", schwamm in Thränen und war lange Zeit unvermögend einen Laut hervorzubringen.

Mit Weibern scherzte er gern, übrigens war er ein großer Verfechter der Sittenreinheit. Mitten in den gefährlichsten Kriegeslagen verlor er oft viele Stunden damit entzweite Eheleute zu versöhnen. Humoristisch ist die Stelle seiner Verfügung aus Innsbruck vom 25. August 1809, nach dem Siege über den Marschall Herzog von Danzig:

„Viele meiner guten Waffenbrüder und Landesvertheidiger haben sich geärgert, daß die Frauenzimmer van allerhand Gattungen ihre Brust und Armfleisch zu wenig, oder mit durchsichtigen Hadern bedecken, und also zu sündhaften Reizungen Anlaß geben, welches Gott und jedem christlich Denkenden misfallen muß. Man hofft, daß sie sich zur Hintanhaltung der Strafe Gottes bessern, widrigenfalls aber sich selbst zuschreiben werden, wenn sie auf eine unliebige Art mit Dreck bedecket werden."

Im September 1809 baten mehre Abgeordnete Oberkärntens dringend um Befreiung von des Generals Rusca unerträglichen Foderungen und Erpressungen. Aber Nichts entschied Hofer so schnell zu einer Expedition gegen Kärnten als die Nachricht, Rusca habe in Villach und Klagenfurt Weiber und Mädchen, die ihm gefielen, durch die Municipalität für sich requirirt! Augenblicklich schrieb er an den hinter Radstadt gegen Spital aufgestellten Major Harrasser und den Kapuziner P. Joachim Haspinger:

„Anheimt sint zwey Carner (Kärntner) ankhommen, und bitten so um Hillff, wass sie nur bitten khennen, Pur wögen Russka söcht zu Khriegen*) und dass wögen ihrer pitten halber, Ehr verlangt gegen das sechste Gepot, was man nie erhert hat. (Dabei die salamonische, strategische Ordre.) Die engen und gueten, Posten thiet wohl besötzen, und sunst glaubet ich, ender zurückziehen, bis zu diese posten."

An persönlichem Muthe fehlte es Hofer wahrlich nicht. Er hat es in vielen Gelegenheiten, er hat es am unzweideutigsten durch hochherzige Ergebung in den Opfertod fürs Vaterland bewiesen. Aber so unglaublich es scheint, 1809 kam er niemals ins Feuer, sondern war (insonderheit in den beiden entscheidenden Treffen vor Innsbruck am 29. Mai und 23. August) eine gute Stunde zurück im Wirthshause in der Schupfen, oder am untern Schönberg, hinter einem großen Tisch, in einer Flaschenbatterie rothen Weins, von wo er (betrunken oder auch nur vom Weine erheitert oder ermuthigt sah man ihn nie, da er ungemein Viel vertragen konnte) seine halb verständlichen Orakelsprüche hersagte. — Uebrigens wußte er zu Marsch, Angriff oder Beobachtung nicht einmal jene Dispositionen zu machen, welche der schlichte Menschenverstand und ein geübter Blick auf das vorliegende Terrain, zumal dem Gebirgsbewohner geben, der als Jäger, Hirt und Fischer mit seinem Boden und mit all jenen klimatischen Anlagen desselben vertraut ist, die in den militairischen Berechnungen nicht unberücksichtigt bleiben dürfen. Statt dessen führte er als die ihm eigenthümliche Waffengattung immerdar in der einen Hand den Rosenkranz, in der andern die Flasche.

Von vielen und anhaltenden Arbeiten, von Entbehrungen, von Nachtwachen war er ganz und gar kein Freund. Er nahm es sehr übel, wenn man ihn bei Tische durch Geschäfte unterbrach. — — —

Was ist nach allem Dem natürlicher als die Frage: Wie denn dieser, an Fassungskraft und Scharfblick mittelmäßige, an Charakter (selbst von der heroischen, christlichen, todtverachtenden Seite betrachtet) nur negativ entschiedene Mann zu einem solchen Ruf in der Welt, zu solchem Vertrauen seiner Landsleute gekommen, wie er das Bindungsmittel so ungleichartiger Kräfte, das Symbol jenes herrlichen Kampfes geworden sei in welchem arme Landleute über treffliche Linientruppen unerwartete Siege improvisirten, sich den ganzen Krieg hindurch unter den widrigsten Umständen behaupteten und nach dem Frieden isolirt von Oestreich, doch nicht eigentlich bezwungen wurden, sondern unter sich selbst getheilt, besserer Zeiten gewärtig, auseinander gingen!!?

Hofer's rührender Abschied, als Abgeordneter seines Thals, von dem geliebten Erzherzog Johann zu Brunecken am 4. Nov. 1805, seine geheimnißvolle Reise nach Wien im Jänner 1809, seine damalige Unterredung mit eben diesem herrlichen Prinzen, die von ihm erfahrene Gunst, die überraschend glückliche Initiative die der Sandwirth der Insurrection gab, als er am 11. April 1809 auf dem Sterzinger Moos eine starke Truppenabtheilung zwang, sich ihm auf Discretion zu ergeben,

*) Zu kriegen, d. h. gefangen zu bekommen.

hatte das allgemeine Augenmerk gar sehr auf ihn gezogen. — Aber die stufenweise Steigerung seiner Wichtigkeit war unstreitig das Werk der fortgesetzten Bemühungen Hormayr's, der gerade Hofer für das den äußern Umständen angemessenste Werkzeug hielt. Er hatte sich keinen Augenblick über die schweren Ansprüche, Mühseligkeiten und Gefahren des ihm anvertrauten Postens als Oberleiter der Landesadministration und Landesbewaffnung in Tirol und Vorarlberg getäuscht. — — —

Bei einer solchen ungeheuern Last war die Nothwendigkeit um so unausweichlicher, auf dem Haupte eines der verschiedenen Anführer im Bauernrocke so viele Auszeichnungen, Rückerinnerungen und Mittel zu häufen, daß seine Popularität vorwiegend, daß derselbe als Werkzeug oder Vermittler bald aufzurufen, bald zu besänftigen, bald zu trennen, bald zu vereinigen gleich geeignet sei, wie es die Umstände erheischen, wie man es ihm vorschreiben würde. — — —

In solchen Conflicten (besonders wenn, wie allzu bald geschah, Mangel an allen Bedürfnissen und äußere Unglücksfälle hinzutraten) waren wol die furchtbarsten Extreme zu gewärtigen. Ueberhaupt ist der Geist des Aufstandes, auch für die allerbeste Sache, und jener des Selbstwillens und der Insubordination ziemlich nahe verschwistert; aber bei der Wichtigkeit Tirols, bei der Unmöglichkeit seine Streitkräfte zu zersplittern war auf die Insurrection als eine wesentliche Triebfeder voraus gar sehr gerechnet. Wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen, und Alles ist eher zu entschuldigen als jenen Halbmenschen zu gleichen die da:

> — Den Geist aurufen in der Noth,
> Und grauet ihnen gleich, wenn er sich zeigt!
> Das Höchste soll, das Ungemeine
> Geschehen wie das Alltägliche!!

Für solche Krisen durfte das Volk schlechterdings nicht in den Händen eines Enragé, eines hochbegabten Ehrgeizigen sein, um so schlimmer, je mehr Scharfblick, Schnellkraft und selbständige Zuversicht er besessen hätte. Gegen den schwachen langsamen kindlichen Hofer durfte man sicher sein, extreme Schritte entweder ganz zu vermeiden, oder doch die Zeit zu gewinnen, ihnen zuvorzukommen, durch ihn auch die Gesinnungen, die Wünsche, die arrière-pensées der übrigen Häupter zu erforschen und, waren sie widrig, zu verzögern, zu lähmen, zu vereiteln! — An objectiv Gutes war in einem solchen Gewirre nicht zu denken. Wie froh mußte man nicht sein, die subjectiv genießbaren Brosamen aufzusammeln, die von dieser reichen Orgie abfielen! Ein praktischer Kopf konnte wol keinen Augenblick etwas Anderes erzielen als immer die klügste und schonendste Ausnahme von der Regel, als das mindeste Uebel, und dazu war Hofer wol der beste. Darum erkor ihn Hormayr vor Allen, darum suchte er aus ihm täglich mehr einen furchtbaren Popanz für den Feind, einen Götzen für seine Landsleute zu bilden, darum vergrößerte er ihn planmäßig immer mehr, daß endlich der gute Mann zu schwindeln, daß er endlich selbst anfing sich für etwas Außerordentliches, seine Gedanken nicht mehr so ganz für blos irdisch zu halten, steif und fest an die Göttlichkeit seiner Sendung zu glauben, alle Anfragen durch ein paar unverständliche Worte voll tiefen, mystischen Sinnes, die seine Insufficienz trefflich verbargen, ja vielmehr noch adelten, oder gar nur durch eine geheimnißreiche Geberde zu beantworten, — es gelang, und die Summe des Bösen ist wahrlich nicht gering die dadurch abgewendet worden ist! Es hat sich wenigstens im östreichischen Interesse als ein glücklicher Griff bewährt, diesen Nimbus um Hofer zu verbreiten, und in ein von so vielen Leidenschaften befrachtetes, wild hin und her geschleudertes und oft dem Umschlagen und Zerschellen so nahes Schiff diese tüchtige Last Ballast aufzuladen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Eine Reisebeschreibung aus dem 12. Jahrhundert.

In der königlichen Buchdruckerei zu Paris ist neuerdings erschienen: „Voyage en Sicile de Mohammed-Ebn-Djobair de Valence, sous le règne de Guillaume-le-bon; extrait du Voyage en Orient de Mohammed-Ebn-Djobair; texte arabe, suivi d'une traduction et de notes", von M. Amari. Abul-Hossein-Mohammed-Ebn-Ahmed-Ebn-Djobair, geboren in Valencia im Jahre 1145 nach unserer Zeitrechnung, Secretair Abu-Said's, Statthalters von Granada, war ein ausgezeichneter Schriftsteller und Dichter. Die Biographen erwähnen zwei von seinen Gedichten, die zur Ehre des berühmten Saladin verfaßt worden sind. Auf einer Pilgerfahrt die er im Jahre 1182 nach Mekka machte besuchte er den Orient, und hielt sich bei seiner Rückkehr einige Zeit in Sicilien auf, nachdem er in der Meerenge von Messina die größten Gefahren gelaufen. Seine Beschreibung dieser Reise genoß großes Ansehen bei den Mauren in Spanien. Hr. Amari hat Alles was auf Sicilien Bezug hat daraus gezogen. Ebn-Djobair's Erzählung ist leicht und geistreich, und seine Beobachtungen sind genau und unbefangen. Während er mit Kaufleuten die wie er Pilger waren Sicilien durchwanderte, zogen ihm seine Kenntnisse, seine Stellung und seine Erfahrung in Staatsgeschäften das Vertrauen der Mohammedaner auf jener Insel zu, welche er als von den Christen unterdrückt darstellt, und deren Leiden er mit tiefer Betrübniß schildert. Seine topographischen Beschreibungen, seine Anekdoten, seine Bemerkungen über den Unterschied der Lage welche zwischen Muselmännern in den Städten und auf dem Lande stattfand, haben für uns das Interesse der Neuheit, und sein ganzer Reisebericht kann als ein lehrreiches Gegentheil von den Erzählungen der christlichen Chronikenschreiber, besonders des Hugo Falcand, über jene Periode der Geschichte Siciliens betrachtet werden.

Neue französische Uebersetzung des Aeschylos.

Aufmerksamkeit und Anerkennung der Freunde des classischen Alterthums namentlich in Frankreich verdient: „Théâtre d'Eschyle, nouvelle traduction en vers", von Francis Robin (Paris 1846). Dieser neuen Uebersetzung von Aeschylos geht eine Dedication an Hrn. Tissot und eine Vorrede voran in welcher der Uebersetzer des Aeschylos Verhältniß zu Homer hervorzuheben sucht. Darauf folgt die poetische Uebersetzung der sieben noch erhaltenen Tragödien des Aeschylos: „Der gefesselte Prometheus", „Die Bittenden", Die Sieben vor Theben", „Die „Perser", „Agamemnon", „Die Koephoren", „Die Eumeniden". Jedem dieser Stücke geht eine der neulich in Prosa herausgegebenen Uebersetzung von Alexis Pierron entlehnte Analyse oder Inhaltsangabe voran. Hr. Robin hat einen großen Theil der Schwierigkeiten welche seine nicht leichte Aufgabe ihm darbot glücklich überwunden. Im Allgemeinen hat er sich der strengsten Treue befleißigt. In allen Theilen seiner Arbeit, insbesondere in „Prometheus", in den „Bittenden", in den „Sieben vor Theben", und in den „Koephoren", hat er ein geschmeidiges Talent bewährt, und kämpft oft energisch mit seinem bewunderungswürdigen Muster. Die Kritik wird ohne Zweifel das lobende Urtheil bestätigen welches Tissot in seiner Antwort auf die Dedication des Uebersetzers folgendermaßen ausspricht: „Si vous ne pouvez disputer à Eschyle la palme de l'invention, si notre langue vous a refusé les ressources de la sienne et les expressives créations de son style, vous en avez un sentiment si vrai, qu'il vous a maintes fois porté bonheur. J'ai remarqué surtout, dans votre version, bon nombre de ces vers naturels qui semblent couler de source, qui donnent tant de prix au dialogue, en faisant oublier l'auteur caché derrière le personnage en scène." 31.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 89. —— 30. März 1847.

Das Land Tirol und der Tirolerkrieg von 1809.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 88.)

Es gibt Portraits deren sprechende Aehnlichkeit man auf der Stelle erkennt, selbst wenn man das Original nie gesehen hat. Das ist auch der Fall bei diesem aus Hormayr's Feder geflossenen Bilde Hofer's. So ist er gewesen und anders kann er nicht gewesen sein: diese Ueberzeugung dringt sich jedem Leser mit lebendiger Gewißheit auf. Diese Söhne des Gebirgs haben überhaupt noch so starke, einfache Charakterzüge, die Cultur hat dieselben noch so wenig verwischt, daß eine Verzeichnung fast nicht möglich ist; und nun vollends Hofer, diese plastische Gestalt, der gleich einem Luther und andern ursprünglichen, für alle Ewigkeit in die Geschichte eingezeichneten Charakteren hundert und tausend mal abconterfeit werden kann von Stümpern und Meistern, von Freunden und Gegnern, und dessen Züge doch immer im Wesentlichen dieselben bleiben. Diese Schilderung durch Hormayr ist gewiß treu, aber seine Schätzung Hofer's, der Werth und die politische Bedeutung die er diesem Charakter beilegt ist darum nicht weniger irrig. Hofer war der natürliche Repräsentant aller moralischen Motive für welche die Tiroler in den Kampf gingen; das lebendigste, vollständigste Muster jener herrlichen Volksthümlichkeit die sie bedroht sahen, und deren Aufrechterhaltung sie mit ihrem Blute erkaufen wollten. Frommer, althergebrachter Glaube, angestammte Herzenstreue gegen das alte Kaiserhaus, Keuschheit, fröhliche Natursitte, naturwüchsiges, historisches Leben: aus diesen Elementen war sein Charakter zusammengegossen, Jedem erkennbar, und nicht ein Tropfen fremden Blutes, der die Einheit des Eindrucks hätte stören können. Er war der volle, lebendige Inbegriff der heiligen Tirolersache, sie war in ihm verkörpert, hatte sich sinnlich dargestellt in ihm mit Fleisch und Blut. Sein Bild war die Oriflamme, welche den Scharen vorausflatterte; wenn auch nicht äußerlich abconterfeit, doch lebendig geschaut in jedem Herzen. Bei dem Volkskriege aber, dessen ganze Kraft in der tiefsten ethischen Erregung besteht, ist Das die Hauptsache. Hofer war freilich nicht der Mann der äußerlich anordnen, befehlen, allgemeine Dispositionen vorschreiben, und bureaukratisch regieren und commandiren konnte; aber er regierte dafür in jedem einzelnen Herzen, er machte aus jedem einzelnen Tiroler einen Feldherrn, gab ihm innere Sicherheit, und schuf dadurch eine moralische Einheit des Kampfes, die freilich der völlige Gegensatz ist von einer ordonnanzmäßigen Einheit, auf die es eben hier vor Allem ankam.

Es ist ein trauriger, diplomatisch-bureaukratischer Irrthum von Seiten Hormayr's, wenn er sich einbildet, durch seine eigenen künstlichen Zuthaten etwas Wesentliches zu dem unberechenbaren moralischen Einflusse Hofer's bei seinen Landsleuten beigetragen zu haben. Seine Liebe, seine Helden, seine volksthümlichen Muster und Beispiele läßt sich das Volk nicht künstlich aufdringen; sie entstehen aus unmittelbarster, innerster Nothwendigkeit. Hier ist eine Illusion gänzlich unmöglich, vor Allem bei den Tirolern. Hofer lebt noch jetzt als Heiliger im Gedächtnisse seiner Landsleute und wird darin fortleben in Sagen und Volksliedern so lange die Alpen stehen. Nein, so Etwas läßt sich durch Decretiren, durch bureaukratische Künste nicht machen. Wenn Hormayr mittels seiner Taschenspielerkunststücke Hofer in ein unwahres, naturwidriges Verhältniß zu seinen Tirolern versetzt hat, so hat sich Das auch schwer gerächt: er braucht sich Nichts darauf einzubilden. Er wollte ihn zu einer administrativen Drahtpuppe machen, die von ihm selbst gelenkt würde, ihm eine äußere bureaukratische Stellung geben, zu der freilich Niemand weniger paßte als eben Hofer. Dieser falsche Versuch ist wol theilweise gelungen, aber Nichts als eitel Verwirrung und Schaden ist aus ihm erwachsen, wie Das aus Hormayr's eigener Darstellung aufs klarste selbst hervorgeht. In einem Volkskriege wie es der tiroler war müssen die Führer mit natürlicher Nothwendigkeit an die Spitze treten, ein Jeder muß auf naturwüchsigem Wege an seinen rechten Platz gestellt werden; die täppische Hand welche willkürlich in diesen Proceß eingreift und ihn stört, versündigt sich. Es durfte kein ehrgeiziger, hochbegabter, unternehmender Führer an die Spitze treten, sagt Hormayr. Ei, warum denn nicht? Welche Gefahr war dabei vorhanden? Auch der Hochbegabteste, Ehrgeizigste würde doch kein anderes Ziel gehabt haben als Tirol dem östreichischen Kaiserstaate zu erhalten. Das wird Hormayr wol selbst zugeben; aber freilich würden dann

andere Mittel und Wege als die gewohnten bureaukratischen eingeschlagen worden sein. Freilich würde Hormayr nicht mehr das Factotum gewesen, freilich würde die Beamtenmaschinerie zerbrochen und die Regierung ins freie Feld, ins Wirthshaus, oder auf die höchsten Firnen verlegt worden sein. Hormayr schlägt sich mit seinen eigenen Worten auf merkwürdige Weise; er spottet über die östreichischen Maschinenmenschen, und ruft ihnen Wallenstein's Worte zu:

> Da rufen sie den Geist an in der Noth,
> Und grauet ihnen gleich, wenn er erscheint.

Und doch wird er von demselben Grausen ergriffen, von derselben kleinlichen Furcht, daß irgend ein Hochbegabter einen inconventionnellen Einfluß gewinnen könne. Was Hofer Mächtiges, Großes und Heiliges gewirkt hat, Das konnte ihm Hormayr nicht borgen und leihen, Das war Hofer's eigenes Verdienst. Der Schaden aber den er gestiftet fällt nach Hormayr's eigener Darstellung einzig und allein auf ihn selbst zurück, auf ihn der den kindlichen Sinn Hofer's misbrauchen und verführen, und zu falschen Prätensionen verleiten wollte.

Es ist immer eine schwer zu beantwortende, verwegene Frage, wie historische Ereignisse sich gestaltet haben würden wenn gewisse Personen nicht dabei gewesen wären. Bei alle Dem muß jedem unbefangenen Leser sich der Zweifel aufdringen, ob Hormayr überhaupt dort an seinem Platze gewesen sei? Ob er nicht vielmehr, trotz seiner ungeheuern Thätigkeit, trotz seiner Charakterkraft und seiner administrativen Geschicklichkeit ein fremdes Element in den tiroler Freiheitskrieg gebracht, wodurch dessen volle Kräftenentwickelung und organische Gestaltung mehr gestört und gehemmt als gefördert worden sei. Daß Chasteler und Buol, Männer von unleugbaren Verdiensten, mit ihren regelmäßigen Soldaten mehr eine Last denn ein Vortheil gewesen, und daß sie besser ganz weggeblieben sein dürften, ist wol eine ziemlich anerkannte Wahrheit. Sollte derselbe Fall nicht mit Hormayr's Civilbeamtenwirthschaft eingetreten sein? Ich möchte in dieser Beziehung nicht misverstanden werden. Ich gestehe ein, daß Hormayr zu dem östreichischen Beamtenthume à la Hudelist sich wie ein junger Gott verhält, und gar nicht mit jenen absolut gemeinen und beschränkten Zopfseelen verglichen werden darf; aber bei alledem stammt er aus derselben Schule, und während er mit dem einen Beine sich von derselben frei gemacht hat, steht er mit dem andern noch mitten darin. Wenn auch nicht mehr der ganze Zopf so hängt ihm doch noch immer der halbe Zopf hinten.

Eine ebenso herrliche Gestalt, nur in ganz anderer Art, ist Joseph Speckbacher. Leider erfahren wir von ihm auch Nichts mehr als einige hingeworfene Brocken. Hormayr nennt ihn einmal eine echt Shakspeare'sche Figur. Das ist er allerdings, und zwar keine andere als Heinrich V. selbst, nur im tiroler Rock und mit tiroler Stutzen. Ein frischerer, verwegenerer Heldenhumor, voll Gemüthstiefe, Unternehmungsgeist; ein bedeutendes Kriegertalent. Der Schilderung eines Shakspeare ist auch die Scene würdig, als sich die tiroler Häupter endlich davon überzeugt haben, daß der Waffenstillstand geschlossen, Tirol von Oestreich aufgeopfert, und sie selbst der Rache des Feindes preisgegeben seien (denn nicht einmal eine Amnestie hatte man für sie ausbedungen). Die abziehenden östreichischen Soldaten bestürmten die Tirolerführer, daß sie sich ihnen anschließen möchten; jeder Versuch des Feindes sie aus ihren Reihen zu reißen und sich ihrer zu bemächtigen sollte denselben übel bekommen. Mehre folgten dem Rufe und kleideten sich schnell in die östreichische Uniform, so Eisenstecken, Aschbacher, Sieberer, Frischmann, Köhler und manche Andere, zuletzt auch Speckbacher, doch nur in seinem Bauernkittel; selbst Hofer wäre durch das Zureden Hormayr's beinahe bewogen worden an seine Rettung zu denken. Einen Augenblick war der Sandwirth erschüttert und versprach mitzugehen, wie Eisenstecken, dessen Abfall ihn sehr bewegte. Als aber Hormayr fort war, übermannte Hofer auch sogleich wieder jene elegische Verzweiflung, sich loszureißen von dem theuern Mutterboden; er kehrte wieder um. Bei St.-Sigmund begegnete der Leiterwagen worauf Speckbacher, Aschbacher, Sieberer, Frischmann und zwei Jägeroffiziere saßen dem zurückkommenden Sandwirth Andreas Hofer. So sehr auch die östreichischen Offiziere weiter trieben, ohne selbst recht zu wissen warum, hielten die Wagen gleichsam instinctartig nebeneinander. Hofer sah kaum auf seinen Adjutanten Eisenstecken, sondern nur auf den ihm im Grunde noch wenig bekannten Speckbacher, den Einzigen der noch im Tirolerrock war. Auf Hofer's Worte: „Joseph, Joseph, du willst mich auch im Stiche lassen?" sprang Speckbacher ohne Hut und ohne Alles, blos mit seinem herrlichen Stutzen vom Wagen, und rannte wie toll wieder landeinwärts nach Tirol hinein. „Nun, nun, nun", brummte Hofer, und fuhr auf seine gewohnte langsam gemüthliche Weise ihm nach. Auch die Raserei Speckbacher's, als er die Gefangenschaft seines Sohnes Anderle erfährt, und ihn ganz allein wieder befreien will, sowie seine verwegenen Possen vor Kufstein, wo er sich verkleidet in die Festung einschleicht und sich im übermüthigsten Humor mit dem Commandanten unterhält, der ihn ohne Weiteres würde haben hängen lassen wenn er ihn erkannt hätte, sind einzelne kräftige Pinselstriche zu dem Bilde dieses herrlichen Mannes. Ueberhaupt, welche Galerie ewiger Menschencharaktere hätte uns Hormayr malen können, wenn er die Lust dazu gehabt. Zum Beweise noch folgende Schilderung:

Das Wirthshaus zum Kreuz war das Rütli, wo drei Männer, ungelehrt, wenig geübt, von hoher Einfalt, aber stark im Gemüth, die Hände und die Herzen zusammenflochten, das aufgegebene, preisgegebene Vaterland noch einmal zu retten vom Fremdlingsjoch, aus der allgewaltigen Hand des Tyrannen der Welt, und auf den Leichen der Feinde, die jetzt stolz und zahlreich und rachelechzend von allen Enden heranzogen, es noch einmal hoch und laut in die Lüfte flattern zu lassen das Banner des Aufstandes und der Selbsthülfe, als ihnen Niemand mehr half als sie selbst und der alte Gott!

Diese drei Männer waren: Martin Schenk, Kreuzwirth zu Brixen, der Vertraute des Sandwirths Hofer und Eisenstecken's, kurz vorher von ihnen abgesendet, das ganze Puster-

Thal entlang, voll geheimen Aufgebots des Landvolks gegen den Abzug des Militairs, ein junger, gedrungen kraftvoller Mann, von einer fürchterlichen Entschlossenheit, rastlos thätig bei Tag und Nacht, fröhlich und lebensfroh, weit und breit der Berühmteste in allen Arten des Nationaltanzes; — Peter Kemmater, Wirth zu Schabs, ein junger, schlanker, blühend schöner Mann von 32 Jahren, trefflichen Blicks, ausgezeichneter Tapferkeit, durch frühere Beleidigungen zweier Offiziere von persönlicher Rachgier getrieben, eben damals Bräutigam, in blühenden Vermögensumständen, von einem Zutrauen in seiner Gegend wie man es in Tirol bei so jungen Jahren gar selten erwirkt, mit den Fallern von Rodeneck, namentlich dem Herzlayer, einer der Lieblinge und Begleiter Hormayr's. — Der Aelteste, der Walther Fürst unter ihnen, dennoch auch erst 45 Jahre, Peter Mayer, Wirth in der Mahr außer Brixen, sprach in dem dunkelglutvollen, durchdringenden Blick, in den spitzigen, einem der Kriegsfürsten Philipp's II. nicht unähnlichen Zügen, in dem festzusammengekniffenen Mund, in den wenigen Geberden, in der kurzen, scharf betonten Rede seinen Charakter auf den ersten Blick aus. In seinem lodenen Wamms, unter dem schlichten grünen Hut, wohnte eines Verrina strenge, vaterländische Tugend, und der religiöse Fanatism eines Mortimer, ohne dessen allzu irdische Nebenzwecke. Mayer hätte aus vermeintlicher Pflicht dem liebsten Freund, mit Thränen im Auge und mit zitternder Hand, den Blick gen Himmel, aber unbeugsamen Entschlusses, den Stahl ins Herz gesenkt. Wehe den Oestreichern, hätte er nach dem Waffenstillstande an des Sandwirth Hofer's Stelle gestanden! Wie dieser Mann war im Leben, so ging er auch in den Tod, obgleich Vater von sechs unmündigen Kindern, deren jüngstes zur Zeit seiner Hinrichtung die Mutter noch unter ihrem Herzen trug. — Im Februar 1810 wurde er zu Botzen vor ein französisches Kriegsgericht gestellt, weil er noch nach der Proclamation des Vicekönigs Eugen (d. d. Villach 15. Nov. 1809) die Waffen getragen, also sich der Amnestie verlustig gemacht habe. So viele Freunde fand er, daß sogar die erste Sentenz des Kriegsgerichts wegen Mangel in den Formalitäten annullirt wurde. Alles Winken, Bedeuten, in die Rede Fallen seiner Vertheidiger vor Gericht war vergebens. Er fand es unbegreiflich, und sogar sich höchlich darüber beleidigt, wie man ihm zumuthen könne, durch eine Unwahrheit sein Leben zu retten. Ruhiger Miene, festen Blicks und Tons, mit unverbundenen Augen erwartete er die tödtenden Kugeln. Dem ihn begleitenden Kapuziner gab er das Crucifix, das er an sein Herz gedrückt hielt, zurück, damit es von keiner Kugel getroffen würde; auch sollte er die Gemeinden die um seinetwillen durch Brand gelitten um ihre Verzeihung ersuchen: „Irren sei menschlich, und er habe geirrt."

Nicht minder pikant sind andere Schilderungen, z. B. die des bairischen Obersten v. Ditfurth. Freilich scheint diese letztere Charakteristik mehr pikant als wahr zu sein. Es ist eine sehr gründliche Reclamation von Seiten des Sohnes dieses tapfern Offiziers gegen Hormayr's „Anschuldigungen" erschienen; und mit Freuden benutzen wir diese Gelegenheiten, denselben in Ausübung seiner „frommen Sohnespflicht" in diesen Blättern zu unterstützen. Zuerst die Worte Hormayr's:

Im Thale Fleims entglühte in den ersten Monaten des Jahres 1809 der heftigste Widerstand gegen die Rekrutirung. Oberstlieutenant Ditfurth, eine schöne, wahrhaft Homerische Gestalt, ein brillanter Offizier, aber vom Bonaparte'schen Gestirn verzaubert, Baierns Größe nur davon erwartend und jeden Widerstand durch Schrecken zu unterdrücken für Pflicht erachtend, rückte von Trient mit der Executionstruppe heran und verübte, trotz der Gegenbestrebungen des Civilcommissairs Riccabona, Unmenschlichkeiten, welche aufs äußerste reizten. Nur das Flehen der schönen Gräfin Taxis wendete den Spruch Ditfurth's, den Vordermännern des Widerstandes so viele Prügel durchzählen zu lassen als sie Jahre zählten, was bei dem Fleimser, Scarlo, nicht weniger als 74 betragen hätte! — Ditfurth, stolz auf den leichten Sieg, eilte mit Mieg nach München, wurde Oberster, und Mylius, der zur Nachgiebigkeit gerathen hatte, pensionirt. Er vermaß sich: „mit seinem Regiment und ein paar Escadrons das ganze Bauernvolk im Zaum zu halten." — So wurde er denn auch, wie durch ein rächendes Verhängniß, das erste Opfer der Insurrection. Er hätte in München gänzliche Sicherheit und Zuversicht hervorgebracht. Noch in der Nacht vom 11. auf den 12. April 1809 gab das bairische Generalcommando Befehle zum Anzünden und Erschießen. Am 13. gegen Mittag hatte sich schon Alles auf Discretion ergeben; wie gesagt, die braven bairischen Truppen nebst einer starken Colonne Franzosen, in Allem bei 8000 Mann, mit allem Geschütz, Gepäck und Ehrenzeichen, kamen in den Fall, im Detail geschlagen zu werden und bei Sterzing, Innsbruck und Hall auf freiem Felde, ohne einen einzigen Oestreicher zu sehen, auf Discretion Capitulationen mit den Bauern einzugehen. — Ditfurth sah, daß für ihn Nichts mehr übrig bleibe als der Tod, und focht wie ein Held. Dennoch wurde er mit vier Wunden Gefangener der verachteten und mishandelten Bauern. Er starb nach 12 Tagen, nicht an jenen, wiewol schweren Wunden, sondern an einem hinzugetretenen Nervenfieber, in Raserei über sein Loos. Es war des F.-M.-L. Chasteler erstes Thun, ihn zu besuchen und für seine Pflege Sorge zu tragen. Aber Ditfurth phantasirte immer nur vom Einhauen in die Bauern, und von der Nothwendigkeit der Erhaltung Kufsteins. In einem einzigen lichten Zwischenraum sagte er trotzig zu Chasteler: „Hätten Alle gethan so wie ich, so wären Sie auch nicht hier!" Damit zielte er wol auf den Generallieutenant Kinkel, der sich allerdings benahm wie 1806 die preußischen Festungscommandanten. — Ditfurth und Graf Max Arco fielen, wie Geßler und Wolfenschieß durch Tell und Baumgarten, aber als Soldaten verdienen sie die allergrößte Hochachtung.

(Der Beschluß folgt.)

Romanliteratur.

1. Der Zeitkrüppel. Ein Wiener-Roman von dem Verfasser des Tony und der Adalay. Herausgegeben von Karl August von Terzky. Zwei Bände. Zürich, Meyer und Zeller. 1846. 8. 2 Thlr. 26 Ngr.

Der Roman spielt in Wien; Held desselben ist ein Mann Namens Beliwy, der sich durch ein ausschweifendes, principienloses Leben hindurchschleppt, das mit jedem Tage sich mehr verflacht und zuletzt mit dem Selbstmorde endet. Aus diesem Romane können wol zehn Buchfabrikanten die nöthigen Ingredienzen zu neuen höchst interessanten Geschichten sich holen; denn hier sind sie wahrhaft verschwendet und mit einem unausstehlichen widerlichen Luxus sind da Jesuitenkniffe, Kuppeleien, gemeine Betrügereien, Falschmünzergeschichten, Selbstmorde, unnatürliche Lüste wie in einer Herenküche zusammengebraut. Das Ganze ist in einem Tone gehalten der nicht verfehlen kann unsern Ekel zu erregen, und stellenweise mag es wol als Brechmittel dienen können. Wir wollen einige Proben hier anfügen, denn wer es nicht gesehen, glaubt es nicht. I, 160: „In der vollen Gaststube saß hinter einem Tische ein verliebtes Paar, dessen Liebe erst einige Tage alt war, und die immer inniger und wärmer zu werden anfing, je mehr sie mit Bier und Käse gefüttert wurde."

Ferner S. 165 „zeigt sich dasselbe Paar Laus und Lena. Nachdem Laus in einer Schlägerei eine Wunde auf den Kopf empfangen hat, sagt Lena: «Da gieß mir auf die hohle Hand a Bißl Schnaps, i will dir die Wurst einreiben, sie ist schon so groß, so dick und so roth wie a Plunzen. Her da, Lauserl, und halt grad den Kopf. Laus: Spuck drauf, ich sauf' den

Schnaps aus, heilt's ebenso schnell. Lena. Drauf ... sollt ich dir. Meine Mutter hat mich immer mit .... gewaschen, wenn mir was gefehlt hat. Das war a scharfer Gusto, Lauserl; magst? Laus. Du Saumensch, ... du Sauluderl, geh, gib mir an Schmatz." Misthaufen, Lausnest, Mistluder sind Schimpfworte in dieser saubern Gesellschaft, von der sich gern Jeder mit Ekel wegwendet.

2. Lebensfragen in sieben Erzählungen. Von Victor Strauß. Drei Bände. Heidelberg, K. Winter. 1846. Gr. 8. 3 Thlr.

Es werden in diesen Büchern verschiedene Conflicte aus dem Leben herausgegriffen und in Novellenform abgehandelt. Zu Gevatter steht bei der Geburt dieser Erzählungen ein gelinder Pietismus, und oft gewinnt es sogar den Anschein, als seien sie blos geschrieben, um daran die Wichtigkeit und Bedeutsamkeit eines religiösen Lebens zu zeigen. Die Hauptconflicte die sich in diesen Geschichten darstellen, mögen sie nun auf dem Gebiete der Familie sich zeigen oder auch politische Zustände betreffen, werden hier allezeit geschlichtet durch Bibel und Religion; der Pietismus führt die aus den Fugen getriebenen gesellschaftlichen und Familienbeziehungen wieder auf ein friedliches Gebiet zurück und gießt sein versöhnendes Licht über dieselben aus. Von besonderer Tiefe sind aber sämmtliche Conflicte nicht, und die ganze Weltanschauung kommt etwa der eines alten beschränkten Pfarrers gleich, der sich allmälig ganz in seine frommen Ansichten hineingelebt hat und keinen andern Standpunkt zur Beurtheilung des Lebens, der menschlichen Leidenschaften und gesellschaftlichen Verwickelungen kennt als den von der Kanzel. In der ersten Erzählung sind zwei Ehen durch wechselsweise entgegengesetzte Zuneigungen in Contrast; die Leidenschaft wird in den Hintergrund gedrängt und die Pflicht siegt. In der zweiten sucht ein Bruder seinen Bruder aus dem Majorate zu verdrängen; er erfindet deshalb eine Geschichte mit einer magnetischen Frau, eine andere löst aber das Räthsel und das im Abendglanz strahlende Kreuz des Kirchthurms bringt zwei mal eine Rettung herbei. In der dritten will ein Vater nicht haben, daß seine Tochter den Stephan heirathet, und behandelt sie sehr hart; da ertrinkt sein liebster Sohn, er sieht darin eine Strafe des Himmels, und da seine Tochter trotz aller harten Behandlung sehr fromm und tugendhaft ist, so gibt er endlich nach und sie heirathet den Stephan. In der vierten Erzählung sind pietistische und rationelle Ansichten im Gegensatz, die Vernunft wird natürlich aus dem Felde geschlagen. Zwei andere Erzählungen behandeln unter dem Titel „Die Communisten und Mammon" den Gegensatz von Arm und Reich; einige der handelnden Personen werden bekehrt, andere von der Obrigkeit gestraft. Wer übrigens eine dieser Erzählungen gelesen hat, kennt so ziemlich den Ton aller; die Sprache und Darstellung ist zwar einfach, aber oft gar zu hausbacken.

3. Heinrich IV. im Spiegel der Gegenwart. Von Karl von Damitz. Drei Theile. Leipzig, Krappe. 1847. 8. 3 Thlr.

Man könnte dem Titel dieses Buches nach auf den Gedanken kommen, als sei darin die Zeit Heinrich's IV., sowie sein Charakter und sein Kampf von dem Standpunkte unserer gegenwärtigen historischen und geistigen Entwickelung aus in ein klareres Licht gesetzt, oder es seien vielleicht Beziehungen nachgewiesen, durch welche unsere Zeit mit der Heinrich's IV. eine gewisse Verwandtschaft habe; allein darüber würde man sich schwer getäuscht fühlen. Heinrich sammt den Hauptereignissen seines Lebens ist geradezu in unsere Gegenwart versetzt, die Darstellung ist so eingerichtet, als ob sie mitten in unsern jetzigen geselligen und politischen Zuständen vor sich gehe. Die gesammte Gegenwart ist in dieses Buch hineinverwebt; es kommen Eisenbahnen, Dampfschiffe, Jesuiten, Calvinisten, Barmherzige Schwestern, Auswanderungen nach Amerika vor, und von Hegel und von Schneidemühl ist die Rede, und das Alles in und um den Kampf den Heinrich für den Staat gegen die Hierarchie des Mittelalters kämpfte. Der große historische Hintergrund schrumpft zu einem Märchen zusammen, das mit den seltsamsten, abenteuerlichsten Intriguen durchwebt ist und sich durch drei Bände hindurchschleppt, ohne uns zur wahren Freude an der Gegenwart, noch auch zur historischen Betrachtung und Auffassung jener bewegten Zeit kommen zu lassen. Es ist ein ermüdender Weg den man durch diese Geschichte zurückzulegen hat, an dessen Ende man sich freut, weniger über das gewonnene Resultat, die erhaltene Erheiterung oder Belehrung, als vielmehr lediglich darüber, daß man ihn überwunden und nicht Ursache hat, ihn noch einmal zu machen. So zubereitete Geschichte ist sowol für den Historiker ganz ungenießbar, als auch für den literarischen Kritiker ermüdend und erschöpfend, für unsere Literatur aber ohne Werth, ohne Interesse.

4. Martin Luther. Historischer Roman. Nach dem Französischen von H. E. Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger. 1846. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Es waren bei der Lecture dieses Buchs uns einige Bedenken aufgestoßen, ob dasselbe wirklich nach dem Französischen bearbeitet sei; denn die Auffassung ist oft so rein deutsch, so aus unserer Anschauung hervorgegangen, daß man nur schwer den Franzosen dahinter finden kann. Doch könnte es auch sein, obgleich wir freilich das französische Original nicht kennen, daß durch den Bearbeiter oder durch die Bearbeiterin an manchen Stellen und Wendungen diese eigenthümliche Färbung hervorgebracht sei. Das Buch umfaßt das ganze Leben Luther's, von seinem Leben und Lernen in Erfurt, seinem Lehren in Wittenberg, seinem Kampf mit dem Papstthum bis zu seinem Tode. Wer gerade keine großartige tiefe Auffassung der Zeit und des Charakters Luther's erwartet, wird das Buch nicht ohne Interesse lesen. Freilich sind die historischen Thatsachen in ihrer Folge nach Willkür benutzt, der deutsche Bearbeiter hat aber fortwährend durch Noten die Geschichte in ihre Rechte wieder eingesetzt, was aber, beiläufig gesagt, für den Leser eher störend als förderlich ist, weil man mit jedem Schritte erfährt, daß Das woran man oben im Texte sich vielleicht erfreut hat, doch eigentlich noch jetzt nicht oder überhaupt gar nicht geschehen sei. Um die spätere Verheirathung Luther's mit Katharina von Bora zu erklären, glaubte der Romanschreiber vorher erst eine Jugendliebe aus der Hochschule von Erfurt voraussetzen zu müssen, sowie er überhaupt auch vielen romantischen Schnickschnack von Zigeunern und Rittern eingeflochten hat. Im Ganzen aber ist die Erzählung fließend, freilich aber immer eines jener widerlichen Mischlinge von Geschichte und Roman, wo die Geschichte durch ihre Form entstellt wird und der Roman durch seinen Inhalt verkrüppeln muß. 93.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 90. — 31. März 1847.

Das Land Tirol und der Tirolerkrieg von 1809.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 89.)

An einer andern Stelle spricht Hormayr noch von dem „wahrhaften Herodestreiben" des Obersten Ditfurth im fleimser Thale, bei welchen Ausdrücken man allerdings an Kindermord und dem Aehnliches denken muß, wie der Sohn mit Recht bemerkt. Diese Anschuldigungen Hormayr's sind nun auch in andere Werke über den Tirolerkrieg übergegangen. Einer hat sie dem Andern nachgeschrieben. Hr. v. Ditfurth der Sohn hielt es demnach für seine Pflicht, die genauesten historischen Untersuchungen über die Handlungsweise seines Vaters anzustellen. Sein Zweck war: sich entweder zu überzeugen, daß diese durch keine Quelle unterstützten Vorwürfe wirklich gegründet seien, oder im entgegengesetzten Falle das Andenken eines geliebten Vaters von ungerechten Beschuldigungen zu reinigen. Diese Nachforschungen, zu welchen die königlich bairischen Archive den meisten Stoff geliefert haben, zeigen nun auf unwiderlegbare und authentische Weise Folgendes:

Erstens: Die lächerliche Prahlerei, mittels deren der Oberst Ditfurth sich anheischig gemacht, mit seinem einzigen Regimente das ganze tiroler Bauernvolk in Zaum halten zu wollen, ist durchaus unwahrscheinlich, und muß so lange als unwahr betrachtet werden, ehe Hr. v. Hormayr nicht seine Gewährsmänner dafür stellt, und einen gültigen historischen Beweis liefert. Denn es ist keinem Zweifel unterworfen, daß sich der Oberst Ditfurth über die unzureichenden militairischen Kräfte Baierns durchaus nicht getäuscht; daß er bei seiner Anwesenheit in München vielmehr entweder gänzliche Zurückziehung der geringen in Tirol verweilenden Truppen (und diese bestanden dann immer doch in noch etwas mehr als blos in seinem einzigen Regimente), oder aber ansehnliche Verstärkung derselben beantragt hatte, und daß er, als zu einer solchen namhaften Verstärkung die Mittel fehlten, die unglücklichen Ereignisse des nächstfolgenden Monats schon damals als unvermeidlich erkannt hatte. Ganz unverwerfliche Zeugen, unter Andern der spätere Minister v. Mieg, sowie Völdernborf, stellten Dieses außer Zweifel. Ja es ist sogar höchst wahrscheinlich, daß der Oberst Ditfurth mit dem klaren Bewußtsein, auf einem verlorenen Posten zu stehen, und mit dem Entschlusse, auf diesem Posten wenigstens ehrenvoll zu fallen, nach Tirol wieder zurückgekehrt ist.

Zweitens: Ebenso unwahr ist die Bezüchtigung leichtsinniger, die eigene Regierung bethörender und verblendender Dienstberichte. Das Gegentheil ist vielmehr actenmäßig constatirt.

Drittens: Mit den im fleimser Thale ausgeübten Unmenschlichkeiten eines förmlichen Herodestreibens verhält es sich folgendermaßen: Ehe noch der Aufstand in Tirol ausbrach, als jedoch alle Gemüther bereits in Gährung waren, und schon Alles bereit war zum Losschlagen, in Erwartung des bevorstehenden Kriegs, widersetzten sich mehre Gemeinden des fleimser Thals der angeordneten Rekrutenaushebung. Ein 500 Köpfe zählender Haufe zog gegen Cavallese und verjagte das gesammte dortige Amtspersonal. In wenigen Tagen wuchs er auf 1000 Köpfe, größtentheils bewaffneter Mannschaft, an, der die Gemeindekassen in Beschlag nahm und sich des Pulvers in den königlichen Mühlen bemächtigte. Diejenigen Gemeinden welche nicht gemeinsame Sache machen wollten, wurden gewaltsam gezwungen und in einem förmlichen Treffen besiegt. Gegen diesen vollkommenen Aufstand setzte sich der damalige Oberst Ditfurth in Marsch, wurde aber von den Insurgenten unterwegs zuerst angegriffen, sodaß sein ganzer Vortrab sich zurückziehen mußte, und in Gefahr kam abgeschnitten zu werden. Aus den Häusern der aufständischen Gemeinden wurde ein heftiges Flintenfeuer auf die Truppen gemacht. Sobald aber der Aufstand unterdrückt war, marschirte Ditfurth auf der Stelle mit seinen Truppen wieder ab, um, wie er in seinem Berichte sagt, den „mit den Schuldigen sonst unvermeidlich leidenden Unterthan dieser Gegenden nicht zu drücken, und um die Ueberzeugung zu geben, daß allerdings strenge und augenblickliche Bestrafung, nicht aber Rache stattfinden solle". Diese Bestrafung bestand darin: daß die Hauptschuldigen von den Civilgerichten zur Untersuchung gezogen wurden, eine Procedur bei der sich Ditfurth weder betheiligen noch die er ändern konnte. Außerdem aber hat er die Rädelsführer, um ein öffentliches Beispiel zu geben, vorläufig mit 30 — 60 Stockstreichen abstrafen lassen. Mag

man nun über letztere Strafe denken wie man will, so wird man wenigstens nicht so ganz etwas Unerhörtes darin finden, wenn man sie mit dem Verfahren bei ähnlichen Gelegenheiten und Anlässen vergleicht. Bei den Worten „unerhörte Grausamkeiten und förmliches Herodestreiben“ denkt man aber wenigstens an Sengen und Brennen, an Plündern und Morden. Hr. v. Ditfurth hat daher ganz Recht, wenn er diese crassen Ausdrücke in ihrer allgemeinen Unbestimmtheit so lange für unangemessen und für verleumderisch erklärt, als bis nicht noch andere specielle Facta erwiesen werden. Einer aufgeregten, leidenschaftlich entflammten Bevölkerung ist es zu verzeihen, wenn sie während des Kampfes dem gefährlichen Gegner nicht Gerechtigkeit widerfahren läßt, sondern leichtgläubig die übertriebensten Gerüchte nachspricht und fortpflanzt. Im Kleinen erleben wir Dergleichen alle Tage, und Niemand wird wol ganz frei sein von solchen Uebereilungen. Der Historiker aber darf nicht unter dem Einflusse solch leidenschaftlicher Aufregung schreiben, er muß die Thatsachen prüfen bevor er sie ausspricht. Am wenigsten aber darf er sich blos in allgemeinen Phrasen und unbestimmten Anschuldigungen ergehen, wenn er selbst keine bestimmte Facta kennt die denselben zum Grunde liegen. Es ist merkwürdig, wie sich auf diese leichtfertige Weise gewisse allgemeine Beschuldigungen ohne jedes klare Bild in unsern Geschichtsbüchern fortpflanzen, und gewissermaßen stehend in denselben werden. So z. B. ist bei der Vertheidigung Hamburgs im J. 1813 immer von dem Wütherich Davoust die Rede. Wenn man aber etwas genauer forscht, so stellt sich heraus, daß Davoust eben nicht Mehr und nicht Weniger gethan hat als jeder andere belagerte General an seiner Stelle gethan haben würde. Uebrigens kann sich Dergleichen sehr leicht bei einem Geschichtswerke einschleichen, ohne daß man deshalb gleich einen Stein gegen den Schriftsteller aufzuheben berechtigt wäre. Die Niebuhr mit ihrer haarscharfen Kritik, die es ihnen unmöglich macht auch nur das unbedeutendste Urtheil auf fremde Autorität hin nachzuschreiben, und denen es gegen die Natur geht irgend eine Aeußerung zu thun, bevor sie selbst nicht das allerklarste Bild von ihrer Bedeutung haben, sind allemal eine seltene Erscheinung. Unbedachtsame Behauptungen laufen auch bei dem größten Geschichtschreiber mit unter. Wenn daher Hr. v. Hormayr in der ersten Auflage seiner „Geschichte A. Hofer's“ dem Obersten Ditfurth Unrecht gethan, so kann man es als ein im guten Glauben begangenes, leicht zu entschuldigendes Versehen betrachten. Als ihm aber der Sohn späterhin schrieb, und ihn auf das Unbewiesene seiner ganz allgemein gehaltenen Beschuldigungen aufmerksam machte, als er Thatsachen dagegen anführte, da war es allerdings Hrn. v. Hormayr's Pflicht, in der zweiten Auflage diese Beschuldigungen entweder zu tilgen, oder sie näher zu specialisiren und mit historischen Quellen zu belegen. Er hat aber weder das Eine noch das Andere gethan, sondern sie wörtlich und unverändert wieder abdrucken lassen: ein Verfahren worüber er jetzt freilich nach der würdigen und öffentlichen Ansprache des Hrn. v. Ditfurth sich ebenfalls öffentlich auszulassen moralisch verbunden sein wird. Hr. v. Ditfurth ist ein zu ehrenwerther Gegner; seine Motive sind so menschlich schön, er verficht eine so heilige Sache, daß es durchaus ignobel wäre, wenn Hr. v. Hormayr sich hier scheinbar in den Mantel eines stolzen Selbstbewußtseins hüllen und die ganze Angelegenheit zu ignoriren versuchen sollte. Der Sohn hat ein Recht auf eine Erklärung; er will keineswegs, daß die historische Wahrheit in Beziehung auf den Nachruf seines Vaters ihm zu Liebe beeinträchtigt werde, aber er verlangt, daß öffentlich ausgesprochene Beschuldigungen entweder bewiesen oder zurückgenommen werden; kein Ehrenmann darf sich einer solchen Alternative entziehen.

Und somit wäre also das Andenken eines tapfern Kriegers wieder völlig gereinigt? Gereinigt? Allerdings, so weit es die Vorwürfe des Hrn. v. Hormayr betrifft. Ein anderer Makel aber haftet auf ihm, und die beredteste kindliche Liebe wird nicht im Stande sein diesen Makel zu verwischen. Auf Ditfurth's Namen haftet der Makel: in ungerechtem Kriege sein Blut vergossen zu haben. Wol wissen wir, daß dieser Vorwurf nicht Ditfurth allein betrifft, daß er nur was unzählige Andere ebenfalls gethan. Wol wissen wir auch, daß es ein Unterschied ist, ob man im J. 1847 oder im J. 1809 gelebt hat. Das sittliche Bewußtsein von heute ist ein anderes als das von gestern, und es wäre ungerecht, wenn man Jemanden nach anderm Maßstabe messen wollte als nach dem Sittengesetze der Zeit in der er lebte. Der Deutsche der heutzutage dem fremden Eroberer dienen wollte, wenn er über die Grenze hereinbräche, der würde allerdings mit Schande gebrandmarkt sein; und der Mann der heutzutage so wenig Rechtsgefühl besäße, daß er gegen eine so heilige Sache wie die tiroler mit zu Felde ziehen könnte, der würde allerdings für einen elenden Söldling von der gemeinsten Gesinnung gelten. Es sind seit jener Zeit erst 38 Jahre verflossen; aber wie ganz anders ist es doch schon geworden, um wie viel höher steht das heutige Deutschland als das damalige! Mag auch jetzt noch so viel zu wünschen übrig bleiben: im Vergleich gegen damals haben wir Riesenfortschritte gemacht. Es geht aus Allem hervor, daß der Oberst Ditfurth ein ebenso hochgebildeter als edler und hochherziger Mann gewesen ist, und dennoch konnte derselbe für Geld und Ruhm die Rolle eines Condottiere spielen, konnte dem Wahlspruche nachleben „Wessen Brot ich esse, dessen Lied ich singe“, unbekümmert darum, ob er für eine gerechte Sache sein Schwert ziehe, oder ob er Henkersdienste leiste gegen rechtlos Unterdrückte. Ja, es läßt sich annehmen, daß auch nicht einmal der leiseste Scrupel in seiner Seele aufgestiegen ist über einen Beruf den heutzutage kein Mann von Ehre übernehmen würde. Damals gehörten die Gneisenau und Blücher, die lieber ihren Abschied eingaben und lieber darbten als mittelbar oder unmittelbar im Dienste des Unterdrückers Deutschlands zu ste-

hen, noch zu den Ausnahmen. Damals war der Soldat weiter Nichts als eine willenlose Mordmaschine, als ein uniformirter Henker, der auf Befehl seines Brotherrn drauf losschoß und losstach, und jedes sittlichen Urtheils über die Ursache des Kampfes bar und ledig war. Jetzt, so glauben wir wenigstens, steht der Soldat um einige Hundert Procent höher. So lange man im Dienste ist, muß man gehorchen, der Grundsatz steht auch jetzt noch fest, und muß auch fest bleiben; aber insoweit hat sich doch das Gewissen der Menschen verfeinert, daß der Dienst in ehrloser Sache auch für eine Ehrlosigkeit gilt, und daß von jedem Ehrenmanne verlangt wird seinen Abschied zu nehmen, sobald Recht und Vaterland durch den Krieg verrathen werden. Der Soldatenstand ist von allen Ständen offenbar am allerspätesten auf diese sittliche Culturstufe gelangt. Von dem Richter, von dem Staatsmanne, von dem Geistlichen verlangte man schon früher, daß sie lieber ihre Stelle aufgeben als die Hand bieten sollten zu Handlungen die der sittlichen Idee ihres Amts widersprochen hätten; und wenn auch die praktische Ausführung dieses Grundsatzes Manches zu wünschen übrig ließ, so war er in der Theorie doch längst anerkannt. Der Soldat aber galt selbst in der Theorie noch für eine sklavische Menschenclasse, dem kein freies sittliches Urtheil über die Zwecke zustehe zu welchen man ihn gebrauche, und sonderbar, selbst die übrigens ehrenhaftesten Charaktere nehmen an dieser entwürdigenden Bestimmung keinen Anstoß. So war es möglich, daß selbst ein Ditfurth, der nicht einmal ein geborener Baier war, sich zu einer durchaus schlechten Sache, zu der Unterdrückung der Tiroler, gebrauchen ließ, und daß er seinem Gewissen Genüge gethan haben konnte, wenn er sich nur tapfer schlüge, gleichviel auf wessen Seite das Recht oder Unrecht sei. Jetzt wäre es doch wol nicht möglich, daß ein so ehrenwerther Charakter auch nur einen Pistolenschuß losdrückte in einem solchen Kampfe wie es der Tirolerkrieg war, es sei denn, er stände auf der Seite des Rechts und der Freiheit.

Wir haben uns dieser Bemerkung nicht enthalten können, weil die übrigens so ehrenwerthe Schrift des jüngern Hrn. v. Ditfurth auch nicht die leiseste Andeutung von der falschen Stellung enthält die sein Vater nach unsern jetzigen moralischen Begriffen in dem Tirolerkriege offenbar eingenommen hat. Wir ehren die fromme Sohnespflicht, welche ihm die Feder in die Hand gab; aber höher noch steht uns die sittliche Wahrheit selbst. Und ein ehrenhafter Publicist muß auch selbst da gegen jede Verletzung derselben protestiren, wo das Gefühl der Pietät ihm so gern Schweigen geböte.*)

F. von Florencourt.

*) Wir werden später noch einen dritten Artikel bringen. D. Red.

Radicale Geschichtschreibung.

Die Geschichte des Bauernkriegs sollte, so müßte man denken wenn man ihn in Verfolg und Folgen betrachtet, als eine Warnung oder ein Abschreckungsmittel gegen religiösen Fanatismus, gegen politisch-socialen Radicalismus wirken. Wie Alles aus Fugen und Gleisen geht, wenn der Menschengeist das ihm inwohnende Freiheitsprincip jeder moralischen Fessel entäußert; wie nur sündige Misgeburten der Selbstüberhebung entstehen können, wenn allem Bestehenden der Krieg erklärt wird, weil dies Bestehende mit Mängeln behaftet ist; wie in dem wüsten Treiben die Keime des Guten, die in der Opposition lagen, erstickt, redliches Wollen der nur Gerechtigkeit und Abhülfe Heischenden entweder bald selbst verkehrt oder durch den ungestümen Andrang Solcher in den Koth getreten wird die nicht der Freiheit sondern der furchtbarsten Anarchie eine Gasse zu brechen suchen; wie, nach gewöhnlicher Regel, der Strom jeden Damm mit sich fortreißt welchen Die gebaut haben die den Wasserzufluß nach ihrem Gutdünken zu regeln und zu nützen glaubten; wie endlich das Prophetenthum, gehegt und gepflegt durch falsche Ansichten vom Schriftprincip und der Erleuchtung und der Lehrberechtigung, die gefährlichste Volkstribune liefert, stehe sie auch wie Jannes und Jambres vor Mose, ist auch mancher Simon Magus der schwärmerisch-erregten Menge auf die erhitzten Köpfe niedergeschmettert: das Alles wird in keiner Epoche unserer Geschichte klarer als in den funfzehnhundertzwanziger Jahren. Gerade diese Geschichte aber suchen unsere modernen Revolutionnaire und Bilderstürmer für ihre Zwecke zu arrangiren und zu benutzen. Ein Herr A. Weill „in Paris" hat die Entdeckung gemacht, daß die Deutschen es nicht verstehen populaire Geschichte zu schreiben (Schiller scheint er ausnehmen zu wollen, „aber die Deutschen verstehen den Schiller noch nicht"), und da hat er nun ein Erbarmen gespürt und den armen Deutschen ein Muster populairer Geschichte gegeben („Der Bauernkrieg", Darmstadt 1847), welches er zu gleicher Zeit für die Franzosen assaisonnirt hat. Das Verfahren ist äußerst einfach. Hr. W. Zimmermann hat, nach dem Vorgange vieler tüchtigen, meist aber nur partialen, einzelne Zeiten oder Gegenden betreffenden Arbeiten, den Bauernkrieg in einem Werke („Allgemeine Geschichte des großen Bauernkriegs. Nach handschriftlichen und gedruckten Quellen", 3 Bde., Stuttgart 1844) beschrieben, in welchem er eine etwas starke Vorliebe für dessen Helden und Tendenzen an den Tag legt, und durch Hineinmischen späterer Elemente und Zustände den Standpunkt wol einigermaßen verrückt, einestheils aber durch sorgfältige Sammlung des Materials, anderntheils durch lebendige, oft nur zu aufgeregte Charakterisirung von Personen und Verhältnissen Manches geleistet hat. Hr. Weill nimmt dies Buch zur Hand, räumt dem Verfasser desselben großmüthig den ersten Rang eines deutschen Geschichtschreibers ein, findet, jetzt sei Nichts mehr nöthig als das Gemälde zu concentriren, und macht so ein neues Buch, indem er unter dem Vorgeben die hervorstechenden Persönlichkeiten zu verkörpern, alle Dinge auf die Spitze stellt, Romanphrasen in die Historie einwebt, die Communistenideen unserer Zeit mit denen des 16. Jahrhunderts in Einen Topf wirft, und mit dem Zusatz der ätzenden Lauge des Aristokratenhasses ein kräftiges Gebräu liefert. Da wird denn von evangelischer Gleichheit und Freiheit gepredigt, von Princip und Persönlichkeiten, von Halbmaßregeln und Sieg der Interessen über die Ideen, von Logik und Consequenz — und statt Florian Geyer glaubt man einen Conventsredner zu hören, so hübsch modern, so zeitgemäß ist Alles, so geschult durch den Jargon nicht der Linken, sondern der kleinen Journale der Linken, laufen auch einige unflätige Ausdrücke mit unter, die das 16. Jahrhundert charakterisiren sollen. Es fehlt nur, daß Florian Geyer die femme libre suchte, das Phalansterium gründete und das Volk zur gemeinsamen Arbeit nach Leidenschaften und Trieben zusammenberiefe und die Jungen in Mistfinken und Strauchdiebe theilte. Aber die gemeinsame Arbeit war damals neben Herstellung der Theokratie nur Sengen und Morden.

Das nennt Hr. Weill die Sache „ganz praktisch" machen: Das ist das nürnberger Spielzeug, zu dem er die Eichen in diesem „blutgemästeten Walde" verschnitzelt

hat. Und diese „praktische" Literatur soll wol dazu beitragen, das Millennium herbeizuführen in welchem „die Menschen wieder zu den Naturgesetzen zurückkehren und sich ihren Trieben überlassen können, die alle nur edle Keime in sich haben", in welchem es, wie einst von der Bauernkanzlei zu Heilbronn beschlossen und dann von der französischen Revolution nachgeahmt ward, keinen Standesunterschied mehr geben und die Geistlichkeit, wenn man sie überhaupt noch am Leben läßt, da sie doch eigentlich ganz überflüssig ist, auf „ziemliche Nothdurft" gesetzt werden soll; dies „neue Eden auf Erden", welches vielleicht die Folge des Bauernkriegs gewesen wäre, hätten seine Helden es gegen den „größten Wicht", Götz von Berlichingen, durchgesetzt, „dem Kriege eine nationale Ausdehnung über ganz Deutschland zu geben". Doch „leider gingen die Vorschläge nicht durch: die Mäßigkeitspartei siegte". Für Deutschland aber sei nur Ein Heil geblieben: die Ausführung von Thomas Münzer's „socialen Ideen", — diese Ausführung sei nicht möglich, „wenn sich die Demokratie nicht mit der Monarchie gegen die Aristokratie verbinde".

Darin liegt das „Centrum" der Ansicht unsers Historikers: daher umfaßt er alle tollsten, bluttrünstigsten Führer in diesem Vernichtungskampfe mit solcher Zärtlichkeit; darum tauchen ihm nirgend in der ganzen Weltgeschichte „edlere, größere Männer" auf als Thomas Münzer, Wendel, Hipler, Geyer, Karlstadt, die er mit Luther, Dürer, Sickingen, Reuchlin, ja, man denke, mit Erzbischof Albrecht zusammenwürfelt; darum sind ihm die zwickauer Ikonoklasten „bonnes gens", deren Eifer nützlich sei; darum findet er in dem verwilderten Mörder Jakob Rohrbach einen „großartigen gesellschaftlichen Trieb", wenn auch „unsere Groschen- und Philisterwirthschaft" Etwas dagegen einzuwenden habe. Dabei muß ihm denn auch wol das „Laßt eure Schwerter nicht kalt werden von Blut" im Munde seines Haupthelden consequent vorkommen.

Man mag den Untergang des Edeln und Kraftvollen das in Thomas Münzer war bedauern: mehr noch muß man die entsetzliche Verirrung beklagen, in welche ein so hochmüthiger wie verworrener Geist gerieth, der die Zerstörung aller Verhältnisse, religiöser wie bürgerlicher, und die Freiheit aller Creatur wollte, um sein Prophetenthum, und sich an die Spitze, zu pflanzen. Da sieht man denn nicht recht ein, wie ein Historiker wie Hr. Zimmermann statt des Verirrten nur den Märtyrer darstellen kann, dessen „großer, irrender, rachesuchender Schatten" noch umgehe, dessen Geist nachhalle „in manchem Vortrag, mancher Foderung redlicher Volksvertreter". Die Deputirten von Würtemberg und Baden werden sich wol bei Hrn. Zimmermann bedanken müssen, daß er in ihnen die Thomas Münzer des 19. Jahrhunderts erkennt!

Das Buch des Hrn. Weill hat aber auch die komische Kehrseite, nicht etwa in Histörchen wie die von den Rebellen aus Hall, die, nachdem sie sich beruhigt, „nach wie vor als echte, deutsche, biedere Unterthanen lebten, merkwürdig viel Kinder, Journalisten und Bureaukraten zeugten, und mehr als je revolutionnair und brummbärisch sind". Das Komische ist der Schluß der Vorrede. Hr. A. Weill in Paris weiß, man werde ihn „preußisch schelten". Er gestehe es. Er sei „preußisch gesinnt", aber nur im deutschen Sinne. „Der König von Preußen gebe mir Vollmacht zu schalten und zu walten, und in drei Jahren lege ich ihm Deutschlands Krone zu Füßen, oder ich mache mich anheischig, meinen Kopf auf das Schaffot als lügenhafter Prahler zu tragen." Weder seiner noch irgend einer Hülfe bedürfe aber Preußen, fügt er nach diesem dithyrambischen Vorschlag mit rührender Selbstverleugnung hinzu. Es genüge, daß er diese Idee von Preußens Vorwärts im deutschen Sinne ausgesprochen habe, um sie früh oder spät in Erfüllung gehen zu sehen. Was in der Phantasie auftauche, sei Alles im praktischen Leben möglich. An den deutschen Denkern, Dichtern und Schriftstellern sei es, das Werk (des Bauernkriegs?) regelmäßig weiter zu spinnen. „Der Dichter", sagt Schiller, „steht auf des Königs Höhe. Suchen wir unsererseits den König auf unsere Höhe zu stellen; wir können Beide nur dabei gewinnen."

Solche Waare liefern die darmstädter Pressen!

Die Proben mögen für jetzt genügen: dies Schriftstellerthum aber „spinnt sich weiter". Ist es nicht „der Herren eigener Geist, in dem die Zeiten sich bespiegeln"? 101.

Bibliographie.

Benfey, T., Die persischen Keilinschriften mit Uebersetzung und Glossar. Leipzig, Brockhaus u. Avenarius. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Carriere, M., Die philosophische Weltanschauung der Reformationszeit in ihren Beziehungen zur Gegenwart. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Diogena. Roman von Iduna Gräfin H..H.. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 1 Thlr. 6 Ngr.

Euripides, Hippolytos, Tragödie. Metrisch übertragen von F. Fritze. Berlin, Förstner. 1846. Gr. 8. 15 Ngr.

Florencourt, F. v., Zur preußischen Verfassungsfrage. Hamburg, Hoffmann und Campe. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Groß-Hoffinger, A. J., Wien wie es ist. 4tes Heft. „Der Karneval" und „Aschermittwoch-Lieder". Illustrirt von T. Hosemann. Leipzig, Jackowitz. 8. 7½ Ngr.

Kliefoth, T., Die ursprüngliche Gottesdienstordnung in den deutschen Kirchen lutherischen Bekenntnisses, ihre Destruction und Reformation. Rostock, Stiller. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Laurent, P. M., Geschichte des Kaisers Napoleon. 2te verbesserte Auflage. Leipzig, Lorck. Gr. 8. 1 Thlr.

Oesterreich und dessen Zukunft. 2ter Theil. 2te Auflage. Hamburg, Hoffmann und Campe. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Sievers, G. W., Ueber die Tragödie überhaupt und Iphigenie in Aulis insbesondere. Gelegenheitsrede. Hamburg und Gotha, F. und A. Perthes. Gr. 12. 8 Ngr.

Der Sprachkampf und seine Bedeutung in Siebenbürgen. Leipzig, Köhler. Gr. 8. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Bendixen, J., Das Votum des Altonaer Zweigvereins über die Ausweisung des Dr. Jul. Rupp. Ein Wort zur Verständigung. Altona, Hammerich. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Die Einverleibung von Krakau und die Unterzeichner der Schlußacte des Wiener Congresses. Eine publicistische Erörterung. Herausgegeben von Prof. F. Bülau. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 6 Ngr.

Fischer, G. E., Die göttlichen Prüfungen in der Zeit der Theuerung. Predigt am 2. Adventssonntage 1846. Eisleben, Reichardt. 8. 2½ Ngr.

Die neue Lage Preußens seit dem 3. Febr. 1847. Ein publicistisches Vorwort von einem Preußen. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 4 Ngr.

Miede, C. H., Einige Erklärungen über die veröffentlichte Erklärung des Vorstandes des Hauptvereins der Gustav-Adolph-Stiftung in Göttingen. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. Gr. 8. 2½ Ngr.

Stern, S., Was ist geschehen? und Was ist zu thun? Eine Ansprache an die Gleichgesinnten unter seinen Glaubensgenossen. Berlin, Expedition der Reform-Zeitung. Gr. 8. 6 Ngr.

Thielau, A. v., Die sächsisch-baiersche Eisenbahn und das Budget. Dresden und Leipzig, Arnold. Gr. 8. 5 Ngr.

Uz, Contra Oppenheim und pro Geschwornen. Leipzig, Schrey. Gr. 8. 10 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 91. —— 1. April 1847.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint täglich eine Nummer und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Der Weltpriester. Von Leopold Schefer. Nürnberg, Stein. 1846. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Philosoph und Dichter in einer Person bilden eine Verbindung die den Kritiker bisweilen in große Verlegenheit bringen kann. Diese Verbindung die von keiner Regierung, von keinem akademischen Rathe verpönt ist, wird doch von einem so freien und geistigen Gerichte wie das ästhetische selten geduldet, immer bedenklich gefunden, und meist damit gestraft, daß die Betheiligten das einfachste Zeugniß künstlerischen Werthes und künstlerischer Begabung nicht erhalten. In der Regel nämlich thut hier der Eine was des Andern Amt, und bei gewöhnlichen Naturen kann man geradezu sagen: Einer pfuscht dem Andern ins Handwerk. Welches Recht soll die Kritik gegen sie geltend machen? Die Philosopheme bilden um den Dichter eine schützende Garde, die dem Kunsturtheil alle Competenz abspricht; und wenn der Aesthetiker nun jede andere philosophische Advocatur übernimmt und dem Philosophen zu Leibe rückt, so verschanzt sich dieser hinter dichterischen Argumenten und ist geborgen.

Wo es sich einmal so verhält, da endet die Sache wie bei jedem andern Gericht das dem Schuldigen nicht beikommen kann: die Kritik verurtheilt Beide in contumaciam, und die öffentliche Meinung erklärt sehr oft den Philosophen um des Dichters willen, den Dichter um des Philosophen willen für vogelfrei, d. h. man läßt sie Beide laufen — und liest sie nicht. Es versteht sich, daß Dies in der Literatur so viel bedeutet wie der Vernichtung preisgeben. Wer weiß nicht, wie vielen Moral- und Lehrpoeten es so gegangen ist; wer ist nicht überzeugt, daß es den meisten unserer sogenannten Tendenzpoeten so gehen wird? Denn alles Das sind nur verschiedene Abzeichen einer und derselben kunstgefährlichen Verbindung. Der Offenbarungsphilosoph in Hexametern und sein entschiedenster Meinungsgegner im Sonett, die gereimte Rechtsphilosophie von Policei- oder von Humanitätswegen, die aristokratische Transscendenz und communistische Abstraction, in der Lyrik oder im Epos — kurz, Alle welche die philosophische Blöße mit dem Gewande des Schönen decken oder das leere Gewand des Schönen mit einem philosophischen Leib ausfüllen, alle diese Halbdenker und Halbkünstler, in so verschiedene Hörner sie auch blasen mögen, sie kommen doch unter dieselbe Kategorie, und haben ein gleiches Schicksal zu erwarten.

Aber die Verbindung, deren Wesen ich eben bezeichnet, habe ich hier nur unter gewissen Verhältnissen, und zwar unter den allgemeinern aufgefaßt. Bekanntlich jedoch ist es das Verhältniß was die ganze Sache ändert: und so ist auch sie etwas ganz Anderes in höhern Verhältnissen, bei einigen Auserwählten, deren Philosophie von echt poetischem Sinn getragen, deren Dichtung von wahrhaft philosophischem Gedankengehalt durchdrungen ist. Es gibt tiefgeistige Naturen, die nicht mit verschiedenen Mitteln dilettiren, wobei gewöhnlich gar kein Zweck erreicht wird, sondern deren einziges Mittel, ihr ganzes Sein und Streben, nur die Doppelseitigkeit ihres Zweckes hat. Es gibt prophetische Menschen, deren Herz philosophirt, deren Geist dichtet — das ist nur Eine unmittelbar wirkende Kraft, nicht zwei oder mehre, von denen eine durch das Medium der andern wirkt. Sie stecken ihre Philosophie nicht in das Gewand des Schönen: Beides lebt bei ihnen so miteinander und ineinander, ist so organisirt einig und harmonisch wie Geist und Körper. Dichter und Philosoph sind in ihnen nicht zu gemeinschaftlicher Hantierung verbunden, zwei sonst einander fremde Principien: es sind Zwillingsbrüder, von Einem Geiste erzeugt, in Einem Ideengange erzogen und außen und innen einander so gleich, daß man den Einen oder den Andern erfassen mag, und doch dieselbe Gestalt, dasselbe Denken und Thun zu beurtheilen hat.

Dies ist der Fall bei Leopold Schefer. Auch jetzt

muß man ihn nur aufmerksam betrachten, um Das zu finden, aber früher konnte ihm Das Jeder leicht ansehen und abfühlen. Die ganze deutsche Nation hat so geurtheilt als diese Zwillingsbrüder vor ihr erschienen in voller Kraft und Frische der Jugend. O, wie war der Denker so blühend angehaucht von dem klaren, duftigen Morgen dieses Geistes! Wie jubelte der Dichter in dessen reger Ideenschöpfung! Wie glühte der Eine so schön in künstlerischer Inspiration, wie stand der Andere so lieblich in seinem ernsten Sinnen! Und welche Naturinnigkeit in Beiden, welches Gottleben, welche heilige, strömende Liebe! Schefer's Lyrik, wo sie ihre Höhe erreicht, zeigt den ausgebildeten Charakter einer Spruchdichtung; seine Stimmung ist die einer tieffreudigen, klarbewußten Sittlichkeit, seine Erhebung die der reinmenschlichen Würde, seine Begeisterung die Ueberzeugungswärme des Gedankens; seine Mittheilung ist Lehre, seine Intention deutet gleich auf poetisches Priesterthum. Also sollte man denken, es sei der philosophische Geist der hier gedichtet? Aber in dieser Gnomik ist eine solche Gefühlsunmittelbarkeit, diese Sprüche, es sind glühende Offenbarungsworte einer Dichterseele, in diesen Moralklängen ist so viel tönendes Gemüth, in dieser Lehrmittheilung solche Farbenglut einer reichen Phantasie, daß man umgekehrt behaupten darf, es sei nur der inspirirte Dichter, der im Drange eines von den edelsten Lebensprincipien ergriffenen Herzens hier philosophische Wahrheiten entwickele. In gleichem Verhältniß blieb dieses Doppelwesen Schefer's, als er sich zur Erzählpoesie wandte. Da trat der Künstler in den Vorgrund, wie in seiner Lyrik der Philosoph und Lehrer: denn alle Lehre die hier zum Ausspruch gebracht wurde erschien von künstlerischer Intention geleitet, das Moralsystem zeigte sich im dichterischen Lebensgemälde. Aber von anderm Gesichtspunkte aus erblicken wir die wichtigsten Lebensmomente hier nur in einer besondern Gedankenentwickelung: Träger eines großen, meist weltreligiösen und kosmopolitischen Moralprincips, Helden einer geistigen Mission oder Märtyrer derselben, Culturzustände der Menschheit in eigenthümlichen Ideenphasen, Seelenzustände des Einzelnen, auf die ein volles philosophisches Licht fällt — Das ist der Kreis von Erscheinungen, äußern Situationen und Gemüthslagen, in welchem sich Schefer's Gestaltungskraft versucht. Und so könnte man mit demselben Rechte annehmen, es sei eben nur der Philosoph, der hier seine Theorien in faßlichen Gestalten und Zuständen beleuchte. Ich glaube nicht besser andeuten zu können wie groß die Vorzüge eines Schriftstellers sind, dessen Dichten und Denken sich überall so aus Einem Gusse seiner eigensten Persönlichkeit gibt, dessen Seelenvermögen sich in so tiefinnerer Einheit wirksam zeigen. Ja, eine einzige erhabene Idee hat sich Schefer's bemächtigt, sie pulsirt in seiner philosophischen wie in seiner dichterischen Ader, sie ist in jeder Bewegung seiner Seele, ihre Wurzelfasern sind ihm die frischen, grünen Zweige menschlichen Wissens, sie sind die Leitfäden seines Geistes, sie sind die Fühlfäden seines Herzens. In dieser Idee athmet und lebt und schafft er, sie ist sein Ahnen, sein Schauen, sein Wollen, sein Thun. Und diese Idee — es ist das Aufgehen des Menschengeistes im Gottesgeiste, das Leben des Einen im Andern, die Ewigkeit des Sterblichen in dem allburchdringenden Dasein des Ewigen. Dies ist Schefer's Vernunftreligion — und sein Naturmysticismus. In dieser Selbsthingebung an Gott ist seine poetische Askese, und dieses Gottbewußtsein in ihm ist seine sittliche Eudämonie. Daran knüpft sich bei ihm Alles, Tugend- und Schönheitslehre, Freisinn und Liebe, Zorn und Erbarmen, Versöhnung und Strafe, daran die Auffassung aller menschlichen Verhältnisse, die Berechtigung der menschlichen Thaten und Wünsche. Diese Idee, wie sie bei ihm sich ausspricht, läßt sich in kein Fach irgend eines der bekannten religiösen oder philosophischen Systeme hineinpassen, man darf sie unter keine der angenommenen wissenschaftlichen Benennungen rubriciren — und wer Das bis jetzt gethan, hat offenbar Schefer nicht verstanden oder die Vocabeln verwechselt und unrichtig angewandt. Wie dürfte man z. B. die Allgöttlichkeit, die Schefer so warm, so kindlich fromm, so innig im „Laienbrevier" darlegt, mit dem Namen des herzlosen abstracten Pantheismus bezeichnen? Gibt es eine würdigere und erhabenere Vorstellung von der Allgegenwart Gottes als die Schefer's? Kann man sich den persönlichen Gottesgeist schöner geoffenbart denken als Schefer, der ihn in jeder Gestalt anbetet? Und muß dieser Geist nicht ein bewußt waltender sein, wenn man sich in ihn mit solchem Wunsche versenkt:

> Daß dich zu ehren meine Ehre sei,
> Daß mich zu freuen deine Freude sei,
> Daß dein zu sein mir ewig Leben sei!

Oder kann man Schefer's Gefühl der Göttlichkeit im Menschen mit dem modernen Anthropotheismus vertauschen? Was hat dieser mit einem so begeisternden Aufblick in die Sternenwelt gemein, mit einem so glaubensvollen Empfinden des Namenlosen, mit dieser von irdischem Uebermuth freigewordenen Gewißheit des Unerforschlichen im All?

(Der Beschluß folgt.)

Neuestes über David Hume.

Life and correspondence of David Hume. From the papers bequeathed by his nephew to the Royal society of Edinburgh; and other original sources. By *John Hill Burton*. Zwei Bände. Edinburg 1846.

Je höhere Beachtung David Hume der Philosoph und Geschichtschreiber auch in Deutschland gefunden hat und je ärmer wir in Deutschland an guten Lebensbeschreibungen sind, desto mehr bedauert es Ref., bei der Anzeige des obigen von der englischen Kritik mit Lob empfangenen und Dank verdienenden Werks durch den engen Raum d. Bl. an einer ausführlichen Besprechung verhindert zu sein. Das Werk ist ein fernerer Beweis, daß dieser Zweig der Literatur in England seine schönsten und reichsten Früchte trägt. Es vermehrt unsere Kenntniß von Hume's Lebensereignissen allerdings nur um Weniges. Er selbst hat diese in einer kleinen Autobiographie zusammengestellt. Aber es bringt

uns seine Briefe, seine Tage- und Notizenbücher, und im Verhältniß zu einer solchen Sammlung kann ein Abriß des eigenen Lebens, wenn auch mit Hume's unübertroffener Grazie und Einfachheit geschrieben, doch dem Nachdenken nur geringen Stoff bieten. Jene erst ist es welche uns die Träume und Sehnsüchteleien des Knaben, die Meinungen und Gefühle, die Liebe und den Haß, die Lebensansichten, Erfolge und Täuschungen des Mannes in frischesten Farben erblicken läßt und in lebender Größe vorführt. Der Sammler hingegen war es welcher aus richtigern Grundzügen und durch harmonischere Färbung als es meist in unsern deutschen „Schilderungen des Mannes und seiner Zeit" geschieht, eine helle und weite Umsicht gewährt auf die größern und kleinern Leuchten am Firmament der schottischen Philosophie und des französischen Encyklopädismus im vorigen Jahrhundert, auf ein System dessen Sonne und Mittelpunkt David Hume war, nach welchem, eine Marke seiner Anziehungskraft, mancher Komet aus der Sphäre der englischen Literatur und der zu politischer Bedeutung sich erhebenden Neuen Welt heranstreifte. Der Leser kommt in fast erschreckend nahe Berührung mit jenen vielen hervorragenden Geistern deren Talent und Genie eine an üppig reifender Intelligenz ungewöhnlich fruchtbare Aera auszeichneten. Darunter Robertson, Blair, Adam Smith, Hutcheson, Reid, Kaimes, Gibbon, Franklin, d'Alembert, Turgot, Montesquieu, Diderot, Helvetius, Voltaire, Rousseau. Mit allen Diesen und Andern tritt der Leser in Verkehr, nicht blos auf der geschäftigen Bühne des öffentlichen Lebens, sondern zugleich in den wenn auch minder aufregenden, doch nicht minder fesselnden Scenen der Alltagshäuslichkeit, in der Ungezwungenheit und dem Négligé ihrer der Einsamkeit und der Ruhe gewidmeten Stunden. Aus dem Cabinet des Philosophen, aus dem Bureau eines Gesandten, vom Hoflager eines Königs werden wir in den Poker Club versetzt, wo man die Verdienste des Bordeauxweins bespricht, von da in die glänzenden Salons von Paris, wo man Häusliches und Literarisches beplaudert, und ein tiefes Interesse in der wahrzunehmenden Gegenwart von Elementen liegt die bald nachher Europa in seinen innersten Fugen erschüttern sollten.

Wenn ein großer Theil der Vorliebe für Biographien seinen Grund in der gern gesehenen Entblößung nachbarlicher Angelegenheiten hat, so findet zwar auch dieser Geschmack in Burton's Werke Befriedigung, doch nur eine untergeordnete. Höheres wird erstrebt und erreicht. Burton hat sein Buch vom psychologischen Standpunkte zur Geschichte des Wachsthums und der Entwickelung eines Geistes gemacht der Viel zur Ideenschatzkammer dieser Welt beigesteuert, und eines Herzens das den Vorrath von Menschlichkeiten dieser Welt beträchtlich vermehrt hat. Die Originalquellen aus welchen er laut Titels sein Wissen geschöpft hat sind erstens eine große Menge von Baron Hume, Neffen des Geschilderten, der Königlichen Gesellschaft in Edinburg legirter urschriftlicher Briefe und Papiere seines Oheims, und zweitens eine kleinere Zahl ihm vom Grafen von Minto zur Benutzung geliehener, meist in Briefen Hume's an Sir Gilbert Elliot bestehender Documente. Demnächst hat er Alles herbeigezogen was seinem Zwecke dienen konnte, und in Auswahl und Anordnung ebenso viel gesunden Sinn und richtigen Takt bewiesen als Treue und Unparteilichkeit in seiner Erzählung. Die Vorfälle in Hume's Leben sind mit jener Rücksicht auf Harmonie dargelegt welche dem Ganzen Einheit und Rundung gibt. So weit möglich schlagen sich die Ereignisse gleichsam von selbst in den Briefen auf, und der sie verknüpfende Faden mit angereihtem Commentar reißt nirgend ab und drängt sich nirgend hervor. Burton thut nie, was manche Biographen so gern thun, daß, wenn sie ihren großen Mann gefangen haben, sie ihn wie einen eingekäfigten Löwen zur Schau stellen. Auch der häufigen Versuchung, in die Regionen metaphysischer Forschung abzuschweifen, hat er weislich widerstanden, und durch alles Dies ein allgemein ansprechendes Buch geschaffen, obschon, werthvoll wie Hume's Philosophie sein mag sie doch nicht Jedermanns Sache ist, und interessant wie sein persönlicher Charakter er doch nicht eben Enthusiasmus erweckt.

Nach den Mittheilungen des Verf. vereinigte Hume in seinem Charakter so viel sittliche Unbescholtenheit mit freundlich wohlwollendem Gefühl, daß man sich unbedingt auf ihn verließ und ihm anhing. Weil er von menschlicher Tugend keinen übermenschlichen Begriff hegte, war er nachsichtig gegen menschliche Schwächen. Obschon kein Enthusiast, war er doch nicht ohne Leidenschaft. Nur hielt er sie stets nieder unter der Herrschaft der Vernunft. Weil er frei von Sentimentalität und arm an Phantasie war, bewegte sich sein sonst merkwürdig heller und scharfer Verstand in verhältnißmäßig engen Grenzen. Unempfindlich für das Schöne der Natur sah er überall nur das Nützliche. Für Aesthetik hatte er keinen Sinn. Gothische Architektur nannte er „eine Anhäufung von Durcheinander und Unregelmäßigkeit". Gemälde und Statuen machten auf ihn keinen Eindruck, und Musik erklärte er für „ein mehr oder weniger lautes Geräusch". Ebenso waren ihm die Idealität des Sinnes und die Fähigkeit versagt eine innere Bewegung zu idealisiren. Ritterlichkeit galt ihm für „ein geborenes Monstrum", Liebe für „eine eigensinnige Leidenschaft", und billigte er auch nicht Newton's Definition der Poesie als „sinnreichen Unsinn", so sagt er doch in einem Briefe über Home's Trauerspiel „Agis": „Vermuthlich wird es den Beifall finden den es nicht verdient: denn wie ich höre ist der Verf. ein großer Bewunderer Shakspeare's und hat keine Sylbe von Racine gelesen." Eine Erkenntniß seiner selbst gibt er in den Worten: „So oft ich mich in Das versenke was ich mein Ich nenne, treffe ich auf irgend eine Wahrnehmung, von Hitze oder Kälte, von Licht oder Schatten, von Liebe oder Haß, von Schmerz oder Freude. Ich kann mich nie ohne eine solche Wahrnehmung ertappen und nie etwas Anderes als eben sie beobachten." „Unsere teutonischen Nachbarn", bemerkt hierbei das «Foreign quarterly and Westminster review» (Oct. 1846), „würden daraus folgern, er sei übereich an Verstand, aber blutarm an Vernunft gewesen."

Diese Darlegung von Hume's Charakter bietet den Schlüssel zum Charakter seiner Philosophie. Die geistige und moralische Idiosynkrasie des Mannes macht es begreiflich und folgerecht, daß seine Philosophie in ihrer Methode empirisch, in ihrer Tendenz utilitarisch war. Uebrigens bezeugen sein Leben, seine Gespräche und seine Briefe, wie sehr er die Wahrheit seiner eigenen Bemerkung empfand: „Die Erkenntniß menschlicher Blindheit ist das Resultat jeder Philosophie; sie begegnet uns bei jedem Schritte, trotz unserer Bemühung sie zu vermeiden."

Als Geschichtschreiber ist Hume von der Kritik mit derselben Parteilichkeit gerichtet worden zu welcher seine Sympathien und Antipathien ihn verlockt haben, und was jene an ihm getadelt, war wiederum die Motive ihres Tadels. Von Wichtigkeit erscheint in dieser Beziehung eine Stelle in einem seiner Briefe an Robertson. „Ich fürchte", schreibt er, „daß sowol Sie als ich Mariens Charakter zu sehr beschönigt haben. Sie war jedenfalls und zu aller Zeit ein heftiges Weib. In Murden finden Sie Beweise ihrer Bosheit gegen ihren unschuldigen, gutmüthigen, gehorsamen Sohn. Was halten Sie von einem Anschlage, ihn wegzufangen und dem Könige von Spanien in Verwahrung zu geben, der ihn nicht eher in Freiheit setzen sollte, bis er Katholik geworden? Sagen Sie Goodall, daß, wenn er die Königin Marie opfern will, ich ihn in jeder andern Hinsicht zufrieden zu stellen hoffe. Er soll das Vergnügen haben, John Knox und die Reformatoren sehr lächerlich gemacht zu sehen." Das war von Hume unstreitig Scherz. Wie aber oft unterm Mantel des Scherzes der Ernst sich birgt, so vielleicht hier die Theorie von Hume's Geschichtschreibung. Und die Theorie könnte keine richtige heißen, die von einer Absicht in Betreff des Charakters und der Handelsmotiven geschichtlicher Personen ausgeht und ihr die Reihen-

folge der Ereignisse unterordnet und anpaßt. Es muß passen, ob es biege oder breche. Damit soll keineswegs gesagt sein, Hume habe mit Vorbedacht historische Thatsachen entstellt und verfälscht. Er war nicht unparteiisch, sich aber seiner vorgefaßten Meinung nie so weit bewußt, an seiner Unparteilichkeit zu zweifeln. Auch muß man, um seine Leistungen ganz zu würdigen, sich des niedrigen Standpunktes erinnern, welchen die Geschichte damals einnahm. Geschichtschreibung war in Hume's Tagen ziemlich gleichbedeutend mit fleißigem Compiliren und sorgsamem Collationiren. Sind es doch kaum 40 oder 50 Jahre, daß die Geschichte sich zum Range einer Wissenschaft erhoben. Hume selbst scheint von der Aufgabe des Historikers keinen höhern Begriff gehabt zu haben. Er achtete Geschichtschreibung für leichte Arbeit, in seinem Falle für Erholung von den Anstrengungen philosophischen Forschens. Deshalb schied sich in ihm der Philosoph vom Historiker, und was er als Letzterer leistete, dünkte ihn in keiner Weise eine Bürgschaft seines Ruhms. Um so anerkennenswerther ist es, daß er den Bereich der Geschichte erweitert und Sympathien für sie geweckt hat.

Hume soll wenn auch kein Gottesleugner, doch ein Freidenker, ein Mensch ohne Religion gewesen sein. Bei einem Manne von seiner Geistesbeschaffenheit könnte Das nicht überraschen. Wie es aber eigentlich darum gestanden, erhellt erst jetzt aus einem von Burton zu Tage geförderten Briefe Hume's an Baron Mure, worin er bei Kritisirung einer Predigt des Dr. Luchman sein religiöses Glaubensbekenntniß ablegt. Die dermaligen Religionswirren verleihen diesem Briefe ein doppeltes Interesse, und da er keinen Auszug duldet und für den ganzen Brief hier kein Raum ist, bedauert Ref. doppelt auf das Original verweisen zu müssen.

Hume war bekanntlich erst Attaché, dann Secretair bei der englischen Gesandtschaft am französischen Hofe. Lord Hertford, der Gesandte, rühmte seinen Fleiß und seine Geschäftsgewandtheit, und entkräftete dadurch, schreibt Hume, „das alte, in allen Ländern von Dummköpfen ämsig verbreitete Vorurtheil, daß ein Genie nicht zum Geschäftsmanne tauge". Während er in Paris „von allen Beobachtern beobachtet wurde", ladete er Rousseau ein, der damals in Strasburg lebte und ungewiß war, ob er nach Preußen oder England übersiedeln solle, ihn nach London zu begleiten. Rousseau nahm es an, und Beide reisten zusammen von Paris ab. Zwei fremdartigere Naturen lassen sich nicht denken. Daher kein Wunder, daß sie sich gegenseitig nur anzogen, um sich desto feindlicher abzustoßen. Hierüber als Thatsache bringt das Werk nichts Neues. Dagegen klären Briefe von Hume an Blair des Erstern Beweggründe auf und stellen dadurch die Vorgänge in neues Licht. Auch diese Briefe müssen im Werke eingesehen werden. Beide Theile verfallen dem Tadel. Das aber hat Hume vor Rousseau voraus, daß er vergessen und vergeben und sogar Undankbarkeit seine dienstbereite Gesinnung nicht beeinträchtigen konnte.

Fünf Tage vor seinem Tode schrieb Hume — Edinburg, 20. Aug. 1776 — seinen letzten Brief, eine Beileidsbezeigung an Madame de Bouffleurs wegen des Hintritts des Prinzen von Conti. Er fühlt darin sein nahendes Ende, „binnen wenigen Wochen, vielleicht binnen wenigen Tagen", und sieht „den Tod allmälig nahen ohne Scheu oder Bedauern".

„Ein sanfter Tod", heißt es in erwähntem „Foreign review" „endete ein friedliches Leben, und Hume ging ein zur Ruhe mit dem freudigen Bewußtsein, daß die Welt klüger und besser geworden, und mit dem festen Vertrauen, daß kommende Geschlechter ihm dankbar Zeugniß geben würden: er sei in seiner Zeit kein träger oder unnützer Arbeiter gewesen am großen Tempelbau der Wahrheit, zu welchem selbst ein Meister selten mehr als Einen Stein beizuschaffen vermag." 23.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Encyklopädische Werke.

Es fehlt in Frankreich nicht an encyklopädischen Werken mancherlei Art; aber dessenungeachtet ist eine neue gründliche Umschmelzung der „Encyclopédie moderne", welche in ihren beiden ersten Ausgaben bereits eine ganz ansehnliche Verbreitung gefunden hat, eine dankenswerthe Arbeit. Denn immerhin bleiben der Lücken noch viele auszufüllen. Didot, der Verleger, und Léon Rénier, der Herausgeber dieser modernen Encyklopädie, welche in ihrer dritten Ausgabe 25 Bände mäßigen Formats umfassen wird, haben viele neue Kräfte geworben, durch deren Beihülfe sie ihrem Unternehmen einen höhern Werth verschaffen zu können hoffen. Indem wir die Liste der Mitarbeiter durchlaufen, fällt es uns auf, daß wir darunter verhältnißmäßig viele solche Gelehrte verzeichnet finden welche sich dem Studium des Deutschen zugewandt, und auf diesem Felde bereits sich einen Namen gemacht haben. So finden wir Adler-Mesnard, Professor des Deutschen an der Normalschule und Herausgeber verschiedener lexikalischer Werke; Séb. Albin, der sich durch ein Bearbeitung deutscher volksthümlicher Dichtungen bekannt gemacht hat. Daraus scheint uns hervorzugehen, daß die Herausgeber, von einem richtigen Gefühle geleitet, bei der neuen Umarbeitung die deutsche Literatur und germanische Zustände mehr als Dies bei ähnlichen Werken bisher der Fall gewesen ist berücksichtigen werden. Darf man sich einen Schluß hiervon erlauben, so spricht diese Erscheinung dafür, daß das allgemeine Bedürfniß selbst in Frankreich mehr und mehr nach deutscher Wissenschaftlichkeit hindrängt.

Die Sündflut.

Eine klare, übersichtliche Zusammenstellung der verschiedenen, zum Theil sehr abweichenden Ansichten welche über die großartigen Revolutionen, durch deren Eintreten unser Erdkörper allmälig seine gegenwärtige Gestalt bekommen hat, und besonders über die in der Bibel erwähnte sogenannte Sündflut von deutschen, französischen und englischen Forschern aufgestellt sind, findet man in der ganz kürzlich erschienenen Schrift „Le déluge, considéré géologiquement et historiquement", von F. Klee. Ein neues System wird hier nicht aufgestellt, indem es dem Verf. nur auf eine Richtung, Ergänzung und Ausgleichung des bereits vorhandenen Materials ankommt. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 92. —— 2. April 1847.

Der Weltpriester. Von Leopold Schefer.

(Beschluß aus Nr. 91.)

Wo Schefer das Thema der Vergöttlichung oder, wie er es selbst nennt, Vergottung des Menschen am weitläufigsten durchführt, tritt eben dieser Widerspruch mit den Extravaganzen des neuen Rationalismus am auffallendsten hervor. Das geschieht nun namentlich in den uns vorliegenden Gedichten, über die wir hier ein beurtheilendes Wort sagen wollten. Wir finden in ihnen alle ursprünglichen Charaktereigenheiten Schefer's wie sie bei seinem kräftigsten Auftreten sich gezeigt, und was die Vorzüge anlangt auf die ich hingewiesen, kann ich mit gutem Gewissen mich auf das oben Angedeutete beschränken. Eine Analyse des 30 Bogen starken Buches welches uns „Der Weltpriester" in die Hände gibt würde uns theils über die Grenzen unserer Besprechung weit hinausführen, theils hauptsächlich auf eine Betrachtung des Meinungsinhalts leiten; diesen aber können wir genügend überblicken, ohne gerade auf das Allereinzelnste einzugehen, wenn wir nur nicht vergessen, daß er aus demselben einigenden Lebensprincipe fließt welches ich schon hervorgehoben, und von dem wir Schefer überall durchdrungen sehen. Es ist freilich diesmal gar viel unpoetischer Beisatz darin, und namentlich eine trockene, polemische Herbheit, die ihn uns weniger genießbar macht. Hier müssen wir uns leider nach einer Seite wenden die eben keine Lichtseite ist, hier kommen wir auf das Capitel von Schefer's Fehlern, das er jetzt mit dem Eigensinn der Gewohnheit, mit der Stetigkeit des Alters sehr bereichert. Ich habe gleich anfangs auf diesen Uebergang hingedeutet mit dem Zugeständniß, daß man ihn jetzt aufmerksam betrachten muß, um in ihm die Vorzüge einer harmonischen Vereinigung von philosophischem Geist und dichterischem Gefühl leicht zu finden — und ich habe Das nicht ohne Grund gethan. Wie aber die Vorzüge seiner frühern Gedichte doch auch in diesen spätern unverkennbar sind, so ist es umgekehrt mit seinen Fehlern. Wenn sie uns hier schroffer, ausgebildeter und weniger vom Jugendhauch gemildert erscheinen, so sind es im Grunde doch dieselben denen wir schon in Schefer's frühern, in seinen besten Werken begegnen. Und bei seinem Doppelwesen greifen sie seltsam ineinander als Fehler des Poeten wie des Philosophen. Einerseits nämlich ermangelte Schefer's Dichtungstrieb, ein aus der Reflexion hervorgehender, von jeher der Formkraft — er rief seine ideelle Kraft zu Hülfe und gab seinen poetischen Gestalten eine philosophische Exposition; andererseits ging seinen Systemen, die in dichterischer Gefühlsunmittelbarkeit ruhen, die philosophische Dialektik ab, er ersetzte sie durch einen poetischen Formalismus. Das Fehlerhafte dort wie hier ist einleuchtend, und man sieht wie dies Alles mit seinen guten Eigenschaften so parallel liegt. In Schefer's Darlegung ließ sich von Anfang an Zweierlei unterscheiden: ein Stammgedanke, die eigentliche These seiner dichterischen Ueberzeugung, worin sein Vortrag eine Concision hatte die ihm überall zu wünschen wäre, und dann die weitere Verzweigung dieses Gedankens, eine Begründung der These zu der ihn seine philosophische Beweissucht hinriß: hier geräth er fast immer in eine gewisse Breite des Vortrags, und leider fehlt ihm durchaus der sprachmusikalische Sinn, der ihm ein künstlerisches Maß gelehrt hätte. Als er indeß noch jünger war, als der Laie noch nicht in der bauschenden Würde weltpriesterlicher Strenge auftrat, half ihm über alle diese Mängel ein weicheres Gefühl, der raschere Herzschlag seiner Dichtung und die Schwunghaftigkeit seiner Phantasie hinweg. Jenes gab nämlich auch seiner Diction einen weichern Schmelz, der alle technischen Unebenheiten vergessen ließ, und bei der Raschheit und Bewegung seiner Rede kam es nicht so leicht zu einer Ermattung von dem Wortreichthum seiner Demonstrationen. Dem hatte es denn auch Schefer zu danken, daß er einen so großen Leserkreis fand, welchen er, wie ich glaube, mit seinen jetzigen Dichtungen vergebens suchen wird; denn die meisten Menschen wollen von der Poesie erregt und hingerissen sein: man darf ihnen da kein ruhiges Betrachten zumuthen und sie nicht durch Schwere und Ueberfülle oder durch Langsamkeit ermüden. Seitdem aber ist Schefer immer mehr verhärtet, seine Ueberzeugung hat sich in ihm zu einseitiger Strenge geschärft, und seinen poetischen Gedanken setzt er immer seltener die Blumenkrone der Kunst auf, an der sich jeder einfache Sinn und jedes empfängliche Herz erfreut, sondern meist die priesterliche Mitra mit Edelsteinen, die nur ein kundiger Blick zu schätzen weiß. So ist er jetzt vor uns als Weltpriester getreten, mit einer philosophi-

schen Beredtsamkeit die zur Redseligkeit geworden, oft mit Ausdrücken und Wendungen die vom ästhetischen Gesichtspunkte so lächerlich sind wie es vom sprachlichen die ganze Terminologie der Philosophen ist. Wer sollte nicht bedauern und sich nicht zugleich auch wundern, daß Schefer, der doch eigentlich über die Jahre der Jugend nicht gar weit hinaus ist, schon diese unverkennbaren Zeichen des Alters an sich trägt! Wie Das bei ihm geworden, mag ich nicht geradezu entscheiden, aber ich glaube, sehr viel wird daran liegen, daß er zum Weltpriester sich so gebildet wie sich in der Regel die Laien zu Priestern bilden — in kirchlicher Abgeschiedenheit. Es kommt hier nicht darauf an welche Kirche es ist: und wäre es auch die unsichtbare der eigensten Ideenwelt! Wer in ihr abgeschlossen bleibt, wen das laute Treiben der Menschen nicht zugleich aufstört und anregt, der verliert die Beweglichkeit der Jugend, wird schroff und starrsinnig, und ist er künstlerisch thätig, so versitzt sich sein Geschmack in Lieblingsmanieren. Es ist nicht gut, wenn der Geist sich zu sehr nach außen verschwärmt, wenn er von allen Seiten aus sich selbst herausgezogen wird; aber er muß auch nicht zum Einsiedler in sich werden — die Einsiedelei ist es, die vor Allem dem Dichtergeiste schadet. Inwiefern ich hier auf Schefer's äußere Lebensverhältnisse hindeuten dürfte, weiß ich nicht, sie sind mir im Einzelnen zu wenig bekannt; aber soll ich es sagen? Ich kann den närrischen Gedanken nicht unterdrücken, daß der deutschen Literatur besser gedient wäre, wenn Fürst Pückler hübsch häuslich in Muskau geblieben wäre und Leopold Schefer statt seiner die Siebenmeilenstiefel angezogen hätte. Wir hätten dann in Schefer's Gedichten vielleicht weniger Priesterthum, aber mehr Welt.

Wer indessen, gleich mir, über sich gewinnen kann, das Gute, Schöne und Wahre auch auf beschwerlichen Umwegen aufzusuchen, die seinen ästhetischen Sinn ermüden, wer einem Dichter um seiner Tugenden willen auch große Geschmacksünden verzeiht, wer es mit den zweideutigsten Jamben nicht so genau nimmt, und wessen Urtheil überhaupt nicht gleich über Vershärten stolpert, dem rathe ich das Buch ja nicht beiseite zu legen. Und noch Eins! Er muß dem Dichter auch die Härten seiner Gedanken verzeihen, sein Verkennen vieler welthistorischen Momente in positiver Religion, seine ungerechte Polemik gegen das Christenthum, seine auf die Spitze getriebenen Foderungen an die menschliche Natur u. m. A. Dann lese er immerhin, und lese weiter, und lasse sich die Mühe nicht verdrießen: sie wird keine undankbare sein! Er wird schon Vieles, sehr Vieles finden das ebenso wahr und trefflich gedacht als begeisternd im Ausdruck ist.

Es hat Dichter gegeben die besser und künstlerischer als Schefer dargethan, wie das Gefühl verstanden wird: aber Keiner hat tiefer als er den Verstand gefühlt, Keiner mit größerer Freudigkeit eine solche Fülle göttlichen Lebens da empfunden wo die Meisten über Armuth und Beschränktheit klagen. Kann der Verstand nach Allem was er von so vielen frommen Männern zu leiden hatte, z. B. mit folgendem Lobliede nicht ganz zufrieden sein (S. 14)?

> Verstand, du große höchste Zauberkraft,
> Du Wunderthäter einzig im ganzen All,
> Du Macht der Mächte über Tod und Leben,
> Du jedes Schicksals, jedes Unglücks Herr,
> Bezähmer selbst der äußersten Verzweiflung
> Und jedes kleinen Leids Besänftiger —
> Verstand! Wer bist du, und wer kannst du sein
> Als Gottes Einsicht, Gottes Weisheit selbst,
> Zum Friedensstifter jeder Brust gegeben,
> Die Leid empfinden kann und Schicksal tragen,
> Und also auch dem Menschen, der am ersten
> Und letzten und am höchsten dein bedarf.
> Verstand, du bist das Licht der Welt allein.
> Allein genug-hell, Fried' und Ruhe scheinend
> Wie von der Sonne Silberströme fließen!
> Nichts Unbegriff'nes läßt dem Menschen Ruhe,
> Ihm bringt das Klardurchschaute auch das Glück
> Und bringt es ihm ganz unverwandelbar,
> Unraubbar — — — — —
> — — — — — —
> Einseh'n, versteh'n, vereinigt mit der Wahrheit,
> Vereinigt mit dem ew'gen Born der Dinge ꝛc.

Oder wenn (S. 67) dem Menschen zugerufen wird:

> — — — Belehre dich
> Aus deiner eig'nen Himmelsfülle?
> Wie du nur brauchst dein Auge aufzuthun,
> Um klar zu seh'n den Tag mit seinem Schönen,
> So halte deine Seele klar und rein,
> Und in dir kommt der ganze Gott zu wohnen,
> Und schaut aus dir, und freut sich in dir,
> Und du genießest aller seiner Wonne,
> Und seinen Frieden gibt er dir im Leben,
> Und seine stille Seligkeit im Tode.

Wie schade, daß das werthvolle Einzelne, woran diese Gedichtsammlung so reich ist, nicht mehr zusammengedrängt und daß nicht alles Andere ausgeschieden worden! Den Vortheil der Stärke welchen das Buch gegen den Censor verloren hätte, würde es vor der Kritik gewonnen haben, und selbst für das Streichen des Censors hätte uns vielleicht das Streichen des Dichters schadlos gehalten.

W. Wolfsohn.

Romanliteratur.

1. Berlin und Westafrika. Ein brandenburgischer Seeroman von Heinrich Smidt. Sechs Bände. Berlin, Simion. 1847. 8. 5 Thlr. 15 Ngr.

Die Erzählung beginnt 1678 in Berlin und umfaßt in den sechs Bänden die Geschichte der Entstehung der brandenburgischen Seemacht unter dem Großen Kurfürsten, deren kurze, kaum 40jährige Dauer nebst ihrem so wenig ehrenvollen Ende unter dessen Nachfolgern. Benjamin Raule, der kühne Unternehmer des großen Werkes, ist mit seinen großartigen Plänen seiner Zeit vorausgeeilt und empfindet alle Nachtheile dieses Misverhältnisses; intrigante, neidische Gegner verleumden und verketzern ihn, und der Wohlthäter seines Vaterlandes wird verkannt, verfolgt und ins Gefängniß gebracht. Seinem Wirken sowie den Intriguen gegen ihn sind verschiedene Capitel des Buches gewidmet. Der eigentliche Held des Romans ist aber Gottlieb Schwalbe, Raule's natürlicher Sohn, dessen sich der Autor bedient, gleichsam wie der Kerze, um die damaligen Verhältnisse ans Tageslicht zu ziehen. Gottlieb Schwalbe, der Schiffergesell, muß im berliner Hospitale, wo er krank lag, seine Pflege abverdienen; aber er hat keine Ruhe, er liebt von

jeher das Wandern, die Arbeit geht nicht von statten. Im Gasthause läßt er sich von Nikolaus von Göhren zum Seedienst bei der neuen brandenburgischen Flagge anwerben; Nikolaus von Göhren hat auch herrliche Seegeschichten erzählt in aller Breite beim reichlichen Trinken. Er nimmt sich des Knaben an, und Raule, der denselben bei einer braven That beobachtet hat, interessirt sich für ihn, ohne zu ahnen daß es sein Sohn ist. Der getreue Jude Moses entdeckt das Geheimniß seiner Geburt; aus Dankbarkeit gegen einen braven Kaufmann und, wie er später gesteht, aus treuer Liebe zu dessen Tochter, welche Raule auch einst liebte, will Moses Vater und Sohn vereinigen und den Fluch seiner Mutter, die Raule verlassen, zu nichte machen. Er folgt dem Knaben auf das Schiff, wo ein Verwandter Raule's Commandeur ist. Hier entwickeln sich vor dem Leser nun die Roheiten jener Zeit. Mangelnde Bildung der Vorgesetzten, Trinksucht, Aberglaube, Gemeinheit der Untergebenen, die Mishandlungen des Juden, die üble Behandlung des jungen Helden, welcher als Sohn Raule's erkannt und von dem Neffen desselben verfolgt wird: alle diese oft auf recht unangenehme Weise anregenden Ereignisse beabsichtigen zugleich mit dem bunten Lebensschicksale des Helden ein Zeitgemälde zu geben. Am Vorabend einer entehrenden Execution, die Gottlieb Schwalbe nicht verdient hat, läßt ihn der befreundete Nikolaus von Göhren auf ein anderes brandenburgisches Schiff desertiren. Bei der Einnahme eines Piratenschiffs ist er unter dessen Bemannung, und als letzteres zu Grunde geht, findet er sich in Gesellschaft des alten holländischen Handelsherrn Willem von dem Bosche und dessen Enkelin Katharine gerettet. Er begleitet Beide auf ihre Ansiedelung in Westafrika und ist dadurch der Nachforschung Raule's und der des Juden auf einige Zeit entrückt. Die Zustände auf dieser Ansiedelung, die Verhältnisse der Neger zu den Weißen, werden durch einige traurige Beispiele angegeben. Der vielgereiste Kammerjunker von Gröben wird zur Gründung der neuen Colonie in Westafrika ausgeschickt; er pflanzt die brandenburgische Flagge auf und gründet Großfriedrichsburg. Er wird indeß durch das Fieber zur Rückkehr nach dem Vaterlande gezwungen und muß die Leitung der jungen Colonie andern Händen übergeben. Die brandenburgische Flagge wird von Dänemark, Frankreich und England anerkannt, und die Schiffe dieser Nationen treiben Handel mit der neuen Niederlassung, welche sich immer mehr befestigt. Als das Kurfürstenthum Brandenburg sich in das Königreich Preußen verwandelt und der Große Kurfürst nicht mehr das glorreiche Unternehmen unterstützt, da beginnen die Intriguen, welche schon längst gegen Raule im Geheimen wirkten und an dem Vertrauen seines edeln Gönners scheiterten, ihren Zweck zu erreichen. Der Eifer womit im Anfange die Sache betrieben wurde läßt nach, die Unterstützungen an Mannschaft und Schiffen bleiben aus; die Colonisten können ihre Felder nicht gegen die Verwüstungen der Neger schützen; Mangel, Vorurtheil, Leiden aller Art suchen sie heim; anstatt dem Mutterstaate zur Ehre und zum Stolz zu gereichen, anstatt einen Absatzort für dessen Manufacturen zu bilden, kostet die Niederlassung dem Staate Geld; und die so kühn ausgezogenen Helden, welche arm zurückkehren, entmuthigen Speculanten und Unternehmer. Die Colonie Großfriedrichsburg wird für 6000 Dukaten an die Holländer verkauft, und die holländische Flagge verdrängte die brandenburgische. Dieses allen sich für die Sache Interessirenden so traurige Ereigniß erlebte Gottlieb Schwalbe nur theilweise; er hat mancherlei Herzensschicksale gehabt, Geliebte, Vater, Freunde begraben; aber er sah auch seine Feinde untergehen, das Unrecht bestraft, die Tugend belohnt. Das Werk seines Vaters wollte er fortsetzen, indem er sich der Colonie in Westafrika widmete, und starb im letzten Kampfe der Großfriedrichsburger gegen die Holländer. Der vielfach verschlungene Faden der Erzählung ist reich an Begebenheiten und Charakteren; die verschiedenen Seeleute, die Handwerker Berlins, Hofleute und Volk, Fürsten und Geheimräthe sind in bunter Abwechselung aufgeführt, ihre Charaktere treu bewahrt, Jeder ein Muster in seiner Art. Traurig endigt der Roman, Alles stirbt; es sterben die Edeln und Gerechten wie die Ungerechten und Sünder, Jeder in seiner Weise, und am schönsten stirbt der Jude, dessen Glaubensgenossen für die Schilderung des alten Moses dem Verf. ganz besonders dankbar sein müßten. Eine ebenfalls das Interesse beanspruchende Person ist der Negerfürst Cunny, erst der dienende Sklave von Gottlieb Schwalbe, dann dessen Freund und zuletzt als König seiner Neger dessen Rächer; sieben Jahre hatte er den preußischen Adler auf der Westküste Afrikas gegen die Holländer vertheidigt. Mit der holländischen Flagge zogen auch die Sitten und Gebräuche des holländischen Colonialsystems ein, und es war gänzlich vorbei mit dem Entwurfe, der im Haupte des Großen Kurfürsten entsprungen, von seinem Diener mit edlem Eifer ausgeführt und von jedem Erfolge begleitet ward der sich mit beschränkten Mitteln, die ihm zu Gebote standen, erreichen ließ. Der Autor schließt auf eine dem Stoffe und dessen Ausführung würdige Weise, indem er von den damaligen Ereignissen und dem damaligen Streben auf die jetzigen Bedürfnisse und Wünsche Deutschlands, nach einer deutschen Schiffahrt, nach deutschen Colonien und deutschem Handel, übergeht. Er erwähnt der Scharen von deutschen Auswanderern, die jenseit des Oceans des deutschen Schutzes bedürfen, und prophezeit eine allen diesen Bedürfnissen genügende Zukunft. „Das Bewußtsein des deutschen Volkes ist erwacht", sagt er. „Es weiß, daß es einem Gesammtvaterlande angehört, welches sich von der Memel bis zum Rhein, von der Donau bis zur Elbe erstreckt. Es weiß, daß es Alles kann was es will: und es will das Höchste, weil es berufen ist dasselbe zu erreichen."

2. Die Nonne. Ein Roman von J. Satori (Neumann). Zwei Theile. Danzig, Gerhard. 1847. 8. 3 Thlr.

Der Roman spielt in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts. Die Verf. versichert, alte Schriftsteller dabei zu Rathe gezogen und benutzt zu haben; sie gibt die Begebenheiten des Romans als wahre Ereignisse, und so sehen wir denn den jungen Prinzen von Sachsen in eine Nonne verliebt, die er dem Kloster entreißt und nach der schwer errungenen Einwilligung seiner Aeltern ehelicht. Alle Vorurtheile des Mittelalters thürmen sich gegen diese Ehe auf, die Kirche droht und vollzieht den Bann, und als letzterer durch Kaiser Konrad's I. Einschreiten beseitigt ist, wird Prinz Heinrich von seinem eigenen Gewissen gequält, welches ihm den Raub der Nonne vorwirft. Um ihm die entflohene Gewissensruhe wiederzugeben, verläßt ihn die Gemahlin, nachdem sie einen Sohn geboren hat; mit verändertem Namen zieht sie sich in ein Kloster zurück und ist Zeuge der Bewerbung ihres Gemahls um Mathilde, eine ihr befreundete Novize. Er heirathet dieselbe und lebt glücklich; seine erste Gemahlin ist vergessen; sein ältester Sohn wird von fremden Händen erzogen; erst an seinem Sterbebette gibt die pflegende Elisabethinerin sich ihm als seine erste Gemahlin zu erkennen, während der junge Geistliche, der ihm den Trost der Kirche reicht, sein Sohn ist. Er stirbt in den Armen seiner Lieben, schwer bereuend, doch ihre Liebe stets anerkennend. Der Roman ist etwas breit erzählt, mit vielen unnöthigen, nicht zum Ganzen gehörenden Einzelheiten ausgeschmückt; doch sind Motive und Stoff gut gewählt und hätten in einem Bande einen interessanten Roman geben können. Die Charaktere der beiden Gemahlinnen Heinrich's von Sachsen sind edel gehalten und gut durchgeführt; unter den Nebenpersonen verdient die Witwe Preißing als originelle und wohlgelungene Figur rühmliche Erwähnung.

3. Lucretia Tornabuoni. Ein Roman von Henriette von Bissing. Zwei Theile. Breslau, Max u. Comp. 1847. 8. 3 Thlr.

Wenn Geschichts- und Localkenntnisse, geschichtliche Thatsachen und Localschilderungen einen guten Roman geben könn-

ten, so würde der vorliegende Anspruch auf dieses Lob haben. Er erfreut Ref. durch die begeisterte Auffassung italienischer Gegenden, Bilder, Gruppen, Gebäude u. s. w. Die Verf. war selbst in Italien, oder die von ihr studirten Reisebeschreibungen waren sehr gut. Sie hat sich nicht begnügt mit den Mittheilungen des Cicerone, wie Das manche Touristen zu thun pflegen, sondern selbst in Chroniken geblättert oder wenigstens in Auszügen aus solchen. Dennoch fehlt aber dem Roman eine gewisse Wahrheit, selbst wenn alle äußern Ereignisse wahr sein sollten. Die Geschichte spielt im 15. Jahrhundert, als die Morgenröthe einer höhern Geistescultur wieder anbrach über der verfinsterten Welt; als man den Glanz der Höfe nach der Zahl und dem Talent der Dichter, Gelehrten und Künstler schätzte, die um sie versammelt waren, und Italien allen Ländern voraneilte in dem edeln Wettlauf nach einem schönen Ziele; als die Republik Florenz unter allen kleinen Staaten, in die jenes Paradies der Erde nach langen blutigen Kämpfen zerfallen war, sich besonders auszeichnete in Beförderung jenes hochherrlichen Lichts. Der Lichtpunkt des Romans ist Cosmo de' Medici, ein reicher Großhändler von Florenz. Er ist sowol in seinem öffentlichen Wirken als in seinem Familienleben, in seinem Reden, Denken, Thun consequent durchgeführt, stets der edle, hochbegabte Mann und Menschenfreund, der über unermeßliche Reichthümer gebieten kann, und ebenso wol dadurch als durch große Eigenschaften seine Umgebung beherrscht. Seine Familie ist in ihren Eigenthümlichkeiten geschildert, von denen mehre an Schwächen grenzen. Lucretia Tornabuoni, die Heldin, ein Inbegriff von körperlicher und geistiger Vollkommenheit, wird ihm als Mündel anvertraut. Er bestimmt sie seinem ältesten Sohne zur Gattin, da aber frühere Ansichten des Vaters sie für die Kirche bestimmten, soll sie auf ein Jahr ins Kloster, um selbst über ihr Schicksal zu entscheiden, und Cosmo, der weise, pflichtgetreue Cosmo, übergibt die ihm vom sterbenden Vater anvertraute Mündel deren Oheim, dem Cardinal Tornabuoni, den er von jeher für einen Schuft erkannt, dessen Ränke, Bosheiten und Jähzornsanfälle weder ihm noch Andern ein Geheimniß sind. Der Leser wird nun auch Zeuge der widerlichsten Verführungs- und Betrugsscenen des Onkels gegen die Nichte; die Greuel einer unmoralischen Priesterexistenz entfalten sich vor ihm; die Begebenheiten spannen, weil der Leser immer auf Rettung des unglücklichen Opfers hofft. Die Rettung tritt auch ein; die Maitresse und der Sohn des Cardinals werden ermordet, der betrügerische Haushofmeister ebenfalls; der Cardinal stirbt an der Folge eines Sturzes über die Leiche seines Sohnes. Lucretia heirathet Pietro de' Medici und gibt ihm vier Kinder; ihr ältester Sohn Lorenzo wird einer der ausgezeichnetsten Männer, den die Geschichte mit dem Beinamen der Prächtige bezeichnet. Ein Biograph dieses Lorenzo sagt von ihm: „Nicht allein widmete ihm sein Vater alle Aufmerksamkeit deren er bei seinem kränklichen Zustande fähig war, sondern Cosmo, sein ehrwürdiger Großvater, gab sich ebenfalls die größte Mühe mit ihm. Vorzüglich Viel aber verdankte er in dieser Rücksicht seiner Mutter Lucretia, die nicht allein eine der gebildetsten Frauen ihres Zeitalters und eine große Gönnerin der Gelehrten, sondern auch durch eigene Werke ihres Geistes bekannt war." Von der Letztern soll man sogar noch einige Bruchstücke der Dichtkunst bewahren. Daß Lucretia eine Neigung zu Pietro's jüngerm Bruder Giovanni de' Medici gefaßt, welche von demselben erwidert wurde, hätte einen viel bedeutendern Einfluß auf den Gang des Romans üben sollen. Lucretia's Freundin Cornelia de' Alessandri wird dessen Gemahlin, obgleich sie seine Neigung zu Lucretia kennt, der er edelmüthig entsagt hat, als er des Bruders Leidenschaft erkannte. Er starb indeß frühzeitig, und der Leser versteht, daß der fortwährende Kampf des Entsagens seine schwache Gesundheit untergrub. Nach den Anlagen des ersten und der Hälfte des zweiten Bandes meinte Ref. einem dritten Theile entgegenzusehen; doch das Ende kam unerwartet schnell herbei. Die Verf. hätte indeß auch mit Einem Theile dem Leser genügen können; viel zu weitläufig sind die Verhandlungen der Familie Orsini und noch manches Andere. Die Liebesgeheimnisse der jungen Winzerin waren auch nicht nöthig zum Ganzen. Der Stil ist fließend und besonders im Anfange mit großer Sorgfalt gebildet. In der letzten Hälfte des zweiten Theils ist er weniger gepflegt. So sagt Lucretia in einem tragischen Moment zum Oheim: „Halten Sie mich für ein solches Gänschen?" Trotz aller dieser Rügen gehört das vorliegende Buch doch unter unsere bessern deutschen Romane; er gibt gute und interessante Momente, schöne Charaktere, herrliche Schilderungen, wahre Ereignisse. 46.

Notiz.

Die Fehler Murat's 1815.

In diesem Augenblick, wo die Reformen des neuen Papstes und die unruhigen Bewegungen in mehren Theilen Italiens die öffentliche Aufmerksamkeit wieder mehr auf diesen für politisch todt gehaltenen Staatencomplex ziehen, sind die vor einiger Zeit in England erschienenen „Memoirs of General Pépé; comprising the principal military and political events of modern Italy. Written by Himself." (3 Bde.), von großem Interesse. Der Verf., welcher in den politischen Wirren Italiens nach der Restauration der alten Dynastien eine so bedeutende und traurige Rolle gespielt, tritt darin zwar in jeder Beziehung pro domo auf, und Alles zweckt darauf ab, sich gegen die vielen und schweren Vorwürfe zu rechtfertigen die Freunde und Feinde auf seine Handlungsweise gehäuft haben; aber sein Werk enthält auch eine Menge wichtiges und echtes Material zur Geschichte und Beurtheilung der damaligen Ereignisse. Das Verhalten Murat's in dem unglücklichen Feldzuge 1815, der ihm Thron und Leben kostete, schildert er wie folgt: „Joachim Murat ließ sich zwei sehr schwere Irrthümer zu schulden kommen: ein mal, indem er den Feldzug nicht mit allen seinen Linientruppen, den Gendarmen und den auserlesenen Milizcompagnien eröffnete, deren Anzahl im Ganzen sich auf wenigstens 60,000 Mann belief; zweitens, indem er nicht unter dem Banner Italiens alle Jene die schon entweder im Königreich Italien oder unter dem Kaiserreich gedient, sowie alle Unverheiratheten und Kriegstüchtigen unter 30 Jahren mit der Drohung zu den Waffen rief, daß wer sich dessen weigere als Vaterlandsverräther erklärt werden würde. Auf solche Weise würden die 60,000 Neapolitaner auf ihrem Zuge von 30,000 Mann Veteranen und ebenso viel andern Waffenfähigen, welche die verschiedenen Festungen vertheidigen und kleine Kriege führen konnten, verstärkt worden sein. Es ist durchaus keine Uebertreibung zu behaupten, daß Murat an der Spitze von 60,000 Mann auf seinem Zuge von der Hauptstadt bis zu den Alpen sein Heer sicherlich verdoppelt haben würde. Denen die einwenden: wie hätte der König sein Reich gänzlich unvertheidigt lassen können? antworte ich, daß Gaeta mit seiner kleinen Besatzung ein sicherer Zufluchtsort für die königliche Familie gewesen sein würde, und daß die Provinzen und die Hauptstadt von der Nationalgarde und durch die Kunde, daß der König am Fuße der Alpen mit 120,000 Italienern stehe, vertheidigt worden wären. Aber selbst zugegeben, daß in das Königreich die englisch-sicilischen Truppen eingefallen wären, würden dieselben bei der ersten Nachricht eines von Joachim gewonnenen Vortheils mit den Verwünschungen der Neapolitaner beladen wieder über die Meerenge zurückgeeilt sein. Manche mögen zwar geneigt sein zu bezweifeln, daß das Heer sich durch 30,000 Mann Veteranen und Nationalgarden hätte verstärken können; aber ich kannte Italien durch und durch, sowol als Bürger als auch als Soldat." 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 93. —— 3. April 1847.

Charakterzüge und historische Fragmente aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III. Gesammelt nach eigenen Beobachtungen und selbstgemachten Erfahrungen und herausgegeben von R. Fr. Eylert. Dritter Theil. Magdeburg, Heinrichshofen. 1846. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.*)

Es macht einen seltsamen Eindruck, wenn wir in der Vorrede zu dem vorliegenden dritten Theil dieser sehr bekannten Schrift den Verf. über Anfeindung und Verkennung gerade von Seiten Derer klagen hören welche er bisher als Freunde und als Anhänger des reinen monarchischen Princips gekannt haben will; wenn er behauptet, daß man ihn nur deshalb table, weil er den König so populair, so gütig und herablassend gegen Alle geschildert, und gegen die Idee der Zeit und ihre Bedürfnisse nachgiebig und vorurtheilsfrei dargestellt habe. Diese Klage zeigt nun, bis zu welchem Grade ein Autor sich selbst und die öffentliche Stimme zu verkennen im Stande sei; denn in der That, wir wüßten auch nicht eine lautgewordene Ansicht welche gegen das Eylert'sche Werk in *dieser* Richtung hin einen Vorwurf nur angedeutet hätte. Dagegen sind ganz andere Anklagen, und freilich nicht ohne guten Grund, gegen den Verf. laut geworden. Wir müssen vorausschicken, daß wir versichert sind, von Niemand, wer es auch sei, in Pietät und dankbarer Erinnerung an den vortrefflichen Fürsten dem diese Schrift gewidmet ist überboten und in der Werthhaltung seines Andenkens als des pflichtgetreuesten und liebevollsten Vaters seines Volkes übertroffen zu werden. In diesem Geiste haben wir die ersten Theile des Eylert'schen Werkes mit herzlicher Freude gewissermaßen als einen verspäteten Act öffentlicher Gerechtigkeit für den seltenen Fürsten mit großer Theilnahme begrüßt. Allmälig aber haben wir uns überzeugen müssen, daß die dem Verf. — von ganz anderer Seite her als er glaubt — gemachten Vorwürfe zusammenhangsloser, unlogischer Auffassung des Historischen, verworrener und unzuverlässiger Anführungen und fast unbegreiflicher Geschmacklosigkeit in der Darstellung nur allzu begründet seien. Ja, was noch mehr ist, wir mußten diesen schon gewichtigen Vorwürfen leider noch einen neuen hinzufügen, den nämlich, daß der Verf., zu viel mit sich *selbst* beschäftigt, das eigentliche Ziel seiner Arbeit oft völlig aus dem Auge verliert, um den Anreizungen persönlicher Eitelkeit nachzugehen. Alle diese Schwächen steigerten sich von Theil zu Theil und gelangten in mehren Abschnitten dieses letzten endlich bis zu totaler Formlosigkeit und völliger Verletzung des guten Geschmacks, in welche man denn die Person des trefflichsten Königs mit tiefem Bedauern hineingezogen sieht. *Dies* — nicht aber *Das* was er dafür hält — sind die wohlbegründeten Anklagen gegen sein Buch, und der Verf. hat keine Ursache, sich selbst einzureden, wie er es thut, daß er auch noch nach der Vollendung des von Allen geliebten Fürsten gern *für ihn* leiden wolle!

Es ist in der That etwas Unerklärliches in diesem Buche und seinem Verf. Ausgestattet mit einer Menge achtbarer Kenntnisse, durch das Schicksal in den Mittelpunkt der von ihm geschilderten Ereignisse gestellt, stets von der besten Gesellschaft umgeben, zu dem geschicktesten Gebrauch der Sprache angeleitet, wie viele einzelne Partien seines Buches beweisen, an den reichsten und besten Quellen gelagert, entgeht ihm dennoch — wiewol er behauptet, Alles gehört und sogleich aufgeschrieben zu haben — factische Gewißheit, historische Zuverlässigkeit, Geschmack, Erkenntniß des eigentlichen Zusammenhangs der Begebenheiten und des Geistes der Handlungen. Nichtsdestoweniger ist sein Buch voll der anziehendsten, dankenswerthesten Notizen und dem Forscher in dieser Regenten- und Zeitgeschichte eigentlich unentbehrlich, ja so reich an Memorabilien wie keine andere Erscheinung ähnlichen Charakters. Mit diesem Inhalte und vorzüglich mit seinem reichen Rückblicke auf merkwürdige Zeitgenossen steht dies Buch auf einer Linie mit den Memoiren der Franzosen und vertritt die Stelle dieses uns so sehr mangelnden Literaturzweigs: es bleibt nur zu bedauern, daß dies reiche Material nicht in eine zu geschmackvoller Bearbeitung desselben geeignetere Hand gekommen ist.

Wie wenig dem Verf. Abgrenzung, Bewältigung und Concentration seines Stoffs gegeben ist, beweist

*) Vergl. über den ersten und zweiten Theil Nr. 127 und 128 d. Bl. f. 1843, sowie Nr. 48 f. 1845. D. Red.

in auffallender Art gleich der erste Abschnitt des vorliegenden dritten Theils. Die Zustände der Armee vor dem Unglücksjahre 1806 sollen hier geschildert werden. Wiewol nun der Name des Königs kaum einmal hierbei zu nennen war, so ergeht sich der Verf. doch mit redseligster Breite auf nicht weniger als 100 Seiten über dies unglückliche Thema, ohne jedoch mehr als Anekdoten der zurückstoßendsten Art darüber beizubringen. Von abgewogener Darstellung ist keine Spur; dagegen aber die endloseste Wiederholung derselben widerwärtigen Executionsscenen des Prügelns und Spießruthenlaufens und der abscheulichsten Anmaßungen und Rechtsverletzungen seitens der höhern Offiziere, in selbstzufriedenster Breite vorgetragen. Wie läßt sich nun denken, daß ein Mann von dem Bildungsgrade des Autors, daß ein Bischof an solcher Scenerie des zweiten und dritten Spießruthenlaufens Wohlgefallen finden konnte! Die Sache wird aber ernsthaft und wahrhaft bedenklich, wenn der Verf. (S. 78) mit kaum begreiflicher Leichtfertigkeit — um keinen schwerern Ausdruck zu gebrauchen — von den häufigen „Enthauptungen" spricht, die in einem Winkel an der Stadtmauer in Potsdam stattfanden, und mittels deren man sich unverbesserlicher und widerspänstiger Subjecte im Gardecorps zu entledigen pflegte. Wahrlich, diese Anschuldigung ist arg und sollte billig mit mehr Begründung, dann aber auch mit mehr Entrüstung vorgetragen werden als der Verf. — gerade hier fast scherzend — zeigt. Solche Maßlosigkeiten müssen ihm schweren Schaden bringen.

Gern übergehen wir diesen ganzen widerwärtigen Abschnitt, um uns an der nachfolgenden Umgestaltung des Heerwesens durch Scharnhorst, dem Unvergeßlichen, zu erfreuen. Von diesem außerordentlichen Mann, dessen Verdienst um die Wiedergeburt des preußischen Staats der Verf. leuchtend hervorhebt, sagt er unter Anderm:

> Er verstand die schwere Kunst, neue Ideen so in ihren Prämissen vorzutragen, daß Die welche dafür gewonnen werden sollten von selbst darauf kamen, als wären sie von ihnen selbst ausgegangen.

Mit diesen geschickt gewählten Worten scheint der Antheil gut bezeichnet zu sein den der König an der Umbildung des Heerwesens nahm. In geistigen und sittlichen Kräften weiß die Natur von keinem Privilegium: es ist gegen die Natur, solche an Standesvorzüge knüpfen zu wollen — mit diesem Satz zerstörte Scharnhorst das Adelsprivilegium in der Armee und schuf die allgemeine Wehrpflicht. Ist dem Verf. nun auch keineswegs ganz klar, was eigentlich durch die große Stein-Scharnhorst-Hardenberg'sche Staatsreform (1807—12) in einer Periode die ein ewiger legislatorischer Ruhm umgibt geschah, so beleuchtet er diese Glanzepoche der gesetzgeberischen Schöpfungskraft in Preußen, unmittelbar nach einer Periode tiefster Schmach, doch mit einigen guten Lichtblicken. Wie wenig ihm jedoch deutlich ist, was in dieser Zeit eigentlich vorging, zeigen so unklare, irrige und Nichts enthaltende Äußerungen wie z. B. S. 110:

> Die Erkenntniß der Wahrheit — vom Lichte (!) beschienen — war das hohe, feste Ziel, wohin man wollte und wohin man mußte. Alle Hand-, Spann- und Hofdienste und die damit verbundene Leibeigenschaft wurden aufgehoben und an deren Stelle ein allgemeines Gesetz und dessen Freiheit gesetzt.

Der Verf. ahnt gar nicht, daß Dies, wäre es geschehen, nicht Reform, sondern Revolution gewesen wäre, und daß die Aufgabe der Staatsreformatoren unendlich schwieriger war als ein solches Gesetz zu verkündigen. Ein Mann in den Mittelpunkt der Staatsgeschäfte gestellt sollte aber von den Vorgängen jener Epoche besser unterrichtet sein. Die neue Organisation gab nur, aber nahm Niemandem wohlerworbene Rechte, und Dies war zugleich ihr unermeßliches Verdienst und ihr charakteristischer Unterschied von der französischen Staatsumwälzung. Dieser Umgestaltung, besonders des Heerwesens, widmet der Verf. abermals über 100 Seiten einer wenig systematischen und an Wiederholungen überreichen Darstellung. Was wir aus ihr auszuzeichnen vermögen, sind daher auch wieder nur einige Anekdoten und biographische Rückblicke auf Zeitgenossen. Unter diesen nimmt der Finanzminister Maaßen (eigentlich wol etwas zu früh) eine vorzügliche Stelle ein. Der Mann, in dessen Geist der Zollverein seinen Ursprung nahm, der dem Könige mehr als ein Diener und fast ein Freund war, dessen geistige Kraft gegen die schwersten Stürme das Gleichgewicht behauptete, und dessen Geradheit und Offenheit alle Hindernisse überwand, wird uns mit sehr plastischen Zügen vorgeführt. Die Scene wo er in Folge der Ausfälle in den gewohnten Einnahmen welche der neue Zollverband hervorrief genöthigt ist den König selbst um einen Vorschuß von zwei Millionen zu bitten, ist in der That der Aufbewahrung für eine dankbare Nachwelt werth. Der König trauerte ernstlich um den seltenen Mann, von dem er sagte: „Er war ein trefflicher Mensch, wie ich Wenige gekannt habe."

Von dem viel und wohl bekannten Aufruf „An mein Volk" und dessen bestrittenem Verfasser sagt Eylert:

> Man hat ungeschickterweise die Frage aufgeworfen, wer der Verfasser dieses trefflichen Aufrufs sei, und bald Diesen, bald Jenen genannt. Das Wahre in der Sache ist, daß der Inhalt desselben in seiner edlen Einfalt in der Seele des Königs entsprang und von ihm in der Hauptidee ausging. Ancillon erhielt den Auftrag, diese Ideen zu corrigiren: es entstand jedoch ein zu oratorischer Aufsatz in Form eines beredten Sermons. Gneisenau machte in der Conferenz mit Hardenberg, der auch Thiele, Jordan und Hippel beiwohnten, die Bemerkung, daß es sich hier nicht um ein diplomatisches Kunstwerk, sondern um einen energischen Aufruf an das Volk handele. Hippel erhielt nun den Auftrag, einen Entwurf vorzulegen; an diesem änderte der König selbst, strich aus, moderirte und entfernte besonders alles Gehässige daraus, und so entstand dieser berühmte Aufruf, dessen Autor daher Niemand anders war als der König selbst.

Hiernächst kommt der Verf. auf den Siegeseinzug vom 7. August 1814 zurück — so unvergeßlich Jedem der diesen Tag des Glanzes mit erlebt hat, so fremdartig einer Zeit wie die heutige, so unvorstellbar einer

Generation wie unsere jetzige Jugend ist, in seinem heißen Enthusiasmus der Seelen. Er berichtet, daß der König, um zu verhindern, daß nicht seine Gefühle verletzende Aeußerungen des Volksgeistes vorkämen, im Geheimen Tags vorher nach Berlin kam, und sobald er die glanzvollen Vorbereitungen erblickt hatte, die Minister Bülow und Schuckmann, den Policeipräsidenten und den Oberbürgermeister zu sich bescheiden ließ und ihnen sagte: „Er ehre zwar die Gesinnung die diese Anstalten getroffen, allein sie wären zu prächtig." Ihm misfielen am Zeughaus, seiner Wohnung gegenüber, die Trophäen aus erbeuteten Geschützen und Fahnen. Er nannte Dies „elende Prahlerei", verletzend für die deutschen Bundesgenossen die den Kampf ausfechten halfen, schalt es Uebermuth und verlangte, daß jene Trophäen sogleich weggeschafft würden; denn Gott allein gebühre die Ehre. Der Minister v. Schuckmann remonstrirte und sprach von Mismuth den diese Fortschaffung verbreiten könnte. Da sagte der König entrüstet: „Muß aber doch geschehen und sollte die ganze Nacht daran gearbeitet werden. Kenne das Volk besser, wird damit zufrieden sein, wenn es meine Gedanken erfährt — muß also geschehen", und wandte sich verletzt ab. Es ist charakteristisch, daß der König die Armee niemals *seine* Armee nannte: nach seiner Ansicht war er ihr Chef, aber die Armee gehörte dem *Staate*. S. 224 sagt der Verf., indem er von der Festigkeit und Ausdauer des Königs spricht, sehr gut:

> Viele gute Menschen sind bei einzelnen trefflichen Handlungen kleiner als diese: was sie thun geschieht ruckweise, fragmentarisch, in der Stimmung der bald nachlassenden Begeisterung; bei dem Könige war das Gegentheil der Fall: er war stets besser als seine besten Handlungen: er stand über ihnen, ein Mann aus einem Stück und Guß; nichts Exaltirtes, nichts Fremdartiges an ihm: mir schien er was er nicht war, und stets war er mehr als er schien.

Das Verhältniß zu dem Helden Blücher, von dem viel Charakteristisches beigebracht wird, stellt der Verf. im lautern und rührenden Lichte dar. So ungetrübt wie der Verf. es hinstellt war es nicht: es war eine zu große Divergenz der Charaktere und der Gesinnung vorhanden, als daß diese beiden Naturen nicht zuweilen in Conflict getreten sein sollten; die Sehkraft des Autors mag sich hier wol absichtlich etwas verbergen. Neu war uns die Freundschaft des alten Kriegers und seine Neigung für Klopstock, dessen Witwe er bei Hamburg aufsuchte.

So gelangen wir endlich zum Schluß des ersten Abschnitts. Die sich selbst ins Unendliche wiederholende Redseligkeit des Verf. ist so groß, daß wir jedesmal froh sind, wenn wir ihn ein neues Thema ergreifen sehen. Der Leser kann sich vorstellen, welche Periphrasen er in dem ersten Abschnitte zu überwinden hat, wenn wir sagen, daß der Verf. auf die Darstellung der alten und neuen Armee — also eines Gegenstandes von dem er keine materielle Wissenschaft besitzt — 290 Seiten dieses Theils in allgemeinen Redensarten verwendet, einige Anekdoten und biographische Abrisse abgerechnet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Faust-Literatur.

Studien zu Goethe's Faust von Eduard Meyer. Altona, Hammerich. 1847. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Das Interesse an Goethe's „Faust", von welchem man wol sagen kann daß es eine Zeit lang Mode geworden, ist jetzt beinahe ein wenig antiquirt. Vischer hat es mit seinem berühmten langen Aufsatze in den „Halleschen Jahrbüchern" todtgeschlagen. Es war in der That nöthig geworden, daß einmal Einer derb dreinfuhr. Das exclusive Faust-Studium, das ewige Deuteln und Besprechen dieses einzelnen Werkes, wobei auf die Erkenntniß von Goethe's übrigem schriftstellerischen Charakter und die übrigen Bedingungen unter denen das Werk entstanden war gar nicht eingegangen wurde, war in der That eine jener Festgeranntheiten die das genannte Organ als „romantische Schrullen" zu bezeichnen liebte. Wir getrauten uns diesem Ausdruck für den vorliegenden Fall eine tiefere Begründung zu geben als deren man ihn überhaupt für fähig halten dürfte, könnten wir uns hier eine so weite Abschweifung erlauben als dazu erfoderlich sein würde. Der wahrhaft wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Sache, die in diesem Gegenstande besonnenerweise ein wissenschaftliches Problem vor sich zu sehen glaubt, wie andere auch, geschieht damit kein Abbruch, im Gegentheil wird ihr der Weg gebahnt. Solcher Behandlungsweise gehört das vorliegende Buch an. Die Anordnung und Eintheilung desselben ist sehr verständig. Nachdem die Vorrede bedauert hat, daß man nicht zu neuern Schriftstellern die Noten unter den Text setzen könne, wie Dies bei den Alten geschieht, behandelt zuerst die Einleitung die Faust-Sage wie Goethe sie vorfand, und untersucht was ihr etwa Historisches zu Grunde liegen möge. Alsdann kommt zunächst, der Natur der Sache nach, ein Abschnitt „Ueber Goethe's Bearbeitung der Faust-Sage" im Allgemeinen. Hierauf „Chronologie der Goethe'schen Bearbeitung des Faust", d. h. eine aus allen vorliegenden Quellen zusammengestellte Angabe, zu welchen Zeiten Goethe am Faust gearbeitet und was er jedesmal an ihm vollendet. Es folgen Erläuterungen zum ersten Theil und zum zweiten Theil. Endlich „Sammlung der auf den Faust bezüglichen Stellen aus Goethe's Werken, seinen Briefwechseln, den Gesprächen mit Eckermann und Falk, aus Riemer's Mittheilungen und einigen andern Schriften", und „Nachweisungen über die Literatur zum Faust", sowie endlich ein Register der in den Erklärungen erläuterten Wörter und Sachen.

Wenn wir nun die einzelnen Abschnitte kritisch durchgehen, so können wir freilich nicht umhin, bei vielfältigen Vorzügen Dies oder Jenes an ihnen zu vermissen, was Ende 1846 oder Anfang 1847 an und für sich wol nicht brauchte vermißt zu werden.

Zuvörderst und in Bezug auf die Einleitung muß bemerkt werden, daß dem Verf. offenbar Emil Sommer's vortreffliche Abhandlung über den „Faust" in der „Encyklopädie" von Ersch und Gruber, von welcher der betreffende Theil 1845 erschienen, unbekannt geblieben ist. Denn wenn auch Hrn. Meyer's Aufgabe nur einen Theil derjenigen umfaßt welche Sommer sich gestellt — Meyer will nur nachweisen, daß bei der Faust-Sage eine historische Grundlage anzuerkennen sei, und zusammenstellen was sich über sie ausmachen läßt —, so erhellt doch die von uns behauptete Unbekanntschaft z. B daraus, daß er S. 4 das angebliche Zeugniß Luther's ohne Weiteres anführt, ohne die sehr gewichtigen Bedenken Sommer's zu beachten. Und so wollen wir denn, ohne uns weiter mit fremden Federn zu schmücken, in Betreff der Ergänzungen die sich hier ergeben würden ohne Weiteres auf Sommer selbst verweisen. Auch mag hier beiläufig erwähnt werden, daß sich in einer der neuesten Nummern des „Serapeum" eine sehr interessante Notiz von Keller über die Abfassung des ersten Faust-Buches durch zwei tübinger Studenten findet. Uebrigens findet man auch

bei Meyer mehrfältige bibliographische Nachweisungen, die in Sommer's Plan nicht lagen.

Gehen wir nun zu dem zunächst folgenden Abschnitte über „Goethe's Bearbeitung der Faust-Sage" im Allgemeinen, so werden wir uns mit diesem im Ganzen einverstanden erklären müssen. Hr. Meyer geht von der vollkommen richtigen Ansicht aus, daß die Goethe'sche Bearbeitung vornehmlich dadurch charakterisirt werde, daß der Dichter den allgemeinen Inhalt der Sage zu der Geschichte seiner eigenen individuellen Lebensentwickelung umgedeutet habe, die freilich für ihn und zum Theil an sich selbst die allgemeine Entwickelung des menschlichen Geistes überhaupt darstellt, und weiß Dies durch gewisse Aeußerungen aus Goethe's eigenem Munde auf das schlagendste zu erhärten. Der folgende Abschnitt, „Chronologie der Goethe'schen Bearbeitung des Faust", ist weniger zufriedenstellend. Es mag zwar aus den Quellen welche dem Verf. vorlagen Alles leidlich vollständig zusammengestellt sein, aber seitdem sein Manuscript geschlossen worden, seit dem Anfange 1846, hat die Goethe-Literatur und damit auch die Geschichte des „Faust" sehr wesentliche Bereicherungen erfahren. So wird, um nur Eins anzuführen, gleich der erste Satz dieses Abschnitts: „Wenn die erste Conception des «Faust» nach Goethe's Briefen an Zelter vom 14. Nov. 1816 und vom 1. Juni 1831, und nach dem Briefe an W. v. Humboldt vom 17. März 1832 schon vor 1773 zu fallen scheinen könnte, so ist dabei zu bemerken, daß diese Angaben vielleicht nicht ganz wörtlich zu nehmen, sondern allgemeiner in runden Zahlen ausgedrückt sind", durch die von Schöll veröffentlichten Aufzeichnungen aus der Zeit des strasburger Aufenthalts, in welchem Jahre sich schon ganz bestimmte Spuren des „Faust" erkennen lassen, widerlegt. Ja bei dem folgenden Absatze „1773—74" finden wir sogar gerade die genauesten Nachweisungen die eine ältere Veröffentlichung uns an die Hand gibt, nämlich „Goethe's Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg" übergangen, aus denen sich bestimmte Tage und Stunden ergeben an denen Goethe am „Faust" gearbeitet. Die eigentlichen Erläuterungen in Form eines Commentars bringen manches Neue, welches hier im Einzelnen zu besprechen uns der Raum nicht vergönnt sein würde; ein Element welches sonst bei diesem Gegenstande, so viel mir bekannt, noch nicht in Betracht gezogen worden, ist das Altdeutsche. Wir finden in dieser Beziehung mancherlei Sach- und Worterklärungen mit reichhaltigen Verweisungen auf Grimm's „Deutsche Mythologie" und „Grammatik"; auch hat Hr. Meyer manche andere bezügliche Studien gemacht, sodaß er uns z. B. erzählen kann, daß die Dinge welche Goethe den Faust aus dem Nostradamus ablesen läßt, in dem Buche desselben nicht stehen. Ein wunderlicher Misgriff des Verf. ist es aber, wenn er bei mehren Stellen des ersten Theils darauf hinweisen zu müssen glaubte, wie Goethe das Costume sehr gut beobachte, oder sich ganz den Verhältnissen des 16. Jahrhunderts accommodire, z. B. S. 54: „Wann ungefähr die Zeit der Darstellung vom Dichter gedacht sei, geht .... aus der Erwähnung der Journale hervor, obgleich die ersten kümmerlichen Anfänge des Zeitungswesens in Italien, Frankreich und Deutschland zu Ende des 16. Jahrhunderts (sic!) fallen" u. s. w., oder gar S. 68: „Dagegen ist die Zeit der Handlung absichtlich durch einzelne Züge wieder sehr charakteristisch bezeichnet. Die Erwähnung des Tabacks ist um so interessanter, weil dieses Kraut zu Faust's Zeit kaum erst aus dem neuentdeckten Amerika in Europa bekannt geworden und noch keineswegs ganz allgemein verbreitet sein konnte. Die Worte: «Wenn hinten, weit in der Türkei, die Völker aufeinander schlagen» bezeichnen theils die geographische Unkunde jener Zeit sehr treffend, als dem ehrlichen Bürger bei so mangelhafter Communication und ungenügender Kenntniß jene Gegenden noch weit hinten, in nebelgrauer, undeutlicher Ferne zu liegen schienen; theils berühren sie die furchtbaren Türkenkriege, die sich durch die Regierungen Maximilian's I. und Karl's V. hinziehen." Wie kann man sich nur so vom Schulmeister in den Nacken schlagen lassen! Diese Jugendwerke Goethe's sind alle blos aus frischer Unmittelbarkeit des eigenen Lebens hervorgegangen und lehnen sich an das 16. Jahrhundert nur an, weil der Dichter in diesem eine Art von Naturzustand im Gegensatze gegen die französirte Neuzeit erblickte, — oder wird etwa in dem „Götz von Berlichingen" auch damit das Costume beobachtet, daß in dem Unterricht, den Marie Karl gibt, der Basedow'sche Realismus verspottet wird?

Noch muß es als ein Verdienst des Verf. namhaft gemacht werden, daß S. 83 die Unklarheit über das Ende von Gretchen's Mutter, die vielleicht schon Manchen gepeinigt hat, genau mit den betreffenden Stellen selbst belegt wird. Im zweiten Theile ist der Krokylegmos, der dem Verf. im ersten einen so übeln Streich spielte, gerade angebracht, und er bringt hier gar schätzenswerthe Dinge, nicht nur aus dem Schatze mystischer Gelehrsamkeit, sondern auch aus den Schriften des Paracelsus und anderer unzugänglicher Literatur an den Tag.

Von den letzten beiden Abschnitten mag nur erwähnt werden, daß die Sammlung der auf „Faust" bezüglichen Stellen in Goethe's Schriften an einer ähnlichen Unvollständigkeit leidet wie die Chronologie, und aus denselben Gründen. Die Literatur der Faust-Sage ist mit Emil Sommer's Abhandlung zu vergleichen, die, wie zu erwarten, hier nicht vorkommt. Was die Erklärer des Goethe'schen „Faust" betrifft, so sind sie, so viel ich sehe, hier vollständig aufgezählt, und der Abschnitt: „Einige Aufsätze und Recensionen über Goethe's Faust in Zeitschriften zerstreut", ist eine dankenswerthe Zugabe.

W. Danzel.

Literarische Notizen.

Zwingli.

Deutschland verhält sich bei dem Wechselverkehre mit Frankreich im Ganzen immer noch beiweitem mehr empfangend; denn während von einem oft höchst unbedeutenden und werthlosen Buche, blos weil es in Frankreich einigen Anklang gefunden hat, und weil der Reiz der Mode dafür spricht, nicht selten zehn und noch mehr deutsche Bearbeitungen ans Licht kommen, ist die Zahl derjenigen deutschen Werke welche durch besondere Uebertragungen in die französische Literatur eingeführt werden noch immer, besonders wenn man den Aufschwung unserer wissenschaftlichen Literatur in Anschlag bringt, äußerst gering zu nennen. Unter den deutschen Schriften denen neuerdings diese Anerkennung von Seiten französischer Gelehrten zu Theil geworden ist bemerken wir die dem Leben Zwingli's gewidmete Darstellung von Hottinger, von der u. d. T. „Ulrich Zwingli et son époque" eine brauchbare französische Bearbeitung von Aimé Humbert vor kurzem geliefert ist. Wahrscheinlich indessen wird dieses Werk in dem Französisch redenden Theile der Schweiz — es ist zu Lausanne erschienen — mehr Leser finden als in Frankreich, wo man sich mit kürzern summarischen Darstellungen dieses Stoffs begnügt haben würde.

Zur Gelehrtengeschichte.

Einen wichtigen, äußerst beziehungsreichen Beitrag zur Geschichte der literarischen Ideen in Frankreich, und zur Kenntniß der geistigen Entwickelung während der Renaissancezeit insbesondere, erhalten wir in folgender Schrift: „Guillaume Budé, essai historique", von D. Rebitté. Buddeus war bekanntlich einer von denjenigen Gelehrten durch deren Bestrebungen das Griechische in Frankreich zuerst wieder die gebührende Stelle in der wissenschaftlichen Ausbildung erhielt. In vorliegender Schrift, welche Zeugniß von sehr gründlichen Studien gibt, wird der Regenerator der classischen Forschungen vom Standpunkte der Gelehrsamkeit aus gewürdigt, und in seinen weitverzweigten literarischen Verbindungen auf eine ebenso gründliche als anziehende Weise geschildert. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 94. —— 4. April 1847.

Charakterzüge und historische Fragmente aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III. Herausgegeben von R. F. Eylert. Dritter Theil.

(Fortsetzung aus Nr. 93.)

Im zweiten Abschnitte gelangen wir nun zu einem Thema, an sich von größerer Bedeutung, und um deshalb erheblicher, weil der Autor hier wenigstens in seiner eigenen Sphäre verweilt und von seiner eigenen thätigen Mitwirkung zu erzählen hat. Dieser Abschnitt behandelt nämlich die liturgischen und kirchlichen Reformen des Königs, von welchen wir hier nicht blos sehr anziehende Specialitäten, sondern auch nicht ohne Ueberraschung erfahren, wie der König ideeller und materieller Schöpfer dieser kirchlichen Umbildungen, und zwar fast ganz ohne fremde Hülfe war. Die Sache begann bekanntlich mit der Einführung einer eigenen Amtstracht für die evangelische Geistlichkeit. Dieser Wunsch des Königs ward, da er im ganzen Lande den entschiedensten Anklang fand, mit Leichtigkeit zur Ausführung gebracht, und man traf hierbei auf fast gar keinen Widerspruch. Dieser gute Erfolg gab zu weitern Schritten Muth und Hoffnung. Die Ungleichförmigkeit, ja die völlig principlose Willkür welche sich in der Form des kirchlichen Gottesdienstes seit etwa 100 Jahren geltend machte, war für Friedrich Wilhelm ein nicht zu überwindender Stein des Anstoßes, weil eben dieselbe Willkür unvermeidlich auch auf die Lehre Eingriffe that.

> Von allem Schlimmen — sagte er — ist das Schlimmste die Willkür; sie ist die Aeußerung des Egoismus, aus dem in Staat und Kirche und Welt und Haus alles Elend abfließt. Das Reelste in der Kirche ist ihre Harmonie und ihre Uebereinstimmung, durch welche sie erst zur Kirche wird; ihre Gemeinschaft mit Einem Wort. Den neologischen Unfug kann und darf ich nicht länger ruhig mit ansehen: es soll und muß darin anders werden, Das ist meine Meinung!

Diese Meinung wurde fortan bei dem Könige zur festen Ueberzeugung, zum lebhaftesten, heißesten Wunsch hierin zu helfen. Er studirte den Gegenstand mit rastlosem, nicht nachlassendem Eifer bis zu seiner vollen Ergründung; einer seiner Vorfahren hatte den Beinamen Oeconomus; Friedrich Wilhelm kann den des Theologus mit Recht tragen. Sein schriftlicher Nachlaß hat erst erwiesen, wie rastlos und wie viel er über diese Materie geschrieben und gearbeitet hat. Er war der Sache gewachsen wie neben ihm kaum Einer. Einige Wochen nach der oben erwähnten Anrede ließ der König den Verf. rufen und sagte ihm: „Sie können wol eine sonn- und festtägliche Liturgie und Agende schreiben." Der Verf. erschrak und erwiderte: „Das ist ein schweres Werk." „Weiß wohl", entgegnete der König, „darum trage ich es Ihnen auf. Wird schon gehen, bleiben Sie nur dabei." Nach vier Monaten, nachdem der König oft wie heimlich gefragt hatte: „Bald fertig?" sandte der Verf. seine Arbeit ein. Nach acht Tagen empfing ihn der König. „Haben sich die Sache schwerer gemacht als sie ist", sagte er, „haben Ihr Eigenes hineingelegt, das Werk kann nicht gebraucht werden." Hierauf führte er aus, daß eine Liturgie nur auf dem historischen Grund und Boden der Reformatoren errichtet werden könne; jedes andere Verfahren gebe ein Cento, ein „Sammelsurium" aus hundert verschiedenen Gedanken: in dieser Beziehung müsse man Rigorist sein u. s. w. Der Verf. erkannte mit Schmerz, daß der König Recht habe und seine Arbeit verfehlt sei. Bald darauf erschien zu Berlin bei Dieterici eine Liturgie für die „Hof- und Garnisongemeinde" zu Potsdam, von einem unbekannten Verfasser. Es ist kein Geheimniß mehr, daß der König selbst, vielleicht mit Borowsky's Hülfe, ihr Verfasser war. Eine scharfe und beißende Kritik Schleiermacher's reizte den König fort und fort an ihrer Verbesserung zu arbeiten. Es begannen neue Conferenzen, deren Geist und Leiter der König war, und endlich war die Sache so weit, daß die Liturgie den Superintendenten im ganzen Lande zum Gutachten mitgetheilt werden konnte.

> Sack, Ribbeck, Hanstein, Offelsmeyer und mir war bei dieser vom König unmittelbar erlassenen Maßregel nicht wohl zu Muthe. Wir wußten wie man über das Werk dachte; die öffentliche Meinung, welche die Liturgie verächtlich ein Werk der Hoftheologen (!) nannte, sagte diesen zugleich nach, daß sie einen bedeutenden Offizier, Adjutanten des um solche Dinge „sich wenig kümmernden" Königs, in ihr Complot gezogen hätten. Man schrieb und sprach satirisch vom königlich preußischen Hofchristenthum u. s. w.

So maßlos geht die öffentliche Meinung oft fehl! Genug, die Gutachten der Geistlichkeit im ganzen Lande

gingen ein. Man hatte zuletzt das Beste gehofft; allein das Schlimmste kam! Unbeschreiblich war das Durcheinander gewisser Gegensätze, Disharmonien und Widersprüche: der Verf. classificirt acht verschiedene Parteien, alle *gegen*, fast Niemand *für* die Ansichten des Königs.

Betreten ließ er mich rufen; ich fand ihn umringt von Actenstößen auf Tischen und Stühlen und an der Erde zerstreut. „Da haben wir die Bescherung", sagte er, „es ist entsetzlich — so habe ich mir's nicht gedacht! Aber die Sachen können nicht so fortgehen. Da die Herren Geistlichen nicht wollen und nicht *können*, werde ich nun von dem gleich meinen Ahnherrn mir zustehenden liturgischen Rechte Gebrauch machen." Er sagte Dies mehr ernst-wehmüthig als erzürnt.

Von neuem begannen nun die Conferenzen, bei denen auch Witzleben und Albrecht zugegen waren und die meistens Stunden lang stehend abgethan wurden. Der König, seines Thema stets sicher, sprach hierbei oft halbe Stunden lang, schön, in einem Fluß; er übersah das Ganze mit völlig klarem Blick, sah Widerspruch gern, und holte, wenn man nicht einig werden konnte, wie z. B. beim Niederknien während der Abendmahlsliturgie, fremde Gutachten ein, denen er sich unterwarf. Allmälig hatte er die Freude, bedeutende Stimmen, wie Dr. Augusti, Dr. v. Ammon u. A., sich für sein Werk öffentlich erklären zu sehen. Dies machte ihn glücklich; allein es dauerte noch lange, ehe die „rabies theologica" sich beruhigte, und eine ruhige Prüfung der vorgeschlagenen Reformen eintrat. Während dieser Zeit hatte Bischof Borowsky Alles was für und gegen die Liturgie und Agende erschien zu lesen und dem Könige darüber zu berichten; Beide standen durchaus auf demselben Glaubensgrunde und verstanden sich vollkommen. Immer mehr und mehr Gemeinden schlossen sich nun der Agende an, und damit endlich auch das provinziell Observanzmäßige gewahrt werde, erfuhr die letztere eine besondere Redaction für jede Provinz durch die angesehensten Theologen derselben. Die Freude des Königs hierüber war unverholen: er sah dasjenige Werk gelingen das ihm am meisten am Herzen lag und das am meisten sein *eigenes* war.

Die Geschichte der Union, hiermit im engen Zusammenhang, spart der Verf. dem folgenden Abschnitte auf und gibt uns darin sehr anziehende Beiträge für die Specialgeschichte dieses Gegenstandes, der an Wichtigkeit den Agende- und Liturgiestreit noch übertrifft. Die Kirchenunion war der wahre Lebensgedanke des Königs seit der Wiederherstellung des Weltfriedens bis zu seinem Tode hin. Von ihm gingen die Antriebe in einer Sache wahren religiösen Fortschritts aus, die sich seitdem ununterbrochen in flüssigem Wachsthum erhalten hat, und die nun in unsern Tagen recht eigentlich erst ihre volle Ausbildung zu einer Elementarfrage des europäischen Völkerlebens gewonnen hat. König Friedrich Wilhelm III. hat mit seinen warmen Bestrebungen für die Kirchenunion die *Saat* gesäet, die jetzt eben in voller Blüte steht, und welche ohne ihn leicht noch ein Jahrhundert lang im Schooße der Erde geschlummert haben könnte. So zeigt sich die historische Bedeutung unsers „lieben Königs", wie das Volk ihn nannte, täglich größer, je näher man der Würdigung seiner Regententhaten tritt, die er so geräuschlos vollbrachte, daß Kurzsichtige glauben und Böswillige aussprechen konnten, er bringe seine Zeit in Unthätigkeit zu. Mögen solche Leute doch nur die Schrift des Bischof Eylert lesen — eine andere Ueberzeugung wird ihnen alsdann von selbst aufgehen! Doch zur Sache. Schon im J. 1813, bei Gelegenheit der Confirmation des Kronprinzen am 20. Januar, sagte der König zu Sack, Ribbeck, Offelsmeyer und Eylert: „Da stehen Sie nun als Brüder beisammen, verkünden *ein* Evangelium des Friedens und sind doch getrennt durch die Confession, nennen sich lutherisch, reformirt, sind in zwei Kirchen geschieden. Miserabel! Sollten miteinander verbunden sein!" Und weiter auf den Einwand mislungener Versuche: „Weiß wohl — wird aber nicht immer mislingen. Doch jetzt ist nicht Zeit, daran zu denken." Es war eben das große Jahr 1813 mit der ersten Entwickelung seiner weltgeschichtlichen Katastrophe.

Im Sept. 1817 ließ der König den Verf. zu sich rufen; er hatte inzwischen oft im Allgemeinen die Rede auf diesen Gegenstand gebracht und stets die Absicht bekundet in der Sache einen Schritt vorwärts zu thun. „Ich muß", sagte er, „in dieser Angelegenheit zu meinem Volke sprechen. Sie kennen meinen Sinn und treffen meine Meinung; entwerfen Sie ein Proclama; der Inhalt muß dieser sein." Der Entwurf wurde hierauf von Sack, Ribbeck, Hanstein und Offelsmeyer geprüft, verbessert, am 27. September den Consistorien, Synoden und Superintendenten mitgetheilt, und am Reformationsfeste nahm die königliche Familie zuerst das Abendmahl nach der unirten Liturgie. Die Bewegung welche hierauf folgte war groß. Dem königlichen Urheber war der erwachende Hader oft herb und bitter: so schlimm hatte er sich die Sache nicht gedacht; allmälig aber klärte sich die Luft: die Zustimmung war überwiegend. Nur von zwei Seiten kam das Aergerniß. Zuerst von den hyperorthodoxen Lutheranern (Altlutheranern), welche Scheibel, ein Mann von dem der Verf. das Härteste sagt was aus seiner sonst so milden Feder geflossen ist, und mit ihm verbunden Steffens, aufregte. Gegen den Letztern ist der Verf. wenigstens insofern gerecht, als er seine starre, schroffe Weise mit den in früher Jugend aufgenommenen Ideen engherziger Ausschließung entschuldigt; gegen Scheibel aber erscheint er darin parteiisch und von Gerechtigkeit fern, daß er ihm üblen *Willen* und *absichtliche* Verblendung zuschreibt und seinen Charakter in ein schlimmes Licht setzt. Der König selbst befahl eine Zusammenkunft des Verf. mit Scheibel, welche anziehend geschildert ist, aber ohne Erfolg blieb. Der zweite Feind den die Union zu überwinden hatte war der Mysticismus und das Muckerthum, dieses in Pommern und Preußen wie jener in Schlesien. Zwischen beiden Bewegungen hielt der König festen Stand, obwol von dem lauten Streit und namentlich von der Verhöhnung

selbst der bürgerlichen Gesetze durch die Altlutheraner — die an einer Stelle zu offener Empörung anwuchs — schmerzlich berührt. Es reizte ihn jedoch, daß man ihn einer parteilischen Vorliebe für das lutherische Element in der Union zieh. Er vertheidigte sich gegen diesen Vorwurf in der Schrift: „Luther in Beziehung auf die preußische Agende 1822", die ganz sein Werk ist, indeß die Partei Scheibel's sie als die Arbeit Eylert's verfolgte. Inzwischen muß zugegeben werden, daß der König mehr zu Luther als zu Calvin sich neigte, von welchem die Mitschuld an dem Tode Servet's ihn einmal für allemal entfernte. Indeß ging das Werk der Union nach manchem Stillstand, manchem Rückschritte seinen Gang, und der König hatte seine herzliche Freude daran; sein wärmster Lebenswunsch, nächst der Wiederherstellung des Vaterlands, die Kirchenunion, ging in Erfüllung, wiewol unter Schmerzen, unter welchen der größte für ihn der Anblick der altlutherischen **Auswanderer** war. Er sagte bei diesem Anlaß ein schönes Wort: „Wäre es nicht unchristlich, Diejenigen welche nicht unserer Meinung sind unchristlich zu schelten" u. s. w. Aber auch in politischer Beziehung war die Union eines der erheblichsten unter den Mitteln und Kräften welche eine allmälige Erweiterung deutscher Interessen, Gemeinsinn, Verbrüderung, Einheit zu schaffen bestimmt waren, und hierin lag gewiß ein Hauptgrund des großen Anklangs den sie fand.

So hat der Verf. in dankenswerther Art die Stellung gezeichnet welche der König zur Kirche und zum Bekenntniß einnahm. Wir vermissen hierbei nur Eins; jedoch einen erheblichen Punkt, über den wir gerade bei dem Beichtvater des Königs vorzugsweise Aufklärung zu suchen berechtigt wären. Fast muß man annehmen, daß er Gründe gehabt habe darüber zu schweigen; denn daß die Sache historische Wichtigkeit genug in sich trug um ihrer zu erwähnen, unterliegt wol keinem Zweifel. Wir sprechen nämlich von den kölner Wirren und der Stellung des Königs zum Katholicismus. Wüßte der Verf. — und er könnte es wissen — welchen Lästerungen der König in dieser Beziehung vom J. 1835 ab im Rheinland und Westfalen bloßgestellt war — er hätte zur Berichtigung so grober Irrthümer wie sie damals herrschend waren gewiß das Seinige beigetragen. In jenen Provinzen hielt man den König und nannte ihn einen protestantischen Eiferer, einen Pietisten, und sah in ihm einen geschworenen Feind des Katholicismus. Hiervon war nun die hohe Seele Friedrich Wilhelm's gewiß himmelweit entfernt — warum sagt uns der Verf. Dies mit keiner Sylbe? Ja, was mehr ist, wir haben vollen Grund, bei dem Könige eine gewisse stille Sympathie für den Geist der Einheit und Ordnung anzunehmen die in der katholischen Kirche erkennbar werden, und zu vermuthen, daß ihm auch die Mystik des katholischen Cultus Nichts weniger als zuwider war. Wie Dem aber auch sei, mit völligem Stillschweigen hätte Eylert dies wichtige Moment im Leben des Königs keinesfalls übergehen sollen. Daß die Maßregeln der Gewalt dem Könige persönlich überaus widerwärtig waren, ja ihm fast abgenöthigt werden mußten, glaubt Ref. mit Sicherheit anführen zu können.

(Der Beschluß folgt.)

Zur polnischen Literatur.

1. Jerozolima wyzwolona *Torkwata Tassa*, przekład *Ludwika Kamińskiego*. Zwei Theile. Warschau 1846. 4 Thlr.

Die Polen besitzen eine der ältesten aller Uebersetzungen der „Gerusalemme liberata" von Tasso, die von Piotr Kochanowski, einem Zeitgenossen Tasso's, herrührt, welcher, nachdem er sich eine Zeit lang auf Malta aufgehalten und als Malteserritter an mehren Streifzügen seines Ordens theilgenommen hatte, lange Zeit in Italien lebte und höchst wahrscheinlich mit Tasso selbst in persönliche Berührung kam. Seine Uebersetzung erschien schon 1618 in Krakau, also 23 Jahre nach Tasso's Tode, zeichnet sich durch eine kräftige, tiefpoetische Sprache und schwunghafte Verse aus und steht in Polen als ein herrliches Denkmal der glanzvollen Literaturepoche des 16. Jahrhunderts da. Nach Jahrhunderten erhalten die Polen in dem oben angeführten Werke jetzt eine zweite Uebersetzung desselben Gedichts, die an die Stelle der heutzutage natürlich nicht mehr durchaus genießbaren und mehr die Literatoren interessirenden Kochanowski's zu treten bestimmt und dieselbe für die Gegenwart wol auch zu vertreten im Stande ist. Sie ist in Ottaverimen abgefaßt, die Verse sind fließend, die Sprache edel, und sowol die Anmuth wie die Kraft des Originals ist glücklich wiedergegeben. Jedenfalls ist die Erscheinung derselben im russischen Polen von Bedeutung, weil das Gedicht nicht wenig geeignet ist, den romantischen Patriotismus der Polen zu nähren und zu heben. Aus einer beigefügten Biographie Tasso's erfährt man, daß Tasso mit mehren Polen, namentlich mit dem berühmten Hetman Stanislaw Tarnowski, dessen Tasso in dem Gedichte „Rinaldo" erwähnt, und mit dem Abte und polnischen Gesandten am neapolitanischen Hofe, Stanislaw Reszka, an den Tasso ein Sonett gerichtet hat, innig befreundet gewesen. Die vorliegende Uebersetzung ist übrigens mit einem schönen Bildnisse Tasso's geziert und wie alle neuen polnischen Werke äußerst hübsch ausgestattet.

2. Ojczyste spomniki zebrane przez *Ambrożego Grabowskiego*. Zwei Theile. Krakau 1845. 4 Thlr.

Eine reiche Sammlung von Materialien zur polnischen Geschichte, welche durch Fürsorge des schon durch andere Sammlungen bekannten krakauer Literaten Ambrosius Grabowski hier zum ersten male veröffentlicht worden sind, und die diese Bewahrung vor der Vergessenheit auch in hohem Grade verdienen. Sie bestehen fast in lauter authentischen Documenten, Briefen, Relationen, Tagebüchern, und geben über so manchen noch nicht hinlänglich erforschten Theil der polnischen Geschichte den sichersten Aufschluß. Die hauptsächliche Quelle vorliegender Sammlung war ein großes Volumen handschriftlicher Documente, welches Hieronymus Pinocci, der zuerst Rathsherr und Bürgermeister in Krakau, dann lange Zeit Secretair der Könige Wladyslaw IV. und Johann Kasimir war und im J. 1676 starb, für sich angelegt hat und das sich jetzt in Krakau befindet. Die Documente betreffen daher vornehmlich die für Polen so unglückliche Regierungszeit der genannten Könige; außerdem aber finden sich auch interessante Briefe des Hetmans und nachherigen Königs Johann Sobieski. Die Sammlung ist ein neues Zeugniß von der Sorgfalt mit der die Polen die Documente ihrer Vorzeit vor dem Untergange zu retten bemüht sind.

3. Dzieje Polski za Wladysława Jagiełły i Władysława III. przez *Luc. Gołębiowskiego*. Erster Theil. Warschau 1846. 2 Thlr.

Dem Verf. dieses Werkes, ehemals Secretair in der Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften zu Warschau, hatte

der berühmte polnische Geschichtsforscher Tadeusz Czacki die Aufsicht über seine Bibliothek zu Poryck in Volhynien, welche für die polnische Geschichte von der größten Bedeutung war, anvertraut. In Auszügen aus den seltensten Werken und vielen handschriftlichen Documenten sammelte hier Golebiowski, von Czacki dazu beauftragt, ein sehr bedeutendes historisches Material zu einer Regierungsgeschichte der polnischen Könige aus dem Jagiellonischen Hause, welche Czacki als eine Fortsetzung des großen Geschichtswerks von Naruszewicz zu schreiben beabsichtigte. Als Czacki ohne sein Vorhaben ausgeführt zu haben starb, benutzte Golebiowski seine Materialien zur Abfassung des obengenannten Werkes, das, obgleich schon 1821 abgefaßt, erst jetzt und zwar von fremder Hand herausgegeben ward. Es enthält eine vollständige, ausführliche Geschichte der Regierung Jagiello's und ist, abgesehen davon, daß es in sehr einfacher Sprache geschrieben ist, und daß ein tieferer Blick in die Zeitverhältnisse und eine gründliche Kritik zuweilen vermißt wird, besonders deshalb bemerkenswerth, daß in demselben Vieles aus gegenwärtig fast unzugänglichen Quellen entnommen ist. Denn die Sammlungen Czacki's sind, nachdem sie eine Zeit lang das Eigenthum des Fürsten Czartoryiski gewesen waren, aus Pulawy nach Petersburg gebracht worden. Ein zweiter Theil des Werkes wird die Regierungsgeschichte Wladyslaw's III. enthalten. Golebiowski hat sich schon früher durch eine sehr sorgsame Schilderung der Sitten und der Lebensweise im ehemaligen Polen vortheilhaft bekannt gemacht.

4. **Dziela Platona. Przeklad** *F. Kozlowskiego*. Warschau 1845. 2 Thlr.

Dieses Werk liefert den ersten Versuch einer polnischen Uebersetzung des Platon; es enthält die leichtern Stücke, nämlich die „Apologie", den „Kriton" und „Phädon". Der Uebersetzer, früher Professor an dem Gouvernements-Gymnasium zu Warschau, hat wahrscheinlich auf deutschen Universitäten seine philologische Ausbildung erhalten; denn er zeigt nicht nur eine genaue Kenntniß der deutschen Forschungen über Platon, sondern auch der deutschen Philosophie überhaupt. Bei der Schwierigkeit, die er bei dem großen Unterschiede zwischen der griechischen und polnischen Sprache zu überwinden gehabt hat, wird man ihm für diese Uebersetzung Anerkennung nicht versagen können. In einer beigefügten ausführlichen Darstellung der ganzen Philosophie des Platon schließt er sich vornehmlich an Schleiermacher an. Zu wünschen ist, daß dieses Zeugniß von gründlichen wissenschaftlichen Studien nicht vereinzelt in Polen bleiben möge.

5. **Herbarz Polski Ks. Kaspra** *Niesieckiego S. J.*, wydany **przez** *Jana Nep. Bobrowicza*. Zehn Theile. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1837—46. 33 Thlr. 10 Ngr.

Eine der größten neuern Unternehmungen in der polnischen Literatur ist hier durch eine deutsche Buchhandlung glücklich vollendet worden. Es ist eine weitläufige alphabetisch geordnete Geschichte fast aller adeligen polnischen Geschlechter. Sie wurde zuerst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts von einem Jesuiten Niesiecki in Lemberg herausgegeben und erscheint hier in einer zweiten Ausgabe mit vielen Zusätzen vermehrt. Das Werk ist in Polen sehr gesucht und hat, da es aus authentischen Quellen sorgfältig zusammengetragen ist und oft die vollständigsten Genealogien enthält, ein so großes Ansehen erlangt, daß es zur Nachweisung des Adels in Polen für ganz ausreichend angesehen wird. Dieser neue Abdruck ist zugleich das auf das prächtigste ausgestattete polnische Werk das je erschienen ist. In der Prachtausgabe sind die in die gewöhnliche Ausgabe nur eingedruckten zierlichen Wappen auf das sauberste colorirt.

6. **Karta klimatologiczna Warszawy.** Warschau 1846.

Eine klimatologische Karte von Warschau und der Umgegend, welche nach fast 50jährigen Beobachtungen von dem Astronomen des Königs Stanislaw, August Karl Bystrycki, und dem Mitgliede der ehemaligen Societät der Wissenschaften zu Warschau, **Anton Magier**, entworfen worden ist, und die, da die Beobachtungen auf einem Punkte von Mitteleuropa angestellt worden sind, auch für deutsche Naturforscher und Agronomen von Interesse sein muß. 9.

Bibliographie.

Blanc, L., Geschichte der französischen Revolution. Aus dem Französischen. 1ster Band. Allgemeine und besondere Ursachen der Revolution. (In 5 Lieferungen.) 1ste Lieferung. Leipzig, Brockhaus und Avenarius. 8. 7½ Ngr.

— — dieselbe. Deutsch von **L. Buhl** und **L. Köppen**. 1ster Band. 1ste und 2te Lieferung. Berlin, Rieß. Gr. 8. à 5 Ngr.

Funfzig Mittel gegen böse Gläubiger, oder Borgen macht Sorgen. Humoristische Skizzen aus dem Leben. Herausgegeben von **Nikanor I.** Mit Holzschnitten nach Originalzeichnungen von **C. Reinhardt**. 1ste Lieferung. Dresden, Meinhold und Söhne. Ler.-8. 10 Ngr.

Zwei gekrönte Preisschriften über die Anlegung von Zwangsarbeits-Anstalten in den Herzogthümern Schleswig und Holstein, herausgegeben von der Direction des gemeinschaftlichen Fonds der Schleswig-Holsteinischen adeligen Klöster und Güter. I. — A. u. d. T.: Abhandlung über Anlegung von Zwangsarbeits-Anstalten in Schleswig und Holstein. Von **A. v. Sprewitz**. Altona. 1846. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schubert, G. H. v., Ueber Ahnen und Wissen. Ein Vortrag im Museum zu München im Decbr. 1846. München, Literarisch-artistische Anstalt. Gr. 8. 10 Ngr.

Schuselka, F., Geschichtsbilder aus Schleswig-Holstein. Ein deutsches Lesebuch. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schwetschke, G., Gedichte eines protestantischen Freundes. Altes und Neues. Mit einem Oest-Westlichen Diwan. Leipzig, Kirchner. 16. 24 Ngr.

Tagesliteratur.

Genealogisch-historisch-statistischer Almanach von 1846. Cartons und Ergänzungen für das Jahr 1847. Den 24sten, oder der Neuen Folge 2ten Jahrgang bildend. — A. u. d. T.: Genealogisch-historisch-statistischer Almanach für das Jahr 1847. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. 12. 7½ Ngr.

Brauner, R., Ueber die Persönlichkeit Jesu. Zwei Predigten. Berlin, Springer. Gr. 8. 3½ Ngr.

Clausen, F. D., Predigt über 1. Cor. 13, 13. Kiel, Academische Buchhandlung. 8. 4 Ngr.

Das Commissionsbedenken über die Successionsverhältnisse des Herzogthums Schleswig, die Kieler Kritik desselben und K. Sammer's staatsrechtliche Untersuchung: Die Vorgänge des Jahres 1721. Altona, Hammerich. Gr. 8. 15 Ngr.

Franke, S. M. A., Die Heiden — unsere Richter! Predigt, am 3. Sonntage nach dem Feste der Erscheinung 1847 zu Berlin gehalten. Berlin und Münster, Aschendorff. Gr. 8. 2½ Ngr.

Gollnisch, W., Die 50jährige Amts-Jubelfeier des Superintendenten Heinr. W. Ch. Thilo. Striegau, Hoffmann. 1846. Gr. 8. 6 Ngr.

Kliefoth, T., Predigt am 18. Oct. 1846 zu Schwerin gehalten. Rostock, Stiller. 1846. Gr. 8. 3 Ngr.

Löwenstein, M., Ueber die Redefreiheit des Geistlichen nebst einer Grabrede auf den K. Major a. D. Ritter C. v. B. auf Kleinmehssow. Berlin, Springer. Gr. 8. 3⅓ Ngr.

Raumer, F. v., Rede zur Gedächtnißfeier König Friedrich's II. gehalten am 28. Jan. 1847. 2te Ausgabe. Leipzig, Brockhaus. 12. 4 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 95. — 5. April 1847.

Charakterzüge und historische Fragmente aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III. Herausgegeben von R. F. Eylert. Dritter Theil.

(Beschluß aus Nr. 94.)

Im vierten Abschnitt, sowie denn auch im fünften, berührt der Verf. zwei andere delicate Punkte: die zweite Vermählung des Königs und seine entschiedene Vorliebe für das Theater. Beide Fragen sind mit großem Geschick und auf sehr befriedigende Art zur Lösung gebracht. Die zweite Vermählung des Königs hatte ihren nächsten Grund besonders in der völlig isolirten Familienstellung in die Friedrich Wilhelm nach der Verheirathung der Prinzessin Luise sich plötzlich versetzt fand, und in der ihm fühlbar wurde, daß er seiner Naturanlage nach ohne einen weiblichen vertrauten Umgang nicht glücklich sein könne. Eine Königin hatte er gehabt wie er keine wieder zu finden hoffen mochte; er suchte nun ein ihm treu ergebenes weibliches Herz. Auch dieser Wunsch wurde ihm in seltener Art erfüllt. Die erste Eröffnung von diesem Vorsatz empfing der Verf. eines Tages, nachdem er 1824 über den Text: Richtet nicht! gepredigt hatte. Der König ließ ihn rufen. „Nun wird das Richten angehen", sagte er, „und zwar über mich selbst. Will Ihnen nur sagen: werde wieder heirathen." Der Verf. erstaunte.

„Erschrecken wol", sagte der König. „Nein, Ew. Maj., allein wenn ein König heirathet, so weiß Dies die Welt vorher." „Diesmal soll sie es nachher erfahren, wenn es geschehen ist. Die Sache hängt so zusammen." Und nun sprach der König lange und schön über seine innere und äußere Lage. „Es gibt ein Stillesein und Schweigen, ein Sprechen und Mittheilen, ein Helfen und Beistehen, ein Holen und Bringen, ein Kommen, Gehen und Anblicken — vor dem die trübste Stimmung weicht; eine solche Umgebung fehlt mir nun." Nachdem er sich so vollen Herzens ausgesprochen, rief er: „Die Sache ist also fertig. Nun denn, in Gottes Namen. Was aber am Schluß des Formulars von «Nachkommen» vorkommt, können Sie weglassen."

Am 9. Nov. 1824 erfolgte dann die Einsegnung der Ehe in Charlottenburg, sehr still, in der äußern Gestalt eines Geheimnisses; außer den Aeltern der Braut waren nur der Kronprinz, der Großherzog von Mecklenburg, Fürst Wittgenstein, Kammerherr v. Schieben, General Witzleben und Cabinetsrath Albrecht zugegen. Nach der Trauung umarmte der König den Kronprinzen. „Wissen die Unsterblichen die Werke der Menschen auf Erden", sagte er, „so wird deine verewigte Mutter sich dieser Stunde freuen." Dies neue zarte und glückliche Verhältniß war geeignet die liebevolle und sorgsame Seele des Königs in ein helles Licht zu stellen; es war aber auch, besonders bei seinem langen Schmerzenslager im J. 1826, sein bester Trost.

Die Neigung des Königs für das Theater, eine Neigung die Vielen bei einem so ernsten, zur Zurückgezogenheit geneigten Charakter räthselhaft erschien, beschäftigt den Verf. im fünften Abschnitt. Man merkt es seiner Darstellung an, daß auch er einen Schatten in dieser Neigung erblickt, wiewol es ihm vollständig gelingt, sie psychologisch zu erklären und auf ihren wahren Grund zurückzuführen. Er hat dem König sogar Vorhaltungen darüber gemacht, die der seltene Fürst stets leutselig und heiter, jedoch mit vollkommenem Bewußtsein widerlegt. Gerade der streng geregelte und ernste Gang seines Tagewerks, die Neigung zur Einsamkeit, die dem Könige nirgend zu Theil wird, der Wunsch, sich in einem Zustand activ-passiver Seelenruhe seinen Gedanken hingeben zu können, unbelästigt, ungestört im Theater, wo Niemand Etwas von ihm verlangte, sich einsam und doch mitten unter seinem Volke zu finden, an den heitern Gesichtern desselben sich mit zu erfreuen, lachende Scenen des Bürgerlebens froh anzuschauen und vor Allem völlig ungenirt einige Abendstunden der Erholung zuzubringen: Dies waren die Quellen jener Neigung, die seit dem Aufenthalt in Paris — früher besuchte der König das Theater fast niemals — zur Lebensgewohnheit wurde. Bekannt ist, wie sich auch bei dieser Neigung Seelenreinheit, Freude an der Freude Anderer, Bescheidenheit und Rücksicht für Andere bei dem Könige ausprägten; nie ließ er auf sich warten, nie zwang er dem Publicum seinen Geschmack auf; er war im Saale Nichts als ein Zuschauer mehr. Im höchsten Grade charakteristisch für ihn aber ist der wenig bekannte Briefwechsel, in welchen seine Vorliebe für das Theater ihn mit einem seiner Unterthanen verwickelte. Es war 1834, daß ein Einwohner von Barmen sich bewogen fand, dem Könige seine Besorgniß für sein Seelenheil vorzutragen das er durch den täglichen Theaterbesuch gefährdet glaubte, und ihn bat, entweder

das Theater zu meiden, oder ihm seine Gründe für das Gegentheil auseinander zu setzen. Weit entfernt über einen so ungewöhnlichen Schritt ungehalten zu werden, ließ er dem Schreiber des Briefs durch den General Witzleben danken und ihn ausführlich über seine Motive beim Theaterbesuch aufklären, indem er hierbei vom erlaubten Natur- und Kunstgenuß ausging, von seiner geordneten Thätigkeit und endlich vom Bedürfniß einer Erholung, aus der frischer Lebensmuth zu schöpfen sei, sprach. Welch ein Zug der Herzensgüte! In der That ersetzte das Theater dem Könige, der das Spiel nicht liebte und dem die Unterhaltung keine Erholung gewährte, jede andere Zerstreuung. Von dem Unmoralischen wandte er sich hierbei stets, obwol still ab oder überließ sich „ungestörtem Denken"; die reinbürgerliche Scenerie Iffland'scher Stücke aber war seine Freude. Dagegen litt er Schmeicheleien und Anspielungen auf seine Thaten und seine Person nicht, und mied Stücke worin Dergleichen vorkam. In der „Befreiung von Rathenow", einem Fouqué'schen Stück, sagt der Große Kurfürst — Friedrich Wilhelm's Ideal im Uebrigen — zu Denen die ihn aus dem Kugelregen entfernen wollen: „Ich danke für guten Rath — aber da kann ich nicht dienen. Ich bin ein Hohenzoller — Das steckt im Blute, ich kann nicht anders." Diese Stelle erregte den Enthusiasmus des Publicums. Der König aber strich sie; sie durfte, zu Fouqué's großem Schmerz, nicht wieder vorkommen; doch tröstete er den Dichter darüber mit sehr guten Gründen. Dagegen konnten ihn heitere Scherze, wie z. B. Kotzebue's „U. A. w. g.", im hohen Grade ergötzen, und er schickte dem Schauspieler Unzelmann nach der Vorstellung dieses Stücks ein Geschenk von Ananas und Tokayer mit den auf den Scherz eingehenden Versen:

Und Ananas wird gegessen,
Und Ausbruch wird getrunken.

In einem sechsten Abschnitt läßt der Verf. eine Reihe einzelner Charakterzüge und Anekdoten aus dem Leben des Königs folgen, die zwar ohne Zusammenhang unter sich, jedoch noch manches schöne und rührende Streiflicht auf diesen völlig reinen, arglosen, frommen und liebreichen Charakter werfen, der immer seiner selbst bewußt, immer gleich pflichtgetreu, gleich ernst und fest, tadellos ein Leben voll großer Erfahrungen hinter sich sah, so rein und fleckenlos wie selten ein anderes. Die Züge sorgsamer, wohlwollender Theilnahme, deren sich besonders seine nächste Umgebung zu erfreuen hatte, sind unter diesen Anekdoten die erfreulichsten; jene Sorgfalt streifte oft bis an die rührendste und zarteste Aufmerksamkeit. Nur ein Beispiel:

Der Oberst v. Malachowsky fuhr einst mit dem Könige an seiner Wohnung vorüber. Der König fand sie stattlich. „Wie viel zahlen Sie Miethe?" fragte er. „Sechshundert Thaler", war die Antwort. Der König erstaunte. „Erschrecklich", sagte er, „Das machen Sie einem Andern weis!" „Das ist ein wahres Unglück", sagte Malachowsky mit komischer Geberde, „daß Ew. Maj. so Etwas nie glauben wollen." Der König lachte. Am andern Morgen erhielt Malachowsky 400 Dukaten: zur Hausmiethe für dies und das nächste Jahr.

Ein anderer Zug größter Herzensgüte kommt auf S. 356 vor:

Der König unterhielt sich in Teplitz vorzüglich gern mit Dr. v. Ammon. Einst hatte er im Garten lange mit ihm gesprochen, ohne an den Präsidenten v. Wolfart, der neben ihm stand, ein Wort zu richten. Am nächsten Tage bemerkte der König, daß Wolfart ihm aus dem Wege ging. Er eilte ihm nach und redete ihn an: „Nicht übel nehmen, sagte er; gestern Sie nicht erkannt; konnte mich nicht gleich auf Ihren Namen besinnen. Fatal!" Er stellte nun eine lange Unterredung mit ihm an, in der er sagte, daß er Manches von ihm mit Wohlgefallen gelesen habe und seine Diensttreue kenne und schätze.

Ueber die letzten Lebenstage Friedrich Wilhelm's geht der Verf. verhältnißmäßig rasch hin; das Wesentliche davon ist allerdings sehr bekannt: wir finden jedoch denselben ruhigen, sich selbst bewußten und christlichen Geist wieder, den diese ganze Lebensgeschichte uns vor Augen stellte. „Die Ewigkeit", sagt Eylert, „hat ihn verklärt, die Zeit und die Geschichte werden ihn verklären."

Nach dieser gedrängten Beleuchtung des Inhalts der vorliegenden zwei Abtheilungen kommen wir noch einmal auf das Gemeinsame der Darstellung zurück. Unleugbar hat der Verf. durch die zweite Hälfte des dritten Theils zur Berichtigung mancher falschen Voraussetzung und mancher irrigen Annahme Viel beigetragen: durch ihn lernen wir den König in Bezug auf Einsicht und Wissen auf dem theologischen Gebiete von einer ganz neuen Seite kennen, und seine Klarheit, der Umfang seiner Studien und seines Wissens werden, wir zweifeln nicht daran, manchen Leser überraschen. Nächstdem erkennen wir, daß der Verf. hier in seiner Sphäre ist; was er sagt hat wirklichen Inhalt, und fehlt es gleich auch hier an systematischer Ordnung seines Stoffs, gestattet er sich auch hier eine sprunghafte Darstellung, manche Breite und die Heranziehung des Fremdartigen: so rückt die Erzählung doch, ohne ermüdende Wiederholungen, vorwärts, und bringt Züge welche die Aufmerksamkeit stets fesseln und neu beleben. Alles Dies ist anders als in der ersten Abtheilung und lehrt, daß man von Dem was man nicht versteht womöglich gar nicht, keinesfalls aber in solcher Ausführlichkeit sprechen soll wie der Verf. gethan hat.

Schließlich haben wir unter den jedenfalls dankenswerthen biographischen Skizzen dieses Theils die von Scharnhorst, Maaßen, Blücher, Offelsmeyer, Zarnack, Humboldt, Boyen, Reinhardt, Schleiermacher auszuzeichnen; alle reich an der Aufbewahrung würdigen Einzelheiten. Endlich aber haben wir dem würdigen und wohlmeinenden Autor Dank für dies langathmige Werk, in dem allerdings, wie in allen menschlichen Unternehmungen, „bona mixta malis" auftreten, abzustatten. Ein späterer Historiker des frommen und vielverkannten, den Mitlebenden aber unvergeßlichen Königs wird jedenfalls ein so reichliches Material zur richtigen Erkenntniß seines königlichen und rein menschlichen Werthes dankbar zu empfangen haben und dann die Spreu zu

sondern wissen die sich hier mit den geschichtlichen Körnern allerdings vielfach gemischt findet. 19.

Rosa de Romances, ó Romances sacados de las „Rosas“ de Juan Timoneda, que pueden servir de suplemento á todos los Romanceros, asi antiguos como modernos, y especialmente al publicado por el señor Don *G. B. Depping*, escogidos, ordenados, y anotados por Don *Fernando José Wolf*. Leipzig, Brockhaus. 1846. Gr. 12. 20 Ngr.*)

Daß hier den Freunden der spanischen Literatur und der Romanzenpoesie insbesondere eine werthvolle Gabe geboten wird, dafür bürgt schon der Name unsers verehrten Freundes, des Herausgebers. War der Fund einer bisher noch völlig unbekannten Grube auf jenem Gebiete vielleicht nur ein Glücksfall, so gebührt jedenfalls das Verdienst einer würdigen Fassung dieser an Werth freilich sehr verschiedenen Steine ausschließlich dem Finder. Mit andern Worten: der um die Literaturgeschichte, zumal der romanischen Völker, so hochverdiente Herausgeber hat sich auch hier in zweckmäßiger, besonnener, gründlicher Behandlung seines Gegenstandes bewährt als einer von den sehr wenigen Findern solcher Dinge bei denen das Glück selbst als ein Verdienst, ja fast als ein gutes Recht erscheint und wo jedenfalls das Publicum der Glücklichste ist. Die an Schätzen aller Art so reiche wiener Bibliothek besitzt das einzige bisher bekannt gewordene Exemplar einer 1573 in Valencia von dem auch sonst als Dichter, Herausgeber und Buchhändler bekannten Juan Timoneda veranstalteten Sammlung von Romanzen in vier Abtheilungen oder Rosas, welche nach dem Inhalt der ihr zugetheilten Romanzen unterschieden werden als 1) „Rosa de amores“ mit Romanzen aus dem Gebiete des höfischen Ritterthums, wozu denn neben Karlingschen und Bretonschen Stoffen auch der Amadis-Roman sein Contingent stellt. 2) „Rosa Española“, Romanzen welche Stoffe aus der ältern vaterländischen Geschichte und Sage behandeln, bis zur Zeit der Eroberung von Granada. 3) „Rosa gentil“, Stoffe aus der alten Geschichte und Mythologie, wie sie jener Zeit zugänglich waren. 4) „Rosa real“, worin neuere, meistens gleichzeitige Begebenheiten behandelt werden, die der Sammler mit dem Ausdruck real beehrt, weil ihre Helden meistens fürstliche und hohe Personen, wie Karl V., Franz I., der Sultan, Juan d'Austria u. s. w., sind. Angehängt sind noch einige Sammlungen lyrischer Kleinigkeiten, die uns hier Nichts angehen, wie wir denn überhaupt für eine genauere bibliographische Nachweisung über das interessante Duodezbändchen auf Das verweisen was der Herausgeber dieser Auswahl (gleichsam eine Rosa de Rosas) in der Einleitung darüber sagt.

Was nun jene Romanzen betrifft, so geht schon aus dem Umstande, daß beiweitem die meisten derselben von dem Herausgeber und Verleger Timoneda selbst herrühren, hervor, daß der poetische Werth derselben nicht eben hoch anzuschlagen ist. Denn Niemand wird bei dem ehrlichen Timoneda (nach seinen anderweitigen Producten und bei allen sonstigen Verdiensten) weder auf dem volksthümlichen noch auf dem kunstmäßigen Parnaß (die Grenzen fließen ohnehin in Spanien ineinander) einen bedeutenden dichterischen Aufschwung erwarten. Schon die Zeit der Entstehung dieser Romanzen schließt übrigens die ernste, einfache Weihe des eigentlichen epischen Volksliedes aus, und in der That gehören alle Timoneda'schen Romanzen, und somit beiweitem die größte Mehrzahl der in den „Rosas“ enthaltenen, jener besonders durch den bekannten Sepulveda und seinen „Cancionero“ eingeführten Gattung von Romanzen an, worin — zur historischen Belehrung und darin liegenden sittlichen Zucht des Volks und zur Beseitigung der ältern volksthümlichen poetischern, aber theils der pseudohistorischen Kritik, theils der zunehmenden sittlich-religiösen Peinlichkeit anstößigen Volkslieder — die Chroniken oder auch die laufenden Begebenheiten bulletinartig verarbeitet wurden. Was man aber auch von dieser Gattung und ihrer Berechtigung halten mag, so weit sie denn gehen mag, so ist nicht zu leugnen, daß seine Romanzen im Ganzen zu den bessern und besten auf diesem Gebiete gehören; überdies aber würde man auch sehr irren, wenn man dieser Romanzenschicht alles Interesse, ja auch nur alle volksthümliche Bedeutung absprechen wollte. Vielmehr ist hier einer der beachtenswerthesten Züge der spanischen Bildungsgeschichte jener Zeit. Diese mehr historischen Elemente, in Verbindung mit der ganzen bunten Fülle der volksthümlich-kirchlichen Tradition bis in die vollste lebendige Extravaganz der Tageswunder, und mit den letzten sehr verwilderten Ausläufern des volksthümlichen Heldenthums, durchdrangen in dieser immerhin wenig poetischen Form und Fassung, aber getragen durch die Scharen der Ciegos, durch eine Wolke von fliegenden Blättern, und durch zahlreiche Sammlungen doch weit und breit die Bildung des Volks, wenn auch mehr in den Städten als auf dem Lande. Auch an lyrisch-didaktischen Elementen fehlte es nicht. Die Bedeutung dieser in keinem andern Lande in solcher Maße hervortretenden Gestaltung einer breiten Grundlage volksthümlicher Bildung, welche nach allen Seiten in sehr allmäligen Uebergängen mit einer ganz homogenen Seite der höhern Bildung zusammenhing, kann hier nicht weiter erörtert werden; sie ist, um nur Eins hervorzuheben, entscheidend für die Entwickelung des spanischen Drama. Daß aber auch den Romanzen unsers Timoneda diese Art von Popularität nicht fehlte, ergibt sich theils daraus, daß manche derselben auch in andern Sammlungen vorkommen, theils aus einer Aeußerung in der der ersten Rosa vorgesetzten „Epistola al lector“, welche wir hier mittheilen, weil sie auch sonst ein Zeugniß dafür gibt, daß diesem ganzen Treiben, wenn auch auf einer poetisch ziemlich niedrigen Stufe, doch eine tüchtige, ehrenwerthe Gesinnung und Richtung nicht fehlte. Es heißt dort: „In der That, geneigter Leser, die Ursache weshalb ich dies Büchlein zusammenstellte ist die Liebe zum Vaterlande, und dein unaufhörliches Fragen um zu wissen, wann diese oder jene Begebenheit geschehen, und dein dringendes Verlangen nach dieser oder jener Romanze welche ich seiner Zeit gedichtet u. s. w.“

Nach alle Dem sind wir begreiflich weit entfernt, dem geehrten Herausgeber der vorliegenden Auswahl einen Vorwurf daraus zu machen, daß er auch eine gewisse Anzahl von solchen Producten aus Timoneda's Romanzenwerkstatt aufgenommen hat, die theils überhaupt zu den bessern gehören, theils durch den Gegenstand an sich, theils durch Beziehungen zu anderweitigen Behandlungen desselben Thema, oder aus irgend einem Grunde ein besonderes Interesse, wenn auch nicht für den Dilettanten, doch für den Forscher und Kenner haben. Im Gegentheil würden wir eher geneigt sein ihn zu tadeln, daß er nicht die ganze Sammlung wieder publici juris gemacht hat, wenn wir nicht wüßten, wie sehr in solchen Dingen Minerva dem Mercur nachgeben muß. Unter den interessantern Romanzen der Art genüge es hier wenigstens eine hervorzuheben („Este conde Don Manuel“), welche das Thema der Schiller'schen Ballade „Der Handschuh“ wol in seiner ursprünglichen und vielleicht nicht aller historischen Wahrheit entbehrenden Form behandelt. Jedenfalls ist dieser Don Manuel de Leon eine sehr historische Person und kein Anderer als der aus den Geschichten, Sagen und Romanzen der Eroberung von Granada sattsam bekannte Maestre, der Großmeister von Calatrava. Und wenn die hier gegebene Lösung des durch weiblichen Uebermuth herbeigeführten tragisch-epischen Knotens vielleicht manchem Verehrer Schiller's etwas prosaisch erscheint, so hat sie jedenfalls eben in ihrer Prosa etwas sehr historisch Reales und dem Charakter und Geist der Zeit und des Volkes Entsprechendes, wenn auch nicht dem abgeschmackten Zerrbilde, was Manche

*) Ueber den Depping'schen „Romancero castellano“ berichtete der Verf. dieses Artikels in Nr. [illegible] d. Bl. f. 1845. D. Red.

davon entwerfen. Der kühne Meister gibt nämlich der meisterlosen Doña Ana de Mendoza nebst dem Handschuh eine derbe Ohrfeige; sie aber, eben darin ihren Meister erkennend, belohnt ihn mit ihrer schönen Hand, wobei sie das Sprüchwort „Wer recht straft, der liebt recht" anführt. Von einer Liebe des Ritters zu der Dame ist jedoch (auch sehr charakteristisch) vorher nicht die Rede, sondern Don Manuel übernimmt das Wagstück nur um die Ehre der Ritterschaft zu retten. Uebrigens hat sowol diese Romanze als einige andere, welche der Herausgeber dem guten Timoneda zuschreibt, neben der etwas trockenen Manier doch so viel Handlung und Haltung, daß wir ihr nicht ohne weiteres einen ältern und mehr volksthümlichen Ursprung absprechen möchten. Bei andern (z. B. „Cartas escribe la Cava, — La Cava cartas escribia") scheinen jedenfalls einzelne Verse älterer Romanzen benutzt zu sein. Endlich, um von unserm ehrlichen Timoneda freundlich Abschied zu nehmen, ist die sehr lange Romanze „De la hermosa Jarifa" wol ohne Zweifel von ihm, aber jedenfalls eine der gelungensten Bearbeitungen des beliebten Thema von der Liebe jener schönen Maurin und des tapfern Abindarraez und seinem Ueberwinder Don Rodrigo de Narvaez — beiläufig gesagt, ein Vorfahre des nicht sehr moderirten Helden des spanischen Moderantismus.

Gehen wir nun aber zu einem ganz andern Kreise von Blättern der vorliegenden Sammlung über, so geht schon aus Timoneda's „Epistola al lector" hervor, daß er auch ältere Romanzen in seine „Rosas" aufgenommen habe, theils um der Vollständigkeit der behandelten Geschichten willen, theils wegen des Sprüchworts „Halte dich zu den Guten, so wirst du dazu gehören". Unter diesen Romances viejos sind nun einige welche entweder von andern und namentlich den neuern Sammlern gar nicht oder doch jedenfalls in sehr abweichender und zum Theil mangelhafter Fassung mitgetheilt worden sind. Es versteht sich von selbst, daß gerade diese Romanzen eine Hauptzierde der vorliegenden Auswahl geworden sind. Wer aber weiß, wie viele Schwierigkeiten es hat, welche Verbindung von positivem Wissen und glücklichem, aus einer tiefen Wahlverwandtschaft mit dem Geiste der echten Volkspoesie entspringendem Takt dazu gehört, um hier nicht einen Fehlgriff über den andern zu thun, der wird gerade hier die glückliche Fügung preisen, welche den rechten Mann an die rechte Stelle führte. Der treffliche Herausgeber rechnet zwar nur einige wenige Romanzen ausdrücklich und bestimmt zu dieser Classe, und wenn wir unsern Lesern noch einige andere als sehr wahrscheinlich verwandter Art empfehlen, so mögen sie darin nur einen Beweis sehen, daß wir uns keines so entscheidenden Gewichts unsers Urtheils und also keiner großen Verantwortlichkeit bei einem etwanigen Misgriff bewußt sind. Wir möchten hier nun etwa 20 von den 62 Romanzen dieser Auswahl zu jenen Romances viejos rechnen, wobei wir übrigens auch solche nicht ausschließen die Begebenheiten aus den Maurenkriegen zu Ende des 15. Jahrhunderts behandeln. Wer aber weiß, wie wenige solche alte Romanzen die bisherigen auch größten Romanzensammlungen enthalten *), der wird jenes Verhältniß gewiß als ein sehr günstiges anerkennen. Unter diesen ältern Romanzen sind auch einige welche nicht den „Rosas" des Timoneda, sondern einigen andern seltenen ältern Sammlungen angehören (namentlich einem andern Unicum der wiener Bibliothek, einem „Cancionero de romances etc.", Medina del Campo 1570); und insofern könnte mancher aficionado vielleicht wünschen, daß er bei dieser Gelegenheit auch einmal Alles in Kauf bekommen hätte was von den neuern Sammlern oft unverantwortlicherweise übersehen worden ist. Aber abgesehen davon, daß hier nur sehr Wenig an der Erfüllung dieses Wunsches fehlt, so wäre es mehr als Unbescheidenheit, sich mit dem Gegebenen nicht dankbar zu begnügen, wo es jedenfalls nicht nur das für diesmal Verheißene reichlich erfüllt, sondern auch noch darüber hinausgeht.

Auf eine weitere Erörterung über diese ganze Gattung von Romanzen, sowie über einzelne der hier mitgetheilten könnten wir uns nicht einlassen, ohne die uns gesetzten Grenzen zu weit zu überschreiten und unsern nächsten Gegenstand zu sehr aus den Augen zu verlieren, und so schließen wir mit der Bemerkung, daß diese „Rosas" sich durch die äußere Ausstattung als Supplement und dritter Band der neuesten Ausgabe des Depping'schen „Romancero" darstellt; einer weitern Empfehlung aber an die Besitzer dieser oder jeder andern Sammlung spanischer Romanzen sowie an alle Freunde der spanischen Volksdichtung bedarf es nach dem Gesagten nicht.

V. A. Huber.

Literarische Notiz.

Der Panslawismus.

Zu der seit einiger Zeit sich gar stark vermehrenden Literatur über Slawen und Panslawismus ist kürzlich eine neue Schrift des bekannten Franzosen Cyprien Robert „Les deux panslavismes" (Paris und Leipzig 1847) gekommen, die, wenn auch darin Manches nach gewissen Seiten hin gar sehr übertrieben sein sollte, doch nicht übersehen zu werden, sondern vielmehr Beachtung verdient. Der Verf., der auf diesem Gebiete schon früher als Schriftsteller aufgetreten ist, schildert in der vorliegenden Schrift die gegenwärtige Lage der slawischen Völker im Verhältniß zu Rußland, und verbreitet sich namentlich über die beiden Systeme des Panslawismus, den russischen und den slawischen, je nachdem dieser Panslawismus im einseitig-russischen Sinne oder im national-slawischen Gesammtinteresse aufgefaßt und ausgeführt wird. Der Verf. ist bemüht, die unvollkommenen und falschen Vorstellungen, die man sich in Europa und besonders in Deutschland darüber macht, wo man doch gerade vorzüglich auf seiner Hut sein sollte, zu berichtigen; und er hat mindestens den Vortheil eines langen Aufenthalts in slawischen Ländern für sich. Zu diesem Ende verbreitet er sich über die hauptsächlichen slawischen Sprachen, und den von ihm sogenannten literarischen Panslawismus, von welchem er sodann zu dem politischen Panslawismus übergeht. „Ce panslavisme des savants", sagt er nicht ohne Doppelsinn, „nous mènera comme un fil conducteur au panslavisme des peuples"; allein es gibt auch einen religiösen Panslawismus, den der Verf. nur gelegentlich, und mehr aus dem geschichtlichen Gesichtspunkte erwähnt, obgleich gerade er in gewisser Hinsicht von besonderer Bedeutung ist. Die Schrift enthält theils lehrreiche Aufschlüsse über Slawen und Slawenthum in nationalpolitischer und literarischer Beziehung, theils bedeutungsvolle Winke für die Fürsten und Völker Deutschlands, und sie ist auf alle Fälle nicht ungeeignet aufzuklären und zu berichtigen, die Blinden sehend zu machen und die Schlummernden zu erwecken. Exempla monent.

1.

---

*) Ueber die Unterscheidungszeichen und das Verhältniß in den Cid-Romanzen kann ich theils auf die Einleitung meiner Ausgabe der „Chronica del Cid", theils auf meinen frühern Aufsatz über den Depping'schen „Romancero" in Nr. 320 — 323 d. Bl. f. 1845 verweisen. Zu jenen 20 Romances viejos möchte ich denn (nach ihren Anfangsversen) folgende rechnen: 1) Cartas escribe la Cava (?); 2) Rey Don Sancho, Rey Don Sancho — Cuando en Castilla reynó; 3) Rey Don Sancho, Rey Don Sancho — No digas que no te aviso; 4) Por el val de las estacas; 5) En las Almenas de Toro; 6) Doña Maria de Padilla; 7) Don Garcia de Padilla; 8) Ese conde Don Manuel (?); 9) Preguntando está Florida; 10) Esta noche caballeros; 11) Quan traidor eres Marquillos; 12) Muy malo está Espinelo; 13) En Granada está el rey Moro; 14) Suspira por Antequera; 15) Alora la bien cercada; 16) Ay Dios que buen Caballero; 17) Por la vega de Granada (?); 18) Ya se salen de Jaen; 19) Junto al vado de Genil; 20) Rodillada está Moriana; 21) Al pie de una verde aya.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 96. — 6. April 1847.

Vorgänge zwischen Militair und Civil in Bielefeld, als Beitrag zur Charakteristik preußischer Militairverhältnisse. Schutzschrift von K. Johanning. Leipzig, O. Wigand. 1847. Gr. 8. 20 Ngr.

Es gibt Verhältnisse und Verwickelungen, die, wenn sie erst ein gewisses Stadium überschritten haben, auf dem Wege des Rechts und der Billigkeit sich nicht mehr füglich entwirren lassen, sondern oft nur noch in der Weise des Gordischen Knotens zu lösen sind. Eine solche Operation ist jedoch immer sehr mislich, kann unter Umständen sogar sehr gefährlich werden, und jedenfalls ist es dabei nicht mit einem bloßen blinden Darauflosbauen abgethan, sondern nur eben ein Alexanderhieb auf die richtige Stelle vermag das Wirrsal auch wirklich zu durchschneiden. Als einem solchen Stadium sehr nahegerückt scheinen sich nun aber verschiedene Verhältnisse des preußischen Heerslebens darzustellen, und es möchte daher wol an der Zeit sein, sie in freimüthige Betrachtung zu ziehen, zumal da solche in der directesten Beziehung zur Erhaltung und Ausbildung der Größe, Macht und Kraft Preußens und somit auch jener des gemeisamen deutschen Vaterlands stehen. Insofern nämlich jene seit kurzem zu Tage getretenen Verwickelungen im preußischen Heersleben nicht sehr bald, in einer oder der andern Art, eine angemessene Lösung finden, so steht sehr zu befürchten, daß solche in weiterm Fortgange endlich entweder dahin ausschlagen möchten, das Fortbestehen des preußischen Landwehrinstituts in Frage zu stellen, oder Ereignisse zu veranlassen, welche weit über die Grenzen wünschenswerther Reformen hinausführen könnten.

Von diesem Standpunkte aus muß namentlich die vorliegende Schrift beurtheilt werden; denn obgleich die darin zunächst zur Sprache gebrachten Conflicte zwischen Militair und Civil an und für sich als ganz gewöhnliche kleinstädtische Zänkereien zu bezeichnen sind, so gewinnen solche in ihrem Zusammenhange mit andern, im Dislocationsbereiche des 7. preußischen Armeecorps vorgekommenen Vorfällen doch eine ganz andere Bedeutung, zumal ein Theil des Offiziercorps des 15. Landwehrregiments darein in wahrhaft unheilvoller Weise mit verwickelt ward, und weil jene Schrift überhaupt in Bezug auf verschiedene Verhältnisse der Landwehr höchst befrembende Nachweise zur Mittheilung bringt. Bevor wir jedoch, namentlich in letzterer Beziehung, in nähere Erörterungen eingehen, glauben wir erst das Thatsächliche jener Conflicte in möglichster Kürze unsern Lesern zur Kenntnißnahme resp. in Erinnerung bringen zu müssen.

Wie nämlich seiner Zeit durch die öffentlichen Blätter bekannt geworden, begab es sich im Frühjahre 1845, daß ein Offizier des in Bielefeld garnisonirenden Füsilierbataillons des 15. Infanterieregiments, der Lieutenant W., mit einem dortigen Buchhändler, Hrn. H., angeblich über die von Letzterm behauptete Unvollkommenheit der preußischen Gesetzgebung, in Wortwechsel gerieth, plötzlich den Degen zog und H. lebensgefährlich verwundete. Ob jener Offizier durch ihm von Seiten H.'s zugefügte wörtliche Beschimpfung sich in die traurige Nothwendigkeit versetzt fand zu seiner Waffe greifen zu müssen, oder ob hierbei mehr oder minder ein gröblicher Misbrauch derselben stattgefunden habe oder nicht, ist aus der Darstellung Johanning's nicht mit Zuverlässigkeit zu entnehmen. Indessen gibt Johanning selbst zu, daß jener Offizier bis dahin im gesellschaftlichen Verkehre sich ohne alle Anmaßung gezeigt habe. Es sei mithin dessen Benehmen nur dadurch erklärbar, daß in Folge eines bereits 1841 stattgehabten Vorfalls — wobei ein höherer Civilbeamter eine ihm von einem Offizier zugefügte wörtliche Beschimpfung mit Thätlichkeiten erwidert hatte, ohne daß Letzterer dazu gelangt war solche blutig rächen zu können — namentlich die jüngern Offiziere sich verabredet haben mochten, bei dergleichen Vorkommnissen sich künftighin zeitiger vorzusehen. Unter diesen Umständen mußte aber die Wahrnehmung, daß seit jenem Vorfalle zwischen Lieutenant W. und Buchhändler H. namentlich der neuernannte Befehlshaber der dortigen Garnison auch sogar im Locale der sogenannten Ressourcengesellschaft den Degen nicht mehr von der Seite zu legen pflegte, offenbar vollends noch dazu beitragen, die zwischen Militair und Civil entstandene Spannung ungemein zu steigern, zumal auch außerdem bei verschiedenen Gelegenheiten zwischen jenem Militairbefehlshaber und verschiedenen Mitgliedern jener Ressourcengesellschaft mehrfache Streitigkeiten stattfanden. Durch alles Dieses ward aber endlich eine Anzahl jener Gesellschaftsmitglieder veranlaßt, bei den Gesell-

schaftsvorständen den Antrag zu stellen: „künftighin die Offiziere bezüglich ihrer Aufnahme ebenfalls einem Ballottement zu unterwerfen und das Tragen von Waffen in dem Gesellschaftslocale zu untersagen.“ *) Bevor es jedoch hierüber zu einer Abstimmung kam, benachrichtigte jener Stabsoffizier die Gesellschaftsvorstände (worunter auch Hr. Johanning), daß das gesammte Offiziercorps in Folge dieser für die militairische Standesehre so beleidigenden Anträge aus der Gesellschaft ausscheide.

Gewiß wird jeder Unbefangene Hrn. Johanning darin beistimmen müssen, daß es zu verwundern war, daß namentlich der gedachte Militairbefehlshaber nicht schon früher sich zum Ausscheiden aus jener Gesellschaft veranlaßt gefunden hatte, in welcher er ja doch nur unter dem Schutze seines Degens verweilen zu können glaubte. Jedenfalls dürfte es auch, besonders unter den obwaltenden Verhältnissen, sehr im Interesse des militairischen Theils jener Gesellschaft gewesen sein, statt jenes Coquetirens mit dem Schwerte an der Linken und seinem heitern Blinken lieber das veraltete Herkommen in Abgang zu bringen, demzufolge seitens des gesammten Offiziercorps statt der regelmäßigen Beiträge nur eine jährliche Aversionalsumme von 48 Thlr. zur Gesellschaftskasse bezahlt wurde. Andererseits ist aber ebenso wenig zu verkennen, daß — Hr. Johanning mag sagen was er will — mit jenem Antrage allerdings eine Demonstration gegen das Offiziercorps *als solches*, und zwar in der Absicht dasselbe zu demüthigen und aus der Gesellschaft zu vertreiben, verbunden war. Zwar ist Ref. sehr weit davon entfernt, dem Bürger die Befugniß zu bestreiten, eine seine *Ehre* und sein *Recht* beleidigende Anmaßung nicht ebenso gut in gebührende Schranken zurückzuweisen wie der Offizier; aber in dem fraglichen Falle liegt doch auch klar zu Tage, daß Hr. Johanning und die ihm Gleichgesinnten in ihren desfallsigen Maßnahmen ebenso viele blinde Leidenschaftlichkeit als *Bürgerhochmuth* beurkundeten. Ein solcher Bürgerhochmuth ist aber Nichts mehr und Nichts weniger als Geschwisterkind mit Adels-, Offizier-, Beamten-, Gelehrten- und überhaupt mit jedem beliebigen andern Standes- oder Kastenhochmuth. Ohne Frage würde der wahre und echte Bürgermuth und Bürgerstolz sich ungleich angemessener haben dadurch bethätigen lassen, wenn ein oder das andere bürgerliche Gesellschaftsmitglied den mehr gedachten Militairbefehlshaber über sein — unter den obwaltenden Umständen ebenso auffallendes als provocirendes — Benehmen geradezu zur Rede gestellt haben würde, während auf dem eingeschlagenen Wege am Ende ein jeder Einzelne sich doch nur immer wieder hinter die Gesammtheit zu verstecken bemüht war. Vollends kann Ref. — obgleich derselbe, wie er weiter unten noch näher nachzuweisen gedenkt, das bürgerliche Lebensverhältniß der Landwehroffiziere durchaus nicht von einem exclusiven militairischen Gesichtspunkt aus betrachtet — es nur als höchst ungehörig bezeichnen, daß eine Anzahl Landwehroffiziere einen mehr oder weniger entschiedenen Antheil an jener offenbar auf Demüthigung ihrer Waffengenossen von der Linie berechneten Demonstration nahmen. Er kann es daher auch durchaus nicht als ungerechtfertigt ansehen, wenn solche desfalls von der vorgesetzten Militairbehörde zur Rechenschaft gezogen wurden, zumal sich einige derselben, und namentlich Hr. Johanning, auch noch andere und noch gröbere Ungehörigkeiten hatten zu Schulden kommen lassen.

Wie nämlich aus dessen Schrift (S. 15 u. 67) selbst hervorgeht, hatte die auf den 15. Oct. v. J. fallende Feier des königlichen Geburtsfestes unter den Bewohnern Bielefelds sich eben keines großen Anklangs zu erfreuen. Als jedoch am Vorabende dieses Tages unter den Stammgästen eines dortigen Vergnügungsorts *zufällig* (?) zur Sprache gekommen wäre, wie der 14. Oct. ein für Preußen höchst denkwürdiger Tag sei, da an demselben durch die Schlacht bei Jena der Sturz des Adelsregiments herbeigeführt und die Aera eines freien Bürgerthums angebahnt worden sei, so habe diese Bemerkung Veranlassung gegeben, jene Begebenheit in *diesem Sinne* (!) durch ein festliches Abendmahl zu feiern. Unter den Theilnehmern dieses Festes befand sich auch ein Handlungsdiener Dustmann, Vicefeldwebel bei der Landwehr, welcher als er hierüber von seinem Bataillonscommandeur zur Rede gestellt wurde, gegen diesen beim Brigadecommando — wegen hierdurch geübter Uebergriffe in seine bürgerliche Freiheit — Beschwerde erhob. Diese Beschwerde hatte Johanning, kraft der ihm als ältestem Landwehrlieutenant obliegenden Dienstfunctionen, zu Protokoll zu nehmen. Es zog jedoch dieselbe für Dustmann eine durch standrechtliches Erkenntniß ausgesprochene Verurtheilung zu drei Wochen gelinden Arrestes nach sich, indem einige darin enthaltene Ausdrücke für subordinationswidrig erachtet wurden. Wie aus der ganzen Art und Weise der Darstellung und namentlich aus den Schluß- und Anfangszeilen der S. 73 u. 74 zu entnehmen steht, mochte Johanning jene Beschwerde nicht blos zu Protokoll genommen, sondern wol solche auch selbst concipirt haben. Sonach mochte ihn denn auch das Schicksal dieses seines Schützlings doppelt schmerzlich berühren, zumal das Gefängnißlocal, worin derselbe seine Strafe abzubüßen hatte, angeblich sehr ungesund und Dustmann von sehr schwächlicher Körperbeschaffenheit war. Er scheint daher auch die *hauptsächlichste* Triebfeder gewesen zu sein, daß seitens einer Anzahl bielefelder Einwohner (darunter auch die Landwehrlieutenants Konsbruch und Delius) eine Petition an den dortigen Stadtmagistrat unterzeichnet und ihm (Johanning) in seiner Eigenschaft als Stadtverordneter zur Weiterbeförderung übergeben ward, worin die Bitte enthalten war: der Magistrat möchte geeignete Schritte thun, damit der *ungesetzlichen* Behandlung ihres Mitbür-

---

*) Ursprünglich war es eben der Buchhändler H., welcher jenen Vorfall mit Lieutenant W. gehabt hatte, und nicht U., welcher diesen Antrag stellte. Letzterer wurde übrigens im Verlaufe der Debatte wegen ungebührlichen Betragens sogar von sonst mit ihm Gleichgesinnten ausballottirt.

gers Einhalt geschehe, d. h. er möchte es veranlassen, daß Dustmann ein angemesseneres Arrestlocal angewiesen werde. Vor Allem hätte man aber wol billig erwarten können, daß Hr. Johanning sich noch vor der standrechtlichen Verurtheilung Dustmann's als intellectuellen Urheber der als subordinationswidrig incriminirten Ausdrücke selbst angegeben hätte; denn auf diese Weise würde er (wenn auch vielleicht in der Sache selbst erfolglos) doch jedenfalls eines Offiziers wie eines Bürgers gleich würdig gehandelt haben. Da er Dieses aber nicht gethan hat, sondern, chamäleonartig sich in ein Gemisch von Bürger und Stadtverordneten verwandelnd, nur danach trachtete, seinem von ihm als Landwehroffizier in eine üble Lage gebrachten Schützling die Unannehmlichkeit der Folgen seiner übeln Rathschläge minder hart empfinden zu machen, so ist sein Gerede von bei dieser Angelegenheit beurkundetem bürgerlichen Mitgefühl, Männerstolz und Bürgermuth Nichts als Phrasenmacherei, eitel Hochmuth und Prahlerei, wofür ihm auch vom rein bürgerlichen Standpunkte aus Nichts weniger als Anerkennung gezollt werden kann.

Möchte nun die Betheiligung jener Landwehroffiziere an jener Ressourcenangelegenheit vielleicht noch am füglichsten in der Weise eine entsprechende Rüge haben finden können, daß ein höherer Vorgesetzter von imponirenden Charaktereigenschaften solche darüber persönlich zur Rede gestellt und ermahnt und verwarnt hätte, so erheischte dagegen die Betheiligung an der Dustmann'schen Angelegenheit offenbar eine disciplinarische Untersuchung und Bestrafung. Denn wenn einerseits, und mit vollem Rechte, geltend gemacht wird, daß die Militairbehörden die militairischen Beziehungen der im Landwehrverbande befindlichen Individuen nicht in übermäßiger und willkürlicher Weise auf deren rein bürgerliche Lebensverhältnisse ausdehnen sollten, so versteht es sich ebenso von selbst, daß auch die Landwehrangehörigen ihre bürgerliche Lebensstellung nicht als Verschanzung misbrauchen dürfen, um von da aus Einwirkung auf ihnen misfällig erscheinende Vorgänge der rein dienstlichen Landwehrverhältnisse zu versuchen. Ein Verkennen des erstern Grundsatzes würde dem Volke eine schier unerträgliche Last aufbürden, und mithin dem Landwehrinstitut die äußerste Abneigung bereiten; ein Verkennen des letztern aber die Aufrechthaltung jeder Disciplin und militairischen Ordnung geradezu unmöglich machen und somit das Eine wie das Andere nur zum unvermeidlichen Ruine dieser Institution ausschlagen. Wie es scheint, mochten die höhern Militairbehörden bezüglich der fraglichen Angelegenheit die Meinung hegen, daß eine völlige Dienstausscheidung der an jenen Vorgängen am meisten betheiligten Landwehroffiziere einer blos disciplinarischen Bestrafung vorzuziehen sei. Wenigstens ward überall keine Disciplinaruntersuchung eingeleitet, wol aber jene Landwehroffiziere, acht an der Zahl, vor ein aus dem Offiziercorps des 1. Bataillons des 15. Landwehrregiments zusammengesetztes Ehrengericht gestellt. Dasselbe erkannte nun gegen vier der Angeschuldigten auf Verwarnung, hinsichtlich der vier übrigen waren jedoch die Stimmen getheilt, sodaß die Aburtheilung einem, aus den Stabsoffizieren der 13. Division zusammengesetzten, Ehrengerichte zweiter Instanz anheimfiel, welches auch den Lieutenant (Buchhändler) Velhagen zur Verwarnung, die Lieutenants (Kaufleute) Delius und Konsbruch zur Dienstentlassung und den Lieutenant (Kaufmann und Stadtverordneten) Johanning zur Entfernung aus dem Offiziersstande (Cassation) verurtheilte: Entscheidungen welche sämmtlich die höchste Bestätigung erhielten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Leben und Nachlaß des Isaak Maus, Bauersmann aus Badenheim. Herausgegeben von Heinrich Sander. Zwei Theile. Nebst Bildniß und Facsimile des Dichters. Darmstadt, Pabst. 1846. 8. 25 Ngr.

In der Vorrede zum ersten Theile des ebengenannten Werkchens kündigt der Herausgeber mit besonderer Auszeichnung die Lebensgeschichte und die noch nicht gedruckten philosophischen Abhandlungen des Naturdichters Maus an. Zwar soll dies Werkchen ein Denkmal der Liebe für die zahlreichen Freunde des verstorbenen Dichters sein; da es aber doch auf dem Wege des Buchhandels in das große Publicum gesendet worden ist, so muß es sich natürlich auch dem Urtheile der öffentlichen Kritik unterwerfen.

Aus den biographischen Umrissen erfahren wir im Wesentlichen Folgendes. Isaak Maus war das siebente Kind schlichter Bauersleute, geboren am 8. Sept. 1748 zu Badenheim in Rheinhessen. Trotz des allerdürftigsten Schulunterrichts und der fortwährenden Beschäftigung mit der Landwirthschaft, der er sich bis zu seinem Tode mit Lust widmete, gewann er durch vielseitige Lecture eine so umfassende Bildung und namentlich ein solches Geschick im Versemachen, daß er frühzeitig des bekannten Dichters Götz Aufmerksamkeit erregte und in viele literarische Verbindungen kam, die ihn jedoch seinem Berufe nicht untreu machten. Im J. 1786 gab er die erste, 1819 und 1821 eine zweite und dritte Sammlung seiner Gedichte heraus. Er starb 1833 und ward besonders in seiner Gegend von vielen Freunden der verschiedensten Stände wegen seiner redlichen Gesinnung, seiner verständigen Auffassung aller Verhältnisse und seiner poetischen Begabung betrauert. Dies sind Notizen die, wie der Herausgeber selbst sagt, sich größtentheils in der Vorrede zur letzten Gedichtsammlung finden und allenfalls etwas ausgeführter und zusammenhängender als sie Ref. hier gegeben in irgend einem öffentlichen Blatte dem größern Publicum mitgetheilt werden konnten; denn ein schlichter Bauer von so vielseitiger Bildung ist und bleibt eine seltene und merkwürdige Erscheinung, an welche den deutschen Literar- und Culturhistoriker wieder zu erinnern jedenfalls nicht unpassend ist. Aber ein ganzes Werk von zwei Theilen über diese Erscheinung dem Publicum vorzulegen, Das muß entschieden als ein großer Misgriff des Herausgebers bezeichnet werden. Denn zuvörderst als Dichter hat dieser ehrliche Bauer auch nicht das geringste Recht, außerhalb des Kreises befreundeter Leser eine größere Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen als die welche die Gewandtheit eines Autodidakten im Versemachen erregen muß. Seine Producte sind Kunstverse der Art wie sie in der Zeit Gleim's und Göckingk's von den diis minorum gentium in Deutschland fabricirt wurden, recht wohlgemeinte und verständige Kunstverse; aber von Naturpoesie ist darin auch nicht eine Spur. Denn die Naturpoesie ist von jeher naiv und ihrer unbewußt aus den Kreisen des ungelehrten Volkes hervorgetreten, sodaß man in den meisten Fällen nicht einmal den Namen der

Dichter kennt, oder es haben sich gebildete Dichter in das Natur- und Volksleben so hineingelebt, daß sie trotz ihrer Bildung die ursprünglichen Laute im Natur- und Volksleben vernahmen und sie mit Bewußtsein poetisch verklärt wiedergaben. Das sind Naturdichter. Aber Maus ist Nichts weiter als ein durch eigene Lecture gebildeter Bauer, der die Natur und das Volksleben gerade so wie die gelehrten Versemacher anschaut und der Natur und dem Volksleben nur dadurch näher zu stehen scheint, daß er bis an sein Lebensende mit freudiger Befriedigung hinter dem Pfluge hergegangen ist. Zur Rechtfertigung dieses Urtheils mag hier nur eine Strophe des vom Herausgeber als schön gerühmten Bauernliedes stehen:

Glücklich ist die schwere Sommerplage,
Herbst und Ernte diesmal wieder ein!
Und der Landmann in der besten Lage
Froh bei neuem Brot und gutem Wein.
Was kann uns noch fehlen?
Güter für die Seelen
Sind in unserm Kreise unbekannt.
Bauern werden danach wenig streben;
Immer gibt das umgepflügte Land
Was wir brauchen um vergnügt zu leben.
Weg mit aller Weisheit eitlem Glanz!
Uns nur, statt Minervens Eule,
Eine fette Gans!

So mag ein gelehrter Bauer reflectiren, aber nicht ein Bauer mit volksthümlichem Bewußtsein, und Ref. muß gestehen, daß er ganze Bände solcher Verse für ein einziges frisches süddeutsches Dorfliedchen hingeben würde.

Vielleicht aber geben diese biographischen Mittheilungen bei dem literarischen Verkehr des Dichters für die Literaturgeschichte Ausbeute? Auch in dieser Beziehung sieht man sich in seinen Erwartungen getäuscht. Die Briefe von Götz, Gleim und Göckingk, die hier abgedruckt wurden, sind ganz inhaltsleer, und aus denen des bekannten pädagogischen Schriftstellers, des großherzoglich hessischen Pfarrers Schlez, der die Volkslieder auf den Dörfern durch Maus'sche Bauernlieder verdrängen wollte, ist allenfalls nur die Notiz bemerkenswerth: daß im J. 1786 bei einer Pastoralconferenz in Franken der präsidirende Decan in einer Capucinade gegen die Freigeister den Moses Mendelssohn „einen Schurken, einen Spitzbuben, eine buckelige, affenartige Canaille" genannt hatte. Schlez fügt hinzu, daß bei diesen Worten er und noch sechs Zuhörer mit großem Geräusch von der Thüre weggegangen und wie ein Kürassierregiment die Treppe hinuntergetrabt wären, und dankt Gott, daß er nicht unter die Menschenheerde gehöre die „durch die Saupeitsche eines hirnlosen Decans geweidet würde".

Der dritte Gesichtspunkt endlich, von dem aus der Herausgeber die Bekanntmachung dieses Schriftchens zu rechtfertigen sucht, ist der hohe Werth den er auf die philosophischen Abhandlungen des Verf. legt, welche den zweiten Theil füllen. Der Herausgeber versichert aus vielen zerstreuten Papieren das Werthvollste ausgesucht zu haben; es sei nichts Neues, nur das Ergebniß des Denkens eines Autodidakten, und nur für die Freunde des Verewigten bestimmt. Ref. hat schon erwähnt, daß solche Mittheilungen, die nur die Freunde als Freunde interessiren können, nicht in den Buchhandel gehören. Es ist Dies wol aber nur eine Redensart, um sich gegen die Kritik zu decken; denn in der Vorrede zum ersten Theile wird Isaak Maus als tiefdenkender Philosoph herausgestrichen, und ein solcher Anspruch berechtigt die Kritik zu einem entschiedenen Urtheile. Gern gibt Ref. zu, daß es eine erfreuliche Erscheinung ist, wenn ein Bauersmann über den Menschen und seine Bestimmung nachdenkt und seine Gedanken so klar aufzuzeichnen vermag. Aber da das Gedachte, wie der Herausgeber selbst zugesteht, gar nichts Neues ist, so sieht man nicht ein, weshalb ein Buch daraus gemacht wird. Wenn Alles was auf diese Art gedacht worden ist gedruckt werden sollte, so wären alle Druckereien Deutschlands nicht im Stande einer solchen Foderung zu genügen. Die tiefen philosophischen Abhandlungen des Verf. sind weiter Nichts als, wie schon gesagt, mit einer ansprechenden Klarheit und Kürze geschriebene Fragmente des allergewöhnlichsten Empirismus, der in der sinnlichen Erfahrung die einzige Quelle der Erkenntniß sieht und alles Transscendente zwar nicht leugnet, aber als etwas dem Menschen Unerfaßbares beiseite liegen läßt. Es ist ein Empirismus wie wir ihn zu allen Zeiten und auch jetzt noch bei praktischen Leuten finden die von Metaphysik Nichts verstehen oder Nichts verstehen wollen. Daher stellt der Verf. zuletzt gewissermaßen das Ideal eines Volkes auf das sich ohne die Vorurtheile einer sogenannten höhern Offenbarung, ohne eine Idee von Gott und Unsterblichkeit, aus Selbstliebe zu einem naturgemäßen Leben bestimmt und dadurch zum befriedigenden Genuß des irdischen Daseins gelangt. Dabei ist er aber gegen die Schwächen der Menschennatur, welche die Verbietung einer solchen Philosophie als sehr bedenklich erscheinen ließen, sehr duldsam und meint sogar, man müsse solche Ueberzeugung für sich behalten, um nicht in ein Wespennest zu stechen und sich unglücklich zu machen. Wie sich aber mit diesen in dem ganzen Buche ausgesprochenen Ansichten die letzte sogenannte philosophische Abhandlung des Verf. zusammenreimt, sieht Ref. nicht ein. Es ist Dies die Widerlegung der wichtigsten Sätze eines Naturalisten, worin der Verf. seine eigenen Ansichten, und zwar mit der größten Entschiedenheit, zurückweist. Will Ref. auch gern glauben, daß der Herausgeber bei der Auswahl und Ordnung dieses philosophischen Nachlasses mit Sorgfalt verfahren, so ist doch das Vertrauen zur Consequenz seines Philosophen, was ihn diesen Widerspruch nicht hat bemerken lassen, unbegreiflich. Doch genug davon und zuletzt nur noch der Wunsch, daß in unserm lieben Vaterlande nicht so viele unnütze Bücher gedruckt werden möchten.

K. G. Helbig.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 97. —— 7. April 1847.

Vorgänge zwischen Militair und Civil in Bielefeld, als Beitrag zur Charakteristik preußischer Militairverhältnisse. Schutzschrift von K. Johanning.
(Fortsetzung aus Nr. 96.)

Hr. Johanning sucht nun in der vorliegenden Schrift darzuthun, daß, wenn ihn hiernach auch eine schimpfliche Strafe betroffen, er doch keines unehrenhaften Benehmens sich schuldig gemacht habe. Obgleich nun Dieses vollkommen bewahrheitet sein möchte, und auch die von ihm zur Mittheilung gebrachten ehrengerichtlichen Verhandlungen keinen Anlaß geben, seiner Wahrheitstreue zu mistrauen, so erscheinen solche doch in einzelnen Punkten unvollständig und lückenhaft, weshalb Ref. sich eines jeden Urtheils hierüber enthalten will. Gleichwol glaubt derselbe nicht ganz unerwähnt lassen zu dürfen, daß, wenn in diesem Falle auch nicht, wie Anneke es bezüglich des über ihn abgehaltenen Ehrengerichts behauptet*), eine directe Einwirkung auf das Urtheil der Richter geübt worden zu sein scheint, dagegen doch wol eine Verkürzung und Beschränkung der Vertheidigungsmittel stattgefunden haben möchte. Sollte Dieses wirklich der Fall sein, so wäre dadurch der Institution der Ehrengerichte ein erneuter Stoß zugefügt worden, und es möchte dieselbe, wenigstens in ihrer dermaligen Verfassung, kaum noch länger aufrecht erhalten werden können. Wenn nun Hr. Johanning am Schlusse vollends noch berichtet, daß, nachdem der verwarnte Lieutenant Velhagen seinen Abschied gefodert und erhalten, die vier übrigen verwarnten Landwehroffiziere (Schelle, Gante, Sewening und Kößfeld) auf ein erneutes Ehrengericht provocirt hätten, weil sie in Gesinnungen und Ansichten ganz mit den zur Dienstentlassung verurtheilten Herren Delius und Konsbruch übereinstimmten, hierauf aber von Seiten der höhern Militairbehörde bedeutet worden wären: „daß, wenn sie diesen ihren Antrag nicht zurückzögen, sie als gemeine Wehrleute oder Unteroffiziere (?!!) eingestellt werden würden", so muß Ref. gestehen, daß er hierüber vor der Hand nach keiner Richtung hin zu einem klaren Verständniß zu gelangen vermochte und mithin einstweilen in einem verwunderungsvollen Stillschweigen beharren müsse. Dagegen sei es ihm gestattet über die Institution der Landwehroffiziere, sowie über die von ihnen, gleichwie von den Linienoffizieren, in neuester Zeit gefoderte sogenannte gouvernementale Gesinnungsreinheit einige Betrachtungen anzustellen.

*) Vergl. Nr. 325 d. Bl. f. 1846.

Mag man die Institution solcher Landwehrbefehlshaber, welche nur zeitweiligen Waffendienst leisten, außerdem aber als Beamte, Gewerbtreibende u. s. w. ihre eigentliche Lebensstellung finden, als einen Nothbehelf ansehen, oder mag man derselben um deshalb einen besondern Werth beilegen, weil hierdurch der Bildung und Intelligenz, der bürgerlichen Notabilität, bezüglich dieser allgemeinen Volksbewaffnungsweise, ein entsprechender Standpunkt fortgesetzter Theilnahme und Angehörigkeit eröffnet wird, so wird doch auch schon nur einiges Nachdenken zur Einsicht führen, daß die ungemeine Mehrzahl dieser Landwehroffiziere, zufolge ihrer das ganze Jahr über mit Ausnahme von 14 Tagen bis 3 Wochen geübten bürgerlichen Beschäftigungen und Gewohnheiten, sowie überhaupt in Gemäßheit ihrer desfallsigen Gefühls-, Denkungs- und Auffassungsweise, nothwendig vorherrschend dem Civilstande, d. h. dem Bürgerthume, angehöre, und mithin also auch diese ihre ganze bürgerliche Gefühls-, Denkungs- und Auffassungsweise, mit in ihren zeitweiligen Waffendienst hinüberbringe. Es kann Dieses unter Umständen sich allerdings als einen großen Uebelstand erweisen, aber es gibt kein Mittel es zu ändern, indem es geradezu als sinnlos bezeichnet werden müßte, zu wähnen, daß man diese Landwehroffiziere innerhalb der kurzen Zeit ihres Waffendienstes gleichsam mit Haut und Haar umzuwandeln vermögen würde. Man wird sich daher damit begnügen müssen, wenn jene Landwehroffiziere während der Dauer ihres zeitweiligen Waffendienstes sich willig in die unentbehrlichsten Heischungen der militairischen Disciplin fügen und die unerlaßlichsten, an einen militairischen Befehlshaber zu stellenden Foderungen leiblich erfüllen, außerdem aber in ihren bürgerlichen Verhältnissen sich Nichts zu Schulden kommen lassen, was auch einem bürgerlichen Gentleman, als solchem, zur Unehre gereichen würde. Dagegen wird ein jedes Ueberschreiten dieser Anfoderungen nicht nur wirkungslos bleiben, weil es gegen die

Natur der Dinge anstößt, sondern es wird sogar eben deshalb gerade das Gegentheil des Beabsichtigten herbeiführen, weil hierdurch nothwendig die ganze bürgerliche Gesinnungs- und Gefühlsweise zur systematischen Opposition aufgestachelt werden muß. Vollends aber würde sich ein derartiger Conflict alsdann sehr unheilvoll erweisen, wenn man gar noch von jenen Landwehroffizieren eine gleichsam schematisirte sogenannte gouvernementale Gesinnungsreinheit und eine fortgesetzte ostensible Manifestation derselben erheischen wollte. Abgesehen nämlich von der unendlichen Verschiedenheit der Meinungen über die beste der Regierungsformen im Allgemeinen, sind ja die obersten Staatslenker selbst nur sehr selten hierüber sowie überhaupt über die Angemessenheit der wichtigsten Maßnahmen völlig einig, weshalb dergleichen Beschlüsse in den Minister- und Staatsrathssitzungen gewöhnlich nur nach langen Debatten des pro und contra und oft nur mit geringer Majorität gefaßt zu werden pflegen. Es kann daher auch dem einzelnen Unterthan, er gehöre einem Stande an welchem er wolle, **unmöglich** zum Vergehen angerechnet werden, wenn er in Diesem oder Jenem einmal eine andere Ansicht als eben die der Majorität seiner obersten Regierungsbeamten hegt. Ebenso ist es nicht abzusehen, wie namentlich auch die Offiziere des stehenden Heers den Wellenschlägen der öffentlichen Meinung zu entziehen wären, ohne solchen nicht geradezu alles Denk- und Urtheilsvermögen zu escamotiren. Und überhaupt, kann man denn etwa nicht bereit sein für König und Vaterland freudig jedes Opfer zu bringen und dabei doch die Meinung hegen und sogar auch **äußern**, daß der Herrscher in Diesem oder Jenem übel berathen, die Gesetzgebung in Diesem oder Jenem unvollkommen und mangelhaft sei? u. s. w. Hat hierüber nicht gerade die Geschichte Preußens die schlagendsten Beispiele aufzuweisen? Ist es vergessen welchen unheilvollen Erfolg die stumme Augendienerei des Herzogs von Braunschweig in den J. 1792, 1793 und 1806 nach sich gezogen hat? Ist dagegen York's kühner Schritt etwa im Sinne der zu **jener** Periode statthabenden Staatsleitung gewesen? Und Blücher's bekannter Toast, Gneisenau's Zuschrift an Fürst Hardenberg*), die Veranlassungen zu Grolman's u. A. Rücktritte aus dem Staatsdienste, sind solche wol im Sinne der **heutzutage** erheischt werdenden Merkzeichen der Loyalität zu billigen? Sind es aber dessenungeachtet nicht eben **diese Männer** denen Preußen seine Wiedergeburt, seine heutige Größe und Macht zu verdanken hat?

(Der Beschluß folgt.)

Die Religion des Judenthums in acht Vorlesungen. Von S. Stern. Berlin, Bernstein. 1846. 8. 1 Thlr.

Judenthum und Christenthum! Historisch erwuchs dieses aus jenem, aber es ist nicht nothwendig, daß jenes zu diesem in der Ueberzeugung des Einzelnen fortschreite, wie wir denn sehen, daß das Judenthum nach der Zerstörung Jerusalems im Orient und Occident besteht, und die ursprüngliche Aristokratie des Volkes wie seiner Religion sich schwer mit der Demokratie anderer Völker und Religionen befreundet. Der geborene Israelit ist von einem Adel der weder erworben noch verloren werden kann, denn dieser beruht auf der Abkunft vom Stamme Abraham's; er ist durch kirchliche und bürgerliche Gesetzgebung dem Herzen des Volkes nahegelegt, er verbindet die Vergangenheit des verheißenen und eroberten Kanaan mit der Zukunft eines Messiasreiches; seinem Wesen konnte das Christenthum wenig zusagen, wenngleich es auf seinem Boden entsprang; schon die Apostel wandten sich an die Heiden, und bis in die neueste Zeit sind gründliche Judenbekehrungen vielleicht die seltensten. Wird daher im Judenthum selbst das Bedürfniß einer weitern Ausbildung und Reform wach, so nimmt diese nicht ihre Richtung zum Katholicismus oder einer protestantischen Orthodoxie, sondern zum rationellen Deismus, der von beiden abgelehnt wird und worüber Philosophen und christliche Theologen in Hader befangen bleiben. Spinoza, Mendelssohn, Sal. Maimon geben Beispiele, denen sich der Verf. vorliegender Schrift S. 112 anschließt.

Ueberhaupt kann das Allgemeinste religiöser Bewegungen und Fortschritte, von denen unsere Zeit voll ist, in nachstehender Weise gefaßt werden. Weil das intellectuelle Leben des Menschen in einem Verkehr von Vorstellungen und Begriffen besteht, so zeigt sich in allen Religionen eine Mischung von Vorstellungspoesie und Begriffspoesie, die ineinander übergehen und voneinander leihen; im Gebiete der ersten weilen vorzüglich die Dichter, im Gebiete der zweiten die Philosophen. Vorstellungspoesie ist weicher und vielgestaltiger, Begriffspoesie härter und einförmiger; jener waren die heidnischen Dichter ergeben, dieser die Scholastiker des Mittelalters; Einwirkung von beiden herrscht in der Geschichte des Christenthums. So bezieht sich auf Vorstellungen von der Hoheit Christi und apostolischer Gesinnung und Redekraft der Begriff der Trinität, auf die Vorstellung des zwar ein mal dargebrachten, aber täglich wiederholbaren Opfers der Begriff von Transsubstantiation und Messe; aus dem Begriffe ununterbrochener Inspiration erwachsen die Vorstellungen von Concilien und Papst, aus dem Begriffe der Sündenvergebung die Vorstellungen von Beichte und Absolution. Man könnte den bezeichneten Unterschied auf den zwischen Sinnlichkeit und Verstand zurückführen; allein es gibt keine Religion der bloßen Sinne und keine des bloßen Verstandes; Sinnlichkeit und Verstand als Vermögen sind die Kräfte wodurch der Geist, die intelligente Persönlichkeit, ihre Poesie (ποίησις), Gedankenschöpfung (Vorstellungen und Begriffe umfassend) bethätigt. Jedes denkende Zeitalter wird sich zu einer Religion der Gedanken bekennen, aber Gedanken bestehen aus Verzweigung von Vorstellungen und Begriffen, deshalb ist mit einer Gedankenreligion noch nicht ausgesagt, daß sie scholastische Begriffspoesie sei. Scholastik und Götzenthum sind die Ziele der Ausweichung für religiöse Gedanken, und damit diese nicht den Gehalt der Religion verderbe, ist vernünftige Besonnenheit erfoderlich (denn Vernunft gibt das Maß für Vorstellungen und Begriffe), und dadurch käme es wiederum zu einem Rationalismus (Maß des Speculativen, Maß der historischen Kritik), den selbst Diejenigen nicht befehden dürften welche gegen Rationalismus eifern, indem sie eine bestimmte Maßgebung desselben vor Augen haben.

Hierin nämlich liegt die Schwierigkeit der Vereinbarung. Mit unfaßlichen Begriffen weiß man ebenso wenig als mit unfaßlichen Vorstellungen, nur das Bestimmte beider gibt ihnen faßlichen Inhalt, das Unbestimmte derselben für eine vorliegende Aufgabe verstattet die Möglichkeit unterschiedener Voraussetzungen und wird ein Gegenstand des Glaubens. Wenn daher weder Vorstellungen noch Begriffe das Bestimmte gewähren, bliebe für das Vernunftmaß ein Glaube nicht ausgeschlossen. Wie sehr Dies für religiöse Ueberzeugungen eintreffe, kann sich Niemandem verbergen. Vernunftmaß aber ist Eigenthum der innersten Individualität, wir haben nur das Bewußtsein unse-

*) Man sehe Dorow's „Erlebtes", IV, 223.

rer eigenen Vernunft und messen daran jede fremde. Will man Solches ein Geschäft der Philosophie nennen, so ist diese kein Vermächtniß eines besondern Begriffsystems, sondern die Errungenschaft des vernünftigen Individuums, womit es seine Haushaltung der Doppelpoesie von Vorstellungen und Begriffen abschließt. Ergibt es sich hierin einer äußern Autorität, so verzichtet es auf eigene Maßgebung und den darin etwa sich einfindenden Glauben, es widmet diesen ohne Bedingung dem fremden Dargebotenen, verschmäht philosophische Errungenschaft, regelt nach dem Gegebenen seine Vorstellungen und Begriffe und gewinnt — eine positive Religion.

Judenthum wie Christenthum sind auf diese Weise positiv für Viele, nicht für Alle, und die religiösen Bewegungen unserer Zeit beziehen sich auf das Maß der Berechtigung, Deutsamkeit, Angemessenheit des Positiven, dessen Gewalt und Alleinherrschaft eben dadurch schon unterbrochen ist.

Der Verf. gegenwärtiger Vorlesungen gibt in ihnen sein Glaubensbekenntniß als Bekenner der jüdischen Religion. Er fragt sich dabei: „ob er mit seinen Ueberzeugungen im Judenthum und mit seinem Judenthum in der Gegenwart stehe", und wünscht die Bejahung beider Fragen, welche nur stattfinden kann, wenn man dem Rationalismus des Verf. beistimmt. Ihm scheint ein wesentlicher Vorzug des Judenthums vor dem Christenthum, daß die jüdische Religion niemals Veranlassung gefunden, durch Aufstellung bestimmter Glaubenslehren (waren die Einzigkeit des Nationalgottes Jehovah, die dem Samen Abraham's gewordenen Verheißungen, das Hohepriesterthum, selbst die Erwartung des Messiasreichs keine?) die Freiheit des Gewissens und die Forschung des Einzelnen zu fesseln. Dem sei wie ihm wolle, der Verf. will das Wesen des Judenthums als einer besondern positiven Religion darstellen und zwar als Religion überhaupt, dann im Unterschiede von andern Religionen und in Bezug auf das Unveränderliche in seiner geschichtlichen Entwickelung.

Folgen wir ihm auf seinem Wege, den gewiß nicht Wenige seines Volkes betreten. Religion ist das unveräußerliche Besitzthum des Menschen zu allen Zeiten und unter allen Völkern, sie stützt sich auf Religionsbedürfniß, auf „eine Sehnsucht nach geistigem Besitz, zu dem wir in den Schranken des Körpers nicht gelangen können". Auch der freie Wille ringt mit der Nothwendigkeit seines irdischen Daseins, mit der Selbstsucht, welche das Christenthum als Erbsünde, das Judenthum als Verderbniß des menschlichen Herzens von Jugend auf bezeichnet. Dadurch wird die Vorstellung der Gottheit errungen, als das unerreichbare Vorbild der Vollendung, unendlich, allmächtig, alliebend.

Dieses gemeinsame Religionsbewußtsein wird nach den drei Hauptrichtungen des menschlichen Daseins, dem Denken, dem Fühlen und dem Wollen, im Einzelnen oder in einer Gesammtheit verschieden hervortreten und entweder des göttlichen Wesens Unendlichkeit, oder Allmacht oder Güte zum besondern Gegenstande der Gottesverehrung machen, wodurch dann jede Religion als Ausdruck des Religionsbedürfnisses Wahrheit, aber nicht die Wahrheit hätte, und wer das Wesen der Gottheit ganz erfaßte, könnte kein Religionsbedürfniß, also keine Religion haben. Das früheste Bewußtsein verehrt und fürchtet die Macht, daher Opfer; die zweite Stufe entwickelt nach sittlicher Seite vollkommene Tugend mit vollendeter Persönlichkeit des höchsten Wesens, oft auch im Kampfe gegen eine böse Gottheit; die dritte und höchste Stufe ist die Erkenntniß von der Unendlichkeit, Einheit und Unkörperlichkeit Gottes. Das Judenthum ist die Religion der dritten Entwickelungsstufe, das Christenthum die Durchdringung der zweiten Stufe, und der Mohammedanismus die Durchdringung der ersten Stufe mit der Errungenschaft der dritten und höchsten. Dessenungeachtet ist mit dem Eintreten des Judenthums in die Geschichte nicht der Endpunkt der Entwickelung gegeben, es erscheint in seiner Abgeschlossenheit als der einseitige Ausdruck einer einzigen, wenn auch höchsten Erkenntnißstufe. Zur vollendeten Entwickelung innerhalb der Menschheit mußte sie eine scheinbar zurücktretende werden, das Vergangene in sich aufnehmen und dieses zur Höhe seiner eigenen Erkenntniß emporzuheben suchen. Noch ist diese scheinbar rückwärtsschreitende Entwickelung nicht vollendet. Die Religion ist eine ununterbrochene Offenbarung Gottes an den Menschen: denn das Religionsbedürfniß ist nichts Anderes als eine Selbstoffenbarung Gottes im Bewußtsein des Menschen; wenn die Menschheit reif geworden ist zu einem Fortschritte, so erweckt die Vorsehung einzelne hervorstechende Männer, die das Gewöhnliche überragen und zu Propheten der neuen Religion werden.

Judenthum ist die Religion der Unendlichkeit, die Religion des Gedankens. Es hat einen bleibenden Inhalt; aber in seiner nationalen Sonderung, in der Uebertragung seiner höhern Erkenntniß auf die bereits vorhandenen religiösen Vorstellungen einen scheinbar wechselnden, werdenden. Kein Buch kann der volle und geschlossene Inhalt einer Religion sein, die Vorschriften durch welche der Gründer einer Religion eine Uebereinstimmung des Lebens mit seinen Lehren hervorrufen wollte, werden unzureichend für neue Gestaltungen und Verhältnisse des Lebens, ihnen wird nachgeholfen durch neue Codices, neue Bekenntnißschriften, die aber nur Ausdruck des Zeitbedürfnisses auf dem Boden der positiven Religion sind. In den Mosaischen Schriften finden wir die Grundlehren des Judenthums, der Talmud ist entschieden ein Product seiner Zeit. Das Mosaische Wort: „Ich bin der ich bin; ich werde sein der ich sein werde", spricht die Unendlichkeit des göttlichen Wesens aus; daran schließt sich Einheit und Unkörperlichkeit desselben, und das Judenthum hat sie aufrecht erhalten gegen die ungeheuere Uebermacht des Christenthums, in welchem sie durch die Lehre von der göttlichen Dreieinigkeit getrübt erscheint. Vom Heidenthum wurden sinnliche Vorstellungen menschlicher Schwächen und Leidenschaften aufgenommen und auf die Gottheit übertragen, sodaß Gott kämpft gegen falsche Götter, oft heftig zürnt, in seinen Entschließungen schwankt u. s. w. Doch bleibt als Prädicat der höchsten Sittlichkeitsidee die Heiligkeit. Wie sich im Christenthum die heidnische und auch die Mosaische Vorstellung von der göttlichen Tugend zu derjenigen Stufe des Bewußtseins erheben soll auf welcher das Judenthum im Allgemeinen steht, so läutert sich im Islam die heidnische Vorstellung der göttlichen Macht von der sinnlichen Beschränkung. Alles was geschieht ist unmittelbarer Ausfluß des göttlichen Willens, dessen einseitige Entwickelung die Gottesidee trübt. Der Islam vermag seine Aufgabe nicht zu erfüllen, wenn er nicht dem Menschen seine Freiheit wiedergibt. Das jüdische Prophetenthum hat sich noch nicht zur klaren Vorstellung von der einigen Sittlichkeit des unendlichen Gottes erhoben und steht hier noch ganz auf Mosaischem Standpunkte. Der Talmud stellt sich in keiner Beziehung als Fortschritt in der Gottesidee des Judenthums dar.

„Erhebe dich über dich selbst, daß du von dir selbst wissest" — Das ist die höchste sittliche Aufgabe des Menschen und vom Judenthum anerkannt. Der Mensch, ursprünglich das Ebenbild Gottes, soll Gottähnlichkeit auch in seinem Nächsten ehren; Moses erhob die Gotteserkenntniß als Quell des sittlichen Bewußtseins und Strebens für das jüdische Volk. Der jüdische Staat ist ein Gottesstaat, das Volk erkoren, die Erkenntniß göttlichen Wesens mehr und mehr der Menschheit zu offenbaren. Die Absonderung von heidnischen Völkern ist nur eine Aufgabe des jüdischen Staats, nicht eine Aufgabe des Judenthums selbst. Mit der Auflösung des Gottesstaats tritt die Messiasidee in den Verkündigungen der Propheten auf; das Volk kann seine abgesonderte Existenz verlieren, aber das Judenthum kann nicht erliegen, der Jude soll vielmehr ihm unverrückt anhängen, es soll sich läutern unter der Oberherrschaft heidnischer Völker, ein neuer Bund mit Gott, Rückkehr nach Palästina und Wiederaufbau eines Tempels zur Vereinigung aller seiner Bekenner (auch anderer Völker) sollte eintreten.

Die Messiasidee des Judenthums ist keineswegs nur der Glaube seiner Bekenner an die Verkündigung einer vollkommenen Sittlichkeit, sie besteht nicht nur in der Hoffnung auf eine schönere, glücklichere Zeit, sondern sie ist ein aus der religiösen Erkenntniß und dem sittlichen Streben hervorgegangenes Bewußtsein von der Aufgabe des Menschen nach dem höchsten Ziele zu trachten, und der Nothwendigkeit dasselbe im Laufe der Zeiten zu erreichen. Das Christenthum ist ein Moment des werdenden Messiasthums, keineswegs die vollendete Erfüllung der messianischen Verheißung.

In den verschiedenen Formen der Gottesverehrung des Judenthums dürfen wir nicht die Erfüllung einer Pflicht, sondern nur die Kundgebung einer Gesinnung gegen Gott erkennen, ihre Gemeinsamkeit ist Kirche und kirchliches Leben. Die Kirche ist nicht die Religion, sondern die jedesmalige zeitliche Erscheinung derselben. Mosaische Gesetzgebung gilt für die Bürger des jüdischen Staats während seiner Selbständigkeit, enthält nur kirchliche, nicht religiöse Bestimmungen. Opfer ist nur Symbol Dessen was wir empfinden, gehört einer niedern Stufe des Religionsbewußtseins. An seine Stelle trat nach der Zerstörung des Tempels und Zerstreuung des Volkes das Gebet, dem sich die Predigt und Vorlesung aus der Torah anschließt. Form und Inhalt des Gottesdienstes wird sich nach dem Bedürfniß der Zeit umgestalten.

Wenn der Verf. S. 252 den wesentlichsten Unterschied des Judenthums und Christenthums darein setzt, daß jenes seine Bekenner nicht zum Glauben, sondern zum Wissen aufruft, so möchte man ihn fragen, was er denn wisse? Unendlichkeit ist ein negativer Begriff und bezeichnet das Bewußtsein des Nichtwissens für ein endliches Wesen. Darum hat eine neuere Speculation, welche wissen will, in Gott das Moment der Endlichkeit, Schranke, aufgenommen und läßt daraus einen Proceß sich gestalten. Was aber Einheit Gottes und dessen Geistigkeit betrifft, so hat gleichfalls die Speculation, um mehr zu wissen, das Dogma der Dreieinigkeit sich angeeignet und eine Natur in Gott mit deren Entwickelung gesetzt, um gleichsam, wie gesagt worden, „aus dem Dünnen und Leeren ins Dicke und Volle zu kommen". Einer Aristokratie des Wissens dürfte daher das Judenthum sich nicht rühmen, und das Messiasreich war doch auch, weil unbestimmt in der Zukunft gelegen, ein Gegenstand des Glaubens.

Das Ceremonialgesetz scheint dem Verf. ein wesentliches Element nicht der Religion, sondern der Religionen, nicht der jüdischen Religion, sondern der jüdischen Kirche, d. h. des Judenthums in seiner geschichtlichen Gestaltung. Diese hat fünf Zeitabschnitte: Mosaische Gesetzgebung, prophetische Zeit, talmudisches Zeitalter, nachtalmudische oder rabbinische Zeit, die Gegenwart. Moses verwebte das Gesetz in die gesammte Verfassung des zu gründenden Staats in dessen Sonderung von andern Völkern, und die Gegenwart kann nicht dahin zurückkehren. Die Schriften der Propheten bilden einen Gegensatz, es wird fast gar nicht des Ceremonialgesetzes erwähnt oder die Werthlosigkeit der Beobachtung desselben ohne Lauterkeit der Gesinnung behauptet. Das talmudische Zeitalter müssen wir mit der Wiederherstellung des zweiten Tempels beginnen, obwol zwischen dieser und der Abfassung des Talmud ein volles Jahrtausend liegt; es ringt mit vergeblicher Anstrengung nach Wiederherstellung einer verlorenen Nationalität, und Mosaische Gebote wurden durch erschwerende Anordnungen umzäunt. Das rabbinische Zeitalter — fast volle tausend Jahre nach Abschluß des Talmud — bringt einen Stillstand in die Entwickelung des Ceremonialgesetzes in unglücklichen Zeiten. In der Gegenwart ist das Schattenbild einer besondern Nationalität, eines Verlangens nach Wiederherstellung derselben in einer noch so fernen Zeit, für immer geschwunden. „Wir sind Bürger unsers gegenwärtigen Vaterlandes, wir sind Deutsche, wollen Deutsche, deutsche Bekenner der jüdischen Religion sein." Wir sind unter Christen, unter Glaubensverwandten, die wir als solche anerkennen. Das Ceremonialgesetz soll nicht ein rationales, nicht ein politisches, nicht ein Gesetz der Sitte und des Lebens sein, sondern ein religiöses; für den gemeinsamen Gottesdienst freilich wird es eine schwere, kaum zu lösende Aufgabe sein, hierin Gemeinsamkeit und Uebereinstimmung der zu treffenden Anordnungen hervorzurufen, man darf darauf wol nur in einigen Kreisen zählen. Der Indifferentismus des vorigen Jahrhunderts ist nur ein Uebergang; der Verf. erwartet Etwas von der Rabbinerversammlung und der Genossenschaft für Reform im Judenthum, und erklärt sich gegen Indifferentismus und Hierarchie, er nennt das Christenthum ein Judenthum im Kampfe mit dem Heidenthum, die beide sich anerkennen und einander annähern sollen. In der Ferne zeigt sich das erhabene Bild der messianischen Verheißungen, nach welchem wahrhafte Gotteserkenntniß und vollkommene Sittlichkeit Besitzthum der ganzen Menschheit wird.

Wer wird nicht gern dem erhabenen Bilde seine Augen entgegenwenden und hierin mit dem edeln Verf. eines Sinnes sein? Aber die Gegenwart zeigt eher Scheidung als Annäherung bei Juden und Christen, weniger dieser gegeneinander, sondern mehr am eigenen Herde, und alle Kreuzungen der Rabbiner, Theologen, Hierarchen durchschillert eine wundersame speculative Philosophie, an welcher das Vernunftmaß nicht immer zu erkennen ist. Sind Verwirrungen die Kennzeichen letzter Zeiten, so möchten Manche glauben in diesen zu leben; allein solcher Glaube wäre kein neuer, sondern ein alter, schon oft dagewesener, und wenn die Zeit unendlich ist, gibt es in ihr kein Letztes. **24.**

Literarische Notizen aus Frankreich.

Geschichte der Industrie und des Handels von Marseille.

Von der bereits in d. Bl. erwähnten „Histoire analytique et chronologique des actes et des délibérations du corps et du conseil de la municipalité de Marseille", welche die für die Entwickelung und Ausbreitung des Handels von Marseille so wichtige ältere Zeit vom 10. Jahrhundert an bis auf unsere Tage umfaßt, ist vor kurzem der vierte Band erschienen. Die beiden Herausgeber, L. Mery und F. Guindon — man darf ihnen dieses Zeugniß nicht versagen —, haben mit löblichem Eifer die vorhandenen Materialien zusammengetragen, und dieser neue Band kann als Bürgschaft dafür gelten, daß das ganze Unternehmen, welches für die Geschichte der Industrie und für die Kenntniß städtischer Verhältnisse in Frankreich von bedeutendem Interesse ist, auf dieselbe gediegene Art mit der es in den ersten Bänden eröffnet ist zu Ende geführt werden wird. Denjenigen welche sich mit den neuesten Handelsverhältnissen von Marseille bekannt zu machen wünschen, sind die in periodischen Zwischenräumen erscheinenden „Annales commerciales de Marseille", von J. A. Marquis, zu empfehlen.

Vitet.

Vitet hat sich als Dichter, mehr aber noch als Kenner mittelalterlicher Kunstleistungen durch sehr gediegene Arbeiten schon längst so vortheilhaft bekannt gemacht, daß auch die Sammlung seiner kleinern Schriften und Abhandlungen, welche gegenwärtig im Erscheinen begriffen ist, gewiß auf eine günstige Aufnahme zählen kann. Der erste Theil dieser „Fragments et mélanges" ist den schönen Künsten und der literarischen Kritik gewidmet, während im zweiten Theil nur solche Aufsätze zusammengestellt sind, welche sich auf die mittelalterliche Kunst, besonders insoweit sie sich in den französischen Monumenten offenbart, beziehen. Ueberall tritt uns aus den einzelnen Artikeln, welche uns in passender Auswahl geboten werden, ein gesundes Urtheil und eine umfassende, oft recht gründliche, auf langjähriger Anschauung beruhende Sachkenntniß entgegen. **17.**

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 98. —— 8. April 1847.

Vorgänge zwischen Militair und Civil in Bielefeld, als Beitrag zur Charakteristik preußischer Militairverhältnisse. Schutzschrift von K. Johanning.

(Beschluß aus Nr. 97.)

Vielleicht mag Dem entgegnet werden, daß was solche Männer sich erlauben durften nur zum Unheile ausschlagen könne, wenn es der Menge gestattet wäre. Wolan denn, so steige man in eine niedere Sphäre herab, so nehme man z. B. Rahden's „Wanderungen eines alten Soldaten" zur Hand vergegenwärtige sich einmal Individualitäten wie jene eines Lieutenants v. Meerkatz, Piglowsky's u. A., und frage sich, ob solche nicht ungleich geeigneter sein möchten, z. B. gewissen Ansichten über die Synoden aus vollem Herzen beizupflichten, als etwa der Lecture Hengstenberg'scher Schriften sich hinzugeben. Auch ist wol ziemlich deutlich zu erkennen, daß solche sich eben nicht als sehr biegsame und schmiegsame Untergebene erwiesen. Aber sie trugen von Heldenfeuer erglühte, vom edelsten Kriegergeiste beseelte, von Vaterlandsliebe geschwellte Soldatenherzen in der Brust, und weil Dieses der Typus der preußischen Subalternoffiziere jener Zeit war, weil im Heere kein Zeichen des Stolzes und Uebermuths, wol aber ein stilles Vertrauen auf sich und die Heiligkeit der Sache für welche er kämpfte sich bemerkbar machte, war noch nie eine Armee von einem bessern Geiste beseelt gewesen.*) Darum auch schritten Preußens Krieger von der Katzbach bis zum Montmartre unaufhaltsam von Sieg zu Sieg auf einer Bahn des Ruhms einher wie schöner, glänzender und erhabener noch nie zuvor.

Wo möchte daher irgend Einer dummdreist genug sein behaupten zu wollen, daß trotzdem genau besehen jenen Agyraspiden doch so eigentlich die wahre königlich preußische Disciplin, Loyalität und adelige Ritterlichkeit gemangelt habe? Sorgt nur für Bataillonscommandeure wie jener Major Graf Reichenbach einer war, und ein Zuruf wie der seinige: „Wollen die Herren Offiziere wol die Leute vorwärts bringen?" wird bei solchen Subalternen nie und unter keinen Umständen wirkungslos verhallen. Sorgt für Regimentscommandeure wie der Oberstlieutenant v. Sohr einer war, und eine Strafrede wie die seinige: „Herr Lieutenant v. S., Sie haben sich heute als ein Mann von großem Muthe erwiesen und ich schätze Sie deshalb außerordentlich; aber ich bin auch kein H., und wenn Sie mir je wieder im Commando vorgreifen wie heute, wodurch die Attaque beinahe mislungen wäre, so riskiren Sie — Herr — daß ich Sie vor der Schwadron vom Gaule herunterhaue", wird jeden nur denkbaren Uebergriff überall und alle Zeit unschädlich machen. Ja es wird nicht einmal gerade nur solcher Commandeure bedürfen, um sogar Individualitäten wie Holtsche war unschädlich so lange wie nur möglich zu halten; denn — trotz seiner antigouvernementalen, antireglementaren und selbst antisocialen Alluren war er doch — jeder Zoll — ein ebenso braver Preuße als ein ausgezeichneter Batterieführer.*) Selbst unter schwachen Commandeuren wird es immer noch weniger Nachtheil bringen, wenn Einer oder der Andere einmal Louis Blanc's „Dix années de 1830—40" oder Anderes dergleichen zu seiner Lecture wählt, als wenn ihm desfalls mit Geräusch der Proceß gemacht und er vom Dienste entlassen wird. Vielmehr möchte jeder wahre preußische Patriot bezüglich solcher Vorkommnisse im Geiste jenes alten preußischen Grenadiers bei Kollin ausrufen dürfen: „He! Fritze! darum wird uns der Teufel auch noch nicht holen." Ungleich eher dürfte ein solcher aber wol Besorgnisse hegen müssen, daß, wenn man erst die Disciplinarverhältnisse so unnatürlich hinaufschraubt, z. B. Unteroffiziere auch noch wegen anderer Taktlosigkeiten als beim Marschiren geübte in Arrest zu schicken, dadurch dem Teufel wenigstens der kleine Finger gereicht werde. Hiermit soll jedoch keineswegs die Nothwendigkeit in Abrede gestellt werden, von Zeit zu Zeit ein Purgatorium vorzunehmen, es wird dieses vielmehr jederzeit in mehrfacher Richtung hin allerdings unerlaßlich sein. Wolan, so decimire man denn in solchen Fällen mitleidlos, ohne Ansehen der Person, ja

*) Clausewitz, VII, 288.

*) Wie ausgezeichnet Holtsche als Batteriechef war, ist namentlich aus Major Vogel's höchst interessantem Werke „Die Theilnahme der preußischen Artillerie an den Feldzügen von 1813, 1814 und 1815" (Berlin 1816) zu ersehen. Aber freilich war er dieses nur für den Krieg und nicht im Sinne des Treibens im Frieden.

wenn es sein muß, en masse, aber immer sans phrases. Ebenso aber dulde man es nicht, daß Individuen von jenem Schlage wie z. B. namentlich Anneke deren einige schildert, es sich herausnehmen dürfen mit ihrer papageienartig affichirten Loyalität den Ton angeben zu wollen, oder sich wol gar zu Hofmeistern der militairischen Jugend und Docenten der Ritterlichkeit u. s. w. aufzuwerfen; denn die von solchen Meistern gelehrte Ritterlichkeit mochte sich entweder nur als häßlicher Dandysmus, oder als depravirte Renommisterei, oder als Gemisch von Beidem herausstellen. Vor Allem aber verhüte der Himmel, daß nicht vollends noch jeder Keim von Kameradschaft im Mistrauen, in der Furcht vor Spionage und Denunciation verdorre, daß nicht durch befohlene Wahlen und vorgeschriebene gerichtliche Urtheilssprüche jedem wahrhaft gesinnungstüchtigen Ehrenmanne keine andere Wahl als zwischen Demoralisation und Opposition gelassen werde, sowie daß nicht durch nicht hinlänglich motivirte Verhängung schimpflicher Strafen solche in der öffentlichen Meinung aufhören schimpflich zu sein, ja daß solche wol gar, unter Umständen, sich in Glorificationen verwandeln könnten.

Was aber insbesondere die Landwehrverhältnisse betrifft, so wäre es sehr zu wünschen, daß deren Commandeure es sich an den allernothwendigsten Aeußerlichkeiten genügen lassen, dagegen aber an rechter Stelle mehr Ernst und Strenge üben möchten. Wie es nämlich Ref. hin und wieder bedünken wollte, so schien man in manchen Landwehrlagern ungleich mehr darauf auszugehen, den Landwehrleuten ihren Aufenthalt darin durch zugelassene Jahrmarktsbelustigungen aller Art, als Kunstreiter, Puppenspiel, Hunde- und Affenkomödie u. dgl., zu einer angenehmen Zerstreuung als zu einer ernsten Schule, ernsten Pflichterfüllungen zu gestalten. Schien es doch sogar hin und wieder als wenn selbst der Zapfenstreich zu solchem Lagerleben und Treiben in gar keiner Beziehung stände.

Aber freilich, alle diese Licenzen hatten ihren Preis, einen hohen Preis nämlich — strammen Parademarsch. „Liebe Jungen, daß ihr mir Morgen auf Königsparade nur stramm, recht stramm marschirt! Ihr wißt doch, lieben Kinder, wie vor zwei Jahren! Also stramm, nur recht stramm!" — so hörte Ref. einmal einen Capitain seine Landwehrcompagnie am Vorabende einer sogenanten Königsparade in der Zeltgasse haranguiren. Und in der That, wer kann es auch den Militairbefehlshabern, vom Lieutenant bis zum Generallieutenant hinauf, billig verdenken, wenn sie Alles an dieses Eine setzen? War und ist doch der Parademarsch vielfältig ausschließlich der Gradmesser nach welchem die Diensttauglichkeit, so der Mannschaft als ihrer Führer, beurtheilt zu werden pflegt, und ist es doch oft genug vorgekommen, daß — ging der Parademarsch einmal schlecht — hohe und höchste Vorgesetzte in ein Zornesbräuen ausbrachen vor dem selbst solche Veteranen erbeben mochten die Löwen waren in mancher blutigen Schlacht. Noch hat Niemand zu behaupten gewagt, daß der Parademarsch die intellectuellen Fähigkeiten zu erhöhen vermöge, man wird sich daher auch wol nicht verwundern dürfen, wenn ein solches — mehr denn dreißig Jahre — geübte Treiben auch auf die Besten eine narkotische Wirkung äußerte. Zieht man aber vollends in Betracht, daß ein strammes, wohlgerichtetes Defiliren, zumal bei einer sogenannten Königsparade, unfehlbar eine reiche Lobesspende nicht nur für die damit bethätigte gute Haltung, sondern auch für den dadurch sich aussprechenden guten Geist nach sich zog und überhaupt einen vollkommenen Ablaß für alle während der Uebungszeit etwa begangenen Sünden herbeiführte, so wird man wol auch zu einem genügenden Verständniß kommen, woran es liegt, wenn wie es scheint hin und wieder namentlich bei der preußischen Landwehr mehr oder minder deutliche Spuren einer etwas erschlafften innern Disciplin und einer daherrührenden eigenthümlichen Empfindlichkeit gegen unumwundenen Tadel sich bemerkbar machen sollten. Deshalb glaubt Ref. aber auch vollkommen berechtigt zu sein, aber- und abermals ausrufen zu dürfen: Praeterea censeo, passum ceremonialem (als den Kriegersinn und mit diesem die Kriegerzucht entnervend und somit auch die Sicherheit der Staaten und der Throne unterwühlend) in Germania abolendum esse.

Obgleich sich des redlichsten Willens bewußt: im Interesse der Wahrheit und in treuer Liebe für das Wohl des deutschen Gesammtvaterlands die in der vorliegenden Schrift zur Offenbarung gebrachten Misstände im preußischen Heersleben in ihrem wahren Wesen zu ergründen und von einem subjectiv möglichst unparteiischen Standpunkte aus in Betrachtung zu ziehen, so ist Ref. dessenungeachtet völlig resignirt, gerade eben deshalb vielseitigen Anstoß zu erregen. Gleichwol hofft derselbe doch, daß seine wohlgemeinten Warnungen hin und wieder eine gute Stätte finden könnten. Sollte Dieses wirklich der Fall sein, und wäre es ihm namentlich nicht mislungen vorzugsweise dem nichtmilitairischen Publicum einigermaßen klar zu machen, daß, so ehrenwerth besonders Hr. Johanning als Bürger sich darstelle, derselbe doch, obgleich vielfach entschuldbar, in Beziehung auf seine Landwehrverhältnisse sich zu mannichfachen, offenbar strafbaren Verirrungen hat hinreißen lassen, so würde Ref. glauben, daß der vorstehende Aufsatz nicht ohne einigen Nutzen gestiftet zu haben geschrieben worden wäre, somit sich über etwanige anderseitige Anfeindungen um so leichter hinwegsetzen.

M. v. Ditfurth.

Königin Margarethe. Historisches Gedicht in zehn Gesängen von Bernh. Sev. Ingemann. Aus dem Dänischen übersetzt von C. W. G. von Rumohr. Berlin, Enslin. 1846. Gr. 8. 1 Thlr.

Der patriotisch-historischen Gedichte von einigem Umfang sind wir in Deutschland in letzterer Zeit fast entwöhnt, beson-

dern wenn sie in ein rein romantisches Gewand sich hüllen. Wenn wir die Vorzeit an uns vorüberschreiten lassen, soll es mit Rücksicht auf die Gegenwart sein, und diese Rücksicht soll eigentlich die Hauptabsicht bilden. Da wir mit der Gegenwart grollen, und man uns statt der offenen Waffen für unsere Meinung nur die heimlichen und vergifteten der Ironie, oder wie man es nennen will, läßt, so wird unser Gesang gemeinhin zu bitterm Pasquill. Der dänische Dichter unternimmt es hier einen großen Moment der skandinavischen Gesammtgeschichte, anscheinend ohne Nebenabsichten, um seiner selbst willen, zum Gedicht zu erheben. Ist er darum glücklich zu preisen, daß die Vergangenheit wie sie war ihm Reize genug bietet, sie wie sie ist zu besingen? Oder darum, daß er noch einen vaterländischen Hörerkreis um sich versammelt weiß, den diese Erinnerungen in romantischer Einkleidung entzücken?

Die Königin Margarethe von Dänemark ist die Heldin, die Stifterin der Kalmarischen Union. Zu Anfang sehen wir sie in zweifelhaftem Lichte. Der unerwartete plötzliche Tod ihres Sohnes und der Witwe geheimnißvolle Vertraulichkeit mit dem Abte von Soroe läßt argen Verdacht gegen sie aufsteigen. Die Edelsten ihres Volkes zweifeln; sie ist schön, großgesinnt, aber herrschsüchtig. Um der Herrschaft willen sind auch Verbrechen erlaubt, läßt Euripides seinen Helden sagen. Allmälig aber zerstreuen sich diese Nebel; das großgesinnte Weib ist nur von einer Liebe erfüllt, einem Gedanken schwanger: Nordens Reiche zu deren Glück zu vereinen, nicht für sich, denn sie ist eine kinderlose Witwe. Außer dem klugen Abt von Soroe ist eine kluge, schöne schwedische Jungfrau, Ingegjard, ihre Vertraute. Durch diese gewinnt sie den Bastard-Kronprätendenten von Norwegen, Drost Hakon, die eigentliche Rittergestalt im Gedichte. Aber Ingegjard liebt und wird geliebt von einem edeln deutschen Ritter Heinrich Parrow, einem treuen Anhänger Margarethens. Hakon bleibt im Gedichte im beständigen Siegen, nämlich über sich selbst; um Ingegjard gibt er die Kronansprüche auf und um Heinrich Parrow seine Liebe. Als Margarethe in Opslo Norwegens Huldigungen empfängt, ruft er begeistert:

> Sanct Olaf wandte mir meinen Sinn,
> Sein Wink ist's, dem ich vertraue;
> In die Tiefen der Größen schaute ich hin:
> Hier sitzt uns're Mutter und Fraue.
>
> Ich seh' — was ich früher nimmer gemeint —
> Eine Seele auf Erden sich findet,
> Der der Erdball nur hohle Kugel erscheint,
> Wenn nicht Weisheit das Ganze verbindet.
>
> Ich seh' — was früher niemals mir klar —
> Eine Seele lebet auf Erden,
> Der Gottes Gedanken offenbar
> In Nordens Volksleben werden.
>
> Ich seh' der Väter Erbe getheilt
> Zwischen Feind und Freund in dem Norden,
> Einer Frau ward das Ganze zugetheilt,
> Was ganz keinem Manne geworden.
>
> Selbst hingerissen von höherer Macht
> Hab' ich Nordens Wohlfahrt ermessen;
> Ich huld'ge der Schönheit Kriegesmacht,
> Meine Herkunft lernt' ich vergessen.

Das ungefähr ist die Idee des Gedichts, Margarethe seine sichtbare Heldin; ihr geheimes geistvolles Instrument, vielleicht der Schöpfer der Gedanken, ist der Abt von Soroe.

Nach Norwegens Huldigung zieht sie gen Schweden, von den misvergnügten, tief gekränkten Großen zu Hülfe gerufen gegen ihren wollüstigen König und Unterdrücker Albrecht von Mecklenburg, der zu Stockholm in brutaler Schwelgerei thront und mit dem Leben seiner Unterthanen spielt, auf dem fremden Thron nur durch deutsche Schwerter, heißt es, und durch die Ritterschilde der Hansa gehalten. Ein arger deutscher Taugenichts, Bent, ist sein Feldherr und — Mädchenräuber. Der Krieg fällt anfangs zu Ungunsten der nordischen Alliirten aus, bis ein halb misvergnügter Däne, Ivar Lykke, vom klugen soroer Abt wieder gewonnen, das Schwert für Margarethen erhebt. Die entscheidende Schlacht bei Falköping wird geschlagen, besiegelt mit dem Blute zahlloser Deutschen, und König Albrecht und sein Sohn werden gefangen. Aber Ingegjard's Geliebter, Heinrich Parrow, fällt im Kampfe gegen seine deutschen Landsleute, und Hakon darf auf die Hand der jungfräulichen Witwe hoffen. Inzwischen halten sich die deutschen Kriegsgesellen, unterstützt von den hanseatischen Milizen, in Stockholm, sie verüben dort, von den Schweden belagert, ein treuloses Blutbad an den Bürgern, und dem bösen Bent gelingt es sogar, die schöne Ingegjard, die kühnste schwedische Patriotin, zu rauben. Indessen geht er auf einem Schiffe unter. Hakon rettet die Geliebte, doch abermals nicht für sich, sondern für das Kloster. Endlich ist der Sieg vollständig und Margarethens und des Abts Traum erfüllt — die Kalmarische Union vereint die drei Reiche:

> Und wie drei Reiche Mutter sie genannt,
> Marg'rethens Herz den Frieden wieder fand;
> Weit über Land und Reiche schaut sie hin,
> Und stille Andacht heiligt Muttersinn: —
> Drei Reiche künden, jubelnd, heut' der Erde,
> Daß Fried' und Einigkeit dem Norden werde.

Aber als letztes Opfer ist kurz vorher noch, vom letzten verrätherischen Speer des Feindes getroffen, Soroes Abt gefallen. Der Speer war auf die Königin gezielt, er stirbt für sie, die er heimlich geliebt, und sie die es weiß erwidert durch einen letzten und ersten Kuß auf die Leiche des geliebten Mannes in dem Dunkel der klösterlichen Gruft diese stille sinnige Liebe.

Das Gedicht, hell und durchsichtig gehalten, entbehrt nicht der Wärme, Kraft und Charakteristik. Wir zweifeln nicht, daß es bei unsern nordischen Vettern lebhafte Theilnahme, vielleicht Begeisterung erweckt. Für uns ist die Mischung des Epischen mit dem Lyrischen wir sagen nicht störend, aber fremd geworden; bei den verwickelten Verhältnissen verlangen wir mehr epische Ruhe, um überall und sogleich, wie es bei einem Epos nöthig ist, folgen zu können. Oft müssen wir mit dem dithyrambischen, elegischen und sentimentalen Schwunge fortfliegen, ohne eigentlich zu wissen was es gilt. Die Specialgeschichte, auf welche hundertfältige Anspielungen sich beziehen, ist uns nicht so bekannt; wir sehen uns nach Noten um und finden Lieder. Wenn wir das Ganze durchgelesen haben findet sich indeß mit dem Zusammenhang auch der leitende Gedanke, und einzelne Charaktere und Schilderungen vergüten uns die Momente, wo wir vielleicht unwillig das Gedicht als unverständlich oder mit der Frage: Was soll uns das interessiren? weglegen möchten. Auch die Uebersetzung kommt uns in solchen Stellen nicht zu Hülfe. Der Uebersetzer fliegt mit dem Dichter und wird sehr oft fast unverständlich. Wie soll man z. B. folgende Verse construiren, geschweige denn im schnellen Lesen Bild und Gedanken fassen:

> Ritterschwert nicht überwand
> Thurmbekränzter Hauptstadt Seen.
> Uplands schöne Jungfrau'n stehen
> Auf den Holmen dort; — es wehen
> Siegeskränz' in freier Hand.
> Frei — ob auch der Treue Pfand —
> Unter Hansas Ritterschilden,
> Stockholms Mauern — Bürger füllten
> Schanzen, und das Königsschloß,
> Die des Königs Haft verdroß.

Der Gedanke, daß die Liebe zum Vaterlande die höchste Liebe auf Erden, also über alle Liebe sich erheben muß, liegt dem Gedichte zum Hintergrunde, also ein verständlicher Gedanke, dem jeder Leser wo es ein Vaterland für ihn gibt beistimmen

wird. Auch wir Deutsche; sonst haben wir uns im Speciellen über das Gedicht nicht besonders zu freuen. Daß der Däne Ingemann die Kalmarische Union feiert, wer wollte es ihm verdenken; daß er es in diesem Augenblicke thut, wo wenigstens die normannische Jugend wieder von einer Vereinigung der drei Reiche träumte und dafür schwärmte, dazu mag er seine Absicht und eine patriotische haben; daß er die Deutschen durch die Bank schlecht hinstellt — König Albrecht ist ein kahlköpfiger, roher Wüstling, Bluthund, Tyrann und Trunkenbold, seine Gesellen Kuppler, wüste, tolle, plumpe Schergen und Wütheriche, und der gute Heinrich Parrow, der auf Normannenseite ficht, ist zwar ein tapferer Degen, aber im Gedichte eine stumme Figur ohne Charakter —, hat gewiß auch in diesem Zeitpunkt eine ganz besondere Bedeutung, wenngleich die hier agirenden Deutschen keine Schleswig-Holsteiner, sondern Mecklenburger und Hanseaten sind; daß wir Deutsche aber sofort das Gedicht übersetzen, ohne zu ahnen worauf es hinauswill, ist eine der guten Eigenschaften um die uns der Fremde verlacht. Aber wir wollen uns ihrer darum doch nicht schämen. 7.

Literarische Notiz aus England.

Ein neuer Liebhaber der jungfräulichen Königin.

Die von Sir Harris Nicolas jüngst herausgegebenen „Memoirs of the life and times of Sir Christopher Hatton, K. G., Vice-Chamberlain and Lord Chancellor to queen Elizabeth. Including his correspondence with the queen and other distinguishad persons" liefern nicht unwichtige Beiträge zur Geschichte und Charakteristik jener merkwürdigen Frau, die, voll so großer Schwachheiten, es verstanden hat in den schwierigsten Zeiten ein mit großer Thatkraft und Hartnäckigkeit begabtes Volk sich treu und zugethan zu erhalten. Der Verf. jener Memoiren, der durch körperliche Vorzüge und einnehmendes gefälliges Wesen nicht nur die Augen des erklärten Lieblings und Liebhabers der Königin, des Grafen Leicester, sondern wie es scheint auch die Blicke der „jüngfräulichen" Königin selbst auf sich gezogen, hat, obwol er eins der wichtigsten Aemter des Staats bekleidet, doch stets mehr den Höfling gespielt als daß er sich als Staatsmann gezeigt. Der Herausgeber glaubt sich nach den Urkunden die er veröffentlicht zu der Vermuthung berechtigt, daß Hatton dem „zärtlichen Herzen" der Königin eine Zeit lang ebenso nahe gestanden als sein Gönner Graf Leicester, und daß er sich nicht nur der offenen, sondern auch der geheimen Gunst seiner Monarchin erfreut habe. Der Argwohn in dieser Hinsicht stützt sich besonders auf eine Reihe eigenhändiger Briefe Hatton's, die er vom Festlande aus, wohin er sich zur Wiederherstellung seiner Gesundheit begeben, an die Königin gerichtet. Dieselben sind mit Betheuerungen der hingebendsten Liebe und Anhänglichkeit gefüllt. Er ruft: „Nicht Tod, nicht Hölle, nicht Todesfurcht soll mir je mehr es abgewinnen, daß ich mit meinem Willen mir je wieder so nahe trete, nur einen Tag von Euch fern zu sein"; und weiter: „Mein Geist und meine Seele, ich fühle es, stimmen mit meinem Leib und Leben überein, daß Euch zu dienen Himmel, aber Euch zu missen mehr ist als der Hölle Qualen"; und ferner: „Wollte Gott, ich könnte nur eine einzige Stunde bei Euch sein — habt Nachsicht mit mir, meine geliebteste süße Herrin! Die Leidenschaft überwältigt mich, liebt mich, denn ich liebe Euch — darf ich mich dieser vertraulichen Ausdrücke bedienen, ja dann tausend und tausend mal Lebewohl!" Der Zweifelsucht wird man es nach Diesem wol nicht allzu übel deuten können, wenn sie Anstand nimmt, das Honni soit qui mal y pense hier gelten zu lassen. 12.

Bibliographie.

Anekdoten und Charakterzüge Napoleon's, gesammelt von einem Offizier der damaligen französischen Armee. Herausgegeben von C. Hahndorf. 4te umgearbeitete Auflage. 1ste und 2te Lieferung. Kassel, Luckhardt. 8. à 7½ Ngr.

Berger, J. B., Gedichte. Coblenz, Blum. 1846. 12. 20 Ngr.

Bibliothek katholischer Novellen. Herausgegeben von W. K. Stehling. I. Jahrgang. IV. V. Heft. Der Jesuit. I. II. Neuß, Schwann. pro 1stes—8tes Heft. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.

Blanchard, L., Skizzen aus dem Leben. Gesammelt und herausgegeben von E. L. Bulwer. Frei aus dem Englischen von G. v. Roß. 1ster Band. 1ste Lieferung. Augsburg, Fahrmbacher. Gr. 16. 9 Ngr.

Dreizehn Gemmen aus der Sammlung der Frau Sibylla Mertens-Schaaffhausen. Programm zu Winckelmann's Geburtstage. (Von *L. Urlichs*.) Bonn, Marcus. 1846. Gr. 4. 15 Ngr.

Gosselin, Die Macht des Papstes im Mittelalter, oder historische Untersuchungen über den Ursprung der zeitlichen Herrschaft des heiligen Stuhles und über das öffentliche Recht des Mittelalters in Betreff der Absetzung der Fürsten. 2te vermehrte Auflage. Aus dem Französischen von H. Stoeveken. 1ster Band. Münster, Aschendorff. Gr. 8. 1 Thlr.

Kruse, H., Der Teufel zu Lübeck. Fastnachtsschwank. Berlin, Reimarus. Gr. 8. 8 Ngr.

Das Liebhabertheater. Eine Sammlung der neuesten und besten leicht darstellbaren Theaterstücke herausgegeben von Th. Hell. 7tes Heft. Die Flucht. Komische Operette in 1 Act von Herm. Ploetz, Herrn Michels Roth. Ein dramatischer Scherz. Grimma, Verlags-Comptoir. 32. (à) 5 Ngr.

Die National-Oekonomen der Franzosen und Engländer. Herausgegeben von M. Stirner. 14te Lieferung oder 9ter Band. 1ste Lieferung. — A. u. d. T.: Die Widersprüche der National-Oekonomie oder die Philosophie der Noth von P. J. Proudhon. Deutsch von W. Jordan. 1ster Theil. 1ste Lieferung. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 15 Ngr.

Smollet's, T., ausgewählte humoristische Romane. 6ster Band. — A. u. d. T.: Humphry Klinker's Fahrten. Aus dem Englischen von G. Fink. Stuttgart, Hallberger. 16. 15 Ngr.

Illustrirte Volksbibliothek. I. Band. Geschichte des Kaisers Napoleon. Von F. Steger. Mit 400 Holzschnitten und 15 colorirten Abbildungen. 1ste bis 6te Lieferung. Hamburg, Verlags-Comptoir. Gr. 8. à 2 Ngr.

Wilbrandt, C., Hildibraht und Hadhubraht. Das Bruchstück eines altdeutschen Sagenliedes aus handschriftlicher Verderbniß in die Urform wieder hergestellt und erläutert. Rostock, Stiller. 1846. Gr. 8. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Leue, Vertheidigung gegen die neue und bis dahin unerhörte Anklage wegen Versuchs eines Preß-Vergehens. Leipzig, Kollmann. Gr. 8. 20 Ngr.

Linde, J. T. B. v., Berichtigung confessioneller Mißverständnisse. 3tes Heft. — A. u. d. T.: Urkundliche Berichtigung von Thatsachen, deren Wahrheit der Herr Dr. K. A. Credner auf Verlangen eidlich zu erhärten sich bereit erklärt hat. Mainz, Kupferberg. Gr. 8. 8 Ngr.

Müller, J., Die erste Generalsynode der evangelischen Landeskirche Preußens und die kirchlichen Bekenntnisse. Breslau, Max u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr.

Nebelbilder aus der neuesten Weltgeschichte des Jahres 1846. Illustrirt durch Prof. Rante. Leipzig, Jackowitz. 8. 6 Ngr.

Sommer, C. v., Bericht über meine Reise nach Texas im J. 1846. Die Verhältnisse und den Zustand dieses Landes betreffend. Nebst 1 Lithographie. Bremen, Heyse. 12. 10 Ngr.

Wünsche, die Entwickelung des niederen und höheren Volksschulwesens betreffend, der hohen Staats-Regierung und dem hohen Landtage des Großherzogthums Sachsen-Weimar-Eisenach ehrerbietigst vorgelegt von einer Anzahl Sachsen-Weimarischer Volksschullehrer. Jena, Frommann. Gr. 8. 15 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 99. —— 9. April 1847.

Friedrich Schiller.

Friedrich Schiller als Mensch, Geschichtschreiber, Denker und Dichter. Ein gedrängter Commentar zu Schiller's sämmtlichen Werken von Karl Grün. Leipzig, Brockhaus. 1844. Gr. 12. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wer aus dem realen und prosaischen Leben in das idealische und poetische wie aus seiner heimatlichen in eine transatlantische Welt schifft, dem müssen nothwendig die erhabensten Punkte des fremden Landes zuerst ins Auge fallen, und erst nach und nach, wie er sich immer mehr und mehr nähert, wird sein Auge auch für die minder durch Größe sich auszeichnenden Schönheiten empfänglich. Und wer, um einen Blick ins Reich der Poesie zu thun, erst aus seiner flachen Ebene heraus und einen Berg erklimmen muß, von wo aus die Aussicht in ein transalpinisches Hesperien sich ihm aufschließt, dem erscheinen bei seinem Aufklimmen gerade die Regionen zuerst welche ihm selbst am fernsten lagen; die aber welche ihm die nächsten sind zuletzt. Wer dagegen im Reiche der Poesie heimisch und zu Hause ist, der ergötzt sich zuerst am Nächsten und Verwandtesten, wenn es auch das Kleinste und Unscheinbarste sein sollte: am schmalen Bach, am niedrigen Hügel, an den bescheidenen Frühlingsblumen, und erst später stürzt er sich in den Ocean, klimmt die Gebirge hinauf und drückt die Poesie des Erhabenen in ihrer ganzen Größe an seine Brust, ohne jedoch jemals den empfänglichen Sinn für den poetischen Zauber des Kleinen zu verlieren. Darin liegt der Grund, daß auch Dichter die sich vorzugsweise großartige und bedeutende Stoffe zu ihren Dichtungen gewählt haben, die ihre Werke in stolzem, erhabenem Stil ausführen, die eine vollklingende, rhetorische Sprache reden, bei der großen Masse aller Derer welchen die Poesie etwas Fremdes, außer ihnen Liegendes ist, weit leichter ihr Glück machen als die Dichter der feinen und zarten Bezüge, während umgekehrt diese weit schneller und inniger als jene von den eigentlich poetischen Gemüthern geliebt werden. So erklärt es sich, daß eine geraume Zeit hindurch und noch zum Theil jetzt Schiller mit der augenfälligen Pracht seiner Dichtungen vorzugsweise nur bei Denen volle Bewunderung fand welche eigentlich dem gewöhnlichen prosaischen Leben angehören, nichtsdestoweniger aber jezuweilen einen Drang empfinden sich von dieser Prosa loszureißen, um sich an den großen und außerordentlichen Anschauungen einer idealischen Welt über die Kleinlichkeit oder Alltäglichkeit ihres wirklichen Daseins zu trösten und zu erheben; daß hingegen alle Die welche im Reiche der Poesie von Anfang an zu Hause sind von jener idealischen Welt, die ihre wirkliche an Schönheit und Wunderbarkeit überragen solle, Nichts wissen wollten und in ihr nur unförmliche Nebelbilder einer transscendenten und hyperbolischen Phantasie sahen, die neben den lebensvollen Gestalten Goethe's, den sie ihrerseits auf den Thron erhoben, gar nicht in Betracht kommen könnten. Der Zahl nach waren natürlich Jene beiweitem die überwiegenden. Es gehörte zu ihnen namentlich die breite Mittelclasse, die große Masse aller Derer die, dem natürlichen Standpunkte der Volkspoesie entfremdet, ihren Geschmack für Poesie aus einer künstlich angeeigneten, aber unvollendeten Bildung schöpften, z. B. alle Die deren Bildung eine blos moralische oder blos wissenschaftliche war, und die aus dem Schönen stets nur die Ingredienzien des Wahren und Guten, wo nicht blos des Nützlichen herausschmeckten. Wie Viele also blieben für die andere Classe übrig? Nur die Wenigen denen ein glückliches Naturel trotz ihrer Bildung den angeborenen poetischen Sinn gelassen hatte, oder deren Bildung sich vorzugsweise als eine ästhetische oder als eine harmonische Durchbildung aller Kräfte erwies. Aber trotz ihrer geringen Zahl bildeten Diese eine nicht geringere Macht als Jene: denn sie hatten der überwiegenden Masse eine überwiegende Kraft entgegenzustellen. Daher geschah es, daß sie auf dem Felde der Literatur, wo die Kraft mehr gilt als die Masse, in der Regel die Sieger wurden, während in der Gesellschaft — mit Ausnahme einzelner geistreicher Cirkel — die andere Partei zu herrschen pflegte. Mit dieser getheilten Herrschaft war jedoch keine von beiden Parteien zufrieden; sie wollten beide auf beiden Gebieten herrschen, und so entspann sich der Kampf, wenn er kaum beschwichtigt war, immer wieder aufs neue, und noch jetzt sieht man sich da und dort Schillerianer und Goethianer unversöhnlich einander gegenüberstehen. Dennoch ist seit kurzem Aussicht zu einem wirklichen Friedensschluß vorhanden, und wenn diese Beilegung eines zwar natürlichen und nothwendigen, auf die Dauer jedoch un-

erquicklichen Zwistes ein Glück zu nennen ist, so haben wir dies Glück keinem andern Umstande als dem erwachenden politischen Bewußtsein des deutschen Volkes zu verdanken. Anfangs freilich schien es als ob die politische Richtung den Sieg ganz und gar der Partei Schiller's zuwenden wollte. Die Passivität und Indifferenz welche Goethe, besonders in den späten Jahren seines Lebens, den politischen Bestrebungen und Bewegungen gegenüber zeigte, seine aristokratische Stellung im Leben, der vornehme, glatte, behäbige Ton seiner spätern Producte — alles Das mußten die Anhänger Schiller's rasch zu benutzen, um ihn förmlich zu perhorresciren und dagegen Schiller, den Sänger der Freiheit, als den wahren und echten Dichter auf den Thron zu erheben. Die Behauptung jüngerer politischer Dichter und Kritiker, nur die Politik sei das einzig würdige Object der Poesie, leistete natürlich dieser Ansicht aufs beste Vorschub, und je enthusiastischer in der That alle Dichtungen politischen Inhalts aufgenommen wurden, um so allgemeiner schien sich die Ueberzeugung verbreiten zu wollen, daß wirklich Schiller, den man nun einmal als politischen Dichter proclamirt hatte, der größere Dichter von beiden sei. Wirklich machte sich diese Ansicht bereits auch auf dem Felde der Literatur geltend; indeß war vorauszusehen, daß sie sich hier auf die Dauer nicht würde behaupten können. Der Verlauf des politischen Freiheitsdranges ist vorzugsweise nur in zwei Stadien seiner Entwickelung poetisch: da wo er mit hoffnungsvollem Enthusiasmus sein Streben beginnt, und da wo er mit triumphirender Freude das Ziel seines Strebens erreicht. Dazwischen aber liegt der breite Raum einer mehr ruhigen, nüchternen, auf das Einzelne gerichteten Thätigkeit, die mit der Poesie wenig zu thun hat, indem sie ihr weder einen geeigneten Stoff bietet noch durch dieselbe wesentlich gefördert wird. In dieses Stadium mußte natürlich auch nach einiger Zeit das liberale Streben Deutschlands einlaufen und, sobald Dies geschehen war, auch die Ansicht über politische Poesie und die beliebt gewordene Beurtheilung eines Dichters vom politischen Standpunkte aus wieder eine bedeutende Modification erleiden. Wie die politische Thätigkeit selbst mußte auch das Urtheil wieder nüchterner und ruhiger werden. Man mußte zu der Einsicht gelangen, daß eine liberale Gesinnung zwar die höchste Anerkennung verdiene, daß sie aber über den höhern oder niedern Werth eines Dichters als solchen nicht allein, ja auch nicht vorzugsweise entscheiden könne, daß in dieser Hinsicht vielmehr der ästhetische Standpunkt festzuhalten sei von welchem aus die politische Weltanschauung des Dichters eben nur als ein einzelner, besonderer Punkt in Betracht zu ziehen ist. Ferner mußte man bei ruhigerer Ueberlegung auch zu der Einsicht gelangen, daß Schiller und Goethe, nach der Gesammtheit ihrer Dichtungen beurtheilt, im Punkte der Politik gar nicht in dem Grade einander gegenüberstehen, daß man ein Recht hätte, Jenem das Prädicat eines politischen Dichters zu geben, Diesem aber zu verweigern. Denn sobald wir Prädicat im allgemeinen Sinne nehmen, hat Goethe so gut darauf Anspruch als Schiller; fassen wir es aber nach heutigem Begriff: so kann Schiller ebenso wenig als Goethe ein politischer Dichter genannt werden. Endlich konnte es, sobald einmal die politische Bewegung aus dem Stadium der poetischen Begeisterung in das der prosaischen Thätigkeit eingerückt war, nicht fehlen, daß man die alte Gewohnheit, Dichter eben nur als Dichter zu beurtheilen, fahren ließ, daß man sie vielmehr vor einen allgemeinen Richterstuhl zog und namentlich die reinmenschliche Seite ihres Wesens, die religiösen, moralischen und politischen Elemente in ihnen, einer besondern von der ästhetischen unabhängigen Kritik unterwarf. Wenn irgend ein Umstand, so mußte besonders der letztere zu einer gerechten und unparteiischen Würdigung Schiller's überleiten: denn durch ihn wurde es einerseits den Bewunderern Schiller's möglich gemacht zuzugeben, daß Schiller als Dichter und, vom reinästhetischen Standpunkte betrachtet, allerdings hinter Goethe zurückbleibe, mit dem Vorbehalt jedoch, daß er als Mensch und namentlich seinen sittlich-politischen Bestrebungen nach Jenen überrage, und insofern gerade jetzt, wo man sich von der einseitigen Verfolgung künstlerischer Tendenzen abgewandt und dem staatlichen und vaterländischen Interesse zugewandt habe, mehr als Jener auf die Theilnahme des deutschen Volkes Anspruch machen könne. Andererseits konnten die Anhänger Goethe's das moralisch-politische Uebergewicht Schiller's einräumen, ohne daß sie darum Goethe den Dichter, um dessen Rettung es ihnen vorzugsweise zu thun war, preiszugeben brauchten. So mußten beide Parteien befriedigt und am Ende der Unterschied zwischen ihnen mehr und mehr aufgehoben werden, dergestalt, daß sich in der Literatur ein versöhnendes Urtheil ausbilden konnte, das mit gleicher Liebe und Anerkennung die Verdienste des einen wie des andern Dichters hervorhebt und mit völliger Unparteilichkeit auf Beider Fehler hindeutet.

Alles Dies war vorauszusehen, und wirklich wird uns jetzt in dem vorliegenden Werke über Schiller eine Beurtheilung geboten welche durchaus auf dem bezeichneten vorurtheilsfreien Standpunkte steht, und die wir daher als eine willkommene und dankenswerthe Erscheinung begrüßen dürfen, von der es zu wünschen steht, daß sie sich möglichst weit verbreiten und zur Beilegung des alten Zwistes überall wo er etwa noch fortbesteht beitragen möge. Jedenfalls dürfte sie dazu geeigneter sein als alle frühern Specialwerke über Schiller, ja auch als die sonst so tiefe und gediegene Darstellung von Gervinus. Denn wie unparteiisch auch dieser Gelehrte von seinem Standpunkte aus über Schiller und Goethe urtheilt, so ist doch sein Standpunkt selbst keineswegs ein unparteiischer zu nennen. Der Hauptmaßstab nach dem er mißt ist überall seine eigene, für Freiheit und Vaterland begeisterte Gesinnung. Welcher von beiden Dichtern dieser Gesinnung am nächsten kommt, der ist ihm der größere, auch wenn er zugeben muß, daß derselbe vom Standpunkte der ästhetischen Kritik betrachtet der

kleinere sei. Zwar erklärt er sich nicht geradezu; ja, indem er sie Beide nach Goethe's eigener Andeutung als zwei sich ergänzende Hälften eines großen Ganzen darstellt, scheint es vielmehr als ob er auf den Einen ebenso viel Gewicht lege als auf den Andern. Aber ein Leser der sich nicht blos an einzelne Aeußerungen hält und neben dem Was auch das Wie ins Auge faßt, fühlt sehr bald heraus, daß ihm die Goethe'sche Hälfte der Schiller'schen gegenüber beinahe für Nichts gilt. Es ist wahr, er läßt es an Lob und Tadel für Beide nicht fehlen, aber, die Art und Weise wie er den Einen oder den Andern lobt oder tadelt ist sehr verschieden. Bei Schiller legt er allemal den Accent auf das Lob, bei Goethe auf den Tadel. Goethe's Vorzüge stellt er stets nur in den concessiven Vordersatz, der nach einer kurzen Lebensfrist von einem scharfzähnigen adversativen Nachsatz verschlungen wird; Schiller's Tugenden dagegen läßt er stolz und imponirend im Hauptsatze paradiren, woneben die im Zwischensatze versteckten Ausstellungen fast unbeachtet bleiben. Was er auch, von einem nicht zu beseitigenden Gerechtigkeitsgefühl gezwungen, zur Anerkennung Goethe's gesagt haben mag, hinterher kommt allemal das Caeterum censeo, welches hier in dem Satze besteht, daß Goethe mit seiner Poesie nicht fördernd in die liberale Bewegung der Zeit eingegriffen, keine großen historischen Stoffe gewählt, überhaupt Nichts für den politischen Fortschritt seines Vaterlandes gethan habe. Umgekehrt schließt er seine Urtheile über Schiller, mag er immerhin dessen geringeres Talent für künstlerische Leistungen eingeräumt haben, stets mit einer unverhältnißmäßigen Hervorhebung seiner großartigen Tendenzen und seines sittlich-politischen Einflusses, wobei er selten unterläßt, misachtende Seitenblicke auf die nach seiner Ansicht nicht sehr hoch anzuschlagenden reinkünstlerischen Leistungen zu werfen. Ist Das nun ein unparteiischer und gerechter Standpunkt zur Beurtheilung zweier Dichter, zumal in einer „Geschichte der poetischen Nationalliteratur", in der es doch jedenfalls vorzugsweise darauf ankommt nachzuweisen, was die Dichter als solche, d. h. als die sprachlichen Darsteller der Schönheit, geleistet haben? Die Anlegung des sittlich-politischen Maßstabes durfte zwar auch hier nicht gänzlich übergangen werden, um so weniger, als die ästhetischen und sittlichen Principien viele der innigsten Berührungspunkte haben; als immer wiederkehrendes Hauptmanoeuvre aber konnte dieselbe nur innerhalb eines politischen, publicistischen Werkes eine passende Stelle finden. Ueberhaupt begreift man nicht, warum sich Gervinus gerade der Literaturgeschichte zugewandt hat, da sich von Blatt zu Blatt herausstellt, daß er für sein Object eigentlich keine Liebe besitzt. Mit Ausnahme weniger Persönlichkeiten, die seiner subjectiven Richtung gerade zusagen, sind ihm fast alle deutschen Dichter nur Gegenstände des Aergernisses, ja die Literatur und die Neigung zu schriftstellerischer Thätigkeit erscheint ihm am deutschen Volke fast nur als ein Auswuchs, als ein Geschwür, als eine Schmarotzerpflanze seiner Thatkraft. Dieses geht so weit, daß er mit sich selbst in Widerspruch geräth. So lange man nämlich sein Urtheil über die ältern Dichter, namentlich über Schiller und Goethe, liest und sieht, wie er deren Werth immerfort nach dem Maße ihrer politischen Gesinnung mißt, glaubt man nichts Gewisseres als in ihm einen um so feurigern Lobredner der jüngern Dichter zu finden. Aber weit gefehlt. Hat er sich dort geärgert, wenn die Dichter nichts Politisches dichten, so ärgert er sich hier, daß sie überhaupt dichten, und seltsam genug macht er es ihnen zum Vorwurf, daß sie nicht einer Warnung des sonst von ihm so verächtlich behandelten alternden Goethe folgen und der Poesie ganz und gar den Rücken wenden. Hier zeigt es sich deutlich, daß sein Werk weit mehr ein Product des Unmuths und des Widerwillens als der Liebe ist, und man wundert sich schließlich, daß er sich bei der praktischen Richtung die er hier andeutet ganz und gar zur schriftstellerischen Thätigkeit entschlossen, oder daß er wenigstens sein Verdammungsurtheil der deutschen Literatur nicht kürzer gefaßt, sondern sich so schreibselig wie irgendwer in seinen zwar geistreichen und tiefeinschneidenden, aber trotzdem breiten und mehr dem subjectiven Gelüst als einer objectiven Nothwendigkeit folgenden Raisonnements ergangen hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Drei Sommer in Tirol. Von Ludwig Steub. München, Literarisch-artistische Anstalt. 1846. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Ngr.

Ein sehr empfehlenswerthes, ausgezeichnetes Buch. Es regt so recht wohlthuend, belebend, mit Heiterkeit und Frische seine Leser an. Mit geistiger Gewandtheit und Kraft führt es sie hinauf zu den Höhen, hinab in die Tiefe, verweilt mit ihnen unter fröhlichen Hirten und ist glücklich mit ihnen in dem glücklichen Stillleben der anspruchslosen Bergbewohner. Aber überall wohin es seine Schritte, seine Aufmerksamkeit richtet, bleibt es durchweg interessant. Kurz wie sein Titel ist seine Vorrede, sein Wandern und Weilen, sein Urtheilen und Schildern. Alles ist schnell und scharf gesehen; denn das Wandern in Gebirg und Thal ist Zweck, und Alles wird entschieden besprochen, wie man es von einem tief eingeweihten Sachverständigen so gern hören mag. So herrscht im ganzen Buche ein freier, grundgesunder, anziehender Ton, eine Gemüthlichkeit, eine Rührigkeit, eine Ehrlichkeit wie oben in den luftigen Hütten der einfachen Aelpler. Der Verf. ist seinem Thema gewachsen und so recht feurig davon durchglüht. Er wandert für sein Leben gern und am liebsten auf wenig betretenen Wegen, in versteckten Thälern, über einsame Matten und Felder, zu verborgenen Weilern; er erklimmt mit unaussprechlicher Lust schwindelnde Höhen und verfolgt den tosenden Fluß durch wildes Gestrüpp und Geklüfte. Er sucht so den innern, gesunden Kern des Tirolervolkes heraus, und er schildert es mit einer Liebe und Treue, mit einer Hochherzigkeit und Wahrheit wie man sie selten in Reisebeschreibungen antrifft. Nichts vermag die muntere Laune unsers liebenswürdigen Wanderers zu trüben. Es kommen ängstliche Situationen, ernste Lebensmomente wie jedem Reisenden auch ihm vor; indeß verweilt er dabei nie lange und nie anders als Jemand der sich des Glücks freut, glücklich überstandenes Unglück berichten zu können. Leicht und behend wie eine Gemse wagt er sich auf die gefährlichsten Engpässe, läßt hier und dort wol einmal ein Wörtchen von grausiger Gefahr durchblicken; aber sein fröhliches Gemüth hat nicht

Lust dabei ausmalend zu verweilen. Alles was er sieht und hört interessirt ihn von ganzer Seele, und sehr geschickt weiß er auch seine Leser wieder dafür zu interessiren. Dabei muß man die gewandte Beobachtungsgabe, den schnellen, feinen und reichen Blick, den richtigen, überall ansprechenden Takt und den schönen Geschmack unsers Verf. bewundern. Er steigert seine Darstellung oft bis zur Poesie, aber er dichtet nirgend, er begeistert blos mit Dem was ihn begeistert hat. Oft beschreibt er die Mienen, Sitten und Gebräuche, das Leben und Treiben der Bewohner eines einsamen Weilers mit idyllischer Ausführlichkeit; oft erzählt er historische Vorgänge mit dem ernsten Tone eines gründlichen Geschichtsforschers; oft verweilt er mit feiner Kritik bei sprachlichen Untersuchungen: aber nirgend wird er lästig durch ein Zuviel, durch den bekannten anmaßenden, demonstrirenden Zeigefinger der klugen und weisen Männer; aber auch ebenso wenig verspürt man nüchterne Oberflächlichkeit oder schmale Kärglichkeit. Nirgend wird man überfüttert, überreizt; überall wird dafür gesorgt, daß man bei gutem Appetit bleibt. So ist das Buch durch und durch ausgezeichnet gut, und Ref. hält es für seine Pflicht, dies Urtheil mit Nachdruck auszusprechen.

Das vorliegende Werk sollte eigentlich einen Theil von einem viel umfassendern literarischen Unternehmen ausmachen, wozu unter der obersten Leitung des Prof. Bauer zu Stuttgart schon sämmtliche Mitarbeiter gewonnen waren. Im J. 1842 ward mit einer Buchhandlung in Karlsruhe abgeschlossen. Das Ganze sollte unter dem Titel „Deutschland im 19. Jahrhundert" herauskommen. Da starb Bauer und das Unternehmen ward aufgegeben. Unser Verf. war für die Bearbeitung Tirols gewonnen, und er hatte sich recht gern gewinnen lassen; „ein liebes Loos", sagt er selbst, „denn die Alpen von Tirol sind des Baierlandes Gebirge und ihre blauen Zinnen wecken von Jugend auf unsere Sehnsucht." Er war zur Lösung seiner Aufgabe im Sommer des genannten Jahres in Tirol geblieben. Einiges von Dem was bis zum Scheitern des Ganzen fertig geworden war, ließ er in der „Allgemeinen Zeitung" abdrucken. Da ward ihm von anderer Seite eine neue Auffoderung. Er wanderte noch zwei Sommer nach Tirol und das Buch war fertig. Im Allgemeinen hat unser Verf. nun die Absicht im Auge behalten, die weniger betretenen Thäler besonders hervorzuheben und die viel bereiste und oft beschriebene Heerstraße von Deutschland nach Italien nicht aufs neue zu schildern. Wälsch-Tirol hat er nicht mit zur Sprache gebracht, und zwar aus dem Umstande, „daß, um diesen Gegenden Raum zu schaffen, nicht gern eine deutsche Landschaft aufgegeben wurde". In den meisten Stücken ist die italienische Schwesterhälfte auch so wesentlich von Deutsch-Tirol verschieden, daß sie wol einer alleinstehenden Bearbeitung angehören dürfte.

Der Inhalt des Buches zerfällt in zwei ungleiche Haupttheile, wovon der erste Vorarlberg, der zweite Tirol, das eigentlich deutsche Tirol, betrifft. Jenem ist im richtigen Verhältniß nur ein Viertel so viel Raum zugetheilt als diesem. Nach den durchwanderten Thälern sind dann die Haupttheile noch in kleinere Theile zerlegt.

Wenn es unsere Absicht ist, Einiges aus dem Buche zur Mittheilung zu bringen, so wird die Wahl durchaus nicht schwer, denn Alles ist gleich interessant und meistens ohne großen Umfang in sich abgeschlossen; dagegen dürfte aber das Wiederaufhören wirklich schwerfallen, und wir wollen uns gerade in diesem Punkte schon im voraus ein unabänderlich fest begrenztes Ziel vorstecken. Fangen wir daher damit an, unsern Reisenden auf eine kurze Zeit zu begleiten wo er eben das Lechthal von Vorarlberg durchwandert ist und im Begriff steht den vielbewunderten Bregenzerwald zu betreten. „Es wäre", sagt er, „um praktisch zu reden, allen Pilgern die den Bregenzerwald sehen wollen zu rathen, daß sie von Füssen das Lechthal hinaufziehen und dann über den Alpenpaß des Tannberges in den Wald hinuntersteigen. Der Gang über den Tannberg ist aller Reize voll, und — wenn etwa wilde Wasser den schmalen Pfad zerrissen haben — nicht ohne Mühsal, aber ohne Gefahr. Der junge Lech rinnt unten in der Schlucht, zürnt, stürmt und bäumt sich in seinem Felsenbett, fängt sich aber dann wieder in einer Wasserstube und schlägt ruhig wirbelnd seine grünen Kreise. In der Höhe wechselt die Begleitung vielfach. Ein mal geht es über Weiden, die rückwärts an steil aufspringenden Kammen enden, durch hohen Fichtenwald, in welchen ungethüme Felsentrümmer eingesprengt sind; ein anderes mal kriecht der Stieg an überhängenden Wänden hin, auf deren Grate einzelne Fichten in die Lüfte ragen wie Aehren, die dem Sturm zur Nachlese übrig gelassen sind. Ein Wasserfall wirft sich vom hohen Felsensöller über die rothe Wand herunter, gönnt sich kaum Zeit, die Wasser wieder zu sammeln, und eilt flüchtig durchs Tannendickicht hinab in den Lech. Oft wird es dann auch wieder frei um den Wanderer, er sieht weit hinein ins Gebirge, die breiten Häupter glänzen so schön wie Sonnenschein; stille Nebenthäler gehen ein, jedes mit seinem eigenen Bach und seinen eigenen Wasserfällen; weit drinnen, drüben über der Schlucht stehen einsame Sennhütten, aus denen Rauch aufsteigt, und ihre Fensterchen funkeln im Morgenstrahl — Das ist ein wirkliches Sirenenbild! Da sitzt jetzt die junge Sennerin am Feuer und schürt und singt dazu; ja, den Rauch sieht man wol aufsteigen, aber der Jodler verhallt im Tosen der rauschenden Wasser. Allmälig kommt man auf die Höhe, wo die Fichten sparsamer werden, und wo jenseits der Taschenberg seinen ungeheuern grünen Mantel auseinanderschlägt. Dort drüben fahren aus den breiten Halden wilde Schrofen zackig und zerrissen in die blaue Luft.... Endlich trat eine mächtige, schwarze Felsenecke an den Weg und schien ihn abzusperren. Zwei Hirtenknaben spielten davor und übten sich, Steine in den Tobel hinabzuwerfen. Von ihnen erfuhr ich, daß das Alpendörfchen welches ich suchte dicht hinter dem Schrofen zu finden sei. Dort fand ich es auch nach wenigen Schritten ganz richtig, das Dorf Lechleiten, neun schwarze, hölzerne Häuschen mit steinbeschwerten Schindeldächern. Da und dort zeigen sich am steilen Abhange Kartoffelfeldchen. Für Getreide ist es schon lange zu hoch, aber dafür wächst das üppigste Gras, alle Wiesen stehen voll Blumen, und Alpenröschen glühen in Fülle an der Gasse. Das Wirthshaus ist eine Hütte, außerhalb klein und schwarz wie alle übrigen, aber innerhalb fand sich eine zierlich getäfelte, blank gescheuerte Stube. Sie gemahnte, daß es bald abwärts gehen würde, der Bregenzerache nach in die reinlichen Länder am Bodensee. Es erlabte sich da ein Schweizersenne aus Unterwalden, den die Bregenzerwälder zur Käsebereitung hierher gedungen hatten. Dieser schien eine gute alte ungefährliche Haut; aber andere junge unverdorbene Eidgenossen haben schon manchmal ansehnliches Unheil unter der vorarlbergischen Jungfrauschaft angestiftet."

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 100. — 10. April 1847.

Friedrich Schiller.
(Fortsetzung aus Nr. 99.)

Natürlich konnte eine so vergrillte, vom einseitigen Standpunkte verfaßte Darstellung nur Wenig zur Versöhnung der feindlichen Parteien beitragen, weil die consequenterweise daraus folgenden schreienden Ungerechtigkeiten gegen Goethe die Freunde desselben aufs neue zum Widerspruche reizen mußten. Weit wohlthätiger wirkte in dieser Hinsicht bereits die Laube'sche Charakteristik beider Dichter, die er in seiner „Geschichte der deutschen Literatur" geliefert hat. Doch dürfte sie vielleicht umgekehrt die Bewunderer Schiller's nicht vollkommen befriedigt haben, insofern die reinliterarische Tendenz des Werkes nicht erlaubte, auf die moralisch-politische Gesinnung des Dichters einen gleich bedeutenden Nachdruck zu legen, und insofern sich die persönliche Vorliebe Laube's in der That mehr dem künstlerischen Talent als der Gesinnung zuzuneigen scheint. Karl Grün hingegen trat seinem Objecte vollkommen frei, weder durch eine ausschließend literarische oder moralisch-politische Tendenz seines Werkes noch durch eine individuelle Neigung gebunden, entgegen. Indem er es unternimmt, Schiller nicht blos als Dichter, sondern auch als Mensch, Geschichtschreiber und Denker zu charakterisiren, findet er so viele Gelegenheit, seine Liebe und Achtung für denselben, sowie seine liberale, vaterländische Gesinnung gehörigen Orts an den Tag zu legen, daß er nicht nöthig hat ein fremdes Gebiet dafür zu usurpiren; und in der That besitzt er daneben so viel Liebe zur Kunst und so viel ästhetische Bildung, daß er mit derselben Bereitwilligkeit und Anerkennung die überwiegende Genialität Goethe's zugesteht als er für Schiller eine größere moralische Kraft in Anspruch nimmt.

In dieser völlig vorurtheilsfreien Färbung der vorliegenden Schrift liegt für uns der Hauptvorzug derselben; daneben verdient im Allgemeinen noch die umsichtige Benutzung des vorhandenen Materials, sowie das Streben nach Einheit und organischer Entwickelung lobend hervorgehoben zu werden. Dagegen verdient die stilistische Darstellung den Vorwurf, daß sie nicht überall frei ist von flosculösen und phrasenhaften Wendungen und mit einiger Unsicherheit zwischen philosophischer und poetischer Diction hin- und herschwankt.

Was den eigentlichen Zweck und Plan des Buches betrifft, so hören wir am besten den Verf. selbst, wenn er zum Schluß der Einleitung, in welcher er eine „Kritik sämmtlicher beachtenswerther Standpunkte der Kritik über Schiller" gibt, sich also erklärt:

> Nach allem Diesem schien nun Nichts über zu bleiben als die Stimmen noch einmal alle zu verhören, eine jede reiflich zu erwägen und dann den Versuch zum Abschluß in der Besprechung der Schiller'schen Werke zu wagen, namentlich aber auch in der Form jenes Mittel zwischen abstract und ordinair zu halten und durchzuführen, vermöge dessen man, seit die neue Speculation durch talentvolle Köpfe anfängt in Fleisch und Blut des deutschen Volkes überzugehen, so trefflich auf alle Classen unserer Gesellschaft wirkt. Dies ist unser Vorsatz und unser Plan. Die philosophische Wahrheit bleibt immer so lange ein öffentliches Geheimniß, bis sie einen Vermittler findet, der in einer faßbaren und zugleich gehaltenen Sprache das Abstractum mundgerecht macht. Schiller ist ein Mann der Nation, in jedem Sinne des Wortes; er verdient es einmal in dieser Sprache behandelt zu werden. Es gilt, die Einheit der Schiller'schen Entwickelung, die innere Nothwendigkeit derselben und die Würde ihrer Culmination nicht allein aus den verwirrenden Urtheilen über ihn, sondern auch aus dem scheinbar verwirrten Thatbestand seines Lebens und Wirkens selbst zu retten.

Das eigentliche Werk zerfällt in vier Theile. Von diesen behandelt der erste: „Schiller als Mensch und in seinem Verhältnisse zur Religion", der zweite: „Schiller als Geschichtschreiber und Politiker", der dritte: „Schiller als Denker und Kritiker" und der vierte: „Schiller als Dichter". Insofern der Mensch im weitern Sinne alle übrigen Qualitäten schon umfaßt, muß uns natürlich der erste Theil am ehesten auf den allgemeinen Standpunkt führen. Wirklich gibt uns der Verf. darin sein Gesammturtheil, und zwar sogleich in den ersten Worten:

> Wer über Schiller spricht, sollte stets von vornherein gestehen, daß er weit entfernt ist jene schwer zu constatirende Einheit seines Lebens und Wirkens zu leugnen, zu leugnen die Zerrissenheit seiner Dichterseele, den Zwiespalt seines ewig arbeitenden Geistes, die Unzulänglichkeit eines großen Theils seiner Producte; weit entfernt Schiller den deutschen Shakspeare, den Ueberflügler Goethe's zu nennen. Und dennoch ist Schiller eine nicht minder prädestinirte Persönlichkeit als Shakspeare oder Goethe; aber bei ihm sind es nicht die Resultate worauf man sehen muß, sondern der Weg auf dem er sie erlangte; wir haben nicht die plastische Ruhe eines fertigen Götterbildes, sondern die athletische Bewegung eines nervenspannenden Polydeukes, nicht ein Bild der triumphirenden, sondern

der streitenden Kirche, die ihres Triumphs versichert ist, vor Augen. Das ist die Hauptsache.

was er einige Zeilen in weiter ausgeführtem Bilde so ausdrückt:

Wenn Goethe wirklich ein Jupiter ist, der die Schönheit in allen Gestalten aufsucht, einen kleinen Scandal auf dem Ida nicht scheut, übrigens aber mit ewiger Götterhand die Welt des Schönen und der europäischen Literatur beherrscht, so ist Schiller der Hercules der sich durch unzählige Erdenleiden und Göttermalicen durcharbeitet, dem aber endlich Here selbst den Göttertitel nicht verweigern und die Göttin der ewigen Jugend nicht vorenthalten kann.

Nach dieser allgemeinen Erklärung folgt zunächst eine nach den Hauptepochen des Schiller'schen Lebens in drei Capitel vertheilte Biographie des Dichters, die das Geschichtliche in kurzen Zügen gibt und vorzugsweise darauf ausgeht, die Entwickelungsmomente ihrem eigenthümlichen und nothwendigen Fortschritte nach zu charakterisiren. Diese Charakteristik läßt sich summarisch in die drei Sätze zusammenfassen: im ersten Abschnitte, welchen Grün bis zum Antritt der jenenser Professur rechnet, wollte Schiller ein Dichter werden; im zweiten, der bis zur Umsiedelung nach Weimar datirt wird, wurde er ein Dichter; im dritten Abschnitte, welcher die letzten Lebensjahre umfaßt, war er ein Dichter.

Das Dichter-werden-wollen bezeichnet der Verf. näher als das titanische, aber erfolglose Ringen des Dichters, die ihm fehlende Realität sich selbst aus der eigenen subjectiven Phantasie und Abstraction heraus zu erzeugen. Der Verf. sagt selbst (S. 68):

Schiller war bei einer glühenden Phantasie und einem den höchsten Idealen zustrebenden Geiste der realen Wirklichkeit fern geblieben. In flammenden Zügen stand das Allgemeine in seiner Brust; aber das Exempel mußte er suchen, die Besonderheit floh ihn eigensinnig. Nicht einmal nebeneinander gingen diese Factoren des echt Menschlichen und Poetischen, deren uranfängliches Ineinander den Dichter stempelt, wie es in höchster Potenz zeigt jener Brite, nach dessen leuchtender Höhe sich die Augen der Schiller'schen Jugend richteten. Hier nun tritt uns die erste Epoche einer Entwickelung entgegen die in der That über Menschenkraft hinauszugehen und eine Reaction gegen die Schöpfung zu bewerkstelligen scheint. Mit angestrengtestem Gedanken, mit transparenten Gehirnfibern, mit furchtbar schwingender Phantasie strebt Schiller den verkehrten Schöpfungsproceß zu bewerkstelligen, aus den Gedanken die That hervorkeimen zu lassen, obgleich geschrieben steht: „Im Anfang war die That." (?) Das Besondere soll aus dem Allgemeinen thatsächlich entwickelt, das Exempel aus der Idee gebärt werden, die Mannichfaltigkeit des Daseins soll aus der Abstraction des Gedankens reflectiren . . . Aber die schöne Realität ist viel zu lächelnd keusch, als daß sie sich erzwingen ließe, sie will um ihrer selbst willen geliebt sein, man kann nicht bei der Tante Abstraction um sie anhalten. Wie der echte Forscher der Natur nichts Allgemeines finden will, nie Gott und seine Allmacht sucht, wol aber in liebendem Umgang mit Kieseln, Felsen, Insekten und Würmern auf den Finger dieser Allmacht stößt und sich dann plötzlich in warmer Beschauung der vereinzeltsten Einzelheit zu den Füßen der großen Göttin geworfen sieht, so der echte Dichter! Schiller war kein Dichter in seiner ersten Periode, sondern er wollte erst einer werden.

Unter dem Werden hingegen versteht der Verf. das Herabsteigen Schiller's aus der luftigen Höhe der Subjectivität einerseits in die Tiefen der Speculation über die Uridee des Schönen, andererseits auf den festen Boden der Geschichte, also seine Beschäftigung mit philosophischen und historischen Arbeiten, während welcher die Poesie fast ganz beiseite geschoben wurde, um geläutert und gekräftigt wieder in den Vordergrund zu treten. S. 87 heißt es:

Sich seiner innern Mangelhaftigkeit bewußt und richtig ahnend, wo und wie das ihm Fehlende zu suchen und zu erringen sei, hatte sich Schiller an die Geschichte gemacht und Geschichtswerke geliefert die ihn sogar als Chorführer einer ganzen Species dieser Kunst, nämlich der rhetorischen Species, hinstellen. Dann war es die Philosophie die ihn läuterte und festigte, und in deren Geschichtsannalen er ebenfalls seinen Namen auf eine dauernde Art einschreibt und zum nothwendigen Uebergangsmomente in der Selbstverwirklichungsgeschichte der Idee wird. Auch hier fallen die schönsten und herrlichsten Früchte von des Dichters Lebensbaum. Im heißen Sehnsuchtsdrange nach Wahrheit gräbt er, ein rüstiger Bergmann, die unschätzbaren Schätze zu Tage, dringt selbst weiter als Kant, dessen Kritik der Urtheilskraft noch immer eine gute Strecke von der geweihten Mitte des Berges entfernt liegt. Das Räthselwort der Kunst ist gelöst; er schaut sich um, blickt hinauf und in wunderbaren Fata-Morganabildern erblickt er schon ahnend die Wahrheit des Lebens an den tiefblauen Himmel gemalt. Er steigt zu Tage, erklimmt eine umsichtige Anhöhe, und siehe! die Wirklichkeit hat ihren spröden Schleier zurückgeschlagen, sie zeigt dem entzückten Seher in tausend lachenden Formen, in tausend blühenden Bildern, in abertausend Schattenconturen das Spiegelbild seines tiefsten Herzens; die Blumen der verjüngten Flur erkennen die Ceresmutter seiner früher verwaisten Ideen, und freudig stürzt die Mutter den Pfändern des Trostes ans freudig schlagende Herz.

Hieraus wird zugleich klar was der Verf. unter dem Dichter-sein Schiller's verstanden wissen will. Er versteht darunter die Coexistenz von Subjectivität und Objectivität, von Idealität und Realität, von Begriff und Sinnlichkeit, kurz jene Vereinigung und Vermählung zweier entgegengesetzten Principien, ohne die kein wahres Schaffen gedacht werden kann, welche Bedingung und Ursprung alles Schönen ist, und die also auch die Schöpfungskraft zu Schiller's vollendetern Dichtungen gegeben hat. Der Verf. sagt in seiner rhetorisch-poetischen Weise (S. 108):

Schiller tritt in seiner dritten Periode als schaffender Gott auf. Er ist ein Gott geworden gleich dem ältern Jupiter, die ewige Jugend nennt er sein Weib, und die Erden fliegen aus dem Nichts hervor. Die Keule legt er noch nicht gleich nieder, er ringt noch ein Weilchen mit dem Stoffe, aus alter Kampflust sieht er zuweilen einen Feind wo eigentlich keiner ist; auch will er noch mitunter, etwas unschöpferisch, alle im Erdenkampfe erbeuteten Ideen zu einem prächtigen Majestätshimmel verschwimmen, der sieghaft sein Haupt umgibt, und der Stoff endet als gestaltete Besonderheit von selbst. Die Laufbahn ist vollbracht, Himmel und Erde haben dem Trotze des wollenden Menschengeistes weichen müssen, Schiller ist Dichter, Allgemeines und Besonderes haben in seiner Brust eine feierliche Ehe geschlossen, und das Allgemeine ist nur als der goldene Heiligenschein ausgegossen über das Haupt der heiligen Besonderheit. Aus den Andeutungen des Schiller'schen Nachlasses, namentlich aus dem „Demetrius", geht die echt künstlerische und dichterische Richtung als permanentes Lebensprincip unwiderleglich klar hervor. Doch hier sollte seine Bahn beschlossen sein, damit um so deutlicher gezeigt würde, wie blos die Entwickelung dieses Geistes ein [illegible]

wäre das befruchtender in die Furche der Zeit fiele als tausend reife Productionen.

Man sieht wie Karl Grün auch in der Charakteristik der besondern Lebensepochen stets seiner allgemeinen Auffassung treu bleibt und als das eigentlich Große und Besondere an Schiller sein unermüdliches, dem Höchsten nachringendes Streben bezeichnet — ein Streben das ihm zunächst zwar nur als Menschen zugute kommt, das aber im letzten Stadium seiner Entwickelung so sehr der Vollendung sich nähert, daß wir es, wenn wir nicht ungerecht sein wollen, als glänzendes Resultat auch dem Dichter anrechnen müssen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Drei Sommer in Tirol. Von Ludwig Steub.

(Beschluß aus Nr. 99.)

Jetzt suchen wir unsern muntern Wanderer einmal in Tirol auf und wählen dazu wieder den Moment, wo er das weltberühmte Thal von Gröden betreten will. Er langt eben in Pufels mit noch einem Gefährten an. „Dies ist auf dieser Seite das erste Dörfchen wo die kauderwälsche Sprache erklingt die auf der ganzen Erde Niemand spricht als die 3000 schnitzelnden Grödner.... Im Dörfchen regierte tiefe Stille, und es wollte uns fast bedünken als wenn Alles fort wäre, um so mehr, als wir auch im Wirthshause die Thür verschlossen fanden. Doch gelang es uns durch die Scheune einzudringen und auf diesem Wege endlich auch die Wirthin zu erschreien, die im Speicher mit ihren Vorräthen beschäftigt war. Sie sprach Deutsch wie es die Grödnerinnen sprechen, d. h. immer mit einem wälschen Rückhalte und mit großem Anstoß am R. Es wurde ihr eröffnet, daß wir geschwind noch Grödnerisch zu lernen gedächten, ehe wir ins Thal hinunterstiegen. Ueber diese Absicht sowie über die Eilfertigkeit mit welcher wir sie betrieben fing sie herzlich zu lachen an. Wir blieben gleichwol fest bei unserm Vorsatze und hielten fürs Beste, uns zuerst mit ihrer Bibliothek bekannt zu machen.... Wir sprachen so einige Zeit hin und her ohne sonderliche Ergebnisse für unsere Wißbegierde, bis ihr plötzlich ein Gedanke kam der unserm Unternehmen sehr förderlich war. Sie lief nämlich in ein Nachbarhaus und brachte einen Jungen mit, einen gescheit aussehenden Jungen von etwa 14 Jahren mit Namen Johann, den sie uns mit den Worten vorstellte: Der kann euch lehren die Sprach' von Gardena besser als ich. Und in der That war der Knabe dem Geschäfte sehr gewachsen, da er, ein Pufelser von Geburt, bei Verwandten in Bozen des Schulbesuchs wegen sich aufhielt. Johann, unser Lehrer, setzte sich also auf einen Stuhl, dem gegenüber wir ein Seidel Wein für ihn aufstellen ließen, und somit begannen die Forschungen in der Sprache von Gardena. Unser ernsthaftes Geschäft wurde sehr heiter und unter vielem Lachen betrieben. Der Junge so gut als die Wirthin war anfangs der Meinung, es liefe Alles auf einen Spaß hinaus, da sie bis dahin noch von keinem vernünftigen Menschen gehört der sich im Ernst mit der Grödnersprache beschäftigt hätte. Auch kam es vor, daß wir zu lachen anfingen, wenn der Junge eben aufgehört hatte; denn da er nur Deutsch schulgerecht zu behandeln wußte, aber das Grödnerische nie von dieser Seite betrachtet hatte, so dünkten ihm oft die einfachsten Dinge räthselhaft, und manchmal übersetzte er Das was wir ihm vorsagten ganz fehlerhaft, sodaß wir selbst als seine Verbesserer auftreten mußten, was ihn öfter ganz verblüfft machte. Indeß kam ihm bald eine Hülfe und uns, da wir den Blick für alles Schöne offen hielten, eine angenehme Augenweide. Wir hatten nämlich kaum eine Viertelstunde miteinander gearbeitet, als des Knaben Schwester hereintrat, ein Mädchen von 16 Jahren und von schöner Gestalt, mit römischem Gesichtsschnitte und feurigen Augen. Sie trug das Köpfchen unverhüllt und die reichen schwarzen Haare waren nach der Landesart in Flechten um die Stirn und Schläfe gelegt, ein zierlicher Reif um das ernste, liebliche Gesicht. Ihr Eintritt unterbrach die Forschungen auf eine kleine Weile; aber da wir bemerkten, daß sie darüber roth wurde, so fuhren wir wieder ämsig fort. Auch dauerte es nicht lange bis sie näher kam und sich hinter den Stuhl ihres Bruders stellte, und abermals über eine kleine Weile fing sie selbst mit an zu sprachforschen. Sie war in Meran in die Schule gegangen, hatte dort etwas deutsche Bildung genossen und zeigte sich bald nicht weniger lehrreich als ihr Bruder. Insbesondere nahm sie sich des weiblichen Geschlechts an, das der Andere bisher gar nicht berücksichtigt hatte; ja ich glaube, daß gerade diese Vernachlässigung sie gereizt und getrieben hatte, sich in der Linguistik zu versuchen. Wir hatten nämlich eben gefragt: Was heißt ich bin gegangen? — und darauf hatte Johann geantwortet: Ie son git. In diesem Augenblicke öffnete sie ihren lieblichen Mund und ließ zum ersten male ihre süße Stimme erklingen und sagte in schüchterner Weise ergänzend: Und wenn's ein Weibsbild isthi, so sagt sie: Ie son gita. — Nach ein paar Stunden schlossen wir die Untersuchungen, da es Abend werden wollte und noch etwa eine Stunde nach St.-Ulrich, dem grödner Hauptorte, vor uns lag. Nachdem wir allen Dreien für ihre Bemühungen herzlich Dank gesagt hatten, eilten wir bergabwärts. Oben indeß hatten wir nun gelernt wie es auf Ladinisch lautet, wenn man fragt: Wie weit ist es nach St.-Ulrich? Das heißt also: Dang longsch ie'l pa da tlo sin a Urteschei. Urteschei (Urticetum) ist nämlich der grödnerische Name von St.-Ulrich. Diese Phrase übten wir so lange ein, bis wir sie mit voller Geläufigkeit zu Tage bringen konnten. Wir freuten uns aufrichtig, als wir alle Schwierigkeiten überwunden hatten, und nahmen uns auch gleich vor sie bei erster Gelegenheit zu benutzen. Wir waren also kaum etliche Hundert Schritte von Pufels entfernt und hatten eben eine zahlreiche Familie bemerkt, die weit drinnen im Felde mit der Gerstenernte beschäftigt war, als wir Beide zu gleicher Zeit über die Stoppeln hinriefen: Dang longsch ie'l pa da tlo sin a Urteschei? Kaum waren die rauschenden Worte erklungen, als sich Vater und Mutter und die Kinder sowie auch die Knechte und Mägde schleunigst aufrichteten und uns sprachlos anstarrten. Hierauf wiederholten wir den Ruf; aber nunmehr, da sie gewahrten, daß wir landesfremde Wanderer seien, brachen sie Alle in ein schellendes Gelächter aus und schrien uns verschiedene Sachen zu, die wir sämmtlich nicht verstanden. Wir ließen uns indeß durch diese Begegnung nicht abschrecken, sondern machten vielmehr gleich wieder einen neuen Versuch. Da traf es sich nämlich, daß wir an einer jähen Halde hinschritten und unter uns im Gerstenfelde einen Mann bemerkten der gerade langsam gegen uns heraufstieg und eine breite Garbe über dem Haupte trug, sodaß er uns nicht ersehen konnte. Wir riefen also wieder: Dang longsch ie'l pa da tlo sin a Urteschei? worauf er laut und vernehmlich sprach: Mezza ora. Diesen hatten wir also wirklich berückt, und dadurch fanden wir uns reichlich belohnt für die kurze Mühe die wir auf Erlernung des Grödnerischen verwendet hatten; ließen uns auch nicht irre machen, als der Mann bald darauf den Steig betretend seine Last von sich warf und uns nachrief: er wisse doch, daß wir keine Grödner seien."

Nach einer so anmuthig scherzenden Einleitung wird nun der Leser eingeführt in das reizende Thal, in die saubern, freundlich gelegenen Häuschen, läßt er sich erzählen von der Bildschnitzerei des interessanten Völkchens. „O!" ruft der Verf. in einem Anflug von Entzücken aus, „du liebes, kleines, herziges, vielgeschmeicheltes, doch unverdorbenes Thal von Gröden, wie siehst du so freundlich aus im Abendsonnenstrahl! Weiße, kleine Häuschen mit goldenen Fensterchen und weiße große Häuser mit goldenen Fenstern hockten so heimlich auf den grünen Halden herum, und zwischen den Wiesen selbst reißten wieder

goldene Kornfelder. Und zwischen Wiesen und Kornfeldern rauschte der Bach, und über dem Bach, über Häusern und Wiesen und Kornfeldern dunkelte der Wald, und über dem finstern Walde und über der Freundlichkeit des Thals dräuten, obwol jetzt rosenfarb angeschienen, seine geisterfarbenen, gespenstischen Schrofen, die ja einmal insgesammt vor langer Zeit glühend aus der Erde gefahren sein sollen...."

Im Sommer 1844 auf einer Wanderung durch Bozen, Eppan, Sarnthal bekommt unser Verf. auch Gelegenheit, die durch Ennemoser und Andere öffentlich besprochene, berühmte lebende Heilige, Fräulein Maria von Mörl, zu sehen. „In Kaltern", erzählt der Verf., „lebte also Fräulein Maria von Mörl, das fromme kranke Mädchen, das in den Jahren 1833 und 1834 in ihrem Vaterlande und weit darüber hinaus so Viel zu sprechen machte. Fräulein Maria, die im J. 1812 geboren ist, war ein frommes, liebenswürdiges Kind, immer mehr leidend als gesund. Schon im fünften Lebensjahre stießen ihr bedenkliche Hämorrhagien zu und bis an ihr zwanzigstes hatte sie mehr als eine lebensgefährliche Krankheit überstanden. In diesem Alter traten jene innerlichen Plagen bei ihr ein die man die **tentatio diabolica** nennt.... Diese Gesichte verschwanden indessen, als man im J. 1833 ganz in der Stille den kirchlichen Exorcismus angewendet hatte. Im nämlichen Jahre zeigte sich bei ihr auch die erste Ekstase, ein Zustand psychischer und physischer Abgezogenheit von äußern Einwirkungen. Damals blieb sie 36 Stunden in solcher Verzückung. Der Ruf dieser wunderhaften Erscheinung verbreitete sich schnell über Nachbarschaft und Ferne, und im Jahre darauf war der Zulauf ungeheuer. Von Ende Julius bis zum 15. September sollen über 40,000 Menschen in dem Dorfe gewesen sein, und an manchem Tage zogen über 3000 Gäste durch das enge Zimmer der Kranken; ja, wie schon gesagt, manche Gemeinden kamen in Procession mit ihren Priestern mit Kreuz und Fahnen.... Seit längern Jahren ist der freie Besuch nicht ohne Schmerz der Kalterer aufgehoben und der Zutritt findet nur mit großer Beschränkung statt. Nachdem die Erlaubniß erwirkt war, fand ich mich — im Mai 1844 — mit einem bozener Freunde und einem Franciscaner-Pater vor den Pforten des Nonnenklosters welches sich Fräulein Maria seit mehren Jahren zum Aufenthalte ersehen. Beim Eingange wurde uns bemerkt, daß der kleine Anbau den wir betraten von der Kranken auf eigene Kosten zu ihrer Wohnung aufgeführt worden sei. An der Pforte hatte sich auch eine reisende Französin zu uns gesellt, eine ältliche Dame, die soeben einschicht von Rom und Loretto kam, in einer Kreuzfahrt auf Mirakel begriffen, wie sie denn auch von Kaltern gleich wieder nach Capriana zog, um die dortige noch merkwürdigere Heilige zu besehen. Wir standen also an der Thür, die in ein halbdunkles Zimmer führte, aus dem uns Pater Capistran, der Beichtvater, einzutreten winkte. Die Französin hatte als Dame den Vortritt, lehnte ihn aber ab, weil sie sich auf ihre Nerven nicht verlassen könne. So ging also unser Einer zuerst hinein und fand sich in einem kleinen, schlichten Gemache, in das durch zugezogene Jalousien nur dämmerndes Licht fiel. Einfaches Hausgeräth, etliche Bilder an den Wänden, links am Fenster ein kleiner Altar, diesem gegenüber das Bett, auf diesem und zwar auf dem untern, dem Altare zugewendeten Rande das Fräulein in weißem Gewande, selbst weiß wie Marmor, lange, schwarze Haare über dem Nacken, kniend, die Hände gefaltet zum Kinn emporgehoben, die großen Augen regungslos aufwärts gerichtet, sie selbst ohne Regung und scheinbar ohne Leben. Eine stille Feierlichkeit lag über der jungfräulichen Gestalt und hielt uns Mannsbilder in bescheidener Entfernung, bis uns der Pater an das Lager führte. Wir sollten nur streng hinsehen, es rühre sich kein Augenlid, was wir auch richtig so fanden. Nach allen den Leiden, dem Brustweh und Halsübel, die sie in letzter Zeit wieder dem Tode nahe gebracht, war die Verzückte eine überraschende Erscheinung; denn sie war zwar bleich, aber im Gesicht voll, was Ennemoser freilich aufgedunsen nennt. Von ihrer Stellung wird behauptet, sie berühre die Unterlage nur mit den Zehen, zwischen jener aber und den Knien könne man ein Kartenblatt leichtlich hindurchschieben. Nach einer Weile rief sie Pater Capistran leise beim Namen, um die Ekstase zu enden, und augenblicklich sank sie rückwärts und lag auf dem Kopfkissen, mild lächelnd, mit einem kindlichen Ausdruck in den muntern Zügen.... Wir Herren, wie es von unserer Wohlgezogenheit nicht anders zu erwarten, hielten uns unaufdringlich, rückten nur so nahe heran, als uns die beiden Patres führten, und betrachteten mit schweigender Theilnahme das kranke Mädchen. Recht unbequem dagegen machte sich die wallfahrende Dame aus Frankreich. Nachdem sie einmal ihrer Nerven sicher war, trat sie keck voran, begehrte mit Ungestüm die Wundmale zu schauen, und suchte die Hände des Fräuleins auseinanderzuzwängen, weil sie auf der innern Fläche deutlicher sind als auf der äußern.... Endlich machte sie mit den beiden Fingern der rechten Hand gegen die Mönche, die kein Französisch verstanden, die Bewegung einer Schere, um anzudeuten, daß sie etliche Haare von dem schönen Reichthume des Fräuleins abschneiden wollte. Mein Gott, sagte dagegen Pater Capistran, wenn wir Dies erlaubten, hätte sie schon kein Härchen mehr im Schopfe. Während wir nun allesammt etwas ärgerlich über diese Begehrlichkeiten am Bette standen, war das Fräulein wieder ekstatisch geworden und lag theilnahmlos mit starren Augen vor uns. Als die reisende Dame den Zustand bemerkte, bat sie um Erlaubniß, die Verzückte küssen zu dürfen, und als ihr Dies ungern gestattet worden, drückte sie etliche schnalzende Küsse auf die bleichen Lippen, war auch nur durch entschiedenes Zurückziehen von der Fortsetzung dieser frommen Uebung abzubringen." Ueber andere Verzückte, welche es in dortiger Gegend auch noch gegeben haben soll, lüftet der Verf. ein wenig den blendenden Vorhang des scheinheiligen Trugspiels.

Das Mitgetheilte wird des Ref. sehr günstiges Urtheil über das Buch zur Genüge rechtfertigen. 52.

Literarische Notiz.

Rechtsphilosophie.

Der „**Traité du droit public des Français**" von D. Serrigny (2 Bde.) ist eine bedeutende und beachtenswerthe Erscheinung auf dem Gebiete der französischen Rechtsphilosophie; wir verfehlen nicht darauf aufmerksam zu machen, obgleich wir nicht im Stande sind, hier eine tiefer gehende Würdigung des ganzen Entwurfs zu liefern. Nur Das wollen wir noch bemerken, daß der Verf. seinem Werke eine gedrängte, höchst durchdachte Einleitung über die Grundlagen der politischen Gesellschaft vorangeschickt hat, in der er mit ruhiger, sicherer Polemik eine nicht geringe Anzahl verjährter Vorurtheile und haltloser Behauptungen wegräumt, um Platz für seine eigene Darstellung zu finden. Seine Definition vom Staate lautet etwa folgendermaßen: „Der Staat macht eine moralische oder Civilperson aus, ein Collectivwesen, welches Rechte und Pflichten, und folglich auch einen besondern Willen hat, der von dem Willen eines jeden Einzelnen seiner Glieder verschieden ist." Gesetz nennt er „eine den Menschen durch einen rechtmäßigen Obern (**par un supérieur légitime**) auferlegte Verhaltungsregel". Was nun die wichtige Frage der Souverainetät betrifft, so bekämpft Serrigny die Lehre vom sogenannten göttlichen Rechte, sowie gleicherweise die Rousseau'sche Theorie von der Volkssouverainetät, und die auf die Herrschaft der Intelligenz abzweckende Annahme der Doctrinaires, welche in Royer-Collard ihre bestimmteste Fassung erhalten hat. Für ihn beruht die Souverainetät schon im bloßen factischen Besitz der Gewalt. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 101. — 11. April 1847.

Friedrich Schiller.

(Fortsetzung aus Nr. 100.)

Das vierte Capitel des ersten Theils behandelt „Schiller in seinem Verhältniß zur Religion“. Da sich in neuester Zeit die religiöse Frage immer mehr und mehr vordrängt, so muß es besonders interessant sein, genauer nachzusehen, ob sich Schiller, wie man ihn zum Promachos der politischen Bewegung erhoben hat, ebenso auch dazu eignen möchte, an die Spitze Dessen was die Zeit in religiöser Hinsicht will gestellt zu werden. Hören wir Karl Grün, der über die religiösen Momente Schiller's ausführlich und überzeugend spricht, so ist dazu wenig Aussicht vorhanden. Er erklärt geradezu, daß Schiller wenig religiösen Sinn besessen habe. S. 112 sagt er:

Wer wie er das lebendig sich entwickelnde ästhetische Princip der Vermählung von Subject und Object war, wer in der Philosophie des Schönen und in der schönen Gestaltung so Neues und Unerhörtes leistete, wer mit Einem Worte Schiller und das System sprengender Kantianer zugleich war, dem wird man es verzeihen müssen wenn er nicht auch noch Schleiermacher und Spittler sein konnte. Es sind viele herrliche religiöse Momente in Schiller, es liegt auch ein Zwiespalt mit dem positiven Glauben und eine Versöhnung mit der religiösen Idee vor; aber es hat das Alles einen ungleich nähern Bezug zur Aesthetik; seine Religion liegt in ihrer Entwickelung viel eher ausgesprochen in der Reihe von Aufsätzen „Ueber das gegenwärtige deutsche Theater“ bis zu den „Briefen über ästhetische Erziehung“ als sonst irgendwo. Mit Einem Worte, Schiller fand auch seine gemüthliche Vereinigung mit dem Unendlichen, was doch wol Religion ist, viel mehr im Wahren und Schönen als in andern Regionen, er fühlte sich selig in der Wahrheit und der Schönheit; er brauchte keine weitere Beruhigung, und so gewiß man heutzutage sagen kann, das Staatsinteresse sei das Allerfüllende, was bei unsern Zeitgenossen noch vielfach das religiöse verdrängen wird und muß, ebenso gut muß man Schiller gestatten, den Cultus des Schönen gefeiert zu haben.

Trotz dieser Ueberzeugung gibt der Verf. im Folgenden eine Entwickelung der religiösen Momente in Schiller. Er zeigt zunächst an Proben wie Schiller als Sohn einer frommen Familie ursprünglich orthodox oder, wie Grün sich ausdrückt, „familiengläubig“ war, wie aber sehr früh schon dieser überkommene Glaube in jenen Gefühlspantheismus umschlug den er in den „Philosophischen Briefen“ und besonders in der „Theosophie des Julius“ niedergelegt hat. Er zeigt ferner wie sich aus Diesem ein zwischen Glauben und Unglauben schwankender Zustand entwickelte, der eine Zeit lang z. B. in der „Resignation“ und in der „Freigeisterei der Leidenschaft“ die Farbe eines graß ausgebildeten Skepticismus, ja Atheismus annahm. Nach Ueberwindung dieser Haltlosigkeit zeigt uns Grün den Dichter auf dem Standpunkte des Moralismus, der abermals mit starkem Unglauben verbunden gewesen sei: denn, wenn Schiller von diesem aus unter Anderm sage: „Es wäre ebenso denkbar, daß der Glanz der Sonne in den heutigen Mittag und die Wärme in den folgenden fiele, als daß die Vortrefflichkeit des Menschen in diese Welt und seine Glückseligkeit in eine andere fallen könnte“, so sei damit deutlich genug ausgedrückt, daß der Mensch, wenn er nur alle seine Kräfte zur Wirkung bringe und moralisch eine Einheit aus sich mache, keines Glaubens an eine Vorsehung oder Weltregierung, keiner Zuversicht der Unsterblichkeit bedürfe. Diesen starren Moralismus sehen wir jedoch bald in einen ästhetischen Cultus übergehen, der sich zunächst in den „Göttern Griechenlands“ und weiterhin geläutert und der modernen Weltanschauung amalgamirt, in den „Künstlern“, in den „Briefen über ästhetische Erziehung des Menschen“, sowie in andern Dichtungen und philosophischen Abhandlungen auf das unwiderleglichste documentirt. Diesen Standpunkt bezeichnet Grün als den endlichen und bleibenden in dem Entwickelungsgange Schiller'scher Religiosität. Er sagt (S. 124):

Das ist Schiller's Evangelium der weltversöhnenden Kunst und mit diesem Gedichte (den „Künstlern“) hört eigentlich sein Ringen und Kämpfen, sein subjectiv-religiöser Entwickelungsgang auf. Die Kunst — eine Religion, ist jetzt das ausdauernde Motto des theoretischen und praktischen Aesthetikers wie des Philosophen. Es ist thöricht, die spätern einzelnen Aeußerungen in seinen Werken und Briefen noch zu dem systematischen Gewebe einer Religion Schiller's verflechten zu wollen, über einzelne Aperçus Leid zu tragen oder sich zu freuen, da er das ästhetische Princip als Lebensmaxime laut und deutlich bekannt hatte.

Liegt hierin das Wahre — und wirklich läßt sich nichts Erhebliches dagegen einwenden —, so ist allerdings von Religion in jenem Sinne wie sie gewöhnlich

gefaßt wird bei Schiller wenig die Rede; namentlich zum Christenthum steht er in ziemlich ferner Beziehung. Zwar hat Binder nachzuweisen gesucht, daß sich Schiller gegen das Ende seines Lebens seinem kindlichen Glauben wieder zugeneigt habe; aber Grün zeigt hinlänglich wie schwach und nichtssagend die Belege dafür sind, und hebt dagegen Stellen von Schiller aus die sogar der Strauß'schen und Bruno Bauer'schen Auffassung ziemlich nahe liegen, z. B. was er 1797 an Goethe schreibt:

Ich muß gestehen, daß ich in Allem was historisch ist den Unglauben zu jenen Urkunden (den heiligen nämlich) gleich so entschieden mitbringe, daß mir Ihre Zweifel an einem einzelnen Factum noch sehr raisonnabel vorkommen. Mir ist die Bibel nur wahr wo sie naiv ist; in allem Andern was mit einem eigenen Bewußtsein geschrieben ist fürchte ich einen Zweck und spätern Ursprung.

Daneben wird an mehren Xenien sein Widerwille gegen Frömmelei und Pietismus nachgewiesen, und schließlich nur so viel zugegeben, daß er trotzdem mit seiner Poesie und Lebensanschauung jener christlich-romantischen Sphäre angehöre der man sich nach dem Untergange der antiken Weltordnung überhaupt nicht entziehen kann.

Welche der religiösen Parteien möchte hiernach geneigt sein Schiller auch in dieser Beziehung zum Heiland des deutschen Volkes zu erheben? Leider sind es immer nur Wenige die neben der politischen Freiheit eine gleiche Freiheit im Glauben verfochten, und diese Wenigen werden womöglich verketzert und excommunicirt. Mehr als seit langer Zeit wendet sich das deutsche Volk wieder einer dogmatischen Engherzigkeit zu, obschon es sich selbst darüber täuscht und sich schon für höchst freisinnig hält wenn es nur nicht an den ungenähten Rock in Trier glaubt. Der Klerus, der sein Interesse dabei hat, rühmt und fördert natürlich diese Rückkehr zu dogmatischen und confessionnellen Interessen und nennt es Wiedererwachen des religiösen Bewußtseins, Abschütteln des religiösen Indifferentismus, Befreiung vom flachen Rationalismus u. s. w., und das Volk glaubt es, und vergißt daß gerade seine größten Geister jener freiern Glaubensansicht gewesen sind auf die man heutzutage mit so vornehmen Blicken hinabsieht und die man womöglich mit Stumpf und Stiel ausrotten möchte. Warum will es nicht auch in dieser Hinsicht in ihnen die Vorbilder suchen denen es nachzustreben hat? Warum erkennt es z. B. bei Schiller den Geist der Freiheit zwar in politischer Sphäre an, nicht aber auch in religiöser, da doch Politik und Religion so innig in Eins verwachsen sind, daß sich Freiheit in dem einen Gebiete gar nicht denken läßt, wenn sie nicht auch in dem andern besteht? Warum begnügt es sich nicht wie Schiller im christlichen Geiste zu leben und zu handeln, sondern bleibt mit conservativer Aengstlichkeit auch an dem Buchstaben hangen, durch den jener Geist zwar verkündigt ward, dem er aber im Laufe einer fast zweihundertjährigen Entwickelung längst entwachsen ist? Warum beherzigt es z. B. nicht eine Aeußerung wie die folgende:

Kein Gesetz darf den Fortschritt der Cultur hemmen; Dieses gilt von Religionsgesetzen wie von politischen Gesetzen; beide sind verwerflich wenn sie eine Kraft des menschlichen Geistes fesseln, wenn sie ihm in irgend Etwas einen Stillstand auferlegen. Ein Gesetz z. B. wodurch eine Nation verbunden würde, bei dem Glaubensschema beständig zu verharren das ihr in einer gewissen Periode als das vortrefflichste erschienen, ein solches Gesetz wäre ein Attentat gegen die Menschheit, und keine noch so scheinbare Ansicht würde es rechtfertigen können. Es wäre unmittelbar gegen das höchste Gut, gegen den höchsten Zweck der Gesellschaft gerichtet.

Der zweite Theil, der „Schiller als Geschichtschreiber und Politiker" charakterisirt, bezeichnet zunächst Schiller's Geschichtschreibung als derjenigen Classe zugehörig welche Hegel die „reflectirende" genannt hat, und deutet damit an, daß sich Schiller zwar einerseits vom natürlichen Standpunkte der objectiven Geschichtserzählung entfernt, andererseits sich aber nicht zum künstlerischen oder philosophischen Standpunkte derjenigen objectiven Darstellung welche den Geist der subjectiven Auffassung mit in sich aufgenommen, erhoben habe: wofür der Grund darin liege, daß Schiller die Geschichte nicht Zweck, sondern nur Mittel zur Ergänzung seines der Realität bedürftigen Geistes gewesen sei. Es sei ihm daher nur darum zu thun gewesen, für seine an sich abstracten Ideen einen entsprechenden Stoff zu finden oder in dem gefundenen Stoffe eine ihm zusagende Idee zu suchen. Sobald er diese Vereinigung zu Stande gebracht, habe der geschichtliche Stoff für ihn das Interesse verloren, woher es gekommen sei, daß er einen bis dahin mit Liebe behandelten Stoff entweder, wie die „Geschichte des Abfalls der Niederlande", späterhin ganz fallen gelassen oder, wie die „Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs", nur epitomatisch weitergeführt habe. Nach dieser allgemeinen Charakteristik folgt eine Darstellung des Entwickelungsgangs, in welchem der Verf. abermals drei Stufen unterscheidet, die man nach den Bestimmungen des Verf. die rhetorisch-tendenziöse, die teleologische und die pragmatische nennen könnte. Der ersten Stufe weist er vorzugsweise die Geschichte des Abfalls zu, der zweiten die kleinern historischen Schriften und der dritten endlich die Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs und die Denkwürdigkeiten des Marschalls von Vielleville.

Wenn hieraus nun gleich hervorgeht, daß Grün die höchste Vollendung historischer Darstellung Schiller nicht zugesteht, so fühlt man doch zugleich wie er auch auf diesem Felde das wirklich Geleistete mit Pietät und möglichster Anschmiegung an den Schiller'schen Standpunkt anerkennt, im Gegensatz zu Gervinus, der gerade über die historischen Leistungen des Dichters sehr hart urtheilt wenn er unter Anderm sagt: der Beifall den Schiller's historische Schriften lange gefunden hätten gebe nur einen Beleg dafür wie urtheillos das Publicum in solchen Dingen sei, und er wolle nur darum Niebuhr's schonungslos ausgesprochenes Urtheil über deren Richtigkeit nicht wiederholen, weil Schiller selbst zugestanden habe, daß die Geschichte nur ein Magazin für seine Phantasie sei, und daß sich die Gegenstände müßten gefallen lassen was sie unter seinen Händen würden. Vergleichen wir

dies strengere Urtheil mit jenem mildern und denken daneben an das Urtheil beider Kritiker über die poetischen Leistungen Schiller's, in welchem das Verhältniß der Strenge und Milde gerade umgekehrt ist, so müssen wir gestehen, daß uns Grün auf dem richtigern Standpunkte der Beurtheilung zu stehen scheint. Denn wenn irgendwo die Gesinnung für künstlerische und wissenschaftliche Mängel entschädigen kann, kann sie es gewiß im Gebiete der Geschichtschreibung weit eher als in dem der Poesie, weil sie überhaupt beim Historiker weit schwerer in die Wagschale fällt als beim Dichter. Was aber Schiller's Mängel betrifft, so ist der Mangel an Detail, die Geringschätzung der Materie, das voreilige Hinüberspringen von dem realen Boden in die Sphäre der Idee innerhalb der Poesie jedenfalls strenger zu beurtheilen als in der historischen Darstellung: weil die Schönheit, das alleinige Princip der Poesie, durchaus in der Sinnlichkeit lebt und webt, die Wahrheit dagegen, die das höchste Gesetz der Geschichtschreibung ist, recht eigentlich dem Gebiete des Gedankens angehört. Wenn daher Gervinus von Denen welche an Schiller's Geschichtswerken Geschmack finden sagt: es hänge dieses Wohlgefallen ganz eng mit unserer philosophischen Neigung zusammen, uns in aller Wissenschaft vom Anfang sogleich nach dem Ende zu schwingen, die lästige Breite des Materials in der Mitte zu überspringen und uns sogleich zu den Resultaten zu erheben: so läßt sich dagegen erwidern, daß ebenso sein Wohlgefallen an Schiller's Dichtungen in seiner reinen praktischen Neigung wurzele das eigentlich poetische Detail zu überschlagen, und aus aller Poesie eben nur die Moral, die praktische Nutzanwendung herauszulesen. Wie aber seine gelinde Beurtheilung der poetischen Mängel Schiller's nur darin seinen Grund hat weil er für die Verletzung der poetischen Gesetze nur entfernte Sympathien besitzt, so stammt seine strengere Kritik der Geschichtswerke nur daher weil er sich durch sie gleichsam in ara et foco beleidigt fühlt. Grün hingegen, gleiche Theilnahme für Poesie und Geschichtschreibung hegend, trat beiden Leistungen des Dichters unbefangen entgegen und fand richtig heraus, daß eine Geschichtschreibung wie die Schiller'sche, besonders als des Autors subjectives Bedürfniß betrachtet, eher eine gemilderte Beurtheilung verlangt als die Leistungen Schiller's in der Poesie, zumal da er dieselbe zu seiner höchsten und letzten Lebensaufgabe gemacht hat.

Minder abweichend von Gervinus urtheilt Grün über „Schiller als Politiker", ja seine vorausgeschickten Bemerkungen über den „politischen Standpunkt der classischen Literatur" sind fast sämmtlich aus Gervinus entlehnt und schildern die Unreife des politischen Bewußtseins in Klopstock, Lessing, Wieland, Herder, Goethe, wobei namentlich die Unzulänglichkeit des kosmopolitischen und humanitätpredigenden Standpunkts dem Standpunkte des Patriotismus und der Nationalität gegenüber nachgewiesen wird. Auch über Schiller selbst stimmt Grün mit Gervinus insoweit überein, als er in ihm bereits die Principien zu einer richtigern politischen Weltansicht entdeckt; jedoch legt er darauf nicht so viel Gewicht als Gervinus, und erklärt geradezu, daß Schiller doch eigentlich wenig „Staatssinn" besessen habe, und daß er, obwol er in seinen Dramen, namentlich in der „Jungfrau von Orleans" und im „Tell", die nationale Saite stark genug angeschlagen habe, doch zu einem eigentlich nationalpolitischen Bewußtsein nicht durchgedrungen sei. Nachdem Grün eine Reihe charakteristischer Stellen, die vorzugsweise seinen Freiheitsdrang ausdrücken, mitgetheilt hat, sagt er (S. 192):

> Man ersieht leicht aus dem Bisherigen, daß Schiller seinen Zeitverhältnissen und seiner Bildung nach zwar ein Kosmopolit, aber kein Patriot, zwar human und liberal, aber doch kein eigentlicher Politiker, zwar ein in jeder Hinsicht gesinnungsvoller, durch und durch freisinniger Mann, aber dennoch ohne eigentliches, innerlich erfülltes politisches System war.

Als die „Krone und den Schlußstein" von Schiller's politischen Ansichten betrachtet Grün dessen Plan, die Welt zur Erreichung des letzten politischen Ziels durch ästhetische Erziehung reif zu machen, der bekanntlich in den „Briefen über ästhetische Erziehung" ausgeführt ist. Aber, obschon er die Großartigkeit desselben anerkennt, kann er doch den eigentlich praktisch-politischen Sinn nicht darin entdecken, und indem er ihm den Fichte'schen Erziehungsplan, der durchaus auf die Entfaltung der Willens- und Thatkraft gegründet ist, gegenüberstellt, sieht er sich genöthigt, diesem den tiefern Einblick in das Wesen des Staats und die Anziehung der allein brauchbaren und wirksamen Mittel zuzusprechen. Diese Ansicht Grün's über Schiller ist von besonderer Wichtigkeit: denn er stellt sich damit direct jener andern, neuerdings verbreiteten entgegen, die, durch Schiller's Freiheitsdrang verführt, als die eigentliche Lebenstendenz Schiller's gerade die politische bezeichnet und sogar geneigt ist, ihn den Aesthetikern gegenüber als den Vorkämpfer der politischen Bewegung auszurufen. Ich muß gestehen, daß auch ich mir Schiller als eigentlichen Politiker nie recht habe denken können. Kann ich mich auch nicht der Ansicht Grün's zugesellen, daß der Staat seinen Zweck in sich selbst habe, sondern nehme mit Schiller an, daß er einem höhern Zwecke, der harmonischen Ausbildung aller Kräfte des Menschen und dem Fortschritte des Menschengeschlechts zu immer größerer Vervollkommnung, diene: so glaube ich doch, daß der Staatsmann selbst jener Meinung sein muß, weil er nur in der Ueberzeugung für das Höchste zu arbeiten auch alle seine Kräfte daransetzen, sein ganzes Wesen darin aufgehen lassen kann. Wer dagegen wie Schiller den Staat nur als Mittel betrachtet, um seine höhern Pläne zur Beglückung des Menschengeschlechts durch ihn möglich zu machen, wird ihn eben nur als Instrument betrachten das er für seine Experimente willkürlich gestaltet, er wird nie für ihn selbst Etwas thun, sondern immer nur mit Hinblick auf das ihm vorschwebende Ideal; und weil ihm dieses nothwendig als die Hauptsache gilt, wird er sich nicht entschließen können, sich in alle die einzelnen Zweige der politischen Thätigkeit bis in die untersten Regionen und

zu den scheinbar geringfügigsten Objecten hinab zu versenken. In der That hat auch Schiller für die einzelnen Fragen der Politik nirgend ein hervortretendes Interesse gezeigt, und hätte man ihn zu praktisch-politischer Thätigkeit, etwa als Volksrepräsentant, verwenden wollen, so dürfte es ihm große Ueberwindung gekostet haben, von den allgemeinen Foderungen nach Freiheit, Recht, Förderung der Humanität u. s. w. zum Einzelnen und Besondern, das in seiner Prosa so tief unter dem poetisch gefaßten Ideal liegt, und durch das doch das Ideal allein realisirt werden kann, hinabzusteigen. So wenig ihn das Detail in der Poesie und Geschichtschreibung anzuziehen vermochte, ebenso wenig würde es ihn in der Politik angezogen haben. Es liegt einmal in seiner Natur jene überschwengliche Richtung die das Kleinere, Niedere, Alltägliche, was nicht unmittelbar mit dem Höchsten und Größten im Zusammenhange steht, übersieht und geringschätzt, die den Blick immer nur nach oben wendet und das Glück welches sie verbreiten will mit einem kühnen, Prometheischen Griffe vom Himmel herabzuziehen meint, während es doch mit Mühe und sauerm Schweiß dem Boden der Erde abgerungen werden muß. Daher sein unpraktischer Plan, das Volk durch Kunstbildung für eine freie politische Stellung reif machen zu wollen, da doch dem Volke, ehe es für Kunstbildung reif werden kann, zuvor alle jene nothwendigen Bedürfnisse befriedigt werden müssen die nur bei einer freien politischen Stellung, in einem bereits wohlorganisirten Staate befriedigt werden können. Die ästhetische Bildung eines ganzen Volks — nicht einzelner Cirkel — kann, wenn sie nicht Naturel ist, eben nur die höchste und letzte Blüte des Staatslebens sein: was thut also Schiller, indem er sie als Ausgangspunkt betrachtet, Anderes als daß er sich mit poetischem Sprunge von vornherein nach dem Ende schwingt — ein Sprung der sich im Bereich des Gedankens zwar höchst kühn und großartig ausnimmt, in der Praxis aber nothwendig zu einem Salto mortale werden muß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Lyrisches.

Diejenigen welche dem Entwickelungsgange der neuesten Poesie Frankreichs mit einiger Aufmerksamkeit gefolgt sind, werden sich einer ansprechenden Dichtung „Auguste et Noémi" erinnern, in der sich die zarten Regungen einer empfindsamen Seele auf eine liebliche Weise spiegeln. Die Verf. dieses Gedichts, Mad. E. Guinard, ist vor kurzem mit einer neuen Gedichtsammlung hervorgetreten, der schon durch ihren Titel „Poésies du foyer" eine Stelle in dem für die weibliche Muse besonders zugänglichen Kreise der häuslichen, innerlichen Poesie angewiesen wird. In allen einzelnen Stücken dieser anmuthigen, innigen Sammlung erkennt man die fühlende weibliche Seele, deren Lebensanschauungen durch eine christliche Auffassung geläutert und getragen ist. Ueberall durchzieht die Ausbrüche des Schmerzes ein Ton milder Ergebung, und selbst da wo die Wehmuth einen gesteigerten Ausdruck verlangt, schwebt ein Hauch der Versöhnung über dem Ganzen. Ganz verschieden von dieser Stimmung sind die Lieder in denen Henri Lacretelle seinen Empfindungen Luft macht. Schon aus dem Titel „Nocturnes" kann man die düstere Färbung in der das Ganze gehalten ist erkennen. Dessenungeachtet würde man sich eines einseitigen Urtheils schuldig machen, wollte man behaupten, der Dichter welcher hier auftritt hätte zur Fahne der mit Gott und aller Welt unzufriedenen Weltschmerzler geschworen. Wol bricht hier und da eine solche Empfindung durch; aber im Allgemeinen ist sein Geschmack doch zu geläutert, und seine Lebensansicht zu gereift, als daß er sich von so hohlen Ideen wie sie den Zerrissenen ankleben verleiten lassen sollte. Einige seiner Anklänge sind sogar, wie man es nach dem so düstern Titel kaum vermuthen sollte, frisch und lebenswarm. Besonders glücklich erscheint der Dichter im Ausdrucke des Familienlebens und der Empfindungen welche ihm das Vertiefen in die Naturbetrachtung einflößt. Leider hat er diesen Ton nur in einigen wenigen Gedichten angeschlagen.

Marinewesen.

Die Geschichte der französischen Marine ist, wenigstens in ihrer Glanzperiode, von E. Sue, der sonst sich der Pflege des Seeromans vorzugsweise widmete, mit stilistischem Schmuck und in gewandter Gruppirung der Thatsachen behandelt worden. Unter den spätern Arbeiten welche sich mit diesem Stoff befassen hat die „Histoire maritime de France", von Léon Guérin, eine so günstige Aufnahme gefunden, daß davon vor kurzem bereits die dritte Auflage (2 Bde., mit 32 Stahlstichen) nothwendig geworden ist. Als ergänzende und belebende Zugabe zu diesem anziehend geschriebenen Werke, dem freilich tieferer Werth nicht zugemessen werden kann, ist eine im Laufe des vorigen Jahres erschienene, meist biographische Sammlung desselben Verf. zu betrachten. Sie führt den Titel „Les navigateurs français. Histoire des navigations, découvertes et colonisations françaises." Einen fernern Beitrag zur Kenntniß der geschichtlichen Ausbildung des französischen Marinewesens erhalten wir in der „Notice historique sur la marine française", von Adr. Dessalles, welche eigentlich als die Einleitung zu einer im Erscheinen begriffenen allgemeinen Geschichte der Antillen angesehen werden soll. Endlich bemerken wir noch, daß von dem Cooper'schen Werke über die Marine der Vereinigten Staaten von Nordamerika eine französische Bearbeitung aus der Feder von P. Jessé erschienen ist.

Kanzelredner.

Einer der hervorragendsten unter den geistlichen Rednern der Schweiz ist J. Martin, der mit großer Gedankentiefe einen klaren, belebenden und anregenden Ausdruck verbindet. Diese Eigenschaften treten in den neuesten Predigten dieses Mannes, welche u. d. T. „Conférences sur la rédemption" im Druck erschienen sind, wieder im vollsten Glanze hervor. Hier zeigt sich eine stilistische Abrundung und eine Fülle des Gedankens, welche zuweilen wahrhaft ergreifend wirkt. Minder vollendet in der Form, wennschon nicht weniger werthvoll ihrem christlichen Inhalte nach, ist die Sammlung welche von R. Roussel, einem Landsmanne Martin's, u. d. T. „Le culte du dimanche, ou cinquante-deux simples discours pour chaque dimanche de l'année" herausgegeben wird. In allen bis jetzt erschienenen einzelnen Nummern dieser Sammlung spricht sich ein frommer, echt evangelischer Sinn auf eine ungekünstelte und natürliche Weise aus. Die Form ist, schon weil der geringe Umfang der Reden, von denen jede einzelne höchstens sieben bis acht Seiten umfaßt, längere Entwickelungen ausschließt, mehr andeutend und zum weitern Nachdenken auffodernd; aber so wenig man hier auch Eleganz des Stils und Sauberkeit des Ausdrucks zu den wesentlichen Bedingungen zu zählen berechtigt ist, so würde doch, wie uns scheint, eine sorgfältigere Ueberarbeitung die Innigkeit und Tiefe des Gedankens keineswegs beeinträchtigt haben.

17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 102. —— 12. April 1847.

Friedrich Schiller.

(Fortsetzung aus Nr. 101.)

Der dritte Theil, der „Schiller als Denker und Kritiker" behandelt, macht es sich vorzugsweise zur Aufgabe, Schiller's Verhältniß zu Kant nachzuweisen. Er gibt daher zunächst einen kurzen Umriß der Kant'schen Philosophie und bespricht sodann in drei Abschnitten zuerst „Die philosophischen Anfänge Schiller's", in denen er die Vorahnung der Kant'schen Philosophie nachweist, sodann „Die wahre Vermittelung mit Kant", und endlich „Die Ueberwindung Kant's". Im ersten Abschnitt zeigt er namentlich wie Schiller am Schluß des Aufsatzes „Die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet" bereits den Standpunkt der „Kritik der Urtheilskraft" erklimmt, ferner, wie er in den „Philosophischen Briefen" nach Ueberwindung des frühreifen Pantheismus zuletzt die Grundidee der „Kritik der reinen Vernunft" erobert, und endlich, wie er in den für den „Geisterseher" bestimmten „Philosophischen Gesprächen" auf dem Standpunkte der „Kritik der praktischen Vernunft" anlangt. Der zweite Abschnitt beschäftigt sich mit einer Analyse der ästhetischen Abhandlungen: „Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen", „Ueber die tragische Kunst", „Ueber Anmuth und Würde", „Vom Erhabenen, zur weitern Ausführung einer Kant'schen Idee", „Zerstreute Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände", von welchen nachgewiesen wird wie sie sämmtlich aus Kant'schen Principien hervorgegangen sind, obschon sie sich in einzelnen Consequenzen bereits über Kant erheben. Im dritten Abschnitt endlich bespricht der Verf. die „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts", „Ueber das Erhabene", „Ueber die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen", „Ueber den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten", „Ueber naive und sentimentalische Dichtung", und „Ueber den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst", und liefert überall den Nachweis, wie Schiller darin über Kant hinausgegangen sei und namentlich eine Vereinigung und Versöhnung der in Kant noch starren Gegensätze von Subject und Object herbeigeführt habe. So sucht der Verf. auch auf diesem Gebiete überall die großen Leistungen und Verdienste Schiller's hervorzuheben, und verfährt dabei vielfach apologetisch gegen Hoffmeister, der die ästhetischen Ansichten Schiller's in vielen Beziehungen angegriffen hat. Wir unsererseits hätten wieder in verschiedenen Punkten mit ihm zu rechten, müssen aber darauf Verzicht leisten, weil uns Dies zu den weitläufigsten Untersuchungen nöthigen würde, die an dieser Stelle unmöglich Raum finden können. Nur so viel sei gesagt, daß uns der ganze dritte Theil, obschon gerade er von einem sehr gründlichen Studium nicht blos der Schiller'schen Schriften, sondern der Aesthetik überhaupt Zeugniß gibt, verhältnißmäßig als der schwächste erscheint, einerseits weil das Verhältniß der Licht- und Schattenseiten in den ästhetischen Arbeiten Schiller's nicht klar genug zur Evidenz gebracht ist, andererseits weil die Darstellung zu sehr blos Auszug aus Schiller und mosaikartige Composition charakteristischer Stellen mit parenthetisch eingestreuten Bemerkungen und Erörterungen, nicht aber organische Wiedergeburt der Schiller'schen Ideen aus dem construirenden Geiste des Verf. heraus ist. Noch weniger fühlen wir uns veranlaßt, über Grün's Kritik der kritischen Leistungen Schiller's eine Kritik hier einzufügen, da Dies ja die Kritik auf die dritte Potenz erheben hieße und am Ende Veranlassung gäbe:

> Daß auch Andere wieder darüber meinen und immer
> So ins Unendliche fort die schwankende Woge sich wälze.

Wir gehen daher unmittelbar zum vierten Theile über, der „Schiller als Dichter" behandelt, und der nach den drei Dichtungsgattungen wiederum in drei Abschnitte eingetheilt ist. Hier können wir uns zunächst mit den vorausgeschickten allgemeinen Bestimmungen nicht ganz befriedigt fühlen. Statt, wie es hier am Orte gewesen wäre, den eigentlichen Kern aufzudecken aus welchem der ganze Baum der Schiller'schen Poesie herausgewachsen, und an ihm die Concentration und Einheit von allem Dem zu zeigen was wir in der charakteristischen Gestaltung des Stammes, der Aeste und Zweige, der Blätter, Blüten und Früchte seiner Mannichfaltigkeit nach vor uns sehen, begnügt sich der Verf. damit, zum Theil polemisirend, zum Theil approbirend, den alten Ausspruch, daß Schiller ein subjectiver, Goethe dagegen ein objectiver Dichter sei, zu erörtern — ohne jedoch hierbei, wie es uns scheint, die wahre Bedeutung dieser Begriffe richtig gefaßt zu haben. Zunächst erklärt er, daß der Begriff

der Subjectivität sehr häufig grundfalsch genommen werde, und daß sich der Literarhistoriker seine Arbeit sehr leicht mache wenn er nur sagen zu müssen glaube: Goethe war objectiv, Schiller subjectiv; Goethe schrieb den „Werther", um ein allgemein menschliches und menschheitliches Leiden, Schiller „Cabale und Liebe", um sein eigenes im Bilde darzustellen; Goethe faßte die Idee des „Götz", um die alte Kraft vergangener Jahrhunderte den Augen der Mitwelt in einem klaren Spiegelbilde vorzuführen, Schiller dagegen gebar die „Räuber", um sich von der drückenden Wucht Karl Moor'scher Gedanken zu befreien, u. s. w. Hieraus scheint hervorzugehen, daß Grün selbst es für unrichtig hält, einen Dichter darum für subjectiv zu erklären, weil er seine Dichtungen aus sich selbst schöpft und überhaupt aus subjectivem Bedürfniß dichte, für objectiv aber um deswillen, weil er seine Stoffe außer sich suche und auch von außen, von den Objecten her, den Impuls zum Dichten empfange. Und doch scheint er Dies auch wieder nicht zu meinen. Denn indem er unmittelbar darauf diese Begriffsverwirrung aus der jungen Literatur herleitet, sagt er, diese habe zunächst die Ansicht verbreitet: eine subjective Production sei ein Werk dessen Hauptcharaktere und Gestalten vom Dichter zu Trägern seiner Tendenzen, und dessen Katastrophe zu einem entsprechenden Ausdruck seiner Weltanschauung gemacht werde; objectiv dagegen diejenige Dichtung deren Schöpfer seine Rechnung mit Gott und der Welt längst abgeschlossen habe, gleichgültig gegen den Fortgang der irdischen Dinge geworden und mit sich selbst dahin übereingekommen sei, heute ein Landschäftchen, morgen ein Genrebildchen, übermorgen ein anderes Dingelchen zu malen, das den Staat nicht beunruhige, die Sitten nicht verderbe und die Religion nicht gefährde. Hier bekämpft er offenbar eine ganz andere Confusion der Begriffe als oben, nämlich die Verwechselung der subjectiven Poesie mit der Tendenzpoesie und der objectiven Dichtung mit der gesinnungslosen, von denen aber weder die Tendenzpoesie mit der aus dem Innern geschöpften, noch die gesinnungslose Poesie mit der von außen hergenommenen nothwendig identisch ist. Da er nun aber die Unterscheidung der beiden als falsch bezeichneten Ansichten selbst unterlassen hat und vielmehr beide als Eins zu fassen scheint, so weiß man nicht, welche von beiden er eigentlich bekämpft oder ob er dennoch *beide* bekämpft; und man ist also außer Stande aus seiner Verwerfung auf die positiven Bestimmungen zu schließen. Dies ist um so mislicher, als auch die positiven Bestimmungen selbst keine volle Sicherheit gewähren. Er geht nämlich hierbei zunächst von der Conception und Genesis der Dichtungen aus, und indem er zwei Arten derselben unterscheidet, nämlich einerseits die vom Besondern, vom sinnlichen Stoff ausgehende und sich unbewußt zur Idee erhebende, andererseits die mit dem Allgemeinen, mit der Idee anfangende und mit Bewußtsein den sinnlichen Stoff dazu suchende, erklärt er diejenige Poesie welche auf die erste Weise entsteht für die objective; die aber welche auf entgegengesetztem Wege zur Welt gebracht wird für die subjective, und erkennt natürlich die erstere Goethe, die zweite Schiller zu, mit der Erklärung, daß jene die echte, die geborene, diese dagegen eine gemachte, eine erkämpfte Poesie sei. Fassen wir diese Bestimmung von Subjectivität und Objectivität schärfer ins Auge, so muß zwar zugestanden werden, daß sie an Tiefe die beiden bekämpften Ansichten wesentlich übertrifft, ja daß sich die Ausdrücke „subjectiv" und „objectiv" recht gut auch so fassen ließen, da ja in der Hegel'schen Terminologie unter Subject der Geist und unter Object die Erscheinungswelt verstanden wird; aber dennoch scheint mir die Erklärung zurückgewiesen werden zu müssen, weil sie offenbar dem bisherigen Sprachgebrauche nicht entspricht und insofern auch den Sinn in welchem Goethe ein objectiver, Schiller ein subjectiver Dichter genannt ist verrückt und verschiebt. So weit nämlich ich die wissenschaftliche und bereits populair gewordene Anwendung jener Ausdrücke verfolgt habe, hat man dieselben nie auf die Erfindung oder Wahl des poetischen Stoffs, sondern stets nur auf die *Darstellung* bezogen. Indem man nämlich unter dem Subject den darstellenden Dichter selbst, unter dem Object dagegen den Gegenstand verstand welchen der Dichter darstellen will, unterschied man hiernach auch eine doppelte Darstellung, und nannte objectiv diejenige welche das Object wirklich so zeigt wie es sich der Dichter ursprünglich als Vorwurf seiner Darstellung gedacht hat, subjectiv hingegen diejenige welche das Object unter den Händen des Dichters anders werden, und namentlich den Widerschein von des Dichters persönlicher Anschauungsweise annehmen läßt. Objective Dichtungen wird also derjenige Dichter liefern der, nachdem er sein Object — gleichviel ob aus der äußern Welt oder aus sich, ob aus der Geschichte und Natur oder aus dem Gebiete der Gemüthswelt — gefunden hat, im Stande ist, sich ganz in dasselbe zu versenken und sich seiner selbst so zu entäußern, seine Persönlichkeit so zu verleugnen, daß all seine Kraft als reines Lebensprincip in das Object überfließt und demselben die Möglichkeit gibt, sich in Folge dieser Inspiration organisch, d. h. aus sich selbst herauszugestalten. Subjective Dichtungen dagegen wird Derjenige hervorbringen der, indem er ein erfundenes oder gefundenes Object verarbeiten will, nicht im Stande ist, dasselbe glatt und blank aus sich herauszuschälen, der ihm daher theils von sich selbst ein Stück mitgibt, theils von ihm ein Stück behält und ihm folglich einen Beigeschmack seiner selbst gibt, der ursprünglich gar nicht beabsichtigt war. Nur in diesem Sinne hat man Goethe mit Recht einen objectiven, Schiller dagegen einen subjectiven Dichter genannt. Goethe's Gestalten sind mit wenigen Ausnahmen ihrer Form wie ihrer Färbung nach stets Das was sie ihrer Anlage nach sein sollen, ihrer Natur nach sein müssen; und wenn irgend darin, wie in „Werther", „Faust", „Wilhelm Meister" u. s. w., Goethe'sche Gemüthszustände, Erlebnisse oder Seiten des Goethe'schen Charakters mit niedergelegt sind, so hat Dies eben von Anfang an mit zur Anlage, zur ursprünglichen Bildung

des Objects gehört, ist nicht eine unwillkürliche, gegen die Absicht des Dichters eingeflossene Zuthat, mit Einem Worte, nichts Subjectives, sondern eine Objectivirung des Dichters selbst. Schiller's Gestalten dagegen enthalten neben Dem was sie vorstellen sollen fast immer noch einen Reflex Schiller'scher Anschauungsweise, obschon er weder die Absicht gehabt hat, noch gehabt haben kann, dieselbe von Anfang an zu einem Ingrediens ihres Wesens zu machen. So läßt er z. B. fast alle seine Figuren nicht ihre Sprache reden, sondern die seinige, ja er drückt ihnen allen mehr oder minder jenen Typus der Ueberschwenglichkeit auf der das charakteristische Merkmal seiner eigenen Persönlichkeit ist; oft auch besteht seine subjective Einmischung nur darin, daß er die angenehme oder unangenehme Empfindung die er in Beziehung auf das darzustellende Object hegt mit in die Darstellung hineinfließen läßt, und ihm so jene Eigenthümlichkeit einflößt die das Publicum Wärme zu nennen pflegt, die er selbst aber, der Naivetät gegenüber, als Sentimentalität bezeichnet hat.

Wenn nun die hier gegebene Erklärung von Subjectivität und Objectivität allein die dem Sprachgebrauch entsprechende ist, so folgt von selbst, daß auch die von Grün weiterhin gegebene nicht statthaft sein kann. Er behauptet nämlich, daß sich, von einer andern Seite betrachtet, das Verhältniß geradezu umkehre und daß Goethe, insofern er der Dichter des Herzens, der elegischen Stimmung, des Ewig-Weiblichen sei, der subjective, Schiller hingegen, insofern er sich in den Weltstoff und den Weltstoff in sich hineinarbeite, der objective Dichter genannt werden müsse. Augenscheinlich faßt hier Grün Object und Subject in demselben Sinne wie äußere Welt und innere Welt, nimmt es also in einer Bedeutung die er anfangs selbst bekämpft, und tritt folglich mit sich selbst in Widerspruch. Uebrigens können wir durchaus nicht zugeben, daß Schiller mehr als Goethe sich in den Weltstoff und den Weltstoff in sich hineingearbeitet habe. Er hat zwar seine Stoffe größtentheils aus der Geschichte gewählt und ernstliche historische Studien um ihretwillen gemacht, aber trotzdem hat er fast nie ein historisches Factum seinem wahren und charakteristischen Thatbestande nach gefaßt, weshalb er auch das Unglück gehabt hat, daß sich mehre seiner Stoffe wie er sie darstellt vor einer genauern historischen Kritik nicht bewährt haben. Ueberdies ist gerade die Wahl von historischen Stoffen einerseits ein Beweis dafür, daß er kein beobachtendes Auge für die Außenwelt hatte: sonst würde ihn jedenfalls auch das ihn umgebende Leben zur poetischen Thätigkeit gereizt und ihm Stoff für dieselbe geboten haben, sodaß er nicht nöthig gehabt hätte ihn stets aus der Vergangenheit zu entlehnen; andererseits liegt in dieser Wahl die Erklärung, warum er die Objecte nicht ohne subjective Beimischung schildern konnte: denn trotz seiner sorgfältigen historischen Studien war er doch nie so völlig in der Geschichte zu Hause, daß er nicht manche Lücken aus seinem Innern, bald glücklich, bald unglücklich divinirend, hätte ergänzen müssen.

Im nächstfolgenden Abschnitte: „Schiller als Epiker", stimmen wir sowol mit Dem was über die Epik und Schiller's Befähigung für epische Poesie im Allgemeinen gesagt wird, als auch mit den einzelnen Urtheilen über die hierherschlagenden Dichtungen größtentheils überein. Grün zieht in diesen Abschnitt auch die Balladen und Romanzen und zählt bei dieser Gelegenheit, indem er die Echtermeyer'sche Distinction von Ballade und Romanze adoptirt, die meisten erzählenden Gedichte Schiller's unter die Romanzen. So wahr es nun auch ist was Echtermeyer sagt, daß in der Ballade der Geist noch in den Naturmächten befangen sei, unmittelbar, ohne Reflexion, sodaß oft ein grauenhaftes Hineinlangen einer Geister- und Genienwelt stattfinde, daß hingegen in der Romanze der Geist sich auf sich selbst stelle und in dem ihm eigenthümlichen Bereiche der Sittlichkeit wirke: so muß doch der Hauptunterschied beider Dichtungsarten immer in ihrer localen Färbung gesucht werden. Die Ballade ist offenbar nordischen Ursprungs und insofern düstern, strengen Charakters, die Romanze dagegen gehört dem Süden an und ist freundlicher und milder. Beide aber sind offenbar modern, modern im Gegensatze zum Antiken gefaßt, und zwar die Ballade überwiegend germanisch-heidnisch, die Romanze romanisch-christlich. So angesehen wird es schwierig, mehre der Schiller'schen Gedichte da oder dort unterzubringen, und rücksichtlich derer welche antike Stoffe behandeln, thäte man jedenfalls am besten sie gar nicht mit diesem Namen, sondern als poetische Erzählungen zu bezeichnen, zumal da auch ihr Ton ein ganz anderer ist als wir ihn an wirklichen Romanzen und Balladen gewohnt sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Rußland.

Die russisch-linguistische Section unserer Akademie*) verspricht uns noch im Laufe dieses Jahrs die Vollendung ihres russischen Wörterbuchs, mit dessen Bearbeitung sie sich schon seit mehren Jahrzehnden beschäftigt. Unterdessen gehört ein gutes russisches Wörterbuch fortwährend zu den allgemein gefühltesten Bedürfnissen der Literatur. Durch den Tod des ausgezeichneten russisch-slawischen Philologen Preis erlitt die petersburger Universität einen großen bis jetzt nicht ersetzten Verlust. Kulescha, ein junger russischer Privatdocent an dieser Universität für die fremden Studirenden, ihn zu ersetzen bestimmt, soll in diesem Frühjahre in die von Slawenstämmen bevölkerten Landstriche gesandt werden, um deren Sprachdialekte und Literatur genau zu studiren. Gedachte russische Abtheilung der Akademie verlor im abgeschiedenen Jahre mehre Mitglieder durch den Tod, unter welchen drei der ausgezeichnetern waren: Jasükow, Lobanow und Fürst Schahowsky. Alle Drei nahmen rühmliche Stellen in der russischen Literatur ein: Jasükow durch mehre mit gründlichem Forschungsgeiste geschriebene wissenschaftliche Broschüren, Lobanow als musterhafter Uebersetzer der Racine'schen Trauerspiele „Phädra" und „Iphigenia", Fürst Schahowsky als origineller russischer Dramaturg.

---

*) Die von Katharina II. gestiftete russische Akademie, für Bildung und Vervollkommnung der russischen Sprache bestimmt, ward bekanntlich 1840 aufgelöst und der Akademie der Wissenschaften als besondere Section einverleibt.

Seit Anfang des Jahres 1846 zählen wir in der periodischen Literatur Rußlands 140 Tagesblätter und Zeitschriften. Zwar sind viele davon äußerst gehaltlos und enthalten statt des Weizens nur Spreu, doch mehre von ihnen zeichnen sich seit Jahren schon durch gediegene literarische Aufsätze über Inland und Ausland aus. Die periodische Literatur nimmt jetzt in Rußland einen sehr wichtigen Standpunkt ein; denn auf sie concentrirt sich fast die ganze Literatur, indem die ausgezeichnetern Schriftsteller der Nation nur mit ihr beschäftigt sind und die Zahl der außer ihr erscheinenden besondern Werke äußerst klein ist. Die russischen Monatsschriften mit jedem Jahr an Umfang zunehmend, indem sie mit kurzen literarischen Aufsätzen voluminöse Erzählungen und Romane aufnehmen, haben sich dadurch bändereichen Werken gleichgestellt, und gewissermaßen die ganze übrige Literatur verschlungen. Von den Tagesblättern gilt als das beste und gehaltvollste die „Nordische Biene". Seit ihrer Gründung wird sie ununterbrochen von den Herren Gretsch und Bulgarin mit lobenswerther Umsicht und Sachkunde redigirt. Der Politik und Literatur zugleich gewidmet gibt sie aus beiden Branchen die wichtigern in- und auswärtigen Tageserscheinungen, mit besonderer Berücksichtigung des Vaterlandes, ungewöhnlich rasch und ist darum für das ganze inländische Publicum ein unentbehrliches Tagesblatt. Die russisch-akademische Zeitung, mit der gleichnamigen deutschen das älteste Tagesblatt in Rußland — officielle Data weisen seinen Ursprung auf das Jahr 1717 hin —, galt hier immer für eines der gehaltlosesten. Am Schluß des vergangenen Jahres jedoch, wahrscheinlich um die sehr geminderte Abonnentenzahl wieder zu vermehren, erließ es ein vielversprechendes, pompös klingendes Programm einer Reform. Das Blatt erreichte seine Absicht in vermehrter Abonnentenzahl, täuschte diese aber in der verheißenen Reform. Wir sehen nur die Größe seines Formats geändert der Inhalt ist gleich gehaltlos geblieben. Von den Tagesblättern erscheinen jetzt an 40 in Provinzial- und Gouvernementsstädten. Sie bestehen erst seit einem Decennium in Rußland; früher gab es Tagesblätter nur in beiden Hauptstädten des Reichs. Einige von ihnen zeichnen sich durch treffliche Artikel über innere Zustände aus, vornehmlich in Beziehung auf Geographie, Ethnographie und Statistik; allen verdanken wir eine fortgehende officielle Publicität über die innere Administration, die uns bis jetzt fast ganz fehlte. Ganz neu traten in diesem Jahr in der periodischen Presse auf: das moskauische Tagesblatt und ein dort erscheinendes medicinisches Journal; in Petersburg ein Blatt für Musik und Theaterwesen; in Odessa ein Unterhaltungsblatt für deutsche Ansiedler im südlichen Rußland. Ein schon mehre male in den Todesschlaf übergegangenes Journal, „Der Sohn des Vaterlandes", während des vaterländischen Kriegs von 1812 begründet, mithin das älteste unter den jetzt bestehenden, ist im gegenwärtigen Jahr wieder neu erstanden, — ob auf lange bezweifeln wir.

Der bekannte russische Buchhändler Smirdin, der um Rußlands Literatur seit einer langen Reihe von Jahren sich so große Verdienste erworben hat, selbst in seinem zu weit getriebenen Eifer für ihre Förderung vor einigen Jahren falliren mußte, sich nun aber allmälig wieder erholt, gibt jetzt eine möglichst vollständige Sammlung aller bekanntern bessern russischen Autoren heraus. Bereits ist deren erste Lieferung erschienen, die Werke Wisin's und Oserow's enthaltend. Beide, längst gestorben, gelten noch jetzt, besonders Wisin durch seine dem Leben treuentlehnten Copien der Volkssitten, als nichterreichte Muster in der russisch-dramatischen Literatur. Die übrigen Lieferungen sollen unmittelbar folgen. Diese Ausgabe ist sehr glänzend ausgestattet, dabei nach hiesigen Bücherpreisen sehr wohlfeil, der Band nur zu einem Silberrubel.

In den letzten Monaten gewährten in unserer Kunstakademie die Cartons zu den Bildern, die zur Ausschmückung des Innern der Isaakkathedrale bestimmt und von den ersten russischen Künstlern gefertigt sind, einen höchst interessanten Anblick. Der Kaiser hat einige von diesen Cartons für seine Privatsammlung gekauft.

In Petersburg besitzt ein Hr. Sawalewsky eine der reichsten Gemäldegalerien, wie überhaupt die reichen Russen der Malerkunst gern huldigen. Derselbe hat sie mit großen Kosten während 40 Jahren gesammelt. Sie ist aus den besten Schulen formirt, namentlich reich in der italienischen, flamändischen, französischen. Seit kurzem hat sie der Besitzer den Besuchen des Publicums zugänglich gemacht.

Von unsern Kaukasusbädern, durch ihre imposante Lage und durch die großen ihnen innewohnenden Heilkräfte gegen die verschiedenartigsten Krankheiten höchst beachtenswerth, besaßen wir bis jetzt noch keine Ansichten. Hr. Webel, Zögling unserer Kunstakademie, besuchte sie im vergangenen Sommer und entwarf von ihnen an Ort und Stelle getreue Skizzen. Jetzt in den frequentirtesten unserer Magazine zu Jedermanns Schau und Kauf ausgestellt, finden sie den allgemeinsten Beifall.

115.

Bibliographie.

Boz' sämmtliche Werke. 68ster Theil. Der Kampf des Lebens. Eine Liebesgeschichte. Aus dem Englischen von J. Seybt. Mit Federzeichnungen. Leipzig, Lorck. Gr. 16. 10 Ngr.

Dies Buch gehört dem Volke. Herausgegeben von O. Lüning. 3ter Jahrgang. Paderborn, Crüwell. Gr. 12. 15 Ngr.

Cassel, S., Historische Versuche. I. 1) Anmerkungen zu Benjamin von Tudela. 2) Französische Städtenamen. 3) Apologie. Berlin, Adolf u. Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Geibel, E., Gedichte. 7te Auflage. Berlin, A. Duncker. 16. 1 Thlr. 24 Ngr.

Graba, C. J., Hartwig v. Reventlau. Dramatische Dichtung in 5 Akten. Kiel, Schwers. 1846. Gr. 8. 1 Thlr.

Hutten, H., Dies gilt den Pfaffen! Zeitgedichte. Altenburg, Helbig. 8. 8 Ngr.

Kossak, L. E., Die Berliner Kunst-Ausstellung im Jahre 1846. Humoristisch-satyrische Bilderschau der heutigen Malerwelt. Mit 70 Illustrationen von W. Scholz. Berlin, Hofmann u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Männer des Volks dargestellt von Freunden des Volks. Herausgegeben von E. Duller. 1ster Band. 1ste Lieferung. Frankfurt a. M., Meidinger. 8. 8 Ngr.

Mola Lontez. Leipzig, Ph. Reclam. 16. 5 Ngr.

Nitzsch, K. W., Die Gracchen und ihre nächsten Vorgänger. Vier Bücher Römischer Geschichte. Berlin, Veit u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr.

Prutz', R., dramatische Werke. 1ster Band. Nach leiden Lust. Komödie in 5 Akten. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Rosenkranz, K., Studien. 4ter Theil. Metamorphosen des Herzens. Eine Confession. — A. u. d. T.: Gedichte. Leipzig, Brauns. 8. 20 Ngr.

Ruge's, A., gesammelte Schriften. 5ter bis 7ter Band. Mannheim, Grohe. 8. 4 Thlr.

Schröder, A., Der moderne Pietismus und der christliche Glaube. Versuch einer Charakteristik und Kritik. 1. Allgemeiner und historischer Theil: Unsere Zeit und der Pietismus, wie er geworden. 1ste Lieferung. Potsdam, Stuhr. Gr. 8. 15 Ngr.

Söltl, Gregor VII. Leipzig, F. Fleischer. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Weitbrecht, C. G., Die Gliederung oder Logik der Geschichte. Eine pragmatische Uebersicht. Stuttgart, Steinkopf. Gr. 8. 22½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 103. — 13. April 1847.

Friedrich Schiller.

(Fortsetzung aus Nr. 102.)

Unter den Erklärungen der einzelnen Gedichte ist uns als neu besonders die über „Das verschleierte Bild zu Sais" aufgefallen. S. 445 heißt es:

Unter dem Jünglinge darf man sich wol nur den Dichter denken, dessen Beruf allerdings ist, in unschuldvoller Unmittelbarkeit, nicht aber im vorwitzigen Schauen die Wahrheit zu sehen. Schiller empfand selbst an sich wie schwer ihm durch die Reflexion die Poesie geworden, wie lange Zeit er gebrauchte, um sich wieder in integrum zu restituiren, wie sehr er aber in seiner Entwickelung außer aller Regel stehe, und wie dem wahren Dichter die Speculation fern bleiben solle. Der Jüngling nun, der in der Rotunde das verschleierte Bild sieht, wird von Begierde und Wissensdrang gestachelt die Wahrheit von Angesicht zu schauen, trotzdem daß ihm der (poetische) Meister, der Genius, sagt, diese Enthüllung sei streng verboten. Der Jüngling sieht das Bild und — seine Poesie ist gelähmt, wie Schiller durch den Kantianismus, wie heutzutage manch dichterisches Talent, durch das Hegelthum geknickt, auf ewig seines Lebens Heiterkeit, die fröhliche Schöpfungslust einbüßt.

Bei Besprechung des „Taucher" äußert der Verf. den Wunsch, daß wol die Stimmung der Königstochter nach dem Untergange des kaum Angelobten noch in einer Strophe habe bedacht werden können! Wo denkt er hin! Gerade die unbestimmte leise Andeutung: „Da bückt sich's hinunter mit liebendem Blick", ist die schönste und genialste Stelle im ganzen Gedicht. Schiller zeigt hier eine Enthaltsamkeit des Ausdrucks wie nur höchst selten, und der Schluß dieses Gedichts ist mindestens ebenso tadellos als der vom „Ring des Polykrates", von dem Goethe sagt: es sei vortrefflich ausgeführt, daß die Erfüllung in suspenso bleibe. Wollte einmal der Verf. am „Taucher" tadeln, so mußte er seinen Angriff gegen den Anfang richten, der ziemlich prosaisch und hölzern ist, und in dem sich die von einem Könige edeln Rittern für ein so gefahrvolles Unternehmen gebotene Belohnung höchst komisch ausnimmt. Alle übrigen Romanzen und Balladen Schiller's gehen ziemlich tadelfrei aus, ja sie werden zum Theil gegen die Angriffe Hoffmeister's, Hinrichs' u. A. vertheidigt. Nur die „Kindesmörderin" empfängt ein härteres Urtheil, indem der Verf. erklärt, diese hart an der Grenze des ästhetischen Reichs liegenden Gegenstände gemahnten ihn an die Drehorgelpoesie und die beklecksté Leinwand mit Mordgeschichten darauf, an „Heinrich schlief bei seiner Neuvermählten", und an „Sie hat ihr Kind — sie hat ihr Kind" u. s. w.

In seinem Urtheil über „Schiller als Lyriker" lehnt sich Grün vorzugsweise an Hegel an. Was dieser in seiner „Aesthetik" sagt: die Schiller'schen Gedichte zeichneten sich vorzugsweise durch den großartigen Grundgedanken ihres Inhalts aus, von welchem der Dichter jedoch weder dithyrambisch fortgerissen erscheine, noch im Drange der Begeisterung mit der Größe seines Gegenstands kämpfe, sondern desselben vollkommen Meister bleibe und ihn mit eigener poetischer Reflexion, in ebenso schwungreicher Empfindung als umfassender Weite der Betrachtung mit hinreißender Gewalt in den prächtigsten und volltönendsten Worten und Bildern, doch meist ganz einfachen aber schlagenden Rhythmen und Reimen, nach allen Seiten hin vollständig explicire —: Das ist im Wesentlichen auch die allgemeine Ansicht Grün's, nur mit dem Unterschiede, daß er verschiedene Stufen der Entwickelung unterscheidet und jenes Lob im vollen Umfange nur der letzten und höchsten Stufe zuerkennt. Ich muß gestehen, daß ich in dies enthusiastische Lob der Schiller'schen „Gedankenlyrik" nicht einstimmen kann. Auf ihren niedern Stufen, z. B. in den von Boas herausgegebenen Jugendgedichten, in der „Anthologie" und den zunächst sich anschließenden Producten erscheint mir jene Gedankenlyrik sogar völlig ungenießbar. Grün sagt selbst:

Wie hoch wir auch die seitherige lyrische Entwickelung in der „Anthologie" schätzen, wie unendlich wichtig sie uns auch sei zum richtigen Verständniß der spätern Reife des Dichters, darin können wir unmöglich mit Hoffmeister übereinstimmen, daß Schiller in der „Anthologie" beinahe ebenso bedeutend als lyrischer Dichter aufgetreten sei wie in den „Räubern" als dramatischer. Dies „beinahe" können wir unmöglich zugeben; die Lyrik ist zart und keusch, und wenn wir auch eine Gedankenlyrik zugeben die mit Hülfe der edelsten Phantasie zur Gestalt kommen kann, so haben wir doch bis jetzt nur Gedanken in rohester Form gesehen.

Das ist an sich richtig, aber noch nicht genug! Wie Grün über Hoffmeister hinausgeht, müssen wir hier über ihn hinausgehen. Nicht blos die Form ist in jenen Gedichten roh und alles Geschmacks bar, sondern auch die Gedanken, obwol von einzelnen Blitzen durchleuchtet, sind vage, aufgedunsen, forcirt, sie schwanken zwischen knabenhafter Unreife und frühreifer Altklugheit haltlos hin und her, und treten uns überall mit fahrigen Gesten

und hohläugigen Blicken entgegen. Wie ist es möglich, daran irgend ein anderes Interesse zu nehmen als ein literarhistorisches, biographisches, pathologisches? Daß sie kein ästhetisches erwecken können, gibt der Verf. selbst zu, insofern er ihnen die Form abspricht, die einen abstracten Gehalt allein in das Gebiet des Schönen einführen kann; aber auch einen rein geistigen Genuß vermögen sie nicht zu gewähren, weil der Geist vor allen Dingen Klarheit und Ruhe verlangt, von denen hier keine Spur zu finden ist. Selbst jene Glut mit welcher der Dichter zu dichten scheint kann keinen Ersatz gewähren: denn es schlägt aus ihr keine reine, geläuterte Flamme hervor, sondern meist Dampf und Qualm, mit einzelnen sprühenden Funken untermischt. Ich glaube daher, daß es keine Ungerechtigkeit ist, wenn man diese lyrischen Jugendarbeiten Schiller's geradezu für fieberhafte Nervenspannungen, für convulsivische Kraftäußerungen erklärt, durch die weder der Geschmack, noch der denkende Geist, noch das Gemüth sich irgendwie kann angezogen fühlen.

Weit höher schätzen wir natürlich die Gedichte der zweiten Periode und noch mehr die der dritten; doch selbst diejenigen unter ihnen welche Grün selbst für die vollendetsten erklärt können wir nicht so hochstellen, daß wir in ihnen eine vollkommene Concretion des Gedankeninhalts und der poetischen Form, eine wirkliche Ineinsbildung von Idee und Sinnlichkeit finden könnten. Was Grün über die ältern Reflexionsdichter sagt:

> Bei diesen und ähnlichen Poeten stehen sich Phantasie und Gedanke einander gegenüber, die Phantasie tritt erst mühsam an den Gedanken heran, umkleidet ihn mit ihrem Schmucke, vereinigt sich so gut als möglich mit ihm, und beide treten so vereinigt in die Welt der Darstellung hinaus. Das wahre poetische Auge sieht sie aber in ihrer Vereinigung noch immer getrennt, weist nach wo der Gedanke aufhöre und die verzierende Phantasie anfange, und kann sich, da es die Poesie für das concrete Ineinander von Phantasie und Gedanke erklären muß, nicht für vollkommen befriedigt erklären.

das scheint uns auch auf die meisten Gedichte Schiller's zu passen, obschon Grün selbst hinzufügt, bei Schiller sei Das ganz anders. Er hat auch wol selbst gefühlt, daß er hiermit zu viel gesagt: denn unmittelbar darauf führt er den Hinrichs'schen Ausspruch an:

> Die Lyrik Schiller's hat das Eigene, daß das Große, Edle und Ewige darin als eine Herzensangelegenheit erscheint. Er fängt fast nie von einer besondern Situation an, sondern von den höchsten Ideen die seine Seele erfüllen. In diese als in das allgemein Vernünftige sich vertiefend, gestaltet er dasselbe für die Phantasie und glüht von Begeisterung, den Inhalt seines Gemüths auszusprechen. Da das Höchste in ihm mächtig ist, ringt er gewaltig, dasselbe zur Darstellung zu bringen. Darin zeigt er die größte Genialität. In dem Kampfe aber, das Innere in anschaulicher Form auszudrücken, ist er nicht so glücklich als Goethe, der immer von der Situation ausgeht.

Dieser Ausspruch spricht aber mehr für unsere Ansicht als für die seinige, und Grün selbst, Dies fühlend, setzt hinzu:

> Das ist sehr richtig, und beiweitem nicht alle Gedichte können bei einer so riesenmäßigen Aufgabe den Stempel der Vollendung an sich tragen.

Und weiter unten:

> Der Stoff wird bloßer „Schein“, in dem sich die Idee spiegelt, der Geist ist sich hier selbst Zweck, er will sich aussprechen, er sucht zwar die Phantasie zu seiner parallelen Begleiterin zu machen, und wo er Dies erreicht, da entsteht die vollkommene Gedankenlyrik; aber die Aufgabe ist zu furchtbar schwer, als daß die Phantasie nicht zuweilen zurückbleiben oder nur noch schimmerhaft den vorausstürmenden Gedanken begleiten sollte.

Das Gedicht das nach Grün's Urtheil die Lyrik Schiller's am vollendetsten darstellt, ist „Ideal und Leben“. Er nennt es die „Krone der Gedankenlyrik“, eine Schöpfung mit deren reiner, großartiger Wirkung er keine zweite von Schiller zu vergleichen wüßte; bis in die äußerste Form, bis in den einzelnen Reim hinein trage dies Gedicht die selige Harmonie zwischen Inhalt und Gestaltung an sich welche Schiller als Ideal alles Menschenlebens hinstelle und namentlich hier so wunderherrlich preise. Ich dagegen muß bekennen, daß mich dies Gedicht stets ziemlich kalt gelassen hat. Sogleich der Anfang führt uns in eine Sphäre für die wir uns von unserm jetzigen Standpunkte aus nicht erwärmen können: in den Olymp, der als der Sitz einer ewigen, ungetrübten Seligkeit, wo Sinnenglück und Seelenfrieden zugleich erlangt werden können, geschildert wird. Wen aber reizt heutzutage die Seligkeit der alten Götter? Man kann zwar wie Schiller in den „Göttern Griechenlands“ eine ästhetische Sehnsucht nach der Naivetät und Schönheit in der religiösen Vorstellung der Griechen empfinden, aber die Götter selbst liegen jetzt tief unter uns; und trotz aller irdischen Mängel und Leiden würde es doch kaum einem Sterblichen jetzt einfallen sie zu beneiden oder in ihnen ein Ideal zu erblicken. Nun sagt uns zwar Grün, daß der Olymp hier nur ein Bild für das Reich der ästhetischen Gemüthsstimmung, für den Staat des schönen Scheins sei, worin sich Formtrieb und Stofftrieb zum Spieltriebe einen; allein Das hebt den kalten Eindruck nicht auf. Ein Bild soll uns doch wol dem gemeinten Objecte näher führen; dies aber zieht uns ab: denn für einen Staat des schönen Scheins interessiren wir uns doch offenbar weit mehr als für den Olymp, und am allerwenigsten dürften wir geneigt sein uns diesen Staat gerade wie den Olymp zu wünschen. Das Bild ist also jedenfalls unklug und unpassend gewählt, überdies aber auch noch darum anzufechten, weil der Recurs auf die griechische Mythologie ein gar zu bequemes Surrogat für selbständige concrete Gestaltung ist. Ist also hier die Idee mit dem versinnlichenden Ausdruck wirklich eins geworden? Nicht befriedigender ist die Gestaltung im Folgenden. Schon der nächste Gedankenfortschritt ist unklar bezeichnet. Wenn nämlich die zweite Strophe beginnt: Wollt ihr schon auf Erden Göttern gleichen — was erwarten wir Anderes als daß uns der Dichter ein Mittel lehren will durch das wir schon auf Erden jene Vereinigung von „Sinnenglück und Seelenfrieden“, worin doch eben die göttliche Seligkeit bestehen soll, erlangen können. Worauf aber läuft sein Rath hinaus? Wir

sollen uns mit dem Schein begnügen, aber auf den Genuß Verzicht leisten. Wo bleibt da, wenn wir auf den Genuß verzichten sollen, das Sinnenglück? Wir wissen recht gut, daß es so nicht gemeint ist, daß unter Genuß nur der gröbere, unter dem Schein aber der ästhetische Genuß gemeint ist, der wirklich sinnliche und geistige Befriedigung zugleich gewährt; aber verführt nicht der Ausdruck sehr leicht zu einem Irrthum? Um diesem in Etwas vorzubeugen, muß der Dichter in Betreff des Genusses abermals zu einem zwar passenden, aber ebenfalls aus der Mythologie entlehnten Bilde seine Zuflucht nehmen; in Betreff des „Scheins" aber eine ganze Strophe hinzufügen, worin der zweideutige Ausdruck „Schein" bestimmter als „Gestalt", und bald noch bestimmter als „Ideal" bezeichnet wird. Man sieht wie der Dichter mit dem Ausdrucke ringt, wie er für den Gedanken den Körper erst suchen muß, wie also von einer wirklichen Einheit des Abstracten und Concreten auch hier wieder nicht die Rede sein kann. Nachdem wir nun endlich erfahren was es eigentlich ist worin der Dichter die Vereinigung von Sinnenglück und Seelenfrieden findet — was sollte nun folgen? Doch gewiß der Nachweis, daß wirklich der „Schein", die „Gestalt", das „Ideal", oder mit Einem Worte das Schöne, den Gegensatz von Sinnlichkeit und Geist in sich versöhne, daß es somit geeignet sei Das zu erfüllen was der Dichter versprochen. Was aber folgt statt Dessen? Zunächst ein abermaliger Behelf mit mythologischen Vergleichungen, unter denen die eine:

> Wie des Lebens schweigende Phantome
> Glänzend wandeln an dem stygschen Strome.

noch dazu sehr unklar und unwahr ist; sodann aber die bequeme Wendung: im Gebiete des Schönen gelangten wir zum Siege, während im Leben (dem praktischen natürlich) der Kampf obwalte. Welch ein Beweis liegt hierin für Das was bewiesen werden soll? Angenommen auch, daß man hier „Sieg" für Frieden, Versöhnung nimmt, und darüber hinwegsieht, daß ein „Sieg" mit der Unterdrückung des einen Theils verbunden ist, während doch hier eine gleichmäßige Vereinigung beider Theile stattfinden soll, so genügt es doch nicht: denn es wird in diesem Falle für den nämlichen Begriff nur der andere Ausdruck gesetzt, und wir haben also ein sogenanntes Idem per idem vor uns. Liefert nun der Dichter den Nachweis der Vereinigung etwa im Folgenden? Nein: denn er geht über den eben besprochenen Gedanken nicht hinaus, alle übrigen Verse sind weiter Nichts als eine Ausführung des Gegensatzes zwischen dem mühevollen praktischen Leben und dem ruhigen Leben im Schönen, oder wie Schiller im Titel sagt: zwischen Leben und Ideal. Diese Ausführung ist an sich klarer ausgeführt; den wesentlichen Punkt trifft aber auch sie nicht oder berührt ihn nur vorübergehend: denn weder wird in den Kämpfen des Lebens der Gegensatz, noch in der Ruhe des Ideals die Einheit von Geist und Sinnlichkeit klar nachgewiesen, sondern nur überhaupt die Unruhe des Lebens in seinen verschiedenen Sphären dem Frieden der idealen Welt gegenübergestellt. Offenbar hat also Schiller seine Grundidee nicht festzuhalten gewußt, sondern sich, wie es ihm oft begegnet, auf einen naheliegenden Gemeinplatz, in eine allgemeine Schilderung verloren. So ungenügend aber wie die Construction der Grundidee ist auch der Ausdruck der einzelnen Gedanken. Wie überhaupt bei Schiller finden wir auch hier jene flosculöse Diction, welche mehr aus der rhetorischen Schatzkammer der Sprache die für den Dichter dichtet und denkt, als aus der innern Anschauung des Dichters genommen ist. Zu solchen in der Garderobe der Rhetorik fix und fertig dahängenden poetischen Bettlermänteln gehören z. B. „das zephyrleichte Leben", „die Rosen der Götterjugend", „jene Mächte, die das dunkle Schicksal flechten", „die Gespielin seliger Naturen", „das Wandeln in des Lichtes Fluren", „das Schweben auf den Flügeln der Gestalt", „das Schweben in der Vollendung Strahlen", „der Menschheit Götterbild", „des Lebens schweigende Phantome", „das himmlische Gefild", „die schwankende Wage des Kampfes", „des Sieges duft'ger Kranz", „die Zeit in ihrem Wirbeltanz", „des Muthes kühner Flügel" u. s. w. Kann nun wol von einem Gedichte dessen an sich fehlerhafter Körper mit einer Masse geborgten, z. B. sogar unechten Schmuckes überladen ist, gesagt werden, daß es bis in die äußerste Form, bis in den einzelnen Reim hinein die selige Harmonie zwischen Inhalt und Gestaltung an sich trage? Nun hat sich zwar Schiller in andern Gedichten, z. B. im „Spaziergang", im „Lied von der Glocke", in „Shakspeare's Schatten", in den „Weltweisen", in den „Xenien" u. a., zu einer weit gedrungenern Verschmelzung von Inhalt und Form, zu einer weit kernigern Gestaltung seiner Gedankenlyrik erhoben; vergleichen wir sie jedoch mit derjenigen wie sie Rückert in der „Weisheit eines Bramanen", Schefer im „Laienbrevier", Grün im „Schutt", Sallet im „Laienevangelium" geboten hat, oder mit einzelnen hierherschlagenden Gedichten Goethe's, z. B. mit denen über Kunst und Natur: so können wir unmöglich Schiller den Preis in dieser Sphäre zusprechen, sondern müssen gestehen, daß er sowol an Reichthum, Originalität und Tiefe der Gedanken als in der künstlerischen Fassung derselben weit hinter den genannten Dichtern zurückbleibt. Dies entschieden und rückhaltlos auszusprechen halte ich für um so nöthiger, als gerade die Adoption dieser Schiller'schen Darstellungs- und Ausdrucksweise das Gefährlichste wäre was der deutschen Poesie, namentlich der Lyrik, widerfahren könnte, zumal wenn sich minder begabte Dichter derselben bemächtigen sollten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nordamerikanische Ortsnamen.

Die Nordamerikaner sind erfinderische und mitunter ganz originelle Menschen. Nur bei Austheilung ihrer Ortsnamen haben sie Das bis jetzt nicht bewiesen. Es sind ziemlich ebenso

viele Darlehen von der alten und neuen Zeit wie von aller Herren Ländern. Eine diesfallsige Zusammenstellung des Titels: „Names of places in the United States" (Neuyork 1846), bietet darüber Folgendes.

Um beim classischen Alterthume anzufangen, so gibt es in den Vereinigten Staaten 18 Districte, Städte, Flecken, Dörfer und Meiereien, die Athen heißen. Darunter sind blos zwei Orte dieses Namens würdig. Der eine im Staate Ohio auf einer vom Flusse Hockhocking gebildeten Halbinsel, deren Lage höchst malerisch sein soll. Das dortige Athen zählt zwar nur 710 Einwohner, ist aber der Sitz der Universität Ohio mit einem Rector oder Präsidenten, fünf Professoren, 165 Studenten und einer Bibliothek von 2500 Bänden. Das Universitätsgebäude steht im südlichen Theile der Stadt und hat einen prächtigen Wiesengrund von mehren Ackern. Das andere Athen im Staate Georgien hat 3000 Einwohner und ebenfalls eine Universität mit einem Rector und sechs Professoren. Im Staate Neuyork liegt eine Stadt Namens Sparta mit einer Bevölkerung von nahe 6000 Seelen; in andern Staaten liegen 12 andere Sparta. Um das Jahr 1777 erhob sich im Staate Vermont die Stadt Korinth. Sie zählt jetzt 1970 Einwohner. Seitdem ist ein Dorf am Hudsonflusse, das Jesups Landing hieß, Korinth getauft worden, und in Georgien befindet sich ein drittes Korinth von ungefähr 30 Häusern. Babylon wird durch ein Dorf im Staate Neuyork mit 250 Einwohnern vertreten und Ninive steht am Flusse Susquehanna und hat 125 Menschen. Wie ehemals muß Karthago sich aufs neue vor Rom beugen; es gibt 14 Rom und blos 12 Karthago. Sonderbar genug gibt es im Districte Athen, dessen Hauptstadt Athen heißt — im Staate Ohio —, zugleich ein Rom und ein Karthago. In verschiedenen Staaten finden sich vier Delphi und in jedem vermuthlich mehr als ein Orakel. Leonidas fiel allerdings bei Thermopylä, aber ein nach ihm genannter Ort liegt im Staate Michigan und ist den gefeierten 300 um 110 überlegen. Die Alten begnügten sich mit Einem Arkadien. Die Amerikaner haben drei, und von den vier Attika die sie besitzen ist eins ein Dorf im Districte Venedig im Staate Ohio. Ithaka ist der Name eines Dorfes im Staate Ohio und einer Stadt von 5650 Einwohnern im Staate Neuyork. Die Trümmer des großen Memphis ruhen längst im Nilschlamm. Aber ein neues Memphis erhebt sich auf einem vorspringenden Hügel am Mississippi, und hat bei einer Bevölkerung von 3300 Köpfen Zweierlei was das alte Memphis in aller seiner Pracht und Herrlichkeit nicht besaß: drei Buchdruckereien und ebenso viele Wochenzeitungen. Das asiatische Troja, das vor 3000 Jahren in Osten solch ungeheuern Lärm machte, hat sich mit 20,000 Menschen am Ufer des Hudson angesiedelt und anderwärts 20 kleinere Schwestern.

Nicht minder hat Amerika die Namen alter Dichter, Philosophen und Kriegshelden adoptirt. Sieben Städte stritten um die Ehre Homer's Geburtsstadt zu sein. Die Vereinigten Staaten haben sechs ihrer Städte nach ihm genannt. Neuyork hat ein Horaz und ein Virgil, und Ovid nennt sich nicht blos eine Stadt desselben Staats, sondern auch ein Ort in Michigan, Ohio und Indiana. Das Verhältniß der Seneca zu Morales ist wie Zehn zu Eins und es existirt ein Plato in einer Republik mit drei Republikanern. Daß zwei Städte Brutus heißen und nur eine Cäsar, erläutert die Rede des Cassius bei Shakspeare. Vor 2000 Jahren überstieg der große Hannibal die europäischen Alpen. Sein Name ist jüngst in der Neuen Welt über die Alleghany-Gebirge geklettert und befindet sich dermalen am Ufer des Mississippi. Der Name seines großen Gegners Scipio hat sich nicht werfen lassen; er prangt nach Norden in Michigan, nach Westen in Indiana, nach Osten in Neuyork. Die Staaten Maine, Ohio und Neuyork haben jeder ein Solon, und am Ufer des Sees Erie steht ein Euklid. Neuyork hat ein Cato und ein Cicero, ersteres einen Namensvetter im Staate Illinois, letzteres einen im Staate Indiana.

Auch die Hauptgottheiten der Griechen und Römer finden ihre Repräsentanten: es gibt ein Jupiter in Arkansas, zwei Mars in Indiana und Alabama, ein Ceres und ein Apollo in Pennsylvanien und ein Flora in Illinois. Die gewaltige Jägerin Diana hat einer Stadt in Neuyork ihren Namen verliehen, und die große Minerva sich in Ohio und Kentucky sowie am Ufer des Hudson angebaut.

Ortsnamen aus der Heiligen Schrift sind nicht vergessen worden. Im Staate Neuyork gibt es ein Jerusalem, wo Jemima Wilkinson, Stifter der sogenannten Schüttler, gelebt hat und 1819 gestorben ist. Ein zweites Jerusalem liegt im Staate Virginia, und von sieben Staaten hat jeder ein Bethlehem. Der Name Goshen kommt 19 mal, der Name Libanon 21 mal vor. Es existiren 13 Kanaan und 11 Palästina. Sieben Orte heißen Berg Karmel und sieben Berg Zion. In Nordcarolina heißt ein Ort Berg Pisgah und einer im Staate Neuyork Berg Sinai. Außerdem finden sich zwölf Eden, vier Jericho, acht Hebron und ein Emaus.

Demnächst sind Ortsnamen aus dem fernen Osten der Alten Welt nach dem fernen Westen der Neuen Welt gewandert. Im Staate Illinois gibt es ein Peking mit 900 Einwohnern und einer Wochenzeitung, in vier andern Staaten vier andere Peking. Michigan hat ein China, ein Nanking und ein Canton; Ohio ein Canton und ein Nanking; Neuyork und Maine jedes ein China und ein Canton, und elf andere Staaten haben noch elf Canton. Weiter hat Neuyork ein Bombai und ein Delhi, Ohio ein Delhi und ein Kalkutta, Missuri und Neuyork jedes ein Persien. Am Zusammenflusse des Ohio und Mississippi liegt ein Kairo und in Michigan ein Bengalen. In Maine hat eine Stadt den Namen Levante und zwei an den Ufern des Flusses Arkansas sich gegenüberstehende Felsriffe heißen die Dardanellen.

Die Namen europäischer Reiche und Großstädte wiederholen sich in Masse. Es gibt zwei London und zehn Neulondon, neun Edinburg, ein Edina, zehn Dublin, überdies ein Oberdublin und ein Unterdublin, neun Lissabon, zwei Madrid und fünf Bern, zwei Schweiz, aber weder ein Spanien noch ein Portugal, dreizehn Paris, von welchen eins die Hauptstadt des Districts Bourbon im Staate Kentucky, aber kein Frankreich, mehre Orleans, Lyon, Brest, Versailles und Elsaß, drei Kopenhagen, fünf Amsterdam, vier Holland, zwei Norwegen, aber nur ein Christiania, drei Schweden und zwei Stockholm; zwanzig Berlin ohne ein einziges Preußen, zwölf Wien, zehn Warschau — eins die Hauptstadt des Districts Kosciuszko —, vier Polen, verschiedene Genf, Genua, Venedig, Mailand, Turin, Verona, Mantua, Neapel und Palermo, kein Konstantinopel und kein Stambul, dafür elf Petersburg und neun Moskau.

England, Schottland und Irland haben, wie leicht zu glauben, stark aushelfen müssen. Es existiren acht Albion, zehn Caledonien, fünf Cabrien und zwei Hibernien, vier Glasgow, zwei Aberdeen, ein Perth, ein Dundee, ein Dunbar, Dumfries, zwei Kilmarnock, zwei Elgin, ein Dumbarton, zwei Montrosen — eins die Hauptstadt des Districts Susquehanna im Staat Pennsylvanien mit drei Buchdruckereien, einer Wochenzeitung und 632 Einwohnern —, drei Districte Lauderdale, ein Greenock, sechs Belfast, sechs Antrim und dreizehn Waterford, ein Galway, acht Coleraine, ein Cork, drei Donegal und zwei Armagh....

23.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 104. —— 14. April 1847.

Friedrich Schiller.

(Fortsetzung aus Nr. 103.)

Im letzten Abschnitte, in dem „Schiller als Dramatiker" besprochen wird, vermissen wir zu Anfang die allgemeine Charakteristik, die uns sonst überall geboten wird. Zwar finden sich schon in der biographischen Skizze viele Andeutungen auch über die Dramatik Schiller's, aber dennoch hätte hier wol eine nähere Erörterung eintreten müssen, worin über den idealen und stofflichen Gehalt, über die scenische Construction, über die Charakteristik, über die Gestaltung des Dialogs, über die Darstellbarkeit und Wirksamkeit der Schiller'schen Dramen das Allgemeine und Durchgreifende gesagt wäre, um für die Besprechung der einzelnen Stücke einen Anhaltspunkt und Maßstab zur speciellen Beurtheilung zu geben. Statt Dessen hat er es vorgezogen, seine allgemeinen Ansichten in die Besprechung der einzelnen Dramen mit einfließen zu lassen, wobei es ihm besonders auf Darlegung des Entwickelungsgangs ankommt. Indem er nun hierbei nachzuweisen sucht, daß dem dramatischen Fortschritte Schiller's überall die Entwickelung der Freiheitsidee zum Grunde liege, fußt er zwar auf einer unzweifelhaft richtigen Ansicht, und er weiß dieselbe auch da wo er den Uebergang von einem Drama zum andern daraus zu erklären sucht, weit natürlicher und ungezwungener zu gestalten als Hinrichs, gegen den er sich in dieser Beziehung sehr häufig polemisirend ausspricht; aber dennoch läßt er sich von der philosophischen Neigung, einen systematischen Fortschritt nachzuweisen, hier und da zu gewaltsamen Wendungen verführen, und versäumt darüber, den äußern Anlässen die Schiller zur Wahl dieses und jenes Stoffs bewogen haben gehörig nachzuforschen und ihnen neben den innern Gründen ihr historisches Recht zu gewähren. Im Uebrigen stimmen wir sowol mit seiner allgemeinen Ansicht über Schiller's dramatische Leistungen als auch mit seinem Urtheil über die einzelnen Stücke größtentheils überein, und nur gegen die Darstellung haben wir im Allgemeinen den Einwand zu machen, daß sie sich nicht selbständig genug aus einer eigenen Grundansicht entwickelt, sondern zu sehr blos anknüpfend, widerlegend, berichtigend verfährt, was ihr zwar eine gewisse Leichtigkeit und Gelegenheit zu piquanten Wendungen gibt, dagegen aber die Uebersichtlichkeit und Eindringlichkeit nicht wenig beeinträchtigt.

Der Natur der Sache gemäß scheidet Grün die Schiller'schen Dramen in zwei Classen, in deren erste er die „Räuber", „Fiesco", „Cabale und Liebe" und „Don Carlos", in die andere dagegen „Wallenstein", „Maria Stuart", die „Jungfrau von Orleans", die „Braut von Messina" und „Wilhelm Tell" einordnet. Die Uebersetzungen und Bearbeitungen fremder Stücke, wie „Macbeth", „Turandot", „Phädra" u. s. w., läßt er gänzlich unbesprochen.

Ueber die „Räuber" urtheilt Grün im Allgemeinen wie Hinrichs, nur daß er die Schattenseiten stärker hervorhebt. Die Idee derselben bestimmt er als „jenen abstractesten Gedanken der Freiheit, der aller objectiven Auffassung der Welt und Geschichte schnurstracks entgegentritt", als „die Votirung einer tabula rasa", jedoch mit dem Zusatze, daß sie zugleich selbst das Gericht über diese tabula rasa enthielten, und daß sich also Schiller mit seinem Urtheil unparteiisch über sich selbst erhoben und die Freiheitsidee Karl Moor's de facto in sich überwunden habe. Karl Moor selbst charakterisirt Grün als den Einzelwillen und die Einzelgesinnung, Franz Moor als den Einzelverstand. Jener maße sich an im Gefühle verletzter Pietät ein Weltgericht zu halten, erkenne aber zuletzt, daß er zur Ausrottung der Uebel gerade dieselben Uebel angewandt; Dieser versuche seinen einzelnen Verstand zur absoluten Geltung zu erheben, dolche auch Alles damit nieder, bis er zuletzt an der Macht des Sittengesetzes scheitere. Zwischen Beiden stehe der „alte schwache Graf Max und die als hochherzige Dulderin an der Mauer kolossaler Unvermeidlichkeiten zerschmetternde Amalie". Nicht so günstig urtheilt der Verf. über die Ausführung der Idee. Diese, meint er, habe ihm Charaktere und Situationen abgezwungen, die ihm die Empirie nie, auch nur analogisch, aufgedrungen hätte: einen Teufel in Menschengestalt, über den Carlyle treffend bemerke, daß einen solchen theoretischen Bösewicht seine Berechnungen der Rechtlichkeit zuführen müßten, wenn auch blos darum, weil Dies die beste Politik wäre; einen Räuberhauptmann, der die aus den Angeln gewichene Welt wieder einrichten wolle, weil er aufhöre Vaters Goldsöhnchen zu sein;

einen Schwachkopf von Vater, der die Arglist seines Sohnes merke, sich aber gleich darauf die Schlinge um den Hals und dann selbst in ein Loch werfen lasse, wo er zum knöchernen Gespenste aushungere; endlich eine Phrasendame, die sehr schwärmerisch rührende Lieder singe, alle Versuchungen des Hottentottenengels ritterlich von sich abwehre und doch nicht so viel bon sens habe, zu rechter Zeit den Mund aufzuthun u. s. w. „Dies Alles", fügt er hinzu, „konnte begreiflicherweise nicht anders geschehen, wenn das Verhängniß erfüllt werden sollte; aber Das ist eben das Subjective, einer Idee zu Liebe eine nach oben und unten outrirte Natur zu extemporiren."

Im „Fiesco" betrachtet es Grün mit Recht als einen wesentlichen Fortschritt, daß sich Schiller auf die Geschichte geworfen, weil ihm diese Charaktere biete die den dichterischen Ideen analoger seien als die ausschweifende Phantasie sie zu fassen vermöge. Die Idee des Fiesco bezeichnet er am kürzesten und bestimmtesten in dem Satze: Autonomische Herrschsucht kämpft wider rohe Gewalt und Freiheit — aber nicht in der unbegrenzten Welt, sondern im begrenzten Staate, und zwar in einem ritteralterlichen Staate, in einer Republik, in einem Wahlstaate. Dieser Idee gemäß werden auch richtig die Personen bestimmt. Fiesco ist der Repräsentant der autonomischen Herrschsucht, Gianettino die Verkörperung der rohen Gewalt, Verrina der Vertreter der republikanischen Freiheit, Andreas der Vertreter der gemäßigten Herrschaft. Ursprünglich stehen Fiesco und Verrina auf einer Seite: sie repräsentiren zusammen die Freiheit gegen die Gewalt. Aber weil Fiesco das Princip der reinen Freiheit verleugnet, macht er es sich zum Feinde und muß daran untergehen. Auch Gianettino und Andreas vertreten anfangs ein Princip: die Gewalt gegen die Freiheit. Aber Gianettino verleugnet das Maß, und so muß auch er zu Grunde gehen. Andreas und Verrina dagegen bleiben als die positiven Seiten beider Principien übrig. Unter den übrigen Figuren stellt er mit Recht den Mohren sehr hoch, dagegen wird Leonore scharf getadelt, woneben wol auch Julie und Bertha eine Abfertigung verdient hätten. Ueber die dramatische Gestaltung des „Fiesco" urtheilt Grün beinahe zu hart. Er hat zwar ganz Recht wenn er sagt, der geschichtliche Stoff erleichtere wol das Gemälde eines Charakters, aber erschwere die künstlerische Gruppirung und befördere die epische Breite. Aber in Vergleich selbst mit einigen spätern Stücken Schiller's hat gerade „Fiesco" einen recht dramatischen Verlauf: die Handlung geht größtentheils auf der Bühne selbst vor sich, die Charaktere sind zwar innerlich von vornherein fertig, aber sie entfalten sich doch äußerlich vor unsern Augen, die Scenen folgen nicht blos zeitlich nacheinander, sondern entwickeln sich causal auseinander, und der Dialog endlich, obschon schwülstig und forcirt, enthält doch weit mehr dramatische Elemente als die Diction in sämmtlichen versificirten Tragödien. In dieser Hinsicht möchten wir sogar den „Fiesco" über den „Egmont" stellen, wie sehr wir auch sonst dem Verf. Recht geben wenn er beide Stücke vergleichend ausruft: „Welche Wildheit, Ungeregeltheit und Unkunst auf der einen Seite, und auf der andern welche im Kunstgeiste wiedergeborene Natürlichkeit!"

Sehr streng urtheilt Grün über „Cabale und Liebe". Zwar erklärt er es, gegen Hinrichs polemisirend, für einen Fortschritt in der Fassung der Freiheitsidee, daß er nicht die allgemeinen staatlichen Gegensätze von Gewalt und Freiheit, sondern den speciellen Kampf der Stände darin schildert; aber so sehr er der Idee, die er näher als den Kampf der Standesinteressen mit dem Herzen, der Conventionen mit der Empfindung bezeichnet, seine Anerkennung zollt: so sehr misbilligt er die concrete Gestaltung und Ausführung, indem er den Grund des Mislingens Schiller's Unvermögen zuschreibt, aus freier Phantasie heraus ohne Anlehnung an die Geschichte einen objectiv-wahren Stoff zu schaffen. Zugleich kommt er hier auf Das zu sprechen was wir oben als die Subjectivität Schiller's bezeichnet haben. Grün sagt:

> Das Urbild zu diesem blutigen und mörderischen Kampfe zwischen Liebe und Aristokratie, zwischen Herz und Mode stand gewiß in schönen, idealen Zügen auf dem Seelengrunde Schiller's; da es sich aber aus dem Schaume der Phantasie zur objectiven Schönheitsgestalt herausgebären wollte, entstand eine Misgestalt, eine Caricatur, unbefriedigend, peinlich, als Krebsschaden in die Stimmung des Publicums sich einfressend, welches Gesundes von Krankem nicht unterscheidet, nur auf den äußern affectvollen Schein sieht und im „Siegwart" so viel Phantasiegenuß findet als im „Werther".

Weit höher stellt er jedoch den „Don Carlos", dessen Idee er als den Gegensatz katholisch-blinder Realität und protestantischer Idealität angibt. Sein Hauptvorwurf richtet sich einerseits gegen die oft getadelte und nicht wegzuleugnende Zwiegespaltenheit des Stücks, andererseits gegen die unzureichende Motivirung des tragischen Endes. In Betreff des ersten Punkts meint er, daß „Don Carlos" ursprünglich nur die Idee von „Cabale und Liebe": den Kampf zwischen Liebe und Convention, in höherer Sphäre und auf geschichtlichem Boden habe darstellen sollen; die großartige Idee aber die ihm späterhin in Marquis Posa aufgegangen, habe jene verdunkelt und verdrängt und sich selbst in die Stelle geschoben. Rücksichtlich des zweiten Punkts sagt der Verfasser:

> Das Ideale nämlich, dessen Repräsentant Posa ist, zeigt sich so überspannt und im letzten kritischen Augenblicke so wenig consequent energisch, daß das gegenüberstehende Reale und Positive das größte Recht behält. So liebenswürdig als Mensch, so hochherzig als Mann, so umsichtig in Beobachtung der Zeit auch dieser Held ist, wir stutzen, da er im Cabinete Philipp's II. Sachen spricht die ins Jahr 1793 gehören. Das ist das Ueberspannte. So reizend und Theilnahme fodernd er uns ferner in vier und einem halben Acte erschienen ist, wir nehmen an seinem Sturze nicht den beabsichtigten Antheil, da er sich opfert in einem Augenblicke und unter einer Constellation der Umstände die wir mit aller erdenklichen Mühe nicht für unrettbar schlimm halten können. Wo die höchste Theilnahme unentbehrlich wird, da hört sie plötzlich auf und läßt ein dumpfes fragendes Erstaunen zurück. Ich erinnere mich noch wie heute des Abends, als ich einer Vorlesung des „Don Carlos",

der ersten in meinem Leben, beiwohnte. Mir wurde bei Anhörung des wie aus der Pistole geschossenen Endes ganz stumm und dumm, und naiv fragte ich: Was denn eigentlich geschehen sei?

(Die Fortsetzung folgt.)

B. Appert, Erinnerungen aus meinen Erlebnissen am Hofe Ludwig Philipp's, aus den Zeiten des Kaiserreichs und der Restauration. Deutsch herausgegeben vom Verfasser und Karl Ploetz. Drei Bände. Berlin, Berliner Literatur-Comptoir. 1846. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Das ist ein Buch de longue haleine, d. h., es beweist, daß die Franzosen auch langweilig sein können, was ihnen ihre deutschen Verehrer gar zu gern absprechen, und uns dafür alle Vorwürfe der Schwerfälligkeit und Weitläufigkeit aufbürden. Der Titel zieht an; das Kaiserreich, die Restauration, Ludwig Philipp, das sind Gegenstände welche immer Leser finden und sie auch verdienen, wenn nur Wahres und Neues statt ewiger Wiederholungen geboten wird. Der Verf., Hr. Appert, ist auch ein Mann der in der viel besprochenen Angelegenheit der Gefängnisse von sich zu reden gemacht hat und ein großes Wort mitsprechen zu können glaubt, worin ihm freilich hier und da, z. B. von dem Prediger Andrä in Berlin, nachdrücklich widersprochen worden ist. Aber bei näherer Betrachtung sieht man sich doch in seinen Erwartungen auf Neues oder Neugestaltetes einigermaßen getäuscht: Zuerst unterhält Hr. Appert die Leser zu viel von sich und gibt nicht undeutlich zu verstehen, daß er eigentlich ein bedeutender Mann am Hofe Ludwig Philipp's gewesen sei und zehn Jahre lang das Ohr der Königin, der Prinzessin Adelaide, ja auch des Königs selbst für sich gehabt habe, bis ihn der Neid und die Eifersucht der Höflinge von dort vertrieben hätten. Die frühere Gunst habe er seinen thätigen Bemühungen, die Leiden der Gefangenen in den Bagnos, Gefängnissen und elenden Hütten zu vermindern, zu verdanken gehabt, von denen wir hier gerade genug zu lesen bekommen, um uns an des Gefängnißverbesserers Howard Selbstverleugnung und Aufopferung zu erinnern, wo denn die Vergleichung nicht immer zu Hrn. Appert's Vortheile ausfällt. Denn er hat seine Geschäfte allerdings mit mehr Bequemlichkeit abgethan, er ist nicht wie Howard durch halb Europa gezogen und hat Tage und Stunden in Kerker- und Lazarethluft hingebracht, sondern er hat sich nur auf die französischen Bagnos und auf einige Provinzen beschränkt, ist überall gut aufgenommen worden und hat sich dann auf seinem lieben Landhause in Neuilly oder in seiner Stadtwohnung am Quai d'Orsay in Paris ausruhen können. Wir würden daher in dem vorliegenden Buche vergeblich nach einer so einfach-religiösen Stelle suchen wie die am Schlusse von Howard's Buche über die Lazarethe ist, als dieser im Begriffe stand die zweite Reise nach Rußland und in die Türkei zu unternehmen: „Ich weiß sehr wohl, daß eine solche Reise mit vielen Gefahren verknüpft ist. Jedoch im Vertrauen auf die göttliche Vorsehung, welche bis jetzt für mich gesorgt hat, übergebe ich meine Schicksale ruhig und gelassen ihrer nie irrenden Weisheit. Sollte es Gott gefallen, meinem Leben ein Ende zu machen ehe ich dieses Verfahren ausgeführt habe, so urtheile man nicht lieblos, daß dies Unternehmen die Folge eines überspannten Enthusiasmus gewesen sei, sondern glaube, daß es die Frucht eines ernsthaften Nachdenkens über meine Pflichten war, und Wirkung meines heißen Wunsches, meinen Mitmenschen so nützlich zu werden als ich ihnen bei meiner eingeschränkten Lage werden konnte."

Ferner gehört es zur Charakteristik des Appert'schen Buchs, daß sein Verf. sich zwar das Ansehen geben möchte, aller Politik fremd geblieben zu sein, ohne diesen Zweck jedoch zu erreichen. Denn er erzählt nicht ohne stille Befriedigung, wie ihn als jungen Menschen von 19 Jahren sein Bonapartismus eigentlich zum Entschluß gebracht habe, sich der Verbesserung der Gefängnisse zu widmen; er weiß sehr ausführlich zu berichten wie er nach der zweiten Wiederkehr der Bourbons zwei verhafteten Unteroffizieren zur Flucht behülflich gewesen ist (wofür ein armer Gefängnißwärter auf ein Jahr eingekerkert worden), und coquettirt einigermaßen mit seiner darauf erfolgten Festnehmung und Einsperrung in dem Gefängnisse La Force, sowie er auch nicht ohne Selbstgefälligkeit anführt, daß man seinen Namen (aber ohne Grund) mit auf der Liste Derer bemerkt hätte die gegen die Bourbons Complote und Verschwörungen angestiftet hätten. Hierauf folgt eine echt französische Phrase: „Verbreitung von Bildung und Unterricht im Volke, Vertheilung belehrender und sittlicher Schriften und des Evangelium in allen Hütten, Verbesserung der Gefängnisse und Krankenhäuser, Gründung von Sparkassen, Kleinkinderbewahranstalten und Elementarschulen — Das sind die revolutionnairen Umtriebe an welchen ich Theil genommen, Gesellschaften zum Bau von Eisenbahnen, Einrichtung von Dampfschiffahrten, Gründung und Verbreitung von loyal redigirten Journalen, die Verschwörungen denen ich angehört habe."

Ist nun schon in dieser Stelle die Eitelkeit unverkennbar, so tritt sie noch mehr in den vielen Stellen hervor wo sich Hr. Appert seiner zahlreichen Freunde rühmt. Da ist kein einigermaßen hochstehender oder einflußreicher Mann in Frankreich, namentlich kein Dichter oder Schriftsteller von einiger Auszeichnung, mit dem er nicht innig befreundet oder zu philanthropischen Zwecken verbunden gewesen ist. Er lobt Alle und läßt sich dann dafür auch wieder von ihnen starke Schmeicheleien sagen, wie von dem Componisten Bellini: „Sie vergessen, Hr. Appert, daß die Thränen der Unglücklichen getrocknet, das Loos der armen Verbrecher erleichtert zu haben etwas Schöneres ist und höher steht als alle Musik;" oder von dem Justizminister Peyronnet: „Möge Sie diese schnelle Begnadigung nicht in Erstaunen setzen, denn Sie, Hr. Appert, hatten ja darum gebeten." Nicht anders ist es mit berühmten Ausländern und einer Anzahl fürstlicher Personen, welche der zehnte Abschnitt des dritten Bandes aufführt, wo auch überall reichlich gelobt und nur die Königin Donna Maria von Portugal wegen ihrer Häßlichkeit getadelt wird: wir wissen nicht, wodurch sich gerade diese Fürstin den Unwillen des Hrn. Appert zugezogen hat. Aber nach bedeutenden Zügen oder nach merkwürdigen Aufschlüssen über Thatsachen wird man in allen diesen Aufzählungen vergeblich suchen, ebenso wie in den Briefen welche am Schlusse beigefügt sind und die mit Ausnahme eines einzigen von Pestalozzi Nichts enthalten als höchst verbindliche Redensarten über des Hrn. Appert Bücher und Verdienste, ungefähr so wie die frühern Philologen ihren Ausgaben eine Reihe testimonia auctorum vorzusetzen pflegten. Mit Einem Worte, das ganze Buch hat einen pedantischen Anstrich, und wir erkennen in Hrn. Appert unter allen den Gelehrten, Adeligen, Hofleuten, Geistlichen, Dichtern, Geschäftsmännern und Schriftstellern nur einen gern gesehenen Gesellschafter, nicht aber einen Mann von Einfluß, wie denn solche philanthropische Beschäftigungen als die seinigen an sich schon vielen wackern Leuten von jeher unnützlich oder gar verdächtig erschienen sind. Man läßt sie zu, aber man befördert sie nicht. Sonst haben wir uns bei der Persönlichkeit Hrn. Appert's öfters an die Bouilly's, wie wir sie aus seinen „Récapitulations" kennen, erinnert. Auch Bouilly ist mitunter ein Pedant, aber voll Liebenswürdigkeit, und altfranzösische Urbanität und seine Denkwürdigkeiten stehen an Eleganz und Wichtigkeit des Inhalts weit über denen welche wir jetzt besprechen.

Der vornehme und glatte Boden der Schlösser war also eigentlich nicht für Hr. Appert, sein Boden waren weit mehr die Bagnos, die Gefängnisse, die Schulen des wechselseitigen Unterrichts; und unverfängliche Zeugnisse, aufrichtige Bekenntnisse und dankbare Erinnerungen der belehrten Sträflinge beweisen seine nützliche Wirksamkeit. Die in dieser Beziehung geäußerten Grundsätze sind meistens recht praktisch: so hebt er

z. B. die Nothwendigkeit hervor für die entlassenen Sträflinge thätig zu wirken, damit die wahrhaft reuigen Verbrecher nicht an der Besserung gehindert werden. „Wer sich daher", so lesen wir, „mit der Lage der aus dem Gefängnisse entlassenen Sträflinge beschäftigt, thut ein ebenso nützliches und nothwendiges Werk als Der welcher das Gefängnißwesen selbst zu verbessern strebt. Der moralische Zustand des Sträflings hat wie der körperliche des Kranken drei Grade: die Krankheit für Diesen ist für Jenen der Aufenthalt im Gefängnisse; wie der Erstere während seiner Reconvalescenz noch nicht sich selbst überlassen bleibt, sondern Hülfe und Pflege empfängt, so müßte während dieser zweiten Stufe der Verbrecher in eine Colonie aufgenommen und in einer Art von halber Gefangenschaft gehalten werden. Die vollkommene Freiheit kann für den Sträfling, ebenso wie für den Kranken die Gesundheit, erst der dritte und letzte Grad sein, und nur dann, wenn seine Reue, seine gute Aufführung und seine Arbeitsamkeit eine Rückkehr zum Guten verbürgen, darf ihm dieselbe zu Theil werden." Auf diesen obersten Grundsatz, nicht blos den Verbrecher zu züchtigen, sondern auch das Verbrechen zu vernichten, auf die Unanwendbarkeit des pennsylvanischen Zellensystems, auf die Verpflichtungen der Reichen gegen die Armen und auf das zelotische, unverständige Betragen der Priesterpartei, namentlich während der Restauration, bei Austheilung von Wohlthaten kommt Hr. Appert öfters zurück und verdient hier alle Anerkennung.

Die letztere Erwähnung führt uns auf die reichen und häufigen Wohlthaten welche Maria Amalia, die jetzige Königin von Frankreich, durch Hrn. Appert während zehn Jahren austheilen ließ. Man kann nur mit tiefer Verehrung die Züge milden Wohlwollens und echt fürstlicher Gesinnung lesen die uns der Verf. vorführt, wie die Königin die Krankenhäuser und Armenanstalten besucht, wie sie ihrem Almosenier sagt: er soll nur nicht rechnen, er soll nur geben, es sei Dies ja ihre einzige Freude, oder er solle mit Geben nur dann erst aufhören, wenn sie selbst Nichts mehr besäße; wie sie Documente zu Staatsrenten, die zu ihrer Mitgift gehörten, verkauft, um nur immer Geld zur Unterstützung Armer und Nothleidender, ohne Unterschied der Confession oder politischen Partei, vorräthig zu haben, sodaß Hr. Appert mehrmals bezeugt, die Königin und die Prinzessin Adelaide hätten immer gegeben, alle Weigerungen aber und abschlägigen Antworten auf Bittgesuche fielen ihm allein zur Last, da er auch die nöthige Rücksicht auf die Würdigkeit der jedesmaligen Empfänger nicht habe geglaubt aus den Augen setzen zu dürfen. Dabei hat er uns das ganze häusliche Leben der Königin geschildert, mitunter zu ausführlich. Denn wer wollte wol daran zweifeln, daß eine so gütige Fürstin Hrn. Appert, so oft er bei ihr am Morgen erschien, einen „guten Morgen" geboten habe. Die Gesammtsumme aber der von der königlichen Familie während eines ganzen Jahres vertheilten Gaben an bedürftige Personen betrug nach der Angabe in gewöhnlichen Zeiten 800,000—1,000,000 Francs.

Fragen wir nun nach dem historischen Ertrage dieser Denkwürdigkeiten, die man wol einen Panegyrikus auf das Haus Orleans genannt hat, so müssen wir gestehen, daß dieser nur gering sei. Die Erinnerungen aus dem Kaiserreiche sind eigentlich am unbedeutendsten und geben uns zu keinen Auszügen oder Hervorhebungen Anlaß. Die Zeit der Bourbons ist etwas reichhaltiger. Von Ludwig XVIII. ist wenig die Rede, mehr von Karl X.; von dem Herzoge von Angoulême erfahren wir traurige Beweise seiner Beschränktheit und seines Jähzorns, die Dauphine zeigt sich von keiner angenehmen Seite. Was der Verf. über die mittelmäßigen Köpfe in der Umgebung Karl's X. gesagt hat, über die policeilichen Maßregeln und Festnehmungen, vor Allem aber über den Einfluß der Priesterpartei, die den Bourbons mehr geschadet hat als alle ihre Feinde, und eigentlich die allgemeine Unzufriedenheit hervorrief, bis sie endlich die Revolution 1830 herbeiführte, stimmt mit den glaubhaftesten Zeugnissen Anderer überein. Dabei ehrt es Hrn. Appert, daß er, der mehr Bonapartist als Bourbonist ist, durchaus kein höhnendes Wort über die verbannte Königsfamilie ausgesprochen hat, und mit Freude haben wir seine Wiederholung der Worte des Generals Guilleminot über den so vielgeschmähten Marschall Marmont gelesen.

Zur Geschichte der Julirevolution gibt Hr. Appert einzelne Züge, die sich aber mehr auf seine eigene Erlebnisse und die seines Freundes Oudard, des Cabinetssecretairs der Herzogin von Orleans, beziehen als auf die Gefechte und politischen Ereignisse der denkwürdigen Julitage. Daß er selbst ein unthätiger Zeuge dabei gewesen ist und nicht die Waffen in die Hand genommen hat, entschuldigt er dadurch, daß ihm ein Bürgerkrieg zu traurig sei, daß er den Umsturz des Königthums nicht gewünscht habe und daß er mit Abscheu vor jeder Revolution zurückbebe, da ihm bei einer solchen stets die fürchterlichen Scenen der Schreckensherrschaft vom J. 1793 vor die Seele zu treten pflegten. Diese Gründe passen zu Hrn. Appert's ganzer Persönlichkeit; — aber ob sie überall gebilligt worden sind? Bei den besondern Schicksalen der Familie Orleans in den Julitagen, insoweit sie innerhalb des Lustschlosses Neuilly oder des Palais royal vorgingen, verweilt Hr. Appert länger, und es ist ganz anziehend hier einen Augen- und Ohrenzeugen sprechen zu hören. So erfahren wir, daß die Prinzessin Adelaide mit besonderer Entschiedenheit darauf gedrungen habe einen Entschluß zu fassen, daß sie aus ihren früher getragenen Kleidern von rother, weißer und blauer Farbe dreifarbige Cocarden geschnitten und die erste an Ludwig Philipp gegeben habe, der sich in einfacher bürgerlicher Kleidung und mit einem weißen Hute am 29. Juli zu Fuß von Neuilly nach Raincy, dann nach Paris begab, wohin ihm nach zwei Tagen seine Familie folgte. Diese setzten sich auf der Chaussee hinter Neuilly in einen Omnibus, stiegen bei den Barricaden in der Vorstadt Roule aus, die Prinzessin Adelaide nahm den Arm ihres Secretairs und faßte die beiden kleinen Prinzessinnen bei der Hand, die Herzogin führte die beiden jüngsten Prinzen, die Herzoge von Nemours und Joinville gingen voran. Man kletterte über Barricaden und kam so glücklich im Palais royal an. Aus der Geschichte der Julitage hebt der Verf. mit besonderm Nachdruck hervor, daß die aus ihren Kerkern befreiten Gefangenen sich mit begeistertem Eifer für die Revolution geschlagen hätten, weil sie dadurch hätten zeigen wollen, daß sie noch andere als niedrige Leidenschaften im Herzen trügen, und eine Ehre darein setzten dem Vaterlande dienen zu können.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 105. —— 15. April 1847.

Friedrich Schiller.

(Fortsetzung aus Nr. 104.)

Ehe Grün zu den reifern Dramen übergeht, kommt er in einem Zwischencapitel noch einmal auf den Einfluß der historischen und philosophischen Studien zurück, und zeigt wie ihn diese zur objectivern Gestaltung seiner Ideen getrieben haben. Als die erste Frucht derselben bezeichnet er den „Wallenstein", von dem Schiller selbst sagte: er solle durch Realität interessiren, wie „Don Carlos" durch Idealität. So sehr er nun aber auch hierin einen Fortschritt erblickt und es mit Gervinus zu schätzen weiß, „wie Schiller nun, um Nichts mehr zu diviniren, um zu Allem realen Boden zu gewinnen, bald in Karlsbad das östreichische Militair beobachtet, und in Eger das Rathhaus, das Bild Wallenstein's und das Haus seiner Ermordung aufsucht, bald kabbalistische und astrologische Studien macht und den Abraham a Sancta Clara für seinen Kapuziner liest": so findet er doch, daß die Schiller'sche Errungenschaft darin noch nicht rein zu Tage komme, und daß Wallenstein nur der erste gigantische Versuch sei das Reale mit dem Idealen zu verbinden. Er weist insofern Hoffmeister zurück welcher sagt: „Wallenstein" stehe in makelloser Schöne vor uns wie ein vollkommenes Naturproduct; desgleichen Carlyle welcher den Satz ausspricht: „Faust" sei, mit „Wallenstein" verglichen, nur ein leicht hingeworfener poetischer Erguß. Er selbst erlaubt sich dagegen verschiedene Mängel und Auswüchse hervorzuheben. Er tadelt wie am „Fiesco" die epische Breite, das in elf Acte auseinandergezerrte Nacheinander und die fachartige Eintheilung des Stoffs in drei Stücke, von denen verkehrterweise das erste ein Lustspiel, das zweite ein Drama, das dritte endlich eine Tragödie sei, während Shakspeare Alles in Eins verschmolzen, am allerwenigsten aber den Spaß gleich vorab gegeben haben würde. Hierbei weist er die Ansicht zurück, als ob die drei Stücke eine Trilogie bildeten, und zeigt dagegen wie jedes einzelne durchaus unselbständig sei und wie namentlich die „Piccolomini" und „Wallenstein's Tod" ineinander überfließen. Ferner richtet er seinen Tadel gegen die Charakteristik sowol Wallenstein's selbst, in dem besonders die reflectirende, die rasche That scheuende Hamletsnatur angegriffen wird, als auch mehrer Nebenfiguren, z. B. Max' und Thekla's, der Herzogin und Buttler's, wogegen die Gräfin Terzky und Octavio gelobt werden. Endlich und zuletzt greift er den trostlosen Schluß an, der keinen Hinblick auf eine moralische Weltordnung gewähre, sodaß Hegel mit Recht von ihm sagen könne: er sei ein Triumph des Todes über das Leben. Können wir in allen diesen Punkten dem Verf. nur Recht geben, so müssen wir ihm dagegen widersprechen, wenn er im „Wallenstein" den Untergang des protestantischen Princips dem katholischen Staate gegenüber dargestellt findet. Daß in Wallenstein's Verlangen, sich dem Kaiser gegenüber selbständig hinzustellen, im allgemeinsten Sinne des Worts etwas Protestantisches liegt, ist zwar nicht zu leugnen; aber dieser Protest hat doch mit dem Protestantismus im kirchlich-religiösen Sinne Wenig zu thun; er ist insofern also nicht gegen den katholischen Staat, sondern gegen den Staat überhaupt gerichtet, und es ist nur Nebensache, daß er sich, um seinen Zweck zu erreichen, vorläufig mit den protestantischen Schweden gegen den katholischen Kaiser verbinden will. Wenn auch natürlich die kirchlichen Fragen bei diesem Stoffe mit berührt werden mußten, so sind sie doch nirgend dermaßen in den Vordergrund gestellt, daß man die Idee des Drama in dem oben angeführten Gegensatze suchen könnte. Hier ist daher ein solcher Fall wo sich Grün durch die Neigung, vom „Don Carlos" zum „Wallenstein" einen Fortschritt der Freiheitsidee ausdrückenden Uebergang zu finden, zu einer gewaltsamen Interpretation hat hinreißen lassen. Weit treffender scheint uns hingegen die andere Bemerkung, daß sich im „Wallenstein" gewissermaßen eine Reaction der Nothwendigkeit und des Schicksals der Freiheitsidee gegenüber geltend gemacht habe, und daß daraus der fatalistische Geist der denselben durchwehe zu erklären sei.

Je mehr der Verf. gegen „Wallenstein" einzuwenden gehabt, um so voller und gänzlich ungeschmälert fließt das Lob das er über „Maria Stuart" ausspricht. Auch wir rechnen diese Tragödie zu den vollendetsten Arbeiten Schiller's und geben zu, daß sie vor „Tell" die stärkere dramatische Färbung voraus habe; wenn er aber Schlegel nicht einmal die „einzelnen Unschicklichkeiten" die dieser darin hat finden wollen einräumen, im Ganzen

auch nicht das Geringste gerügt haben will, so müssen wir ihn darauf aufmerksam machen, daß gerade ein so überschwengliches Lob am ehesten den Tadel provocirt, der, wie in allen menschlichen Producten, so am Ende auch hier die Achilles-Ferse aufzufinden weiß. Nach unserm Gefühl hat „Maria Stuart" sogar einen sehr bedeutenden Fehler, denselben den Grün am „Wallenstein" gerügt hat: die Verletzung der moralischen Weltordnung, deren Verherrlichung doch der einzige vernünftige Zweck ist den die Tragödie überhaupt haben kann. Der tragische Dichter hat als solcher zu zeigen, daß alle irdische Größe des tragischen Helden, sobald er sich über sich selbst erhebe, in Nichts zerfalle; aber er muß dabei stets klar und deutlich hervortreten lassen, daß jene Macht welche den tragischen Helden zertrümmert nur im Sinne einer höhern, absoluten moralischen Weltordnung handele, und daß diese moralische Weltordnung den Helden eben nur darum zerschellen lasse, weil sich derselbe in Selbstüberhebung gegen sie aufgelehnt habe. Hieraus ergeben sich für die Tragödie folgende unerlaßliche Bedingungen: 1) Der tragische Held muß groß und erhaben sein, denn der Untergang des Kleinen und Niedrigen hat nichts Ergreifendes und Erschütterndes, sondern höchstens etwas Rührendes; die bloße Rührung aber ist der Tragödie unwürdig. 2) Die Größe des tragischen Helden muß zum Uebermuthe, zur ὕβρις ausarten, er muß seinen endlichen, beschränkten Willen dem absoluten, unbeschränkten entgegenstellen und so durch frevelhaften Kampf gegen die absolute Weltordnung eine Schuld auf sich laden derentwegen er fallen muß. 3) Endlich muß sich die absolute Weltordnung zum Sturze des tragischen Helden einer Macht bedienen durch die sie würdig repräsentirt wird, also einer Macht die ihrerseits gegen den tragischen Helden im Rechte ist, die vorzugsweise an sich die Schuld und Auflehnung des Helden gegen das Absolute empfunden hat.

Wenden wir Dies auf „Maria Stuart" an, so müssen wir zuerst fragen: Besitzt die Heldin dieses Stücks die unerlaßliche Größe und Erhabenheit? Schon hier schwankt die Antwort, wenigstens zeigt Maria neben Momenten wirklicher Größe und Energie auch Augenblicke wo ihre Kraft geknickt und zerbrochen erscheint, ja sie stellt sich uns größtentheils in Situationen und Gemüthszuständen dar derentwegen wir sie mehr bemitleiden als bewundern müssen. Daher wirkt denn auch ihr Untergang wirklich mehr rührend als ergreifend oder gar erschütternd. Wir werden nicht zu dem das Selbstgefühl überwältigenden, das sittliche Bewußtsein aber erhebenden Gedanken genöthigt: sogar solche Kraft muß fallen, wie groß muß also jene absolute Macht sein vor der sie nicht bestehen konnte! Wir kommen höchstens zu dem Gefühl: es ist doch jammerschade, daß eine Erscheinung deren Schicksal und liebenswürdige Persönlichkeit uns so viel Theilnahme eingeflößt gerade ein solches Ende nehmen muß! Wirklich ist auch das Ende vom Dichter rein auf Rührung berechnet. Jenes Klagen und Jammern der Kammerfrauen, jenes weinerliche Abschiednehmen von höchst untergeordneten Personen, womit mehr als die Hälfte des letzten Acts ausgefüllt wird, ist der Tragödie höhern Stils durchaus unwürdig; das Gefühl des Zuschauers wird hier in eine Sphäre hinabgezogen in welcher sich höchstens das sogenannte bürgerliche Trauerspiel bewegen darf.

Zweitens haben wir zu fragen: Hat sich die tragische Heldin einer Auflehnung gegen die moralische Weltordnung schuldig gemacht? Hat sie eine Schuld auf sich geladen derentwegen die absolute Gewalt sie der Vernichtung preisgeben mußte? Meine Antwort lautet auf das entschiedenste: Nein! Zwar wird man einwenden: Gesteht sie in der Beichte nicht selbst:

> Den König, meinen Gatten, ließ ich morden,
> Und dem Verführer schenkt' ich Herz und Hand!

Gesteht sie nicht ihre sündige Liebe zu Bothwell? Gesteht sie nicht ihren unversöhnten Haß gegen Elisabeth? Dagegen erwidere ich: Die erste sowol wie die zweite Schuld, obschon an sich frevelhafte Herausfoderungen der göttlichen Nemesis, sind doch hier gar nicht in Rechnung zu bringen, weil sie gänzlich außerhalb der Tragödie liegen. Jedes Kunstwerk soll ein Ganzes sein, ein Ausschnitt aus der Welt oder der Weltgeschichte, der in sich selbst die ganze Welt, die ganze Weltgeschichte repräsentirt, der uns so in und durch sich selbst befriedigt, daß wir im Augenblicke wo wir das Kunstwerk genießen alles Uebrige, alles sonst noch Existirende vergessen. Das Kunstwerk darf also nicht selbst über sich hinausdeuten, noch weniger eine Wirkung auf eine Ursache gründen die außerhalb seiner Grenzen liegt, und am allerwenigsten einen tragischen Untergang auf eine nur vorübergehend erwähnte, mit dem Kunstwerk durchaus nicht in innerm Connex stehende Schuld basiren. Sollte also wirklich Schiller den Untergang Maria's durch ihre frühern Verbrechen motivirt wissen wollen, so hätte er den großen Misgriff gemacht, den Leser selbst aus seiner Tragödie hinauszutreiben, weil er ihn zwänge, den Grund zu Dem was aus der Tragödie selbst nicht begriffen werden kann, in der Weltgeschichte nachzulesen oder so gut es gehen will aus dem Gedächtniß zu ergänzen. Damit würde er aber zugleich auch die Einsicht hervorrufen, daß die vorausgeschickte Entwickelung der Tragödie eine ganz unpassende sei und die außerhalb liegenden Motive völlig in sich verschlinge. Wollen wir also Schiller von diesem Misgriffe freisprechen, so müssen wir uns nach einer Schuld umsehen die wirklich im Drama selbst hervortritt, nach einer Schuld im Verhältniß Maria's zur Elisabeth, nach einer Schuld die in directem Zusammenhange mit ihrem gerade hier und unter solchen Vorgängen erfolgten Untergange steht. Als solche könnten wir nun die im dritten der oben erwähnten Schuldbekenntnisse zugestandene annehmen, nämlich Maria's unversöhnten Haß gegen Elisabeth, ihre im Busen tobenden Rachegedanken, ihre Hoffnung auf Vergebung ihrer Sünden, ohne doch selbst der Gegnerin zu vergeben. Es liegt am Tage, daß die

ſes Motiv der Anlage des Stücks weit entſprechender iſt; aber dennoch können wir es nicht für genügend erklären. Einerſeits tritt dieſes Haß- und Rachegefühl, deſſen ſie ſich in der letzten Scene anklagt, in den frühern Partien der Tragödie gar nicht ſo ſtark hervor: ſie hegt zwar einen ganz natürlichen und ſittlich berechtigten Unwillen über und Widerwillen gegen ihre Peinigerin; aber derſelbe bricht doch erſt da in maßloſer Form aus wo ſie durch Eliſabeth ſelbſt dazu gereizt wird; andererſeits bleibt jenes Gefühl innerhalb der Grenzen des Gefühls, macht ſich höchſtens in Worten Luft, wird aber nie und nirgend zur That, zur Handlung, weder im Stück noch außerhalb deſſelben. Sie ſelbſt erklärt in der Beichte:

> Ich habe alle Fürſten aufgeboten,
> Mich aus unwürd'gen Banden zu befrei'n;
> Doch nie hab' ich durch Vorſatz oder That
> Das Leben meiner Feindin angetaſtet.

Ihre Schuld iſt alſo eine rein innerliche und unter den obwaltenden Umſtänden ſogar eine verzeihliche, am allerwenigſten aber eine ſolche die ſich übermüthig gegen das Abſolute auflehnt. Wie alſo kommt die abſolute Weltordnung dazu, ſie ſo äußerlich und mit dem Aeußerſten, dem Tode, zu beſtrafen? Es iſt demnach unleugbar, daß Schiller Maria ſchuldlos ſterben läßt, und daß er ſomit der Weltregierung eine That aufbürdet die ſie, ſtatt ſie zu verherrlichen, zu einer grauſamen, tyranniſchen Gewalt herabwürdigt.

(Der Beſchluß folgt.)

B. Appert, Erinnerungen aus meinen Erlebniſſen am Hofe Ludwig Philipp's ꝛc. Deutſch herausgegeben vom Verfaſſer und Karl Ploetz. Drei Bände.

(Beſchluß aus Nr. 104.)

Von dieſer Zeit an ſind nun Ludwig Philipp und ſeine Familie die hauptſächlichſten Gegenſtände in unſerm Buche, deſſen Verf. auch in dieſer Beziehung, namentlich im dritten Bande, eine Anzahl von Sätzen, Anſichten und Meinungen L. Blanc's in ſeinem bekannten Buche angegriffen und widerlegt hat. Da es aber gerade nichts Weſentliches betrifft, ſo halten wir uns dabei nicht auf, indem die Leſer wol ohne unſere Erinnerung den Gegenſatz zwiſchen der ſtürmiſchen, demokratiſchen Geſchichtſchreibung L. Blanc's und den höflichen, friedlichern Denkwürdigkeiten des Hrn. Appert ſich denken können. Ueber Ludwig Philipp's häusliche Gewohnheiten, ſeine Tages- und Lebenseinrichtung, ſeine unabläſſige Thätigkeit, ſeine Wohlthätigkeit und großen Jahrgehalte an verdiente Leute und treue Diener ſeines Hauſes gibt Hr. Appert eine bis in das Kleinſte eingehende Schilderung; wir erfahren ſogar die Beſchaffenheit des Bettes in welchem das königliche Ehepaar ſchläft, und vernehmen, daß der König ſehr übler Laune geweſen ſei, als er ſich ſeinen Rock beim Durchgehen durch eine Thüre zerriſſen hatte. Die Zuſammenſetzung ſeines Cabinets, ſeine Adjutantur, ſeine Dienerſchaft oder ſonſtige Umgebung iſt den Leſern genannt, und mancher ſonſt unbekannte Name, mancher liebenswürdige Zug des leutſeligen Königs hierdurch zur weitern Kenntniß gebracht. Endlich wird von den Schlöſſern des Königs, ſeinen Reiſen in die Departements, den Vorſtellungen der Deputirten und andern geſelligen Zuſtänden in der Familie Orleans eine genügende Nachricht gegeben. Iſt hier nun wie in allen den genannten Abſchnitten nicht Alles neu (die Anſchaulichkeit des Fürſten Pückler in „Semilaſſo's letzter Weltgang" bei der Schilderung Ludwig Philipp's in ſeiner Häuslichkeit konnte zwar Hr. Appert ſeinen Beſchreibungen nicht geben), ſo iſt doch Vieles neu geſtaltet und anerkennungswerth. In der Schilderung der kleinſtädtiſchen Deputirten aus den Provinzen und ihren ſonderbaren Zumuthungen hat Hr. Appert ſich mit Glück verſucht und mit einem ganz ergötzlichen Geſchichtchen aus der erſten Regierungszeit des Königs geſchloſſen. Ein reicher, einflußreicher und geiziger Gutsbeſitzer wird vom König zur Tafel geladen, entſchuldigt ſich aber damit, daß er bereits 15 Francs auf ſeinen Platz im Perſonenwagen bezahlt habe und alſo abreiſen müſſe. „In dieſem Falle", antwortete der König lächelnd, „will ich Ihnen keinen Verluſt verurſachen: kommen Sie daher nur heute um 6 Uhr." Jener verfehlte auch nicht ſich einzuſtellen, beſpritzt und ſchmuzig, weil er aus Sparſamkeit keinen Wagen hatte nehmen wollen.

Von der Königin Maria Amalie haben wir ſchon geſprochen. Die Prinzeſſin Adelaide beſchreibt uns Hr. Appert als eine Fürſtin von großem Scharfſinn in allen politiſchen Dingen, als eine Freundin des vernünftigen Fortſchritts, als eine wahrhafte Franzöſin, voll Liebe zu ihrem Vaterlande und voll Muth und Entſchloſſenheit im Augenblicke der Gefahr. Die Ausſpendung ihrer Wohlthaten ging ebenfalls lange durch Hrn. Appert's Hand, und er hatte Gelegenheit ihre Erfahrung und die im Unglück, das ſie mit ihren Brüdern getheilt hatte, gereifte Menſchenkenntniß zu bewundern. Daß die Erziehung der Kinder Ludwig Philipp's einfach und nach verſtändigen Grundſätzen geleitet ſei, wird auch hier wieder beſtätigt und im Gegenſatze dazu beklagt, daß der Herzog von Bordeaux, während er noch Thronerbe von Frankreich war, eine Erziehung erhalten habe welche unmöglich der Nation Vertrauen einflößen konnte. Wir beſtreiten Dies gerade nicht, wollen aber doch Hrn. Appert auf Bouilly's „Nouvelles récapitulations" (Paris 1838) aufmerkſam machen, wo er mehre Thatſachen finden wird in welchen die Herzogin von Berri als eine ſehr gute Mutter erſcheint, voll wahrer Sorge für die Erziehung ihrer Kinder und als eine Feindin höfiſcher Schmeichelei. Und Bouilly verſichert als ein alter fondateur de l'égalité des droits en France mit aller Freiheit der Rede die ihm von der Herzogin übertragenen Obliegenheiten erfüllt zu haben.

Zuletzt erwähnen wir noch einer Anzahl pariſer Bilder, bei denen der größere Theil der Leſer vielleicht mit beſonderm Vergnügen verweilen wird. Denn deutſche Leſer nehmen ja immer nach Mercier's meiſterhaftem „Tableau de Paris" oder nach Paul de Kock's „Nouveau tableau de Paris" einen lebhaften Antheil an den Strömungen und Richtungen des pariſer Lebens, ſowie an den verſchiedenartigen Perſönlichkeiten welche die große Stadt auf ihren Straßen und Boulevards, in ihren Paläſten und Hütten beherbergt. Zu dieſen pariſer Bildern und Phyſiognomien rechnen wir namentlich die Nachrichten über die Familie Sanſon, in der ſeit länger als 160 Jahren das Amt eines pariſer Scharfrichters einheimiſch war, wofür ſie denn auch in alten Zeiten merkwürdige Freiheiten und Privilegien genoß. Der damalige Repräſentant der Familie, der Sohn Deſſen der Ludwig XVI. guillotinirt und unter der größten Bewegung den barbariſchen Befehl erfüllt hatte, das Haupt des Königs dem Volke zu zeigen, war ein geſetzter, ruhiger und unterhaltender Mann, der ſich in den Mittagsgeſellſchaften des Hrn. Appert unter guter Geſellſchaft ſehr wohl zu benehmen wußte. Von ſeiner Arbeit, von ſeiner Maſchine, von ſeinem Honorar ſprach er mit großer Gemüthsruhe, und zeigte auch ohne Weiteres den neugierigen Engländern, von denen ſich einige auf das Bret der Guillotine legten, ſeine Maſchinen und ſein Handwerkszeug. Ferner erſcheinen hier manche weiland berühmte Spitzbuben, Vidocq, Lacenaire, Gillard, vor unſern Augen, mit denen Hr. Appert nach ſeiner Stellung manchen Verkehr hatte und den berüchtigten Vidocq ſogar öfters zu Tiſche bei ſich ſah — eine Zuvorkommenheit bis zu welcher wir es Gottlob! doch noch nicht in Deutſchland ge-

bracht haben. Sodann werden mit manchen Seufzern über die Bösartigkeit der Menschen die öffentlichen Schreiber und Winkelscribenten vorgenommen, die feilen Journalisten, die handwerksmäßigen Literaten, die unwürdigen Bittsteller welche sich für ehemalige Offiziere der französischen oder auch der polnischen Armee ausgaben, um nur Geld zu erhaschen. Unwillkürlich wie es scheint, aber doch wol nicht ohne Absicht beschäftigt sich Hr. Appert auch häufig mit den höhern Classen in Paris, mit den Hofdamen, Herzoginnen und Marquisen der feinen Welt, die es nicht verschmähten ihm in zierlich parfumirten Billets ihre Schützlinge zu empfehlen, und kann nicht unterlassen seinem Unwillen über die einflußreichen Bedienten, die geheime Hofpolicei, die schlauen Hofdamen und die ränkevollen Höflinge bei jeder Gelegenheit Luft zu machen. Nach seinen Ausdrücken, z. B. sie wären die wahre Pest für die Paläste der Fürsten, Lüge und Ehrgeiz, höchster Egoismus, gänzliches Vergessen aller Pflicht und Ergebenheit wären ihre Tugenden, würden wir schließen müssen, daß Hr. Appert gerade hier sehr üble Erfahrungen gemacht habe, wenn er nicht selbst Dies deutlich genug ausspräche. „Lüge und Heuchelei, alle schlechten Eigenschaften der Antichambre", sagt er, „vereinigten sich mir zu schaden, die Ungnade traf mich unter dem Vorwande der Besorgniß für meine Gesundheit und allgemeiner Reformen in der Geschäftsverwaltung, und die Königin, die Prinzessin Adelaide, ja selbst der König konnten jenem unbekannten, aber starken und beharrlichen Einflusse der Paläste nicht widerstehen.

Eigentlich häklige Geschichten hat Hr. Appert nicht mitgetheilt, aber wol solche wo Offiziere, Präfecten und andere Angestellte öfters die politische Farbe wechselten. Indessen hat er solche Leute nur mit dem Anfangsbuchstaben bezeichnet; aber wer wird selbst aus diesen nicht den General Jacqueminot in einer häßlichen Angelegenheit errathen?

Einzelne Flüchtigkeiten oder Unrichtigkeiten können wir Hrn. Appert auch noch aufzählen. So sollte ein Mann wie er doch nicht die Vornamen der Herzoginnen von Angoulême und von Berri verwechseln, wie (I, 239) geschehen ist, oder den Mann mit der eisernen Maske erst unter der Regierung Ludwig's XV. sterben lassen, da derselbe bereits am 19. Nov. 1703 unter der Regierung Ludwig's XIV. verstorben war. Gleich darauf durfte Hr. Appert von dem Herzoge von Choiseul, dessen Donnerstagsfrühstücke er so lange Zeit besucht hatte, doch nicht sagen, daß er Ludwig XVI. und seine Gemahlin auf der Flucht nach Varennes begleitet hätte. Allerdings war Choiseul einer von den Wenigen denen das Geheimniß vor der Ausführung des Unternehmens anvertraut war, auch zuerst bestimmt, mit in den königlichen Wagen genommen zu werden; aber in Beziehung auf die Fluchtreise selbst trifft ihn nebst dem Baron Goguelet der Vorwurf der Uebereilung und Vernachlässigung nothwendiger Vorsichtsmaßregeln, wodurch auf seine Treue gegen die königliche Familie auch nicht der Schatten eines Verdachts geworfen werden soll. Das Urtheil über Hudson Lowe ist ebenso ungerecht als leidenschaftlich: man hätte ihn nicht in einen französischen Bagno bringen dürfen, ohne das Schlimmste von der Rache der Galeerensklaven befürchten zu müssen!

Der Verf. kündigt eine Sammlung von Lebensbeschreibungen aller hohen und berühmten Personen an welche in verschiedenen Ländern in der Gefangenschaft geschmachtet haben. Es erinnert ein solches Unternehmen nur zu sehr an ähnliche französische Compilationen, als daß aus demselben irgend etwas Ersprießliches zu erwarten sein könnte. 20.

Literarische Notizen.

Aberglaube unter den Arabern.

Das Werk eines englischen Seemanns, welches unter dem Titel „Etchings of a whaling cruise. With notes of a sojourn on the island of Zanzibar, and a brief history of the whale fishery in its past and present condition" erschienen ist, deckt die unerhörten Scheußlichkeiten auf die sich die Capitaine der im Walfischfang beschäftigten amerikanischen Schiffe gegen ihr Schiffsvolk zu schulden kommen lassen. Unendlicher Segen der Presse! Die Greuel- und Schandthaten welche an dem fernsten Eise des Südpols auf einsamem Schiffsdeck von Barbaren verübt werden, zieht sie ans Tageslicht und vor den unbestechlichen Richterstuhl der gesitteten Welt. Die Dinge die in diesem Werk erzählt werden sind gräulich; wenn nur der zehnte Theil Dessen wahr ist, so muß die amerikanische Regierung einschreiten. Und sie wird es, denn mehr als 20,000 Matrosen, allein aus den Staaten Neuenglands, sind im Walfischfang beschäftigt, und der brutalen Gewalt jener Unmenschen preisgegeben die der Speculationsgeist sich zu Führern auf jenen gewinnreichen Zügen erwählt. Der Verf. behauptet, selbst auf einer solchen gefährlichen und langwierigen Fahrt „vor dem Maste" gedient, und die Dinge aus eigener Erfahrung kennen gelernt zu haben. Doch ist nicht das ganze Werk diesem Zweck gewidmet, es enthält auch vieles andere Lehrreiche und Ergötzliche. In letzter Beziehung sind es besonders die Sitten und Gebräuche der arabischen Bevölkerung auf Zanzibar, die ihm Stoff zu anziehender Darstellung liefern. So erzählt er von einem jungen Araber, der auf einem Kauffahrer auch nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika gekommen, und der ihm die Eindrücke mitgetheilt welche in Boston der Anblick der Dampfschiffe, der Eisenbahnen und Locomotiven auf ihn gemacht. Unter Anderm habe er ihm dabei erzählt wie ein Maler in Salem, Sheppord, ihn in Oel gemalt und dies sein Portrait ihm zum Geschenk gemacht habe. Als er nun damit in seine Heimat zurückgekehrt, habe seine Mutter gefragt, was das für ein Ding sei. Auf die Antwort des jungen Mannes, dies wäre das Abbild seines Gesichts, und nachdem sie ihren Blick darauf geworfen, sei sie vor Schrecken und Wuth ganz außer sich gerathen, und habe in ungemessenen Ausdrücken auf den Maler geschmäht der ihres Sohnes Fleisch und Blut auf die Leinwand gebracht. Den Einwand ihres Lieblings, daß es nur ein unschädliches Bild, habe sie nicht gelten lassen, den Künstler einen bösen Zauberer gescholten, und verlangt, daß der Sohn das Bild vernichten solle, weil er nur so das verlorene Fleisch und was damit von seiner Seele verloren gegangen wiedergewinnen könne. Der junge Araber mußte sich zu seinem großen Aerger endlich Dies gefallen lassen, so eitel er auch auf sein Conterfei gewesen war.

Zur Geschichte Siciliens.

Ein wichtiges Werk für die Specialgeschichte des Mittelalters und namentlich Italiens ist die „Histoire de la Sicile sous la domination des Normands etc.", vom Baron de Bazancourt (2 Thle.). Es umfaßt den Zeitraum von 1027—1136. Der Verf. hat mit der größten Sorgfalt alle ihm zugänglichen Quellen benutzt. Er sagt in der Einleitung in Bezug darauf: daß er sich bei diesem Unternehmen weder die Schwierigkeiten noch dessen Wichtigkeit verheimlicht habe. Er habe nicht darauf Bedacht genommen, ob er ein gutes oder schlechtes Buch zu Stande bringen werde, sein einziges Ziel sei darauf gerichtet gewesen, die Ergebnisse seiner langen und sorgfältigen Nachforschungen in Sicilien, dem Schauplatze dieser Geschichte selbst, in eine zusammenhängende Uebersicht zu bringen. Er habe zu diesem Zwecke alle Handschriften, alle Diplome, Urkunden und Chroniken zu Rathe gezogen; er sei mit dem äußersten Nachforschungseifer durch Sicilien gereist, habe an die Pforte jedes Klosters geklopft worin er seltene oder kostbare Urkunden vermuthet habe, jede Büchersammlung, ja jedes Buch worin er Aufschlüsse zu finden gehabt sei Gegenstand seines Durchspähens gewesen — aber er habe sich nirgend eines Gehenlassens der Einbildungskraft schuldig gemacht; „jede Zeile", erklärt er, „ja sozusagen jedes Wort, enthält irgend eine beglaubigte Thatsache. Solches sind meine Ansprüche auf die Aufmerksamkeit meines Lesers." 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 106. —— 16. April 1847.

Friedrich Schiller.

(Beschluß aus Nr. 105.)

Die dritte Frage, die wir uns noch zu beantworten haben, lautet: Hat sich die Weltregierung zur Vollstreckung ihrer Strafe eine würdige Repräsentation ausgesucht? Auch hierauf können wir nicht unbedingt mit Ja antworten. Zwar erscheint Elisabeth der Maria Stuart gegenüber als berechtigt, aber nicht persönlich, sondern nur vom staatlichen und kirchlichen Standpunkte; auch hat sie nicht eigentlich gegen Maria selbst ein objectiv begründetes Recht, sondern nur gegen deren Partei, die ohne Maria's Wissen und Willen gegen Elisabeth machinirt. Nun ließe sich Elisabeth als Vertreterin der Weltregierung allerdings rechtfertigen, wenn sie Maria rein um ihrer Staatsgefährlichkeit willen hinrichten ließe, ja es könnte dadurch auch die Ungerechtigkeit des Absoluten bedeutend gemildert werden, obschon es immer hart bleibt, ein Individuum blos für die ihm unbewußten Verbrechen der Partei büßen zu lassen; aber in diesem Lichte hat Schiller die Elisabeth gar nicht dargestellt, vielmehr läßt er sie nur aus persönlichem Haß, aus Neid und Eifersucht das Todesurtheil unterzeichnen, und macht also die unsittlichsten, unwürdigsten Motive zu Werkzeugen in den Händen der sittlichen Weltregierung — was nur dadurch einigermaßen gut gemacht wird, daß Burleigh, der eigentliche Vertreter des Staatswohls, dem schwankenden Willen der Elisabeth die entscheidende Wendung gibt, hierfür aber freilich bei der Königin in Ungnade fällt.

Ich hoffe, diese Einwendungen werden hinreichend sein, um meine Bedenken gegen die völlige Makellosigkeit der „Maria Stuart" zu erklären. Uebrigens muß ich zugeben, daß dieselbe nicht besser gestützt werden kann als durch die Idee welche Grün der „Maria Stuart" unterlegt. Er sieht darin nämlich die Reaction des Protestantismus gegen den Katholicismus oder der Religion des Verstandes gegen die Religion des Gefühls. Beide Parteien sind nach ihm gegeneinander berechtigt; aber der historische Fortschritt will, daß der Katholicismus geopfert werde; aber auch der Protestantismus in seinem einseitigen Rechte darf nicht wirklich triumphirend erscheinen: daher die Zerknirschung der Elisabeth nach vollzogener That als Andeutung, daß der Protestantismus hier nicht stehen bleiben dürfe, sondern nach innerlicher, gemüthlicher Erfüllung zu streben habe. In dieser Erklärung liegen so viele rechtfertigende Elemente, daß wir sie gern adoptiren würden, wenn nicht der Dichter selbst in seiner Charakteristik der beiden Königinnen, in Anlage der Verwickelungen und Situationen, in Einführung der Katastrophe weit mehr Accent auf die persönlichen und psychologischen Beziehungen als auf die staatlichen und kirchlichen Verhältnisse gelegt hätte.

Auch über die „Jungfrau von Orleans" hegen wir zum Theil andere Ansichten als der Verf., und namentlich können wir uns auch hier mit der Bestimmung des Grundgedankens: es werde in diesem Stücke die Religion, als die eine und wahrhafte gedacht, dem Staate eingeordnet und zur Staatsreligion erhoben, nicht befreunden. Vielmehr sehen wir darin das Hinausgehen des religiös-patriotischen Gefühls im Weibe über die natürliche weibliche Bestimmung seinem tragischen Conflicte und Verlaufe nach dargestellt, und würden auch an dieser Darstellung manche Inconsequenzen nachzuweisen haben, wenn uns nicht Mangel an Raum uns davon abhielte. Wir überspringen daher auch die „Braut von Messina", zumal da das streng ausfallende Urtheil des Verf. in den wesentlichen Punkten mit dem allgemeinen Urtheil übereinstimmt, und wenden uns unmittelbar zum „Wilhelm Tell", über den wir noch Einiges zu sagen wünschen. Auch diesem gegenüber scheint uns nämlich das Urtheil des Verf. zu enkomiastisch. Zwar erklärt er selbst, „Tell" sei genau genommen kein Drama, sondern ein dramatisirtes Epos, wie ihn schon Gervinus genannt hat; aber es soll Dies nicht sowol ein Vorwurf sein, als vielmehr eine Rechtfertigung gegen etwanige Angriffe. Was aber ist ein „dramatisirtes Epos"? Das charakteristische Kennzeichen des Epos ist: die Erzählung des Objects aus dem Munde des Dichters, die wesentliche Eigenschaft des Drama dagegen: die Darstellung des Objects aus dem Munde und den Geberden seiner eigenen Persönlichkeiten. Wie ist da eine Vereinigung dieser Formen möglich? Man kann sie höchstens nebeneinander stellen, sie miteinander wechseln lassen, d. h. der Epiker kann in besonders lebendigen Momenten der Erzählung so lebhaft werden, daß er sich selbst vergißt und blos das Object sprechen läßt; umgekehrt kann der Dramatiker in besonders ruhigen Mo-

menten der Darstellung eine Person des Objects einmal so ruhig erzählen lassen, als ob er selbst erzählte; aber eine vollkommene Einheit kommt darum nicht zu Stande, und ein von vornherein und durch und durch dramatisirtes Epos ist ein eben solcher Widerspruch als ein — venia sit verbo — episirtes Drama. Was sagt also der Verf. eigentlich mit jener Bezeichnung? Entweder, daß sich Schiller in der Wahl der Form vergriffen habe, daß er den Stoff episch hätte behandeln sollen, oder daß er zwar in der Wahl der dramatischen Behandlung Recht gehabt, aber zu sehr in die epische Breite verfallen sei. Beides ist kein geringer Tadel, und es wird klar damit ausgesprochen, daß „Tell" keiner reinen Kunstgattung angehört, sondern ein Mischlingsproduct ist. In der That hat „Tell" neben echt dramatischen Stellen auch Scenen die unverkürzt auf der Bühne kaum brauchbar sind. Dahin gehört besonders der ganze letzte Act. In diesem geschieht thatsächlich gar Nichts. Alles was wir darin noch Interessantes erfahren, erzählen sich die Eidgenossen untereinander, und die Erstürmung der Burg Zwing-Uri daneben ist Nichts als ein wüster, die Erzählung nur störender Spectakel. Jedenfalls wäre es dramatischer gewesen, den Fall Geßler's in den fünften Act zu ziehen und den jetzigen fünften in eine kurze Schlußscene zusammenzudrängen, da sich einmal der noch übrige Stoff zu einer dramatischen Behandlung nicht eignete.

Eine zweite Bemerkung die wir zu machen haben bespricht die Sprache im „Tell". Dieser läßt Grün mit Recht großes Lob widerfahren. Denn in der That zeigt dieselbe noch so wenige Ueberreste phraseologischen Schwulstes, sie erscheint zu einer so edeln Einfachheit und Enthaltsamkeit geläutert, und sie hat neben ihrer allgemeinen Schönheit so viel Elemente localer Färbung in sich aufgenommen, daß sich kein anderes Product Schiller's in dieser Hinsicht mit dem „Tell" messen kann. Aber das Prädicat höchster Vollendung können wir ihr darum doch noch nicht beilegen. Es fehlt ihr dazu einerseits jene Unmittelbarkeit, jenes Quellen und Sprudeln aus innen heraus, jene Fülle poetischer Anschauung, jene Anschmiegsamkeit an jeden Charakter, an jede Situation, jene graziöse Nachlässigkeit und Ungezwungenheit, jene Gedrängtheit des Stils und Prägnanz des Ausdrucks, jener Reiz ursprünglicher, neuer, überraschender Wendungen, jene geniale, wie ein Blitz einschlagende Gewalt — kurz, fast alles Das wodurch uns gerade die Sprache Shakspeare's so mächtig, so unwiderstehlich hinreißt; andererseits aber auch jenes Ebenmaß reinster Schönheit, jene Ruhe der Entfaltung, jene Festigkeit des Gepräges, jene Rundung und Abgeschlossenheit, mit Einem Worte, jene Göttlichkeit die wir an der Diction Goethe's bewundern. Wie euphonisch, wie hinrollend, wie glänzend, wie edel und erhaben auch immer die Sprache Schiller's sein möge, zu welcher Reinheit und Einfachheit sie sich auch im „Tell" geläutert haben mag — sie behält immer etwas Rhetorisches, Gemachtes, von außen her dem Stoffe Umgeworfenes, Gewandartiges; es mangelt ihr die Naturwüchsigkeit und Sinnlichkeit; sie ist nicht die verkörperte Idee selbst, sondern nur Mittel die Idee mitzutheilen; der Zweck liegt noch als erst zu erreichendes Ziel vor ihr, man fühlt die Absicht und man ist verstimmt. Wenn wir daher mit Grün der Sprache im „Tell" unsere Bewunderung zollen müssen, so bleibt doch diese Bewunderung immer nur eine relative; vom absoluten Standpunkte betrachtet kann auch diese höchste Vollendung Schiller'scher Diction noch nicht die volle ästhetische Befriedigung gewähren.

Eine dritte Ausstellung die unserm Gefühl nach an „Tell" zu machen ist bezieht sich auf eine abermalige Verletzung der moralischen Weltordnung, die sich hier gerade umgekehrt zeigt wie in der „Maria Stuart". Dort ließ Schiller die Unschuldige untergehen, hier bringt er eine Schuld zur Verherrlichung. Denn wie sehr auch Geßler seinerseits den Tod verdient haben mag, wie sehr wir uns auch seines Falles im Namen der Freiheit freuen mögen, wie sehr wir auch mit Tell, dem glücklichen Vollbringer der That, sympathisiren und ihm alles Glück und Heil wünschen mögen: ganz läßt sich doch das sittliche Gefühl nicht unterdrücken, daß die That von Seiten Tell's eine Schuld involvirt, eine Schuld die zwar durch ihre Vorgänge wie durch ihren Erfolg in das glänzendste Licht gerückt wird, aber doch am Ende nicht wegzuleugnen ist. Was thut Tell, wenn man die That in ihrer nüchternen Wirklichkeit, ohne den verklärenden Heiligenschein betrachtet? Er lauert seinem Feinde aus sicherm Hinterhalt auf und schießt ihm mit ruhiger Ueberlegung, ohne leidenschaftliche Aufwallung den mörderischen Pfeil in die Brust. Was hat ihm dazu das Recht gegeben? Etwa daß Geßler ihn mit teuflischer Grausamkeit behandelt hat? Daß Geßler überhaupt ein Tyrann seines Landes ist? Daß er und seine Familie von ihm Alles zu fürchten hat? Jeder fühlt, daß das Alles noch Nichts sagen will gegen das uralte, mit unverlöschlichen Buchstaben in Jedes Brust geschriebene Sittengesetz: Du sollst nicht tödten! Ja, wäre er ihm im offenen Kampfe entgegengetreten, sei es allein oder in der Gesammtheit; ja, hätte er es auch nur im Augenblicke der letzten und äußersten Noth, von einem gebieterischen Entweder-Oder gezwungen, vollführt — man könnte ihn freisprechen. So aber wie er es gethan bleibt es eine Blutschuld, eine Verleugnung des Sittengesetzes, welche die moralische Weltordnung nicht gutheißen kann. Man mag vielleicht diese Ansicht für moralischen Rigorismus erklären, für Mangel an Begeisterung für die Freiheitsidee; aber ich widerspreche Dem. Im tiefsten Grunde des Herzens fühlt es Jeder heraus, wie weitherzig er sonst denken, wie enthusiastisch er der Freiheitsidee anhangen mag. Und Schiller hat es ja selbst gefühlt; er läßt Tell selbst seine Handlung stets einen Mord nennen, und — wozu sonst die ängstliche Vertheidigung im letzten Act? Auch Börne, der doch gewiß kein engherziger Moralist ist, nimmt an Tell's Handlungsweise Anstoß, und Gervinus, dem es sicherlich nicht an Begeisterung für die Freiheitsidee fehlt, meint, indem er die Scene zwischen Tell und Parricida rechtfertigt: der Dichter brauche nicht ohne Grund jedes Mittel, den uneigennützigen Tyrannenmord vor der [illegible]

Entnervung delicat gewordenen Moralität unserer Tage zu retten. Das ist im Ganzen richtig; nur glaube ich, daß Schiller jene Scene nicht um der „durch Entnervung delicat gewordenen Moralität“ willen, sondern aus eigenem Bedürfniß hinzugefügt hat, wie sie denn auch Gervinus gewiß nicht blos ihres praktischen Zweckes wegen billigt.

Fragt man, wodurch Schiller die Schuld Tell's hätte sühnen können, so ist die Antwort freilich schwierig. Das Herz sträubt sich dagegen ihn zu opfern. Die Motive der Handlung sind so rein von jeder niedrigen Gesinnung, der Erfolg der Handlung so herrlich — nur die Handlung an sich, der Modus und objective Thatbestand derselben ganz allein ist was nicht vor dem höchsten Richter bestehen kann. Soll er darum dem Untergang geweiht werden? Dazu kommt, daß man den Freiheitsjubel durch keine Klage gestört wünsche, daß uns ein tragisches Ende Tell's mitten in der allgemeinen Freude als ein Mißton erscheinen würde! Und doch gewährte vielleicht eine Art des Untergangs, der Tod im Freiheitskampf, einen wirksamern, uns noch tiefer ergreifenden, den Helden noch reiner verklärenden, den Werth der Errungenschaft noch erhöhenden und das Sittengesetz dennoch befriedigenden Schluß; einen Schluß der einerseits die Schuld tilgen, andererseits eine neue Glorie um des Helden Haupt flechten würde. Doch konnte Schiller diesen Schluß schon um deswillen nicht wohl gebrauchen, weil er ihn schon für die Jungfrau angewandt.

So müssen wir denn schon mit dem gegenwärtigen zufrieden sein, und es versteht sich von selbst, daß wir uns den großartigen Gehalt der Dichtung nicht dadurch dürfen verkümmern lassen. Die Kritik hat zwar die Pflicht auf die Mängel rücksichtslos hinzudeuten; aber der Enthusiasmus sieht bei einem Werke wie dieses ist mit Recht darüber weg. Und so wollen denn auch wir nicht weiter daran mäkeln, sondern mit Grün sagen:

Der Tell ist lyrisch, dramatisch und sprachlich das vollendetste Meisterwerk einer arbeitvollen Bahn, der Dom nach dessen Vollendung der Meister verschwinden muß, weil er nichts Höheres mehr leisten kann, die kühnste Prophetie des sterbenden Sehers, auf das Banner des 19. Jahrhunderts gemalt. Wenn Schiller's Leben nicht zu beneiden war, so war es desto mehr sein Tod; der Dichter hat genug an der Unsterblichkeit: Fortleben in seinem Werk!

Richard Morning.

Geschichte der volksthümlichen schottischen Liederdichtung. Von Eduard Fiedler. Zwei Bände. Zerbst, Kummer. 1846. Gr. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Wohin sind die Zeiten als die Volkslieder aus Schottlands Niederland uns entzückten, als unser Studium, freilich ein nur dilettantisches, so gern dort weilte, als käme von dorther eine neue Offenbarung der Poesie. Diese sanften Weisen, diese herzinnigen Töne der Liebe, Treue verhallen heut an unserm Ohr, an dem, gewöhnt von brausendern Weisen nie hingerissen zu werden, auch der Zauber der spanischen Romanzen seine Macht verloren hat; und wer sich der Zeiten entsinnt als die Fundgrube der Romanceros uns aufgeschlossen ward, weiß, daß es ein Rausch war in dem der Deutsche lange, wo nicht immer schwelgen zu können und zu müssen glaubte. Es muß aber doch eine ganz eigenthümliche Kraft in der schottischen Volkspoesie ruhen, wenn wir erwägen wie sie oft und zu verschiedenen malen sich bei uns geltend zu machen gewußt hat; oder beruht es allein auf der Verwandtschaft der schottischen Sprache und Gefühlsweise mit der deutschen? Im Allgemeinen lernten wir sie durch Herder kennen; Macpherson's „Ossian“ fand auf seiner Eroberungstour durch die gebildete und sentimentale Welt nirgend so vielen Anklang als in Deutschland; Scott frischte auf, erweiterte und bereicherte den Kreis unserer Theilnahme; endlich erwachte sie mit mehr Bewußtsein und Würdigung durch die Bekanntschaft mit Robert Burns.

Aber daß wir trotzdem immer nur Stückwerk davon kennen gelernt, zeigt uns der fleißige und gründliche Verf. des obigen Werkes, der uns die schottische Liederdichtung als ein Ganzes von Anbeginn bis auf die Gegenwart vor Augen führt. Wir erfahren daraus weit mehr als wir ahnen konnten, daß nämlich diese Poesie, ebenso uralt als ihr Anfang, so bis in die neuesten Zeiten, bis in die Gegenwart selbst im eigentlichen Volke lebendig geblieben ist. Und doch findet der Verf. den hauptsächlichen Grund der allgemeinen Verbreitung und Erhaltung der Liederpoesie nicht sowol in dem überwiegend dichterischen Sinne des schottischen Volkes als in dem Volkserziehungswesen, das schon früh durch die Parlamente gepflegt wurde. Unter den Stuarts wollte man ihr nicht wohl; nach der Vertreibung derselben traten die alten Edicte wieder in Kraft, und nächst dem norddeutschen Schulwesen, oder vielleicht ihm voraus, ist das des schottischen Volkes das meist ausgebildetste. „Die schottischen Bauern“, sagt Allan Cunningham, „machen ihre Hütten zu Schulen; wenn ein Vater sich des Abends in seinen Lehnstuhl setzt, verfehlt er selten seinen Kindern allerlei Kenntnisse mitzutheilen, und seine eigenen Kenntnisse sind ziemlich ausgedehnte. Er kennt die europäische Geschichte im Allgemeinen und das Schriftenthum seiner Insel; genau weiß er aber Bescheid mit der Religion, der Dichtkunst und der sagenreichen Geschichte Schottlands. Ein gebildeter Bauer kennt alle Scharmützel, Belagerungen, Schlachten, alle innern und äußern Zwistigkeiten in seinem Lande; er kennt die Geschlechtsregister der wichtigsten Familien und weiß ganze Bände von Liedern und Balladen auswendig, oft selbst ganze größere Gedichte. Bekanntschaft mit dem Leben und den Thaten aller berühmten Männer in Schottland ist Haupterfoderniß. Zu Dem was er im Gedächtnisse hat kommen die Bücher, die auf dem Gesimse stehen. Der gewöhnliche Bauer hat immer eine kleine Büchersammlung, bestehend aus Geschichts-, Religions- und Dichterwerken, meist aber aus den letztern. Milton, Young, Allan Ramsay, Thomson, Ferguson und Burns sind überall zu finden, daneben unzählige Balladen- und Liederbüchelchen, durch häufigen Gebrauch verräuchert und zerrissen.“

Daß ein ausgebildetes Erziehungswesen im Volke der Entwickelung seiner Liederpoesie förderlich sein konnte, ist schon etwas Anomales, daß aber diese Liederpoesie neben der puritanisch strengen religiösen Richtung zu der das ganze Volk sich hinneigt und bei der großen Herrschaft der Geistlichkeit über Glauben und Sitte überhaupt bestehen konnte, ist eine noch größere Merkwürdigkeit. Wo Geistliche weil sie das Theater besuchen strengen Rügen unterworfen werden, wo ein Prediger weil er einmal ein Trauerspiel geschrieben aus dem heiligen Stande ausgestoßen ward, und Privatpersonen wenn sie nicht regelmäßig und oft die Kirche besuchen in eine Art Bann und Verruf gerathen, scheint die sinnige und sinnliche Heiterkeit, die süße, weiche Luft unter der das Volkslied allein gedeiht nicht zu Hause. Und wirklich hat man auch in Schottland Beispiele, daß die Geistlichen gegen das Volkslied eiferten, und von ihrem Standpunkte aus gewiß mit Recht; denn Volkslieder im Ganzen lassen sich ohne lascive Beimischung nicht denken. Aber so wenig wie die Eiferer den Tanz, konnten sie das Lied verdrängen: es klingt noch jetzt wider in den Thälern und Bergen und erweckt neue Sänger in Hütten und Feld, am Webestuhl, in der Werkstatt und in den Hürden der Schäfer.

Dem Verf. in seinem historischen Gange von der alten zur neuen Zeit zu folgen, kann hier, wo es nur eine Anzeige des interessanten und gehaltreichen Werks gilt, nicht Aufgabe

sein. Er hat in Schottland selbst an Ort und Stelle gesammelt, und wer sich dafür interessirt findet Lieder die ihm wol sonst schwerlich irgendwo zu Gesichte kommen dürften. Die ältere Zeit, sie wahrscheinlich als mehr bekannt voraussetzend, behandelt er kürzer. Wenn es mehr einer Sammlung der schottischen Lieder als ihrer Geschichte gegolten, hätten wir die Aufnahme einer größern Anzahl Gedichte gerade hier gewünscht. Mit jeder Periode abwärts werden die Mittheilungen reicher, die beigefügte Geschichtserzählung und Erklärung interessanter. Welche Fülle gleichzeitiger Jubellieder und nachfolgender Klagelieder hat die letzte Rebellion des Prätendenten hervorgebracht. Man hat, weil fast alle diese Lieder Partei für die Stuarts nehmen und kaum einige wenige sich vorfinden welche der englischen, hanöverschen oder Regierungspartei das Wort führen, den Schluß ziehen wollen, daß die gesammte Poesie der Nation damals für die Stuarts Partei ergriffen habe; aber das heroische Unglück hat die Theilnahme der Dichter ja überall für sich, auch wenn die Dichter vor dem Richterstuhle der Vernunft und Ueberlegung für ihre Parteinahme sich keine Rechenschaft zu geben wußten. Jede Periode der legitimistischen oder nationalen Schilderhebungen in Schottland ist durch einen Cyklus von Liedern die sich erhalten haben gefeiert. (Ob man Dies später von den legitimistischen Versuchen in Spanien auch wird sagen können?) Auf Georg's I. Thronbesteigung gibt es ein einst allgemein beliebtes Spottlied das so anfängt:

> Wen hat uns der Teuf'l zum König gebracht?
> Ein kleines deutsches Herrchen.
> Als wir hingingen, zu holen ihn her,
> Da grub er in seinem Kohlgärtchen,
> Säete Kohl und pflanzte Lauch,
> Ohne Strümpf', ohne Hosen auch;
> Seine Bettellumpen stutzt auf der Bauch,
> Das kleine deutsche Herrchen.

Mit keckem Selbstvertrauen ruft dann der Schotte:

> Komm her in uns're Hochlandsberg',
> Du kleines deutsches Herrchen,
> Sieh wie der Kohl der Stuarts wächst,
> Den sie gesteckt im Gärtchen.
> Und faßt du eine Staude an,
> Vergreifst du dich am Pfluggespann,
> Auf dem Maul wir zerschlagen den Scepter dir dann,
> Du kleines deutsches Herrchen.
> — — — — — — — — —
> Alt Schottland, du bist viel zu kalt,
> Um solch Gewürm zu nähren;
> Doch die Hunde selbst am englischen Hof,
> Die lassen auf Deutsch sich hören!

Sind Das nicht Züge welche neue Blutadern auch in die Geschichte liefern?

Darauf folgen die Meister der schottischen Volksdichtung aus dem vorigen und dem gegenwärtigen Jahrhundert. Interessanter als seine Gedichte sind manche Züge aus der Lebensgeschichte Allan Ramsay's, des ersten bedeutenden Dichters aus Schottlands Neuzeit, und des eigentlichen Wiedererweckers der schottischen Dichtung. Er war Perückenmacher und Dichter, und stolz darauf, daß er vielleicht der Ur-Ur-Urenkel eines Edelmanns sei, darum und als Schotte Jakobit, bis es räthlicher ward nicht mehr Jakobit zu sein; dann Odenmacher und Odensänger vornehmer Personen. Er ließ seine Gedichte pennyweis auf Blättern verkaufen, und Jedermann von gutem Ton mußte Ramsay's letztes Gedicht besitzen. Da erst gab er das Perückenmachen auf, ward Buchmacher, Buchverkäufer und errichtete die erste Leihbibliothek in Edinburg. Sie ward der Sammelplatz der Gelehrten und Gebildeten in Edinburg. Als industrielles Genie gab er seine Gedichte auf Subscription in einem Quartbande heraus und erntete reichen Gewinn. Die Masse vornehmer Namen aus der Liste der Subscribenten beweist wie beliebt er sein mußte. Sein größter Ruhm war, daß er schon 28 Jahre vor seinem Tode zu dichten aufhörte, weil er fürchtete, die mit dem Alter verbundene Erkaltung der Einbildungskraft müsse den erworbenen Ruhm ihm wieder schmälern. Also aus der Wirklichkeit ein Exempel, welches das des Bischofs aus dem „Gil Blas" widerlegt.

Wer liest nicht immer wieder mit inniger Rührung die Schicksale eines Robert Burns, und folgt auch in neuen Uebertragungen seinen Liedern, die alles Aeltere und Neuere an Innigkeit, Natürlichkeit des Ausdrucks und Schalkheit übertreffen. Dann aber, welche lange, lange Reihe von Dichtern deren Namen und Existenz selbst uns unbekannt geblieben sind, größtentheils Männer aus dem Volke wie Burns und der originelle James Hogg es waren, mit mehr oder minderm Verdienst, alle jedoch mit dem, daß sie über der Werkeltagsthätigkeit, Armuth und Druck der Verhältnisse, über den immer dringender zu ihnen redenden Fragen der Politik und dem noch immer herrschenden Druck einseitiger, puritanischer Religionsansichten nicht den ewigen Quell vergaßen aus dem das empfängliche Gemüth Trost und Erfrischung schöpft, die Poesie, und daß sie ihre Poesie aufs innigste mit ihrem nächsten Vaterlande zu verschmelzen wußten. Wie viele dieser uns unbekannten neuern schottischen Dichter wurden erst in diesem Jahrhundert geboren und gehören doch schon wieder, aus der Reihe der Lebenden ausgeschieden, der Literatur an! 7.

Bibliographie.

Besnard, F. A. v., Beiträge zur mystischen Theologie. Augsburg, Schmid. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Bilder aus der Pflanzenwelt in drei Abtheilungen. (Gedichte.) Mit Vorwort von Prof. Dr. Lange. Zürich, Höhr. 1846. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Guericke, F. L., Stimmen eines protestantischen Freundes. Zeitgedichte. Altenburg, Helbig. 8. 24 Ngr.

Heine, H., Atta Troll. Ein Sommernachtstraum. Hamburg, Hoffmann und Campe. 8. 1 Thlr.

Keyserling, A. Graf v., Aus der Kriegszeit. Erinnerungen. 1ste Abtheilung. Der v. Thielmann'sche Streifzug. Mit 1 Karte. Berlin, A. Duncker. Gr. 8. 1 Thlr.

Minutoli, v., Der Feldzug der Verbündeten in Frankreich im J. 1792. Mit 1 Plane der Kanonade von Valmy. Berlin. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Poli's, C. v., Memoiren. Aus dem Französischen von A. T. Peucker. Zwei Theile. Breslau. 1846. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Die kirchlichen Ereignisse des Jahres 1845 im Waat-Lande in ihrem Zusammenhange mit früheren Erscheinungen und Tendenzen urkundlich dargestellt von einem deutschen Laien. Darmstadt, Ollweiler. 12. 8 Ngr.

Vier Fragen, veranlaßt durch die Verordnungen vom 3. Febr. 1847 und beantwortet von einem Preußen. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 5 Ngr.

Henry, P., Offenes Sendschreiben an die Familien-Väter der französischen reformirten Gemeinde zu Königsberg in Preußen. Mit einigen Beilagen. Berlin, Amelang. Gr. 4. 5 Ngr.

Kleinpaul, Zur Religionsfreiheit. Altenburg, Helbig. 8. 6 Ngr.

Romanus, Wider die Neuerer im Schulwesen. Leipzig, F. Fleischer. Gr. 8. 3 Ngr.

Schellenberg, F., Rede eines Feldpredigers an eine Schaar Krieger vor Beginn einer Schlacht. Eine gekrönte Conferenzarbeit. Leipzig, F. Fleischer. Gr. 8. 3 Ngr.

Wolfart, P. L., Das Glaubensleben in den Schranken der Gesetzlichkeit. Potsdam, Stuhr. Gr. 8. 5 Ngr.

Das jetzige Zollsystem des deutschen Zollvereins mit besonderer Rücksicht auf die neuen Garnzoll-Erhöhungen beleuchtet von einem rheinpreußischen Fabricanten. Berlin, Schroeder. Lex.-8. 8 Ngr.

Zur Verständigung über den Gymnasialverein in Dresden von B. B. Dresden und Leipzig, Arnold. Gr. 8. 2 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 107. —— 17. April 1847.

Ueber die menschliche Hand.

1. Die Chirognomonie, oder: Anleitung die Richtungen des Geistes aus den Formen der Hand zu erkennen. Nach dem Französischen des Le Caine S. d'Arpentigny bearbeitet von A. Schraishuon. Stuttgart, Becher. 1846. Gr. 8. 18 Ngr.
2. Ueber Grund und Bedeutung der verschiedenen Formen der Hand in verschiedenen Personen. Eine Vorlesung von Karl Gustav Carus. Erläutert durch neun beigegebene lithographirte Tafeln, Abbildungen thierischer und menschlicher Hände enthaltend. Stuttgart, Becher. 1846. Gr. 4. 1 Thlr.

Die Kunst aus der Hand des Menschen seine Neigungen und Begierden, seine Fehler und Tugenden, ja seine künftigen Schicksale zu lesen, ist bekanntlich sehr alt, und die alten Chiromanten führen zu ihrer Stütze und Bekräftigung schon aus dem heiligen Buche Sprüche an wie folgende: „Et erit quasi signum in manu tua et quasi monumentum ante oculos tuos" (2. Buch Mosis 15, 9), und: „In manu omnium hominum signat, ut noverint singuli opera sua" (Hiob 37, 7), obschon die Verfasser dieser Sprüche an Nichts weniger als an eine Kunst in jenem Sinne gedacht haben mögen. Dennoch kann man wol schwerlich leugnen, daß nicht auch an dieser Physiognomik etwas Wahres sei, so gut als an der Lavater'schen Physiognomik des Angesichts und der Gall'schen Schädellehre, vorausgesetzt, daß man in allen diesen Theorien nicht Mehr sucht als man an der Hand einer unbefangenen und vernünftigen Naturforschung darin finden kann, und sich nicht zu abenteuerlichen Voraussetzungen und Schlüssen verleiten läßt.

Wenn wir auch nicht mit Stahl annehmen, daß sich die Seele ihren Körper baue, so müssen wir doch einräumen, daß zwischen beiden eine unverkennbare innere Harmonie bestehe, vermöge deren sich das Geistige im Körperlichen abspiegelt, und ihm, als dem Werkzeug durch welches es mit der Außenwelt in Verkehr tritt, und wodurch es überhaupt nur Aeußerungen seiner Kraft an den Tag legen kann, seine Typen aufdrückt. Da nun aber eben das den Körper Beseelende seinen Sitz nicht allein in dem Haupte des Organismus hat, sondern gleichsam in allen Organen allgegenwärtig ist, und so jeder einzelne Theil in Beziehung zu allen andern und alle Theile in Beziehung zum Ganzen stehen, so folgt daraus, daß Das was sich geistig in körperlicher Form ausprägt sich mehr oder weniger auch in allen Theilen ausprägt, daß das einzelne Glied ein Zeichen sein müsse für die Eigenthümlichkeit des Ganzen. Schon in den verschiedenen Thierclassen ist diese Harmonie in welcher die einzelnen Glieder zu dem Ganzen stehen so deutlich und nach so festen Gesetzen ausgesprochen, daß G. Cuvier, darauf sich stützend, an den in den Steinbrüchen des Montmartre bei Paris aufgefundenen Knochenfragmenten, aus den Knochen der Vorderläufe (streng genommen also eigentlich aus den Handknochen), nicht nur Größe und Stärke des ganzen Thieres bezeichnen, sondern auch über Bau des Kopfes und der Zähne, sowie über Lebensweise und Nahrung desselben die bestimmtesten Aufschlüsse geben konnte, noch ehe die übrigen Skelettheile gefunden worden waren.

Aber nicht allein ganze Classen von Geschöpfen unterscheiden sich durch solche dem Ganzen adäquate Eigenthümlichkeiten ihrer einzelnen Gliedmaßen, sondern ebenso die Individuen. Das Auge, das Ohr, die Hand u. s. w. des A ist nicht die des B, des C u. s. w., und es ist nur Täuschung unsers kurzsichtigen Auges, wenn wir bei dem Vergleich der Glieder einzelner Individuen, oder gar zwischen ihrem ganzen Organismus eine vollkommene Uebereinstimmung wahrzunehmen glauben. Ein allsehendes Auge würde, wie Cuvier an den Knochen der Vorderläufe die Classe wozu das Thier gehörte, so an jedem Fingernagel jedes seiner Kinder erkennen können. Ein solcher Einblick in das Innere des Individuums mittels äußerer körperlicher Zeichen ist uns aber auch dann versagt, wenn wir selbst alle Schriftzüge wie sie uns die sämmtlichen Gliedmaßen an die Hand geben zu Hülfe nehmen, und wird uns wol für immer versagt bleiben. Alle Physiognomik, sie möge sich auf die Gesichts-, Schädel- und Handbildung, oder sonst auf andere organische Gebilde beziehen, bleibt Stückwerk, und alle Schlüsse die wir aus einzelnen Eigenthümlichkeiten dieser Gebilde auf Geistesfähigkeiten und Gemüthsverfassung einzelner Individuen ziehen mögen, sind unvollkommen und trüglich; denn abgesehen von der körperlichen Unvollkommenheit unserer Sinnesorgane, fehlt uns der geistige Schlüssel zur Entzifferung der Schrift in welcher Seele und Gemüth ihre Typen in die körperlichen Organe eingeschrieben haben, Typen welche noch überdies durch mannichfaltige, verschiedenartige innere und

äußere Einwirkungen und durch tausend andere Zufälligkeiten unkenntlich gemacht werden. Dies schließt jedoch nicht alle und jede Beziehung zwischen der äußern Form und innerer seelischer oder gemüthlicher Begabung aus, und wir sind nicht ganz im Irrthum, wenn wir z. B. aus einer schönen gewölbten Stirne auf geistige Vorzüge, aus einem feurigen sprühenden Auge auf ein leidenschaftliches Gemüth, aus ruhigen sanften Gesichtszügen auch auf innere Gemüthsruhe u. s. w. schließen. Nur dürfen wir auf solche Schlüsse nicht pochen und meinen, wir könnten mit dem physiognomischen Maß in der Hand Alle nach Einer Elle messen; denn wenn überhaupt keine Regel ohne Ausnahme ist, so werden sich hier gewiß solcher Ausnahmen genug finden, ja die tägliche Erfahrung lehrt, daß Menschen die wir nach dem ersten Eindruck beurtheilten den sie auf uns machten, oft in der Wirklichkeit und bei näherer Bekanntschaft ganz anders sind als wir sie uns dachten.

Wir müssen daher, wenn auch nur bedingungsweise, eine Beziehung der seelischen und gemüthlichen Eigenschaften des Menschen zu seinen körperlichen Organen, eine äußere Schrift für innere Gedanken, Gefühle, Neigungen u. s. w. zugeben, und zwar sind die einzelnen Züge dieser Schrift nicht nur im Gesichte zu suchen, sondern sie finden sich mehr oder weniger über alle Organe des Körpers verbreitet. Die enge schmale Brust des Phthisikers läßt das geübte Auge nicht allein einen Blick in die Beschaffenheit seiner innern Brustorgane, sondern auch in die Eigenthümlichkeit seiner Seelen- und Gemüthsstimmung werfen, die damit in innigem Zusammenhange stehen. Auch die Füße des Menschen, obwol vorzugsweise nur der Bewegung dienend, sind von dieser Zeichenlehre nicht auszuschließen; denn wird nicht auch die Stellung, der Gang zum äußern Verräther innerer Eigenschaften?

Noch mehr aber ist es die Hand welche hier eine besondere Beachtung verdient, und daher auch von den Verf. der oben genannten beiden Schriften zum Gegenstand besonderer Untersuchungen gemacht worden ist. Obschon von den Centralherden des gesammten Nervensystems weiter abliegend als das Gesicht, ist sie doch in doppelter Eigenschaft, als Gefühls- und als Bewegungsorgan, dasjenige Werkzeug welches mit der Außenwelt am meisten im Verkehr steht, sowol Eindrücke von ihr empfangend als wieder auf sie zurückwirkend. Ohne sie ist der Mensch trotz seiner höhern Sinne doch nur ein sehr unvollkommenes Geschöpf, wie wir an jenen bedauernswürdigen Individuen gewahren welche ohne Hände geboren worden sind, oder sie in spätern Jahren durch Unglücksfälle verloren haben, und bei welchen die angestrengtesten Bemühungen, die Füße zu den Verrichtungen der Hände abzurichten, doch für die letztern nur einen schwachen Ersatz gewähren. Um sich einen vollkommenen Begriff von den ausgezeichneten Vorzügen dieses Organs zu verschaffen, darf man übrigens nur die in Nr. 303—305 d. Bl. f. 1836 mit gebührendem Lobe erwähnte Schrift von Charles Bell über die menschliche Hand (London 1834) lesen. Der Schluß aus Dem was die Hand zu thun und zu vollbringen fähig ist, auf den Geist der sie regiert ist nun wol ein weit untrüglicherer als der aus der bloßen äußern Form dieses Organs, wie wir denn z. B. aus den Schöpfungen des bildenden Künstlers, aus den Productionen des Tonkünstlers, ja selbst aus den verschiedenen Handschriften mancher Menschen auf die verschiedenen Geistes- und Gemüthsanlagen die ihnen zum Grunde liegen schließen können; allein, wie wir von unsern Verf. belehrt werden, ist auch der letztere Schluß nicht ohne Bedeutung.

Wir gestehen, daß wir es bisher in der Entzifferung der Geistes- und Gemüthsanlagen aus den Händen nicht weiter gebracht hatten als daß wir etwa aus einer großen starken Hand auf Kraft überhaupt, aus einer harten schwieligen auf Arbeitsamkeit, aus einer zarten weichen auf Mangel an körperlicher Beschäftigung geschlossen, und es nicht einmal gewagt hatten, aus einer schön geformten Hand auf ein schönes Gesicht, viel weniger auf eine schöne Seele zu schließen, ja, es wollte uns bedünken, als seien uns nicht selten schöne Hände mit häßlichen Gesichtern und Seelen vorgekommen. Dies Alles ist nun ganz anders geworden seit wir die oben genannten beiden Schriften gelesen. Was weiß nicht besonders unser Franzmann, der darin den Deutschen weit überbietet, Alles aus der Hand herauszulesen oder vielmehr hineinzulesen! In der That, unsere Leser werden staunen, daß sie bisher diese neue und wichtige Kunst der Chirognomonie (denn so heißt sie, und wir müssen um Entschuldigung bitten, daß wir sie oben, des bessern Verständniß wegen, unrichtig mit Physiognomik der Hand bezeichnet haben) so lange vernachlässigt hatten, und sie werden nun nichts Eiligeres zu thun haben als künftig nebst den Gesichtern auch die Hände zu besehen, um zu erfahren, zu welcher Classe der geistig oder gemüthlich Begabten die ihnen präsentirte Person gehört. Der Bequemlichkeit wegen aber werden bei dergleichen Präsentationen künftig die Handschuhe ausgezogen werden müssen.

Der Verf. von Nr. 1, der Nichts weniger als Anatom, Physiolog oder Arzt ist, sondern als Offizier der französischen Armee den Zügen Napoleon's sich angeschlossen zu haben scheint, behandelt daher auch den Gegenstand nicht im wissenschaftlichen Geiste, sondern auf rein empirische Weise. Da er aber mit manchen Kenntnissen in der Geschichte, Ethnographie und in der gesammten Literatur ausgerüstet ist, so weiß er ihm manche interessante Seite abzugewinnen, und ihn überhaupt auf eine geistreiche und unterhaltende Weise zuzustutzen. Obgleich wir nun nicht daran zweifeln, daß ihm viele Hände durch die Hand gegangen sein mögen, und daß er ihrem Studium besondere Aufmerksamkeit geschenkt habe, so geht Dies wenigstens aus seiner ganzen Darstellung nicht hervor. Anstatt nachzuweisen, daß dieser oder jener durch Geistes- oder Gemüthseigenschaften ausgezeichnete Mann diese oder jene Form der Hand habe oder gehabt habe, und auf solche Weise die Wahrheit seiner Lehre anschaulich zu machen, beschränkt er sich theils darauf, zu zeigen welche Handform zu verschiedenen Zeiten vermöge des in ihnen herrschend ge-

wesenen Geistes vorwaltend gewesen sein müßte, theils classificirt er muthmaßlich diesen oder jenen großen Regenten, Feldherrn, Dichter u. s. w. unter eine seiner verschiedenen Handformen, ohne sie persönlich gekannt zu haben, theils hält er sich an Statuen und Bilder solcher großen Männer, die ja auch durch den Künstler verschönert worden sein können, u. s. w. Mit Einem Worte, wir vermissen den eigentlichen Nachweis, daß sich bestimmte Handformen mit bestimmten geistigen und gemüthlichen Richtungen zusammenfinden, und es ist augenscheinlich, daß in der ganzen Darstellung die Phantasie des Verf. das Beste dabei gethan hat, obgleich wir nicht ableugnen wollen, daß dies phantasiereiche Spiel sich im Ganzen recht artig gestaltet, hier und da wol auch das Rechte getroffen haben mag.

Der Verf. theilt die Hände, je nach ihrer verschiedenen Form, in sieben Classen, nämlich in die uranfängliche, spatelförmige, künstlerische, nützliche, philosophische, geistige und gemischte Hand. Die uranfängliche Hand zeichnet sich aus durch dicke Finger ohne Geschmeidigkeit, abgestumpften, zuweilen aufgestülpten Daumen, Handfläche (und dies ist das hervorspringendste und bezeichnendste Merkmal) von einer ungeheuern Weite, Dicke und Härte. Ihr kommt in Europa der Ackerbau, die Stallgeschäfte und die Unzahl grober Arbeiten zu bei welchen das trübe Licht des Instincts ausreicht. Unempfänglich für hinreißende Gewalt zeigt sie nur schwerfällige und träge Sinne, langsame Einbildungskraft, Unthätigkeit der Seele und eine ungeheuere Gleichgültigkeit. Es ist die Hand der alten Gallier, der Lappländer, der Parias in Indien, der Völker tatarischer und slawischer Abkunft, der Hunnen, der Türken. Unter den Neuern scheint dem Verf. der General Rapp der beste Abdruck des kegelförmigen uranfänglichen Typus gewesen zu sein. Im Dunkel der Wälder oder auf einsamem Strande wann der Sturm das Meer peitscht sehen uranfängliche Hände um so eher Phantome, Gespenster und allerlei Erscheinungen, je mehr ihre äußern Glieder einen spitzigen Kegel bilden. Allein, welches immer die Form dieser Glieder sein mag, so übt der Aberglaube stets großen Einfluß auf diesen Typus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Susanne. Von A. von Sternberg. Zwei Theile. Berlin, Duien. 1847. 8. 3 Thlr.

Ref. überkommt meist eine ganz eigenthümliche Empfindung wenn er ein Buch dieses Verf. zur Hand nimmt. Ein Autor der nicht an der Feder kaut wenn er ein Buch schreibt, sich nicht von einem Gedanken zum andern besinnt, der keine langen Vorstudien dazu macht, weder Chroniken durchblättert noch in dem Staube von Archiven wühlt, dem die Phantasie ein Ereigniß nach dem andern vorspielt, ihm nur das Inzusammenhangbringen überlassend, was er denn auch in halb liegender halb sitzender Stellung nachlässig und leicht vollbringt: ein solcher Autor ist heutzutage selten. Auch ist A. v. Sternberg kein zeitbewegter Schriftsteller, der nach Freiheiten ringt und seine Helden dafür kämpfen läßt. Daß man sich in Ball- und Salonexistenzen unter den brennenden Kronleuchtern, im eleganten Boudoir unter parfumirten Florärmeln und flatternden Escarpen bewegen wird, ist ausgemacht; das ist des Schriftstellers Sphäre, diese Kreise versteht er zu schildern, und er schmückt sie aus mit all der Eleganz, dem Luxus, dem Parfum welche dem Leben der großen Welt eigen sind. Darin gleicht er der Gräfin Hahn-Hahn; bei Letzterer fühlt man indeß immer mehr den glühenden Strom der Leidenschaft unter der verhärteten Lava, das klopfende Herz unter dem Flor, das mächtige Seelenleben unter der Maske der Gesellschaft.

Das vorliegende Buch soll für ein junges Mädchen geschrieben sein und eingerichtet für deren Freude und Geschmack, so sagt die Vorrede. Es soll deshalb weder Arbeiterunruhen bringen, noch Gefängnißleben, noch die traurige Versunkenheit des Elends schildern. „Was sollte auch ein junges Mädchen, noch dazu in ländlicher Zurückgezogenheit, mit einem Roman beginnen, voll politischer Tendenz so wie sie das Bedürfniß des literarischen Markts heutzutage erfodert? Solche junge Mädchen müssen Bücher lesen die mit jener Wärme des Herzens, mit jenem Schmelz der Empfindung gedichtet worden sind die sie geeignet machen, eine reine Phantasie und ein schuldloses Herz mit lauter gesunder Nahrung zu versehen." Da Erzählungen dieser Art seit einiger Zeit nicht mehr geschrieben werden, so will der Verf. eine solche für das junge Mädchen, für seine Schwester schreiben. Ob nun der vorliegende Roman sich wirklich dazu eignet, mögen Mütter nach den angegebenen Thatsachen selbst beurtheilen.

Der erste Theil wird gewiß ihren Beifall finden. Darin sehen wir Susanne, die Heldin, ein schönes jugendliches Wesen, in ihrem älterlichen Hause, in der Heimat, im Familienkreise; der alte General, ihr Vater, und dessen Brüder, ihre beiden Onkels, die Freiherren von Barnevelt, wohlhabend und behaglich; die zwei jüngsten Brüder waren unverheirathet und lebten für gewöhnlich in der Residenz, der Eine als Präsident, der Andere als Legationsrath: alle Drei vereinigten sich in der tiefsten Verehrung für Susanne und den heißesten Wünschen für ihr Gedeihen. Obgleich der älteste Oheim nur 40 Jahre, der andere nur 36 Jahre alt ist, beide in der Residenzstadt gefeiert und geliebt, so verließen sie immer wieder die glänzenden Kreise derselben, um das junge Landmädchen aufzusuchen und in ihrer Nähe zu leben. Dabei begehen sie keine Thorheit, Nichts in dem Umgang zwischen Oheim und Nichte ereignet sich was auch nur von ferne auf Verliebtsein oder gar auf zärtliche Geckenhaftigkeit hätte hindeuten können; ein ehrenhaftes, galantes, in der feinsten Form der Gesellschaft sich haltendes Ritterthum, ein Achtung und Vertrauen einflößendes festes männliches Betragen, worunter einige Herzenswärme schlummert, charakterisirt das Verhältniß. Sie sind Priester der Jugend und Schönheit, und Jeder lebt diesem Gottesdienst auf seine ihm eigenthümliche Weise. Susanne belohnt sie mit kindlicher Liebe, mit unbedingtem Vertrauen. Sie soll in die Residenz reisen, um dort in die Gesellschaft eingeführt zu werden. Der Vater ist zu alt um sie zu begleiten, die Tante, Frau v. Rosenfeld, welche dazu sich erbietet, erscheint den Brüdern nicht zur Führerin des jungen Mädchens geeignet: sie ist geschieden von ihrem Manne und hat einen Opernsänger zum erklärten Liebhaber; die Onkels wollen aber jeden unreinen Hauch von der Nichte entfernen und bringen sie selbst zur Stadt. Vorher aber führt der Autor uns ihr Landleben vor, mit den ernsten Ermahnungen des Pfarrers, der Liebe der Umgebung, der Natur in ihrer Schönheit, dem Grabe der Mutter, den guten Vorsätzen des jungen Mädchens, dem Abschied des Vaters. Diese Schilderungen sind Idyllen, einfach, zart, lieblich, poetisch, ganz geschrieben für junge Mädchen, für zarte Frauen und poetische Gemüther. Um so grellern Contrast bietet das Stadtleben. Die Onkels denken vor Allem an ihre Maitressen. Sie meinen als Wächter von Susanne's Unschuld ganz unbescholten vor der Welt stehen zu müssen. Die Schauspielerin Lespinasse hatte den Einen gegrüßt als er mit der Nichte ausfuhr, mit einem entsetzlichen Gruß, den das junge Mädchen nicht wiedersehen durfte. Eine alte Generalin

soll Susanne in die Welt führen; lange Debatten entstehen über die Häuser wo man Visiten machen soll; die beiden Oheime finden an allen Etwas auszusetzen, keins erscheint makellos genug um Susanne zu empfangen. Auf den Bällen finden wenig Tänzer den Beifall der Oheime, bei Tische wenig Tischgespräche ihre Billigung; die Onkels greifen störend ein in jegliches geselliges Zusammenkommen, und die alte Generalin wird immer in ihrem Schläfchen gestört welches sie während des Balles in der Sophaecke zu machen pflegt. Die Nichte verläßt dieses Haus, und wird zu einer frommen Frau gebracht deren Ruf sie zur Heiligen stempelt. Frau v. Krautersperg soll eine völlig moderne Erscheinung sein: sie lebt in hellen, luftigen Räumen, mit modischem Luxus umgeben; sie hat keine regelmäßig wiederkehrende Whistpartie bei der sich alte gemüthliche Bekanntschaften zusammenfinden, bei ihr sieht man keins der Gesichter auf deren Stirn Jahreszahlen stehen die in irgend eine graue Vergangenheit hinweisen oder auf ein interessantes geschichtliches Factum, das zu erleben „äußerst merkwürdig" gewesen war. Dennoch stand diese noch junge, modische Dame fast in demselben Ansehen in der Gesellschaft wie die Dreiviertel Jahrhundert alte Ehrendame. Sie hatte sich dieses Ansehen, zu dem die Alte eine so lange Dienstzeit unter den Fahnen der Tugend nöthig gehabt, in ganz kurzer Frist erworben. „Es ist Dies ein charakteristisches Zeichen unserer Tage. Unsere exclusive Gesellschaft von heute ist spröde, sie huldigt dem Ernst der Sitten und übt eine sehr anstrengende Verstellung." Getrennt von ihrem Gemahl wählte sie Gesellschaftskreise welche den Charakter der in Mode stehenden Sitten streng trugen; sie ging in die Askese über und ward eine rigoröse Fromme. Auf diese Höhe angelangt stand sie aber ziemlich einsam; die meisten Frauen nach der Mode begnügten sich mit der Sittenstrenge; nur sehr Wenige fanden Lust das exclusive und interessante System bis dahin zu erweitern wo es ihnen lästig wurde, ohne daß die Vortheile sehr erheblich waren; denn den Scepter konnte doch am Ende nur Eine führen, und Frau v. Krautersperg hatte schon in dem Kreise der Sittenstrengen diesen Scepter in Händen, es war also völlig zwecklos mit ihr zu wetteifern, da sie noch weiter hinaufzusteigen Lust bezeigte. So dachten Diejenigen die die Sittenstrenge als Modeansicht und als Mittel sich in der Gesellschaft Ansehen zu verschaffen übten; „die Wenigen jedoch denen es um die Moral Ernst war, fingen an Frau v. Krautersperg jetzt aus voller Seele zu achten und zu bewundern, da sie fromm wurde, indem sie es doch nicht nöthig hatte." In Frau von Krautersperg wird nun die fromme Partei gegeißelt. Es ist traurig, daß in unserer Zeit das Frommsein als Schmach gilt, während es doch der Normalzustand einer Frauenseele sein sollte, Dasselbe was beim Körper gesund ist, dessen man sich doch nicht schämt. Frau v. Krautersperg ist eine verworfene Heuchlerin, welche ihre Kinder mishandelt, eine strafbare Neigung hegt und des Nachts einen Kreis von verrufenen Männern am Spieltisch um sich versammelt. Die Welt wird aber getäuscht durch ihr frommes Wesen und Susanne's Oheime auch. In diesem Hause erschließt sich dem jungen Mädchen der Abgrund des Lebens; die Onkels, indem sie sie hüten wollen gegen jegliche Zugluft der Moral, führen sie selbst ins Verderben. Die erzürnte Maitresse des Einen schickt ihre Verehrer dem jungen Mädchen zu, um den Oheim in Aerger und Verlegenheit zu setzen; unter diesen auch den Oberst Salueski. Der eine Onkel stellt ihn selbst der Nichte vor und empfiehlt ihn ihr ganz besonders. Der junge Mann hat sich ihr aber schon selbst empfohlen durch einen anonymen Brief, worin „der Vereinsamte um ein Almosen bettelt, um Theilnahme an dem Alleinstehenden". Der Autor hat in diesem Salueski zu der Ehrenhaftigkeit der Oheime einen Contrast liefern wollen, einen Typus des unverbesserlichen Sünders, dem Nichts heilig ist auf der Welt: Saluesti ist Wüstling, falscher Spieler und Liebhaber der frommen Frau v. Krautersperg, deren Geld er vergeudet, deren Herz er martert. Susanne wird Zeuge der entsetzlichsten Scenen des niedern Verbrechens, aber dennoch liebt sie Saluesti, und als sie ihm seine Briefe, gedrängt von der eifersüchtigen Nebenbuhlerin, zurückschickt, da ist es ihr als habe sie ein Verbrechen begangen, indem sie dem um ein Almosen Flehenden dieses Almosen versagte. Sie macht sich Vorwürfe den Liebenden von sich gestoßen zu haben als sie ihn durch Liebe noch retten konnte, und die Blüte ihrer heitern Jugend an welcher ihr Oheim als treuer Gärtner zu wachen gedachte ist gebrochen. Den Gegensatz zu der Tendenz der Frau von Krautersperg bildet Frau v. Langelois; auch sie ist der Typus einer herrschenden Partei in der Gesellschaft deren Devise das Vergnügen ist: „Sie wußte nicht was es hieß träumen, in poetischen oder melancholischen Grillen sich ergehen, sie gehörte der Bewegung, dem Leben, der Thätigkeit an. Diese Thätigkeit war nicht auf bestimmte Zwecke gerichtet, es war die unbewußte Thätigkeit die die Blume entwickelt ihre Blätter möglichst schnell und vollständig dem Lichte auszubreiten. Das Licht war für Frau v. Langelois das Vergnügen. Sie ruhte nie und ermüdete nie in dem Aufsuchen des Vergnügens, und sie fand es da wo tausend Augen und Sinne es nicht geahnt und noch weniger gesucht hätten." Auf dem Landgute dieser Frau wohnt nun Susanne, dort verlobt sie sich mit Einwilligung ihrer Oheime mit dem jungen Grafen Ewerard, der sie liebt und dem sie wohl will. Am Verlobungstag erfährt sie des Vaters Erkranken und eilt mit dem Verlobten zu demselben, ihn treulich pflegend. Dort erscheint Saluesti ihr wieder; er lockt sie durch seine Briefe zu geheimen Unterredungen in den Garten, und nachdem der sterbende, seiner Sinne nicht mehr mächtige Vater diese Beiden gesegnet hat, flieht Susanne mit ihm und wird seine Gemahlin.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 108. —— 18. April 1847.

Ueber die menschliche Hand.

(Fortsetzung aus Nr. 107.)

Unter der Spatelhand versteht der Verf. eine solche deren erstes Glied jedes Fingers die Form eines mehr oder minder ausgebreiteten Spatels bildet. Mit großem Daumen stammt sie ohne Zweifel aus Zonen wo die Strenge des Klima und die Unfruchtbarkeit des Bodens, die Ortsveränderungen, das Handeln, die Beweglichkeit, das Ausüben der Künste welche der physischen Schwäche der Menschen zu Hülfe kommen, viel nöthiger machen als im Süden. Mehr mit Entschlossenheit als Ergebung ausgestattet hat die Spatelhand mit großem Daumen, um physische Hindernisse zu bekämpfen, Hülfsmittel nöthig welche den regelförmigen Händen fremd sind. Letztere, welche mehr beschaulich als thätig sind, ziehen, namentlich im Süden, die Uebel der Natur der Mühe der Arbeit vor. Das Vertrauen welches Leute mit Spatelhänden zu sich selbst haben ist außerordentlich. Ueberfluß ist das Ziel nach dem sie streben, und sie begnügen sich nicht wie die uranfänglichen Hände mit dem Nothwendigen. Sie besitzen Instinct und im höchsten Grade das Gefühl eines bestimmten Lebenszweckes, und sie herrschen durch die ihnen angeborene Intelligenz im Reiche der Dinge und der materiellen Interessen. Der Handarbeit und der Thätigkeit sich widmend, und in Folge davon mit mehr thätigen als zarten Sinnen ausgerüstet, fällt ihnen Beständigkeit in der Liebe viel leichter als Herzen welche sich der Poesie zuwenden, und auf welche mehr aus Pflichtgefühl und Gewohnheit die lachenden Reize der Jugend und Schönheit einwirken. Tüchtige Arbeiter, ausgezeichnete Seefahrer, große Jäger, von Nimrod bis auf unsere Zeiten, waren Alle berühmt wegen ihrer Beständigkeit. Mit platten Fingern lieben die Spatelhände Zierlichkeit mit Bequemlichkeit verbunden. Die Zierlichkeit verlangen sie aber mehr nach Mode als Kunstgeschmack. Die Spatelhände finden sich auf den Antillen, in Schottland (mehr als in England), Galicien und Estremadura, bei den Kabylen, in der Schweiz, bei den Kosacken (bei den Russen dagegen die uranfängliche Hand) u. s. w. Im höchsten Grade für Kunst, Poesie, Romantik, Mysterien eingenommen, verlangen die spitzigen Hände einen Gott nach ihrer Einbildungskraft, während die Spatelhände, ebenso eingenommen für Wissenschaft und Wirklichkeit einen Gott wollen der ihrer Vernunft entspricht. Für erstere ist der Katholicismus mit seinen Festen und seiner Beschaulichkeit; für die andern der Protestantismus mit seinen strengen Erörterungen und seiner Thätigkeit. Unter den Engländern ist der kegelförmige Typus sehr allgemein, unter den Nordamerikanern derselbe Typus mit eckigen Gliedern. Alle Völker, wie verschieden sie auch in physischer und moralischer Beziehung sein mögen, welches die Form ihrer Regierung, der Geist ihres Cultus ist, welches ihre Begriffe vom Schönen, Guten, Wahren, Nützlichen sind, sie stimmen alle darin überein, spitzige oder kegelförmige Finger den Bildnissen von Engeln, wohlthätigen Genien u. s. w. zu geben, von welchen jedes, je nach seinen Religionsbegriffen, seinen Himmel bevölkert glaubt. Selbst die Chinesen und Japanesen, jene fast stehenbleibenden und verkehrten Völker, welche Schönheit, Weisheit, Glück nach der Ausdehnung des Bauches messen, und für welche schöne Künste und Freiheit wie wir sie verstehen Nichts sind, treten in dieser Beziehung den allgemeinen Ansichten bei (eine allerdings ebenso wahre als schöne Bemerkung, der man auch noch beifügen könnte, daß höchst wahrscheinlich alle von Bildhauern und Malern dargestellten betenden Hände dieser Form angehören).

Die künstlerische Hand hat, je nach einigen unbedeutenden Modificationen, drei sehr verschiedenartige Bestrebungen. Mit Fülle, kleinem und entfaltetem Daumen strebt sie nach dem Schönen der Form wegen; breit, dick und kurz, mit großem Daumen verlangt sie nach Reichthum; groß und sehr stark strebt sie nach sinnlichen Vergnügen. Alle drei gehorchen der Inspiration, und sind beziehungsweise ungeschickt für mechanische Künste. Die erste macht ihren Weg durch Enthusiasmus, die zweite durch List, die letztere durch die Eingebungen der Wollust. Wer eine künstlerische Hand der edlern Art hat, wird sich instinctartig und ohne weiteres Nachdenken an die malerische Seite der Gedanken und Dinge halten. Die Form wird ihn ohne Rücksicht auf den tiefern Werth beherrschen. Er wird seine Achtung vor der Macht nach dem Glanze und der Poesie äußerer Zeichen bemessen welche sie wahrnehmbar machen. Er wird kaum die Wahrheit ohne Schönheit begreifen.

Sein Haupttrachten geht auf Muße, auf Neues, auf Freiheit; zugleich ist er glühend und schüchtern, demüthig und eitel, und er wird mehr Ungestüm und schnelle Regungen als Kraft und Macht besitzen. Er wird plötzlich aus Exaltation in Muthlosigkeit versinken. Ein Feind technischer Ausdrücke, ist seine Sprache, obgleich natürlich, voll von Gleichnissen und Bildern. Da er zum Enthusiasmus sich hinneigt, sind ihm Herzensergießungen nothwendig, und die Beweglichkeit seines Geistes macht ihm ein häusliches, regelmäßiges Leben drückend. Endlich hat er mehr Gefühle als Gedanken, mehr Farben zum Ausmalen als Einfälle; sein Charakter ist flatterhaft, er ist naiv und läßt sich selbst gehen. Eine ziemlich große Handfläche, glatte Finger, schwacher Daumen, kegelförmige Glieder, bedeutend starke sinnliche Begierden, welchen es an hinreichender moralischer Bekämpfung fehlt, ein Geist dem es an Kraft gebricht die Sinne seiner Herrschaft zu unterwerfen — eine oberflächliche Vielseitigkeit mit mittelmäßig geistigen Ideen —: Dies ist, nach dem Verf., der Charakter der Künstler im Allgemeinen. Künstlerische Hände hatten Murat, Junot, Graf d'España; auch Dumas hat sie. Im 16. Jahrhundert waren sie vorherrschend.

Die nützliche Hand ist von mittlerm Maße, eher groß als klein, hat knotige Finger, die äußern Glieder sind eckig, der Daumen ist groß und hat eine ausgedehnte Wurzel, die Handfläche ist mittelmäßig groß, hohl, und ziemlich fest. Organisiren, ordnen, reguliren, das Gleichgewicht herstellen, Das ist das Geschäft der nützlichen Hände. Sie verstehen weder das Schöne noch das Wahre außerhalb der Grenzen der Theorie und der Uebereinkunft. Sie haben für Aehnlichkeit und Gleichartigkeit denselben Geschmack wie die kegelförmigen Hände ihn für Contraste haben. Wo die hierarchische Stufenleiter klar und deutlich sich ausgeprägt zeigt, da, glauben sie, weile Macht und politische Weisheit. Sie verwechseln gern Disciplin mit Civilisation, nämlich erzwungene und freiwillige Ordnung. Ihre Gefühle sind hart oder wenigstens streng; Alles unterordnen sie der Pflicht, bei ihrem Streben nach Einheit unterwerfen sie die Gedanken dem Gedanken, die Menschen dem Menschen, und dulden keine andere Bewegung der Seele, des Geistes und Herzens, als die welche die Vernunft, jedoch in ziemlich engem Kreise, annimmt und erlaubt. Ihr Geist, wenngleich kräftig, hat keine Schwingen; er vermag sich auszubreiten, aber nicht zu erheben. Sie können wol Siebenmeilenstiefeln anziehen, aber mit dem Flammenwagen des Elias wissen sie nicht umzugehen. Die Erde allein ist ihr Grundeigenthum. Der Mensch im socialen Leben: weiter gehen aber ihre Blicke nicht. Aus der Ideenwelt wissen sie so viel als das unbewaffnete Auge vom gestirnten Himmel. Stets sind sie bereit zu leugnen was sie nicht fühlen noch begreifen können, und was über ihrer Fassungskraft liegt betrachten sie als Grenze des Natürlichen. Besonders ansprechend weiß der Verf. das Zeitalter Ludwig's XIV. mit seinen den nützlichen Händen entsprechenden Eigenheiten in Gesichtszügen, Sprache, Literatur u. s. w. zu schildern. Auch in China, vermuthet er, müssen die Finger mit eckigen Gliedern sich in überwiegender Zahl vorfinden.

Die philosophische Hand, namentlich diejenige welche das geborene Instrument der Intelligenz ist, und sich der sensualistischen und rationalistischen Philosophie zuwendet, hat eine ziemlich große und elastische Handfläche, Knoten an den Fingern, das äußere Glied halb eckig halb kegelförmig und wegen des ersten Knotens eine Art von eiförmigen Spatel bildend, einen ziemlich großen Daumen, welcher ebenso sehr Logik als Bestimmtheit anzeigt, das heißt, indem er aus zwei ganz oder beinahe gleich langen Gliedern gebildet ist. Vermöge der Knoten kommt den philosophischen Händen der Calcul, die mehr oder minder strenge Auseinandersetzung, die Methode zu; durch das beinahe kegelförmige Glied haben sie einigermaßen Etwas von Dichtkunst, und durch die Zusammenstellung aller Theile, wohl zu merken den Daumen inbegriffen, den Trieb zur Metaphysik. Sie treiben sich in der innern und äußern Welt umher, aber sie suchen darin weniger das Schöne als das Wahre, weniger die Form als das Wesen; mehr als alle Andern zeigen sie sich voll ernster Begeisterung, um unaufhörlich aus der unversiegbaren Quelle der erhabenen, moralischen, experimentalen, philosophischen (hinsichtlich des Sensualismus), ästhetischen Wissenschaften zu schöpfen. Hat Jemand eine philosophische Hand, so darf man daraus schließen, daß er einen mehr oder minder großen philosophischen Geist besitzt. Er wird das Bedürfniß fühlen sich von seinen Empfindungen Rechenschaft abzulegen: das Geheimniß seines eigenen Wesens wird ihn ebenso beschäftigen wie der Ursprung der Dinge. Glauben, Ideen, Meinungen wird er nicht auf Treu und Glauben von einem Andern annehmen, sondern sie gründlich zuvor nach allen Seiten prüfen. Die Vernunft wird ihm sicherer als Führer erscheinen als der Glaube und selbst die Liebe. Dieser Fähigkeit wird er Alles, niemals aber der hergebrachten Gewohnheit, der gewohnten Verehrung, dem Gesetze Etwas davon aufopfern; er wird wie Sokrates denken, daß Derjenige welcher sich verletzt in der menschlichen Natur Dasjenige verletzt was sie Heiligstes und Bestes besitzt. Ueber den Priester, den eigennützigen Verbreiter der Träume der Einbildung, wird er den Philosophen, den Apostel der Sittenlehre, stellen, welcher die Menschen um sich versammelt und ihnen die Liebe untereinander zum Gesetz macht, wenn auch alle Religionen sich unter sich spalten, und das Gesetz eines gegenseitigen Hasses aufstellen sollten. Er wird wissen daß wir zum Zweifeln ebenso wie zum Sterben bestimmt sind, aber der Zweifel wird nicht mehr als der Gedanke an den Tod seine Heiterkeit trüben. Er wird durch die Analyse weiter kommen, aber an die Synthese sich halten, er wird sich mit dem Einzelnen und dem Ganzen, dem Menschen und den Menschen, dem Atom und dem Universum, mit Einem Worte, mit der Einzelheit und der Allgemeinheit beschäftigen. Er wird nach Freiheit streben, weil er fühlt, daß Gott ihm die Erkenntniß des Rech-

ten und Unrechten verliehen hat. Fruchtlose Bedenklichkeiten, abergläubische Schrecken werden ihm fremd bleiben, und er wird jedes Vergnügen mit Mäßigkeit genießen. Mit der Thronbesteigung Ludwig's XV. tauchte der Typus der philosophischen Hände in der Gesellschaft auf, zerbrach Frankreich das Bleigewicht der Form, erhob den Kopf und athmete freier, band zuerst mit dem religiösen und dann mit dem politischen Despotismus an u. s. w.

Die geistige Hand ist unter allen die schönste und folglich auch seltenste; denn Seltenheit ist eine der Bedingungen der Schönheit. Sie ist klein und fein, im Verhältniß zu der Person. Die Handfläche ist mittlerer Größe. Die Finger sind ohne Knoten oder sehr leicht wellenförmig. Das äußere Glied ist lang und dünn. Der Daumen zierlich und klein. Ist er groß und hat Knoten, so ist Kraft und Combination vorhanden, aber Natürlichkeit fehlt dann. Die geistigen Hände sind den philosophischen Das was den Spatelhänden die künstlerischen sind. Den Werken der Denker fügen sie Das bei was der Künstler dem Werke des Handwerkers, nämlich Schönheit, Idealität, hinzufügt; sie vergolden es mit den Strahlen der Sonne, erheben es auf ein Piedestal, öffnen ihm die Pforte der Herzen. Die Seele, welche die philosophischen Hände vergessen und zurückgelassen haben, ist ihr Führer, nach Wahrheit in der Liebe und nach der höchsten Erhabenheit ist ihr Streben gerichtet. Sie allein konnten bis jetzt in Europa noch nicht zur Herrschaft gelangen, vielleicht haben sie nie danach gestrebt, weil sie in der erhabenen Sphäre ihres sie belebenden Genius materielle Güter verachten. Uebrigens fehlte es nie an ihrem Dazwischentreten, wenn die weltlichen Dramen, auf ihre äußerste Spitze getrieben, einer fast göttlichen Macht bedurften um entwirrt zu werden. Welche Niederlagen hätte menschliches Wissen und menschliche Würde erleben müssen, wenn sie nicht die Städte Griechenlands begeistert, und für beide die Siege bei Salamis und Marathon erfochten hätten! Das fromme und poetische Spanien wurde nur durch sie heftig aufgerüttelt, ohne sie wäre es im J. 1812 zu Grunde gegangen, gerade wie Deutschland, dessen Fürsten bereits besiegt und nur noch gekrönte Schatten waren, durch die begeisterte Jugend gerettet wurde, Ideologen in langen Haaren und sittlich reinen Augen, aber entschlossenen Herzens, welche Gott, Vaterland, Freiheit besingend sich in das Schlachtgewühl stürzten. Durch Milton, Klopstock, Schiller, Goethe, Byron, Swedenborg, Jean Paul Friedrich Richter, Chateaubriand, Lamartine, Victor Hugo, Georges Sand, C. Didier, Devigny u. A. beherrschen die geistigen Hände unumschränkt, wenn auch nicht gerade die größten Geister, dafür aber gewiß die edelsten Herzen; denn sie gaben uns das erhabene Heldengedicht, den Seelenzustände schildernden Roman, die innigste Poesie, die begeisterte Ode.

Wir übergehen was der Verf. über die gemischten Hände und über die der Frauen sagt. Schon aus dieser kurzen Darstellung wird sich dem Leser ergeben, daß das ganze Gebäude nicht ohne Geist construirt ist, daß aber noch Viel fehlt um als Richtschnur gelten zu können. Vor Allem vermißt man den Beweis dafür, daß die verschiedenen geistigen und gemüthlichen Richtungen, wie sie als Eigenthum verschiedener Völker und einzelner bevorzugten Menschen im Laufe der Zeiten hervortreten, auch mit den ihnen von dem Verf. zugetheilten besondern Typen der Hand im Vereine vorkommen. Namentlich müßten nach der Annahme des Verf. in manchen geschichtlichen Epochen bald Menschen mit dieser bald mit einer andern Handform sich der geistigen Herrschaft bemächtigt, oder eine oder die andere dieser Richtungen müßte erst eine Umwandlung der Hände zur Folge gehabt und sich zur herrschenden erhoben haben, was doch Beides nicht wohl denkbar ist.

(Der Beschluß folgt.)

Susanne. Von A. von Sternberg. Zwei Theile.

(Beschluß aus Nr. 107.)

Die folgenden Blätter sind aber nicht für junge Mädchen geschrieben, sie enthalten das Wüstlings- und Spielleben des Gefährten an den Susanne gekettet ist. Ihr Charakter geht zwar auch glorreich aus diesem Sumpfe des Lebens hervor: sie widersteht den Verführungen fremder Männer, sie theilt mit dem Gatten Armuth und Reichthum, sie erträgt seine Launen und seine Vernachlässigungen und klammert sich immer wieder fest an ihn, selbst als sie zu der Ueberzeugung gelangt, daß er nicht ein den Versuchungen erlegener Sünder, sondern ein die Sünde Aufsuchender ist. Sie schlägt selbst die rettende Hand des letzten noch lebenden Onkels aus, welcher mit der Hälfte seines Vermögens seine theuere Nichte von dem Nichtswürdigen zurückerkaufen will, worüber der elende Gatte ihr noch Vorwürfe macht. Die Monatsrente welche der Oheim aussetzt genügt ihm nicht, und als der Legationsrath Susanne mit Gewalt entführen will, tödtet ihn ein Pistolenschuß des Neffen. Aufs neue kommt Saluski in Besitz eines bedeutenden Vermögens, welches ihm die schwache Frau wieder ganz überläßt, damit er es abermals durchbringe. Ein Gefährte seiner Ausschweifungen, ein russischer Fürst, der schon früher Susanne's Tugend nachgestellt, indem er sie von der nichtswürdigen Gesinnung ihres Gatten durch einen Brief unterrichtet hat, erneuert seine Bewerbungen; er rettet ihn vom Gefängniß und gibt ihm Mittel sich wieder von neuem in den Lebensstrudel zu stürzen, um den Preis seiner Frau. Susanne wird ohne ihr Wissen an den Wüstling verkauft. Während des schmachvollen Handels verdoppelt Saluski seine Zärtlichkeit für Susanne, ihre Liebe flammt bei seiner Liebenswürdigkeit wieder von neuem auf; sie träumt in stiller Zurückgezogenheit noch ein schönes Loos zu finden; der Gatte verläßt sie mit dem Versprechen einer baldigen Rückkehr: sie soll ihn in ihrem Schlafgemach erwarten, doch statt seiner kommt der Fürst — —

— — — — — — — — — — — — — —

Die Ahnungsvolle erkennt den fremden Mann, sie entflieht seinem Arme, er verfolgt sie, er zeigt ihr den Vertrag mit ihrem Mann, das verzweifelnde Weib sieht nirgend Rettung. Da hilft ihr ein alter deutscher Diener des russischen Fürsten zur Flucht, und sie flieht ihrer Heimat zu, wo sie beim Pfarrer, dem Freund ihrer Jugend, ein Obdach, liebende Pflege und bald einen sanften Tod findet.

So lieblich und poetisch nun auch der Anfang des vorliegenden Buchs gehalten war, so unangenehm fühlt sich der Leser durch die zweite Hälfte des zweiten Theils berührt; Susanne selbst vermag nicht aus diesem Moraste der Umgebung so rein hervorzugehen wie es eigentlich die Absicht des Autors war; die Heiligkeit ihrer aufopfernden Liebe wird verdunkelt von dem Nebel ihrer Schwächen; die Würde der Frau, welche in ihrem Charakter, in ih-

rer Erziehung, in ihrer geistigen Befähigung lag, wird verleugnet, indem sie sich zur Mitwisserin der niedern Laster und Verbrechen des Mannes hergibt. Diese Art von blinder hingebender Liebe kann wol ein Gretchen haben, ein Weib deren Liebe mehr Instinct als Bewußtsein ist; bei Susanne mußte aber Alles zum Bewußtsein werden, sie begeht nicht nur ihre Handlungen, sondern ist auch Zuschauerin derselben, und bei solchem Charakter ist das sich blind für Gegenwart und Zukunft Hingeben, nach den Erfahrungen die sie gemacht, nachdem sie Saluski's Charakter so ganz klar erkannt hatte, eine große Charakterinconsequenz.

Daß es in der Ausführung des Ganzen nicht an jenen graziösen Einzelheiten fehlt die dem Autor von jeher so eigenthümlich waren, versteht sich von selbst. Sowol die ländlichen Landschafts- wie die Salonsdecorationen sind malerisch, auf den richtigen Effect berechnet. Einzelne Charakterzüge der Nebenpersonen sind überraschend in ihrer Wahrheit. So der einfache Brief des Generals an Susanne, als Saluski ihr vergessenes Notenbuch mit Courrierritt herbeiholt. Daß der junge Mann verliebt ist wird ihm klar, aber er streicht das Wort „verliebt" wieder aus, damit der Tochter reine Seele nicht von diesem Zustand Etwas ahnen soll, und setzt an die Stelle des ominösen Wortes — närrisch. Ebenso charakteristisch ist folgende Aeußerung des Präsidenten: „Wir Männer sind zu Beschützern und Vertheidigern der Frauenehre gemacht; unsere Pflicht ist immerdar zu verhüllen, zu bemänteln, zu entschuldigen, und überall nicht allein Lüge und Verleumdung, sondern auch die Wahrheit niederzuschlagen wo sie gegen die Frauenehre auftritt. Eine Frau also die dieses unser Amt uns unmöglich macht begeht einen doppelten Fehltritt, den, daß sie ihre eigene Würde verletzt, und den, daß sie mit Muthwillen ihre natürlichen Vertheidiger entwaffnet und ohnmächtig macht."

An solchen kleinen Zügen findet der Leser häufig Gelegenheit sich zu erfreuen, und Ref. erkennt Das auch dankbar an, wenngleich der ganze Roman ihm einen widerlichen Eindruck macht, worauf er nicht vorbereitet war, da in der schönen, so wohldurchdachten Vorrede der Autor so gut zu sagen wußte was der Roman bieten und anregen solle: „Der wahrhaft gute Roman wird freilich nie aufhören das Bild der Zeit zu sein in der er entstand, aber auch nur das Bild, nicht das Ausgabebuch, die Wirthschaftsrechnung der Zeit; die Leidenschaft, die Empfindung, das reine Menschliche müssen immer die Puls- und Herzadern dieser interessanten und großartigen Dichtungsart sein. Man muß bei einem guten Romane träumen, lächeln, empfinden, weinen können; es muß das musikalische Element vorwiegen, es muß in einem Romane Seiten geben wo aus jedem Worte Blumen und Flammen schlagen, wo das Herz blutet und die Seele in qualvoll wollüstigen Regungen hinzittert. Endlich muß ein guter Roman die Jugend und die Frauen entflammen; sie dürfen nicht kalt bleiben; diese weichen und von der Phantasie beherrschten Seelen müssen dem Dichter, sie mögen nun wollen oder nicht, in jede Thränen- oder Blumenkammer des menschlichen Herzens folgen, und zuletzt wenn sie erschöpft stille stehen, breitet er plötzlich eine große, heilige Mondnacht über sie aus, die die zuckenden Nerven beseligt, beruhigt und die Welt in Frieden hüllt."

Weiter sagt die Vorrede: „Es hat Romane gegeben die mit einer unglücklichen Mischung von Geist und Frivolität geschrieben worden sind; diese sind trotz Dessen daß sie Meisterwerke waren dennoch spurlos am Interesse der Zeitgenossen vorübergegangen. Dann hat es Romane gegeben in denen der Autor die Ergebnisse seines unermüdlichen Denkens über irgend einen Zweig der Kunst oder der praktischen Philosophie niederlegte, oder über ein Dogma des Glaubens sich verbreitete; — man hat sie nicht gelesen. Dann gab es wieder Romane die ganz ohne Kunst geschrieben wurden, die keine Absicht zeigten und keine Richtung vertraten, die der Autor leichtsinnig der Mitwelt übergab wie man einen Nachen mit Blumen gefüllt auf den Wellen hintanzen läßt, unbekümmert an welchem Ufer oder ob er überhaupt landet: und diese Romane sind gelesen, bewundert, wieder gelesen und wieder bewundert worden. Sollte Dies uns nicht ein Zeichen sein, mit welchen Gaben wir ein Gebilde der Poesie das wir Roman nennen ausstatten sollen?"

Hr. v. Sternberg möchte alles Tendenziöse aus dem Roman verbannen. „Hat der «Werther» eine Tendenz? Kann man aus ihm irgend eine Kunst, eine praktische oder philosophische Lehre gewinnen? Nein, man kann keine andere Kunst aus diesem Buche lernen als Thränen auf Thränen zu vergießen, Erschütterungen ohne Maß in sich aufzunehmen, in diesem Augenblicke golden zu träumen, im nächsten von Schrecknissen durchfröstelt unnennbares Weh zu empfinden — und diese Kunst ist keine andere als die Kunst zu empfinden, eine Kunst die freilich nicht Alle verstehen, sondern vom echten Dichter lernen müssen."

A. v. Sternberg will auch die Zeitinteressen aus dem Roman verdrängen. „Die junge Generation hat genug gethan um zu zeigen, daß sie sich an den Ideen zu betheiligen versteht die die Zeit bewegen, nun ruft sie aus diesem Gewirr der schrillenden Stimmen den süßen Klang der Flöte wach, und läßt ihn in der Einsamkeit des Hains um ein Grabmal tönen an dem die Liebe weint." Ref. ist hierin nicht einverstanden mit dem Autor; der Roman soll das Leben geben, und wenn er das Leben der Gegenwart gibt, muß er seine Figuren auch von den Interessen der Gegenwart bewegen lassen, in einer Zeit wo diese Alles durchdringen, Alles beschäftigen und alle bestehenden Verhältnisse bedrohen. Unter Ludwig XIV., wo das Vergnügen als Hauptmoment des Lebens galt, konnte ein Roman nur Liebe bringen: Liebe und Vergnügen auf der Maskerade, im Krieg, bei drohendem Staatsbankrott und der alle Freiheiten unterjochenden Königstyrannei. Vergnügen und Liebe waren damals sogar die mächtigsten Hülfstruppen der Königsmacht. A. v. Sternberg möchte auf den alten Roman zurückführen, und dieses Streben ist ihm auch gelungen: „Clarissa", „Pamela", „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen" sind hier und da erreicht. Inwiefern aber der vorliegende Roman die Mängel der Sue'schen Romane vermieden hat, indem er deren Tendenz vermied, ist kaum zu unterscheiden, da die moralischen Moräste und Verdorbenheiten der höhern Stände gewiß um Nichts besser und unterhaltender sind als die der Armuth, ja im Gegentheil wol noch abschreckender. 46.

Literarische Notiz.

William Howitt's neuestes Werk.

Der bekannte William Howitt hat unter dem Titel „Homes and haunts of the most eminent British poets" (2 Bde.) eine eigenthümliche Art von Lebensbeschreibungen 39 englischer Dichter herausgegeben. Unter den ältern werden Chaucer, Spenser, Shakspeare, Cowley, Milton, Butler, Dryden, Thomson, Shenstone, Gray, Goldsmith, Burns und Cowper; von den verstorbenen der neuern Zeit Keats, Shelley, Byron, Crabbe, Hogg, Coleridge, Mrs. Hemans, Scott, Campbell, Southey; von den lebenden endlich Joanna Baillie, Wordsworth, Montgomery, Savage Landor, Leigh Hunt, Rogers, Moore, Ebenezer Elliot, Wilson, Barry Cornwall und Alfred Tennyson weniger nach ihrem Wesen und ihren dichterischen Schöpfungen als nach ihren gesellschaftlichen Verhältnissen, häuslichen Einrichtungen und dergleichen Aeußerlichkeiten mehr geschildert. Die englischen Kritiker haben dem Verf. nicht wenige geschichtliche Schnitzer darin nachgewiesen. Auch hat die Rücksichtslosigkeit womit er gewisse Verhältnisse besprochen ihm schon schwere öffentliche Rügen zugezogen. Unter Anderm hat die Witwe Southey's, den er in seinem Werk bitter angegriffen, in einem im „Athenaeum" veröffentlichten Schreiben auf keineswegs löbliche Beweggründe seines Verfahrens hingewiesen. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 109. —— 19. April 1847.

Ueber die menschliche Hand.
(Beschluß aus Nr. 108.)

Beiweitem mit mehr Geschick und Beruf, sowie mit den dazu nöthigen physiologischen Kenntnissen ausgerüstet behandelt der Verf. von Nr. 2 diesen Gegenstand. Er weist zunächst darauf hin, wie Künstler in ihren Werken die Verschiedenheit der Hände herausgehoben haben, so namentlich Tizian in seinem berühmten auf der dresdener Galerie befindlichen Bilde „Christus mit dem Zinsgroschen" den Gegensatz der Hände Christus' und des Zöllners; in Lessing's trefflichem Bilde „Huß vor dem Concil in Kostnitz" die auf der Brust ausgebreitete Hand dieses Glaubenshelden. Er weist ferner darauf hin, daß sich in den Händen die edlere oder unedlere Race ausspricht, daß die Hand bei fast allen Völkern eine besondere Symbolik erhielt u. s. w.

Carus beschränkt sich hier zunächst darauf, einen ersten Entwurf für eine naturgemäße Betrachtung der Handkunde zu geben, eine vollständige physiologische Begründung dieses Gegenstandes, die sich hauptsächlich auf die Entwickelungsgeschichte dieses Organs würde stützen müssen, spätern Zeiten überlassend. Er will „nur aus der großen Masse von Thatsachen, welche vor seinem Geiste angehäuft daliegen, Einiges herausgreifen welches einigermaßen einen Ueberblick geben kann, was Alles in Betrachtung kommen müßte und genauere Erwägung verdiente, wenn nur von einem einzigen solchen Gebilde menschlicher Organisation wie es die Hand ist eine einigermaßen erschöpfende Darstellung seiner Geschichte und seiner Bedeutung gegeben werden sollte".

Von den verschiedenen Formen des Analogen der Hand im Thierreiche, Flossen, Fuß, Flügel, und den zwischen Flossen und Flügeln liegenden Uebergangsbildungen dieses Gliedes, den verschiedenen Formen des Vorderfußes in den Säugethieren und Amphibien, macht der Verf. den Uebergang zu den Verschiedenheiten der Handformen in den verschiedenen menschlichen Organismen selbst, dieses Organ nach den verschiedenen Altersstufen, nach dem Geschlechte, nach den verschiedenen wesentlichen Stämmen der Menschheit, und endlich nach den verschiedenen Anlagen, Charakteren und Persönlichkeiten betrachtend. Was die letztern betrifft, so werden diejenigen besonders bezeichnenden Eigenschaften der Hand unterschieden welche dieses Organ mit der Gesammtheit der äußern Körperbeschaffenheit gemein hat, namentlich der gröbere oder feinere Bau der Haut, die größere oder geringere Derbheit und Elasticität derselben, die reichlichere oder geringere Ablagerung von Fett und Zellstoff, als durch welche entweder das Embonpoint oder die Magerkeit der Körperfläche dargestellt wird; sodann werden diejenigen Eigenschaften betrachtet welche, inwiefern sie der Hand als besonderm Organ zukommen, für die Individualität des Menschen bezeichnend sind.

Was die besondern Zeichen betrifft welche für allgemeine Körper- und Geistesbeschaffenheit aus dem eigenthümlichen Bau der Hand zu entnehmen sind, so kommt vorzüglich die eigenthümliche physiologische Bestimmung des Organs in Betracht. Es hat aber die Hand einmal die Bedeutung Sinnesorgan, feinstes Organ des Gefühls, des Tastsinns zu sein, und ein anderes mal das feinste und geschickteste Bewegungs-, Ergreifungs- und Kunstorgan darzustellen. Jenachdem nun entweder in zarter und feiner Gliederung, nur sehr mäßiger Größe, großer Weichheit, geringem Auftreten des Knochenbaus und wenig vorragender Gelenkbildung die Bedeutung als Sinnesorgan vorschlägt, oder jenachdem in starker Muskulatur und Sehnenbildung, kräftig entwickeltem Skelet und beträchtlicher Größe die Hand zum gewaltigen Ergreifungsorgan wird, läßt sich mit Bestimmtheit im ersten Falle auf eine feinere, zu Phantasie, Kunst und Scharfsinn geneigte, aber vielleicht schwächere Seele; im andern Falle auf eine mehr der gewaltsamen Wirkung auf die Außenwelt zugewendete und oft stärkere Seele, sei es Wirkung durch Waffen oder durch Cultur des Bodens, oder durch die mechanischen Künste, schließen. Die erstere kann man die sensible, die andere die motorische Hand nennen, und eine dritte und eigentlich höchste Bildung wird es dann sein, wenn die Hand beide Bestimmungen, im feinsten Gleichgewichte und zum freiesten Gebrauche des Geistes, am vollkommensten erfüllt, wenn sie in zarten, konisch ausgezogenen, fein beweglichen Fingern, und nur mäßig großer, weicher, feiner Handfläche Empfindung und Bewegung in gleicher Vollkommenheit vereinigt, sodaß man diese Hand mit d'Arpentigny die seelische Hand nennen kann. Erkennt man sonach diese Form unbedingt als die höchste, so wird da-

gegen jedenfalls sich auch eine andere, und zwar die vierte Grundform als die niedrigste darstellen, als die Form wo die Hand in ihrem eigentlichen Typus noch am wenigsten entwickelt ist, wo sie noch an die embryonische Hand und die Hand der höhern Säugethiere erinnert, die Form wo die Handfläche noch vorherrscht und eine noch unvollkommene Entwickelung kurzer, unbeholfener Finger gegeben ist, und eine solche Form, die sich bei rohern und unentwickeltern Eigenthümlichkeiten der Seele findet, darf man mit d'Arpentigny, noch im tiefern Sinne als das Wort von ihm gebraucht worden ist, als die elementare Hand bezeichnen. Die größte Menge einzelner wirklicher Handformen liegt zwischen diesen vier Grundformen in der Mitte, und namentlich gehören dahin auch die von d'Arpentigny angenommenen beiden Formen der spatelförmigen und philosophischen Hand. Als Prototyp der angeführten vier Handformen bezeichnet der Verf. für die elementare Hand die Sancho Pansa's, für die motorische die des Marius, für die sensible die des Tasso, und endlich für die psychische die von Christus.

In der Deutung und Beziehung der verschiedenen Handformen auf die individuellen Geistes- und Gemüthsanlagen geht der Verf. nicht so weit als sein Vorgänger, und meint daraus überhaupt nur entnehmen zu können, ob ein weiches, sensibles Naturel, oder ein hartes, thatkräftiges, ob ein gewisses roheres, im Empfinden und Thun noch dem Thierischen sich näherndes, oder ein höheres seelisches Naturel einem Menschen in der Anlage gegeben sei, wobei die Art und Weise wie diese Anlage dann von dem Menschen und seinen Verhältnissen ausgebildet wurde, nothwendig seinem Willen und seinem Schicksale überlassen bleibe.

Sehr interessant ist was der Verf. hier über die Bedeutung der einzelnen Glieder der Hand vom physiologischen Standpunkte aus betrachtet einschaltet, was wir jedoch, um dieser Anzeige nicht eine zu große Ausdehnung zu geben, übergehen müssen.

Die vier Grundformen charakterisirt derselbe auf folgende Weise: Die elementare Hand: dicke Finger ohne Geschmeidigkeit, abgestumpfter oder zurückgeworfener Daumen, und was besonders wesentlich ist, eine im Verhältnisse der geringen Länge der Finger sehr große, dicke und harte Handfläche. Es kann diese Handform mit durch frühzeitige schwere Arbeit, welche die gesammte Entwickelung dieses Gebildes hindert, befördert werden; allein es ist kein Zweifel, daß sie auch bei völliger Schonung der Hand, und also auch in höhern Classen vorkommt. In einer beigefügten Zeichnung ist die Hand eines Trunkenbolds und Selbstmörders dargestellt, die gerade durch diese Eigenschaften auffallend mit einem Abdrucke der Hand eines Pavians übereinstimmt.

Die motorische Hand: mehr als von mittlerer Größe, die Finger mittlerer Länge, knotig, stark, und die äußersten Phalangen endigen sich viereckig; der Daumen groß, mit stark entwickeltem Ballen, die Handfläche mittelmäßig, hohl und ziemlich derb. Solche Hände werden nicht vorkommen ohne eine starke massive, aber keineswegs plumpe Entwickelung des Skelets, und ohne eine ausgebildete Muskulatur. Menschen dieser Art pflegen weniger feinfühlend und intelligent als entschieden willenskräftig und stark zu erscheinen. Der Charakter der alten Römer kann hier ein Vorbild abgeben, und was von Händen von Senatoren und Imperatoren auf plastischen Kunstwerken aus jener Zeit erhalten worden ist, trägt fast immer genau den motorischen Charakter. Die motorische Hand ist ganz eigentlich die männliche Hand, und wenn sie bei Frauen vorkommt, gibt sie das Zeichen einer Individualität welche dem Geschlechte nicht wohl sich eignet. Derbe Schweizer- oder Tirolerfrauen pflegen Hände dieser Art besonders zu zeigen; in unsern Gegenden sind es mehr Viragines, d. i. mannweibliche Creaturen, welche diese Organisation verrathen.

Die sensible Hand. Sie ist die vorzugsweise weibliche, und wo sie bei Männern vorkommt, wird ihr ebenso ein etwas weiblicher Typus einwohnen, als man da wo die motorische an Frauen gefunden wird eine gewisse männliche Bildung nicht verkennen kann. Eine weiche, nicht allzu breite Handfläche, feine, etwas zart gebaute und im Ganzen konische, zuletzt aber etwas angeschwollene, spatelförmig geendete Finger mit schmalen, sehr durchscheinenden Nägeln, ein fein gebauter, mehr kleiner Daumen und empfindliche feine Haut bei überhaupt geringer Größe der Hand sind die Momente welche diese Hand bezeichnen. Von weiblichen sensibeln Händen hat der Verf. keine gefunden welche vollkommener diesem Begriffe entspräche als die Hand der bekannten Schriftstellerin Gräfin Ida Hahn-Hahn.

Die seelische Hand. Unbedingt die schönste, aber in höherer Vollkommenheit auch die seltenste Form. Sie wird immer nur von mittlerer Größe sein im Verhältnisse zur Person, die Handfläche nur mäßige Breite und Länge mit einfachen größern Linien haben, nie vielfältig gefurcht und gefaltet; die Finger fein, schlank und ziemlich lang, die Gelenke nicht hervorragend, oder nur leicht wellenförmig erhoben, an den äußern Phalangen konisch und fein ausgezogen. Der Daumen gleichfalls fein und wohlgebildet, und immer nur mittlerer Länge. Dieser Typus ist selten überhaupt, aber doch in den verschiedensten Classen der Gesellschaft vorkommend. In den untersten vegetirt er, seiner selbst sich nicht bewußt und oft um so mehr verstoßen, als er ungeschickt und unfähig erscheinen läßt zu roherer Handarbeit. Für die Individualität welcher eine solche Handform eignet, haben wir Deutschen eine sehr bestimmte Bezeichnung: es ist nämlich Das was wir „eine schöne Seele" nennen, und Niemand dem das Glück zu Theil geworden ist im Leben einer solchen zu begegnen, wird leugnen, daß Geister dieser Art auch nur in einer feinern Hülle und mit einer Gliederung erscheinen welche Dem was hiermit die seelische Hand genannt wird gar wohl entsprechen. Um in Einem Charakterzuge deutlich zu machen, auf welche Weise eine solche Seele über Religion zu denken pflegt,

führt d'Arpentigny folgende kleine Geschichte aus den Kreuzzügen nach Joinville's Erzählung auf. Es heißt:

Während der Belagerung von Damaskus begegnete zwischen Stadt und Lager ein Geistlicher der Franken einem orientalischen Weibe, tragend ein Becken mit glühenden Kohlen und ein Gefäß mit klarem Wasser. „Was willst du thun mit diesem Wasser in deinem Gefäße, und was mit der Glut dieser Kohlen?" fragte der Mönch. „Ich trage sie", erwiderte das Weib, „um mit der Glut zu verbrennen das Paradies, und mit dem Wasser zu verlöschen die Flammen der Hölle, damit die Menschen künftighin Gott lieben und dienen mögen nur und ausschließend um der Liebe willen." Das Herz Ludwig's des Heiligen ward dermaßen erfreut von dieser ihm hinterbrachten Antwort, daß er in hohem Eifer die erhabene Frömmigkeit lobte welche ihr diese Antwort eingegeben hatte.

Im Allgemeinen gibt der Verf. zu, daß jene reinen Grundformen der Hand ziemlich selten vorkommen, und daß beiweitem der größere Theil der Menschheit Hände hat welche zum gemischten Typus gerechnet werden müssen. Dies ist nun aber auch der Grund was nicht allein das Studium der Handkunde sehr erschwert, sondern auch die Schlüsse aus den Handformen auf die geistigen und gemüthlichen Anlagen sehr unsicher und schwankend machen wird, abgesehen davon, daß die verschiedenen körperlichen Beschäftigungen, namentlich wenn sie von Jugend auf getrieben werden, gewiß nicht ohne Einfluß auf die Entwickelung dieser Formen bleiben werden, und z. B. selbst eine seelische Hand unter dem Drucke harter Arbeit nicht die feinen Züge behalten wird die sie ohne diesen Druck behalten haben würde. Uebrigens ist zu wünschen, daß man dem ganzen, keineswegs uninteressanten Gegenstande den wissenschaftlichen Geist bewahren möge in welchem er von dem Verf. von Nr. 2 aufgefaßt worden ist, und daß man ihn nicht zu einem Spielwerke für müßige Stunden herabziehen möge, wie man es früher mit Lavater's und Gall's physiognomischen Theorien gethan hat. 70.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Neue Literatur über Algerien.

Wenn man mit Recht von Algerien gesagt hat, daß es den Franzosen Ströme Bluts gekostet hätte, so ist der Verbrauch der Tinte in den afrikanischen Angelegenheiten sicher auch nicht gering anzuschlagen. Jeder Tag bringt fast ein neues Werk über diese vielbesprochene Frage, und jeder Schriftsteller der sich an derselben versucht hat wirft sich in die Brust, als habe er das Problem wie Afrika für Frankreich zu einer vortheilhaften Besitzung umgewandelt werden könne bestimmt gefunden. Indem wir hier einige Werke einzeichnen möchten welche in Betreff dieses Thema einige Berücksichtigung verdienen, fällt uns die Auswahl in der That nicht eben leicht. Das Feld ist so weit und der Boden der üppigsten Production so günstig! Was zunächst die Geschichte der französischen Besitzungen in Afrika betrifft, so dürfte in dieser Beziehung unter den zuletzt erschienenen Werken welche sich die Behandlung dieses Gegenstandes zur Aufgabe gestellt haben wol folgende Schrift die meiste Beachtung in Anspruch nehmen: „Histoire de l'Algérie française, précédée d'une introduction sur les dominations carthaginoise, romaine, arabe et turque", von Leynadier und Clausel (2 Bde.). Gründlichere Studien, eine kritische Prüfung der Quellen oder tiefere historische Blicke würde man indessen auch hier noch vergeblich suchen. Einen nicht uninteressanten Beitrag zur Specialgeschichte von Konstantine erhalten wir in Bonnafont's „Réflexions sur l'Algérie, particulièrement sur la province de Constantine", wo neben der historischen Seite auch noch einige andere auf die Colonisation Algiers bezügliche Punkte zur Besprechung kommen. Diese Schrift gibt eine ziemlich gründliche Untersuchung über den Ursprung von Konstantine, und eine vollständige Liste der Beis welche seit dem J. 1133 der Hegira (1712 unserer Zeitrechnung) bis 1253 (1837) in dieser Stadt residirt haben. Mehr auf die Befriedigung des allgemeinen Bedürfnisses berechnet ist „L'Afrique française", von dem vielschreibenden P. Christian, der, wie er wenigstens behauptet, einige Zeit hindurch Privatsecretair Bugeaud's gewesen ist. Es ist dies eine lesbare, aber für ernstere Zwecke ungenügende Verarbeitung des allgemein zugänglichen Materials, sowie uns auch der des Orients kundige Poujoulat in seinen „Études africaines" (2 Bde.) ein tieferes Verständniß der afrikanischen Verhältnisse nicht aufschließt. Der Verf., der sich als Mitarbeiter Michaud's einigen Ruf verschafft hat, geht in seinen rhetorisirenden Darstellungen selten über das Niveau gewöhnlicher Reiseeindrücke hinaus. Die Schrift „Colonisation et agriculture de l'Algérie", von L. Moll (2 Bde.), hat viel tiefere Bedeutung und enthält Bemerkungen von wahrhaft praktischem Belange. Um sich das Bild welches uns hier von der eigentlichen Colonisation Algeriens geliefert wird zu ergänzen, muß man seine Zuflucht zu solchen Schriften nehmen welche einzelne abgerissene Punkte herausgreifen und in monographischer Behandlung beleuchten. Unter den Erscheinungen dieser Art welche die letzte Zeit gebracht hat heben wir nur folgende heraus: „Richesse minérale et forestière en Algérie", von P. Lepelletier. Der Verf. dieser inhaltreichen Broschüre theilt die Beobachtungen welche er bei einem längern Aufenthalt im Lande selbst gesammelt hat, in schlichter, anspruchsloser Weise mit, und so weit wir den Gegenstand zu beurtheilen verstehen, kann man den Folgerungen welche er an die mitgetheilten Resultate knüpft seine Zustimmung nicht versagen. Die Flugschrift über den religiösen Zustand der afrikanischen Besitzung aus der Feder von Charles de Riancey („De la situation religieuse de l'Algérie") ist mit einiger Vorsicht zu gebrauchen, weil der Blick des Verf. durch seine persönlichen Beziehungen und eigenthümlichen Verhältnisse getrübt ist. Bekanntlich war Riancey Bischof von Algier, sah sich aber in der Folge durch die Umstände und durch sein eigenes taktloses Benehmen zum Rücktritt genöthigt. Indem wir hier einmal einige neuere auf Algerien bezügliche literarische Erscheinungen flüchtig berührt haben, wollen wir auch nicht unterlassen, die Aufmerksamkeit auf einige Karten und Pläne zu lenken welche einer genauern Kenntniß der topographischen Verhältnisse des nördlichen Afrika zur Grundlage dienen können. Dahin rechnen wir vor Allem die „Carte de l'Algérie et de la régence de Tunis", welche nach den auf dem Kriegsdepot niedergelegten Documenten mit rühmenswerther Sorgfalt gearbeitet ist. Sie umfaßt zwei Karten. Die „Carte de l'Algérie", von E. Carette und Aug. Warnier, verdient deshalb Beachtung, weil hier Sorge getragen ist, daß man die Abgrenzung der einzelnen Tribus mit möglichster Sicherheit verfolgen kann, und Berbrugger's „Plan général topographique de la ville d'Alger" hat den wesentlichen Vorzug, daß er überall eine genaue Verzeichnung der alten, vor der französischen Besitznahme gangbaren Namen bietet. Von der „Revue algérienne", welche, nachdem viele vergebliche Versuche gemacht sind, auch Algier allmälig mit dem Netze des französischen Journalwesens zu umspannen, vor kurzem aufgetaucht ist, haben wir bis jetzt nur den vielversprechenden Prospectus, welcher ein monatliches Erscheinen in Aussicht stellt, zu Gesicht bekommen.

Dumesnil.

Der aus verschiedenartigen literarischen Erzeugnissen hinlänglich bekannte Alexis Dumesnil hat vor kurzem wiederum einmal seine unheilvolle Kassandra-Stimme erhoben. Die „Ma-

nifestation de l'esprit de vérité" — so lautet der Titel seiner neuesten Schrift — enthält wieder einige düstere Partien, in denen Ueberdruß mit den gegenwärtigen Verhältnissen athmet. Im Allgemeinen durchzieht aber diese neue Darstellung doch ein Hoffnungsstrahl einer Umgestaltung zum Bessern, und die Morgenröthe einer schönern Zukunft scheint dem Verf. aufgegangen zu sein. Er verkündet das Herannahen einer Zeit in der sich der Geist der Wahrheit im vollen Glanze zeigt. Es hält nicht schwer die communistischen Tendenzen, in denen Dumesnil nach langem Schwanken und nach vielen geistigen Irrfahrten das Heil erkannt zu haben scheint, herauszufühlen. Um seinen Maximen und Ideen mehr Gewicht zu geben, hat er ihnen eine biblische Fassung geliehen, sowie seine Darstellung überhaupt auch mit Anspielungen auf das Alte und Neue Testament, die zum Theil sehr buntscheckig ausfallen, verbrämt ist. Das fetzenartig Zusammengewürfelte des Stils wird aber schwerlich für das Publicum mehr Anziehungskraft haben als die übertriebene, zurückstoßende Gehässigkeit und Düsterkeit welche seinen frühern Werken eigenthümlich waren. 17.

Bibliographie.

Allioli, J. F., Predigten. Augsburg, Schmid. Gr. 8. 20 Ngr.

— — Ueber die innern Motive der kanonischen Horen und ihren Zusammenhang. Eine liturgische Abhandlung. Augsburg, Schmid. Gr. 8. 10 Ngr.

Bentheim-Tecklenburg, M. Graf zu, Sagen und Bilder. Dichtungen. Darmstadt, Ollweiler. Gr. 16. 25 Ngr.

Feuerbach's, L., sämmtliche Werke. 3ter Band. — A. u. d. T.: Gedanken über Tod und Unsterblichkeit. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Hagen, T., Elise Fährlich. Roman. Leipzig, Vereins-Verlagsbuchhandlung. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Keferstein, C., Ansichten über die keltischen Alterthümer, die Kelten überhaupt und besonders in Teutschland, sowie den keltischen Ursprung der Stadt Halle. 1ster Band. Archäologischen Inhaltes. Halle, Schwetschke und Sohn. Gr. 8. 2 Thlr.

Kugler's, F., Handbuch der Geschichte der Malerei seit Constantin dem Grossen. 2te Auflage unter Mitwirkung des Verfassers umgearbeitet und vermehrt von *J. Burckhardt*. In 2 Bänden. 1ste Lieferung. Berlin, Duncker und Humblot. Gr. 8. 24 Ngr.

Die Kunstreiter. Novelle. Berlin, A. Duncker. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Luther, M., An die Rathsherren aller Städte deutschen Landes: daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen. Wittenberg 1524. Verlag der Lutherstiftung zu Leipzig. Leipzig, Barth. Gr. 8. 3 Ngr.

— — Von der Freiheit eines Christenmenschen. Wittenberg 1520. Verlag der Lutherstiftung zu Leipzig. Leipzig, Barth. Gr. 8. 3 Ngr.

Müller's, K. O., kleine deutsche Schriften über Religion, Kunst, Sprache und Literatur, Leben und Geschichte des Alterthums gesammelt und herausgegeben von E. Müller. 1ster Band. Nebst Erinnerungen aus dem Leben des Verfassers. Mit 1 Karte. Breslau, Max und Comp. Gr. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Musäus, J. K. A., Volksmährchen der Deutschen. Prachtausgabe in 1 Bande. Herausgegeben von J. L. Klee. Mit Holzschnitten. 3te illustrirte Prachtausgabe. 1ste Lieferung. Leipzig, Mayer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Niemann, E., Die Auferweckung des Lazarus. Predigten über das 11. Cap. des Evang. St. Johannis. Hannover, Hahn. Gr. 8. 20 Ngr.

Oettinger, E. M., Rossini. Komischer Roman. 2te vermehrte Auflage. Zwei Bände. Leipzig, Vereins-Verlagsbuchhandlung. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Proudhon, P. J., Philosophie der Staatsökonomie oder Nothwendigkeit des Elends. Deutsch von K. Grün. 1ster Band. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Süs, G., Hähnchen und Hühnchen. Ein Mährchen mit Federzeichnungen. Frankfurt a. M., Brönner. 4. 25 Ngr.

Ueber die Kunst als Gegenstand der Staatsverwaltung, mit besonderm Bezuge auf die Verhältnisse des preussischen Staates. (Von Prof. *Kugler.*) Berlin, Reimarus. Gr. 8. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Baltzer, E., Delitzsch-Halle-Nordhausen, oder mein Weg aus der Landeskirche in die freie protestantische Gemeinde, actenmäßig dargestellt. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 20 Ngr.

Besser, W. F., Wahre und falsche Union. Offenes Sendschreiben an unsere reformirten Brüder, zunächst im Wupperthale zu Händen des Pastors C. F. Ball. Im Namen und Auftrag der zu Neustadt Eberswalde versammelt gewesenen lutherischen Pastoralconferenz ausgefertigt. Leipzig, C. L. Fritzsche. Gr. 8. 3 Ngr.

Döring, G., Versuch einer Geschichte und Beschreibung der evangelischen Hauptkirche zu St. Marien in Elbing. Festschrift, veranlaßt durch die 6. Säcularfeier der Kirche, nebst den Festreden &c. Elbing, Neumann-Hartmann. 1846. Gr. 8. 25 Ngr.

Fischer, K. C. F., Noch ein nothwendiges Wort über die Frage: Können Realschulen zweckmäßige Vorschulen zum Studium der Medicin werden? Nordhausen, Köhne. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Frage von der Verfassungsmäßigkeit der 2. Kammer beim außerordentlichen Landtage von 1847 im Königreich Sachsen. Leipzig, Vogel. Gr. 8. 2 Ngr.

Die Preußische General-Synode im Jahre 1846. Allen preußischen Kirchgemeinden zur Kenntnißnahme und Verständigung mitgetheilt. Rothenburg. Gr. 8. 8 Ngr.

Hautz, J. F., Jubelfeier der 300jährigen Stiftung des Lyceums zu Heidelberg. Nebst den der Anstalt zugegangenen Zuschriften und den bei der Feier gehaltenen Reden. Heidelberg, J. C. B. Mohr. Gr. 8. 11¼ Ngr.

Hildebrandt, F. W., Gast und Arbeiter. Zwei Predigten in Magdeburg gehalten. Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. 5 Ngr.

Johannsen, J. C. G., Die Augsburgische Konfession als Schutzwehr des freien Protestantismus. Leipzig, Fritzsche. Gr. 8. 12 Ngr.

Der erste October und seine Nachkommenschaft, oder Erinnerung an das erste Auftreten des Jungkatholicismus überhaupt und zunächst an die Einweihung der Etablissements der Ronge-Czerski'schen Schneidemühl-Compagnie zu Kreuznach, Saarbrücken &c. Coblenz, Hölscher. Gr. 8. 6 Ngr.

Offenes Schreiben an Hrn. v. Bülow-Cumerow als Beitrag zur Erörterung seiner Schrift „das Bankwesen in Preußen" von U. Hamburg, Herold. Gr. 8. 6 Ngr.

Seyfferth, W., Einige Worte in Bezug auf die Verhandlungen der 2. Kammer der Sächsischen Ständeversammlung über das Decret, die Sächsisch-Baiersche Eisenbahn betreffend. Leipzig, Hirschfeld. Gr. 8. 4 Ngr.

Tenner, K. C., Rom spricht auf's Neu'! (Gedicht.) Gießen, Ricker. 8. 2 Ngr.

Tholuck, A., Adventspredigt, gehalten im akademischen Gottesdienste der Universität Halle. Halle, Mühlmann. 1846. 8. 2½ Ngr.

Ungarn und das Palatinat, oder wer soll Palatin sein? Von einem in Norddeutschland lebenden Ungar. (Mit den Bildnissen der Erzherzöge Joseph und Stephan.) Berlin, Reichardt u. Comp. Gr. 8. 9 Ngr.

Volkmann, A. W., Der außerordentliche Landtag von 1847 für das Königreich Sachsen ist beschlußfähig. Aus der Verfassung nachgewiesen. Leipzig, Schrey. Gr. 8. 4 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 110. — 20. April 1847.

Zeitgedichte.

1. Zwölf Sonette von Emanuel Geibel. Lübeck, Asschenfeldt. 1846. 8. 6 Ngr.
2. Gedichte von Otto von Wenckstern. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1845. 8. 1 Thlr.
3. Deutsche Lieder aus der Fremde von W. Nolte. Paris, Renouard. 1844. 16. 22½ Ngr.
4. Phantasien und Gedichte, mit einem Anhange humoristischer Lieder. Von Paul Zierlein. Berlin, Eyssenhardt. 1844. Gr. 16. 15 Ngr.
5. Wanderbuch eines wiener Poeten von Hermann Rollett. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1846. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
6. Gedichte von Karl Schimper 1840—46. Manheim, Hoff. 1847. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
7. Gedichte von Gottfried Keller. Heidelberg, C. F. Winter. 1846. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.
8. Neue Poesien von Emil Mecklenburg. Manheim, Grosse. 1846. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
9. Norddeutsches Jahrbuch für Poesie und Prosa. Herausgegeben von Heinrich Pröhle. Merseburg, Garcke. 1847. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
10. Freie Lieder. Von Ludwig Köhler. Jena, Luden. 1846. 16. 1 Thlr. 22½ Ngr.
11. Radicale Lieder. Von Gollenperger. Leipzig, Gebhardt und Reisland. 1847. 16. 20 Ngr.

Elf Gedichtsammlungen haben sich wieder auf meinem Tische gesammelt, und ich soll Rechenschaft über sie geben. Eine schwere Rechenschaft, da ich voraus bekenne, daß ich die meisten nicht durchgelesen, sondern nur hineingelesen habe. Doch wenn ich alle durchgelesen hätte, von Seite A bis Z, wäre mein Rechenschaftsbericht darum wahrhafter? Wer gebietet zu jeder Stunde, wenn er eine poetische Schöpfung liest, über seine Stimmung, und wie oft trifft der glückliche Zufall ein, daß die Stimmung des Lesers (und Recensenten) mit der des Dichters übereinstimmt? Wie mancher Tourist, das ist meine Meinung, im Durchfliegen eines Landes charakteristischere Seiten, Züge, Bilder desselben auffaßt als der Einheimische, der Jahrzehnde lang die Natur und Sitte studirt, den aber eben die lange Gewöhnung für das Gewöhnliche abgestumpft hat, weil es ihm zu alltäglich, gewöhnlich ist um es niederzuschreiben, so sind auch die wenigsten Gedichtsammlungen stichhaltig genug um sie zu studiren; der Duft entweicht darüber. Der Schmetterling welcher über die Blumenbeete fliegt athmet mehr von ihrer Würze als der Botaniker der pflückt, zergliedert und trocknet. Nun vor Allem bei Zeitgedichten, die, den Stimmungen des Moments entsprossen, nur von ihm genossen, gewürdigt sein wollen! Welches Unrecht schon, sie zum Theil erst nach Jahren beurtheilen wollen. Und doch lehrt mich die Jahrszahl auf dem Titel einiger dieser Sammlungen, daß ich mich selbst schon in diesem Zustande des Unrechts befinde, der Zufall wollte es so. Um nun meiner Schuld schneller nachzukommen, will ich die Sammlungen auch nicht in Lager theilen; wie sie auf dem Felde wuchsen, durcheinander, greife ich sie heraus, und entdecke dabei, daß einige derselben in gar kein Lager gehören, denn sie greifen nicht in die Zeitströmungen ein, aber aus der Zeit sind sie doch erwachsen, und um deshalb soll ihnen auch hier ihr Recht werden. Freilich ein weites Anrecht, denn welches Gedicht erwuchs nicht aus der Zeit!

1. „Zwölf Sonette" von Geibel. Einen Dank möchte ich Dänemark votiren, daß es seine Angriffe auf Schleswig-Holstein in naivem Selbstvertrauen fortsetzt. Damit ist Deutschland doch ein Punkt der Einheit gegeben, wo Conservative und Destructive, Absolute und Constitutionnelle, Germanisten, Feudalisten, Aristokraten, Demokraten, Liguisten und Gustav-Adolfianer, Ultramontanen, Deutsch-Katholische, Pietisten, Separatisten, Anti-Ruppianer und Ruppianer, ja wo selbst die Freizollmänner und die Schutzzollmänner ein Lager beziehen; gegen Dänemark drücken sie als Deutsche sich die Hände. Ich kann die Sache immer noch nicht recht ernst betrachten, weil ich Dänemark uns für so nah verwandt halte in Sitte, Bildung, Sprache, Denkungsart; ich bilde mir noch immer zuweilen ein, es sei ein Paffen in die Luft, ein Feuerwerk, von irgend einem Schlaukopf veranstaltet, um die Aufmerksamkeit abzulenken von einem wirklichen Schießen, einem wahrhaft gefährlichen Brande. Ich meine, es brauche nicht der Lärmtrommeln, um die Sache ins Schick zu bringen; die sich heraustrommeln ließen, um anzugreifen oder zu vertheidigen, würden zur rechten Zeit in sich gehen, und wenn sie sehen, daß man sie nur zu andern Zwecken entzweien wolle, sich auch die Hände reichen und auf Bedingungen vertragen die doch nicht so schwer zu finden wären. Und ist nicht wirklich Krakau darüber annullirt und in-

corporirt worden? Freilich, das Spiel hat die Aufmerksamkeit von dem Ernst nicht abgezogen. Geibel, der wegen seiner altehrbaren Grundsätze Vielangegriffene, erscheint hier als schwer geharnischter Ritter im großen deutschen Heeraufgebot. Er nimmt die Sache für ernsten Ernst, er kämpft mit den Liberalen zur Seite mit schweren Schlägen, trotzdem daß der Lübecker den Gegner, wie Richard Morning that, einen Zwerg nennt der auf seinem Nacken, ihm zum Trotze, Platz genommen.

Deutschland, bist du so tief vom Schlaf gebunden,
Daß diese fremden Zwerge sich getrau'n
Mit frechem Beil in deinen Leib zu hau'n,
Als könntest du nicht spüren Streich und Wunden?

Ist deine Ehre so dahingeschwunden
Im Mund der Völker, daß sie keck d'rauf bau'n,
Mit theilnahmloser Ruhe würden schau'n
Die Schmach des kranken Gliedes die gesunden?

Er ruft: Erwache! Aus der Brust, die nicht umsonst sich brüstet, solle der Riesendonner der deutschen Stimme dröhnen. Der Dichter ist aber auch gegen den Einwand gerüstet, daß er zum Kriege mit den Zwergen auffodere wo Deutschland einst den Kampf zu gleichem Zwecke mit einem Riesen gescheut:

Das Elsaß, roth im Schmuck der Purpurtraube,
Der Blutrubin in unsers Reichs Geschmeide,
Ausbrach der Frank' ihn mit des Schwertes Schneide,
Daß er in seines Königs Kron' ihn schraube.

Doch da er's that, lag unser Volk im Staube,
Blutrünstig, mit zerriß'nem Eingeweide,
Und so ersäuft in tausendfachem Leide,
Daß Keiner fragen mochte nach dem Raube.

Und dennoch grollen wir mit unsern Vätern,
Daß sie, wiewol bis auf den Tod zerspalten,
Verloren was verloren blieb uns Spätern.

Darum sollen wir, die wir uns für stark halten, an unsern Enkeln nicht zu Verräthern werden. Der Münster drüben klingt uns seufzend seine Mahnung zu: „Nun sei versiegelt jeder kleine Hader", wem deutsches Blut die Herzensader füllt, der soll jetzt „nach keinem andern Recht verlangen" (!), er soll, Zornglut auf den Wangen, mit seinen Brüdern im Geschwader stehen. Der Däne wird an die Sage von König Holger und der Feenkönigin Margand gemahnt, er soll sich erinnern, daß er jetzt nur ein Greis ist. Dann ein schöner Zuruf an die Muttersprache, die reichste aller Zungen,

Wie Lenzwind schmeichelnd, stark wie Wetterdröhnen.

Kurz vor dem Schluß will es auch den Dichter wie ein Schwank bedünken, daß das kleine Inselreich sich wider uns erhebe, es brauche ja nur eines Streichs, so liege es da, falls nicht

vor uns'rer starken Rache
Der Slaw es wolle schirmen oder Franke.

Aber gerade dann (und wir rufen fiat!) sollen wir Alle uns wie Ein Mann erheben, und im fürchterlichsten Ernste ruft er zum Schluß:

Noch kannst du wählen, Deutschland, ob zur Buhle
Sie dich dem sternbekrönten Ruhm soll geben,
Ob im Geweb' ein Schmachbild du willst leben,
Ein Hohn den Völkern bis ans fernste Thule.

— — — — — —

Thu deinen Spruch! Es harrt die Weltgeschichte.

---

2. „Gedichte" von Otto v. Wenckstern.*) Ein zierliches Buch, wie gemacht um es in die Tasche zu stecken und zur Erholung an einsamem Ort darin zu blättern. Poetischen Hauch, Duft, Stimmung und gelungenen dichterischen Ausdruck wird man darin finden; ob aber Jeder auch Erholung? Der Schmerz macht nicht Dichter, aber wer dichterisch fühlt und Schmerzen empfindet, haucht im Gedicht natürlich die Schmerzen aus, und es ist ebenso natürlich, daß sich dem Leser diese Empfindung mittheilt. Ja, unsere Väter und Großväter, als ein gesundes oder hausbackenes Geschlecht wie man will, griffen unter den Poesien zumeist nach den Elegien. Das dumpfe Geläute von den bemoosten Kirchen, der Epheu um die zerfallenen Thürme entrückten sie der Alltagsnoth auf so lange als sie für nöthig hielten sich geistig zu erheben; wir sind oder vermeinen so geistig erhaben oder krank zu sein, daß wir lieber frohe, kecke Töne aus der Gefühlswelt hören, oder wenn es Schmerzenstöne sind sollen sie vom Zorn getragen, gehoben werden. Lese man in dem Schlußgedicht „Clarissa", die Geschichte einer Gefallenen, nur einige der Anfangsverse:

Ich weiß nicht was mich traurig macht,
Wenn wieder neu der Lenz erwacht,
Was mir das Aug' mit Thränen füllt,
Wenn aus der Knosp' die Blüte quillt.

und:

Die Erde ist ein schöner Stern,
Das Leben süß: ich lebe gern;
Ich wandle gern im Sonnenschein,
Steh' gern in dunk'ler Nacht allein,
Wenn tausend Sterne liebentbrannt
Hinabschau'n auf das schöne Land.
Es ist so schön im Gras zu liegen,
Wenn all' die Käfer um mich fliegen,
Wenn im Gebüsch die Rose winkt,
Aus deren Kelch die Biene trinkt.

oder:

Gäb' Gott, ich wär' als Kind gestorben!
Dann hätt' die Welt mich nicht verdorben.
Gäb' Gott, der Tod hätt' mich gebrochen
Ehe ich das erste Wort gesprochen!
Dann läg' ich längst im Todtenschrein,
Wie eine Lilie weiß und rein.
Wär' ich in der Geburt erstickt,
Wär' ich von Schande nicht gedrückt;
Hätt' eine Natter mich gestochen
Eh' ich das erste Wort gesprochen:
„Dann wär' ich nicht ein schimpflich Wesen,
Zu ew'ger Schande auserlesen!"

oder:

Es fiel der Regen eisig kalt,
Der Sturmwind heulte durch den Wald,
Da mußte ich die Heimat flieh'n,
Und arm und nackt von dannen zieh'n.

*) Vergl. hierüber Nr. 259 d. Bl. f. 1845.

D. Red.

Schade, daß Hr. v. Wenckstern nicht 20 Jahre früher gesungen hat; dann würden seine Gedichte in der Tasche der Dichterfreunde nicht fehlen, man würde sie vielleicht auswendig kennen. Nun ist es nur ein Tropfen im Meer. Es ist zu Viel, zu Viel! Hätte Gervinus doch Recht! Otto v. Wenckstern braucht in diesem Gedichte den Vergleich mit einem ähnlichen von Beck nicht zu scheuen. Wenn Letzterer ihm an genialen Wendungen voraus ist, überholt er ihn durch die Natürlichkeit des Ausdrucks und eine Sprache die zu jedem Herzen klingt. Die Polenlieder in dieser Sammlung sind schon früher besprochen worden. Auch unter den Tagebuchblättern und kleinen Liedern ist manche Perle.

---

3. Die „Deutsche Lieder aus der Fremde", von W. Nolte *) in Paris gesungen, redet der Dichter selbst an:

> Ihr seid noch jung und unerfahren,
> — — — — —
> Und Jeder bringt nur' was er kann.

Aus dem Titel der Lieder wird man ihren Inhalt errathen: „An mein Volk"; „Zwei Rheinlieder", nicht berauschender, aber sehr ernster Tendenz; „An Fr. v. Sallet"; ein „Tscherkessenlied"; „Titanengroll"; „Das Leben eine Komödie"; „Barbarossa", der Deutschlands Wiedergeburt erträumt; „An Börne's Grabe". Der Dichter ruft als „Prometheus":

> Ich möchte frische Saat ausstreu'n,
> Das Alte will erschlaffen,
> Die ganze Welt möcht' ich erneu'n
> Und neue Menschen schaffen.

Aber er will nicht blutige Saat, seine Destructionswuth ist mit Jugendlust und Hoffnung gemischt; nur soll man nicht wie die alten Gecken von Geduld und stillem Glücke plaudern und den Augenblick in Hoffnung still verzaudern, man soll der Jugend Frucht genießen. Den Staatsmaschinisten ruft er zu:

> Was ihr doch Alles webt und spinnt
> Auf diesem Rad der Zeit!
> Mit jeder Webe ihr gewinnt
> Zu neuem Zwang ein Kleid;
> Der kleinste Faden ward ein Strang
> Für jedes Kühnen Haupt,
> Das muthig um die Güter rang
> Die ihr uns einst geraubt.

---

4. Die „Phantasien und Gedichte" von Paul Zierlein **) sind eben nur Zeitgedichte, weil sie der Zeit nach aus unserer Zeit hervorgingen, ohne mit ihr etwas Besonderes zu thun zu haben.

> Komm, liebe Nacht, mit mildem Glanz, und zeige mir den holden Mond,
> Der mich mit Schwärmers Liebeslust für solcher Tage Angst belohnt.
> — — — — — — — — —
> Bethaue doch mein armes Herz, o Mond, mit deinem Geisterlicht,
> O quille ganz den vollen Schein mir in das bleiche Angesicht.

---

*) Vergl. darüber Nr. 236 d. Bl. f. 1845. D. Red.

**) Vergl. hierüber Nr. 262 d. Bl. f. 1844. D. Red.

Daß man auch in dem Deutschland von 1844 noch solche Lieder singen hörte, ist ein Charakteristicum, und ich meine ein erfreuliches für die deutsche Universalität. Doch geschähe dem Dichter Unrecht ihn nach diesem Mondanruf zu beurtheilen. Unter den Liedern von „Liebesgang", „Liebesfahrt", „Liebeslust", „Liebestraum" sind mehre die man mit Befriedigung lesen wird, der natürliche Ausdruck natürlicher Gefühle. Auch manche bittere Seiten aus dem wahren Leben werden berührt, z. B. der Abschied der Tochter von der blinden Mutter, die im Seidenkleide in die laue Nacht hinausgeht, um — die Mutter reich und vornehm zu machen. Das sind Balladen aus der schauerlichen Wirklichkeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dresden und die Dresdener, oder Spiegelreflexe aus Dresdens Gegenwart. Von Treumund Wanderer. Frescogemälde und Federzeichnungen in niederländischer Manier. Leipzig, O. Wigand. 1846. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Aufschieben, sagt man, thue nicht gut. Indeß, hätte Ref. die gegenwärtige Anzeige nicht von Monat zu Monat aufgeschoben, so würde er die leidige Arbeit kaum gewissenhafterweise in so bequemer Kürze haben abthun können wie jetzt, wo das Buch ohnehin schon gerichtet, d. h. vergessen ist. In Dresden wenigstens sprach bereits in der letzten Hälfte des verwichenen Jahrs kein Mensch nur noch ein Wort davon, um so mehr wird anderer Orten das Buch zu den spurlos vorübergegangenen Erscheinungen gehören. Statt dem Todten, mit dem zugleich alle Erinnerungen an ihn begraben sind, die sehr entbehrliche Leichenrede zu halten, nur wenige Worte zum Beweise, daß Treumund Wanderer's Buch nicht von unverdienter Vergessenheit ist betroffen worden, dem Verf. selbst aber, dafern sein Name noch auf eine Zukunft sollte rechnen können, dies Loos das erwünschteste dünken muß von allen die ihm könnten beschieden sein. Der Grundgedanke der Schrift dürfte auf die Behauptung hinauslaufen: Dresden ist ein überaus philiströser Ort, seine Bewohner sind sehr langweiliger Natur u. s. w. Ein beistimmendes oder widerlegendes Wort zu sagen das von der vorliegenden Schrift könnte veranlaßt scheinen, wäre eine übel ausgeführte Mühewaltung; denn gegen Philisterthum zu eifern ist auf alle Fälle nicht jenes tiefstehende, kaum noch so zu benennende Schriftstellerthum berufen, welchem überall sich anschließt was hier aus Treumund Wanderer's Feder geflossen ist. Man nehme z. B. die Einleitungsworte (S. 5 und 7):

„«Dresden — schönes, göttliches Dresden!» so seufzen in stiller Sehnsucht tausend weichgeschaffene Seelen denen der Ueberfluß an Mangel des allgemeinen nervus rerum gerendarum, oder die kärglich zugemessene Muße, oder hundert und aber hundert Hindernisse anderer Art noch nicht vergönnten dieses mitteldeutsche Paradies zu schauen. «Dresden — schönes, göttliches Dresden!» so schwelgen in wonnigen Erinnerungsträumen" u. s. w.

„Wem es beschieden war als Fremder in diese kalten Regionen zu treten und hier sein Domicil wählen zu müssen, ohne gerade ein Engländer oder Russe zu sein (diese allein werden hier mit kriechender Aufmerksamkeit behandelt, weil sie dieses kriechende Wesen mit Verachtung behandeln, und selbst die Polizei läßt sie unangefochten), der wird von innigster Sehnsucht fast verzehrt werden nach dem Momente wo es ihm gelingt diesen kalten Mauern wieder zu entfliehen, den wird selbst die schöne Natur nicht begeistern können unter diesen begeisterungs-

losen Menschen, der warme Frühlingshauch wird ihn nicht zu beleben vermögen unter diesen kalten Herzen" u. s. w.

Allem Anscheine nach sind Schauspiel und Oper, in weitester Peripherie und mit allen ihnen anhängenden Verhältnissen genommen, das Gebiet innerhalb dessen Treumund Wanderer hauptsächlich zu verkehren pflegt. Der Geist dieses Verkehrens spricht sich unter Anderm in den (S. 275) das Theater betreffenden Worten aus: „Ein tüchtiger Dramaturg wäre ein großer Gewinn für die dresdener Bühne. Freilich müßte er nicht so verzwickt romantisch, so einseitig und durch Weihrauchdüfte bestechlich sein wie einst Meister Tieck sich zeigte, was man nun endlich wol, unbeschadet der dem Dichter gebührenden Achtung, ohne Furcht gesteinigt zu werden, wird aussprechen dürfen."

Nur selten ist Ref. mit der Opposition gegen Tieck in Berührung gekommen, und ganz fern hat er jederzeit sich gewissen Regionen gehalten welche er im Verdachte hatte, hier möchte jene Opposition sich in einem Tone vergehen der Ref. alle Contreopposition zur Unmöglichkeit machen dürfte. Nachdem er die eben mitgetheilten Worte gelesen, glaubt er überzeugt sein zu dürfen, daß sein eben bemerkter Verdacht kein unbegründeter gewesen sei.

Am allersprechendsten charakterisirt sich der Verf. S. 461, wo er von dem „allbekannten" (sic!) Dr. Carus spricht, „der sich für einen großen Aesthetiker hält, in die schönwissenschaftliche Literatur nach Form und Gegenstand nicht selten hinübergreift, und mit einer Dosis eitler Schriftstellerbehäbigkeit, gleich dem sel. Professor Krug in Leipzig, diesem hausbackensten aller hausbackenen Philosophen, in Alles meint hineinreden oder lieber hineinschreiben zu müssen, in der festen Ueberzeugung, die Acten über irgend eine literarische Person, irgend einen dahin einschlagenden Gegenstand seien nicht eher geschlossen als bis auch er darüber sich habe vernehmen lassen — eine höchst unbequeme und unerbauliche, kleinliche Schriftstellerarroganz!" Ein Angriff solcher Art fällt ohne Weiteres auf den Angreifenden zurück. Zudem, ganz abgesehen von der Form, welche unpassende Zusammenstellung! Krug wollte popular sein und erfreute Dessen was er für popular erachtete sich in vollem Maße; Carus will unpopulair sein und auch er hat seinen, dem Krug'schen aber ganz entgegengesetzten Zweck erreicht. Schwer ferner ist abzusehen bis zu welcher Stufe der Popularität Krug dürfte herabgestiegen sein, hätte das Schicksal nicht seine populairen Bestrebungen abgekürzt; und ebenso wenig ist abzusehen welche Höhe der Inpopularität Carus durch seinerseits gleichmäßig fortgesetzte Bestrebungen noch erreichen möchte. Diese weder ein Lob noch einen Tadel auszusprechen bestimmte Vergleichung (denn sowol Popularität als Inpopularität können je nach Verschiedenheit der Umstände von den ausgezeichnetsten Eigenschaften bedingt sein) zeigt welche Heterogenitäten im Gebiete der Literatur ein Treumund Wanderer als verwandte Größen anzusehen vermag. Jedoch da auf die Ansichten eines solchen Schriftstellers näher einzugehen allzu weit von Ref. Pfaden abliegt, schnell zu etwas Anderm.

Gesprächsstoffe wie Nachbarinnen und Gevatterinnen sie beim Kaffee lieben sind des allergrößten Publicums versichert, da auch geistreiche und wohlwollende Personen ihre Stunden haben wo sie nicht ungern sich auf Kosten des Nächsten und der Bekannten unterhalten. Zweifelsohne war daher die vorliegende Schrift eine solche deren Titel schon erwünschten Absatz versprach. Mit einer gesuchten Schrift vergreift sich nicht selten eine andere die ihr opponirt. Begreiflich also, daß dem Treumund Wanderer, sozusagen, auf die Hacken trat: „Der Lügner und sein Sohn, oder Treumund Wanderer und sein Buch: «Dresden und die Dresdener.» Von Freimuth dem Sachsen." (Dresden 1846.) Ein Classiker ist Treumund Wanderer in Vergleich mit Freimuth dem Sachsen. Beleg dazu die Eingangsworte der Vorrede: „Wir schreiben die nachfolgenden Blätter nicht etwa weil wir glauben, das von einem giftgeschwollenen Libellisten angegriffene Dresden bedürfe unsers Schutzes, von dieser Eitelkeit sind wir unendlich weit entfernt, sondern wir schreiben nur, damit aus allgemeinem Stillschweigen nach dem juristischen Sprüchwort Qui tacet consentit nicht etwa Beistimmung zu dem Lügenbuche, dem schandbarsten Pasquill was jemals auf eine Stadt gemacht worden, oder am Ende gar eine allgemeine Furcht gefolgert werde, einem Verleumder ohne Gleichen entgegenzutreten. Nein, du blauer Ritter mit dem verkappten Gesicht, deß sollst du dich nimmer getrösten, und zu diesem Behufe sei deinem breiten Spittelklatsch- und Münchhausen'schen Evangelienbuche diese kurze Schrift entgegengesetzt." S. 29 wird davon gesprochen wie Treumund Wanderer sich über die genanntesten dresdener geschlossenen Gesellschaften äußere, und da lesen wir: „Da die geehrten Leser Stil und Ausdrucksweise des genialen Verf. aus dem Bisherigen schon kennen, so wollen wir uns sehr kurz fassen und alles zu Sagende in Folgendes zusammendrängen: Das adelige Casino, die Harmonie, die Albina und der Kaufmannsverein werden in dem Abschnitt über geselliges Leben in folgender Steigerung geknutet: 1) Harmonie 100 Hiebe, 2) adeliges Casino 80 Hiebe, 3) Albina 50 Hiebe, 4) Kaufmannsverein 40 Hiebe." Was braucht es mehr Zeugniß!

29.

Verschiedene Ansicht.

In Nr. 14 d. Bl. wurde L. Starklof's „Sirene. Eine Schlösser- und Höhlengeschichte" (Leipzig 1846) ziemlich streng beurtheilt und mit den berühmten deutschen Räuberromanen fast auf gleiche Stufe gestellt. Da sieht man recht wie verschieden der Geschmack ist: ich rechne „Sirene" zu den bessern novellistischen Erzeugnissen des vorigen Jahres, und erlaube mir die Gründe dieser meiner Ansicht hier kurz auszusprechen. Daß in „Sirene" einiges räuberartige Gesindel nicht nur auftritt, sondern die Katastrophe wesentlich herbeiführt, Das ist nicht zu leugnen. Ich finde die Verwerflichkeit jener Räuberromane aber auch durchaus nicht darin, daß ihre Helden Räuber sind; denn das können an sich stofflich und psychologisch höchst interessante Leute sein, sondern hauptsächlich darin, daß die Phantasie, welche jene Räubergeschichten eingibt, eine durchaus willkürliche, unwahre, unsittliche ist. Letzteres wird man der angefochtenen „Sirene" gewiß nicht schuld geben, den zweiten Uebelstand wol auch nicht; denn Starklof hat hier durchaus eigenthümliche, aber psychologisch folgerichtige Charaktere gezeichnet. Was endlich die poetische Willkür betrifft, so kann auch die nicht stattfinden, wo so bestimmte örtliche und zeitliche Verhältnisse der ganzen Darstellung zu Grunde liegen. Und in der That enthält „Sirene" treffliche landschaftliche Schilderungen; nicht minder scharf und klar sind die eigenthümlichen geistigen und gesellschaftlichen Zustände gezeichnet, wie sie sich bei dem ersten Andrange der französischen Revolution an den westlichen Marken Deutschlands bildeten. Diese Zustände und der schon auf dem Titel angedeutete Gegensatz zwischen Schloß und Höhle und den beiderseitigen Insassen sprechen entschieden genug für einen bestimmten Ideengehalt der ganzen Erzählung. Wol ist es leicht möglich, daß Jemand Starklof's hier verkörperte Ansichten nicht theilt, aber daß er mehr als oberflächliche Ansichten in wirklich dichterischer Weise veranschaulicht hat, muß man ihm meiner Meinung nach doch wol zugestehen. Ich stelle sogar seine „Sirene" darin über seinen „Armin Galoor" (Leipzig 1846), daß der Abschluß der erstern beiweitem nicht so abgerissen, unnatürlich und durchaus unbefriedigend ist als der des letztern.

47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 111. —— 21. April 1847.

Zeitgedichte.

(Fortsetzung aus Nr. 110.)

5. Das „Wanderbuch eines wiener Poeten" von Hermann Rollett erweckt die Stimmung der Wehmuth, die in d. Bl. schon so oft bei Gelegenheit der östreichischen Freiheitssänger ausgesprochen ist. Die Lerche erhebt sich in die Luft und wirbelt, da ist sie frei, aber sie kann in der Luft keine Nester bauen. Weil sie weiß, daß sie auf die Erde wieder zurück muß, wo sie nicht mehr singen darf, entschädigt sie sich durch um so lautere Töne während der freien Flucht.

> Nur du magst dich nicht ringen,
> O Heimat, aus der Nacht,
> Nur uns soll noch nicht klingen
> Der Frühlingsruf: Erwacht!

Das ist der immer wiederkehrende schmerzliche Refrain der östreichischen freien Dichter. Weil er nun genug gesehen „deine Schmach, o Vaterland", geht der Dichter singend durch Stadt und Land, um es ihm in Liedern zurückzubringen was seinen Jammer geschaffen, vielleicht werde es ein Auferweckungsruf werden. Es zieht ihn „in den Ernst der Welt" hinaus:

> Mein schönes Oesterreich,
> Weil du so reich an Schmerzen
> Und weil du an Lust zu reich.

Er hofft als Pilger, in den andern Ländern müsse

> Alles wol schöner sein —
> Statt der Glut des heißen Geblütes
> Quillt hier wol ein warmer Freudenschein
> Aus der Tiefe deutschen Gemüthes —

aber er sieht beim Volksfest in Dresden keine tolle Lust und keine stille Freude, das Volk erholt sich ernsthaft von den Jahresbeschwerden, und wenn es froh singen will, hört er — östreichische Lieder! In Leipzig klebt schuldloses Blut an den Bäumen — er fliegt rasch vorüber. In Berlin sieht er was jeder Fremde der durchfliegt und zumal im Sommer sieht; am charakteristischsten ist noch das Bild im Kroll'schen Garten:

> Sie saßen wie Marmorsäulen
> Unter dem bunten Dach,
> Getretener Hunde Heulen
> Das Schweigen nur unterbrach.
> Den Strickstrumpf in den Händen
> Saß schweigend Mädchen und Weib,
> Die Männer an den Wänden
> Schliefen zum Zeitvertreib.

Im Uebrigen pflichten wir dem Sänger gern bei wenn er ruft: Der Geist ohne Leben und Liebe ist Fluch, er spuke nur wie ein wesenloses Gebild, wenn ihn nicht Gewalten deren Kraft der Brust entquille weckten:

> Zerstöret und zerhauet,
> Regiret ohne Scheu,
> Doch gestaltet auch und bauet,
> Macht Altes jung und neu!
> Laßt Todtes nicht bestehen,
> Bejaht auch, die ihr negirt,
> Laßt den Geist ins Leben gehen,
> Auf daß er lebendig wird!

Amen! Daß davon denn doch Einiges geschieht, daß Manches im preußischen Leben sich gestaltet, davon kann freilich ein Pilger aus Wien, der im August durch die leeren, bestäubten Linden geht, vom Sand und Staube angeweht, und nur bei Kroll das Volksleben studiren will, Nichts bemerken. Möge der Leser dem Sänger weiter folgen, nach Hamburg, auf seine Meerfahrt, nach Helgoland, Jena, Weimar, in den Thüringerwald, bis Frankfurt, wo wir ihn in einer Dachstube wiederfinden, seine Schmerzen zu Liedern schmelzend. Ein Jahr ist er fort von der Heimat, und was hat er gelernt:

> Daheim ist's wol beinah' so gut
> Und auch beinah' so schlecht.

Beherzigenswerth ist aber der Vergleich:

> Was uns von euerm Geiste fehlt,
> Der umspuckt (sic!) allerwärts,
> Doch nimmer euch zu Thaten stählt,
> Das haben wir am Herz!
> Und hätten wir von euerm Geist,
> Und ihr von uns'rer Glut,
> Die, herzdurchflammend, euch durchkreist,
> Dann wär's für Beide gut.
>
> So lang ihr aber, feig und kalt,
> Euch zieh'n und knechten laßt,
> So lang euch nicht des Zorns Gewalt
> Mit Sturmesdrang erfaßt,
> So lange sind wir Alle gleich
> Umhüllt von dunkler Wolk',
> Ganz Deutschland schläft — nicht Oesterreich —
> Es träumt das ganze Volk!

---

6. Die „Gedichte" von **Karl Schimper** sind nur zufällig unter diese Sammlung gerathen. Nein, diese Herzens- und Phantasieergüsse eines berühmten Naturforschers, die ihm gleichsam von seinen Freunden abgestohlen wurden, gehören nicht unter die Zeitgedichte, und sie unter denselben Messer bringen zu wollen wie die Stimmen der Gegenwart wäre eine Ungerechtigkeit. Anschauung, Motive, Conception, Form, Entstehungsart und die Art wie sie ans Tageslicht treten sind verschieden, und haben ihr Eigenthumsrecht für sich, das wir ihnen, wie den Illatis und Invectis bei einem großen Gantprocesse, belassen wollen. Wir verweisen das Buch deshalb an die ästhetisch wissenschaftliche Kritik, die sich frei erhalten hat von dem Alles befruchtenden Hauch der Zeitbewegung. „Die so vergänglich bereimten Erscheinungen des Tages scheinen den weltphysiologischen Dichter, den schönere Anschauungen beglücken, hier wenig berührt zu haben, denn seine Kritik gilt blos der Kunst und der Philosophie; seine Lyrik bewegt sich auf den unvergänglichen Gebieten des menschlichen Herzens und des großen *ihm* spielend zugänglichen Reichthums der Natur", sagt der Verleger, und die Kritik wird diesmal, was nicht immer der Fall, mit dem Verlegerurtheil zusammenfallen. Also es ist Transitwaare, nur durch die Nachlässigkeit unserer Zollbeamten für einen Augenblick angehalten, wir lassen schultern und sie unberührt vorüberziehen. Und doch nein, beim Abstreifen der Bastdecke ist ein kleines Gedicht sichtbar geworden welches in unser Bereich gehört, uns zollbar ist. Wer zweifelt daran wenn er nur den Titel liest? Es heißt „Fortschreiten":

Die hausbelad'ne Schnecke
Kommt allgemach vom Flecke!
Mit muntern Hörnerpaaren
Durchzieht sie manche Strecke.

— — — — —

Sie zieht und stutzt, und zieht und
Stutzt wieder, was sie necke?
Sie zieht von neuem weiter,
Sie zieht dahin, die Kecke,
Sie zieht auf langer Planke
Hinüber auf die Hecke!
Sie zieht dahin und zieht und —
Gelangt zuletzt zum Zwecke.
Langsamer wuchernd kommt auch
Zum Ziele selbst die Quecke,
Das lange Gras, das wilde,
Dem Gartenfreund zum Schrecke.
Langsamer geht die Welt noch —
Meinst du vielleicht sie stecke?
Sie stecke nur und stecke?
Nein, nein, sie kommt vom Flecke!

Die reiche, eigenthümliche Sammlung dieser Gedichte ist ganz in der Stille entstanden. Die Beschauung der Natur allein genügte nicht dem Herzen des Mannes der Wissenschaft, er vertraute seine innersten Gedanken und Gefühle dabei dem Verse an, den er geheim bei sich verbarg, bis der Zufall es verrieth. Die Geschichte ist sehr interessant und in den Anmerkungen zu lesen; interessanter für uns hier ist aber, daß der Gelehrte dem das stille dichterische Feuer unter den Nägeln brannte, es in Goethe'schen Krystallformen aussprützte. Abgerechnet einige zu viele Ecken und zu große Ausführlichkeit glauben wir oft Goethe'sche Gedichte, so in Zierlichkeit, Witz, Laune, Gemüthlichkeit und eigenthümlicher Präcisheit des Ausdrucks, zu lesen. Gleich jenen des Altmeisters sind sie auch sämmtlich Gelegenheitsgedichte im höhern Sinne des Wortes.

---

7. Die „Gedichte" von **Gottfried Keller***) gehören auch nicht in diesen Kreis. Wol sind sie in Mehrzahl aus der Zeit und ihren Stimmungen entsprossen, aber in ihrer Mehrzahl werden sie die letztern, Das hoffe ich, überdauern. Es ist ein voller, frischer Klang, eine heilige Morgenluft die uns entgegentönt. Haß und Bitterkeit sprechen zwar mit, aber sie sind nur secondaire Stimmungen, die ursprüngliche ist Liebe, Begeisterung; es ist keine negirende, destructive, es ist eine schaffende Kraft. Erst wo der Widerstand in seiner Häßlichkeit sich vor dem construirenden Dichter hindernd aufthürmt, wird auch sein Angriff bitter, scharf vernichtend. Es ist keine höhnische Herausfoderung gegen das Schlechte, es ist ein offener Krieg gegen dasselbe. Hell klingt das Schlachthorn, wie edel Erz das gerade Schwert, gegen Jesuiten, Philister, Pietisten geschwungen. Aber wenn auch diese nicht über den Gotthard geschlichen kämen, nicht aus allen Winkeln vorguckten, nicht die vier Waldstätte befleckt hätten, würde Keller doch ein schweizer Sieger sein, den die Begeisterung für sein Vaterland, seine Freiheit und seine Natur zu einem Dichter erhebt, der auch außer seinen Bergen dafür gelten wird. Es ist in seiner Sprache Vieles was an A. Grün aus dessen bester Zeit erinnert; die Silberklarheit wie Gedanke und Ausdruck sich durchdringen könnte Manche an Schiller gemahnen, ohne daß ich dabei an dessen Pathos denke. Die Reize der schweizer Natur haben noch keinen Dichter gefunden der sie so anschaulich und warm wiedergegeben hätte. Das allgemeine Einleitungsgedicht „An die Natur" könnte schon in unsern Anthologien das Stolberg'sche „Süße heilige Natur" verdrängen. Ob es aber wird? Es ist zu Viel, zu Viel. Wenn ihr ein deutsches Reich schafft, in Amerika, in Australien, macht zum ersten Gesetz: es sollen dort keine eigenen Dichter geboren werden, vielmehr sollen die dortigen Consumenten der Prosa gezwungen sein, die jüngern Dichter zu genießen die wegen der Ueberfüllung im Mutterlande nicht aufkommen können. Nur beispielsweise mache ich auf die Lieder, überschrieben „Feueridylle", aufmerksam. Die Sammlung mag noch manche tiefere, kühnere, gelungenere aufweisen; über die echte Dichterkraft bewährt sie sich am sichersten wo sie im beschränkten Kreise, aus dem allergewöhnlichsten die Poesie herauszuziehen weiß. Welcher Reichthum von Anschauungen, Gedanken, Charakteristik entspringt aus den Flammen eines alten schweizer Bauernhauses. Hier nur ein harmloses, ganz abseits liegendes Bild:

*) Vergl. hierüber Nr. 305 u. 306 d. Bl. f. 1846. D. Red.

Ein Apfelbaum in voller Blüte steht,
Ein leichter West in seinen Zweigen weht;
Er schaut, verklärt vom blutig rothen Schein,
Verwundert auf den wilden Brand herein.

Es ist als ob der helle Glanz ihn freut,
Weil Blütenblätter in die Glut er streut;
Er athmet ein des Feuers heißen Hauch,
Um seine Krone spielend zieht der Rauch.

Da plötzlich langt herüber aus dem Brand
In seine Aeste tief die Flammenhand:
Zu Kohlen brennt der schöne Blütenbaum, —
Hier ist ein dichterlicher Lebenstraum!

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Tagesliteratur.

1. Jetzt! Historisch-politisches Taschenbuch für Liberale und Servile auf das Jahr 1847. Herausgegeben von Br. Th. Grimma, Verlags-Comptoir. 1847. 8. 20 Ngr.

Eine zum größern Theile verständige und vernünftige Erzählung der Begebenheiten des Jahres 1846. Der Hintergrund ist eine vernünftige Würdigung des Interesse der Arbeit, ein vernünftiger Socialismus.

2. Rede zur Gedächtnißfeier König Friedrich's II., gehalten am 28. Januar 1847 in der königlich preußischen Akademie der Wissenschaften von Friedrich von Raumer. Zweite Ausgabe. Leipzig, Brockhaus. 1847. 12. 4 Ngr.

„Die erste Ausgabe dieser Rede gibt dieselbe genau wie sie ist gehalten worden; in dieser zweiten hielt ich mich für berechtigt und verpflichtet, Einiges zu verbessern und zu berichtigen", sagt der Verf. Mehr mag ich auch nicht sagen; die Sache ist bekannt genug.

3. Sind die römischen Bischöfe und die die Bischöfe vertretenden General-Vicariatämter Staatsbehörden? Actenstücke mitgetheilt von Friedrich Gerhard. Zweite vermehrte Auflage. Dessau, Neubürger. 1847. Gr. 8. 6 Ngr.

Die Schrift ist dafür belehrend, wie Irrthum und Eigensinn zu unnützen Conflicten mit den Staatsbehörden und ungerechten Klagen über sie führen. Wenn eine Staatsbehörde Veranlassung hat, die Aufnahme eines Artikels zu verlangen, woher in aller Welt soll sie ihn denn gerade selbst verfaßt haben? Das verlangt aber Hr. Gerhard wenn er sich weigert, Aufsätze auf Anweisung des Oberpräsidenten aufzunehmen die von bischöflichen Behörden verfaßt waren.

4. Contra Oppenheim und pro Geschworenen. Von Uz. Leipzig, Schrey. 1847. Gr. 8. 10 Ngr.

Eine gut geschriebene Rechtfertigung des Instituts des Geschworenengerichts gegen die etwanigen Vorwürfe auf Grund des bekannten Processes Oppenheim. In Bezug auf das sogenannte altländische Verfahren in Preußen verdient besonders hervorgehoben zu werden, daß das Erkenntniß ein ungerechtes ist welches wegen eines von ihm aufgejagten Verbrechens anstatt des in der Anklage vorgehaltenen die Strafe verfügt. Dies findet leider statt bei dem in Berlin geübten Verfahren. Das ist aber in der That eine Verurtheilung ohne angehörte Vertheidigung, und wollte man auch die Form des Erkenntnisses gelten lassen, so müßte es doch jedenfalls in Bezug auf seine Wirkung nur als Interimisticum auftreten, und der Angeklagte gehalten werden sich dagegen zuvor zu vertheidigen, ehe von andern Richtern noch ein mal in erster Instanz erkannt würde. Veranstaltungen dazu sind leicht getroffen.

5. Vertheidigung des Oberprocurators Leue in Koblenz gegen die neue und bis dahin unerhörte Anklage wegen Versuchs eines Preßvergehens. Leipzig, Kollmann. 1847. 8. 20 Ngr.

enthält durch Leue selbst eine Zusammenstellung der Actenstücke seines Processes.

6. Die Einverleibung von Krakau und die Unterzeichner der Schlußacte des Wiener Congresses. Eine publicistische Erörterung. Herausgegeben von F. Bülau. Leipzig, Brockhaus. 1847. Gr. 8. 6 Ngr.

führt aus, daß die Constituirung Krakaus eine auch von den andern Mächten zugestandene und anerkannte alleinige That der drei Nordmächte gewesen, und daß die Unterzeichnung der Schlußacte nur eine Formalität gewesen, welche die Separatverträge als solche nicht habe ändern können.

7. Der Streit über gemischte Ehen und das Kirchenhoheitsrecht im Großherzogthum Baden. Karlsruhe, Braun. 1847. Gr. 8. 17½ Ngr.

enthält amtliche Correspondenzen und Erlasse in einem vom Erzbischofe von Freiburg seit dem J. 1838 erneuerten Versuche die gemischten Ehen kirchlich zu erschweren; der Versuch scheiterte an der Festigkeit der badischen Regierung.

8. Die deutsch-katholische Frage in Kurhessen. Zugleich ein Beitrag zur Lehre vom jus reformandi. Von C. Friedrich. Leipzig, O. Wigand. 1847. Gr. 8. 12 Ngr.

Von verschiedenen Seiten her, wie namentlich durch Prof. Richter in „Der Staat und die Deutsch-Katholiken" ist nachgewiesen worden, wie in Deutschland das Recht der Hausandacht und des Privatgottesdienstes nicht den Sinn haben könne, daß es nur auf das Haus einer Familie unmittelbar beschränkt sein müsse, daß vielmehr in der Weise es ausgeübt werden dürfe, wie etwa den geduldeten Religionsgesellschaften in Preußen zugestanden wird. Offenbar verletzt die kurhessische Regierung, geschweige verfassungsmäßige Rechte, was in Deutschland nicht so großes Wunder wäre, vielmehr selbst die Vernunft. Was könnte die weltliche Regierung am Glauben Eines für Interesse nehmen? Seines zukünftigen Seelenheils wegen? Wozu ist aber die Kirche, das Amt des Predigers? Seines gegenwärtigen geistigen oder moralischen Zustandes wegen, der daher vielleicht eine Krankheit erleiden könnte? Aber jeder Irrthum nicht nur, sondern auch jede Wahrheit vermag solche Krankheiten zu erzeugen; und wiederum ist des Menschen Geist dazu von Gott freigegeben worden, daß seine geheimsten Falten von der weltlichen Policei durchwühlt werden sollen? Vielleicht daher, weil man um seines Glaubens willen seine Geschäfte vernachlässigt und so Schaden an seinem materiellen Wohlergehen nimmt? Aber noch ist es nicht erhört worden, daß der Trunkenbold oder aus irgend einer andern Leidenschaft Liederliche von den Regierungen deswegen beaufsichtigt und bevormundet worden; warum also gerade die Leidenschaft des Glaubens? Man könnte sagen, jedes einzelne Wohlergehen beider Arten ist ein Theil des ganzen und muß daher von der Regierung, die letzteres im Auge haben soll, gehütet und gepflegt werden. Nun gut; will die Regierung mit dem Communismus gehen, will sie einen Großorganismus arrangiren? Wohl bekomme ihr der Versuch. Sie erleidet aber vielleicht dadurch selbst Schaden, daß eins ihrer Aemter nicht gehörig verwaltet wird. O, sie findet Hundert für Einen wieder den sie etwa entlassen müßte. Aber in den Versammlungen könnte Staatsgefährliches verhandelt werden. Nun, hindern wird sie solche nie können, wenn man Lust dazu hat, die Policei müßte denn schon jeden Ort in der Welt immerwährend hinreichend besetzt halten; aber will sie die Versammlungen überwachen, nun so sind ja Gendarmen da und Policeicommissare. Aber ein frivoler Glaube führt zu frivolen politischen Gedanken, und von da zu Handlungen. Ganz schön; rottet man jedoch den Glauben aus wenn man seine Aussprache hindert? Im Gegentheil, er nistet sich durch den Druck fester. Aber man hindert doch die Erziehung der Jugend der Ungläubigen nach ihren Meinungen; also die Regierungen glauben, daß sie, wie sie es meinen, die Jugend religiös erziehen können. Nun ja, das Beispiel zeigt es. Endlich aber das Christenthum ist in Gefahr. Wirklich? In Kurhessen? O der Thorheit! Das Christenthum ist das ewige Licht des Geistes; von dessen erstem

Sein an hat es ihn umgeben und umfangen, und wird es ewig; nur die volle Sonne jenes Lichts ist nach dem Willen Gottes zu einer gewissen Zeit aufgegangen. Jetzt leuchtet sie allein wärmend. Vermag nun der Wille Dieses oder Jenes, selbst wenn es die kurhessische Regierung ist, diese Sonne auszulöschen oder zu stärken? Alle Abfälle, selbst die ausgedehntesten, von der Kirche, der Mittlerin des Lichts, haben sie nicht erschüttert; sie steht und wird ewig stehen; die kurhessische und jede andere Regierung mag ganz unbesorgt sein. Die vorliegende Broschüre enthält eine ganz interessante Widerlegung der Motive jener Regierung, um derentwillen sie es für nöthig geglaubt hat, für den „alten beseligenden" Glauben gegen den armseligen Deutsch-Katholicismus, der es auch wirklich so ist, in die Schranken zu treten. Daher schon hätte man die ganze Sache ruhig gehen lassen sollen. Wer nichts Beseligendes will, den lasse man dabei. Man kann es doch nicht ändern. **F. Marquard.**

Notizen.

Das Studienleben in Paris zu Anfang des 16. Jahrhunderts.

Darüber gibt ein gut geschriebener, anziehender Aufsatz von D. A. Fechter, den die „Beiträge zur vaterländischen Geschichte, herausgegeben von der Historischen Gesellschaft zu Basel" (3 Bde.), enthalten, artige Mittheilungen. Sie sind authentisch, denn sie gründen sich auf einen in die Jahre 1501—8 fallenden Briefwechsel zwischen dem berühmten baseler Buchdrucker Joh. Amerbach und seinen beiden Söhnen Bruno und Basilius, welche in den genannten Jahren zu Paris studirten. Dieser Briefwechsel wird in der baseler großen Briefsammlung aufbewahrt. Fechter bemerkt, daß die darin enthaltenen Nachrichten allenfalls, noch ergänzt durch die „Historia universitatis Parisiensis" von Bulaus, ein Bild des Studienlebens zu Paris — damals noch, wenn auch schon im Sinken begriffen, dem Centralpunkt des wissenschaftlichen Lebens — darstellen, welches, einzelne charakteristische Eigenthümlichkeiten abgerechnet, auf den übrigen Studienanstalten seinen Reflex wiederfindet. Abgesehen von dem Persönlichen was die Correspondenten bieten, so ansprechend es oft ist, mögen nur einige allgemeine Data hier eine Stelle finden. Der Organismus der umfangreichen Schule war fest gegliedert. Die Zahl der sämmtlichen Studirenden und Lehrer zerfiel in vier Nationen, die Picarden, Normannen, Franzosen und Deutschen, die jede ihre besondern Gesetze, Sitten, Gebräuche und Feste hatten, und voneinander unabhängig waren. Die Nation zerfiel wieder in einzelne Tribus oder Provinzen; die deutsche z. B. in die Alti, Bassi und Insulares. Bei gemeinsamen Abstimmungen zählte man die Stimmen dieser Provinzen; an der Spitze jeder Nation stand ein Procurator. Die vier Nationen erwählten durch Vermittelung jener Procuratoren den Rector der Universität; der Papst stellte in der Person eines höhern geistlichen Würdeträgers einen Kanzler auf. In frühern Zeiten gab es hier und da in der Stadt vertheilt in einzelnen Privatwohnungen und in Herbergen Schulen der Grammatiker und Rhetoren. Die eigentlichen Philosophen lasen aber wie auch noch später in der Strohgasse (Vicus stramineus). Der Boden der Straße war mit Stroh bedeckt, damit jedes störende Geräusch verhindert würde. Hier saßen am Boden gekauert die Schüler zu ihres Lehrers Füßen, „ut occasio superbiae a juvenibus secludatur", wie sich ein Statut vom J. 1452 ausdrückt. Im Verlauf des 15. Jahrhunderts aber wurden die meisten Vorlesungen in den Collegien gehalten. Letztere, theils ursprünglich zu Klöstern als innere oder äußere Schulen gehörend, theils von angesehenen Herren geistlichen und weltlichen Standes gestiftet, hatten nach und nach den Zweck bekommen, Jünglingen die sich der Wissenschaft und der Kirche widmeten Speise und Obdach zu gewähren; sie waren Bursen geworden, ihre Bewohner waren Bursarii. Später hatten die Collegien auch noch Schüler aufgenommen die nicht gerade die Wohlthat der Burse ansprachen, sondern sich behufs einer geregelten Leitung ihrer Studien in diese Anstalten begaben. Dafür bezahlten sie eine Vergütung für Beköstigung, Obdach, Portio genannt; diese Art Studenten hießen daher Portionisten. Andere Studirende wohnten außerhalb der Collegien hier und da in Kammern, oft mehre in einer; diese waren unter dem Namen der Cameristen bekannt. Die sogenannten Martineten waren eine Classe von Studenten, die, ähnlich den fahrenden Schülern Deutschlands oder den Bachanten, sich unstät von einem Collegium ins andere umhertrieben, an keine Zucht sich bindend. Vermöglichere Portionisten hielten sich in den Collegien Famuli; zu solchen gaben sich in der Regel arme Studenten her, in der Regel solche die in den Studien weiter vorgerückt waren als die zu Bedienenden. Sie besorgten nicht blos die häuslichen Geschäfte ihrer jungen Herren, sondern wiederholten auch mit ihnen die Curse, mit dem Kunstausdrucke: Ruminabant lectiones. Ein integrirender Theil der der Universität Angehörigen waren noch die Abschreiber von Büchern, die Buchbinder, Pergamentmacher, Papierankäufer u. s. w.; ihr officieller Titel war Servitores. Der Studiengang auf der pariser Universität war folgender: Bevor ein Jüngling als Artist, d. h. als eigentliches Mitglied der philosophischen Facultät, aufgenommen wurde, mußte er als sogenannter Grammatist Grammatik, Rhetorik und sogenannte Poesie studirt haben. War er darin tauglich erfunden worden, so begann er den vierthalb Jahre umfassenden artistischen Curs, der durch die verschiedenen Grade welche man von Zeit zu Zeit erlangte in verschiedene Abschnitte getheilt war. Zwei Jahre verstrichen bis zu den sogenannten Determinantiae, durch welche der Studirende Baccalaureus wurde, ein Jahr bis zum Licentiat, und noch ein halbes bis er durch den sogenannten actus „Placet" das Magisterium erhielt. Wer sich darauf noch der Theologie widmen wollte, war zwei Jahre hindurch Biblicus, ein Jahr Sententiarius, während er die vier Bücher sententiarum Lombardi studirte, oder auch, weil er den cursus ad licentiam machte, Cursor. Hatte er alle diejenigen Requisita geleistet welche ihn zum theologischen Licentiaten befähigten, so hieß er Baccalaureus formatus, wurde dann Licentiat, und endlich Doctor an der Sorbonne.

Die sogenannten Calembourgs der Franzosen haben nach Wackernagel's Meinung ihren Namen von dem „Pfaff von Kalenberg". In der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts lebte nämlich auf dem Kalenberge bei Wien ein Pfarrer der durch zahlreiche derbe Schwänke in Wort und That eine Lieblingsperson der Sage und der Poesie des Volks, und für Süddeutschland Dasselbe ward was für den Norden Eulenspiegel. Der Name des Kalenbergers war sprüchwörtlich, seine Abenteuer landläufige Anekdoten, noch im 16. und 17. Jahrhundert. Auch Luther wußte von ihm, und nennt ihn sogar einmal in den Randglossen zur Heiligen Schrift, zu Sirach 19, 5: „Wer sich freuet, daß er Schalkheit treiben kann, der wird verachtet, als Eulenspiegel, Vincentius, Pfaff von Kalenberg." Ein gewisser Philipp Frankfurter verfaßte das Leben des Kalenbergers in Reimen; das Buch ist wiederholt gedruckt worden, aber nur die frankfurter Ausgabe von 1550 gibt den Namen des Dichters. 38.

Bibliographie.

Ausgewählte Romane von H. de Balzac, H. Conscience, A. Dumas, L. Reybaud, G. Sand und E. Sue. 1ster bis 6ter Band. Augsburg, v. Jenisch u. Stage. 12. à 10 Ngr.

Silesius, E., Bühnenspiele. Wien, Klang. Gr. 8. 1 Thlr.

Treumund, G., Herzensklänge. Ausgewählte Dichtungen eines Deutschungars. 2te verbesserte Auflage. Leipzig, Steinacker. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 112. —— 22. April 1847.

Zeitgedichte.

(Fortsetzung aus Nr. 111.)

8. Die „Neuen Poesien" von Emil Mecklenburg sind aus demselben Lager, nur noch etwas mehr links, und doch aus einer ganz andern Lunge geblasene Lieder. Das Sonett „Unser Trost" möge als Manifest dienen:

> Sie können Alles nehmen, tödten, rauben,
> Und rauben's ja, sogar das Licht, das holde,
> Der lieben Sonne, welche jede Dolde
> Belebt, und Freude brütet in den Trauben.
>
> Der Kerker Nacht mit ihren Marterschrauben,
> Der Henker Schwerter steh'n in ihrem Solde:
> Sie kaufen Alles sich mit baarem Golde,
> Sie kaufen Götter, Lieben, Hoffen, Glauben.
>
> Doch triumphirend, kühner als das Krachen
> Ihrer Geschütze lach' ich durch die Lüfte,
> Die weiten, freien, ein ironisch Lachen:
>
> In meines Geistes freie Felsenklüfte —
> Da drang die Freiheit ein, und lieblich fachen
> Mir ihre Strahlen süße, süße Düfte.

Die Gedichte sind Arnold Ruge gewidmet unter den Lebendigen, Johann Heinrich Voß unter den Abgeschiedenen. Volles Bewußtsein und ernstes Studium; ein Studium und eine Form welche, in schlagendem Gegensatz gegen die petillirenden Feuerweine der östreichischen Dichter, den logischen Bodensatz norddeutscher Schulbildung verräth, sogar mit Anklängen altclassischer Begeisterung. Die östreichischen Freiheitssänger kitzeln mit scharfen Stahlspitzen den alten Grund, Dichter wie unser Mecklenburger möchten ihn mit einer breiten, scharfen Schaufel von Grund aus auskehren. Was wirkt mehr? Das Publicum will springen und fliegen, es liebt gekitzelt zu sein. Im Uebrigen findet der Dichter für Alles was er will den vollkommen genügenden, entsprechenden Ausdruck, aber die Begeisterung entspringt mehr aus der Idee als aus dem Gefühl, obwol für das Gedachte die anschaulichsten Bilder ohne Zwang sich darbieten. Ich wüßte in der Form Nichts auszusetzen, und wer mit den Gedanken des Dichters harmonirt, wird ebenso wenig an der logischen Entwickelung derselben zu mäkeln haben. Aber Land, Land, Markt, Markt dafür! Wir wissen's ja schon, wir lasen's ja schon, rufen Viele. Doch nicht Alles. Der Mecklenburger will auch die Erinnerungen des Abstracten und Alten ausreuten. Diese ließ doch die Poesie wenigstens bestehen, sie wollte die Welt nicht so ganz kahl und uniform, sie wies ihnen einen historischen Ehrenplatz an; aber er will auch die Glockentöne von der Erde verweisen:

> Glocken, o wie singt ihr traurig,
> Melancholisch finst're Chöre,
> Und mir wird es immer schaurig
> Wenn ich eure Stimme höre.
>
> Glocken, darf den Grund ich wähnen
> Eurer schwermuthsvollen Klage?
> Weinet ahnungsvolle Thränen
> Euerm nahen Todestage.

Er haßt sogar herzlich ihre Stimme als die armer Sünderseelen, und Mitleid könne ihnen „nimmer vor der neuen Menschheit werden". Der Geschmack ist verschieden, und wer endlich Recht haben wird, nicht zu entscheiden; wenigstens werden wol so lange als wir Beide, er der Dichter und ich der Recensent, leben, die Glocken tönen, und es ist eine Frage an die Zukunft: ob, wenn die Menschen, nach Anastasius Grün, an dem letzten der fünf Ostern ein steinern Crucifix ausgraben und seine Bedeutung nicht verstehen, man ebenso verwundert die daneben gefundene Glocke anstaunen und ihre Bestimmung nicht begreifen wird. Auch Schiller wäre ja dann vergessen!

Der Verf. ist ein Mecklenburger. Je weiter zurück ein Land in seinem Entwickelungsprocesse ist, um so natürlicher, daß seine Freiheitsdichter zum andern Pole fliegen; wir hatten es oft Gelegenheit bei den östreichischen zu bemerken. Aber es gibt Mancherlei, wo Alle einig sind. Wer vertheidigte noch „Mecklenburgs wilde verwegene Jagd"? Ich glaube selbst nicht einmal V. A. Huber.

> An Leiern fehlt es nicht, die Schwerter fehlen
> Und die sie schwingen sollen, Heldenseelen.

Dann ein frommer Wunsch an sein nächstes Vaterland:

> Daß schön erwache, wie ein junger Falter,
> Eu'r Land aus seinem Grab, dem Mittelalter.

9. In dem „Norddeutschen Jahrbuch für Poesie und Prosa", herausgegeben von Heinrich Pröhle*) und mit Beiträgen von 26 Dichtern ist die Poesie so überwiegend, daß seiner als Erscheinung unter den Zeitgedichten

*) Vergl. hierüber Nr. 8 d. Bl. f. 1847. D. Red.

mit billigem Recht zu erwähnen ist. Aber fodere man nicht, daß wir die 26 Dichter, unter denen die namhaftesten und beliebtesten sich befinden, hier einzeln vorführen. Es ist ein anmuthiger Chor, jeder mag gerade nicht mit seiner vollsten Stimme singen, aber er singt harmonisch zum Ganzen. Man freut sich im Durchblättern. Die Disharmonien der Zeit sind in dem Parlamente nicht ausgewiesen, aber sie sprechen nicht in ihrer grellsten, zerreißenden Stimme; es ist eine zierliche Gedichtsammlung wie man sie den Frauen gern in die Hand gibt. Wir theilten so viele hoffnungslose oder doch Verzweiflungslieder mit: stehe hier Etwas aus einem von ganz entgegengesetzter Tendenz, aus den Geibel'schen Herbstliedern, die ich zu den besten und leichthinfließendsten des Dichters, was bei ihm nicht immer der Fall ist, zähle:

O, wie waltet die Stunde
Nun in seliger Ruh'!
Jede schmerzende Wunde
Schließet leise sich zu.

Nur zu rasten, zu lieben,
Still an sich selber zu bau'n
Fühlt sich die Seele getrieben,
Und mit Liebe zu schau'n.

Und so schreit' ich im Thale,
In den Bergen, am Bach
Jedem segnenden Strahle,
Jedem vergehenden nach.

Jedem leisen Verfärben
Lausch' ich mit stillem Bemüh'n,
Jedem Wachsen und Sterben,
Jedem Welken und Blüh'n.

Selig lern' ich es spüren,
Wie die Schöpfung entlang
Geist und Welt sich berühren
Zu harmonischem Klang.

Was da webt im Ringe,
Was da blüht auf der Flur,
Sinnbild ewiger Dinge
Ist's dem Schauenden nur.

Jede sprossende Pflanze
Die mit Düften sich füllt
Trägt im Kelche das ganze
Weltgeheimniß verhüllt.

Schweigend blickt's aus der Klippe,
Spricht im Quellengebraus;
Doch mit heiliger Lippe
Deutet die Muse es aus.

---

10. „Freie Lieder" von Ludwig Köhler. Ich bin von dem zu vielen Lesen müde geworden. Es klingt mir Alles ins Ohr als hätte ich es schon gelesen; darum mögen mir die folgenden Dichter wenn ich ihnen Unrecht thue verzeihen. Hätte ich zufällig diese freien Lieder zuerst in die Hand genommen, würden sie mir vielleicht freier, kühner und auch melodischer geklungen haben als jetzt. Aber wenn ich nun lese:

Poesie, du gold'ner Hort,
Paradiesesengel,
Sprich dein heilend Zauberwort
Ueber Erdenmängel!

Ward das Leben blütenleer
In des Kampfes Tosen,
Aus des Himmels Aethermeer
Sende deine Rosen!

so ist es mir als wäre Dies nur die Glosse zu der ich den Trost schon in den hundert andern Dichtern fand. Warum denn den Hercules noch loben, da ihn Niemand getadelt hat, könnte man mit jenem alten Spartaner fragen; wozu denn noch die Dichtung um Das anrufen wozu sie, Das weiß ein Jeder, berufen ist? Aber es ist nun einmal so, das Gesetz urweltlicher Convenienz, die Poesie verlangt es als Artigkeit von ihren Priestern, sei es nun als Numen oder als Muse und Hippogryph, angerufen zu werden. Und es ist vielleicht gut, daß wir ihre Persönlichkeit uns in dieser industriellen Zeit immer vergegenwärtigen. Unser Dichter hat die allgemeinen Schmerzen kennen gelernt, er sah die Arglist in jede hoffnungsreiche Saat ihren Samen streuen, sah wie die Gewalt mit schwerem Fuße das Recht des geduldigen Volks zertrat, da griff er in die Saiten als müßte er Ketten brechen,

Und da entsprang sein Lied, nicht liebeshold,
Gewappnet wie ein Held, den ernsten Klängen.

und er ruft ihm zu:

Nun zieh' hinaus, ein kampfberauschter Held,
Und spreng' einher auf jubelnden Accorden,
Und trage deine Waffen durch die Welt,
Bis frei und groß mein armes Volk geworden.

Dann sagt er von den drei Farben:

Blickt um euch her! Die Farben konntet ihr,
Jedoch den Geist, den konntet ihr nicht bannen!
Hoch rauscht's empor, der Freiheit hehr Panier,
Und reißet siegesmächtig euch von dannen.

In Nord und Süd, in Ost und West erhebt
Das Recht des Volkes mächtig seine Stimme,
Der Geist, den ihr getödtet meintet, lebt
Und schleudert seinen Blitz in heil'gem Grimme.

Stolz tritt der Deutsche in der Völker Reih'n,
Und wird wie einst ins Rad der Zeiten greifen,
Die Weltgeschichte wird der Schauplatz sein
Auf dem zu Thaten uns're Träume reifen.

Wir nehmen Das als gutes Vaticinium hin, als Gegengift, wenn noch hier und da ein Philologe, ein germanischer Hellenist die Achseln zuckend spricht: „Die Deutschen haben versucht ein politisches Volk zu werden; es ging nicht." Wohin nicht führten sie uns gern zurück! Um deshalb ist es gut, daß ihnen immer aufs neue von Dichtern und Prosaisten gesagt werde, daß die Deutschen ihren Traum nicht aufgeben, dereinst in der Weltgeschichte mehr zu sein als ein Volk von Träumern. Und wenn die Dichter auch sich wiederholen, der Sache schadet es nicht; der Nachtheil trifft höchstens sie selbst. Ludwig Köhler steht aber nicht auf der äußersten Linken, er läßt die Liebe noch gelten, er vertraut noch auf Gott:

Und kann die Welt vom Gram gesunden
Der ihr die bange Brust beschwert,
Wenn nicht die Liebe sie die Wunden
Mit sanftem Finger heilen lehrt?

Und kann aus Theilen die gespalten,
Sich trotzend steh'n und unbewegt,
Ein Ganzes wieder sich gestalten,
Wenn Liebe nicht die Brücke schlägt?

Er will die Liebe als Siegeszeichen der neuen Zeit. Dann auch ruft er dem „armen Volke“ zu!

Verzage nicht, verzweifle nicht!
Es lebt ein Gott, ein Richter wacht
Der Riegel sprengt und Ketten bricht,
Deß Hauch zerreißt die tiefste Nacht!
Getrost, er zählt die Thränen all'
Die schmerzensbang dein Auge weint,
Er ist Verlass'ner Schild und Wall,
Er ist ein Hort, er ist ein Freund
Dem armen Volk!

Das Schlußgedicht bringt ein neues Gleichniß. Der Moslem soll keine Menschenzüge bilden wollen, weil er ihnen nicht die Seele zu geben vermag. Am Auferstehungstage fodern die todten Bilder vom Bildner Athem und Leben. Wie nun werden die Censoren antworten, die kaum geborene Gedanken schon dem Tode weihen,

Wenn die Posaunen einst erklingen,
Zum Weltgericht die Sonnenfackeln lodern,
Wenn die Gemordeten euch dann umringen,
Und das geraubte Leben von euch fodern!

(Der Beschluß folgt.)

Die archäologischen Studien in Frankreich.

Man kann es den Franzosen nicht länger mehr zum Vorwurf machen, daß sie für die gründliche Erforschung ihrer Vergangenheit keine Sorge trügen. Der mächtige Aufschwung welchen die archäologischen Studien, und besonders der Theil derselben welcher sich auf die nationalen Monumente bezieht, in Frankreich genommen haben, zeigt das Unwahre dieser banalen Behauptung, gegen die ja auch außerdem der Reichthum der französischen historischen Literatur zeugt. Diese Richtung auf das Nationale, welche sich gegenwärtig in der Archäologie an den Tag legt, datirt freilich nicht sehr hoch hinauf. In Frankreich wie in Deutschland galt es lange Zeit für einen größern Ruhm, wenn man jeden Punkt der römischen Topographie kannte und mit der Monumentalgeschichte Griechenlands bekannt war, als wenn man die beziehungsreiche Geschichte des eigenen Vaterlandes mit Sorgfalt und Genauigkeit durchforschte. In Frankreich steht, wie sich leicht nachweisen ließe, die neue Entwickelung der vaterländischen Alterthumskunde offenbar mit dem Hervorbrechen des romantischen Elements im innigen Zusammenhange. Was anfangs nur einige hervorragende Geister thaten, welche angeekelt vom schalen Wiederkäuen gelehrter classischer Brocken sich in die mysteriösen Beziehungen der heimischen Alterthümer versenkten, wurde bald Sache der Mode. Man kann wol behaupten, daß der bekannte Roman „Notre-Dame“ und einige andere Erzeugnisse der Hugo'schen Muse mehr als manches dicke Handbuch dazu beigetragen haben, die Neigung für archäologische Studien in solchen Kreisen zu verbreiten welche wegen der Geldmittel für die Erhaltung und Restauration der baulichen Denkmäler vorzugsweise in Anspruch genommen werden müssen. Die eigentlich wissenschaftliche Behandlung der Archäologie aber verdankt wol unter allen Zeitgenossen in Frankreich Guizot am meisten, theils weil er selbst in seinen Vorträgen und Werken den Beweis von der Wichtigkeit dieser Forschungen geliefert, theils weil er in seiner Eigenschaft als Minister den unberechenbarsten Anstoß gegeben hat.

Diese neue Blüte der archäologischen Studien, von einem protestantischen Gelehrten angeregt und kräftig gefördert, nahm schon unter dem Einflusse der romantischen Schule eine katholisirende Färbung an, welche in neuern Bestrebungen noch offener und unverholener hervorbricht. Einige der strebsamsten Forscher auf diesem Felde scheinen sogar offenbar nur von dem Gedanken getrieben, daß der Katholicismus weniger als irgend ein religiöser Cultus der Kunstwirkung entbehren kann, und daß schon um dieses Einflusses und dieser tiefgehenden Bedeutung willen das Studium der Kunst und die Beleuchtung der Beziehungen zwischen Kunst und religiöser Entwickelung mit Nachdruck und Eifer erfaßt werden muß. Zu den hauptsächlichsten Vertretern dieser Richtung, welche wir geradezu als eine katholische bezeichnen können, rechnen wir den kunstsinnigen Grafen Montalembert, dessen redliches Streben anzuerkennen ist, der aber in Bezug auf die Kunstgeschichte ebenso wie auf andern Gebieten des Lebens durch eine allzu regsame Phantasie leicht zu übertriebenen Consequenzen verleitet wird. Was diesem Manne, den wir übrigens wegen einiger seiner politischen Verirrungen und Excentricitäten keineswegs herabsetzen wollen, zum besondern Verdienste gereicht, ist seine unermüdliche Thätigkeit, die ehrwürdigen Kunstdenkmäler vergangener Jahrhunderte gegen den Vandalismus Einzelner und gegen die unverantwortliche Vernachlässigung von Seiten der Regierung oder der städtischen Behörden zu schützen und zu wahren. Mehr als ein wichtiges Bauwerk einer schönen Kunstperiode verdankt ihm allein seine Erhaltung und Sicherung vor entstellenden Restaurationen, zu denen ein abgeschmackter, wenngleich gutgemeinter Eifer nur zu oft verführt. Außerdem ist es nicht zu verkennen, daß Montalembert durch seine aristokratischen Verbindungen seiner Sache mehr als einen reichen Gönner gewonnen hat, der es nicht für lächerlich hält, die Kunst anders zu befördern als durch fürstliche Unterhaltung verwöhnter Sängerinnen.

Da, wie wir angedeutet haben, die Ausbreitung der archäologischen Studien mit dem Erwachen des religiösen Sinnes, der selbst nach Abzug eines guten Theils welcher auf die Rechnung der Mode zu setzen ist sich unverkennbar regt, in enger Verbindung steht, so kann es nicht befremden, daß der wunderbare Reichthum kirchlicher Bauüberreste welche Frankreich in bunter Mannichfaltigkeit aufzuweisen hat zunächst fast ausschließlich das Interesse der Forscher fesselt. Wir könnten hier eine ganze Literatur zur Schau stellen welche der Beschreibung, Deutung und historischen Beleuchtung einzelner Kirchen gewidmet ist. Darunter befinden sich Werke aus denen sich wirkliche Belehrung schöpfen läßt, und deren Erscheinen auf die Entwickelung der kunstgeschichtlichen Studien nicht ohne nachhaltigen Einfluß gewesen ist. Wir führen hier von diesen Werken, an denen sich die Geistlichkeit, wie anzuerkennen ist, durch Gewährung der nöthigen Mittel sowie auf andere Weise auf das freigebigste betheiligt hat, nur wenige der neuesten Erscheinungen an, indem eine ausführlichere Aufzählung uns über die Grenzen dieses Aufsatzes hinausführen würde.

Eine der bedeutendsten Publicationen auf dem bezeichneten Gebiete ist die Beschreibung der Kathedrale von Sens von Quantin, welcher die Stelle eines Archivisten des Departement der Yonne bekleidet. Von besonderm Interesse ist die geschichtliche Partie dieses Werks, in der wir allein 94 Künstlernamen kennen lernen, von denen die meisten uns bis jetzt völlig unbekannt waren. Zwei Priester, Cahier und Martin, haben sich zur Ausarbeitung einer trefflichen Monographie über die Kathedrale von Bourges vereinigt, die in jeder Beziehung von Wichtigkeit ist; von nicht geringerm Interesse erscheint die fleißige Arbeit von Mangeon über Notre-Dame von Villeneuve-le-Comte, und das umfassende Werk Vitet's über die Hauptkirche von Noyon. Der Verfasser dieser letztern Schrift gehört überhaupt zu Denen welche zur Ausbreitung und Erweiterung der archäologischen Studien nach allen Seiten hin am kräftigsten beigetragen haben. Schon in seinen ersten Werken, welche zwar in die Sphäre der Dichtkunst fallen, aber

doch ihren Hauptwerth in eine saubere Ausführung des Details und bis ins Kleinste gehende Beschreibung der Wirklichkeit nach W. Scott's Manier („Barricades" und „Etats de Blois") setzen, zeigte er eine sehr genaue Bekanntschaft mit den Erscheinungen des mittelalterlichen Lebens und ein liebevolles Eingehen auf die Betrachtung und den Sinn seiner Ueberreste. Wir verdanken diesem Streben eine Reihe gehaltreicher Werke über einzelne Momente der französischen Kunstgeschichte.

Auch Mérimée, welcher sich gleichfalls als geistreicher Dichter bekannt gemacht hat, darf hier nicht übergangen werden, obgleich er mit Ausnahme seiner Arbeit über die Gemälde der Kirche von Saint-Savin (Departement der Vienne) die Ergebnisse seiner Kunststudien mehr in der Form gelegentlicher Bemerkungen in seinen anziehenden Reiseberichten niedergelegt hat. Umfassender und mehr auf die systematische Behandlung der Archäologie gerichtet sind die literarischen Leistungen des trefflichen Caumont, der schon in seinem 1824 herausgegebenen „Essai sur l'architecture religieuse du moyen-âge" einige von den wichtigsten Punkten aufstellte auf die es hier vorzüglich ankommt. In seinen spätern Werken, z. B. in seiner Kunst im westlichen Frankreich, hat er sich freilich hier und da zur Ausführung geistreicher, aber doch sehr gewagter Hypothesen verleiten lassen, welche indessen dem eigentlich positiven Theile seiner Forschungen keinen Abbruch zu thun im Stande sind.

So bedeutend aber auch die Thätigkeit der genannten Männer erscheint, so würden doch die Aeußerungen vereinzelter Kräfte ohne anhaltendere Wirkung bleiben, wenn sie der gemeinschaftlichen Vereinigungspunkte ermangelten. Solche finden sich am natürlichsten in den gelehrten Gesellschaften welche zur Verfolgung bestimmter Zwecke in verschiedenen Theilen Frankreichs bereits bestehen, und bei dem immer steigenden Bedürfniß der Association sich in noch größerer Zahl bilden. Die vorzüglichsten unter denen welche sich die Pflege der Archäologie und insbesondere des Zweiges welcher sich auf die französischen Nationalalterthümer bezieht zur Aufgabe gestellt haben, sind wol die antiquarischen Gesellschaften von der Normandie, der Picardie, vom Limousin, von dem Departement der Côte d'or, die Akademie von Rheims und der allgemeine Verein der Alterthumsforscher von Frankreich, der zu Paris seinen Sitz hat.

Was diesen Vereinen vorzüglich noch fehlte, war ein gemeinschaftliches Band, wie es ihnen jetzt in dem auf Specialbefehl des Unterrichtsministers angefertigten „Annuaire des sociétés savantes" gegeben ist, von dem der erste Jahrgang die Presse verlassen hat. Jetzt erst kann man sich ein deutlicheres Bild von Dem verschaffen was von jeder einzelnen Gesellschaft innerhalb der Schranken welche sie sich gesteckt haben geleistet wird. Manche verdienstvolle Arbeit, von der man sonst in etwas weitern Kreisen Nichts vernommen hätte, wird nun auf diese Weise der Verborgenheit entrissen, und bei einer fortwährenden Kenntnißnahme von Dem was in den verschiedenen Provinzen Frankreichs geschieht läßt sich die Thätigkeit der Einzelnen mehr als Dies bisher geschehen konnte nach einem bestimmtern Ziele hinrichten. Einen kräftigen, belebenden Einfluß versprechen wir uns außerdem noch von den „Annales archéologiques" von Didron. Dieses Journal, welches vor nicht gar langer Zeit ins Leben gerufen ist, kann als das einzige wahrhaft bedeutendere Kunstorgan betrachtet werden welches Frankreich aufzuweisen hat. Didron, der Herausgeber, welcher in seiner Stellung als Secretair der von Guizot eingesetzten historischen Comités am meisten im Stande ist fortwährend sich über alle Erscheinungen des wissenschaftlichen Treibens schnell und sicher zu unterrichten, hat sich durch die Gründung dieses besondern Journals um die Förderung seiner Wissenschaft ein wesentliches Verdienst erworben. Sein Name hatte übrigens in der archäologischen Welt auch schon früher einen guten Klang, indem er sich bereits durch einige gehaltreiche selbständige Werke, z. B. seine „Iconographie chrétienne" und sein „Manuel d'iconographie grecque et latine", vortheilhaft bekannt gemacht hatte. In seinen „Annales archéologiques", auf die wir vorzüglich die Aufmerksamkeit lenken möchten, gewährt er den mannichfaltigsten Erörterungen Raum und ohne, ungeachtet seiner eigenen entschiedenen Ansichten, besonders über das christliche Wesen der Kunst, als Redacteur eine andere Rolle zu übernehmen als die eines Vermittlers der sich schroff gegenüberstehenden Ansichten. Von den verschiedenen Mitarbeitern welche Didron zur Seite stehen erwähnen wir nur Biollet Leduc, dessen gründliche Aufsätze sich besonders mit dem Technischen der Kunst befassen und in dieser Beziehung besonders beachtenswerth erscheinen. Ueberhaupt müssen wir es den „Annales" nachrühmen, daß, ebenso wie hier die verschiedensten Ansichten vertreten werden, so auch alle Seiten der ältern Kunst, ohne ausschließliche Vorliebe für irgend einen besondern Zweig, in gleicher Vollständigkeit berücksichtigt werden.

C. F. Günther.

Notiz.

Wurst wider Wurst.

Ein fahrender Prediger der Methodisten in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, Mac Daugall, suchte in einer seiner Predigten darzuthun, daß die Schwarzen früher ebenso weiß gewesen wie die Europäer und ihre Nachkommen in Amerika, aber daß sie wegen des Verbrechens ihres Vorfahren Kain verflucht, und als Kennzeichen des Fluchs die schwarze Farbe auf ihr Antlitz gedrückt worden sei. Dagegen predigte ein schwarzer Priester seiner gleichfarbigen Heerde Folgendes, das aus dem kindischen Negerjargon ins Hochdeutsche übertragen also lautet: „Es ist ganz wundersam, wie Leute von denselben Aeltern Einige schwarz und Einige weiß wie Rüben geworden sind. Nun, meine Brüder, die Schrift sagt, Solches ist also gekommen. Als Kain seinen Bruder Abel getödtet, traf ihn der ewige Gott eines Tags und sagte: «Kain, was ist aus deinem Bruder geworden?» Da sagte Kain: «Massa, es ist nicht meines Amts mich nach ihm umzusehen.» Und darauf traf er ihn ein anderes mal und er antwortete ihm genau wieder so. Nun sage ich euch, er ward darauf tüchtig zornig und sagte: «Ich weiß so gut wie du was an dir ist, und ich setze ein Kennzeichen auf dich, das du nicht so leicht herunterbeizen sollst.» Da erschrak Kain und kriegte das kalte Fieber, und als es vorüber, war sein Gesicht weiß wie ein Schneewetter geworden." 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 113. —— 23. April 1847.

Zeitgedichte.

(Beschluß aus Nr. 112.)

11. „Radicale Lieder" von Gollenperger. Wenn ich auf jener Seite stände, so möchte ich fechten. Das ist der Ton, der populaire, der Hammerschlag der den Nagel auf den Kopf trifft. Zum Volke, was sie darunter verstehen, möchten die meisten radicalen Dichter reden, aber es verstehen's nur wenige; dieser antiradicale (denn die Eunomie ergibt sich auf den ersten Blick) hat den Ton, die Bilder gefunden die überall verstanden werden. Es könnten's Bänkelsänger in den Bauernschenken absingen. Mit wie unendlicher, vergeblicher Mühe suchen die Regierungen nach Schriftstellern die ihre Sache dem Volksverlangen gegenüber vortragen sollen, und wie scheitern die geschicktesten Federn, entweder am eigenen Unglauben an der Sache die sie führen sollen, oder am Ungeschick ihrer gelehrten Deductionen. Ein leichter Parteigänger von drüben stößt oft durch ein Impromptu, ein rasches Anprallen, ihre ganze schwere Schlachtordnung nieder. Gewöhnlich verstehen sie es von vornherein, daß sie, wol auf Ordre, mit der Lüge beginnen, der Riese gegen den sie die Lanze einlegen sei eigentlich nur eine Windmühle, und es verlohne sich gar nicht eines ernsten Kampfes, zu dem sie jedoch aus diesen und jenen Gründen sich herabließen. Dieser Dichter erkennt den Riesen an, aber er unternimmt es dreist, ein David mit dem Goliath, indem er ihm seine Schwäche ablauscht. Uebrigens hat es dieser David meist nur mit dem Riesen des Rationalismus zu thun, die Politik berührt er nur beiseite. Wir nennen die Namen der Gedichte: „Der Hegeling als Jupiter tonans":

> Wie erquickt mich des Frühlings Pracht,
> Habe ja das Alles selber gemacht!
> Habe meinen Antheil am Dasein der Affen,
> Habe ja selbst einst die Welt mit erschaffen.
> Ja, ich bin ein gewaltiger Mann,
> Denn ich bete mich selber an.

„Stoßgebet eines Freigewordenen":

> Ach, wie freut es mich, daß ich so weise,
> Und so groß und so vernünftig bin;
> Daß ich auf des bunten Lebens Gleise
> Wandern kann nach meinem eig'nen Sinn.
>
> Zwar, daß ich von dir die Wahrheit sage,
> Hat der große Mensch den du gesandt,
> Den sie, nach der Morgenländer Sprache,
> Bildlich deinen eig'nen Sohn genannt,
> Er hat etwas Theil an meinem Wissen,
> Da er selbst so logisch und so klar,
> So der Wahrheit, so des Rechts beflissen,
> Und als Lichtfreund sehr vernünftig war.
>
> Laß den Geist den er uns hat gelassen,
> Nämlich seine herrlichen Ideen,
> Immer mehr im Volke Wurzel fassen,
> Laß die Macht der Volksvernunft uns seh'n u. s. w.

Man lese auch die „Neuen zehn Gebote", die sich aber auf acht reducirten, das examen rigorosum, die „Beichte und Absolution", „Die Audienz" beim Consistorialis, in welcher der gemüthliche Mann dem armen Dorfpfarrer, den seine Bauern einen Pietisten schelten, weil er das liebe Gotteswort so lehre wie er es volle 20 Jahre durch gelehrt, den Rath gibt:

> Jedes Uebermaß bringt Schaden,
> Allzu scharf macht stumpf und flau;
> Darum mit der Kirchenlehre
> Nehmen Sie's nicht zu genau.
> Nur hübsch ruhig stets geblieben;
> Wenn es sein muß gut lavirt;
> Sonst sich halten in der Mitte,
> Dahin wo der Strom Sie führt.

Vor Allem aber überschlage man nicht die „Neuen Statuten zur Gustav-Adolf-Stiftung" und die „Epistel an den König von Preußen" mit dem treu gegebenen Rathe, wie er auf ewig könne populair werden. Der Ref. steht, wie gesagt, nicht auf der Seite des Dichters, aber eine solche offene, kecke Fechtart begrüßt er mit Achtung. Siegt er oder unterliegt er, jede Entscheidung bei einem Kampfe der die Motive und Zwecke der Parteien so plan und deutlich darlegt führt zur Wahrheit.

Zum Schlusse dieser Besprechung von Zeitgedichten sei noch eines Dichters gedacht über welchen die politische Poesie wie ein Verhängniß gekommen. Die „Preußische Allgemeine Zeitung" hat uns Proben der neuesten Poesie Freiligrath's gebracht. Wer das Ganze kennt aus welchem diese Proben genommen, weiß, daß es von Anfang bis zu Ende Zerstörung predigt. Die Throne der Fürsten werden beim ersten lauen Südwinde krachend wie das Eis der Newa in die Fluten sinken; „von unten auf" wird der Sturm losbrechen, nämlich von den Proletariern, die jetzt noch im Schweiße ihres Angesichts für uns arbeiten und schaffen; die

Zeughäuser werden sie stürmen, sich bewaffnen, marschiren, und die Linientruppen werden sich zu rechter Zeit erinnern, daß auch sie Glieder des Volkes sind, und nicht gegen das Volk agiren; die Druckerherren lassen über Nacht ihre Lettern einschmelzen, Kugeln daraus gießen, und am Morgen geht es los und wird fertig. „Was aber wird daraus?" Diesen Schlußgesang vermissen wir. Nach so kühnen Phantasiegebilden der Zerstörung hätten wir von einem Dichter der mit dem Morgenland und seinen Märchen spielte doch erwartet, daß er ein lachendes Gemälde der Zukunft entwerfen würde, wenn nun die verfaulte, schnöde Galeere, der Staat, versenkt ist, die scheinheilige Jacht der Kirche verbrannt, die Silberflotten des Besitzes auch versenkt, wenn die Proletarier aus ihren Feueressen heraufgestiegen sind, die Lettern der Druckereien eingeschmolzen. Könige und Priester sollen aufhören, Das versteht sich; aber wie soll es mit dem Besitze werden? Soll alles geprägte Gold und Silber wirklich ins Meer, sollen wir wieder den Tauschhandel anfangen? Oder soll das Geld vertheilt werden — socialistisch oder communistisch? — Nichts von alledem; das Liedlein ist zu Ende, ob die Begeisterung, der Traum auch?

In dunkler Ahnung, daß auch die Schweiz ihm sein Asyl verkümmern dürfte, singt der Dichter:

> Mir ist als müßt' ich fort von hier,
> Den Stab noch in die Weite setzen;
> Als würden auch aus Tell's Revier
> Die Bauern dieses Spiels mich hetzen.

Aber er tröstet sich, daß ja noch um Norwegens freie Bauernstätten das Meer brause, daß es von Frankreich her noch wie Klirren von gebrochenen Ketten rassele, und daß England noch kein flüchtiges Haupt von seiner Schwelle gewiesen habe. Die Ahnung des Dichters ist eingetroffen, die freie Schweiz hat ihn ausgewiesen, und er lebt jetzt in England, nicht Complote schmiedend, sondern in einem londoner Comptoir seine Feder derselben Arbeit widmend von der ihn aus Barmen der schnelle Ruf den seine Gedichte in Deutschland erwarben, zu rasch für sein Wohl, fortriß. Es soll unserm Freiligrath dort erträglich wohl gehen, und seine heitere, freundliche Persönlichkeit sich die Zuneigung seiner neuen deutschen und englischen Bekannten erworben haben. Sic eunt fata hominum. Noch höre ich den edeln Chamisso, der zuerst von Freiligrath's Poesien entzückt war, die Lippen zusammendrücken und sehe ihn seinen grauenden Lockenkopf schütteln aus Unwillen — worüber? Daß ein solches Dichtertalent von dem gleichgültigen Deutschland nicht bereitwilliger anerkannt werde! Es war kaum ausgesprochen, da war Freiligrath schon anerkannt, und ehe er es sich selbst versah, der gefeiertste Sänger im damaligen Deutschland. Man hielt es für unehrbar, daß er länger am Bureautisch bleibe.

Moses Mendelssohn war seiner Zeit der größte Philosoph in Deutschland, er blieb aber doch Buchhalter bei seinem Banquier; und es hat seiner Philosophie nicht geschadet. Freiligrath's Lage im Wupperthal soll eine verhältnißmäßig sehr angenehme gewesen sein; weder sein Dienst noch sein Principal, der ihn achtete und liebte, soll ihn gehindert haben den Ergüssen der Poesie sich hinzugeben. Was kann für einen lyrischen Dichter auch besser sein als eine gemessene feste Lebensbeschäftigung, wenn sie ihn nicht dermaßen fesselt, drückt, daß sein Genius weder Zeit noch Lust findet den Flügen der Phantasie zu folgen. Mit Träumen und Gefühlsstimmungen füllt man nicht ein gesundes Leben. Alle unsere lyrischen Dichter waren Etwas nebenbei; sie folgten einer Wissenschaft, sie trieben ein Geschäft, ob sie nun Schuhe machten, Acten schrieben oder vom Katheder docirten: ihre Arbeit lähmte nicht, sie stachelte ihre Kraft. Ein Gedicht ist das Kind des Moments, der Zaubermagnet der die Fluide der Empfindungen plötzlich concentrirt, krystallisirt; zwar zur Feile bedarf es vielleicht der Tage, Wochen, Monate, aber nicht, daß man von Morgen bis Abend darüber die Feder kaut. Unterbrechung ist sogar wohlthätig. Bei dramatischen, epischen, historischen Dichtern mag es sich anders verhalten. Wer in sich die Ideen der Geschichte concentriren will, um das anscheinend Weitausschweifende, Zersplitterte in körnigen Figuren und Bildern plastisch zusammenzufassen, bedarf dazu auch der Zeit, und der zusammenhängenden; doch aber nicht so, daß nicht auch eine Geschäftsunterbrechung zuweilen wohlthätig, erquickend, vor Einseitigkeit bewahrend, auf ihn einwirken sollte.

Als wir hörten, daß Freiligrath alle Fesseln des Berufslebens von sich geworfen, ward Vielen um ihn bange. Würde das Morgenland, seine tropische Phantasie auf die Dauer seinen Geist nähren, beschäftigen? Indessen er ward ein freier Mann, man riß sich um ihn. Die Liebe — er ward ein glücklicher Gatte —, der Sonnenschein an den Rebenfelsen des Rheins, allgemeine Achtung, Liebe, Händedrücken, Freundschaftsversicherungen kamen ihm entgegen wo er hintrat. Ein Journal was er herausgeben wollte mislang. Dazu war er nicht der Mann. Wie sollte er mit seinem glühenden Dichterhauch alle Staubfäserchen der Zeit auffassen und in Geschmeide setzen, er der mit den Rubinen, Topasen und Diamantkrystallen gespielt hatte. Er that Mehr, er brauchte nur, wie Arion, zu singen von dem eingestürzten Rolandseck, und Alles eilte herbei: die Steine selber flogen sich wieder zusammenzufügen, edle Fürstinnen beeiferten sich des Dichters Wort zu Ehren zu bringen. Der Bogen der poetischen Ritterburg ward wieder aufgebaut. Sein Glück war voll. Ein Modedichter, von den Frauen verehrt, anscheinend auch ein Dichter der die gute alte Ritterzeit der Burgen und der Minne besang, von der Kritik allüberall gefeiert, was fehlte ihm noch? Da wird er aus einem Minnesänger auch ein mit königlicher Gunst beschenkter Dichter. Wie schnell der Umschwung der Verhältnisse in Deutschland eingetreten ist! Was ehemals das Siegel auf sein Glück aufgedrückt, nun ward es der Anfang seines Unglücks. Eine Pension von 300 Thlr., nur drei Jahre lang genossen, brachte den glücklichen Sänger um all sein Glück.

Die 300 Thlr. waren schlimmer für ihn als der Raptus welcher ihn einmal antrieb, den zweifelhaften Edelmuth und Heldentod eines zweifelhaften Charakters, des Don Diego Leon, anzusingen. Damals sah ich ihn in dem freudestrahlenden St.-Goar. Es drückte ihn Etwas; er konnte nicht frei dichten, er übersetzte. Der Druck ward ihm zu hart, er konnte die Misstimmung, den Hohn den man laut aussprach nicht länger aushalten; er brach in derselben raschen und unüberlegten Weise als er dem Comptoirtisch den Rücken gekehrt und Diego Leon's Tod als Heldenthat gefeiert. Nun verschrien, nun gefahndet, von den ältern Meinungsfreunden noch nicht wieder an die Brust gedrückt, weil sie noch nicht recht ihm trauten, was war begreiflicher, als daß sein lyrisches Temperament in eine Unruhe gerieth. Er wollte die vermeinte Schmach abschütteln, ganz Das zeigen was er für Gesinnung hielt; er griff nach dem Weitesten, nach dem äußersten Pol der ausgesprochenen Meinungen. Flüchtig, selbst in der Schweiz nicht geduldet, bemächtigte sich seiner ich glaube nicht Haß und Verzweiflung, nur ein Fieber, und in diesem Fieber entstanden diese neuesten Träume seiner Phantasie. Ein Dichter mag ein Baum sein der langsam von Luft und Säften um ihn seine Nahrung zieht und stark wird; aber er kann auch ein Schwamm sein der die feuchte Luft um ihn mit einem male einsaugt, und er schwillt unförmlich an.

Einige meinen, mit diesen Revolutionsgedichten habe Freiligrath der Poesie Valet gesagt; weiter hinaus könne sie doch nicht. Ich sehe auch in diesen wilden Fieberausbrüchen noch den alten Dichter, der, wenn nicht der Basirung, doch der Form noch vollkommen Herr ist. Jeder lyrische Dichter, der nur Das ist und Nichts weiter, hat eine schwammige Natur, er muß saugen, trinken, welches Fluidum ihn auch umgibt, Wasser, Wein, Blut oder Gedanken, bis er davon voll ist. Der Schwamm hält natürlich nicht auf immer diese Säfte; auch wenn man sie nicht mit Gewalt auspreßt, schwitzen sie ab oder gehen allmälig in die Luft über, wenn diese wieder trocken wird. Aber der Schwamm empfängt auch den Funken den Stahl und Stein auf ihn werfen, und der Funke verzehrt den Schwamm. Hat nun unser Lyriker Feuchtigkeit oder Funken eingesogen? Das ist die Frage von der seine Zukunft abhängt. Ich meine das Erstere. Er hatte nicht die ethische, historische Kraft um als Flüchtling geächtet, hin- und hergestoßen, bei reizbarem Gemüth mit dem Fluch der Miskennung seiner Gesinnung kämpfend, und im trostlosen Parteigewühl der Schweiz, Herr seiner selbst zu bleiben. Daß er Das was er aussprach für Wahrheit, für Gesinnung hält, bezweifeln wir nicht; aber auch wer ruhiger, nicht geächtet, nicht verkannt, nicht Lyriker ist, hält nicht zuweilen die Stimmung des Augenblicks für Gesinnung, für Wahrheit? In dem freien England wird Freiligrath zwar nicht seine freien Gesinnungen aufgeben; aber in dem praktischen England — selbst zur praktischen Thätigkeit gezwungen, und daß er sich selbst dazu zwang, ist schon das erste Zeichen seiner Genesung — wird er erkennen, daß die alte Galeere die er versenken will zwar an vielen Stellen faul ist, daß aber tüchtige Schiffsbaumeister darum nicht verzweifeln, sondern die faulen Breter allmälig losreißen, und neue von kernigem Holze einsetzen, daß sie Masten, Kiel, ja und wenn ihnen das Herz darüber blutete, daß sie selbst das Steuerruder ändern, daß sie die Ruderknechte längst fortgeschickt haben, und wenn es mit Wind und Segel nicht mehr geht, den Dampf zu Hülfe nehmen, und wenn der Dampf es nicht mehr thäte, jede neue Kraft die sich bewährt; ja daß sie, muß es sein, das ganze Schiff allmälig neu machen, und nur den Spiegel mit dem Namen behalten; daß sie aber auf keinen Fall das Schiff in Grund bohren, um wie ihre Urväter als Kinder in ausgehöhlten Baumstämmen sich auf dem Meere zu schaukeln. Solche kluge, geschickte, patriotische Schiffsbaumeister sind zwar nur in England zu finden. Die unsern möchten weder Steuer noch Tauwerk ändern, ja in ihrer blinden Vorliebe keine Planke von dem altehrwürdigen Fahrzeuge fahren lassen, ja wenn es geht selbst die verrosteten Nägel conserviren; und da ist es denn allerdings zweifelhaft, wie lange das alte Schiff Wasser hält, wenn große Stürme losbrechen, oder in welchen Nothhafen es endlich einlaufen wird.

W. Alexis.

Bibliographie.

Acosta's, U., Selbstbiographie. Lateinisch und deutsch. Mit einer Einleitung. Leipzig, Weller. 12. 7½ Ngr.

Bauer, B., E. Bauer und E. Jungnitz, Geschichte der französischen Revolution bis zur Stiftung der Republik. Drei Bände. 2te Auflage. Leipzig, Voigt und Fernau. 8. 3 Thlr.

Poetische Bilder aus der Zeit. Ein Taschenbuch herausgegeben von A. Ruge. Leipzig, Verlagsbureau. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Politische Bilder aus der Zeit. Herausgegeben von A. Ruge. 1ster Band. Leipzig, Verlagsbureau. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Blanc's, L., Geschichte der 10 Jahre (1830—1840). Im Auszuge. 1ste bis 6te Lieferung. Offenbach, André. Gr. 16. 11 Ngr.

Colebrooke's, H. Th., Abhandlung über die heiligen Schriften der Indier. Aus dem Englischen von *L. Poley*. Nebst Fragmenten der ältesten religiösen Dichtungen der Indier. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 1 Thlr. 9 Ngr.

Evangelisches Concordienbuch, oder sämmtliche in dem Concordienbuche enthaltenen symbolischen Glaubensschriften der evangelisch-lutherischen Kirche. Mit Erläuterungen ꝛc. aufs Neue deutsch herausgegeben von J. A. Detzer. 3te durchgesehene Auflage in 1 Bande. Nürnberg, Raw. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dickens, C., Des Lebens Kampf, eine Liebesgeschichte. 1stes Bändchen. Stuttgart, Hallberger. 8. 15 Ngr.

Erinnerungen aus einer Reise durch einen Theil des nordöstlichen Deutschlands im Sommer 1846. Breslau, Kühn. 8. 25 Ngr.

Feldlager und Kaserne, oder die britische Armee wie sie ist. Aus dem Englischen von A. Kretzschmar. Zwei Theile. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Hottinger, J. J., Vorlesungen über die Geschichte des Untergangs der schweizerischen Eidgenossenschaft der 13 Orte und die Umbildung derselben in eine helvetische Republik. Zürich, Höhr. 1846. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

James, G. P. R., Ehrenstein. Roman. Aus dem Englischen von E. Susemihl. 1ster Band. Leipzig, Kollmann. 8. 20 Ngr.

Jellinek, H., Uriel Acosta's Leben und Lehre. Ein Beitrag zur Kenntniß seiner Moral, wie zur Berichtigung der Gutzkow'schen Fiktionen über Acosta, und zur Charakteristik der damaligen Juden. Zerbst, Kummer. 8. 7½ Ngr.

Kennedy's, G., sämmtliche christliche Erzählungen. In Verbindung mit Andern aus dem Englischen übersetzt und herausgegeben von G. Plieninger. (1ster Band oder) 1stes bis 4tes Bändchen. 2te Auflage. Reutlingen, Mäcken Sohn. pro drei Bände 2 Thlr.

Keudell, R. W. L. E. v., Außerhalb der Gesellschaft. Träumereien eines gefangenen Freien. 1ster Band. Leipzig, Arnold. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Kohl, J. G., Reisen in Südrußland. Drei Theile. 2te vermehrte und verbesserte Auflage. Nebst 1 Karte der Anlande des Pontus. Leipzig, Arnold. Gr. 12. 5 Thlr.

Ledderhose, K. F., Philipp Melanchthon nach seinem äußern und innern Leben dargestellt. Mit des Reformators Bildniß und Wappen. Heidelberg, K. Winter. Gr. 8. 28 Ngr.

Leo, H., Ferienschriften. Vermischte abhandlungen zur geschichte der deutschen und keltischen sprache. 1stes Heft. Halle, Anton. Gr. 8. 1 Thlr. 9 Ngr.

Ling's, P. H., Schriften über Leibesübungen. Aus dem Schwedischen von Prof. H. F. Maßmann. Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. 1 Thlr.

Löhe, W., Erinnerungen aus der Reformationsgeschichte von Franken, insonderheit der Stadt und dem Burggraftum Nürnberg ober- und unterhalb des Gebirgs. Nürnberg, Raw. Lex.-8. 20 Ngr.

Lucas, C., Novellen und Gedichte. 1ster Band. Die Rose der Alhambra. Der Kaliban. Der Doppelschwur. Gedichte. Neuhaldensleben, Eyraud. 12. 12 Ngr.

Miruss, A., Das Europäische Gesandschaftsrecht nebst einem Anhange von dem Gesandschaftsrechte des Deutschen Bundes, einer Bücherkunde des Gesandschaftsrechts und erläuternden Beilagen. Zwei Abtheilungen. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 5 Thlr. 7½ Ngr.

Nürnberger, W., Charitinnen. Phantasiestücke und Humoresken, nebst einem lyrischen Album. Landsberg, Volger und Klein. 12. 1 Thlr.

Perikles. Erzählung aus dem atheniensischen Leben in der 83. Olympiade. Aus dem Englischen von J. Fröbel. Zwei Bände. Leipzig, Vereinsverlagsbuchhandlung. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Reise auf gemeinschaftliche Kosten, unternommen von einer Gesellschaft von Schriftstellern und Künstlern. 1ster Band. Spanien und die Spanier, geschildert von E. v. Cuendias, illustrirt mit vielen Holzschnitten, ausgemalten Volkstrachten und Abbildungen der vorzüglichsten Bau- und Kunstdenkmäler. 1ste Lieferung. Leipzig, Muquardt's Verlags-Expedition. Lex.-8. 10 Ngr.

Rey de Morande, A. J., Kritische Beleuchtung des v. Humboldt'schen Kosmos nebst Darstellung eines neuen Weltsystems. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 15 Ngr.

Roßhirt, C. F., Von den falschen Decretalen und von einigen neuen, in Bamberg entdeckten Handschriften, der falschen Decretalen und alter collectiones canonum. Heidelberg, J. C. B. Mohr. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Rüdiger, C. A., Die heilige Passion Jesu Christi. Eine Reihe von Fastenpredigten zu Neustrelitz gehalten. Ratzeburg, Linsen. 1846. Gr. 8. 20 Ngr.

Sammlung merkwürdiger Civil- und Criminal-Rechts-Sprüche nebst Entscheidungsgründen, zum Theil auch mit vollständiger Sacherörterung; ferner beachtenswerther Vertrags-Entwürfe, Rechts-Abhandlungen rc. für Gelehrte und Ungelehrte. Herausgegeben von L. Wecker. 1stes Heft. Breslau, F. Aderholz. 8. 20 Ngr.

Smoler, F. X., Historische Blicke auf das Forst- und Jagdwesen, seine Gesetzgebung und Ausbildung von der Urzeit bis zu Ende des 18. Jahrhunderts. Prag. Gr. 8. 3 Thlr. 5 Ngr.

Suur, H., Geschichte der Häuptlinge Ostfrieslands. Emden, Rakebrand. 1846. Gr. 8. 1 Thlr.

Thierry, A., Entstehung und Ausbildung des tiers-état in Frankreich bis zur Zeit der Renaissance. Historische Skizze. Uebersetzt und bevorwortet von H. Semmig. Zerbst, Kummer. 8. 12½ Ngr.

Komischer Volkskalender für 1847. Herausgegeben von A. Brennglas. Mit vielen Illustrationen. 2te Auflage. Hamburg, Verlagscomptoir. 8. 10 Ngr.

Wagner, S., Salzburgá Bauern-Gsángá. Mit 7 Bildern von F. Hubert, Wien, Haas. 8. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Aufruf an die deutschen Consumenten zur Vereinigung im Großen gegen übertriebene Preise der Lebensmittel. Darmstadt, Pabst. 1846. Gr. 8. 1 Ngr.

Autenrieth, H. F., Rede über das Gedächtniss gehalten am 6. Nov. 1846. Tübingen, Fues. Gr. 8. 5 Ngr.

Offener Brief aus Oberhessen nach Rheinhessen über die neue Gesetzgebung im Großherzogthum Hessen. Geschrieben am 1. Jan. 1847. Gießen, Heyer. 8. 2½ Ngr.

Bülow-Cummerow, Preußen im Januar 1847 und das Patent vom 3. Februar. Berlin, Veit u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Eibach, L. W., Trost und Ermahnung der Schrift in Bezug auf den Beifall, den in unserer Zeit die Predigt des Unglaubens findet. Predigt. Wiesbaden, Kreidel. 8. 2½ Ngr.

Engelmann, H. D., Offenes Sendschreiben an alle christkatholischen Gemeinden Deutschlands betreffend den Absagebrief des Prof. Dr. Regenbrecht an den Vorstand der Breslauer Gemeinde. Breslau, Kern. Gr. 8. 3 Ngr.

Florencourt, F. v., Zeitbilder. 1ster Band. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hofferichter, T., Die 31 Artikel des Dr. Ottomar Behnsch beleuchtet. Breslau, Kern. Gr. 8. 5 Ngr.

Kleinpaul, K., Ueber den Mißbrauch des Namens Christenthum, offner Brief an alle Deutschkatholiken und freie Protestanten. Hamburg, Bödecker. 8. 2 Ngr.

Rauch, F., Offenes Sendschreiben an die freien Gemeinden beider Confessionen. In 3 Zeitbildern. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 6 Ngr.

Saint René Taillandier, Preußische Zustände. Aus dem Französischen. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 10 Ngr.

Sander, P., Bericht über die Berliner Hauptversammlung des Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung nebst geschichtlichen Mittheilungen über Dr. Rupp's Stellung zum Vereine und über die Folgen seiner Nichtzulassung. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. Gr. 8. 10 Ngr.

Steinthal, J., Der Central-Eisenbahn-Verein. Ein practischer Vorschlag zur Abhülfe der gegenwärtigen Geldkalamität im Allgemeinen und zur Beförderung des Eisenbahnwesens im Besonderen. Berlin, Heymann. 8. 7½ Ngr.

Verhandlungen der 9. Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten zu Jena am 29. u. 30. Septbr., 1. u. 2. Octbr. 1846. Jena, Cröker. Gr. 4. 25 Ngr.

Römische Waffen in deutschem Streit. 2ter Theil, oder: Bemerkungen zu der Schrift des Hrn. v. Linde: „Urkundliche Berichtigung von Thatsachen, deren Wahrheit Prof. Dr. K. A. Credner eidlich zu erhärten sich bereit erklärt hat." Mannheim, Hoff. Gr. 8. 6 Ngr.

Woeniger, A. T., Das Petitionsrecht und die preußische Verfassung. Beitrag zur Beurtheilung der preußischen Verfassungsgesetze vom 3. Febr. 1847. Leipzig, Koffka. Gr. 8. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 114. —— 24. April 1847.

Cinque letture di economia toscana lette nell' Accademia dei Georgofili dal socio ordinario ***Gino Capponi.*** **Florenz 1845.**

Der Name des Verf. dieser Schrift ist auch außerhalb Italiens zu vortheilhaft bekannt als daß ich nöthig hätte Viel über ihn zu sagen. Einem der edelsten Geschlechter des florentinischen Mittelalters entsprossen, vereinigt Gino Capponi mit den gründlichsten historischen Kenntnissen philosophische Bildung, und sein klarer Blick umfaßt die politischen und ökonomischen Verhältnisse, indem sein Geist die materiellen Facta befruchtend durchdringt. Bei dem so richtigen und einschneidenden Urtheil welches dieser Mann besitzt, und dem Geschick fremde Zustände in ihrer wahren Wesenheit aufzufassen, welches im Umgange mit ihm überrascht, bei dem edeln und rechtlichen Gefühl endlich welches allen seinen Aussprüchen und Darstellungen eine entschiedene und warme Färbung gibt, ist es für seine Heimat ein zwiefacher Gewinn, daß er sich größtentheils ihren Interessen und ihrer Geschichte gewidmet hat. Ist auch die Zahl seiner Schriften klein, so hat er um so mehr durch Anregung wie durch Unterstützung Anderer gewirkt, und neuerdings ist kaum irgend ein wissenschaftliches oder gemeinnütziges Bestreben in Toscana aufgetaucht, ohne daß Gino Capponi's Name dabei in erster Reihe genannt worden wäre. Die fünf Vorlesungen welche hier zusammen gedruckt erscheinen sind, wie der Titel ergibt, in der Akademie der Georgofili gehalten worden, in jener ökonomisch-staatswissenschaftlichen Gesellschaft, die seit beinahe einem Jahrhundert besteht und auf die Förderung der Landwirthschaft, der Industrie und aller dahin einschlagenden Zweige in Toscana unberechenbaren Einfluß geübt hat. Zwischen der ersten dieser Vorlesungen und der Gegenwart liegen mehr denn zwanzig Jahre: Manches hat sich seitdem geändert, Manches was der Verf. bespricht hat nur noch eine historische Bedeutung. In einer Zeit rascher Bewegung wie diese sind zwanzig Jahre sehr Viel, und wenn wir es hier auch mit einem Lande zu thun haben in welchem alte Gebräuche und Herkommen fest wurzeln, und es lange währt bevor eine Neuerung wahrhaft Fuß fasse, so konnten doch einerseits die Krisen welche seit der Wiederherstellung des Friedens Handel und Industrie berührten nicht ohne bedeutenden Einfluß bleiben, andererseits mußte im Technischen in manchen Fällen ein Umschwung sich vorbereiten und die wichtigen Modificationen der Handelswege und Transportmittel ihre Einwirkung geltend machen. Von ältern Verhältnissen und neuern Umgestaltungen, von Furcht und Hoffnungen die diese erregt, und der Unbehaglichkeit einer Uebergangsepoche handeln die beiden ersten Aufsätze „Ueber Einiges in den gegenwärtigen Zuständen der toscanischen Industrie" und „Von einigen alten Nachrichten über toscanische Industrie", in der republikanischen Epoche sowol wie unter den ersten Mediceern. Die dritte und vierte Abhandlung betreffen die Mezzeria oder das Colonensystem, und so viel auch darüber geschrieben worden ist, von Italienern und Fremden, unter welchen Letztern der verstorbene Rumohr die historische Grundlage festgestellt hat, welche auch von den Italienern angenommen worden ist, so wird man doch eine Stimme wie diese über die wichtigste Frage der toscanischen Landwirthschaft gern vernehmen. Eine kurze geschichtliche Entwickelung geht voraus, Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand und die Aussichten der Agrarökonomie folgen.

Fragen wir uns ernstlich — sagt der Verf. —, ob wir ärmer oder minder arm sind als wir glauben, und worin unsere Armuth besteht. Eine genaue und gewissenhafte Prüfung kann vielleicht zu gleicher Zeit den alten Wahn unserer Seligkeit und die junge Verzweiflung bessern: eine und die andere verschiedene Außenseiten, andere Ausdrucksweisen, beide aber Mehrerinnen jener Trägheit die unsere tiefste Wunde ist. Lassen wir uns nicht in den Sand strecken, weder durch die feige Wollust des Müßiggangs noch durch die Erschöpfung unproductiver Kräfte.

Die toscanischen Hügel hatten den Ruf, gut angebaut und durch große Kunst fruchtbarer gemacht zu sein als die geringe Beschaffenheit des Bodens von vornherein erwarten ließ. Die Fremden kamen, bewunderten: das anmuthige, das gebildete, das glückliche Toscana war im Munde der Poeten, von Ariosto bis auf Byron. Wir vernahmen die Lobsprüche und lächelten selbstgefällig. Jetzt sind unsere Hügel nicht unfruchtbar geworden, die Erzeugnisse des Bodens haben nicht abgenommen, sondern im Gegentheil sich vermehrt, die Armuth ist unter uns nicht häufiger als vor Zeiten. Wer am meisten klagt ist nicht der Arme: Nahrung, Kleidung, Wohnung des Landmanns haben sich gebessert; manche um Taglohn arbeitende Miethsleute haben sich ein eigenes Häuschen gebaut. Dennoch ist der Toscaner heutzutage nicht mehr mit sich zufrieden wie ehemals; der Hunger quält ihn nicht, aber eine unbequeme Be-

schränktheit beunruhigt und demüthigt ihn: die Wege des Fortschritts sind schmal, die Zukunft dunkel; mit Neid blickt er auf Völker die er früher in seiner Selbstgefälligkeit bemitleidete; die Lobsprüche der Fremden verhallten, und wenn sie Etwas bewundern, so bewundern sie wie wir in solcher Beengung leben. Woher diese Unruhe, dieser Miscredit? Durch welche Ereignisse stürzten wir aus dem Himmel unserer Seligkeit? Man nennt die niedern Preise. Wenn aber Dies ein Uebel ist, so ist es ein ganz Europa gemeinsames Uebel, und Toscana, welches nicht hinreichend für seinen Bedarf producirt, sollte sich vielmehr darüber freuen. Die Ursachen unserer Dürftigkeit sind folglich specielle, allgemeine sind sie nicht. Untersuchen wir denn zuerst, ob und bis zu welchem Punkte sie in unserer Landwirthschaft bestehen, ob der Fehler an der Art der Verwaltung des Grundeigenthums liegt, ob es die Größe der Unternehmungen ist welche unserer Agricultur abgeht, ob die Kräfte der Eigenthümer, ob endlich der öffentliche Reichthum größer sein würde, wenn statt der Mezzeria ein anderes Culturſystem bei uns zur Anwendung käme, die Cultur im Großen mittels Unternehmer oder reicherer Capitalisten bewerkstelligt würde. Bevor ich hier fortschreite, muß ich bei den ökonomischen Principien ein wenig verweilen. Die politische Oekonomie ist die Theorie der Reichthümer, die Reichthümer sind das materielle Mittel zur Beförderung des irdischen Glücks. Der menschlichen Gesellschaft, im Ganzen genommen und als ein einiges und bleibendes Individuum betrachtet, eine größtmögliche Masse von Reichthümern verschaffen, ist das große Ziel welches die Wissenschaft unverwandt zu verfolgen hat. Die einzelnen Menschen, gewichtlose Theile eines so gewaltigen Körpers, die vorübergehenden Individuen, kommen nicht in Betracht: Dies schreibt die Wissenschaft vor oder sie wird sich selbst untreu. Aber die Noth, Lehrerin der Wissenschaft, und die Liebe, von welcher dieselbe ihre Eingebungen erhält, verschließen, durch empfundene Uebel getrieben, der Menschen Ohr der Zusprache ferner und unbestimmter Hoffnungen welche die trockene Theorie vorhält. Daher kommt es, daß manche Oekonomisten, mehr als billig bei der Betrachtung der Uebelstände verweilend welche durch die ungleiche Vertheilung der vermehrten Reichthümer entstanden oder durch die beim Fortschreiten unvermeidlichen Schwankungen veranlaßt sind, unverständigerweise gegen den Reichthum an sich zu predigen begannen, nämlich gegen die zu sehr gesteigerte Production. Die Principien ihrer Wissenschaft verleugnend, wollten sie die Masse des Lohns mehren, indem sie die Arbeit schwieriger und minder productiv machten, d. h. sie mit überflüssigen Arbeitern belasteten. Hätten sie diesen in der Wissenschaft untergeordneten aber immer wichtigen Theil genauer betrachtet, so würden sie ihn mit den allgemeinen Grundsätzen in Uebereinstimmung gebracht haben, statt ihn in scheinbarem Widerspruch zu lassen. Sie würden dann gesehen haben, wie die gleichmäßiger vertheilten Reichthümer in größerm Ueberfluß sich reproduciren, wie der Wohlstand des Arbeiters auf die Arbeit zurückwirkt, und wie die Anwendung des einen oder andern Princips bei der Vertheilung des Ertrags für den öffentlichen Reichthum wie für das individuelle Glück wichtig und bestimmendes Element des Privatwohlstands ist. Es ist eine längst anerkannte Wahrheit, daß die Arbeit des Sklaven jener des Freien nicht gleichkommt. Aber dabei blieb man einst stehen: das alte Gespenst der gesetzlichen Sklaverei war noch vor Augen, und jede andere Unterscheidung schwand bei den frühern Lehrern der Staatswissenschaft, jede andere Hoffnung schien ihnen vorzeitig. Die Menschen auch von der ökonomischen Dienstbarkeit befreien ist das Bestreben unserer Zeit: dahin können, dahin müssen, meiner festen Ueberzeugung nach, unumstößliche Lehren mittels Folgerungen, nicht mittels Ausnahmen, streben. Diese Vollendung fehlt, weil eine Schule von Oekonomisten die Wissenschaft des Reichthums den excentrischen Weg der Abstractionen gehen geheißen hat. Von diesen Abstractionen dünkt eine mich reich an nützlichen Lehren. Die Oekonomisten verloren sich im Forschen nach dem Ursprunge Dessen was sie Grundrente, im Französischen fermage, oder Miethzins nennen, der dem Eigenthümer des Bodens selbst gebührt und nicht von den für den Anbau gemachten Auslagen abhängig ist. Sie sahen, daß im Boden ein Ertrag ist außer dem Ertrage der auf ihn verwandten Arbeit, und Dies vermochten sie nicht auszudrücken in ihrer Sprache: aber die Deutung findet sich anderwärts. Der Boden hat seine ihm innewohnende Kraft, eine Kraft die von nichts Aeußerm abhängig ist; der Boden producirt, auch wenn der Mensch ihn nicht anbaut. Die Materie der andern Manufacturen ist unthätig wenn der Mensch ruht oder die Maschine stillsteht: der Boden treibt aus eigener Lebenskraft. So hat dies Capital, der Erdboden, und diese Manufactur, der Ackerbau, einen von jedem andern Capital, jedem andern Gewerbzweige verschiedenen Charakter: auch diese Verschiedenheiten muß man achten, auch in der nackten Theorie des Reichthums; wo nicht, so bleiben unerklärliche Geheimnisse in derselben. Seht die großen Werkstätten an: der Handwerker ist Maschine, der Geist ist in dem Unternehmer; das aus des Arbeiters Händen hervorgegangene Werk reist dann über Meere und Berge, und der Verfertiger weiß häufig Nichts vom Zwecke zu dem es dient, vom Handel den es belebt, vom Markte zu dem es geht. Die Arbeit des Ackerbauers aber ist nothwendig intelligent: die Verschiedenheit des producirenden Bodens, der Producte, der Culturgattungen, die wechselnden Jahreszeiten verlangen, daß sie intelligent sei. Beim Ackerbauer ist daher das Auge stets aufmerksam, der Geist in Thätigkeit; der Geist muß leiten während der Arm arbeitet, nicht blos hinsichtlich der Richtung, sondern auch der Wahl der Arbeit. Ein ganzer Acker wird durch den Beistand eines einzigen Mannes zur Hervorbringung mannichfacher Producte befähigt: die Theilung der Arbeit, eine der Grundlagen des eigentlichen Handwerks, kommt in der Agricultur wenig vor oder wirkt nachtheilig. Und der Mensch selbst verzehrt seine Producte, nährt oder kleidet sich damit, verhandelt sie wo er Ueberfluß hat. Wenn ich Dies überlege, so sehe ich in Wahrheit nicht recht ein was die großen Unternehmungen in der Agricultur sollen.

Und doch gibt es auch in der Agricultur große Unternehmungen, und durch sie werden viele und nöthige Dinge bewirkt, und es kann anders nicht sein. Wie die vielgestaltige Natur die Oberfläche der anbaufähigen Erde in Hügel und Ebenen theilte, so theilte die menschliche Industrie, getrieben von einer Nothwendigkeit welche auch die sich nicht klar Bewußten lehrt, die Landwirthschaft in zwei voneinander sehr verschiedene Systeme, die große und die kleine Cultur. Für die Hügel ist es Nothwendigkeit die Erde zurückzuhalten welche von ihnen weggeschwemmt wird, für die Ebenen sich durch die Erde zu bereichern die ihnen zugeführt wird, oder vor den Wassern sich zu sichern die in Massen auf sie zustürzen. Jenes ist die Sache beständiger Aufmerksamkeit, kleinlichen Fleißes, rascher Aushülfe, anhaltender Kunst: Dieses ist die Aufgabe abstracterer Wissenschaft, großartiger Anlage, weitsehender Berechnung. Bedeutende und stets bereit liegende Capitalien sind dazu erfoderlich, und da der Gedanke sich nicht in jedem einzelnen Werke, sondern im Complex der Werke ausspricht, und der Gewinn nicht unmittelbar, gleich einer Belohnung, der Mühewaltung folgt, so sind Unternehmer im Großen und ein Fonds von Geldmitteln nöthig, die ohne Zinsen zu tragen liegen bleiben können. Dann wird die Agronomie wie eine Manufactur, und die Arbeiter arbeiten beinahe wie Maschine. Es stimmt damit, daß Getreide und Wiesen, natürliche Producte der Ebenen, weniger anhaltender Sorgfalt bedürfen; man kann sie selbst auf längere Zeit unbeachtet lassen; ein Einzelner kann solche einfachere Cultur leiten. Wo aber die Agronomie complicirt ist und auf demselben Acker verschiedene Gattungen gezogen werden, da wird man die kleine Cultur finden und braucht nicht nach dem Warum zu fragen. Unser Land und unser Klima verlangen verschiedene Behandlungsweisen. . . . In den reichern Gegenden, in den fruchtbaren Ebenen, wo die

Production leicht und beinahe freiwillig ist, findet man gewöhnlich den Anbau im Großen: ja ist wo der Boden am ergiebigsten das Leben des Ackerbauers am ärmlichsten. Man kann beinahe sagen, daß man seiner nicht bedarf: das Getreide kommt von selbst, das Gras wächst; nur grobe Arbeit ist nöthig, und für diese reicht jede Löhnung hin. Wo aber Fleiß und Anstrengung die Natur bewältigen müssen, da schreibt der Fleißige und Gewandte Gesetze vor. Ich glaube es gibt auf der Welt kein productiveres Land als die fetten lombardischen Ebenen welche die durch Kunst vertheilten Wasser der Adda und des Tessin befeuchten. Ziehet bei Tage durch dies bevorzugte Land, und Freude wird eure Brust füllen: Nachts seht euch vor, denn diese breiten Straßen waren nicht immer sicher, und oft trieb Noth den Landmann zum Verbrechen. Jetzt kommt es seltener vor, seit der Feldbau einigermaßen besser belohnt wird. In Wahrheit aber bedürfen diese Gegenden nur mäßiger Handarbeit: die gemessene Vertheilung der Wasser schuf und erhält diesen unendlichen Reichthum. Er ist das Erbtheil der Kunst welche diese Verfahrungsart erfand, der hydraulischen Vorkehrungen, deren Wunder die gesammte Lombardei füllen, der ehemaligen wie gegenwärtigen Industrie und Thätigkeit des lombardischen Eigenthümers. Der Landmann hat daran keinen andern Antheil als den des mechanischen Arbeiters: daher der geringe Betrag seines Lohns. Diese Thatsachen stimmen mit den Principien der Wissenschaft überein, und die lombardischen Eigenthümer sind darin glücklich, daß sie von dem reichen Capital Erde durch mäßige Handarbeit den größtmöglichen reinen Ertrag ziehen. Ich möchte aber nicht, daß diese Schuldefinitionen uns durch falsche Anwendung zu Irrthümern verleiteten. In der Agricultur wie bei jeder andern Arbeit hat man den reinen Ertrag zu suchen; wie aber soll man diesen Betrag berechnen, worin ihn bestehen machen? Für wen arbeitet und wacht die ökonomische Wissenschaft? Für den Eigenthümer, Capitalisten oder für die gesammte Menschheit? Die Wissenschaft irrt nicht wenn sie lehrt: jede Ersparung an Arbeit sei nicht blos ein Gewinn für den Unternehmer, sondern allgemeiner Gewinn, jede unnütze Arbeit verlorener Reichthum. Aber diese abstracte Ausdrucksweise darf uns nicht verleiten, die Gesammtmasse der Producte an welcher Viele theilhaben mit dem reinen Ertrage zu verwechseln der in der Agricultur blos dem Eigenthümer-Unternehmer zufließt. In andern Industriezweigen wird der Lohn in Geld gegeben das nicht aus der Arbeit direct hervorgeht; was der Unternehmer verliert, kommt der Gesammtheit nicht zugute. Wenn aber der Ertrag der Arbeit selbst unter die Arbeitenden vertheilt und von ihnen verzehrt wird, so vergrößert die Ziffer dieser Löhnungen die Ziffer des reinen Ertrags, und das Einkommen des Eigenthümers darf, dem allgemeinen Vortheil gegenüber, nur als ein Theil des wahren Ertrags angesehen werden. Ich wollte, 50 Ackerbauer vermöchten was jetzt 100 vermögen; wenn aber aus einem gegebenen Stück Landes Nahrung für 100 Arbeiter gewonnen wird, so muß die ökonomische Wissenschaft nicht wünschen, daß nur für 50 herauskomme, oder die Qualität schlechter sei, um das Einkommen des Eigenthümers um so mehr zu erhöhen. Ebenso wenig muß sie wünschen, daß um kleiner Vermehrung des in Eine Hand Fließenden willen die Gesammtmasse der Producte vermindert werde, wie es mit den bekannten Operationen einiger schottischen Gutsbesitzer der Fall war. Solche Leute berauben die Masse, aber die entmenschten Berechnungen einer Krugwissenschaft riethen zum Raube.

(Die Fortsetzung folgt.)

Spanische Literatur.

Es gab eine Zeit in Deutschland wo dessen eigenthümlicher Beruf zur Kenntniß und gerechten Würdigung der Geisteswerke und Literaturen aller Völker, der geschriebenen wie der ungeschriebenen in Volksliedern, Volkssagen und Sprucheden, auch hinsichtlich der gebildetsten Sprache der Pyrenäischen Halbinsel, bei uns ziemlich vollständig erfüllt wurde. Dies war die Zeit der beiden dem Anfange des 18. Jahrhunderts vorangegangenen Jahrhunderte. Zwei Wege waren damals eröffnet auf denen genauere Kenntniß und Verbindung der beiden so viele gemeinsame Charakterzüge in sich tragenden Völker, der Deutschen und der Spanier, aufs lebhafteste unterhalten wurden, die aber beide zu Anbeginn des vorigen Jahrhunderts, zum wesentlichsten Nachtheile der Nationen, durch politische Ereignisse geschlossen worden sind, noch ehe sich deutsche Bildung und Literatur auch im Auslande Anerkenntniß errungen hatte. In jenem Zeitpunkte war es nämlich, wo die insbesondere auf Süddeutschland wirkende Blutsfreundschaft des in zwei Linien herrschenden Hauses Habsburg durch das Erlöschen der spanischen zu Ende ging, während gleichzeitig im Norden die deutschen Niederlande, die kunst- und gewerbreichen wohlhäbigen Aus- und Einmündungsplätze seiner schönsten Ströme, von Spanien an Deutschland zurückfallend, allmälig aufhörten Verkehrs- und Erzeugnißort für Spaniens dort eingebürgerte, geistig-literarische und künstlerische Thätigkeiten zu sein.

Wol sind nach Bertuch's und Herder's erfolglosen Bemühungen, während der letzten 40 Jahre, preiswürdige Versuche gemacht worden, durch das zwischeninne liegende, trennende, trübende, alle durchgehenden Lichtstrahlen brechende Lebermeer französischer Denk- und Anschauungsweise hindurch eine geistige Verbindung beider Völker neu herzustellen, theils in Deutschland, durch die Arbeiten der romantischen Schule und durch die an A. W. Schlegel und Tieck sich schließenden Dichter Malsburg, Gries, Schreyvogel, Zedlitz, Dohm, Eichendorf, Duttenhofer und Regis, theils durch die literarischen Forschungen von Bouterwek, Valentin Schmid, Ferdinand Wolf, Diez, Schack und Clarus, theils endlich durch die verbesserten Neudrucke fast verschwundener Werke jenes Landes auf deutschem Boden von Jakob Grimm, Keil, Huber, Keller, und vor Allem durch den in Spanien eingebürgerten Böhl von Faber; leider vergebens.

Erst unsern Tagen rascherer Verknüpfung durch weite Räume getrennter Völker war es vorbehalten Dasjenige hervorzurufen was allein jenen so schönen und kräftigenden Werken noch abging, um mit größern Erfolgen belohnt zu werden. Sie mußten um ihr Ziel zu erreichen aufhören einseitig zu bleiben, und erwidernd auch vom Hesperidenlande her gefördert werden. An Böhl von Faber, dem ersten deutschen Mitglied der spanischen Akademie, dem rüstigen Kämpfer auf andalusischem Boden für die freie Dichtung, gegen die einschnürenden Geschmacksgesetze französelnder Nachtreter, an seinem Schüler Augustin Duran, dem Wiedererwecker der castilischen Romanze, mußte auch aus dem unter seine fruchtbarsten lebenden Dichter Hartzenbusch, den Sohn deutscher Aeltern, zählenden Spanien gleiche Gegenstrebniß sich kundgeben.

Solches Streben nun, dessen Nahen sich bereits in den letzten Jahren durch mehre aus Spanien nach Deutschland gekommene tüchtige und liebenswürdige Sendboten für literarische und wissenschaftliche Forschungen ankündigte, tritt gegenwärtig noch auf andere Weise in einem Unternehmen ans Licht von welchem zu reden und es zu fördern Anlaß und Zweck dieser Zeilen ist.

Freilich kann der Deutsche mit inniger Befriedigung*) auf Das blicken was aus seiner Mitte durch die obgenannten Männer mit äußerst beschränkten Hülfsmitteln zur Wiedererweckung und zum Verständnisse spanischer Literatur für deren Geschichte, sowie für Erforschung ihres Inhalts bisher geschehen ist, es mit Dem vergleichend was in andern Ländern mit

*) Jeden der bezweifeln wollte, wie unvollständig dennoch unsere Kenntniß von Spaniens geistigem Leben sei, verweisen wir auf das mit geschichtschreiberischem Blicke von Höfler in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" (1847, Nr. 18 u. 19) über das Clarus'sche Buch Gesagte.

unendlich reicherm Material und theilweise durch Spanier ans Licht trat. Ich nenne unter diesen nur die bekanntesten Namen Ochoa, Alcala Galiano, Sismondi, Viardot und Lord Holland, von denen jedoch der Dichter Robert Southey eine ehrenvolle Ausnahme geboten haben würde, wenn er sich allein diesen Studien gewidmet hätte. Aus dem überpyrenäischen Lande selbst und durch dessen geistvolle und edelherzige Bewohner mußte der Anstoß zur Verbindung der Geister kommen. Solchem ins Leben tretenden Ereignisse begegnen wir nun endlich in dem durch den bekannten spanischen Schriftsteller Aribau jüngst begonnenen Unternehmen eines großen Büchersaals der castilischen Schriftsteller seit Bildung der spanischen Sprache.*)

Dieses ebengenannte Sammelwerk, von dem bereits zwei Bände vorliegen, erscheint in Madrid durch den thätigen, diesseit und jenseit des Atlantischen Meers vielgewanderten Buchhändler Rivadeneyra, der uns soeben auch in Deutschland zur Verbreitung desselben besucht hat, und wird wie jedes andere Buch unmittelbar von den untengenannten deutschen Buchhandlungen bezogen werden können.**) In 32 Großoctavbänden, Prosaiker in zwei, Dichter in drei oder vier Spalten gedruckt, wird dasselbe vom uralten Nationalepos auf den Cid, bis zu Ariaza und die Dichter der Jetztzeit hinab, die Blüten der ganzen castilischen Literatur in gebundener und ungebundener Rede zu einem üppigreichen Kranze zusammenflechten. Jeder Band von 650 Seiten kostet in Madrid für Unterzeichner der ganzen Sammlung nur 40 Realen, einzeln genommen 50, und bildet für sich ein vollständiges Ganzes, z. B. alle Dichter vor dem 15. Jahrhunderte, alle Prosaiker aus dem nämlichen Zeitraume, die besten uralten Ritterromane, die Dichter des 15. Jahrhunderts, die reiche Romanzensammlung, die Novellen vor Cervantes, dessen sämmtliche Werke, die Dramatiker vor Lope de Vega, dessen Schauspiele, die des Tirso de Molina und seiner Zeitgenossen, die der beiden Moratin, und die neuesten Lyriker, wie die besten Werke Quevedo's, der heiligen Theresia, Saavedra y Fajardo's, Luis de Guevara's, und die so ausgezeichneten kleinen Geschichtschreiber Mendoza, Moncada, Melo, Solis u. s. w. Dagegen nehmen Mariana, die erlesensten Novellenschreiber seit Cervantes, die nicht dramatischen Gedichte Lope's, Calderon, die großen Lyriker des 16. Jahrhunderts und die des 17. Jahrhunderts immer zwei Bände in Anspruch. Endlich enthält eine drei Bände, jeder mit mindestens 50 Schauspielen, umfassende Abtheilung die besten nicht bereits genannten Dramatiker des überreichen 17. Jahrhunderts, als Moreto, Ruiz de Alarcon, Perez de Montalvan, Rojas, Zamora u. s. w.

Möchte nun auch die so eigenthümliche portugiesische Literatur, die, fast glücklicher als die spanische, durch Bellermann, wie durch Monteiro und Kousler gewissenhafte Auferstehungen ihrer in Portugal kaum noch zu findenden ältesten Dichter Gil Vicente und des Resende'schen Liederbuches in Deutschland gefeiert hat, bald in einem ähnlichen Sammelwerke vom Untergange gerettet werden, in welchem die noch nicht entdeckte Urschrift des blos spanisch von Montalvo erhaltenen „Amadis" des Vasco de Lobeira und die noch ungedruckten Lieder des gallicischen Dichters Macias des Verliebten dann nicht fehlen dürften!

82.

*) Biblioteca de autores Españoles, desde la formacion del lenguaje hasta nuestros dias; ordenada é ilustrada por *D. Buenaventura Carlos Aribau*. Madrid.

**) In Leipzig durch Brockhaus und Avenarius, in Berlin durch die Besser'sche Buchhandlung.

Miscellen.

Beschämende Thierklugheit.

Sueton erzählt, Kaiser Domitian habe einen Trupp Elefanten gehabt die nach der Musik getanzt. Als einer wegen seiner Ungeschicklichkeit Prügel bekommen, entdeckten und überraschten ihn die Hüter in der folgenden Nacht wie er ganz allein auf einer Wiese den betreffenden pas einübte. — Laut Cälius Rhodeginus bezahlte Cardinal Ascanius 100 Goldstücke für einen Papagei, welcher das Apostolische Glaubensbekenntniß bewundernswerth deutlich und ohne Stocken hersagte. — Kircher verbürgt für einen andern Papagei Folgendes: Kaiser Basilius hatte seinen Sohn Leo wegen Verdachts wider ihn gesponnenen Verraths einkerkern lassen. Darauf erschien ein Klaggedicht, welches von den Hofleuten so oft recitirt wurde, daß des Kaisers Lieblingspapagei es lernte, und beim Wiederholen den Namen Leo schmerzlich betonte. Nachdem der Kaiser das mehre male gehört, wollte er nicht, daß der Papagei ihn an Theilnahme für Leo übertreffen solle, und gab Letzterm die Freiheit. — Der Verfasser der „Histoire de la musique et de ses effets" berichtet, daß er auf der Messe zu St.-Germain ein Dutzend Ratten nach der Musik auf dem Seile habe tanzen sehen, jede mit einer kleinen Balancirstange. Acht derselben führten später einen Contretanz auf, so geschickt und regelrecht wie Tanzmeister. Den Beschluß machte eine weiße lappländische Ratte, die eine Sarabande tanzte so ernst wie ein Spanier.

Geschichtlich curios

darf man wol die Thatsache heißen, daß, seit Ludwig XIV. von Frankreich seinem Vater Ludwig XIII. auf den Thron gefolgt, die französische Krone nicht ein einziges mal vom Vater auf den Sohn vererbt hat, und auch beim nächsten Thronwechsel nicht vererben wird. Ludwig XV. war Enkel Ludwig's XIV., Ludwig XVI. Enkel Ludwig's XV. Ludwig's XVI. Sohn starb, ist todt, und wäre auch der Herzog der Normandie, „der Uhrmacher", dieser Sohn gewesen. Dann kam Napoleon. Er hatte einen Sohn, ihn aber nicht zum Thronfolger. Der war Ludwig XVIII., Bruder Ludwig's XVI. Ihm folgte sein Bruder Karl X., diesem sein Vetter Ludwig Philipp. Lebt, wenn Letzterer stirbt, sein Enkel, der Graf von Paris, ist es abermals des Sohnes Sohn der die Krone empfängt.

16.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 115. —— 25. April 1847.

Cinque letture di economia toscana lette nell' Accademia dei Georgofili dal socio ordinario *Gino Capponi.*

(Fortsetzung aus Nr. 114.)

Diese Grundsätze wende ich auf unsere Landökonomie an, auf das Ackerbauwesen in den toscanischen Hügeln. Welchen Anblick bietet uns Toscana dar, welche Eigenthümlichkeiten, gute oder schlimme, unterscheiden das Land von andern Ländern? Die Bodenfläche ist beengt, zwischen Bergen eingeklemmt, die Fruchtbarkeit ist ursprünglich gering, die Temperatur wechselnd. Aber dieser Boden ist im Allgemeinen gut, in einzelnen Fällen selbst zu gut angebaut: man findet Anbau an unergiebigen, an Geld raubenden Stellen, Reben in allen Ebenen, Oelbäume auf allen Hügeln, ein ungeheueres in die Erde versenktes Capital, dessen Ertrag unverhältnißmäßig ist. Der Ueberschuß des Eigenthümers ist gering, er ist Nichts und weniger denn Nichts, wenn man die Schätze berechnet welche Jahrhunderte lang unser Boden verschlungen hat. Man hat oft gesagt und ich wiederhole das Wort mit voller Ueberzeugung: für den toscanischen Eigenthümer ist der Boden eine Last, er hat ihn mittels der darauf verwandten Auslagen mehrfach wiederbezahlt. Aber dieser Boden trägt. Er lohnt nicht die Mühe welche unsere blinde Liebe auf ihn verwandt hat, indem wir auch das schlechteste, magerste Land angebaut haben, um Producte daraus zu ziehen die selbst das reichste Erdreich erschöpfen würde, und die eine verständigere Cultur vielleicht nicht vermengt haben würde. Aber die geringe Fruchtbarkeit des toscanischen Bodens gibt mehr Ertrag als sie bei jedem andern System geben dürfte. Diese gesteigerte Production beruht auf zwei Dingen: auf den Capitalien des Eigenthümers und dem Fleiße des Ackerbauers. Die mit unüberlegter Freigebigkeit ausgelegten Capitalien geben entweder zu geringen oder für die ursprünglichen Besitzer gar keinen Ertrag: die Arbeit aber unserer Landleute wird besser belohnt. So kann man nicht sagen, daß das gesammte Capital verloren gehe: eine ganze Familie erhält sich auf geringer Bodenfläche, findet dort jedes Lebensbedürfniß ohne andere Beihülfe, ohne andere Verwendung ihres Fleißes als nur soweit der Boden in Betracht kommt. Der Eigenthümer, von wohlhabendern Ackerbauern umgeben, genießt seinerseits eines minder beneideten, minder gefährdeten Reichthums, und gewinnt Sicherheit, Mäßigung, Frieden. Durch das Colonensystem ist die Stellung des guten und fleißigen Landmanns gesicherter als durch irgend ein anderes. Er braucht nicht zu fürchten, daß der Lebensunterhalt ihm plötzlich mangele; er leidet weniger als irgend ein anderer Handarbeiter von Glückswechseln; er wird durch hohe oder niedere Preise wenig berührt, weil er selbst seine Producte meist verbraucht und Wenig kauft und verkauft. Durch das Colonensystem ist das Schicksal des Landmanns von dem launenhaften Gutdünken oder dem gierigen Speculiren des Grundherrn ziemlich unabhängig gemacht. Die Bedingungen sind festgestellt, der Gang der Landwirthschaft ist beständig und unveränderlich: sie schreitet vorwärts nach dem Gesetz einer ihr gegebenen Bewegung. Die Eigenthümlichkeit unsers Bodens, der stets sorgsamer Cultur bedarf, der Fleiß und die Intelligenz unserer Landbauer geben das Maß für die Bestimmungen des Contracts. Der Eigenthümer kann die Verhältnisse des Colonen nicht verschlimmern noch ihn durch ungewohnten Geiz elend quälen. Er kann die allgemeine und durch die Zeit geheiligte Sitte nicht nach Gutdünken abändern. Zuguterletzt würde er überdies dabei verlieren: denn der Ackerbauer hat eine Menge unsichtbarer Mittel, für Ungerechtigkeit sich Ersatz zu schaffen (und Ungerechtigkeit sieht er da wo von dem allgemein Gebräuchlichen abgewichen wird), und mit ruhigem Gewissen benutzt er diese Mittel oder verläßt den Meierhof (podere). Ein guter Colone findet immer einen Meierhof, und dem Meierhof thut ein guter Colone mehr noth als ein guter Grundherr. Ein nachlässiger oder armer Eigenthümer macht das Feld nicht unfruchtbar, kann die Anbauverhältnisse nicht wesentlich ändern, kann das einmal hineingesteckte Capital nicht wieder herausziehen: — was sollte er mit dem Hause machen? Bei dieser so sehr vervielfachten Cultur, bei der Höhe des Taglohns und den Preisen der Producte ist das Bearbeiten des Ackers durch Taglöhner nicht angebracht, weder in den Ebenen welche mit Reben bepflanzt sind, noch auch im Hügellande wo der Oelbaum, bei leichter Pflege, so reichen Gewinn gibt. Man wird mir einwenden, daß im benachbarten Luccheserlande die schönen Oelbaumwaldungen die sich am Strande dahinziehen von Taglöhnern gepflegt werden, und daß die Eigenthümer dabei reich sind. Ich gebe es zu, aber die Taglöhner sind blutarm. Jene Küstenstriche machen, was Sitte und Gesetz betrifft, eine Ausnahme. Der Reichthum des Eigenthümers ist dort größer, der Bauernstand, falls er nicht ein wenig eigenen Besitz hat, steht viel niedriger. Die Summe des Reichthums ist dort geringer. Bei unserm System muß man nicht außer Acht lassen, daß der Lohn und Lebensunterhalt des Landmanns ein Ueberschuß ist welchen der Boden liefert und sonst nicht liefern würde; daß eine Menge Bedürftiger auf solche Weise sicheres Auskommen finden und am Ende doch produciren; daß sie jene Gegenstände produciren deren Ueberfluß dem Staate am meisten noth thut; daß sie jene Reichthümer schaffen welche die verständigsten Oekonomisten stets über alle andern gesetzt haben, welche, gut vertheilt, am meisten das Glück eines Staats sichern und ihn vor absolutem Elend hüten.

Was also bietet der Boden Toscanas dar? Zu viele und oft übel angelegte Capitalien, für den arbeitenden Landmann aber sicherern und billigern Lohn als anderwärts. Im Allgemeinen ist geringer Reichthum da, aber gute Vertheilung.

Was hat nun der Eigenthümer zu thun? Das Pachtsystem der Mezzeria ändern kann er nicht. Unter gewissen besondern Umständen kann er es zu seinem Vortheil einschränken; aber nimmt man die zu kleinen Meierhöfe aus, so muß man um eine Einschränkung vorzunehmen das Land in Wiesen oder in bloßes Saatfeld umwandeln. Bisweilen kann ein einzelnes Product mehr Ertrag liefern als mehre; im Durchschnitt aber

wird, ohne Vermehrung der reinen Einnahme des Eigenthümers, die allgemeine Summe der Production abnehmen, und die Masse wird verlieren ohne daß der Einzelne gewinnt. Der Grundherr kann, wie es anderwärts geschieht, dem Landmann das Gut verpachten, und sich, statt des gewöhnlichen Antheils, einen bestimmten Zins in Geld oder in natura bedingen. Letztere Art hat zwei Vorzüge: sie stellt Herrn und Pachter mehr auf gleichen Fuß wenn die Preise wechseln, und sie nöthigt den Landmann nicht den Händler zu spielen. So viel Getreide empfangen als der Hälfte gleichkommt, die übrigen Culturgegenstände nach ihrem Geldwerth schätzen, scheint mir das billigste und zugleich vorsichtigste Verfahren. Es sind dazu aber die Bedingungen nöthig: 1) daß der Meierhof nicht zu beschränkt sei, der Familie die ihn anbaut vollen Lebensunterhalt zu geben; 2) daß die Unterhaltung desselben nicht zu schwer noch kostspielig sei, was im Hügellande selten vorkommt; 3) daß der Pachter hinreichendes Capital besitze Vieh und sonstiges Zubehör selbst anzuschaffen. Denn dem Pachter das Vieh ganz überlassen ist zu viel Vertrauen; muß derselbe aber zu diesem Zwecke Schulden machen oder mit einem Dritten in Gesellschaft treten, so geht er gewissem Untergang entgegen. Noch ist es wünschenswerth, daß solche Meierhöfe von den Märkten nicht zu entfernt liegen. Meiner Meinung nach ist dies die einzige Modification deren das gegenwärtige Colonensystem fähig ist — und auch diese nur in seltenen Fällen.

Wo es keine Meierhöfe gibt wäre es unklug sie aus bloser Nachahmungssucht künstlich und auf einmal schaffen zu wollen. Unsere Meierhöfe sind ein wohlthätiges Vermächtniß von Jahrhunderten, sie sind ein allmäliges Erzeugniß dauernder Sorgfalt, ins Einzelne und Kleine gehenden Fleißes und der Pfennigersparnisse welche treue Liebe fast ohne es zu gewahren anhäufte und verwandte. Einen neuen Meierhof so von Grund aus anlegen zu wollen wie man eine Fabrik einrichtet, ist eine Speculation die ich nicht für einträglich halten kann. Gelingt es unsere Maremmen dem Anbau wiederzugewinnen (wie ich hoffe, wann auch immer es der Fall sein möge), so sollten wir uns hüten, dort ein Cultursystem einzuführen welches nicht für sie gemacht ist. Für unser Hügelland aber, d. h. für den besten Theil Toscanas, halte ich die Mezzeria für das beste, billigste und im Allgemeinen einträglichste System, ja für die einzige Weise unsere Landwirthschaft einzurichten ohne der Blüte unserer schönen Felder und den Sitten unsers Volkes zu schaden.

Das radicale Uebel besteht demzufolge in Toscana nicht in der eigentlichen Landwirthschaft. Nicht, daß der Boden im Verhältniß zu seiner Fruchtbarkeit geringen Ertrag gäbe, nicht, daß die Mühewaltung des Ackerbauers im Vergleich mit andern Gegenden schlecht belohnt wäre. Bei einer Aenderung des Systems würde vielleicht der Eigenthümer gewinnen, der Bauer sicher verlieren. Zur Gewinnung guten Ertrags vom Boden minder unentbehrlich als jetzt, würde er bei Vertheilung des Gewinns zwischen ihm und dem Grundherrn schlechter bedacht werden. Lebensunterhalt und Wohlstand eines so großen Theils unserer Bevölkerung, Maß und Art des Lohns für einen Stand welchem wenigstens zwei Drittel der Bewohner direct oder indirect angehören, scheinen mir Dinge die man bei jedem neuen Plan für unsere Landwirthschaft beachten sollte. Bei uns sind die Capitalien oft schlecht angelegt und folglich wenig ergiebig, nicht aber, so scheint mir, schlecht vertheilt. Ich finde in unserer socialen Oekonomie hinlängliches Gleichgewicht — freilich ein Gleichgewicht der Mittelmäßigkeit, welches sich der Aermlichkeit nähert und in Aermlichkeit ausarten könnte wenn wir uns nicht vorsehen, wenn wir bei diesem allgemeinen Fortschritt der Thätigkeit unthätig bleiben, wenn wir, wie der Italiener Rossi in Paris sich passend ausdrückte, beim Rollen des Wagens der voranschreitenden Civilisation am Boden kauern, während er vorübereilt, um uns entweder mit seinen Rädern zu zermalmen oder uns sinken zu lassen, wo wir dann in vergeblicher Verzweiflung die Arme nach ihm ausstrecken ohne ihn zurückrufen zu können. Die Gründe der gegenwärtigen Beschränktheit, den Anlaß zu der gefürchteten Dürftigkeit finde ich weder in den zu vielen und kleinen Eigenthümern noch auch selbst in den zu großen. Weder den Einen noch den Andern fehlte es im Allgemeinen an Capitalien aus ihren Ländereien Nutzen zu ziehen, da all unsere Capitalien, mit zu großer Ausschließlichkeit, auf den Ackerbau verwandt sind. Kleine und Große leiden freilich unter den niedern Preisen der Producte: am meisten jedoch leiden sie von den allgemeinen Verhältnissen unserer socialen Oekonomie. Den Beistand den ich zu Gunsten der Landwirthschaft wünsche verlange ich nicht um den Boden, sondern um die Erzeugnisse des Bodens zu verwerthen, nicht um die Masse der Production zu mehren, sondern den Ertrag welchen diese Production uns liefert zu steigern, auf daß der Ueberschuß ein nicht so erbärmlicher sei. Gewerbe und Handel müßten unserer Agricultur aufhelfen, die jetzt ohne Beistand und Ermunterung allein steht und abmagert, indem sie wie der Eremit der Wüste die rohen Producte des Gärtchens verzehrt. Von den Capitalisten könnte Hülfe kommen. Aber der Capitalien sind wenige, und diese wenigen sind nicht disponibel, weil der Boden sie verschlungen hat und lange Entwöhnung uns den Verkehr und Handel im Großen vergessen ließ. Die Profession des Capitalisten kommt bei uns selten vor: sie besteht beinahe blos für den aufhäufenden Geiz oder für den verschwendenden Luxus. Jene Industriezweige welche dazu dienen die Producte zu verwerthen, jene Vorkehrungen welche sie vor dem Verrotten in des Eigenthümers Händen bewahren, kennen wir schlecht; wir kümmern uns wenig darum, oder sind zu arm und ungeschickt uns mit ihnen zu befassen. Wir lassen sie von Andern ausüben und warten bis unsere Producte uns in anderer Gestalt zurückkommen, und zahlen schweres Geld für die fremde Arbeit und die eigene Trägheit. In manchen Fällen sind wir selbst zu ungeschickt die Ausfuhr auf gewinnbringende Weise zu bewerkstelligen, und der Eigenthümer ist genöthigt selbst sich der rohen Erzeugnisse zu entledigen wie der Zufall es gerade will oder die Noth ihn zwingt. So geht es mit dem Wein, den Häuten, der Seide. Wir verlangen, daß Landmann und Grundherr nicht blos Ackerbauer sein sollen: sie sollen auch Fabrikanten, Handelsleute, Speculanten, Weinhändler, Seidenhändler, kurz sie sollen Alles sein! Unsere Landwirthschaft soll unsere gesammte Industrie umfassen; aus der Landwirthschaft, die wir mit Geschäften die ihr fremd und mit ihr unverträglich sind belasten, wollen wir Alles ziehen — und dann klagen wir, der Boden liefere geringen Ertrag. Große Unternehmungen wünsche ich nicht in der eigentlichen Agricultur, wol aber zum Verwerthen der Produkte dieser Agricultur, große Capitalisten wünsche ich nicht mit großem Landbesitz, sondern zur Unterstützung der ermattenden Grundeigenthümer. Deshalb vertheidige ich das Colonensystem, deshalb werde ich das kleine Eigenthum stets vertheidigen. Jeder Bau verlangt ein Fundament im nackten Boden, jede Neuerung muß auf den unvermeidlichen Bedürfnissen des gegenwärtigen Zustandes begründet werden. Wollen wir Vieles umwandeln, so müssen wir auch Vieles bewahren, und am Ende ist doch ein System nicht gar so schlecht welches uns, die wir keine andere Quelle des Reichthums haben, leben läßt und unsern Landleuten selbst ein recht erträgliches Auskommen gibt. Noch einmal also: unser Uebel fußt nicht in der Landwirthschaft für sich betrachtet, es beruht auf den allgemeinen Zuständen der toscanischen Oekonomie.

Eine nothwendige Erläuterung zu diesen allgemeinen Bemerkungen über die landwirthschaftlichen und industriellen Verhältnisse Toscanas — Verhältnisse die sich hinsichtlich der industriellen Thätigkeit namentlich in den letzten zehn Jahren (das Obige ist 1834 geschrieben) sehr zum Bessern geändert haben, und in Folge der Anlage der vielen Eisenbahnlinien immer mehr ändern werden —

bildet die Schilderung des Zustandes und der Bedingungen der Mezzeria, welche Capponi im J. 1836 für den bekannten Dr. Bowring entwarf, als dieser auf amtliche Veranlassung statistische Nachrichten über Italien sammelte. Der Hauptinhalt möge sich also hier ergänzend anschließen:

Die Mezzeria besteht in Toscana seit undenklichen Zeiten, ja sie geht vielleicht über die römische Herrschaft hinaus, und blieb im Mittelalter, da das Feudalsystem hier nie recht durchdrang. Sie ist die einzige Art der Cultur auf die wir uns recht verstehen. Vor Alters wurden die Ebenen vernachlässigt, aber der Anbau stieg bis zu den Spitzen der Hügel; Theilung des Eigenthums und der Herrschergewalt hinderte an Herbeischaffung der großen Geldmittel welche zur Trockenlegung der Niederungen erfoderlich gewesen wären. Hätte man jene Summen die man allmälig, und beinahe ohne es zu bemerken, für die Urbarmachung der Anhöhen ausgab nach geregeltem Plane auf die Verbesserung der Ebenen verwandt, so wäre vielleicht der Ertrag ein bedeutenderer gewesen: die Vertheilung des Eigenthums und der Reichthümer würde aber eine ganz andere geworden sein. Jede Art von Cultur, außer Getreide, Wein und Oelbäume, ist in Toscana beinahe ganz vernachlässigt. Die Waldungen wurden zerstört oder schlecht gehalten, die Wiesen der Verwilderung anheimgegeben. Die physische Beschaffenheit des Bodens hat zu dieser Betrachtungs- und Behandlungsweise der Agronomie den Anlaß gegeben; politische und bürgerliche Zustände schrieben das hier befolgte System vor. Die Mezzeria ist verschieden nach den verschiedenen Gewohnheiten der einzelnen, selbst benachbarter Länder: in Toscana ist sie anders als z. B. im Lucchesischen. Dort ist sie vielleicht dem Landmann am vortheilhaftesten. Dafür gibt es zwei Hauptgründe: die demokratische Form der Regierung während drei Jahrhunderten, welche in den Sitten des Landes starke Spuren zurückgelassen hat, und die Concurrenz der gewerblichen Thätigkeit, welche einst in Toscana so blühend war. Unser System der Mezzeria beruht ganz auf Gewohnheiten. Zwischen Grundherrn und Colonen wird kein schriftlicher Contract geschlossen; ein Theil des zwischen ihnen stattfindenden stillschweigenden Vertrags, soweit nämlich der Viehhandel in Betracht kommt, unterliegt indeß in der Praxis einiger Ungewißheit. Der Contract währt nur ein Jahr und der Eigenthümer kann den Bauer zu einer bestimmten Zeit im Jahre wegschicken; ist er aber brav, so behält er ihn, und oft bleibt eine Colonenfamilie von Generation zu Generation auf demselben Meierhofe.

Das Colonenverhältniß ist folgendes. Der Grundherr liefert das ganze Capital, der Bauer arbeitet und sorgt für das Werkzeug; der Ertrag wie der Nutzen vom Vieh werden gleich getheilt. Der Landmann ist nur zu der Arbeit verpflichtet welche die herkömmliche Cultur erfodert: will der Eigenthümer neue Pflanzungen anlegen oder brachliegendes Land bebauen, so fällt ihm die ganze Auslage zur Last, und er ist gehalten, für solche außerordentliche Arbeit Lohn zu zahlen wie für den Unterhalt zu sorgen, bis die neue Anlage Ertrag zu liefern beginnt. Der Same wird auf gemeinsame Kosten angeschafft; Getreide und sonstige dem Ackerbau entlehnte Nahrungsmittel, welche zum Lebensunterhalt des Colonen, außer seinem Antheil, etwa nöthig sein dürften, werden ihm gewöhnlich vom Eigenthümer geliefert: weigerte dieser sich Dessen, so würden gute Landleute ihn verlassen und er am Ende der Verlierende sein. Aus der Arbeit und dem Fleiße des Colonen erwächst dem Eigenthümer aller Nutzen der in der Vermehrung der Producte des Bodens und in dem aus Viehzucht und Viehhandel zu ziehenden Gewinn besteht. Die auf diesen Handel sich beziehenden Berechnungen pflegen am Schluß des Jahres abgemacht zu werden; der Colone scheut sich in demselben als Schuldner des Eigenthümers zu erscheinen, aber in den minder fruchtbaren Gegenden kommt Dies dennoch beinahe immer vor, und man muß diese Summen von der dem Eigenthümer zufallenden Hälfte des Ertrags abziehen. Die Vielheit der Rechnungen und die verwickelte Administration welche eine Menge kleiner Rubriken umfaßt, versetzen den Grundherrn in die Unmöglichkeit für Alles zu sorgen und eine völlig klare Uebersicht zu gewinnen, da die Rechnungen entweder unvollkommene oder auch ganz unrichtige Auskunft geben. Dies sowie die trügerischen Hoffnungen auf den Gewinn von landwirthschaftlichen Verbesserungen hat viele Eigenthümer zu Grunde gerichtet. Die großen Grundbesitzer, solche namentlich die in der Hauptstadt wohnen, befinden sich in der schlimmen Alternative, entweder sich in das tödtende Detail einer oft unfruchtbaren Aufsicht zu verlieren, oder die Sachen gehen zu lassen wie sie eben gehen, — wobei freilich die Interessen sehr zu kurz kommen und schlimme Gewohnheiten erzeugt werden.

Die Landleute wohnen in isolirten Häusern im Mittelpunkt des Meierhofs, denn die Dörfer werden nicht von den Ackerbauern bewohnt. Sie leben inmitten ihrer Angehörigen, ohne Umgang mit den Nachbarn, die sie nur bei Festen oder auf Märkten sehen, welche letztern sie aber nur selten zu besuchen brauchen, da sie Wenig kaufen und verkaufen. Dies ist wenigstens bei guten Ackersleuten der Fall, indem der Meierhof den nothwendigen Lebensbedarf liefern soll. Davon ist indeß die Folge, daß beinahe alle Culturzweige die nicht direct zum Leben erfoderlich sind vernachlässigt werden. So ist es mit den Maulbeerbäumen der Fall, welche so gut bei uns fortkommen, bei den Bauern aber im Allgemeinen nicht in Gunst stehen. Jede Familie hat ein vom Eigenthümer anerkanntes und bestätigtes Oberhaupt, welchem die Leitung der Arbeiten zusteht, und welches mit dem Grundherrn oder seinem Agenten verhandelt. Die Schaffnerin (massaja) sorgt für das Dekonomische. Es kommt vor, daß zwei Linien derselben Familie oder selbst Familien in dem nämlichen Hause und unter dem nämlichen Oberhaupte leben. Die Familien sind zahlreich und zählen wol an 20—25 Individuen, selten weniger als acht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Oestreichische Dichter.

Den bereits in Nr. 49—51 d. Bl. besprochenen östreichischen Dichtern reihen sich noch an:

1. Gedichte von Eduard Mautner. Leipzig, G. Wigand. 1847. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
2. Gedichte von L. G. Neumann. Wien, Haas. 1846. 8. 22½ Ngr.
3. Gedichte von S. H. Mosenthal. Wien, Klang. 1847. 16. 26¼ Ngr.

ohne jedoch bei Diesen ebenso wenig wie bei Jenen einen andern innern Grund der Zusammenstellung zu haben als den der gemeinsamen Abkunft dieser Poeten, und ohne damit auch eine gleiche Berechtigung dieser untereinander andeuten zu wollen. Die Gedichte von Eduard Mautner, die prächtig ausgestattet sind, schließen sich den Leistungen Hartmann's an in demselben Grade wie dieser sich zu Meißner verhält; jedoch ist bei Mautner das reflectirende Element schon weit schärfer ausgeprägt und dadurch seinen Poesien eine gewisse Kälte, eine Blässe der Empfindung aufgeprägt, sodaß fast kein Gedicht der ganzen reichhaltigen Sammlung uns so recht eigentlich im Innern erfaßte und anregte. Die Verse rein und nett fließen von den Lippen, ein Gedicht nach dem andern, und am Ende fragt man: Was ist der bleibende Eindruck den sie auf uns hervorgebracht haben? Die Klänge die das Ohr vernommen haben wir schon vielfach gehört, die Formen, die Gedanken sind uns auch nicht fremd, und so liest man das Buch, ohne die Spuren eines originellen neuen schöpferischen Geistes entdeckt zu haben. Es fehlt den Gedichten die Frische der unmittelbaren Empfindung; die Eindrücke verlaufen sich in Reflexionen, und mitten im Entfalten einer Handlung oder einer Ge-

müthsstimmung wird Mautner oft doctrinair; Das ist aber ein Vorwurf der nicht allein ihn trifft, sondern der sich auch an vielen neuen Poeten nachweisen läßt, und gerade bei den vorzugsweise sogenannten politischen Dichtern am häufigsten sich zeigt. So tritt Mautner in dem Gedichte „Eine Jury" plötzlich aus der Handlung heraus und liefert eine Vertheidigung der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit:

> Bis Ueberzeugung wie mit Glutbuchstaben
> Sich ihrem Geiste mächtig eingegraben,
> Und schuldig oder nicht aus ihrem Munde
> Ist der Bestrafung oder Freiheit Kunde.
> Und schuldig oder nicht, es gibt kein Drittes;
> Und vom Gerichtshof wandelt raschen Schrittes
> Der Angeklagte auf das Hochgericht,
> Oder grüßt jubelnd gold'ner Freiheit Licht. ...

Und S. 200 sagt er, wo selbst die Sprache ganz prosaisch ist:

> Glaubt ihr, Hermann's Geist wird sich grämen,
> Sieht seines Bildes riesigen Schemen
> Er zum Gießen von Kugeln nehmen?
> Deutschlands Freiheit ist der Gewinn.

Voraus vor den andern östreichischen Dichtern hat Mautner, daß er nicht mehr im Gegensatze von Oestreich und Deutschland befangen ist; freudig jauchzend stürzt er sich in die Arme Deutschlands, das er beim Mutternamen nennt. Ihn kümmert's nicht, daß er von fremdem Stamme ist; den Stamm läßt er eben in der Allgemeinheit eines gesammten Vaterlandes aufgehen. Allein Unrecht hat er, oder vielmehr er macht die politisch-nationale Frage zu einer bloßen philologischen wenn er sagt:

> Es ist die Sprache nur des Geistes Amme,
> Und meine Sprache sei mein Vaterland!

Denn die Nationalität ist nicht die Sprache selbst, sondern die Sprache ist nur eine Erscheinung, eine Eigenschaft der Nationalität; sie ist nicht allein, wie Savigny meint, Gesetz und Sprache, denn beide sind ebenfalls nur Ausflüsse, Aeußerungen der Nationalität; auch ist sie nicht blos ein Product des Klima, sondern auch und wesentlich ein Product der geschichtlichen Entwickelung und der Ausbreitung des menschlichen Geistes. Die Nationalität ist das Volk als Individuum, bestimmt durch Natur und Geschichte zu gemeinsamem Naturel und gemeinsamer Körperbeschaffenheit, sowie zu gleichem Gesetz, gleicher Sprache und Sitte. Die Nationalität ist hiernach die Totalität aller geistigen und körperlichen Eigenschaften eines Volkes auf dem Boden der Geschichte.

Durch den letzten Aufstand der Polen in Krakau hat sich Mautner zu einem Gedichte (S. 183) begeistern lassen. Es ist zwar ein heiliges Recht des Dichters, stets mit seinem Gesange an das Grab eines gefallenen Volkes oder eines todten Helden heranzutreten; aber der nationale Dichter muß auch das feine Gefühl in sich tragen, daß er sich nicht durch Stoffe begeistern läßt welche die Nationalität verletzen. Die deutsche Presse hat hinlänglich den allgemeinen Gedanken über den polnischen Aufstand ausgesprochen und um so weniger Theilnahme an dem Ereigniß genommen, als gerade die Polen die deutsche Nation zum Gegenstande ihres Hasses und ihrer Aufreizung genommen hatten. Jedoch auch abgesehen davon, wer wird heutzutage noch mit einer solchen feudalen Adelsrestitution und Rebellion sympathisiren? Es war im J. 1814 deutsche Politik, als Vormauer gegen Rußland ein starkes, kräftiges Polen zu schaffen; da jedoch die polnische Nation hierzu nicht fähig war, so geschah eben die Theilung und Auflösung. Die Herstellung des Freistaats Krakau wurde durch den hartnäckigen Eigensinn Rußlands endlich herbeigeführt, welches Oestreich diese Stadt nicht gönnen wollte; vor wenig Monaten sahen wir nun das Aufhören dieses Staats, und durch die Vereinigung mit Oestreich wird den Russen der Weg nach Deutschland durch Krakau und Thorn meistens etwas gesperrt. Deutschland hat so gewissermaßen einen starken Vorposten erlangt, der als unabhängiger Staat nur ein Haufen Spreu für die vordringenden Russen war. Da wir gerade an Einzelheiten stehen, so wollen wir hier die Betrachtung über ein Gedicht anreihen das „Rizzio" überschrieben ist, worin wir vorzugsweise die alte längst abgethane historische Auffassung des Stoffs zu tadeln finden. Es war früher allgemein im Gebrauche, daß jene Geschichtschreiber welche aus der Geschichte gern eine Novelle machen den Rizzio als einen schönen Sänger darstellen, um dadurch die Liebe der Königin Maria zu ihm wahrscheinlicher, interessanter zu machen. Rizzio war ein Musiker der Königin (Chalmers, II, 156) und außerdem von häßlicher Gestalt (Buchanan, VI, 44) und ein Liebesverhältniß zwischen ihm und der Königin fand nie statt (Lingard, VII, 384; Robertson, I, 372). Als Romanze können wir das Gedicht schon hinnehmen, aber die Namen Rizzio und Maria Stuart passen historisch nicht zu dem Inhalte derselben.

Die Sprache und Bilder der vorliegenden Sammlung sind größtentheils sauber und gut; doch schleicht sich mitunter auch ein harter Vers und ein schwülstiges Bild zwischen die Zeilen. So heißt es S. 208:

> Ich lese es in den gebräunten Zügen,
> Daraus die Mannheit schmolz in Schmerzestiegel.

Die besten Gedichte der Sammlung finden sich im ersten Buche, worin wir S. 53 das Gedicht „Wir wollen Wind und Sonne theilen" als besonders gelungen hervorheben.

Neumann schlägt in seinen Gedichten Töne an die wenig intensive und wenig extensive Kraft haben. Die Bilder sind mitunter sehr gesucht oder größtentheils sehr matt, manche sogar vollkommen unschön, ja lächerlich, wie z. B. S. 30:

> Oftmals, wenn mir dein Erinnern
> Blaset in das Schmerzenshorn, ...

Die Empfindungen sind prosaischer Natur, und selbst der Vers erhebt sich nicht viel über die gewöhnliche Prosa:

> Was ihr Vaterland nennt, das kenn' ich nicht,
> Was ihr Heimat nennt, ist ein schön Gedicht.

Die Gedanken sind spielend und ohne alle Originalität. Irren wir nicht sehr, so haben wir in dieser Sammlung die Erstlingsversuche eines Talents vor uns das sich noch entwickeln muß; denn es fehlt den Gedichten der lebendige Puls des Lebens und der schöpferischen Jugend. So zeigt es schon viel zu viel Raffinement, es ist viel zu greisenhaft geliebt wenn der Poet sich wünscht, die Geliebte als altes Mütterchen mit Urenkeln zu erblicken. „Des Fiebers Winternacht" (S. 2), „Der Tritt der Fregatte" (S. 85) sind schwülstige und unwahre Bilder.

Rosenthal gehört eigentlich den östreichischen Dichtern von Geburt nicht an, er ist Kasselaner; da er jedoch jetzt seinen Wohnsitz in Oestreich hat, so können wir ihn füglich hier mitnehmen, um so mehr da seine Gedichte auch nicht eine Spur des bewegten Geistes zeigen der „draußen im Reiche" ringt und kämpft. Es sind größtentheils nur Zustände hier geschildert: Herbst und Frühling, Sommer und Winter, Bach und Strom, Rose und Veilchen bilden den Hauptinhalt und Wendepunkt dieser Gedichte. „Floß einst — Stand einst — Es stand — War einst", so beginnt ein großer Theil der einzelnen Gedichte. Die Gedanken sind klein und spielend, oft widerlich süß; die Balladen bewegen sich in alten abgenutzten Motiven, und die Lieder haben zwar oft einen ganz naiven Ton, aber die Naivetät ist so sehr auf die Spitze getrieben, auf einen Punkt gerathen wo sie oft kindisch und lächerlich wird. Man sieht dieser ganzen Sammlung ebenfalls an, daß sie die frühesten Versuche eines jugendlichen Gemüths sind das weder Tiefe noch Höhe hat, sondern noch mit den unschuldigsten Dingen spielt und die wahre Empfindung nicht kennt, dieselbe wie eine Fabel behandelt.

F. Gegenbaur.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 116. —— 26. April 1847.

Cinque letture di economia toscana lette nell' Accademia dei Georgofili dal socio ordinario *Gino Capponi*.

(Fortsetzung aus Nr. 115.)

Das Colonenverhältniß ist allmälig entstanden. Bedürfniß und Gewerbfleiß des Landmanns haben nach und nach das auf den Boden verwandte Geld- und Arbeitscapital gemehrt. In den letzten 60 Jahren schritt die Verbesserung dieses Bodens in außerordentlicher Progression vorwärts. Die Leopoldinische Gesetzgebung war der Agricultur günstig: die Güter wurden getheilt und frei, die Servituten aufgehoben, der Handel frei; alles Dies brachte den Ackerbau en vogue, daß er, wenn man den Ausdruck brauchen darf, ein Luxusartikel wurde. Man rechne hinzu, daß es den Toscanern an andern Beschäftigungen fehlte: wenige Manufacturen, kein öffentliches Leben; auf die Liebe zum heimatlichen Boden beschränkt, lebten sie nur für die Agricultur. Es folgten mehre Jahre hoher Preise, es folgte eine neue Gütertheilung mittels Verkaufs von Klosterbesitz zum Betrage von mehr denn 100 Millionen Lire, und Jeder machte sich daran das neuerworbene Land zu verbessern, mochte er dabei Gewinn finden oder nicht. Schon war Toscana berühmt durch seinen trefflichen Anbau und die Glückseligkeit seines Landlebens; es war ein Eden, eine Oase, ein Musterland; Leopold's wohlthätige Gesetze, deren Ruf noch größer war als ihre Verdienste, veranlaßten sogar viele Ausländer sich anzukaufen. Gewiß, Toscana ist in hohem Grade cultivirt, und wenn die auf das Erdreich verwandte Quantität der Arbeit, wenn Fleiß, Tüchtigkeit, Aufmerksamkeit, Arbeitslust und des Arbeitenden Anhänglichkeit an den Boden Ursachen guter Cultur sind, so hat Toscana von dieser Seite Wenig zu wünschen oder zu beneiden. Man kann sagen, die Cultur sei nicht wissenschaftlich genug. Es ist schwer, daß die Wissenschaft in die Praxis der Mezzeria eindringe, indem der Colone gleichsam ein Miteigenthümer ist, der gewöhnlich nach seiner Ansicht verfährt und meist sich Fortschritten widersetzt die er nicht begreift. Zudem, wie sollte die Wissenschaft hier wirken? Sie würde damit beginnen das ganze System umzuändern — sie würde nicht erlauben, daß dasselbe Feld Getreide, Reben und Oelbäume, und oft auch Obst, Futter für das Vieh und jegliche Art Producte trage, nicht gemäß der Beschaffenheit des Bodens, sondern nach den Bedürfnissen der Familie, wie es im Mezzeria-System liegt. Ich will hier die Resultate dieses Systems mit denen welche die neuere Wissenschaft vielleicht geben würde nicht vergleichen, glaube aber, daß insbesondere beim Anbau von Hügeln schwerlich ein reichlicherer Ertrag zu erwarten sein würde als der den die unablässige Aufmerksamkeit und Liebe unsers Colonen liefert. Der Landmann ist immer auf dem Fleck, immer auf seinen Meierhof bedacht; sein immerwährender Gedanke ist: dieser Acker ist mein. Er arbeitet für den eigenen Vortheil, nicht wie ein Löhnling, nicht wie ein Sklave, nicht wie eine Maschine; er verliert so wenig Zeit als möglich. Er theilt seine Stunden ein und paßt auf die Gelegenheit. Müßte alle Arbeit die er verrichtet baar bezahlt werden, so würde die Ausgabe unerschwinglich sein für den Herrn, und dennoch nicht hinreichender Lohn für den Landmann. Jetzt ist des Letztern Gewinn nicht gering, denn er fließt ihm unmittelbar und in natura zu, und genügt für die Kosten des Haushalts, nicht im Ueberfluß aber sicher. Ein Landmann kann nicht rasch reich werden, aber Alle haben ein kleines Capital; die beträchtliche Mitgift die sie ihren Töchtern geben zeugt hinlänglich dafür. Und Söhne und Töchter haben einen Sparpfennig vom kleinen Gewinn der ihnen auf Acker oder Hühnerstall angewiesen ist, oder von Nebenerwerb sich herschreibt. Darin scheint mir der einzige und große Vorzug der toscanischen Landwirthschaft zu bestehen, daß sie die Subsistenz einer großen Masse Personen aus der arbeitenden Classe auf eine von Menschen und Ereignissen beinahe unabhängige, von den Wechselfällen des Handels und der Speculation freie Weise sichert.

Der Ackerbauer ist im Allgemeinen glücklich und brav. Die sich gleichbleibende Ruhe seines Lebens, das nicht knechtische Abhängigkeitsverhältniß in welchem er zum Grundherrn steht, beschützen bei ihm die gute Sitte, während sie das Gefühl der Menschenwürde aufrechthalten. Meiner Berechnung zufolge bilden die Ackerbauer wenigstens ein Drittel der toscanischen Bevölkerung. Man nimmt über 60,000 Meierhöfe an, auf deren jedem im Durchschnitt eine Familie von acht Köpfen sich findet; rechnet man hinzu die Taglöhner und Solche die auf eine oder die andere Art von der Agricultur leben, dann die Grundherren und deren Dienerschaft, so wird man finden, wie gering die Zahl Derer ist die auf Gewerbe und Handel angewiesen sind. Die Zahl der Eigenthümer kann man nach den Catasterlisten auf etwa 160,000 annehmen; gewiß kein geringes Verhältniß bei einer Bevölkerung von nicht ganz anderthalb Millionen, wenn man dazu bedenkt, daß in Toscana der Antheil der Töchter nicht mit dem der Söhne gleichsteht. Die Ackerbauer sind der beste Theil des toscanischen Volkes, und der Mezzeria, welche eine gewisse billige Gleichheit in Verkehr und Sitte aufrechthält, haben wir das Gute was in ihnen ist hauptsächlich zu danken. Ein Colone der Taglöhner wird steigt zu einer niedrigern Stufe hinab, und verliert in gleichem Maße an Achtung. Ich habe eine Ahnung, daß die so traurigen wie gefahrdrohenden Zustände der Manufacturarbeiter sich auf eine das Gesammtwohl fördernde Weise gestalten könnten, wenn das Verhältniß der Interessen und der Stellung des Capitalisten und Unternehmers zu denen der Arbeitenden sich nach einem der Mezzeria ähnelnden System umbilden ließe. Dies ist aber vielleicht Nichts als ein Traum.

Die mit verschwenderischer Hand angelegten Capitalien und die zur Instandhaltung der Meierhöfe erforderlichen täglichen Ausgaben werden namentlich auf zwei Hauptgegenstände verwandt, auf den Terrassenanbau und auf die Wohn- und Wirthschaftsgebäude. Durch beide wird Toscana vor andern Ländern charakterisirt, während die schon gemachten Auslagen und die Nothwendigkeit, wenigstens theilweise damit fortzufahren, Demjenigen große Hindernisse in den Weg legen würden

welcher ein anderes System einführen wollte, wenn mit dem gegenwärtigen nicht mehr durchzukommen wäre. Was den Terrassenanbau betrifft, den ich nur im Vorbeigehen berühre, da ich mich auf das Agronomische nicht einlassen kann, so nehme ich als gewiß an, daß er unendlich kostspieliger und beiweitem weniger sorgfältig sein würde, wenn man Taglöhner dazu verwenden wollte. Die der Landwirthschaft angewiesenen Gebäude, namentlich die Wohnungen der Colonen, kosten Viel. Die Bauerhäuser in Toscana sind besser als die in andern Ländern: in den letzten Jahrzehnden sind mehr denn die Hälfte neu gebaut, die andern neu eingerichtet worden. Strenge abgeschätzt würde der Werth mancher Pächterwohnungen dem Drittel und bisweilen der Hälfte des Werthes des ganzen Meierhofes gleichkommen. Die Nahrung, wenngleich gesund, ist geringer und mehr im Verhältniß zur geringen Ergiebigkeit des Bodens; diese so fleißige Classe verdient Lob dafür, daß sie sich mit so Mäßigem begnügt. Nur in den fruchtbarern Provinzen wird ziemlich reines Weizenbrot gegessen, sonst ein Gemisch von wenigem Weizen, Roggen, Gerste, Bohnen, Mais, je nach den Producten des Bodens; außer dem Brote bilden Bohnen die Hauptnahrung, Wein wird wenig getrunken, dafür gewöhnlich Wasser welches auf den schon gekelterten Trauben gestanden (vinello). Die Wohlhabendern kaufen ein mal wöchentlich Fleisch, doch mehrt der tägliche Zuwachs an Vieh auch die Fleischconsumtion. Stockfisch wird in ziemlich bedeutender Quantität verzehrt. Im Allgemeinen hat die Nahrung des Landvolkes sich in unserer Zeit sehr verbessert. Immer aber bleibt sie mäßig, und so kommt es, daß die Hälfte der Ernte in gewöhnlichen Fällen zu seinem Unterhalt genügt, während die andere Hälfte dem Grundherrn ein ziemlich mageres Einkommen gibt. Der Lohn des Ackerbauers wird aus der Ernte herausbezahlt und nicht unter den Productionskosten die der Grundherr direct zahlen muß verrechnet: nichtsdestoweniger belasten diese Productionskosten den Antheil des Grundherrn mit zwei, ja mit drei Fünfteln. Dies sind die directen Auslagen für die Instandhaltung des Bodens, der Gräben, Dämme u. s. w., für die Gebäude, die größern Geräthschaften, wie Karren u. dgl., die Hälfte des Düngers, Administrationskosten, Transport der Erzeugnisse, Vorschüsse die nicht wieder eingehen, endlich die öffentlichen Abgaben.

Man ersieht daraus, daß die Verhältnisse des toscanischen Grundbesitzers keine besonders günstigen sind. In der That kommt ihm nur ein Drittel des Ertrags zu. Das Uebel ist offenkundig; wie aber ihm abhelfen? Da liegt die Schwierigkeit. Das Uebel kam an den Tag als die Täuschungen hinsichtlich der Dauer der hohen Preise und des Ertrags der neuangelegten Capitalien schwanden. Das im Ackerbau angelegte Capital trägt geringen Zins; die Landbau-Industrie ist jetzt beinahe stationnair inmitten der Bewegung anderer Industriezweige. Am schlimmsten kommen die alten Eigenthümer weg welche unfähig sind die Concurrenz der neuen Reichen auszuhalten, weil bei ihnen erbliche Familienlasten und moderner Luxus das Einkommen mindern und die Mittel zu Verbesserungen abschneiden. Einst stand die Classe der Grundbesitzer an der Spitze der Nation, jetzt ist sie nicht absolut verarmt, aber im Verhältniß zu den Uebrigen ärmer geworden. Wo ist die Abhülfe? In der Zerstörung des Mezzeriasystems? Unmöglich! Das System hat tiefe Wurzeln geschlagen und da vermag Menschenwille Nichts; die Mezzeria ist mit uns Eins geworden, sie ist eine absolute Bedingung unsers Seins, eine physiologische Nothwendigkeit unsers Landes. Wie sollten wir sie umändern — was sollten wir mit der alten Praxis unserer Meierhöfe, mit unserm gesammten Agrarsystem, mit unsern Bauerhäusern, endlich mit den immensen Capitalien machen die einmal im Boden stecken? Sollen wir unser System modificiren? Ich erkühne mich nicht die Modificationen zu prophezeien welche die Zeit einführen wird, und wovon ich schon hier und dort die Anfänge sehe. Aber ich glaube nicht zu irren indem ich annehme, daß die Interessen der ackerbauenden Classe bei solchen Modificationen leiden werden. Die neuen Eigenthümer (von denen mehre schon Meierhöfe auf Speculation gekauft haben) sind strenger und genauer als die alten; manche der alten aber folgen dem Beispiel der neuen, theils aus Nachahmungssucht, theils aus Nothwendigkeit. Ich halte die Stellung des Halbgewinners für unendlich vortheilhafter als die des Lohnarbeiters; aber nicht überall ist das Verhältniß des Colonen ein so gutes wie es durch Tradition und Sitte in Toscana geworden, wo es durch jeden geschriebenen Contract nur verlieren könnte. Gäbe es bei uns große gewerbliche Unternehmungen, deren Ertrag sich unserer Landbaudürftigkeit entgegenstellen könnte, so würden wol bald Veränderungen eintreten. Aber es ist zweifelhaft, daß solche entstehen werden. Zuvörderst legt der Geist der Mezzeria, wo er tief gewurzelt, der gewerblichen Industrie einen Hemmschuh an; demnächst sind zu großen Unternehmungen große Capitalien erfoderlich, und unser meistes Geld steckt im Boden.

(Der Beschluß folgt.)

Magdeburg nicht durch Tilly zerstört. — Gustav Adolf in Deutschland. Zwei historische Abhandlungen von Albert Heising. Berlin, Eyssenhardt. 1846. Gr. 8. 20 Ngr.

Wir erhalten hier zwei Untersuchungen der historischen Kritik durch welche die im protestantischen Deutschland herkömmlichen Ansichten über zwei Helden des Dreißigjährigen Kriegs bekämpft werden. Daß Tilly nicht die Schuld der Zerstörung Magdeburgs trägt, ist schon von Graf Mailáth („Geschichte des östreichischen Kaiserstaates", Bd. 3) mittels höchst sorgsamer und unbefangener Quellenstudien nachgewiesen. Wie unser Verf. hier den verkannten liguistischen Feldherrn mit Recht zu Ehren zu bringen sucht, so will er in seiner zweiten Abhandlung dem gefeierten Gustav Adolf die Krone eines Glaubensmärtyrers entreißen. Unter Verweisung auf Mailáth können wir uns hinsichtlich der ersten Untersuchung kürzer fassen, und wollen lieber bei der zweiten etwas länger verweilen, da der Name Gustav Adolf's in unserer Zeit, „sonderbarerweise" wie der Verf. sagt, zu einer so hohen Bedeutung gelangt ist.

1. Magdeburg nicht durch Tilly zerstört.

Das Hauptverdienst des Verf. bei dieser Abhandlung ist einerseits, die von Mailáth gefundenen Resultate durch noch reichere Materialien aus sichern Quellen fester begründet, insbesondere aber, dieselben mittels der nicht sehr umfangreichen und lebendigen Darstellung in einem noch größern Kreise zugänglich gemacht zu haben. Vielleicht wird auch der etwas leidenschaftliche und bittere Ton in welchen der Verf. mehrmals verfällt noch mehr dazu beitragen, daß der Gegenstand häufiger besprochen wird; und wir gestehen, daß der Verf., so sehr er für Tilly's Ehre eifert, den Magdeburgern hinsichtlich ihres Verhaltens bei der Belagerung hier und da zu viel aufgebürdet zu haben scheint. Eben deshalb werden sich vielleicht magdeburgische Historiker veranlaßt finden, die Geschichte der Belagerung von neuem zu untersuchen, da der Verf. „fern von Magdeburg" — er lebt in Wiedenbrück in der Nähe von Münster — „die historischen Schätze nicht benutzen konnte welche dort vielleicht verborgen liegen". Ueber die Entstehung des Brandes von Magdeburg möchte man freilich wol niemals zu ganz sichern Resultaten gelangen, da man aus unzähligen Beispielen weiß wie wenig selbst Augenzeugen über ein so tumultuarisches Ereigniß eine klare Ansicht zu gewinnen vermögen.

Nachdem der Verf. die Ereignisse durch welche Magdeburg mit dem Kaiser in Misverhältnisse gerieth im Ganzen richtig dargestellt hat, erzählt er die Belagerung, Eroberung und Zerstörung der Stadt mit Bezugnahme auf eine Menge gleichzeitiger Berichterstatter sowol der protestantischen als der katholi-

schen Partei. Aus seiner Darstellung erkennt man, daß Magdeburg fallen mußte. Als die Hauptsache erscheint uns, daß die Stadt, in Streitigkeiten mit dem Prätendenten des Erzbisthums verwickelt und mit unzulänglichen Vertheidigungsmitteln versehen, für beide kriegführende Parteien um diese Zeit von der größten Wichtigkeit war und sich unter dem Gedränge der Verhältnisse, von protestantischen Eiferern getrieben, welche allerdings für ihren Glauben zu fürchten hatten *), dem noch allzu entfernten Schwedenkönige in die Arme warf. Schon länger strebte Magdeburg im Kampfe mit seinen (protestantischen) Erzbischöfen aus dem Hause Brandenburg nach der Reichsfreiheit, und hatte sich unter diesen Verhältnissen, selbst während Wallenstein's Kampf mit dem König von Dänemark, dem Kaiser genähert. Im J. 1628 erfolgte sogar die Absetzung des bisherigen Administrators (protestantischen Inhabers des Erzbisthums) Christian Wilhelm von Brandenburg, weil er sich als Bundesgenosse der Dänen in den Krieg mit dem Kaiser eingelassen, durch das (protestantische) Domcapitel, welches statt seiner den sächsischen Prinzen August zum Erzbischof ernannte. Der Kaiser bestätigte die Wahl des Letztern nicht, um das Erzbisthum durch den Papst seinem Sohne Leopold Wilhelm verleihen zu lassen. Als dann Wallenstein (1629, März) Magdeburg einschloß, wußte der Magistrat durch Energie und Nachgiebigkeit wie die Umstände es erfoderten einen Waffenstillstand zu erlangen. Nach dem Erscheinen des Restitutionsedicts siegte indeß (Ende 1629) in der Stadt eine protestantische Ultrapartei, an deren Spitze mehre fanatische Prediger, besonders Dr. Gilbert v. Spaignart, Joh. Kotzebue der Aeltere, standen. Diese Partei führte, wie es bei der damaligen Stimmung erklärbar ist, die Absetzung des gemäßigten und einsichtsvollen Magistrats herbei, änderte die Verfassung und übertrug an dessen Stelle das Stadtregiment jungen unerfahrenen Feuerköpfen. Unter diesen Umständen fand auch der nach Hamburg ausgewiesene Administrator Christian Wilhelm, ein haltungsloser und schwierigen Verhältnissen keineswegs gewachsener Mann, Eingang in die Stadt (Aug. 1630), der sich schon früher in verzweifelter Lage mit Schweden in Verbindung gesetzt hatte, und auf dessen Rath sich Magdeburg nun Gustav Adolf vorzeitig in die Arme warf, der freilich versprach, „sich ihrer königlich und fürstlich anzunehmen und sie in keiner Noth zu verlassen", Dieses aber nicht so leicht durchzuführen vermochte. **) Gustav Adolf sandte zwar im November 1630 den Obersten Falkenberg zur Unterstützung der Stadt; jedoch hatte diese in eifersüchtiger Sorge für ihre Freiheit ausdrücklich nur 500 Mann schwedischen Truppen den Eingang gestattet, wie auch den Administrator durch so harte Bedingungen eingeschränkt, daß dieser selbst schreibt: „er sage Mehr zu als er zu halten im Stande sein werde." Daneben wurde die Vertheidigung vielfach durch Uneinigkeit unter den Bürgern und den Krämergeist derselben ***) erschwert. Schon im December 1630 hatte Tilly die Stadt zur Ergebung an den Kaiser aufgefodert, und im April 1631 begann er die Belagerung. Die Außenwerke Trotz Tilly und Trotz Pappenheim fielen am ersten Tage, und schon nach sechswöchiger Belagerung konnte man den Fall der Stadt voraussehen, wenn nicht schwedischer Entsatz erfolgte. Mehrmals hatte Tilly die Stadt dringend zur Ergebung aufgefodert, und endlich war am 19. Mai die Capitulation von Seiten des Magistrats beschlossen, der Secretair war am 20. Morgens mit Abschreiben derselben beschäftigt, und hauptsächlich nur Falkenberg suchte sie noch zu hintertreiben. Da erfolgte an demselben Morgen (wahrscheinlich 7¼ Uhr) der verhängnißvolle Sturm, der nach übereinstimmenden Nachrichten von Pappenheim vorgeschlagen und von dem Kriegsrathe beschlossen war, den aber Tilly nur ungern billigte, weil er die Stadt erhalten wollte. Auch mit dem verabredeten Zeichen zum Sturm hatte Tilly gezögert; da unternahm Pappenheim eigenmächtig (nachher verklagt er Tilly, daß dieser ihn beim Sturm im Stich gelassen!) den Angriff, und bald war die Stadt, deren Bürger erst gegen Morgen um sich zu ruhen die Wälle verlassen hatten, in der Gewalt des Feindes.

Der Verf. kommt nun (S. 65) zu seiner Hauptfrage. Er zeigt zunächst, daß es gar nicht im Interesse Tilly's lag, Magdeburg zu zerstören, da er die Festigkeit und den Reichthum der Stadt sich nur dann recht zu Nutze machen konnte, wenn er sie unversehrt in seine Gewalt brachte; anderntheils hätte Tilly auch im Interesse Leopold Wilhelm's, des Kaisersohns, die Stadt verschonen müssen, die der Sitz seines Erzbisthums war. Tilly hat ferner nicht aus Fanatismus, Rache und Blutdurst jene Rücksichten außer Acht gelassen. Dies ergibt sich aus seinem Charakter wie aus den bestimmten Zeugnissen der Quellen, namentlich aus den hier mitgetheilten Briefen, die er zu wiederholten malen während der Belagerung an die Bürgerschaft von Magdeburg, an den Administrator und den Obersten Falkenberg richtete, und aus denen man sieht, daß er Alles gethan was er zur Rettung der Stadt thun konnte. Die bei der Erstürmung begangenen Greuel fallen nicht ihm (und seinen besser disciplinirten Truppen), sondern dem ungestümen Pappenheim und dessen an keine Mannszucht gewöhnten alten Wallenstein'schen Soldaten, Wallonen und Kroaten zur Last, wobei an die damalige Kriegsweise überhaupt zu denken ist, und daß dieser gemäß auch von Magdeburgern Manches geschehen war was die Erbitterung dieser wilden Feinde reizen mußte. Es ist ferner nicht nachzuweisen, daß Tilly den Brand angestiftet oder auch nur gutgeheißen habe. In den gleichzeitigen Quellen findet sich davon Nichts, mit Ausnahme einer einzigen, die wahrscheinlich Schiller gebrauchte, und nur seiner vielgelesenen „Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs" ist die allgemeine Verbreitung der gewöhnlichen Ansicht zuzuschreiben. In „Le soldat suédois, ou l'histoire de ce qui s'est passé en Allemagne depuis l'entrée du roy de Suède l'année 1630 jusque après sa mort (Rouen 1633), von dem eifrigen genfer Theologen Spannheim, wird allerdings die von Schiller aufgenommene Anekdote erzählt, daß Tilly liguistische Offiziere, die der unmenschlichen Plünderung Einhalt thun wollten, nach einer Stunde wieder beschied, weil der Soldat für seine Arbeiten und Gefahren auch Etwas haben müsse; doch noch mit dem Zusatze: „wenn es wahr ist", welcher in einer „Geschichte Gustav Adolf's" (Breslau 1775), die Schiller vielleicht benutzte, fehlt. Auch die bekannte Stelle aus dem angeblichen Bericht Tilly's: „seit Trojas und Jerusalems Zerstörung sei kein solcher Sieg gesehen worden", rührt gar nicht von Tilly her, nur in einem Berichte Pappenheim's heißt es: „seit der Zerstörung Jerusalems sei kein gräulicheres Werk gesehen worden." Der Verf. erinnert nicht mit Unrecht, daß Schiller seine „Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs" zuerst für einen Damenkalender schrieb, geht aber doch zu weit wenn er denselben einen „unberufenen Geschichtschreiber" nennt. Der Verf. versucht nun die Ursache und die Anstifter der Feuersbrunst zu ermitteln, und kommt durch Vergleichung vieler gleichzeitigen Nachrichten zu folgenden Resultaten: Pappenheim habe allerdings zwei Häuser an der Hohen Pforte anzünden lassen, um die Vertheidiger aus denselben zu vertreiben, von dort habe sich indeß das Feuer

---

*) Der Verf. versucht Dies vergeblich hinwegzuleugnen wenn er sagt (S. 78): „Wie sollte sich bei (der Zerstörung von) Magdeburg ein religiöser Fanatismus geltend machen, da der ganze Dreißigjährige Krieg keinen solchen zeigt? Er war nie ein Religionskrieg, wenn auch die politischen Tendenzen gewöhnlich durch die Confession bestimmt wurden."

**) Daß Gustav Adolf Magdeburg nicht selbst zu Hülfe kam, was der Verf. ihm mit Bitterkeit vorwirft, hat doch auch nach seinem Geständnisse wie nach Mailáth's Urtheil nur in Gustav Adolf's (wohlgerechtfertigter) Besorgniß, sich in eine offene Schlacht einzulassen, seinen Grund.

***) Daß wirklich ein Theil der Besatzung vor Hunger gestorben, während die Bürger Ueberfluß hatten, behauptet der Verf. auf das entschiedenste, ohne die Nachrichten aus den Quellen bestimmt anzuführen.

nicht weiter verbreitet, aber gleich nachher sei an 40—60 Orten Feuer entstanden, sodaß schon um 11 Uhr die Stadt überall brannte. Nachmittags erhob sich ein Sturm, und schon 11 Uhr Abends lag Magdeburg in Asche und Trümmern. Daß die Magdeburger selbst an vielen Stellen Feuer angelegt, beruht auf vielen gleichzeitigen Zeugnissen, selbst der von Tilly verhörten Gefangenen, wie dieser in seinem Berichte an den Kurfürsten von Baiern erwähnt. Da es hier heißt: „der Feind" habe die Feuersbrunst „mit Fleiß und ex malitia" verursacht, so kann man dabei an die Bürger oder die Besatzungstruppen denken. Ein gleichzeitig gedruckter Bericht schreibt die absichtliche Anstiftung der Bürgerschaft, an unterschiedenen Orten vergrabenes Pulver anzuzünden und einen unlöschlichen Brand der Stadt zu veranstalten, dem Obersten Falkenberg zu. Unser Verf. bezweifelt hiernach nicht: „daß Falkenberg in Verbindung mit der exaltirten Partei Magdeburg der Zerstörung preisgegeben hat." Der behutsamere Mailáth sagt doch gleichfalls: „Wenn auch Falkenberg's Rath zweifelhaft bleibt, so ist doch Dieses gewiß, daß nicht die Kaiserlichen, sondern die Bürger von Magdeburg selbst den Brand angestiftet und die Stadt der zerstörenden Wuth der Flammen preisgegeben haben"; und fügt naiverweise hinzu: „Ich bin weit entfernt die Magdeburger wegen dieses Schritts zu tadeln, ich wünschte nur, daß man endlich aufhöre den Brand Jenen zuzuschreiben die daran unschuldig sind." Ref. glaubt doch behaupten zu dürfen, daß ohne die rasche Verbreitung des Feuers durch den Sturmwind dasselbe nicht so unlöschbar geworden sein würde; ein mit Bestimmtheit verabredeter Plan zur gänzlichen Zerstörung der Stadt scheint schon nach dem Hergange bei dem so plötzlich erfolgten Angriff weder der katholischen noch (zumal bei Falkenberg's raschem Ende) der protestantischen Partei zur Last gelegt werden zu können.

Wegen der Zerstörung Magdeburgs ist Tilly so oft als blutdürstiger Unmensch gebrandmarkt, wenn man auch übrigens seinem Charakter vielfache Anerkennung nicht versagen konnte. Doch war er überhaupt „weder blutdürstig noch grausam". Mailáth, der ihn zuerst von jenem Schandmal befreit, preist sich glücklich, daß sein Beruf als Geschichtschreiber ihm Gelegenheit gebe sich des mit Unrecht Verunglimpften anzunehmen. Unser Verf. charakterisirt Tilly zum Schlusse als einen „Ehrenmann, einen Feldherrn wie Baiern keinen, Europa wenige gehabt"!

(Der Beschluß folgt.)

Bibliographie.

Alexander Willingen. Ein Charaktergemälde neuerer Zeit. Zwei Bände. Leipzig, Steinacker. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Bibliotheca scriptorum classicorum et Graecorum et Latinorum. Herausgegeben von *W. Engelmann.* Mit einer literarhistorischen Uebersicht. 6te gänzlich umgearbeitete Auflage der Bibliotheca auctorum classicorum von Enslin. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Chavin v. Malan, E., Geschichte der heiligen Katharina von Siena (1347—1380). Aus dem Französischen. 1ster Theil. Regensburg, Manz. Gr. 8. 22½ Ngr.

Gûdrûnlieder. Herausgegeben von *L. Ettmüller.* Nebst Wörterbuch. Schulausgabe. Leipzig, Verlagsbureau. Lex.-8. 22½ Ngr.

Hackländer, F. W., Humoristische Erzählungen. Stuttgart, Krabbe. Gr. 16. 10 Ngr.

Harfenklänge aus Gottes Wort. Ein Erbauungsbuch aus den besten Dichtungen über Geschichten und Lehren der heiligen Schrift, nebst eingewebten Gedichten allgemeinen religiösen Inhalts, zusammengestellt und herausgegeben von C. G. Krüger. Durchgesehen und mit Vorwort von J. C. R. Käuffer. Mit 2 Stahlstichen. Dresden, Adler und Dietze. Lex.-8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Hollands Lucretia, oder: Ein Opfer der Freiheit. Historisch-romantisches Zeitgemälde aus dem 13. Jahrhundert von E. B***, Verfasser der „Zeitklänge". Zwei Abtheilungen. Leipzig, Gebr. Reichenbach. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Lewald, A., Das Jugendleben Friedrich's des Großen. Zwei Bände. Katte. — Rheinsberg. 2te verbesserte Auflage. Stuttgart, Krabbe. Gr. 16. 27 Ngr.

Rost, J. W., Die Beguinen im ehemaligen Fürstenthume Würzburg. Ein Beitrag zur fränkischen Geschichte mit Urkunden. Würzburg. 1846. 8. 10 Ngr.

Die Sänger unserer Tage. Blätter aus dem deutschen Dichterwald der Gegenwart. Gesammelt von Prof. H. E. Apel. 2te vermehrte Auflage. Altenburg, Pierer. Gr. 8. 22½ Ngr.

Schmidt, W. A., Geschichte der Denk- und Glaubensfreiheit im 1. Jahrhundert der Kaiserherrschaft und des Christenthums. Berlin, Veit u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Schopf, F. J., Die organische Verwaltung der Provinz Böhmen und die landesverfassungsmäßigen Verhältnisse der Bewohner als Einleitung zur politischen Gesetzkunde. Prag, Haase Söhne. Gr. 8. 2 Thlr. 5 Ngr.

Weinholz, A., Gedichte. Eine Probe. Berlin, Weinholz. 8. 10 Ngr.

— — Die Thaten eines chinesischen Kriegers im Frieden, besungen. Auch allenfalls Dorfgeschichte zu nennen. Leipzig, Voigt und Fernau. 8. 7½ Ngr.

Werther, F., Sieben Bücher der Chronik der Stadt Suhl in der gefürsteten Grafschaft Henneberg. Zwei Bände. Suhl. 1846—47. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Bornstedt, A. v., Worte an meine Zeit und an mein Vaterland. 2te Auflage. Leipzig, O. Wigand. 12. 10 Ngr.

Friedländer, S., Predigten, gehalten im Tempel der Genossenschaft für Reform im Judenthume zu Berlin. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 20 Ngr.

Günther, Ueber den Einfluß des Turnens auf die einzelnen Lebenserscheinungen des Menschen. Eine Rede. Dresden, Gottschalck. Gr. 8. 1 Ngr.

Karnevals-Lieder der Hutfreunde, nebst einem Anhange: Zopf und Hut, romantisches Schauspiel von A. Weinholz. Berlin, Weinholz. 12. 5 Ngr.

Die freie evangelische Kirche. In Verbindung mit Gleichgesinnten herausgegeben von J. Rupp. 1stes Heft. Altenburg, Pierer. Gr. 8. 16 Ngr.

Glorreiches Leben und Thaten der edelen Sennora Dolores. Aus dem Spanischen verteutscht durch L. Beyer. (Gedicht.) Leipzig, Weller. 12. 5 Ngr.

Oscar, K., Der Wucher und die Theuerung. Zeitgemäße Erörterung dieser traurigen Erscheinungen der Gegenwart. Ronneburg, Hofmeister. 8. 4 Ngr.

Höchst wunderbarliche vaterländische Prophezeihungen auf das Jahr der Ungnade 1847. Ans Licht gezogen aus dem Nachlasse des sel. Verfassers der „radikalen Jesuitenpredigt" von Jeremias Lachmund. (Gedichte.) Frauenfeld, Beyel. Gr. 16. 6 Ngr.

Reichenbach, L., und H. E. Richter, Der naturwissenschaftliche Unterricht auf Gymnasien. Mit besonderer Rücksicht auf die Zustände im Königreiche Sachsen. — Zwei Denkschriften der Gesellschaften „für Natur- und Heilkunde" und „Isis" in Dresden. Nebst Aphorismen von Reichenbach und mehren Beilagen. Leipzig, Arnold. Gr. 8. 1 Thlr.

Spieß, A., Blick auf den früheren und jetzigen Stand der Turnkunst zur Beleuchtung ihrer inneren Entwickelung und ihrer Anwendung. Dresden, Gottschalck. Gr. 8. 5 Ngr.

Eines Hamburgischen Veteranen 2. offener Brief an Hrn. C. A. Masius. Geschrieben zur Abwehr ungerechter Beschuldigungen. Altona, Lehmkuhl. Gr. 8. 6 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 117. — 27. April 1847.

Cinque letture di economia toscana lette nell' Accademia dei Georgofili dal socio ordinario *Gino Capponi.*

(Beschluß aus Nr. 116.)

Die Classe der Taglöhner erregt bei uns wie anderwärts das größte Bedenken. In Toscana nimmt die Bevölkerung jährlich um ein Procent zu: sie mehrt sich wenig in den Colonenfamilien, denn die Ackerbauer, vorsichtig und berechnend, schließen wenig unverständige Ehen, oder der Grundherr schreitet ein, indem jeder die Familien dem Umfang des Meierhofs anzupassen sucht. Diese Familien welche sich jetzt in günstigern Umständen befinden nehmen wol zu, aber die Taglöhner mehrten sich in den letzten Jahren unverhältnißmäßig, wozu größere Arbeiten die hier und dort unternommen wurden die Veranlassung gaben. Die Taglöhner lebten von solchen neuen landwirthschaftlichen und andern Unternehmungen, indem die gewöhnlichen Arbeiten den Colonen blieben; da aber wo diese Unternehmungen ein Ende nahmen, war die Substitution anderer Gewerbe nicht hinreichend eine ganze neue Bevölkerung zu nähren. Die Regierung nahm in den Maremmen große Arbeiten vor, welche einer bedeutenden Masse Beschäftigung geben; die Handelsfreiheit erleichtert kleinen Gewinn und mannichfaltige Thätigkeit: alles Dies mindert temporair das Elend, welches überdies durch die mäßigen Preise der Verbrauchsgegenstände verringert ist. Nicht Wenige helfen sich auch mit dem Sparpfennig den sie in bessern Zeiten zurücklegten; Einige brachten es selbst dahin sich ein Häuschen zu bauen; aber das Uebel nimmt an Umfang zu, während die Mittel zur Abhülfe abnehmen. Dies Uebel ist beinahe überall, aber der in Toscana herrschende Geist kommt großen Unordnungen zuvor wie er große Hülfsmittel versagt; eine Umwälzung ist hier minder zu fürchten, weil es nicht so viele Anreizungen dazu gibt. Nach meiner Ansicht wird das Mezzeriasystem so wie es ist, mit seinem Guten und Schlimmen, für jetzt fortbestehen bleiben. Das Gute ist, gemäß der Natur dieses Systems, stationnair und wird daher in unsern Tagen nicht hinlänglich geschätzt; im Verlaufe der Zeit wird vielleicht das Schlimme überwiegen, die ungünstige Meinung sich vor der günstigen geltend machen. Wann und wie, weiß ich nicht. Unterdessen wird man einige Ländereien gegen Geldzins verpachten und einige wenige neue urbar machen; die Rebenpflanzungen in den Ebenen werden sich mindern, was schon begonnen hat; der Getreidebau wird vielleicht mehr denn jetzt von Taglöhnern besorgt werden; die Weiden werden an Umfang zunehmen; aber eine Menge Leute wird ohne Arbeit bleiben. Da die Verpachtungen gegen bestimmten Zins bei uns noch ungewohnt und nicht hinlänglich geregelt sind, so ist es schwer ihre Folgen vorherzusehen. Die Grundeigenthümer in den Maremmen welche ihren dortigen Besitzstand verlassen wollten, haben bis jetzt noch nichts Anderes zu erfinnen gewußt als die Mezzeria. Sie ließen wol einen Verwalter aus der Umgegend von Florenz kommen, und das hiesige Cultur- und Administrationssystem dahin verpflanzen, und glaubten Wunder gethan zu haben wenn sie mit unsäglichen Kosten einen Podere in der Maremma zu Stande brachten. Das Resultat wird sie über den Irrthum belehren. Der Regierung gelang es, große Strecken fruchtbaren Landes in dem Chianathal durch hydraulische Arbeiten trocken zu legen; die Administration aber welche sich vornahm das Mezzeriasystem auf diese großen und schönen Ebenen anzuwenden, verwandte ein unverhältnißmäßiges Capital auf die Einrichtung von Meierhöfen und die Erbauung von prächtigen Colonenwohnungen. Hoffentlich wird man in der Maremma nicht in einen ähnlichen Irrthum verfallen. So wird von einer, vielleicht von zwei großen Provinzen Toscanas ein lockendes Beispiel zur Umänderung des Mezzeriasystems ausgehen: möchte es zu allgemeinem Besten geschehen!

Das Gute und Schlimme der toscanischen Landwirthschaft ist, so viel mir bekannt, nirgend so unparteiisch abgewogen und so klar nebeneinandergestellt worden wie in dieser Darstellung, welche weniger die agronomische Seite berücksichtigt als die ökonomisch-politische. Viele Toscaner in unserer Zeit haben über diesen Gegenstand geschrieben und ihn von verschiedenen Seiten beleuchtet: Ridolfi, Capri, Salvagnoli, Lambruschini u. A., deren Aufsätze in den Verhandlungen der Akademie der Georgofili und dem „Giornale agrario toscano" mitgetheilt sind; verschiedene Ansichten haben sich geltend gemacht: die Capponi'sche hält unter denselben so ziemlich die Mitte. Dieselbe ruhige und klare Auffassung, dieselben von dem blos Localen zur umfassendern Betrachtung sich erhebenden Ansichten finden wir in der letzten Abhandlung „Ueber die wahre und die scheinbare Vernichtung der Capitalien", vielleicht das Beste im Büchlein, wovon ich keinen Auszug geben kann, da die Fassung zu gedrängt, der Ideengang zu rasch ist. Am Schlusse heißt es:

Das Eigenthum ist, wie ich es betrachte, ein sociales Element, und die Fehler wodurch es bisweilen nachtheilig wirkt, sind entweder Unvollkommenheiten wie sie jeder menschlichen Einrichtung anhängen, oder Wirkungen der Zeiten und Sitten, Schuld veränderlicher Gesetze. Wenn übertriebener Reichthum in Einer Hand nothwendig größern Verlust von Capitalien mit sich bringt, so wird die größte Vergeudung mehr von der unsocialen Stellung der Reichen als von dem Reichthum an sich verschuldet. Der reiche Bürger wendet seine Capitalien zu Dingen an die nicht verloren gehen, der isolirte Reiche vergeudet sie wahrhaft. Erster Grund dieses Uebels war das Feudalsystem, welches den Grundbesitz zu einer Jurisdiction, die Jurisdiction nicht zu einem verpflichtenden Amte, sondern zu einem geheiligten Recht machte. Das entmenschte Princip der Sklaverei war eine mindergroße Pest als jenes: wenigstens

nahm es eine grössere Zahl von Seligen an, ja mindestens ließ es einer grössern Zahl Menschen ihre Menschenwürde ungeschmälert. Der Reichthum, gemäß jenem falschen Princip constituirt und verwaltet, untergräbt die Staaten, indem er sich selbst zu Grunde richtet. Nachtheil und Ruin für das öffentliche wie für das Privatleben sind die falschen Begriffe in denen die Reichen aufwachsen, die verderblichen Gewohnheiten die mit ihnen groß werden, sich selbst und den Müßiggang weniger Privilegirten zum Mittelpunkt und Zweck der menschlichen Bestrebungen machen, die Bestrebung als Dienst fodern, den Lohn zum Almosen machen und das Almosen selbst zum Schlimmen verkehren durch unweises Geben, wobei Geber und Empfänger verdorben und die Armen gleichsam als niedriger stehende Geschöpfe gebrandmarkt werden; das Verdienst und die himmlische Wollust der Wohlthat, den göttlichen Lohn fälschen, indem man das Wohlthun in eine Berechnung des verweichlichten Egoismus verwandelt und sich vom Armen das Paradies zurechtmachen läßt wie Lebensgenüsse durch Dienershand. Ein Leben ohne Nutzen ist ein Leben ohne wahren Genuß. Wenn die Reichen Scharen von Dienstleuten und krummgehenden Clienten füttern, wenn sie den elenden Pomp leerer Paläste suchen, wenn sie Familien ohne Harmonie, Gastmähler ohne Freude, Gesellschaften mit verschrumpften Herzen haben, wenn Geschäfte sie nicht erziehen, das Unglück sie nicht bessert: so sind die Reichen verderblich, so sind die Reichen elend. Dieser schamlose Egoismus, diese unselige Vereinzelung waren, was man auch sagen möge, geringer in den Zeiten selbst der drückendsten Tyrannei als in den ihnen folgenden, wo, nachdem alles Gute des Lehnwesens erloschen war, nur die Gebrechen blieben, Gebrechen die von einer dumpfen, durchdringenden, Alles niederhaltenden Kraft genährt wurden. Von diesen Gebrechen, welche unter der spanischen Herrschaft tiefe Wurzeln schlugen und gleichsam öffentliches Recht im besten Theil Europas wurden, ist der Same nicht ausgerottet, sind die Spuren nicht verwischt; gegen dieselben müssen auch heutzutage noch muthig ankämpfen die Lehren des Oekonomisten, die Anstrengungen des Bürgers, Beispiel und Worte des braven Mannes.

Ein Schreiben über die Verhältnisse der Sparkassen in Toscana, und über die Schwierigkeit deren Capitalien sicher anzulegen, da wo, wie es hier der Fall, es keine Staatsschuld gibt, schließt sich diesen Vorlesungen an, deren Stil und Sprache — männlich, gedrängt, lebendig, gewählt ohne Ziererei — sie auch in dieser Hinsicht in die Reihe des Besten stellen was die neuere italienische Literatur hervorgebracht hat. 101.

Magdeburg nicht durch Tilly zerstört. — Gustav Adolf in Deutschland. Zwei historische Abhandlungen von Albert Helsing.

(Beschluß aus Nr. 116.)

2. Gustav Adolf in Deutschland.

Die Verschiedenheit des Standpunkts von welchem aus eine historische Erscheinung betrachtet wird, hat nicht nur den größten Einfluß auf das Urtheil über dieselbe, sondern auch auf die Auffassung und Darstellung der betreffenden Thatsachen selbst. Je nachdem wir, nach unserm oft höchst beschränkten Gesichtspunkte, ein Ereigniß für gut oder schlimm, für wohlthätig oder nachtheilig erklären, übersieht unser befangener Blick unwillkürlich die andere doch auch niemals fehlende Seite desselben; ähnlich und noch schlimmer ergeht es den Charakteren die oft nur nach dem vermeinten Erfolge ihrer Thaten gewürdigt werden.

Es sind nun allerdings verschiedene Standpunkte für die Betrachtung der menschlichen Dinge zulässig, und für unser praktisches Wirken ist es oft unerlaßlich, zunächst die eine oder die andere Seite eines Ereignisses wie der Personen mit welchen wir in Berührung treten in das Auge zu fassen; aber wir sollten uns doch unsere Stellung immer zu möglichst klarem Bewußtsein bringen, damit wir unsere subjective Auffassung nicht für eine objectiv vollkommene halten. Vor Allem jedoch ergeht diese Foderung an die Geschichtschreibung, der sogar in ihrer höchsten Ausbildung die Aufgabe gestellt ist, sich über jeden einseitigen Standpunkt zu der rein weltgeschichtlichen Würdigung zu erheben. Eine solche Auffassung wird indessen immer höchst selten bleiben, und es ist auch hier nicht schlechthin zu tadeln, wenn die geschichtliche Darstellung wo sie zunächst einem praktischen Zwecke dient einen beschränktern Gesichtspunkt wählt, und z. B. vor Allem das vaterländische oder das religiöse (selbst das confessionnelle) Moment in das Auge faßt; nur sollte der Geschichtschreiber Dieses immer geradezu gestehen, vor Allem aber sich selbst über die Einseitigkeit seines Standpunkts klar werden, was in der That weit seltener geschieht als man zu glauben geneigt ist.

Nicht mit Unrecht erinnert der Verf. in der zweiten oben bezeichneten Abhandlung, daß die unter uns (in protestantischen Ländern) herrschende, uns gewöhnlich von Jugend auf (in Kinderlehren und Bürgerschulen) eingeprägte Ansicht von Gustav Adolf unter theologischem (confessionnellem) Einflusse entstanden ist. „Was die Geschichtschreiber von der beabsichtigten Befreiung der Protestanten vom kaiserlichen Joche an ihm preisen", sagt er (S. 137), „gehört der Dichtung an; diese romantische Idee wurde ihm später (?) von den Theologen untergeschoben, als man seine Reden und Proclamationen las, die er mit meisterhafter Gewandtheit abzufassen wußte, er selbst aber den Bewunderung und Mitleiden erregenden Tod gefunden hatte." In diesen Worten liegt wenigstens viel Wahres; doch sind es nicht sowol theologische oder unter dem Einflusse der Theologen stehende Geschichtschreiber der spätern Zeit, als vielmehr die ganze protestantische Partei, welche in Gustav Adolf schon bei seinen Lebzeiten, sofern er factisch dem Protestantismus wider den ihn bedrängenden Kaiser zu Hülfe kam, vor Allem den Glaubenshelden erkannte. Dazu kam seine wahrhafte Frömmigkeit, die doch nicht, wie der Verf. (S. 141) es darstellt, blos eine aus Politik angenommene war, und dann sein zu rechter Zeit erfolgender Tod, der wie ein Märtyrerthum erschien. Aber diese protestantisch-confessionnelle Auffassung des Königs, die unter der Herrschaft der Affecten und Leidenschaften einer von Parteiwuth entflammten Zeit sich bildete, hat jedenfalls die wahren Motive welche den König nach Deutschland hinüberführten verkannt oder entstellt. Dem besonnenen Forscher kann es nicht zweifelhaft bleiben, daß wenigstens noch ganz andere als religiöse Motive den König zu dem Einfall in Deutschland bestimmten, schon aus dem einzigen Grunde, weil Gustav Adolf die schwedischen Interessen nicht preisgeben konnte und wollte, um sich zum „uneigennützigen" Vorkämpfer in dem Glaubenskriege einer fremden Nation aufzuwerfen.

Allerdings hatte nun auch Schweden ein unmittelbares Interesse der Uebermacht des Katholicismus entgegenzutreten; denn das damalige Europa war auch hinsichtlich der Politik durch die confessionnellen Gegensätze getheilt; doch verknüpfte sich mit denselben eine Menge anderer entgegengesetzter Parteiinteressen. Man hätte es nie leugnen sollen, daß der Dreißigjährige Krieg überhaupt auch den Charakter eines Religionskriegs trägt (und zwar nicht blos, wie Schiller unterscheiden möchte, in den Gemüthern des Volkes, sondern selbst in dem Sinne mehrer in denselben verwickelten Regenten, z. B. ganz besonders des fanatischen Ferdinand II.); aber der ganze Kampf der seit dem Anfange des 16. Jahrhunderts das westliche Europa bewegte war zugleich ein Kampf für und wider die Reformation wie wider und für das Uebergewicht des spanisch-östreichischen Hauses. Jenes religiöse und dieses politische Interesse waren auf das vielfachste ineinander verschlungen, und Schweden hatte schon vor seiner Einmischung in den Dreißigjährigen Krieg in Polen mit dem Kaiser gekämpft, weil dieser einen katholischen Sproß-

ling des Hauses Wasa auf dem polnischen Throne unterstützte, der wegen seines Abfalls von der lutherischen Lehre aus Schweden vertrieben war. Es ist bekannt, daß erst Richelieu's Vermittelung dem Könige von Schweden zu einem Waffenstillstande verhalf, weil Richelieu, dessen Politik sich bereits über religiöse Rücksichten erhob, dem Könige freie Hand zur Einmischung in den deutschen Krieg verschaffen wollte, bei der es Frankreich nur um Demüthigung des spanisch-östreichischen Hauses zu thun war. So einseitig nun aber die oft gegebene Darstellung dieser Verhältnisse ist, wenn man Gustav Adolf als ein bloßes Werkzeug Frankreichs betrachtet, so verkehrt ist es zu glauben, daß Gustav Adolf in dem Kaiser nur das Oberhaupt der katholischen Partei bekämpft habe. Schon das frühere Auftreten Gustav Adolf's für Stralsund gegen Wallenstein beweist, daß er Plänen des Kaisers auf eine Herrschaft über die Ostsee entgegenzuwirken bemüht war, und es war überhaupt ein so natürliches Interesse Schwedens, kein anderes Volk in der Ostsee herrschen zu lassen, seitdem es unter den Wasas zu einer Richtung seiner Macht nach außen hin erstarkt war, daß dieses Streben von nun an unverkennbar ein Hauptziel der schwedischen Politik geworden ist. Daß dieses auch das entscheidende Motiv bei der Einmischung Gustav Adolf's in die deutschen Händel war, würde man bei dem einfachen Festhalten an dem von ihm selbst damals erlassenen Kriegsmanifest niemals verkannt haben. Kein anderer der in diesem Manifest *) aufgestellten Gründe für den Krieg ist, wie der Verf. richtig nachweist, auch nur einigermaßen haltbar als eben dieser: der Kaiser wolle sich zum Herrn der Ostsee machen. Wie aber kann auch die gerügte theologische Ansicht schlagender als dadurch widerlegt werden, daß der König selbst „weder in den Verhandlungen zu Stockholm (zur Vorbereitung des Kriegs) noch in dem besprochenen Manifest, weder in den Verhandlungen mit dem Kaiser noch mit den deutschen Kurfürsten der traurigen Lage des Protestantismus in Deutschland erwähnt", — was selbst seinen eifrigsten Verehrern unerklärlich ist. „Mit Recht", sagt der Verf., „kann man die Frage aufwerfen: Weshalb kündigt er sich nicht hier als den Befreier des Protestantismus an? — als den Retter deutscher Freiheit gegen Habsburgische Unterdrückung, wie er später bei jeder Gelegenheit sich zu nennen nicht versäumte?"

Die unbedingten Verehrer Gustav Adolf's, die in ihm nur den Vorfechter für den Protestantismus erkennen, pflegen auch Nichts von spätern Plänen desselben auf eine Herrschaft in Deutschland oder gar auf den Kaiserthron wissen zu wollen. Es ist freilich immer schwierig, über Pläne die nicht in die Wirklichkeit getreten sind zu urtheilen, wie auf der andern Seite nicht so leicht aus dem bloßen Erfolge geschlossen werden kann, daß und ob dabei namentlich von Anfang an eine Absicht stattfand. Was das Streben Gustav Adolf's betrifft, so scheint derselbe allerdings zu Anfange eben nur eine Festsetzung der Schweden an der Küste der Ostsee im Auge gehabt zu haben; schon eine solche aber konnte er nur durch Eroberung erlangen. Und erobern wollte er im Interesse Schwedens; denn Schweden war in dieser Zeit durch seine gesammten innern und äußern Verhältnisse darauf hingewiesen, sich durch ein Ausströmen seiner kräftigen und von innerm unruhigen Drange getriebenen Bevölkerung den weiter fortgeschrittenen Nachbarvölkern gleichzustellen. Gustav Adolf aber war der echte Repräsentant des damaligen schwedischen Volksgeistes und erkannte zugleich, daß es politisch geboten sei demselben nachzugeben. Wie er von sich selbst gesteht, daß ihm die Ehr- und Ruhmbegierde keine Ruhe lasse (S. 122, vergl. 183), so „hat es", nach dem Schreiben eines vornehmen Schweden von Adel vom J. 1644, „höchstgemeldeter König Gustavus Adolfus für gut angesehen, daß die Krone allezeit Gelegenheit suchen sollte, mit einem Nachbar nach dem andern zu kriegen, dadurch Friede und Ruhe im Reich zu conserviren." Der ausländischen Kriege halber mußten diejenigen starken Bauern die zu Tumult und Aufruhr meist inclinirt, jährlich ausgeschrieben und zum Lande hinausgeschickt werden u. s. w.*) Es ist bekannt genug, und unser Verf. weist es vortrefflich aus den bezüglichen diplomatischen Actenstücken nach, wie Gustav Adolf sogleich von Anfang an die Länder die sich ihm anschließen oder unterwerfen mußten mit großer Klugheit und selbst Schlauheit — denn er war auch nach des schwedischen Geschichtschreibers Geijer Ausdruck „ein verschlagener Staatsmann" — für immer der schwedischen Herrschaft zu unterwerfen bemüht war. Man vergleiche nur sein Verfahren gegen Stralsund, in Pommern, Mecklenburg (Brandenburg), Magdeburg, Halberstadt, Würzburg, Augsburg, wo die Bewohner fast überall „dem Schwedenkönig Herrn Gustavo Adolfo als ihrem allergnädigsten Könige und Herrn, dessen Erben und Successoren als getreue, gehorsame Unterthanen getreu, hold und gewärtig zu sein" durch den Huldigungseid geloben mußten. Wir haben mithin nicht etwa nur, wie man es wol darzustellen versucht hat, an eine Occupation für die Zeit des Kriegs zu denken, die wegen des auch ziemlich weit ausgedehnten „Directorii belli" erfoderlich gewesen wäre, sondern wie sich Gustav Adolf wiederholentlich auf das „jus belli" als ein wahres Erobererrecht berief, so rechtfertigte er dieses auch grundsätzlich durch sein Lieblingsbuch, Hugo Grotius' Werk „De jure belli et pacis", nach welchem „der Eroberer ohne Rücksicht auf den frühern Besitzer Das als Eigenthum betrachten kann was zur Zeit der Besitznahme in Feindes Händen war".

Bestimmtere und weitergehende Pläne auf ein zusammenhängendes Gebiet in Deutschland oder eine Herrschaft über Deutschland konnten sich bei Gustav Adolf wol erst nach der leipziger Schlacht ausbilden; auch Das aber ist kaum zweifelhaft, daß er seit dieser Zeit mehr und mehr den Gedanken faßte sich selbst die römische Kaiserkrone auf das Haupt setzen zu lassen. Seine wiederholten Versprechungen welche man dagegen anführen könnte, „er komme die leges fundamentales imperii zu schützen und einen absolutus dominatus des Kaisers zu verhindern", beweisen in dieser Beziehung Nichts (wenn man auch hier nicht in Betracht zieht, daß Gustav Adolf's Versprechungen oft liberaler wären als er hinterher zu handeln für gerathen fand). Auch daß Gustav Adolf sich so oft (wie nicht minder Richelieu!) einen „Vertheidiger der deutschen Freiheit" nennt, hieß ja in Deutschland selbst schon längst nichts Anderes (wie späterhin in Polen), als daß die Macht des Kaisers in ihren herkömmlichen Schranken gehalten werden solle. Dagegen sprechen die bestimmtesten, freilich nur mündlichen Aeußerungen Gustav's selbst wie seiner Räthe in der spätern Zeit seines Lebens von einem Plane des Königs zu einem großen Erobererreiche und insbesondere zur Erlangung der römisch-deutschen Kaiserkrone. So sagte er in Nürnberg (S. 178): „Land kann ich fodern wie Hugo Grotius lehrt, Pommern kann ich der See wegen nicht lassen, und wenn ich Etwas restituire, kann ich gleichfalls jura superioritatis fodern die der Kaiser früher gehabt. Die alte Reichsverfassung taugt Nichts mehr." Und sein von Nürnberg aus (Juni 1632) an den Kurfürsten von Sachsen abgeordneter Gesandter, Pfalzgraf August von Sulzbach, äußerte: „Die Sachen seien dahin gekommen, daß die Evangelischen durchaus eines Kaisers von ihrer Religion bedürften. Der Kurfürst solle nur ernsthaft daran gehen, daß der König hierzu gewählt werde. Ferdinand habe sich durch Uebertretung der Reichsgesetze selbst der kaiserlichen Würde verlustig gemacht."

Diese Ansicht bestätigen auch Gustav Adolf's Pläne hinsichtlich seiner protestantischen Verbündeten in Deutschland, über die er gleichfalls jura superioritatis beansprucht welche zuvor

---

*) Friedrich der Große nennt dasselbe in den „Mémoires pour servir à l'histoire de Brandenbourg" „ein Meisterstück königlicher Sophisterei".

*) „Unde", sagt auch Puffendorf, „Axelii Oxenstjernae mentem esse, expedire Sueciae, bella ex bellis serere."

der Kaiser gehabt, und unter denen er sowol Bernhard von Weimar als Georg von Lüneburg, wie die edeln Räthe des schwachen Friedrich Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, Lampadius und Kipius, zu energischem Widerspruch reizte. *)

Die schwedischen Geschichtschreiber haben ähnliche Pläne des Königs nie hinwegzuleugnen versucht; sie verherrlichen in ihm den „Eroberer, der mit seinem Schwerte Schweden auf lange Zeit in die Vorderreihe der europäischen Mächte gehoben hat". Deutsche Protestanten aber, welche die schwärmerische Verehrung für den Retter ihres Glaubens nicht durch ihr vaterländisches Gefühl beeinträchtigt sehen wollten, haben meistens ohne Weiteres solche „eigennützige Pläne" in Abrede gestellt, obgleich sie dieselben von dem blos confessionnellen Standpunkte aus vielleicht durch die Sorge des Königs, den Protestantismus vollends über den Katholicismus zu erheben, gerechtfertigt finden könnten. **) Unser Verf., der sich über den protestantisch-confessionnellen Standpunkt erhebt (nach mehren Spuren jedoch vielleicht nur, weil er sich doch noch mehr katholischen als protestantischen Ansichten zuneigt), verfällt dagegen in eine engherzig-patriotische Beurtheilung Gustav Adolf's, und insbesondere der Folgen der schwedischen Invasion für Deutschland, die ihn in beiden Beziehungen wiederholentlich zu übermäßiger Bitterkeit verleitete.

Zwar nennt er Gustav Adolf noch „einen großen König" und „ein strahlendes Genie", und redet oft von seiner liebenswürdigen gewinnenden Persönlichkeit; doch erkennt er seine Geistesgröße nur darin, daß er die Menschen, insbesondere die Deutschen, für seine Zwecke zu gewinnen wußte, und findet den Grund dieser Erscheinung wie seiner Liebenswürdigkeit überhaupt nur in angenommenen Aeußerlichkeiten, namentlich einer aus bloßer Berechnung entsprungenen Frömmigkeit. Das ist wahrlich eine traurige Würdigung eines Mannes, der wie Gustav Adolf unzweifelhaft nicht blos an Geist, sondern auch an Gemüth groß war, und eben darum wol in manchen Stücken „das freie Urtheil Derer zu berücken vermag bei denen das Gemüth überwiegt". Seine Vaterlandsliebe, seine Religiosität wie seine menschenfreundliche Milde waren nicht minder groß als seine Ruhmbegierde, und Manches was wir an ihm zu tadeln finden erklärt sich hinreichend aus dem Gedränge der Umstände unter denen er handelte, obgleich er schon als Eroberer sich auch nicht in jeder Hinsicht rein erhielt. Die entsetzlichen Greuel welche die Schweden während des Dreißigjährigen Kriegs in Deutschland, selbst in protestantischen Ländern, z. B. in Sachsen, verübten, darf man Gustav Adolf nicht ohne die größte Ungerechtigkeit zurechnen; das Meiste davon gehört erst der Zeit nach seinem Tode, und was noch bei seinen Lebzeiten geschah, fällt weniger den wohldisciplinirten Truppen welche er mit sich nach Deutschland führte, als dem in diesem Lande selbst geworbenen Gesindel, keineswegs aber des Königs Willen zur Last.

Wenn der Verf. gegen die deutschen Theologen eifert, die „sonderbarerweise den Einfall der Schweden als ein Glück für unsere Nation bezeichnet haben", während er die unheilvollsten Folgen desselben zu erkennen meint, und die Glaubensspaltung, den Dreißigjährigen Krieg, wie insbesondere den Einfall der Schweden der politischen Folgen wegen verwünscht, so rächt es sich hier am meisten, daß er sich nicht auf die Höhe des welthistorischen Standpunkts zu erheben verstanden hat. Auch nach des Ref. Ueberzeugung hat die Reformation und insonderheit der Dreißigjährige Krieg die Auflösung der Einheit und der politischen Größe Deutschlands vollenden helfen; aber er glaubt, daß jene dem Mittelalter angehörige Größe unsers Volkes sich nach dem ganzen Entwickelungsgange, ja nach dem Charakter des deutschen Volkes überhaupt nicht auf die Dauer zu erhalten vermochte; und er verehrt den Gang der Weltregierung darin, daß durch die Reformation ein anderes Gut das noch höher steht als politische Größe, Freiheit des Geistes, gewonnen, sowie daß diese in dem Dreißigjährigen Kriege, vor Allem aber durch die Dazwischenkunft des Schwedenkönigs vor neuen Gefahren gesichert und auf die Dauer befestigt wurde.

Gustav Adolf verdient daher thatsächlich immer als Retter des Protestantismus und damit der Geistesfreiheit in Deutschland genannt zu werden, wenngleich die Rettung dieser Güter nicht das alleinige, ja schwerlich auch nur das Hauptmotiv seines Einfalls in Deutschland gewesen ist.

Zum Schlusse dieser Anzeige können wir eine wie es uns scheint zeitgemäße Bemerkung nicht unterdrücken. Der Name Gustav Adolf's ist in dem protestantischen Deutschland seit der zweihundertjährigen Feier seines Todestags zu einem *erneuerten* Glanze gelangt, und ein Verein mit einem edeln menschenfreundlichen Zwecke führt den Namen jenes Helden. Was man indeß auch für die Beziehung des Vereinszwecks zu den Plänen Gustav Adolf's sagen mag, wie schön beide mittels einer Deutung in Uebereinstimmung gebracht werden können: der Name wird immer unzweckmäßig erscheinen. Denn bei einem bekannten Namen kommt es vor Allem darauf an, was man sich bei demselben zu denken pflegt, nicht was man bei demselben denken soll oder kann. Daß aber unsere katholischen Brüder bei dem Namen Gustav Adolf's nur an einen furchtbaren Feind ihrer Religionspartei zu denken gewohnt sind, und daß darum schon der bloße Name des Gustav-Adolf-Vereins herbe Antipathien gegen denselben bei den katholischen Christen erwecken muß, läßt sich ebenso wenig in Abrede stellen als ohne Weiteres verwerflich finden. Was der Verf. S. 163 sagt, ist nur allzu wahr:

„Der Zug des Königs ging hierauf nach Baiern, wo sein Ausspruch: er wolle mit Sengen und Brennen, Morden und Plündern in Baiern einfallen, daß man sehen solle mit wem man zu thun habe, in Erfüllung zu gehen schien; das Land wurde furchtbar verwüstet, weshalb man sich nicht wundern darf, daß der Name Gustav Adolf einem bairischen Ohre gleichlautend ist mit denen der Anführer welche zur Zeit der Völkerwanderung Europa in Schrecken setzten."

Die Erfahrungen über die Wirksamkeit des Vereins scheinen zwar zu beweisen, daß dieselbe nicht gerade, wie man anfangs aus mehren Gründen besorgen mußte, zu neuen Reibungen zwischen Katholiken und Protestanten geführt hat, vielmehr haben nach manchen Nachrichten die Katholiken eine größere Achtung vor den isolirt unter ihnen lebenden protestantischen Gemeinden gewonnen, seitdem sie dieselben als Mitglieder einer achtbaren großartigen, nicht, wie es bisher erschien, aufgelockerten Kirchengemeinschaft betrachten lernten. Aber gewiß, der Segen des Vereins würde noch größer, noch manche unserer protestantischen Brüder, die an dem Namen nicht mit Unrecht Anstoß nehmen, würden herangezogen, eine unleugbare Gefahr, daß der Name doch — was von dem schönen Zwecke des Vereins immer fern bleiben möge! — zu neuem Zwiespalt zwischen den beiden Confessionsanhängern Veranlassung werde, würde entfernt werden, wenn der Name des Gustav-Adolf-Vereins mit einer den Katholiken weniger herbe klingenden Bezeichnung vertauscht würde.

75.

*) In mehren Monographien über diese Zeit ist Gustav Adolf auch längst richtig beurtheilt; nur ist Dieses noch wenig in die allgemeine Ansicht übergegangen. So sagt v. d. Decken („Herzog Georg"): „Wenn sogar in neuerer Zeit einige Geschichtschreiber die eigennützigen" (politischen!) „Absichten Gustav Adolf's auf Deutschland in Zweifel gezogen haben, so gewähren die Verhandlungen der Abgesandten des Herzogs Friedrich Ulrich nur zu viele Beweise, daß er sich nichts Geringeres als den Umsturz des nun schon so viele Jahrhunderte bestandenen" (erschütterten!) „deutschen Reichs zum Ziele gesetzt hatte, um aus den Trümmern desselben einen schwedisch-deutschen Staat zu gründen."

**) Capefigue sagt in seiner Weise: „La victoire l'avait aveuglé; il voulait *la couronne impériale et le triomphe du luthéranisme.*"

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 118. —— 28. April 1847.

Wilhelm von Humboldt's gesammelte Werke. Fünfter Band. *)

Unter den Namen welche in der Geschichte der deutschen Freiheitskriege, zur Befreiung im Innern wie nach außen, vor allen andern hervorleuchten, strahlt der Name Wilhelm v. Humboldt's in einem hohen und eigenthümlichen Glanze. Die Zeit, unter deren wachsendem Schatten so mancher künstliche Glanz des Augenblicks erbleichend hinschwindet, hilft bei ursprünglichen und gediegenen Geistern wie Humboldt das Bewußtsein ihres Werthes bei der Nachwelt immer mehr zur Reife bringen und entfalten. Daher das lebhafte Interesse womit schon jetzt jeder Beitrag zur Geschichte und Entwickelung Humboldt's begrüßt wird; denn die Zeit, das Lebensbild dieses großen Geistes nach allen Seiten vollständig abzuschließen, dürfte noch ziemlich fern sein; wiewol der Versuch dazu auch nicht zu spät gemacht werden darf, und Schlesier's Unternehmen den Dank aller Verehrer von Deutschlands classischen Schriftstellern, denen Humboldt sich anreiht, erregen muß. Viel wichtiger sind uns Zeugnisse und Darstellungen aus erster Hand, wie die Varnhagen v. Ense's, in dem Aufsatze über Humboldt bald nach dessen Tode als erster Ausdruck des Schmerzes über den großen Verlust, und jetzt wieder in dem neuesten (siebenten) Bande der „Denkwürdigkeiten", welche uns das Gemälde der Jahre von 1814—16 in seltener Färbung und Anschaulichkeit, und darin vor Andern auch die Gestalt Humboldt's vorführen. Indeß für das Verständniß des innern Lebens, der Tendenzen und Ideen eines solchen Geistes bleiben seine eigenen Schriften, Briefe und Bekenntnisse die erste Quelle. Eine solche nun fließt reichlich in dem im vorliegenden Bande enthaltenen, den vorangehenden Bänden sich eng anschließenden literarischen Nachlaß. Der überwiegende Theil desselben besteht aus den Briefen Humboldt's an Friedrich August Wolf (S. 1—316). Bruchstücke, Proben dieser Briefe sind früher von W. Körte in der Biographie F. A. Wolf's und von Varnhagen in dem erwähnten Denkmale auf Humboldt („Denkwürdigkeiten", zweite Auflage, V, 142—159) bekannt gemacht worden. Auch jetzt ist diese so interessante Correspondenz leider nur Fragment; denn die Briefe Wolf's fehlen ganz und die Humboldt's lassen große Lücken wahrnehmen. Dennoch aber bietet die vorliegende Briefreihe, von 1792 bis zu Wolf's Tode (1824), also von Humboldt's frühestem Mannesalter bis zu der Höhe seines Lebens, die reichlichsten Data zur Kenntniß von seinem Bildungsgang und Streben, herrliche Züge zu seinem Charakterbilde. Freilich sind diese Züge unter der überwiegenden Masse rein philologischer Bemerkungen und Notizen, welche zunächst für den Mann von Fach geschrieben sind, und worunter bei dem vorgerückten Stande der Kritik und Quellenkunde Manches nothwendig veraltet sein wird, zerstreut; doch sind sie auch, als Ganzes angesehen, gerade für Humboldt im hohen Grade charakteristisch: denn das Studium der Alten, vorzüglich der Griechen, bildete den Ausgang, die Grundlage und das vermittelnde Element seiner ganzen Bildung. Im Umgang mit den Griechen erwachte zuerst seine productive Anlage; sie thut sich zuerst in Versuchen von Uebersetzungen anfangs des Pindar, später des Aeschylos hervor; sie erweitert sich im Verfolge zu Entwürfen einer Geschichte der Philosophie, Denkart und Sitten Griechenlands (S. 47). Auch als er sich in das Studium der Schriften Kant's vertieft, erfüllte er sich aus dieser Quelle mit philosophischen Ideen, „die seine Arbeiten über die Griechen erst einleiten sollen" (S. 89). Bald zeigt sich aber, daß die Philosophie, als solche, sozusagen die Form von Humboldt's geistigem Leben ausmacht; er verhält sich den Objecten gegenüber vor Allem und wesentlich denkend und reflectirend; die antike Welt und Kunst kann seinen ins Universelle und Allgemeine strebenden Geist nicht ausfüllen. So umfaßt Humboldt bei seinem Aufenthalte in Jena 1794 die Naturwissenschaft, namentlich Anatomie, die er bei Loder hört (S. 118). Von seiner Verbindung mit Schiller, worüber Humboldt selbst uns mit dem Denkmale ihres Briefwechsels beschenkt hat, klingt in diesen Briefen zunächst nur noch die Seite an welche Wolf als Philologen interessirte; denn auch in Jena „verging kein Tag sine Graecis". In diese Zeit fällt der Anfang der Uebersetzung des „Agamemnon", welche erst viele Jahre nachher (1816) veröffentlicht ward; und Humboldt spricht sich hier über die Aufnahme sei-

*) Der ganze Inhalt dieses Bandes, welchem das Bildniß Humboldt's beigegeben ist, erscheint jetzt zum ersten mal gedruckt. Dies, und der Umstand, daß wir diesen Nachlaß hier um einige Stücke vermehren können, wird das Hervorheben dieses einzelnen letzten Bandes der gesammelten Werke für sich hinlänglich rechtfertigen.

ner Arbeit bei Goethe und Schiller gegen Wolf aus, neben welchem er fast keine Autorität weiter bestehen läßt. Daß Schiller mit dem „Agamemnon" nicht recht zufrieden ist, macht ihm im Grunde so wenig Bedenken als Goethe's Lob ihn wenig fördert (S. 190); denn, schreibt er (31. März 1797):

Schiller fehlt es an Kenntniß . . . Goethe's Beifall ist mir aus mancherlei Gründen weniger erfreulich. Er findet sich durch meine Uebersetzung beim Lesen des Originals erleichtert, dafür ist er dankbar, und so lobt er leichter. (Kurz vorher: Er ermuntert mich, nicht nur den „Agamemnon" zu endigen, sondern auch ein Stück des Sophokles, eins des Euripides, alle charakteristisch gewählt, nachfolgen zu lassen.) Unter dem Tadel ist mir der Schiller'sche nicht wichtig. Er beweist mir blos, daß ich auf eine große Classe Leser nicht zählen darf; nun Das wußte ich vorher. Nur Ihrer hat mich niedergeschlagen.

Herder's ist hierbei nicht gedacht, sein Name kommt aber in einem ältern Briefe (Tegel, 9. Nov. 95; S. 141) vor, zur Zeit des bekannten Zerwürfnisses zwischen Wolf und Herder auf Anlaß des von Letzterm in die „Horen" gegebenen Aufsatzes über Homer („Homer, ein Günstling der Zeit"), welcher Wolf's Empfindlichkeit zu einem Ausfalle gegen Herder in der „Allgemeinen Literatur-Zeitung" hinriß. Erfreulich ist die Unparteilichkeit womit hier Humboldt Herder gegen den von ihm so hochverehrten Freund in Schutz nimmt, ja diesem seine ganze Misbilligung an den Tag legt. Der Gelehrtenstolz hatte bei Wolf einen Augenblick außer Augen setzen lassen, daß ein Herder, auch ohne Philolog und Geschichtsforscher von Fach zu sein, bei der Frage über Homer ein Votum habe. Humboldt sagt ihm:

Man kann gar nicht zu historischen Untersuchungen gemacht sein, und also die Hauptfrage eines solchen Aufsatzes gänzlich verfehlen, und doch viel Genie in der ästhetischen Beurtheilung des Alterthums besitzen, und nebenbei neue und interessante Bemerkungen machen.

Humboldt sagt Wolf endlich unumwunden, daß jener Angriff auf Herder nicht blos nicht nöthig, sondern auch unter seiner (Wolf's) Würde war (S. 143), Aeußerungen welche Wolf jedoch von Humboldt sehr gut aufnahm.

In Jena war es auch, daß Humboldt, unverkennbar im Umgang und Ideenaustausch mit Schiller, zu größerer Klarheit über sich selbst und sein wissenschaftliches Streben gelangte. Es ging ihm ein tiefes Gefühl von der Unfruchtbarkeit seines bisherigen Strebens hervor: er findet, daß ihm bei allem Eifer, aller Thätigkeit — Methode gemangelt hat (23. Dec. 1796; S. 175), daß dies Gebrechen bei ihm radical sei, und daß er ebenso nothwendig an ihm selbst als an seinem Gegenstande arbeiten müsse, um nicht in diesen seine Fehler hineinzutragen. Vorzüglich nachtheilig auf seine productive Thätigkeit habe bisher eine gewisse unglückliche Wahl der Gegenstände gewirkt; und daran wäre zuletzt Mangel an Selbsterkenntniß schuld. Hieran knüpft Humboldt eine Schilderung seiner geistigen Eigenthümlichkeit. Weder philologisch-historische (höhere) Kritik für sich noch abstracte Begriffszergliederung allein sage seinem Geiste zu, sondern die Combination beider Thätigkeiten bei einer concreten geschichtlichen (oder ästhetischen) Aufgabe. S. 175 drückt er sich also aus:

Wenn ich zu irgend Etwas mehr Anlage als die Allermeisten besitze, so ist es zu einem Verbinden sonst gewöhnlich als getrennt angesehener Dinge, einem Zusammennehmen mehrer Seiten und dem Entdecken der Einheit in einer Mannichfaltigkeit von Erscheinungen.

Diese Anlage, verbunden mit den ihm mehr als Andern vergönnten Mitteln und Wegen die Welt zu sehen, mache ihn vorzugsweise zur individuellen Charakterkenntniß geschickt, und ebenso dazu, diese Kenntniß in eine Theorie zu fassen. „Dies ist also recht eigentlich das Gebiet das ich mir stecke: Kenntniß und Beurtheilung des menschlichen Charakters in seinen verschiedenen Formen." Zufolge dieser Selbsterkenntniß theilt Humboldt seinem Lehrer und Freunde zwei literarische Entwürfe mit, welche beide auf eine und die nämliche Idee zurückweisen, was hier das Wichtigste bleibt, da jene Entwürfe selbst gar nicht oder nur fragmentarisch ausgeführt wurden. Der eine sollte eine historisch-philosophische Darstellung und Charakteristik des 18. Jahrhunderts sein, mit näherer Beziehung auf Franzosen und Engländer, was Humboldt (16. Juli 1796, S. 169) einen wahren salto mortale nennt, nämlich einen Sprung von den ältesten zu den neuesten Zeiten. Näher betrachtet aber war Dies in Humboldt's Seele Nichts weniger als ein Sprung, sondern entsprach bei ihm der Tendenz: die Kluft zwischen den beiden Welten, der antiken und modernen, auszufüllen. Es ist die Seite wonach Humboldt mit Schiller zusammenhängt. Wie dieser in derselben Zeit antike und moderne Poesie unter der Bezeichnung der naiven und sentimentalen als nothwendige menschliche Gegensätze und insofern Ergänzungen hinstellte, so schwebte Humboldt's Geiste die Aufgabe vor, jenen Contrast auf die allgemeine historische Charakteristik anzuwenden und antike und moderne Welt durcheinander in helleres Licht zu setzen. Er selbst drückt Dies (Jena, 23. Dec. 1796; S. 177) so aus:

Wenn man die Fortschritte des menschlichen Geistes in ihrer Folge übersieht, so erscheint Einem durchaus Nichts so wichtig als der Contrast des antiken und des modernen Charakters. Es ist schlechterdings meiner Ueberzeugung nach unmöglich, einen von beiden nur richtig anzusehen, ohne den andern zugleich zu kennen... Die antike und die moderne Individualität sind zwei Zustände verschiedener Entwickelung gleicher Kräfte; man muß daher nothwendig irren, wenn man einen allein als etwas Vollendetes und an sich Geschlossenes ansieht. Auch muß der Geist, wenn er einen Gegenstand betrachtet, über demselben stehen, er selbst muß gewissermaßen höher oder erweiterter cultivirt sein. Daher ist der blos modern Gebildete immer ein weniger guter Beurtheiler des Modernen, und ebenso ist es auch mit dem Alterthum.

Als ein Beispiel der Einseitigkeit in letzterer Hinsicht wird kurz vorher J. H. Voß angeführt. Und so sollte denn die beabsichtigte Schilderung des 18. Jahrhunderts eine „durchgehende Parallele mit den Alten" enthalten, als Einleitung dazu aber eine eigene allgemeinere Schrift unter dem Titel „Ueber die philosophische Schilderung und Würdigung des Charakters eines bestimmten Zeitalters" vorangehen.

Bei dem lebhaften Bedauern welches das Unterlassen dieser historischen und philosophischen Arbeit bei Humboldt seinen Verehrern erregen muß, können und dürfen wir uns doch der Reflexion nicht erwehren, daß Humboldt bei der Art wie er sich den Gegensatz des Antiken und Modernen dachte, das Moderne zu knapp und unzulänglich gefaßt haben möchte: denn daß das Moderne, in seinem Gegensatz zum classischen Alterthum, seine lebendigen Wurzeln in das sogenannte Mittelalter hinabsenkt, dieses aber mit seinem Princip mit der christlichen Religion und ihren Quellen, Zeugnissen und Geschichten auf das innigste zusammenhängt — diese concret-historische Auffassung des Modernen, wie sie durch Steffens und Friedrich Schlegel unter uns oder durch Guizot in Frankreich Gemeingut geworden ist, lag in dem Zeitalter des Kantianismus noch zu fern. Der wahre und höchste Träger des Allgemeinen in der Mannichfaltigkeit der Völker, Zeiten und Geschlechter blieb die Natur, für Humboldt die organische Natur, daher seine frühe Hinneigung zur Physiologie, Anthropologie und selbst Physiognomik, gleichsam als Propyläen der Menschheitsgeschichte. Daraufhin nun zielt die andere Arbeit, über welche Humboldt gleichzeitig gegen Wolf sich ausspricht: er nennt es „eine vergleichende Anthropologie" (S. 176), und dachte darin „die Verschiedenheit der geistigen Organisation verschiedener Menschenclassen und Individuen ebenso gegeneinander zu stellen als man in der vergleichenden Anatomie die physische der Menschen und Thiere miteinander zu vergleichen pflegt". Es sollte dieser Plan, welcher allerdings die vielseitigsten Zurüstungen erfoderte, „die allgemeinen Ideen über mögliche Charakterverschiedenheit überhaupt, über Gattungscharaktere im Allgemeinen, und über das Eigenthümliche einzelner derselben, z. B. des *Geschlechts*, der Alten, Temperamente, Nationen und Zeitalter enthalten". Hätte Humboldt ein solches Unternehmen ausgeführt, so würde die Literatur um ein Werk reicher sein, welches zu Herder's „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" zwar eine sehr nahe Verwandtschaft, aber neben ihm seine hohe Eigenthümlichkeit und in philosophischer Beziehung gewiß seinen Vorzug behauptet hätte. Denn Herder eilte überall zu sehr zur Erfassung der Aehnlichkeiten, der Analogien und der ihnen zu Grunde liegenden Einheit; während Humboldt bei aller Universalität, wie er sie in dem letzten Lebensstadium in seinen sprachphilosophischen und sprachvergleichenden Werken am glänzendsten entwickelte, in der Hervorhebung des Eigenthümlichen oder, wie er es selbst ausdrückt, des individuell Charakteristischen in allen Nuancen, verbunden mit der Schärfe des Zergliederns, eine hohe Meisterschaft und Originalität an den Tag legte. Als ein Fragment jenes anthropologisch-historischen Entwurfs darf der herrliche Aufsatz: „Ueber den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluß auf die organische Natur" (in den „Horen" von 1795; Werke, IV, 270—301) gelten.

Nach Humboldt's Abgang von Jena begleiten wir ihn, am Faden seiner Briefe an Wolf, nacheinander auf die großen Weltschauplätze wohin Neigung und Beruf ihn führen, namentlich nach Wien, Paris, Madrid, Rom. Von Wien aus macht er treffende Bemerkungen über den Gegensatz des Süd- und Norddeutschen (20. Aug. 1797; S. 194); dem Süddeutschen spräche er gern mehr Charakter als dem Norddeutschen zu, eine bessere und energischere, wenigstens elastischere Natur: er glaubt, daß der deutsche Geist, wäre die Cultur der Sprache und Literatur von Süddeutschland (wie in der Zeit der Minnesinger) ausgegangen, beiweitem mehr Energie und Originalität gewonnen haben würde. Allein dann hätte der deutsche Geist

statt wie er jetzt ist, gleichsam der Beschauer und Beurtheiler aller Nationen zu sein, mit zu den Parteien gehört, und es hätte gleichsam der Standpunkt gefehlt aus dem sich alle übersehen lassen, und auf den alle zurückwirken. Und ohne Das wäre es nicht möglich gewesen was ich jetzt für wirklich erreichbar halte, daß Eine Nation gleichsam die Brücke zwischen der antiken und modernen Welt, die sonst durch eine unendliche Kluft getrennt geblieben wäre, gemacht hätte. Denn Dies, die Verbindung der Eigenthümlichkeiten der alten und neuern in eine einzige Form hervorzubringen, könnte man gleichsam die Endabsicht des deutschen Charakters nennen, oder vielmehr Das wohin Jeder von seinem Theil mitzuwirken streben muß dem es um eine wahrhaft idealische Veredelung unsers Nationalcharakters zu thun ist. Zwar läßt sich mit Grund sagen, daß dies Ziel jeder Nation vorgesteckt ist. Aber nur eine die eine solche Geschmeidigkeit besitzt sich fremden Eigenthümlichkeiten anzupassen, hat eine sichere Hoffnung demselben näher zu kommen.

Diese Betrachtungen sind nicht nur für Humboldt, sondern für das ganze damalige Zeitalter charakteristisch und insofern lehrreich. Zu der Zeit da Frankreich, vom Strome der Revolution fortgerissen, das Nationalgefühl seiner Söhne zum Angriff auf die Selbständigkeit und Unabhängigkeit der andern Nationen, vor allen der deutschen, nicht hoch genug spannen kann, bleiben die edelsten Deutschen an abstracten Begriffen einer rein idealischen und universal-historischen Bestimmung der deutschen Nation haften, was die heutige Generation so gern als einen Mangel an Patriotismus bei unsern größten Geistern auslegen möchte: und wer hat nachmals in der Periode von Deutschlands Niederlage und Triumph sich patriotischer, deutscher gezeigt als Humboldt? Was indeß die Materie jener über deutschen Geist ausgesprochenen Sätze betrifft, so müßten wir dabei dieselbe Abstraction aussetzen wie vorhin bei den Bemerkungen über den Contrast des Antiken und Modernen in Bezug auf geschichtliche Darstellung: das Moderne wird dem Antiken gegenüber als viel zu elementarisch gefaßt, da es eine Mischung der verschiedensten Elemente ausdrückt, in welchen z. B. das Orientalische, insofern es sich an Religion und Bibel knüpft, eines der Grundelemente, namentlich des Protestantismus, ausmacht. Aber diese Seite lag der damaligen Betrachtung ein wenig fern. Unbeschadet der gewiß unbestrittenen Universalität des deutschen Geistes — dürfte von den Völkern des neuern Europa wol doch Italien am meisten, wenigstens viel mehr als Deutschland, die Brücke von der modernen zur antiken Welt zu schlagen geeignet bleiben.

An welche Orte wir übrigens einen Geist wie Humboldt begleiten, überall müssen die Gegenstände, die Umgebung ihr Licht von seiner Individualität annehmen, überall ist es Humboldt selbst dessen Denken und Bestreben wir mit steigenderm Interesse verfolgen, als die Neuheit, das Ungewöhnliche des Orts und der Zeit bei Andern uns einflößen würden. Von Paris (22. Oct. 1798; S. 209) kündigt er dem Freunde die „Aesthetischen Versuche" an, die Beurtheilung von Goethe's „Hermann und Dorothea" enthaltend, die er hier ausgearbeitet und eine Epoche in der deutschen Aesthetik begründet; hier las er zu gleicher Zeit mit Entzücken Voß' „Ovid".

Sie, Glücklicher — schreibt er —, mitten in Deutschland und unter lauter Deutschen können kaum fühlen wie viel Einem eine solche, so kräftige, hohe und begeisterte Sprache gibt, was solche Bilder dem Sinn, solche Gedanken dem Geist und Herzen sind. Aber in dieser Oede, „fern von dem Schalle germanischer Rede", schlagen deutsche Töne dieser Art ganz anders an ein deutsches Ohr. In der That wird man hier der Herz- und Kraftlosigkeit sehr müde, und ich bleibe noch immer dabei, daß, so manches Interessante ich auch hier für meine Neugierde antreffe, der einzige Genuß meiner bessern Kräfte doch immer ein erhöhteres und durch den Contrast selbst lebendigeres Bewußtsein der vollern und kräftigern deutschen Natur bleibt.

Voß machte ihm damals durch diese Uebersetzung noch den Eindruck „eines echten Dichtergenies"; einige Jahre später, in einem Briefe aus Rom (S. 265), vermißt Humboldt indeß, bei aller Verehrung vor Voß, in dessen Uebersetzungen wie in seiner eigenen Prosa „Geschmack". Er wollte fast wetten, äußert er da, Voß habe nie mit großem Antheil und Studium die Attiker gelesen; er sei bei den Ioniern sitzen geblieben, und habe oft dann noch Ionier — mit Holstein verwechselt.*)

(Die Fortsetzung folgt.)

*) In den philosophisch durchdachten, so gehaltreichen Briefen „Ueber die gegenwärtige französische tragische Bühne" aus Paris im August 1799, welche Humboldt zur selben Zeit in Goethe's „Propyläen" (1799, III, 2; „Gesammelte Werke", III, 142—172) einsandte, und in welchen die Eigenthümlichkeit des französischen Theaters nach dessen Vorzügen und Mängeln im Gegensatze zu dem deutschen auf die entgegengesetzten Typen des französischen und deutschen Geistes in Sprache, Poesie und Metaphysik hinaufgeführt wird — auch hier weist Humboldt dem Sprachkünstler Voß unter den Deutschen den ersten Platz ein.

Zur polnischen Literatur.

1. Mała Encyklopedya polska przez *S. P.* Zwei Theile. Lissa und Gnesen 1841—47. 4 Thlr. 20 Ngr.

In neuester Zeit sind mehre Encyklopädien in polnischer Sprache begonnen worden. Zu einem sehr weitläufig angelegten Werke der Art vereinigten sich vor etwa zehn Jahren mehre Literaten in Warschau; sie ließen aber nur einen kleinen Theil des beabsichtigten Werks ans Licht treten. Ein anderes, „Starozytności polski", von dem tüchtigen Literaten Moraczewski in Posen 1842 begonnen, ist leider auch durch das Zusammentreffen ungünstiger Umstände erst bis zum Buchstaben P gediehen; doch ist noch Hoffnung zu dessen Vollendung vorhanden. So ist denn die Encyklopädie, deren Titel oben angegeben ist, bis jetzt die einzig vollendete in polnischer Sprache, alter, nicht mehr brauchbarer Werke nicht zu gedenken. Der Verf. desselben ist Graf Stanislaw Plater. Sein Werk enthält nur Artikel die auf Polen Bezug haben; neben Lebensbeschreibungen merkwürdiger Personen welche irgendwie mit Polen in Berührung gekommen sind, doch mit Ausschluß noch Lebender, neben Beschreibungen polnischer Städte, wichtiger Ortschaften, Gegenden und Flüsse u. s. w. findet man auch Beschreibungen der Naturproducte Polens, und diese letzten sind oft interessant. Sollten auch genauere, bestimmtere Angaben in manchen Artikeln vermißt werden, könnte man auch bisweilen dem Verf. den Vorwurf machen, daß er über Manches cavalièrement hinweggegangen ist, so gebührt ihm doch für die Mühe mit der er sich der Zusammenstellung des Ganzen unterzogen hat allgemeine Anerkennung; und diese Mühe war bei einem polnischen Werke der Art viel bedeutender als bei einem ähnlichen in einer neuern Sprache, da dem Verf. fast alle Vorarbeiten fehlten, und er sich das Meiste aus großen, seltenen, oft durch schwerfällige Abfassung das Studium erschwerenden Werken hat hervorsuchen müssen. Es ist schon ein großes Verdienst, wenn man wie der Verf. das Ergebniß gründlicher Forschungen durch populaire Darstellung in die gebildetern Kreise gebracht, und dadurch das Verständniß der Vorzeit diesen Kreisen erleichtert hat.

2. Witoloraudа. Pieśn z podań Litwy. Przez *J. J. Kraszewski*. Wilna 1846. 5 Thlr.

Es erquickte Ref. als er nach den schwülstigen, aufgedunsenen, überschwenglichen, tiefsinnig sein sollenden, halb lyrischen, halb epischen Gedichten, dergleichen die polnische Emigration in Frankreich in neuester Zeit in ziemlicher Zahl zu Tage gefördert hat, diese einfache poetische Erzählung zur Hand nahm. Sie rührt von Kraszewski her, einem der jüngern polnischen Schriftsteller, der hier einen Cyklus lithauischer Sagen poetisch bearbeitet hat. Der „Frithjofs-Sage" von Tegnér nicht unähnlich spricht die „Witoloraudа" ebenfalls durch die kräftige Zeichnung nördlicher Natur und das frische Leben an, wenngleich dies polnische Gedicht jenes schwedische an poetischer Tiefe beiweitem nicht erreicht. Der Held ist Witol, der Urahn der Jagellonen, und der Inhalt folgender: Milda, die lithauische Göttin der Liebe, hat sich in einen Menschen, Romois, verliebt und gebiert diesem einen Sohn. Aber der Donnergott Perkun entdeckt dies der Göttin unwürdige Verhältniß, tödtet den Romois und straft die Göttin, der es gelingt ihren Sohn Witol zu retten. Dieser wird bei armen Leuten auferzogen, überragt, nachdem er erwachsen ist, als Sohn einer Göttin alle Menschen an Kraft und Klugheit, gelangt, wie Frithjof, in den Besitz eines wunderbaren Schwertes und Pferdes, macht sich weit und breit berühmt und schwingt sich zu einem mächtigen Herrn empor. Endlich erreicht ihn der Haß Perkun's: er wird mit seiner Geliebten von Perkun getödtet, doch von seiner Mutter in den Himmel aufgenommen. Das Gedicht ist überdies reich an Beschreibungen der Sitten, des häuslichen Lebens und der religiösen Gebräuche der heidnischen Lithauer. Es erscheint hier schon in zweiter Auflage, in welcher aber die grotesken eingedruckten Holzschnitte für die poetische Illusion höchst störend sind. 9.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 119. —— 29. April 1847.

Wilhelm von Humboldt's gesammelte Werke. Fünfter Band.

(Fortsetzung aus Nr. 118.)

Von Humboldt's Eigenthümlichkeit, mitten in dem lärmenden Strudel des Tages sich still in die Ideenwelt und deren Objecte zu versenken, zeugen die aus Paris erlassenen, in diesem Bande zum ersten mal mitgetheilten Briefe „Ueber das Musée des Petits-Augustins" (S. 363—402), eines Klosters in welchem die vor dem Vandalismus der Revolutionsmänner geretteten historischen Denkmäler der Dynastien Frankreichs in chronologischer Ordnung aufgestellt waren. Wer einmal mit Humboldt's damaligen Ideen über vergleichende Anthropologie bekannt ist, den darf der an sich freilich originelle Gedanke und Versuch nicht überraschen, auf jene historischen Denkmäler die Gesetze einer wissenschaftlichen Physiognomik anzuwenden. Der Philosoph wie der Künstler kann hier die treffendsten Bemerkungen über Wesen und Ausübung der Physiognomik schöpfen. Es war Dies vielleicht der erste Versuch, die durch die spielenden Combinationen eines Lavater in Verruf gekommene Physiognomik auf das Feld der, von sittlichen Motiven und Interessen zunächst ganz freien, Naturbeobachtung zu leiten. Wir begnügen uns darauf hinzudeuten.

Von Paris macht Humboldt mit seiner Gattin einen Abstecher nach Spanien, und der verhältnißmäßig kurze Aufenthalt daselbst, namentlich in Madrid, ist nicht ohne bleibende Wirkung auf seinen gleichsam mit hundert Augen um sich schauenden Geist. *) Dem Philologen freilich kann er hier nur eine schlechte Ausbeute verheißen; eine desto größere aber nimmt der Sprach- und Literatur-Philosoph mit hinweg, der Kunstfreund, der Menschen- und Weltbeobachter endlich. Er schreibt aus Madrid (20. Dec. 1799; S. 211):

> Ich für mich bekümmere mich sonst um vielerlei, vielleicht um zu viel Dinge. Mein Zweck ist, Menschen und Nationen kennen zu lernen, und dazu muß man freilich manchmal sehr indirecte Wege einschlagen.

*) Hierher gehören die aus den „Geographischen Ephemeriden" von 1803 in den dritten Band der gesammelten Werke aufgenommenen und an Goethe gerichteten Briefe über den Montserrat bei Barcelona, und die ebendaselbst mitgetheilten Reiseskizzen aus Biscaya.

Humboldt ist einer von Denen welche die spanische Malerschule, „die dieser Winkel der Erde wirklich verbirgt", gewissermaßen entdeckten; seiner hochbegabten Gattin gewährten diese Schätze vor allen einen großen Genuß, sie besah Alles genau und schrieb über alle merkwürdigen Gemälde („und die Zahl dieser ging in die Hunderte") Etwas auf. Ihn selbst fesselte die spanische Literatur, welche ihn zu Vergleichungen mit der ältern französischen und italienischen reizte, doch noch mehr; und er hegte damals Entwürfe zu Forschungen welche er freilich nicht ausführen konnte, deren Ausführung sogar erst in unsere Zeit, namentlich unter uns Deutschen (man denke an Valentin Schmidt, Huber, letztlich v. Schack und Clarus) fällt. Am meisten aber ward in Spanien Humboldt's sprachvergleichendes Talent angeregt. Er schreibt aus Madrid:

> Ich fühle, daß ich mich künftig noch ausschließender dem Sprachstudium widmen werde, und daß eine gründlich und philosophisch angestellte Vergleichung mehrer Sprachen eine Arbeit ist der meine Schultern nach einigen Jahren ernstlichen Studiums vielleicht gewachsen sein können.

Die classischen Leistungen Humboldt's auf diesem Felde, von welchen die Abhandlung über die baskische Sprache die unmittelbarste Frucht seines spanischen Aufenthalts war, erhöhen die Bewunderung von jener Bescheidenheit eines echten Genies.

Mit derselben Hoheit der Gesinnung, demselben Ernst der Meditation und Beobachtung spricht sich Humboldt aus in seiner Correspondenz mit Wolf aus Rom, wo er als preußischer Resident zu Anfang dieses Jahrhunderts seinen Platz einnahm. Ueberall wohin kein Gedanke sich hineinlegen oder herausholen läßt, bleibt Humboldt kalt, indifferent; die Osterwoche in Rom, welche Scharen von Fremden dorthin zieht, und der ein Goethe so viel poetisches, künstlerisches Interesse abgewann, ist für Humboldt nur eine Zeit „der langweiligsten Ceremonien die die Erde gesehen hat" (S. 247). So bekannte er auch (S. 262), daß er in die Museen und Galerien selten komme, daß er um Basreliefs, Münzen und Gemmen sich wenig oder gar nicht kümmere. Er schreibt:

> Ich liebe nicht die in Häusern eingeschlossenen Götter. Aber die Kolosse deren Wunderköpfe Sie im Barbarenlande gesehen haben, die unter freiem Himmel stehen und auf Rom vom Quirinal hinabsehen, die grüße ich ziemlich alle Tage.

Wo für mich der Genuß vollkommen sein soll, muß die Bläue des Himmels auch ihr Recht behaupten, man muß noch einen Theil Latiums mit überschauen und das Latiner-Gebirge den Horizont schließen sehen. Dann wird man unwiderstehlich zu endlosen Betrachtungen über Geschöpfe und Menschenschicksal hingezogen, dann rundet sich auf einmal um die Hügel herum das ganze Gemälde der Weltgeschichte. Denn auf mich übt Rom immer seine grosse Gewalt mehr als durch alles Andere dadurch aus, daß es der Mittelpunkt der alten und neuen Welt ist. Denn selbst das Letzte wird ihm Niemand mit Recht streitig machen. Unsere neue Welt ist eigentlich gar keine; sie besteht blos in einer Sehnsucht nach der vormaligen und einem gewissen Tappen nach einer zunächst zu bildenden. In diesem heillosesten aller Zustände suchen Phantasie und Empfindung einen Ruhepunkt, und finden ihn wiederum nur hier....

Und kurz vorher sagt er, er lese jetzt wieder sehr viel die Alten und immer Römer. Denn das Localinteresse überwiege doch alles andere:

Die Totalität der Römergeschichte und des Römerlebens im Kopf in Rom herumzugehen, ist eigentlich mein Leben.

Lyrisch-elegischen Schwung, wie er ein jedes der hierhergesetzten Worte beseelt *), findet man nicht in Goethe's Briefen aus Rom, in denen Alles im Sonnenschein behaglicher, genußvoller Gegenwart, in epischer Umständlichkeit sich ausbreitet. Wie Humboldt hatte vor ihm Gibbon in Rom gefühlt und gedacht und in diesem Gedanken die Geschichte des Verfalls erfaßt und geschrieben; und denken wir uns einen Tragiker wie Schiller nach Rom versetzt, so würde er wahrscheinlich, von den großen Erinnerungen des Orts ergriffen, den Stoff einer Tragödie aus Roms Geschichte geschöpft haben. Wenigstens der antiken Bildwerke wegen, gestand Schiller selbst in einem Briefe an Humboldt nach Rom (vom 17. Febr. 1701; „Schiller's Briefe" von Döring, III, 294), hatte er keine Neigung dorthin zu gehen wohin Humboldt an ihn sowie an Wolf die Auffoderung ergehen ließ. In demselben Briefe an Wolf, der uns zu dieser Betrachtung anregte, findet sich gegen das Ende ein begeistertes Wort über Schiller, dessen Tod, wie das Datum des Briefs zeigt, fälschlich nach Rom berichtet worden war. Hier heißt es:

Mich hat sein Tod unendlich niedergeschlagen. Ich kann wol behaupten, daß ich meine ideenreichsten Tage mit ihm zugebracht habe. Ein so rein intellectuelles Genie, so zu allem Höchsten in Dichtkunst und Philosophie ewig aufgelegt, von so ununterbrochen edlem und sanftem Ernst, von so parteilos gerechter Beurtheilung, wird ebenso wenig in langer Zeit wieder aufstehen als eine solche Kunst im Schreiben und Reden....

Nach dem letzten der römischen Briefe, vom 16. Juni 1804, fällt eine Lücke von fünf Jahren; der nächste Brief aus Königsberg (14. Juli 1809) hebt uns über die denkwürdige Epoche der neuesten Geschichte von Preussen und Deutschland hinweg. Humboldt folgte in diesem Jahre dem Hofe von Berlin nach Königsberg; jetzt beginnt eigentlich seine höhere Laufbahn und Wirkung als Staats- und Vaterlandsmann. Im Bunde mit den edelsten Geistern der Zeit widmet er seine ganze Kraft zunächst der innern Regeneration des Staats und Volksgeistes. Der harmlose heitere Ton der frühern Briefe, die unermüdliche, auf den eigenen Geist gerichtete Werdelust hat jetzt bei dem Ernst der Zeit wenig oder keinen Raum mehr; wiewol auch hier die Humboldt eigenthümliche Hoheit des Sinnes als fester Muth und Hoffnungsfülle für die Zukunft, Verzagtern gegenüber, hervorleuchtet. Er bestreitet (14. Juli 1709; S. 268) gegen Wolf, daß die Zerfallenheit der Dinge, wie Jener es nannte, immer mehr zunehme oder selbst nur sich gleichbleibe, und setzt hinzu:

Niemand kann die Zukunft enträthseln. Aber ich weiß nicht, ich habe einen vielleicht Manchem wunderbar scheinenden Muth. Lassen Sie uns nur mit Raschheit fortarbeiten, ich glaube nicht, daß uns das Gebäude zusammenstürzt, so toll es manchmal aussehen mag. Am wenigsten hilft es daran denken. Man kann vielmehr behaupten, daß Das nur schadet.

Wennschon in den vorhergehenden Briefen Humboldt's an Wolf, bei aller innigen Verehrung und Bewunderung vor des großen Philologen Talent und Genie, eine unverkennbare, wiewol unwillkürliche Superiorität der Gesinnung sich kundgibt, so tritt solche immer mehr hervor bei den Verhandlungen in Betreff der Reorganisation des Cultus- und Unterrichtswesens, dessen Haupt Humboldt zu der Zeit war, und zu welchen Wolf in mehrfacher Beziehung zugezogen wurde, ohne daß es bei ihm gelingen konnte die Interessen und Foderungen des Gelehrten und des Staatsbeamten in Einklang zu bringen. Humboldt's Briefe an Wolf in dieser Hinsicht, z. B. der vom 30. Jan. 1810 (S. 286 fg.), sind lehrreiche Beiträge zur Charakteristik des großen Philologen, aber auch Humboldt's. Unsere Absicht ist es jedoch, hier bei Humboldt's damaligen Reformen, Schöpfungen und Tendenzen zu verweilen, über welche die in diesem Bande wie alles Uebrige zum ersten mal mitgetheilten „Amtlichen Arbeiten und Entwürfe aus dem Jahre 1809" (S. 319—360) Licht verbreiten. Es sind folgende vier: 1) „Ueber geistliche Musik" (an den König am 14. Mai 1809); 2) „Antrag zur Gründung der Universität in Berlin" (den 10. Juli 1809); 3) „Ideen zu einer Instruction für die Wissenschaftliche Deputation bei der Section des öffentlichen Unterrichts"; 4) „Ueber die liegnitzer Ritterakademie" (Königsberg 17. Sept. 1809). Die Idee der Stiftung der berliner Universität nach ihrer hohen, und besonders auch politischen Bedeutung ist längst anerkannt; es reicht hin darauf blos hinzudeuten. Minder bekannt dürfte es sein, daß Humboldt als Haupt des öffentlichen Unterrichts im J. 1809 seine Fürsorge nicht blos auf den Glanz der von den Spitzen der Intelligenz im Staat ausstrahlt richtete, sondern zugleich auch den Volksgeist in seinen mittlern und untern Schichten zu heben suchte, aber auch dabei von den höchsten und allgemeinsten Gesichtspunkten ausging. So beabsichtigte der Antrag „Ueber geistliche Musik" etwas weit Wichtigeres als die Stiftung der berliner Singakademie, wie sie unter Zelter (der hier empfohlen wird) sich gestaltet hat: von dem Gesichtspunkte ausgehend, daß die Musik das allgemeinste Bildungs- und Erziehungsmittel einer Nation ist, sollte eine ordentliche musikalische Behörde eingerichtet werden, von welcher die Verbesse-

*) Man kennt ihn bereits aus den Stanzen „Rom" (Berlin 1806).

rung der öffentlichen Musik nach und nach ausgehen, und deren Geschäft vorzüglich in Aufsicht, Prüfung und Bildung der im Dienste des Staats und der Gemeinen anzustellenden Musikanten bestehen sollte; zunächst mit Rücksicht auf die mit den Stadtobrigkeiten verbundene Musik, deren Verbesserung „gewiß gänzlich mit dem wohlthätigen Zweck der neuen Städteordnung übereinstimmen würde"; endlich mit wesentlicher Beziehung auf die Behandlung der Musik in den Schulen. So einleuchtend dieser im Geiste des antiken Volkslebens nicht minder wie in dem des christlichen Cultus und der Volkspädagogik gefaßte Vorschlag ist, so ist er doch bisher noch in keinem Staate ausgeführt worden; denn die musikalischen Conservatorien von Paris, Wien oder Prag sind aristokratisch abgeschlossene musikalische Akademien, deren Wirkung nach außen in schwachem Nachhall verklingt oder in einzelne Virtuosstäten sich zersplittert. Humboldt's Vorschlag besteht daher noch in seiner ganzen Neuheit und Wahrheit, sammt seiner Begründung, wie sie aus dem ersten Entwurfe hier ergänzend mitgetheilt ist (S. 323), goldene Worte wie sie aus der Feder nur eines solchen Gesetzgebers fließen können. Die Musik wird hier dargestellt als ein natürliches Band zwischen den untern und höhern Classen der Nation, und Dies sei es wodurch ihr vorzüglich beim Gottesdienst, dessen ganz eigentlicher Zweck es ist, alle Glieder der Nation nur als Menschen, und ohne die zufälligen Unterschiede der Gesellschaft zu vereinigen, ein so großer und wichtiger Einfluß verschafft wird. Und zum Schlusse:

Man kann es überhaupt nicht genug wiederholen: Kunstgenuß ist einer Nation durchaus unentbehrlich, wenn sie noch irgend für etwas Höheres empfänglich bleiben soll; durch welche Kunst aber ließe derselbe sich bis zu den untersten Volksclassen hin reiner, mächtiger und leichter verbreiten als durch die Musik!

(Der Beschluß folgt.)

Romanliteratur.

1. Skizzen eines vielbewegten Lebens von einer Dame aus dem höhern Stande. Stuttgart, Hallberger. 1846. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Ref. hat nicht leicht einen Roman gelesen der, obgleich ganz interessante Situationen und Gegenstände berührend, so wenig das Interesse des Lesers zu wecken versteht. Die Heldin Hortense, welche eine liebenswürdige, etwas coquette Französin vorstellen soll, erwidert die feurigen Liebeserklärungen des Mannes den sie liebt mit einer französischen Romanze, und die beste Freundin empfängt die Ankündigung ihrer Verlobung ebenfalls mit einer französischen Romanze. Hortense wird ihrem Bräutigam entführt, von England nach Frankreich gebracht, weil eine alte Tante die Nutznießung ihres bedeutenden Vermögens bis zu der Nichte Vermählung hat. Man bringt sie in ein Kloster, dann kommt sie in der Tante Haus; überall benimmt sie sich schnippisch und störrisch. Die unbekannte Verf. weiß durchaus nicht ein junges Mädchen zu schildern; alle diejenigen die sie aufführt, von der Heldin bis zur französischen Novize, sind voll Ränke und Witze, sprechen in Wortspielen wie in der französischen Komödie, sodaß Ref. oft geneigt war, das vorliegende Buch für eine Uebersetzung aus dem Französischen zu halten, wozu der etwas schwerfällige, durchaus nicht fließende Stil allerdings berechtigt. Endlich wird die entführte Heldin noch von ihrem Bräutigam aufgefunden. Er ist Schiffscapitain, und sie begleitet ihn zur See; vorher aber macht sie noch die Eroberung eines Lord Barrington. Sie schildert selbst ihre Existenz in Madras; ihr Mann ist zur Verstärkung des Admirals Elliot nach China commandirt und verläßt sie. Da sie die Trennung nicht ertragen kann, folgt sie ihm, wird von den Chinesen gefangen in einem Käfig ausgesetzt, gelangt aber durch die Protection eines frühern Secretairs ihres Mannes, des Sohnes eines Seeräubers, an den chinesischen Hof; dann wird sie befreit und ihrem Gemahl zugeführt als er eben im Sterben ist. Nach fernern Abenteuern in Afghanistan gelangt sie endlich in die Arme des Lord Barrington, der sie auch heirathet, indem sie allen Witwen und Witmännern den Rath gibt ein Gleiches zu thun. Alle diese Fata der Heldin und noch viele andere Schicksale von andern Helden und Heldinnen sind in dem Buch enthalten, und man kann sich also denken wie skizzenhaft sie vorgetragen sein müssen; so wenig ausführlich und detailirt in der That, daß der Leser unmöglich an der einen oder der andern Erscheinung Intresse finden kann. Es ist so wenig Anmuth in der Zusammenstellung des Ganzen, so wenig Anschauung des wirklichen Lebens, daß Ref. beinahe an der Autorschaft einer Dame zweifeln möchte, da die Damen doch häufig psychologische Wahrheiten besser zu entwickeln verstehen als die Männer. Wenn z. B. der alte Lord Aston das ihm anvertraute junge Mädchen von den Greueln des portugiesischen Kriegs unterhält, „wo die erbeuteten Frauen unter die Armee vertheilt werden, und vom gemeinen Soldaten oft zum General avanciren", oder wenn die englische Freundin dem neugierigen jungen Mädchen über die unehelichen Kinder ihres Anbeters Auskunft gibt, wird die Behauptung des Ref. vollständig bestätigt. So kann denn an dem Buch außer einigen Schilderungen von Madras und China Nichts gelobt und der Aufmerksamkeit der Leser empfohlen werden.

2. Ismail. Roman von Adolf Görling. Drei Theile. Hannover, Schlüter. 1847. Gr. 12. 4 Thlr.

Das in neuester Zeit so seltene Talent der Romanschreiber, durch die Verwickelung der Begebenheiten den Leser zu fesseln, besitzt der Verf. im hohen Grad. Es ereignen sich die unerhörtesten Dinge: diplomatische und gerichtliche Bestechungen und Betrügereien, Intriguen mit listigen hochgestellten Frauen, Mord, Todtschlag, vereitelte und gelingende Fluchtversuche, Kirchenraub und Kinderraub. Bösewichter als Staatsmänner, Jesuiten, Zigeuner, Gauner, Prinzen treten handelnd auf, und helfen zur Verwirrung und Entwirrung der Begebenheiten die in den verschiedensten Verhältnissen abgesponnen werden: in den Häusern der Juden und in den Zelten der Zigeuner, im Hause des Ministers und dem des verbrecherischen Generalconsuls, in der Gaunerkneipe und auf der Ritterburg. Es ist ein buntes Gemisch von Thaten, Reden und Ereignissen, immer charakteristisch, geistreich, lebendig und unterhaltend. Will man zwar den Prüfstein der gesunden Vernunft anlegen, so möchte man wol Manches unwahrscheinlich, Manches übertrieben, auch Manches barock und Vieles überladen finden; man muß indeß einen solchen Roman nicht so streng kritisiren: er ist für ein großes Publicum geschrieben welches unterhalten sein will, dem eine geistige Anregung noththut, das eines Herzpochens bedarf, eines Kitzels der Hirnnerven: Das wird ihm geboten. Der Leser legt den ersten Theil nicht aus der Hand ohne nach dem zweiten zu greifen, und mit dem dritten wird es ebenso; er schlägt sogar neugierig die letzten Blätter auf, um zu wissen wie sich Alles auflöst. Da steht es nun freilich traurig aus: die Heldin Ludoiska verscheidet im Augenblick der Vereinigung mit dem Geliebten vor Schreck oder Freude — sie ist todt in seinen Armen. Ismail der Held und die getreue Zigeunerin Palma Morrista sterben lebensmüde und unglücklich am Gifte das sie sich selbst gereicht. Alle handelnden Personen bleiben getäuscht und unbefriedigt zurück. Nur Josephine, die vielgeplagte Gattin des schurkischen Freiherrn von Grimming, des

ersten Urhebers aller traurigen Verwirrungen, findet als Witwe den Jugendgeliebten wieder und wird glücklich. Die Ausmalung der einzelnen Charaktere ist mit Sorgfalt behandelt und gelungen. Wir empfehlen das ganze Werk den Leihbibliotheken als ganz geeignet mit den Romanen Eugène Sue's und Alexandre Dumas' den Wettlauf des Interesse im deutschen Publicum zu nehmen. 46.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Uebersetzungen griechischer und lateinischer Classiker.

Im Allgemeinen scheut selbst der gebildete Franzose die Mühe gründlicher philologischer Studien; aber wenn ihm die Meisterwerke durch lesbare Uebersetzungen, bei deren Beurtheilung mehr Verständlichkeit und geschmackvolle Form als gewissenhafte Treue in Anschlag kommen, vorgeführt werden, so nimmt er sie mit Dank entgegen. Daher ist denn auch die Zahl solcher Bearbeitungen welche in Frankreich erscheinen viel ansehnlicher als es bei uns der Fall ist, und es ereignet sich gar so selten nicht, daß die zahlreiche Nachfrage mehr als eine Ausgabe nöthig macht. Wir wollen hier aus der großen Masse von Uebertragungen griechischer und römischer Classiker welche in der jüngsten Zeit die französische Presse verlassen haben einige der bemerkenswerthesten hervorheben. Der unermüdliche Exeget und Interpret des Aristoteles, J. Barthélemy-St.-Hilaire, hat vor kurzem das Publicum wieder mit einer neuen Arbeit aus dem Kreise seiner Lieblingsstudien beschenkt. Dieselbe betrifft die „Psychologie" des Aristoteles, an der sich bis jetzt überhaupt noch kein französischer Uebersetzer versucht hatte. Auch von den Werken des Hippokrates waren noch einige Stücke unübersetzt geblieben, welche jetzt in der Bearbeitung von E. Littré, dem vielseitigen Gelehrten, ihre Berücksichtigung finden. Von dieser auf acht Theile berechneten Ausgabe ist kürzlich der fünfte Band, welcher ebenso fleißig als die frühern gearbeitet zu sein scheint, ans Licht getreten. E. Gros, welcher bei der Académie de Paris die Stelle eines Inspector bekleidet, und sich bereits durch gewandte Bearbeitungen der Aristotelischen „Rhetorik" und des Dionysius von Halikarnaß bekannt gemacht hat, ist gegenwärtig mit einer Uebertragung der römischen Geschichte von Dio Cassius beschäftigt, von welcher der erste Band neuerdings erschienen ist. Die der Uebersetzung beigegebene Einleitung erweckt, besonders wegen der verheißenen neuen Benutzung wenig zugänglicher Hülfsquellen, nicht geringe Erwartungen, und verdient wegen ihrer Uebersichtlichkeit selbst volle Beachtung. Die sämmtlichen Schriften von Flavius Josephus werden von Quatremère und dem Abbé Glaire in zweckmäßiger Bearbeitung eingeführt, und durch die Uebersetzung des Diodor hat sich Ferd. Hoefer, bekanntlich ein geborener Deutscher, der auch eine umfassende Geschichte der Chemie in französischer Sprache geliefert hat, verdient gemacht. Auch der neue Bearbeiter der Platonischen Dialoge, Schwalbé, scheint — wie wenigstens sein Name verräth — der deutschen Nationalität anzugehören, und stammt vielleicht aus dem Elsaß, der von allen französischen Provinzen zu den in den königlichen Collegien angestellten Professoren für die alten Sprachen das ansehnlichste Contingent liefert. Von den Fabeln des Babrius, von der 1844 die erste prosaische Uebersetzung herauskam, erhalten wir jetzt fast zu gleicher Zeit zwei Bearbeitungen in Versen. Die eine rührt von P. Jonain, die andere von J. F. Gail her. Die „Noctes atticae" von Aulus Gellius hat E. de Chaumont zur Bearbeitung gewählt, und von den „Satiren" des Juvenal und Persius bietet J. Lacroix eine versificirte Uebertragung, welche vor den vielen Versuchen dieser Art nicht unwesentliche Vorzüge haben soll. Ferd. Collet hat bei seiner neuen Ausgabe des Tacitus die ältere Arbeit von Dureau de Lamalle zu Grunde gelegt, und sich auf eine Tilgung einzelner Fehler und Mängel beschränkt. Gegen dieses Verfahren läßt sich im Allgemeinen Wenig einwenden; denn Dureau ist bei der Umschmelzung des römischen Autors in die französische Form treu und gewissenhaft zu Werke gegangen. Weniger gerechtfertigt erscheint es, daß Henry Trianon statt sich einer neuen zeitgemäßern Bearbeitung des Xenophon zu unterziehen, sich mit einer bloßen Revision der Dacier'schen Uebersetzung begnügt hat, welche zwar ihrer Zeit eine ganz rühmliche Leistung war, aber den Anfoderungen der heutigen Kritik auf eine höchst unbefriedigende Weise entspricht.

Geschichte der Philosophie.

Auf dem Felde der Geschichte der Philosophie herrscht seit einiger Zeit eine erfreuliche Thätigkeit. Für die Entwickelung und Ergründung der alten Philosophie und namentlich einiger Theile derselben trugen schon die aus der Schule Cousin's hervorgegangenen jüngern Gelehrten, von denen jeder seinen Philosophen oder irgend eine speciellere Partie auswählte, mit redlichstem Eifer Sorge. Obgleich nun einige neue Erscheinungen, z. B. die vor kurzem herausgekommene Fortsetzung von F. Ravaisson's „Essai sur la métaphysique d'Aristote" und die von der Akademie gekrönte „Histoire critique de l'école d'Alexandrie" von E. Vacherot, mit der J. Simon's treffliche Arbeit zu vergleichen ist, Zeugniß dafür ablegen, daß der Eifer noch nicht erloschen ist, und die eben bezeichnete Richtung auf die Erforschung der alten Philosophie immer noch ihre Vertreter findet, so ist doch nicht zu verkennen, daß allmälig auch die neuere Philosophie in den Kreis einer wissenschaftlichen Beleuchtung gezogen wird. Besonders macht sich immer mehr das nationale Bedürfniß geltend, die Entwickelung welche die philosophischen Ideen unter dem Einflusse hervorragender Geister in Frankreich genommen haben zu verfolgen. Besondere Beachtung verdient die in diesen Blättern bereits rühmlich erwähnte Geschichte der französischen Philosophie seit dem 16. Jahrhundert des Herzogs von Caraman, von der vor kurzem der zweite Band die Presse verlassen hat. Die vielen neuern monographischen Arbeiten in denen einzelne philosophische Notabilitäten charakterisirt und in den wissenschaftlichen Zusammenhang gebracht werden, können wir nicht aufzählen, wollen aber doch nicht unterlassen auf folgende Schriften: „Etudes sur Pascal", von Abbé Flottes, und „Etudes sur Montaigne", von E. Catalan, aufmerksam zu machen, die ohne namentlich in ihrer kritischen Seite sonderliche Tiefe zu offenbaren, doch viel Gutes enthalten. Die Studien über Pascal bestehen aus einer Reihe von Artikeln welche die gehaltreiche „Revue du midi" während der Jahre 1843—45 gebracht hat. Auch für die Verbreitung deutscher Philosophie geschieht gegenwärtig Mancherlei, besonders seitdem die Akademie die übersichtliche Zusammenstellung der Hauptmomente im Bildungsgange der deutschen Philosophie seit Kant als Preis ausgeschrieben hat. Willm, der bei dieser Gelegenheit den Preis davontrug, übergibt jetzt in der „Histoire de la philosophie allemande depuis Kant jusqu' à Hegel" seine Arbeit der Oeffentlichkeit.

Goethe's „Faust" in Frankreich.

Der Goethe'sche „Faust", dieses tiefste aller Werke welche vom dichterischen Geiste der neuern Zeit eingegeben sind, findet, wie es den Anschein nimmt, in Frankreich eine immer weitere Verbreitung. Die Bearbeitung von Henri Blaze, welche — was sich auch immer dagegen sagen läßt — von den französischen Uebertragungen derselben Dichtung noch den Preis verdient, erscheint gegenwärtig in einer neuen Ausgabe, nachdem in nicht gar langer Zeit in der Ausgabe von Charpentier, dieser aus beliebten Meisterwerken bestehenden Sammlung, fünf Auflagen vergriffen waren. Die neueste Ausgabe wird in Heften und mit eleganten Illustrationen versehen erscheinen. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 120. —— 30. April 1847.

Wilhelm von Humboldt's gesammelte Werke. Fünfter Band.

(Beschluß aus Nr. 119.)

Der Entwurf über die liegnitzer Ritterakademie hat in seiner Vereinzelung zunächst nur ein locales und provinzielles Interesse für Schlesien; von ihm datirt die Reform einer bedeutenden Erziehungs- und Unterrichtsanstalt, welche nach hundertjährigem Bestehen — währenddessen sie literarisch bekannte Namen, wie Flögel, unter ihren Lehrern zählte — in tiefen Verfall gerathen war. Gewiß würde die Zahl solcher Arbeiten und Entwürfe welche auf das Beste der besondern Landestheile des Königreichs gerichtet waren, vermehrt werden können, einerseits aus dem Geheimen Archive des königlich preußischen Ministeriums des öffentlichen Unterrichts, andererseits aus den Archiven und Papieren einzelner Anstalten und damit in Verbindung stehender Personen. In letzterer Beziehung sind wir glücklicherweise in Stand gesetzt, von Breslau aus einen kleinen Beitrag und damit diesen Betrachtungen einen anziehendern Schluß zu geben. Es betrifft unmittelbar wieder nur Schlesien, gewinnt aber doch bald ein allgemeineres Interesse. Als 1809 mehre patriotische Männer in Breslau die Reorganisation der Gesellschaft für vaterländische Cultur in Schlesien mit nachhaltigem Eifer und Erfolge betrieben, sandte der damalige Professor am Gymnasium zu Maria Magdalena und jetzige emeritirte Rector zu Elisabeth S. G. Reiche, welcher zu den eigentlichen Gründern jener Gesellschaft gehört, am 11. März 1809 den Plan an Humboldt, als Chef der Section für den Cultus und die öffentliche Erziehung, nach Königsberg, um im Namen der Gesellschaft die Bestätigung nachzusuchen.*) Die Bestätigung erfolgte noch zum Schlusse desselben Jahres. Dies nun gab dem Professor Reiche Veranlassung, mit Humboldt in nähere Verbindung zu treten, welche freilich nur noch die kurze Zeit währte als Humboldt die Leitung des Unterrichtswesens hatte, welche er im Juni 1810 mit dem Botschafterposten in Wien vertauschte. Reiche übersandte nämlich Jenem unter dem 18. Juni einen Plan zur Errichtung von Realschulen. Humboldt nahm diesen Plan im Allgemeinen gut auf, erklärte sich für diese Institute jedoch noch nicht ganz einverstanden. Außerdem ersuchte er Reiche um Mittheilung von Vorschlägen und Ansichten in Betreff der Reform der liegnitzer Ritterakademie, und zum Schlusse wünschte er Nachricht über das Vorhandensein chinesischer Handschriften in den Bibliotheken Breslaus für den damals in Berlin lebenden Sinologen Antonio Montucci, welcher, mit Unterstützung des Königs von Preußen, an seinem chinesischen Wörterbuche arbeitete. Auf diesen Brief folgten noch zwei Schreiben Humboldt's, von denen die beiden ersten eigenhändig verfaßt sind. Diese drei Briefe lauten wie folgt:

*) S. Reiche's Selbstbiographie in K. G. Nowack's „Schlesischem Schriftsteller-Lexikon", Heft 4. (Breslau 1840), S. 123. Reiche, geboren den 16. Aug. 1765 in Grünberg, studirte zu gleicher Zeit mit Fülleborn 1789 unter F. A. Wolf in Halle. Als Wolf bei seiner Reise 1824 nach Südfrankreich durch Breslau kam, erkannte er bei Manso nach 35 Jahren in Reiche seinen alten Schüler. Reiche's Verdienste um Pädagogik, sowie schlesische Cultur, Literatur und Geschichte sind bekannt.

I.

Wohlgeborener Herr,
Hochzuehrender Herr Professor!

Ew. Wohlgeboren müssen es einzig meiner Reise von Berlin nach Königsberg und den durch diesen Wechsel des Aufenthalts vermehrten Geschäften zuschreiben, daß ich Ihren gütigen Brief an mich und dessen interessante Beilagen so spät beantworte. Ich habe die letztern sämmtlich wörtlich durchgelesen, sie den Mitgliedern meines Collegii zu lesen gegeben, und es wird bei einem neuen allgemeinen Schulplan gewiß Rücksicht auf dieselben genommen werden. Einiges vorzüglich hat mir ungemein treffend geschienen; allein im Ganzen habe ich bisher immer Zweifel gehegt, daß es gut sein möchte, Realschulen nicht als Theile größerer Anstalten, sondern abgesondert zu errichten, und ganz sind meine Zweifel, wie ich frei gestehe, auch durch Ihre Arbeit nicht gelöst. Besonders ist es sehr die Frage, ob die Absonderung der alten Sprachen an solchen Instituten gut sein dürfte? Ew. Wohlgeboren selbst lassen noch die lateinische bestehen. Meiner Meinung nach müßten sich Realinstitute nicht durch eine geringere, sondern blos durch eine größere Zahl von Lehrgegenständen auszeichnen, und dadurch, daß die jungen Leute vielleicht selbst etwas länger in ihnen bleiben. Auch die Methode in beiden Arten des Unterrichts müßte anders sein. Allein alles Dies erfodert sorgfältigere Prüfung und reifere Ueberlegung, und ich wiederhole noch einmal, daß Ihre Aufsätze sehr viel Zweckmäßiges dazu enthalten. Sobald wir nach Berlin zurückgekehrt und mit einer

wohlorganisirten wissenschaftlichen Deputation versehen sind, soll dieser Gegenstand sogleich zur Sprache gebracht werden.

Im gegenwärtigen Augenblick bin ich angelegentlich mit Ideen zur Umformung der liegnitzer Ritterakademie beschäftigt, da ich allgemein höre, daß dieselbe gar sehr einer Reform bedarf. Ich suche mich aber erst nur vorzüglich mit den Wünschen der Schlesier selbst bekannt zu machen, auf die ich so viel möglich Rücksicht nehmen möchte. Hätten Ew. Wohlgeboren mir auch Gedanken darüber mitzutheilen, so würde es mir sehr angenehm sein. Daß die Akademie in Liegnitz bleibt, daß alle ihre Fonds blos für sie verwendet werden, insofern Dies auch jetzt der Fall war, daß sie ausschließlich für Schlesien bestimmt bleibe, und der Adel sein Recht auf die Fundatisten-Stellen ungekränkt behalte — sind die Gesichtspunkte von denen ich ausgehe. Uebrigens ist meine vorläufige Idee: daraus eine eigentliche höhere, zur Universität vorbereitende Lehranstalt zu machen, nur vielleicht damit eine landwirthschaftliche Specialschule zu verbinden, da Schlesien gerade der Landwirthschaft mit so großem Recht viel Aufmerksamkeit schenkt, und auch der Adel sich hierin auszeichnet.

Da es meine ernste und aufrichtige Absicht ist, mich überall mit den am meisten patriotischgesinnten und aufgeklärten Männern aller Provinzen in möglichst ununterbrochener Gemeinschaft zu erhalten, so ersuche ich Ew. Wohlgeboren, mir ferner recht oft zu schreiben und auf die aufrichtige Hochachtung unwandelbar zu rechnen, mit welcher ich verbleibe

Ew. Wohlgeboren

Königsberg, den 4. Juni 1809. ergebenster

Humboldt.

Nachschrift. Soeben fällt mir ein Auftrag ein, durch dessen Uebernehmung mich Ew. Wohlgeboren sehr verbinden würden. Hr. Montucci in Berlin ist im gegenwärtigen Augenblick mit Ausarbeitung eines chinesischen Wörterbuchs beschäftigt, und er scheint, soweit ich urtheilen kann, bedeutende Kenntnisse in diesem Fache zu besitzen. Er bittet mich nun, ihm die Einsicht der chinesischen Werke zu verschaffen welche vielleicht in Bibliotheken außer Berlin vorhanden sein könnten. Von hier schicke ich ihm einige wichtige zu; Sie würden mir nun einen Gefallen erzeigen, wenn Sie nachfragen wollten, ob auf den breslauischen Bibliotheken solche Werke vorhanden sind? mir dann ein Verzeichniß derselben schicken und mir anzeigen, von wem jetzt die verschiedenen Bibliotheken in Breslau ressortiren? um danach die gehörigen Verfügungen treffen zu können.

II.

Ew. Wohlgeboren

statte ich meinen aufrichtigsten Dank für das ausführliche und belehrende Schreiben vom 18. hujus ab.

Sie werden mich sehr verbinden, wenn Sie mir, sobald es nur immer wird geschehen können, Nachricht über die beiden zu St.-Elisabeth befindlichen chinesischen Werke geben wollen. Sollten dieselben für die Anfertigung eines chinesischen Wörterbuchs wichtig sein, so will ich alsdann schon das Weitere mit dem Magistrat abmachen.

Eine so unvortheilhafte Meinung ich auch bereits von der liegnitzer Ritterakademie hatte, so hat mich doch Dasjenige was Sie darüber sagen wirklich überrascht. Indeß ist schon Hand an das Werk der Verbesserung gelegt, der schon in Vorschlag gebrachte Wiederankauf der Pferde ist inhibirt, was, wie lächerlich es auch klingt, schon an sich eine heilsame Reform ist, und es wird jetzt an einem neuen Plan gearbeitet. Ich freue mich, daß Ew. Wohlgeboren auch der Meinung sind, daß die Anstalt im Wesentlichen nur ein zur Universität vorbereitendes Institut sein muß; vielleicht ließe sich indeß eine Specialschule für den Ackerbau damit verbinden, die, wie es mir scheint, in Schlesien an der rechten Stelle und dem schlesischen Adel angenehm sein würde.

Die neue Rectorwahl am Elisabethanum war der Section des öffentlichen Unterrichts erst wenige Tage vor dem Eingang Ihres Briefes bekannt geworden, und es fehlt ihr noch an den gehörigen datis, um darüber entscheiden zu können. Sehr auffallend ist es, daß der Magistrat schlechterdings an keine höhere Bestätigung soll gebunden gewesen sein. Wäre vielleicht der Fall so, daß er ehemals die Bestätigung des Departementministers nachsuchte, so hätte er sich jetzt an die Section wenden müssen.

Es wird mir sehr angenehm sein, wenn Ew. Wohlgeboren fortfahren wollen, mir von Zeit zu Zeit zu schreiben, und noch mehr, wenn ich dadurch Gelegenheit erhalte, Ihnen Beweise der aufrichtigen Hochachtung zu geben, mit welcher ich verbleibe

Ew. Wohlgeboren

Königsberg, den 27. Juni 1809. ergebenster

Humboldt.

III.

Ew. Wohlgeboren

sage ich für Ihren gütigen Brief vom 19. hujus und dessen interessante Beilagen den aufrichtigsten und verbindlichsten Dank. Bemühungen die einen so wohlthätigen Zweck haben und mit Einsicht und Kraft zu demselben hinarbeiten, können nicht anders als allgemeinen und lebhaften Antheil wecken. Ich bedauere nur, daß, da Se. Maj. der König geruht haben mich zum Gesandten nach Wien zu ernennen, ich nicht selbst mehr zur Beförderung Ihrer gemeinnützigen Absichten beitragen kann. Ich habe aber nicht verfehlt, Ihr Schreiben dem Hrn. St.-R. Nicolovius, der nach mir die Direction der Section des Cultus und öffentlichen Unterrichts übernommen hat, und an den Ew. Wohlgeboren sich zu wenden gut thun werden, zu übergeben und ihm den Inhalt bestens zu empfehlen.

Ich verbleibe mit der vollkommensten Hochachtung

Ew. Wohlgeboren

Berlin, den 27. Juni 1810. ergebenster

Humboldt.

Einiges in den beiden letzten Briefen bedarf schließlich einer kurzen Erläuterung. Bei der 1809 vacanten Rectorstelle zu St.-Elisabeth wurden Etzler und J. G. Schummel, bekannt durch seinen pädagogischen Roman „Spitzbart" und andere Schriften, vorgeschlagen, aber Ersterer gewählt. Wenn Humboldt, als Chef des Unterrichtswesens, seine Verwunderung darüber ausspricht, daß der Magistrat, als Patron, an keine höhere Bestätigung soll gebunden gewesen sein, so war ihm vielleicht nicht bekannt, daß der Magistrat von Breslau von jeher, nämlich seit der Einführung der Reformation, mit aller Munificenz und Einsicht, aber auch aller Unabhängigkeit einer freien Reichsstadt dem Unterrichts- und Schulwesen der Stadt vorstand, und Rectoren, wie noch Manso, angestellt hatte, ohne sie einer Bestätigung zu unterwerfen. Indessen war es bei Manso der letzte Fall der Art. Der dritte Brief endlich bezieht sich auf die ursprünglich von Oelsner, damaligem Professor, jetzigem Geheimen Commercienrath, Bruder des berühmten Publicisten, gestiftete Privat-Unterrichtsanstalt und Pension, deren Leitung Reiche im Oct. 1809 übernommen hatte, und zu deren Besten er bei dem Chef des öffentlichen Unterrichts gewisse Rechte beanspruchte, sie auch, auf Humboldt's Empfehlung, durch seinen Nachfolger, Nicolovius, erhalten hat. Reiche's damalige Correspondenz mit den beigelegten Denkschriften dürfte noch im Archiv des Cultus-Ministeriums aufbewahrt sein; er selbst hat keine Abschriften davon zurückbehalten. Für seine Be-

reitwilligkeit diese Briefe W. v. Humboldt's mitzutheilen, ist ihm der Dank jedes Lesers gewiß.

G. E. Guhrauer.

Statistisches Jahrbuch für 1846. Herausgegeben von Karl August Müller. Leipzig, Hinrichs. 1846. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die überaus günstige Aufnahme, welche der erste Jahrgang dieses schätzbaren Jahrbuchs gefunden hat, ließ den Herausgeber mit doppeltem Muthe an die Bearbeitung des zweiten gehen. Obgleich die zahlreichen Beurtheilungen des erstern durchgehends beifällig waren und keine Ausstellungen erheblicher Art zu machen wußten, hat er sich doch nicht darauf beschränkt in dem betretenen Gleise fortzufahren, sondern mit Ernst und Eifer nach größerer Vollkommenheit und Vollständigkeit gestrebt. Namentlich ist er in höherm Grade als früher auf Verarbeitung des vorliegenden Stoffs, insbesondere auf vergleichende Darstellung bedacht gewesen, so weit ihm Dies möglich war, ohne seinen ursprünglichen und wesentlichen Zweck, Mittheilung des neuesten statistischen Materials in möglichster Vollständigkeit, dadurch zu beeinträchtigen, weshalb von einer wesentlichen Aenderung nicht die Rede sein kann.

Für die größere Reichhaltigkeit spricht schon die bei gleicher Druckeinrichtung um 25 Seiten vermehrte Seitenzahl. Im Einzelnen sind namentlich die drei ersten der zwölf Abschnitte, welche hinsichtlich der Rubriken sämmtlich unverändert beibehalten worden sind, nämlich die Abschnitte über Landwirthschaft, über Berg- und Hüttenwesen und über Gewerbfleiß, diesmal ausführlicher behandelt, indem dem ersten ein fast drei mal so großer, den beiden andern ein fast doppelt großer Raum als früher eingeräumt worden ist. Der erste Abschnitt hat übrigens zwei neue Capitel bekommen, welche die Brauerei und Brennerei und den Seidenbau betreffen; der dritte Abschnitt über den Gewerbfleiß aber ist diesmal in vier Capitel getheilt, welche die Leinen-, Schafwollen-, Baumwollen- und Seidenmanufactur behandeln. Auch der Abschnitt über die innere Verwaltung erscheint bereichert, indem diesmal auf das Forstwesen Rücksicht genommen ist, sowie der Abschnitt über den Staatshaushalt, während die Abschnitte über Handel, über das Eisenbahnwesen, über das Staatsleben im Allgemeinen, über Kriegswesen und über Kirche und Schule etwas kürzer als früher gefaßt sind.

Ohne uns auf den Inhalt der einzelnen Abschnitte näher einzulassen, können wir uns nicht enthalten, über den das Eisenbahnwesen betreffenden Abschnitt ein paar Bemerkungen zu machen. In demselben theilt der Herausgeber nach dem fruchtbaren Eisenbahn-Schriftsteller Freiherrn v. Reden eine tabellarische Uebersicht mit, welche die Vertheilung der theils eröffneten, theils im Baue begriffenen, theils zur Ausführung gesicherten, theils nur projectirten Eisenbahnen über die wichtigsten europäischen Länder — nämlich Frankreich, Deutschland, Großbritannien mit Irland, Belgien, die Niederlande und Rußland — darstellt. Hier vermißt man aber theils eine Angabe der Zeit, für welche diese Uebersicht entworfen ist, theils mehre europäische Länder, die für das Eisenbahnwesen bereits wichtig geworden sind. Zwar wird in dieser Beziehung entschuldigend bemerkt: „Außer den hier aufgeführten europäischen Schienenwegen finden sich dergleichen nur noch von geringerer Ausdehnung in Dänemark und Italien." Aber nur für Dänemark kann diese Entschuldigung als begründet zugelassen werden, nicht für Italien, wo Ende v. J. doppelt so viel Meilen befahren wurden als der gelieferten Uebersicht zufolge in Rußland (worunter stillschweigend auch Polen verstanden wird), indem außerdem sehr bedeutende Strecken, die weit über 100 geographische Meilen betragen, theils im Bau begriffen, theils gesichert oder doch projectirt sind. Und wo bleibt Ungarn, in welchem zwar zur Zeit erst 10—11 Meilen Eisenbahn befahren werden, aber sehr bedeutende Strecken zur Ausführung gesichert sind? Dagegen mochten diejenigen Staaten die es noch zu keiner einzigen befahrenen Strecke gebracht haben, mithin außer Dänemark die Schweiz, Spanien, Portugal u. s. w., ungeachtet ihrer begonnenen oder beabsichtigten Eisenbahnbauten füglich mit Stillschweigen übergangen werden. Warum die Uebersicht über den Verkehr und Rohertrag der deutschen Schienenwege im J. 1845 der stuttgarter „Eisenbahn-Zeitung" entnommen ist und nicht derselben dem Herausgeber näher liegenden Zeitung, aus welcher er (wiewol ohne sie zu nennen) die Aufzählung der im J. 1845 eröffneten Strecken entlehnte, ist nicht abzusehen; jedenfalls hätte sich die Uebersicht des leipziger Blatts bei gleicher Genauigkeit und Zuverlässigkeit dadurch mehr empfohlen, daß darin die Einnahme nicht in Fl. Rh., sondern in Thlr. angegeben ist.

Hoffentlich wird auch dieser Jahrgang eine günstige Aufnahme finden, und der Verf. in den Stand gesetzt werden ihm noch recht viele folgen zu lassen. 66.

Bibliographie.

Abel, O., Makedonien vor König Philipp. Leipzig, Weidmann. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Das Abenteuer auf dem Eismeere, oder Reise in den Garten am Mont-Blanc in Savoyen. Zürich. 8. 3 Ngr.

Arnold, A., Ueber die Idee, das Wesen, die Bedeutung, die Darstellung und das Erlernen der Geschichte nebst den Grundzügen des Entwickelungsganges der Menschheit. Königsberg, Windolff und Striese. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Blanc's, L., Geschichte der 10 Jahre 1830—1840. Aus dem Französischen von G. Fink. 2te Auflage. 1ster Band. Leipzig, Verlagsbureau. Ler.-8. 1 Thlr.

Brause, K. B. v., Der glückliche Mensch, oder die Kunst, klug, anständig und fröhlich zu leben. Freiberg, Reimann. 8. 12 Ngr.

Bulwer, E. L., Lucrezia oder die Kinder der Nacht. Auf Veranstaltung des Verfassers aus dem Englischen übersetzt. Nebst einem Anhange: Ein Wort des Verfassers an das Publicum. (Taschenausgabe.) Drei Bände. Berlin, Duncker und Humblot. Gr. 16. 24 Ngr.

Carové, F. W., Was heißt: Römisch-katholische Kirche? Aus kirchlichen Autoritäten beantwortet. 2te, mit Vorwort und Abhandlung über Urchristenthum, Katholicismus und Papismus vermehrte Ausgabe. Altenburg, Pierer. Gr. 8. 1 Thlr.

Crusenstolpe, M. J. v., Carl Johann und die Schweden. Historische Skizzen. 6ter und 7ter Theil. Aus dem Schwedischen. Berlin, Morin. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Dahlmann, F. C., Geschichte der französischen Revolution bis auf die Stiftung der Republik. 2te durchgesehene Auflage. Leipzig, Weidmann. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Delitzsch, F., Vier Bücher von der Kirche. Seitenstück zu Löhe's drei Büchern von der Kirche. Dresden, Naumann. Gr. 8. 20 Ngr.

Dursch, G. M., Predigten auf die Feste der Jungfrau Maria. Stuttgart, Beck u. Fränkel. Gr. 8. 15 Ngr.

Edmüller, J., und G. Mauritius, Schieß-Baumwolle für Jagdfreunde des Humors und Witzes. 24 komische Original-Gedichte. 1ste Ladung. Berlin, Moeser und Kühn. 8. 7½ Ngr.

(Flygare-) Carlén, Emilie, Eine Nacht am Bullar-See. Aus dem Schwedischen. 1ster Band. Berlin, Morin. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Neues Gemälde von Neapel in 24 Ansichten, mit Text von R. Löser. 1stes und 2tes Heft. München, Poppel und Kurz. Ler.-8. à 7½ Ngr.

Honcamp, F. C., Dramatische Gedichte. 1) Agnes Bernauer. Trauerspiel. 2) Saul. Trauerspiel. 3) Gräfin Marie. Schauspiel. Soest, Nasse. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Die Badische Kammer. Sammlung der gediegensten Reden und Vorträge aus den Verhandlungen der Badischen Landstände der 1. und 2. Kammer. Von 1819 bis auf die Gegenwart. Herausgegeben von A. Schnezler. 1ster Band. Von 1819—1831. Karlsruhe, Macklot. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Kehrein, J., Onomatisches Wörterbuch, zugleich ein Beitrag zu einem auf die Sprache der classischen Schriftsteller gegründeten Wörterbuche der neuhochdeutschen Sprache. 1stes Heft. Die neuhochdeutschen Verba des Ablautes e (ä), a (ö), o. Wiesbaden, Ritter. Gr. 8. 10 Ngr.

Kohl, J. G., Bemerkungen über die Verhältnisse der deutschen und dänischen Nationalität und Sprache im Herzogthume Schleswig. Nebst einem Anhange: „Ueber die scandinavischen Sympathieen." Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr.

Koschützki, C. v., Unser Geld- und Abgabenwesen. Abhandlungen. Aufs Neue herausgegeben von E. Pelz (Treumund Welp). Leipzig, Literarisches Museum. 12. 1 Thlr.

Leue, F. G., Das deutsche Schöffen-Gericht. Leipzig, Kollmann. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Longueville, R., Blüthenstaub. Poetische Versuche. Leipzig, Friese. 8. 20 Ngr.

Memorabilien der Zeit. Denkblätter der Liebe und Freundschaft. Neue Sammlung. München, Franz. Gr. 16. 20 Ngr.

Mola oder Tanz und Weltgeschichte. Eine spanisch-deutsche Erzählung. Leipzig, Keil u. Comp. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Müller, C. F., Das deutsche Postwesen in geschichtlicher und rechtlicher Beziehung von K. Stängel beleuchtet und mit Urkunden versehen. Quedlinburg, Ernst. 12. 15 Ngr.

Münkel, L., Morgenröthe. Gedichte, deutschen Volksschullehrern gewidmet. Hannover, Helwing. 16. 8 Ngr.

Oesterreichs innere Politik mit Beziehung auf die Verfassungsfrage. Stuttgart, Krabbe. Gr. 8. 1 Thlr. 9 Ngr.

Pritzel, G. A., Thesaurus literaturae botanicae omnium gentium inde a rerum botanicarum initiis ad nostra usque tempora, XV millia opera recensens. (In 8 Lieferungen.) Fasc. I. (Aa—Endlicher.) Lipsiae, Brockhaus. Gr. 4. 2 Thlr. — Schreibp. 3 Thlr.

Räder, G., Komus. Cyclus beliebter Possen. 1ster Band. Der Weltumsegler wider Willen. Der artesische Brunnen. Leipzig, Koffka. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schultz, K. W., Predigten und Reden, bei Confirmationen gehalten. Wiesbaden, Ritter. Gr. 8. 1 Thlr.

Seeger, L., Der Sohn der Zeit. Freie Dichtung. (1843.) Leipzig, Verlagsbureau. Lex.-8. 1 Thlr.

Spruner, C. v., Historisch-geographischer Hand-Atlas. 2te Abtheilung. Geschichte der Staaten Europa's vom Anfange des Mittelalters bis auf die neueste Zeit. 73 colorirte Karten nebst Vorbemerkungen. Gotha, J. Perthes. 1846. Qu. Fol. 22 Thlr.

Das Sühnopfer oder Skizze eines Frauenlebens. Nach dem Französischen von F. G. S. Stuttgart, Verlags-Bureau. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Triller, Diätetik in Versen. Von Neuem in Druck gegeben 1847. Leipzig, Hinrichs. 8. 14 Ngr.

Ziegler, J., Süsette. Ein Sittengemälde neuerer Zeit. St.-Gallen. 8. 10 Ngr.

Zur Erinnerung an F. L. W. Meyer, den Biographen Schröder's. Lebensskizze nebst Briefen von Bürger, Forster, Göckingk, Gotter, Herder, Heyne, Schröder und Andern. Zwei Theile. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Die Angriffe der evangelischen Kirchenzeitung auf das von der Generalsynode genehmigte Ordinationsformular, beleuchtet von einem Geistlichen. II. „Die Unzweckmäßigkeit des neuen Ordinationsformulars." Evangelische Kirchen-Zeitung. 1846. Nr. 77. Berlin, Oehmigke. Gr. 8. 7½ Ngr.

Baltz, T. F., Erinnerungen zur rechten Zeit. Beitrag zur Geschichte der Medicinal-Reformen in Preußen. Berlin, Mittler. Gr. 8. 7½ Ngr.

Baltzer, E., Deutsche Kirche. Ps. 115, 16. — Freie protestantische Gemeinde Nordhausen. 1stes Heft. Leipzig. Gr. 8. 6 Ngr.

Behr, O. v., Guter Rath für Auswanderer nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, mit besonderer Berücksichtigung von Texas. Vorzüglich für Landleute und Handwerker. Leipzig, Friese. 8. 8 Ngr.

Berlin wie es ist und — trinkt. Von A. Brennglas. 26stes Heft: „Verein der Habenichtse für sittliche Bildung der höhern Stände." Mit colorirtem Titelkupfer von Th. Hosemann. Leipzig, Jackowitz. 8. 7½ Ngr.

Denkschrift für deutsche Patrioten. Bremen. Gr. 8. 6 Ngr.

Eberwein, J., Der Auswanderer. Stoßseufzer beim Abschied vom Vaterlande. Nach den Papieren eines Ausgewanderten herausgegeben. (Gedichte.) Rudolstadt, Froebel. 16. 6 Ngr.

Eisele, F., Moses. Vortrag gehalten zu Erfurt in der Versammlung der deutsch-katholischen Gemeinde. Erfurt, Meyer. 8. 3 Ngr.

Die Erwartungen der katholischen Christenheit im 19. Jahrhundert von dem heiligen Stuhle zu Rom. Auf Veranlassung des Rundschreibens Pius IX. an die sämmtlichen Bischöfe. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Forelle, J., Gute Vorsätze. Predigt gehalten in der katholischen Kirche zu Reichenstein. Neisse, Hennings. 8. 2 Ngr.

Vier Fragen, veranlaßt durch die Verordnungen vom 3. Febr. 1847 und beantwortet von einem Preußen. 2te Auflage. Nebst einem Anhange, eine zweite Beantwortung der 4. Frage enthaltend. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 6 Ngr.

Franke, St. M. A., „Die katholische Mission" und „die Heiden — unsere Lehrer!" Zwei Missionspredigten. Berlin und Münster, Aschendorff. Gr. 8. 5 Ngr.

Geissel, J. v., Hirtenbrief an seine Diöcesanen, erlassen den 25. Jan. 1847. Leipzig, Pönicke u. Sohn. 8. 2 Ngr.

Gesetz über die preußische reichsständische Verfassung vom 3. Febr. 1847, nebst den früheren hierauf Bezug nehmenden Gesetzen und Verordnungen und einem Verzeichnisse sämmtlicher Standesherren des preußischen Staates, sowie einem Verzeichniß der Landtags-Abgeordneten der Rhein-Provinz im J. 1847. Neuwied, Lichtfers. Gr. 8. 7½ Ngr.

Knobel, A., Grabrede bei der Beerdigung des Prof. Dr. Carl Friedr. Aug. Fritzsche am 8. Decbr. 1846 gehalten. Gießen, Ricker. 8. 2½ Ngr.

Preusker, K., Die Stadt-Bibliothek in Großenhain (die erste vaterländische Bürger-Bibliothek) nach Gründung, Verwaltung und Besitzthum geschildert. 4te vervollständigte Auflage. Leipzig, Hinrichs. 8. 7 Ngr.

Ein Standpunkt. Betrachtungen, geknüpft an den in Nr. 17. der allgemeinen preußischen Zeitung veröffentlichten Aufsatz über die jungdeutsche Propaganda in der Schweiz. Von St. P. Berlin, J. Schmidt. Gr. 8. 3 Ngr.

Sydow, A., Offenes Schreiben über die Aufforderung vom 6. Jan. d. J. den „Gustav-Adolf-Verein" betreffend und an die Aussteller derselben. Berlin, J. Schmidt. Gr. 8. 2½ Ngr.

Vinet, A., Reden über einige religiöse Gegenstände. Nach der 3ten Auflage aus dem Französischen von A. v. Bonin. 1stes Heft. Breslau, Graß, Barth u. Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Sechs Wahlpredigten, gehalten zu Celle von den Candidaten Dr. Wagemann, Eckelmann, Diestelmann, Grosse, Licentiat Haenell, Rector Schorkopf. Celle, Capaun-Karlowa. Gr. 8. 15 Ngr.

Wislicenus, G. A., Religionsfreiheit! Dem vereinigten Landtage Preußens. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 4 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 121. —— 1. Mai 1847.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint täglich eine Nummer und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Biographische und literarische Skizzen aus dem Leben und der Zeit Karl Förster's. Herausgegeben von L. Förster. Dresden, Gottschalck. 1846. Gr. 8. 2 Thlr.

Dr. Lobeck's, in der letzten Hälfte des verwichenen Jahrhunderts Rector an der Domschule zu Naumburg, Tochter schrieb am zwanzigsten Geburtstage Folgendes in ihr Gedenkbuch:

Wie ist des Herrn Güte so groß und wunderbar! Er gab mir die besten Aeltern, die mich auf allen Wegen zum Guten leiteten, und bringt mir nun in seiner Gnade einen rechtschaffenen Jüngling entgegen, der mich als Herr und Gatte durch das Leben führen will. Dieser mein Geliebter, den meine Seele zum Freund erwählte ehe er seine Hand mir bieten konnte, ist der von Allen hochgeschätzte und geliebte M. Johann Christian Förster, Domprediger und Schulinspector allhier u. s. w.

In das nämliche Gedenkbuch ist unter dem 6. April 1784 eingetragen:

Am 3. April 1784 Mittags 12 Uhr hat der Allmächtige mich durch die Geburt eines lieben Sohnes beglückt. Heute ist dieses theuere Kind durch die heilige Taufe in die Gemeinschaft der Christen aufgenommen worden und hat die Namen Karl August erhalten. Du, Gott der Gnade, sei mit unserm geliebten Sohne, laß in seinem Herzen alles Gute wohnen, rüste ihn aus mit deinem Heiligen Geiste, daß er dir zur Ehre und den Menschen zur Freude auf Erden lebe, um einst als ein würdiger Erbe deines Reiches einzugehen. Amen!

„Die schlichten Worte der frommen Mutter", des Vaters und des Großvaters noch jetzt in dankbarer Erinnerung fortlebende Namen sind Zeugniß, daß die ersten Eindrücke unter denen das Kind zum Bewußtsein erwachte und sich bald als reichbegabt an Geist und Gemüth erwies, nur segensreich sein konnten. Schicksale die auf des Knaben und des Jünglings weitere Entwickelung hätten feindselig einwirken können, blieben abgewendet, und so war später in dem Manne jene ehrenwertheste, treffliche Persönlichkeit ausgebildet die bei Erinnerung an den nunmehr verewigten Karl Förster uns vor die Seele tritt.

Die angezeigte Schrift, von der hinterbliebenen Witwe bestimmt die Individualität des Verewigten in bleibendem Bilde festzuhalten, gehört zu denjenigen deren angekündigte Erscheinung Ref. nicht ohne gewisse Besorgnisse vernahm, die er auch dann noch nicht vermochte aufzugeben, als bereits in namhaften literarischen Blättern die beifälligsten Zeugnisse waren über das Werk abgegeben worden.

Die Rechtfertigung dieser allerdings verurtheilenden Besorgnisse dient vielleicht nachstehender Anzeige zum schicklichsten Ausgangspunkte. Was einer Gattin wichtig und bedeutend genug scheint, um aus des dahingeschiedenen, innig von ihr geliebten und hochverehrten Gatten Leben festgehalten zu werden, ist es nicht darum auch für das Publicum, ist es in gleichem Umfange wie ihr nicht einmal für die wohlwollenden Bekannten und wahrhaften Freunde, die Förster allerdings zufolge seiner berührungsreichen literarischen und socialen Verhältnisse in größerer Anzahl gewonnen hatte. Dies Moment ist um so bedenklicherer Art, wenn die Schrift über 500 Nichts weniger als raumverschwenderisch abgedruckte Seiten stark ist, und wenn die äußern Lebensverhältnisse des Dahingeschiedenen in der anspruchslos bescheidenen Weise abgelaufen sind in welcher, unberührt von außerordentlichen Ereignissen, die Lebenspfade der meisten Gelehrten und Schriftsteller Deutschlands zu beginnen und abzuschließen pflegen. Einem solchen biographischen Stoffe objectiven schriftstellerischen Werth zu verleihen, erfodert eine Virtuosität des Stils und der Darstellung die Ref. abgeneigt ist bei einer Dame vorauszusetzen, zumal wenn sie wie Frau Förster (weiter unten dazu der Beleg) mit allerdings rühmlicher Bescheidenheit selbst erklärt, keinen Anspruch auf die Voraussetzungen zu machen von denen eine gediegene schriftstellerische Leistung pflegt bedingt zu sein, wenn ferner an unzähligen Stellen des Buchs Pseudonymitäten und

Verstöße gegen nicht unmittelbar deutsche Orthographie, Unbekanntschaft mit anderer als deutscher Literatur wahrnehmen lassen. Schwerlich braucht es Mehr um darzulegen wie jenes Vorurtheil des Ref. kaum einer Entschuldigung bedarf. Feierlich bekennt er aber, daß er dies Bekenntniß hätte unausgesprochen gelassen, sähe er sich nicht in Stand gesetzt mit gleicher Redlichkeit zu bekennen: schwer habe er sich geirrt. Das Buch ist ein höchst vorzügliches Buch; nicht nur macht es der Verf. alle Ehre, sondern es ist auch eine höchst dankenswerthe und Nichts weniger als unbedeutende literarische Erscheinung. Dies anderweite ganz entgegengesetzte Bekenntniß zu rechtfertigen wird die ebenso angenehme als leichte Aufgabe gegenwärtiger Anzeige sein: leichte Aufgabe insofern, als man nur das Buch selbst brauchte sprechen zu lassen, um den beabsichtigten Zweck zu erreichen; jedoch auch insofern schwierig, als selbst die sorgfältigste Auswahl der Belegstellen in Gefahr bleibt, daß vielleicht doch noch eine glücklichere Auswahl sich hätte treffen lassen.

Vor allen Dingen die bei einer jeden Schrift präjudicielle Frage: Hat der Verf. zu schreiben gewußt? Auf diese Frage zur Antwort in Betreff der vorliegenden Schrift: Entweder hat Frau Förster nicht verstanden entsprechend dem gegebenen Stoffe zu schreiben, oder Ref. versteht nicht wo dies Lob zu ertheilen und wo es zu versagen sei. Damit der Leser selbst entscheiden könne, heben wir die Stelle (S. 4—5) aus, wo über Förster's früheste Jugendjahre berichtet wird:

Die geistigen Anlagen des vielversprechenden Knaben wurden mit aller Sorgfalt geleitet, der erste Unterricht nur als leichtes Spiel von Vater und Großvater ertheilt, die es doch erfreute, als einmal Fichte, der im Hause als Gast gegenwärtig, mit Staunen und Theilnahme das befähigte Kind so vielseitig und gründlich unterrichtet fand. Keineswegs aber wurde dem Knaben durch ein Uebermaß des Lernens und der Aufgaben der Jugendmuth gehemmt oder gekürzt; er hatte die vollste Freiheit sich in Garten, Berg und Thal unter seinen Genossen zu tummeln; aber er verschmähte meist die laute Lust; der angeborene Fleiß, der süße Genuß mit sich allein zu sein gab ihm immer Befriedigung. Seine schönsten Stunden lebte er in dem dicht an den Ufern der Saale gelegenen Weinberge seines Großvaters, wo der alte Winzer und Gärtner sein warmer Gönner war. Dieser, ein biederer Thüringer, wußte immer seinen Liebling zu erfreuen. Die ersten Frühlingsblumen, die süßesten Beeren, ein farbiger Falterer oder wunderlicher Stein aus der Felskluft lagen gewiß bereit wenn er eintrat. Auch mit schönen Märchen von thüringer Rittern und Nonnen und von gewaltigen Nixen, die ihre „blanken Arme aus der Saale streckten, um hübsche Bürschchen einzufangen", gewann der liebe Alte die Zuneigung des Kindes, welches sein Andenken dankbar in die spätern Jahre hinübertrug; selbst noch den Kranken umspielte ein heiteres Lächeln die Lippen, wenn er bei der Erinnerung an seine Kindheit den „redlichen Mühlemann" nannte. Die anmuthige, zum Theil romantische Gegend Naumburgs weckte und nährte wol die innige Empfänglichkeit unsers Freundes für Natureindrücke welche wie ein heller Krystall die Grundfeste seines Empfindens bezeichnen. An den schönen Ufern der Saale ward in lieber Einsamkeit manche holde Stunde verträumt. Ausflüge nach Kösen und Schulpforte, wo seine Kindheitgenossen und spätern Freunde, die Söhne des Rector Weiske, ihn immer jubelnd empfingen, waren Stunden voll Lust; noch hellere Freudentage boten ihm kleine Reisen nach Aubach (?), Flemmingen, die Rudelsburg und Kölleda, wo ihm fast überall Verwandte lebten. Kölleda war das entfernteste aber schönste Ziel; dort lebte der Bruder seines Vaters, ein würdiger Beamter, in schönem Familienkreis, welchen, außer dem wackern Vater und der rüstigen Mutter, drei hübsche Töchter und vier Söhne auf das angenehmste belebten. Der „naumburger Vetter" war immer ein willkommener, von Allen mit Liebe überhäufter Gast; bei längerm Weilen wurden dann gemeinsame Ausflüge nach der Sachsenburg, Böchlingen und andern Orten unternommen, die dem jungen Wanderer immer die fröhlichsten Erinnerungen gaben.

Indeß ein Buch wird begreiflicherweise durch die Form allein noch zu keinem werthvollen. Zu einem solchen wird es wesentlich nur durch den Stoff, und dieser ist im vorliegenden Buche ein bedeutender in mehrfacher Hinsicht.

Erstlich kann es jedem Gebildeten nur willkommen sein, wird ihm in einem Individuum die Verbindung gediegener Geistesbildung und nobelster Gesinnung zur Anschauung gebracht, wie sie durch die angezeigten biographischen Skizzen uns in Förster's Persönlichkeit zur Anschauung kommen. Die Tüchtigkeit welche Förster eigen war im Gebiete der Wissenschaft und Kunst, ist anerkannt, und sie würde (besser bringen es nun einmal die neuesten literarischen Zustände nicht mit sich) eine berühmtere sein, wäre sie hin und wieder lebhaft, besser noch leidenschaftlich bestritten gewesen, auf welche allerdings seltsame Förderung der Berühmtheit Förster's unendliche, himmelweit von allem Provacirenden entfernte Milde und Bescheidenheit verzichten mußte, die sogar ungerechte Urtheile gegen ihn erzeugen konnte, als triebe er die Toleranz gegen retardirende Principe bis zu einem Extreme wo die Toleranz zur Mitschuld werden kann. Daß Förster's Gesinnung in angegebener Hinsicht eine andere war, belegen eine Menge seiner in dem Buche mitgetheilten aphoristischen Aufsätze, z. B. S. 243 überschrieben: „Von einem guten liebevollen Recensenten." Die Worte: „Wenn jeder Psyche ein solcher Amor nachflöge und nachschösse, so möchten wir uns immerhin auch der schlechtesten Psyche freuen; denn der Amor käme doch nach"; und ebenso mehr als eine den Leukopeträer betreffende Stelle. Mit jener vielseitig in dem Buche documentirten Tüchtigkeit der Geistesbildung verband Förster die nobelsten, ebenfalls durch die Schrift belegten Gesinnungen. So wie hier es sich zeigt, mit völliger Hintansetzung selbst der erlaubtesten Rücksichten auf die eigenen Verhältnisse die unendliche Ausdauer und eine wandellos treue Hingebung Pflichten zu schenken, die Förster liebgewordene doch nur darum sein konnten, weil sie eben Pflichten waren, denen zu genügen er die ausgezeichnete Kraft in sich fand: — das ist der unwiderlegliche Beweis für Nobilität der Gesinnungen. So z. B. hat sich in Beziehung auf seine Amtsverhältnisse folgende Bemerkung vorgefunden (S. 418):

Will dich Kleines ärgern, kränken,
Zwinge dich an Das zu denken,
Was ohn' ein' Gottes Lenkung
Du in deinen frühern Tagen
Schlimm'res als die kleine Kränkung
Oft wol hättest müssen tragen;

Und dich wappnend mit Geduld,
Zahle froh die alte Schuld.

Bildung des Geistes aber und Adel des Gemüths sind die Elemente welche, finden sie sich so innig vereint wie in Förster, zur sittlichen Schönheit werden, und welchen würdigern Gegenstand gäbe es für schriftstellerische Darstellung als sittliche Schönheit!

(Die Fortsetzung folgt.)

Napoleon und seine Geschichtschreiber.

Frankreich hält Napoleon's Ruhm für den seinigen: Dies ist begreiflich; er ist diesem Lande theuer genug zu stehen gekommen. Aber nicht Alles ist gleich ruhmvoll im Leben dieses außerordentlichen Mannes, und es gab eine Zeit wo Frankreich selbst es für gut fand, seine Sache von der ihres Hauptes zu trennen und ihn ohne großen Schmerz erst nach der Insel Elba, dann nach St.-Helena ziehen zu lassen. Frankreich fühlte, daß es weit davon entfernt war, Alles was er gethan gewollt zu haben, und daß folglich seine Verantwortlichkeit in dem Falle des niedergeworfenen Riesen nicht verwickelt war. Aber seitdem ist es andern Sinnes geworden; der Kaiser ist wieder auf sein hohes Fußgestell gestiegen, und man fodert für ihn eine Ehrfurcht und Bewunderung ohne Grenzen. „Weniger Ehrfurcht und mehr Gehorsam", könnte Napoleon auf diese Huldigung antworten. Man hat zu wählen: entweder gibt es jetzt eine übertriebene Bewunderung, oder es gab im J. 1814 und 1815 Treulosigkeit. Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Nachwelt, berufen zwischen Napoleon und Frankreich das Urtheil zu fällen, das letztere verdammen wird. Sie wird sagen, daß, indem die Nation Napoleon dem Schicksale welches er sich bereitet hatte überließ, sie nur gerecht gegen ihn und sich selbst war. Aber was man auch sagen mag, die Nachwelt hat für Napoleon noch nicht angefangen, und der durch die Siege des Eroberers exaltirte Nationalstolz wird uns noch lange unter dem Namen Geschichte mehr oder weniger verkleidete Lobreden schreiben. Es ist wahr, Viele wären ziemlich geneigt über den Kaiser das Verdammungsurtheil zu fällen. Aber der Erste Consul! .... Der Erste Consul hat sich nicht so verschieden vom Kaiser gezeigt als man zu glauben scheint, und der Eine ist nur die Fortsetzung und völlige Entwickelung des Andern gewesen.

Dies sieht man sehr deutlich aus dem schätzbaren Werke von Arnaud Lefebvre: „Histoire des cabinets de l'Europe pendant le consulat et l'empire", worin die Achtung für das Andenken Napoleon's sich mit einem hohen Grade von Unparteilichkeit verbindet. Sogar die Erzählung des Herrn Thiers, dessen Unparteilichkeit blos scheinbar ist, wird den Leser zu denselben Resultate führen, wenn er nur ein wenig Aufmerksamkeit zur Lecture mitbringt. „Am Tage nach dem 18. Brumaire", sagt Lefebvre, „hatte Bonaparte die Wahl zwischen drei Systemen: er konnte Monk's Rolle spielen und die Bourbons zurückrufen; er konnte im Innern und nach außen die revolutionnaire Politik der Convention und des Directoriums fortsetzen; er konnte sich zum Vermittler der alten und der neuen Interessen zwischen der Revolution und Europa machen." Das erste dieser Systeme annehmen hieße sich mit den Royalisten verbinden; das zweite, sich mit den Jakobinern verbinden; das dritte, sich mit der gemäßigten Partei verbinden. „Die Royalisten und die Jakobiner", fährt Hr. Lefebvre fort, „bildeten die beiden äußersten Punkte der öffentlichen Meinung in Frankreich. In dem unermeßlichen Zwischenraume den sie unter sich ließen bewegte sich mit ihren unendlichen Nuancen die gemäßigte Partei, durch Zahl, Vermögen und Kenntnisse die mächtigste von den dreien; sie theilte sich selbst in zwei Hauptfractionen. Die Einen, aufrichtige Republikaner, obgleich sie die grausamen Lehren des Jakobinismus verwarfen, glaubten die Freiheit mit der Macht, die Existenz der Republik mit der Existenz der europäischen Monarchien und den allgemeinen Frieden mit Frankreichs Größe vereinbar. .... Die entgegengesetzte Fraction, welche eine gewisse Wahlverwandtschaft mit den Royalisten hatte, bildete eine Sippschaft von Menschen, skeptisch geworden mit den Jahren und den Leiden, enttäuscht von einer Revolution welche sie bei ihrer Morgenröthe mit Entzücken begrüßt hatten, mehr ihren materiellen Interessen als ihren Principien zugethan, und mehr Ehrgeiz als Ueberzeugung besitzend." — „Bonaparte's Abneigungen sowol als seine Zuneigungen, die Richtungen des öffentlichen Geistes, der so sehr mit seinem Ehrgeiz übereinstimmte, Alles entfernte ihn von den Royalisten und den Jakobinern und näherte ihn den Gemäßigten. Deswegen stellte er den Stützpunkt seiner Regierung auf diese große Partei. Aber seine lebhaftesten Sympathien wie seine größten Gunstbezeigungen wurden Denen vorbehalten welche sich der Wiederherstellung des Throns zuneigten." Niemand wird die Richtigkeit dieser Behauptung bestreiten. Es ist in der That gewiß, daß es am 18. Brumaire drei große Parteien in Frankreich gab, daß Bonaparte weder vom Jakobinismus noch vom Royalismus Etwas wissen wollte, und daß er den Stützpunkt seiner Regierung auf die Gemäßigten stellte. Aber dürfen wir daraus schließen, daß er sich mit den Letztern wirklich verbunden und ihr System angenommen habe? Der Irrthum wäre zu groß, und man muß gestehen, daß Lefebvre Nichts gethan hat um den Leser zu hindern in denselben zu verfallen, wenn er nicht selbst darein verfallen ist. Dieses System faßte zwei Hauptbedingungen in sich: die erste, die Ordnung und den Gehorsam wiederherzustellen, aber indem man von der Freiheit Alles was mit der Regierungsgewalt verträglich war beibehielt; die zweite, Frankreich mit Europa zu versöhnen. Aber ist es möglich, die Erfüllung dieser beiden Bedingungen in der Regierung des Kaisers, und selbst in der Verwaltung des Ersten Consuls zu finden? Im Grunde wollte Bonaparte mit Niemandem theilen, und er hat sich ebenso wenig mit den Gemäßigten als mit den Jakobinern und den Royalisten vereinigt; aber er mußte sich zum Herrn einer Partei machen, um die andern Parteien zu unterdrücken, und er hat die Gemäßigten erobert, indem er mit einer erstaunlichen Kraft des Charakters und des Genies den dringendsten Theil ihres Programms, die Wiederkehr zur Ordnung und zur Sicherheit, erfüllte. Diese Eroberung brachte ihm die von Frankreich; Alles beugte sich vor dem nothwendigen Manne, vor dem Besieger der Factionen. Von den ersten Tagen des Consulats an weihte Siéyes die neue Gewalt ein mit den merkwürdigen Worten: „Meine Herren, wir haben einen Gebieter. Bonaparte will Alles thun, weiß Alles zu thun und kann Alles thun." Ein Mann dem es so leicht, so schnell gelungen war sich Frankreich aufzudringen, mußte in Versuchung gerathen sich Europa aufzudringen und letzteres nach dem Bilde des erstern zu gestalten. Es war sogar mehr als eine Versuchung, es war eine Nothwendigkeit. Bonapartismus im Innern und regelmäßige und friedliche Verhältnisse mit den auswärtigen Mächten war ein reiner Widerspruch. Friedliche Verhältnisse gründen sich auf die Basis eines wechselseitigen Einflusses; aber konnte Bonaparte ohne seine Macht bloßzustellen den alten Monarchien die ihn umgaben einen Einfluß von einigem Gewicht auf Frankreich einräumen? Um absoluter Herr in Frankreich zu bleiben, war er verdammt Europa seiner Leitung zu unterwerfen. Die ganze Frage war: zu wissen, ob es ihm mit Hülfe seiner Kanonen und seiner Staatsklugheit gelingen würde, Europa zu überzeugen, wie er Frankreich überzeugt hatte, daß er der nothwendige, der einzige Mann sei. Diese zweite Ueberzeugung hat er nicht bewirken können, weil sie der Wahrheit widersprach. Napoleon konnte Frankreich nothwendig sein, Europa war er es nicht, dessen alte Monarchien der revolutionnairen Umwälzung widerstanden hatten. Hätte Napoleon bei seiner Thronbesteigung das Werk der Convention überall vollbracht, und Oestreich und Preußen in dem Zustande gefunden worin Frankreich sich befand, so war er Herr der Welt. Was hätte

er daraus gemacht? Etwas wie das Reich Karl's des Großen, etwas Großes, aber ohne Dauer. Dieser Mann bedurfte eines Chaos, um sein Genie geltend zu machen: überall wo es eine festgestellte Ordnung gab, mußte man ihn zurückweisen, denn er konnte sich nur der Ordnung die ihm gehörte, der von seinem Willen, seinen Gedanken hervorgebrachten Ordnung anbequemen. Es scheint demnach, daß er das System der Convention hätte ins Werk setzen und Europa der Anarchie überliefern müssen, um es von neuem zu ordnen und den dankbaren Völkern als Heiland zu erscheinen. Aber es gab eine Unverträglichkeit zwischen der Rolle eines Wiederherstellers der Gesetze in Frankreich und der, eine Brandfackel der Revolution in Europa zu sein; es mußte zwischen beiden gewählt werden; wie konnte er die Revolution nach außen fortpflanzen, ohne fortzufahren deren Flamme auf ihrem eigenen Herde zu nähren? Hr. Lefebvre hat dieser Hypothese, welche die Jakobiner so sehr liebkosten, eine glänzende Stelle in seiner Geschichte gewidmet. Er sagt: „Allerdings waren unermeßliche Schwierigkeiten, unerhörte Gefahren mit der Rolle eines Hauptes und Verbreiters der Revolution in die Welt verbunden; aber man kann die Größe einer solchen Rolle nicht bestreiten. Mit dem doppelten Geiste der Schlachten und der Revolutionen bewaffnet, hätte er über eine ungeheuere materielle und geistige Macht zu verfügen gehabt. Wenn er, das Schwert in der einen und die Reform in der andern Hand, an der Spitze der französischen Demokratie losgestürzt wäre, die Völker zur Freiheit rufend, allen Thronen, allen Oligarchien den Krieg erklärend, wer kann die Wirkung ermessen welche er auf Europas Schicksale ausgeübt haben würde? Ganz gewiß würde er es in dessen Tiefen aufgewühlt, würde er dessen moralische und politische Verfassung verändert haben. Aber um der bewaffnete Missionnair einer Revolution zu werden, muß man Glauben haben. Bonaparte war nicht dazu organisirt die Politik der Convention und des Directoriums fortzusetzen. Die Natur hatte ihn gehärtet zu herrschen, nicht die Freiheit zu verbreiten und zu fühlen. Als Haupt und Verbreiter neuer Ideen hätte er mitten unter einer ungestümen und entfesselten Demokratie leben müssen. Seine kräftige Natur wäre unter den Hemmnissen einer revolutionnairen Regierung erstickt worden. Mann des Kriegs und der Disciplin, verabscheute er die Anarchie der Clubs und liebte die Volksenergie blos unter dem Gewande des Soldaten. Ein organisirendes Genie, würde er sich nie haben entschließen können die revolutionnairen Leidenschaften, welche zu beruhigen und zu zügeln er für die erste Pflicht einer geregelten Regierung hielt, auf Europa loszulassen. Endlich hätte eine solche Rolle eine tiefe Selbstverleugnung erfodert. Die Staatsbürger, selbst die größten, nutzen sich im Dienste der Demokratie schnell ab. Das Volk, eine unstäte und heftige Gewalt, wechselsweise ein Spielball der Fanatiker, der Ehrgeizigen oder der Feigen, würde nicht gezögert haben sich von seinem Götzen zu enttäuschen; aber Bonaparte war nicht willens seiner Gewalt die Beweglichkeit und die Launen der Menge zum Fußgestell zu geben; er wollte sie auf eine festere und dauerhaftere Grundlage stützen." Alles ist ohne Zweifel nicht zu tadeln an dieser Stelle, welche ganz richtige Bemerkungen über Bonaparte enthält. Aber kann Hr. Lefebvre in Wahrheit glauben, es sei darum eine Lücke in Bonaparte's Natur gewesen, weil er keinen Glauben an die Freiheit hatte welche die Convention predigte und verbreitete? Uebrigens darf man dadurch sich nicht irre machen lassen, wenn Bonaparte sich von seinen Vorgängern trennt, indem er darauf verzichtet die Propaganda und die Anarchie zu Hülfe zu nehmen; seine Politik bleibt deswegen nicht weniger revolutionnair und unterscheidet sich nicht wesentlich von der Politik der Convention und des Directoriums. Es ist immer die Verähnlichung mit der großen Nation, d. h. die Unterwerfung unter Denen welche sie beherrschen; der ganze Unterschied ist: daß das verschlingende Ich des künftigen Kaisers sich an die Stelle des ungeheuern Appetits der Volkssouverainetät gesetzt hat. Diese hatte schon die berauschende Frucht der Eroberungen gekostet, und Bonaparte war nicht der Mann sie davon abzugewöhnen, nachdem er sie in seine Person absorbirt hatte. Er war genöthigt Eroberer zu sein sowol durch Erbschaft als durch Natur und Stellung. Man kann sogar sagen, daß die Regierungen die ihm vorangegangen die Furche des Kriegs so breit geöffnet hatten, daß jeder Andere an Bonaparte's Stelle sogleich gezwungen gewesen wäre darin fortzugehen; aber ein Mann der wirklich zur Partei der Mäßigung gehört hätte, würde nach den ersten Schritten Mittel gesucht haben stillzustehen und muthig die Rolle des Friedensstifters in die Hand zu nehmen. Was Bonaparte betrifft, so hat er nie im Ernst an diese Rolle gedacht; er war dazu durch die Leidenschaften seiner Politik ebenso unfähig wie die Regierungen denen er nachfolgte. Der Krieg war von beiden Seiten in ungerechten Absichten unternommen worden; die Einen wollten Frankreich zerstückeln, die Andern Europa revolutionniren; Alle haben sich getäuscht, Alle sind gestraft worden; und Frankreich ist nicht zerstückelt worden und der revolutionnaire Ehrgeiz ist unter den Ruinen seiner ungeheuern Gebäude erstickt. Der Jakobinismus und der Bonapartismus, verurtheilt durch ihre Werke und aus den Geschäften geworfen durch ihren so wohlverdienten Untergang, haben sich in die Speculation, die Journale, die Bücher und vor Allem in die Geschichte geflüchtet. So arbeitet man daran Adepten zu bilden, und man bildet deren; aber die meisten sind kalte Adepten, die nicht über die Theorie hinausgehen. Bis jetzt ist das Fieber ausgeblieben; das unsern Vätern in so starker Dosis eingegebene kräftige fiebervertreibende Mittel wirkt noch auf ihre Kinder. Jedoch, und welches Vertrauen man auch zu der Kraft dieses Specificums haben mag, ist es bedauerlich, die Geschichte zum Vehikel der gefährlichsten Irrthümer dienen zu sehen; es wäre Zeit, die Geschichte der französischen Revolution und des Kaiserreichs nicht aus dem royalistischen, jakobinischen, bonapartistischen Gesichtspunkte, sondern aus dem Gesichtspunkte der Vorsehung und der ewigen Regel welche alle Gesellschaften regiert behandelt würde.

31.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 122. —— 2. Mai 1847.

Biographische und literarische Skizzen aus dem Leben und der Zeit Karl Förster's. Herausgegeben von L. Förster.

(Fortsetzung aus Nr. 121.)

Allein von einer andern Seite macht sich das Buch vielleicht, ja zweifelsohne einem noch größern Publicum empfehlenswerth. Vom Frühjahr 1803 bis Dec. 1841 hielt Förster, kurze Reiseabwesenheiten ausgenommen, sich ununterbrochen in Dresden auf. Eingeführt in die allerhöchsten Kreise, keinem fremd geblieben, sondern stets willkommen in jedem der irgend bedeutend für Kunst und Wissenschaft war, und über alle Vorkommnisse ein genaues Tagebuch haltend, das aber nicht blos diese, sondern auch Förster's unfehlbar aufrichtigstes Urtheil darüber enthält (denn an eine Veröffentlichung desselben, Das erweist sich nach allen innern und äußern Kennzeichen, war nie von ihm gedacht), hat er dasselbe zu einem sprechenden Denkmal Dessen gemacht was Dresden in den merkwürdigen Zeitabschnitten vor und nach 1806, nach 1815 und 1830 war, und natürlich, wenigstens seit 1830, noch in den meisten Beziehungen ist. Für die gebildeten Dresdener ist daher die Schrift ein unschätzbares Erinnerungsbuch alles Dessen wovon ein Jeder von ihnen mehr oder weniger mitwirkender Augenzeuge war. Die große Anzahl nennenswerther Auswärtiger, die längere oder kürzere Zeit während jener Jahrzehnde in Dresden verweilten und in Berührung mit den dresdener Zuständen kamen, finden in dem Buche dieselben mit Geist und Wärme dargestellt. Zuverlässig aber gibt es keine lebendigere Erneuerung des Andenkens an Das was wir selbst gesehen und erlebt, als eben dieses Gesehenen und Erlebten wahrheitgemäße Schilderung von fremder Hand. Denn aufgefaßt von einer andern Individualität wird das Nämliche zugleich auch ein Anderes und ein Neues, weil das Medium durch welches wir es erblicken ein Anderes und Neues ist. Wird dieser Seite des Buchs das gebührende Anerkenntniß, so zweifeln wir nicht, daß auch sein Absatz im Buchhandel dem Werthe desselben entsprechen werde, der noch überdem in einer andern Beziehung dem größern Publicum zusagen dürfte. Wir meinen damit Folgendes: Was Gelehrte und Künstler, was überhaupt durch ihre Persönlichkeit mehr oder weniger bedeutende Individuen geleistet, machte jederzeit auch deren Sichbenehmen und Aeußern in den Verhältnissen des socialen Lebens zu einem Gegenstand den man um so lieber besprechen mag, je reichlicher der Stoff ist der für solche Besprechung geboten wird; und zu einer wohlmotivirten Wißbegierde steigert sich dies Interesse, sobald es um mehr als bloße Aeußerlichkeiten und Zufälligkeiten sich handelt, sobald uns nicht für die Oeffentlichkeit berechnete Gespräche und Mittheilungen aus dem Munde solcher Personen, überhaupt charakteristische Züge derselben berichtet werden die wir mit ihren ohnehin der Publicität anheimgefallenen Exhibitionen so oder anders glauben combiniren zu können. In nurgedachter Hinsicht ist das Buch eine unerschöpfliche Fundgrube. Füglich hätte demselben als Nachtrag ein alphabetisches Verzeichniß von Gelehrten, Künstlern und überhaupt namhaften Personen können beigegeben werden die nicht nur in der Schrift erwähnt sind, sondern mit denen auch, und zwar mit den in Dresden Einheimischen jederzeit, mit den zahlreichen Auswärtigen meistentheils während der Dauer des Aufenthalts in Dresden, Förster in näherer Berührung blieb. Dem Allen zufolge enthält das Tagebuch einen überschwenglichen Reichthum der interessantesten Mittheilungen.

Dies ist es was wir über den Stoff des Buchs im Allgemeinen zu berichten haben. Ehe wir dasselbe nun zur Bestätigung des Gesagten selbst sprechen lassen, Einiges über die Vorgänge durch welche Förster für Dresden gewonnen ward. Im Mai 1800 hatte er die Universität Leipzig bezogen, wo er zwar nach des Vaters Wunsch Theologie, zugleich aber auch Geschichte, Philosophie und Philologie studirte. Im Laufe der Universitätszeit begleitete Förster den Vater auf einer Reise nach Dresden. Der fortwährend seitdem gehegte Wunsch, in Dresden möge „sein guter Stern" ihm dereinst bleibenden Aufenthalt finden lassen, ging schon im Frühjahr 1803 in Erfüllung, wo General von Emmrich, damals Commandant des Cadettenhauses daselbst, die Hauslehrerstelle in seiner Familie Förster antrug, welche dieser nach einigen Jahren in Folge erhaltener Berufung zu einer anfänglich nur mit 300 Thlr. honorirten Professur am Cadettenhause verließ. Das schöne, beide Theile ehrende Verhältniß welches Förster im Hause des Ge-

nerals fand, und zu diesem wie sämmtlichen Mitgliedern der ausgezeichneten Familie ununterbrochen sich fortsetzte, ist vielfältig in dem Buche beurkundet. Von dem Vielen was in dieser Beziehung, verstattete es der Raum, wir um so lieber mittheilten, weil wenn v. Emmrich Förster nicht nach Dresden berufen hätte wahrscheinlich sowol zu Freud als Leid Vieles sich unstreitig ganz anders in dessen Lebensverhälnissen gefügt hätte, beschränken wir uns auf den Brief in welchem der General Förster's Ankunft erwartet.

Dresden, 29. März 1803.

Verehrungswürdiger Freund, aus Ihrem mir zugekommenen Schreiben ersehe ich mit wahrhafter Freude, daß Sie entschlossen sind die Erziehung meiner Kinder zu übernehmen. Die Grundsätze die Sie über Erziehung und über das Leben im Allgemeinen äußern, verbunden mit den ausgezeichneten Empfehlungen über Ihren Charakter und über Ihre außerordentlichen Kenntnisse, und die Neigung die Sie für Ihren Beruf zeigen, machen jede Bemerkung oder Bestimmung von meiner Seite überflüssig; denn ich bin gewiß, daß ich an Ihnen einen schätzbaren Freund und meine Kinder einen treuen Führer und Lehrer finden werden. So bitte ich Sie nur, mir die Zeit Ihrer Ankunft zu bestimmen, und als ein Zeichen meiner Freundschaft und meines Zutrauens Beifolgendes zur Bequemlichkeit Ihrer Reise freundlich anzunehmen. Von nun an Ihr treuer Freund v. Emmrich.

Später (1818) verlebte Förster, einer vom General v. Emmrich erhaltenen Einladung folgend, einen Theil der Sommerferien auf dessen Gute Krischa. Die während jener Tage niedergeschriebenen Erinnerungen sind durchgehends anziehend, zum Theil interessante im Gespräche mit dem General von diesem mitgetheilte Thatsachen, z. B. S. 60:

Auch eine Anekdote aus Gneisenau's Leben, die Emmrich mittheilt, ist interessant. Gneisenau, der Sohn armer Aeltern — sein Vater war kurmärkischer Hauptmann —, kam ziemlich jung als Gemeiner zu den Wurmser Husaren, ward als Ausländer von den Ungarn gedrückt und verfolgt. Emmrich, damals Oberlieutenant, nimmt sich des jungen, braven, geistreichen Mannes an, läßt ihn bei sich wohnen und die ihm zukommenden erniedrigenden Stall- und andern Geschäfte für ihn besorgen. Gneisenau kann aber den Druck endlich doch nicht länger ertragen, er desertirt nach Mainz, fällt dem hier garnisonirenden Regiment Erbach in die Hände, wird nach Ungarn zurückgeschafft, soll Regimentsstrafe erleiden. Emmrich hört davon und wirkt ihm, noch ehe er das Regiment erreicht hat, durch Vermittelung eines einflußreichen Freundes den Abschied aus. Gneisenau geht in anspacher Dienste, wird hier Oberlieutenant, geht in preußische Dienste u. s. w.

Der bildende Einfluß den auf Förster das Leben in höhern Kreisen der Gesellschaft, vor Allem aber der Aufenthalt in einer Residenz übte wo Kunst und Natur dem mit Sinn dafür Begabten unerschöpflichen Genuß bieten, ist in dem Buche sehr vorzüglich dargestellt, und spricht sich zum Theil auch in Briefen aus die vor der Verheirathung Förster an die Braut schrieb, und aus denen von S. 21 an Stellen mitgetheilt sind. Diese, vom 27. Nov. 1813 an beginnend, rufen hin und wieder auch Erinnerungen an damalige hochwichtige Zeitereignisse zurück. Wir heben Folgendes aus:

Wenn ich (27. Nov. 1813) des schönen Tags gedenke wo ich mit Ihnen und Ihrem Bruder Fr. in der Mitte unserer hochherzigen berliner Freunde auf dem klaren Elbstrome hinfuhr, und als wir dann von den Höhen von Loschwitz herab unsere Augen an dem Anblick der herrlichen Gegend mit ihren wohlhabenden Dörfern und fruchtreichen Gärten weideten, und auf der Heimfahrt aus dem breternen Häuschen der untergehenden Sonne mit unsern Blicken folgten und uns nicht satt sehen konnten an den vergoldeten Bergen, an den Lichtern des Stroms, an den schimmernden Kreuzen und Fenstern der nahen Hauptstadt: wie freuten wir uns da des gegenwärtigen Augenblicks und hatten so gar keine Ahnung von dem blutigen Jahre das folgen sollte! Jetzt liegen sie nun zerstört und in Aschenhaufen verwandelt die freundlichen Dörfer, die armen Bewohner irren heimatlos und unbekleidet umher, ihre Felder sind in öde, wüste Lagerstellen verwandelt, ihre Gärten verheert, ihre Heerden zerstreut, ihre Habe geplündert. Die schönsten Punkte um unsere Stadt, die ich so gern, so oft besuchte, haben für mich keinen Reiz mehr. Die Natur hat ihren Zauber verloren, denn jede Stelle regt böse Erinnerungen auf.

Am 18. Febr. 1815 (S. 26):

Zürne nicht meiner Trauer, ein großer allgemeiner Schmerz beugt auch den Glücklichen! Vor kurzem standen wir Alle freudig da und breiteten die Arme aus, und glaubten sie auszubreiten über ein glückliches Land. Aber sieh, es ist anders geworden! Während wir oben standen und Freudenfeuer entzündeten, arbeiteten die Berggeister im Innern des Bergs, und noch standen wir oben und hielten Bergpredigten über das Glück der Menschheit und die errungene Freiheit, siehe, da begann es zu kochen und zu brausen, und der Berg bebte und wankte und stürzte über unsern Hoffnungen zusammen. Unser Schicksal hat sich traurig entschieden. Der König kehrt zwar zurück, aber das Land wird getheilt und nur der kleinste Theil mit Dresden fällt an Friedrich August zurück. Die allgemeine Stimmung ist eine sehr ernste, trauervolle.... Der Schnee in unserm Thale ist zerronnen, wärmer strahlt die Sonne, bald kehrt der Frühling wieder. O daß mit seiner Wärme auch die Wärme der Freude wieder einzöge in die Menschenherzen dieses Thals!...

Brief vom 24. Juni 1815:

Nur wenige Worte! Eben erhielt ich einen Brief von deinem Bruder Friedrich. Gott hat ihn geschützt. Er lebt! Er ist in Löwen, zwar verwundet, aber doch fähig zu schreiben. Mit fester gesunder Hand schreibt er den 18. Juni: „Am 16. Juni nahmen wir das Dorf Fleure mit Sturm, ich ward in den Schenkel verwundet und bin nun hier im Spital. Mit Allem bin ich versorgt, auch mit Schmerzen. Der Ausgang der Schlacht ist noch nicht entschieden, heute ist der vierte Tag, und es soll noch immer donnern. Ich hoffe bald Mehr mitzutheilen." Unter dem Couvert stand vom 20. Juni: „Alles gewonnen!" So ist er uns zum zweiten male erhalten, der theure Bruder. Könnte ich doch seine Schmerzen mit ihm theilen! Gott gebe den verbündeten Waffen Sieg!

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanliteratur.

1. Die Waise in Wien. Roman von Johannes Scherr. Drei Bände. Stuttgart, Franckh. 1847. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.

Vorliegender Roman ist in Form der Memoiren-Novellen vorgetragen, und sowol dieser Form als auch des Inhalts wegen ganz ein Kind der jetzigen Zeit, deren Stimmung, Regung und Bestrebungen vollständig nach den verschiedenen Richtungen hin vergegenwärtigt werden. Der Erzählungsfaden zwar, die Liebesgeschichte ist für die jetzige Zeit allzu romantisch, sie gehört in ihrer grauenhaften Verwirrung von Bruder- und Frauenmord, von einem unterschlagenen Kind, von gestohlenem Testament, dem unheimlichen Treiben zwischen verborgenen Fächern und verhaßten Familienbildern einer frühern Zeit an als der

deren Interessen die Ausschmückung des Romans abgeben, weshalb Ref. sich auch mehr an die letztern halten wird und die Erlebnisse des Helden, jenes unterschlagenen Kindes, zum Hauptpunkte seiner Betrachtung zu machen gedenkt.

Tristan Frei, der sogenannte Sohn eines Dorfarztes, wächst auf dem Lande auf und schreibt seine Memoiren. Er schildert das Dorf worin er geboren, dessen Bewohner, einige groteske Erscheinungen darunter — drei originelle Wesen an denen die Politur des Stadtlebens die Ecken nicht abgeschliffen hat; die humoristische Schilderung gibt dieselben in allen Schattirungen ihrer Eigenthümlichkeit wieder. Tristan spielt mit einer kleinen Prinzessin und nimmt Stunde mit ihr, wodurch er in den neuern Sprachen bewandert wird. Der Charakter des Helden ist entschieden, heftig, kühn, entschlossen und für Freiheit und Recht glühend. Dem um seine Schwester freienden Bösewicht legt er Erbsen auf die Treppe und verursacht ihm einen Sturz in den Keller; dem Institut welchem er anvertraut wird entspringt er, indem er dessen Vorsteher und seine Maitresse übel zurichtet; aus dem Kloster, wo er zur Kirche herangebildet werden soll, entweicht er auch. Seine Erziehung kostet mehr als die Armuth der Aeltern zu geben vermag; es fehlt ihm nie an Geld, auch zu seiner Flucht erhält er eine bedeutende Summe von der Hand seiner geliebten kleinen Prinzessin. Tristan begibt sich auf Reisen. Die Schweizer bezeichnet er als die einzige Nation Europas welche „frei, factisch frei von Feudalismus und Adelthum ist". „Man hat die Schweiz den Mikrokosmos Deutschlands genannt, aber bei dieser Vergleichung übersehen, daß die Deutschen aus bewußter Feigheit Sklaven sind, während nur ein kleinerer Theil der Schweizer aus Unverstand, aus mittelalterlich-christlichem Unverstand zu Knechten des Jesuitenpacks sich hergibt. Und dann sind die Schweizer — von den Urcantonen, welche ein grandioses Viehstück darstellen, abgesehen — wesentlich unverhältnißmäßig praktischer als die Deutschen: sie sind außerordentlich thätig, geschäftstüchtig, speculativ, wohlverstanden nicht speculativ in deutsch-philosophischem Sinne, denn von diesem Nebeln und Schwebeln wollten die Schweizer zu ihrem Glücke nie Etwas wissen, sondern speculativ wie Geschäftsleute; sie sind endlich politisch weit gebildeter als die Masse in Deutschland, wo die sogenannten niedern Stände über die Vorstellungen der Leibeigenschaft und eines erlogenen Patriarchalismus schlechterdings nicht hinauskommen können, trotz der pathetischen Kammerdeclamationen von Volksmündigkeit. Damit soll übrigens dem socialen Zustande der Schweiz durchaus nicht das Wort geredet werden, denn dieser ist um kein Haar besser als anderswo. Im Gegentheil, die Bourgeoisie, oder wenn man will der Liberalismus, hat hier sein anmaßliches Princip, welches kein anderes ist denn der goldsüchtige Egoismus, auf die höchste Spitze getrieben, und in den Cantonen welche sich den Reformbestrebungen der dreißiger Jahre angeschlossen, herrscht der polternde, auf die Goldsäcke des herzlosesten Fabrikantenthums sich stützende Advocatismus, dieses aus Eitelkeit, Muthlosigkeit und Charlatanerie zusammengesetzte Conglomerat, welches auch in den deutschen Kammern mit einigen hohlen Rechtsbegriffen Fangball spielt zum Ergötzen der gutmüthigen Seelen, die einfältig genug sind, von politischen Theoremen oder Reformen überhaupt noch das Heil der Gesellschaft zu erwarten." Hierauf eröffnet Tristan einen Blick ins Studentenleben, in das flotte Burschenleben mit Studentenausdrücken, die nicht immer ganz feiner Art sind. Der Leser ist Zeuge von Duellen, Katzenjammer u. s. w., endlich auch von politischen Umtrieben; der Held betheiligt sich beim Frankfurter Attentat und wird gefangen. Zwischen diesen Ereignissen spinnt sich der Roman mit der Prinzessin Oda fort, er befreit sie von dem Prinzen den sie heirathen soll, und verhilft ihr zur Flucht; dafür verhilft sie ihm auch aus dem Kerker, und er sucht eine Freistatt in Amerika. Dort findet man nun mehre der bekannten Personen wieder; eine Ansiedelung in dem Urwald unter Tristan's Leitung, Kampf mit Wilden und mit fanatischen christlichen Sekten der Europäer, Gefahren, Schrecknisse, wunderbare Rettungen, unbegreifliche Zufälligkeiten. Unter letztern auch das Zusammentreffen mit Prinzessin Oda und deren Tante. Natur- und Menschenschilderungen vollenden ein treues Bild des amerikanischen Lebens; sowol im Blockhause als auf Reisen, sowol in Prairie und Urwald als in Städten. Folgendes Urtheil über Amerika theilt der nach Deutschland Zurückgekehrte am Theetische mit: „Nicht nur das Staatsleben, sondern auch die Politik durchdringt hier Alles, mischt sich in Alles, verwebt sich mit Allem, und insofern könnte ein Aufenthalt in der Schweiz als Vorschule für Amerika empfohlen werden. Das ist den meisten Europäern etwas ganz Ungewohntes, vornehmlich aber den Deutschen, deren politisches Bewußtsein noch immer in der Wiege liegt, und keineswegs wie Herakles die Schlangen der Bevormundung erwürgen wird. Ja, und da fällt mir gerade ein, daß vielfach behauptet worden ist, der deutschen Emigration stehe in Amerika eine große Zukunft bevor. Eine schöne Prophezeiung, deren Erfüllung ich aber nicht absehen kann, da ich bei der Masse der in Amerika angesessenen Deutschen ebenso wenig politischen Sinn wahrzunehmen vermochte wie bei der Masse der Deutschen in Deutschland. Sie stecken auch als Bürger eines Freistaats immer noch in der dicken, deutschen Unterthanenhaut, und wenn sie sich von ihren neuen Mitbürgern Etwas angeeignet, so ist es nur etwas Schlimmes, nämlich jene verrühmte Dollarsucht, welche die Kurbel ist um die sich das Dichten und Trachten des echten Yankee dreht. Zu welchen Abscheulichkeiten dieses fieberhafte Jagen nach Geld führt, liegt in dem Bankunwesen und in den zahllosen betrügerischen Bankrotten klar am Tage. Das Geld, oder besser gesagt die übertriebene Werthschätzung desselben, ist der faule Fleck woran die ganze Menschheit krankt; allein nirgend vielleicht zeigt es sich als ein so schreckliches Gift wie in den großen Städten der Union. Den Ruin der öffentlichen Sicherheit hat es bereits herbeigeführt — ich meine nicht jene Altejungfernmoral die in die Kirche läuft und Tractätchen liebt, an derartiger Sittlichkeit ist auch Amerika überreich — ich meine jene heilige Scham des Menschen vor Lüge, Verrath und Betrug. Diese kennt der Yankee längst nicht mehr, kann sie nicht mehr kennen, denn er ist «jeder Zoll ein Dollar». Die Hauptsünde Nordamerikas ist also das Geld. Zwei kaum minder große Sünden, die freilich Töchter der ersten sind, beging und begeht es gegen die Indianer und Schwarzen." Tristan nennt als Bürgschaft für die einstige Größe der Amerikaner „ihr Selbstgefühl". „Es ist bekannt, daß sich die Nordamerikaner weitaus für die erste Nation auf dem Erdboden halten, daß sie mit souverainer Verachtung auf die monarchischen Staaten Europas herabsehen. Ihr Nationalstolz ist ihre Nationaltugend. Diese Nation, welcher alle Völker alljährlich eine Masse der heterogensten Elemente zuschleudern, welche sogar die Auswürflinge aller Länder in sich aufnimmt, fühlt sich trotz all der wüthenden Parteizwiste in ihrem Innern als ein großes Ganzes, ein Gefühl das dann wieder in jedem Einzelnen lebt. Sogar der gemeinste Lump wird imponirend, wenn er von seiner Würde als Bürger der großen Republik spricht. Ein solcher bürgerlicher Stolz ist in Europa etwas fast ganz Unerhörtes. Die Europäer saugen feudalistische Begriffe mit der Muttermilch ein, und nur Wenige wissen sich derselben später völlig zu entäußern. Man hat gesagt, Europa sei krank, und seine Krankheit sei die eines abgelebten Menschen. Wohl, auch Amerika ist nicht gesund, aber sein Unwohlsein gleicht ganz den Krisen welchen die jungen Burschen in den Flegeljahren ausgesetzt sind. Ja, Brother Jonathan befindet sich in den Flegeljahren, und laborirt an der Verarbeitung und Auswerfung jener ungesunden Stoffe die den Menschen molestiren in der Uebergangsperiode zur Mannbarkeit. Bittere Arzneimittel sind ihm nöthig, aber er wird genesen. Und was hat dieser Bursche nicht schon Alles gethan! Man betrachte seine Marine, seinen Handel, man betrachte diesen zähen, hartgesottenen Republikaner, der mit dem schlauesten Calcul die entschlossenste Thatkraft verbindet, man besuche die Meetings dieser kalten,

trotzigen und stolzen Männer, und man wird mit mir übereinstimmen wenn ich prophezeie, daß die Völkergeschicke dereinst durch amerikanische Volksbeschlüsse bestimmt werden dürften wie jetzt durch die Congresse europäischer Monarchen und Diplomaten." Die Fragen, was er von Luther halte, beantwortet Tristan dahin: daß er mehr Politik und Glück, aber weit weniger Geist, Bildung und Herz gehabt als viele seiner Zeitgenossen. „Uebrigens kehre dich nicht an mein Urtheil, denn es ist vielleicht ein befangenes, da ich, offen herausgesagt, diesen bierbrauergesichtigen Reformator nie recht leiden mochte, weil er gesagt hat: «Daß 2 und 5 = 7 sind, kann ich fassen mit der Vernunft, wenn es aber von oben herab heißt: 2 und 5 sind = 8, so soll ich's glauben wider mein Wissen und Fühlen.» Und ferner hat er gesagt: «Der gemeine Mann muß mit Bürden beladen sein, sonst wird er zu muthwillig.» Wer diese absurden und abscheulichen Orakel von sich gegeben, kann nicht mein Mann sein, auch abgesehen von seinem hochmüthigen, pfäffisch-verdammungssüchtigen Benehmen gegen Alle die ihn an geistiger Bedeutsamkeit und Wissen überflügelten, wie gegen Zwingli und Münzer; und abgesehen sogar von seiner unseligen Wirksamkeit zur Zeit des Bauernkriegs, von dem bornirten und servilen Fanatismus welchen er gegen die armen Bauern an den Tag gelegt, die das Evangelium und ihre Zeit besser verstanden als der Papst zu Wittenberg, wozu er, der nie die Kutte und was daran hängt vergessen konnte, sich in aller Geschwindigkeit gemacht." Ueber den Gustav-Adolf-Verein vernimmt man folgende Aeußerung Tristan's: „Das ist auch wieder so ein Institut welches die Deutschen charakterisirt. Einen Ausländer der seine ehrgeizigen und eroberungssüchtigen Absichten unter dem Deckmantel der Religion nur schlecht verbarg und halb Deutschland zur Wüste machen half, zum Schutzpatron und Schiboleth eines Vereins zu wählen — echt deutsch Das!"

Diese Auszüge mögen genügen um den Geist des Buchs und seines Autors Farbe anzudeuten. Daß Tristan nun die Waise von Wien ist, entdeckt man in dem letzten Hefte des dritten Theils. Der älteste Bruder von Oda's Vater hatte ein Bauermädchen, die Schwester der Frau des Dorfarztes Frei, geheirathet. Der jüngere Bruder Hugo liebte das Mädchen auch, und benutzte eine Abwesenheit des Bruders um die Frau enthaupten und das Kind entführen zu lassen. Als der Fürst von seiner Maitresse und deren Gehülfen ermordet ist, findet Oda die Beweise von Tristan's Abkunft und das Testament seines Vaters, welches ihm den größten Theil der ihr zugefallenen Güter zusagt. Sie vermählt sich mit ihm, und führt eine Armengemeinde nach Amerika, um dort ihren human-socialistischen Ansichten Folge geben zu können. „Schau dich um, geliebtes Weib", ruft der glückliche Gatte beim Abzug. „Siehe Adelthum und Priesterthum, Vorrechtlerei und Bevormundung, Unterdrückung und Entmenschung, sie bleiben am Wege stehen, aber das Volk zieht aus und der Freiheit entgegen." Daß man nur in Amerika ein Glück finden kann, möchte wol mancher Leser leicht aus den vorliegenden drei Bänden herausbuchstabiren. Ref. könnte nun hier und da manchen aufgestellten Satz, manche Klage über deutsche Zustände zurechtlegen und mildern, er könnte die Möglichkeit eines Glücks, eines Wirkens für Menschenwohl, eines Entwickelns der Menschenwürde und einer Uebung der menschlichen Kräfte darthun; es würde aber eine solche Besprechung leicht in einen Streit der Parteien ausarten, da der vorliegende Roman mehr als irgend einer die Stimme einer Partei ist. Der Verf. will auch keineswegs die Tendenz und Absicht seines Werks verleugnen; er ist der Meinung, daß die Kunst die Tendenz keineswegs ausschließe. „Sind die Komödien des göttlichen Aristophanes etwa keine Kunstwerke, die Sirventen der Rom befehdenden Troubadours keine Gedichte? Geht doch einmal hin und betrachtet Michel Angelo's Jüngstes Gericht. Was ist es Anders als ein Tendenzgemälde des verrauschenden Mittelalters? Und habt ihr aus Beethoven's Symphonien nie die Revolution herausgehört, so habt ihr eben blos das Gehör eines Hofmusikers." Also der Autor, und Ref. stimmt gern in diese Ansicht mit ihm ein. Dessenungeachtet ist der vorliegende Roman kein Kunstwerk, obgleich er des Fesselnden und Unterhaltenden viel bringt, und auch oft durch die Erzählung spannt. Er ist zu lang und zu breit, es ist zu viel Unnöthiges aufgenommen, das Unschöne nicht genug gedrängt, die amerikanischen Gespräche sind mit calculiren, supposen und andern amerikanischen Tournuren oft schleppend. Indeß sind die Verdienste überwiegend.

2. Emmerberg. Historischer Roman von Friedrich Aarau. Zwei Theile. Wien, Doll's Enkel. 1847. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Ref. leugnet nicht, daß bei dem vorliegenden Buche ihm die Pflicht eines gewissenhaften Lesers etwas sauer geworden ist; schon die Einleitung, welche darthut wie der Autor zu dem alten Manuscript mit den „ergötzlichen Historien" nach denen er den Roman bildet gekommen, ist sehr lang und breit. Die Geschichtsepoche an welche der Roman sich anschließt ist die Regierung des Herzogs Albrecht von Oestreich; bekannte Begebenheiten, Volksstimmungen, handelnde Personen, der Ungarnkrieg und Bürgeraufruhr sind angeführt und oft mit größerer oder geringerer Weitläufigkeit geschildert; Nichts tritt indeß mit Bedeutendheit hervor, Nichts bekundet das Talent eines Historikers. Die Liebesgeschichten aber, deren mehre zwischen den historischen Begebenheiten hindurchspielen, sind ohne Werth und Gehalt, mit unendlicher Breite, mit unbedeutendem Gespräch in die Länge gezogen, ohne irgend einen Charakter dem Leser zu bieten an dem das Interesse haften bleiben könnte. Der Held Wolff von Königsberg benimmt sich bei jeder Gelegenheit so kopflos und albern, daß man unmöglich ihm Theilnahme widmen kann, und sich nicht verwundert über alle die vielfachen Unannehmlichkeiten die ihn treffen. Die hier und da eingestreuten Reflexionen sind nicht neu und poetisch genug, um für das Schleppende in der Erzählung zu trösten. Im Ganzen konnte Ref. nicht umhin zu wünschen, daß der Verf. auf seiner Morgenwanderung im Alpenthal nicht vom Regen überfallen, nicht beim Schulmeister einzukehren gezwungen worden wäre, und auch nicht das Manuscript mit den „ergötzlichen Historien" aufgefunden hätte.

46.

August Mettlerkamp.

Bei der Musterung deutscher Dichter in d. Bl. fiel mir in Nr. 87 der Name Mettlerkamp in die Augen. Vor mehren Jahren bin ich demselben in deutschen Zeitschriften begegnet, und habe mir ihn gemerkt als den eines ziemlich gewandten Uebersetzers aus dem Russischen. Im April 1844 aber lernte ich auf meiner Durchreise durch Charkow in August Mettlerkamp den Lector der deutschen Sprache an dortiger Universität kennen, einen geborenen Hamburger, der mit rührender Liebe an seinem Vaterlande, besonders an allem geistigen Leben desselben hängt, und, so viel mir bekannt worden, in seinem bescheidenen Wirkungskreise deutschen Sinn und deutsches Gemüth auf eine höchst rühmliche Art bewährt. Mit nicht geringem Erstaunen also las ich in der Anzeige seiner Gedichte eine dem „Komet" nachgeschriebene Notiz, daß dieser Mettlerkamp kein Anderer sei als Dr. Rudolf Mettler, der in Leipzig das „Nordlicht" herausgegeben, dermalen sich den Auswanderern nach Texas beigesellt u. s. w. Aus dessen Verhältnissen habe man sich den Heimatsgruß zu erklären der diesen „Liederschwalben" mitgegeben ist. Da nun in Mettlerkamp's Gedichten, wie ich aus der Inhaltsangabe ersehe, persönliche Erlebnisse verklingen, ja eines an dem ich selbst warmen Antheil nahm, so fühle ich mich gedrungen auf diese Verwechselung aufmerksam zu machen, die den Dichter unangenehm berühren kann, und deren Urheber auf die bloße Namenähnlichkeit hin jedenfalls etwas leichtsinnig verfuhr, wofern er nicht gar einen faden Witz spielen ließ.

W. Wolfsohn.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 123. — 3. Mai 1847.

Biographische und literarische Skizzen aus dem Leben und der Zeit Karl Förster's. Herausgegeben von L. Förster.

(Fortsetzung aus Nr. 122.)

Nunmehr zu Demjenigen uns wendend worin wir des Buches hauptsächliche Bedeutung für das Publicum finden, theilen wir vor Allem mit, und halten uns hierzu eben um deswillen verpflichtet, weil gewiß es Förster nie in den Sinn gekommen ist, solche Herzensergießungen zu veröffentlichen, folgende im Herbste 1826 von ihm eingetragene Tagesbemerkungen (S. 327):

Zu den genügendsten und erfreulichsten Genüssen zähle ich die Stunden welche ich bei dem Prinzen Johann zubringe. Derselbe versammelt seit einiger Zeit in manchen Abendstunden einen kleinen Kreis von Gelehrten um sich. Auch der Prinz Friedrich ist meist gegenwärtig. In beiden Fürsten ist ein seltener Verein geistiger Kräfte, edler Gesinnungen, freisinniger Ansichten und eine lebenswarme Theilnahme für Jegliches, es gehöre in das Reich des Wissens, der Kunst, der Poesie oder betreffe die Zustände der Zeit mit ihren Vorzügen und Gebrechen; für das innere wie für das äußere Leben ist ihr Herz und Auge offen, und noch nie schied ich aus ihrer Nähe ohne daß ich nicht Veranlassung zu neuer Verehrung gefunden hätte. Heute war dort gegenwärtig: v. Miltitz, Ebert, Breuer, Professor Hartmann, Oberhofprediger Ammon und General Gersdorf (Commandant des Cadettenhauses), mit dem ich hinüberfuhr. Das Gespräch bewegte sich vielseitig; Literatur und Culturgeschichte, Erziehungsideen, väterliches Regiment, Verfassung ꝛc. (wobei recht liberale Ansichten sich offenbarten) kamen zur Sprache; an Allem nahmen die Prinzen lebendigen Antheil, und was sie sprachen zeigte immer von Geist und tiefem Blick in die Sache.

Einen spätern Abend betreffend:

Noch lebhaft erregt von dem reichen geistigen Genuß kehre ich heim; Prinz Johann war überaus freundlich und heiter. Die Unterhaltung gehörte wiederum den mannichfaltigsten Gegenständen an. Ueber deutsche und italienische Literatur, über alte und neue Kunst verbreitete sich das Gespräch, über Alles sprach der Prinz mit lebendiger Theilnahme und einer wirklich in Staunen setzenden Gründlichkeit. Es ward über Homer, über Allegorie in der bildenden Kunst und Poesie gesprochen; ihm war Nichts fremd. Dabei die witzigsten glücklichen Einfälle. „Menelaus", sagte er unter Anderm, „kommt mir so recht wie ein griechischer Gentleman vor", und nun entwarf er mit den heitersten Farben ein Bild desselben. Auch Scherze nahm er freundlich und lustig dahin. So war von Polyphem, ich weiß nicht mehr in welcher Beziehung die Rede, und Breuer sagte: „Er war aber ein Göttersohn", das Wort scharf betonend. „Ei", erwiderte der Prinz, „es gibt genug Göttersöhne noch jetzt, die Fl . . . l sind." Alles sprach er in der heitersten anspruchlosesten Weise.

S. 337:

24. April. Mit heiterm Glückwunsch trat L. früh an mein Lager, den ich erst dann zu deuten wußte, in welchen ich aber jubelnd einstimmte als sie hinzusetzte: „Dem Lande ist ein Sohn geboren!" Die erlauchte Gemahlin des Prinzen Johann war in der Nacht von einem Prinzen entbunden worden. Den Willkommengruß der Kanonen an den jungen Erdengast hatte ich verschlafen und beklagte nun, daß ich Freund Breuer's Wunsch, ihn am Abend in die italienische Clause zu begleiten, nicht nachgegeben; das kleine Häuflein der Chiapponejünger hatte nach der frohen Kunde sich sogleich in Bewegung gesetzt, um inmitten der Brücke, zwischen Altstadt und Neustadt, den Neugeborenen in Champagner leben zu lassen; eine Bande Musikanten war von ihnen in Beschlag genommen und mit ihr ein Theil der Stadt durchzogen worden. Viele Häuser sind noch während der Nacht erleuchtet gewesen; auch heute Abend ist fast die ganze Stadt illuminirt; nächsten Sonntag wird die Erleuchtung vorbereiteter, allgemeiner sich wiederholen. Der junge Prinz wird Albert genannt werden.

25. April. Der Festgesang der mein Gemüth durchdringt mußte in lebendigem Wort sich offenbaren. Ich schrieb ein Gedicht nieder: „Lenzesfreude am 23. April 1828", und habe dasselbe dem hochbeglückten Vater gesendet.

Sonntag. Die wahrhaftige Theilnahme eines wackern Volkes an den Ereignissen ihres Regentenhauses gehört zu den erfreulichsten Erscheinungen. Seit der Geburt des Prinzen ist die ganze Stadt in freudigem Bewegen. Die Illumination am heutigen Abend war die glänzendste die ich erlebte. Aus der ganzen Umgegend waren Tausende von Menschen herbeigeströmt. Wiederum aufgefodert für Inschriften zu sorgen, hatte ich verschiedene niedergeschrieben; für den Haupteingang des Cadettenhauses war folgende gewählt worden:

Jüngst noch bangte das Herz; doch seht, es entgleiten die Wolken,
Und im fürstlichen Sohn grüßet ein freundlicher Stern.

28. April. Heute hatte ich eine große Freude. Prinz Johann hat mein Gedicht der freundlichsten Aufnahme werth gehalten und sendet mir als Antwort auf dasselbe ein trefflich gedachtes und ausgeführtes Gedicht, unter der Ueberschrift: „Vatergedanken am 23. April 1828." Es spricht die herrlichsten Gesinnungen, die edelsten Grundsätze und heiligsten Gefühle so wahr aus. Ich konnte es nicht ohne die tiefste Rührung lesen, werde es als einen theuern Besitz betrachten, und das Tagebuch möge es einer spätern Zeit zu erweiterter Theilnahme bewahren.

Es findet in dem Buche sich nicht. Aus den Aphorismen (S. 233 fg.) heben wir hier, von naheliegender Ideenassociation dazu bestimmt, die „Fürstliche Schriftstellerin" überschriebenen Worte aus:

Wir wundern uns, daß eine schriftstellernde Fürstin Sitten und Charaktere der niedern Sphäre so wahr darzustellen weiß. Hat sie dieselben vielleicht aus scenischen Darstellungen kennen lernen, wie Hippolyt bei Euripides die Liebe aus Gemälden?

Schon allein die (S. 320) zu Sept. und Oct. 1825 niedergeschriebenen Bemerkungen geben ein Bild, wie von Fremden die in intellectueller Hinsicht einen Namen hatten Förster kaum von irgend einem unaufgesucht blieb.

Der Beginn des Herbstes, mit welchem viele Hörsäle der Universitäten sich schließen, veranlaßt gar oft die Lesenden wie Hörenden, Erholung und Genuß in unserm Elbthale zu suchen, und selten geht diese Jahreszeit vorüber, ohne mir den Gewinn interessanter Bekanntschaften zu bringen. Heute Morgen führte der Zufall einen Bibliothekaren-Congreß in meinem Zimmer zusammen: Ebert brachte mir Wachler und Passow aus Breslau, diese fanden Wilken aus Berlin eben gegenwärtig. Passow lebhaft und munter, fand in diesem Zusammentreffen Stoff genug zu Scherz. Wachler ist ein Bild deutscher Biederherzigkeit und der tiefgründliche Gelehrte, zugleich der angenehmste und liebreichste Gesellschafter; an einem der nächsten Abende, an welchem einige andere liebe Fremde: Dr. Abrahams und Cherson aus Kopenhagen, Göttling aus Jena, Professor Wegscheider und Kanzler Niemeyer aus Halle und Dr. Perz aus Hanover — bei mir einsprachen, waren von hiesigen Freunden noch gegenwärtig: Vogel, Hase, Räke, Minister Nostitz, Böttiger, Falkenstein und Tieck. Letzterer las zum höchsten Genuß der Gesellschaft die „Iphigenia" von Goethe unübertrefflich vor. Der stattliche Niemeyer war von der Lesung ganz hingerissen und die lebendige Freude des sonst ruhigen alten Herrn schien Meister Ludwig sehr zu ergötzen.

Besonders aber zwei Beziehungen sind es in welchen nach Ref. und vieler Beistimmenden Urtheile der Art bewahrte Erinnerungen aus Förster's socialen Verhältnissen willkommen sind. Wir meinen damit das Haus der Frau von der Recke und das Tieck'sche Haus. Obschon in den Tagen wo noch beide, das eine diesseit das andere jenseit der dresdener Elbe, Einheimischen und Fremden aufgethan waren, man hier an mehr als einer charakteristischen Verschiedenheit festhielt, ist doch jetzt, wo beide zu verödeten Stätten geworden sind, alle Verschiedenheit wie verwischt von dem einen schweren Gemeinschaftlichen, daß sie verödete Stätten geworden und dort verlebte Stunden nur noch in einer Erinnerung sich erneuen die der Hoffnung entsagt Gleiches wieder in der Wirklichkeit zu erleben. Unmöglich aber, daß wer auch nur an eines jener Häuser ein dankbares Andenken bewahrt, nicht für das Förster'sche Tagebuch der Herausgeberin unendlich sollte verbunden sein. An Erlebnissen bei Frau von der Recke ist — von einer Menge ähnlicher Bemerkungen heben wir nur diese zwei aus — aufgezeichnet unter dem 21. Juli 1823:

Mittag bei Fr. v. d. Recke. Die Herzogin von Sagan, wie immer voll Leben und Liebenswürdigkeit, war mir eine werthe Tischnachbarschaft. Auch Fouqué war gegenwärtig. Er suchte das Gespräch fast gewaltsam auf religiöse Gegenstände zu lenken, es fehlte nicht an frommen Phrasen, Bibelsprüchen und Liederversen, wobei ihm die gute Recke immer einhelfen mußte, die ihm aber unverholen sagte, Dergleichen müsse man nicht zur Schau tragen. Nun leitete er das Gespräch auf den Krieg und seine Kriegsthaten; L. erinnerte ihn an den Morgen des 18. Oct. 1813, wo sie in Altenburg ihn noch gesprochen und wie schmerzlich es ihm habe sein müssen, an dem denkwürdigen Tage so spät sich dem Helden- und Siegeszug anzuschließen; worauf er erwiderte: er habe den Kriegsdonner früher bei Kulm erfahren, und auch am 18. vor Leipzig sei noch manche Kugel über ihn weggegangen; auch habe er außerdem in großer Gefahr geschwebt: denn als er von seinem Regiment, was Nichts zu thun gehabt, ein anderes hätte aufsuchen wollen, was ihm als Volontair freigestanden, sei er auf einem Fußsteige fortgeritten, habe hier einen schlafenden Offizier im Wege hingestreckt gefunden, ihn erweckt, und dieser hätte ihn erschreckt zurückgewiesen, denn er, Fouqué, sei auf dem Wege zu den Feinden gewesen und nur durch besonnenes Zurückreiten sei er der Gefahr glücklich entgangen.

8. April 1832. Es war mir lieb und peinlich zugleich, bei Fr. v. d. Recke einzutreten als der Kronprinz von Preußen sie eben verlassen wollte; sie strahlte vor Freude und Heiterkeit, streichelte dem hohen Gast die Wangen und nannte ihn „mein allerliebster Kronprinz", worauf dieser erwiderte: „Ihre Güte macht mich noch ganz trunken." Es war Dies eigentlich ein Nachabschied, denn die Kronprinzessin, welche auch gegenwärtig, hatte sich schon verabschiedet und wollte eben die Schwelle die in das nächste Zimmer führt betreten. Ich hatte die gute Recke vielleicht nie beglückter gesehen, ich mußte noch lange bei ihr weilen; sie erzählte, daß der Kronprinz nahe an zwei Stunden bei ihr gewesen sei, daß er in seinem geist- und inhaltreichen Gespräch die edelsten Gesinnungen entwickelt habe, und daß auch er ein leuchtend Gestirn auf Preußens Thron sein werde. Auf die Büsten von Luther und Friedrich dem Großen, welche ihren Schreibtisch schmücken, hatte sie den erlauchten Gast mit den Worten gewiesen: er möge sich diese zum Vorbild nehmen.

Am allerreichsten aber sind die Reminiscenzen an Tieck und Alles was diesem Kreise sich anschloß; ein besonderes Tagebuch könnte man sagen enthalte das Förster'sche über alles das Erfreuliche und Bedeutende was hier werth sein konnte aufgezeichnet zu werden. Auch in dieser Hinsicht heben wir aus der großen Menge gleich interessanter Stellen nur ein paar aus, denen sich eine ganze Masse anderer gleich oder noch mehr beachtungswerther beifügen ließe. Aus dem J. 1824 den 6. Oct. (S. 311 u. 312):

Am Nachmittag fand ich bei Tieck — Friedrich Schlegel; ein Bild der Behaglichkeit — wohlbeleibt, volles Gesicht, die Züge etwas ins Breite gelaufen, ein hübscher Mund und schönes Organ, aber schweigsam und bequem. Er sprach von Italien, verbreitete sich aber nur darüber was dort bequem sei und dem Gaumen behage; hielt den Becassinen und Maccaronis und der Bequemlichkeit welche die Gondeln in Venedig bieten eine Lobrede; nirgend fand ich in seinem Gespräch den Friedrich Schlegel der in seinen Schriften uns bedeutend entgegentritt. Er ging bald und ich war mit Tieck allein; dieser schüttelte bedeutsam sein Haupt und sagte: „Dieser ist ein Anderer geworden; seit wir uns nicht gesehen sind wir Etwas auseinander gewachsen; wo ich es auch anfasse, wir finden uns nicht mehr zusammen. Daß er so mundfaul, ist auch nicht angenehm, doch theilt er Das mit Goethe und manchen talentvollen Menschen, welche aus der wunderlichen Furcht Unbedeutendes zu sagen vor Fremden lieber schweigen; aber ein Räthsel bleibt mir was seine Ansichten über Dante (unser Gespräch hatte sich über denselben verbreitet) so verändert, über welchen er, ganz im Widerspruche einer frühern Zeit, sich misfällig äußert; von Rücksichten, welcher Art sie auch seien, macht er seine Meinung nie abhängig, was ich an ihm stets hochgeschätzt." Tieck las mir dann die letzte Hälfte seiner italienischen Reisegedichte vor. Sie sind, wie er erklärt und ich immer vermuthet habe, treue Wiederholung des wirklich Erlebten, meist von Wort zu Wort wahr, auf der Stelle in der Absicht niedergeschrieben, um sie

später in die Form eigentlicher Gedichte zu bringen; eine Weise die ich bei Tieck allerdings am wenigsten vorausgesetzt hätte, und die wol mehr Zufall als Absicht war. Als im vorigen Jahre bei dem Erscheinen der Gedichte der Verleger ihn drängte, hatte er zu deren Ausarbeitung weder Gesundheit noch Zeit, und so blieb Alles wie es war; was er im Manuscripte mir mittheilte ist vielleicht noch ebenso viel als das bereits Abgedruckte. Ich suchte ihn zu bestimmen auch diese Gedichte in ihrer ursprünglichen Gestalt erscheinen zu lassen, aber nicht damit zu zögern. Bei Gelegenheit des „Parma" überschriebenen Gedichts sprach er Viel über Correggio und erwähnte wiederum, fast noch ausführlicher, einen mir früher mitgetheilten Traum. In diesem Gedicht deutet er schön auf jenen Traum hin in folgenden Strophen:

Wie oft schaut' ich im Traum dein edel Schaffen,
Sprach mit dir, vernahm den Ton deiner Stimme,
Gerührt von deiner Freundlichkeit erwacht' ich.

„Diese Liebe, dieses Verwandtsein mit jenem Meister hat schon früher, aber unentwickelt in meiner Seele gelegen, wie die Aeußerungen die ich einem der Freunde im «Sternbald» in den Mund gelegt wol beweisen; in Parmas Dom ward die Herrlichkeit Correggio's mir erst ganz klar." Das Gespräch lenkte sich auf die Tragödie „Correggio" von Oehlenschläger; „dieser", sagte Tieck, „hat aus dem heitern geistreichen Sohne des Glücks einen weinerlichen Schwächling gemacht, auch in seinem Stück unverantwortliche Verstöße gegen die Geschichte gegeben. Er läßt z. B. in Parma eine Galerie sein und darin sogar schon damals niederländische Bilder finden; auch ist's gewiß ein Fehlgriff, daß er Correggio in Correggio leben läßt und nicht in Parma, wo er doch am häufigsten sich aufgehalten." Da wir allein, theilte ich Einiges von meiner Uebersetzung der „Vita nuova" von Dante mit; die Arbeit fand bei Tieck großen Anklang, er sagte darüber so viel Freundliches, daß er gar Nichts zu rügen dabei finden will, brachte mich fast in Verlegenheit. Er legt mir ans Herz auch das „Convito" zu übersetzen. Wie viel Schönes und Gutes liegt noch vor mir! „Das Leben ist kurz, die Zeit noch kürzer!"

S. 371:

Auch Tieck's Geburtsfest ward heiter gefeiert. Am Vorabend bei Sternberg, wo die „Geschwister" von Goethe und einige Scenen aus „Wallenstein" aufgeführt wurden. Sternberg hatte, seinen Gast zu feiern, eine Medaille prägen lassen; sie wurde demselben freundlich und sinnvoll überreicht, wozu Baron von Stackelberg eine eigen dazu componirte Musik auf dem Piano vortrug. Die muthwillige Kinderwelt hatte den Einfall: Tieck müsse tanzen. Stackelberg griff einige Accorde auf dem Piano, die Blumengewinde, womit die kleine Bühne ausgeschmückt, waren schnell heruntergenommen und um den Gefeierten geschlungen, den die jubelnde Schar triumphirend einige mal als Tanzenden durch den Saal führte. Dieser setzte heiter auseinander, daß der Mensch nie auslerne, dies sei heute seine erste Tanzstunde gewesen. Den nächsten Tag, den eigentlichen Geburtstag, 31. Mai, waren wir nicht minder froh bei Tieck selbst vereinigt, und in der Frühe des folgenden Tages, den dritten Pfingsttag, fuhren wir in einer großen Wagenreihe mit Freund Quandt in dessen neuerkaufte Besitzungen, wo das Huldigungsfest stattfand. Der neue Gebieter ward auf der Hälfte des Weges von einem großen stattlichen Zug geschmückter Landleute zu Pferde, einem Chor Musiker mit Blasinstrumenten diesem voraus, eingeholt. Auf der Grenze der weiten Fluren donnerten nach Möglichkeit die Böller, Hunderte der neuen Unterthanen waren bis hierher entgegengekommen u. s. w.

Für die Vielseitigkeit der Erinnerungen in dem Tagebuche gibt ein Zeugniß die Stelle vom 6. Jan. 1824 (S. 301):

In der heutigen Landtagspredigt von Ammon's war der Text (die Weisen aus dem Morgenlande) sehr glücklich benutzt. Das Thema enthielt eine Vergleichung der Willkürherrschaft und Herodes mit einer Regierung wie die unserige: dort Mistrauen, hier Vertrauen; dort nur Kunde des Mangelhaften aus dem Auslande, hier freimüthige Darlegung desselben; dort Heimlichkeit der Verhandlungen, hier gemessene Oeffentlichkeit; hier furchtloser Freimuth, dort sklavische Furcht. Schön und einsichtsvoll sprach er über gemessene Oeffentlichkeit, über Denk-, Preß- und Sprechfreiheit innerhalb gewisser Schranken und über eine Ausgleichung des Standesunterschieds durch den Einfluß der geistigen Bildung. Mit Quandt befreunde ich mich mehr und mehr. Sein gesundes Gefühl, sein durchaus durchgebildeter, mit vielen Kenntnissen bereicherter Verstand, sein warmer Kunstsinn und jener kräftige Witz eines heitern und hellen Geistes geben seinem Umgange immer Genuß und Reiz. Mehre Abende hindurch, die ich mit einigen Freunden bei ihm verlebte, legte er aus seiner reichen Kupferstichsammlung herrliche Blätter nach Rafael'schen Bildern zur Ansicht vor, welche, da die poetische Arbeit über Rafael mich noch beschäftigt, mir doppelt interessant waren. Ein anderer Kunstgenuß wurde mir durch einen Besuch in der Gemäldegalerie des russischen Gesandten Chanikoff. Derselbe besitzt treffliche Werke von Luini, Sassoferrato, Correggio, Giordano, Annibal Carracci, Salvator Rosa, Dominichino und Poussin; auch einen sogenannten Garofalo.

Auch finden sich zahlreiche Reminiscenzen an eine längere Anwesenheit Jean Paul's in Dresden im J. 1822 (S. 256 u. 257):

Einen Theil der Morgenstunden bringen wir oft mit Jean Paul in dem Palaisgarten zu, wohin er sein frugales Frühstück mitbringt, welches er während des Gesprächs oder beim Umhergehen zu sich nimmt. Die Unterhaltung lenkte sich heute auf Erziehung. Er sagte: „Die Grundsätze und Ansichten die ich in der «Levana» ausgesprochen sind noch dieselben, ich fand sie in der Anwendung immer bewährt." Er klagte über manche Reisende: „Da kommen sie aus Süden und Norden und wollen in einer halbstündlichen Unterhaltung sehen, ob mit Richter sich Alles so verhält wie es in den 60 Bänden die er geschrieben zu lesen ist. Dann sind sie gleich bei der Hand öffentliche Urtheile drucken zu lassen, wie nur neulich erst so ein windiger Patron gethan, der mich und mein Zimmer wie ein Luftzug streifte und dann in einem vielgelesenen Blatt von diesem Besuche sagt: er habe wol die humoristische, aber nicht die sentimentale Seite an dem Menschen Jean Paul gefunden." L. entgegnete ihm, daß die Mehrzahl dieser Besuche wol immer beglückt und dankbar von ihm scheide; sie erwähnte die Stelle eines Briefs in welchem Küttner mir von seinem Aufenthalt in Baireuth schrieb: „Den Schriftsteller Jean Paul verehrte ich immer, aber den Menschen Jean Paul, bei dem ich einige Himmelsstunden durchlebte, bete ich an." „Anbeten soll er den Menschen nicht, wol aber für ihn beten", erwiderte der Freund. Es lenkte sich das Gespräch auf den vor kurzem verstorbenen Herzog von Gotha, ich glaubte, daß er einen Freund in ihm verloren habe; „einen Freund eben nicht", entgegnete Jean Paul, „obschon ich früher in näherer Verbindung mit ihm stand. Einstmals sandte ich ihm eine Fürbitte für eine arme hartbedrängte Frau und erhielt Nichts als eine rauhe abweisende Antwort; seitdem blieben wir Etwas auseinandergerückt. Es war der witzigste Kopf der je unter einer Krone gesteckt, nur taugt der Witz dem Fürsten nicht." Er erwähnte noch einiger derber Neckereien des Herzogs; so läßt er z. B. Mahlmann nach Gotha kommen, um sich von demselben einen halb französisch halb deutsch geschriebenen Roman vorlesen zu lassen, und da die Herzogin ihm bemerkt: ein Dr. Mahlmann sei nicht hoffähig, wird ihm in aller Eile ein Hofrathdiplom gesendet. Eigentlich wollte der Herzog nur eine kleine Rache für eine misfällige Recension seines „Arkadien" in der „Eleganten Zeitung" an Mahlmann üben; darum mußte er jenen Roman in einem großen Kreise vorlesen, worin der Herzog sich

selbst mit seinen gefärbten Augenbrauen, seinen Haartouren, seiner Sorglosigkeit um die Regierungsgeschäfte und andern Schwächen witzig abgeschildert hatte.

Ebenso S. 269—270:

Prinz Johann hatte den Freund nach Pillnitz einladen lassen, er stieg bei der Rückkehr bei uns ab. Ich mußte ihm wiederum mehre meiner Gedichte mittheilen, über welche er sich liebevoll und recht beifällig äußerte, auch mich zu deren Veröffentlichung dringend ermunterte. Wir sprachen noch Manches über seine Werke und Arbeiten, und er gestand mir, daß ein Verzeichniß deutscher Stammwörter ihm manchmal nützlich sei, und daß er während des Schreibens Viel streiche und bessere. L. äußerte, daß beim Lesen des „Kometen" ihr das rechte Verständniß nicht habe aufgehen wollen, worauf er erwiderte, daß er dies Buch nicht für Frauen geschrieben habe. Ueber seinen Besuch in Pillnitz äußerte er: „Die Welt muß Einem immer lieber werden, da es darin Prinzen von solchem Geiste, Kenntnissen und Gesinnungen gibt wie ich heute einen kennen und lieben lernte." Der Aufenthalt in Dresden welches er morgen verlassen wird hat ihn voll befriedigt, dennoch sehnt er sich heim. Er wollte von seinem jüngst verlorenen Sohne sprechen, aber eine so tiefe, ergreifende Wehmuth bemächtigte sich seiner, daß er es nicht vermochte. Diesen seinen einzigen Sohn, einen herrlichen Jüngling von 18 Jahren, beweint er seit einem Jahre. Er sagte noch manches liebreiche segnende Wort. „Abschied", setzte er hinzu, „nehmen wir morgen." Des andern Tages, Nachmittags gegen 2 Uhr, hielt sein Reisewagen, den seine treffliche Gattin ihm aus der Heimat geschickt, vor unserer Thüre; ich eilte hinaus ihm noch einmal die Hand zu reichen. Er war sehr gerührt und weinte; „dankt", sprach er mit bewegter Stimme, „den lieben Dresdenern, ihre Liebe gab mir reiche, schöne Tage! Grüßt Alle, Tieck zuerst und zuletzt." Auch ich war tief bewegt! Fahre glücklich, guter, reiner, kindlicher Mensch!

(Der Beschluß folgt.)

Ueber den Grafen von St.-Germain, den Unenträthselten.

Kürzlich stand in d. Bl. bei Gelegenheit der Beurtheilung der Almanachs-Literatur die Notiz, Friedrich's II. Schwester, die Prinzessin Amalie von Preußen, habe v. J. 1770 mit dem Grafen St.-Germain in Hamburg correspondirt. Der Unterzeichnete, welcher ganz mäßig die vorhandenen gedruckten Angaben über den Wundermann gesammelt und im zweiten Theile seiner „Geschichtliche Persönlichkeiten in Jakob Casanova's Memoiren" veröffentlicht hat, wünschte wol die Quelle jener Angabe zu kennen, die sonst mit der verbürgten Nachricht bei Thiebault übereinstimmt: „Jene geistvolle Prinzessin hatte während des Siebenjährigen Kriegs und überhaupt in allen kritischen Momenten die Wahrsager und Kartenleger Berlins berufen, Tage lang für ihren Bruder die Karte schlagen lassen, und ihre so gewonnene Kunde dem Könige zugeschickt." Daß der Graf persönlich in Berlin gewesen sei, ist unleugbar; aber Näheres über sein dortiges Auftreten ist nicht bekannt als was die „Berlinische Monatsschrift" gelegentlich äußert. Es möchte wol nicht unmöglich sein, Sicheres von den Söhnen damaliger Zeitgenossen über den Grafen aus jener Periode zu erfahren, wenn man nur die rechten Männer finden könnte. In der „Monatsschrift" von Gedike und Biester (V, 8, Januar bis Juni 1785) heißt es aber in hartem Tone: in Dresden und Berlin sei St.-Germain von keinem Menschen geachtet worden, obgleich manche deutsche Fürsten ihm Glauben geschenkt hätten. Die bekannten Dinge von seiner unschuldigen Kunstfertigkeit drei Geigen zugleich nachzuahmen, von seinen Versuchen Leder und Wolle zu verbessern, Diamanten zu schmelzen, werden mitgetheilt; seine Ankäufe von Häusern und Landgütern, sein Briefwechsel mit Kaiser Leopold I., sein Verkehr mit dem 600 Jahre alten Rosenkreuzer Frederico Gualdo u. dergl. berührt, aber keine eigenthümlichen Notizen gegeben. Neuer dagegen ist die Beschreibung des Bildnisses des Grafen, eines großen theuern Kupferstichs, welcher ihn mit unbedeutenden, vornehmen Hofmannsmienen in einem prachtvollen Pelze darstellt. Darunter stehen folgende Verse:

Le comte de Saint-Germain, célèbre alchimiste,
Ainsi que Prométhée il déroba le feu
Par qui le monde existe et par qui tout respire.
La nature à sa voix obéit et se meut,
S'il n'est pas Dieu lui-même, un Dieu puissant l'inspire.

Ferner die Worte: „Le Comte de Saint-Germain. Gravé en 1783 par N. Thomas. A Monsieur de Thy, Comte de Milly, Mestre de Camp de Dragons, Chevalier de l'Ordre royal et militaire de Saint-Louis et de *l'Aigle rouge* de Brandebourg, Membre de l'Académie royale des Sciences de Paris, de Madrid, d'Erfurt, de Dijon, etc. Par son très-humble et très-obéissant serviteur Thomas. Tiré du cabinet de feu Madame la Marquise d'Urfé. A Paris chez l'auteur." Angabe des Verkaufsorts. Groß-Royalfolio. Preis über 2 Thlr.

Ist dieses Bild in Deutschland bekannt, und vielleicht dasselbe welches Franz Gräffer vor dem ersten Theile seiner „Kleine wiener Memoiren" (Wien 1845) in verkleinertem Maßstabe mittheilt? **F. W. Barthold.**

Notiz.

Statistisches aus Polen.

Das Königreich Polen wurde, nachdem es durch die Wiener Congreßacte an Rußland gefallen war, bekanntlich in sieben Wojewodschaften getheilt. Durch die neuesten Bestimmungen ist diese Eintheilung aufgegeben worden, und dafür ist Polen jetzt in fünf Gouvernements geschieden. Diese sind: 1) das Gouvernement Warschau, das die beiden Wojewodschaften Mazowien und Kalisch umfaßt; 2) das Gouvernement Plock; 3) das Gouvernement Augustowo, welche beiden den ehemaligen Wojewodschaften desselben Namens entsprechen; 4) das Gouvernement Lublin, welches die ehemaligen Wojewodschaften Lublin und Podlachien enthält; und 5) das Gouvernement Kielce, in welchem die Wojewodschaften Sandomir und Krakau vereinigt sind. Jedem Gouvernement steht ein Gouverneur vor. Nach den letzten officiellen Berichten für das J. 1846 schwankten diese Gouvernements in den Grenzen von etwa 600—300 Quadratmeilen; das größte ist das Gouvernement Warschau mit 673 Quadratmeilen, das kleinste das Gouvernement Plock mit 303 Quadratmeilen. Das ganze Königreich umfaßt nach denselben Berichten 2320 Quadratmeilen, oder 763,164 polnische Hufen; davon nehmen die Krongüter 150,530 Hufen ein, die Güter der Privaten 577,179, Stiftungen und Städten gehören 35,455 Hufen. Das Ackerland ist auf 358,420 Hufen, die Waldungen auf 202,506 Hufen, die Wiesen und Hutungen auf 69,282 Hufen angenommen, das Uebrige, 132,956 Hufen, geht auf Gewässer, Wege, Gebäude u. s. w. In Betreff des Verhältnisses der Hauptstadt zu den übrigen Städten, deren Gesammtzahl 453 ist, gilt von Polen was Kohl in seiner unlängst in diesen Blättern besprochenen Reisebeschreibung von Dänemark als bemerkenswerth hervorgehoben hat, auch in Polen ist die Abstufung zwischen der Hauptstadt und den übrigen Städten sehr groß. Während Warschau über 150,000 Einwohner zählt, enthält die nächste größte Stadt, Lublin, nur 14,000 Einwohner, darauf folgt Kalisch mit 10,000 Einwohnern, und nun Plock, Suwalki und Kielce mit 6000 Einwohnern. Der erst in neuerer Zeit angelegte, hauptsächlich von Deutschen bewohnte Fabrikort Lodz zählt auch schon mehre Tausend Einwohner. Die Einwohnerzahl des ganzen Königreichs ist nahe an 4,700,000, darunter sind 300,000 Deutsche und eine halbe Million Juden. 9.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 124. —— 4. Mai 1847.

Biographische und literarische Skizzen aus dem Leben und der Zeit Karl Förster's. Herausgegeben von L. Förster.

(Beschluß aus Nr. 123.)

Glauben wir nun schon durch diese vielen, verhältnißmäßig aber dennoch sehr wenigen Anführungen aus dem Buche hinreichend den Zweck erreicht zu haben, es selbst für sich sprechen zu lassen, so können wir dennoch uns nicht enthalten noch Einiges mitzutheilen, was allerdings zunächst nur auf ganz locale Beziehungen hinausläuft, die jedoch wol verdienen dürften in bleibender Erinnerung festgehalten zu werden.

In einem Briefe vom Mai 1815 an die Verf., damals seine Braut, berichtet Förster von nichts Geringerm als von dem ersten Zusammentreten des vielbesprochenen Liederkreises (S. 29):

Von diesen Uebersetzungen (aus Petrarca) theile ich von Zeit zu Zeit in einem Kreise gebildeter Männer und Frauen Einiges mit, und die Nachsicht und Freude welche meiner Arbeit wird ermuthigt mich die seltenen Feierstunden meinem Schooskinde zuzuwenden. Du hörst ja so gern von Allem was mich erfreut, darum noch einige Worte über jene Gesellschaft. Schon im vorigen Winter gab ein Freiherr von Seckendorf wöchentlich einen literarischen Thee bei sich; es wurde vorgelesen, declamirt, gesprochen. Etwas Ordentliches kam nicht zu Stande, weil der Unternehmer der Leitung nicht gewachsen war. Indessen der Gedanke war gut und gefiel. Ein solcher Verein war längst gewünscht worden und nun mit einem male ins Leben getreten. Viele treffliche und geistreiche Männer nahmen daran Antheil, und als Seckendorf Dresden verlassen, wurde beschlossen den Verein fortdauern zu lassen, an welchem auch die Frauen Antheil nehmen. So kommen wir denn fast allwöchentlich bei einem der verheiratheten Mitglieder zusammen, und es ist kein Abend bis jetzt vorübergegangen welcher nicht Erfreuliches und Interessantes geboten hätte. Wie mannichfaltig die Unterhaltung, siehst du vielleicht daraus, daß neulich die Hendel-Schütz eingeladen war und uns mit ihren mimisch-declamatorischen Darstellungen unterhielt, und uns ein anderes mal mehre unserer herrlichen Sänger mit Liedern ihres schönen Vaterlands ergötzten.

Von einem Liederkreisabend im Sommer 1816 gibt S. 36 u. 37 eine Stelle des Förster'schen Tagebuchs die anschaulichste Beschreibung. Auf die Gefahr hin bezüchtigt zu werden, Ref. theile sie mit nicht ohne die Nebenabsicht den Leser durch eine beiläufig darin berichtete kolossale Abgeschmacktheit zu ergötzen, stehe sie hier abgedruckt:

Unser Freitagskreis gewinnt mehr und mehr an Interesse, und die offene Herzlichkeit mit welcher Jeder dem Andern entgegenkommt bürgt für seine längere Dauer. Gestern brachten wir einen recht frohen Abend bei Nostitz zu. Der Minister wohnt äußerst angenehm in einer der Vorstädte. An das große geschmackvoll eingerichtete Wohnhaus stößt ein wohlgepflegter und sinnig geordneter, von den schönsten Kastanienalleen durchschnittener Garten. In diesem versammelte sich die Gesellschaft und nahm auf einem Rundtheile, über dem ein hohes kuppelartiges Laubdach sich wölbte, Platz. Der Minister bewillkommnete die Gesellschaft mit einem lieben Gedicht. Böttiger sprach noch nachträglich in Beziehung seiner Vorlesungen des vorigen Winters — fast eine Stunde über den Kuß. Ein naher Quell plätscherte — wenigstens für mich — die Melodie dazu. Von Kind, Kuhn, Winkler liebe Mittheilungen. Graf Löben (Isidor Orientalis) las einen Aufsatz über den verstorbenen Bruder des Dichters Novalis (v. Hardenberg) und ein Sonett auf seinen Tod vor. Breuer gab in Tasso'schen Stanzen eine Beschreibung des Carrousels in Wien, in deren lebensvoller Darstellung sich seine Anschauung frisch und poetisch zurückspiegelte. Ich las einige der jüngst übersetzten Canzonen und Sonette Petrarca's vor und zwei Gedichte: „Naturhieroglyphen" und „Lied und Liebe." Als es dunkel geworden zog sich die Gesellschaft in das Haus zurück, dessen geräumige Zimmer und Säle durch argentische Lampen magisch erleuchtet waren; die schönen Räume waren reich mit Blumen geschmückt, überstrahlt von der Schönheit und Anmuth der holden Töchter des Hauses. Wir gingen durch den Zwinger heim, wo der Duft blühender Orangenbäume uns entgegenquoll und nach Süden versetzte. Die katholische Kirche, die Brücke, der Strom, Alles glänzte im reinsten Mondlicht. Wir waren zu Böttiger geladen u. s. w.

Förster, der die erwähnte Abgeschmacktheit zweifelsohne durch den vorgesetzten Gedankenstrich hat andeuten wollen, ist überhaupt in dem Tagebuche schärfer als er im Leben zu sein pflegte, so z. B. S. 42:

Manche Fremde haben uns in dieser Woche begrüßt: Messerschmidt, Schultze, Zacharias, Manso, malende und dichtende Damen, von denen keine selbst ein Bild oder Gedicht war.

Des verewigten Förster dem Liederkreise nie entzogene Theilnahme verstattet uns nicht mit Stillschweigen zu übergehen wie diese arkadische Akademie von Herren und Damen, in welcher wol nie auch nur ein herbes Wort ist gewechselt worden, um so mehr der unverzuckerten Redensarten von außen her hat vernehmen müssen über sichtlich mattherzigen Abendzeitungs-Dilettantismus, der leider auch nach außen zu nicht ohne retardirende Wirkungen geblieben sei. Dies irgend zu bestätigen oder zu widerlegen ist in Beziehung auf Förster

kein Anlaß gegeben. Auf alle Fälle war es erfreulich, daß in Dresden eine Anzahl Personen, die jedenfalls nicht alle mattherziger Natur waren (wir gedenken z. B. Breuer's), und zum Theil, was wichtig ist in einer Residenz, den höchsten Gesellschaftskreisen angehörten, Respect für Wissenschaft und Kunst zu ihrem Vereinigungsworte gemacht hatten. Zur That ist der Weg vom ausgesprochenen Worte aus nicht so weit als vom unausgesprochenen, und wer innerlich berufen oder äußerlich verpflichtet sein könnte auf die That zu verzichten, thut nicht zu viel wenn er wenigstens das Wort ausspricht. Wohl und löblich war es also von Förster gethan, daß auch er sich dem Liederkreise anschloß, und um so verdienstlicher, als hinsichtlich seiner Leistung und Gegenleistung nicht immer sich dürften ausgeglichen haben. Dessen zum Beleg ein Sonett. Man hatte in der Zeit vor Förster's Verheirathung gegen ihn sich über seine Uebersetzungen aus Petrarca im Liederkreise geäußert: „er sollte mehr aus einem frischen Herzen singen." Die Antwort gab Förster in folgendem keinen Tadel verstattenden und keines Lobes benöthigten Sonette:

Daß ich nur immer Jenen nachgesungen
Und Nichts gebracht in selbsterfund'nen Weisen,
Als führ' ich sicher nur in fremden Gleisen
Und spräche muthig nur in fremden Zungen —
Ihr tadelt es, doch glaubt, was mich durchdrungen,
Ihr wüßt es nimmer würdiger zu preisen
Als er, dem ich den Kranz nicht mag entreißen.
Mich zwingt die Liebe — wie sie ihn bezwungen.
D'rum will mit seinem Wort ich ferner künden,
Wie ich, auch ich in Sehnsucht mich verloren,
In seiner Glut soll meine still vergläh'n!
Und wer mich sucht, der kann in ihm mich finden;
Ihn hab' ich mir zum Sprecher auserkoren:
Verzeiht ihr ihm — so ist auch mir verzieh'n!

Wären wir auch nicht ohnehin verpflichtet die räumliche Ausdehnung der Anzeige zu beschränken, so würden wir sie dennoch hier beschließen, weil sie keine andere Bestimmung hatte als Zeugniß für das Verdienst der Herausgeberin abzulegen. Welches anerkennende Wort könnten wir aber hinzufügen, das nicht überaus matt in Vergleich zu diesem von dem Verewigten selbst ausgesprochenen Anerkenntnisse sich erwiese! 29.

Arnold Ruge.

Ruge ist längere Zeit der deutschen Presse entfremdet gewesen; Aeußerungen die an sich schon etwas Bedenkliches hatten, und die von seinen Gegnern noch übertrieben und verdreht wurden, hatten selbst die Sympathien der liberalen Partei, wenigstens zum großen Theil, von ihm abgewendet. Bruno Bauer schrieb damals: „Als sich Deutschland nicht nach seinem Sinn entwickeln wollte, sah Ruge für Deutschland keine Entwickelung weiter als die Postpferde die aus Deutschland herausführten." Es sollte damit indirect angedeutet werden, daß Ruge's Zeit vorüber sei; der Weltgeist habe sich andere Organe gewählt.

Die Stellung welche Ruge seitdem eingenommen hat zeigt deutlich, daß er sich den Bewegungen des deutschen Volks keineswegs zu entziehen gedenkt. Er hat in vorigem Jahr seine vermischten Aufsätze gesammelt, zum Theil überarbeitet und seine neu erworbenen Ueberzeugungen mit seinen frühern Gedanken an den betreffenden Orten in Parallele gestellt. Die Uebersicht über seine geistige Entwickelung wird dadurch wesentlich erleichtert, und jeder Unbefangene kann sich überzeugen, daß in allen Metamorphosen sein eigentliches Princip sich gleichgeblieben ist. Dieses in einer leichten Skizze anzudeuten ist der Zweck des folgenden Aufsatzes.

Wir müssen dabei festhalten, daß bei aller Idealität und Allgemeinheit welche die „Halleschen Jahrbücher" und die „Deutschen Jahrbücher" ihren Deductionen zu geben suchten es eigentlich immer ein bestimmter Punkt war den sie im Auge hatten: die Bewegung nämlich die sich im protestantischen Staate, in Preußen, vorbereitete.

Zwei Parteien waren es die seit der französischen Invasion um die Hegemonie kämpften, oder wenn man lieber will, zwei Ideen: die Nationalität und rationeller Absolutismus. Die erste war hervorgerufen durch die Reaction gegen den französischen Druck; sie hatte sich in den seltsamsten, widersprechendsten Erscheinungen Luft gemacht: dem Tugendbund, den Freicorps, dem Turnwesen, den Burschenschaften. Um das Uebel einer centralisirenden Universalmonarchie zu fliehen, kehrte sie die sogenannte Ursprünglichkeit, das Naturwüchsige gegen die allgemeine Bildung heraus. Der Haß mit welchem sie den incarnirten Absolutismus, Napoleon, verfolgte, trug sich nach der Besiegung desselben nicht weniger auf den ganzen Organismus des französischen Staats über, und, wo Leidenschaft oder Energie des Charakters über das Mißliebige der Consequenz hinwegsetzte, auf die preußische Bureaukratie. Der burschenschaftliche Geist wirkte demagogisch gegen den Rationalismus, gegen die Centralisation, am Ende gegen Bildung und Aufklärung überhaupt.

Denn Napoleon war ein Kind der Revolution; die Revolution war durch die Aufklärung vermittelt. So weit war man einig; wer nun gewissenhafter und gründlicher zu Werke gehen wollte, fragte weiter: Wo stammt denn die Aufklärung her? Für eine schülerhafte Geschichtskenntniß war die Antwort leicht: Die Aufklärung ist dem Glauben entgegengesetzt, wer also zuerst den historischen Glauben erschütterte, ist an der Aufklärung schuld. Der Fluch eines doppelten Königsmords fällt auf Luther's Haupt, und wir, die Epigonen einer schuldvollen Vergangenheit, können uns nur sühnen durch die bußfertige Rückkehr zum Ursprünglichen, zum Schooß der alleinseligmachenden Kirche.

In dieser Richtung traf der burschenschaftliche Geist mit einer ältern, literarischen Tendenz zusammen, mit den Ideen der romantischen Schule. In der Aufklärung waren die Köpfe am Ende so klug geworden, daß sie nicht mehr recht wußten welche Gegenstände sie noch weiter auflösen sollten. Die deutsche Poesie concentrirte sich immer intensiver in das Heiligthum des Gefühls, so intensiv, daß zuletzt nur das Gefühl des Gefühls eines überschwenglichen Gefühls übrig blieb, ohne Inhalt, ohne Ziel, ohne Veranlassung. Die Seele summte für sich im Stillen und wurde taub für die Gewitterschläge der Welt.

Nicht anders war es mit der Philosophie: das Objective wurde so lange in Kategorien aufgelöst, bis zuletzt Alles identisch war und der Geist sich freudig verlaufen konnte in die ewige Nacht wo alle Katzen grau sind.

Wenn man Alles versteht, warum soll man nicht auch den Unsinn verstehen? Ja, je widersprechender dem gesunden Menschenverstand, desto tiefer. Das Vernünftige kann Jeder fassen, das Unvernünftige nur auserwählte Geister. Das allgemein Menschliche kann Jeder fühlen, das Unsagbare nur auserwählte Herzen. Genial ist wer anders fühlt und denkt als die andern Menschen. Das Besondere ist heilig, denn es läßt sich nicht aussprechen, es ist genial: so die Naivetät des Volkslebens, die Particularität der Zünfte, die Wunder der offenbarten Religion. Auch die Offenbarung ist nur für das religiöse Genie.

Man darf sich nicht wundern, daß eine so particulaire Tendenz sich auch der empirischen Wissenschaften bemächtigte; denn gerade das Particulaire ist ja empirisch. Die Naturwissenschaft wußte den fremdartigen Stoff noch zeitig genug zu

überwältigen, denn sie hat ihr Object stets gegenwärtig und kann ihre Phantasien danach corrigiren. Anders ist es mit der Geschichte; so diplomatisch genau das Studium auf das Gegebene eingehe, die Phantasie muß es wenigstens construiren. Und sie hat es construirt. Die Naturwüchsigkeit wurde Wissenschaft.

Mit Vergleichungen kann man das Unmögliche leisten. Der Staat z. B. hat einen Anfang und gewöhnlich auch ein Ende; mit dem Leben einzelner Wesen ist es ebenso, daher kann man sagen: er lebte das Leben und die Fortpflanzung geschieht durch Organe; im Organismus der Pflanze greift ein Glied in das andere, er entsteht natürlich nicht durch Willkür. Man kann zur Lilie nicht sagen: werde Rose. Man kann zur Monarchie nicht sagen: werde Republik. Jede Zwiebel trägt die Krone ihrer Blume in sich. Die 34 Monarchien des Heiligen römischen Reichs lagen schon im Embryo des Teutoburgerwaldes; ebenso die Provinzialstände, der Zollverein, die Generalsynode. Durch künstliches Treiben wird die Blume ihres natürlichen Wachsthums beraubt und verkümmert. Die Treibhauspflanze hat nur ein Scheinleben. Jeder revolutionnaire Staat, d. h. jeder Staat an dessen Constitution das Bewußtsein Theil hat, ist eine Treibhauspflanze. Wolltet ihr die Constitution in den preußischen Naturwuchs inoculiren, so griffet ihr in das heilige Gesetz der Geschichte ein. Halt! könnte man hier sagen, wird nicht der Baum durch Inoculiren veredelt? Ist die Centifolie des Gärtners nicht etwas Vollkommeneres als die duftlose Rose der Haide?

Aber warum ein schlechtes Gleichniß durch ein anderes widerlegen? Der Staat ist keine Pflanze; die Menschen sind keine Blätter; die Blätter haben kein Bewußtsein; die organische Entwickelung des menschlichen Gemeinwesens geschieht nur mit Bewußtsein. Jede Veränderung ist Revolution, denn sie hebt Alles auf. Ob eine partielle oder eine allgemeine Revolution an der Zeit ist, liegt in der Gesundheit oder Fäulniß des Bestehenden, in der Energie oder Schwäche des auflebenden Bewußtseins. Der Haß gegen die Revolution ist Haß gegen die Geschichte.

„Als des Klisthenes fluchwürdige Hand", sagt Leo in seiner „Alten Geschichte", „die alte würdige Adelsverfassung Athens untergraben hatte, war es mit der Blüte dieses Staats vorbei." Das Athen der Perserkriege, des Perikles, des Sokrates, des Aristoteles ist aus der Geschichte der Menschheit zu streichen. Eigentlich fing die Geschichte, d. h. die Fäulniß des Menschengeschlechts, mit dem Sündenfall an; von da an fault die Menschheit organisch weiter. Leider ist es zu Leo's Zeit mit diesem Proceß schon sehr weit gekommen, und er kann Nichts weiter thun als seinen Fluch auf die verfemte Stadt schleudern, die Gott den Erzfeinden des Menschen überlassen hat.

Warum hassen die organischen Historiker vor Allem die französische Revolution? Weil sie die erste war die aus dem Glauben an die Menschheit hervorging; die erste die den Naturwuchs mit dem Bewußtsein etwas Neues zu schaffen unterbrach; die erste die dem Recht der Natur mit Bewußtsein das Recht des Geistes entgegenstellte.

Warum hassen sie aber nicht das Christenthum, das zwar nicht mit Bewußtsein, aber doch im Glauben an den Menschen den organischen Naturwuchs der heidnischen Nationalitäten unterbrach? Das die gemüthlichen Bande particulairer Verhältnisse löste, Bruder gegen Bruder empörte? Das mit einer viel größern Energie als die Revolution die ganze Welt zu centralisiren, die Barbarei des individuellen Lebens der uniformen Bildung des modernen Bewußtseins zu unterwerfen unternahm? Warum flucht der fromme hallenser Historiker nicht mit größerer Liebe dem Geist der allen Menschen die Gleichheit predigte, als dem kleinen Gedanken der sie in Athen realisirte?

Weil wo Gott unmittelbar eingreift, der Mensch Nichts weiter zu sagen hat. Die historische Schule verband sich mit den theologischen Romantikern, sie machten sich gegenseitig Concessionen, um die gemeinsamen Feinde zu bekämpfen. Sie stellten der Centralisation den Naturwuchs, dem Absolutismus die Individualität und das historische Recht, dem Rationalismus das geistreiche Gefühl und die historische Kirche entgegen.

Diese Partei war unter dem Ministerium Altenstein in der Opposition; sie rechnete aber mit Sicherheit auf die Zukunft. Die Bureaukratie, rationalistisch gebildet, oder gar aus der Schule Voltaire's und Friedrich's des Großen, hatte nicht den Muth ihr entschieden entgegenzutreten; aufgewachsen in den Traditionen der Napoleon'schen Regierung, suchte sie jeden Streit der Principien zu vermeiden, weil jeder Streit der Menge Waffen in die Hände gab, und weil die demokratische Idee ihr noch verhaßter war als die Reaction.

In der Philosophie herrschte damals in Preußen, wenigstens auf dem Katheder, die Hegel'sche Schule. Sie hatte sich der Bureaukratie empfohlen durch ihren doppelten Kampf gegen die Reaction und den Liberalismus, gegen den Rationalismus und die pietistische Romantik. Auf diese Weise ließ man das Christenthum gelten; man hörte, es sei eine Entwickelung vernünftiger Gedanken; welche dieses waren schien gleichgültig. Die Macht des Bestehenden konnte sich wol mit einer Philosophie vertragen welche das Wirkliche als vernünftig heiligte.

Allein das Wirkliche gerieth mit sich selbst in Zwiespalt; die Partei des historischen Rechts mußte endlich mit dem Absolutismus collidiren. Die kölner Frage war der zufällige Ausbruch des lange bestehenden Widerspruchs.

In dieser Zeit traten die „Halleschen Jahrbücher" auf den Kampfplatz. Sie erklärten sich im Sinn der Hegel'schen Philosophie, aber so, daß sie jene blos äußerliche Accommodation fallen ließen. Aus jenem Satz: Das Wirkliche ist vernünftig, wurde nun: Die Vernunft ist das Wirkliche, und was ihr nicht entspricht ist unwirklich, Schein, Romantik, und muß aufgehoben werden: aufgehoben dadurch, daß man es in seiner Nichtigkeit begreift.

Die Romantik war also der Feind und damit der Gegenstand der „Jahrbücher". Die Entwickelung derselben mußte sich an die Entwickelung ihres Gegensatzes anschließen; die Mohammedaner nennen Gott den vielnamigen, weil sich seine Eigenschaften nie erschöpfen lassen. Man könnte auch die Romantik oder die fixe Idee die vielnamige nennen. Alles Vernünftige hat ein Maß; die Willkür ist unermeßlich.

Die Romantik war zuerst die ecclesia militans, die Kirche die mater dolorosa. Unparteiische Gemüther (z. B. Florencourt) suchten Etwas darin sie gegen die Gewaltigen in Schutz zu nehmen. Die „Jahrbücher" entschlugen sich der Gemüthlichkeit und adoptirten den Protestantismus mit seinen Consequenzen, adoptirten den absoluten Staat gegen die Particularität des Naturwuchses. Man stellte die Idee des preußischen Staats als das Bild auf in welchem diese Richtung sich realisirt habe.

Das historische Recht trug in Preußen den Sieg davon. Die Jahrbücher mußten aus Preußen weichen und wurden deutsch; denn die liberale Opposition hatte als sichtbaren Gegensatz die einzelnen Monarchien Deutschlands, die sich den Wünschen der Gesammtheit widersetzten. Das Deutschland der „Deutschen Jahrbücher" war ebenso nur eine Idee als das Preußen der „Halleschen Jahrbücher".

Als die „Deutschen Jahrbücher" unterdrückt wurden, waren sie eben in ihrer Selbsterkenntniß um einen wichtigen Schritt weiter gekommen; sie hatten eingesehen, daß sie auf einem wesentlich andern Boden standen als was man Liberalismus nannte. Der deutsche Liberalismus seinerseits erkannte Das ebenso gut; die sächsische Kammer ließ die „Jahrbücher" fallen. Arnold Ruge ging nach Paris, und die Idee der Partei trat über die des Vaterlandes hinaus. Der Patriotismus sei nur noch die Reaction, denn er sei das specifische Germanenthum, die Opposition gegen die allgemein menschliche Bildung.

Die „Deutsch-französischen Jahrbücher" setzten sich zum Ziel, zwei gebildete Nationen, die durch den Aberglauben des specifi-

schen Nationalgefühls aufeinandergehetzt waren, einander zu nähern. Sie sind gescheitert; zum Theil deshalb, weil sie ihrer Entstehung nach eine Reaction gegen das Deutschthum waren, weil die verhaßte Romantik ihnen in der Form des Deutschthums zum Bewußtsein gekommen war.

Die demokratische Partei — das war wenigstens der Name den damals die „Jahrbücher" an die Spitze ihres Programms stellten — hat seitdem kein eigentliches Organ gehabt. Eine Reihe tüchtiger Kräfte sind ihr entzogen, und beruhigen sich mit der Ironie, die Nothwendigkeit der Weltgeschicke sich an ewig gleicher Spindel abwickeln zu sehen, und sie kritisch zu begreifen, d. h. unthätig wiederzukauen was der Weltgeist vorgekaut.

Die „Jahrbücher" sind vielleicht das einzige Journal welches eine wirkliche Geschichte in sich gehabt hat; es ist den Bewegungen des zeitlichen Bewußtseins nicht nur gefolgt, sondern hat sie in sich getragen; es hat nicht nur äußerlich den Kampf gegen die Feinde der Freiheit geführt, es hat mit Anstrengung, und wenn wir so sagen wollen mit Schmerzen in seinem eigenen Innern das feindliche Princip aufgesucht und sich gegen den eben überwundenen Standpunkt mit nicht geringerer Energie gewendet als gegen den Wust positiver Bestimmungen, aus dem es sich ursprünglich herausgearbeitet hatte.

Wohin soll Das nun am Ende führen? Die Positiven antworten, und Bruno Bauer und seine Schule geben ihnen vollkommen Recht: zur absoluten Freiheit, d. h. zur Gesinnungslosigkeit. So lange ein Positives, Ueberliefertes im Herzen ist, kann sich der Mensch nicht frei nennen. Wenn ich abhängig bin von einer Sache, einem Glauben, so bin ich ein Knecht; ob ich meinen Götzen Freiheit, Recht, Menschheit nenne oder Moloch, was verschlägt's? Rein und unbedingt begreife ich nur wenn ich allen Inhalt von mir werfe; nur der voraussetzungslose Verstand erkennt.

Aber weiter. Ist das Interesse für das Begreifen, der Drang nach Wahrheit nicht ebenso eine Religion wie der Glaube an den Menschen? Kann ich mich frei wähnen wenn mich noch die Wahrheit beherrscht? Frei werde ich durch den physischen Ruck mit dem ich alle Gedanken von mir werfe, frei werde ich — durch Gedankenlosigkeit.

Es kommt nicht darauf an, ob man die Consequenzen eines Princips entwickelt, sondern ob man die richtigen Consequenzen entwickelt. Wenn der Humanismus lehrt, der Mensch soll sich frei machen von den Fesseln die seine Natur zurückhalten, und die Consequenz hinzusetzt: der Mensch soll sich frei machen von den Eigenschaften die seine Natur bestimmen; wenn sie den Kampf des Humanismus gegen die Religion welche die Wünsche als realisirt sich vorträumt, und deshalb jede Anstrengung verschmäht, dahin erweitert, daß sie jede Vorstellung eines Zustandes der besser ist als der jetzige Religion nennt: so ist Das nur ein Spiel des Gedankens mit sich selbst, das sich selbst nicht versteht.

Ruge hat sich mit Recht gegen diese Sophisten, gegen die romantische Theorie der Gesinnungs- und Gedankenlosigkeit gewendet. Er hat seinen Kampf gegen die Romantik der Nationalität fortgesetzt; entschiedener, allgemeiner; ich möchte sagen paradoxer als sonst, aber es ist der alte Kampf. Die Nationalität wie sie heute verstanden wird ist entweder eine Waffe gegen den Fortschritt der Bildung (z. B. die Prügelstrafe, die Censur rc. werden als national vertheidigt); oder eine träumerische Illusion, die von den praktischen Tendenzen der Freiheit absieht.

Ruge ist in seinem Innern noch der Alte; er ist von seinem Princip nicht abgefallen; er ist darum nicht „der Unmögliche" geworden. Möchte es ihm gelingen, die rühmliche Stellung die er sonst in der Entwickelung der deutschen Literatur einnahm wiederzugewinnen. **Julian Schmidt.**

Bibliographie.

Geschichte der Kriege in Europa seit 1792, als Folgen der Staatsveränderung in Frankreich unter Ludwig XVI. 12ter Theil. 2ter Band. Mit 4 Plänen. Berlin, Mittler. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Prutz, R. E., Moritz von Sachsen. Trauerspiel in 5 Akten. Mit Einleitung und Anhang. Leipzig, Verlagsbureau. Gr. 16. 20 Ngr.

Struve, G. v., Grundzüge der Staatswissenschaft. Zwei Bände. Von dem Wesen des Staats oder allgemeines Staatsrecht. — Ueber die Formen des Staats oder allgemeines Staats-Verfassungsrecht. Mannheim, G. v. Struve. 8. 1 Thlr. 26¼ Ngr.

Ueber die Wohlthätigkeit. Dem Wohle der leidenden Menschheit gewidmet von einem Menschenfreunde. (B. Bolzano.) Prag. Gr. 8. 10 Ngr.

Volks-Bibliothek. 4ter Band. Der deutschen Auswanderer Fahrten und Schicksale. Von F. Gerstäcker. Mit 1 Karte der Vereinigten Staaten. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr.

Weber, W. E., Revision des deutschen Schulwesens. Herzensergießungen. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Wiborg, K. F., Die Mythologie des Nordens. Aus dem Dänischen von A. v. Etzel. Berlin, Morin. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Bayrhoffer, K. T., Der praktische Verstand und die marburger Lichtfreunde. Eine Antwort auf die Schrift des Pfarrer Hieronymi: „Die Hegelianer als Lichtfreunde rc." Darmstadt 1846. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 3 Ngr.

Hamburg im Berliner Guckkasten. Frei nach der Natur von Prof. Rante. Mit colorirtem Titelkupfer von T. Hosemann. Leipzig, Jackowitz. 8. 7½ Ngr.

Der Hauptkrebsschaden unserer Volksbildung. Ein Votum. Quedlinburg, Basse. 8. 10 Ngr.

Der Herrenstand gegenüber dem niedern Adel nach dem Patent vom 3. Febr. 1847. Leipzig, G. Wigand. Gr. 8. 6 Ngr.

Hildebrandt, F. W., Einer von den Gevattersleuten an den Domprediger Neuenhaus. Halle, Knapp. 8. 4 Ngr.

Hoffmann, F., Verdient der kleine Luther'sche Katechismus den Vorzug vor allen andern Katechismen der evangelischen Kirche, oder nicht? Eine Conventsfrage, beantwortet. Kassel, Krieger. 8. 3 Ngr.

Liedke, G. S., Zweiter Beitrag zur Hebung der Noth der arbeitenden Klassen durch Selbsthülfe. Eine neue Thatsache. Berlin. 8. 10 Ngr.

Markull, C. G., Die Zeichen der Zeit. Predigten. Elbing, Neumann-Hartmann. Gr. 8. 18 Ngr.

Rauwerck, K., Die Verordnungen vom 3. Febr. 1847 über die ständischen Einrichtungen in Preußen beleuchtet. Leipzig, Mayer. Gr. 8. 10 Ngr.

Sybel, H. v., Die politischen Parteien der Rheinprovinz, in ihrem Verhältniß zur preußischen Verfassung geschildert. Düsseldorf, Buddeus. Gr. 8. 15 Ngr.

Votum eines Süddeutschen über das Preußische Patent vom 3. Febr. 1847. Nebst einer Zueignung an den vereinigten Landtag. Bremen, Schünemann. Gr. 8. 15 Ngr.

Widerlegung der Heinr. Simon'schen Schrift: „Annehmen oder Ablehnen? oder die preußische Verfassung vom 3. Febr. 1847 beleuchtet vom Standpunkte des bestehenden Rechts," welches wesentlich verschieden ist von demjenigen, welches H. Simon dafür ausgegeben hat, durch einen andern Preußischen Juristen. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 125. —— 5. Mai 1847.

Weltgeschichte in Umrissen und Ausführungen von Johann Wilhelm Loebell. Erster Band. Leipzig, Brockhaus. 1846. Gr. 8. 2 Thlr.

Bei dem außerordentlichen Umschwunge welchen theils durch zufällige Entdeckungen von Denkmälern, theils durch das geöffnete Verständniß solcher Quellen die auf ewig verschlossen schienen, theils endlich durch eine strenge und methodische Kritik die Geschichte in unserm Jahrhunderte erfahren hat, war es der sehnliche Wunsch aller deutschen Geschichtsfreunde, daß die Erwerbungen der Wissenschaft von einem berufenen Gelehrten der Nation mitgetheilt, daß auch die Masse der Gebildeten auf ein Gebiet eingeführt würde das Allen gleich merkwürdig bis dahin nur den Forschern zugänglich war. Die Aufgabe war ebenso schwer als wichtig: nur Derjenige konnte sie lösen welcher mit gründlicher Gelehrsamkeit die Gabe einer ansprechenden Darstellung vereinigte. Dies ist in dem vorliegenden Buche auf die erfreulichste Weise geschehen. Ein Mann welchem lange und eindringliche Studien unter den Forschern einen ehrenvollen Platz sicherten, der seinen Geschmack und ein seltenes Talent der Form in mehren Schriften bewiesen hatte, welcher endlich durch seine Bemühungen um Becker's „Weltgeschichte" auch mit den Bedürfnissen des größern Publicums vertraut und zu populairer Darstellung geübt worden war, hat es unternommen ein Werk zu liefern das für die Geschichte zu werden verspricht was Humboldt's „Kosmos" für die Naturwissenschaften geworden ist. Das Buch des gelehrten Verf. ist nicht das beste, es ist das einzige gute seiner Art, ein Nationalwerk, dessen Vollendung auch von den Fachgelehrten sehnlich erwünscht wird. Denn was kann diesen erfreulicher sein als daß das deutsche Volk von der Bedeutung der gelehrten Historie und von der Wichtigkeit ihrer Forschungen unterrichtet, daß die Kluft ausgefüllt werde welche die Wissenschaft von dem Leben zu trennen schien?

Der vorliegende Band umfaßt die ältere Geschichte bis auf das Ende des griechischen Heroenalters, also eine Periode worein vorzugsweise die Bemühungen unserer Zeit Licht gebracht haben; die folgenden werden nach der Vorrede in manchen Abschnitten kürzer gehalten werden, sodaß die Vollendung des Ganzen binnen einer nicht zu langen Frist zu hoffen steht. Man weiß nicht was man darin höher schätzen soll, die Gründlichkeit der Forschung und das seltene Aneignungstalent womit gelehrte Untersuchungen aufgenommen, oder den edeln und deutlichen Stil womit sie dargestellt werden. Wer den mühsamen Weg der Arbeit selbst gemacht hat, wird die letztere, wer die Dunkelheit der ältesten Völkergeschichte nicht aus eigener Erfahrung kennt, die erstere Eigenschaft am lautesten anerkennen, und auch wer neue Momente der Forschung vor Allem sucht, sie in den Beilagen dankbar finden. Dabei gibt sich bei der Erörterung von Controversen eine solche Vorsicht und Unparteilichkeit zu erkennen, daß der Leser, welcher hier und da diese Behutsamkeit fast zu übertrieben nennen wird, den Entscheidungen des Verf., wo diese gegeben werden, mit gutem Vertrauen folgt und zugleich die Ueberzeugung gewinnt, es werde ihm von den Fragen und Zweifeln der Kritik keiner verschwiegen. Darein aber setzt Rec. den Hauptvorzug des Werks, daß die Kritik popularisirt, daß die unermüdliche Arbeit der Wissenschaft nicht blos benutzt, sondern in ihrem innersten Wirken erfaßt und dem gebildeten Publicum bloßgelegt wird. Denn nur dadurch kann die zu häufige Meinung besiegt werden welche jene Speculationen der Gelehrten mit unerquicklichen Uebungen des Scharfsinns verwechselt, daß man die frisch gewonnenen Resultate zusammen mit der Methode ihrer Gewinnung mittheilt. Am glänzendsten zeigt sich Dies in der orientalischen Geschichte, deren Wichtigkeit für Cultur, Staatenbildung und Religion um so leichter verkannt wird, da Männer denen man ein gründliches Urtheil beizumessen allen Grund hat in Weltgeschichten für das deutsche Volk geringschätzig davon reden. Wer die orientalische Vorzeit Demjenigen überläßt welcher „vielmehr gelehrte Neugierde und Ruhmsucht als wahre und echte Wißbegierde besitzt", der folgt einer berühmten Autorität. In seiner Vorrede zur „Weltgeschichte", bearbeitet von Kriegk, urtheilt Hr. Schlosser (S. XVI):

> Ueber die Babylonier und Assyrer hätte ausführlicher gehandelt werden müssen, wenn das Buch für Erklärer der hebräischen Propheten, für Deuter der asiatischen Symbole und liederlichen Mysterien, oder für Diejenigen bestimmt gewesen wäre welche die über Handel und Verkehr vorhistorischer Zeiten mit Hülfe neuerer Reisebeschreibungen geschaffenen Systeme kennen lernen wollen, für das große Publicum war

es nöthig sich kurz zu fassen. Die Geschichte kann und soll kein Curiositäten- oder Raritätencabinet sein, sie soll das Leben wie es ist fest ins Auge fassen, die Wißbegierde, nicht die Neugierde befriedigen. Jene babylonische-assyrische Geschichte erfodert gelehrtes Sammeln und ein Zusammenstellen von Sätzen die stets problematisch bleiben werden, weil sie nicht aus einheimischen Quellen geschöpft sind.

Aus dem vorliegenden Buche aber gewinnt man die entgegengesetzte Ueberzeugung: man sieht wie falsche oder unbeglaubigte Nachrichten sich ausscheiden lassen, und wie dann aus einheimischen und andern glaubwürdigen Quellen eine Kenntniß jener Völker zu erreichen steht welche uns ihre große Stellung in der politischen und Culturgeschichte erblicken läßt. An diesem Beispiele wird das Verhältniß deutlich worin beide Werke zueinander stehen. Beide haben das Bestreben, das geistige und staatliche Leben der Vergangenheit allen Gebildeten vorzuführen: aber Schlosser-Kriegk thut Dies so, daß er entweder seine Meinung als Gewißheit oder zwei verschiedene Meinungen ohne Prüfung nebeneinander stellt *); Loebell läßt den Leser selbst urtheilen aus einer Ursache die wir mit seinen Worten aussprechen (S. IX):

Manche, und zuweilen gerade Die welche am heftigsten verlangen, daß die Scheidewand zwischen Gelehrten und Ungelehrten niedergerissen werde, machen es sich freilich bequemer: sie tragen die ihnen behagenden Meinungen, als ob es außer denselben gar keine andern gäbe, im Tone des pythischen Gottes vor, während sie doch Diejenigen die sie mündig machen wollen durch kein anderes Mittel geistig so erheben könnten, als wenn sie sie anleiteten, mit eigenen Augen zu sehen und selbstthätig zu urtheilen.

Dem Rec. scheint dieser Kriticismus ungleich nationaler als jener Dogmatismus.

In der Einleitung (S. 3—55) behandelt der Verf. die verschiedenen Theorien über die Schöpfungsgeschichte, die Einheit oder Vielheit des Menschengeschlechts, die Racen und ihre Culturfähigkeit umsichtig und unbefangen, ohne indessen seiner Auseinandersetzung eine bestimmte Meinung am Schlusse beizugeben. Vortrefflich erläutert er darauf die Fragen nach der Entstehung der Cultur, die Hypothesen über ursprüngliche Wildheit oder Urcultur und faßt die Cultur wie W. v. Humboldt die Sprache als eine ursprüngliche Ausstrahlung des Menschengeistes, als eine Kraft welche ohne Verstandesberechnung, ohne Rücksicht auf Bedürfniß auf organische Weise aus ihren Keimen entsproßte und sich entwickelte. Diese, von der überall spätern Civilisation wohl zu unterscheiden, und ihr nothwendiger Träger, der Staat, dem einen willkürlichen Anfang zu setzen deswegen unstatthaft ist, weil außerhalb desselben keine bewußte Thätigkeit der Menschen im Verhältnisse zueinander gedacht werden kann, wie er sich in den Culturvölkern entwickelt, ist die Aufgabe der Weltgeschichte, welche zuerst in einem mythischpoetischen Gewande auftritt und langsam die prosaische, historische Form annimmt. Diese Phasen der Historie und ihnen gegenüber die Methode der Kritik werden zuletzt kurz und treffend dargestellt. Als eine Probe der Art wie jene Begriffe entwickelt werden setzen wir die schönen Worte hierher worin der Verf. Cultur und Civilisation, Griechen und Russen in ihrer Verschiedenheit schildert:

Cultur ist uns also jene selbstthätig sprossende Kraft des Geistes in deren Erzeugnissen das höhere Wesen der Menschheit ausgeprägt erscheint. Sie ist um ihrer selbst willen da, das Große in ihr muß begriffen und anerkannt werden, ohne Beziehung auf die Erreichung irgend eines außer ihr liegenden Zweckes, und wäre er an sich ein noch so vortrefflicher. Nun kann aber die Energie mit welcher sich das Edle der Menschheit in dem Dasein eines Volkes ausspricht eine bedeutende sein, ohne daß es in dem Wissen, den Künsten und Fertigkeiten welche die Früchte der Cultur zu sein pflegen schon bedeutende Fortschritte gemacht hat. Die Anwendung dieser Früchte auf die Gestaltung des äußern Lebens ist Civilisation; und es leuchtet ein, daß beide Arten nicht immer in einem entsprechenden Grade nebeneinander vorhanden sein werden. Die Griechen zur Zeit Solon's standen in der Ausbildung vieler äußern Einrichtungen und Fertigkeiten noch ziemlich zurück, die Kunst hatte noch keineswegs ihre Höhe erstiegen, die Wissenschaft war nur in den ersten Keimen vorhanden; nichtsdestoweniger waren sie ein durchaus cultivirtes Volk. In unsern Tagen könnte ein Volk alle Früchte der durch Andere höchst ausgebildeten Technik sich angeeignet haben, seine Heere könnten in den fortgeschrittensten Kriegskünsten geübt sein, seine Fabriken und Manufacturen durch Anwendung sinnreicher Erfindungen blühen; ja es könnte Akademien haben deren Mitglieder scharfsinnige mathematische Abhandlungen schrieben, physikalische Entdeckungen machten, und die Früchte botanischer, mineralogischer und antiquarischer Reisen der Welt mittheilten: in diesen Thätigkeiten allein, wenn sie nicht mit einem innern sie tragenden Volksgeiste in Verbindung ständen, würde es doch nur Civilisation, nicht Cultur besitzen. Denn jene besteht in Einzelheiten, dieser liegt eine gewisse gleichmäßige Spannung der geistigen Kräfte, eine Uebereinstimmung des geistigen und sittlichen Strebens zum Grunde, die das ganze innere Volksleben harmonisch durchdringt.

Auch das zweite Capitel (S. 56—82), worin der Charakter Asiens, die dort entstandenen Staatsformen geschildert und die wunderbare Erscheinung des mongolischen Culturvolkes der Chinesen besprochen wird, zeichnet sich durch Gedanken und Sprache gleich sehr aus: es ist unmöglich den asiatischen Despotismus, den Nomaden- und Kastenstaat schärfer und gedrängter zu charakterisiren als vom Verf. geschehen ist. Hier sowie überhaupt wo ein neues Volk auftritt, wird die Beschaffenheit seines Landes mit scharfen Zügen dargestellt, darauf die Heimat sowie der Stamm der Ansiedler aufgesucht. Die Geschichte selbst ist in der ältesten Zeit überwiegend Culturgeschichte und Beschreibung der Zustände an den Individuen die wenigstens in sicherm historischen Lichte dastehen. Dabei geht der Verf. zweckmäßig von der religiösen Bildung eines Volkes zu dessen staatlicher Organisation über, um darauf seine Stellung in der Wissenschaft, im Leben, im Handel und seine Sitten folgen zu lassen, und beginnt sehr richtig der geographischen Lage gemäß mit dem fernen Asien, von wo aus er sich

*) Ein Theil der griechischen Sagen führt einen zweiten König Minos an, welcher einige Menschenalter nach dem berühmten Gesetzgeber in Kreta geherrscht haben soll; andere dagegen erkennen nur einen König dieses Namens an, und übertragen auf ihn alles Das was von dem zweiten Minos erzählt wird (I, 172). War es denn so schwer zu entscheiden wer Recht hat?

allmälig dem Mittelländischen Meere und der europäischen Welt nähert.

Im dritten Capitel (S. 88—131) wird mit Indien der Uebergang zu derjenigen Geschichte gemacht welche sich in der Wechselwirkung iranischer und semitischer Völkerfamilien bewegt und in eigentlichem Sinne die unserige genannt werden mag. Aus den besten neuern Büchern, die vollständig benutzt werden, namentlich aus Lassen's „Indischer Alterthumskunde" und dem in Deutschland noch wenig ausgebeuteten Werke von Burnouf über den Buddhismus setzt der Verf. ein lebendiges Bild der Halbinsel von Vorderindien, der dort nachweislichen Völkerstämme, ihrer Verfassung und Cultur zusammen; die große Spaltung in Brahmanismus und Buddhismus, wovon der letztere mit Lassen u. A. in das 6. Jahrhundert n. Chr. angesetzt und mit Recht als eine Reform des ältern Brahmanismus betrachtet wird, seine weite Verbreitung und allmälige Entartung gehören zu den besten Abschnitten des Werks.

Das vierte Capitel (S. 132—162) behandelt die Iranier vor der persischen Monarchie, die Assyrier und Babylonier. In Iran unterscheidet der Verf. die Zendsprache des östlichen Theils von der altpersischen als verwandte Dialekte, ohne wie Schlosser-Kriegk (S. 118) letztere aus dem Zend sich entwickeln zu lassen. Die Ormuzd-Religion wird als eine Verfeinerung des Lichtdienstes betrachtet, Zoroaster nicht wie bei Schlosser-Kriegk als Reformator einer verfallenen Cultur hingestellt, sondern der Zendavesta zufolge als ein Prophet, welcher jene Vollendung der Lehre gab, also lange vor Darius Hystaspis leben mußte. Von den Baktriern und Mediern geht der Verf., nachdem er kurz und richtig von den Scythen geredet*), nach Vorderasien, zu den Assyrern und Babyloniern über. Während Schlosser-Kriegk uns mit den herkömmlichen Berichten abfindet und erzählt, daß nach des Ninus Tode seine Gemahlin Semiramis als Vormünderin ihres Sohnes Ninyas die Regierung übernahm, dieselbe aber erst nach mehren Jahrzehnden an diesen abtrat, und dabei bemerkt: „Ihre Geschichte ist ganz durch Sagen und Fabeln entstellt", dem Leser also nur die Wahl zwischen blindem Glauben an Ktesias und Diodor oder skeptischem Unglauben läßt, verfährt Loebell, auf die Untersuchungen von Niebuhr, Müller, Movers, Hupfeld gestützt, ganz im Geiste jener positiven Kritik welche das Unhaltbare unbedingt verwirft, aber mit methodischer Forschung das Richtige oder Wahrscheinliche an die Stelle setzt. Er hält es bei Diodor's Erzählung für „vergeblich nach einem geschichtlichen Kern derselben zu suchen", und ermittelt, indem er von Herodot's Angabe, daß die Assyrer vor dem medischen Abfalle im 8. Jahrhundert 520 Jahre lang über das obere Asien herrschten, und der armenischen Uebersetzung von Eusebius, daß Babylon 526 Jahre unter assyrischen Königen stand, einen Schluß zieht, das 13. Jahrhundert als die Zeit der Stiftung des assyrischen Reichs. Das Volk aber hält er mit Recht nicht für Semiten, sondern dem Stamme nach dem Zendvolke verwandt, obgleich es in der Religion mit den Babyloniern übereinstimmte. Ebenso besonnen stellt der Verf. die babylonische Geschichte dar; namentlich verdient die Erörterung über die Chaldäer ausgezeichnet zu werden. Im Widerspruche mit den meisten neuern Gelehrten, denen auch Schlosser-Kriegk sich anschließt, thut er mit schlagenden Gründen dar, daß die Chaldäer lange vor der assyrischen Eroberung in Babylonien ansässig waren, und zwar als Träger einer sehr entwickelten Cultur, nicht aber erst im 8. Jahrhundert von den Assyrern daselbst angesiedelt und besonders ihrer kriegerischen Tüchtigkeit wegen hervorgehoben wurden. Ueber ihre astronomischen und geometrischen Kenntnisse, welche Schlosser-Kriegk sehr gering anschlägt, urtheilt Loebell günstiger und genauer.

(Der Beschluß folgt.)

*) Loebell erklärt sich, indem er Zeuß' abweichende Meinung abweist, für die Ansicht von Niebuhr. Schlosser-Kriegk (S. [illegible]) nimmt auf die letztere wie es scheint keine Rücksicht.

Schwedische Literatur.

Svenska Siare och Skalder eller Grunddragen af svenska Vitterhetens Häfder, tecknade af *P. D. A. Atterbom*. Dritter Theil. Upsala 1844. *)

Dieser dritte Theil umfaßt die Zeit von Olof von Dalin bis und mit der Zeit von Gustav III. und schildert: 1) Dalin und seine Zeitgenossen; 2) Mörk als Schwedens ersten Romanschreiber; 3) Gustav III. als Dichter und die Schöngeister, Aesthetiker und Kritiker seiner Zeit. Der Verf. sagt gleich in der Einleitung:

„Das Karolingische Zeitalter unserer schönen Literatur ist (von uns) in und mit dessen vornehmsten Verfassern geschildert worden. Deren wesentlicher Inhalt bestand in einer hohen Vorstellung von Dem was Schweden gewesen, war und sein sollte: eine Poesie die durch einige große Könige und Staatsmänner auf dem Wege war in eine Wirklichkeit verwandelt zu werden. Nie schien diese Wirklichkeit auf einem so felsenfesten Grunde der Prosa zu ruhen, und somit ihrer Vollendung so nahe gekommen zu sein als unter Karl's XI. Alleinherrschaft. Und gleichwol wurde gerade damals die entgegengesetzte Verwandlung eingeleitet, welche durch Karl's XII. erhabenen Eigensinn bald fertig wurde. Hatten seine Vorgänger kühn genug einen politischen Bau auf einem poetischen Grund aufgeführt, im Vertrauen zu des Heldengeistes Zauberkraft das Ideal zu verwirklichen: so behandelte er, noch übermüthiger, das Wirkliche von dem Geschick der Dinge als ein reinweg Ideales, welches für ihn gerade deren Wahrheit ausmachte."

Karl XI. und Karl XII. waren Beide, Jeder in seiner Weise, Begünstiger der schönen Literatur. Ersterer hielt es für seine Pflicht literarische Beschäftigungen zu fördern, Letzterer wirkte vortheilhaft durch den anfeuernden Eindruck seiner Eigenschaften und Heldenthaten; aber auch insbesondere durch seine persönliche, wiewol erst nach der Heimkehr aus der Türkei allgemein sichtbare Gewogenheit. Karl XI. begünstigte insonderheit die Versuche welche zu seiner Zeit und an seinem Hofe gemacht wurden, eine schwedische Dramatik und Schaubühne zu bilden. Isaak Björk schrieb während dessen Regierung ein schwedisches Trauerspiel „Hippolytus", welches von bedeutenden dichterischen Anlagen zeugt. Karl's XII. Liebe zur Bildung, Literatur und Kunst dürfte Manchem fast unglaublich scheinen, und doch ist sie eine Wahrheit. Wer erwartet von diesem Helden, daß er sogar eine französische Schauspielergesell-

*) Vergl. über die frühern Theile Nr. [illegible] und [illegible] d. Bl. f. [illegible], und [illegible] und [illegible] f. [illegible]. D. Red.

schaft nach Stockholm kommen, oder daß er während seiner Feldzüge in Polen Molière's Lustspiele aufführen ließ? Wer hörte nicht gern wie er am Karlstage 1701 im Winterquartier zu Lois durch Stenbock mit einer heroischen Oper erfreut wird; oder während der schlaflosen Nächte kurz vor der Schlacht bei Pultawa sich von seinem alten Tafeldecker Romane, Heldenabenteuer, ja sogar Feenmärchen erzählen läßt; oder in der Türkei Racine's „Mithridate" mit Entzücken anhört, Boileau aber wegen seines schmachvollen Urtheils über Alexander den Großen zerreißt, und an die Wand schmeißt; oder mit Tessin und Andern bald von Vorschlägen und Zeichnungen in architektonischen Angelegenheiten, bald von der Errichtung einer Wissenschaftsakademie u. s. w. correspondirt; oder nach seiner Heimkunft zwischen häufigen Unterredungen mit Rydelius, Swedenborg und Polhem, Swedberg's Schiboleth mit größter Aufmerksamkeit, und Triewald's Satiren mit dem herzlichsten Lachen des Beifalls liest. Man hat jedoch behauptet, daß für Schwedens Poesie seine Eigenschaften und Schicksale ganz unfruchtbar gewesen, und daß er blos von schlechten Reimern besungen worden. Frese's und Gyllenborg's Gedichte beweisen indeß das Gegentheil.

Man fing in Schweden nun auch an die Dichtkunst durch eine Art Theorie oder wissenschaftlicher Disciplin heben zu wollen. Schon von der Mitte des 17. Jahrhunderts, und ungefähr um die Zeit da Stjernhjelm als Dichter auftrat, hatte ein Professor der Poesie in Upsala, Fornelius, eine „Poetica tripartita" herausgegeben, welche von seiner Belesenheit vortheilhaft zeugt. Mit größerer Rücksicht auf schwedische Dichtkunst gab Andreas Arwidi seine aus verschiedenen lateinischen und deutschen Poetiken compilirte „Manuductio ad poesin Suecanam" heraus. Doch fand sich wahrscheinlich mehr Geist in Lugerlöf's „Introductio brevis ad poesin Suecanam", wovon die Handschrift in irgend einem Archiv verborgen liegt. Unterdessen wirkte er ohne Zweifel durchgreifender durch seine Persönlichkeit und sein Beispiel als durch seine Theorie. Ueberhaupt kann man wol annehmen, daß die genannten Poetiken Wenig oder Nichts zur Bildung einer höhern Dichtkunst beitrugen. Desto leichtern Eingang mit desto allgemeinern und dauerhaftern Einwirkungen erhielten die theoretischen und kritischen Grundsätze, welche gerade unter der Regierung des dem französischen Wesen keineswegs günstigen Königs Karl XII. von Frankreich nach Schweden herüberzuziehen begannen. Und unter den damals obwaltenden Umständen und Verhältnissen war Nichts natürlicher, als daß eine solche Geschmackslehre wie die Boileau's und seiner Jünger endlich mit offenen Armen aufgenommen werden mußte. Spiegel's Eidam, Düben, Sohn eines Kapellmeisters, geadelt und endlich Reichsrath, übersetzte Boileau's „Art poetique", dessen poetische Briefe und Satiren in Verse, welche im Vergleich mit denen seiner meisten Zeitgenossen nicht verwerflich waren. Lebendiger wurde jedoch diese Poetik von Samuel v. Triewald eingeschärft, der mit eigenen Satiren die Reimerschar seiner Zeit geißelte. Diese Satiren sind nicht ohne poetischen Werth. Zwar weicht ihre nachlässige Schreibart von der reinen und zierlichen der Muster gar zu sehr ab; allein noch heutzutage gefällt ihre gesunde Verständigkeit mit vielen gelungenen Zügen eines muntern Witzes. Ueberhaupt muß man gestehen, daß mit Triewald, wenigstens in einer bestimmtern Weise, die Richtung begann welche Schwedens schöne Literatur nachher, während beinahe eines ganzen Jahrhunderts, beibehielt.

Wenn aber auch die ersten Anfänge einer schönen Literatur, welche bezweckte schwedisch zu sein, bereits weit hinter Olof v. Dalin allerdings vorgefunden werden, so wäre es gleichwol vergeblich, vor seinem Auftreten Etwas das einer literarischen Kritik entspricht suchen zu wollen. Triewald erlebte dieses Auftreten. Er las sowol die Zeitschrift „Argus" wie die übrigen ältern Schriften Dalin's mit besonderm Vergnügen. In der That waren sie Seelenverwandte; Dalin erkannte ihn für seinen Vorgänger und ehrte ihn durch eine Gedächtnißrede. Vergleicht man aber Triewald mit Dalin, so ist allerdings das Uebergewicht sowol an Geist als an Geschmack und Umsicht auf Dalin's Seite. Die hierher gehörenden Ansichten mit denen Dalin auftrat waren weit klarer, bestimmter, und wurden in einer viel geistreichern und sorgfältigern Sprache vorgetragen. Wie an poetischem Geist, wovon er als Dichter und als Geschichtschreiber einen größern Antheil besaß als unsere Jetztzeit zu gestehen pflegt, so übertraf er überhaupt sowol seine Vorgänger wie seine Zeitgenossen an Geschmack.

Dalin's Gedanken über Kritik verdienen noch heutzutage Beherzigung. Kritik soll nach ihm sein Revision und Zurechtweisung, um durch sie die Wahrheit zu finden. Eine rechtschaffene Kritik solle nie Jemanden angreifen der nicht selbst angreift. Aber Angreifer welche Widerstand verdienen seien nicht Solche die uns ohne Grund und mit Grobheiten überfallen; diese mögen mit Stillschweigen und Mitleiden bei Seite gelassen werden: sondern Die welche Religion, Obrigkeit, Grundgesetz antasten, gute Sitten kränken und Schmähschriften auf die Ehre und Wohlfahrt von Personen machen. Die Kritik solle sich sonst mit elenden und erbärmlichen Schriftstellern wenig oder nicht befassen. Sie haben unbedeutende Sachen geschrieben, aber damit haben sie nichts Böses begangen. Der Hauptbegriff sei, daß die Kritik Aufklärung und Entwickelung in dem Gegenstande den sie betrifft schaffen, und dem Urheber der Sache zur Besserung und Zurechtweisung gereichen soll. Hat sie nicht diesen Zweck, so sei sie keine Kritik mehr; sie sei ein bissiges Raubthier, ein Aergerniß, eine Rede in den Wind, eine Thorheit u. s. w. Dalin's Gedanken über Kritik machen ihm Ehre; weniger befriedigend ist seine Geschmackslehre. Man muß ohne Zweifel das Meiste darin für richtig anerkennen; allein es ist augenscheinlich, daß Alles zusammen, wo es grammatische, logische und prosodische Foderungen übersteigt, sich nie über den Raum des Oratorischen erhebt. Warum? Weil es sich gerade auf eine unbewußte Verwechselung von Rhetorik und Poetik gründet. Ein einziges von ihm aufgestelltes Gesetz, welches jedoch gleich den übrigen mehr auf die Form als auf das Wesen hinzielt, hat gleichwol eine mehr in die Tiefe gehende Beschaffenheit, und gilt auf gleiche Weise für Beredtsamkeit und eigentliche Dichtkunst. Es ist folgendes: „Man muß auch wissen sich einzuschränken, die Blüte oder das Beste einer Sache zu wählen, zu rechter Zeit innezuhalten, und nicht mit einem kernlosen Wortgepränge oder einer eigensinnigen Durchsuchung bis auf den Grund seine Leser zu ermüden u. s. w." Unleugbar ist uns hier eine Vorschrift gegeben welche richtig verstanden unbeschränkte und unvergängliche Gültigkeit besitzt. Aber auch dieses Gebot hat in der That einen weniger positiven als negativen Gehalt; wol ist darin eine Mischung von beiderlei, aber der letztgenannte hat das Uebergewicht. Genug, der französische Geschmack und die Lehre von demselben, bereits damals als Muster für Europa geltend, mußte desto leichter für Dalin als Muster gelten. Er war kein Klopstock, kein Lessing, kein Herder; er fügte sich deshalb ohne Bedenken und mit nicht geringer Geschmeidigkeit nach dem erwähnten Muster. Ueberdies darf man nicht vergessen, daß der mehr rhetorische als poetische Charakter welcher die Geschmackslehre sowol der Dalin'schen als der Gustavianischen Zeit auszeichnet, lange eine nothwendige Bedingung der Bildung war: von unschätzbarem Nutzen in ihrem Gegensatz zu dem Chaos der Verwirrung und Geschmacklosigkeit aller Art, gegen welche die Sprache, die Rede- und Dichtkunst zu kämpfen hatten, zwar zuvörderst zu Dalin's Zeit, aber auch länger nachher als man jetzt gewöhnlich vermuthet. Als endlich positivere Dichtungswerke und Foderungen, wie die Bellman's, Lidner's, Ehrensvärd's, Thorild's, Höjer's hervortraten, da reichten dergleichen Grundsätze nicht mehr hin; aber dann hatten sie auch so ziemlich ihren Zweck erfüllt. Glücklicherweise bestätigte es sich schon vor der Zeit, in mancher glücklichen Erscheinung, daß das wahre Genie, von welchen Theorien es auch beschränkt und irregeleitet werden mag, doch nie gehindert werden kann seine Gegenwart durch Glanz und Schönheit zu offenbaren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 126. —— 6. Mai 1847.

Weltgeschichte in Umrissen und Ausführungen von Johann Wilhelm Loebell. Erster Band.

(Beschluß aus Nr. 125.)

Die Phönizier und Karthager werden im fünften Capitel (S. 165—188) zusammengefaßt. Auch hier zeigt sich das verständige Urtheil des Verf. im günstigsten Lichte. Er wagt es nicht, der Bibel gegenüber, den semitischen Ursprung der Phönizier mit Bestimmtheit zu behaupten, hält aber jedenfalls dafür, daß wenigstens sie in Kanaan zu Semiten wurden. Mit vollem Rechte hält er an den Nachrichten über die weite Ausdehnung der phönizischen Seefahrten fest, ohne sie bis zur Ostsee gelangen zu lassen, namentlich an der Umschiffung von Afrika, sowie an dem Alter der Colonien in Afrika und Spanien. Schlosser-Kriegk meint, sie seien höchst wahrscheinlich nicht vor dem 9. Jahrhundert nach Spanien und erst um 920 v. Chr. nach Afrika gelangt, wo die mauritanische Stadt Auza oder Auzia ihre erste Colonie gewesen sei. Die Erbauung von Utica und Gades gegen 1100 v. Chr. gehört aber zu den bewährtesten Nachrichten die wir von den Phöniziern überhaupt haben. Dido oder Elissa, die mythische Gründerin Karthagos, faßt der Verf. nach Movers und ohne Zweifel richtig, wie Semiramis, als eine Göttin, die später zu einem menschlichen Weibe umgedeutet worden.

Hatte bis dahin die Geschichte nur wenig von Persönlichkeiten und Ereignissen reden können, und sich meist an Zustände und Culturgeschichte gehalten, so fließt in der israelitischen Geschichte (Capitel 6—7, S. 189—281) ein voller Strom von individuellem Leben, welches der Verf. mit großer Liebe und Ausführlichkeit darstellt. Auch hier zeigt sich derselbe Takt: gleich entfernt von einer unhistorischen Vermischung des religiösen Inhalts im Alten Testament mit dessen geschichtlichen oder sagenhaften Berichten, wie von dem flachen Rationalismus der jüngsten Vergangenheit, nimmt er jenen Standpunkt der Vermittelung ein wo das geschichtliche Element von der religiösen Offenbarung sich sondert, und schließt sich, mit der neuern Forschung vertraut, am engsten an die Behandlungsweise Ewald's an. Er beginnt mit einer sorgfältigen Erörterung der Quellen, welche erst mit dem Tode Salomo's eine genaue Chronologie liefern, aber viel früher sichere Geschichte enthalten, und, wenn auch ohne festen Zusammenhang, bis auf Moses hinauf reichen. Was jenseits liegt, damit hat die Ueberlieferung und die jugendliche Auffassung der Urzeit freier geschaltet, sodaß um einen historischen Stern sich eine Reihe von Berichten schließt, „welche an das mythische Element anstreifen", aber nach dem Verf. nicht so bezeichnet werden sollen. Wir gestehen hier ein ängstliches Schwanken wahrzunehmen, und wissen nicht wie der Verf. seine Aeußerungen (S. 198) mit den in der Einleitung entwickelten Grundsätzen reimen kann. Aus zwei Gründen soll man sich „um Misverständnissen zu begegnen" des Ausdrucks „mythisch" enthalten, erstens „weil die Anwendung desselben auf die biblische Geschichte zu großem Misbrauch Anlaß gegeben hat", als ob der Misbrauch den Gebrauch aufhöbe; zweitens

> weil man bei einer mythischen Behandlung der Geschichte gewöhnlich an eine bis zur Unkenntlichkeit gehende Verhüllung des historischen Kerns durch die Phantasie, und an eine bestimmte Uebertragung des natürliche oder übernatürliche Kraftäußerungen zusammenfassenden Gedankens auf persönliche Gestalten denkt. Aber bei den Israeliten trat dem Letztern der bildlose Monotheismus, dem Erstern ein gewisser nüchterner und einfacher Sinn des Volkes entgegen, der die freie Behandlung der überlieferten Sagen in festen und engen Grenzen hielt. Selbst in der vorabrahamischen Zeit, wo einige der vorkommenden Personen in der That nur als Sinnbilder gefaßt werden können, herrscht diese Enthaltsamkeit.

Eine Gradverschiedenheit aber ist keine wesentliche, und wenn in der hebräischen Ueberlieferung Personen als Sinnbilder betrachtet werden sollen, so ist Das ja eben eine Uebertragung des Gedankens auf persönliche Gestalten, wobei es gar nicht darauf ankommt, ob diese Gestalten zu Göttern erhoben werden oder Menschen bleiben. Das Zugeständniß der letzten Zeilen hebt also das letzte von beiden Unterscheidungsmerkmalen auf, und was das erstere betrifft, so kommt es nicht auf das Mehr oder Weniger der Verhüllung, sondern auf den Kern an.

> Das Verfahren des Mythus läßt den Kern der Wahrheit von dem er ausgeht zuweilen zu einem sehr unscheinbaren werden (S. 49),

aber es bleibt doch eine Wahrheit darin. Niemand hat Das besser ausgedrückt als unser Verf. (S. 48) mit den Worten:

> Fabelhaft nennen wir das rein Erfundene, mythisch aber diejenige Abweichung der historischen Ueberlieferung von der objectiven Wahrheit die nicht aus der Willkür einer völlig

frei dichtenden Phantasie hervorgeht, sondern aus der Auffassungsweise der Zeit, die vermöge einer gewissen innern Nothwendigkeit die Thatsache in eine aus dem Gedanken stammende veränderte Darstellungsweise umschmelzt, um sie anschaulich zu machen, ihre zerstreuten Strahlen, um ihnen die rechte Wirkung zu geben, in einen Brennpunkt sammelt.

Täuschen wir uns nicht, so hat den Verf. neben dem Wunsche keinen Anstoß zu geben der Gedanke an die griechischen Mythen, die allerdings ganz anders und üppiger wuchern, irre geführt; ungleich ähnlicher würden ihm die einfachen römischen Sagen von Romulus und besonders von Numa erschienen sein. Die Erzählung der israelitischen Geschichte ist sehr gelungen; die Abschnitte über Moses, die ersten Könige, namentlich die Entwickelung des Prophetismus gehören zu den besten im Buche.

Capitel 8—10 (S. 282—361) wird Aegypten behandelt, ebenfalls mit genauer Kenntniß und flüssiger Benutzung der alten Quellen, sowie der neuern Werke, von denen das Bunsen'sche dem Verf. erst nach der Vollendung seines Buchs zuging und im Anhange besprochen wird. Zuerst schildert Hr. Loebell das Land und seine Denkmale, wobei er auch die Hieroglyphenschrift bespricht. Ueber die Abstammung der Aegypter redet er sehr behutsam. Mit Recht unterscheidet er diejenigen Kasten welche der kaukasischen Race angehörten von den niedern, deren Mitglieder den eigentlichen Negern nahe standen, verwirft die besonders in Deutschland gewöhnliche Hypothese von der Einwanderung von Aethiopien aus mit schlagenden Gründen, und bescheidet sich einen uralten Zusammenhang zwischen der ägyptischen und asiatischen Cultur anzuerkennen, dessen Art völlig im Dunkel sei. Es scheint allerdings, daß das kaukasische Volk früher als die Semiten aus Oberasien auszog und in seinen ursprünglichen Sitzen von der semitischen Sprache Elemente in sich aufnahm, daß es dann einen den Negern nahestehenden Stamm unterwarf, dessen Verwandtschaft mit den Kolchiern durch die Beschneidung, die dunkle Gesichtsfarbe und das wollige Haar äußerst wahrscheinlich gemacht wird. Für jene Einwanderung zu Lande aus Asien spricht auch der Umstand, daß die erste Dynastie des Menes eine thinitische ist und von dort erst der Königssitz nach Memphis verlegt wurde. Die Sitten und die Cultur des Volkes schildert der Verf. nach Wilkinson u. A. mit feinem Sinn und Kunsturtheile. Die Geschichte beginnt er eigentlich erst mit den Hyksos, welche er richtig von den Juden unterscheidet und, wie Ewald u. A., für ein ihnen verwandtes semitisches Volk hält, unter dessen Herrschaft Joseph ins Land kam. Die frühere Zeit kann erst dann in den Bereich der Geschichte gezogen werden, wenn man über die Benutzung von Manetho einig sein wird. Der Verf. hält sich meist an Böckh, weist im Anhange Bunsen's System der Vergleichung von Manetho und Eratosthenes zwar nicht zurück, hält aber doch die Behauptung für gewagt, daß Eratosthenes einen untrüglichen Schlüssel für eine Chronologie gefunden habe, welche vor Manetho ganz unbekannt und von ihm mehrfach nicht verstanden worden sei. Eratosthenes' Rechnungen will er höchstens dieselbe Glaubwürdigkeit beimessen wie denen über die griechische Chronologie, und thut jedenfalls wohl daran sie noch nicht in die Geschichte aufzunehmen. Auch hier aber müssen wir es dem Verf. Dank wissen, daß er die Bedeutung jener Studien und der davon noch zu hoffenden Ergebnisse dem Publicum klar macht; anders Hr. Schlosser S. XVII, der

von den Entdeckungen über die Dynastien des Manetho und über die aus der Lösung der Hieroglyphen und der Papyrusrollen oder den sogenannten Todtenbüchern hervorgegangenen Namen und Gebetsformeln, wunderlichen und krausen Grübeleien nicht viel halten kann.

Capitel 11 (S. 362—413) stellt die Gründung und Machthöhe des persischen Reichs dar. Auch hier werden den Lesern ernste Studien in einem anmuthigen Gewande vorgeführt. Die Geschichte des Cyrus ermittelt der Verf. mit sicherm Takt aus den abweichenden Angaben der Quellen, verwirft den Bericht der „Cyropädie" und des Buches Daniel, und beseitigt die Hülfsmittel welche man gebraucht hat um Solon's Besuch bei Krösus zu retten, mit wenigen Worten (S. 373, Note): „Will man, wie Fischer („Griechische Zeittafeln zum J. 564") thut, Solon zum Krösus, als dieser noch Satrap war, kommen lassen, so paßt Dies gar nicht zu Herodot's Beschreibung." Wir fügen zu: an der ganzen Satrapie ist kein wahres Wort; wer die Stelle des Nikolaus Damascenus im Zusammenhange liest, wird sich von dem unhistorischen Charakter der Erzählung überzeugen. Wie erstaunlich unsere Kenntniß des Orients vorwärts schreitet, wie zweckmäßig es mithin war davon einen allgemein faßlichen Bericht zu geben, beweist eine Vergleichung der Darstellung welche Hr. Loebell aus den ihm zugänglichen Quellen von der Verwirrung nach Cyrus' Tode und der Regierung des Darius gibt, mit der Gestalt die derselbe Zeitraum jetzt durch die von dem Major Rawlinson bekannt gemachten Inschriften des Denkmals von Behistun oder Bisutun gewonnen hat.*) Daraus lernen wir die persönliche Bedeutung des Darius ungleich höher schätzen als bei der Unkunde über die erste Zeit seiner Herrschaft bis dahin möglich war, als den Hersteller des Reichs aus gänzlicher Auflösung. Scharfsinnig hatte schon Loebell aus einigen Worten Herodot's (ἐν ταύτῃ τῇ ταραχῇ, III, 126, vergl. 150) die Zerrüttung des Reichs durch den falschen Smerdis errathen, die Größe jener Verwirrung aber können wir jetzt erst übersehen. Nacheinander fielen die Provinzen ab; Susiana wurde leicht besiegt, aber nun brach der furchtbare Aufstand von Babylon los, welcher den König ein Jahr lang beschäftigte. Unterdessen empörte sich Medien, Armenien und mehre angrenzende Länder. Ein vorgeblicher Nachkomme des Cyaxares, Phraortes, stand auf, und während Darius diesen zu Paaren trieb, trat in Persien selbst ein Rebelle Wida-

*) „The Persian cuneiform inscription at Behistun, decyphered and translated by Major *C. Rawlinson*" (London 1846); vergl. „Die persischen Keilschriften mit Uebersetzung und Glossar von Benfey" (Leipzig 1846).

tes auf. Kaum war dieser unterworfen, als ein neuer Aufruhr in Babylonien die persischen Waffen herausfoderte. In 19 Schlachten siegten die Perser über ihre Feinde, und neun gefangene Könige hatte Darius zu strafen.*) Den Beschluß des Abschnitts macht eine vortreffliche Abhandlung über die Cultur der Perser und ihre Denkmale, welche doch wol sicher mit der assyrischen Kunst zusammenhängen.

Capitel 12—14 (S. 414—543) wird die Urzeit und das Heroenalter der Griechen bis zu dem Zeitpunkte geschildert da in der epischen Dichtkunst die Bildung jenes Jugendalters vollendet erscheint. Nach einer vortrefflichen Skizze der geographischen Beschaffenheit des Landes erörtert der Verf. den historischen Gehalt der Mythen und die Methode ihrer Benutzung, worin er, wie von seinem hellen Urtheil zu erwarten stand, vorzugsweise Ottfried Müller sich anschliesst, und betrachtet darauf die Einwohner, Pelasger, pierische Thracier und Hellenen, in ihrem Verhältnisse zueinander. Einen Gegensatz in der Weise, daß etwa die Pelasger von den Hellenen verdrängt worden wären, leugnet er und betrachtet die Cultur

als eine Entwickelung, die aus der Vermischung des pelasgischen und pierischen Bildungselements mit einem eigenen von ihnen hinzugebrachten hervorgegangen ist. Und dieses letztere, das hellenische im engern Sinne, scheint nicht sowol in eigentlichen Culturerzeugnissen bestanden zu haben, als vielmehr in einem Geiste und Schwunge mit welchen die von der Natur mit großen Fähigkeiten begabten Hellenen das Vorhandene belebten und weiter führten.

Unter dem vielen Schönen welches die letzten Capitel enthalten verdient der Abschnitt über Homer besonders hervorgehoben zu werden. Der große Gewinn welchen Wolf's „Prolegomenen" und der noch unentschiedene Streit über Homer und die Homerischen Gedichte für die Auffassung der Dichtkunst im Allgemeinen und besonders der vorliterarischen Zeiträume bei allen Völkern gebracht haben, wird lichtvoll entwickelt, und der Charakter des Homerischen Epos sowie die darin abgebildeten Zustände auf das lebendigste veranschaulicht. Ein entscheidendes Urtheil spricht der Verf. über die Hauptfrage nicht aus, ist aber eher geneigt, den Dichter der „Odyssee" für einen Homer zu halten dessen Ruf den Ruhm früherer Sänger in sich aufnahm und auch die Heldengesänge der „Ilias" zugeeignet erhielt.

S. 545—604 folgen zum Schlusse Bemerkungen und Erläuterungen verschiedener Streitfragen, die wir schon oben für den Geschichtsforscher als die dankenswertheste Gabe erklärten, und von denen wir mehre in unserm Referate benutzten.

*) Noch eine wichtige Folgerung ergibt sich aus dieser Inschrift in Betreff der Zeit, wann Herodot sein Werk vollendete. Dahlmann hatte großes Gewicht auf I, 130, gelegt, wo Herodot berichtet, die Meder hätten sich dem Cyrus unterworfen, später aber dies bereut und sich gegen Darius aufgelehnt, seien aber von diesem in einer Schlacht besiegt und unterworfen worden. Diesen Abfall der Meder setzte Dahlmann unter die Regierung des Darius Nothus in das J. 408 (Xenoph. Hell. I. 2, 19); man sieht aber jetzt, daß die bis dahin unbekannte unter Darius Hystaspis gemeint ist.

Der Verf. erwähnt (S. 430 Note) gelegentlich, „wie unsere Nation öfters die Ergebnisse ihrer Forschungen zu einem vollständigen Bilde zusammenzufügen Ausländern überläßt". Er ist der Mann jenem Uebelstande abzuhelfen. Möge ihm Muße, Gesundheit und Lust an seinem Werke bleiben, damit er, aufgefodert durch den Beifall seiner Landsleute, das Begonnene zu Ende führe, sich zum Ruhme, Deutschland zu bleibendem Eigenthum.

L. Urlichs.

Schwedische Literatur.

(Fortsetzung aus Nr. 125.)

Man hat oft wiederholt, daß Dalin's Verbindung mit der Königin Luise Ulrike, Gemahlin Adolf Friedrich's, und mit ihrem Hofe einen schädlichen Einfluß auf seine Dichterschaft ausgeübt habe. Dagegen ist aber zu bemerken, daß er, als diese Verbindung geknüpft wurde, bereits alle Werke welche seinen Ruhm als Literat und Dichter gegründet geschrieben hatte. Er hatte schon damals längst seinen „Schwedischen Argus", eine satirisch-moralische Wochenschrift in Versen und Prosa, herausgegeben, welche ihm die erste Aufmerksamkeit des Publicums zuzog, dessen Bewunderung in dem Grade zunahm, daß die Reichsstände am Schlusse des Reichstags von 1734 den dem Namen nach noch unbekannten Verfasser dem Könige zur besondern Gnade und Belohnung empfahlen, der durch eine Schrift von so seltenem Verdienst schon drei Jahre lang seinem Vaterland genützt und es erfreut hatte. Er hatte danach außer einer Menge allgemein gelobter Gelegenheitsgedichte und Lieder seine Gedanken über Kritiken folgen lassen; ferner seine in Prosa verfaßte Komödie „Der Neidische"; seine in Alexandrinern versificirte Tragödie „Brynilda, oder die unglückliche Liebe"; sein Epos in vier Gesängen, „Die schwedische Freiheit", welches seinen Zeitgenossen für eine classische Epopöe galt u. s. w., und dadurch die Höhe vaterländischen Dichterruhms erreicht. Ja, zu dem Ruhme des Dichters war zugleich der des Geschichtschreibers gekommen; der erste Theil von seinem reichshistorischen Werke war schon erschienen. Nun wurde er Lehrer des Kronprinzen Gustav, Hofmann und bald Luise Ulrike's Günstling. Und gerade durch diese Königin und ihren Hof wurde die französische Literatur und Kunst in Schweden vorherrschend. Schön, witzig und begierig zu herrschen, wirken, glänzen, und mit einer Gemüthsart begabt deren reizbare und heftige Lebhaftigkeit gar zu oft in Uebereilungen, Zusammenhanglosigkeit und ohnmächtigen Trotz ausartete, besaß Luise Ulrike kaum einige große Gedanken, nicht einmal tiefe Gefühle, das Selbstgefühl ausgenommen, aber doch eine wirkliche Neigung zu den Vergnügungen welche durch den Umgang mit Wissenschaft und Kunst gewonnen werden. Diese war nicht geheuchelt; sie war darin ebenso aufrichtig als in der Liebe zu ihrem Gemahl und zu erweiterter Königsmacht. Für die Wissenschaften hatte sie einen etwas ernstern Sinn; von der schönen Literatur hingegen, und namentlich von der Dichtkunst verlangte sie gebieterisch, daß sie amusiren, blos amusiren sollte. Während der ersten und fröhlichsten Jahre nach ihrer Ankunft in Schweden hatte sie in dieser Art Thätigkeit einen mächtigen Bundesverwandten, dem ein wesentlicher Antheil darin zuerkannt werden muß, einen Mann der selbst Meister in der Kunst alle feinern geselligen Vergnügungen zu bereiten, zu steigern und zu wechseln, ihr lange als getreuer Mithelfer zur Seite stand. Es war der allbekannte, seine hohen politischen Stellen mit eitlem Schimmer füllende, und zugleich durch Geistesgaben, Gelehrsamkeit und Kunstkenntnisse glänzende Parademann, dem auch die Oberaufsicht über das zarte Alter des Sohnes Gustav anvertraut wurde, Tessin der Jüngere. Dieser war es auch der Dalin an ihrem Hof einführte, und ihn zum Lehrer des Kronprinzen vorschlug. Dalin wurde nun auch Hof-

poet und verschwendete allerdings sehr oft sein poetisches Talent in einer Menge mehr oder weniger unbedeutender Gelegenheitsgedichte. Doch beschäftigte er sich noch immer sehr ernstlich mit der Fortsetzung und Vollendung seiner „Schwedischen Reichsgeschichte", in welche er Alles was er Edles und Hohes dachte niederlegte. Dalin war jedenfalls der bedeutendste schwedische Dichter seiner Zeit. Atterbom hat daher seinem Leben und Wirken über die Hälfte des dritten Theils von seinem hier besprochenen Werke gewidmet, und den Lesern zugleich eine sehr schöne Blumenlese aus dessen zahlreichen Gedichten zum Besten gegeben.

Schwedens erster Romanschreiber war Jakob Henrik Mörk. In Stockholm 1714 geboren, war er unter sieben Geschwistern der jüngste Sohn wenig bemittelter Aeltern, und wurde früh eine Waise. Ein Schwager, Efverling, Director der daselbst eingerichteten Seidenspinnereien, nahm sich des armen Knaben an und beschäftigte ihn zuerst kurze Zeit in seinem Laden, in der Absicht ihn für sein Geschäft zu bilden. Bald merkte aber der Schwager, daß er wenig Neigung zu solcher Beschäftigung hatte, und entdeckte in ihm einen feurigen Geist und entschiedene Anlagen zum Studiren. Er schickte daher den Knaben 1728 nach Westerås, um auf dem dortigen Gymnasium den Grund zu seiner wissenschaftlichen Bildung zu legen. Ausgezeichnete Fortschritte im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen, und Dichtergaben, sowol in lateinischen als schwedischen Versen ungewöhnlich, wurden ihm bei seinem Abgang in einem sehr ehrenvollen Zeugnisse zuerkannt. Mit diesem Zeugniß ging er nach der Universität zu Upsala. Mit seiner Schul- und Gymnasialzeit hörte aber die Unterstützung auf welche bis dahin seine Wünsche befördert hatte. Seine Absicht war, sich der Theologie und Philologie zu widmen, und erst nachdem er den Grad eines Magisters erworben, in den geistlichen Stand zu treten. Aber sei es, daß sein Schwager schon gestorben oder auch selbst in Dürftigkeit gerathen war, man sieht den jungen Mörk bald von der Hochschule entfernt, und als Hauslehrer herumgeworfen, wobei er wenig mehr als seinen täglichen Unterhalt erwerben konnte. Zuletzt war er drei Jahre als solcher in der Stadt Udewalla bei einem Oberstlieutenant von Köhler, welche Stelle ihm die angenehmste war, weil die durch Geistesbildung ausgezeichnete Familie ihn mit großer Freundschaft behandelte. Selbst vom Bischof in Gothenburg fruchtlos begünstigt bewarb er sich umsonst um eine Stelle als Prediger bei irgend einem Regiment in der Gegend. Sich durch etwas Anderes als sein eigenes Verdienst geltend zu machen war Mörk's Sache nicht. Endlich faßte er 1742 den Beschluß, mit seinem im Köhler'schen Hause angefangenen Romane „Adalriko och Göthildas äfventyr" nach Stockholm zurückzukehren. Hier vollendete er sein Werk, welches 1742—44 in zwei Quartbänden erschien und allgemeinen Beifall gewann. Zum Priester geweiht 1743 vom Erzbischof E. Benzelius, berufen von einem Bewunderer, dem Obersten Stjernros, zum Hausprediger, wurde Mörk in dem darauf folgenden Jahre nach gehörig bestandenem Pastoralexamen von einer Bewunderin, der Freifrau Funk, zum Pfarrer in Bro und Lossu gewählt. Diese kleine Pfarrei in Upland gab ihm zum Willkommen die Tochter seines Vorgängers, Katharina Staf, die er heirathete, und mit der er sehr glücklich gewesen sein soll. Hatte er aber jetzt hierdurch die Höhe seiner irdischen Glückseligkeit erreicht, so hatte er hierdurch in seinem 31. Jahre auch die Höhe alles ihm zugänglichen bürgerlichen Glücks erreicht. Doch legte er die Hände nicht in den Schoos. Die ihm anvertraute Heerde durch Wort und That auf das sorgfältigste pflegend, fand er doch müßige Stunden, die er nicht besser anzuwenden glaubte als zu neuen Schriften, in denen seine Gabe zu dichten und zu schildern die Veredelung des schwedischen Herzens und der schwedischen Sprache in gleichem Maße befördern sollte. So ging vom Pfarrhofe zu Bro sein zweiter nicht weniger gelobter Roman „Thekla eller den bepröfvade Trones dygd" („Thekla, oder die Tugend des geprüften Glaubens"), in drei Theilen, 1748, 1752 und 1758 aus. So auch der erste Theil seiner „Schilderungen menschlicher Charaktere" (1754), und kurz nachher (1757) seine „Eugenia, eller den förvillade Välmeningen", ein allegorisches Zwischending von Roman und Drama; so endlich sein gleichzeitiges Gedicht in fünf Gesängen „Enigheten". Diese schriftstellerische Thätigkeit setzte er fort, und vermehrte was er durch die Heldensage seiner Jugend gewonnen: die Achtung aller Freunde der schönen Literatur und aller edeldenkenden Leser. Was dieselbe aber nicht schenkte, und was gleichwol der arme Verf. besonders nöthig hatte, war Brot. Gerade seine Schriftstellerei wurde das Haupthinderniß einer verbesserten Stellung, weil dieselbe, in dem Maße sie allen Andern gefiel, dem Domcapitel zu Upsala, seinen geistlichen Vorgesetzten, misfiel. Von Schulden gedrückt, und selbst das Nothwendige entbehrend, starb er in seinem 40. Jahre plötzlich vom Schlag, und hinterließ seine allgemein beliebten Schriften, eine arme Witwe und sechs unversorgte Kinder. Mörk's Schriften zeugen von einer feurigen Phantasie, einem kühnen, hohen und zugleich religiösen Schwung des Geistes, einer tiefen Innerlichkeit des Gefühls, und einer immer überwiegenden Neigung in seine Darstellungsweise zu malen und zu musiciren.

Der erste Literat welcher Dalin's Geschmackslehre zur eigentlichen Ausübung brachte, war Sahlstedt: theils als Verfasser, theils als Uebersetzer, theils blos als Ordner und Herausgeber von einer Menge Schriften, mit denen er einen lobenswerthen Eifer für seine Muttersprache und die Literatur bewährte. Was er für die erstere durch sein Wörterbuch und seine Sprachlehre gethan hat, lebt noch in verdientem Andenken. Ein mehr komisches Exemplar von einem Jünger Dalin's war Brunjeansson, ein mit Sahlstedt gleichzeitiger Reimer. Ungefähr mit gleicher Gründlichkeit aber entschiedener im französischen Sinn lehrten und kritisirten Rudin und Ristell: Ersterer in seinem „Journal für schöne Literatur (1777); Letzterer in seinem „Journal für Literatur und Kritik" für das Jahr 1778. Bergklint, Lehrer des Dichters Oxenstjerna, vereinigte wirkliche Anlagen sowol zum Dichter als zum Kritiker. Gjörwell, noch bescheidener als Sahlstedt, aber auch gelehrter und daher in seiner Weise freigesinnter, war ein Literat, der von der Zeit der soeben erwähnten Männer bis nahe an die unserige sich viel mit Kritisiren beschäftigt hat. Er war der Erste welcher gegen die ausschließliche Herrschaft des französischen Geschmacks protestirte, und auf die Gedichte Klopstock's, der Brüder von Stolberg und anderer Deutschen aufmerksam machte.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz.

Kriegsgeschichte.

Vor kurzem haben wir einige interessante Auszüge aus den noch nicht veröffentlichten Denkwürdigkeiten des Herzogs von Belluno („Extraits de mémoires inédits de feu Claude Victor Perrin, duc de Belluno") in einem besondern Abdrucke erhalten, welche auf das Erscheinen des Ganzen begierig machen. Am ausdrücklichsten wird in den mitgetheilten Bruchstücken die Kriegsgeschichte und namentlich die Darstellung derjenigen Schlachten behandelt denen der Herzog selbst beigewohnt hat. Dabei fällt mancher kritische Blick auf einige schwache Partien des Thiers'schen Werks. Von besonderer Wichtigkeit sind die „Pièces justificatives", über 300 an der Zahl, welche der eigentlichen Darstellung beigegeben sind. Einen gleichfalls ganz beachtenswerthen Beitrag zur neuern Kriegsgeschichte bieten die mit vielen militairischen Betrachtungen und theoretischen Erörterungen gewobenen „Considérations sur la guerre dans les Alpes occidentales. Première partie: Théâtre des opérations en Savoie et en Piémont." Dieses Werkchen ist indessen nur die Zusammenstellung verschiedener Aufsätze welche die bekannte militairische Zeitschrift „Spectateur militaire" bereits gebracht hat. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 127. —— 7. Mai 1847.

Noth der Nothwendigkeit in Kirche und Staat.

Gegen Nothwendigkeit der Kirche und des Staats streitet kaum Jemand. Nothwendigkeit stammt von Noth, sie soll gewendet werden. In diesem Sinne sind Religion, Theologie, Philosophie, Kirche und Staat der Menschheit nothwendig. Wäre unser Leben unbedürftig, mangellos, selig wie das himmlische im Reich Gottes, voll der höchsten Erkenntniß, Liebe, Geistesgemeinschaft, Güterreichlichkeit, so verlören jene Wissenschaften und Institute ihre Bedeutung; mit dem Nichtdasein der Noth verschwände auch ihre Nothwendigkeit.

Wir haben daher Bedeutung und Werth des Genannten in seiner Nothwendigkeit zu suchen. Ohne Religion versinkt das menschliche Leben in sinnliche Begierden und Lüste, es gibt für Glück kein weises Maß des Genusses, für Unglück keine Ergebung und keinen Trost; mit der Hoffnung des Uebersinnlichen erlischt der Adel des Sinnlichen, eine schroffe Tugend treibt starre Zweige in den Kreis des Schicksals, und bringt etwa gegen Schläge desselben den Muth der Verzweiflung und selbstgewählten Tod. Ohne Theologie irrt der Mensch im Labyrinth des Glaubens, es fehlen Richtung und Unterweisung, Vorgänger und Begleiter. Ohne Philosophie mangelt Abwehr zudringlichen Zweifels, Sicherheit in sich selbst, abgewogene Haltung des Denkens und Wollens.

Wenn nun Kirche und Staat gleichfalls ihrer Nothwendigkeit sich rühmen, so ist die Bedeutung im Leben augenscheinlich. Die Kirche wehrt einer Gleichgültigkeit für Religion und Theologie, ihre Gemeinschaft der Gläubigen verstärkt jeden frommen Zug des Herzens, jede Festigkeit der Ueberzeugung, und macht bei gehöriger Ausdehnung ihres Wirkens sogar die Philosophie überflüssig. Der Staat einigt den Widerstreit menschlicher Kräfte in Zeit und Raum, entfernt die Unordnung äußerlicher Verhältnisse und Betriebsamkeit, erhebt Regel und Gesetz für gesellschaftliche Verwickelungen der Einzelheiten. Vollkommene Anerkennung der in Kirche und Staat gegebenen Nothwendigkeit hat beide auf göttliche Einsetzung zurückgeführt, indem der Allmacht und Güte Gottes entschieden eigen sein muß Noth zu wenden, also auch diejenige welcher Kirche und Staat ihr Dasein und Bestehen verdanken.

Beide Nothwendigkeiten erwerben durch Sonderung des Geistigen und Leiblichen eigenthümliche Ansprüche in ihrer Erscheinung; für jenes sorgt die Kirche, für dieses der Staat, und sie hätten ihr abgegrenztes Feld nebeneinander. Allein der Mensch ist Einheit von Geist und Leib, sein Bedürfniß und seine Noth beziehen sich stets auf beide; darum ist in der Völkergeschichte nicht nachzuweisen, daß Kirche und Staat vereinzelt für sich bestanden oder ein früheres und späteres Dasein gewonnen, vielmehr zeigen sie gleichzeitiges Dasein, und vollkommener oder unvollkommener gegenseitige Anlehnung, verbundenen Einfluß auf den Zustand der Gesellschaft.

Gelingt es ihr Wesen in denselben Personen zu verkörpern — wie in Aegypten, Judäa zu Zeiten Mosis und der Richter, in Paraguay unter Jesuitenhoheit —, daß Könige Priester und Priester die Könige sind, dann bewegt sich jedes Gesellschaftsverhältniß in doppelter Nothwendigkeit; es wird nämlich einfachst für jedwede Noth gesorgt, das geistige wie das leibliche Bedürfniß findet Befriedigung an demselben Altar, der zugleich ein Thron an demselben Thron, der zugleich ein Altar ist.

Vertheilen sich hingegen die beiden Nothwendigkeiten an unterschiedene Personen — wie in Griechenland, Rom, dem christlichen Europa —, dann wird ein Wetteifer im Wirken des Staats und der Kirche kenntlich; Jedes für sich will Alles gelten oder das Meiste, eine leibliche Seligkeit soll die geistige mit sich führen, die geistige soll ihr leibliches Wohl von derselben Hand empfangen, die Inhaber des Throns wollen die Segnung der Altäre sich aneignen, und diese suchen die Gaben des Throns in ihren Kreis zu ziehen; römische Kaiser ließen sich zu Göttern erheben und römische Bischöfe zu weltlichen Monarchen. Ein solcher Wetteifer im Nothwendigen müßte der Menschheit sehr gefrommt haben, wenn er nicht oft in Zank und Feindschaft ausgeartet wäre, und dadurch eine neue eigenthümliche Noth erzeugt hätte.

Man tadelte hierarchische Regierungen, worüber man sie loben dürfen — wegen ihrer nothwendigen Stärke. Sind einmal Kirche und Staat außereinander, nicht ineinander, so werden sie schwächer, und wenn sie feindselig streiten, arbeiten sie fortwährend an eigener Schwäche.

Unter den Religionslehren fodert das Christenthum mit größter Entschiedenheit die Erhebung des Geistes über den Körper. Seine Verheißungen gewähren keine irdische Seligkeit, sondern eine himmlische im unsichtbaren

Reiche Gottes, wogegen die irdischen Leiden Nichts oder als Vorbereitung gelten. Nie hat sich die Macht des Geistes stärker bewiesen als in Ausbreitung des Christenthums unter Hindernissen und Verfolgungen; seine Nothwendigkeit trat gar nicht mit der leiblichen in Beziehung, der Christ war über dieselbe hinaus, und gab dem Kaiser was des Kaisers ist. Ob der Heiland eine sichtbare Kirche stiften wollen, kann gefragt werden; aber gewiß sollte der Glaube führen zu einer unsichtbaren Gemeinschaft, zur Theilnahme an himmlischen Gütern, deren Besitz der Noth des Erdenlebens ein Ende macht, und über alle Feinde, auch über den letzten Feind, den Tod, triumphiren läßt. Den Gläubigen ward geholfen, nicht wie in Judäa durch priesterliche Anstalten, sondern durch Aufschwung des Geistes, und unmittelbare Zuversicht zu der im Evangelium verkündeten Gnade; weltliche Noth mochte sich selbst helfen, für sie erkannte und begehrte der Christ keine Nothwendigkeit.

Eben dadurch eignet sich das Christenthum zur Weltreligion. Es hat als geistiger Besitz keine Berührungen mit weltlichen Bedürfnissen, mit Staatsverfassungen, Staatszwecken, es kann gedeihen auf dem verschiedensten Boden, unter der verschiedensten Staatsgewalt; nur wenn letztere eingreifen will ins geistige Gebiet, und Zwang anwendet für die Theilnahme an ihren Tempeln und Opfern, wie Solches im heidnischen römischen Staat geschah: dann behauptet der Geist seine Freiheit, dann muß Gott mehr gehorcht werden als den Menschen, dann überragt die Nothwendigkeit des Himmels alle Nothwendigkeit der Erde.

Gestaltet sich die unsichtbare christliche Gemeinschaft zur sichtbaren Kirche, nimmt sie Besitz von Tempeln und Altären, ordnet sie geweihte Diener derselben, erlangt sie für deren Bestand Güter und Einkünfte, dann ist sie nicht mehr in obigem Sinne Weltreligion, für jeden Boden und jede Staatsgewalt, sondern Religion für einen christlichen Staat und dessen Regierung. Durch Verflechtung mit weltlichen Verhältnissen, d. h. durch Verweltlichung, hört sie auf Weltreligion zu sein, fodert bestimmte Rechte oder besondere Begünstigung im christlichen Staat; sie wird die gewonnene Form ihres Daseins in jedwedem Staate verlangen, aus dem blos geistigen Gebiet des Gewissenrechts entwickelt sich ein christlich weltliches Kirchenrecht, wie aus dem freien individuellen Aufschwunge des Geistes eine geordnete und gelenkte Anstalt zur Aneignung himmlischer Güter.

Falls die Lenkung der kirchlichen und Staatsangelegenheiten sich nicht in derselben Persönlichkeit vereinigt, wird es an Reibungen nicht fehlen, deren Charakter darin besteht, daß zwar beiderlei Lenker dem Nothzustande der menschlichen Gesellschaft abhelfen wollen, allein den Zweck und die Mittel auf unterschiedene Art begreifen. Ansprüche der Kirche haben ihr Recht, diejenigen des Staats auch, und indem eine höhere Autorität über beide mangelt, suchen beide Gewalten das Ihrige, benutzen günstige Umstände, klagen über Beeinträchtigungen, verlangen gegenseitige Unterstützung, und das Verhältniß gestaltet sich wie in einer ehelichen Geistes- und Gütergemeinschaft, wofür keine Scheidung eintreten sollte, die dennoch bei manchem übeln Zerwürfniß wünschenswürdig erscheint. In weltlichen Dingen müßte die Kirche dem Staat sich fügen, in geistigen Dingen der Staat der Kirche; aber die Grenzen der Befugnisse laufen ineinander, und der Ausspruch: „Gebt Gott was Gottes ist, und dem Kaiser was des Kaisers ist", gewährt keine Aushülfe mehr; denn das unsichtbare geistige Reich des Glaubens ist zur sichtbaren Körperlichkeit gediehen, und Körper üben Stoß und Gegenstoß.

Kein Wunder deswegen, daß die genaue Feststellung der Grenzen des christlichen Staatsrechts und Kirchenrechts bisher nicht gelang, und wenn die neuere europäische Völkergeschichte sich weniger einförmig als die mittlere um Streitfragen darüber bewegt, so stammt Dies aus der Kirchentrennung im 16. Jahrhundert, aus Verstärkung und weiter Verzweigung sogenannter politischer und materieller Interessen, welche dem Gegenstande Zeit und Aufmerksamkeit rauben; sonst ist der Streit vorhanden wie immer, und wird gelegentlich in seiner Eigenthümlichkeit sichtbar. Diese Eigenthümlichkeit besteht in einem starken Uebergewicht des Rechts der Kirche, dem der Staat allerdings Anerkennung versagen, aber seine Befugniß dazu nur unvollkommen rechtfertigen, und durch eine gewisse Ruchlosigkeit seiner Vertreter behaupten kann.

Beide Gewalten nämlich, die geistliche und weltliche, beziehen ihren Ursprung auf Gott, und wollen von Gottes Gnaden herrschen; allein die erste thut Dies mit größerer Sicherheit und einleuchtendern Gewißheit als die zweite. Staaten konnten durch Volkswillen entstanden sein, Bürger ihre Regierung verändert, durch Verträge die Macht der Herrschenden eingeschränkt oder erweitert haben: die christliche Kirche empfing ihr Dasein durch den gottgesandten Heiland und seine vom Heiligen Geiste erleuchteten Apostel, deren Erleuchtung sich fortsetzt in ihren Nachfolgern. Die Kirche ist daher durchaus kein Menschenwerk, sondern Gotteswerk, ein Volkswille kam dabei nicht in Frage, sondern nur göttlicher Wille, und Dies ist in der Entstehungsgeschichte der Kirche nachweisbar. Auch im Fortbestande können Anstalten und Bedingungen für ewige Seligkeit nicht abhängen von Denen die selig zu werden wünschen, sondern von Wissenden, welche es von Gott empfangen haben, und durch Weihe zur kirchlichen Lenkung tüchtig gemacht sind. Weil ferner der Geist den Körper regiert, nicht der Körper den Geist, die Kirche aber das Geistige des Menschen im Auge hat, so gilt die Aeußerung Gregor's VII.: „Die Kirche muß frei sein von irdischer Menschengewalt, das Herrscherschwert ist unter dem Altar, der Altar nur unter Gott, und wie nichts Geistiges sichtbar wird ohne das Irdische, wie der Geist sich durch das Irdische im Körper nährt, so ist die Religion nicht ohne die Kirche, diese aber nicht ohne Besitz eines sie sichernden Vermögens, also nicht ohne Land und Gut." Haben doch niemals Kaiser die Päpste, sondern diese den Kaiser gekrönt!

(Der Beschluß folgt.)

Schwedische Literatur.

(Beschluß aus Nr. 128.)

Der herrschende literarische und poetische Zeitgeist ging unterdessen seinen Gang, unbekümmert um die Einwendungen so gelinder Ermahner. Von den vornehmsten Theoretikern und Kritikern wenden wir uns jetzt zu zwei der schönsten hervorbringenden oder schaffenden Genies: den beiden Dichtern Creutz und Gyllenborg, welche uns beim Eintritt in Gustav's III. Zeit begegnen, und uns denselben öffnen; das Zwillingspaar dessen Geistesstrahlen den Zwischenraum von Dalin's Abend bis Kellgrén's Morgen erhellten. Grafen von Geburt erhielten Beide eine gelehrte Erziehung. Creutz studirte vorzugsweise die Griechen, machte sich mit den meisten neueuropäischen Sprachen und Literaturen vertraut, und war auch in den Naturwissenschaften gründlich unterrichtet. Bezeichnend für Gyllenborg ist, daß Virgilius und Boileau die Lieblinge seiner Jugend waren, sowie daß er bei seinem Abschied von Lund als Rector illustris dieser Hochschule eine ausgezeichnete lateinische Rede hielt. Creutz dagegen war noch in seinen letzten Tagen als Kanzler der Universität zu Upsala im Stande eine griechische Rede zu verfassen, womit er diese Hochschule begrüßen wollte. Eine gleichzeitige Ankunft von den Universitäten hatte sie in der Hauptstadt zusammengebracht, wo sie auch zu gleicher Zeit bei zwei jungen Prinzen angestellt wurden: Gyllenborg bei dem Kronprinzen Gustav, Creutz bei dem Herzog Friedrich Adolf. Gleiche Neigungen zogen sie zuerst zur Bekanntschaft miteinander, und dann zu der mit Frau Nordenflycht. Bei ihrem frohen Zusammenleben bildeten sie Beide ein vollständiges Dichterindividuum. Die ganze Thätigkeit welche Creutz der Dichtkunst widmete, und der vornehmste Theil von Gyllenborg's gehören gerade der Zeit ihres Zusammenlebens miteinander und mit der schwesterlichen Seelenverwandten an. In demselben Jahre wo Frau Nordenflycht verschied wurde Creutz als Minister nach Spanien geschickt. Da wie nachher in Frankreich fuhr er zwar fort, sowol seinem Gemüth als seiner Umgangsweise die reine Himmelsluft der Poesie, die sein ursprünglicher Lebenskreis war, zu bewahren: aber die Dichterschaft hörte auf, wenn er auch mitunter mit Sehnsucht und Verlangen an sie dachte. Gyllenborg wieder, allein in Schweden zurückgelassen, wurde von Ekel an dem politischen Elend des Vaterlandes überwältigt, suchte seine Zuflucht im häuslichen Leben, heirathete und hörte lange zu dichten auf. So waren die beiden Männer, wenngleich auch poetische Naturen an sich, doch Dichter eigentlich in- und miteinander. Keiner von ihnen konnte sich einen Unterschied zwischen dem poetisch Schönen und dem sittlich Schönen, oder, wenn ein solcher bisweilen möglich wäre, sich ihn als erlaubt denken. Ohne Zweifel war es Dalin's Absicht, sich im Allgemeinen die französischen Muster zum Vorbild zu stellen; doch erlaubte er sich dabei viele Abweichungen. Creutz und Gyllenborg waren die Ersten welche in der schwedischen Dichtkunst mit dem französisch-römischen Geschmack völligen Ernst machten. Aber zu ihrem Geist und Gemüth konnte blos das Edelste, Erhabenste, Männlichste und Tugendhafteste von der Denkweise womit diese Geschmackslehre zusammenhing den Weg finden. Die Strenge dieser Einschränkung darauf, sowie ihr eifriges Streben, jede Anwendung derselben möglichst schwedisch in Charakter, Sitten und Sprachbehandlung zu machen, zeichnen sie vor ihren nächsten Nachfolgern auf derselben Bahn besonders aus. Die äußere Form der Dichtung wurde bei Creutz innerst durch griechische, bei Gyllenborg innerst durch römische Sympathien bestimmt. Gyllenborg's Dichtergabe ist in ihrer Art oder ihrem mehr romanhaften Charakter ebenso wirklich wie die seines Freundes: aber allerdings im Ganzen betrachtet weniger leicht beweglich, fröhlich und geschmeidig, mehr gedankenreich als malend, mehr didaktisch als spielend, mehr streng als anmuthig. Atterbom gibt von den Gedichten Beider eine Anzahl sehr schöner Proben. Endlich kam der Freund Creutz nach 19jähriger Abwesenheit von Paris zurück. Zum Reichsrath und ersten Minister erhoben, aber der Freundschaft und der Dichtkunst gleich warm ergeben, begann er von neuem der schönen Literatur eine kräftige Theilnahme zu widmen. Mit Ausnahme eines Trauergedichts am Grabe seiner „Urania" (der Frau Nordenflycht), und ein paar Freudengesänge bei Gustav's III. Thronbesteigung, hatte Gyllenborg während der Zeit fast Nichts gedichtet außer einige Theaterstücke. Jetzt erwachte wieder der an seinem Herd sitzende Dichter aus seinem Winterschlummer. Beide waren nun zusammen wieder ein vollständiges Ganzes. Gyllenborg vollendete jetzt seine „Ländliche Gedichte über die Jahreszeiten", und gab sein Heldengedicht „Der Zug über das Baltische Meer" heraus. Ebenso glänzten für Creutz in erneuter jugendlicher Lebendigkeit die Pläne zu einem großen Gedicht: „Die hesperischen Gärten", und einer Oper „Rustan". Aber nach einem blos dreijährigen Zuhausesein wurde Creutz, kaum über die Mitte seines Mannesalters gelangt, plötzlich von einem Gichtanfall getroffen der seinen Tod herbeiführte. Auf das schmerzlichste überrascht ließ Gyllenborg von diesem Zeitpunkte an von seiner Muse nur selten einige Klagetöne hören.

Gustav III. als Schöngeist, Redner und Dichter. Dieser König verdient nicht allein durch seine königliche Begünstigung und Beschützung geistreicher Männer einen Hauptplatz in der Entwickelungsgeschichte der schönen Literatur Schwedens. Eine besondere Achtung verdienen auch seine eigenen zu dieser Literatur gelieferten Beiträge, welche theils als Gedächtnißreden, Ehrendenkmäler, Memoiren, theils als Schauspiele die Hälfte der von dem Dichter Oxenstjerna herausgegebenen Schriften Gustav's einnehmen. Zwar können die Reden mehrmals als der Politik angehörend betrachtet werden; aber auch ihr Werth als Stücke der Beredtsamkeit ist unverkennbar. Ebenso kann man seinen Schauspielen, deren er elf geschrieben hat, ein hohes Maß von ästhetischem Verdienst nicht absprechen. Sie zeugen alle von einem entschieden dramatischen, und insbesondere theatralischen Talent. Die Composition zeichnet sich überall durch eine erfinderische und klare Plananlegung, sinnreiche Aufstellung und immer auf Effect berechnete Anordnung aus, mit einer Entwickelung welche, lebhaft fortschreitend, auf der Bühne stets das Interesse unterhält. Dieser Eigenschaften wegen müssen besonders die Dramen „Siri Brahe", „Helmfeld" und „Der eifersüchtige Neapolitaner" gelobt werden. Ebenso die Lustspiele „Der betrogene Bach" und „Der Eine für den Andern", welche Stücke von lebhafter Munterkeit und einnehmender Lustigkeit sind. Eigentlich zielte Gustav, wie in seinem ganzen Leben so auch in seiner Kunst, nach dem Historisch-Romantischen, welches jedoch durch seine Behandlung sich sehr oft in ein blos opernmäßig Heroisches verwandelte. Aber dieses in Verbindung mit der Art seiner Dichtergabe, im Allgemeinen bei bloßen Entwürfen und Contourzeichnungen stehen zu bleiben, gereichte ihm wie natürlich gerade bei dem Componiren von Opern zum großen Vortheil. Solche zu ersinnen war in der That seine größte poetische Stärke; und die Höhe welche er darin erreichte wird durch seine berühmten lyrisch-dramatischen Werke „Gustav Wasa", und „Gustav Adolf und Ebba Brahe" bezeichnet. Von ihm selbst gleich den übrigen in Prosa geschrieben, wurden diese auf sein eigenes Verlangen von Kellgrén in Verse gesetzt. Da hier erstens seine eigene theatralisch reiche und glänzende Phantasie, zweitens Kellgrén's musikalische Sprache und Verskunst, drittens Beider gemeinsames brennendes Vaterlandsgefühl und Eifer für allen schwedischen Ruhm zusammenwirkten: so mußte nothwendig aus alle Diesen Etwas entstehen welches seine Zeit allmächtig hinriß, und noch in der unserigen auf poetische und patriotische Gemüther einen schönen Eindruck macht. Als ein Ganzes ist von diesen Stücken „Gustav Wasa" das vollkommenste. Fast immer entwarf Gustav III. seine Schriften zuerst in der französischen Sprache, der er mächtiger war als der schwedischen. In seinen „Personalien über König Adolf Friedrich" ist das Rhetorische reiner und fehlerfreier als in seinem weit berühmtern „Ehrendenkmal über Torstenson"; das erste Ehrendenkmal welches von der vom König gestifteten Schwedischen Akademie den höchsten Preis gewann, ohne daß man den Verfasser vorher kannte. Selbst bei den Debatten über seinen „Torstenson" in der Akademie gegenwärtig, hörte er mit der ruhigsten Miene von der Welt manche scharfe Zurecht-

weisung, und fiel dann und wann mit dergleichen selbst ein. Und hiermit ist wieder die Wirkungsweise berührt worden durch welche Gustav III. in den Entwickelungsgang der schönen Literatur Schwedens am tiefsten eingriff. Es war sein Privatumgang mit den ausgezeichnetsten ihrer Pfleger, und seine huldreiche Fürsorge, ihnen einen wenn auch mäßigen doch sorgenfreien Lebensunterhalt zu verschaffen, fast immer gegen keine andere Verpflichtung als in froher Hingebung an schöne Inspirationen ihre von Gott und Natur ihnen verliehenen Anlagen auszubilden. Die Personen welche Gustav III. am nächsten umgaben waren, besonders gegen das Ende seines Lebens, leider nicht alle dieser Art. Aber im Kreise seiner Genies mühte er, mit Ausnahme von Baron Armfelt, keinen von seinen weniger würdigen Günstlingen: und in diesem Kreise, oder in seinem Verhältniß zu ihm blieb er bis zu seiner letzten Stunde unverändert Derselbe in dem Vorzug den er ihm allezeit gab; in seiner Treue gegen dessen älteste Glieder; in seinem Wunsche sie mit neuen zu vermehren; in seiner gegen Alle gleich freigebige Gunst; in seiner Weise mit ihnen, im Ernst und Scherz, zwanglos als einer Ihresgleichen umzugehen. Wie liberal dieser König jedes Genie schätzte, wenn er es auch ohne Zweifel am liebsten die classische Uniform der französischen Schule tragen sah: davon ist gerade sein Betragen gegen Thorild, Lidner und Bellman der unwiderlegliche Beweis. Der Erste wollte von ihm nicht Hülfe haben, der Zweite konnte sie nicht haben: aber keins von Beidem war des Königs Fehler. Seine Gewogenheit reichte für die beiden Gruppen hin in welche die schönen Geister jener Zeit sich theilten. Die eine bildete sich aus diesen drei Freunden und einigen andern ihnen ergebenen Dichtern von einer geringern Ordnung. In der soeben erwähnten Trias war Thorild eigentlich der Prophet, und die andern Beiden waren die eigentlichen Poeten; zu welchen Gustav's allgemeines Verhältniß war, daß seine Wünsche in einer Richtung durch Bellman erfüllt wurden, und in einer andern Richtung durch Lidner hätten erfüllt werden können, wenn es gelungen wäre diesem ein wenig Verstand beizubringen. Die entgegengesetzte Gruppe war jedoch die einzig classische ihrer Zeit: zu dieser, deren Ansichten und Geschmack überhaupt auch die des Königs waren, gehörten, an der Seite von Creutz und Gyllenborg, vorzugsweise Kellgrén, und binnen kurzem Leopold, sowie neben ihnen Oxenstjerna, Adlerbeth, Rosenstein und Lehnberg. Der geistreichste von diesen Vikren war Oxenstjerna, Gyllenborg's Schwestersohn, Graf und Dichter wie er, aber zugleich Hofmann, glänzend zugleich durch Pfeile des Witzes, und durch den Farbenschimmer einer nicht tiefen aber gefühlvollen und üppigen Phantasie; in seiner ganzen Bildung, und daher auch in seiner Behandlung der Muttersprache zu französisch; aber gleichwol aus aufrichtiger Liebe die Natur und das Landleben besingend, in Gedichten deren Schönheit trotz des Zusatzes von manchem Flitterstaat unvergeßlich ist. Diesem unähnlich sowol in Verdienst als Mangel war Adlerbeth: männlicher, gründlicher, in seinen Ueberzeugungen selbständiger, in seinem Vers wie in seinem Leben um Wahrheit und Richtigkeit sorgfältig bekümmert; aber trocken, oft hart, und überhaupt in seiner Poesie mehr Denker als Schöpfer; aber in seinen Tragödien und Opern zeigt er mehr Sinn für antike Einfachheit und Reinheit als die französischen Muster denen er folgte. Zu einer spätern Zeit gehören die metrischen Uebersetzungen römischer Dichter, durch welche er die dauerhafteste Wirkung auf die poetische Literatur ausgeübt, und daher auch seinen dauerhaftesten Ruhm geerntet hat. Philosoph in diesem Kreis, dessen Denker und Geschmackslehrer war Rosenstein: in seiner Philosophie und seinem Geschmack ganz encyklopädisch-französisch, aber dem Herzen und Charakter nach schwedisch, ehrenhaft und gediegen; in seiner Schreibart rein und anmuthig. Die Art seiner Beredtsamkeit ist in der That eine weit wahrere und echtere als die Lehnberg's: obgleich dieser vorzugsweise als der Wohlredner jener Zeit betrachtet wird.

Kellgrén und Leopold gehören zu den ausgezeichnetsten Literaten und Dichtern von Gustav's III. Zeit. Kellgrén wirkte auf doppelte Weise: als Kritiker und als Dichter. Die Dalin'schen Geschmackslehrer waren, wie wir gesehen, lauter gesetzte und bedachtsame Männer, nicht selten langweilig. Einen ganz andern Charakter, einen muthwilligern, lebendigern, seiner Sache gewissern, aber auch manchmal bissigern nahm jetzt die für classisch geltende ästhetische Kritik an. Dies offenbarte gleich bei ihrem ersten Auftreten die Zeitschrift „Stockholms-Post", welche von Kellgrén zum höchsten Gericht in der schönen Literatur Schwedens erhoben wurde. Betrachtet man diese ehemals so gepriesene Zeitschrift näher, so könnte man wol erwarten, daß deren Geist, so lange er Kellgrén's eigener ist, ein poetischer von dem echtesten Schlage wäre. Aber Kellgrén's poetischer Geist trug Fesseln, von denen er sich erst gegen Ende seines Lebens freimachte. Allerdings hatte sich seine Kunstausübung bereits vorher bei vielen Gelegenheiten besser als seine Kunstlehre gezeigt; gleichwol muß erwähnt werden, daß die Gedichte die davon zeugen hinterher, nachdem sie aus dem Blatte in die Sammlung seiner Schriften aufgenommen wurden, wesentliche Umbildungen erfuhren. Man nehme unterdessen die vornehmsten dieser Stücke aus, und zähle sodann nach wie oft die Jahrgänge der ursprünglichen „Stockholms-Post" verrathen, daß an der Spitze ein Mann von höhern Eigenschaften als die eines Belesprit, mit lebendigem Eifer für sens commun, Voltaire'sche Aufklärung, reine Sprache und richtigen Versbau stand! Uebrigens war bei Kellgrén ein edler mitbürgerlicher Charakter die Unterlage sowol für einen satirischen als einen lyrischen Dichtergeist; woher es auch durch eine stets innerlichere Wechselwirkung der politisch-moralischen und der poetischen Spannkräfte kam, daß diese gesteigerte Vereinigung derselben endlich als eine in Jugendlichkeit ununterbrochen wachsende Entwickelungsmacht hervorbrach, welche ihn vor- und aufwärts trieb, von ziemlich geringen Anfängen bis zu der zuletzt ansehnlichen Höhe die er als Literat und Dichter erreichte. Da Leopold bis in die neueste Zeit gelebt und gedichtet hat, so konnte die Geschichte seines literarischen Wirkens hier nur wenig berücksichtigt werden. Dem genievollen edeln und hochgesinnten Thorild und seinem Verhältniß zu den bedeutendsten schwedischen Dichtern und Schriftstellern seiner Zeit wird Prof. Atterbom ein besonderes Werk weihen, welchem Ref. mit dem größten Verlangen entgegensieht.

D. G. von Ekendahl.

Literarische Notiz.

Hymnen für Kinder.

Religiöse Gedanken und Betrachtungen über die Natur und ihren Schöpfer dem zartern Jugendalter faßlich und ansprechend zu machen, ist gewiß eine der schwersten Aufgaben für den Schriftsteller der Jugend. Sehr selten ist sie befriedigend gelöst worden; meist sind die Versuche darin entweder zur empfindelnden Schwärmerei, für das deutsche Gemüth eine besonders gefährliche Klippe, oder zu kalten, von klügelndem Rationalismus getragenen Erörterungen geworden. Beide Richtungen legen in das zarte kindliche Gemüth gleich verderbliche Keime. Daher haben die „Hymnen in Prosa"*), welche vor einigen Jahren in England erschienen, dort sogleich und fortdauernd einen verdienten Beifall gefunden, und die deutsche Uebersetzerin, Thekla von Gumpert, verdient den Dank aller deutschen Aeltern dafür, daß sie diese anmuthigen Gemüth und Geist gleich angenehm ansprechenden Betrachtungen unsern Kindern genießbar gemacht hat. Die Uebersetzung ist als ganz gelungen zu bezeichnen, und die Ausstattung des kleinen Buchs sehr empfehlend, indem sie vor dem Originale noch die deutsche Illustration voraus hat, die Hr. Ludwig Richter in Dresden in sehr lieblichen, gelungenen und passenden Holzschnitten hinzufügte. Mit wahrer Ueberzeugung können wir das hübsche kleine Buch allen Aeltern empfehlen, denen darum zu thun ist, in verständiger Weise auf das Gemüth ihrer Kinder einzuwirken. 118.

*) Hymnen für Kinder. Nach dem Englischen von Thekla von Gumpert. Illustrirt von Ludwig Richter. Berlin, A. Duncker. 1846. 8. 20 Sgr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 128. —— 8. Mai 1847.

Noth der Nothwendigkeit in Kirche und Staat.

(Beschluß aus Nr. 127.)

Wer kann und darf diesem einfachen durch Stiftung und Erbschaft begründeten Kirchenrecht widersprechen? Kein Christ, wol ein Heide, überhaupt kein christlicher Staat. Wollte man protestantische Ueberzeugung dawider geltend machen, so gilt diese nur gegen den römischen Stuhl und dessen Machtgewalt, nicht gegen die christliche Kirche als solche, deren göttliches Recht in jeglicher Form unverändert bleibt, und wenn durch Drang der Umstände dem weltlichen Arm Manches eingeräumt oder schweigend geduldet worden, ist doch das ewige Recht jederzeit wieder in Anspruch zu nehmen, und gegen Misbräuche oder Eingriffe zu vertheidigen. Indem zugleich die geistige Nothwendigkeit, das Seelenheil, nur vom Geiste und seinen Vertretern, den Geistlichen, beurtheilt werden kann, so ist das kirchliche Gewissen über rechtliche Foderungen und Nachgiebigkeiten sein eigener Richter. Weltliche unverlangte und unwillkommene Verfügungen über Gestaltung und Wirksamkeit der Kirche sind Gewissenszwang.

Hieraus wird erklärbar, wie bei den gewaltigsten Stürmen und feindseligsten Angriffen die Kirche ohne Schwert und Lanze sich behaupten konnte gegen weltliche Gewalt, und aus Kämpfen siegreich hervorging — es war das göttliche Recht, welches ihr zur Seite stand, ein ihren Gegnern einleuchtendes Recht, sobald diese zur Besinnung kamen; ein Recht welches die Geistlichen besser kannten und auszulegen wissen mußten als die Laien. Sprecht nicht von wundervoller Politik des Klerus, diese verstand allerdings schmiegsam zu weichen, zufällige Vortheile zu benutzen, und konnte nicht anders; allein das Recht war seine Lebenswurzel, und machte bei großen Niederlagen Wiederaufrichtung möglich. Ein kranker abgelebter Greis widerstand dadurch der Allgewalt Napoleon's; die im 18. Jahrhundert schwach gewordene Macht Roms erhebt sich dadurch im Bunde mit Jesuiten gegen die freie Bildung des neuern Europa. Welch ein tiefes Kirchenrechtsgefühl muß unser Geschlecht durchdringen, daß es den eisernen Arm des Eroberers und die Bewegung eines ganzen Zeitalters wo nicht überwältigt, doch wenigstens hemmt!

Man muß Gedanken ganz ausdenken, und Dies geschieht für Rechtsverhältnisse zwischen Kirche und Staat in jenem aus dem Hirtenleben genommenen Bilde des Weidens und Geweidetwerdens. Die Heerde muß dem Hirten folgen, zur Heerde gehört der Staat und dessen Machtvertreter, der Fürst, und wenngleich dieser als Nebenhirt Theil hat an der Schafschur, oder für Abwehr der Wölfe Sorge trägt, so bleibt er doch immer unter Hut des Oberhirten, dem weder er noch die Schafe Gehorsam aufkündigen dürfen. Haben sie es zu Zeiten gethan, sind sie selbst Wölfe für die Heerde und den Oberhirten geworden, so beleidigt Dies auf das entschiedenste dessen Hirtenrecht.

Sollte also der Staat allen Anfoderungen der Kirche genügen, und hätte gegen dieselbe keine rechtlichen Befugnisse? Allerdings hat er keine, außer durch ketzerische Gesinnung. Diese verleugnet Theile des Kirchenrechts, oder das Ganze entläuft der Weide und dem Hirten, will das geistige Heil erringen durch eigene Vernunft und Philosophie, bildet ein weltliches Staatsrecht für das irdische Wohl der Bürger, und läßt die Kirche daran nur theilnehmen, sofern sie dem gesammten Gesellschaftsverbande weder Störung noch Schaden bringt. Sich selbst in seiner Machtvollkommenheit sieht dann der Staat als von Gott eingesetzt, die Kirche als eine seiner Anstalten für genügsames und sittliches Leben, in solcher Beziehung höchst nützlich und vielleicht unentbehrlich, aber für ihre Wirksamkeit in gewisse Grenzen zurückgewiesen, die dem Staatswohl angemessen sind. Das häretische Staatsrecht kann der Kirche entweder ihren durch Erbschaft gewonnenen rechtlichen Bestand, oder überhaupt ihre göttliche Stiftung absprechen, im letzten Falle wird es unchristlich heidnisch, im ersten Falle protestirt es wie im 16. Jahrhundert gegen mancherlei herkömmliche Rechtsansprüche; in beiden Fällen erscheint es gegen das volle ungeschmälerte Kirchenrecht als ruchlos, gleich der Vernunft und Philosophie selbst, worauf es sich beruft.

Seit Entstehung der sichtbaren christlichen Kirche liegen nun Orthodoxie und Häresie, Frömmigkeit mit Ruchlosigkeit im Kampf, und die schlimme Aufgabe des Staatsrechts ist: trotz einiger Häresie und Ruchlosigkeit dennoch christlich zu bleiben, indem die Wiederbringung des Heidenthums unserm Völkerzustande widerspricht. Eine Haupt-

schwierigkeit bildet der erhabene Schwung des Christenthums, welches, wenn es durch die sichtbare Kirche von einer Weltabkehr zur Welteinkehr wird, die weltlichen Dinge, denen der Staat nothwendig ist, so stark überflügelt, daß sie ihr Bestehen nur durch ein eigenmächtig einschränkendes Verstehen zu sichern vermögen.

Weltliche Dinge sind Reichthum, Ehre, Wissenschaft und Kunst, die daher des Staats Pflege in Anspruch nehmen. Dem Christenthum liegen sie fern, sind ihm zum Theil entgegen: jener reiche Jüngling im Evangelio wird aufgefodert sein Gut den Armen zu geben; ein Reicher kommt schwerlich ins Himmelreich (Matth., 19, 23), aber wol der arme Lazarus; den Armen ist das Evangelium gepredigt; im Gleichniß vom ungerechten Haushalter wird selbst untreue Verwaltung irdischer Besitzthümer gelobt; die Reichen sollen heulen über ihr Elend (Jak., 5, 1) — Ehre? Sie gebührt nur Gott, soll nicht gesucht werden von den Leuten (1. Theſſ., 2, 6); „schlägt dich wer auf einen Backen, dem biete auch den andern dar" (Luc., 6, 29) — Wissenschaft? Den Weisen und Klugen ist es verborgen (Matth., 11, 25); was thöricht ist vor der Welt, hat Gott erwählet, daß er die Weisen zu Schanden mache (1. Kor., 1, 27) — Kunst? Ihrer wird außer im Sinne des Vorwitzes (Apostelgesch., 19, 19) und der losen Geschwätze (1. Tim., 6, 20) kaum gedacht.

Verstatte man diesen Ansichten und Vorschriften vollständigsten Einfluß auf Gesellschaftsleben, so wird der Staat und dessen Zweck aufgehoben. Sicherung des Eigenthums und Schutz der Gewerbthätigkeit kommen nicht in Frage, denn Niemand will besitzen und erwerben, Jeder gibt zu dem Mantel auch den Rock, fodert nicht wieder was ihm genommen ist (Luc., 6, 30), und wenn etwa Alle dieselbe Befugniß zum Bitten und Nehmen haben, so fehlt bald Allen die Möglichkeit zum Erhören und Geben. Des guten Rufs im Bürgerthum und gesetzlicher Abwehr persönlicher Kränkungen befleißigt sich Keiner; Klugheit, Weisheit, Geschicklichkeit jeder Art ist unnöthig, oft schädlich, das Ganze des Daseins bewegt sich außerhalb weltlicher Verhältnisse und Sorgen, überläßt diese beliebiger Ordnung oder Unordnung; das Seelenheil trennt sich vom leiblichen Heil, das Reich Gottes vom Reich der Menschen. Denkbarkeit des christlichen Staats wird daher Beschränkungen der großartigen Verleugnung nothwendig machen, wird von strengster Orthodoxie und Frömmigkeit neulehrerisch eigenmächtige Ausnahmen gestatten, wird das Verschenken der Besitzthümer in freigebigen Gebrauch derselben, Gleichgültigkeit gegen weltliche Ehre in Vermeidung ihrer Kleinlichkeiten und kränklichten Suchten, die Abgewandtheit von Wissenschaft und Kunst in einen Bann gegen Dünkel und Sinnenvertiefung verwandeln.

Am deutlichsten erhellt der Gegensatz in Familienverhältnissen. Sie sind Grundlage des Bestehens und der Fortdauer der Staaten, darum in allen auf gesetzliche Weise geordnet. Das natürliche Band der ehelichen und älterlichen Liebe wird zum Vorbilde alles friedlichen, geselligen Verkehrs, der Herrschaft und des Gehorsams, der Dienstleistung und Aufopferung, der Wohlthaten und des Dankes, ja die gesammte Anschauung des Staatslebens ist aus der Anschauung des Familienlebens hervorgegangen, und weist darauf zurück. Auch das Christenthum erkennt die Bedeutung der Sache, es sieht die Liebe Gottes in Gestalt der väterlichen, die Einheit Christi und seiner Gemeinde als eine eheliche; es enthält Ermahnungen zur Treue, Hülfeleistung, Förderung alles Guten, und heiligt die weltliche Gemeinschaft der Ehegatten durch Hinblick auf eine höhere Weihe. Dennoch finden sich Spuren einer über irdisches Dasein hinausgehenden Geistigkeit: in der Auferstehung werden die Menschen weder freien noch sich freien lassen, sondern wie die Engel Gottes im Himmel sein (Matth., 22, 30); wer nicht hasset seinen Vater, Mutter, Weib, Kinder, Brüder, Schwestern, kann nicht Christi Jünger sein (Luc., 14, 26); wer Vater oder Mutter, Sohn oder Tochter mehr liebet denn ihn, der ist sein nicht werth (Matth., 10, 37); und der Apostel Paulus, wenngleich er zur Vermeidung größerer fleischlicher Sünden das Heirathen zulässig achtet, spricht: „Bist du los vom Weibe, so suche kein Weib .... wer freiet, der sorget, was der Welt angehört (1. Kor., 7, 27, 30).

Diesen Spuren folgend, hat die spätere sichtbare Kirche so großen Werth auf eheloses Leben gelegt, und hierin nebst Armuth und strenger abgeschiedener Zucht das Höchste christlicher Vollkommenheit erblickt. Mit dieser Ehelosigkeit, wenn sie allgemein würde, stirbt die Welt aus und der Staat; es muß daher eine mildernde Auslegung jener rigoristischen Foderung zu Hülfe kommen, der Preis des ehelosen Lebens muß auf gewisse Zeiten und besondern Beruf eingeschränkt werden, wodurch dann der Staat als sein Recht in Anspruch nimmt Gelübde der Ehelosigkeit zu hemmen, die Kirche aber dieses als Willkür betrachtet, die dem Wachsthum des Christlichen widerstrebt. Klöster aufzuheben ist ein kirchliches Verbrechen, ihre Zahl zu bestimmen ist ein dem Staat nicht zukommender Eingriff; Jenes konnte nur der Ketzerei des 16. Jahrhunderts und der vollen Unchristlichkeit französischer Revolution gelingen, Letzteres bleibt ein Streitgegenstand für geistliche und weltliche Behörden, wenn Ketzerei oder ungläubige Gesinnung mit der Kirche sich abfinden wollen. Dem Cölibat Gregor's VII. widersetzten sich die Geistlichen, weil „er verlange, daß sie gleich Engeln leben sollten"; allein er durfte Dies nach den Grundsätzen seiner Kirche zunächst von ihnen, als Musterbildern christlichen Lebens, verlangen, und war sich wohl bewußt, welch ein Uebergewicht dadurch dem Papste über Kaiser und Könige zu Theil werde: indem große Entsagung unverwundbar macht, und gesicherter Besitz bischöflicher Pfründen zugleich weltlich bedeutsam.

Wie nun Geistiges und Leibliches, Entsagung und Weltsinn, Frömmigkeit und Ruchlosigkeit, Orthodoxie und Ketzerei nicht abgesondert voneinander ausschließlich, sondern neben- und miteinander die Menschheit beherrscht haben, so werden Kirche und Staat, wo sie nicht als Einheit sich darstellen, in ihrer doppelten Herrschaft wirksam bleiben und ihre Rechtsansprüche behaupten. Ver-

änderungen der Zeiten ändern den Umfang und die Stärke derselben. Weltsinn der Völker, häretische Regierung, Familienbande der Geistlichkeit, geringe Entsagung mit schmalem Besitzthum schwächen den Einfluß der Kirche, verstärken denjenigen des Staats; Frömmigkeit, Orthodoxie der Völker und Regierungen, asketische Entsagung der Geistlichkeit mit unabhängigem Besitz von Kirchengütern heben die Kirche, und bringen den Staat in mancherlei Abhängigkeit. Unchristlich zu sein wird die weltliche Gewalt scheuen, und muß sich mit der geistlichen vertragen; ohne weltliche Befugnisse wird die Kirche nicht blühen, und darüber mit dem Staat eine Auskunft suchen. Die Ruchlosigkeit französischer Revolution ist für beide verderblich geworden, daher beiden verhaßt; die Frömmigkeit neuerer Zeiten läßt veraltete Kirchenansprüche wiederkehren und gewähren, die Kirche vertraut bei Gefahren auf den weltlichen Arm, der Staat auf die Geistesmacht der Kirche; Furcht hält sie einig, Sicherheit uneinig; die Furchteinigen kommen leicht zum Verständniß ihrer beiderseitigen Rechte, die Sicherheituneinigen schwer oder nie; darum in der Geschichte wechselnde Annäherung und Entfernung, Friede und Krieg, abhängig von Muth, Feigheit, Verstand oder Beschränktheit ihrer Stellvertreter, von Bildung, Gewohnheit, Lebhaftigkeit oder Trägheit der Beherrschten. Die Völker aber erwarten von beiden Wendung ihrer Noth, und erkennen deshalb ihre Nothwendigkeit; sie blicken mit Hoffnung und Besorgniß auf zwei Großmächte, deren Uneinigkeit ihnen verderbliche Störung, deren vollkommenste Einigkeit ihnen vielleicht gedrückte Ruhe bringt. Durch sich und eigene Kraft allein das zeitliche und ewige Heil zu erringen, ist theils unsicher, theils unmöglich, und jedenfalls ein Unternehmen fabelhafter Prometheischer Kühnheit, die sich selbst bestraft, und dem göttlichen Doppelrecht der Kirche wie des Staats und ihrer Nothwendigkeit widerspricht. 24.

Neugriechische Literatur.

Unter den verschiedenen wissenschaftlichen Zeitschriften die seit längerer oder kürzerer Zeit in dem zu neuem wissenschaftlichen Leben erwachten Königreiche Griechenland erscheinen, befindet sich auch eine juristische Zeitschrift, unter dem Namen „Θέμις“. Dieselbe enthält theils Originalaufsätze, theils Uebersetzungen aus dem Deutschen u. s. w., in welcher letztern Hinsicht sie kürzlich einen Artikel „Ueber das Darlehn“ von Luden in Jena brachte. In ihrem zweiten Bande wurden unter Andern zwei Abhandlungen von Konstantin Paparrigopulos über die politische Verfassung Griechenlands unter der römischen Herrschaft mitgetheilt, die aus den Vorlesungen entlehnt sind welche der genannte Grieche im vergangenen Winter über den Verfall und die Wiedergeburt Griechenlands in Athen gehalten hat, und die sich namentlich über die Zeiten von Augustus bis Commodus verbreiten. Der Verf., der sich schon durch einige historische Schriften bekannt gemacht hat, ist mit der deutschen und sonstigen Literatur der Geschichte jener Zeit wohl vertraut, und er verbindet mit dieser Kenntniß eigenthümliche und selbständige Forschungen. Die Einleitung, womit der genannte Grieche, welcher Professor der Geschichte am Gymnasium in Athen ist, seine obenerwähnten Vorlesungen über die Geschichte der Wiedergeburt des griechischen Volkes eröffnete, ist seiner Zeit in dem in Athen erscheinenden „Moniteur Grec“ (1846, Nr. 70 und 71) abgedruckt worden, und gewährt eine treffliche Uebersicht über alle hier einschlagenden historisch-politischen und literarischen Momente und Hauptgesichtspunkte in den Zeiten und für die Zeiten vor jener Wiedergeburt.

Von der wohlgelungenen neugriechischen Uebersetzung der Erzählungen der Franzosen Bernardin de St.-Pierre: „Paul et Virginie“ und „La chaumière indienne“, die der gelehrte Grieche Pikkolos verfaßt hat, erschien in Paris eine neue sehr geschmackvolle Ausgabe, ebenso auch daselbst eine Auswahl der „Λυρικὰ Χριστοπούλου“. *) Die Kenner des Neugriechischen erkennen in Pikkolos einen der besten und geschmackvollsten Prosaisten der Neugriechen, und Christopulos gilt nicht blos bei Letztern selbst als der „neue Anakreon“. 5.

Bibliographie.

Genealogisch-historisch-statistischer Almanach für 1847. 24ster oder der Neuen Folge 2ter Jahrgang. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. 12. 2 Thlr.

Basedow's, J. B., Elementarwerk. Ein encyklopädisches Methoden- und Bildungsbuch für alle Kindererziehung und den Jugendunterricht in allen Ständen. Nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaften und Volkscultur neu bearbeitet und herausgegeben von einem Vereine von Erziehern und Fachgelehrten. 1ste Lieferung. Stuttgart, Verlags-Bureau. Gr. 8. 12 Ngr.

Die Kurmark Brandenburg, ihr Zustand und ihre Verwaltung unmittelbar vor dem Ausbruche des französischen Krieges im Oktober 1806. Von einem ehemaligen Staatsbeamten. Mit 14 Beilagen. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Chrysostomus, Des heiligen Johannes, weil. Bischofs von Constantinopel, sechs Bücher vom Priesteramte. In treuer Uebersetzung von H. Scholz. Magdeburg, Falckenberg und Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Cohen, G., Grundzüge der parlamentarischen Verfassung Englands. Aus dem Neuen Jahrbuch der Geschichte und Politik abgedruckt. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 15 Ngr.

Dahlmann, F. C., Die Politik auf den Grund und das Maß der gegebenen Zustände zurückgeführt. 1ster Band. 2te verbesserte Auflage. Leipzig, Weidmann. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Hertz, H., König René's Tochter. Lyrisches Drama. Aus dem Dänischen unter Mitwirkung des Verfassers von F. Bresemann. 2te Auflage. Berlin, A. Duncker. 16. 8 Ngr.

Horowitz, L., Benjamin Kohn. Ein Nationalgemälde aus dem Judenthume. Preßburg. 8. 1 Thlr.

Hottinger, J. H., Der Staatshaushalt der schweizerischen Eidsgenossenschaft und ihrer einzelnen Republiken. Zürich, Schultheß. Gr. 8. 17 Ngr.

Jahn, O., Archäologische Beiträge. Mit 14 Tafeln Abbildungen. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Ideler, K. W., Der religiöse Wahnsinn, erläutert durch Krankengeschichten. Ein Beitrag zur Geschichte der religiösen Wirren der Gegenwart. Halle, Schwetschke und Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Johannsen, J. C. G., Die Anfänge des Symbolzwanges unter den Protestanten. Geschichtlich dargestellt. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Keller, F., Spinoza und Leibnitz über die Freiheit des menschlichen Willens. Erlangen, Enke. Lex.-8. 12 Ngr.

Klee, C. W., Die allgemeine christliche Kirche oder das Princip der Reformation zur Feststellung des Begriffs der Evangelischen Kirche und ihrer Beziehung zu Staat und Wissenschaft. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

*) Das erstere Buch ist von B. Hermann in Leipzig für 3 Thlr. 10 Ngr., die „Λυρικὰ Χριστοπούλου“ aber sind ebendaselbst für 1 Thlr. zu beziehen.

Krönlein, J. H., Wallenstein und seine neuesten historischen Ankläger und Vertheidiger. Leipzig, O. Wigand. 1845. Gr. 8. 1 Thlr.

Lutterbeck, A., Ueber die Nothwendigkeit einer Wiedergeburt der Philologie zu deren wissenschaftlicher Vollendung. Mainz, Kupferberg. Gr. 8. 18 Ngr.

Niebuhr, B. G., Historische und philologische Vorträge, an der Universität Bonn gehalten. 2te Abtheilung. — A. u. d. T.: Vorträge über alte Geschichte. Herausgegeben von M. Niebuhr. 1ster Band. Der Orient, bis zur Schlacht von Salamis. Griechenland bis auf Perikles. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Oulibicheff, A., Mozart's Leben, nebst einer Uebersicht der allgemeinen Geschichte der Musik und einer Analyse der Hauptwerke Mozart's. Deutsch von A. Schraishuon. 1ster Theil. Stuttgart, Becher. Gr. 16. 1 Thlr.

Robinson, E., Neue Untersuchungen über die Topographie Jerusalems. Eine Beigabe zu des Verfassers Werke über Palästina. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 25 Ngr.

Schaller, J., Darstellung und Kritik der Philosophie Ludw. Feuerbach's. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 1 Thlr.

Schmidt, C. J., Die Brüder. Mythische Tragödie in 3 Abtheilungen. Wien. Gr. 8. 10 Ngr.

— — Sophonisbe. Tragödie in 5 Acten. Wien. Gr. 8. 10 Ngr.

Stemann, C. v., Die Jury in Strafsachen. Eine Monographie. Hamburg, Nestler und Melle. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Streit der Kritik mit den modernen Gegensätzen. Mit Beiträgen von B. Bauer, E. Bauer, E. Jungnitz, Szeliga und Andern. 2te Ausgabe. Charlottenburg. Gr. 4. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ulrici, H., Shakspeare's dramatische Kunst. Geschichte und Charakteristik der Shakspeare'schen Dramas. 2te umgearbeitete Auflage. 2te Abtheilung. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Ngr.

Vaerst, E. Baron, Die Pyrenäen. Zwei Theile. Breslau, Graß, Barth u. Comp. Gr. 8. 4 Thlr.

Viehoff, H., Goethe's Leben. 1ster Theil. Stuttgart, Becher. Gr. 16. 1 Thlr.

Vogt, C., Physiologische Briefe für Gebildete aller Stände. 3te Abtheilung. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Volger, W. F., Der dreißigjährige Krieg im Fürstenthum Lüneburg. 1ste Abtheilung. Lüneburg. 4. 5 Ngr.

Zeugnisse von Christus aus der Mecklenburgischen Kirche vom 16. bis in das 19. Jahrhundert. — Eine Auswahl von Predigten in historischer Folge. Herausgegeben von J. Wiggers. Rostock, Leopold. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Aßmann, W., Das Studium der Geschichte insbesondere auf Gymnasien nach den gegenwärtigen Anforderungen. Braunschweig, Vieweg und Sohn. Gr. 4. 10 Ngr.

Biedermann, K., Die Aufgabe des ersten Vereinigten Landtages in Preußen beleuchtet. Nebst vergleichender Zusammenstellung aller bisher erschienenen Schriften über die Verordnungen vom 3. Febr. 1847. Leipzig, G. Wigand. 8. 20 Ngr.

Brauner, R., Daß die Liebe zum Menschengeschlechte es dringend heische das gegenwärtige Kirchenstreben willig und beharrlich zu fördern. Rede gehalten zu Hamburg, am 13. Dezbr. 1846. Hamburg, Niemeyer. Gr. 8. 2 Ngr.

— — Von wannen kommt uns Kunde von Gott? Rede gehalten zu Hamburg den 17. Januar 1847. Hamburg, Niemeyer. Gr. 8. 2 Ngr.

Buschbeck, E. C., Das Bekenntniß unseres Glaubens an das Evangelium. Predigt, gehalten zu Laibach am 1. Nov. 1846. Triest. Gr. 8. 7 Ngr.

Chronik der preußischen Verfassungsfrage. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 Ngr.

Fischer, F., Preußens Herrenbank und Wahlgesetz. Leipzig, Literarisches Museum. 8. 7½ Ngr.

Gans, C., Bemerkungen über das Turnwesen an den Bürger- und Volksschulen. Magdeburg, Falckenberg u. Comp. Gr. 8. 3 Ngr.

Gervinus, G. G., Die Preußische Verfassung und das Patent vom 3. Februar 1847. Mannheim, Bassermann. 8. 16 Ngr.

Harleß, G. C. A., Wann haben wir Christum bei uns? Predigt am Palmsonntag 1847 gehalten. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 3 Ngr.

Hirschfeld, B., Kann ein Bekenner der mosaischen Confession protestantischer Prediger werden? Auch ein fliegendes Blatt für die Fragen der Zeit. Rostock, Leopold. Gr. 8. 6 Ngr.

Mengert, A. F. T., Warum die Weihnachts-Botschaft von der Geburt des Sohnes Gottes für uns eine so freudige ist? Predigt am 1. Weihnachtsfeiertage 1846 über Ev. Luc. 2, 1—14. Bayreuth, Buchner. Gr. 8. 2 Ngr.

Parallele der Preußischen Verfassung vom 3. Febr. 1847 mit den Verfassungen von Churhessen, Norwegen und Belgien. Leipzig, G. Wigand. 16. 6 Ngr.

Religionsfreiheit! Patent König Friedrich Wilhelm's IV. von Preußen, die Bildung neuer Religions-Gesellschaften betreffend, vom 30. März 1847. Zusammenstellung der Bestimmungen über Glaubens- und Religionsfreiheit ꝛc. Nordhausen, Förstemann. 8. 2 Ngr.

Ruppsch oder Nicht-Ruppsch? Eine Lebensfrage für den heutigen Gustav-Adolf-Verein. Zur Vorbereitung auf die Darmstädter Haupt-Versammlung beantwortet von Gustav Adolph's Glaubensbruder. Magdeburg, Falckenberg u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Schlußbericht zu den Untersuchungsakten gegen Carl Rud. Corragioni, Hauptmann und Spezereihändler von Luzern, wegen A. Anstiftung zur Desertion, B. Intellektuelle Miturheberschaft am Meuchelmorde des Rathsherrn Jos. Leu. Zug. Gr. 8. 8 Ngr.

Die Schlußberichte des Untersuchungsrichters, betreffend die Mitschuldigen des Jak. Müller von Stechenrain am Meuchelmorde des Rathsherrn Leu. 1stes Heft. Altdorf. Gr. 8. 8 Ngr.

Ueber die Wirren der Gegenwart. Betrachtungen, den Abgeordneten des Vereinigten Preußischen Landtages gewidmet von Emeritus. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 8 Ngr.

Vajen, J. H., Der Herr ist nahe! Predigt über Philipper c. 4, v. 4—7, am 2. Sonntage des Advents 1846. Magdeburg, Falckenberg u. Comp. Gr. 8. 2½ Ngr.

Wehrlin, E., Betrachtungen über die Britische Zollreform und ihr Einfluß auf Oesterreich. Triest. Gr. 8. 10 Ngr.

Willstätter, B., Rede und Gebete, gesprochen am 8. März 1847 in der Synagoge zu Karlsruhe für die beim Brande des Hoftheaters Verunglückten. Karlsruhe, Macklot. 8. 2½ Ngr.

Wislicenus, G. A., Kurze Nachricht über die freie Gemeinde in Halle. Halle, Knapp. Gr. 8. 5 Ngr.

Wolff, E., Einige Bemerkungen zu der Schrift des Geheimen Medicinal-Rathes Dr. Schmidt über die Reform der Medicinal-Verfassung Preußens. Berlin, Decker. Gr. 8. 7½ Ngr.

Zum elften April. Deutscher Frühlingsgruß an die preußischen Stände. (Gedicht.) Leipzig, Mayer. Gr. 8. 2 Ngr.

Zur Reform der Medicinal-Verfassung Preussens. Mit Rücksichtnahme auf die Vorschläge des Dr. *J. H. Schmidt* bearbeitet von einem Ausschusse des ärztlichen Vereins des Regierungs-Bezirks Düsseldorf, Dr. *Ernsts*, Dr. *W. Müller*, Dr. *Pagenstecher*, Dr. *A. L. Richter*, Dr. *Schlegtendal*. Düsseldorf, Buddeus. Gr. 8. 24 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 129. — 9. Mai 1847.

Zur Geschichte des Völkerrechts.

Nouvelles causes célèbres du droit des gens, rédigées par le baron *Charles de Martens*. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1843. Gr. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Der Name Martens ist geachtet und berühmt in der publicistischen Literatur und in der diplomatischen Welt. Des Verf. Oheim, Georg Friedrich v. Martens, weiland eine lange Reihe Jahre hindurch Professor des öffentlichen Rechts auf der Georgia Augusta zu Göttingen, den viele noch jetzt lebende Publicisten und Diplomaten als ihren Lehrer verehren, später nach der Errichtung des Königreichs Westfalen vom Könige Hieronymus in den Staatsrath nach Kassel berufen und nachgehends hanoverscher Bundestagsgesandter zu Frankfurt a. M., wo er seine Tage beschloß, bekannt durch eine Menge lehrreicher Schriften, vornehmlich im Fache des Völkerrechts, war der Gründer jener großen und umfassenden Sammlung von Staatsverträgen und andern merkwürdigen Actenstücken seit der Epoche des Friedens von Fontainebleau (1761) bis auf unsere Zeit, die noch jetzt, sieht man auf Vollständigkeit und Authenticität der Mittheilungen, als ein in seiner Art einziges und Deutschland zur Ehre gereichendes Werk in der europäischen Literatur dasteht und zu einem unentbehrlichen Handbuche und Hülfsmittel für die Diplomaten und Geschichtschreiber geworden ist. Nach dem Ableben des ersten Gründers dieser nützlichen Sammlung von allgemein anerkannter Brauchbarkeit, besonders für den diplomatischen Geschäftsmann, wurde dieselbe von dessen Neffen, dem Verf. des hier anzuzeigenden Werkes, fortgesetzt und vervollständigt, und noch gegenwärtig erscheint sie regelmäßig und ununterbrochen alljährig mit einem neuen Bande in der Dieterich'schen Universitätsbuchdruckerei zu Göttingen, in der jüngsten Zeit herausgegeben von Murhard.

Schon vom ältern Martens waren zu Anfang des laufenden Jahrhunderts „Erzählungen merkwürdiger Fälle des neuern europäischen Völkerrechts in einer praktischen Sammlung von Staatsschriften aller Art" zu Göttingen in zwei Quartbänden im Druck erschienen. Dieses Werk war jedoch hauptsächlich zum Gebrauch für dessen Zuhörer bei seinen akademischen Vorlesungen bestimmt. Der jüngere v. Martens, Ministerresident mehrer deutschen Höfe in Berlin, faßte daher den Plan zur Herausgabe einer ähnlichen Sammlung, geeigneter zum Gebrauch für Diplomaten von Profession und Alle welche sich für das praktische Völkerrecht interessiren. Sie kam 1827 unter dem Titel „Causes célèbres du droit des gens" heraus und fand die günstigste Aufnahme im Publicum. Ein reichhaltiges Gemälde verschiedenartiger, mit dem modernen europäischen Völkerrechte in Beziehung stehender Ereignisse und Vorfälle, die mit Recht als Misachtung und Beeinträchtigung von dessen Grundsätzen und durch das Herkommen sanctionirten Gebräuchen angesehen wurden, und Veranlassung zu ernstlicher Kälte unter den europäischen Cabineten, zur Unterbrechung der Freundschafts- und guten Nachbarverhältnisse gaben, bisweilen selbst zum Bruch unter ihnen führten — fand sich hier den Lesern vor Augen gestellt und konnte nicht verfehlen, deren Interesse auf mannichfache Weise in Anspruch zu nehmen. Wenn es sich z. B. ereignet hatte, daß die Wohnung eines Gesandten mit bewaffneter Gewalt angegriffen und bestürmt, die Zufluchtsstätte welche dieselbe gewährte verkannt, der Gesandte selbst persönlichen Beleidigungen ausgesetzt, wol gar verhaftet worden war u. dgl. mehr: so waren Das Verletzungen der Freiheiten und Gerechtsame welche der diplomatische Codex der Nationen — wenn man sich so ausdrücken darf — zu Gunsten der Repräsentanten von Souverainen an fremden Höfen festgestellt hat, und die oft schwierigen Unterhandlungen die zur Ausgleichung solcher stattgehabten Differenzen nothwendig wurden verdienen, als merkwürdige Episoden in der Herrschaft des gangbaren Völkerrechts, in einem hohen Grade die Aufmerksamkeit ebenso wol des Staatsphilosophen als des Geschichtschreibers. Besonders nützlich für praktische Staatsmänner und fungirende Diplomaten ist die Darstellung solcher Thatsachen und der Entwickelung derselben in ihren Folgen, nebst der Mittheilung der bei der Gelegenheit gewechselten Noten, weil sie darin Fingerzeige für das Benehmen und Verhalten in analogen Fällen finden können.

Aber der Gegenstand war durch die Herausgabe dieser Sammlung noch lange nicht erschöpft, vielmehr eine Menge Vorgänge, die in der Geschichte des modernen Völkerrechts als causes célèbres bezeichnet wer-

den konnten und zwar gerade viele von der größten Bedeutsamkeit und Wichtigkeit, da sie großen Einfluß auf das Schicksal der Nationen und die Gestaltung der politischen Verhältnisse gehabt haben, darin unberührt geblieben. Hr. Karl v. Martens hat sich daher durch Veröffentlichung einer zweiten Sammlung ein neues Verdienst erworben, und von einem im Fache der Publicistik und Diplomatie längst bekannten und so ausgezeichneten Schriftsteller ließ sich im voraus eine vorzügliche Arbeit erwarten. Unter den jetzt lebenden Diplomaten in Deutschland hatten auch wol Wenige so viel Beruf wie unser Verf., seine Muße einer literarischen Beschäftigung zu widmen die, um befriedigend auszufallen, den Besitz mannichfaltiger geschichtlicher Kenntnisse und politischer Einsichten und neben einer ungemeinen Belesenheit eine umsichtige Kritik der Quellen aus denen geschöpft wird, verbunden mit Kunstfertigkeit in der stilistischen Darstellung, kurz, Eigenschaften und Erfodernisse die selten in Einem vereint angetroffen zu werden pflegen, voraussetzt. Der Verf. hat die französische Sprache, als die in allen civilisirten Ländern heutzutage allgemein übliche Sprache der Diplomatie und Diplomaten, zum Idiom für seine Ausführungen gewählt, und er schreibt diese Sprache — was ebenfalls eine große Seltenheit bei einem Nichtfranzosen ist — mit solcher Reinheit, daß nirgend Germanismen den Deutschen verrathen. Was das Interesse dieser neuen Sammlung noch erhöht, ist, daß Hr. v. Martens sich nicht auf ein einfaches Referat der Thatsachen beschränkt hat welche den Gegenstand jeder hier erzählten cause célèbre im Völkerrecht bilden, sondern immer zugleich auf die Begebenheiten zurückgegangen ist die, ohne unmittelbar die Entstehung der später eingetretenen Differenzen herbeigeführt zu haben, doch mittelbar dazu beitrugen sie vorzubereiten, indem sie den ersten Grund zur Aufregung, Erbitterung und feindseligen Stimmung legten, die dann blos einer neuen, selbst bisweilen an sich geringfügigen Veranlassung bedurften, um zum Ausbruch zu kommen. In Betreff der sorgfältigen Benutzung aller vorhandenen Quellen zur Aufhellung der Thatsachen und zur richtigen Schilderung der Begebenheiten in ihrem Gange und Verlaufe dürfte das vorliegende Werk schwerlich Etwas zu wünschen übrig lassen. Aber es handelte sich zugleich um Ausfüllung gar mancher Lücke, welche Das was bisher darüber zur Publicität gebracht worden war darbot, und man kann sich leicht vorstellen welche Mühe und Schwierigkeit es oft gekostet haben mag viele durch den Druck noch nicht bekannt gewordene, größtentheils in den Archiven der Cabinete verborgen liegende oder im Besitz einzelner Personen befindliche, aber zur Vervollständigung der Darstellung nothwendige Actenstücke zusammenzubringen. Es gehörten mannichfaltige Verbindungen dazu, ohne welche Dies nicht zu bewerkstelligen war, und es bedurfte einer ganzen Reihe von Jahren, um die Sammlung der zerstreuten Materialien zur Vornahme einer solchen Arbeit zu vollenden. Hierin liegt denn auch der Grund, weshalb die gegenwärtige Zusammenstellung von causes célèbres du droit des gens, die so große Vorbereitungen erfoderlich machte, erst 14 Jahre nach der frühern des nämlichen Verf. hat dem Drucke übergeben werden können. Die beiden Bände dieser neuen Sammlung merkwürdiger Fälle aus dem Gebiete des Völkerrechts, worüber wir hier zu referiren haben, werden bei der Mannichfaltigkeit ihres Inhalts dem denkenden Leser nicht blos oft Belehrung, sondern auch zugleich vielfältige Unterhaltung gewähren, und dem sinnigen Freunde der Geschichte ein nicht minder angenehmes und willkommenes Geschenk sein als die Sammlung interessanter Criminalfälle im „Neuen Pitaval" von Hitzig und Häring dem Psychologen und Juristen.

Gehen wir nun zur nähern Betrachtung Dessen über was uns in dieser neuen Sammlung von causes célèbres und der Geschichte des modernen Völkerrechts dargeboten wird, so werden uns im ersten Bande derselben fünf denkwürdige Fälle aus dem verflossenen 18. Jahrhundert und in dem zweiten Bande acht, von denen vier dem 19. Jahrhunderte angehören, vorgeführt. Die Reihe eröffnet ein Gemälde der Ereignisse welche dem Pariser Friedensschlusse von 1763 vorangingen, wodurch Frankreich Canada, ein weit ausgedehntes, unermeßliches unter diesem Namen begriffenes Gebiet im nördlichen Amerika, einbüßte, welches es seit Franz I. besaß und gegenwärtig die wichtigste Besitzung Großbritanniens auf dem nordamerikanischen Continent bildet — jenem Tractate durch den zugleich für Frankreich ein Theil von Luisiana, späterhin von den Vereinigten Staaten erworben, nebst andern Gebieten in der Neuen Welt verloren ging. Es muß dieser Friedensvertrag als einer der unglücklichsten betrachtet werden den Frankreich jemals abschloß; die Seeherrschaft Englands war von der Zeit an auf immer gesichert. Die vagen Ausdrücke deren man sich im aachener Friedensinstrument bedient hatte, um die wechselseitigen Grenzen der Besitzungen Frankreichs und Englands in Amerika zu bestimmen, hatten das Feuer der Uneinigkeit und Zwietracht zwischen beiden Nationen unterhalten, bis es endlich 1756 in offenen Feindseligkeiten aufloderte. Der Seekrieg zwischen England und Frankreich traf zugleich mit dem unter dem Namen des Siebenjährigen bekannten Kriege auf dem europäischen Festlande zusammen und vermengte sich vielfach mit diesem, indem Georg II. alle Mittel der Politik die ihm zu Gebote standen anwandte, um die Erbbesitzung seines Hauses in Deutschland, das Kurfürstenthum Hanover, gegen die Angriffe Frankreichs zu schützen, und sich deshalb sowol mit Preußen in dem Kriege den Friedrich der Große gegen Oestreich, Rußland, Sachsen, Schweden und Frankreich im Bunde gegen ihn zu bestehen hatte alliirte, als auch mit mehren kleinern deutschen Fürsten, namentlich mit Hessen-Kassel, Subsidientractate abschloß. Man findet hier sämmtliche officielle Urkunden und Actenstücke welche mit den zwischen Frankreich und Großbritannien geführten Unterhandlungen in Betreff der zwischen diesen beiden Mächten entstandenen Differenzen hinsichtlich der Gren-

zen von Canada und des Pelzhandels in Beziehung stehen und 1761 abgebrochen wurden, in größter Vollständigkeit mitgetheilt.

Gleiche Vollständigkeit in der Zusammenstellung der amtlichen Actenstücke und diplomatischen Noten läßt sich dem hier behandelten zweiten Gegenstande nachrühmen, der die in den Jahren 1775—80 vorgefallenen Zwistigkeiten zwischen Großbritannien und der Republik der Vereinigten Provinzen der Niederlande betrifft, veranlaßt durch aus letztern trotz der mit ersterm bestehenden Allianz geschehene Sendungen von Waffen und Kriegsmunition nach den im Insurrectionszustande gegen das Mutterland begriffenen nordamerikanischen Colonien.

Der dritte Artikel liefert mit ebenso vollständiger Aneinanderreihung der pièces justicatives eine Darstellung der interessanten Phasen der Streithändel die sich 1778 zwischen Oestreich und Preußen über die bairische Thronfolge erhoben. Der Verf. bezeichnet diese Vorgänge als eine „épisode curieux de l'histoire d'Allemagne, qui met en scène et en communication, pour ainsi dire, avec le lecteur deux illustres monarques, d'un esprirt fin et supérieur, adroits politiques tous les deux — épisode qui après avoir fait craindre la guerre et ses désastres, se termina cependant par une *promenade militaire* et par des négociations". Man findet hier die vielen zwischen dem östreichischen Staatskanzler Fürsten Kaunitz und dem preußischen Gesandten am wiener Hofe Baron v. Riedesel über diesen Gegenstand gewechselten Noten, die eigenhändige Correspondenz Friedrich's des Großen mit Joseph und der Kaiserin Maria Theresia, die Unterhandlungen Thugut's mit den preußischen Bevollmächtigten, den Grafen v. Herzberg und v. Finkenstein, die Schritte welche von Seiten Frankreichs und Rußlands, von Oestreich zur Vermittelung angerufen, zur Beilegung dieses Streits geschahen, und die geheimen Unterhandlungen des von Friedrich II. mit Instructionen versehenen Grafen v. Görz in München und Zweibrücken. Diese Streitsache endigte bekanntlich mit den am 13. Mai 1779 abgeschlossenen Verträgen von Teschen.

Hierauf erfolgt die Erzählung der gleichzeitig in demselben Jahre aus der Anerkennung der Unabhängigkeit der englischen Colonien in Nordamerika erwachsenen Differenzen zwischen Großbritannien und Frankreich. Das große Drama der Unabhängigkeit der anglo-amerikanischen Colonien, die zu einer starken und mächtigen Republik unter dem Namen der Vereinigten Staaten emporgewachsen sind — ein Drama welches gewissermaßen schon 1764, hervorgerufen durch ein vom Mutterland angenommenes, die Rechte der Colonien beeinträchtigendes Verwaltungssystem, begann, aber erst zehn Jahre später in Folge der vom britischen Parlamente decretirten Theetaxe, wodurch das Volk zum Widerstand aufgeregt ward, zur Entwickelung gelangte und dann 1775 einen erbitterten Kampf herbeiführte, aus dem zuletzt 1783 jene Colonien als freier und souverainer Staat, anerkannt von England selbst, hervorgingen —, wird uns hier von neuem in den darauf bezüglichen Actenstücken vorgeführt. Mit Recht betrachtet unser Verf. diesen nordamerikanischen Befreiungskrieg als die wichtigste politische Begebenheit des 18. Jahrhunderts in der civilisirten Welt, welche die größten Folgen gehabt hat und in der entferntesten Zukunft haben wird. Diese Insurrection der britischen Colonien jenseit des Atlantischen Meers gegen die Herrschaft ihres Mutterlandes, und die völlige Losreißung derselben von diesem gab zugleich Veranlassung, eine Frage von hoher Wichtigkeit im heutigen Völkerrecht aufs Tapet und zur publicistischen und diplomatischen Verhandlung zu bringen, nämlich die: Inwiefern und bis zu welchem Punkt Unterthanen als Rebellen angesehen werden können, und wann es folglich einer fremden Macht im Frieden erlaubt oder nicht erlaubt sein möge deren Sache zu der ihrigen zu machen, ohne die völkerrechtlichen Grundsätze zu verletzen? Frankreich war schon vor der Unabhängigkeitserklärung der verbündeten 13 englischen Colonien in Nordamerika (vom 4. Juli 1776) in diesen Fall getreten, indem es dieselben unter der Hand mit Kriegsmunition und Geld unterstützt hatte. Die Leser finden hier, begleitet mit erläuternden Anmerkungen des Herausgebers, die 1777 zwischen dem französischen Minister des Auswärtigen Grafen von Vergennes und dem britischen Gesandten zu Paris Lord Stormant gewechselten Noten, die Unterhandlungen Franklin's mit dem Hofe von Versailles, der anfangs ein System der Temporisation beobachtete, dann das 1779 erschienene ausführliche „Exposé des motifs de la conduite du roi de France relativement à l'Angleterre", worauf durch ein Memorandum aus der Feder des berühmten Gibbon geantwortet wurde, und alsdann wieder „Observations de la cour de Versailles sur le Mémoire justicatif de la cour de Londres" veranlaßte. Hr. v. Martens überläßt dem unparteiischen Leser dieser sämmtlichen Actenstücke das Urtheil über die Gründlichkeit und Haltbarkeit der von beiden Seiten geltend gemachten Beschwerden, und deren von beiden Mächten vorgebrachten Rechtfertigung, stimmt übrigens Flassan vollkommen bei, wenn derselbe in seiner „Histoire génerale de la diplomatie française" über das Benehmen und Verfahren Frankreichs bei dieser Gelegenheit äußert:

> Que le cabinet de Versailles déploya une profonde politique et une habileté peu commune dans l'exécution du plan de vouloir servir de guide aux colons anglais et les conduire ouvertement à l'indépendance. On peut même avancer que dans aucune affaire, quelque importante qu'elle fût, ni dans aucun temps, le gouvernement français ne fit preuve d'autant de sagacité et de constance. Il opéra sourdement tant qu'il était périlleux de se découvrir, et il marcha à visage découvert dès que les succès des colons eurent permis de voir en eux des alliés sûrs. Il entra dans la lice, lorsque ses armées et surtout ses flottes furent prêtes, lorsque tous les peuples se prononçaient en sa faveur, lorsque tout enfin lui promettait la victoire.

Der am 3. Sept. 1783 zu Versailles zwischen England, Frankreich und Spanien unterzeichnete Friedensschluß setzte endlich diesem Kriege in zwei Erdtheilen und somit auch dieser völkerrechtlichen Streitsache ein Ziel.

Den Schluß des ersten Bandes macht die bewaffnete Intervention Preußens in den Unruhen welche 1785 in Holland gegen den Erbstatthalter ausgebrochen waren, wodurch die Wiedereinsetzung des Letztern in seine von den Patrioten vorübergehend geschmälerten und fast vernichteten Vorrechte bewirkt ward. Die Verhandlungen welche in dieser Angelegenheit zwischen dem berliner Hofe einerseits und den niederländischen Generalstaaten und den Cabinetten von Versailles und St.-James andererseits stattgehabt haben, finden sich hier der Reihenfolge nach in Begleitung historischer Erläuterungen mitgetheilt.

(Die Fortsetzung folgt.)

H. Heine's „Atta Troll" und E. Mörike's „Idylle vom Bodensee."*)

Heine und Mörike nebeneinander — eine Heine'sche Satire und eine schwäbische Idylle, was sollen diese beisammen? Nun, beide Gedichte sind ziemlich gleichzeitig erschienen und erregen also gleichzeitig das Interesse des Publicums. Denn auch wer den „Atta Troll", „den sittlich-religiösen Tendenzbär", 1842 zerstückelt in der „Zeitung für die elegante Welt" gelesen, wird ihn jetzt als ein, wie Heine selbst sagt, leidlich abgerundetes und zugestutztes Ganzes wieder zur Hand nehmen. Sind aber nicht Begabung und Gesinnung beider Dichter, Colorit und Sprache ihrer hier vorliegenden Gedichte einander zu schroff entgegengesetzt? Das ist nicht zu leugnen, aber unbewußt treffen sie doch in ihrer freilich sehr verschiedenartigen Opposition gegen das einseitige Hervortreten der vor einigen Jahren dominirenden politischen Poesie zusammen.

Heine schrieb, wie er selbst in der Vorrede sagt, dieses Gedicht zur Zeit der Blüte der politischen Poesie, „wo die Musen die strenge Weisung bekamen, sich hinfüro nicht mehr müßig und leichtfertig herumzutreiben, sondern in vaterländische Dienste zu treten, etwa als Marketenderinnen der Freiheit oder als Wäscherinnen der christlich-germanischen Nationalität". Gegen das vague, unfruchtbare Pathos, gegen den nutzlosen Enthusiasmusdunst, der sich mit Todesverachtung in einen Ocean von Allgemeinheiten stürzte, gegen die mit Charakter coquettirende Impotenz habe er die unveräußerlichen Rechte des Geistes zu vertreten gehabt. Allerdings kommt uns jetzt Manches aus jener Zeit seltsam vor, wo der gemüthliche Hoffmann von Fallersleben seinen im Chorus nachjubelnden Zechgenossen versificirte Anekdoten, wie er sie wol häufig auf eine Weinkarte improvisirt hatte, vorsang, und wo der schmiegsame Herwegh bei seinem ihm selbst unbehaglichen Triumphzuge durch das Vaterland als ein poetischer und politischer Messias angestaunt wurde. Und die damals sehr entschieden ausgesprochene Foderung, daß diese Poesie hinfüro allein gelten sollte, war vollends gar abgeschmackt. Daß der geistvolle Dichter an solchem Treiben Anstoß nahm, daß er seinem Unmuth auf seine Weise Luft machte, war natürlich. Auch daß er in seiner tollen Laune überall carikirte und das Gute mit dem Schlechten verhöhnte, konnte man ihm zugute halten, und auch manche Gemeinheit nahm man ihm nicht übel. Hat es nicht Aristophanes gerade so gemacht, und hat ihm nicht das strengste Urtheil der unbefangenen Mit- und Nachwelt die Verhöhnung des Sokrates und des Euripides und alle die gemeinen Witze seiner geistvollen Muse verziehen? Warum aber? Weil er nicht nur Geist, sondern auch eine sittliche Energie des Charakters besaß, welche ein jedes seiner Dramen durchdringt. Nimmermehr würde er seine Götter und sein Vaterland in den Armen korinthischer Hetären vergessen und verleugnet haben, wenn ihn z. B. Kleon's mächtiger Einfluß aus Athen vertrieben hätte. Weil nun Heine dieses sittlichen Fonds des Aristophanes entbehrt, so blieb sein Gedicht in dieser Beziehung ohne große Wirkung, und jetzt, wo von einer solchen Wirkung gar nicht mehr die Rede sein kann, muß er es sich gefallen lassen, daß man sich vorzugsweise an den ästhetischen Werth seines Gedichts hält, obgleich er diesen, wie er in der Vorrede sagt, gern preisgibt. Da muß Jeder dem auch das Ganze nicht behagt zugestehen, daß in diesem Gedichte Poesie, ja viel Poesie steckt, und deren Genuß darf man sich durch die oft sehr ungraziösen Capriolen seiner Muse, die eine empfindliche Natur leicht in einen moralischen oder ästhetischen Katzenjammer versetzen können, nicht verkümmern lassen.

Damals nun, als man so viel von Gesinnungspoesie sprach, als man alle Romantik für immer verbannt zu haben glaubte, da ward doch Manches gedichtet was, obgleich es romantisch war, vielen Beifall fand. Wie wurden wir durch Zedlitz' liebliches „Waldfräulein" überrascht, das 1843 und schon 1844 in zweiter Auflage erschien. Im J. 1842 waren Auerbach's herrliche „Dorfgeschichten" erschienen und erlebten bis 1846 drei Auflagen. Das war auch eine freilich durchaus naive Opposition gegen die unfruchtbare Rhetorik, die sich in der politischen Poesie hier und da geltend machte. Es waren frische und kräftige Naturbilder des deutschen Landlebens in poetischer Verklärung, es war Dies doch wieder eine Art von Romantik, doch so klar und gesund, daß sie die Geister erfrischen und die Herzen erwärmen mußte. Auch Mörike gibt uns in dem oben erwähnten Gedichte eine Dorfidylle. Das Interesse für solche Darstellungen ist einmal erweckt, und so hat denn auch Mörike's Gedicht sehr bald vielen und zum Theil völlig berechtigten Beifall gefunden. Denn er zeichnet das Landleben so, daß man sieht, er begreift dasselbe, und weiß es hier und da recht anmuthig und mit ergötzlichem Humor darzustellen. Aber das Ganze will Einen doch nicht so recht fassen: es ist bei aller Wahrheit und Anmuth einzelner Schilderungen so manches Fremdartige darin womit man nicht recht fertig wird. Und Dies liegt vorzugsweise in der Wahl des Versmaßes. Man sage was man will, die Naivetät des Landlebens läßt sich im Hexameter nicht gut festhalten. Nur der Genius Goethe's vermochte etwas Aehnliches in seinem „Hermann und Dorothea", und dem kam noch der großartige echt epische Hintergrund seiner Geschichte und die höhere Stufe des von ihm geschilderten Bürgerlebens zugute. Gewiß würde Mörike, wenn er statt seiner Idylle in Hexametern zwei Dorfnovellen, in die sich sein Gedicht ganz gut zerlegen läßt, gegeben hätte, ein noch viel größeres und dankbareres Publicum gewonnen haben. Denn das Talent dazu zeigt sich hier überall, und schon deshalb verdient das Gedicht von Allen die sich um unsere Literatur kümmern beachtet zu werden. 94.

*) Wir lassen diesen vorläufigen Notizen über die genannten beiden Schriften bald ausführlichere Mittheilungen folgen. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 130. —— 10. Mai 1847.

Zur Geschichte des Völkerrechts.

(Fortsetzung aus Nr. 129.)

Die zwei ersten Artikel im zweiten Bande waren bereits vom ältern Martens in dessen „Erzählungen merkwürdiger Fälle des neuen europäischen Völkerrechts" (Göttingen 1800) in deutscher Sprache veröffentlicht worden. Der eine betrifft die Streitigkeiten zwischen Frankreich und den Vereinigten Provinzen der Niederlande wegen eines von ersterm übernommenen Beitrags zu den von letztern in Gemäßheit des Tractats von Fontainebleau (1783) an Oestreich zu zahlenden 10 Millionen; der andere enthält die Darstellung eines 1790 vorgefallenen Streits zwischen dem königl. preußischen und dem kurpfalzbairischen Hofe wegen der Gerichtsbarkeit eines Gesandten über die Personen seines Gefolgs.

Der in diesem zweiten Bande als dritter Artikel aufgeführte Gegenstand fällt schon in die Epoche der französischen Revolutionskriege, und wird den Zeitgenossen von vorgerücktem Alter noch sehr wohl erinnerlich sein. Es wird uns nämlich hier die plötzliche Abreise des nach dem Frieden von Campo-Formio als Gesandter der französischen Republik am kaiserl. östreichischen Hofe accreditirten Generals Bernadotte, nachmaligen Königs von Schweden und Norwegen, 1798 von Wien, in Folge eines gegen denselben dort ausgebrochenen Volksaufstandes, erzählt, und Wenigen dürften die nähern Umstände bei dieser Begebenheit so genau bekannt sein wie sie Hr. v. Martens, gestützt auf die mit großer Vollständigkeit von ihm gesammelten authentischen Belege, zu unserer Kenntniß bringt. Ref., der Gelegenheit hatte, an Ort und Stelle Erkundigungen über die Vorgänge bei diesem in der Geschichte des modernen Völkerrechts denkwürdigen Ereignisse bei wohlunterrichteten Personen und Augenzeugen einzuziehen, kann versichern, daß die Thatsachen wie er sie vernommen völlig mit der hier gegebenen Darstellung übereinstimmen. Wäre das französische Directorium nicht damals so sehr mit der Expedition nach Aegypten unter Bonaparte beschäftigt gewesen, so hätte der fragliche Vorfall leicht zu einem Wiederausbruch der Feindseligkeiten gegen Oestreich führen können.

Nicht minder großes Interesse dürfte auch noch in der Gegenwart den Lesern des Werkes der hierauf unmittelbar folgende ausführliche Bericht über den im Jahr nachher vorgefallenen famösen Mord der Gesandten der französischen Republik auf dem Rastadter Congreß (28. April 1799) gewähren. Unser Verf. bezeichnet dieses beklagenswerthe und blutige Drama als ein „attentat inoui dans les faits des nations modernes — crime aussi inutile qu'atroce, qui, bien qu'il ait été consommé par des hussards autrichiens, ne saurait toutefois être attribué à la cour d'Autriche". Weder der Charakter des Kaisers Franz noch der des die östreichischen Truppen befehligenden edeln Erzherzogs Karl gestatteten nämlich einem solchen Gedanken Raum zu geben. Dieser an den französischen Friedensgesandten zu Rastadt verübte Meuchelmord ist lange eine unbegreifliche Unthat geblieben, und so viele Federn auch dieses in der neuern europäischen Völkergeschichte unerhörte Ereigniß in Bewegung gesetzt hat, so viele Publicisten sich auch in mancherlei Vermuthungen über dessen eigentliche Urheber und die Beweggründe dazu erschöpft haben, so hielt es doch sehr schwer der Sache auf den wahren Grund zu kommen und das Wort des Räthsels zu finden. Es ist wol zu glauben, daß manche scharfsichtige Staatsmänner, welche in Person dem Rastadter Congreß beigewohnt, an den Verhandlungen auf demselben unmittelbar Theil genommen und in viele Geheimnisse derselben eingeweiht gewesen, eine richtige Ahnung von Dem wie sich die Sache verhalten gehabt haben mögen. So ist es gewiß höchst wahrscheinlich, daß namentlich Dohm und Eggers, die Beide aufs eifrigste bemüht waren hinter die ganze Wahrheit zu kommen, und bei ihren Nachforschungen mit der größten Gewissenhaftigkeit zu Werke gingen, wirklich zu einer starken Ueberzeugung über den wahrhaften Verlauf dieser tragischen Begebenheit gelangten; aber Rücksichten der Klugheit mögen sie bewogen haben, den Schleier der über dieselbe lag nicht völlig zu lüften und bei den von ihnen ertheilten Enthüllungen nicht über die directen Vollzieher der That hinauszugehen. Indessen hatte doch gleich anfangs einer jener vertrauten Correspondenten die der preußische Staatsminister, später Staatskanzler v. Hardenberg an vielen Orten unterhielt, in einem Berichte vom 12. Mai 1799, der sich im siebenten Bande der 1834 zu Paris im Druck erschienenen „Mémoires tirés des papiers d'un

homme d'état sur les causes secrètes qui ont déterminé la politique des cabinets dans les guerres de la révolution" veröffentlicht findet, Fingerzeige zur Entdeckung der ursprünglichen Veranlasser der in Rede stehenden blutigen That an die Hand gegeben. Das Urtheil der öffentlichen Meinung konnte nur irregeführt werden, indem von manchen Seiten versucht worden war, den Verdacht wegen der Urheberschaft der schauderhaften rastadter Katastrophe bald auf das französische Directorium, bald auf England zu werfen. Mit der Zeit wurden jedoch immer mehr Thatsachen bekannt, die dazu beitrugen, das mysteriöse Dunkel worin die Wahrheit in dieser Sache begraben blieb aufzuklären, sodaß man in den Cabineten wenigstens darüber im Reinen war, woher der Impuls zu einem solchen argen Attentat gegen das Völkerrecht gekommen, und welche Triebfedern demselben zum Grunde gelegen. Gleichwol waren mehr als 40 Jahre verflossen, und noch immer war kein Schriftsteller ganz offen und rückhaltslos im Publicum mit der Sprache über diesen Gegenstand aufgetreten. Hr. v. Hormayr ist der Erste gewesen der sich nicht gescheut hat, in seinen „Lebensbildern aus dem Befreiungskriege" die Motive dieses politischen Verbrechens ungeschminkt bekannt zu machen und die Namen der Personen öffentlich zu nennen die dabei im Spiele waren, und von denen die Befehle dazu ausgegangen sind. Der Baron Thugut und der Graf Lehrbach waren unzubezweifelnd Diejenigen welche den Plan entworfen, und Letzterer, der vertraute östreichische Hausminister am Rastadter Congreß und zugleich der allgewaltige Armeeminister, leitete die Ausführung. Aber auch einflußreiche Männer der geheimen Kriegskanzlei zu Wien und des Generalstabs, wie Faßbender, Duca, Mayer u. A., sowie der Oberstlieutenant Barbaczy, der Commandant der szecler Husaren auf der Vorpostenlinie, waren der That nicht fremd. Es galt um ein zweifaches Geheimniß, das man um jeden Preis haben wollte. Der Zweck war blos, sich der geheimsten Papiere der französischen Gesandten zu bemächtigen; an das höchst gleichgültige Leben dieser wollte man eigentlich nicht, obwol sich dasselbe nicht verbürgen ließ, wenn der Angriff einmal geschehen war und Widerstand geschah. Es handelte sich hauptsächlich darum, zum Besitz wichtiger Documente in den geheimen Unterhandlungen Preußens mit der französischen Republik zu gelangen, um diesen Hof bei dem russischen Kaiser Paul zu compromittiren, und zugleich hätte man Millionen darum gegeben, sich ein Stück Papier, das man unfehlbar bei den französischen Gesandten zu finden wähnte, zu verschaffen, um den Erbfolger des mit dem plötzlichen Tode Karl Theodor's (am 16. Febr. 1799) erloschenen pfalzbairischen Hauses, den Herzog Max Joseph von Zweibrücken, eines geheimen Einverständnisses mit dem Reichsfeinde zu überführen und das seit Eugen und Kaunitz stets von Oestreich genährte und verfolgte Lieblingsproject der Einverleibung Baierns zu verwirklichen Vorwand zu bekommen. Aber obgleich Rastadt damals von geheimen Agenten und Policeispionen, insbesondere von östreichischen mouchards wimmelte, war es doch verborgen geblieben, daß die französischen Gesandten in der Nacht vor ihrer Abreise bei verschlossenen Thüren ihre geheimsten Papiere, Briefschaften und Acten verbrannt, die übrigen zugleich vorsichtig gerade bei der preußischen Gesandtschaft deponirt hatten, sodaß, wie Hormayr bemerkt, der ganze Straßenraub und Meuchelmord, an Gesandten und in östreichischer Uniform verübt, ganz umsonst begangen und nicht nur ein verabscheuungswürdiges Verbrechen, sondern auch ein grober politischer Fehler war. Nur wenigen unserer Leser möchte übrigens bekannt sein, daß schon in dieser Periode der nachgehends als Chef der geheimen Policei in Napoleon's Feldzügen so berüchtigte Schulmeister bei dieser Gelegenheit eine nicht unbedeutende Rolle spielte. Im französischen Solde diente er scheinbar den Oestreichern, und Lehrbach wurde von ihm ebenso mystificirt wie späterhin Mack in Ulm. Durch ihn waren die französischen Gesandten in Rastadt gewarnt worden. Bekanntlich hat die vom wiener Hofe verheißene und angeordnete strenge Untersuchung dieses Vorfalls keine Folgen gehabt und zu keinem Ergebniß geführt; sie mußte vielmehr, kaum begonnen, plötzlich unterdrückt werden, um nicht hochgestellte Personen vor den Augen der Welt zu compromittiren. Von der Seite von welcher Aufklärung im Dunkel dieser Sache erwartet werden konnte ist eine solche nie gegeben worden. In dem vorliegenden Werke finden sich die verschiedenen Meinungen über dieses traurige Ereigniß einander gegenübergestellt und kritisch beleuchtet. Man bekommt hier eine vollständige Literatur dieses Gegenstands. Noch niemals zuvor sind zugleich so viele merkwürdige Urkunden und Belege darüber zusammengetragen und gesammelt worden wie hier, und das Ganze wird dadurch so sehr in Klarheit gesetzt, daß es in keinem zweifelhaften Lichte mehr erscheinen kann. Der Herausgeber selbst spricht sich darüber dahin aus:

> Qu'aucune épithète assez forte ne saurait trop flétrir ce fait sinistre, en plaçant au pilori de l'opinion publique et de l'impartiale histoire le pays qui s'en serait rendu coupable, *s'il avait été prémédité avec l'assentiment du chef de l'état ou de son conseil du cabinet:* Mais non — setzt er hinzu — on aurait donné, dit un auteur moderne, des millions pour entrer en possession d'un seul papier que l'on croyait exister entre les mains des plénipotentiaires français, mais l'on n'aurait jamais voulu consentir à l'en faire sortir par un assassinat.

Gleichwol, um gewisse geheime Papiere zu bekommen, an deren Besitz dem östreichischen Cabinet sehr Viel gelegen war, sagt Hr. v. Martens:

> Des serviteurs perfides ou mal conseillés n'ont pas craint de combiner sinon peut-être le crime lui-même, du moins un malentendu, une méprise de nuit — sans être arrêtés dans l'exécution de leur trame indigne, de leur criminel projet, par la pensée des suites funestes et probables que pourrait avoir la lutte qui s'engagerait sans aucun doute. Aussi de hauts fonctionnaires, placés sous la sauvegarde du droit des gens, entourés du *rempart des immunités*, lequel aurait dû être plus infranchissable encore que ceux-là même que la guerre hérissait de canons — ces hauts fonctionnairs revêtus d'un caractère sacré dans les rapports

de nation à nation, ont été attaqués, le sang de ces hommes a coulé, jaillissant sur l'uniforme de l'honneur qui couvrait leurs assassins, et leur vie s'est éteinte sous le sabre qui aurait dû la protéger!

(Die Fortsetzung folgt.)

Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Herausgegeben von **Joseph Freiherrn von Hormayr.** Sechsunddreißigster Jahrgang der gesammten und achtzehnter der Neuen Folge. 1847. Mit einem Bildnisse Philippinens Welser. Berlin, Reimer. 1847. 8. 2 Thlr.

Es liegt auf der Hand, daß ein Schriftwerk welches bereits 36 Jahre sich auf dem Gebiete des wissenschaftlichen Lesepublicums mit Glück zu behaupten gewußt hat, einer besondern Schilderung seines Charakters und seiner Tendenz nicht bedürfe. Es genügt darum für den neuesten Jahrgang jenes Schriftwerkes die allgemeine Bemerkung: der Charakter desselben ist unverändert geblieben, weil Hr. v. Hormayr sich immer noch als seinen Träger darstellt; und ebenso wenig hat die Tendenz eine Veränderung erfahren, indem auch diesmal durch die Mannichfaltigkeit des Inhalts ein weiter und selbst aus verschiedenen Elementen bestehender Leserkreis angezogen, unterhalten und unterrichtet werden soll. Doch würden wir ungerecht sein, wollten wir behaupten, es sei in dem vorliegenden Jahrgange des Taschenbuchs nicht auch manches Goldkörnchen für die eigentliche Geschichtswissenschaft enthalten: der gelehrte Kenner dieser Wissenschaft wird diese Körnchen bald herauszufinden und ihren Werth abzuschätzen wissen. Das Ganze zerfällt in 17 Hauptabtheilungen; ein Theil derselben hat wiederum mehre Abschnitte: ihrem Inhalte nach gehören sie aber alle entweder in das Gebiet der Geschichte, oder der Volkssagen, oder der Poesie.

Indem wir die poetischen Mittheilungen, von denen einige nicht ohne dichterischen Werth sind, während andere eine culturhistorische und ethnologische Bedeutung haben, noch andere politische Anspielungen sehr kräftig aussprechen, in keine weitere Betrachtung ziehen, und auf das Charakteristische einiger Volkssagen unsere Leser nur im Allgemeinen aufmerksam machen, wollen wir den vergönnten Raum für Bemerkungen über einige historische Abschnitte in Anspruch nehmen.

Die Geschichte der schönen Philippine Welser (geb. zu Augsburg 1530, gest. 1580), Gemahlin Ferdinand's von Tirol, eines Sohnes Ferdinand's I. von Deutschland, ist ihrem Inhalte nach ebenso interessant als durch ihre Darstellungsform anziehend und die Aufmerksamkeit des Lesers fesselnd. Zugleich sieht man, daß der berühmte Erzähler in dieser geschichtlichen Sphäre so recht heimisch ist; weshalb es ihm auch möglich ward, selbst dem Historiker von Fach die eine und die andere Notiz mitzutheilen die er in die Reihe seiner gelehrten Forschungen einzutragen nicht vergessen darf. Uebrigens bildet der Charakter und das Leben der schönen Welserin einen herrlichen Beitrag zu der Geschichte edler Frauen: man verweilt bei ihrer Charakteristik mit ebenso viel Vergnügen als bei der Betrachtung ihres Bildes. Schließlich sei außerdem bemerkt, daß die noch jetzt unter dem Volke umlaufende Erzählung, Philippine sei meuchelmörderisch auf Geheiß der tirolischen Stände ums Leben gekommen, eine Erzählung die selbst noch in einigen Schriftwerken der Neuzeit zu lesen ist, entschieden für ein Märchen angesehen werden muß.

Was die Mittheilung vom General **Wagner** über den Herzog von Friedland betrifft, so möge folgende kurze Bemerkung hier genügen. Der Mittheilende glaubt nämlich, daß die „**Relation d'un voyage fait en Allemagne en 1633 par le marquis de Feuquières**", in 86 Folioblättern unter den Handschriften der königlichen Bibliothek zu Paris sich befindend, und den Schlüssel zu des Marquis „**Lettres et négociations**" bildend, bis jetzt gänzlich unbekannt gewesen, und folglich als ein neuer Fund zur Bereicherung der Quellenliteratur über Wallenstein zu betrachten sei. Dem ist nun allerdings nicht so. Denn jene Relation, die eigentlich das Tagebuch des französischen Unterhändlers ist, ward bereits vor 200 Jahren in Aubery's „**Mémoires pour l'histoire du cardinal duc de Richelieu**" gedruckt; und sie ist weder von dem Biographen Bernhard's von Weimar, Röse, noch von Roepell in Raumer's „Historischem Taschenbuche" (1845), noch von Aretin in seiner „Geschichte der auswärtigen Verhältnisse Baierns" unberücksichtigt geblieben. An diese Mittheilung aber wird eine längere Untersuchung über die Schuld oder Unschuld Wallenstein's angeknüpft: es wird mit Entschiedenheit das „Schuldig" ausgesprochen und erklärt: „Das Uebel war groß, die Gefahr drohend, nur heroische Mittel konnten helfen."

Unter den anekdotenartigen kurzen Beiträgen zur Geschichte befindet sich auch eine historisch völlig beglaubigte Notiz, die wir theils um ihrer Auffälligkeit willen, theils weil sie zu einer weitern Nachforschung über die Sache selbst Veranlassung geben kann, wenn sie möglichst bekannt wird, auch hier nicht unbemerkt vorübergehen lassen wollen. Der deutsche König Sigismund nämlich befand sich 1429 um Streitigkeiten zu schlichten in Regensburg. Bei dieser Gelegenheit erzählt nun die Chronik dieser Stadt von einem Künstler der ein Gemälde der Jungfrau von Orleans für Geld sehen ließ, und die Stadtrechnung hat die Ausgabe dafür mit folgenden Worten verzeichnet: „Item mehr haben wir geben von dem Gemäl zu schauen wie die Junkchfraw zu Frankreich gefochten hat, 24 Pfennige." Bekanntlich hat die gleichzeitige Kunst und Poesie in Frankreich nur geringe Notiz von dieser unleugbar in mehr als einer Hinsicht höchst merkwürdigen Heldin genommen, und es lohnte sich deshalb wol der Mühe nachzuforschen, ob nicht dieses gleichzeitige Gemälde vielleicht noch in irgend einer Stadt von Süddeutschland verborgen liege.

Den Literarhistoriker aufmerksam machend auf des Max Kreitzsauerwein von Ehrentreitz letzten Willen (Wien, 25. Aug. 1525), und auf die vom Herausgeber beigefügten Bemerkungen, die aber zu richtiger Würdigung mit Gervinus' ausgesprochenen Ansichten verglichen sein wollen, den politischen Historiker dagegen insbesondere auf die Darstellung der Geschichte des Herzogs mit der leeren Tasche, Friedrich's von Tirol, bei welchem Thema der Verf. mit sichtlicher Vorliebe und mit einer ihm vielleicht allein eigenen Kenntniß der Verhältnisse verweilt, heben wir aus dem Berichte Kalatay's über Joseph's II. Reise zur Zusammenkunft mit Katharina II. folgende Stelle hervor, weil sie einen neuen und zugleich ganz authentischen Beitrag zur Charakterzeichnung jenes trefflichen Monarchen darbietet, und einen recht schlagenden Beweis liefert, mit welchen Schwierigkeiten das Reisen noch vor einem halben Jahrhundert selbst für die Mächtigsten verbunden war. Sie lautet folgendermaßen: „Ein besonderer Schutz des Himmels waltete über unsern Monarchen, der diese ganze beschwerliche, nicht überall sichere Reise, ohne Führer oder Bedeckung, durch wüste Gegenden und Wälder, bei Tag und Nacht, oft ganz allein vorausgehend oder nachfolgend, gesund, heiter, nie sich über die Beschwerden beklagend, ohne Unfall vollendete. Ich gestehe Ihnen, verehrter Freund, daß ich großes und gewohntes Ungemach auf dieser Reise erduldete, allein die Gegenwart eines so großen Fürsten, und sein täglicher freundlicher Zuspruch half Alles ertragen. Beispielshalber versäumte der Monarch auch an Werktagen nie die Messe, wo es nur immer sein konnte, beichtete öfter und stärkte durch seine Andacht und Beispiel die Katholischen jener Gegend." Der Reisebericht selbst hat übrigens keinen besondern historischen Werth; nur Das möge allenfalls daraus noch bemerkt werden, daß Joseph II. seinem Gefolge die strengste Vorsicht und Zurückhaltung, als sie den russischen Boden zu betreten im Begriff standen, zur Pflicht machte; und daß der Berichterstatter bei Erwähnung des Zusammentreffens mit den Jesuiten in Mohilew die Bemerkung macht: er glaube aus mehren Aeußerungen des Kaisers den

Schluß ziehen zu dürfen, daß derselbe der Gesellschaft Jesu nicht abgeneigt sei, eine Bemerkung die gewiß auf einer Selbsttäuschung beruht, und ihren Grund in der Klugheit zu haben scheint mit welcher der Kaiser sich in Mohilew gegen die Ordensmänner benahm.

Den Schluß, der „Zum gelehrten Deutschland" überschrieben ist, bildet eine kurze Lebensskizze des Herausgebers und ein Verzeichniß seiner Schriften. Wir erfahren bei dieser Gelegenheit, daß die Familie der Hormayr schon 1361 in Urkunden der Klöster Rott und Attel genannt wird, und vom Kaiser Maximilian I. nach Tirol gezogen worden ist. Das Posthorn im Wappen der Familie rührt daher, daß Lorenz Bastian von Hormayr (1509—18) bei der Einrichtung des Postwesens in Tirol unter Jannet und Lamoral von Taxis eine verdienstliche Rolle spielte. Die schriftstellerische Laufbahn des Herausgebers, der 1782 zu Innsbruck geboren ward, beginnt schon mit dem Jahre 1792. Und diese Laufbahn ist nicht nur durch ihre Zeitlänge merkwürdig, sondern gehört auch in Absicht auf den Reichthum der auf derselben entwickelten Thätigkeit zu den bedeutendsten welche die Literaturgeschichte kennt. Ueber 150 Bände legen Zeugniß für diese Thätigkeit ab. Außer Lope de Vega und die beiden Moser werden sich wol wenige Schriftsteller des neuern Europa mit Hrn. v. Hormayr messen können. Sollte übrigens seine Bemerkung eine Wahrheit werden: „Zwei große Arbeiten des Freiherrn v. Hormayr, in einzelnen Partien schon vollendet, werden wol, durch die Stürme seines Lebens verweht, in seinem bereits vorgerückten Alter ein Torso bleiben", so würde Dies die Literatur trotz der reichen Geschenke die sie bereits von ihm erhalten sehr bedauern müssen. Schließlich machen wir den Literarhistoriker auf das Schriftenverzeichniß v. Hormayr's nicht nur um seiner Authentie willen aufmerksam, sondern namentlich auch deshalb, weil öfters Bemerkungen beigegeben sind die als aus der Feder des Verf. fließend einen um so größern Werth haben. 73.

Literarische Notiz aus England.

Thomas Hood.

Die in London 1846 erschienene Sammlung der Gedichte von Thomas Hood („Poems") verdient die Aufmerksamkeit der Freunde englischer Poesie. Diese Gedichte besitzen viele von den schönsten Bestandtheilen der Poesie: sie sind reich an Gedanken, funkeln von Witz und Phantasie, haben Ueberfluß an Bildern und sind durchaus von dem Geiste der Güte und Menschenliebe eingegeben. Dabei kann aber doch nicht geleugnet werden, daß sie mit einigen Hauptfehlern behaftet sind, durch welche ihre guten Eigenschaften etwas geschmälert werden, und durch welche Hood's dauerhafte Popularität als englischen Dichters verringert, wenn nicht gefährdet werden dürfte. Diese Fehler sind gerade aus dem Geistesüberfluß, der seine Stärke ausmacht, hervorgesprossen und mit dem Charakter seines Genies und seiner Schriften durch die Gewalt der Umstände verwebt. Im Ganzen genommen ist es jedoch unmöglich ihn mit den Versemachern des Tages zu verwechseln: in seinen Irrthümern wie in seinen Vortrefflichkeiten steht er außerhalb der gewöhnlichen Reihe; er verfolgt seine eigene Bahn, die zwar mitunter etwas verstrickt und vom geraden Wege abweichend ist, die er aber wenigstens sich selbst gebrochen hat und die zu einem bestimmten und deutlich zu erkennenden Ziele führt. Betrachtet man den Charakter von Hood's Geist, so wird man sogleich über die Mannichfaltigkeit die er entfaltet in Erstaunen gesetzt. Man braucht uns heutzutage nicht zu sagen, daß es zwischen Witz und Pathos keine Unverträglichkeit gibt, oder daß Gefühl und Humor in demselben Gemüthe zusammen verweilen können; denn Das finden wir bei den größten namentlich englischen Schriftstellern. Aber in Hood ist diese Verbindung mehr als gewöhnlich in die Augen fallend. Er ist allen Einflüssen offen und gibt sich allen mit gleicher Biegsamkeit hin. Er kann die groteskesten, ungereimtesten und närrischsten Bilder aufrufen; ganze Reihen von komischen und Lachen erregenden Einfällen stehen ihm ohne Anstrengung zu Gebote: aber er scheint ebenso vertraut zu sein mit der Betrachtung ernster menschlicher Gefühle, indem er irgend einer alten rührenden Geschichte von Liebe und Mitleid sein Ohr leiht oder ihr nachspricht, oder seine Gedanken mit frommer Dankbarkeit über die Schönheiten der Schöpfung, oder in Sympathie mit den vergehenden Glorien alter Ueberlieferungen wandern läßt. In nicht wenigen von seinen Gedichten hat er es sogar gewagt diese mißklingenden Elemente miteinander zu vermischen, und die seltsamsten Anspielungen, Sticheleien und Keckheiten aller Art stehen neben Gedanken von ernstem Interesse und glücklichen Zügen tiefer Gefühle, welche still aber sicher ins Herz sich senken. Die Folge von dieser großartigen und edeln Ansicht der menschlichen Natur und von dieser Eintracht zwischen Humor und Gefühl ist, daß, während er in seinen komischen Gedichten der Satire freien Lauf läßt, seine Satire nichts Einseitiges oder Feindseliges enthält. Er kann weder vor den Lastern noch vor den Thorheiten die vor ihm aufziehen seine Augen verschließen; aber er hat kein Wohlgefallen daran die Geschwüre und Krankheiten der Gesellschaft aufzusuchen. Ungehalten und kräftig auftretend gegen die Herzlosigkeit und sichtbare Gleichgültigkeit gegen die Uebel der Menschheit, welche das Erzeugniß großer Städte sind, und welche in der englischen Hauptstadt unglücklicherweise geeigneter sind den Blick auf sich zu ziehen, als die vielen geheimen und geräuschlosen Gänge durch welche das Wohlwollen und die Mildthätigkeit ihre Wohlthaten verbreiten, sucht er nicht eine Classe der Gesellschaft gegen die andere durch einen düstern poetischen Chartismus zu entflammen: sein Zweck ist blos auf vorhandene Uebel hinzuweisen und an die bessern Gefühle der Menschen zu appelliren zu deren Entfernung oder Milderung; und die Gesellschaft zu einigen, nicht durch die Ketten der Furcht oder Gewalt, sondern durch das Band der Wohlthätigkeit von Seite des Reichen und der Dankbarkeit von Seite des Armen. Mithin ist seine Satire, auch wo sie am beißendsten ist, nicht persönlich. 31.

Bibliographie.

Capefigue, 1814 und 1815. Der Wiener Congreß und das heutige Europa. Nebst actenmäßiger Darstellung der Königl. Preuß. Decimation des seinem Eide treugebliebenen Sächsischen Heeres, von einem alten Sächsischen Veteranen. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dumas, A., Johanna die Jungfrau von Orleans. Historischer Roman. Deutsch von H. Bourdin. Leipzig, Berger. Gr. 16. 15 Ngr.

Ewald, H., Geschichte des Volkes Israel bis Christus. In drei Bänden. 3ter Band. 1ste Hälfte. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Gudrun. Nach der Müllenhoff'schen Ausgabe der echten Theile des Gedichts aus dem Mittelhochdeutschen übersetzt und mit einer Einleitung versehen von F. Koch. Leipzig, O. Wigand. 8. 20 Ngr.

Hagena, Die Shakspeare-Studien auf dem Oldenburgischen Gymnasium nebst Berichtigungen der Schlegel'schen Shakspeare-Uebersetzung. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 7½ Ngr.

Raumer, F. v., Vorlesungen über die alte Geschichte. In zwei Bänden. 2te umgearbeitete Auflage. 1ster Band. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Thöl, H., Das Handelsrecht. 1ster Band. 2te verbesserte Auflage. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Von einem deutschen Soldaten. Leipzig, Brockhaus. 12. 1 Thlr. 18 Ngr.

Weihgeschenk. Album für Kunst und Poesie. Gesammelt aus den Taschenbüchern Rosen und Vergißmeinnicht. 2te Auflage. Leipzig, Fritzsche. 8. 25 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 131. —— 11. Mai 1847.

Zur Geschichte des Völkerrechts.

(Fortsetzung aus Nr. 130.)

Der fünfte Fall im zweiten Bande ist besonders von einer Beschaffenheit, lebhaft die Aufmerksamkeit und das Nachdenken der Staatsmänner auf sich zu ziehen. Derselbe hat zum Gegenstande den Streit Großbritanniens mit den zur Aufrechthaltung der Schiffahrt der Neutralen in Seekriegen verbündeten Mächten des Nordens. Eine große Zahl zwischen den europäischen Staaten abgeschlossener Verträge hatte schon im 17. Jahrhundert den Grundsatz geheiligt, daß des Freundes Flagge des Feindes Waare decke, oder mit andern Worten, in denen sich jene Verträge aussprechen: „que le pavillon *libre* rend *libre* la marchandise qu'il couvre", und England selbst hatte in verschiedenen Tractaten mit Frankreich, Spanien und Portugal diesen Grundsatz angenommen. Späterhin wurde derselbe noch allgemeiner ausgedrückt, indem es hieß, die neutrale Flagge decke die Waare auf den Schiffen. In der Erklärung Rußlands vom 28. Febr. 1780 und in den zwischen dem Cabinet von Petersburg und mehren Staaten bis zum J. 1783 unterhandelten Uebereinkünften, die durch den Krieg, den damals England gegen Frankreich, Spanien, Holland und die nordamerikanischen Colonien zu bestehen hatte, veranlaßt worden waren, fand sich die Absicht angedeutet: „d'établir un système naturel de neutralité, fondé sur la justice et qui par son avantage réel servît de règle aux siècles à venir"; aber dieses Project, welches zu versprechen schien, daß man sich nach Herstellung des Friedens mit der Einführung eines allgemeinen und positiven Seecodex beschäftigen werde, ward späterhin nicht verwirklicht. Wie es nun bei der wankelmüthigen Politik des russischen Kaisers Paul dessenungeachtet dazu gekommen ist, daß durch die merkwürdige zu Petersburg den 17. Juni 1801 zwischen Rußland und Großbritannien zu Stande gebrachte Convention, der auch Schweden und Dänemark beizutreten genöthigt wurden, das entgegengesetzte Princip im Seerecht Geltung erhielt und England es in seinem Interesse erlangte, daß stipulirt ward, die Flagge solle keineswegs die Waare decken und das Durchsuchungsrecht gestattet sein — Das lernt man hier durch die geschichtliche Darstellung der wechselnden politischen Verhältnisse, belegt durch nicht weniger als 38 Actenstücke, kennen. Mit Recht bezeichnet der Herausgeber den Grundsatz, der solchergestalt wenigstens eine Zeit lang im europäischen praktischen Völkerrechte die Oberhand gewann, als „principe déplorable, inique, qui parmi les nations civilisées ne devrait jamais trouver son application qu'en ce qui concerne la marchandise dite de *contrebande de guerre*".

Der sechste Fall ist wiederum von der Art, um auch Nichtpublicisten eine anziehende Lecture zu gewähren. Denn hier wird die gewaltsame Wegführung des Papstes Pius VII. von Rom 1809, mit allen diese Maßregel des Stärkern gegen den Schwächern begleitenden Umständen, geschildert — ein Ereigniß welches zu jeder andern Zeit die ganze katholische Welt in Bewegung gesetzt haben würde, aber in der Napoleon'schen Periode, bei der Menge der in schnellem Fluge aufeinander folgenden großartigen politischen Begebenheiten, nur als ein wenngleich bedeutungsvoller Zwischenact in dem großen Weltdrama erschien. Vorausgeschickt wird zugleich eine Uebersicht der dieser Katastrophe seit vier Jahren vorausgegangenen Streitigkeiten zwischen dem Heiligen Stuhl und dem Kaiser der Franzosen und stattgehabten Unterhandlungen, nebst Aufführung einer Reihe merkwürdiger Thatsachen, belegt durch ebenso merkwürdige Actenstücke, welche sie zur Folge hatten und mit einer völligen Vernichtung der weltlichen Macht des Papstthums endigten. Zur wahrhaften Erklärung der damals von Napoleon gegen den Kirchenstaat ergriffenen und zur Ausführung gebrachten Maßregeln reicht indessen die Kenntniß der officiellen Verhandlungen (1805—8) nicht hin; erst durch den unmittelbaren Briefwechsel zwischen dem souverainen Kirchenfürsten und dem Kaiser Napoleon erlangt man Aufklärung über Vieles; daher wird hier neben jenen auch diese eigenhändige Correspondenz von einem eigenthümlichen Gepräge und neuem Genre wörtlich mitgetheilt. So findet sich dieser denkwürdige Kampf des Oberhaupts der römisch-katholischen Kirche mit dem mächtigsten Monarchen jener Zeit hier in das wahre Licht gestellt — ein Kampf über den Bignon in seiner „Histoire de France sous Napoléon" mit folgenden Worten urtheilt:

Parmi les prodiges de ces temps extraordinaires, il faut placer comme l'un des plus curieux la lutte pour ainsi dire corps à corps de Pie VII et Napoléon: c'est un beau spectacle que celui d'un pontife désarmé résistant aux volontés du dominateur de l'Allemagne et de l'Italie, défiant sa colère et bravant sa vengeance. A côté de la grande figure de Napoléon, la figure calme et fière de Pie VII tient une noble place. Pour l'observateur qui voudra suivre les détails de leurs démêlés, peut-être les rigueurs du puissant monarque ne paraîtront pas tout à fait sans excuses; mais l'invincible fermeté du prêtre souverain n'en demeurera pas moins digne d'admiration et de respect.

Seit dem Febr. 1809 war es vom französischen Departement des Auswärtigen in seinen Berichten an den Kaiser als eine unumgängliche Nothwendigkeit dargestellt worden, der weltlichen Souverainetät des Heiligen Stuhls in Rom ein Ziel zu setzen; die Unmöglichkeit, den gegenwärtigen Zustand der Dinge im Kirchenstaate noch ferner bestehen zu lassen, ward demselben dargethan. Ein Geschichtschreiber jener Zeit äußert:

Cet état des choses, par sa durée, ne tournait qu'au désavantage de la France; car dans une lutte prolongée entre le fort et le faible, chaque jour qui s'écoule ajoute à l'illustration de la faiblesse courageuse et à la déconsidération de la puissance qui opprime. Plus le temps marche, plus le pape s'affermit dans sa résistance et inspire de l'intérêt même à ceux qui l'avaient d'abord condamné.

Es geschah durch ein aus dem Hauptquartier zu Schönbrunn unterm 17. Mai 1809 von Napoleon erlassenes Decret, daß, ohne ausdrücklich die Absetzung des Papstes als souverainen Fürsten auszusprechen, sämmtliche päpstliche Staaten mit dem französischen Reiche vereinigt und Rom zu einer ville impériale et libre erklärt wurde. Dem Papste ward als Oberhaupt der Kirche ein jährliches Einkommen von 2 Millionen Francs zugesichert. Pius VII. aber traf dieses schon lange geahnte Ereigniß nicht unvorbereitet; für diesen äußersten Fall war bereits im voraus eine Bannbulle im Geheimen verfaßt und im päpstlichen Staatssecretariat niedergelegt worden, bestimmt, gegen Alle geschleudert zu werden die es wagen sollten sich an dem Erbgute des heiligen Petrus zu vergreifen. Und als am 9. Juni der Donner der Kanonen von der Engelsburg erscholl, um die Abnahme der päpstlichen Fahne und die Aufrichtung der französischen zu verkündigen, während in den Straßen und auf den Plätzen Roms das kaiserliche Decret, wodurch die Vereinigung des Kirchenstaats mit dem französischen Reiche verfügt war, unter Trompetenschall proclamirt ward — da war der Zeitpunkt eingetreten für welchen die Erlassung des Kirchenbanns gegen Alle welche mittelbar oder unmittelbar an der Beraubung des Heiligen Stuhls Theil genommen beschlossen worden war, und Pius VII. sprach mit den Worten Jesus Christus: „Et consummatum est." In der Nacht vom 10. auf den 11. Juni ward die vom 10. Juni 1809 datirte päpstliche Excommunicationsbulle an den Mauern der vornehmsten Kirchen Roms angeschlagen, ohne daß es hat entdeckt werden können, durch welche Hände der Cardinal Pacca, der die Ausführung dieser kühnen Maßregel übernommen hatte, Dies, trotz der wachsamen französischen Policei, hatte bewerkstelligen lassen. Jedermann sah sich dadurch überrascht, jedoch am meisten der General Miollis, Oberbefehlshaber der französischen Truppen im Kirchenstaate, der wol eine förmliche Protestation von Seiten des Papstes, aber keinen solchen energischen Schritt von demselben erwartet hatte. Napoleon selbst fand sich in der Bulle zwar nicht mit Namen genannt, allein doch darin als einer der Urheber aller Spoliationen welche der Heilige Stuhl erlitten enthalten, und ein eigenes Breve Pius' VII. aus dem Quirinal verkündigte dem damals in Schönbrunn thronenden Kaiser der Franzosen, daß Er dem großen Bannfluche der Kirche verfallen sei. Allein diese vom höchsten Haupte der katholischen Christenheit über den größten weltlichen Herrscher seiner Zeit verhängte Kirchenacht zeigte sich in Betreff ihrer Wirksamkeit im 19. Jahrhunderte ebenso ohnmächtig als die absolute Reichsacht welche gegen Friedrich den Großen in Anwendung zu bringen versucht ward im 18. Jahrhundert. Nicht einmal zur Veröffentlichung vermochte dieser päpstliche Bannspruch zu gelangen, sodaß sogar dessen Existenz lange zweifelhaft blieb. Napoleon antwortete darauf am 6. Juli durch die Schlacht von Wagram, und unter dem Kanonendonner des Siegers verhallte der Ausspruch des machtlosen Stellvertreters des heiligen Petrus. Auf die weitere Entwickelung und Verfolgung der Plane des Kaisers der Franzosen übte der Act des einst so gewaltigen Kirchenfürsten nicht den mindesten Einfluß, und wie wenig selbst die katholischen Fürsten und deren Cabinete von demselben Notiz nahmen, bewies der fromme Kaiser Franz der Welt, als er einige Monate darauf seine leibliche Tochter dem geächteten Napoleon zur Gemahlin gab. Indessen war es diese Extremität zu der Pius VII. geschritten, welche die Gewaltmaßregel gegen seine Person herbeiführte. Der öffentliche Anschlag der päpstlichen Achtserklärung konnte von dem französischen Heerführer in Rom nur als ein offener Aufruf zum Volksaufstand gegen die Franzosen angesehen werden, und die gesammte Streitmacht welcher dem General Miollis in dieser kritischen Zeit in dieser großen Stadt zu Gebot stand belief sich auf nicht mehr als 7200 Mann. Die sofortige Entfernung des Papstes von Rom erschien ihm als eine von den Umständen zur Verbürgung der öffentlichen Ruhe und für die Sicherheit der französischen Truppen gebieterisch verlangte Maßregel. Aus Allem geht hervor, daß Miollis dabei nach keinem ihm zugegangenen Befehle Napoleon's handelte; aber er war von diesem in seinen Instructionen mit Vollmacht vom größten Umfange für alle mögliche Wechselfälle versehen. Dies ergibt sich auch aus dessen Berichten an den Kaiser, worin er sein Verfahren gegen Pius VII. zu rechtfertigen sucht. Napoleon äußert im „Mémorial de Sainte-Hélène" selbst: „Cet événement s'était opéré sans ordre, et même il me contrariait fort." Die gewaltsame Wegführung des Papstes von Rom geschah gerade an demselben Tage wo der Sieg von Wagram erfochten ward. Hr. v. Martens schließt diesen Artikel mit der Bemerkung:

A une époque moins riche en événements et surtout en bouleversements, l'arrestation du pape et sa translation loin de la capitale de la chrétienté aurait causé en Europe une stupeur générale, ému tous les peuples catholiques et agité les gouvernements. Toutefois cet événement se trouva alors rapetissé par la grandeur et l'importance de ce qui se passait ailleurs.

Die Entkleidung des geistlichen Oberhaupts der katholischen Kirche von aller weltlichen Souverainetät dauerte jedoch nur bis zum Sturz Napoleon's. Kaum wird man sich indessen des Gedankens erwehren können, welche Folgen es für den Katholicismus gehabt haben würde, wenn Dies nicht blos vorübergehend gewesen wäre.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Rußland.

Professor Tschurowsky's Bereisung des Altaigebirgs.

Prof. Tschurowsky, bei der moskauer Universität angestellt, hat seine im J. 1844 gemachte geologische Reise an das Altaigebirge vor einigen Monaten in Petersburg herausgegeben. Mit einem Atlas und 17 gravirten Tableaux geziert, sind dem Werke interessante historisch-statistische Notizen über die koluwanschen Bergwerke beigeschlossen. Prof. Tschurowsky ist der wissenschaftlichen Welt schon früher durch einige ähnliche Werke bekannt geworden, namentlich durch seine 1841 herausgegebene Beschreibung des Ural in physisch-geographischer, geognostischer und mineralogischer Beziehung. Die Reise an den Ural unternahm er 1838. Nachdem er ihn gesehen, konnte er sich es seiner Wißbegier nicht versagen auch das zweite nicht minder merkwürdige Gebirge Westsibiriens, das Altaigebirge, zu besuchen, das wegen seiner viel weitern Entfernung, wegen seiner Unbewohnbarkeit den Russen viel mangelhafter als der Ural bekannt ist. Die frühern Gelehrten die den Altai zu verschiedenen Epochen besuchten, wie Pallas, Gmelin, Ledebour, Humboldt, mehre unserer Bergingenieure, untersuchten nur hauptsächlich seine westliche Seite, die reiche Metallgruben in sich schloß. Alle übrigen Theile sind uns jedoch bis heute unbekannt geblieben; dahin gehört z. B. der große Alatau, der sich nördlich vom Telezkischen See hinabzieht, und die Grenze zwischen den Gouvernements Tomsk und Jeniseisk bildet. Schon lange vor den Russen kannten den Altai die nomadisirenden Volksstämme Nordsibiriens, vornehmlich die Teleuten oder Tataren. Die Russen machten erst bei der Entdeckung des Goldes in Sibirien mit ihm Bekanntschaft. Seine an China grenzende Ostseite aber, ebenso wie seine südwestliche, beide mit ewigen Schneelagen bedeckt und dem Reisenden fast unzugänglich, kennen wir fast noch gar nicht. Oberst Helmersen, ein Liefländer, im Corps der Bergingenieure dienend, und gleich nach ihm ein Hr. v. Tschihatschew haben zuerst diese Gegenden des Gebirgs besucht. Ersterer hat eine instructive Beschreibung des großen Telezkischen Landsees herausgegeben, Letzterer seine ganze Altaireise, aufs luxuriöseste ausgestattet, vor kurzem französisch in Paris erscheinen lassen. Tschurowsky verwandte nur acht Monate auf seine Altaibereisung. In einer so kurzen Zeit konnte er freilich einen Landstrich vollständig nicht übersehen der dem heutigen Frankreich fast gleichkommt, und dem Reisenden fast nicht zu besiegende Hindernisse zum Fortkommen entgegenstellt. Er begnügte sich darum mit den ihm besonders wichtig dünkenden Theilen. Er begann seine Untersuchungen mit dem Südbezirk, formirt von den hohen Altaialpen und seinen bekanntern Metallgruben, darauf wandte er sich zum vorgedachten Alatau. Die Ausdehnung des letztern in seinen weiten Verzweigungen kommt dem Pyrenäengebirge gleich. In seiner geographischen Lage sonach mit dem Altai verbunden, bildet er dennoch eine ganz eigene Bergkette für sich, die mit dem Ural große Aehnlichkeit besitzt. Dieser Gebirgszweig des Altai schließt die berühmten Goldsandlager Westsibiriens in sich. Nachdem er die nördliche Bergkette untersucht, war er in Stand gesetzt zu beweisen: der Ural und Altai haben sich nicht gleichzeitig, sondern in verschiedenen Epochen formirt. Von den Goldsandlagern zurückkehrend, machte Prof. Tschurowsky einige Excursionen nach den verschiedenen Richtungen des Altai. Seine Reise beschreibt er uns in Form eines Tagebuchs.

Man nimmt den Altai oft in weiter, oft in sehr enger Beziehung. In ersterer versteht man unter ihm das ganze enorme System von Bergen die vom Baikalsee beginnen und in den verschiedenartigsten Richtungen ganz Mittelasien von Osten nach Westen durchschneiden. So genommen theilt diese große Gebirgsmasse den mittelasiatischen Continent in vier parallel gegeneinander laufende Theile. In engerer Beziehung aber versteht man nur sein westliches Bergsystem; insofern gehört er ganz dem russischen Territorialbesitz an, und nimmt Etwas über den vierten Theil der ganzen weiten Gebirgsmasse ein, wie man sie in der erstern Beziehung begreift. Obgleich in diesem beschränkten Verhältniß occupirt sein Flächeninhalt dennoch 4400 Quadratmeilen, oder fast vier mal so viel als die Schweiz. Der Altai und Alatau liegen geographisch genommen sehr nah aneinander, aber bilden für den Geologen zwei voneinander ganz verschiedene Bergsysteme. Für den höchsten Punkt des Altai hält man bis jetzt den Beluha, dem Katunschen Bergrücken angehörend, darum er auch die Katunsche Säule genannt wird. Prof. Göbel an der dorpater Universität unterwarf ihn in den Jahren 1833 und 1835 wiederholten trigonometrischen Messungen, nach denen er über die Meeresfläche eine Höhe von fast 11,000 Fuß ergab; er ist folglich höher denn der Aetna und ein wenig niedriger denn der Maladetta, der höchste Punkt der Pyrenäen. Ungeachtet den Beluha eine sehr trockene Atmosphäre umweht, ist er dennoch mit Gletschern umgeben, die längs seinem südlichen Abhange hinuntergehen und in großen Seen sich endigen. Von ihrer Annäherung wird der Wanderer schon von ferne durch die in den Katunfluß strömenden Gewässer unterrichtet, an Farbe wie Milch, aber schmuzig gleich den Gewässern die von den schweizer und savoyischen Gletschern hinunterströmen. Hrn. Prof. Göbel verdanken wir die ersten gründlichen Notizen über den Katunschen Bergrücken des Altaigebirgs. Von ihm war er, wie seine gedachte höchste Spitze, den Russen ganz unbekannt, die mangelhaften Berichte ausgenommen die uns Ledebour und Bunge gaben. Nur einige kühne russische Jäger, nomadisirende Kalmücken und Kirgisen besuchten bis dahin seine Thäler und nächstbelegenen Nebenberge. Die höchsten Spitzen des Gebirgs blieben auch ihnen unzugänglich. Den Pic Beluha hat noch Niemand ganz erstiegen. Die Höhe des Katunschen Bergrückens erreicht an andern Stellen zwischen 8—9000 Fuß. Die Höhe der übrigen Berge vom mehrgedachten Katunschen gegen Norden und Südosten abliegend, ist noch von Niemandem genau gemessen, sie erheben sich aber alle über die Schneelinie, die man an der Nordseite des Altaigebirgs auf 6300, an der Südseite auf 7800 und mehr Fuß annimmt.

Der Altai ist gefüllt von Thalgründen (Schluchten, Klüften), die sich nach und nach mit Wasser füllten, und allmälig Seen bildeten, von welchen einige eine bedeutende Größe haben. Die größten von ihnen sind der Karakol und der Telezkisee, beide von einer hohen Bergkette umgeben. Dem Altaigebirge gehen die reizenden mannichfaltigen Naturansichten ab, wie wir sie auf den Schweizergebirgen finden, wo wir durch Wolken überragende Pics, Abgründe, Wasserfälle, Seen, heiße Quellen, überhaupt durch die wildesten und imposantesten Naturschönheiten überrascht werden. Beide Bergketten, der Altai und Alatau, dürfen in dieser Rücksicht mit jenen nicht rivalisiren. Einzelne schöne Naturpartien abgerechnet, sind beide Bergketten im Allgemeinen sehr einförmig gestaltet. Ueberall gewahrt man endlose Bergreihen, durch Vorsprünge aneinan-

verhängend, auf ihren Gipfeln ausgedehnte Flächen und sumpfige abschüssige Thäler. Wo hier und da die Berge von Flüssen durchschnitten, oder in Folge der Zerstörungen der Zeit sich als chaotisch geformte Felsmassen dem Wanderer darstellen, vergißt er die allgemeine Monotonie des Gebirgs und nimmt vom Altai dennoch eine angenehme Rückerinnerung mit sich.

Mädler's Centralsonne.*)

Der in seinem Fache unermüdet thätige Astronom Mädler hat nach einer raschen Vergreifung der ersten Auflage seiner „Centralsonne" schnell eine zweite erscheinen lassen, in der er seinen Gegenstand viel ausführlicher behandelt, uns aber dennoch in kurzem ein größeres Werk darüber zusagt unter dem Titel: „Untersuchungen über die Fixsternsysteme." Er gibt in seiner Schrift ausführliche Rechenschaft von seinen sechs Jahr unablässig verfolgten Forschungen, die ihn zu dieser wichtigen Entdeckung im Gebiete der Fixsternsysteme geführet haben, wobei er bestimmt behauptet: die Plejadengruppe sei als die Centralgruppe des gesammten Fixsternsystems bis in seine äußersten durch die Milchstraße bezeichneten Grenzen hin anzusehen, und Alkyone als derjenige einzelne Stern in dieser Gruppe, der unter allen übrigen die meiste Wahrscheinlichkeit für sich hat die eigentliche Centralsonne zu sein. „Doch versteht es sich", sagt er weiter, „daß in Folge der im Laufe der Jahrtausende veränderten Constellationen der Schwerpunkt des Fixsternsystems zu Zeiten auch außerhalb Alkyone fallen, ja vielleicht selbst eine Zeit lang auf einen benachbarten Stern übergehen kann. Bei der gegenwärtigen Configuration dieser Gruppe scheint es jedoch ganz unstatthaft, einen andern als diesen Stern dafür bezeichnen zu wollen." Um nun möglichst genaue Resultate über die Eigenbewegungen der Fixsterne in dieser Himmelsgegend, wie überhaupt über die Plejadengruppe zu erlangen, schlägt Mädler vor, mit den besten und schärfsten Hülfsmitteln der astronomischen Mikrometrie Durchmessungen der um die Alkyone gruppirten einzelnen Sterne beharrlich fortzusetzen, sie aber wesentlich auf die Alkyone selbst zu richten, diesen Stern so oft zu beobachten als seine Sichtbarkeit in der Nacht wie am Tage Dies möglich macht. Für die dorpater Sternwarte beabsichtigt Mädler diese Aufgabe unablässig zu verfolgen. Die Entfernung der Centralsonne von der unserigen gibt er auf 34,000,000 Sonnenweiten an, zu deren Durchmessung der Lichtstrahl eine Zeit von 537 Jahren gebraucht. Die Umlaufszeit der Sonne um die Alkyone bestimmt er auf 18,200,000 Jahre. Von den Nebelflecken sagt er: „Wir kennen ihrer schon mehre, die ganz oder theilweise in Sternpunkte aufgelöst sind, einige von ihnen nimmt man mit starkverdichtetem und ziemlich bestimmtem Kerne wahr. Wahrscheinlich bilden sie besondere Weltgebiete für sich, auf welchen ebenfalls das Gesetz der Schwere sich geltend machen wird. Diese uns noch so räthselhaften Gebilde stehen wahrscheinlich in naher Verbindung mit unserer Fixsternwelt, und sind als ihr zugehörende Glieder zu betrachten." Die Gesammtconstitution des Fixsternsystems stellt uns Mädler also dar: „Die Mitte ist durch eine sehr sternreiche mit bedeutenden einzelnen Massen erfüllte Gruppe bezeichnet. Um sie herum zunächst eine schmale verhältnißmäßig sternleere Zone, hierauf eine breite ringförmige sternreiche Schicht, dann abermals eine sternarme Zwischenzone, und so fort in einer noch unbestimmten Anzahl von ringförmigen Gliedern, deren beide äußersten die Milchstraße bilden, die aber wahrscheinlich nicht als die äußerste Grenze dieser Sternschichten anzusehen ist. Jenseit ihr dehnen sich bestimmt andere ungeheuere Räume von Fixsternmassen aus, von welchen sie nur getrennt wird, wie Dies schon die Plejadengruppe erweist, um die herum ein ziemlich sternenleerer Raum gefunden wird." 115.

*) Die Centralsonne. Von J. H. Mädler. Zweite umgearbeitete Auflage. Mitau, Reyher. 1847. Gr. 8. 12½ Ngr.

Bibliographie.

Armin, E., Des Erziehers Leben und Ringen, oder die pädagogische Geduld-Schule. Aus dem Leben eines Schulmannes. Linz am Rhein. 16. 10 Ngr.

Becker, D. F., Ueber Gymnasien und Realschulen. Ein Beitrag zur Beantwortung der Frage über die Vorschule zum Studium der Naturwissenschaften überhaupt und der Heilkunde im Besonderen. Sondershausen, Eupel. Gr. 8. 10 Ngr.

Biedenfeld, F. Frhr. von, Das Buch der Rosen. Eine populaire Monographie für Dichter, Botaniker, Gärtner und Blumenfreunde. 2te vermehrte Auflage. Weimar, Voigt. 12. 2 Thlr.

Credner, K. A., Zur Geschichte des Kanons. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 2 Thlr.

Heinrich, C., Erzählungen über evangelische Kirchenlieder und über einzelne Verse für Jung und Alt. Magdeburg, Falckenberg u. Comp. 8. 21 Ngr.

Helwing, E., Ueber Friedrich Wilhelm's, des großen Kurfürsten von Brandenburg, religiöse Ansichten und kirchliche Politik. Ein im wissenschaftlichen Vereine zu Berlin gehaltener Vortrag. Lemgo, Meyer. Gr. 8. 5 Ngr.

Janeiro, M., Gedichte. Tübingen, Zu-Guttenberg. 16. 10 Ngr.

Kingston, W. H. G., Der Premier-Minister. Ein historischer Roman. Deutsch von A. Schraishuon. Drei Bände. Stuttgart, Hallberger. 8. 3 Thlr.

Koosen, J. H., Propädeutik der Kunst. Königsberg, Tag und Koch. Gr. 8. 2 Thlr.

Lutz, J. L. S., Biblische Dogmatik. Nach dessen Tode herausgegeben von *R. Rüetschi*. Mit einem Vorworte von Prof. Dr. *Schneckenburger*. Pforzheim, Flammer und Hoffmann. Gr. 8. 3 Thlr.

Scheible, J., Das Kloster. Weltlich und geistlich. 5ter Band. 17te bis 20ste Zelle. — A. u. d. T.: Die Sage vom Faust bis zum Erscheinen des ersten Volksbuches, mit Literatur und Vergleichung aller folgenden; Faust auf der Volksbühne; Zauber-Bibliothek des Magiers. Auch 3ter Band von Dr. Joh. Faust. Mit 46 lithographirten Blättern und Holzschnitten. Stuttgart. 16. 3 Thlr. 15 Ngr.

— — Der Schatzgräber in den literarischen und bildlichen Sonderbarkeiten rc. hauptsächlich des deutschen Mittelalters. 2ter Theil. — A. u. d. T.: Flagellum Salutis oder Heilung durch Schläge in allerhand schweren Krankheiten von K. F. Paullini. (Nach der Ausgabe von 1698.) Wunderbare Kuren durch Musik. Von F. E. Niedten. Lebensverlängerung bis auf 115 Jahre durch den Hauch junger Mädchen. Von M. D. J. H. Cohausen. (Gedruckt in der alten Knaben Buchdruckerei, 1753.) Mit 2 Abbildungen. Stuttgart. 16. 16 Ngr.

— — Derselbe 3ter und 4ter Theil. — A. u. d. T.: K. F. Paullini's heilsame Dreck-Apotheke, wie nemlich mit Koth und Urin die meisten Krankheiten und Schäden glücklich geheilt worden. Nach der vollständigen Auflage von 1714. Zwei Theile. (u.) Von dem Nutzen des Geißelns in medizinischer und physischer Beziehung von J. H. Meibom und Andern. Stuttgart. 16. à 16 Ngr.

Tittmann, J., Kleine Schriften zur deutschen Literatur- und Kulturgeschichte. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Die Nürnberger Dichterschule. Harsdörfer, Klaj, Birken. Beitrag zur deutschen Literatur- und Kulturgeschichte des 17. Jahrhunderts. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wislicenus, E., Darstellungen aus der deutschen Geschichte zur Belehrung über deutsche Volkszustände, wie sie gewesen und wie sie geworden. Eine Schrift für das deutsche Volk. Zwei Bändchen. — A. u. d. T.: Entstehung von Königthum und Adel in Deutschland oder Umsturz der ursprünglichen Verhältnisse des altdeutschen Volkslebens durch die Völkerwanderung. Leipzig, O. Wigand. 8. 16 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 132. —— 12. Mai 1847.

Zur Geschichte des Völkerrechts.

(Fortsetzung aus Nr. 131.)

In dem siebenten Artikel des zweiten Bandes bekommen wir eine auf sorgfältig gesammelte Thatsachen und Urkunden gestützte Erörterung der Zwistigkeiten zwischen Frankreich und Schweden in den J. 1810, 1811 und 1812, welche endlich einen völligen Bruch mit Napoleon und eine Allianz Schwedens mit Großbritannien und Rußland zur Folge hatten. Die politischen Verhältnisse zwischen Frankreich und Schweden in den gedachten drei Jahren bilden eine so folgenreiche Episode in dem großen Weltdrama, wodurch nach und nach der Sturz des französischen Kaiserreichs bereitet ward, daß eine Aufklärung derselben, nach den hier durch Hrn. v. Martens an die Hand gegebenen Daten, vielen Lesern d. Bl. willkommen sein dürfte. Ref. wird zugleich Manches hinzufügen was zum bessern Verständniß der damaligen Zeitconjuncturen nöthig erscheint.

Das schwedische Reich war durch die feindselige Stellung die Gustav IV. Adolf seit 1805 gegen Frankreich eingenommen hatte, zu deren Behauptung große kriegerische Anstrengungen erfoderlich gewesen waren, und durch die unkluge Politik dieses Königs, der zuletzt mit allen Mächten gebrochen, in allen seinen Hülfsmitteln und Kräften so sehr erschöpft, daß es sich seit der Thronrevolution, wodurch am 6. Juni 1809 der Herzog Karl von Südermanland an die Stelle seines Neffen als Karl XIII. zur Königswürde erhoben worden war, nach Nichts mehr sehnte als nach Herstellung des Friedenszustandes mit der ganzen Welt. Aber der Friede mit Rußland hatte nur durch den Verlust von Finnland erkauft werden können, und der mit Frankreich, welcher den 6. Jan. 1810 zu Paris abgeschlossen ward, wodurch der Wiederbesitz von Schwedisch-Pommern erlangt wurde, durch Beitritt zu dem Continentalsystem. Schweden mußte sich verbindlich machen, seine Häfen dem britischen Handel zu verschließen und keine englische Waare, sei es unter welcher Flagge, zuzulassen. Nur hinsichtlich des Salzes, so weit dessen Einfuhr für den Verbrauch des Landes nothwendig, sollte eine Ausnahme gestattet sein. Durch die Aufgebung des Seeverkehrs mit England aber erlitt das Land überaus empfindliche Verluste, seine Schiffahrt und der Absatz seiner Producte fanden sich dadurch gelähmt, fast vernichtet, und die neue Regierung sah sich solchergestalt zugleich der Mittel beraubt, sich nur einigermaßen von dem zerrütteten finanziellen Zustande in welchen die vorige das Reich gestürzt zu erholen. Auch machte die geographische Lage Schwedens und die Gestaltung seiner Küsten die völlige Verhütung des Schleichhandels, selbst bei dem besten Willen der Regierung, sehr schwierig, wo nicht unmöglich. Ueberdies wünschte man offene Feindseligkeiten gegen England zu vermeiden. So kam es, daß der Verkehr mit diesem Inselreiche zwar ostensibel vielen Beschränkungen unterworfen, gleichwol nicht durchaus unterbrochen ward. Inzwischen war, da Gustav IV. sammt seiner Nachkommenschaft des Throns für immer verlustig erklärt und der bei dem Mangel an Descendenz des Königs Karl XIII. zum Thronerben bestallte Prinz von Augustenburg (28. Mai 1810) plötzlich mit Tod abgegangen war, von den schwedischen Reichsständen der französische Marschall Bernadotte, Fürst von Ponte-Corvo (28. August), zum Kronprinzen erwählt, und nachdem er diese Berufung auf den schwedischen Königsthron angenommen, gleich seinem Vorgänger vom Könige als Sohn (26. Sept.) adoptirt worden. Es war diese Wahl, über deren Beweggründe noch Manches nicht hinlänglich aufgehellt ist, vom Kaiser Napoleon keineswegs hervorgerufen oder begünstigt worden; sie hatte nicht in den Planen seiner Politik gelegen. Er hätte vielmehr gern die Erledigung der Thronfolge in Schweden dazu benutzt gesehen, die drei skandinavischen Königreiche in Einem Haupte zu vereinigen, um im Norden ein mächtigeres Reich Rußland gegenüber zu erschaffen. Darum würde er gewünscht haben, daß die Wahl zum Thronfolger in Schweden auf den mit ihm verbündeten König von Dänemark und Norwegen gefallen wäre. Aber als die Sache einmal geschehen und nicht mehr zu ändern war, suchte er wenigstens aus dieser getroffenen Wahl eines Franzosen, eines seiner Generale, zum künftigen Könige in Schweden die möglichsten Vortheile für sich und das französische Reich zu ziehen. Indem er Bernadotte von seinen Eiden als französischen Bürger und General entband und als Kronprinzen von Schweden anerkannte, wollte er, daß derselbe sich zu einer ewigen Allianz mit Frankreich verpflichte,

sich verbindlich mache niemals die Waffen gegen Frankreich zu führen, und sich mit Schweden in das unter Frankreichs Aegide bestehende große europäische Föderativsystem fügen sollte. Allein der neue schwedische Thronfolger war nicht zu bewegen, Verpflichtungen einzugehen die mit den Interessen des Landes zu dessen Regierung er dereinst berufen war in Widerspruch treten konnten. Schon als derselbe die Reise nach seinem neuen nordischen Vaterland antrat, hatte Napoleon eine Ahnung, daß er sich dort eine selbständige, der seinigen vielleicht widerstreitende Politik aneignen dürfte. Man hörte den Kaiser sich einmal in dieser Beziehung mit den Worten auslassen: „Nous ne nous sommes pas entendus, maintenant il est trop tard; Bernadotte a ses intérêts: ma politique et la sienne ne pourront s'accorder." Der Kronprinz hatte jedoch vor seiner Abreise von Paris wiederholt versichert, daß er es stets für seine Pflicht halten würde, die Interessen seines neuen Vaterlandes mit denen seines alten zu vereinbaren, und daß er insbesondere sorgfältig darüber wachen wolle, den Stipulationen des zwischen Frankreich und Schweden bestehenden Friedenstractats treu und gewissenhaft nachzukommen. Nur hatte er um die Gewährung einer Frist für die vollständige Erfüllung derselben gebeten, damit die schwedische Regierung in den Stand gesetzt werde, die nöthigen Einrichtungen treffen zu können, um die Nachtheile möglichst zu verringern die aus dem plötzlichen Abbruch aller Handelsverbindungen mit England erwachsen würden, und Napoleon hierauf die Zusage ertheilt, daß er sich einen Termin bis zum Mai des nächstkommenden Jahrs gefallen lassen wolle. Allein schon längst waren in Paris mannichfaltige, zum Theil wol übertriebene Berichte über den ungemein lebhaften Verkehr eingelaufen, der, trotz der ausdrücklichen Bestimmungen des Pariser Friedensschlusses vom 6. Jan. 1810, fortdauernd zwischen Schweden und England getrieben werde. Die schwedischen Häfen und Ankerplätze, vornehmlich Gothenburg und Stralsund, schienen zum Entrepot für die dort unter der Maske von Contrebande eingeführten englischen Waaren und Colonialartikel zu dienen, um von da aus den Continent, namentlich die Länder am Baltischen Meere, damit zu überschwemmen. Napoleon, der von der fixen Idee ausging, daß die strenge Handhabung des sogenannten Continentalsystems mit allen seinen Consequenzen das einzige Mittel sei Großbritannien zum Frieden zu zwingen, sah solchergestalt durch Schweden sein ganzes System eludirt, und beschloß darum, diesem Zustande ein Ende zu machen. Noch vor der Ankunft des neuen Kronprinzen in Stockholm (2. Nov. 1810) geschahen daher von Seiten Frankreichs im October energische Schritte zu diesem Zweck. Es wurde eine unverzügliche förmliche Kriegserklärung Schwedens gegen Großbritannien und die Confiscation der englischen Waaren auf dessen sämmtlichen Gebieten verlangt. Im Weigerungsfalle ward Schweden mit Feindseligkeiten von Frankreich und dessen Alliirten bedroht. Nicht leicht konnte eine Lage kritischer sein als die worin sich jetzt die schwedische Regierung befand. Man erblickte sich in der Alternative, nur zwischen einem Kriegszustand mit Frankreich oder mit England zu wählen zu haben, und welche von diesen beiden Parteien man ergreifen mochte, offenbar waren die größten Gefahren damit verknüpft. Wollte man sich entschließen zu verweigern, sich in die Foderungen des Kaisers Napoleon zu fügen, dann war der Verlust von Pommern gewiß, und zugleich stand des schwedischen Reichs Existenz durch einen Angriff von Frankreichs Bundesgenossen — Rußland und Dänemark — auf dem Spiel. Wollte man dagegen sich plötzlich in einen Zustand offener Feindseligkeit gegen Großbritannien versetzen, dann unternahm man einen Krieg gegen die erste Seemacht der Welt, zu dem Schweden weder vorbereitet noch demselben mit allen seinen Hülfsquellen aufs entfernteste gewachsen war, während voraussichtlich ungeheuere Verluste für Schweden zu besorgen waren. Nicht nur zahlreiche mit Eisen beladene und nach Amerika bestimmte Handelsschiffe, die sich in der See befanden, sondern auch die Flotte in dem schlecht befestigten Karlskrona konnten alsdann das Schicksal haben den Engländern in die Hände zu fallen. Um die Marine und die Armee in schlagfertigen Stand zu setzen, würde eine außerordentliche Ausgabe von 7—8 Millionen erfoderlich gewesen sein, und wo bei den erschöpften Finanzen eine solche große Summe finden? Zu neuen Auflagen des Volkes, das durch Stockung des Ausfuhrhandels eines großen Theils seiner Erwerbsmittel beraubt war, Zuflucht zu nehmen, würden die Reichsstände nicht gestattet haben. Und woher sich ein bisher aus England bezogenes unentbehrliches Lebensbedürfniß, das Salz, bei dem Abbruch alles Verkehrs mit diesem Lande verschaffen? Alles Dieses ward im königlichen Staatsrathe zu Stockholm vor der Fassung einer Entschließung in dieser Krisis reiflich erwogen; doch prävalirte die Ansicht, daß es sich in dem Augenblick vor Allem vorzugsweise darum handele, das von Frankreich über Schweden hereinzubrechen drohende Gewitter zu beschwören, und König Karl XIII. entschied sich zur Nachgiebigkeit in den eisernen Willen Napoleon's. Mit Zuversicht gab er sich jedoch dabei der Hoffnung hin, daß einerseits der Kaiser nicht wollen könne, Schweden dadurch, daß er mit unerbittlicher Strenge auf die Verwirklichung seiner Foderungen bestehe, aufs äußerste zu bringen, andererseits aber das britische Ministerium sehr wohl begreifen dürfte, daß das schwedische Cabinet nur dem Drange unabwendbar gebieterischer Umstände gewichen und gegen seinen Willen gewaltsam durch äußere Macht in einen Krieg gegen England verwickelt worden sei, während die schwedische Nation in ihrem wahren Interesse Nichts mehr wünschen könne als mit der britischen im fortdauernden Frieden zu leben. Getrost glaubte der König annehmen zu können — und hierin hatte er sich auch nicht getäuscht —, daß Schweden bei einem Kriegszustande, in welchen es ohne seine Schuld und trotz alles Widerstrebens hereingezogen worden, von Eng-

land mit Grossmuth behandelt werden und dieses es verschmähen würde, ihm unnöthig Wehe zu thun und Schaden zuzufügen. Die förmliche Kriegserklärung Schwedens gegen Grossbritannien wurde daher in der Mitte Novembers 1810 promulgirt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine Chronik von Kleefeld, nebst einigen Nachrichten von dem Einsiedler von Sattheim. Von Douglas Jerrold. Aus dem Englischen. Mit dem Bildnisse des Einsiedlers von Sattheim. Leipzig, Brockhaus u. Avenarius. 1847. 8. 24 Ngr.

Der geistreiche Verf. dieses mehr als witzigen Büchelchens — es hat nur 180 Octavseiten, aber ungezählte goldene Zeilen und diamantene Worte — will „der leichtsinnigen und ehrfurchtslosen Welt nicht sagen wo Kleefeld liegt". Mithin wäre es Verrath an ihm und Undank für den gewährten Genuss, wollte Ref. ihm vorgreifen und das Geheimniss enthüllen. Denn streut auch der Verf. hier und da Winke aus, als liege Kleefeld in dem Lande dessen Sprache er geschrieben, so hindert Wenig oder Nichts, es dem Lande zuzueignen dessen Sprache die Uebersetzung redet, und wäre Das die Sprache Frankreichs, könnte auch Frankreich das Land sein. Demnach ist wol das Beste, daß Jeder sich kratze wen's juckt, und kann es trösten, nicht der einzige Kranke unter Aussätzigen zu sein, so möge der Trost nur nicht zum Polster werden für die Fehler und Thorheiten deren Folge die weitverbreitete Krankheit und deren Strafspiegel die Chronik von Kleefeld und die Mittheilungen des Einsiedlers von Sattheim sind. Wie indessen Kleefeld entstanden, Das berichtet der Verf.: „Der Geist der Fabel, der mit dem bedrängten Menschenherzen spielt und seine Träume zu lebendigen Gestalten verdichtet, behauptet, Kleefeld sei die Schöpfung eines Elfen, der in einem muthwilligen Augenblicke es zu einem Lieblingslandsitz, zu einem blumenreichen Flecke, bevölkert von glücklichen Gesichtern, gemacht habe, und es wurde, erzählt die Fabel, auf folgende Weise erschaffen. Der Elfe nahm einige Stücke altes feines Leinen, die zerrissen und zu einem Brei gestampft und dann zu einer dünnen fleckenlosen Substanz gemacht wurden. Und dann flog der Elfe in ferne Wälder und suchte dort gewisse Dinge, aus denen er eine Flüssigkeit dunkelster Farbe bereitete, und dann wurde nach altehrwürdigem Brauch ein lebendes Wesen geopfert; ein von den Menschen um Michaelis und Martinszeit sehr gepriesener Vogel musste verbluten, und der Elfe, nachdem er dem armen todten Thiere eine Feder geraubt, schwang sie und schwang sie, und das Dorf Kleefeld wuchs und wuchs, und Hütten stiegen still wie Bäume aus der Erde hervor, und Männer und Frauen kamen einzeln und paarweise, und bald stieg Rauch aus Essen, und Wiegen wurden geschaukelt. Und Dies, erzählt der Geist der Fabel, war der Anfang von Kleefeld."

Ein halbes Stündchen davon wohnte ein Mann welcher „bei den Dorfbewohnern der Einsiedler von Sattheim hiess". Ein Zufall führt den Verf. unter sein gastliches Dach, in seine „Zelle", und da die Auslassungen des Einsiedlers den Hauptinhalt des Buches bilden, war es vielleicht weder richtig noch klug, ihn auf dem Titel zur Nebenperson zu machen. Dagegen entspricht sein Bildniss der Beschreibung. „Er schien zwischen 50 und 60 Jahre alt zu sein — aber näher den Sechzigen. Er hätte schlank ausgesehen, wenn ihn nicht seine breiten Schultern und sein dicker Bauch hätten anders erscheinen lassen. Seine Arme waren kurz, stark und sehnig und versehen mit einer Faust die einen Eber und einen schlauen Advocaten hätte würgen können. Durch und durch war er ein derbes Stück von einem Manne, straff und rüstig. Sein Gesicht war dick und rund, mit einem fetten speckigen Schein. Die breiten rothen Backen hatte gutes Leben hier und da mit Diamanten besetzt. Wie die Edelsteine nach einiger Leute Behauptung nichts Anderes sein sollen als eine Krystallisation der kostbarsten Stoffe, gezogen und destillirt aus der Mutter Erde, so waren die Rubinen welche auf den Backen des Einsiedlers glühten Nichts als die verhärteten fleischgewordenen Säfte des schnellen Rebes — die flüchtigen Geister der Rebe. Der Einsiedler hatte keine Nase... Es war ein kleiner Knoten Fleisch vorhanden, ähnlich einem kleinen in Wein getauchten Pilz, der bescheiden wie ein Veilchen zwischen des guten Mannes Backen stand, und durch den man ihn hat niesen hören... Des Eremiten Mund besaß die ganze Geräumigkeit unbegrenzten Wohlwollens; er war groß und breit wie eine alte Tasche. Die Unterlippe hatte ein Ansehen saftiger Schwere, als sänke sie von Ueberreife wie eine Pfirsich die in der Sonne platzt. Seine Zähne — nur einen hatte er verloren, im activen Dienst gegen einen strasburger (?) Schinken — waren regelmäßig wie eine Linie Infanterie und nicht weniger gefährlich. Die Stirn war breit, das schwarze Haar dämmerte ins Grau hinüber, außer einer einzigen alleinstehenden Locke auf der Stirn die noch rabenschwarz war. Die Augen waren klein und lagen so tief, daß kein Mensch jemals das Weiße derselben erblickt hat; sie blitzten wie schwarze Perlen aus purpurnem Fleische." Dies die Aeußerlichkeit des Einsiedlers. Seine Gespräche schildern sein Inneres, dolmetschen sein Wissen und Denken. Innigstes Wohlwollen ist der Grundzug seines Charakters. Dafür bürgt schon die Einrichtung seiner Zelle und der dazu gehörenden Räume. Die Wände waren tapezirt mit Speckseiten und Schinken, Wurstguirlanden hingen vom Dach herab, zwischendurch zeigte sich ein Wildschweinskopf und ein Büffelrücken; gab es Zungen vom Rothwild, von der Antilope, vom ostindischen Ochsen, glänzten hundert gläserne Büchsen mit scharfen Pickles und schimmerte die Olive in ihrem milden unsterblichen Grün. Im Keller versichert der Einsiedler: „Die Sonne bescheint keine Rebensorte die nicht hier zu finden wäre", und auf einen Ausdruck des Unglaubens seiten des Verf. sagt er: „Mensch, eine Lüge ist überall ein armseliges niederträchtiges Ding; aber doch kann eine Lüge nach ihrer Oertlichkeit besser oder schlechter sein. Wer jedoch in einem Weinkeller lügen kann, der ist ein über alle Begriffe niederträchtiger Mensch. Sein Lebensblut ist im besten Falle schlechter Essig." Sie kommen in den Hühnerhof. Der Verf. lobt die großen blendendweißen Hühner. Es sind Kapaune. Der Einsiedler nennt sie seine Mönche. Beim ersten gemeinsamen Essen gibt sich in letzterm der Mann „von überlegenem Geiste" kund. Er sprach keine Sylbe, bis sie mit dem Essen fertig waren, und äußerte später: „Ein Mensch der während des Essens schwatzt, verschlingt Speisen, ißt aber nicht. Das Essen ist ebenso sehr, ja noch mehr eine geistige als eine körperliche Arbeit. Es herrscht eine wunderbare Sympathie zwischen dem Gehirn und dem Gaumen. Sprechen hebt die vollkommene Harmonie zwischen ihnen auf. Alle edlern Thätigkeiten der Seele sollten bei jedem Bissen beschäftigt sein, und so ißt der Weise mit dem Gehirn und der Narr mit dem Munde."

Im Fortgange der Unterhaltung erwähnt der Einsiedler das glückliche Land Wieseuchgefällt, wo er längere Zeit gelebt; und was er von der dasigen Regierung und Religion, den Gesetzen und gesellschaftlichen Institutionen sagt, ist voll Geist, Witz und Satire, ist eine Fabel die kein Land auf seinen Nachbar zu deuten braucht. De te fabula narratur, amice. Dasselbe gilt in anderer Anwendung von des Einsiedlers „kurzen Geschichten von einer Kuh und einem Schweine". Gano, ein neapolitanischer Bauer, hat ein junges Schwein gekauft, ein mageres Ding. In der Hoffnung, der Segen des heiligen Antonius werde es dick und fett machen, läßt er es zwei mal mit dem kraftreichen Wasser besprengen. Kurze Zeit nachher kauft er eine Kuh. Die bedurfte seines Erachtens den Wassersegen nicht, denn ihr schwarzes Fell war wie genuesischer Sammet, und sie gab täglich eine Flut von Milch. Mit Eins

magert die Kuh ab und das Schwein wird fett. Gano maß es dem Segen des Heiligen bei, bis er eines Morgens und sechs Morgen lang das Schwein „unter der Kuh liegen und an den Zitzen derselben mit aller Macht saugen sah, gemüthlich über den Diebstahl grunzend“. . . „In Eurer Welt“, sagt der Einsiedler zum Verf., „gibt es viele fette Schweine, fett nur auf Kosten armer betrogener Kühe.“ Später bemerkt derselbe bei geeigneter Veranlassung: „Ich hätte Viel über Tinte zu sagen, aber vor der Hand will ich Ihnen einen kurzen Rath geben. . . Das Schicksal könnte Sie einmal zur Prüfung zwingen Schriftsteller zu werden. Sie könnten durch Selbstverzehrung leben müssen.“ . . „Wie so?“ . . „Sahen Sie jemals einen Haufen Affen in einem Käfig?“ . . „Sehr oft.“ . . „Wenn ich nicht irre, herrscht unter den Affen ein Leiden, ein schreckliches krankhaftes Gelüst, welches das Thier antreibt an seinem Schwanze zu nagen und ihn abzubeißen. . . Ja, ich habe Affen gesehen bei denen die Krankheit so heftig war, daß sie den Schwanz ganz und gar abbissen. . . Was meinen Sie wol, was unter dem Geschlechte der Affen diese Thiere mit den selbstverzehrten Schwänzen waren? . . Es waren Schriftsteller. Und jetzt lassen Sie mich einen Augenblick von Tinte sprechen. Ich will mir . . erlauben, Sie für einen Schriftsteller zu halten. Hören Sie also was ich Ihnen sage, mein Herr: Wenn Sie einen guten Ruf behalten und sich nicht im Namen der Tugend von moralischen Leuten aus dem Dachgestock mit schmuzigem Wasser begießen lassen wollen, wenn Sie sich nicht im Namen der christlichen Liebe von empfindlichen Leuten mit Koth bespritzen lassen wollen, die kaum die Sylben buchstabiren können, welche die Tugend bezeichnen, so fliehen Sie die bittere Tinte wie die Pocken. . . Tauchen Sie Ihre Feder in eine milde süße Flüssigkeit, und wenn Sie meine Worte anhören wollen, so werden Sie diese auf folgende Weise anfertigen. . . Man suche sich eine Eselin welche vor einer Woche geworfen hat, bei abnehmendem Monde; denn auf den Mond ist bei dieser Sache große Rücksicht zu nehmen. Man gehe Mitternachts zu ihr und melke die Eselin in eine Schale die nur mit Haferschleim in Berührung gekommen ist; während des Melkens soll man leise singen: «Es ging ein Lämmchen weiß wie Schnee», oder: «Ein, zwei, drei und vier», oder eine andere unschuldige Melodie. Dann hebt man die Milch auf und rührt sie frühmorgens mit einer Taubenfeder um. Hierauf schlägt man in die Milch das Dotter von drei Phönixeiern, kocht sie dann über einem Feuer von Zimmetstengeln und thut eine Unze Jungfernhonig von Bienen ohne Stachel hinzu; darauf muß man genau sehen, sonst wird die Tinte verdorben. Sobald Dies geschehen ist, hebt man dies Gemisch bis zum ersten April auf. Es ist ganz gleichgültig, wie lange es noch bis dahin dauert; denn durch die Phönixeier hält sich die Tinte. Ist dann der erste April da, so nehmen Sie nüchtern die Milch und seihen sie durch die Nachtmütze Ihrer Großmutter; wenn Sie nicht selbst eine Großmutter haben, so borgen Sie sich eine vom Nachbar. In drei Tagen ist die Tinte zum Gebrauch fertig. . . Manche Ihrer Kritiker könnten diese Tinte trinken, als wäre es ihre eigene Muttermilch. . . Sie brauchen nur die Feder hineinzutauchen, und was Sie schreiben ist ein Ideal von Milde und Schönheit. . . Ihre Tinte wird nie die höchst nutzlose Grille haben Selbstsucht und Schurkerei bei ihrem wahren Namen zu nennen. . . Jeder Mensch wird sich Ihnen . . wie Momus' Diener zeigen, mit einer Glasscheibe auf der Brust und hinter dem Glase ein rothwangiger Engel! Alle Ungerechtigkeit des Lebens, alles Böse welches der Mensch in beklagenswerther Blindheit seinem Nachbar zufügt, werden Sie instinctmäßig zudecken. Unterdeß blüht die Ungerechtigkeit und die Bosheit siegt, und Sie haben mit Ihrer süßen und nutzreichen Tinte mit dazu beigetragen, daß Niemand ruft: Schmach über den Greuel! Alle Welt werden Sie in festtägliche Pracht kleiden, das Bettlermädchen wird einhergehen in Mousselin und Taffet, und der Ackerknecht auf dem Felde wird ein Staubhemd von weißem Atlas tragen. Auf diese Weise werden Sie den Beifall Derjenigen gewinnen die nie für sich selbst denken, und Derjenigen die falsch für andere Leute denken. Man wird Sie liebenswürdig, gut, wohlwollend, weit- und tiefblickend nennen, und Sie werden nicht bitter sein.“

Ungeachtet seiner Galanterie gegen das schöne Geschlecht erklärt der Einsiedler es für einen großen Fehler in der Erziehung der Mädchen, daß man sie lesen und schreiben lehre. „Unwissenheit“, sagt er, „ist die Mutter der Bewunderung. Vielleicht würden sie uns darum um so mehr lieben. Ach, mein Freund, Sie wissen nicht, was für Unheil man alles anrichten kann, wenn man einem Mädchen richtig schreiben lehrt und ihr eine Feder in die Hand gibt. Man vermehrt nur noch die Angriffswaffen, wo schon vorher mehr als genug waren. Es ist als ob man einem Stachelschwein einen Stachel mehr gäbe. Und die Unbarmherzigen, wie viele von ihnen müssen dann schreiben! . . Unselig fleißig und liebenswürdig mäßig sondert die schreibende Frau wie der Tintenfisch alltäglich Tinte ab.“

Am Schluß erfährt der Leser, daß der Einsiedler hinaus in die Ferne gewandert sei, Niemand wisse wohin, aber muthmaßlich immer noch auf Erden pilgere, wenn auch, „wie ein Fürst auf einer Ferienreise, incognito“, Kleefeld hingegen verschwunden sei, „weggewischt von der Erdkarte“.

Die ausgehobenen Stellen erlauben Ref., sein Urtheil über die Sprache der Verdeutschung darauf zu beschränken, daß dieselbe zwar im Allgemeinen fließend und richtig ist, aber auch von Beidem Ausnahmen hat. Zu den Flüchtigkeiten gehört unstreitig, daß in der ersten Hälfte des Buches das Gespräch mit „Ihr“ und „Euer“, in der zweiten mit „Sie“ und „Ihr“ geführt wird. Das englische Original dürfte dazu keine Veranlassung geboten haben. Ohne Gelegenheit, letzteres mit der Uebersetzung zu vergleichen, kann Ref. in Betreff der Treue keine Meinung begründen. Einige Zweifel die ihm deshalb beigekommen lösen sich vielleicht in Flüchtigkeiten des Originals auf. 23.

Literarische Notiz.

Altfranzösische Studien.

Die altfranzösischen Studien werden in Frankreich seit einiger Zeit mit recht regem Eifer betrieben, und es ist wirklich erfreulich zu sehen, wie sie selbst außerhalb des eigentlich gelehrten Kreises immer mehr Terrain gewonnen haben, sodaß man schon anfangen kann, die Fabliaux und ähnliche poetische Erzeugnisse des Mittelalters für solche Leser welche nicht eigentlich gelehrte Forschungen verfolgen zurecht zu legen, wie Dies in dem vor kurzem erschienenen Buche „Les fabliaux du moyen-âge, colligés par *Jacques Loyseau*“ auf eine ganz geschickte Weise geschieht. Das neue Werk von dem aus seinen nordischen Studien bekannten Edelestand du Méril („La mort de Garin le Loherain, poëme du 12me siècle publié pour la première fois“), welches sich schon im Titel als editio princeps bezeichnet, schließt sich an die 1835 erschienenen „Li romans de Garin Loherain“ des verdienten Paulin Paris an. Edelestand hat bei seiner Ausgabe, welche, wie angekündigt wird, nur in 400 Exemplaren gedruckt ist, zwölf Manuscripte verglichen und in ihren Abweichungen benutzt. Denjenigen welche sich für die ältere französische Literatur überhaupt interessiren, ist ein sehr gründlicher Bericht über eine wissenschaftliche Reise aus der Feder des vielseitig gebildeten Achille Jubinal zu empfehlen. Derselbe ist unter dem Titel „Lettres à M. le comte Salvandy sur quelques-uns des manuscrits de la bibliothèque royale de La Haye“ erschienen und enthält neben einer diplomatisch wichtigen Beurtheilung einiger sehr bedeutenden Handschriften altfranzösischen Inhalts, welche sich auf der königl. Bibliothek im Haag befinden, Bemerkungen allgemeinen Inhalts, namentlich sehr interessante Notizen zur ältern französischen Literargeschichte. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 133. —— 13. Mai 1847.

Zur Geschichte des Völkerrechts.

(Fortsetzung aus Nr. 132.)

Dies war der Stand der politischen Verhältnisse des schwedischen Königreichs, als unvermuthet ein das Vertrauen des Kaisers Alexander genießender russischer Stabsoffizier, von Petersburg nach Paris zurückkehrend, auf der Durchreise in Stockholm eintraf. Hr. v. Czernitscheff, Flügeladjutant des russischen Kaisers, hatte sich in einer außerordentlichen Mission seines Monarchen an den Kaiser der Franzosen in jenem Zeitpunkte in der französischen Hauptstadt befunden, wo die Wahl des Fürsten von Ponte-Corvo zum Thronfolger in Schweden Gegenstand diplomatischer Verhandlungen zwischen den beiden Kaiserhöfen gewesen war. In Petersburg hatte man diese unvorhergesehene Wahl eines der ausgezeichnetsten französischen Heerführer und langjährigen Waffengefährten Napoleon's keineswegs mit gleichgültigen Augen betrachtet, und die Vermuthung hatte anfangs nahe gelegen, daß der Kaiser der Franzosen die Hände dabei verdeckt im Spiele gehabt. Gleichwol war man bald von dieser Meinung zurückgekommen, da Aeußerungen Napoleon's und selbst Thatsachen bekannt geworden waren aus denen sich schließen ließ, daß die fragliche Wahl auch ihm unerwartet gekommen und nicht gerade sehr gefallen hatte. In der That hatte auch schon früher keine völlige Harmonie zwischen Napoleon und Bernadotte stattgehabt und Letzterer einen zu selbständigen Charakter, als daß Ersterer darauf hätte rechnen können, er werde, versetzt in eine von ihm unabhängige Stellung, sich immer so in seinen Willen fügen wie er als einer seiner Generale gewohnt gewesen; zu den Seiden des Kaisers hatte er nie gehört. Jedoch mußte es dem petersburger Cabinet jedenfalls etwas bedenklich erscheinen, einen Franzosen, und noch dazu einen aus Napoleon's Verwandtschaft — denn Bernadotte war Schwager von dessen älterm Bruder Joseph, indem die Gattinnen Beider leibliche Schwestern waren —, künftig auf dem schwedischen Throne zu erblicken. Standen nämlich Rußland und Frankreich auch gegenwärtig im Bündniß miteinander und befanden sich die Beherrscher beider Reiche dermalen in Freundschaft und zur Verfolgung eines und desselben politischen Systems vereinigt, so war doch nicht zu verbürgen, daß Dies stets so sein werde. Im Fall eines Kriegs hatte der französische Kaiser schon durch das Großherzogthum Warschau eine Rußland gefährlich bedrohliche Stellung, und durch die Verpflanzung eines seiner Marschälle und Verwandten auf den schwedischen Thron konnte er in Skandinavien einen zweiten Angriffspunkt gegen das russische Reich gewinnen. Mit patriotischem Enthusiasmus waren die Polen bei dem Gedanken an die Wiederherstellung ihres Reichs erfüllt, und die Schweden hatten den Verlust von Finnland noch nicht verschmerzt. Beide hatten verlorene Provinzen wiederzuerobern, wenn es zu einem Krieg zwischen Rußland und Frankreich kam. Um den Kaiser Alexander über das Ereigniß der Wahl Bernadotte's und die Verhältnisse Frankreichs zu Schweden zu beruhigen, hatte Napoleon Hrn. v. Czernitscheff von Paris aus mit einem eigenhändigen Schreiben an dessen Souverain nach Petersburg gesandt, worin er diesem seinen Entschluß eröffnete, nöthigenfalls durch Waffengewalt Schweden zum Krieg gegen England und zur strengen Erfüllung seiner tractatmäßigen Verbindlichkeiten im Interesse des Continentalsystems zu zwingen, und ihn auffoderte, seinerseits eine Erklärung in gleichem Sinne dem Hofe zu Stockholm zugehen zu lassen. Allein dieser Schritt des Kaisers der Franzosen hatte in Petersburg den Argwohn rege gemacht, daß Letzterer sich Rußlands als Mittel bedienen wolle, um Schweden, bedroht durch einen Angriff von dessen Seite, zu bewegen, sich ihm völlig in die Arme zu werfen und den Weg zu einer innigen Allianz zwischen Frankreich und Schweden zu bahnen. Unter solchen Umständen mußte es für den Kaiser Alexander von nicht geringer Wichtigkeit erscheinen, über die wahrhaften Gesinnungen und Absichten des Königs Karl XIII. und des in dessen Cabinet den größten Einfluß übenden neuen Kronprinzen aufs Reine zu kommen; und zu dem Ende nahm Czernitscheff bei seiner Rückreise nach Paris, als Ueberbringer des Antwortsschreibens des russischen Kaisers, unter dem Vorwande der Schlechtigkeit der Straßen auf der andern Seite des Baltischen Meers in dieser Jahrszeit, den Weg durch Schweden über Stockholm. Die vertraulichen Eröffnungen womit derselbe beauftragt war fanden den erwünschten Anklang, und führten bald durch weitere Schritte

die von Petersburg aus geschahen, indem sich der Kaiser Alexander in unmittelbaren Briefwechsel mit dem Kronprinzen setzte, schon im Dec. 1810 eine Annäherung Schwedens zu Rußland herbei. Der nämliche Monarch dem noch vor wenigen Monaten so sehr darum zu thun gewesen war, Bernadotte's Erwählung zum Thronfolger in Schweden durch Veranlassung einer Nichtanerkennung von Seiten der europäischen Großmächte zu vereiteln, bot jetzt demselben sein persönliches Freundschaftsbündniß an, und es erfolgten gegenseitige Zusicherungen, unter allen Wechselfällen der Politik aufeinander mit Zuversicht rechnen zu können. So trat bereits zu Anfang des J. 1811 ein Wendepunkt in der schwedischen Politik ein, wodurch Vieles in dem Benehmen des stockholmer Cabinets Frankreich gegenüber erklärbar wird. Schweden bekam durch den geheimen Stützpunkt den es in Rußland gewonnen, eine gesichertere politische Stellung, die dessen Regierung ermuthigte im Gefühl größerer Selbständigkeit den Foderungen und Anmuthungen Napoleon's entgegenzutreten und sich durch dessen Drohungen nicht schrecken zu lassen. Doch suchte man sorgfältig einen Bruch mit dem Kaiser der Franzosen zu vermeiden, so lange die Allianz zwischen Frankreich und Rußland fortbestand, und man war daher auf alle Weise bemüht dem französischen Kaiser den guten Willen zu zeigen, so viel wie möglich und so weit es die schwedische Verfassung gestattete den Grundsätzen des Continentalsystems nachzukommen. So geheim indessen die Verhandlungen Schwedens mit dem petersburger Cabinet, ebenso wie andere mit dem von St.-James, betrieben worden waren, so scheinen sie doch dem Kaiser Napoleon nicht völlig verborgen geblieben zu sein, was denn diesen zum Mistrauen gegen die Aufrichtigkeit der steten Freundschaftsversicherungen des schwedischen Hofs und zur Ergreifung schonungsloser energischer Maßregeln gegen Schweden veranlaßte. Das aber hatte wiederum die Folge, daß dort die Gemüther immer mehr und mehr Frankreich entfremdet wurden. Die stolze Sprache die der französische Gesandte Alquier in Stockholm führte, der gebieterische Ton der in dessen Noten herrschte, die ganze Art und Weise wie der Kaiser der Franzosen gegen Schweden zu Werke ging, welches von ihm mehr als ein Vasall denn als eine unabhängige befreundete Macht betrachtet und behandelt zu werden schien, während das Verhältniß zu Frankreich dem schwedischen Reiche so große Opfer kostete, trugen dazu bei, nicht nur das schwedische Nationalgefühl vielfach zu verletzen, sondern auch der schwedischen Regierung den Bestand dieser Verbindung in einem hohen Grade lästig und für die Dauer fast unerträglich zu machen. Hätte der Hof zu Stockholm bei der Wahl seiner Politik unter den in der damaligen Epoche im europäischen Welttheile obwaltenden Verhältnissen nur seinem eigenen Interesse Gehör geben können, dann würde derselbe ohne Zweifel bei dem großen Kampfe der Continentalmächte gegen Großbritannien eine möglichst vollkommene Neutralität beobachtet haben; aber einem solchen selbständigen politischen Systeme hatte er nothgedrungen durch die 1810, nach der Thronbesteigung des Königs Karl XIII., mit Frankreich abgeschlossenen Verträge entsagt, und Napoleon duldete keine neutrale Stellung irgend einer Macht, da er stets den Wahlspruch hatte: Wer nicht mit ihm, der sei wider ihn. Im Cabinet der Tuilerien hatte man aber schon längst sich überzeugt, daß das schwedische lediglich aus Furcht vor der continentalen Uebermacht Frankreichs dessen politischem Systeme dem äußern Scheine nach anhing, und der erzwungene Kriegszustand Schwedens gegen England mehr in der Form als in der Realität bestand. Durch seine Handels- und Schiffahrtsinteressen fand sich jenes fortdauernd mächtig zu diesem hingezogen, und je widernatürlicher und nachtheiliger für Schweden der feindselige Zustand war, in den es sich, blos um den Foderungen Napoleon's zu genügen, gegen Großbritannien versetzt hatte, desto mehr ließ sich von Seiten der schwedischen Regierung eine stete Geneigtheit voraussetzen, sobald es ohne Gefahr für ihre Existenz geschehen könnte, einem solchen Zustande ein Ende zu machen. Man möchte es daher auch dem Kaiser der Franzosen nicht verargen können, daß er sich durch die fortdauernden Freundschaftsversicherungen des stockholmer Hofs nicht täuschen lassen wollte. Schon im Laufe des J. 1811 war das Benehmen desselben von Tag zu Tag zweideutiger geworden, Napoleon hatte Kunde von dessen geheimen Unterhandlungen in London und Petersburg, und die schwedische Regierung schien nur einen günstigen Moment abwarten zu wollen, um sich von dem Continentalsystem lossagen zu können. Als daher die Perspective eines Bruchs mit Rußland wahrscheinlich zu werden anfing, glaubte Napoleon nur Das in Betracht ziehen zu müssen was militairische Vorsicht für einen solchen Fall erheischen würde. Unter den obwaltenden Umständen Pommern mit dem Hafen von Stralsund und der Insel Rügen in den Händen Schwedens zu lassen, konnte ihm nicht rathsam erscheinen, und blos militairischen Rücksichten Gehör gebend, um sich eventuell eine Position an den Küsten des nördlichen Deutschlands im voraus zu sichern, die bei einem Kriege mit Rußland von Wichtigkeit war, faßte er den Entschluß, die deutsche Provinz der schwedischen Krone mit französischen Truppen besetzen zu lassen. Den Vorwurf, durch Ergreifung dieser Maßregel sich eine arge Verletzung des Völkerrechts zu Schulden kommen zu lassen, suchte er dadurch zu entkräften, daß er sich an die mit Schweden bestehenden Verträge, wegen vielfältiger Uebertretung derselben durch dessen Regierung, nicht gebunden halten könne. Der Plan, sich vorläufig Pommerns zu bemächtigen, wurde dann im Jan. 1812 auch wirklich zur Ausführung gebracht, und Napoleon beschränkte sich nicht darauf, diese ganze schwedische Provinz mit französischen Truppen besetzen zu lassen, sondern er setzte auch eine französische Verwaltung in diesem Lande ein. Jedenfalls konnte der Kaiser der Franzosen mit Recht beschuldigt werden, sich bei dieser Besitznahme von Schwedisch-Pommern über alle in der gesitteten politischen

Weit herkömmliche Formen hinweggesetzt zu haben. Nicht einmal eine vorgängige Notification seines Vorhabens an den schwedischen Gesandten in Paris oder an den Hof zu Stockholm durch die französische Gesandtschaft hatte stattgehabt, und auch die spätere Verweigerung jeder von der schwedischen Regierung begehrten Auskunft über die Motive seines Verfahrens in Betreff Pommerns zeugte von einer die einem unabhängigen Souverain gebührende Achtung verletzenden Geringschätzung, welche der Stärkere dem Schwächern fühlen lassen wollte. Freilich mochte von Napoleon vorausgesehen worden sein, daß das schwedische Cabinet nicht gutwillig sich die Besetzung seiner deutschen Provinz durch fremde Truppen gefallen lassen werde, und daß, wenn es ihm darauf ankam dieses Land in seine Gewalt zu bekommen, dieser Zweck auf dem Wege von Negociationen mit jenem Cabinet nicht zu erreichen sein würde. Und zu rechtfertigen hätte er diesen Gewaltstreich nicht anders vermocht als durch das offene Eingeständniß, daß er der Freundschaft des stockholmer Hofs überhaupt nicht traue. In Schweden betrachtete man die Besetzung Pommerns als eine offenbar feindselige Maßregel, zumal da dieses Land von den Franzosen ganz wie eine eroberte Provinz behandelt wurde; und dieses gewaltthätige Verfahren Napoleon's hatte die Wirkung, daß es allem Schwanken hinsichtlich der Frage, welche Partei unter den obwaltenden politischen Conjuncturen zu ergreifen der Würde der Krone am angemessensten erscheinen müsse, im schwedischen Cabinet ein Ende machte und in diesem bei der nöthigen Fassung einer Entschliessung den Ausschlag gab. Die schwedische Politik nahm von nun an eine bestimmte Richtung gegen Frankreich an. Courriere wurden von Stockholm nach Petersburg und London expedirt, um nach diesen beiden Hauptstädten die amtliche Kundmachung des von Frankreich gegen Schweden verübten Acts der Feindseligkeit zu überbringen, und nicht lange nachher Unterhandlungen zu geheimen Allianztractaten mit Rußland und England eingeleitet.

Den 24. März 1812 wurde ein nie zur Oeffentlichkeit gekommener Allianzvertrag zwischen dem Kaiser Alexander und dem Könige Karl XIII. von Schweden abgeschlossen. Beide Souveraine garantirten sich darin wechselseitig ihre Staaten und kamen über die Veranstaltung einer Diversion gegen Frankreich und dessen Allürte durch ein Corps von 25—30,000 Schweden und 15—20,000 Russen unter dem Oberbefehl des Kronprinzen von Schweden auf den Küsten Norddeutschlands überein. Da aber Schweden seine Streitkräfte zu dieser Diversion nicht verwenden konnte, so lange es einen feindlichen Angriff von Norwegen aus zu besorgen hatte, so verpflichtete sich der russische Kaiser, Schweden zur Erwerbung von Norwegen zu verhelfen, sei es mittels diplomatischer Unterhandlung oder durch Stellung eines Hülfscorps von 35,000 Mann zu dessen Eroberung, und der schwedischen Krone diesen neuen Besitz im künftigen europäischen Friedensschlusse zu garantiren. Doch sollte ein Krieg mit Dänemark womöglich vermieden, dieses vielmehr zum Beitritt zu der Allianz gegen Frankreich und zur freiwilligen Verzichtleistung auf Norwegen gegen eine vollständige Entschädigung in Deutschland durch ihm nahe liegende Gebiete aufgefodert werden. Erst nach vollzogener Vereinigung Norwegens mit Schweden sollte die schwedische Armee nach Norddeutschland übergeführt werden, um dort nach einem gemeinschaftlich zu verabredenden Plan unter Commando des schwedischen Kronprinzen auf dem Kriegsschauplatze aufzutreten. Ebenso günstig waren die Eröffnungen des schwedischen Hofs zu einer Allianz in England aufgenommen worden, wo am 19. März Lord Castlereagh das Portefeuille des Departement der auswärtigen Angelegenheiten übernommen hatte. Es gelang sehr bald, sich vorläufig über die Hauptpunkte zu einem solchen Allianzvertrag, der späterhin definitiv in aller Form abgeschlossen ward, zu verständigen. Obgleich derselbe so wenig wie der russische zur Publicität gelangt ist, so weiß man doch, daß schwedischerseits darin erklärt wurde, sich von dem Continentalsystem loszusagen, wogegen England sich verbindlich machte, im Einverständniß mit Schweden die zur Sicherstellung von dessen Unabhängigkeit erfoderlichen Maßregeln in allen Wechselfällen des Kriegs zu nehmen. Während die Unterhandlungen des schwedischen Cabinets in Petersburg und London schon in vollem Gange waren, den besten Erfolg versprachen und dasselbe des thätigen Beistands sowol Rußlands als Englands bei der politischen Stellung die es Frankreich gegenüber annehmen wollte bereits so gut als gewiß war, langte auf einmal der schwedische Consul in Paris, Hr. v. Signeul, mit Specialaufträgen des Kaisers Napoleon in Stockholm an. Dieser hatte bisher dem schwedischen Hofe über den Krieg den er gegen Rußland unternehmen wollte nicht die mindeste Mittheilung gemacht; auch waren seit der französischen Besitznahme von Pommern alle diplomatische Beziehungen zwischen den Cabineten der Tuilerien und Stockholm schon seit mehren Monaten völlig abgebrochen worden. Jetzt aber kamen französischerseits unerwartet Eröffnungen zu einer Allianz mit Schweden bei dem bevorstehenden Feldzuge gegen Rußland zum Vorschein. Hr. v. Signeul war Ueberbringer eines unmittelbar an den König Karl XIII. zu diesem Zweck gerichteten Schreibens des Kaisers der Franzosen. Napoleon ließ sich darin in eine umständliche Erörterung der fortwährenden Abweichungen Schwedens von den Grundsätzen des Continentalsystems ein, wodurch er, wie er angab, am Ende genöthigt worden sei französische Truppen in Pommern einrücken zu lassen. Die Bedingungen unter denen er seine Allianz anbot waren aber folgende: Erstlich bestand er auf eine unverzügliche neue Kriegserklärung Schwedens gegen England und auf strenges Verbot jeder Verbindung mit englischen Kreuzern. Außerdem verlangte er die Aufrichtung von Batterien am Sund und die sofortige Ausrüstung der schwedischen Flotte, zugleich daneben die Aufstellung einer Armee von 30—40,000 Mann zum An-

griff Rußlands in dem Augenblick wo die Feindseligkeiten Frankreichs mit dieser Macht beginnen würden. Als Entschädigung für Schweden versprach er die Zurückgabe Finnlands und Pommerns nebst Subsidien und Handelsvortheilen auf allen Gebieten des französischen Reichs. Hätte Schweden in diese Propositionen eingehen wollen, dann würde es sich in der That Opfer aufgelegt, und Gefahren ausgesetzt haben die mit dem in Aussicht gestellten problematischen Gewinn in gar keinem Verhältnisse standen. Sie wurden daher sämmtlich vom schwedischen Cabinet abgelehnt; um jedoch sie nicht ohne Erwiderung zu lassen, ward Hr. v. Signeul mit der Besorgung einer Beantwortung beauftragt, worin der König Karl XIII. erklärte: wie er, überzeugt, daß der Verlust Finnlands nur dem Kaiser der Franzosen beizumessen *), nie an dessen Freundschaft glauben könne, wenn er nicht Norwegen an Schweden abtreten ließe, um das durch seine Politik diesem Reiche zugefügte Uebel wieder gut zu machen. Es blieb indessen diese Mittheilung des schwedischen Hofs ohne Rückäußerung von Seiten Napoleon's, der es als eine beleidigende Zumuthung ansah, den König von Dänemark, seinen Bundesgenossen, des Besitzes von Norwegen zu berauben.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Nämlich um sich dem Kaiser Alexander auf dem Congreß zu Erfurt gefällig zu beweisen.

Philologisches Lob Varnhagen von Ense's.

Der neueste, auch von uns in Nr. 76—78 d. Bl. besprochene Band der Denkwürdigkeiten Varnhagen von Ense's hat dem berühmten Philologen und Meister im Lateinschreiben, dem Geheimen Hofrath Eichstädt in Jena, Veranlassung zu einer besondern Belobung gegeben, die man in d. Bl. nicht ungern wiederfinden wird. Sie steht nämlich in dem Vorworte zum jenaischen Lectionskatalog für den Sommer 1847, und es ist nicht selten das Schicksal solcher Schriften, oft unbekannt und ungelesen zu bleiben. Dann aber ist sie auch in diesem Zusammenhange merkwürdig, indem Eichstädt, um die Fruchtbarkeit classischer Studien für die spätern Jahre anschaulich zu machen, nicht etwa das Beispiel eines Engländers (wie Das so häufig zu geschehen pflegt), sondern das eines Deutschen gewählt hat. „Nec sunt ejusmodi exempla", sagt Hr. Eichstädt in seiner schönen Sprache, „longe quaerenda. Nunc ipsum, quum haec scribimus, peropportune nobis oblatum est septimum volumen «Memorabilium», quae vir exquisitae doctrinae et limatissimi judicii, C. A. Varnhagenius de Ense, inde ab aliquot annis in lucem emisit. Quae si comparantur cum tot aliis, qui hodie de iisdem rebus protruduntur (in der That, ein vortrefflicher Ausdruck) libris, quid est, quod hi jaceant, illi in honore sint et tanta cum delectatione legantur? Scilicet plerique vel arida et exsangui sermone conscripti, vel argutis disputationibus illigati, vel verborum tenebris circumfusi sunt, Varnhageniani contra ab antiqua elegantia colorem traxerunt, profecti a scriptore, qui sive res historicas tractaret, sive de politicis et militaribus commentaretur, sive artem pulchri ejusque opera illustraret seu denique de legitimo linguae patriae usu exponeret, ita concinnum se in componendo, ita politum et teretem in eloquendo probavit, ut Wolfii philologi eximiam disciplinam et Boeckhii doctam familiaritatem facile agnoscas." Wir können — um von andern Vortheilen zu schweigen — es nur rühmend anerkennen, wenn die Verfasser akademischer Schriften sie in der angeführten Weise zur Verherrlichung vaterländischer Berühmtheiten benutzen und nicht blos zu trockenen Observationen, die öfters kaum von den nächsten Facultätsmitgliedern gelesen werden. 20.

Miscellen.

Lafayette außer Fassung gebracht.

Featherstonhaugh in seinem jüngsten Reisewerk „A canoe voyage up the Minnay Sotor" erzählt folgende ergötzliche Anekdote, die sich während des letzten Aufenthalts Lafayette's in den Vereinigten Staaten von Nordamerika 1826 zugetragen hat. Bekanntlich war seine Reise durch die Union zu jener Zeit ein wahrer Triumphzug, und Alles beeilte sich, ihm der zur Unabhängigkeit der Freistaaten so eifrig mitgewirkt die schmeichelhaftesten Huldigungen darzubringen. Auch nach St.-Louis war die Kunde gelangt, daß der General diese Stadt berühren werde, und natürlich bildete dieser Besuch viele Tage vorher den einzigen Gegenstand des Gesprächs. Nachdem er eingetroffen, veranstaltete eine der angesehensten Damen daselbst, Mrs. B., dem Helden ein Fest in ihrem Hause, dem auch eine Freundin der Wirthin, eine hochbetagte Matrone, die früher nie Etwas von Lafayette gehört hatte, beiwohnte. „Der Empfang welcher dem General wurde", erzählt Featherstonhaugh, „war über alle Beschreibung; alle Anwesenden wurden ihm persönlich vorgestellt, und hatten die Ehre ihm die Hand zu schütteln und einige Honigworte von seinen beredten Lippen zu vernehmen. Als die Reihe an die alte Dame kam, ergriff der General zutraulich ihre Hand, und drückte die freundliche Hoffnung aus, daß sie sich wohl befinde. «Mein Gott, General», entgegnete sie, «wie gut Sie Englisch sprechen; waren Sie denn schon früher einmal in Amerika?» Diese entsetzliche Naivetät versetzte den General beinahe in Bestürzung; er der nie vor Kanonenfeuer mit dem Auge gezuckt, stammelte zum ersten mal in seinem Leben. Seine Eitelkeit war verletzt und er war in Verlegenheit zu antworten. Der Fragerin seine erste heimliche Entfernung aus Frankreich mit all seinen spätern Thaten, die Schlacht am Branntweinflusse einbegriffen, zu erzählen oder ihr zu rathen die Zeitungen der letzten sechs Monate zu lesen, wo beinahe von Nichts als von Lafayette und den ihm gebrachten Huldigungen die Rede war, erschien eine zu langwierige Aufgabe. Er hielt es deshalb für das Beste, eine ehrerbietige Verbeugung zu machen, ohne ihr zu antworten; aber er «sah sehr besorgt aus», wie mein Berichterstatter sich ausdrückte, als die nächste ihm vorgestellte Person Anstalt machte ihn anzureden, da er fürchten mochte, daß sein Ruhm in St.-Louis nicht weit umhergedrungen sei. Obwol diese Erzählung wie ein Gelegenheitsgerücht klingt, so ward mir dieselbe doch von einer Dame erzählt, die dicht neben dem General stand als er auf solche Weise außer Fassung gebracht wurde."

Was eine Nessel werden will brennt bald.

Miß Pardoe in ihrem jüngsten Werke „Louis' the Fourteenth century" (3 Bde.) erzählt folgenden Charakterzug Cardinal Richelieu's: „Als er in noch sehr jugendlichem Alter 1607 Bischof von Luçon werden sollte, reiste er nach Rom, um dort aus den Händen des damaligen Papstes Paul IV. die Weihen seiner neuen Würde zu empfangen. Der Papst fragte ihn, ob er das durch die kanonischen Gesetze bestimmte Alter von 25 Jahren erreicht habe. Der Würdenträger in spe bejahte es. Aber kaum war die feierliche Handlung zu Ende, als er auch den Heiligen Vater sogleich anlag seine Beichte zu hören, in welcher er denn ebenso gefaßt die Unwahrheit gestand der er sich eben schuldig gemacht hatte. Der Papst ertheilte ihm die Absolution für seine Sünde: aber am Abende darauf bemerkte er zu dem französischen Botschafter in Bezug auf den neuen Bischof, daß derselbe sicherlich einst ein sehr großer Betrüger werden würde." 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 134. —— 14. Mai 1847.

Zur Geschichte des Völkerrechts.

(Fortsetzung aus Nr. 133.)

Die schwedische Regierung konnte in ihrer politischen Lage unter den jetzigen Umständen Nichts sehnlicher wünschen als die Herstellung des allgemeinen Weltfriedens. Der Kronprinz von Schweden unternahm daher vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen Frankreich und Rußland einen Schritt unmittelbar bei dem Kaiser Napoleon, um zu versuchen, einen Weg zur gütlichen Ausgleichung des zwischen diesen beiden großen Mächten obwaltenden Streits zu bahnen und dadurch womöglich noch den Krieg zu verhüten. Unterm 24. März 1812 bot er die vermittelnden bona officia des Königs Karl XIII. bei dem Kaiser Alexander zu diesem Behuf an. Dieses Schreiben war gerade an dem nämlichen Tage von Stockholm nach Paris abgegangen, an welchem in Petersburg der Allianztractat zwischen Rußland und Schweden unterzeichnet ward. Napoleon ließ die Zuschrift des Kronprinzen unbeantwortet. Dagegen traf gegen Ende des März ein vom östreichischen Gesandten am französischen Hofe, Fürsten Schwarzenberg, abgesandter Courrier bei der östreichischen Gesandtschaft in Stockholm mit der Nachricht ein, daß am 14. März in Paris ein Allianztractat zwischen Oestreich und Frankreich abgeschlossen worden. Der am schwedischen Hofe accreditirte östreichische Gesandte v. Neipperg ward zugleich beauftragt, eine officielle Mittheilung hiervon dem Könige von Schweden und dessen Cabinete zu machen und allen seinen Einfluß anzuwenden, um die schwedische Regierung zur Anschließung an die Allianz gegen Rußland zu bewegen. In Stockholm sah man in diesem Schritt des wiener Hofs nichts Anderes als einen indirect angestellten Versuch des Kaisers der Franzosen, Schweden in einen offenen Krieg mit Rußland und England zu verwickeln. Die Insinuationen von dieser Seite fanden deshalb beim schwedischen Cabinet kein Gehör, dieses ergriff jedoch die Gelegenheit zu dem Anerbieten, sich bei dem Kaiser Alexander dahin zu verwenden, daß ungesäumt ein Congreß von Bevollmächtigten Frankreichs, Rußlands, Oestreichs und Schwedens, an einem Orte über dessen Wahl diese vier Mächte übereinzukommen hätten, zusammenträte, um sich freundschaftlichst über ein Pacificationssystem zu vereinbaren, welches, basirt auf eine bewaffnete Neutralität Rußlands und Schwedens, die gegenwärtig zwischen dem Norden und Frankreich obwaltenden Differenzen beseitige und solchergestalt dem Ausbruche eines neuen Continentalkriegs vorbeuge. Dieser Vorschlag Schwedens, der in Petersburg Beifall gefunden haben soll, kam gleichwol nicht zur Ausführung, da er den Plänen des Kaisers Napoleon nicht entsprach. Dieser, dessen Kopf zu sehr mit seinem großen Unternehmen gegen Rußland beschäftigt war, um den Verhältnissen zu Schweden, die er als eine Nebensache ansah, eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen, trat bald nachher die Reise zur großen Armee an, ohne sich weiter um den Hof zu Stockholm, dessen Allianzen und Reclamationen zu bekümmern. Die schnellen Erfolge von denen die französischen Waffen bei dem eröffneten Feldzuge in Rußland bis Witebsk (28. Juli 1812) begleitet waren, veranlaßten den Kaiser Alexander, eine persönliche Zusammenkunft mit dem Kronprinzen von Schweden zu proponiren, um manche durch die Lage der Dinge wünschenswerth gewordene gegenseitige Verabredungen zu treffen. Diese Zusammenkunft hatte in der Mitte Augusts zu Åbo statt. Die den Kronprinzen begleitenden Schweden drangen auf russischerseits zu gewährende Garantien und sollicitirten die Einräumung Finnlands, wenigstens eines Theils desselben nebst den Ålandinseln; da aber der Kaiser Alexander die Besorgniß aussprach, daß ein Zugeständniß der Art ihn unfehlbar um die Gunst der öffentlichen Meinung in seinem Reiche bringen würde, so erklärte der Kronprinz, daß ihm des Kaisers Wort in Betreff der für Schweden zu erlangenden Gebietsvergrößerung genüge. In der neuen zu Åbo am 18. Aug. 1812 unterzeichneten Uebereinkunft ward stipulirt, daß die militairischen Operationen eines russisch-schwedischen Armeecorps unter den Befehlen des Kronprinzen gegen die dänischen Inseln und insbesondere Seeland, falls Dänemark nicht der Allianz gegen Frankreich beitreten und in die Abtretung Norwegens an Schweden gegen anderweitige Entschädigung willigen wolle, und späterhin im Norden Deutschlands beschleunigt werden sollten. Bemerkenswerth ist, daß schon damals der Kaiser Alexan-

der mit der Idee umging, falls das Waffenglück in diesem Kriege ihn begünstigte, die Grenzen des russischen Reichs weiter nach Westen bis zur Weichsel auszudehnen. In dem Vertrage von Åbo versprach nicht nur Schweden im voraus seine Zustimmung zu einer solchen Gebietsvergrößerung Rußlands, sondern es sollte nach demselben auch England um deren Garantie angegangen werden. Einige Wochen später aber hallte die Kunde von Napoleon's Einzuge in Moskau wie der Donner eines eingeschlagenen Gewitters in Stockholm wider; jedoch verlor der Kronprinz von Schweden den Muth nicht. Durch die Eroberung der alten Zarenstadt schien ihm noch Nichts verloren, wenn der Kaiser Alexander, statt sich zur Nachgiebigkeit verleiten zu lassen, den Krieg mit ausdauerndem Nachdruck fortzusetzen entschlossen war. Der schwedische Gesandte in Petersburg, Graf v. Löwenhjelm, wurde instruirt, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln hierauf hinzuwirken und zugleich die Bande wodurch Schweden mit Rußland vereinigt war noch inniger und fester zu knüpfen. Schweden wollte mit Rußland stehen oder fallen; auch blieb ihm unter den jetzigen Umständen Napoleon gegenüber kaum ein anderer Wahlspruch übrig. Die Kriegsrüstungen in Schweden, verbunden mit Gerüchten, daß sie eine Landung an den gegenüberliegenden Gestaden der Ostsee bezweckten, um eine Diversion zu Gunsten Rußlands im Rücken der französischen Armee zu machen, beunruhigten indessen den preußischen Hof und veranlaßten diesen, durch seinen Gesandten in Stockholm, Hrn. v. Tarrach, den 13. Sept. 1812 eine Note an das schwedische Cabinet richten zu lassen, worin Preußen gegen jedes kriegerische Unternehmen von Seiten Schwedens auf den Küsten Norddeutschlands im voraus protestirte, mit der Erklärung, in einem solchen Falle seine Streitkräfte anzuwenden, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Das schwedische Cabinet erwiderte indessen hierauf weiter Nichts, als daß es dem von ihm angenommenen Systeme zur Aufrechthaltung der Freiheit seines Volkes und der Ehre seiner Krone nach wie vor treu bleiben werde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber Goethe vom menschlichen Standpunkte. Von Karl Grün. Darmstadt, Leske. 1846. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Für und wider zu dieser Stunde
Quängelt ihr nun seit vielen Jahren;
Was ich gethan, ihr Lumpenhunde!
Werdet ihr nimmermehr erfahren.

So ruft vom Titelblatte der Dichter der uns in dem Buche vom „menschlichen Standpunkte aus" dargestellt werden soll dem Leser zu. Wer die so Angeredeten sein mögen wird im Buche nicht gesagt; doch muß man wenn man dasselbe liest schließen, daß es Die seien deren Urtheil über Goethe nicht mit dem des Hrn. Grün übereinstimmt, deren eine große Zahl sein mag. Sollte unter diesen Einer durch den ihm gewordenen Titel gereizt sein, was könnte ihn hindern, den Titulirenden mit gleicher Münze zu bezahlen und dieselbe Autorität sprechen zu lassen:

Jeder dieser Lumpenhunde
Wird vom nächsten abgethan.
Seid nur brav zu jeder Stunde;
Niemand hat euch dann was an.

Doch ist anzunehmen, daß unter der großen Zahl Derer die mit Hrn. Grün in Widerspruch stehen viele echte Verehrer des Dichters sind, die dessen im Unmuth gelegentlich ausgestoßene Worte nicht gern werden über ihre Lippen kommen lassen, wenn sie auch zu ihrer Zeit und Stunde jenem ziemen mochten. Wir würden ein anderes von demselben Dichter herrührendes Motto auf das Titelblatt setzen, dieses:

Habt ihr einmal das Kreuz aus tüchtigem Holze gezimmert,
Paßt ein lebendiger Leib freilich zur Strafe daran.

Der Zweck des Verf. nämlich, um diesen sogleich in Kürze anzugeben, ist: darzuthun, daß Goethe's Werke ein eigentliches Evangelium des Communismus, vielmehr des Socialismus seien, daß sie die Theorie des letztern enthalten; wie denn überhaupt die großen Männer Deutschlands Idealisten, Theoretiker gewesen (S. 4). (Auch ein Lessing? ein Möser?) Es sei nun an der Zeit, aus der Theorie die Praxis hervorgehen zu lassen. „Was verlangen wir in diesem Augenblicke Anderes als daß die ästhetischen Schönheitsthaten Goethe's zu schönen Thaten des Lebens werden sollen?" (S. 24.) „Das Zeitalter des Idealismus, der sich in den drei Riesengestalten Hegel's, Goethe's und Napoleon's zum letzten male in unübertroffener Größe zusammengenommen, hat sein Ende erreicht; es gilt jetzt den Idealismus (d. i. die Theorie des Socialismus) real zu machen. Der Idealismus soll nicht vernichtet werden, beileibe nein! Er soll uns künftig auf der Straße begegnen, wir werden unsere Nasenspitze an die seinige legen. Diese Arbeit, den Idealismus zum Straßenjungen zu machen, diese Arbeit steht vor der Thür" (S. 186 und 187). „Nicht Einzelne mehr sollen denken, schön empfinden und ihren Willen zum Gesetz machen. Wir wollen denken, wir wollen schön empfinden, und wir wollen denkend und empfindend handeln" (S. 188). Wenn Hr. Grün sich über das Wir in vielen Stellen seines Buchs nicht so deutlich erklärt hätte, würden wir hier ein Misverständniß vermuthen, ähnlich dem welches sich in einer ältern Auflage des „Conversations-Lexikon" in dem Artikel Anaxagoras finden soll. Der Verf. desselben, eine Stelle im französischen Bayle, die jenen Philosophen und dessen Νοῦς betrifft, misverstehend, erklärte, der Philosoph habe das Wir (nous) zur Weltseele gemacht. Nein, hier ist an kein Misverständniß zu denken; der Straßenjunge, wozu der Idealismus gemacht werden soll, ist wörtlich zu fassen; wie denn im Verlauf des Buchs gezeigt wird, daß der Aristokratismus, auch der geistige, den man Goethe so oft vorgeworfen, eine Täuschung war, daß sich der echte Socialismus dahinter versteckte.

Der alte Goethe ist doch unverwüstlich, unvergänglich. Kaum haben die Demokraten und Demagogen ihn durch das Aufgebot ihres ganzen Vermögens, ihrem Bedünken nach, in den Staub gezogen, so kommen die Communisten und Socialisten und heben ihn wenn nicht über die Wolken, doch in die Wolken empor. Gäbe es unter den Letztern nicht einzelne Gescheite (wohl zu merken: Gescheite; das Wort Vernünftige würde unser Gleichniß vernichten), so würden wir Goethe's Epigramm von den Böcken und Schafen hier anwenden. Wir dürfen die Hoffnung hegen, die vernünftigen Verehrer Goethe's werden Demagogen und Communisten und Socialisten, und was es noch für Aner und Isten gibt und geben wird, überleben.

Daß der Dichter gern die Fesseln der conventionellen, so vielfältig von dem Wege der Natur abgebrachten Welt abstreift und sich in die Sphäre der reinen Natur erhebt, daß jeder Gefühlvolle, menschlich Empfindende den Dichter deshalb liebt, weil dieser ihm den Schlüssel zum Eingange in die reinere Welt bietet, Das ist natürlich. Goethe sagt: „Der für dichterische und bildnerische Schönheit empfängliche Geist fühlt sich,

dem Alterthume gegenüber, in den anmuthigst-ideellen Zustand versetzt; und noch auf den heutigen Tag haben die Homerischen Gesänge die Kraft uns, wenigstens für Augenblicke, von der furchtbaren Last zu befreien welche die Ueberlieferung von mehren Tausend Jahren auf uns gewälzt hat." Aber sollte wol ein Verständiger unter den Griechen, die Hr. Grün in der Einleitung so hochstellt, deren Leben der Kunst ihres Volkes entsprechen soll, sollte wol ein Grieche zur Zeit des Peloponnesischen Kriegs und nach demselben auf den Gedanken gekommen sein, die Homerische Zeit müsse wieder lebendig werden? Aehnliches will doch Hr. Grün wenn er verlangt, Goethe's ideale Welt solle nun zur Wirklichkeit werden.

An welche Werke des Dichters derselbe sich besonders halten würde, um seiner Behauptung Gewicht und Gewähr zu geben, konnte man voraus wissen; es sind der „Faust", „Wilhelm Meister's Lehrjahre" und die „Wanderjahre". Daß in ihnen sich Manches findet für das Kreuz, von tüchtigem Holze zu zimmern, ist natürlich, da sie vielfältig die Mängel und Gebrechen unserer socialen Welt berühren und aufdecken. Andere Werke werden nicht beachtet oder gezwungen und verkehrt ausgelegt. So heißt es S. 128 fg.: „Den «Tasso» und die «Iphigenia» soll man dem Volke erklären; Das ist bessere Speise als jene Knollengewächse, unten Kartoffel und oben Nachtschatten. Und dabei wird man dem Volke dann auch bemerken, daß das Wort Antonio's: «Einem Fürsten dienen den man ehrt» hier weiter Nichts ist als eine Form, um den Gedanken der öffentlichen Thätigkeit auszudrücken, daß der Staat in jenem Ferrara nur so gefaßt werden konnte wie es Antonio thut, indem er das allgemeine Gedeihen der persönlichen Einwirkung des Fürsten zuschreibt." Das erinnert doch wirklich an die Künste des Taschenspielers, der in möglichster Schnelligkeit ein Ding einem andern unterschiebt. Dabei läßt Hr. Grün sich manchmal Etwas entgehen was er einigermaßen für sich benutzen konnte. Er der auf freie Entwickelung der menschlichen Natur dringt und darein das eigentliche Princip des Socialismus setzt, findet im „Egmont", diesem Sohne der reinen Natur, diesem Helden des echten, auf der Gesinnung und dem Gemüthe ruhenden Liberalismus, „einen galanten, girrenden, zerstreutverliebten, tändelnden, endlich fahrlässigen und ins Unglück rennenden Cavalier" (S. 121 fg.). „Hermann und Dorothea", das einzige Werk welches Goethe, wie er selbst sagt, in spätern Jahren noch mit Rührung und freudiger Theilnahme las, kommt noch leidlich weg. Es lasse sich mit der reinsten Freude genießen, sagt Hr. Grün (S. 165); doch bemerkt er, „man nehme vorlieb mit der etwas engherzigen Mission am Schlusse", wo er jedoch, diesen mittheilend, weislich nach den Worten beginnt:

> Wir wollen halten und dauern,
> Fest uns halten und fest der schönen Güter Besitzthum.

Was sich Hr. Grün erlaubt um sein Kreuz zu zimmern, geht am deutlichsten aus seinen Bemerkungen zum „Wilhelm Meister" hervor, in welchem er doch seine Ansichten am lebendigsten ausgesprochen wähnt. Goethe spricht bekanntlich in manchen Stellen dieses Werks zu Gunsten der höhern Classen, des Adels (von dem er freilich, namentlich im dritten Buche, die Schattenseite nicht unberührt läßt). Wie nun der Socialist? „Was Goethe von den Vorzügen der höhern Classen der Gesellschaft rühmt, ist durchaus wahr und richtig, sobald man höhere Classe mit gebildetere Classe für identisch nimmt, und Das ist bei Goethe der Fall" (!!). Er führt dann die bedeutendsten, den Vornehmen und den Edelmann betreffenden Stellen aus dem „Wilhelm Meister" an, und fügt den Refrain hinzu: „Wolan, wir wollen Alle vornehm werden!" „Gut, wir wollen Alle Edelleute werden!" Am Wollen, Das sieht man durch das ganze Buch, fehlt es Hrn. Grün nicht.

Und somit wäre denn das goldene Zeitalter, welches der Socialismus im Auge hat, erreicht. Glück zu! Doch seltsam ist es, daß Hr. Grün selbst ein Wort von Goethe, der doch das Evangelium des Socialismus verkündigt haben soll, in seinem Buche aufführt, was ihm ein böses Omen ins Ohr raunen muß: „Je mehr ich in die Welt sehe, desto weniger kann ich hoffen, daß die Menschheit je Eine weise, kluge, glückliche Masse werden könne."

Welche Ansicht Hr. Grün von der Religion haben werde, ließ sich voraussehen. Der Zustand den die Menschheit durch den Socialismus gewinnen muß, an dessen Verwirklichung er nicht zweifelt, ist ihm Alles; das Jenseits kümmert ihn, wie seinen Faust, wenig oder gar nicht; die Erde wird eine vollkommene sein; daher bedarf sie keines Hinblicks auf eine andere Welt. „Wir wollen", heißt es S. 6, „nur noch die Religion im Leben, in der Gesellschaft erlöst und geheiligt zu werden; wir begehren fürder kein Himmelreich als das irdische. Wir, Alle, Jeder, wollen glücklich werden; und darum unversöhnlicher Krieg aller Religiosität, jedem Doppelsinn über unser menschlich-freies Bewußtsein!" Daher bleibt ihm auch Goethe's „Prometheus" auf dem halben Wege stehen. „In der That, wer wird noch mit den Göttern kämpfen wollen? Ihnen diese Ehre anzuthun! Prometheus müßte sich ja besinnen, er müßte ausrufen:

> Ihr wär't vorhanden! Und wo? u. s. w. (S. 73.)

„Man verzeihe", setzt er hinzu, „die vielleicht unglückliche Nachbildung; aber das ist der Gedanke den Goethe später gegen den Prometheus aufstellte." Wo? Doch nicht in der Stelle seiner Gedichte wo er neben den Prometheus den Ganymedes als einen Dämpfer stellte, den Alciatus in seine Embleme aufgenommen und mit den Worten In Deo laetandum bezeichnet hat? So wird Prometheus Atheist genannt, weil er, zwei Götter annehmend, ihre Macht abweist. Hr. Grün ist weit davon entfernt sich einen Atheisten zu nennen; nur daß der Theismus sich bei ihm in den Humanismus auflöst. „Erst der Faust ist der Mensch der in den Kampf geht, sich selbst zu erringen, der in die Tiefe seines Wesens alle Götter, Olymp und Himmel, hineinschlingt; der Faust ist der erste deutsche Humanist."

Diesem Faust ist denn in der zweiten Abtheilung des Buchs ein eigenes Capitel gewidmet worden, in welchem besonders die erste Scene der Tragödie, darauf die Verbündung Faust's mit Mephistopheles commentirt wird, wo es dann zum Schluß heißt: „Der Humanist stürzt sich in die Welt; das Gemeine widert ihn in Auerbach's Keller an; aber die Liebe zu dem holden Gretchen reißt ihn eine Zeit lang ganz hin. Seinem wilden, kometarischen Gange fällt die sinnigste Unschuld zum Opfer. «Es irrt der Mensch, so lang' er strebt.» Das sogenannte Böse ist Nichts als das Fortschreiten der Entwickelung" (S. 239). Daß hier des wichtigsten Moments, des Gesangs der Engel in der Osterfrühe, nicht gedacht wird, dieser Scene die den wahren Humanismus (wenn denn dieses Wort einmal gebraucht werden soll), den Triumph des Menschlichen und Göttlichen verkündigt, Das wird nach dem eben Gesagten nicht auffallen.

Es graut Einem, wenn man in dem Buche — in dem Buche sagen wir, denn in der Welt wird es, will's Gott, nicht dahin kommen — eine Stütze der gebrechlichen, bedürftigen Menschheit nach der andern zum Sinken und Fallen gebracht sieht; dahin gehört was Hr. Grün, nach Fourier, den Familismus nennt (S. 284 fg.). Und dabei muß Goethe wiederum als Gewährsmann dienen, er der in „Hermann und Dorothea", in so manchem kleinern und größern Gedichte die Familie als das Fundament des irdischen Wohlseins dargestellt hat. Man maß Goethe nicht mit dem Maße womit man die Menschen im Allgemeinen mißt; man sagte sich: Nicht Allen ist Alles gegeben; sein Geist konnte sich nicht in Schranken fügen die ein Anderer mit gutem Willen und Leichtigkeit trägt; doch bedauerte man, daß ihm der Friede, das Glück der Häuslichkeit zu so vielem Andern nicht auch geworden. Bei Hrn. Grün heißt es: „Das Familienleben ist der Tod der wirklichen Liebe, der Tod jeder freimenschlichen Erziehung, der Tod der eigensinnig tüchtigen Persönlichkeit, und Goethe hat sich nicht

umsonst bis zur Schlacht bei Jena gegen den Familismus so gewehrt." „Die Liebe", heißt es S. 239, „ist für Alle, nicht aber die Ehe. Diese Maxime könnte Goethe ausgesprochen haben, obgleich sie nicht in seinen sämmtlichen Werken steht." Nein, in diesen lesen wir vom Glück der Ehe:

> Als allgemeines Menschengut verordnet's
> Der Himmel selbst, und ließ dem Glück, der Kühnheit
> Und stiller Neigung Raum sich's zu erwerben.

Es konnte nicht fehlen, daß Hr. Grün in Goethe's Werken auf manche Stellen stieß an denen seine Auslegungs- oder Verdrehungskunst scheiterte. Da mußte er denn von einer Selbsttäuschung Goethe's sprechen, wie S. 148, wo von der Vaterlandsliebe die Rede ist die Goethe sich zuschreibt, oder S. 151, wo des großen Mannes Trauer über die Revolution nicht edlern Gründen, die doch nahe lagen, beigemessen, sondern behauptet wird: „Goethe's ganze Antipathie wider die Revolution, so oft sie sich in dichterischer Weise äußerte, betraf dieses ewige Weh und Ach, daß er die Menschen aus wohlverdienten oder wohlerlebten Besitzzuständen vertrieben sah, welche von Intriguanten, Neidischen und Habsüchtigen in Anspruch genommen wurden." Wir erinnern hier, wol an nicht ungeeignetem Orte, an einen im Jan. 1807 von Fernow an Böttiger gerichteten Brief. „Goethe", heißt es in ihm, „sagte mir, er habe sehr ernstlich an . . . geschrieben, daß jetzt Deutschland nur eine große und heilige Sache habe, die: im Geiste zusammenzuhalten, und in dem allgemeinen Ruin (bald nach der Schlacht bei Jena geschrieben) wenigstens das bis jetzt noch unangetastete Palladium unserer Literatur aufs eifersüchtigste zu bewachen." Hr. Grün wird freilich an dem Worte Literatur mäkeln und nicht bedenken, daß damals nur von einem „Zusammenhalten im Geiste" die Rede sein konnte, dessen Förderer und Träger ja die Literatur ist.

Damit man den Gegensatz zwischen Goethe und Grün recht lebendig auffasse, werde hier noch eines Wortes des Oheims in den „Wanderjahren" gedacht, den Hr. Grün einen radicalen Socialisten nennt: „Besitz und Gemeingut" (S. 231), welches Wort die Nichte trefflich erläutert: „Jeder suche den Besitz der ihm gegönnt worden zu würdigen, zu erhalten, zu steigern; er greife mit allen seinen Fertigkeiten so weit umher als er zu reichen fähig ist; immer aber denke er dabei, wie er Andere daran will Theil nehmen lassen. Denn nur insofern werden die Vermögenden geschützt als Andere durch sie genießen." Wie dagegen unser Autor? „Wolan, euer Besitz werde Gemeingut, erweitert euern Mittelpunkt, sodaß wir Alle daran Theil nehmen. Reformirt die Gesellschaft, aber reformirt sie wirklich und vollständig! Bildet euch nicht ein, wir ließen uns Halbheiten oder gar Täuschungen gefallen! Macht euern Besitz zum Gemeingut, oder — der Teufel soll euch holen!"

Dies mag zugleich eine Probe des im Buche herrschenden Ausdrucks und Stils sein. Mit Widerstreben haben wir einige male Goethe dem Hrn. Grün gegenübergestellt. Hier genüge das Wort: Le stile c'est l'homme.

Möge der Communismus und Socialismus diesen und jenen guten und zeitgemäßen Gedanken aussprechen, möge er, was sehr an der Zeit ist, die Noth, die Bedrängnisse eines großen Theils der Menschen den übrigen ans Herz legen, möge man das Wort Goethe's auf so manche Communisten und Socialisten anwenden:

> Es redet ein Toller in Freiheit
> Weise Sprüche, wenn ach! Weisheit im Sklaven verstummt.

Das wird jeder Verständige einsehen, daß die Weise in der Hr. Grün seine Weisheit unter die Leute bringt das beste Gegengift gegen die letztere enthält.

Das besprochene Buch schließt mit einem „Kurzen Kanon aus Goethe", dem wir das einzige Wort des großen Mannes mit welchem derselbe auf die eigentliche Noth unserer Zeit hinweist, entgegenstellen: „Alles was unsern Geist befreit, ohne uns die Herrschaft über uns selbst zu geben, ist verderblich."

84.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Literarischer Unfug.

Wenn der thätige Bibliograph Quérard mit seinem neuesten Unternehmen („Les supercheries littéraires dévoilées", oder wie der Titel auf dem ersten Hefte lautete: „Les auteurs apocryphes, supposés, déguisés") erst einmal bis zum Buchstaben Q vorgerückt sein wird — was freilich bei der maßlosen Breite in der sich sein Redestrom in jedem neuen Hefte mehr und mehr ergießt noch in ferner Aussicht steht —, so wird er uns unter seinem Namen interessante Aufschlüsse geben können über den frechen literarischen Betrug den er bei jedem seiner Werke begangen hat, indem er den anfangs bestimmten Umfang mit Misachtung aller positiven Versprechungen auf eine wahrhaft entsetzliche Weise anschwellen läßt. Wie sich die Abnehmer bei diesem Verfahren zurechtfinden, kümmert ihn wenig, obgleich einige Erfahrungen die er in neuerer Zeit gemacht hat wol zu einer treuern Erfüllung der eingegangenen Verbindlichkeiten in dieser Hinsicht ihn hätten veranlassen mögen. Auch bei der neuen Publication, deren Titel wir oben angeführt haben, werden die anfangs gesteckten Grenzen einer neuen, nachträglichen Ankündigung zufolge mit namenloser Willkür erweitert. Das ganze Werk war nämlich anfangs nur auf acht Lieferungen berechnet, und dieser Umfang erschien bei einer nur einigermaßen gedrängten Behandlung vollkommen ausreichend; kaum aber sind die ersten Hefte im Drucke erschienen, so genügt die bezeichnete Ausdehnung dem Verf., der sich bei Beurtheilung und Abschätzung der Materialien jedesmal seltsam zu vergreifen scheint, nicht mehr, und jetzt tritt er denn beim fünften Hefte, welches erst bis auf den Namen „Duc" geht, mit der Erklärung hervor, daß er sich an die frühere Bestimmung nicht binden könne. Wie viele Bände nun aus den ursprünglichen acht Heften hervorwuchern werden, läßt sich um so weniger absehen, als diesesmal, da der Verf. sein Werk unter eigener Firma, und wie auf dem Titel steht mit Unterstützung eines fremden Bibliographen, erscheinen läßt, kein rettender Buchhändler, wie es ihm schon früher einmal ergangen ist, mit einem entscheidenden Veto eingreifen kann.

Kopernik's Leben.

Der neueste Biograph Kopernik's, Jean Czynski, gesteht in seinem „Kopernik et ses travaux", daß er durch eine gelegentliche Bemerkung Fourier's, der seine allgemeine Harmonie auf die siderische Harmonie gegründet haben will, zu seiner Arbeit angetrieben worden sei. Zum Glück hat er sich indessen, einige wenige Partien abgerechnet, durch diesen Einfluß der socialistischen Ideen wenig von seiner ruhigen Entwickelung ableiten lassen. Was aber der Verbreitung seines Werks hinderlich sein dürfte ist, daß er durch eine kritische Beleuchtung dessen was andere Biographen, z. B. Gassendi, Sniadecki, Krzyzanowski u. A., vor ihm geleistet haben, den eigentlichen Gang etwas verwickelt macht. Wir können diese Methode, obgleich sie Veranlassung gibt, daß man oft zu einem schon früher erwähnten Factum zurückkehren muß, und doch oft nach längerer Lecture eigentlich nicht eben weiter gerückt ist, nicht ohne weiteres tadeln. Die Wissenschaftlichkeit der Darstellung hat durch diese sichtende und prüfende Kritik offenbar gewonnen, aber so viel dürfte denn freilich auch wol feststehen, daß man in Frankreich doch im Ganzen lieber eine übersichtliche Bearbeitung der gewonnenen Resultate begehrt, als daß man mit einem so gewissenhaften Forscher wie Czynski den Gang den er bei seinen Studien genommen hat gewissermaßen noch ein mal mitgehen sollte.

17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 135. —— 15. Mai 1847.

Zur Geschichte des Völkerrechts.

(Fortsetzung aus Nr. 134.)

Ungeachtet der zunehmenden und immer mehr sich vergrößernden Zerwürfnisse zwischen Frankreich und Schweden hatten doch bisher die gegenseitigen diplomatischen Geschäftsträger ihren Aufenthalt in Paris und Stockholm fortgesetzt, indem sie, wenngleich schon lange alle ihre Berührungen mit den Höfen an denen sie accreditirt sich befanden aufgehört hatten, doch von ihren resp. Regierungen nicht zurückberufen worden waren. Ueber den französischen Geschäftsträger de Cabre, der seit einem Jahre den Baron Alquier ersetzt, hatte man in Stockholm keine Veranlassung gehabt sich zu beklagen, da er durch sein urbanes, die Grenzen des Anstandes und der Schicklichkeit nie überschreitendes Benehmen gar sehr gegen seinen Vorgänger contrastirte. Zwar war er vom schwedischen Minister des Auswärtigen in der jüngsten Zeit aufgefodert worden, sich darüber zu erklären, ob er comme agent d'une puissance amie ou ennemie in den Staaten Sr. schwedischen Maj. verweile; aber da er wegen Mangel an Instructionen Nichts auf diese Anfrage zu erwidern gewußt hatte, so war seinem fernern Verbleiben in der schwedischen Hauptstadt kein Hinderniß in den Weg gelegt worden. Es schien, daß es der schwedische Hof bis jetzt hatte vermeiden wollen, offen den Bruch mit Frankreich zu erklären. Erst im Dec. 1812, nachdem der Feldzug Napoleon's in Rußland völlig verunglückt war und nur schwache Trümmer der großen französischen Armee auf ihrem Rückzuge Deutschland erreicht hatten, scheute sich die schwedische Regierung nicht mehr förmlich mit dem Kaiser der Franzosen zu brechen. Den 20. December insinuirte der gedachte schwedische Minister amtlich im Auftrage des Königs dem französischen Geschäftsträger, unverzüglich Schweden zu räumen, und übersandte ihm zugleich die zu seiner sofortigen Abreise ausgefertigten Pässe. Und als Hr. de Cabre diese Pässe mit der Bemerkung wieder zurückgeschickt hatte, daß er sich in der Unmöglichkeit befinde von denselben Gebrauch zu machen, weil er den von seinem Hofe ihm anvertrauten Posten nicht ohne dessen Befehl verlassen könne, wurde ihm bekannt gemacht, daß, da er sich nicht mehr in einem diplomatischen Charakter in Stockholm befinde, er wie andere Fremde den Befehlen der Policeibehörde unterworfen sei, welche die Weisung erhalten habe, dafür Sorge zu tragen, daß er binnen 24 Stunden aus der Hauptstadt entfernt werde. Ein Policeicommissair sei beauftragt, ihn bis zur schwedischen Grenze zu begleiten, sodaß er auch keines Reisepasses mehr bedürfe. Unter diesen Umständen blieb Hrn. de Cabre Nichts übrig als zu bitten, ihm den für ihn bestimmten Paß wieder zugehen zu lassen, indem er ohne Verzug seine Abreise antreten wolle, da die ihm gemachte amtliche Notification hinreiche, ihn deshalb bei seinem Hofe vollkommen zu rechtfertigen. Der verlangte Reisepaß wurde ihm hierauf vom schwedischen Gouvernement zugefertigt, und man gestattete ihm noch drei Tage in Stockholm zuzubringen. Am 27. December reiste er ab, ohne von einem Policeibeamten escortirt zu werden. Gleichzeitig hatte der schwedische Geschäftsträger d'Ohsson in Paris, nach einer von Stockholm ihm zugegangenen Instruction, seine Pässe begehrt, und der Herzog von Bassano übersandte sie ihm, nachdem er Bericht darüber an den aus Rußland zurückgekehrten Kaiser erstattet und dessen Befehle eingeholt hatte. Zugleich aber stellte dieser jenem am 13. Febr. 1813 eine Note zu, worin er das bisherige Verfahren Frankreichs gegen Schweden zu rechtfertigen suchte und Napoleon sich durch das Organ seines Ministers des Auswärtigen mit folgenden Worten über diesen Schritt des schwedischen Hofs aussprach:

Si cette démarche avait été déterminée par la considération des pertes que l'intempérie des saisons a fait éprouver aux armées françaises en Russie; si de ces pertes était née l'opinion que la France ne peut plus rien pour la Suède, qu'elle ne peut plus lutter avec avantage contre des ennemis qu'elle a tant de fois vaincus et qu'elle doit leur être sacrifiée, S. M. ne saurait s'étonner assez qu'un tel jugement pût avoir été porté par un prince (actuellement roi) qui, dans d'autres temps et lorsqu'il gouvernait la Suède comme régent, jugea si bien l'issue de la lutte où la France se trouvait alors engagée contre les coalitions qui se flattaient de l'anéantir, apprécia toute l'étendue de ses ressources, prévit ses triomphes quand l'Europe ne lui présageait que des désastres, et montra

ainsi autant de pénétration que de sagesse. Ce serait d'ailleurs une politique bien étrange que de prendre occasion des succès de son propre ennemi naturel pour insulter un ancien ami, un ancien et fidèle allié, sur lequel les succès auraient été obtenus. Quoi qu'il en puisse être, S. M. sait que ni des haines particulières ni des séductions momentanées ne peuvent détruire les rapports que la nature même des choses a mis entre deux nations, les intérêts qui naissent de ces rapports et les sentiments qui en dérivent. Elle ne changera donc point de système; elle repoussera de tous ses voeux une guerre qu'elle considérerait comme une guerre civile. S. M. retardera donc, autant qu'il est en elle, l'éclat d'une rupture. Elle ne donnera point ce nom à l'interruption des relations diplomatiques et commerciales; elle ne croira à la guerre que si la Suède la déclare, ou si, exécutant ses projets, qui sont représentés comme le but de ses armements, elle attaque à force ouverte les côtes de la Baltique ou les possessions du roi de Danemarck; même alors S. M. ne fera la guerre que pour la défense de ses alliés, pour empêcher que la Suède ne leur nuise et non pour nuire à la nation suédoise, qu'elle s'affligera de voir entraînée par des passions violentes et par une ambition mal dirigée, dans l'une des plus grandes fautes politiques qui aient jamais été commises.

Nur zu deutlich leuchtete aus diesen officiellen Aeußerungen des Cabinets der Tuilerien an den stockholmer Hof hervor, daß Napoleon alle die Misverständnisse zwischen ihm und der schwedischen Regierung lediglich dem Kronprinzen, als geleitet von persönlichem Ehrgeize und Leidenschaften, Schuld geben wollte. Zwar kam dessen Name in der ganzen Note nicht vor, aber es war zu verstehen gegeben, daß sich von der Einsicht und Weisheit des Königs Karl XIII., ohne Einwirkung eines äußern Einflusses, ein ganz anderes Benehmen und Verfahren Frankreich gegenüber würde haben erwarten und voraussetzen lassen. Dies veranlaßte den Kronprinzen, am 23. März 1813 noch einmal und zwar zum letzten mal unmittelbar an den Kaiser der Franzosen ein Schreiben zu richten, theils um die schwedischerseits ihm gegenüber beobachtete Politik zu rechtfertigen, theils um die Verwerflichkeit des von ihm verfolgten, von ungemessener Herrschsucht dictirten politischen Systems nunmehr ohne Rückhalt mit offenem Freimuth ins Licht zu stellen. Dabei ermahnte er den Kaiser aufs eindringlichste, endlich einmal der Stimme des Friedens Gehör zu geben. Das Schreiben des schwedischen Kronprinzen an Napoleon begann so:

Sire! Aussi long-temps que V. M. n'a agi ou fait agir que contre moi directement, j'ai dû ne lui opposer que du calme et du silence; mais aujourd'hui que la note du duc de Bassano cherche à jeter entre le roi et moi le même brandon de discorde qui facilita à V. M. l'entrée en Espagne, toutes les relations ministérielles étant rompues, je m'adresse directement à elle, pour lui rappeler la conduite loyale et franche de la Suède, même dans les temps les plus difficiles.

Ich kann mich nicht enthalten, folgenden Stellen aus diesem denkwürdigen Schreiben einen Platz in d. Bl. einzuräumen:

M. le duc de Bassano dit que V. M. n'a point provoqué la guerre, et cependant, Sire, V. M. a passé le Niémen à la tête de quatre cent mille hommes. Du moment que V. M. s'enfonça dans l'intérieur de cet empire, l'issue ne fut plus douteuse. L'empereur Alexandre et le roi prévirent déjà dès le mois d'août 1812 la fin de la campagne et ses immenses résultats; toutes les combinaisons militaires assuraient que V. M. serait prisonnière. Vous avez échappé à ce danger, Sire, mais votre armée, l'élite de la France, de l'Allemagne et de l'Italie, n'existe plus; là sont restés sans sépulture des braves qui sauvèrent la France à Fleurus, des Français qui vainquirent en Italie, qui résistèrent au climat brûlant de l'Egypte, et qui fixèrent la victoire sous vos drapeaux à Marengo, à Austerlitz, à Jena, à Halle, à Lubeck, à Friedland, etc. Qu'à ce tableau déchirant, Sire, votre âme s'attendrisse, et, s'il le faut, pour achever de l'émouvoir, qu'elle se rappelle la mort d'un million de Français restés sur le champ d'honneur, victimes des guerres que V. M. a entreprises. Le roi se détacha de la coalition de 1792, parce que cette coalition prétendait partager la France et qu'il ne voulait pas participer au démembrement de cette belle monarchie. Il fut porté à cet acte, monument de sa gloire politique, autant par attachement pour le peuple français, que par le besoin de cicatriser les plaies du royaume; cette conduite sage et vertueuse, fondée sur ce que chaque nation a le droit de se gouverner par ses lois, par ses usages et par sa volonté, cette conduite est la même qui lui sert de règle dans ce moment. Votre système, Sire, veut interdire aux nations l'exercice des droits qu'elles ont reçus de la nature, ceux de commercer entre elles, de s'entr'aider, de correspondre et de vivre en paix; et cependant l'existence de la Suède est dépendante d'une extension de relations commerciales, sans lesquelles elle ne peut point se suffire. Loin de voir dans la conduite du roi un changement de système, l'homme éclairé et impartial n'y trouvera que la continuation d'une politique juste et constante, qui dut être dévoilée dans un temps où les souverains se réunissaient contre la liberté de la France, et qui est suivie avec énergie dans un moment où le gouvernement français continue de conjurer contre la liberté des peuples et des souverains. Je connais les bonnes dispositions de l'empereur Alexandre et du cabinet de Saint-James pour la paix. Les calamités du continent la réclament et V. M. ne doit pas la repousser. Possesseur de la plus belle monarchie de la terre, voudra-t-elle toujours en étendre les limites et léguer à un bras moins puissant que le sien le triste héritage de guerres interminables? V. M. ne s'attachera-t-elle pas à cicatriser les plaies d'une révolution dont il ne reste à la France que le souvenir de sa gloire militaire et des malheurs réels dans son intérieur? Sire, les leçons de l'histoire rejettent l'idée d'une monarchie universelle, et le sentiment de l'indépendance peut être amorti, mais non effacé du coeur des nations. Que V. M. pèse toutes ces considérations et pense réellement à une paix générale, dont le nom profané a fait couler tant de sang. Je suis né dans cette belle France que vous gouvernez, Sire; sa gloire et sa prospérité ne peuvent jamais m'être indifférentes. Mais sans cesser de faire des voeux pour son bonheur, je défendrai de toutes les facultés de mon âme, et les droits du peuple qui m'a appelé, et l'honneur du souverain qui a daigné me nommer son fils. Dans cette lutte entre la liberté du monde et l'oppression, je dirai aux Suédois: Je combats pour vous et avec vous, et les voeux des nations libres accompagneront nos efforts. En politique, Sire, il n'y a ni amitié ni haine, il n'y a que des devoirs à remplir envers les peuples que la providence nous appelle à gouverner. Leurs lois et leurs privilèges sont les biens qui leur sont chers; et si, pour les leur conserver, on est obligé de renoncer à d'anciennes liaisons et à des affections de famille: un prince qui veut remplir sa vocation ne doit jamais hésiter sur le parti à prendre. Pour ce qui con-

cerne mon ambition personnelle, j'en ai une très-grande, je l'avoue: c'est celle de servir la cause de l'humanité et d'assurer l'indépendance de la presqu'île scandinave. Pour y parvenir, je compte sur la justice de la cause que le roi m'a ordonné de défendre, sur la persévérance de la nation et sur la loyauté de ses alliés. Quelle que soit votre détermination, Sire, relativement à la paix ou à la guerre, je n'en conserverai pas moins pour V. M. les sentiments d'un ancien frère d'armes.

Eine solche mannhafte, furchtlose Sprache war Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht lange nicht gewohnt gewesen zu hören. Solche Wahrheiten waren ihm noch von Niemand gesagt worden. Allein statt sie sich zu Herzen zu nehmen, versetzten sie ihn nur in die leidenschaftlichste Aufregung. Er zeigte sich so aufgebracht über den Inhalt dieses Schreibens, daß er dasselbe, gleich nachdem er es durchlesen, auf den Boden warf und in seinem heftigen Zorne mit Füßen trat. In seiner gereizten Stimmung ergoß er die wüthendsten Schmähungen über Bernadotte, und jene fand so wenig Grenzen, daß er sogar den unschuldigen Ueberbringer des Briefs, den schwedischen Courrier, zu verhaften befahl. Inzwischen hatte auch Großbritannien durch eine im Monat März zu Stockholm abgeschlossene Uebereinkunft seine förmliche Zustimmung zu der Vereinigung Norwegens mit Schweden ertheilt, an dieses die von Frankreich eroberte westindische Insel Guadeloupe abgetreten und der schwedischen Regierung die Summe von 25 Millionen Francs als Subsidie zugesichert. Am 18. Mai 1813 landeten der Kronprinz von Schweden mit 30,000 Mann in Stralsund, zu denen 70,000 Russen und Preußen stießen, um eine Armee im Norden Deutschlands zu bilden, über welche jener den Oberbefehl übernahm. Zu spät hatte Napoleon zu bereuen, in seinen politischen Combinationen den Kronprinzen viel zu gering geachtet und durch sein rücksichtsloses Benehmen im Rausche seiner Uebermacht denselben aus einem Freunde in einen Feind umgewandelt zu haben. Unter den in diesem Artikel mitgetheilten Actenstücken sind besonders bemerkenswerth der directe Originalbriefwechsel des Kronprinzen von Schweden einerseits mit dem Kaiser Napoleon, andererseits mit dem Kaiser Alexander; der Notenwechsel zwischen dem im dictatorischen Tone eines altrömischen Proconsuls sprechenden französischen Gesandten zu Stockholm, Baron Alquier, und dem schwedischen Minister des Auswärtigen, Baron Engeström; der ausführliche Bericht des schwedischen Gesandten zu Paris, Baron Lagerbielke, über eine länger als anderthalb Stunden dauernde Audienz, die er am 26. Oct. 1810 bei dem Kaiser Napoleon hatte, worin dieser ohne Rückhalt das politische System eröffnete welches er zu verfolgen fest entschlossen; die Vorstellungen welche 1812 von den östreichischen und preußischen Gesandtschaften zu Stockholm in Gemäßheit von Instructionen ihrer Höfe im Interesse Frankreichs gemacht wurden, nebst den vom schwedischen Cabinet darauf ertheilten Antworten; die Note welche der schwedische Geschäftsträger d'Ohsson zu Paris am 20. Mai desselben Jahrs, in Folge der Besetzung von Schwedisch-Pommern durch französische Truppen und der gewaltthätigen Maßregeln Frankreichs gegen schwedische Schiffe, an den Herzog von Bassano richtete; die Notificationen des schwedischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten an den französischen Geschäftsträger de Cabre zu Stockholm im Dec. 1812, welche diesen nach vergeblich versuchten Remonstrationen zur schnellen Abreise nöthigten; endlich die merkwürdige Note womit der Herzog von Bassano auf Napoleon's Befehl die Uebersendung der vom schwedischen Geschäftsträger zu Paris verlangten Pässe begleitete, und das durch den Inhalt dieser Note veranlaßte nicht minder merkwürdige Schreiben des schwedischen Kronprinzen an den Kaiser der Franzosen, womit die Reihe der hier gegebenen interessanten Urkunden schließt, die dem Publicisten und Historiker reichhaltigen Stoff zu Betrachtungen und zum Nachdenken darbieten.

(Der Beschluß folgt.)

Reise nach dem skandinavischen Norden und der Insel Island im Jahre 1845. Von Ida Pfeiffer, geb. Reyer. Mit einer Karte der Südküste der Insel Island. Zwei Bände. Pesth, Heckenast. 1846. 12. 2 Thlr.

Unsere Zeit hat viel Verkehrtes, manche Auswüchse und Verkrüppelungen der Weltbegebenheit an das offene Licht des Tages geschleppt, wovon sich unsere klügsten Vorfahren Nichts haben träumen lassen, worüber sich aber die Nachwelt noch lange lustig machen kann, sobald sie sich nur erst aus dem noch andauernden Zustande betrübender Klage hat emporschwingen können zur kräftigen That, zur freiern bessern Selbständigkeit. Unsere Zeit ist auch reich gesegnet an dreisten weiblichen Literaten aller Art. Die Kochkunst ist zu trivial, darüber schriftstellern die modernen Verfasserinnen nicht mehr. Dagegen liegen Viele, und zwar mit lautem, ermuthigendem Beifalle, der Dichtkunst ob. Andere wissen sich in der Astronomie, Mythologie, Pädagogik ein gewaltiges Ansehen zu geben. Noch Andere schreiben dramatische Werke worüber viele Thränen vergossen werden. Und noch Andere sind Schöpferinnen von Fabeln, Novellen, Romanen welche selbst noch von geistreichen Männern interessant gefunden werden. Viele, sehr Viele legen sich aber jetzt aufs Reisen und sind Nichts weniger als unglücklich darin. Sie schreiben Briefe und Tagebücher aus Süden und Norden, durchstreifen und beschreiben Amerika, Asien und Afrika, wie die besten Männer. Ein reicher Frauensegen! Ihre literarischen Kinder wimmeln schon an allen Enden um uns herum. Sie sind alljährlich fruchtbarer und besser zur gutgeheißenen Vermehrung aufgelegt. Man muß Geduld haben und hoffnungsvoll abwarten was aus diesem Segen der gebildeten Welt noch Großes erwächst. Darin finden Manche einen zufriedenstellenden Trost. Wir schütteln indeß zweifelnd den Kopf!

Doch wir wollen nicht unbarmherzig sein, und Frau Ida Pfeiffer nicht länger in der Herzenspein lassen, welche ihr der merkwürdige Eingang dieser literarischen Unterhaltung höchst wahrscheinlich veranlaßt haben mag. Zu ihrer einstweiligen Beruhigung sei hier gesagt, daß ihr Werk so übel nicht ist, daß unser Urtheil darüber viel günstiger ausfallen wird als sie es vielleicht befürchtet hat. Ueberhaupt ist unsere Ansicht über die schriftstellerischen Leistungen der Damen keine von dem gewöhnlichen Schlage; sie hält sich allerdings unabhängig von der Artigkeit und Nachsicht womit das sogenannte schöne Geschlecht im alltäglichen Leben mehr als zu viel verwöhnt wor-

den ist, indeß möchte sie auch auf keinen Fall den gerechten Tadel der Unartigkeit und Parteilichkeit über sich ergehen lassen. Wir lieben und achten die Frauen — als veredelndes Princip der Männer — selbst dann noch, wenn sie uns mit ihrer literarischen Feder auch dicht zur Seite treten; ihr Geschmack, ihr Gefühl durchwärmen unsern Verstand, beseelen unsere Phantasie, ihr Scharfblick und feiner Takt thun Wunder auf unsere Vorsicht und Weltklugheit. Wir mögen sie aber gern so recht hübsch weiblich schüchtern, gedankenreich still bescheiden, mit einem recht vollen Herzen der reinsten Liebe für alles Gute, Edle, Große. Wir mögen sie gern einfach poetisch, einfach prosaisch, schweigsam in der Wissenschaft, still verborgen lodernd in Natur und Kunst. Darum ist eine Madame Dacier, welche den Homer übersetzt und mit gelehrten Noten herausgegeben hat, ebenso wenig nach unserm Geschmacke wie Frau Schurmann, welche mit dem großen Lalande nicht blos die Gelehrsamkeit, sondern sogar die fatale Gewohnheit Spinnen zu verschmausen gemein hatte. Aber eine Karoline Rudolphi, eine Frederike Bremer überwiegen bei uns alle Stael, alle Sand. Wenn uns nun bei der Erwähnung der schriftstellernden Frauen ein Unmuth auf dem Herzen lag, so fällt er nicht eigentlich auf diese selbst, sondern auf die Männer welche sie dazu veranlaßt haben, auf die gewaltige Menge von nachäffenden Schriftstellern, welche sich dazu berufen fühlen die Welt auf den Kopf zu stellen, welche in ihrem tobenden Eifer Unsitte für Sitte, Unnatur für Natur, Gottlosigkeit für Religiosität, Frechheit und Zügellosigkeit für Freiheit, Franzosenthum für Deutschthum ausgeben, — er fällt auf das Heer der unreifen grünen Schreibseelen welche in ihrem lauten Gewäsche von erfahrungswidrigen Weltverbesserungen kaum merken, daß sie zum Gelächter der verständigen wahrhaft deutschen Kernnaturen geworden sind, daß sie sich schon längst haben unterkriegen lassen von den verständigen deutschen Frauen. Ach ja! — die heutigen beachteten literarischen Weiberleistungen liefern den schlagendsten Beweis, wie tief, wie trostlos tief eine gewisse Sphäre der edeln Schriftstellerei gesunken ist. Es ist weit gekommen und noch wenig Aussicht zum Besserwerden. Doch die Hoffnung läßt nicht untersinken. Je gewaltiger die Tiefe, um so mächtiger die Höhe!

Aber jetzt näher und bleibend zu unserm Werke. Es schließt eine sehr interessante Vergnügungsreise einer sehr reiselustigen wiener Dame in sich. Die Darstellungsweise ist ungekünstelt, unbefangen frei, leicht und fröhlich überhüpfend von dem Einen zum Andern, nie ermüdend, nie überspannend. Der Inhalt ist gut gewählt, nirgend zu schwer, zu tief, aber auch nie oberflächlich nüchtern, überall anregend und Stoff bringend zu weiterm Nachdenken. Die Verf. ist nicht ohne Uebung im Reisen. Sie hat sich schon nach dem Gelobten Lande versucht, und damals wie hier ihr hervorragendes Wandertalent bewährt. Ihr Blick und Geist sind gewandt, sie fassen schnell, tief, viel und richtig und wissen behende zu vergleichen mit Bekanntem. Sie fügt sich ohne Umstände in alle Verhältnisse, läßt ohne Lamentabel die widerwärtigsten Launen des Schicksals über sich ergehen und hütet sich sehr in die jetzt moderne Klage- und Tadellitanei der übrigen Touristen mit einzustimmen. Als alleinstehende Frau unter rohem Schiffer- und Fischervolke, in der Nähe von Trunkenbolden, in der beständigen Gefahr von Ungeziefer aller Art überzogen zu werden, bei der unappetitlichen schweren Matrosenkost, bei dem ewigen Fischessen in den dunstigen niedrigen Hütten auf Island, überhaupt bei den Entbehrungen aller Art benimmt sie sich bewundernswürdig groß und hochherzig; man vergißt oft ganz, daß sie eine Frau ist, an der all dies Ungemach so ruhig vorübergeht. Blos dann weiß sie auf einen Augenblick ihrer muntern Laune nicht Herr zu bleiben, wenn sie auf Island in die Nähe der feinen Damenwelt kommt, welche wahrscheinlich darüber die Nase gerümpft haben, daß Frau Ida Pfeiffer ohne Mann wie eine Glücksritterin in der weiten Welt allein umherfahre. Dann blickt allerdings ein wenig Eitelkeit und stark verletzbare weibliche Eitelkeit und Schwäche aus ihrem Buche hervor; indeß sind wir auch hier weit davon entfernt unsere verehrte Verfasserin tadeln zu wollen, denn wenn auch diese Seite noch fehlte, so hätten wir es wahrlich nicht mehr mit einer Frau Verfasserin zu thun. Auch ist hierbei noch sehr die Frage, ob die Klagen der Verf. nicht wirklich und sehr stark begründet gewesen sind. Frau Ida Pfeiffer ist keine gewöhnliche Frau, und sie wird nur da misverstanden wo man diesen Grundsatz außer Acht läßt. Sie ist ungewöhnlich durch die unvertilgbar tief in ihr wohnende Wanderlust, wodurch sie schon einen fast männlichen Charakter annimmt; sie ist ungewöhnlich durch Muth, Besonnenheit und Ausdauer, Eigenschaften, unmittelbar aus der Verwirklichung der erstern hervorgegangen, welche aber ganz dazu mitwirken, die Frau in einen Mann zu verkehren. Nur zwei bis drei mal fällt sie aus ihrem Charakter; da redet sie über Sachen denen sie nicht gewachsen ist, die nur dem Gelehrten, dem gediegensten Gelehrten von Fach zukommen. Frau Ida Pfeiffer ist gebildet wie andere Touristen gebildet sind, aber nicht gelehrt, und dieser Mangel ist ihre liebenswürdigste Seite; daher frappirt es, wenn sie sich dennoch das Ansehen geben will. Doch, wer vergißt sich nicht einmal!

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus England.

Deutsche Kritik.

Eine manchester Zeitung, „Manchester Examiner", berichtet die daselbst von einem Herrn George Dawson aus Birmingham gehaltenen Vorlesungen über deutsche Literatur, und daß er in Betreff der deutschen Kritik Folgendes geäußert: „In Deutschland wird die literarische Kritik anders und besser gehandhabt als in England. Die deutschen Kritiker kümmern sich nicht um den innern Bau eines Gleichnisses; sie wiegen und bestimmen nicht den Werth eines Buchs nach dem Charakterwerthe seines Verfassers; ihr Bestreben geht dahin, den Verfasser zu erläutern, Das worüber er geschrieben hat noch mehr zu verdeutlichen. Ein echter, guter, deutscher Recensent sieht in einem Buche nur den symbolischen Charakter worin ein bedeutender Mensch seine Gedanken eingekleidet hat. Er ist der Dolmetscher zwischen Verfasser und Publicum, erklärt sein Symbol und weist den Geist nach der darin wohnt, und das Wesen das es enthält. Selbst über Shakspeare besaß England keine gesunde Kritik, ehe sie ihm aus Deutschland zuging. Nur seit Das geschehen, haben wir angefangen den Dichter besser zu verstehen.... Das Urtheil über «Hamlet» in «Wilhelm Meister» ist unübertroffen, ist das vollendete Muster einer Kritik.... Der Deutsche trat zu ihm wie er zur Natur getreten wäre. Er nahte ihm nicht wie Einer der, wenn er einen Eichbaum sieht, zuvörderst fragt, warum der Baum weder höher noch dicker, warum der Ast dort nicht abgeschnitten worden und warum der Stamm nicht polirt sei. Er erklärte, warum Alles sei wie es sei, erklärte das Verständniß, erklärte die göttliche Idee, deren Symbol und Träger Hamlet ist, und machte dadurch klar was unklar gewesen."...

Mary Howitt's gesammelte Gedichte.

Mary Howitt, für Befreundete der englischen Literatur kein neuer Name, hat ihre seit Jahren in verschiedenen Zeitschriften niedergelegten Gedichte in ein Buch vereinigt, das nun erst eigentlich jene der Kritik anheimgibt. Sie dürfen solche nicht zu fürchten brauchen, ausgezeichnet wie sie sind durch Zartheit und Sinnigkeit, durch Sprache und Versbau. Hier genüge Anzeige des Titels: „Ballads and other poems" (London 1846).

16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 136. —— 16. Mai 1847.

Zur Geschichte des Völkerrechts.

(Beschluß aus Nr. 135.)

Der achte Artikel, der Reihenfolge nach der letzte im zweiten Bande, betrifft einen 1825 auf diplomatischem Wege geführten Streit zwischen den Höfen von Stockholm und Madrid, der sich aus einer von der schwedischen Regierung vorgenommenen Maßregel des Verkaufs mehrer großen, für den Dienst unbrauchbar gewordenen Kriegsschiffe an ein englisches Handelshaus entspann. Obgleich diese rein finanzielle Maßregel in Schweden lediglich eine Verbesserung der Marine zum Zweck hatte, indem man sich einiger alten Linienschiffe und Fregatten auf diese Weise entledigen wollte, um neue zu erbauen und dadurch zugleich auf den schwedischen Werften vielen Arbeitern Beschäftigung und Erwerb darzubieten: so glaubte man doch in Spanien Einreden dagegen erheben zu können, weil man dort argwöhnte, die fraglichen Kriegsfahrzeuge seien für die südamerikanischen Insurgenten bestimmt. Dies gab zu sehr unangenehmen, höchst unfreundlichen Erörterungen zwischen dem spanischen Geschäftsträger Alvarado zu Stockholm und dem schwedischen Cabinet Anlaß. Die Grenze der gebührenden Achtung welche Staatsregierungen einander schuldig sind scheinen dabei spanischerseits in dem Maße überschritten worden zu sein, daß der Herausgeber aus Zartgefühl von manchen Documenten in Beziehung auf diesen Gegenstand, in deren Besitz er sich befand, keinen Gebrauch hat machen wollen, und sich darum blos auf die Mittheilung der öffentlichen Actenstücke beschränkt hat, die indessen hinreichen, den Leser in den Stand zu setzen, sich eine richtige Kenntniß von dem Gange und Verlaufe dieser Angelegenheit zu verschaffen. Mit dem 1. Juli 1825 begann der mehre Monate fortgesetzte Notenwechsel zwischen Hrn. v. Alvarado und dem schwedischen Minister des Auswärtigen Grafen Wetterstedt. Die von jenem spanischen diplomatischen Agenten in einem heftigen Tone und in schonungslosen Phrasen gegen den schwedischen Hof vorgebrachten Beschuldigungen mußten um so auffallender erscheinen, als dieser früher die fraglichen Schiffe der spanischen Regierung zum Kauf angeboten hatte, von welcher derselbe aber aufs bestimmteste abgelehnt worden war. Zuletzt sehen wir das petersburger Cabinet sich in diese streitige internationale Angelegenheit mischen, und nach häufigen langen Conferenzen des russischen Gesandten zu Stockholm, Grafen von Suchtelen, die im Sept. 1825 statthatten, verstand sich endlich zur Beseitigung der in Rede stehenden Differenz der König Karl Johann von Schweden dazu, nicht nur den mit dem Hause Barclay, Harring und Richardson in London abgeschlossenen Verkaufscontract für aufgehoben zu erklären, sondern auch die Entschädigung dieses letztern für die aus dem rückgängig gewordenen Schiffskaufe für dasselbe entsprungenen Verluste zu übernehmen.

In einem dem zweiten Bande beigefügten Anhange folgen noch kurzgefaßte Relationen von sieben interessanten Vorfällen, die ebenfalls dem Gebiete des Völkerrechts angehören. Sie enthalten sehr merkwürdige und theilweise wenig allgemein bekannte Details, wenngleich die Thatsachen selbst bereits in einer verflossenen Epoche auf einer mehr oder weniger genauen Weise zur Kenntniß des Publicums gelangt sind. Vier dieser Begebenheiten sind aus dem 17. und drei fallen in das 18. Jahrhundert. Unter letztern befindet sich ein actenmäßiger Bericht über die Ermordung des französischen Generals Duphot in Rom im Dec. 1797, die nicht nur die Abreise des Gesandten der französischen Republik, sondern auch bald darauf im folgenden Jahre die Besetzung der päpstlichen Hauptstadt durch Franzosen unter Berthier und die Proclamation der Römischen Republik zur Folge hatte.

Es hat sich in der jüngsten Zeitperiode in unsern Tagen eine große Menge politischer Facta vom höchsten Interesse ereignet, die gewiß wol einen Platz in dieser neuen Sammlung des Baron v. Martens verdient hätten, wenn es möglich gewesen wäre, sich eine hinlängliche, völlig befriedigende Aufklärung über dieselben zu verschaffen. Aber gar viele dieser Ereignisse sind von der Art, daß sie, so lange die politischen Archive der Regierungen den wißbegierigen Forschungen der publicistischen Schriftsteller verschlossen bleiben, nicht genügend aufgehellt werden können. Es bedarf dazu begreiflicherweise oft der Einsicht der darüber geführten, bis jetzt geheim gehaltenen officiellen Correspondenzen, des vollständigen

Besitzes einer beträchtlichen Anzahl in den Archiven der Cabinete verborgen liegender authentischer Documente und Actenstücke. Was in öffentlichen Schriften, in den Journalen der Epoche über solche Vorgänge sich mitgetheilt, verhandelt, geurtheilt findet, trägt nicht selten den Stempel des Parteigeistes, der herrschenden politischen Meinung, der Leidenschaft, der subjectiven Ansicht der Correspondenten und Berichterstatter und mithin der Einseitigkeit an sich, wodurch die Wahrheit häufig entstellt sein kann. Es erscheint paradox, allein es ist wahr: manche dieser Begebnisse sind noch zu neu um sie ganz richtig zu kennen und würdigen zu können. Noch zur Zeit geht uns die Kenntniß von mancherlei Daten und einzelnen Umständen und Verhältnissen ab, die nöthig ist um Alles in das gehörige Licht zu stellen. Bisweilen erblicken wir uns bei dem Mangel an Urkunden und unparteiischen Zeugnissen über die wahren Motive und Triebfedern der Machthaber und Staatsmänner im Dunkeln, und Vermuthungen können leicht zu irrigen Darstellungen verleiten. Eine oder die andere Thatsache wird freilich nach und nach durch hinterlassene Papiere oder Memoiren von Augenzeugen und mithandelnden Personen aufgeklärt werden und ist zum Theil schon aufgeklärt worden; aber ohne Eröffnung der Quellen in den Staatsarchiven ist an eine hinreichend documentirte Entwickelung mancher merkwürdiger Fälle, welche die Geschichte des Völkerrechts in der neuen und neuesten Zeit dargeboten hat, nicht zu denken. Auch nach Herausgabe der beiden Sammelwerke unsers Verf. und desjenigen seines würdigen verstorbenen Oheims bleibt noch eine große Nachlese zur künftigen Bearbeitung übrig, und zwar gerade zahlreicher solcher Vorgänge die sich, sozusagen, unter unsern Augen zugetragen haben und schon darum von besonderm Interesse für uns sind. Aber gar viele der von uns erlebten politischen Begebenheiten, von mehr oder weniger Wichtigkeit für das Studium des modernen Völkerrechts, werden eine erschöpfende Behandlung mit Enthüllung aller Thatsachen aus der Feder der Publicisten erst durch freie Benutzung der unbekannten Materialien in den archivalischen Schätzen zu erwarten haben. So unter Anderm die Schöpfung und der Sturz aller der Souveraine welche Nichts weiter als glänzende ephemere Trabanten des großen Gestirns gewesen sind das zehn Jahre lang Alles am politischen Himmel überstrahlte, — der Könige von Spanien, Neapel, Westfalen und Holland, der Fürsten von Hetrurien, Lucca und Piombino, Berg, Frankfurt und Neuchatel; die Verbannung des Königs Gustav IV. Adolf aus Schweden und die Wahl Bernadotte's zum Thronfolger durch die Reichsstände; die Katastrophe des Königs Joachim von Neapel, des unglücklichen Murat; der zweite Sturz Napoleon's nach den Hundert Tagen 1815, und das in der Weltgeschichte unerhörte Drama der lebenslänglichen Gefangenschaft dieses Riesen des politischen und militairischen Ruhms, des größten und mächtigsten Fürsten Europas, „qui vint librement dans son infortune chercher un asile sous les lois de l'empire britannique", auf einer kleinen Insel in der Oede des Oceans im Angesicht Afrikas; die Gefangenhaltung Ferdinand's VII. in Frankreich und die Begebenheiten zu Bayonne und Madrid, welche einen Bruder Napoleon's auf den spanischen Thron brachten; die politischen und revolutionnairen Ereignisse welche in den zwanziger Jahren die pyrenäische und transalpinische Halbinsel in Bewegung setzten, die Intervention der großen europäischen Mächte hervorriefen und verschiedene Monarchen-Congresse veranlaßten; die Vorgänge in Konstantinopel bei der Anwesenheit des russischen Gesandten Grafen Stroganoff; die Besetzung Anconas durch eine Division französischer Truppen; die Schilderhebung Dom Miguel's in Portugal; der Aufenthalt von Don Carlos zu Bourges; die Revolution der Griechen zur Abschüttelung des osmanischen Jochs und die Erhebung Griechenlands zu einem christlichen Königreiche, sowie die Ermordung des Grafen Kapodistrias, des Chefs der dortigen provisorischen Regierung; die Trennung Belgiens von Holland, welche die Belagerung und Einnahme der Citadelle von Antwerpen durch die Franzosen zur Folge hatte; die Eroberung Algiers von Frankreich unter Karl X., wodurch der Seeräuberei der Barbaresken ein Ende gemacht und das Mittelländische Meer der Schiffahrt und dem Handel aller Nationen freigegeben ward; die ausnahmsweise und isolirte Stellung welche zuletzt Frankreich unter Ludwig Philipp in Beziehung auf den Orient und Aegypten seiner Politik angemessen fand; die Verhandlungen Großbritanniens mit den Vereinigten Staaten Nordamerikas und Frankreich über das von diesen bestrittene Durchsuchungsrecht zur Verhütung des afrikanischen Sklavenhandels; sowie so viele andere Gegenstände der neuern und neuesten Zeitgeschichte, welche reichhaltigen Stoff zur Darstellung wichtiger und interessanter Fälle aus dem Gebiete des Völkerrechts darbieten, wozu es aber noch zur Zeit an einem vollständigen Besitz aller hinlänglich beglaubigten Thatsachen und sämmtlicher darauf bezüglichen authentischen Actenstücke mangelt. Einem so fleißigen und thätigen Sammler wie Hrn. Karl v. Martens dürfte es indessen, bei seinen mannichfachen und ausgedehnten Verbindungen, wol früher oder später gelingen, ein Material von unzubestreitender Wahrhaftigkeit in genügender Fülle zu einer befriedigenden Darstellung und Ausführung mancher dieser Ereignisse in der politischen Welt zusammenzubringen, die mit Recht verdienen, den berühmten merkwürdigen Fällen des Völkerrechts angereiht zu werden, durch deren umsichtige und gründliche Bearbeitung er sich nunmehr schon in zweien von ihm herausgegebenen und vom sachkundigen Publicum mit Beifall aufgenommenen Sammlungen anerkannte Verdienste erworben hat. Sehr willkommen wird gewiß allen Freunden der publicistischen Literatur eine dritte Sammlung von „Causes célèbres du droit des gens" aus seiner Feder sein, zu deren dereinstigen Veröffentlichung er in der Vorrede zu der vorliegenden Hoffnung gibt, und es ist zu wünschen,

daß er nicht bald im Stande sich befinden möge, diese Zusage erfüllen zu können.

F. Murhard.

Reise nach dem skandinavischen Norden und der Insel Island im Jahre 1845. Von Ida Pfeiffer. Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 135.)

Die Reise selbst ist durchaus nicht von kleinem Umfange. Von Wien geht es über Prag, Dresden, Leipzig, Magdeburg, Hamburg, Kiel, Kopenhagen bis Reikjavik ohne großen Aufenthalt, aber doch mit so viel Muße, daß die vornehmsten Merkwürdigkeiten dieser Orte und ihrer Bewohner zur Betrachtung und Beschreibung gezogen werden können. Auf Island verweilt die Verf. Monate lang und benutzt die ganze Zeit zum Reisen auf dieser merkwürdigen Insel. Dieser Aufenthalt und seine Beschreibung bildet auch den Hauptfonds des ganzen Werkes. Wir wollen davon Etwas zur Mittheilung bringen. Sie war nach dem Geiser gereist. „Und nun stand ich da, vor einem Hauptziele meiner Reise", ruft sie mit Ueberraschung und Freude aus, „ich sah es, es lag so nahe vor mir, und doch wagte ich keinen Schritt weiter. Ich wußte nicht, ob und wie weit man sich dem Becken nähern dürfe. Da kam ein Bauer, der uns aus einer der nahen Kothen gefolgt war, und meine Begierde und Furcht errathen haben mochte; der nahm mich bei der Hand und machte meinen Cicerone. Leider hatte er aber, da es gerade Sonntag war, der Branntweinflasche etwas zu tapfer zugesprochen, sodaß er mehr taumelte als ging; und diesem Menschen nun, von dem ich nicht wußte, ob er noch Verstand genug besäße unterscheiden zu können, wie weit man sich überall wagen dürfe, sollte ich mich anvertrauen! Zwar versicherte mich mein Führer, der mich von Reikjavik hierher begleitet hatte, daß ich ihm dessenungeachtet trauen dürfe, und daß er selbst mitgehen werde, um mir sein isländisches Kauderwelsch in das Dänische zu übersetzen; aber dennoch folgte ich ihm nicht ohne Furcht. Er führte mich also bis an den Rand des Beckens des Geisers, der auf einer sanften Erhöhung von höchstens 10 Fuß liegt und in sich das Becken und den Kessel faßt. Der Durchmesser des Beckens mag 30 Fuß betragen, der des Kessels 6—7 Fuß. Beide waren bis an den Rand gefüllt, das Wasser war wie ein Krystall: kochte und brauste aber nur sehr wenig. Bald verließen wir diese Stelle, denn ist Becken und Kessel mit Wasser ganz angefüllt, so ist es höchst gefährlich sich ihm zu nähern, da er sich alle Augenblicke durch einen Ausbruch entleeren kann. Wir gingen also die andern Quellen zu besichtigen .... Als ich mit meinem Zelte in Ordnung kam, war es bereits 11 Uhr Nachts. Da empfahlen sich Alle, und ich blieb allein zurück. Man pflegt immer die Nacht zu durchwachen, um keinen Ausbruch zu versäumen. Für mehre Reisende ist nun zwar ein abwechselndes Wachen keine sehr schwere Sache, für mich allein war es doch eine arge Last. Und einem isländischen Bauer ist nicht zu trauen, den könnte oft kaum ein Ausbruch des Hekla erwecken. Ich saß bald vor, bald in dem Zelte und horchte mit gespannter Erwartung der Dinge die da kommen sollten. Endlich — nach Mitternacht, der Geisterstunde — vernahm ich einige Töne, als würde in weiter Ferne eine Kanone gelöst, und deren echoähnlicher Schall durch den Luftzug herübergetragen. Ich stürzte aus dem Zelte, und erwartete nun in Folge der Beschreibung welche ich gelesen hatte unterirdisches Getöse, heftiges Krachen und Erzittern der Erde, als Vorläufe des eigentlichen Ausbruchs. Kaum konnte ich mich einer Anwandlung von Furcht erwehren. Um Mitternacht bei einer solchen Scene sich allein zu wissen, ist denn doch keine kleine Sache. Diese dumpfen Laute ließen sich nun in sehr kurzen Zeiträumen 13 mal hören. Nach einem jedesmaligen Laute überlief das Becken, und entleerte sich immer bedeutender Portionen Wassers. Die Töne selbst schienen nicht von einem unterirdischen Tosen, sondern von den starken, heftigen Aufwallungen des Wassers herzurühren. Nach anderthalb Minuten war Alles vorüber; das Wasser floß nicht mehr über, Kessel und Becken blieben ziemlich gefüllt, und — in jeder Hinsicht getäuscht kehrte ich wieder in mein Zelt zurück. Diese Erscheinung wiederholte sich alle $2\frac{1}{2}$ bis spätestens $3\frac{1}{2}$ Stunden. Ich sah und hörte die ganze Nacht Nichts Anderes, sowie auch am folgenden Tage und in der zweiten Nacht. Vergebens sah ich einem Ausbruche entgegen .... Endlich nach langem Harren und Warten, am zweiten Tage meines Aufenthalts am Geiser, am 27. Juni um halb 9 Uhr Morgens, war es mir vergönnt einen Ausbruch des Geisers in seiner vollsten Pracht zu sehen. Der Bauer, der täglich Früh und Abends kam, sich zu erkundigen, ob ich schon einen Ausbruch gesehen habe, war gerade bei mir, als sich die dumpfen Töne welche denselben ankündigen wieder hören ließen. Wir eilten hinaus, und ich verlor abermals die Hoffnung Etwas zu sehen; das Wasser überwallte nur wie gewöhnlich, und das Getöse ließ schon nach. Da aber begann auf einmal, als kaum die letzten Töne verstummt waren, die Explosion. Diese zu schildern weiß ich wirklich keine Worte zu finden. So etwas Großartigem, so ergreifend Schönem kann man nur ein mal im Leben begegnen. Alle meine Erwartungen und Vorstellungen wurden weit übertroffen. Die Strahlen schossen mit unbeschreiblicher Kraft, Heftigkeit und Wasserfülle empor. Eine Säule stieg höher als die andere, eine schien die andere überbieten zu wollen. Als ich nur einigermaßen mich von der Ueberraschung erholt hatte, und meiner Besinnung wieder mächtig war, sah ich auf das nebenan stehende Zelt. Wie klein, wie winzig klein erschien es gegen die Höhen dieser Wassersäulen! Und doch hatte es bei 20 Fuß Höhe. Ohne Uebertreibung glaube ich behaupten zu können, daß der stärkste Strahl gewiß über 100 Fuß hoch stieg und 3—4 Fuß im Durchmesser hatte. Das Ganze währte bei vier Minuten, von denen die größere Hälfte auf die eigentliche Eruption zu rechnen ist. Als diese wunderbare Scene geendet hatte, geleitete mich der Bauer an das Becken. Wir konnten uns nun sowol diesem als dem Kessel ohne Gefahr nähern, und beide nach Gefallen betrachten und umgehen. Zu besorgen war Nichts mehr. Das Wasser war spurlos aus dem Becken verschwunden. Wir stiegen hinein und naheten uns unmittelbar dem Kessel, in welchem das Wasser ebenfalls 7—8 Fuß tief gesunken war, wo es heftig kochte und wallte."

Von Island reist die Verf. zunächst erst wieder nach Kopenhagen, dann nach Christiania, Stockholm, Upsala, Travemünde, Hamburg, Berlin ꝛc. bis Wien. Ueberall ist sie unterhaltend, überall darauf bedacht, das Sehenswertheste in Augenschein zu nehmen, und darüber vorurtheilsfrei und frisch auf der That zu berichten. Ref. hat das Buch recht gern gelesen und recht liebgewonnen, und er ist fest überzeugt, daß es fast ohne Ausnahme auf alle Leser dieselbe Wirkung ausüben wird.

52.

Bibliographie.

Album für Liebhaber-Theater. 3tes und 4tes Heft. Mit einer Anleitung zu einer richtigen Auffassung und Darstellung der Rollen herausgegeben von W. Bernhardi. Schkeuditz, v. Blomberg. 12. à $7\frac{1}{2}$ Ngr.

— — Dasselbe. Herausgegeben von J. Koffka. Neue Folge. 11. Heft. Der doppelte Fröhlich. Posse in 1 Akte, mit Benutzung des Vaudeville „Ravel en Province" von Th. Rebus. Leipzig, Koffka. 8. (à) $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Andersen's, H. C., gesammelte Werke. Vom Verfasser selbst besorgte Ausgabe. 6ter bis 8ter Band. O. Z. Roman. Drei Theile. Leipzig, Lorck. 8. à 10 Ngr.

Brühl, J. A. M., Neueste Geschichte der Gesellschaft Jesu. Schicksale der Jesuiten auf dem ganzen Erdboden von ihrer Wiederherstellung durch Pius VII. bis zum Jahre 1846. I. Heft. Gleiwitz, Landsberger. Gr. 8. 10 Ngr.

Considerant, V., Theorie der natürlichen und anziehenden Erziehung. Den Müttern gewidmet. Deutsch von P. Str. Nordhausen, Fürst. 12. 25 Ngr.

Eine wahre Geschichte der neuesten Zeit. Aus dem Tagebuche eines Jesuiten und den mündlichen Mittheilungen eines Ausgeschiedenen. 4te Auflage. Leipzig, Verlagsbureau. 8. 22½ Ngr.

Hoffmann, J. L., Die Sünde und die Sünden gegen den heiligen Geist. Eine gekrönte Preisabhandlung. Regensburg, Manz. Gr. 8. 15 Ngr.

Kramer, P. W., Die Hexe von Gäbistorf. Historisch-romantisches Drama in 5 Akten. Mit freier Benutzung eines historischen Romans von Bornhauser. St.-Gallen, Scheitlin und Zollikofer. 8. 10 Ngr.

Laube's, H., dramatische Werke. 5ter Band. Gottsched und Gellert. Charakter-Lustspiel in 5 Akten. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr.

— — Dieselben. 6ter Band. Die Karlsschüler. Schauspiel in 5 Akten. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr.

Menzel, K. A., Neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundes-Acte. 12. Band. 1ste Abtheilung. Die Zeit Friedrich's II. und Joseph's II. Breslau, Graß, Barth u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Prutz, R. E., Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Theaters. Berlin, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Ruppius, O., Hoch und Niedrig, oder so sind sie. Skizzen aus dem Leben der Gesellschaft. 1stes Bändchen. 1. Aus Berlin. 2. Aus dem thüringer Walde. 3. Aus dem schlesischen Gebirge. Constanz, Verlagsbureau. Gr. 8. 18 Ngr.

Sieg, H. v. d., Radscha Suma oder der Häuptling in Hindostan. Indisches Sittengemälde. Siegen, Kogler. 12. 1 Thlr.

Theodicée oder Universalpredigt der Erhebung und des Trostes. Ein Versuch von X. St.-Gallen, Scheitlin und Zollikofer. Gr. 8. 8 Ngr.

Uebel, B., Kurs der Taktik und Strategie und Plan zur Vertheidigung der Schweiz gegen Frankreich im J. 1838. Aus dessen schriftlichem Nachlaß. Leipzig, Verlagsbureau. Gr. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Barmann, M., Die Contrerevolution in Wallis vom Mai 1844. Deutsch mit Einleitung und Schluß von L. Snell. 2te Ausgabe. Leipzig, Verlagsbureau. Gr. 8. 7½ Ngr.

Bericht über die am 1. Octbr. 1846 gehaltene Generalversammlung des oldenburgischen Vereins der evangelischen Gustav-Adolfs-Stiftung. Oldenburg. Gr. 8. 2½ Ngr.

Bulwer, E. L., Ein Wort an das Publikum. Auf Veranstaltung des Verfassers aus dem Englischen übersetzt. Berlin, Duncker und Humblot. 8. 4 Ngr.

Channing, W. E., Gottähnlichkeit und geistliche Freiheit. Zwei geistliche Reden. Aus dem Englischen. Berlin, Schultze. Gr. 8. 6 Ngr.

Danckwerts, L. W. E., Sieben Predigten. Celle, Schulze. Gr. 8. 7½ Ngr.

Detroit, L., Die Schritte, welche die französisch-reformirte Gemeine in Königsberg in Preußen bisher gethan. Als Erwiederung auf ein an dieselbe gerichtetes, offenes Sendschreiben des Predigers Dr. P. Henry. 2te Auflage. Königsberg, Bon. Gr. 8. 4 Ngr.

Dieterici, W., Ueber Auswanderungen und Einwanderungen letztere in besonderer Beziehung auf den Preußischen Staat vom statistischen Standpunkte. Eine im wissenschaftlichen Verein zu Berlin gehaltene Vorlesung. Berlin, Mittler. Gr. 8. 15 Ngr.

Feddersen, Offenes Sendschreiben an den Herrn Langfeldt, Mitredacteur des Schleswig-Holsteinischen Schulblatts. Oldesloe. Gr. 8. 5 Ngr.

Fritsche, F. G., Worte am Grabe des Geheim-Raths Chr. Gfried Hermann und dessen Frau Amalie geb. Querndt, am 25. und 30. März 1847. Altenburg, Schnuphase. Gr. 8. 3 Ngr.

Glaßbrenner, A., April! Ein Gedicht. Den Deputirten des ersten preußischen Reichstages gewidmet. Hamburg, Hoffmann und Campe. 12. 10 Ngr.

Hagen, E. L., Geistesfrüchte, zusammengetragen auf dem jetzigen Kampfplatze der Religion und Kirche von einem unbefangenen Beobachter. 1ste Lieferung. Neustadt a. d. O., Wagner. Gr. 8. 9 Ngr.

Heimbürger, H. C., Das blutige Hochgericht eine laut redende Warnungstafel für Jedermann. Eine Predigt am 19. März 1847 kurz vor der Hinrichtung des Mörders G. C. H. D. Thöne gehalten. Celle, Schulze. 8. 3¾ Ngr.

Läncher, Apologie einiger christlichen Wahrheiten und meine in Betreff der nordhäuser Angelegenheit. Stollberg, Schlegel. 8. 3 Ngr.

Die Preußischen Landstände. Sammlung aller Gesetze und Verordnungen in Betreff der landständischen Einrichtungen in Preußen. Mit einer historischen Einleitung. Berlin, Schultze. Gr. 16. 15 Ngr.

Linde, J. T. B. v., Ueber religiöse Kindererziehung in gemischten Ehen und über Ehen zwischen Juden und Christen. Nebst Beiträgen zur Beleuchtung der Selbstherrlichkeit des Geheim-Rath Schlosser. — A. u. d. T.: Beiträge zum Eherecht. Gießen, Ferber. Gr. 8. 15 Ngr.

Materialien zur Geschichte der neuesten Politik. I. Meinungsäußerung eines Conservativen gegen den Ultramontanismus in Bayern. II. Denkschrift über den politischen Einfluß der ultramontanen Partei in Bayern vom J. 1838 bis zum Ende des Landtags 1846. Stuttgart, Metzler. Gr. 8. 17½ Ngr.

Neuenhaus, A. S., An den Herrn Diaconus F. W. Hildebrandt in Halle. Offenes Schreiben. Halle, Mühlmann. 8. 2 Ngr.

Die Organisation der ständischen Vertretung in Preußen durch das Patent vom 3. Febr. 1847. Berlin, Schultze. Gr. 8. 10 Ngr.

Zwei Reden über die Erhebung der niedern Volksklassen. Nach Channing. 2te verbesserte Ausgabe. Nebst einer Vorrede für Bildungsvereine. 3te Auflage. Leipzig, Verlagsbureau. 16. 7½ Ngr.

Sammlung der ständischen Gesetze Preußens. 2te Ausgabe. Vervollständigt bis auf die Gegenwart. Berlin, Hermes. Gr. 8. 15 Ngr.

Offenes Sendschreiben an den Herrn Pastor Dünichen. Seinen Protest in der Breslauer Zeitung gegen die protestantische Erklärung vom 21. Juni betreffend. Glogau, Flemming. Gr. 8. 1½ Ngr.

Thronrede des Königs von Preußen bei Eröffnung des vereinigten Landtages am 11. April 1847. Leipzig, Pönicke und Sohn. Gr. 8. 2 Ngr.

Welcker, C., Grundgesetz und Grundvertrag. Grundlagen zur Beurtheilung der Preußischen Verfassungsfrage. Altona, Hammerich. Gr. 8. 15 Ngr.

Wiedenfeld, K. W., Die gegenseitige Berechtigung der Augsburgischen Confession und des Heidelberger Katechismus in Sachen der deutsch-evangelischen Union. Eine Erwiderung. Solingen, Amberger. Gr. 8. 7½ Ngr.

Zell, K., Die römischen Elogien und König Ludwig's Walhallagenossen. Eine literarhistorische Abhandlung, mit einem Anhange, enthaltend: Reste römischer Elogien und Proben einer lateinischen Uebersetzung der Walhallagenossen. Stuttgart, Metzler. Gr. 8. 25 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 137. — 17. Mai 1847.

Die polnische Frage.

Deutschland, Polen und Rußland. Von Franz Schuselka. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1846. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Erster Artikel.

Jener französische politische Seher, der Fürst Talleyrand, hat es gesagt, und sein Ausspruch ist bis jetzt durch die Geschichte bewahrheitet: Europa wird nicht eher zur Ruhe kommen bis die Theilung Polens gesühnt ist. Er betrachtete also die polnische Angelegenheit selbst nach dem Wiener Frieden noch als keineswegs beendigt, und darin zeigte er sich unsern meisten Diplomaten unendlich überlegen, die Alles gewonnen zu haben glauben wenn sie nur einen Vertrag der mächtigsten Cabinete Schwarz auf Weiß vorzeigen können. Man mag gegen diesen Talleyrand declamiren wie man will: eine Eigenschaft besaß er im höchsten Grade welche allen unsern Diplomaten der alten Schule noch gänzlich abgeht, nämlich das Verständniß der moralischen Mächte welche heutzutage die Welt regieren. So sehr er auch in den Cabineten zu Hause war, so fühlte er doch die Ohnmacht der bloßen Cabinetspolitik aufs entschiedenste, und der ihm so oft gemachte Vorwurf der Inconsequenz und des Verraths erscheint, von diesem Standpunkte aus betrachtet, als ein Vorzug. Er verließ jedesmal den eingeschlagenen Weg, sobald sein feines, psychologisches, geschichtliches Ohr sich heraushörte, daß die Cabinetspolitik nicht mehr mit der Volkspolitik übereinstimmte. Seinen Abfall, seinen sogenannten Verrath, sind wir daher weniger geneigt ihm zum Vorwurf zu machen als sein voreiliges Eingehen auf Absichten und Pläne in denen ein noch tieferer Blick als der seinige schon von vornherein hätte erkennen müssen, daß sie nicht auf historischer Nothwendigkeit, sondern auf blos willkürlichem Experimentiren mit der Geschichte beruhten. Talleyrand war zu sehr gewöhnlicher Franzose um dieses frivole Machenwollen in der Politik ganz von sich abzuweisen, statt sich gar nicht darauf einzulassen. Auch war er zu sehr in den Strudel der Ereignisse hineingezogen und zu sehr Weltmensch um sich passiv zu verhalten und ganz zurückziehen zu können. Aber er war auch wieder zu wenig gewöhnlicher Franzose um sich in solche falsche Wege völlig verrennen zu können und nicht früher als seine andern Landsleute die gänzliche Erfolglosigkeit derselben schon auf halber Bahn vorherzusehen. Er war ein kritisches, aber kein schaffendes Genie in der Politik: schnell genug erkannte er stets was nicht zum Ziele führen könne; aber er ist nie im Stande gewesen einen positiven Plan zu entwerfen der den Gang der Weltgeschichte aus innerster Nothwendigkeit heraus vorgezeichnet hätte.

Auch in seinem oben angeführten Ausspruche über Polen zeigen sich diese seine beiden Eigenschaften, seine Stärke und seine Schwäche. Die einstweilige, momentane Beilegung der polnischen Angelegenheit auf dem Wiener Congresse konnte seinem kritischen Scharfblick nicht genügen: er fühlte nur zu gut, daß die Frage keineswegs gelöst, daß vielmehr nur ein momentaner Waffenstillstand abgeschlossen sei; aber wir suchen vergebens in allen seinen Aeußerungen eine Andeutung die uns auf eine wirklich befriedigende Reorganisation dieser jammervollen Verhältnisse hinführen könnte. Daß die polnische Angelegenheit mit dem Wiener Frieden noch nicht definitiv beendigt gewesen, hat bis jetzt die Erfahrung gezeigt; und wir für unsere Person sind fest überzeugt, daß sie auf diese Grundlagen hin auch in Zukunft nicht definitiv beendigt werden kann. Auch sind wir überzeugt, daß der alte Talleyrand, wenn er lebte, noch in diesem Augenblicke denselben Ausspruch wiederholen, dieselbe Unhaltbarkeit der jetzigen Verhältnisse aussprechen würde; aber wir bezweifeln, ob er jetzt mehr wie damals im Stande sein würde ein geeigneteres, befriedigenderes Abkommen vorzuschlagen. Wenigstens ist auch jetzt noch Niemand aufgetreten der es vermocht hätte, diesen Gordischen Knoten, den das vorige Jahrhundert in die heutige Politik hineingeschlungen hat, befriedigend zu lösen. Aber es wäre jedenfalls schon unendlich Viel gewonnen, wenn nur unsere Diplomaten die negative Wahrheit von dem Ausspruche Talleyrand's im tiefsten Innern erkennen wollten. Es wäre schon Viel gewonnen, wenn die Ueberzeugung allgemein durchdränge, daß es so auf keinen Fall bleiben könne wie es ist, und daß man wenigstens nach einem andern Auswege suchen müsse. Der erste Schritt zur Wahrheit ist immer der, daß man den bisherigen Irrthum erkennt. Aber freilich scheuen sich die Menschen vor einer solchen Er-

kenntniß und sträuben sich dagegen so lange sie nur irgend können. Man lügt sich nur zu gern selbst Etwas vor, nur um die Sorgen und Mühen die uns erwarten sich so lange als möglich vom Halse zu halten, nicht bedenkend, daß ein längerer Aufschub sie uns, nur in gesteigerter Progression vergrößert, zuletzt doch bringen muß.

Ist die Theilung Polens bereits ein historisch gewordenes Factum, was sich ohne die gefährlichsten Erschütterungen für den jetzigen politischen Zustand Europas gar nicht wieder redressiren läßt, sind seine zerrissenen Glieder schon organische Bestandtheile der Staaten geworden welche sich ihrer bemächtigt haben, oder ist auch wenigstens nur schon der Anfang zu einem solchen Verschmelzungsprocesse gemacht, sodaß man wenigstens voraussehen kann, daß mit der Zeit eine solche organische Verbindung erfolgen muß? Von der Antwort welche die drei Mächte sich auf diese Fragen geben muß ihre zukünftige Politik über Polen abhängen. Es wäre sehr zu wünschen, daß sie sich diese Frage recht scharf stellten, und nicht in ungewisse Ferne hinausschöben.

Kommt man nach vorurtheilsfreier Erwägung zu dem Resultate, daß die Wiederherstellung Polens eine wahre Unmöglichkeit ist, oder daß sie wenigstens in ihrem Gefolge so unberechenbares Unglück, eine gänzliche Desorganisation aller politischen Verhältnisse mit sich führen würde, daß nach menschlicher Berechnung daraus jedenfalls mehr Unheil als Heil erwachsen könnte: — nun dann ist freilich die Sache entschieden, dann bleibt Nichts übrig als es beim Alten zu lassen; und es wäre thöricht, wenn man über die Mittel zu einer Reorganisation Polens nachdächte, die ja doch einmal nicht eintreten kann und nicht eintreten darf. Aber ich fürchte, daß eine solche vorurtheilsfreie und gewissenhafte Prüfung dieser Frage von Seiten der drei Mächte bis jetzt in der That noch nicht angestellt worden ist. Der Satz: Die Theilung Polens ist ein fait accompli, was sich nicht wieder gut machen läßt, wurde von vornherein als ein Axiom, als eine absolute Wahrheit hingestellt, womit sich auch Diejenigen trösteten und beruhigten welche aus einem gewissen Rechtssinne und einer Dosis von Menschenfreundlichkeit das Geschehene beklagen zu müssen glaubten. Ja, bestände Polen noch, und käme uns jetzt ein solcher Vorschlag zur Theilung, nimmer würden wir in einen so ungerechten Act willigen. Aber die Sache ist einmal geschehen, und ohne einen wahnsinnigen Selbstmord an uns selbst können wir Polen nicht wiederherstellen. Die polnischen Provinzen machen einen wesentlichen Bestandtheil unsers Staats aus, den er nicht entbehren kann wenn er nicht zu Grunde gehen will. Wir haben Pflichten gegen unsere andern Unterthanen, und diese verbieten uns an ein solches Project nur zu denken —: so sprechen die Gutmüthigsten und Humansten unter den östreichischen und preußischen Diplomaten. Von russischer Seite haben wir eine solche Aeußerung freilich noch nicht vernommen; wir wüßten nicht, daß Rußland je die leiseste Reue über jenen Act der Ungerechtigkeit gezeigt oder ihn auch nur je als einen solchen anerkannt hätte. Aber ich frage jene gutmüthigen Diplomaten, die so geneigt sind sich in Unschuld die Hände zu waschen und alle Schuld auf die Schultern der Vorfahren zu wälzen, ich frage sie auf ihr Gewissen, ob sie wirklich sich schon ernsthaft mit der Untersuchung über die Möglichkeit der Wiederherstellung Polens beschäftigt haben, oder ob sie nicht sammt und sonders vor den in die Augen springenden Schwierigkeiten und vor den scheinbar großen Opfern sogleich zurückgebebt sind, ohne den Muth zu haben der Sache auf den Grund zu gehen? Gäbe es wirklich einen preußischen oder östreichischen Staatsmann, bei dem Dies nicht der Fall gewesen wäre, so würde er sich um die Welt hochverdient gemacht haben, wenn er dieselbe mit dem Resultate seiner Forschungen bekannt gemacht hätte; denn nie gab es wol eine politische Ansicht die zur Beruhigung der Gewissen eine gründliche öffentliche Erörterung mehr verdient und dringender erheischt hätte als eben diese Ueberzeugung von der Unmöglichkeit eines zukünftigen Polens. Wer uns diesen Beweis liefern könnte, wir würden ihm unendlich dankbar sein und ihn als einen wahren Seelenretter verehren. Alle unsere unruhigen Zweifel wären dadurch gehoben, und die klare Einsicht in ein unwiderrufliches fait accompli würde uns mit einem male einen festen politischen Standpunkt gewähren. Aber wir suchen vergebens nach einer solchen gründlichen Erörterung, vergebens nach einem staatsmännischen Werke welches offen diese Frage ins Auge faßte, alle Eventualitäten hell und muthig beleuchtete und alsdann zu einem solchen Resultate gelangte. Wir haben bis jetzt noch weiter Nichts gehört als jene oberflächlichen Gemeinplätze, als jene wohlfeilen Phrasen, aus denen uns nur zu gewiß hervorging, daß man gar nicht die Absicht hatte jene Möglichkeit nur einer irgend großen Erwägung zu unterziehen. Dabei kann man sich denn freilich nicht beruhigen; weder die Polen können es noch die übrige Welt. Ach, es ist gar leicht sich eine Ueberzeugung anzueignen, wenn man vornherein den Willen hat diese und keine andere zu haben. So lange das östreichische oder das preußische Gouvernement uns nicht einen gründlichern Beweis von der Unmöglichkeit der Wiederherstellung Polens liefert als es bis jetzt geschehen ist, so lange es uns nicht einmal nachweist, daß diese Frage es ernsthaft beschäftigt hat, so lange kann sich unser Gewissen in der polnischen Angelegenheit eben nicht beruhigt fühlen. Gewissen? Nun freilich, der Unterthan darf nicht prätendiren ein Gewissen für die äußere Politik haben zu wollen. Die Staatsregierung dispensirt ihn davon, sie vertritt ihn vor dem höhern Richter und nimmt alle Verantwortlichkeit auf sich allein. Das wäre nun allerdings eine große Beruhigung, wenn diese Zusicherung nicht blos eine einseitige wäre. Ja, wenn die Staatsregierung es uns Schwarz auf Weiß vor dem höchsten Weltenrichter unterschrieben, es uns zeigen könnte, daß jene verantwortliche Vertretung dort droben acceptirt werde, dann könnte man allerdings, wie der

sächsische Geschäftsstil sagt, „Beruhigung fassen". Ehe uns aber diese ausdrückliche Zustimmung nicht beigebracht wird, so genügen alle einseitige Versicherungen nicht; und ein gewisses Etwas, eine gewisse, nie zu beschwichtigende Unruhe im tiefsten Innern sagt uns, daß doch keine recht feste juristische Sicherheit für uns vorhanden ist.

Alle unsere Gewissensscrupel werden übrigens auch beseitigt, wenn man uns nur die zweite Frage mit einem überzeugenden Ja beantworten könnte, nämlich die: ob die zerrissenen Glieder Polens wirklich schon in einem organischen Verschmelzungsprocesse mit Preußen, resp. Oestreich, resp. Rußland begriffen wären, sodaß Aussicht vorhanden wäre, daß das einstige Polen sich nach und nach in sein Schicksal finden und Beruhigung fassen werde. Ja, wenn wir wüßten, daß die Polen selbst über kurz oder lang Beruhigung fassen würden, dann könnten wir ebenfalls Beruhigung fassen. Aber ernsthaft gesprochen, die Ereignisse des vorigen Jahres lassen nicht auf einen solchen Ausgang der Sache schließen. Thatsachen lassen sich nicht durch Worte wegraisonniren. Die Ereignisse des vorigen Jahres haben unwiderleglich gezeigt, daß das Herz des alten Polens noch so stark und so glühendheiß schlägt wie je zuvor, daß es noch durch und durch polnisch ist und weiter Nichts als rein polnisch, daß die jetzt russischen, östreichischen, preußischen Gliedmaßen noch immer einzig und allein von diesem einigen polnischen Herzen belebt werden. Jener Verschmelzungsproceß mit dem man uns vertröstet, er hat noch nicht begonnen, und es ist keine Aussicht vorhanden, daß er je beginnen werde. Die polnische Nationalität wird mit der Muttermilch eingesogen. Das Gebet was die Mutter den Knaben lehrt, das Lied was sie an seiner Wiege singt, es wird nie vergessen. Alle Macht der Erde kann es nicht aus dem Herzen reißen, mit dessen Fasern es innigst verwachsen ist. Die Thräne die heiß auf die Stirn des Säuglings fällt, sie brennt fort für das ganze Leben, und alle Fluten des Schicksals können ihren Brand nicht löschen. Wo die Mütter selbst die Hüterinnen und die Schirmerinnen der Nationalität sind, da ist die unmittelbarste Naturgewalt vorhanden, gegen die alle diplomatischen Künste, alle politischen Maßregeln absolut erfolglos sind. Der polnische Staat ist zu Grunde gegangen, die polnische Nationalität aber prangt in vollster Lebensblüte und schlägt um so üppigere Keime, als ihre Wurzeln mit dem Blute ihrer Märtyrer gedüngt werden. Die historische Entwickelung des polnischen Staats ist unterbrochen, die polnische Nationalität ist ein so festes, echt historisches Product, wie nur irgend eins in Europa sich unsern Blicken darstellt.

Es gäbe keine gefährlichere Alternative für Oestreich und Preußen als diese, daß sie die Existenz des eigenen Staats an die Unterdrückung der polnischen Nationalität setzten. Das hieße: sein Alles auf eine einzige Karte setzen. Ich erschrecke vor dieser Leichtfertigkeit, womit preußische Staatsmänner sich eine Alternative stellen von deren Ausfall sie selbst sagen, daß Sein oder Nichtsein Preußens davon abhängt. Posen ist uns unentbehrlich; Preußen kann ohne Posen nicht bestehen. Das wird so leicht hingesprochen, — aber fühlt man denn nicht, daß man durch diesen Satz möglicherweise über sich selbst den Stab brechen könnte? Und wenn nun Posen zuletzt doch verloren ging, will man alsdann auch die preußische Monarchie verloren geben? Ich fürchte sehr, daß man durch diese gefährliche und keineswegs so unvermeidliche Alternative das Unglück erst recht heraufbeschwört dem man ausweichen will. Wenn von der Beibehaltung Posens die Rede ist, so kann darunter nur das germanisirte Posen verstanden werden. Ein Posen mit voller polnischer Nationalität läßt sich nicht fortwährend als preußische Provinz denken: darin hat der Oberpräsident Flottwell vollkommen Recht; will Preußen Posen behalten, so muß es Posen germanisiren, so die polnische Nationalität dort allmälig aussterben. Also von dem Gelingen dieses Germanisirungsprocesses in Posen machen preußische Staatsmänner die Existenz der preußischen Monarchie abhängig; nicht wir sind es die ihnen diese mehr als gefährliche Alternative unterlegen, sie selbst haben sie tausend mal ausgesprochen, und wir ziehen nur die Consequenz aus ihren eigenen Worten. Wir setzen die Existenz der preußischen Monarchie in die Germanisirung Posens, schlägt sie fehl, so geben wir uns verloren. Ich werfe euch euern eigenen Gedanken nur recht scharf vor die Augen, damit ihr euch doch einmal etwas näher ansehen und womöglich selbst davor erschrecken möget.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nur ein Jude. Lebensbild von Elisa. Leipzig, O. Wigand. 1847. 8. 1 Thlr.

Ref. weiß nicht, ob Elisa die Verf. des Buchs „Das Weib wie es sein soll" ist; aber Das weiß er, daß das vorliegende Lebensbild eher eine Traumgestalt, eine aus der gewöhnlichsten Phantasie entsprungene Darstellung als eine Nachahmung des Lebens ist. Der Verlauf der Handlung geht nicht ruhig vor sich, obgleich er ziemlich nüchtern ist; sprungweise setzt sich die Entwickelung fort, die Conflicte die der Stoff nothwendig mit sich bringt bleiben ungelöst liegen, oder sie werden auf ganz mechanische, willkürliche Weise durchschnitten. Wenn es die Aufgabe der Verf. war, was nach dem Geleisteten durchaus nicht anders anzunehmen ist, so wollte sie einen Juden darstellen der selbst mit dem sittlichsten Streben und dem aufrichtigsten Ernste zu keiner Geltung gelangen kann, und der seine Liebe sowie sein Streben in sich verschließen muß. Das ist zum Theil jenes tragische Verhängniß für den Juden, daß er stets das Vorurtheil noch gegen sich hat, und wenn er längst den Juden ausgezogen und den freien sittlichen Menschen angethan hat. Dieser Samuel, wie ihn die Verf. dargestellt, ist so wenig Charakter, so wenig bestimmte Individualität, daß der Leser nicht im Stande ist Interesse an seinem Schicksale zu nehmen; es ist nichts Actives in ihm, lauter passive Widerstandslosigkeit, getriebene Masse ohne bestimmten Willen. Die erzählten Thatsachen sind fast alle unwahrscheinlich, willkürlich zusammengehäkelt, und hier und da sieht man wie die Verf., wenn das Gewebe sich etwas verwickelt, die Maschen fallen läßt oder den Faden durchschneidet. Um den Hel-

den der Erzählung, den Juden Samuel, am Ende der Erzählung seiner Jugendgeliebten, der Christin Cordula, wieder zu entreißen, läßt sie ihn in den Straßen von Paris plötzlich todtschießen; die Verf. hatte den moralischen Muth nicht ihn der Cordula zum Gatten zu geben, obgleich kein äußeres Hinderniß mehr im Wege stand. Das vorhergegangene ersonnene Detail ist höchst unglaubbar und mitunter so naiv, daß man sich eines Lächelns nicht enthalten kann. 93.

Notizen.

Die vereitelte Arglist.

Der Haß des Cardinals Richelieu gegen Anna von Oestreich, die nicht nur seine Anträge verschmäht, sondern ihn auch durch die Art und Weise wie Dies geschehen tödtlich verletzt hatte, bekundete sich erst dadurch, daß er die Eifersucht des Königs rege machte, wozu das Betragen der Königin ihm nur zu viel Anlaß bot. Sie unterhielt mit dem Herzoge von Buckingham, der als englischer Botschafter nach Paris gekommen war, um über die Heirath zwischen Karl I. und Henriette Maria zu unterhandeln, ein zärtliches Verhältniß, obwol nicht erwiesen ist, bis zu welcher Vertraulichkeit dasselbe gediehen war. Ein Beispiel bis zu welcher Unvorsichtigkeit und welcher Schlauheit zugleich die verbotene Liebe ging, hat Dumas zur Grundlage einer seiner besten historischen Novellen, „Les trois mousquetaires", gemacht. Die Sache verhielt sich folgendermaßen: Als die Königin durch die ungezügelte Leidenschaft Buckingham's, die jede Etiquette durchbrach, bloßgestellt zu werden fürchtete, ließ sie ihn brieflich bitten, er möge Frankreich verlassen, wobei sie ihm zugleich ein Kästchen einhändigen ließ das eine Agraffe mit 12 herabhängenden Diamanten enthielt, die sie zwei Tage vorher als Geschenk vom Könige erhalten. Richelieu's Späher hinterbrachten ihm bald das Verschwinden des Schmucks und die Wahrscheinlichkeit, daß Buckingham ihn empfangen habe. Der Cardinal wendete sich unverweilt an eine der Hofdamen am englischen Hofe und bot ihr eine große Belohnung, wenn sie von dem Schmucke den er ihr kenntlich machte einige Brillanten abschneiden und ihm dieselben mittels eines sichern Boten übersenden könne. Es vergingen nur wenige Tage bis Buckingham auf dem Hofballe mit dem brillanten Achselschmucke erschien. Der Raub ward vollführt und auch bald in die Hände des Cardinals geliefert, der im Vertrauen auf den augenscheinlichen Beweis den König veranlaßte seiner Gemahlin aufzuerlegen, an dem von den Bürgern von Paris zu dieser Zeit dem Hofe gegebenen Balle in dem besagten Schmucke zu erscheinen. Die Sache war schlau angelegt; aber sie ward noch schlauer vereitelt. Als Buckingham von dem erwähnten Hofballe nach Hause gekommen war, wollte er den Schmuck, den er Niemandem anvertrauen mochte, in das Schmuckkästchen legen, wobei er den Raub bemerkte. Zuerst ward er über die Sache, die er für einen gewöhnlichen Diebstahl hielt, ärgerlich; aber als er sich Alles näher überlegte und sah, daß viel werthvollere Juwelen die er an diesem Abende an sich getragen unberührt geblieben waren, tagte ihm die Wahrheit; sein Verdacht fiel sogleich auf seinen alten Feind und Nebenbuhler, den Cardinal. Das Erste aber was er that war, daß er in allen englischen Häfen die dortigen Schiffe mit Beschlag belegen und bei Todesstrafe allen Schiffscapitainen verbieten ließ in die See zu stechen. Während dieser Erlaß in Wirksamkeit trat, der allgemeines Erstaunen im Lande hervorrief, mußte der Goldschmied Buckingham's Tag und Nacht arbeiten, um die Anzahl der Diamanten wiederherzustellen. Sobald Dies geschehen, und während der räthselhafte Befehl noch in Kraft war, erlaubte Buckingham einem kleinen Fischerboote denselben zu brechen und unter der Leitung eines seiner Vertrauten, der den Schmuck bei sich trug, nach Frankreichs Küsten zu segeln, von wo die Juwelen sicher an Anna von Oestreich gelangten. Am Tage darauf ward das allgemeine Embargo zu aller Welt Verwunderung widerrufen, und die seltsamen über den Grund dieser Maßregel verbreiteten Gerüchte verliefen sich, ohne daß je eine Erklärung der unbegreiflichen und strengen Maßnahme verlautet hätte. So gelangte am Tage vor dem Balle der Stadt Paris der ihr so nothwendige Schmuck wieder unversehrt in die Hände der Königin, und Richelieu hatte den Aerger seinen so schlau angelegten Plan scheitern zu sehen. Buckingham aber schenkte dem Cardinal-Minister die Rache für diesen Versuch keineswegs; denn er betrieb von dieser Zeit an eifriger als je den Krieg mit Frankreich, der mit dem Verderben des Protestantismus in letzterm Lande endigte.

Der schüchterne Seeheld.

In dem von George Pellew, Dekan von Norwich, jüngst herausgegebenen „The life and correspondence of the right hon. *Henry Addington*, first viscount Sidmouth" (3 Bde.) wird folgende Lieblingsanekdote dieses Staatsmanns, der am Ende vorigen und am Anfange dieses Jahrhunderts in dem Parlamenten Sprecher war, erzählt: „Der Viceadmiral Alan, später Lord Gardener, ein Mann von furchtloser Tapferkeit, aber von sehr empfindlichem und zurückhaltendem Temperament, war in Folge der im Seekriege von 1794 erkämpften Triumphe zum Parlamentsmitgliede für Plymouth gewählt worden und sollte, wie gebräuchlich, durch den Sprecher den Dank des Hauses für seine kriegerischen Verdienste ausgesprochen erhalten. Am festgesetzten Tage trat er in höchster Aufregung vor Anfang der Sitzung in das Privatgemach Addington's, des damaligen Sprechers, und drückte demselben seine Besorgnisse aus, daß er nicht im Stande sein werde in gehöriger Weise auf die Ehre die ihm widerfahren solle zu antworten. «Ich habe oft den Kanonen in den Rachen gesehen», sagte er, «aber hängen Sie mich, wenn ich je ein Gefühl wie in diesem Augenblicke gehabt. Ich habe in den letzten drei Nächten kein Auge zugethan, die Zunge versagt mir.» Der Sprecher schellte nach einer Flasche Madeira und Alan nahm ein Glas. Nach kurzer Zeit stürzte er ein zweites hinunter; hierauf sagte er, er fühle sich etwas besser; aber als der Augenblick der Prüfung kam und einer der tapfersten Krieger, der vor keiner persönlichen Gefahr je erbleicht, sich erhob um dem Sprecher zu antworten, konnte er kaum einen Laut hervorbringen. Er ward durch begeisterten Zuruf von allen Seiten des Hauses begrüßt. Aber nachdem er, und zwar im wahrsten Sinne des Worts, die Entschuldigung hergestammelt, «daß die ihm widerfahrene Ehre ihn völlig außer Fassung gebracht habe», nachdem er sich vergebens bemüht dieser Entschuldigung einige Worte hinzuzufügen, gab er diesen Gedanken auf und ließ sich unter allgemeinem Beifall ebenso schnell wieder nieder." 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 138. —— 18. Mai 1847.

Die polnische Frage.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 137.)

Die Germanisirung Posens wird fehlschlagen; ich behaupte es, ich prophezeie es. Wenn nach zehn oder zwanzig Jahren Politiker einen Blick in diese Blätter thun, so mögen sie dann wenigstens daraus ersehen, daß nicht Jedermann sich über den Stand der Dinge getäuscht, und daß es wenigstens einzelne Leute gegeben hat welche die Lebenskraft der polnischen Nationalität richtig beurtheilt haben. Steht die Sache wirklich so: muß entweder Preußen oder die polnische Nationalität zu Grunde gehen, dann bin ich auch keinen Augenblick in Zweifel darüber, wen von beiden dieses Schicksal treffen wird; dann betrachte ich Preußen schon jetzt als ausgelöscht aus der Reihe der Staaten.

Ich will die Lebenskraft des preußischen Staats nicht zu gering anschlagen; aber ein so festes, tief eingewurzeltes Product der Geschichte wie die polnische Nationalität ist er noch nicht. Es ist ein sehr junger Baum, der noch ziemlich lose in der Erde steht; mit dem mächtigen Stamme der polnischen Nationalität kann er nicht concurriren, wenn er aus demselben Boden seine Nahrung ziehen will aus dem dieser Stamm sie nimmt, dann läßt sich ihm nur ein frühes Absterben vorhersagen. Nach der Seite Polens hin ist für den preußischen Baum kein Raum mehr, er kann seine Zweige und seine Wurzeln nur nach der entgegengesetzten Seite hintreiben, wo noch jüngere, noch weniger kräftige Bäume stehen als er selbst ist, und wo er ein passenderes, seiner Natur verwandteres Erdreich vorfindet. Die preußischen Staatsmänner scheinen sich einer ebenso unbegreiflichen als verderblichen Illusion hinzugeben; sie pochen immer auf die geschichtlichen Zustände des preußischen Staats und scheinen es nicht zu merken, daß eben der preußische Staat so gut wie gar keine geschichtlichen Zustände hat. Ach nein, die polnische Nationalität ist geschichtlich tiefer begründet als dieser junge preußische Staat, der noch im Anfange dieses Jahrhunderts in Gefahr schwebte ganz zu verschwinden, und der in diesem Augenblicke aus ganz andern Bestandtheilen zusammengesetzt ist als vor 40 Jahren; als dieser preußische Staat, der es in diesem Augenblicke selbst noch nicht weiß welche Staatsverfassung er in wenigen Jahren haben wird. Man verstehe mich nicht falsch und verwechsele nicht Staat mit Volk: ich halte die deutsche Nationalität gewiß und wahrhaftig für ebenso historisch festbegründet als die polnische; sie sind in meinen Augen beide über jeden Zweifel erhaben; die eine steht so fest gewurzelt da wie die andere, und keiner wird es gelingen die andere zu verdrängen von dem ihr von der Vorsehung angewiesenen Boden. Nein, ich halte die deutsche Nationalität nicht für weniger zähe, nicht für weniger lebenskräftig als die polnische; aber ich unterscheide zwischen der deutschen Nationalität und zwischen den Staatenbildungen wie sie auf dem Boden dieser Nationalität sich jetzt zu entwickeln versuchen. Diese Staatenbildungen sind noch lange nicht so feste historische Resultate als es die deutsche Nationalität selbst ist. Die deutsche Nationalität ist etwas viel Festeres und für alle Zukunft Ausgemachteres als die deutschen Staaten. So wenig die polnische Nationalität schon mit ihrer politischen Staatsverfassung zu Grunde gegangen ist, so wenig wird die deutsche Nationalität schon verloren sein, wenn auch alle jetzt bestehenden deutschen Staaten verschwinden würden. Die Nationalität ist eine viel mächtigere, viel tieferliegende Potenz als die meisten unserer modernen Staaten. Stände die Alternative so, daß es sich entweder um deutsche oder um polnische Nationalität handelte, und kämpften wenigstens gleichberechtigte Mächte miteinander, und in beiden Wagschalen läge ein gleichschweres ursprüngliches Gewicht: — aber preußischer Staat und polnische Nationalität, das sind zu ungleiche Mächte, als daß sich nicht mit Gewißheit vorhersehen ließe, auf welcher Seite die Wagschale gar bald in die Höhe schnellen wird. Der preußische Staat in seiner gegenwärtigen Gestalt ist mehr oder weniger noch etwas Willkürliches, noch etwas Zufälliges, noch etwas künstlich Gemachtes; die polnische Nationalität ist etwas Nothwendiges, Naturwüchsiges, Ursprüngliches. Der preußische Staat ist eine species, eine Spielart, aus der vielleicht dereinst ein genus werden kann; die polnische Nationalität aber ist ein genus, ein organisches Glied in der Reihe der Urwesen. Nein, es ist nicht wohlgethan, wenn man seine ganze Zukunft auf den Ausgang eines so ungleichen Kampfes setzt.

Aber auch ganze Geschlechter sterben aus, alte Nationalitäten verschwinden und werden von neu sich bildenden verdrängt. Wir bestreiten es nicht, daß die polnische Nationalität etwas Aelteres, etwas Historischgewordeneres ist als der preußische Staat; aber auch die Nationalitäten sind nichts Ewiges, auch sie sind dem Tode unterworfen. Und die polnische Nationalität ist im Absterben begriffen; sie hat sich ausgelebt, ihre Lebenskräfte sind verzehrt, ihre Reste sind nur noch da, um jüngern Schöpfungen als Dünger zu dienen. Das ist es ungefähr, was man mir entgegenhalten wird. Die Lebenskraft freilich ist ein Ding was sich nicht messen und wägen, was sich nicht nach Dimensionen und Zahlen berechnen läßt; über das plus oder minus vorhandener moralischer Kräfte läßt sich allerdings kein Beweis führen, es gehört Intuition dazu, um sie taxiren zu können. Aber es gibt auch äußere Kennzeichen und Symptome woraus man den Grad ihrer Kraft wenigstens annäherungsweise erkennen kann, und wonach Derjenige wenigstens der überhaupt das Talent besitzt moralische Größen zu verstehen, Ueberzeugungen schöpfen und Schlüsse ziehen kann. Nun denn, alle diese äußern Symptome, die sich in den letzten 70 oder 80 Jahren an der polnischen Nationalität herausgestellt haben, zeugen von einer sehr ungeschwächten jugendlichen Lebenskraft; sie liefern den Beweis, daß die polnische Nationalität keineswegs eine abgestorbene, sondern nur eine unentwickelte sei, die ihre Mission erst noch erfüllen soll, mit nichten aber bereits schon erfüllt hat. Sind etwa jene Heldenkämpfe die das polnische Volk seit 70 Jahren unter ungünstigern Umständen wie kein anderes Volk ausgehalten hat Zeichen einer absterbenden Lebenskraft? Hätte es dieselben aushalten können, wenn sein Leben nur noch an einem so dünnen Faden hinge? Liegt nicht eine gewisse Unerschöpflichkeit klar vor Augen für Jeden der nicht absichtlich blind sein will?

Alle unparteiischen Berichte die nicht durch preußisch-büreaukratische Absichtlichkeit entstellt sind beweisen es außerdem, daß selbst unter preußischem Gouvernement, unter preußischen Institutionen die polnische Nationalität sich entwickelt und sich kräftigt. Trotz aller deutschen Einwanderungen breitet sich der polnische Bauer in Posen aus und bleibt dabei Pole; während preußische Verwaltung und preußische Gesetzgebung der polnischen Aristokratie einiges Terrain vielleicht abgewinnt, wächst in zehnfacher Progression eine polnische Demokratie und keine deutsche auf dem so geebneten Boden hervor. Preußen thut nur Das was die polnische Aristokratie, wenn sie noch regierte, selbst hätte thun müssen, es entwickelt die polnische Nationalität, ohne dafür Dank zu ernten. Alle Vortheile des preußischen Gouvernement kommen nicht dem preußischen, sondern dem polnischen Interesse zugute; alle Nachtheile desselben schlagen zu Ungunsten Preußens aus. Die Sache lag mir zu sehr am Herzen als daß ich nicht sorgsam geforscht hätte. Ich hatte keine Lust zum phantastischen Ritter einer verlorenen Sache zu werden; Alles was gegen die Möglichkeit einer polnischen Nationalität vorgebracht worden ist, habe ich aufmerksam gelesen, selbst die enragirten Aufsätze Wuttke's in der augsburger „Allgemeinen Zeitung". Aber alles Das beweist Nichts gegen die Lebenskraft der polnischen Nationalität, es beweist nur, daß sie noch Viel an sich zu entwickeln hat. Dagegen habe ich bei gar Vielen nachgefragt die in Posen selbst gelebt hatten und die Zustände aus eigener Anschauung kannten, nicht bei Polen, sondern bei Deutschen, bei preußischen Beamten, von denen die wenigsten eine besondere Vorliebe für Polen hatten; Alles was ich von ihnen hörte, selbst ihr Haß bestätigte mich nur in meiner Ueberzeugung, daß die polnische Nationalität in fortwährendem Aufblühen dort begriffen, und daß an eine Germanisirung oder gar Verussificirung auch nicht im entferntesten zu denken sei.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte der Gefangenschaft Napoleon's auf St.-Helena. Von General Montholon, dem Gefährten des Kaisers in der Verbannung und dessen Testamentsvollstrecker. Aus dem Französischen. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus u. Avenarius. 1846. 8. 2 Thlr. 2½ Ngr.

Wer mit der Literatur der Napoleon'schen Schriften und Denkwürdigkeiten vertraut ist, weiß, daß in einer Beziehung die vom General Montholon im J. 1823 herausgegebenen „Mémoires pour servir à l'histoire de France, sous Napoléon, écrits à Sainte-Hélène" die bedeutendsten unter allen sind. Denn wo hier vom Kriegswesen die Rede ist, da zeigt sich das große Talent, die einfache, naturgemäße Ansicht der Dinge, welcher Napoleon nebst den Fehlern seiner Gegner meistens seine wunderbaren Erfolge verdankte, im hellsten Glanze, und man erkennt in jedem Zuge die Hand des Meisters. Aber mit Ausnahme dieser Eigenschaft bieten die Montholon'schen Denkwürdigkeiten dieselben Schattenseiten wie die eines O'Meara und Las Cases dar, und enthüllen uns ein Gemüth das den gehässigsten Wallungen zugänglich war, und um diesen zu genügen selbst niedrige Mittel nicht verschmähte, sodaß die Glaubwürdigkeit jener Denkschriften von Vielen, und nicht etwa blos von dem seinem ehemaligen Herrn verfeindeten Bourrienne („Mémoires sur Napoléon, etc."), sondern auch von Lamartine in einer ausführlichen Rede in der Deputirtenkammer am 21. Jan. 1841 mit Recht verdächtigt worden ist. „Napoleon", so äußerte sich dieser berühmte Franzose, „hat auf St.-Helena fast kein Wort gesprochen das nicht das Gegentheil von Dem wäre was er in Frankreich gesagt oder gethan hat."

Wir untersuchen jetzt nicht, inwieweit solche Urtheile auf die Verbreitung der Napoleon'schen Denkschriften eingewirkt haben. Aber da bekanntlich das Verlangen einer großen Menge von Franzosen nach der Rheingrenze fortwährend sehr groß ist und durch den entschiedenen Bonapartismus des Hrn. Thiers fortwährend wird, so vereinigt sich, und vorzugsweise bei der jüngern Generation, der Name Napoleon's als eines Trägers des höchsten Ruhms der französischen Nation, mit diesem Gelüste nach Krieg und Eroberung, und Béranger's Lieder, Balzac's und Lurine's volksthümliche Lebensbeschreibungen Napoleon's, und Marco de St.-Hilaire's geschickte Compilationen werden fortwährend und sehr fleißig gelesen. Eine ähnliche Verbreitung glaubte man auch einer neuen Erinnerungsschrift an die Gefangenschaft Napoleon's auf St.-Helena aus der Feder seines Leidensgefährten Montholon versprechen zu können. Sind doch über 20 Jahre verflossen, seitdem die ersten Memoiren Gourgaud's und Montholon's in Paris herausgegeben wurden.

Und so tauchten vor den Augen des jetzigen Frankreich plötzlich wieder die alte Zeit, das Kaiserthum, die Restauration, aber in düstern Farben auf. General Montholon's Name, der zuletzt bei dem wahnsinnigen Versuche Ludwig Napoleon's in Strasburg am 30. Oct. 1836 genannt war, ging wieder durch die Journale, aber sie begrüßten den alten Kämpfer nicht freundlich und meinten, Alexander Dumas oder Emil Girardin habe bei dieser Herausgabe geholfen. Montholon möge den Zettel des Gewebes, den Canevas, wie die Franzosen sagen, gemacht haben, denn Ausdruck und Wendung erinnerten an die Napoleon'sche Zeit, aber den literarischen Einschlag habe wol Girardin dazu gegeben.

Wir vermögen von unserm Standpunkte aus diese Verdächtigungen weder zu bestätigen noch zu entkräften, würden am Ende auch die Sache nicht so schlimm finden, wenn ein alter, tüchtiger Degen in seinem hohen Alter zur bessern Redaction seiner Erlebnisse eine gewandte Feder zu Hülfe genommen hätte. Haben wir doch in Deutschland ein ähnliches Beispiel erlebt, indem die Aufzeichnungen des Generals v. Retzow über den Siebenjährigen Krieg zwar durch seinen Sohn, den Hauptmann v. Retzow, in eine fortlaufende kritische Erzählung zusammengefaßt sind, ihren höchst angemessenen klaren und festen Stil aber dem ebenso fähigen als anspruchlosen Eifer des Hofrath Jochmus in Berlin verdanken. Hiervon also jetzt abgesehen, sowie von einer Anzahl von Fehlern, die ein heutiger Bearbeiter schwerlich würde haben stehen lassen, bedauern wir nur die Verspätung der Herausgabe der vorliegenden Denkwürdigkeiten. Denn ihre Zeugen und sonstigen Betheiligten sind dem größten Theile nach hingestorben, und ihre Wirkung ist dadurch nothwendig verkümmert worden, daß uns an ihnen ein nachträgliches Bild vergangener Gestaltungen erscheint. Nun wissen wir zwar recht gut welche Rücksichten auf Lebende wir in Deutschland bei solchen Herausgaben zu nehmen pflegen, und sollten also eigentlich nicht den Tadel einer Verspätung über den Franzosen aussprechen. Aber wenn wir bedenken, daß es hier das Andenken Napoleon's gegolten hat, daß bei einem welthistorischen Manne persönliche Rücksichten schweigen, und daß über ihn und seine letzten Jahre das Urtheil frei und unumwunden ausgesprochen werden kann, so wäre seinen Verehrern gewiß ein Dienst erwiesen worden, wenn Montholon schon vor zehn Jahren diese Erinnerungsblätter durch den Druck veröffentlicht hätte.

Hiernach wenden wir uns also zu dem vorliegenden Buche selbst, welches die Vorzüge der französischen und der englischen Ausgabe in einer lesbaren deutschen Uebersetzung vereinigt, und die geschichtliche Darstellung bis zum Tode Napoleon's bringt. Die Dictate des Kaisers, welche namentlich den zweiten Band füllen, sind hier ganz vollständig mitgetheilt, und geben also der vorliegenden Uebersetzung eine größere Vollständigkeit als wir sie in den übrigen deutschen Uebersetzungen besitzen.

Die ersten Capitel des ersten Bandes führen uns die letzten Zeiten vor welche Napoleon in Frankreich verlebt hat, seinen Aufenthalt im Palast Elysée nach der Schlacht bei Belle-Alliance, seine Anwesenheit in Malmaison und seine Abreise nach Rochefort. Durch manche einzelne Züge wird die an sich recht genaue Erzählung dieser Begebenheiten im achten Bande von Savary's „Mémoires" vervollständigt, ohne daß man aber irgend ein Mitleid mit Napoleon empfinden kann. Denn er hatte sich selbst verlassen, und trat würdelos von einem Schauplatze ab den er 20 Jahre hindurch mit seinem Namen, mit seinen Siegen und mit seinem Uebermuthe erfüllt hatte, denn continua per viginti annos discordia: deterrima quaeque impune et multa honesta exitio fuere, läßt sich mit Tacitus' Worten („Annal.", III, 28) hier sagen. Die folgenden Capitel schildern die Vorbereitungen zur Abreise nach St.-Helena, die Begebenheiten auf den Bellerophon und auf dem Northumberland bis zur Ankunft am Orte der Verbannung. Mehre Momente sind hier von tragischer Kraft, so der Abschied vom General Becker und Napoleon's würdiges Wort: „Gehen Sie nicht weiter, man würde glauben, daß Frankreich mich seinen Feinden ausliefere" (bei Savary fehlt Dies); ferner die Scene, als Admiral Keith dem Kaiser Napoleon seinen Degen abfodert (eine Demüthigung die man diesem Gefangenen leicht hätte ersparen können), und sein Abschied von der Küste Frankreichs. Ein solcher, ohne alle sentimentale oder rhetorisirende Zusätze dargestellter Auftritt gibt noch jetzt zu den mannichfachsten Betrachtungen Anlaß. Ohne Hoffnung auf eine bessere Zeit schied Napoleon auch damals wol nicht von Frankreich, aber aus eben dieser Ursache durften auch die verbündeten Fürsten nicht Anstand nehmen ihn soweit als möglich von Frankreich zu entfernen, auf dessen Zustände Napoleon's Einfluß, so lange er lebte, stets wirksam gewesen ist. Des Plans des amerikanischen Schiffslieutenant Besson, den Kaiser von Rochefort aus zu retten, hat Montholon ebenfalls gedacht. Das Memoire des Erstern steht jetzt, wo man es auch nicht erwarten würde, im ersten Bande von Pückler's „Aus Mehmed Ali's Reich" (Stuttgart 1844).

Mit dem sechsten Capitel beginnt die Geschichte des Aufenthalts auf St.-Helena. Ueberblicken wir den Inhalt derselben, so ergibt sich allerdings in einzelnen Stellen kein geringer Vortheil einen Augenzeugen und Mithandelnden erzählen zu hören, und dadurch die Berichte von O'Meara, Las Cases und Antommarchi vervollständigt zu sehen. Wir entnehmen also von neuem aus den Montholon'schen Mittheilungen das Peinliche in der ganzen Lage Napoleon's, und begreifen seinen Unmuth über die mancherlei, freilich nothwendigen Beschränkungen zu denen ihn seine Lage verurtheilt hatte. Ebenso finden wir hier seine Zuneigung zu der Familie Balcombe, besonders zu der liebenswürdigen Miß Elisabeth, nachmaligen Mistreß Abell, wieder seine Belobung des englischen Admirals Pultney Malcolm, und des russischen Commissars, des General Belmain, die verschiedenen, hier vermehrten Einzelheiten über das häusliche Leben des Kaisers, seine Lecture, Spaziergänge und Beschäftigungen; die unangenehmen Verhandlungen endlich in welche Montholon und Andere aus Napoleon's Umgebung über die Kosten zu seiner Unterhaltung mit den englischen Behörden gerathen waren, sind hier in einer Ausführlichkeit aufgezeichnet, die freilich beiden Theilen nicht zur Ehre gereicht (Cap. 10, 11). Bleiben wir hierbei einen Augenblick stehen, so müssen wir allerdings zugeben, wie auch W. Scott in seinem „Life of Napoleon" gethan hat, daß der Gouverneur von St.-Helena zu rasch auf Montholon's Erklärung einging: es sei Napoleon genöthigt sein Silbergeschirr zu verkaufen, um die von England verweigerte Summe zu erhalten. Der Gouverneur hätte hier die Regierung seines Vaterlandes nicht in eine so üble Nachrede bringen dürfen, als die war in welche sie schnell bei allen Uebelwollenden gerieth, und das Alles um ein paar Flaschen Wein und einige Pfund Fleisch. Auf der andern Seite war Napoleon's Benehmen aber auch kleinlich, da er nach den von W. Scott mit großer Ausführlichkeit aus Gourgaud's Mittheilungen angeführten Thatsachen so viel baares Geld vorräthig hatte (Montholon, I, 138, stellt Dies, aber in etwas zweideutigen Ausdrücken, in Abrede), um die fehlenden Summen wenigstens drei mal bezahlen zu können; er verfuhr hierbei auch trügerisch, da er vor den Augen des gesammten Europa als das Opfer schlechter und harter Behandlung zu erscheinen beabsichtigte.

Der eigentliche schwarze Faden indeß, der sich durch den ersten Band hindurchzieht, ist die Gestalt Hudson Lowe's. Auf ihn hat Montholon wie seine Vorgänger die ganze Schale seines Zorns ergossen, und es ist Nichts so schlimm was er nicht dem englischen Gouverneur zur Last legen sollte, der ihm nicht einmal gut genug ist ein Kerkermeister zu heißen, sondern den er sogar einen Henker des Kaisers genannt hat (I, 91). Nachdem er in dieser Stelle gerade nicht die vortheilhafteste Beschreibung seines Aeußern gegeben hatte, fährt er also fort: „Was den geistigen Charakter betrifft, so hatte Hudson Lowe

viel Geist und eine wunderbare Geschicklichkeit seinen Handlungen ein Colorit zu geben welches seinen Leidenschaften oder dem Ziele welches er zu erreichen trachtete am besten entsprach. Mit administrativem Talent und außerordentlicher Rechtschaffenheit begabt, liebenswürdig wenn er wollte, und im Stande die anmuthigsten Formen einzunehmen, konnte er sich unsere Dankbarkeit erwerben, hat aber die Schmach vorgezogen, die ihn bis ins Grab verfolgt hat. Er war, sagt man, ein guter Familienvater und ein guter Gatte; ich kenne ihn nur aus seinem Verkehr mit Longwood; jeder Schritt trug das Gepräge eines in Mishandlungen und unnützen Quälereien unermüdlichen Hasses, und ich würde mit der tiefsten Ueberzeugung aussprechen, daß sein Ziel der Tod des Kaisers gewesen sei, wenn er mir nicht am 6. Mai 1821 mit dem Tone tiefster Wahrheit gesagt hätte: «Sein Tod ist mein Verderben.»"

Weiter bezeichnet Montholon als Hudson Lowe's vorherrschenden Fehler sein unaufhörliches Mistrauen, und weiß Züge zu erzählen die an Monomanie grenzen. Aber wenn wir einestheils an der Wahrheit mancher Ausbrüche dieses Mistrauens zweifeln müssen, auch fast in Abrede stellen, daß ein Mann von Erziehung sich habe zu solchen Gemeinheiten herablassen können als die S. 161 und 182 verzeichneten sind, so darf auf der andern Seite auch nicht verkannt werden, welch ein schweres Amt und welch eine große Verantwortlichkeit Hudson Lowe auf sich hatte. Denn Napoleon grollte ihm von Anfang an aus vier Ursachen: erstens, weil er behauptete, daß man ihn durchaus gegen das Völkerrecht gefangen halte; zweitens, weil ihm der Kaisertitel versagt ward; drittens, weil ihm aller Briefwechsel mit Europa erschwert war; viertens, weil er sich die unausgesetzte tägliche Bewachung durch einen britischen Offizier gefallen lassen mußte. Der englische Statthalter auf St.-Helena hatte strenge Verhaltungsmaßregeln empfangen, und daß die Vorsicht in der Bewachung Napoleon's ganz und gar nicht überflüssig war, beweisen die Vorschläge und Anschläge zu Entweichungen, deren auch Montholon (I, 165) gedenkt. Napoleon selbst hätte gewiß einen Statthalter der mit solcher Aufopferung seine Pflicht gethan belobt, und daß die Staatsgefangenen unter seiner Herrschaft eine sehr harte Behandlung erfahren haben, zeigen die Schicksale eines Pius VII., eines Pacca, eines Toussaint-l'Ouverture und mancher wackern englischen und deutschen Krieger. Uebrigens mag noch nachträglich bemerkt werden, daß Mistreß Abell in ihren im J. 1844 erschienenen „Recollections of the emperor Napoleon during his captivity on the Island of St.-Helena" bei aller Vorliebe für Napoleon doch Sir Hudson Lowe überall in Schutz genommen, und die Umgebung des Kaisers namentlich als Diejenigen angeklagt hat durch welche Napoleon's edler Geist zu Schwachheiten und zornigen Ausbrüchen verführt worden ist. Man sollte, meint die verständige englische Frau, über solche Vorgänge lieber einen Schleier werfen. Wenigstens sollten heutige Geschichtschreiber ebenso wol die amtlichen Berichte bei Walter Scott befragen als des Doctor O'Meara „Voice from St.-Helena", der dem Kaiser einen schlechten Dienst bei der Nachwelt erwiesen hat, indem er dessen Unterredungen mit Hudson Lowe am 16. April, 30. Juli und 19. Aug. 1816 mit allen ihren Bitterkeiten und Schimpfwörtern ausführlich und gläubig niederschrieb. Es ist gewiß von Belang hier anzumerken, daß wir diese Gespräche in Montholon's Buche nicht finden.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus England.

Eines Malers Eindrücke von Australien und Neu-Seeland.

Muthmaßlich haben die wenigsten Leser d. Bl. gleich Ref. Gelegenheit gehabt die Skizzen und Zeichnungen zu sehen welche ein englischer Künstler Namens Angas als Illustrationen des Lebens der Wilden in Neuseeland und Südaustralien voriges Jahr mit großem Beifall in London zur Schau stellte. Für Solche denen dieser Genuß zu Theil geworden bietet sich eine angenehme und bereichernde Auffrischung in dem jetzt erschienenen Werke des Künstlers: „Savage life and scenes in Australia and New-Zealand; being an artist's impressions of countries and people at the Antipodes; with numerous illustrations" (2 Bde., London 1847). Für Alle aber denen die fragliche Gelegenheit gemangelt kann nur in solcher Beziehung das Werk minder interessant sein. Es ist eine dankenswerthe Gabe. Der bescheidene Verf. bevorwortet, daß seine Feder die ungelenke Feder eines Malers sei. Niemand dürfte Das ihrer Leistung ansehen. Sie schreibt ein gutes Stück besser als die Feder manches statistischen, alterthümelnden, geologischen und naturforschenden Reisenden. Doch bemerkt man, daß ein Maler sie und sie einen Maler geführt hat. Seine Auffassungen und Schildereien sind stets objectiv. Es herrscht in letztern ein Takt der Individualisirung, daß man wie im Innern einer camera obscura die betreffende Scene oder Person „leib- und lebhaft" vor sich zu sehen meint. Was der Verf. gibt ist Natur, ist Leben: Natur in ihren wechselnden Gewändern von Berg und Thal, von See und Fluß, von Wald und Sumpf, wieder unter sich verschieden in Form und Farbe, durch Licht und Schatten; Leben in allen seinen Eigenthümlichkeiten der Gestalt und des Colorit, der Bewegung und des Ausdrucks, der Civilisation und des Costume. Wer bereits Viel weiß von Neuseeland und Australien, lernt vom Verf. wenig Neues, und darauf macht dieser auch keinen Anspruch; aber in Folge der graphischen Darstellung wird ihm Manches neu erscheinen. Ueberschüttet der Verf. nicht mit neuen Thatsachen, so entschädigt er durch eine Menge neuer Eindrücke, und da er als Maler gereist ist, versteht sich Das ziemlich von selbst. Sein Wanderleben hat ihn in neue Lagen gebracht, ihn neue Charakterzüge auffinden lassen, ihn zum Zuschauer von Scenen gemacht die andern Reisenden verschlossen bleiben oder für welche sie kein Auge haben. Die beigegebenen „Illustrations" sind ebenso viele treffliche Erläuterungen Versinnlichungen, wenn man will.

Englisches Urtheil über Andersen.

Die Wochenzeitung „The Atlas" vom 2. Jan. d. J. zeigt in ihrem literarischen Theile die Uebersetzung einiger Märchen von Andersen an unter dem Titel: „The shoes of fortune, and other tales, by *Hans Christian Andersen*" (London 1846), und fügt folgendes Urtheil bei. „H. C. Andersen ist der beliebteste jetzt lebende dänische Dichter. Die couleur locale ist die starke Seite seiner Dichtungen, seine Manier originell; er wählt seine Gegenstände aus dem wirklichen Leben und hüllt sie in Allegorien. Ein zarter Sinn für Menschliches weht in seinen Schriften; eine verschwenderische Phantasie und poetische Begeisterung bilden ihre Atmosphäre. Besonders reizend sind seine Märchen für Kinder. Sie gefallen dem ältesten Leser wie dem jüngsten. Jedes Blatt bietet Stoff zum Nachdenken, jede Zeile bringt Sonnenschein ins Herz. Seine Gewalt in dieser Beziehung streift ans Wunderbare. Er schiebt seine besten Stellen nie in den Vordergrund, geht nie auf Umwegen, stets geraden Wegs zum Ziele, macht möglichst wenig Worte und nimmt die möglich kürzeste Wendung. Dabei ist so viel Verstand in seiner Kürze, so viel Klugheit und Güte, und in seinen einfachsten Sätzen liegen lange Hintergedanken verborgen. Er schreibt zierlich und heiter, erläutert was er sagen will durch so seltsame Bilder, daß man sich immer versucht fühlt von neuem anzufangen, um aufs neue das Vergnügen zu haben die Räthsel zu lösen. Wenige Märchen vertragen so wie die seinigen das Wiederlesen; bei ihm wird man immer neu interessirt." 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 139. —— 19. Mai 1847.

Die polnische Frage.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 138.)

Statt aller weitern Auseinandersetzungen will ich hier eine Stelle aus der Entgegnung einrücken welche sechs polnische Edelleute auf die Denkschrift des Oberpräsidenten Flottwell veröffentlicht haben. Diese Entgegnung ist unwiderlegt geblieben; und was wir hier mittheilen, trägt so den innern Stempel der Wahrheit, daß die vergeblichen Bestrebungen der Germanisirung Polens von Seiten Preußens für jeden Unbefangenen daraus aufs beschaulichste hervorgehen müssen.

Unmöglich verharrt in unserm Zeitalter eine ganze Bevölkerung ein viertel, ja ein halbes Jahrhundert lang in eigensinniger Verblendung gegen wesentliche Vortheile, überwiegende Güter. Rühmen Sie doch selbst, daß die verschiedenen Classen der Einwohner dieselben zum Theil sehr dankbar anerkennen. Es muß also neben den Vortheilen Uebelstände geben, gegen welche jene in den Hintergrund treten. Wie z. B. wenn Sie, vergessend, daß aufgedrungene Wohlthaten den besten Theil ihres Werths verlieren, daß Sie das uns zugefügte Unrecht alter und neuer Zeit durch gar keine Wohlthaten zu vergüten vermögen durch welche es nicht aufgehoben wird, weil materiell und moralisch gar kein größeres Nationalunglück gedacht werden kann als der Verlust des Vaterlands, und daß endlich Ihre gepriesenen Wohlthaten größtentheils eine durch die allgemeinen Fortschritte der Zeit erzeugte, und an der Sonne des Friedens von selbst reifende Frucht sind, deren Geschenk Sie uns gar nicht so hoch anrechnen dürfen; wenn Sie, sagen Sie selbst, Das vergessend, dieselbe Hand mit welcher Sie uns Ihre Wohlthaten darreichten unzart an die Heiligthümer des Volkes legten, an seine nationalen Gefühle, an seine Erinnerungen, an seine Sprache, wenn Sie unter ruhmrediger Erhebung Ihres Schulwesens, durch dessen innere Einrichtung, namentlich durch die Einführung eines fremden Idioms als Unterrichtssprache, der Jugend ihre Ausbildung erschweren und verleiden, um sie sodann zu verleumden; wenn Sie sogar das religiöse Element nicht verschonten, hochmüthig und rauh, heftig und übereilt in jeder Beziehung die Nation in den Individuen und im Ganzen, in ihren Eigenthümlichkeiten und ihren Sitten geringschätzig und zurücksetzend behandelten, wenn diesem Beispiele auch die übrigen höhern und niedern Beamten gefolgt sind, die aus andern Gegenden des Staats herangezogen, statt eine wohlthätige Vermittelung zwischen dem Lande und der Regierung zu bilden, was nur Stammgenossen können werden, dasselbe im feindlichen Sinne behandelten und dazu beitrugen, durch die unleidlichste politische Intoleranz die Regierung bei dem Volke verhaßt zu machen: wen, sagen Sie, trifft unter diesen Umständen die Schuld des Misvergnügens, die Regierten oder die Regierer, uns oder Sie? Und daß Dem also ist und nicht anders, dafür spricht eine offenkundige Erfahrung, welches Sie abzuleugnen nicht versuchen werden, die: daß jenes incriminirte Misvergnügen bisher stets im Zunehmen war. Ja, es war 1806 nicht so groß als es sich seit 1815 gezeigt hat. Es hatte bis 1830 merklich zugenommen, und um wie viel tiefer gewurzelt haben Sie es verlassen als Sie es vor 10 Jahren fanden! Im Widerspruche mit dem ganzen eingestandenen Ergebnisse Ihrer Wirksamkeit sagen Sie zwar: indem das deutsche Element allmälig alle Verhältnisse der Provinz durchdringe, falle die Scheidewand nieder hinter welcher sie noch vor wenigen Jahren den Einwohnern des preußischen Staats als ein Verbannungsort erscheinen mußte; aber ist Das nicht eine absichtliche Verbrämung, um das von Ihnen angerichtete Uebel zu mildern, so ist es eine merkwürdige Selbsttäuschung; denn allen Beamten welche ihr Beruf in unmittelbare Berührung mit den Einwohnern bringt ist der Aufenthalt in der Provinz niemals unerfreulicher, ihr Leben nie hier mehr ein Leben in der Verbannung gewesen als seitdem Ihr übereiltes gewaltsames Germanisiren eine neue eherne Scheidewand zwischen Deutschen und Polen aufgerichtet hat. So haben Sie die Aufgabe, unsere innige Verbindung mit dem preußischen Staate zu fördern, welche Sie sich gestellt hatten, durch die von Ihnen angewandten Mittel gelöst, daß Sie am Ende Ihrer Laufbahn von Ihrem Ziele weiter entfernt sind als am Anfange. Sie müssen gestehen, daß es Ihnen mit der Verschmelzung der Nationen gegangen ist wie mit den beiden christlichen Kirchen: was sich, sich selbst und der Zeit überlassen, allmälig genähert hatte, das ist durch Sie zu neuem Kampfe herausgefodert, der auf der am meisten bedrohten Seite nothwendig mit der größten Aufmerksamkeit geführt wird. Die Folgerung hieraus liegt auf der Hand: entweder ist Ihr ausgesprochener Zweck ein widernatürlicher, ebenso unrecht als unerreichbar; oder die von Ihnen dafür in Thätigkeit gesetzten Mittel und die Art ihrer Anwendung sind nicht die rechten; Sie haben sich in dieser Wahl vergriffen, oder endlich, Sie haben einen unerreichbaren Zweck durch unrechte und auf ungeeignete Art gebrauchte Mittel zu erreichen unternommen, also jedenfalls in Ihrem unweisen Beginnen scheitern müssen, und somit sich als Mensch an sich selbst, an der Weisheit und Sittlichkeit, als Staatsmann an zwei Völkern, als Preuße an dem Könige und der Monarchie schwer versündigt.

Sie werden zugeben, daß jedes Volk, ganz abgesehen von seiner politischen Stellung, schon in seiner nationalen Eigenthümlichkeit nach des Schöpfers Gesetz Ordnung und eben deshalb in der Gliederung der Völker auch eine ihm vorgezeichnete Bestimmung zu erreichen hat. Ein solches Werk seiner Weisheit gibt Gott nicht auf als bis das Volk sich selbst aufgegeben, bis es das Bewußtsein seiner Würde verloren hat. Daß wir uns nicht aufgegeben haben, bezeugen Sie selbst uns mehr als zur Genüge, obwol in schlimmer Absicht, wenn Sie sagen, daß uns keine Zugeständnisse und Vergünstigungen befriedigen, weil eine vollkommen unbeschränkte nationale und politische

Selbständigkeit verlangt wird, und daß es überhaupt noch kein Mittel gibt, die Neigungen der jetzt der Landesregierung widerstrebenden Einwohner zu gewinnen. Das sagen Sie, und doch unternahmen Sie es uns zu absorbiren! Konnte Ihnen Das gelingen? War Ihr Beginnen also nicht schon hochmüthig und sündlich zugleich, weil Sie sich unterfingen gegen Gott zu streiten? Sie berufen sich auf die allmäligen Umwandlungen welchen die Geschichte die Völker entgegenführt. Ja, noch rohe oder verweichlichte und ausgeartete Völker. Darum gehen die amerikanischen Rothhäute unter, und darum sind die Celten unter der Römerherrschaft und endlich die Römer sammt den Griechen verschwunden. Aber wir sind weder roh wie die Rothhäute, noch verweichlicht und ausgeartet wie die spätern Römer; mit unserer reichen, herrlichen Sprache, mit den Schätzen in Kunst und Wissenschaft die sie uns schon bietet, mit unsern geistigen Anlagen und der erlangten Bildung, mit unserm tapfern Arme und unserm edlen Selbstgefühle gehen wir als Volk nicht mehr, wenigstens gehen wir noch nicht unter. Daß wir bei dem uns zugedachten Untergange „in allgemein menschlicher Hinsicht gewinnen sollen", ist vor Gott und Menschen ebenso gewiß unwahr als es ein schlagender Beweis Ihrer Verblendung ist. Also Sie wußten nicht, daß wir, ehe wir werden können wozu Sie uns machen wollen, in der Uebergangsperiode erst ein kraftlos, in verächtlichem Egoismus versumpftes Zwittergeschlecht werden müßten, und daß aus solcher Wurzel niemals wieder ein edler Stamm sich zu erheben vermöchte.

Die deutschen Einwohner der Provinz, die nach Ihnen ein gutes Drittheil, in der Wahrheit aber nur etwa ein Viertel der Bevölkerung ausmachen, sollen deutsche Bildung und ein Leben in deutscher Weise als ihr gutes Recht in Anspruch nehmen; aber die zwei Drittheile, oder richtiger, die drei Viertheile Polens, haben sie kein Recht auf nationale Bildung und ein Leben in ihrer Weise? Müssen diese ihres Rechts entäußert werden, damit jenen das Ihre zu Theil werde? Können diese nur dadurch mit deutscher Bildung in deutscher Weise leben, daß man die mit ihnen lebenden Polen germanisirt? Ist es der Lohn dafür, daß die Polen in ihrer Humanität mit den sich in ihrer Mitte anhäufenden deutschen Einwohnern nicht verfuhren wie Pharao und die Aegypter mit dem Hause Jakob's? Sollen sie eine Natter im Busen genährt haben? Sie führen selbst an, daß die deutschen Bewohner zum Theil schon seit den ältesten Zeiten in der Provinz ansässig sind. Haben sie etwa schon in jenen Zeiten, wo sie nicht nur ein Feld für ihre Thätigkeit und Brot, sondern auch Zuflucht und Schutz gegen die Verfolgungen der Heimat in dem toleranten und gastlichen Polen suchten, ein Recht zur Unterdrückung des polnischen Elements mitgebracht? Und die ihnen seitdem gefolgt sind, hat sie unser oder ihr eigener Nutzen hergeführt? Unleugbar haben gleich allen frühern Colonisten welche sich den polnischen Gesetzen freiwillig unterwarfen auch die Deutschen stillschweigend die Verpflichtung übernommen, entweder sich den vorgefundenen Verhältnissen zu fügen, z. B. sich die Landessprache zum öffentlichen und Privatgebrauche zu eigen zu machen, oder die natürlichen unbequemen Folgen der Unkenntniß derselben zu tragen. Und so ist es natürlich und gesetzlich geblieben bis auf den heutigen Tag; denn nehmen wir in Bezug auf das öffentliche Leben auch Diejenigen aus welche während der kurzen Periode der südpreußischen Verwaltung einwanderten, so sind doch dieselben mit allen frühern und spätern Einwanderern durch den Zuruf vom 13. Mai 1815 davon in Kenntniß gesetzt worden, daß das hiesige polnische Land der preußischen Monarchie einverleibt werde, ohne daß seine polnischen Einwohner „ihre Nationalität verleugnen dürfen". Sie haben mithin die gesetzliche Verpflichtung die Nationalität der Polen unangetastet zu lassen.

Wir werden daher der Zukunft Preußens ein sehr schlechtes Prognostikon stellen müssen, wenn wir nicht hoffen könnten, daß diese so unumstößlich hingestellte Alternative doch widerruflich sei. Es wäre wenigstens nicht das erste mal, daß preußische Staatsmänner heute eine Sache für unmöglich erklären, zu der sie sich morgen bekennen. Oeffentliches Verfahren, Preßfreiheit, Sektenwesen, Civilehe u. s. w. wurden noch vor noch nicht gar zu langer Zeit ebenfalls mit einem gewissen Abscheu zurückgestoßen, und mehr wie ein mal hatte man sein letztes Wort über diese Gegenstände gesprochen. Nichtsdestoweniger sind sie in diesem Augenblicke theilweise schon in Preußen eingeführt, theils sehen sie ihrer Einführung entgegen. Wir tadeln es eben an Staatsmännern am allerwenigsten wenn sie sich eines Bessern besinnen; aber gerade deshalb, weil man sich noch eines Bessern besinnen kann, sollte man allzu dictatorische Aussprüche, wodurch man sich entweder jede Zukunft verrennt oder eben kein glänzendes Beispiel von Consequenz und politischer Voraussicht ablegt, wenn man später durch die That sie widerrufen muß, möglichst vermeiden. Ein preußischer Staatsmann muß sich nicht zu sehr auf Lieblingsgrundsätze steifen und nicht zu blind für die Gegenansichten sein. Ein fester, historischer Gang ist der preußischen Staatsregierung noch nicht vorgezeichnet; sie soll daher die Augen für alle möglichen Eventualitäten offen halten, und nicht voreilig Axiome aufstellen wo es für sie noch gar keine Axiome gibt. Niemand wird z. B. in Abrede stellen, daß öffentliches Gerichtsverfahren, Preßfreiheit u. s. w. vor 30 Jahren gerade ebenso gut hätten ertheilt werden können wie jetzt. Die Zustände haben sich seit der Zeit nicht geändert, sondern was sich geändert hat, ist die Einsicht der Staatsregierung über die Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit dieser Institutionen. Diese Erfahrung sollte zur Selbsterkenntniß leiten und zur Vorsicht, wenn es sich um öffentliche Erklärung über Principien handelt. Man sollte nicht sogleich für alle Ewigkeit Etwas verwerfen von dessen Zweckmäßigkeit man sich in diesem Augenblick noch nicht überzeugt hat. Man erschwert sich dadurch unnöthigerweise das Uebergehen in ein anderes System und bindet sich zu sehr die Hände. Vor Allem sollte man in Bezug auf Polen ja nicht glauben, daß mit jener unglücklichen Alternative sein letztes Wort gesprochen worden. So gut wie in den meisten übrigen Principienfragen kann man auch in dieser Frage geirrt haben, und wir würden es für das größte Glück halten für das künftige Schicksal Preußens, wenn man schon jetzt die Möglichkeit eines solchen Irrthums nicht ganz von der Hand wiese und das Urtheil über Polen noch nicht als in letzter Instanz geschlossen betrachtete.

(Der Beschluß folgt.)

Geschichte der Gefangenschaft Napoleon's auf St. Helena. Von dem General Montholon. Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 13.)

Ueber die letzte Krankheit Napoleon's, über sein Begräbniß und über sein Testament empfangen wir genaue Nachrichten. Abgesehen nun von dem Reize welchen die persönlichen Schicksale eines so merkwürdigen Mannes durch kleine Zusätze und

charakteristische Züge in dem vorliegenden Buche erhalten haben, ist es ein sehr begreifliches Verlangen, auch über seine Lebenspläne, seine Beziehungen zu Vornehmen und Niedern, seine Kriege und Regierungshandlungen neue Aufschlüsse aus dem Buche eines Mannes zu vernehmen der Jahre lang in der unmittelbarsten Umgebung des Kaisers gelebt hat. Und allerdings enthalten beide Bände, in denen Montholon sich blos als Berichterstatter gibt, zwar ohne eigenes Urtheil, aber doch auch mit entschiedenster Bewunderung aller Thaten und Meinungen seines Kaisers, nicht wenige solche Stücke die entweder ganz neu sind oder doch so neu gestaltet, daß man gern bei ihnen verweilt. In beiden Bänden sind die Betrachtungen über die Armee unstreitig die bedeutendsten, da man in diesen die zerstreuten Bemerkungen in Las Cases' „Mémorial" und in den Büchern von Fain, Rapp, Foy, Savary u. A. in ein wohlgeordnetes Ganzes nach den Dictaten des Kaisers zusammengestellt findet. Napoleon's naturgemäße Ansicht und sein praktischer Blick sind hier ebenso anerkennungswerth als die klaren Uebersichten von den Feldzügen der berühmtesten Heerführer älterer und neuerer Zeit. Unter diesen finden wir auch zwei mal der hanöverschen Feldzüge erwähnt, mit welcher ganz ungewöhnlichen Benennung die französischen Feldzüge im Siebenjährigen Kriege gegen den Herzog Ferdinand von Braunschweig gemeint zu sein scheinen. Außerdem sind im ersten Bande noch die Fragmente aus einer Jugendarbeit Napoleon's, die ihm eine goldene Medaille von der lyoner Akademie einbrachte, hervorzuheben, und die einzelnen Züge welche er zur Charakteristik seiner Gemahlin Josephine, des Abbé Siéyes, des Marschalls Ney und anderer denkwürdiger Personen dem General Montholon gesprächsweise mitgetheilt hat. Wir würden hierzu auch den Aufsatz über den König Ludwig von Holland zählen, wenn derselbe nicht eigentlich ein Abriß der holländischen Geschichte seit 1787 wäre, die man doch anderwärts besser lesen kann, und wenn nicht in den wenigen Seiten die sich wirklich auf Ludwig Napoleon beziehen, blos der starre, despotische Wille des Kaisers, der von seinem Bruder bekanntlich verlangte, er solle als König von Holland noch immer Franzose bleiben, hervorträte. Von seinen schönen Eigenschaften aber, von seiner Herzensgüte und Redlichkeit, von seinem Ernste, von seiner feinen Sitte und andern Eigenschaften dieser reinen Natur steht hier Nichts, und die Schilderungen eines Goethe, Stromeck und Niebuhr werden also Ludwig's Bild der Nachwelt weit besser und treuer überliefern.

Der zweite Band enthält nur Dictate des Kaisers. „Wenn der Kaiser", lesen wir I, 277, „dictirte, ging er beständig mit gesenktem Kopfe und auf den Rücken zusammengelegten Händen auf und ab, die Spannung seiner Stirnmuskeln war markirt, der Mund leicht zusammengezogen. Er ging oder dictirte mehr oder weniger schnell, je nachdem ihn der Gegenstand interessirte. Niemals wartete er darauf, daß man niedergeschrieben hatte was er dictirte, es war als ob er gar nicht bemerkte daß man schrieb, und wenn er innehielt, so geschah Dies nur, um sich das Geschriebene vorlesen zu lassen. Wenn man unglücklicherweise nicht geläufig las, so verrieth er Ungeduld. Dasselbe war der Fall wenn das Dictat ihm nicht gefiel. Er behauptete dann, daß man seine Gedanken entstellt habe, und daß man nicht zu schreiben verstehe. Wenn das erste Dictat fertig war, mußte man eine Abschrift davon verfertigen, und ihm Beides bei der nächsten Arbeitsstunde, gewöhnlich am folgenden, zuweilen aber auch denselben Abend vorlesen. Bei mehren Gelegenheiten hat der Kaiser vier mal dieselbe Arbeit umgeschmolzen. Auf diese Weise hatte er dem Hrn. v. Las Cases einige einzelne Capitel über die italienischen Feldzüge dictirt, und später alle diese Feldzüge dem General Montholon, aber in einer neuen Ordnung und in einem ganz neuen Stile." Das Letztere mag sich auch wol auf einen Theil des vor uns liegenden zweiten Bandes beziehen. Er enthält historische Abrisse über die Lage Italiens im Frühling 1796, über die Unterhandlungen mit der Republik Genua, über den Frieden zu Tolentino, über die Unterhandlungen zu Leoben, über die venetianischen Zustände und zuletzt über den Abschluß des Friedens zu Campo Formio. Alle diese Gegenstände sind im ersten und dritten Bande der von Gourgaud und Montholon früher herausgegebenen „Mémoires" mit der Wahrheit und Lebendigkeit dargestellt welche die vorherrschende Eigenthümlichkeit dieser unübertrefflichen Feldzüge Napoleon's waren, und in Clausewitz einen so gerechten und sachkundigen Beurtheiler gefunden haben. Auch hier sind manche Striche neu, manche spätere Zusätze, wie z. B. in dem Feldzuge gegen den Papst, beachtungswerth, manche Charakterschilderungen, als die von Clarke, Monge und Hoche, recht unterhaltend, manches Tadel aber auch ungerecht, und manche Zustände falsch beurtheilt oder angegeben. So wird ohne Grund der Krone Schweden ein großer Einfluß auf die damaligen deutschen Zustände beigelegt, Bernadotte empfängt einen ganz unverdienten Tadel wegen seines Benehmens in Wien, des Grafen Lehrbach Dienststellung beim Congresse zu Rastadt ist zwei mal und das letzte mal unrichtig angegeben, über den Grafen d'Entraigues ist Wahres und Falsches gemischt, der Königin Karolina von Neapel endlich wird ein teuflischer Gedanke untergeschoben, der sich nur aus Napoleon's unversöhnlichem Hasse erklären läßt. Konnte Montholon solche Dinge wirklich niedergeschrieben haben, so war es nach unserm Dafürhalten die Pflicht seiner literarischen Freunde sie aus der Handschrift zu vertilgen.

Andere Abschnitte enthalten Dictate über Staatsgefängnisse, eine Umarbeitung der im zweiten Bande der Montholon'schen und im fünften Bande des Las Cases'schen „Mémorial" befindlichen Aufsätze, über den Tod des Herzogs von Enghien (ohne neue Aufschlüsse) und über die Politik Englands und Oestreichs, sowie über die Spaniens gegen Frankreich unter der Regierung Ferdinand's VII. Die beiden letztern müssen lediglich vom Standpunkte Napoleon's aus betrachtet werden, sonst dürften wol schwerlich Stellen wie die folgende (II, 166) gut geheißen werden: „Kurz, man möge mir beweisen, daß sich irgend ein Fürst eifriger gezeigt habe Gerechtigkeit zu üben, oder besser verstanden sich mit den Interessen seines Volkes zu identificiren: alsdann will ich bereuen nicht Mehr gethan zu haben. Ich bin mir jedoch bewußt, daß, so lange ich auf dem Throne saß, beständig mein erster Gedanke und mein erster Wunsch die Verwirklichung meines Wahlspruchs war: Alles für das französische Volk."

Dieselben Rücksichten müssen für den Aufsatz „Angelegenheiten Roms und Concordat zu Fontainebleau" (II, 220—246) festgehalten werden, weil die ganze Haltung desselben für die gegenwärtigen Ansichten und unsere jetzige Wissenschaft von diesen Dingen nicht mehr paßt, und leider nur zu deutlich verräth, wie gern Napoleon seine Zeitgenossen täuschen wollte. Dies gilt nicht allein von den religiösen Phantasien und sonderbaren Einrichtungen der Kirche, wie denn Napoleon hier (S. 227) behauptet, daß es ihm nach dem Frieden von Amiens weniger Mühe gemacht haben würde die Augsburgische Confession in seinem Reiche einzuführen als die theologischen Vulkane zu beruhigen, sondern man weiß in der That nicht was man dazu sagen soll, wenn es von Pius VII. (S. 236) heißt, er sei Napoleon persönlich zugethan gewesen! Und soll man es glauben, daß die Wegführung des Papstes aus Rom vom Kaiser weder vorhergesehen noch befohlen worden sei, daß sie nicht mit seinem Willen geschehen, sondern daß sie eine rein persönliche Handlung des alten Republikaners, des Generals Miollis, gewesen sei? Dies ist in der That etwas ganz Neues, aber ebenso wenig glaubhaft als daß der Herzog von Enghien ohne Napoleon's Befehl und Vorwissen hingerichtet worden sei. Der Aufsatz „Ueber die Bourbonen" ist eine Philippische oratio pro domo des Kaisers, in der er zu zeigen bemüht ist, daß nie ein Fürst mit legitimern Rechten den Thron bestiegen habe als er. Wir können uns denken, wie angenehm diese Rückblicke auf die Jahre der Größe und auf die Errungenschaften seines Ehrgeizes den Kaiser auf St.-Helena beschäftigt haben

wollen daher auch neben der freilich verfehlten Hauptidee nicht noch Einzelnes rügen, wozu allerdings manche Veranlassung wäre. So wird denn hier wieder die lächerliche Ansicht (S. 295) wiederholt, daß bei Leipzig der Uebergang der Sachsen die Niederlage des sonst siegreichen französischen Heeres (!) nach sich gezogen hätte, und gleich darauf begegnet es dem in solchen Dingen sonst so genauen Feldherrn, daß er sein Heer die Saale bei Weißenfels überschreiten und sich dort sammeln läßt, während bekanntlich der Zug Napoleon's sich fortwährend auf dem andern Ufer der Saale bewegt hat. Aehnliche Ungenauigkeiten mögen auf die Rechnung des Nachschreibers gesetzt werden, wenngleich Napoleon es auch geliebt hat, die ihm günstigen Gerüchte möglichst zu verbreiten und durch solche mit großer Sicherheit hingeworfene Worte die Meinung des großen Haufens seiner Leser für sich zu gewinnen. Beweise hierzu sind die handgreifliche Unwahrheit, daß die angesehensten Fürsten Europas nach der Ehre einer Eheverbindung mit Napoleon gestrebt hätten (II, 291), und die Erzählung von der Ermordung Paul's I. von Rußland (I, 155—158), welche letztere schon in dem frühern Montholon'schen Werke (II, 152 der französischen Ausgabe) ohne Weiteres dem englischen Cabinet schuldgegeben ward, wie es auch in einer Note Talleyrand's vom Jahre 1804 nach Bignon's Zeugniß („Histoire de France", III, 440) auf Napoleon's ausdrückliches Verlangen geschehen mußte. Ebenso entbehrt die Angabe, als hätte Napoleon bei seiner Rückkehr aus Rußland in Schlesien von „den Preußen" aufgehoben werden sollen, jeglicher geschichtlichen Beglaubigung.

Nach diesen Verirrungen der Napoleon'schen Metaphysik (man weiß in welchem Sinne er dies Wort von unserer deutschen Wissenschaftlichkeit zu gebrauchen pflegte) erweckt sein Abriß der Geschichte von Corsica ein wohlthuendes Gefühl. Man weiß sich hier weit heimischer an Napoleon's Hand, und erfreut sich an der theilnehmenden Aufmerksamkeit mit welcher der berühmteste Sohn Corsicas noch am Abend seines Lebens der heimatlichen Insel gedacht hat. 20.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Literarhistorisches.

Philarète Chasles hat sich im Feuilleton des „Journal des débats" und durch einzelne Beiträge zur „Revue des deux mondes" als geistreicher Kritiker einigen Ruf begründet. Auch als Professor am Collége de France hat er in seinen Vorträgen über die nordischen, d. i. die gesammten germanischen Literaturen die Misgriffe welche bei seiner Uebertragung des „Titan" von Jean Paul von ihm begangen sind ziemlich wieder gut gemacht. An selbständigen Werken hat er, wenn man von einer ganz lesbaren Geschichte der englischen Revolution absieht, in neuerer Zeit Wenig hervorgebracht, indem ihn die Ausübung des journalistischen Richteramts, welche so leicht die eigene Production verkümmert, so ziemlich in Anspruch nimmt. Jetzt tritt er nun zu gleicher Zeit mit zwei Büchern hervor, welche — wie es den Anschein hat — wol aus seinen Vorträgen oder wenigstens aus den Vorarbeiten dazu hervorgegangen sind. Beide stehen, obgleich sich auf verschiedene Phasen der geistigen Entwickelung beziehend, doch, wie schon in der Gleichförmigkeit der Titel angedeutet ist, in einem gewissen innern Zusammenhange. Diese beiden Werke, in denen sich ein ziemlich freier Blick für den Gang der geistigen Bildung spiegelt, sind die „Études sur le moyen-âge et les premiers temps chrétiens" und „Études sur l'antiquité, précédées d'un essai sur les phases de l'histoire littéraire et sur les influences intellectuelles des races". Wir bringen mit diesen interessanten Beiträgen zur Cultur- und Literaturgeschichte des Alterthums und des Mittelalters die zum Theil schon früher erschienenen „Matinées littéraires" in Verbindung, obgleich ihr Verfasser Mennechet, der — wenn wir nicht irren — bei Ludwig XVIII. die Stelle eines Vorlesers bekleidete, beiweitem nicht auf der Höhe steht welche Chasles in der Beurtheilung literarischer Zustände einnimmt. Derselbe ist vielmehr noch in der dürftigen Anschauung der classischen Schule befangen, und selbst da wo er sich von diesen beengenden Fesseln freizumachen strebt, leistet er nur Ungenügendes, weil er nicht tief genug in die Nationalitäten deren geistige Erzeugnisse er der Besprechung unterwirft eingedrungen ist. Die beiden Bände welche in der jetzt erscheinenden Ausgabe vorliegen behandeln das celtische, bretonische und ältere römische Element, und gehen dann auf die germanische und neurömische Literatur über, welche in dem bisher Erschienenen bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts reichen.

Geschichte des Wiener Congresses.

Durch den letzten verunglückten Polenaufstand ist der Wiener Congreß wieder einmal ein interessantes Thema für schreiblustige Historiker geworden. Die Franzosen haben doch nun wieder Gelegenheit gehabt über die Verträge von 1815 zu schreien, und daß sie diese Veranlassung nicht vorübergegangen sind, ohne die obligaten Verwünschungen über den Wiener Congreß und seine Folgen zu wiederholen, kann man sich leicht denken. Die Schriftsteller welche nur auf einige Volksgunst speculiren haben diese Stimmung, welche so leicht für eine Vertreterin des wahren Patriotismus gilt, nach Kräften ausgebeutet. Capefigue kann dieses Haschens nach wohlfeiler Popularität sicher nicht bezüchtigt werden, sonst würde er namentlich in seiner Schrift über die französische Revolution den gewöhnlichen Ansichten über die Nothwendigkeit des bewirkten Umsturzes und über die Koryphäen der Schreckenszeit nicht mit einer an Schroffheit streifenden Strenge den Stab gebrochen haben. Dessenungeachtet hat auch er die erwünschte Veranlassung Das was man eine Tagesfrage zu nennen beliebt nicht verstreichen lassen mögen. Sein eben erschienener „Congrès de Vienne" ist offenbar durch die bezeichnete Richtung des allgemeinen Interesse hervorgerufen. Dies läßt schon die auf dem vollständigen Titel angedeutete fortlaufende Bezugnahme auf die gegenwärtigen Verhältnisse schließen. Ohne die den Franzosen charakterisirenden Eigenthümlichkeiten gänzlich abzustreifen, hat sich doch Capefigue eine Unbefangenheit zu bewahren gewußt wie sie nur selten selbst bei den berühmtern französischen Historikern gefunden wird.

Goethe's „Faust" in Frankreich.

Die Bearbeitung des Goethe'schen „Faust" von Henri Blaze, welche in einigen deutschen Blättern so herbe Kritiken erfahren hat, muß doch in Frankreich einen ungewöhnlichen Beifall gefunden haben, da jetzt, nachdem in der Form der „Édition Charpentier" bereits fünf Auflagen nöthig geworden waren, eine sogenannte illustrirte Ausgabe davon veranstaltet ist. Es ist immer ein sicheres Zeichen dafür, daß die Gunst des Publicums einem Werke gesichert ist, wenn es die unternehmenden Buchhändler für angemessen halten, die Kosten einer so glänzenden Ausstattung wie sie uns hier geboten wird daran zu wagen. Natürlich hat der Ruf des Originalwerks selbst wol das Meiste dazu gethan; aber dessenungeachtet bleibt die große Verbreitung der Blaze'schen Bearbeitung doch immer für den Uebersetzer ehrend genug. Wir sind weit entfernt, ihm diesen Ruhm durch Aussetzungen wie sie sich in sprachlicher und poetischer Hinsicht leicht erheben lassen zu schmälern, um so mehr, als von allen Versuchen welche bis jetzt gemacht sind, das Meisterwerk der deutschen Literatur in Frankreich einzubürgern, die schwierige Aufgabe von Blaze immer noch am befriedigendsten gelöst ist. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 140. —— 20. Mai 1847.

Die polnische Frage.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 139.)

Wir müssen hier beiläufig noch eines andern Grundes erwähnen, den nicht nur die preußische Staatsregierung, sondern auch andere ganz wohlmeinende Leute für die Vernichtung der polnischen Nationalität in Posen anzuführen pflegen: Man würde die zahlreichen in Posen wohnenden Deutschen aufopfern, wenn Polen wieder unabhängig würde; schon die Pflicht gegen diese Deutschen verböte eine Wiederherstellung Polens, wenn sie auch sonst möglich wäre. Hätte ich mich nicht überzeugt, daß wirklich mancher brave Mann an diesen Grundsatz ehrlich glaubt, so würde ich mich kaum entschließen können ihn zu widerlegen; denn mit demselben Grunde könnte man von der preußischen Staatsregierung verlangen, daß sie Petersburg erobern solle, weil dort 40,000 Deutsche leben; oder daß sie die nordamerikanischen Freistaaten unter ihre Botmäßigkeit bringen müsse, weil dort vielleicht zwei Millionen Deutsche sich aufhalten. Auf diese Weise läßt sich freilich leicht ein Rechtstitel für die Eroberung der ganzen Welt finden. Man brauchte nur erst immer einige Ansiedler in ein fremdes Land zu schicken, und sobald sie dort festen Fuß gefaßt haben, erklärt man sich für verpflichtet die Regierung zu übernehmen. Der Deutsche aber der freiwillig in ein fremdes Land auswandert weiß es vorher, daß er in ein fremdes Land zieht und unter der Herrschaft einer fremden Nationalität wohnen muß; er begibt sich seines Vaterlandes freiwillig, er ist Gast, aber nicht Herr. Auch die Deutschen die nach Posen einwanderten wußten, daß dort ein ungerecht unterdrücktes Volk wohne welches glühend nach Wiedererlangung seiner Freiheit und seiner „ihm von Gott verliehenen" nationalen Rechte hinstrebe. Man muß daher, wenn man das Recht nicht auf den Kopf stellen will, wol annehmen, daß sie in alle die unangenehmen Lebensbedingungen die sie dort erwarteten freiwillig eingewilligt haben. Haben sie es nicht, haben sie als Herrscher dort einwandern wollen, wo sie kein Recht hatten zu herrschen, nun so möge sie auch die Strafe treffen für ihr ungerechtes Gelüsten. Was man von dem Hasse der Polen gegen die dort lebenden Deutschen sagt, will ich nicht bestreiten; aber daß die Deutschen nicht berechtigt sind sich über diesen Haß zu beschweren, und daß die Polen volle Ursache dazu haben, Das bin ich mir wohl bewußt. Die Politik hat nicht die Aufgabe das Unrecht zu Recht zu machen und die nothwendigen schlimmen Folgen einer bösen That aufheben zu wollen. Wenn die Polen auf deutschem Boden unsere Rechte beeinträchtigen wollen, so wollen wir sie mit Nachdruck zurückweisen; aber dort sind sie die Berechtigten und wir haben nicht mitzusprechen.

Uebrigens wird die Gefährdung der in Posen wohnenden Deutschen auch sehr übertrieben; und jedenfalls ist diese Gefahr nur so lange vorhanden als wir dort ungerechte Prätensionen machen und die Unterdrücker spielen; so lange wir selbst als Feinde auftreten, ist es natürlich, daß man uns als Feinde bekriegt. Wenn Deutschland Polen freigibt und sich als ehrlicher Bundesgenosse seiner Freiheit hinstellt, werden die dort wohnenden Deutschen sicher keine schlimmere Stellung haben als in jedem andern fremden Lande. Kein Volk trägt weniger nach und verzeiht leichter, kein Volk ist großmüthiger und dankbarer als eben die Polen. Sie haben die schöne Eigenschaft, daß alle ihre großen Fehler, die ich nicht verkenne, nur gegen sich selbst gerichtet sind und kein fremdes Volk benachtheiligen. Sie haben immer nur gegen sich selbst gewüthet, fremde Völker haben nie durch sie gelitten; sie sind in dieser Beziehung der entschiedenste Gegensatz vom Russen. Nur wo es sich um ihre Selbstvertheidigung handelt, sind sie zu fürchten, und auch da sind sie noch edler und ritterlicher als jedes andere Volk. Sobald die Deutschen dort nicht mehr die Herren spielen wollen, werden sie sicher eine gastliche Stätte finden.

Der Verf. des angeführten Werkes, der bekannte Publicist Schuselka, schildert mit lebhaften Farben alle Unbill und alles Unrecht was den Polen widerfahren ist. Er setzt eindringlich die Gefahren und die Unhaltbarkeit des jetzigen Zustandes für Preußen und Oestreich auseinander. Er fodert die Wiederherstellung Polens sowol im Interesse des Rechts als der Politik. Mit Einem Worte, er führt den oben angeführten Talleyrand'schen Satz: daß die Ruhe Europas fortwährend bedroht sei, so lange das an Polen begangene Unrecht nicht wieder gut gemacht werde, mit der an ihm gewohnten warmen und seelen-

vollen Dialektik aus. Wenn er auch hier und da etwas zu viel gibt und die Macht seiner schlagenden Gründe durch diese Zuthat manches Problematischen mehr abschwächt als verstärkt: so stimmen wir doch in dem Meisten mit ihm überein. Nach dieser Seite hin glauben wir, daß sein Werk Nutzen gestiftet; es hat gewiß dazu beigetragen, die moralischen und politischen Inconvenienzen, ich möchte sagen, die absolute Unverträglichkeit des jetzigen Zustandes bei Manchen in helleres Licht zu setzen und manches stumpfe Gewissen etwas mehr zu schärfen. Aber was die zweite, unendlich schwierigere Frage betrifft, die auch Talleyrand unbeantwortet gelassen, so läßt er uns freilich damit gleichfalls im Stiche. Er stellt nur einfach das Postulat hin, daß Polen wiederhergestellt und daß Preußen Posen, daß Oestreich Galizien zu diesem Zwecke herausgeben müsse. Beide Mächte sollen nicht nur freiwillig dieses Opfer bringen, sondern sie sollen auch im Verein mit dem übrigen Europa Rußland mit Gewalt zur Abtretung seiner polnischen Provinzen zwingen, und zu diesem Behufe selbst einen Krieg, der jedoch über kurz oder lang unvermeidlich sei, nicht scheuen. Wenn wir nun auch im Wesentlichen völlig hiermit übereinstimmen, so können wir uns doch nicht verhehlen, daß dieser Theil des Werkes der beiweitem schwächste und inhaltärmste ist. Was Schuselka verlangt, ist eben nichts Kleines. So im Allgemeinen hin ist es bald gesagt, aber sollte es wirklich von eindringlicher Wirkung sein, sollte dieser ungeheuere Plan, der alle Weltverhältnisse umgestalten müßte, den Politikern etwas nähergerückt werden, so hätte es freilich einer etwas gründlichern Auseinandersetzung, eines etwas tiefern und detaillirtern Eingehens auf die Mittel und Wege, auf die Beseitigung der in den Persönlichkeiten und concreten Verhältnissen stattfindenden Schwierigkeiten bedurft. Mit einer so ganz allgemein hingestellten Foderung, die auf einigen Seiten abgemacht wird, ist freilich Nichts gewonnen, und die Frage wird ihrer Lösung dadurch nicht um einen Zoll breit nähergerückt. Wir wollen auch dem Verf. daraus keinen Vorwurf machen; denn ein außerhalb der Diplomatie stehender Privatgelehrter ist überhaupt wol nicht in der Stellung, diesen praktischen Theil der Frage, um den es sich hier freilich besonders handelt, gründlicher abzuhandeln. Er kann nur die allgemeinen Grundsätze angeben und vertheidigen und die Gewissen der Staatsmänner für dieselben entflammen; die Realisirung und das Nachdenken über die Ausführung derselben muß Letztern überlassen bleiben. Nur einige Einwände, glauben wir, die sich vorhersehen ließen, hätte er im voraus wol etwas mehr berühren können, sowie einige Abwege und Irrthümer in die ein Theil der Polen sich jetzt immer mehr und mehr zu verrennen scheint. Zu einer kurzen Besprechung dieser Seite der polnischen Angelegenheit kommen wir in einem zweiten Artikel.*)

F. von Florencourt.

*) Der zweite Artikel folgt im nächsten Monate. D. Red.

Mittheilungen aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

September 1846.

Lassen Sie uns eine kleine Excursion in die Vereinigten Staaten machen. Hr. v. Raumer hat den Staat Ohio zu seiner Geliebten hier gemacht; und wenn ich auf diese Geliebte sehe, so fällt mir es oft auf die Seele, wie ein geistreicher Mann sich doch auch wol einmal in eine Phryne verlieben kann, statt in eine Aspasia. Der Geist des öffentlichen Lebens in Ohio findet mit jedem Jahre mehr Tadel. Die Whigpartei ist dort ohne allen Zweifel echt Yankee und scheut sich nicht die öffentlichen Interessen zum Vortheil der Reichen und Manufacturisten völlig zu verachten. Selbst Whigzeitungen sprechen sich über diesen Scandal aus. Es möchte zugleich nicht leicht ein Staat der Union diesen Fonds von Gleichgültigkeit gegen seine Verfassung haben. Diese Gesinnung scheint sich mehr und mehr durch dies grundsatzlose Benehmen der jetzt herrschenden Whigpartei zu befestigen. Selbst unsere zahmen deutschen Landsleute dort fühlen Dies und sprechen sich mit Indignation darüber aus. Bei alle Dem ist Ohio ein glücklicher Staat in Hinsicht seiner ungeheuern Ressourcen. Nehmen Sie aber die Frivolität, z. B. welche in den Gerichtshöfen gegen die Richter an den Tag gelegt wird, so finden Sie eine entschiedene Abweichung von dem Geiste Neuenglands. Lassen Sie sich ein paar verkürzte Anekdoten erzählen, welche die Sache klar machen.

In der Gegend von Cincinnati leben nach einer gewissen Richtung eine große Menge Farmers welche den Familiennamen Smith oder Schmidt führen. Die Gassenjungen oder überhaupt die Jungen in der Stadt machen es sich oft zum Geschäft, von jener Seite hereinkommende Farmer zu fragen: „Do you know Mr. John Schmidt?“ und wenn er sagt: „Yes, Sir!“ ihm die Weisung zu geben: „Kiss his —“. In einem Processe wird auch ein solcher Knabe als Zeuge aufgerufen, und der Richter welcher ihn zum Verhör und Eid zieht fragt ihn, ob er einen gewissen J. Schmidt kenne und was er von ihm wisse. Der Knabe fängt an zu lachen und will keine Antwort geben. Als aber der Richter in ihn dringt, setzt er alle zehn Finger hintereinander an die Nasenspitze und antwortet: „Hä, does the judge think that he will come over this child?“ (Denkt der Richter, daß er ein Kind wie mich anführen will?)

In einem Quiltfrolic auf dem Lande, wo Bettdecken gemacht werden von den Mädchen, und am Abend die Burschen kommen und tanzen (wie in unsern Spinnstuben), entsteht eine Prügelei, in welcher Einigen die Knochen zerschlagen werden. Mr. Macforlow ist der Frolicvater und Mitangeklagte. Sein Freund, Mr. Tiltom (spr. Til'm), Mitvorgeladener, wird als Zeuge aufgerufen und von dem Richter verhört:

„Kennt Ihr Macforlow? Wart Ihr auf dem Quiltfrolic? und was wißt Ihr von der Prügelei (fight)?“

„Well, judge! Ich will Euch die ganze Geschichte von vorn und ausführlich erzählen. Am Tage vor dem Frolic kommt Mr. Macforlow's, meines Freundes, ältester Sohn, Mr. Charles Macforlow, in mein Zimmer, als wir eben bei Tische sitzen. Er sagt: Guten Tag, Mr. Tiltom und Mac-Tiltom, guten Tag, Mary, guten Tag, John — das sind meine Kinder, Richter —, how do you do? Schönes Wetter heute, sagt er. Schönes Wetter, Mr. Charles, sage ich. Setze dich und iß mit uns, du wirst hungerig sein und bist weit geritten heute. Nicht wahr? Ja, sagt er, ich bin nicht eben hungerig, aber ich will Euch auch sagen warum ich komme. Mein Vater und meine Mutter lassen Euch und Mac-Tiltom und Miß Mary und Mr. John schön grüßen und einladen auf morgen zum Quiltfrolic sie zu besuchen. Gewiß Ihr noch! sagt er. Das wird nicht gehen, sage ich. Ei warum nicht, Mr. Tiltom? Es ist so schönes Wetter und alle Nachbarn kommen auch, sagt er. Es wird wol nicht gehen, Mr. Charles, sage ich, ich habe zu mähen, und John — das ist mein Sohn,

Richter*) — muß mir helfen, sage ich, und da werden wir erst spät fertig werden, sage ich, und müde auch. Indem ich Das sage, kommt meine Nichte, Mary Ann Tiltom, in die Stube. Ihres Vaters Farm liegt dicht bei der meinen. Sie ist ein feines Mädchen, Richter, und ich kann sie sehr wohl leiden. Die sagt: Cousin (Cossen), Ihr müßt gehen, sagt sie; Ihr wißt, daß mein Vater krank und meine Mutter seine Wärterin ist, und daß ich nicht gehen kann, wenn Ihr nicht geht. Es wird nicht gehen, Cossen Mary Ann, sage ich; das Wetter ist heiß, das Gras wird mir zu trocken am Stengel, sage ich, und dann kann ich es nicht mähen und es verdirbt; dann habe ich kein Winterfutter und das Vieh muß Hunger leiden und wird krank, sage ich."

„Aber lieber Mr. Tiltom", fällt jetzt der Richter ein, „Das gehört ja gar nicht hierher; Ihr sollt uns sagen was Ihr über die Prügelei wißt."

„Wenn Ihr mich unterbrecht, Richter, so komme ich aus dem Zusammenhange und kann nie zu Ende kommen; ich muß Euch Alles erzählen wie es zugegangen ist."

„Nun so erzählt weiter, aber macht es so kurz Ihr könnt." Mr. Tiltom aber, um wieder in Zusammenhang zu kommen, fängt wieder von vorn an und fährt dann fort:

„Well, judge! Also, sage ich, es will nicht thun, Cossen Mary Ann; denn ich und John hier, wir müssen morgen mähen wegen der Trockenheit und des Winterfutters. Also wird es nicht gehen, Mr. Charles Macforlow, und Ihr könnt Euerm Vater und Euerer Mutter Das sagen, sage ich, daß es uns leid thue, aber es würde nicht gehen (it wouldn't do). Es geht doch, Cossen, sagt meine Cossen Mary Ann, wenn Ihr nur wollt. Seht Ihr, sagt sie, Ihr und John steht einmal ein paar Stunden früher auf und mähet und um 5 Uhr Nachmittags komme ich und hole Euch und Cossen Tiltom und Cossen Mary und John ab und da gehen wir zusammen zum Quiltfrolic zu Mr. Macforlow. Es will nicht thun, sage ich. Es will thun, sagt sie, und Ihr müßt mir den Gefallen thun, sonst kann ich nicht gehen, wie Ihr wißt, sagt sie. Ja, sage ich, Das weiß ich wohl und Das thut mir leid. Nun, wir wollen sehen, Mr. Charles, sage ich, es wird aber wol spät werden. Thut Nichts, Mr. Tiltom, sagt er, besser spät als gar nicht. So setzte er sich denn an den Tisch und aß, und Cossen Mary Ann verließ das Zimmer und Mr. Charles ritt fort, nachdem der Gaul gefressen. Gut, den andern Morgen in der Frühe fing ich mit meinem Sohne John zu mähen an, und als wir Nachmittag fertig waren und uns gewaschen und angezogen hatten, 'rein kommt Cossen Mary Ann, niedlich «gedreßt», und meine Frau und meine Tochter Mary auch wohlangezogen. So gehen wir fort gleich nach 5 Uhr. Nun wißt Ihr wohl, Richter, daß zwischen meinem Hause und Mr. Macforlow's Hause ein swamp (Sumpf) ist; da ist ein Stockweg durchgelegt und in der Mitte ein breiter Wassergraben. Ueber den Graben, wie Ihr wißt, liegt ein Baum, der als Brücke dient. Meine Cossen Mary Ann ist ein flinkes Ding, die ist aus meiner Familie, die hüpft darüber weg wie ein Vogel; so thut mein Mädel und mein Junge; meine Frau aber, die aus einer andern Familie ist, will's ihnen nachmachen, und plumps! liegt sie bis über die Knie im swamp. Was war zu thun? Wir kehrten Alle um, sie wusch sich die Füße und zog andere Strümpfe an und wir gingen wieder los."

„Aber, lieber Mr. Tiltom, Das geht uns ja gar Nichts an. Wir wünschen zu wissen, was Ihr von der Prügelei wißt."

„Na, nun habt Ihr mich doch ganz aus dem Concept gebracht, Richter. Ich war so ganz im Zuge; ich werde — ja, bei Zeus (by Jove), ich muß noch einmal anfangen, so ganz in Confusion bin ich, judge."

Ein Geschworener: „Nun, Mr. Tiltom, fahrt nur fort Euer Garn abzuspinnen, Ihr wart mit Eurer Frau wieder auf dem Wege zu Mr. Macforlow. Wie kamt Ihr denn das zweite mal über den swamp?"

„Richtig, Mr. Fenton, da war es, wo der Richter mich unterbrach. Nun, wir kamen gut über den swamp, weil ich und John meine Frau diesmal führten, was wir auch vorher gethan haben würden, wäre sie nicht wie ein junges Mädchen von uns gelaufen, um es Cossen Mary Ann gleichzuthun; denn «Ambition» hat sie, aber nicht das Geschick das in meiner Familie zu Hause ist. Als wir so hingingen, lief mein Sohn John etwas voraus. Auf einmal schreit er, und als wir zu ihm kommen, hat er ein Thier mit dem Stocke todtgeschlagen das ihn ins Bein gebissen, weil er ihm den Weg vertreten. Er hatte es beim Schwanze, und als ich es besah, denn es wurde schon schummerig, Richter, weil wir uns wegen meiner Frau verspätet hatten, die doch nicht in schmuzigen Strümpfen gehen konnte, — als ich es näher beschaute, roch ich, daß es eine Scunke (Pißkatze) sei, und fand und wir Alle fanden, daß John erschrecklich rieche. Also sagte ich: John, sagte ich, du mußt heimgehen; du kannst nicht auf den Frolic; nimm die Katze mit und wirf sie in den swamp. So ging er heim und wir gingen zu Mr. Macforlow, und als wir ankamen, war es 8 Uhr Abends und die Prügelei schon vorüber. Das ist Alles was ich darüber weiß, Richter."

Dergleichen Geschichten gibt es Hunderte vom Ohio und werden Ihnen einen Begriff von der Geliebten des Hrn. v. Raumer geben. Die Farce mag ausgeschmückt sein durch den Erzähler, der Ohio durch und durch kennt, der aber versichert, daß sie den Ohio-Yankee vollkommen charakterisire. Er dupirt jeden Beamten und Jeden an den er kommen kann. Das Benehmen der Whigs seit mehr als vier Jahren in der Assembly trägt genau diesen Charakter; während die Demokratenpartei, wesentlich von deutscher Intelligenz repräsentirt, als sehr honnet und patriotisch geschildert wird. Bei alle Dem bin ich weit entfernt, Hrn. v. Raumer's richtige Meinung, daß Ohio in kurzem und bereits jetzt die Politik des immer mächtiger werdenden Westen (Mississippithals) leiten und bestimmen werde, zu bestreiten.

October 1846.

Ich habe kürzlich ein mir aus Europa übersendetes Büchlein vom Pastor Kämpfe gegen Pastor Uhlich, und ein anderes vom Bischof Eylert über Friedrich Wilhelm III. gelesen. Sie werden nicht erwarten, daß ich von hier aus diese gewiß bereits vielfach besprochenen Schriften einer Kritik unterwerfe. In einem Lande wie die Vereinigten Staaten wird Einem der Standpunkt für deutsche Kritik so stark verrückt, die Grundlagen des Lebens sind so ganz verschieden, daß ich mich nur misbilligend über literarische Richtungen aussprechen könnte, die, wie diese beiden Schriften, eine löbliche Tendenz haben für deutsche stabile Verhältnisse. Allein ich möchte nicht gern Gedanken unterdrücken die manchem denkenden Deutschen die Augen über diese trostlosen Streitigkeiten öffnen könnten welche gegenwärtig die großen Massen entzweien. Bischof Eylert hat, wie bekannt genug, durch seinen Antheil an der Agende wesentlich dazu beigetragen das Schisma herbeizuführen. Was schon damals Besorgnisse erregte — der Eid der Geistlichen, welcher die Gewissen wieder auf das Wort binden sollte, ferner die ihnen dadurch aufgelegte Theilnahme an der Policei, endlich die Abfassung mehrer Sätze in der Liturgie —, scheint gegenwärtig in allen seinen nachtheiligen Folgen hervorzutreten. Während andere Länder zu größerer Toleranz sich heranbilden, ward hier der Grund zu einer Intoleranz und zu einer Erhebung des oberbischöflichen Rechts des Staatsoberhaupts zu einem papistischen gelegt, der sich in Hrn. Kämpfe's Schrift auf eine empörend grasse Weise ausspricht, welche an die Roheit der Concilien erinnert. Eine Staatskirche in welcher dem Staatsoberhaupt Worttreue am Evangelium und am System der Kirchendogmatik zugleich geschworen wird, ist ein furchtbares Zwangsinstitut. Die Centralisation der Gewalt, bis dahin ausgedehnt, bringt die pro-

*) Man setzt vor keinen Titel Mr. oder Herr wie in Deutschland.

testantische Kirche in die Kategorie der russisch-griechischen. Das Extrem welches darin ausgesprochen ist kann unmöglich das Rechte sein. Selbst die aufgeklärte Monarchie kann darin keine Befestigung und Sicherung finden.

Wir haben hier, wie Sie wissen, ein anderes Extrem; der Staat hat sich völlig von der Kirchengewalt losgesagt. Es ist dem Einzelnen völlig überlassen, an welche kirchliche Meinung er sich anschließen will. Tritt eine Anzahl solcher Einzelnen zusammen, so bilden sie eine Gemeinde, bauen sich eine größere oder kleinere Kirche, wählen und bezahlen einen Prediger oder Geistlichen und haben damit alle Rechte der andern Gemeinden. In dem kleinen Orte in welchem ich lebe wohnen etwa 1700 Menschen; zum ganzen Township gehören etwa 3000. Diese 3000 Menschen unterhalten hier im Orte eine unitarische, eine lutherische (orthodoxe), eine universalistische, eine baptistische, eine methodistische Kirche; eine und eine halbe Meile davon bestehen für den westlichen Theil des Township wieder drei Kirchen und eine vierte liegt noch weiter westlich zwischen einem Dutzend Bauerhöfen. Alle diese Kirchen sind allsonntäglich zwei bis drei mal besucht, und man kann nicht sagen, daß die Mitglieder alle strict allein in ihre Kirche gehen, oder daß die sämmtlichen Einwohner alle Besucher der Kirche und alle Bekenner einer evangelischen Glaubensmeinung wären. Im socialen Leben äußert diese kirchliche Verschiedenheit nicht die mindeste Trennung. Ja, ich möchte behaupten, man ahnt sie nicht während jahrelangen Aufenthalts hier.

Viele Staaten des Nordens hatten bis vor kurzem das Gesetz, daß jeder Bürger welcher das Stimmrecht übte sich zu einer Kirchengemeinde halten und bekennen müsse; allein dieses Gesetz ist aufgehoben. Es besteht auch keine Schule für Kinder worin besondere Religionsprincipien oder Dogmen gelehrt würden. Die Schulen gehören der ganzen politischen Gemeinde. Nur in den Sonntagsschulen der verschiedenen Kirchengemeinden hört man oft deren Dogmen lehren, obwol öfter auch diese sich an die allgemeinen evangelischen (nicht Kirchendogmen) halten und es dem reifern Alter überlassen sich zu dem einen oder andern Dogma vorzugsweise zu bekennen.

Dagegen fehlt es unter den Geistlichen nicht an Streit über Dogmen. Die ganze Klerisei ist schismatisch. Allein die Gemeinden selbst wachen hier entweder darüber, daß ihr Geistlicher sich von ihrer Glaubensansicht nicht entferne, oder er muß, wenn er es thut, seinen Platz aufgeben oder wird entlassen. Diese Stellung der Geistlichen macht es denselben unendlich schwer sich fortzubilden oder zu halten in den Gemeinden. Sie sind meistentheils elend besoldet und hatten lange fast nur die Aussicht zu verhungern oder ihre Meinung zu verleugnen. Seit einiger Zeit hat der republikanische Gerechtigkeitssinn auch dafür eine hinreichende Abhülfe ersonnen. Es ist eine Gesellschaft mit bedeutendem Capital zusammengetreten, welche allen Geistlichen die keine Stellen haben, aber würdige Männer sind, für jede Predigt die sie in einer Gemeinde zur Aushülfe thun eine anständige Summe zahlt. Unter 16 Dollars wird keine Predigt honorirt. Jede Gemeinde die um einen solchen Prediger bittet bezahlt ebenfalls 16 Dollars für einzelne Predigten, oder sie accordirt eine Reihe Predigten für mehre Monate etwas billiger (zu 10 und 12 Dollars), wozu die Gesellschaft Nichts gibt. Bei der großen Menge Kirchen finden beständig Krankheiten und Vacanzen statt, welche solche Aushülfen nöthig machen. Auch haben manche Kirchen nur eine Zeit des Jahres hindurch Geistliche und bezahlen während dieser Zeit eine Summe. Diese Geistlichen nennt man „ministers at large", Geistliche denen das ganze Gebiet von Neuengland offensteht, die aber an keine Stelle gebunden sind. So viel ich weiß, macht die Gesellschaft keinen Unterschied im Glaubensbekenntniß, sofern es nicht katholisch ist, und hält einen festen Turnus, sofern nicht einer oder der andere Geistliche besonders begehrt wird. Unter diesen Geistlichen gibt es hochbegabte Männer, die es vorziehen keine feste Stelle anzunehmen und nur von Zeit zu Zeit die Kanzel zu betreten, sonst aber sich mit literarischen oder Schularbeiten zu befassen. Manche durchreisen mit ihrem wohlerworbenen Namen die Vereinigten Staaten, predigen wo man sie einladet und anständig bezahlt, folgen dann andern Einladungen oder halten Gastpredigten, um Einladungen zu erhalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Agassiz' und seiner Freunde geologische Alpenreisen in der Schweiz, Savoyen und Piemont. Unter Agassiz', Studer's und C. Vogt's Mitwirkung verfaßt von E. Desor. Herausgegeben von C. Vogt. Mit 4 Karten. 2te vermehrte Auflage. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 1 Thlr. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Diogena. Roman von Iduna Gräfin H. H. 2te Auflage. Leipzig, Brockhaus. 12. 1 Thlr. 6 Ngr.

Herrmann, W., Die speculative Theologie in ihrer Entwickelung durch Daub dargestellt und gewürdigt. Hamburg und Gotha, F. und A. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Ritter, H., Ueber die Emanationslehre im Uebergange aus der alterthümlichen in die christliche Denkweise. Göttingen, Dieterich. Gr. 4. 12 Ngr.

Simrock, K., Der gute Gerhard von Köln. Erzählung. Frankfurt a. M., Brönner. 32. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Baltzer, W. E., Das sogenannte apostolische Glaubensbekenntniß, erörtert. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 20 Ngr.

Bárándy, Ueber Ungarns Zustände. Preßburg. Gr. 8. 24 Ngr.

Bardeleben, R. v., Sind die zum vereinigten Landtag einberufenen Stände competent? Ein Beitrag zur Lösung der ständischen Frage. Leipzig, Jurany. Gr. 8. 3 Ngr.

Der Vereinigte Landtag, die vereinigten ständischen Ausschüsse und die ständische Deputation für das Staatsschuldenwesen, nach den Gesetzen vom 3. Februar 1847. Eine Zusammenstellung der auf ihre Befugnisse bezüglichen, gesetzlichen Vorschriften, nebst einem Anhange, welcher die Gesetze über die Klassensteuer und die Schlacht- und Mahlsteuer enthält. Berlin, Heymann. Gr. 8. 20 Ngr.

Mitschke-Kollande, A. v., Der Preußische Staat und die Entwickelung seiner Verfassung. Breslau, Trewendt. 8. 15 Ngr.

Saß, F., Ueber das preußische Verfassungs-Patent vom 3. Febr. 1847. Schkeuditz, v. Blomberg. Gr. 8. 4 Ngr.

Scheuerl, A., Beiträge zur Beleuchtung der Schrift: „Konkordat und Konstitutionseid der Katholiken in Bayern. Augsburg 1847." 1ster Beitrag. Erlangen, Bläsing. Gr. 8. 6 Ngr.

Schütz, K. D. Frhr. v., Texas. Rathgeber für Auswanderer nach diesem Lande. Mit besondrer Unterstützung des Vereins zum Schutze deutscher Einwanderer in Texas. 2te durch die neuesten Nachrichten und Veröffentlichungen vermehrte Auflage. Wiesbaden, Kreidel. Gr. 8. 20 Ngr.

Den Preußischen Ständen für 1847 von W. D. Berlin, Amelang. Gr. 8. $1\frac{1}{2}$ Ngr.

(Weis, Dr., Nikolaus, Bischof von Speyer.) Die Kirche Gottes auf Erden. Hirtenbrief erlassen zur 40tägigen Fastenzeit 1847. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. Gr. 8. 3 Ngr.

Ein Wort über die „Deutsche Zeitung". Berlin, Schultze. 8. 3 Ngr.

Die Wünsche der Presse an den ersten Vereinigten Preußischen Landtag. Berlin, Springer. Gr. 8. 4 Ngr.

Zur Erinnerung an den hochwürdigen Herrn D. Georg Kellermann, Domcapitular rc. erwählten Bischof von Münster. Gestorben am 29. März 1847. Münster, Driters. 8. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 141. —— 21. Mai 1847.

Deutsche Dichter der neuesten Zeit.

Dritter Artikel.*)

47. Psalmen eines armen Poeten. Von Karl Hugo. Pesth, Heckenast. 1846. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Ehe Ref. die 30 Seiten füllende, den Mund etwas vollnehmende und „Vorstimmung" überschriebene Vorrede gelesen hatte, glaubte er, das Epitheton arm lege sich der Verf. bei im Gefühl frommer Demuth, wie sie Pietisten und Frömmler gern zur Schau tragen, oder er habe es mit einem Harfenspieler im Geiste eines David und Assaph zu thun, welcher den Parallelismus der althebräischen Poesie noch piquanter zu machen oder den Luxus orientalischer Bilderpracht noch zu überbieten suchen werde; aber schon nach der Lecture weniger Nummern sah er ein, daß er sich geirrt habe. Dieser Poet tritt nämlich als ein vom Schicksal verfolgter, mit der Welt gänzlich zerfallener und deshalb armer, beklagenswerther Mann auf, der mit dem gesalbten Psalmisten zu Jerusalem nur insofern Aehnlichkeit hat, als er in dessen Klage um das Dasein und die Wirksamkeit verderbter Menschen einstimmt, daß er seine zahlreichen Feinde und Widersacher verwünscht, und über die Leiden in diesem Jammerthal in maßlose Klagen ausbricht. Von der Entfaltung altorientalischer Bilderpracht ist hier Wenig zu entdecken, und wenn wir etwa etwas Analoges unter den biblischen Propheten suchen wollten, so würden wir höchstens eine geistige Verwandtschaft zwischen dem armen Poeten und dem Propheten Jeremias finden, weshalb der Titel des Buchs auch hätte lauten können: Moderne Jeremiade, oder Jeremias redivivus. Wir sind nicht im Stande, den Geist der vorliegenden hypochondrischen Poesie mit einem deutschen Ausdruck zu bezeichnen, sondern müssen ihn von den Engländern entlehnen und ihn mit dem Worte bestimmen: whimsical temper = grillenhafte Unzufriedenheit mit der Welt und ihrem Laufe, eine bis zum Murren steigende Anklage des weisen Schöpfers und Regierers der Welt, eine finstere Trostlosigkeit, die dem Worte der Religion hartnäckig das Herz verschließt, und eine fast unheilbare Gemüthsverstimmung, die sich dem Leser unvermerkt mittheilt. Der 22. Psalm, der wie alle übrigen Psalmen ohne Ueberschrift ist, behandelt das Thema: Solamen miseris, socios habuisse malorum; aber das ist, vom Standpunkte der Moral aus betrachtet, ein jämmerlicher, ein unchristlicher Trost, ein solamen miserum, und macht dem Herzen des Dichters wenig Ehre. Mitunter macht derselbe dem lieben Gott ganz eigene Zumuthungen in seinem Spleen. S. 135 versichert er, der Lerche Lied habe ihn schon oft zum Danke gegen Gott ermuntert, aber die bösen Menschen thäten dagegen Nichts als brummen; worauf er dann den Herrn bittet:

> Doch laß, o Herr, sie immer brummen
> Zur Buße, bis sie selbst verstummen.

Wenn er seufzt (S. 103):

> Liebst du kein klagendes Lied,
> Und nicht den thränenden Blick:
> Gib mir ein and'res Gemüth,
> Oder ein and'res Geschick.

so sollte er den lieben Gott nicht um ein anderes Geschick, wol aber um ein anderes, verständiges, ergebungsvolles Gemüth anflehen. Darauf kommt es an; denn er steckt im Schlamme der Unzufriedenheit, des Zweifels, der Trostlosigkeit, und hat ganz Recht wenn er Gott bittet (S. 126):

> Hebe mich aus diesem Schlamm,
> Hebe mich, ach, schnell und leicht!
> Stöhnend stürz' ich schnell zusamm.

Welche deprimirende Verstimmung und finstere Trostlosigkeit der Seele entfaltet er uns in den Nummern 46, 47 und 48, wo er behauptet: kein Mensch empfange hier den verdienten Lohn, kein Mensch verdiene Gottes Huld, kein Mensch könne sich wahrhaft freuen, kein Mensch erlebe wahres Erdenglück, und er (der Dichter) könne nicht begreifen, warum Gott den Frommen von den wilden Rossen der Bösen dahinschleifen lasse. S. 81 bestürmt er den Himmel mit den Fragen:

> Hörst du sie spotten
> Die wilden Rotten?
> Vergib es ihnen, Herr mein Gott:
> Bewahr' mich nur vor ihrem Spott.
> Hörst du sie schreien
> Die Papageien?
> Sie lästern, wissen nicht warum;
> O, mache sie weise oder stumm!
> Hörst du? Es höhnen
> Mich die Hyänen,
> Sie dürsten gar nach meinem Blut:
> O, halte mich in deiner Hut!
> Hörst du sie lachen
> Des Leumunds Drachen?
> Der Neid hat sie zum Haß gebracht:
> Vergib, sie haben blos gelacht!
> Doch hör', es bellen
> Die Staubrebellen:
> Sie bellen gegen deinen Mond —
> Vergib auch Dies, sie sind's gewohnt!

Selten ermannt er sich von solcher timonischen Gesinnung, selten fällt ein Strahl von Bruderliebe und Gottvertrauen in diese öde, zerstörte Brust; doch geschieht Letzteres in den Nummern 66, 68, 70 und 71, wo der Leser auch etwas freier athmet. Auch in ästhetischer Hinsicht sind diejenigen die besten Stücke im Buche in denen sich eine mildere Gesinnung und eine freundlichere Lebensansicht ausspricht. So strahlt Nr. 28 (S. 30) aus Allem hervor. Es heißt da: „Jeder Mensch hat seinen Stern am Himmel; auch ich vielleicht; nur habe ich ihn

*) Vergl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 29—31 und Nr. 84—87 d. Bl. D. Red.

bis heute vergebens mit Aug' und Herzen gesucht, so oft und sehnend ich auch emporgeblickt habe." Dann fährt er also fort:

Und doch bin ich nicht müde
Den Himmel anzuseh'n,
Wo Sterne Andern lächeln,
Und jeder scheint so schön.

Und lächelt mir auch keiner;
Mir glänzt ja doch ihr Schein,
D'rum freu' ich mich an allen,
Als wären alle mein.

D'rum schau' ich oft zum Himmel
In meines Kummers Nacht,
Und öff'ne meine Seele
Der heitern Sternenpracht.

Und wie ich so erhebe
Den Geist zum Himmelsglanz,
Da legt er mir die Sterne
Ums Haupt als Blumenkranz.

Die Sternenblumen kränzen
Mich mit des Himmels Zier:
Ist nicht mein Stern darunter —
So ist er wol in mir!

Ja, in mir will ich tragen
Den eig'nen Himmelsstern:
Es ist im reinen Busen
Des Herzens reiner Kern.

Der führt mich oft durch Stürme,
Nach Stürmen stets zur Ruh',
Und trübt ein Sturm die Augen,
So schließe ich sie zu.

Und trübt sich auch der Himmel,
Und sind die Sterne fern,
Ich blicke in den Busen,
Da lächelt stets ein Stern.

Gewiß ein schönes Lied. Ueberhaupt aber klärt sich gegen den Schluß des Psalmbuchs das trübe Wasser des Unmuths; es tauchen gesündere Ansichten und Reflexionen auf; der Poet ahnt woran es ihm fehle (vergl. Nr. 105) und sieht den wahren Quell seiner Armuth; die lange ihm fern gewesene Hoffnung trifft ihn an mit den einschmeichelnden Worten einer sanften Freundin und frommen Ergebung, erhebt ihn über das verworrene Dunkel des Menschenschicksals und die Noth der Erde. Besonders versöhnen uns ihm die Nummern 119 und 120, nebst dem Epiloge. In weicherer und milderer Stimmung singt er Nr. 120:

Matt verklingt nun meine Harfe,
Die am Busen lang' geklungen;
Denn der Gram, der krallenscharfe,
Tief ist in die Brust gedrungen,
Und die Saiten sind zersprungen.

Eine Saite nur, die beste,
Ist der Harfe noch geblieben,
Hält im Busen auch noch feste,
Fromm zu Tönen noch getrieben,
Bebend dich, o Herr, zu lieben.

Und allerdings gibt es kein besseres Heilmittel für den Spleen des armen Poeten als eben Resignation und Hingebung des Herzens an Gott. Doch schlagen wir ihm noch als Palliativ ein Heilmittel aus der praktischen Lebensphilosophie vor, welches ein wahres Nepenthe für das wunden- und narbenvolle Herz werden kann, ein Kräutlein welches in dem Dichtergarten eines unserer größten Geister gewachsen ist, und welches also lautet:

Willst du immer weiter schweifen?
Sieh', das Gute liegt so nah;
Lerne nur das Glück ergreifen,
Denn das Glück ist immer da.

Schließlich bemerken wir, daß es uns gefreut hat, wie der Verleger Heckenast, der Freund des armen Poeten, dem das Buch dedicirt ist, dasselbe keineswegs ärmlich, sondern mit einem reichen und schimmernden Gewande ausgestattet hat, sodaß der bedauernswerthe gemüthskranke Mann recht anständig und stattlich vor des Publicums Augen tritt.

48. Poetische Versuche von Winfried. Neue Sammlung. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. 1846. 12. 20 Ngr.

Hier wird jegliche Kritik durch zweifache Berücksichtigung entwaffnet. Einmal entschuldigt der edle Zweck die etwanigen Mängel der Dichtungen, anderntheils aber muß man Respect haben vor einem Manne dessen feurige Musenliebe die kalte Hand der Jahre nicht auszulöschen vermochte. Möge der wackere Sänger im Silberhaar, der hier zwar mit leisem, aber durchaus nicht verstimmtem Saitenspiel auftritt, und dem wir im Geist die deutsche Hand schütteln, sich noch lange der Gunst der pierischen Schwestern erfreuen!

49. Fabeln und Lieder von J. B. Bandlin. Zürich, Meyer und Zeller. 1845. 16. 21 Ngr.

Die Fabeln die man heutzutage der Oeffentlichkeit übergeben will müssen, wenn sie sonst Interesse wecken sollen, sich auf moderne Zustände, sociale Verhältnisse und Zeitereignisse beziehen; denn mit der trockenen Moral die weiland Aesop und Phädrus auftischten begnügt man sich nicht mehr. Der Verf. vorliegender Fabeln, dessen Bild nebst Handschrift des Buches Titel gegenüber sich zeigt, scheint Dies wohl gewußt zu haben, und mehre derselben erinnern in ihrer piquanten Kürze, mit ihren Schlag- und resp. helvetischen Gauwörtern an die classischen Fröhlich'schen Fabeln, die sich fast alle auf Zeit- und Weltlauf beziehen. Einige sind darunter in denen in alter beliebter Manier die Thiere sprechen und handeln, und an deren Schluß man das alte: Haec fabula docet ordnungsmäßig findet. Die Pointe sind zuweilen scharf, zuweilen stumpf, weil etwas unklar. Einige Themata sind von Andern besser bearbeitet; so hat z. B. (S. 17) „Jeder findet seinen Meister" Pfeffel viel prägnanter und geglätteter hingestellt. „Der Friedensrichter" (S. 13) strahlt hervor:

Der weise Bärenrath
In Huld beschließen that:
Dir darf, Gethier, in dem Beamtenheer
Der Friedensrichter nimmer fehlen;
Kannst ihn aus deiner Mitte wählen,
Du weißt, wir lieben dich so sehr!

Fuchs, Esel, Ochs sind vorgeschlagen,
Doch keiner will die neue Würde tragen.

Groß ist nun die Verlegenheit,
Man sucht nach einem Andern weit und breit;
Man sucht bei Tag, man sucht im Dunkeln,
Zuletzt sieht man's im Walde funkeln:
Sieh da, ein fauler Weidenstrunk
Mit seines falschen Scheines Prunk!
Der war zum Amte gleich erbötig:
Ihr habt, so tönt's aus faulem Mark,
Und pfeift und zischt und räuspert stark:
Ihr habet Licht vor Allem nöthig.
Sagt, wollt ihr mich? Als er verstummt,
Hat „Ja!" das ganze Bärenvolk gebrummt.

Nur Einer that nicht gleicherweis:
Ein hochbetagter Bärengreis.
Mit seinem Stabe schlug — klock, klock,
Er auf den faulen Weidenstock;
Und sieh, das Thier des Paradieses
Sprang aus dem Stock des Baumverließes;
Des faulen Strunkes arme Seele,
Die Schlange mit der glatten Haut:
Da hast du — rief der Alte laut —
Den Candidaten, Volk; jetzt wähle!

Von den Gnomen sagen wir: Trammant cum caeteris etc.; unter den Sprüchen ist manches Scharfsinnige, unter den Kinderliedern manches Naivkindliche, und sämmtliche übrige Blumen die der helvetische Sänger aus dem Füllhorn seiner Lyrik bietet blühen im prismatischen Farbenspiel des Witzes und sind aufgewachsen aus dem fruchtbaren Boden der Erfahrung.

50. Feldbleameln für seine liaw'n Ländsleut z'sämmabrockt von F. Kartsch. Wien, Wimmer, Schmidt und Leo. 1845. 8. 25 Ngr.

Diese Gedichte in östreichischer Mundart, die dem gemüthreichen Dichter J. G. Seidel dedicirt sind, zerfallen in Liabsg'schichtln, Ernsthäfte G'sangln, Da kloan Lenerl ihre Wünsch a Gräshalml'n. Auch ohne unsere Empfehlung werden sie sich in ihrer Naivetät dem Leserkreise empfehlen, für welchen sie bestimmt sind. Uns mit der östreichischen Mundart unbekannten Norddeutschen müssen natürlich die meisten Schönheiten verloren gehen, und wir können solch ein Werk nur mit der Neugierde eines bewundernden Kindes betrachten.

51. Immen von E. Smelzkop. Braunschweig, Westermann. 1847. Gr. 8. 1 Thlr.

Hier geht es mit dem Verständniß für uns Sachsen schon viel besser; denn die joviale Volksmuse trägt ein Kleid von niedersächsischem Schnitt, in welchem Costume wir wol selbst zuweilen schon uns in die Haufen der fröhlichen Landleute gemischt und unsere Rolle gespielt haben. Mit Recht nannten wir die hier auftretende Muse eine joviale; als solche charakterisirt sie sich in den rein lyrischen und objectiven Stücken des splendid gedruckten Buchs. Als Probe theilen wir „De immen" (S. 29) mit, einen artigen Witzbissen, welcher der ganzen Sammlung den Titel gegeben zu haben scheint:

De immen komt sau munter hen- un hereflogen
Un summet um de seuten Blaumen her un hen;
Wat quält dei dierekens de leiwen Blaumen denn?
Nich dauet sei ne weih — man honnig hett se sogen.

Brok all en steelken, dat sik hen- un hereneiget,
Wenn drop en flitig immeken sik weegen dee?
Rukt ummesûß denn seutjen hei' un saat un klee?
Ach, laat se doch, wenn lustig hen un her se fleiget!

Da geiht et rut un rin, te halen, aftelaen
Un afteстöben von en fäutjekens en fit,
Un vullenkomen steiht et hus in kurzer tit,
Häbsch marmeken — well balle doch de winter nahen.

Nu kummt de immeker, besieht un wäggt de körwe,
Un socht sik flux de aller-allerswarsten ut,
Un brennt de immen dot; et honnig smekkt en gut;
Wat wörr ervon, wenn sau emal en müsche störwe?

Niß wart ervon! Sau junkt all mann'jen — mann'jen Dichter;
Von blaumen sleept e honnig in sin hûseken;
Se makt ne dot un nehmt et seute honnig hen,
Und lacht ertau un lopt ervon — dei bösewichter.

52. Scheppenstiddesche Streiche in C-dur mit Fis-moll for hoch- un deipnäsige lüe von E. Smelzkop. Braunschweig, Westermann. 1846. Gr. 8. 10 Ngr.

Ein Zwillingsbruder des vorigen Buchs, dedicirt, oder „En bronswikschen volke, vernut sinen leiwen brauder Karl Grete tauegedacht", wo der heitere Scherz in den Immen noch überboten wird in Mittheilung manchen ergötzlichen Schwanks, der im braunschweigischen Städtlein Scheppenstedt, dem Schilda der Niedersachsen und Abdera der Griechen, sich zugetragen haben soll. Wir zweifeln keinen Augenblick, daß der Verf. auch hier seinen Landsleuten und selbst den Bewohnern des armen Scheppenstedt einen wahren Genuß bereitet und Stoff zu herzlichem Lachen gegeben hat. Werden doch die Scheppenstedter selbst mitlachen; denn:

En spaß mit guen lüen
Kann böses nicht bedüen.

53. Gedichte, besonders für die weibliche Jugend, von Louis Münkel. Hanover, Helwing. 1846. Gr. 12. 15 Ngr.

Aufrichtig gestanden: die Lieder behagen uns nicht. Aus den Volksliedern, die gewöhnlich bei uns in Stadt und Land zu den Kinderspielen gesungen werden, hat der Verf. leider allen Volkswitz und all den genialen Unsinn der sie charakterisirt hinweggeschafft. Die kleinen Mädchen moralisiren, erzählen einander wie vergnügt sie sind, wie artig sie sein wollen, reflectiren zuweilen gar altklug und jagen damit alle Kinderlust aus ihrem Herzen und alles Jauchzen aus ihren Kreisen. Mit den Fabeln und Parabeln kann man schon besser zufriedengestellt werden; denn hier erzählt der Verf. leichter und das Moralisiren ist an seiner Stelle. Was die vermischten, des Buches Schluß bildenden Gedichte betrifft, so mag eine Probe, die wir aufs Gerathewohl aus der Mitte aufgreifen, unser Urtheil belegen und dem Leser zugleich Zeugniß vom Geiste des Ganzen geben. S. 177 lesen wir:

Ach, daß wir kleine Mädchen sind,
Das ist ja capital!
Eilt, eh' die Jugendzeit verrinnt,
Ihr Schwestern ohne Zahl! (?)
Laßt ihrer uns erfreuen,
Von Fehlern uns befreien!

Denn was ich erst jüngst Alles hörte mal so (oho, jam satis!)
Von Mädchen — ihr wißt noch das Was und das Wo —
Sprach ja stets weiser und freundlicher Mund. (?)
Darum gebessert! — Zu bravesten Knaben
Sollen die Aeltern — das sei euch nur kund —
Wackere Mädchen als Töchter auch haben.

Nicht wahr? lieber Leser, da sprechen wir: Optime, optime!

(Die Fortsetzung folgt.)

Mittheilungen aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

(Fortsetzung aus Nr. 140.)

In den Vereinigten Staaten wird Alles Geschäft. Der Arzt, der Lawyer, der Schneider und der Schuster stehen in gesellschaftlicher Beziehung mit dem Geistlichen auf Einer Stufe. Es ist schwer für uns Europäer uns ein solches Verhältniß richtig zu denken. Es widerstrebt uns von solchen geistlichen Geschäften zu reden und zu leben. Aber unser heimischer Weg der Stellenbesetzung ist gewiß auch ein bedeutender Geschäftsverkehr, und der Pfarrer, der Bauer wird durch seine Stelle, wird oftmals, ja er muß meistens ein tüchtiger Geschäftsmann werden, wenn er sich und die Seinen gut durchbringen will. Alles hängt hier davon ab, ob das Volk an der Würde der Geistlichen dadurch irre wird, oder ob diese dadurch in der Würde steigen. Ich glaube, daß unsere bessern geistlichen Landwirthe ebenso sehr in der Volksmeinung steigen als die wandernden und sich auszeichnenden Geistlichen hier. Man gibt ihnen, um gute Redner und Seelsorger zu haben, und aus religiösem Gefühl, oft sehr reichlich. Nicht daß sie selbst mit dem Teller hintreten und einsammeln; nein, irgend ein oder einige Zuhörer treten zusammen, besorgen den Accord oder die freie Collecte und händigen das Gesammelte dem Manne als Geschenk oder verdienten Lohn ein, froh und stolz, je reichlicher das Eine oder Andere ausfällt. Glücklich begabte Redner werden oft im Triumph, besonders von den Frauen, von einem Orte zum andern begleitet, und der Enthusiasmus geht mit ihnen von Ort zu Ort.

Ich halte mich hier lediglich an die äußere und sociale Stellung des Geistlichen, ohne zu fragen was er lehre und wie es mit der religiösen Kenntniß im Volke bestellt sei. Kehre ich aber zu Bischof Eylert und Pastor Kämpfe zurück, so bekenne ich frei, daß die Religion welche der Letztere zusammenstellt, und mit einem schrecklichen Aufwande von Philosophie und

Sophisterei für das Evangelium ausgibt, schwerlich das Ding sein kann was Christus gelehrt hat oder hat lehren wollen, und was dem dümmsten Bauer wie dem weisesten Staatsmanne gleichförmig das Herz erwärmen soll. Die Wahrheit der Religion muß einfach und unzweifelhaft sein. Ebenso wenig als Gott in Tempeln von Menschenhänden gemacht wohnen kann, sintemal er ein Geist ist, ebenso wenig kann die Religion blos bei Priestern und Bonzen zu holen sein die sich ein System welches Gott, Christus und den Heiligen Geist personificirt und aus der Dreiheit die Einheit herausklügelt, die aus einer Menge von unnatürlichen, hypothetischen Ereignissen die Größe Gottes und seines Sohnes folgern muß, und die die Evangelien und ein System des kirchlichen Dogmatismus zusammenmischen und ein unumstößliches Ganzes daraus herstellen. Hat die Phantasie ein solches Recht über die Vernunft, welches die modische Orthodoxie in Anspruch nimmt, so begreift gewiß ein gerechter Mann, ein einfaches und unbefangenes Gemüth nicht, weshalb nicht in der andern und wahrscheinlich größern Hälfte der christlichen Menschheit die Vernunft die Phantasie vielleicht in den engsten Schranken halten soll. Das Gemüth darf und kann nicht herrschen; es ist eine blos dienende Potenz im Seelenreiche. Man gebe ihm den untergeordneten und gemessenen Spielraum den es bedarf, und lasse dem Verstande übrigens sein volles Recht, den er überall im Leben hat.

Ich bekenne mich meiner innersten Neigung nach zu der orthodoxen Kirche. Ich habe mit oft wiederholter Andacht in den verschiedensten Perioden meines bewegten Lebens die Evangelien und den Kirchenglauben, Philosophie und selbst Historie und Exegese studirt; aber zu keiner Zeit hat mich eine Schule befangen gemacht, zu keiner Zeit ist es mir eingefallen irgend eine individuelle menschliche Religionsansicht für die der protestantischen Kirche zu halten; diese vereinigt alle in sich. Sie ist und muß unsichtbar sein; sie kann keine ausschließende Gewalt sich anmaßen; sie gibt das Gewissen frei, frei in der Kirche, nicht außer derselben. Dies ist ja schon der Streit zwischen Luther und Melanchthon, und die bindende Kraft der Symbolischen Bücher ist danach geschlichtet worden. Daß nun Hr. Eylert und Hr. Kämpfe und die ganze Hengstenberg'sche Klerisei diesen Streit wieder hervorrufen, ist ein gefährliches Zeichen der Zeit, welches Deutschland mehr zu zersplittern droht als selbst die politischen Feinde und Zwiespälte.

Als Hengstenberg Heidelberg in Kanonen und Stürmer und mit dem Raufschwerte verließ, ein echter wüster und wilder Renommist, der Nichts gelernt hatte, sagten seine Bekannten zu ihm: „Aus dir wird auch ein köstliches Mitglied der Kirche werden.“ Dieser Jüngling wußte nämlich damals Nichts, er glaubte auch an Nichts; der Papst, Bischof u. s. w. waren ihm so wohl bekannt als weiland dem Candidaten Jobs. Er lachte seine Freunde aber aus und sagte: „Ihr sollt noch von mir hören.“ Jetzt wurde „geochst“. Jedenfalls muß es leichter sein ein orthodoxer Theolog zu werden als ein rationaler. Nach Jahr und Tag war Hengstenberg examinirt, und bald war er der renommistische Paukhahn der religiösen Partei, der er sich anschloß. Alle seine frühern Bekannten werden mir beistimmen, daß er sich als orthodoxer Professor jetzt noch so im Renommisten von Heidelberg gefällt wie ehemals.

Sollte ich aber sagen, dieser Mensch habe seiner innern religiösen Richtung und Stimme nicht nachgegeben, so würde ich mich selbst verdammen. Gewiß, er hat das Roheste der Religion wie des Lebens gleichmäßig aufgefaßt. Es liegt ja auch nahe zusammen. Zur höhern Weihe der Religion erhebt sich Keiner der Andere verketzert; zur christlichen Gemeinschaft gehört Keiner welcher Andere davon ausschließt. Die Kirche ist die Mutter Aller; sie hat alle ihre Kinder fest und innig umschlungen; sie kennt keine Staatsreligion; sie muß die Eide hassen die den Geistlichen, den Lehrer des Volkes, in der Freiheit des Gewissens und Glaubens beschränken.

Ich kenne Hrn. Uhlich nur aus seinen Schriften und wünschte, er hätte sein besseres Ich besser gewahrt als durch sie. Allein sicher steht er edler und reiner da durch seine Bekenntnisse als einer seiner jesuitischen Gegner und Denuncianten.

Dies ist der Standpunkt den wir hier wol meistens Alle einnehmen, indem wir uns den Streit der Parteien in der Kirche vergegenwärtigen. Ich habe kaum einen der gebildeten Deutschen in diesem Lande gesprochen welchem der Zwiespalt nicht ebenso bekannt geworden wäre als Ronge's reformatorische Schritte. Man hat mir oft gesagt: Wir haben lange an unsere heimische kirchliche Einrichtung fest geglaubt und die hiesige gering geachtet; allein jetzt fangen wir doch an darüber zu zweifeln, ob wir recht daran gethan. Die Gewohnheit macht uns zu Knechten; selbst unsern bessern Einsichten ist sie schädlich. Ja, ich könnte Ihnen eine Menge anderer gebildeter Auswanderer nennen die sich seit dem Ausschluß von Rupp... nus und Uhlich von der Staatskanzel an hiesige Kirchengemeinden angeschlossen haben, weil jener Ausschluß sie mit den hiesigen kirchlichen Verhältnissen versöhnt hat.

Lassen Sie sich nicht etwa einreden, daß ich und daß meine Freunde von denen ich spreche Erzdemagogen seien. Sie irren Alle die Das sagen. Wir lieben und beweinen unser Vaterland; aber Nichts hat uns in den letzten sechs Jahren hier allmälig heimischer gemacht als alles Das was daheim in Staat und Kirche seitdem geschehen ist. Die Sehnsucht daheim zu leben und zu sterben vergeht uns jährlich mehr, ob auch die liebe schöne Heimat immer noch der Maßstab bleibt nach welchem wir Alles zu messen geneigt bleiben.

Es war mir, als ich einst aus dem Staatsgefängniß entlassen wurde, immer als müßte ich den Zapfenstreich hören und möchte die Stunde verhören die mich zum Appel rief. Ich sah in jedem Gesicht einen Policei- oder Militairspion, und es dauerte lange, ehe mich dieses traurige Gespenst verließ. Hier habe ich ein ähnliches Alpdrücken gehabt. Ich fürchtete mich lange Dieses oder Jenes anzufangen, weil ich gegen das Gesetz zu verstoßen scheute, eine obrigkeitliche Erlaubniß oder Beaufsichtigung zu fürchten hatte, die doch nicht existirten. Erst allgemach entsteht das Vollgefühl bürgerlicher Freiheit, und man greift mit aller Kraft nach dem Gewerbe das man am besten zu verstehen glaubt, und Alles scheint sich um Einen her frisch und fröhlich wieder zu gestalten. Oft habe ich in Deutschland und mit der innigsten Ueberzeugung es ausgesprochen, daß ich meine freiesten Jahre dort im Gefängniß verlebt. Hier ist mir Das so oft wieder eingefallen. Im Gefängnisse, wie hier, konnte ich thun und lassen was ich wollte, wenn ich nur ganz kleine natürliche Regeln beobachtete. Doch ziehe ich die Freiheit hier der im Gefängnisse aus vielen einsichtlichen Gründen vor und bemerke, daß jene Behauptung einem hartgedrückten Gemüth als bittere Ironie zuerst entrissen wurde.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 142. — 22. Mai 1847.

Deutsche Dichter der neuesten Zeit.

Dritter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 141.)

54. Gedichte von Hedwig und Eleonore Wallot. Frankfurt a. M., Brönner. 1846. 8. 1 Thlr.

Es ist Ref. bei Anzeige dieser Gedichte ein Malheur passirt wie nie früher im Laufe der langen Zeit, seit welcher er den Recensentenpflug auf dem belletristischen Grund und Boden Deutschlands und Englands zieht. Der Inhalt derselben ergriff ihn nämlich so allgewaltig, daß er gegen alle Anstands- und Recensentensitte den sichern Boden der ungebundenen Rede verlassen und sich nolens volens ins Metrum stürzen mußte. Er kann den Lesern d. Bl. diese Frucht seiner momentanen Begeisterung nicht vorenthalten. Hier ist sie:

Ihr reißt mich dithyrambisch hin,
Ihr hyperdeutschen Mädchen,
Mit euch — für euch entbrennt mein Sinn —
O Lorchen mein und Hedchen.

Hin werft ihr's Küchenschürzlein stolz,
Auch's Schleierlein von Flörchen,
Greift nach Germaniens Fahnenholz — *)
O Hedchen du, nebst Lorchen!

Hoch aus der Weisheit gold'ner Wolk'
Lehrt ihr, wie fein das Rädchen
Des Staats zu dreh'n sei, Fürst und Volk — **)
O Lorchen hold und Hedchen.

Der Freiheit wie dem Frauenstand *)
Macht weit ihr Thür und Thorchen;
D'rob küßt euch Mann und Weib die Hand —
Dir Hedchen und dir Lorchen!

Für Schlesiens arme Weber schafft **)
Aus melanchol'schen Fädchen
Ein Kunstgeweb' ihr meisterhaft —
O Lorchen lieb und Hedchen.

Die Presse gebt in bester Form
Uns frei, ruft ihr im Chorchen,

---

*) Verglichen S. 25 „Die Fahne", woraus wir folgende Strophen mittheilen:

An einem gewaltigen Eichenbaumstamm,
Der schlank von der Erde zum Aether aufsteiget,
Frei flattert hoch über der Zeitenflut Damm,
Von keinem Orkane noch Blitzstrahl gebeuget,
Das riesige Banner germanischer Freiheit!
Von keiner unedelen Hand noch entweiht,
Da nimmer das Heil'ge zur Erde sich neiget!

Die fünfte Strophe lautet:

Gewichtig und schwer ist des Fahnentuchs Stamm!
Schon viele der Stärksten des Volkes sich wagten,
Entbrennet von Zorn durch Germaniens Gram,
Die traurig ihr'n Schützling gefangen sieht schmachten,
Freimüthig die Fahne zu tragen, — doch ach!
Die meisten erschwankten, sie waren zu schwach!
Vermochten nicht Orden und Gold zu verachten.

**) S. 61, „Fürst und Volk", woraus wir nur den weisen Rath der jungdeutschen Schwestern an Fürst und Volk mittheilen:

Der Fürst beacht' das freie Wort,
Erwäg' der freien Presse Meinung;
Gerechtigkeit sei stets der Port
Der gegenseitigen Vereinung!

Das Volk sei gleich der starken Eich',
Die jedem Sturm und Wetter trotzet;
Gesund an Mark, an Aesten reich,
Daß Blüt' und Früchte weithin strotzet.

Der Raum erlaubt uns nicht Mehr mitzutheilen; wir empfehlen aber das 20 Strophen haltende Gedicht der Berücksichtigung der Throninsassen wie der Hüttenbewohner.

*) Man lese die kurze, energisch-drohende Expectoration der Schwestern Wallot (S. 101) an die Herren:

Ihr Herren, habt Acht!
Die Frauen mit Macht
Nun werden gescheiter,
Und thuen euch leider
Benehmen ganz fein
Den Heiligenschein.

Worte der Dudevant würdig!

**) S. 97 lesen wir unter der Ueberschrift: „Ueber die schlesischen Weber 1844" folgenden rührenden Erguß:

Jammertöne füllen Schlesiens Lüfte,
Denn die Habgier frevelt mit der Noth,
Gibt den armen Webern ihre Grüfte,
Lohnet ihre Arbeit kaum mit Brot!
Unerschöpflich sind der Reichen Güter,
Unersättlich ist ihr Durst nach Gold:
Mammons-Sklaven, ihrer Schätze Hüter,
Zahlen sie selbst nicht den schuld'gen Sold!
Keine Scheu mit Menschenwohl zu spielen,
Keine Scheu vor des Gewissens Ruf,
Ist befleckt das Glück, das sie erzielen,
Und verfehlt ihr himmlischer Beruf u. s. w.

Sonst quält der Schmerz uns ohne Norm *),
Mich Hedchen und mich Lorchen!
Der heil'ge Rock zu Trier wird **)
Von euch bis auf die Näthchen
Zertrennt, zerzupft, verrongenirt —
O Lorchen mein und Hedchen!
Herrn Ronge wird ein Kranzgeflecht
Aus dem Füllhorn von Florchen
Durch eure Hand gemacht zurecht —
O Hedchen fein und Lorchen!
Zu Lobe für das Himmelslicht
Aus Pömmelte und Köthchen ***)
Fehlt's euch, verehrte Jungfrau'n, nicht —
O Lorichen, o Hedchen!

---

*) Kann wörtlich in „Germanias Trauer" (S. 70), wo Mutter Germania über ihre Kinder in solche Klage ausbricht, nachgelesen werden:

So treu sie mir noch heute sind,
Und mich im Geist umsteh'n —
Deutsch nennen dürfen sie sich nicht,
Ihr Geist soll untergeh'n!
Soll wechseln hier den deutschen Laut,
Da den Gehalt mit Form,
Dort kaieen wie ein Sklave hin —
Mein Schmerz ist ohne Norm!

**) In „Selbstgespräch des heiligen Rocks zu Trier", so S. 131 in höchst kurzathmigem aber erbaulichem Metrum zu lesen, kommt die Stelle vor:

Heil'ge Sachen
Sonst bestachen —
Jetzo bringen sie zum Lachen.

In „Weltumschwung" (S. 127), durch Johannes Ronge nämlich, steht zu lesen (es ist die Rede vom Geistball):

So blieb drei Jahrhundert' schon
Er der Ruh' zum Raube,
Bis jüngst Ronge, Luther's Sohn,
Setzt' des Vaters Werk die Kron'!
Löste kühn die Schraube
Die den Geistball eingezwängt,
Und daß nicht zur Tief' er senkt,
Oder nun zerfalle,
Wies er aufs Weltalle! (optime!)

Das zwei Kräfte wunderbar
Im Geleis erhalten:
Das durch Fliehkraft immerdar
In dem Schwung beharrt fürwahr;
Das der Schwere Walten
In dem Raum zusammenhält,
Sodaß Stern zu Stern gesellt,
Es als festes Ganze,
Gott umkreist im Tanze! (Unvergleichlich!)

Und schon regt's im Geistball sich,
Wälzt ihn von dem Platze;
Und schon schwingt allmällig
Glaube ihn zum Himmelstrich (? ?)
Währ'nd als Gegensatze (schön!)
Liebe schon den Kern vereint,
Daß ein Geist der Ball einst scheint,
Und im Gleichgewichte,
Schwinget ums Urlichte.

***) Man verzeihe dem Ref. diese licentia poetica; er erlaubte sich dieselbe einzig in der Erwägung, daß er hier in der Sprache und in dem Geiste der jungdeutschen, liebenswürdigen Geschwister Wallot redete.

Triumph, Triumph! Allmächtig dringt
Eu'r Lied durch jedes Porchen
Der Menschenseelen unbedingt —
Lieb Hedchen — o lieb Lorchen!

So mußten wir, vom Geist getrieben, hier singen; nur bedauernd schließen wir, daß wir nicht im Stande sind hier den Chorizonten zu machen und zu ermitteln welche Stückchen von Lorchen, welche von Hedchen sind. Möchten's doch andere Kunstrichter versuchen!

55. Gedichte von Christian Klaus Kunel. Zürich, Meyer und Zeller. 1846. Gr. 8. 21 Ngr.

Einem warmen, fühlenden Herzen, das sich in melodischen Klängen ergießt, entstammen diese Lieder. Sie treten ohne Prätensionen auf und coquettiren nirgend mit forcirter Genialität. Wie die geschmeidige Epheuranke die Ulme, umschlingen sie alle menschliche Verhältnisse und innere Stimmungen, und wollte man ihnen den Vorwurf machen, daß sie sich eben nur in dem gewohnten, ausgefahrenen Gleise der Lyrik bewegen, so könnte man den Tadel mit den Worten die wir S. 16 lesen zurückweisen:

Was meine kleinen Lieder sagen,
Ist nicht zum ersten mal erklungen,
So hat schon manches Herz geschlagen,
Und manches Lied hat es gesungen.

Doch willst die Rose du verklagen,
Daß so sie duftet, so sie blüht,
Wie schon vor tausend, tausend Tagen
Die erste Rose hat geglüht?

Auch wo der Sänger das lyrische Gebiet verläßt und sich in der Ballade versucht, genügt er nicht allzu großen Ansprüchen. Die Elegien sind wirkliche, nicht blos der Ueberschrift nach. Die Distichen verrathen einen ausgebildeten Verstand und nicht geringe Belesenheit im Buche der Erfahrung und des Lebens. Die in südlichen Formen auftretenden Sachen, Sonette, Triolette und Ritornelle, brauchen sich ihres Urhebers nicht zu schämen — kurz: von Allem ein wenig und das Wenige genießbar und gedeihlich für Seele und Gemüth.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mittheilungen aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

(Beschluß aus Nr. 141.)

Es ist für mich ungemein schwer rein objective Schilderungen zu geben. Als ich den ersten Theil von Bischof Eylert's Schrift über König Friedrich Wilhelm III. las, erstaunte ich, wie diesem Manne so Vieles anders in der Nähe an seinem Könige erschienen als mir, ich darf sagen als der großen Menge meiner Zeitgenossen. Unverkennbar war Friedrich Wilhelm III. kein klarer Kopf. Er hat geistig in seiner Zeit mehr hemmend als fördernd gewirkt, und umgekehrt in materieller Hinsicht. Aber er war gewiß kein böser Mensch. Dies Alles erklärt aber nicht die Apotheose aller seiner Eigenschaften in einem zwei Theile dicken Buche in der Form von ebenso viel Leichenreden für jede, wenn man nicht am Ende den Schlüssel in der Dankbarkeit des Bischofs finden will; denn es rührt ihn noch jetzt zu Thränen, daß „der gute gnädigste Herr" ihm die Taschen gehörig voll Gold gesteckt. Nimmt man aber Alles zusammen, so ist es für einen vernünftigen Mann kaum möglich, Friedrich Wilhelm III. sich so vollkommen zu denken als Hr. Eylert ihn darzustellen sucht. Ich sehe in der That nicht ein, wozu es nöthig ist, einen Mann so zu vergöttern und ihm keine Schwachheit zu lassen. Dies erinnert an das Zeitalter der römischen Imperatoren, welche alle vergöttert wurden; Widerspruch war crimen laesae majestatis. Daß sich aber ein Priester zu einer solchen Adulation

hergibt, spricht nicht für seine Würde. Bei dem Allen sieht man nicht, weshalb der Herr Bischof zwei Personen aus dem Gemälde ganz weggelassen hat, die es gewiß ebenso gehoben haben würden als die ewige Wiederholung der Erwähnung seiner eigenen Person. Diese sind Blücher und die Fürstin von Liegnitz. Des Verhältnisses des Königs zu der Letztern ist mit so entschiedenem Stillschweigen nicht gedacht, daß man unmöglich annehmen darf, der Hr. Bischof habe sie blos vergessen. Ebenso ist es mit Blücher. Letzterer mag dem König in der That persönlich fern gestanden haben; allein Erstere, die gewiß vortreffliche Fürstin, hat offenbar einen großen Einfluß auf den König gehabt. Die größere Milde seines ganzen Wesens und Benehmens seit er mit ihr verheirathet war, ist jedem Unbefangenen aufgefallen, und jeder Unterthan hat diese Frau gesegnet der ein Urtheil über den Charakter des Königs durch aufmerksame Beobachtung sich zu verschaffen gesucht. Welche Absicht kann nur der gesprächige, selbstgefällige Lobredner des guten Königs Friedrich Wilhelm gehabt haben, der morganatischen Ehe desselben und ihrer Folgen nicht entfernt zu gedenken? Hier liegt ein Geheimniß das ich erklärt wissen möchte und dessen Aufhellung man der Nation schuldig ist. Die Fürstin Liegnitz gehört in den heiligsten Kreis der bessern Ideen Friedrich Wilhelm's, und seine Vereinigung mit ihr hat jedem redlichen Preußen und Deutschen wohlgethan. *)

Was Blücher, welcher offenbar der *größte Charakter* aus der ganzen Regierungsperiode Friedrich Wilhelm's ist, verbrochen hat, um in dem Eylert'schen Werke nicht zu erscheinen, ist wol Jedem ebenso unbegreiflich. Man wäre doch wahrlich begierig, des Königs Herz auch von Seiten seiner Dankbarkeit gegen seinen heldenmäßigen, gigantischen Feldherrn kennen zu lernen. Daß er ihn dotirt und zum Fürsten gemacht, ist der Welt bekannt; gewiß aber ist es daß Geringste was der König für ihn gethan und empfunden hat. Scharnhorst, Stein, Hardenberg und Witzleben mögen dem Könige persönlich näher gestanden haben, aber Keiner hat für ihn gethan und thun können was Blücher gethan hat. Blücher war Mehr als ein bloßer Soldat. Sein Ehrgeiz war nicht allein die Triebfeder seiner Thaten. Napoleon zu zeigen, daß er kein größerer Feldherr sei als Blücher selbst, hat diesen kraftvollen Mann nicht begeistert. Der König war sein legitimer Fürst. Ohne Blücher's unerschütterliche Gesinnung und Vasallentreue wäre Friedrich Wilhelm schwerlich zurückgekehrt zu dem Glanze seiner Väter, ohne Blücher die Begeisterung des Heeres für ihn nicht erhalten worden. Der König muß darüber gedacht und sich geäußert haben, und hätte er es nicht gethan und es bei den äußern Anerkennungszeichen bewenden lassen, welchen Schluß auf seinen Charakter ließe Das zu? Alle Gebrechen Blücher's entsprangen aus seiner rastlosen, excentrischen Natur. Der dankbare Sohn des Vaterlandes erkennt, daß ohne diese Schwachheiten Blücher nicht hätte sein können was er war. Das Impulsive seines Charakters ist das Gigantische in ihm. Seine List, sein rascher Scharfsinn, seine unermüdliche Combinationsgabe als Feldherr, sein Muth und seine Tapferkeit sind von Allen, selbst von Gneisenau, unumwunden zugestanden. Blücher war es, der auch diesen großen Mann befähigte, sein Talent zu entwickeln; aber es mußte erweckt und gleichsam durch die Kühnheit eines Andern fortgerissen werden.

Aber lassen wir dem Schwätzer seine Gründe, da zu schweigen wo Reden am rechten Platze gewesen wäre. Hardenberg hatte unfehlbar mehr große und gefährliche Schwachheiten als Staatsmann denn Blücher als Feldherr. Als Menschen möchten sie sich einander Nichts vorzuwerfen haben. Er mit seiner Derbheit verschwindet wahrlich nicht gegen und neben der höfischen Glätte Hardenberg's, dessen Latein sicher nicht so gut war als das Deutsch des ungelehrten Blücher. Aber sein Hauptfehler war, daß er der Mann des Volkes wurde, und solche Fehler werden nicht leicht vergeben.

Mir kommt es vor als könne man den Charakter Friedrich Wilhelm's III. ebenso wenig schildern ohne Blücher, als man der Geschichte der Freiheitskriege Amerikas ohne Washington Gerechtigkeit widerfahren lassen und sie verstehen kann. Washington ist die einzige wirklich historische Person des Befreiungskriegs der Amerikaner. Sein Bild begeistert noch die späten Enkel; er ist ein allen Theilen genügender Charakter. So ist es mit Blücher: die Befreiungskriege der Deutschen wären ohne einen solchen Charakter absolut unmöglich gewesen.

Man muß sehr wenig Sinn für die Würde und Wahrheit der Geschichte haben, wenn man solche Schnitzer in der Sittengeschichte eines guten Fürsten begehen kann wie Eylert sie offenbar begangen hat. Auf mich haben diese beiden Auslassungen den Eindruck gemacht, daß Hr. Eylert Vieles gefabelt habe und daß er in diese Fabeln die beiden Charaktere nicht habe einreihen können, ohne entdeckt, ohne als Fabulator gezüchtigt zu werden. Die beichtvaterische Farbe welche das ganze Sittengemälde hat verwerfe ich nicht. Sie hat eine Tendenz, und wäre Hr. Eylert der Mann dessen Charakter die Anhänglichkeit des Königs Friedrich Wilhelm III. an seine Person ganz erklärlich machte, sein Buch hätte eine höchst bedeutende Wirkung auf die Nation üben können.

Ich habe Eylert's Werk in meiner Familie vorgelesen. Meine Kinder sind alle so jung, daß sie von Deutschland nur noch locale Erinnerungen haben. Sie haben nicht Alles verstanden, aber doch richtig begriffen, daß eine religiöse Tendenz in dem Buche liege. Daß diese der Ausdruck eines Zeitalters ist, können sie natürlich nicht begreifen. Meine Frau und ihre weiblichen Freunde aber waren oft in Zweifel, ob sich die religiöse Denkweise der Zeit nicht nach der des Königs gemodelt, und ob nicht eine Art Hofreligion dadurch habe hervorgerufen und der Nation aufgedrungen werden sollen. Dies ist der Eindruck den das Buch auf die Frauen meiner Familie machte. Das Mystische in den dem Könige in den Mund gelegten religiösen Ansichten kann man nicht immer für Frömmigkeit die Allen anspricht erkennen. Sein Schwanken zwischen Nationalität und Orthodoxie ist nicht jedem Frommen wohlthätig. Es hat etwas Penibles, dessen entschiedenes und entscheidendes Ende man wünscht. Die geistige Marter einen guten Mann nach Gewißheit ringen zu sehen im Glauben, und daneben sein Ringen nach allen genügenden Formen für ihren Glauben, ist eine unverkennbare charakteristische Seite dieser Fragmente, und wenn der Herr Bischof selbst völlig mit sich einig wäre als Theolog und Christ, so hätte er schwerlich dem denkenden Publicum diese Dinge alle so aufgetischt.

In solchen welthistorischen Schriften verlangt man Genugthuung. Was der Herr Bischof über die Weglassungen in der Vorrede des zweiten Theils anführt, ist gar nichts Rechtfertigendes für dieselben. Gerade die wichtigsten Momente aus der spätern Lebensperiode, der Schluß, der allein *befriedigen* konnte, wurden aus Gründen verschwiegen. Das kann man nicht anders als streng tadeln. Gebt den König der Nation *ganz*, und sie wird ihn verstehen und verehren; so halb wie hier bleibt er ihr ein Fragment.

Ich fühle sehr wohl, daß Ihnen diese Anschauungen eines hier Eingebürgerten unverdaulich erscheinen können. Allein Sie müssen bedenken, daß es nur hier vergönnt ist, immer noch das Princip der Monarchie als ein großes Princip von welthistorischer Geltung anzuerkennen, so wohl wir uns auch unter dem Princip der Republik befinden mögen. Bleibt es uns auch unerklärlich, wie Frömmigkeit und Gerechtigkeit mit

---

*) Dem Verf. war wol bei Abfassung seines Aufsatzes der dritte Theil des Eylert'schen Werks noch nicht bekannt; dieser enthält Mittheilungen über die zweite Vermählung des Königs sowie über den Fürsten Blücher. Vergl. den Bericht in Nr. 93—95 d. Bl.
D. Red.

dem völligen Vernichten der Freiheit der Person, des Gedankens, der Presse u. s. w. bestehen können, so zweifeln wir deshalb noch keineswegs am Princip der Monarchie, das in seiner Reinheit ebenso gut Despotismus nach oben als nach unten ausschließt. Es ist uns aber unbegreiflich, wie ein Mensch sich weise genug dünken mag, die ganze Ideenrichtung einer Nation meistern und in ewige Formen schlagen zu wollen, und wir mögen solche Männer nicht hochachten die ihr ganzes Leben darauf verwenden, diese falschen Richtungen eines Menschengeistes zu unterstützen und zu nähren. So viel Schönes und Wahres im Conservatismus liegt, so unwahr und unschön wird er als Stabilität. Ohne Bewegung kein Leben und ohne Leben keine Bewegung! Der Glaube an die Unsterblichkeit des schaffenden Menschengeistes muß dem Glauben an eigene Infallibilität nicht geopfert werden. Dies ist eine Schwachheit welcher der Mächtige der Erde wol verfallen kann; aber der materiell Ohnmächtige sollte seine geistige Kraft neben dem Mächtigen erkennen und jener Schwachheit nicht huldigen und sie zur Tugend machen wollen.

In der ungeheuern Bewegung dieser Republik liegt etwas sehr Gefährliches. Die Nothwendigkeit der Eroberung oder der Einfassung in denselben politischen angelsächsischen Rahmen einmal zugegeben, so sieht man kein Ende, und das Princip Roms, alle Völker umher zu beherrschen, ist, nur in anderer Form, an die Spitze gestellt. Dies ist aber eben der Irrthum den man nicht zugeben sollte. Die welthistorische Nothwendigkeit nach welcher die angelsächsische Race berufen sein soll Cultur über diesen Welttheil zu tragen, bleibt eine Vermessenheit die ich nicht begreife. Daß etwas Unvermeidliches in gewissen Schritten der Art liege, gebe ich zu; allein das Princip kann ich nicht anerkennen. Man muß nicht aus allem Unvermeidlichen Principfragen machen wollen.

Dies stelle ich als Vergleichung neben die Formirung der Glaubensansichten in Deutschland, wie sie sich nach Eylert's Werk im Leben Friedrich Wilhelm's III. kundgeben, und lasse dahingestellt sein, ob Eylert nicht mehr eine Rechtfertigung seiner selbst als eine Friedrich Wilhelm's III. versucht habe.

Kahldorf.

Ein angeblicher Brief von Johann Fischart.

In einem etwas wunderlichen aber inhaltreichen, in Hormayr's Manier gearbeiteten Buche: „Die sieben letzten Kurfürsten von Mainz und ihre Zeit" von R. Müller (Mainz 1846), findet sich auch eine Notiz die von großem literarhistorischen Interesse sein würde, wenn ihre Echtheit feststände.

Der Verf. erwähnt (S. 7), daß er von einem Hofrath Dr. Ruth mehre Briefe gefeierter Literaten des 16. Jahrhunderts an Albert II. von Brandenburg, Kurfürsten von Mainz, erhalten habe; darunter „von 1541: Joseph (sic!) Fischart von Frankfurt a. M. an den Kurfürsten Albert in Mainz" und „von demselben ein Brief von Albert II. von 1542 aus Forbach bei Saarbrücken". Dieser zweite Brief ist dann S. 97 des Buchs abgedruckt. An dieser Stelle ist Fischart's Vorname richtig, als Ort des Schreibenden, abweichend von der ersten Angabe, Zweibrücken angegeben, welche letztere Angabe durch den Inhalt des Briefs ausdrücklich bestätigt wird; sonst sind dem Briefe selbst weder Orts- noch Zeitangabe von Seiten des Briefstellers beigefügt.

In diesem Briefe bezeichnet Fischart sich als „dermalen Stadtschreiber und Syndicus der reichen und bedeutenden freien Reichsstadt Frankfurt", dankt für ein Geldgeschenk des Kurfürsten, erwähnt seinen „Gargantua" und „Des heiligen römischen-Reichs Bienenkorb" als vollendete, die „Flohhatz" und „Ein podagranisch Fräulein" als in Arbeit begriffene Schriften, und spricht sich überhaupt über Zweck und Wesen seiner schriftstellerischen Thätigkeit aus.

Leider stimmen alle diese Angaben mit dem sonst über Fischart's Lebensumstände Bekannten nicht zusammen. Fischart kann 1542 nur wenig über 20 Jahre alt gewesen sein; sein „Gargantua" ist schwerlich vor 1575, ganz gewiß nicht vor 1552 erschienen, die andern drei in dem Briefe angeführten Schriften erst seit 1577. Daß Fischart jemals in Frankfurt ein obrigkeitliches, noch dazu sehr wichtiges Amt bekleidet habe, ist schlechterdings nicht zu beweisen. Die Erklärung, daß der fragliche Brief durch einen Irrthum in das Jahr 1542 gesetzt sei und einer bedeutend spätern Zeit angehöre, ist deshalb unzulässig, weil Kurfürst Albert II. schon 1547 starb und bei Fischart's Lebzeiten keinen gleichnamigen Nachfolger hatte. Endlich erinnert jener Brief zwar an Fischart's Schreibweise, aber das Raisonnement über seine schriftstellerische Thätigkeit sieht ihm wenig ähnlich.

Ferner läßt sich auch nachweisen, woher die eine falsche Angabe des Briefs stammt. Schon Flögel macht in seiner „Geschichte der komischen Literatur" darauf aufmerksam, daß Fischart mehrfach mit einem Rechtsgelehrten Johann Fichard verwechselt worden sei, welcher in Frankfurt 1511 geboren und 1586 gestorben, wirklich Stadtschreiber und Syndicus daselbst gewesen ist. Diese Verwechselung hat bei der Entstehung des vorliegenden Briefs offenbar wieder eine Rolle gespielt.

Sonach ist es wol kaum zu bezweifeln, daß Hr. R. Müller mit dem fraglichen Briefe Johann Fischart's entweder mystificirt hat oder mystificirt worden ist; daß er einer solchen Mystificirung wol nicht ganz unzugänglich sein dürfte, schließe ich daraus, daß seine literarhistorischen Angaben auch sonst nicht überall von sehr genauer Kenntniß der Sache zeugen, wie er z. B. S. 95 aus dem „Theuerdank" und dem „Weiß Kunig" ein einziges Werk macht; ebenso kann ich nicht umhin, an der Echtheit mancher von ihm mitgetheilten, angeblich aus dem 16. Jahrhundert stammenden Volkslieder zu zweifeln.

Sichere Aufklärung über die Sache ist sehr wünschenswerth und kann von Hrn. R. Müller mit Recht gefodert werden.

W. A. Passow.

Literarische Notiz.

Zur alten Geographie Frankreichs.

Der erste Band der zweiten Serie von den durch das „Institut des provinces" veröffentlichten Memoiren enthält eine Arbeit welche sich auf die ältere Geographie der Diöcese von Mans („Géographie ancienne du diocèse du Mans") bezieht. Der Verfasser dieser gediegenen Abhandlung, Thomas Cauvin, der vor der Veröffentlichung derselben mit Tode abgegangen ist, erhielt die erste Anregung zu dieser Arbeit durch eine Auffoderung welche 1833 vom wissenschaftlichen Congresse zu Caen ausging. Man findet in diesem verdienstlichen Werke eine äußerst vollständige alphabetische Aufzählung aller Ortschaften dieser Gegend welche in Druckwerken oder in handschriftlichen Documenten Erwähnung finden. In Bezug auf die Einsetzung des ersten Bischofs von Mans, des heiligen Julianus, welche von einigen frühern Historikern in das 1. Jahrhundert nach Christus verlegt ist, finden sich genaue Nachweisungen, aus denen hervorgeht, daß dieselbe erst in das 4. Jahrhundert fällt. Man findet in diesem altgeographischen Werke unter Andern noch eine vollständige Aufzählung der Bischöfe welche in der bezeichneten Diöcese ihren Sitz gehabt haben. Ihre Zahl ist vom J. 340—1833 86 und es befinden sich darunter 13 denen die Ehre der Kanonisation ertheilt worden ist. Ebenso geht der Verf. bei der Besprechung der Klöster und der Unterrichtsanstalten in die kleinsten Details ein. Dem ganzen Werke ist ein „Essai sur les monnaies du Maine" von Hucher beigegeben, welcher ohne Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben doch viele interessante Notizen bietet.

17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 144. — 24. Mai 1847.

Deutsche Dichter der neuesten Zeit.

Dritter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 143.)

61. **Neue Naturgeschichte der Stubenvögel. Ein Lehrgedicht von Bechstein dem Jüngern.** Hanover, Hahn. 1846. 8. 1 Thlr.

Da spielt uns des Schicksals heitere Ironie einen ganzen Schwarm von Liedervögeln in die Hände, die noch obenein in dem wissenschaftlichen Gebiete der Ornithologie zu flattern und zu singen scheinen, da sich in allen Nummern Hindeutungen auf die §§. der Naturgeschichte des bekannten Ornithologen Bechstein befinden und die gefiederten Sänger hier in folgendes System gebracht werden (S. 34):

Raubvögel steh'n voran; sind meistens groß;
Zum Vogelfange haltet Falken blos.
Die Krähen sind nicht Jedermanns Geschmack,
In Feld und Zimmer räuberisches Pack.
Großschnäbel heißen Arras, Kakadu,
Und Papageien; Großsprecher füg' hinzu.
Die Spechte tragen ihren Schnabel g'rad,
Und schwatzen, wie der wuchs, nicht süß, nicht fad.
Der Sperlingsartigen ist große Zahl,
Und artig, wie der Spatz, sind sie zumal.
Singvögelarten ihr die meisten zählt,
Berufen viele, wenige nur erwählt.
Zuletzt noch Hühner, Tauben und den Schwan
Trefft ihr in Stuben meist — gebraten an.

Aus dieser Probe erkennt man schon Geist und Ton der Lieder, welche in einer „Vorbitte" also charakterisirt werden:

Lieder sind klangreiche Zungen,
Lieder sind beschwingte Vögel.
Von der Freiheit Lust durchdrungen,
Frei zum Aether aufgeschwungen,
Spotten lachend sie der Regel.

In ihrem heitern Humor thun sie Letzteres hier wirklich und mischen, nach Horaz'schem Ausdruck, brevem stultitiam consiliis. Die in 22 Paragraphen abgetheilte Einleitung ertheilt den Ornithologen gar feine Regeln in ergötzlichem Scherzton. In den Liedern selbst werden fast alle Saiten der Lyrik angeschlagen: das einfache Lied, die Legende und Sage, das Märchen und selbst die Elegie, wodurch ein anziehender Farbenwechsel in das Buch kommt. Piquant wird das Ganze durch die Seitenblicke die der Verf., der sich also oft selbst als ein loser Vogel vor uns zeigt, auf analoge menschliche Charaktere, Verhältnisse und Ereignisse fallen läßt. So heißt es z. B. in der Beschreibung des rothköpfigen Würgers (S. 51):

In nachgeahmte Gesänge
Mischt er seine kreischenden Strophen;
Er zählet mit vollem Rechte
Zu den Waldnaturphilosophen.

Aehnliche Bemerkungen und Interpretationen veranlaßt „Die Rabenkrähe" (S. 56), „Der Wiedehopf" (S. 73), „Der gemeine Kakadu" (S. 91), „Das aschgraue Papageienweibchen" (S. 97), „Die Gimpelarten" (S. 135), „Der Girrlitz" (S. 144), „Erziehung der Canarienvögel" (S. 206) und „Der gemeine Star" (S. 225). Wo die Vögel ihre Geschichte selbst erzählen, thun sie es mit großer Naivetät; nur daß der Dichter wol noch hin und wieder eine neue Spitze auf die schon gegebene setzt. Der Nachtigall und ihrer Naturgeschichte sind neun Nummern geweiht, worunter eine sich befindet die uns den Nachtigallenschlag lehren soll, wobei wir nur bemerken, daß sich der Gesang dieses Vogels mit unsern wenigen Lautzeichen nicht klar ausdrücken läßt, und jeder derartige Versuch nur — Versuch bleiben wird. Dessenungeachtet lassen wir hier das kürzeste dieser Lieder folgen (Nr. 4, S. 258), überschrieben „Ein Nachtigallenlied":

Es duften die Nachtviolen,
Es glüht der Sterne Pracht;
Es zucken blitzende Flammen
Durch das Fächeln der Frühlingsnacht.
Tio — tio — tio — tio — tio —
Qutio — qutio — qutio — quioqui.

Die Nachtigall seufzet und jauchzet,
Quorror dlu dlo — dlo — dlo — dlo!
Sie träumt den Traum der Liebe
Im ahnenden Herzen froh.
Tzü — tzü — tzütztzü — tzüzizi
Quorr zio zio zio pi!

O tiefes unendliches Sehnen,
Du bist ein seliger Schmerz.
Du sprichst von dem Herzen Gottes
Lebendig ans Menschenherz.
Ha gürr gürr gürr quio quipio qui
Qui qui gui gigigi diodzi.

Du rufst aus Nachtigall-Liedern:
Gott ist die Liebe! uns zu.
O flöte, Nachtigall, flöte
In himmlischseliger Ruh'!
Goll, goll, goll, goll, — hia hadadoi
Higai gai gaigai gigagi.

Noch ein paar andere enthalten ähnliche Tonspielereien; aber den Schluß bildet ein Lied in ernsterer Stimmung gesungen, „Der stumme Schwan" (S. 366), wo der poetische humoristische Naturhistoriker Abschied vom Leser nimmt. Wir meinen, es werde Leser finden.

62. **Die Pflanzenwelt, ein Spiegelbild des Göttlichen und Heiligen. Poetische Versuche von J. C. F. L. Bauernschmitt.** Sulzbach, Seidel. 1846. 12. 15 Ngr.

Das Buch schließt sich in Beziehung auf seine naturhistorischen Bestrebungen dem letztbesprochenen genau an; doch schließt

es den Humor gänzlich aus und läßt auf dem festen didaktischen Boden der Religion und Ethik seine Blüten sich entfalten und seine Früchte reifen. Lesen wir über jeder Nummer den botanischen Namen nebst der Volksbenennung der besungenen Pflanze, auch eine kurze naturhistorische Beschreibung derselben nach Linné, so gewinnt es fast den Anschein, als ob in diesen poetischen Versuchen von eigentlicher Poesie nicht viel die Rede sein könne; aber der Verf. weiß sie doch in den Kreis der Poesie zu ziehen, indem er sich größtentheils auf dem Gebiete der heiligen Geschichte und Sage bewegt, und biblische Erzählungen, Legenden und kirchliche Begebenheiten mit der Blumen- und Pflanzenwelt gar geschickt in Verbindung zu bringen weiß. Dabei steht er auf dem Boden kirchlich-katholischer Rechtgläubigkeit, versichert, von Jesus Christus gelernt zu haben, der ja viele seiner treffendsten Parabeln der Pflanzenwelt entnimmt, und sich einer mystisch-religiösen Weltanschauung zuneigend, weist er in seinen Beschreibungen und Darstellungen hin auf den Schöpfer, Regierer, Lenker und Bildner alles Sichtbaren, auf die höchste Allmacht, Weisheit und Liebe; ja im Weizenkorn und Weinstock sieht er eine mystische Vermählung Gottes mit der Menschheit, zufolge der katholischen Transsubstantiationslehre beim Genuß des heiligen Mahles, und im zauberischen Dufte der Blüten läßt er den Heiligen Geist ahnen, der Alles durchdringt und mit wunderbarem Walten umschließt. So werden ihm wirklich die Pflanzen zum Spiegel der Welt und zu stummen Lehrern des Heiligen hienieden, und er gewinnt der Sache eine poetische Seite ab. Zu bedauern ist es nur, daß es ihm an Kraft gebricht diesen an und für sich poetischen Entwurf in adäquater Darstellung ins Leben zu rufen; aber daran fehlt es eben. Er versteht gar wenig von der Kunst des Idealisirens, behandelt den an und für sich guten Stoff mit etwas plumper Hand, und die ungelenke Sprache führt uns alle Augenblicke in das blütenlose Land der Prosa und kakophonischer Reimerei. So mag das Buch eine ganz unterhaltende und selbst Tugend und Frömmigkeit fördernde Lecture für den katholischen Bürgerstand sein, aber höhern Ansprüchen genügt es keineswegs. Belege über dieses allgemeine Urtheil wolle uns der Leser erlassen; sie finden sich von S. 1—206, oder von der Ehestandspflanze, wo uns von Adam und Eva Viel erzählt wird, bis zur bienenartigen Ragwurz, womit geschlossen wird. Dedicirt ist es dem Fürst-Bischofe von Breslau Melchior von Diepenbrock in schwülstigen Reimen.

63. Legenden. In Bearbeitungen der namhaftesten Dichter Deutschlands. Zwei Bände. Leipzig, Barth. 1846. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wenn nicht ein höchst splendides Aeußeres uns hier begütigend entgegenstrahlte, so würden wir vor den beiden starken Bänden die uns zur Durchsicht und Würdigung vorliegen schier erschrecken; jedoch die Beurtheilung einer Anthologie macht dem Kritiker weniger Schweiß und Mühe als die der Originalarbeit eines Dichters. Es kommt hier vorzugsweise auf den Geschmack und die Sachkenntniß des Anthologen an, und mit deren Ermittelung kann man bald fertig sein. Dem Aesthetiker hat die Legendenlecture bisher nur zur angenehmen Erregung und Spannung des Gemüths wie zu ergötzlicher Unterhaltung aus dem Bereiche der Phantasieanschauungen gedient; dem Kirchlichgesinnten und Offenbarungsgläubigen dagegen als eine Erhebung des Herzens zum Heiligen und Göttlichen und zur Stärkung seines Glaubens. Der hier auftretende Antholog hat sich aber noch ein anderes Ziel gesteckt. „Wer (sagt die Vorrede) dieses Ziel schauen will, muß sein Auge emporheben zu der Sonne des Glaubens, der Liebe, der Hoffnung, der Wahrheit, der Seligkeit, zu der Religion die Jesus Christus auf Erden gelehrt, und zu den Wundern die diese Religion im Reiche der Geister gewirkt hat." Man will mithin durch die Legende Geist und Gemüth des Lesers zur Bewunderung und Verehrung Derer hinreißen die als die erhabensten Vorbilder der Tugend, als die begeistertsten Kämpfer für Licht und Recht, als die Zeugen der Wahrheit gekannt und verehrt wurden. Somit erscheint hier diese Dichtungsart als eine Art von didaktischem Epos, das je nach der Art seiner Behandlung und je nach den Grenzen seiner Räumlichkeit bald zur Ballade und Romanze mit ihren lebendigern Schlaglichtern sich hinneigt, bald nur wie eine Erzählung in einfach lyrischer Tonart erscheint. Dieser Definition zufolge ist es nicht anders zu erwarten als daß der Humor ohne christliche Weihe, sowie das Streben durch leichten Scherz, wäre dieser auch gutmüthigster Art, völlig ausgeschlossen werden, weshalb man denn Legenden wie die Goethe'sche: „Als noch verkannt und sehr gering der Herr auf der Erde ging" ꝛc. hier vergeblich suchen wird. Nach Ansicht des Sammlers muß die christliche Heiligengeschichte, soweit sie dem Neuen Testament angehört, in diesen Kreis vor Allem gezogen werden. Das geschieht auch. Unter den fünf Hauptabtheilungen des Buchs behandeln die drei ersten die heilige Familie, also Elisabeth und St.-Johannes, den Vorläufer Christi, Maria, die Mutter des Herrn und Jesum Christum selbst, in 44 Nummern, von den bedeutendsten katholischen und protestantischen Dichtern und Dichterinnen bearbeitet. Der vierte und fünfte Abschnitt verbreitet sich in 209 Nummern über die Jünger und Apostel, die Märtyrer, die Bekenner, spätern Apostel, Kirchenlehrer, Priester, Ordensstifter, Mönche und Einsiedler, wobei zu bemerken ist, daß der reiche Stoff der letzten Abtheilung den ganzen zweiten Band füllt. Die Stücke sind nicht, wie man erwarten könnte, nach der Zeitordnung des römisch-katholischen Festkalenders, sondern nach den in alphabetischer Reihenfolge stehenden Namen der Märtyrer und Heiligen geordnet. Doch ist Das für protestantische Leser Nebensache. Voran geht dem Ganzen eine gründlich gearbeitete Abhandlung über die Legende, die in ihrer wissenschaftlichen Haltung nicht allein instructiv und in stilistischer Hinsicht lesenswerth ist, sondern die auch die Principien aufstellt und rechtfertigt nach denen das Ganze geordnet und gegeben ist. Sachkenntniß und Geschmack ist dem Anthologen nicht abzusprechen, und wir zweifeln nicht, daß christliche Leser von jeder confessionnellen Färbung das Buch mit Befriedigung aus den Händen legen werden, besonders wenn sie es successiv genießen.

64. Gedichte von Wilhelmine Schmidt. Düsseldorf, Buddeus. 1846. Gr. 8. 25 Ngr.

Die Verf. ist die Tochter eines braven preußischen Feldwebels, von ihrem zehnten Jahre an erzogen im Militair-Waisenhause zu Potsdam, dann Dienstmädchen, dann Gattin des Hautboisten Schmidt zu Düsseldorf. Erst vor drei Jahren ist die Poesie unter Kindergeschrei und häuslicher Sorge bei ihr zum Durchbruch gekommen, und zwar so gewaltig, daß sie in Zeit von sieben Monaten gegenwärtiges Buch gemacht hat. Sie ist keine Karsch, aber glücklicherweise auch kein Hedchen und Lorchen (s. oben Nr. 54), und ihre Gedichte bewegen sich sämmtlich in ihrer Lebenssphäre, weshalb wir uns der Mühe sie zu charakterisiren überhoben glauben.

65. Gedichte von Wilhelmine Mylius. Hanover, Hahn. 1846. 12. 15 Ngr.

Diese Wilhelmine ist aus feinerm Stoffe gewebt. Sie wird von Ludwig Bechstein durch ein artiges Introductionslied in den Salon deutscher Dichter eingeführt. Sie selbst hebt an:

> O, mein Lied!
> Aus meinem Herzen
> Schwebt es so leise empor,
> Strebt es wie liebliche Weise hervor,
> Wie Blümlein der Erde entblüht.
> O, mein Lied!
>
> O, mein Lied!
> Aus meinen Schmerzen
> Steigt es voll Fried' und Ruh';
> Neigt sich ein Engel im Liede mir zu,
> Den Gott mir vom Himmel beschied.
> O, mein Lied!

O, mein Lied!
Wie Himmelskerzen
Will es mir lichten den Raum;
Still meine Seele im Dichten und Traum
Die Höhen, die ewigen, sieht.
O, mein Lied!

Ist Das nicht zart und sinnig? Gleiche Wärme und Innigkeit athmen auch die folgenden Nummern des kleinen blauen Büchleins. Die Verf. wandelt mit leichtem Sylphidentritt über alle Lebensverhältnisse, sich wohl hütend, den zarten Staub von den Schmetterlingsflügeln der Liebe und Natur abzuwischen oder wegzutreten. Wir empfehlen die anspruchlosen Lieder allen jungfräulichen Seelen welche die Stille lieben und gern die Abendstunde in einem Sophaeckchen durchschwärmen.

66. Herbstrosen in Poesie und Prosa von Kathinka Zitz. Mainz, Faber. 1846. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wenn die beiden letztgenannten Wilhelminen nur als Dilettantinnen in der edeln Gesangskunst auftreten, so tritt uns in dieser Kathinka ein ziemlich durchgebildetes Dichtertalent entgegen. Poetische Weihe und seinen Grundton hat es empfangen durch den Ernst des Lebens und die prüfende Hand des Schicksals, in welcher letztern Beziehung die Verf. in der Vorrede sagt: sie habe die Erfahrung gemacht, daß sich manches vermeinte Sternbild, wenn man es mit dem Teleskop betrachtet, in Nebel auflöse, und für manchen Menschen sei das Leben nur eine Wüste Sahara, durch welche Nichts als der glühende Samum der Widerwärtigkeiten hinstreiche. Diese Lebensansicht spiegelt sich denn auch treulich in der Mehrzahl ihrer Lieder ab, die gewöhnlich in Es-moll gesetzt sind. Gleich das erste Gedicht „Menschenloos" ist in dieser Tonart niedergeschrieben, und trotzdem daß die Lieder dieser Gattung eine etwas allzu düstere Färbung tragen, und die Verf. auch in ihren Schilderungen helvetischer und toscanischer Naturscenerie vortrefflich malt, müssen wir doch diejenigen für die besten und gelungensten erklären, wo die ernste Reflexion sich mit der Elegie verschwistert. Sie gibt uns da Blätter aus dem Tagebuche ihres innern Lebens mit seinen wechselnden Stimmungen, wo denn freilich oft Kleinmuth und Hoffnungslosigkeit vorwalten. Nirgend tritt das religiöse Moment entschieden hervor; ihre Seele scheint dafür in der Ethik ein Surrogat gefunden zu haben. Wo sie sich dagegen dem Erotischen zuwendet, ist sie fraulich, innig, hingebend und warm; aber Vieles gäben wir darum, wenn wir hier nicht auf einige politische Zeitideen athmende Gedichte stießen, ohne die nun einmal heutzutage kein Sänger auftreten kann. Sagt doch Kathinka in des Buches prosaischem Theile „Blätter aus Paulinens Tagebuche" sich selbst von jenen Frauen los die auf Emancipation dringen, und will eine moralische Emancipation in ihrem Geschlecht bewerkstelligt wissen; warum schwätzt sie denn in gebundener Rede von Preßfreiheit, Völkerglück und Regententugend? Ebenso hätten wir ihr gern die Nachbildung einiger nicht glücklich gewählter französischer Originale geschenkt. Was nun ihren poetischen Personencharakter anlangt, so ist sie hinsichtlich des Bilderglanzes wohlverwandt mit Schiller, hinsichtlich ihrer elegischweichen Stimmung und Lebensansicht mit Luise Brachmann und hinsichtlich ihrer Geschicklichkeit in der Landschaftsmalerei mit Matthisson oder besser mit Friederike Brun. Als gelungen heben wir außer der ersten Nummer besonders hervor: „Die Zeit" (S. 7); „Vergangenes Glück" (S. 80); „Tiefer Schmerz" (S. 92); „Erhebung" (S. 108); „An Georgine" (S. 112); „Sehnsucht nach Ruhe" (S. 131); „Ernst des Lebens" (S. 185). Gegen ihre Orthographie ließ sich Manches einwenden; aber einer Dame gegenüber schweigen wir darüber, und die Ueberschrift des Gedichts „Die Norm des Schicksals" ist ein wunderlicher Pleonasmus. Die prosaischen, des Buches letztes Viertel einnehmenden Gaben sind Gedankenspäne, worunter manches Treffende und Gute, doch auch Dagewesenes. Aus nachfolgender Probe ergibt sich der poetische Charakter der Verf., wie wir meinen, am besten.

Vergangenes Glück.

Es war ein Tag, da glänzte gold'ne Sonne
Auf meines Lebens heitern Pfad herab,
An jedem Morgen lachte neue Wonne,
Und tausend Freuden jeder Abend gab.
Mein Dasein war ein Rausch von süßem Hoffen,
Ein Jubelklang war Alles um mich her;
Ein ganzer Freudenhimmel stand mir offen,
Und ach! dies Alles, Alles ist nicht mehr.

Es ist nicht mehr! Und ich, ich soll nicht klagen,
Soll mit gebroch'nem Herzen heiter sein,
Soll stumm den namenlosen Schmerz ertragen,
Verhehlen kalt die unnennbare Pein.
Darf doch der Schwan im Schmerzenslaut ersterben.
Die Rebe weint — nur du, mein armes Herz,
Du sollst den letzten schwachen Trost nicht erben,
In Worten auszudrücken deinen Schmerz.

Ach! Keiner Brust darfst du dich mehr vertrauen,
Die Waise steht vereinzelt in der Welt;
Ein dürrer Baum, umlacht von grünen Auen,
Und überwölbt vom blauen Himmelszelt.
Kein Herz schlägt mehr in Liebe dir entgegen,
Die Sehnsucht nennet deinen Namen nicht,
Und höhnend findest du auf deinen Wegen
Den bleichen Gram, der Täuschung Nachtgesicht.

O blute nur, o blute nur geduldig,
Mein Herz, dich aus, die inn're Stimme spricht:
„Dem frühern Glück bist du dies Opfer schuldig,
D'rum zage jetzt in bittern Leiden nicht.
Bring' es mit Würde; — wisse, es erscheinet
Ein sich'res Ziel, dann endet jede Klag'!"
Mein letztes Glück, ich hab' es längst beweinet,
Und harre nun auf meinen letzten Tag.

Der Engel des Trostes.

Verzage nicht, dir ist ein Trost geblieben,
Dein harret eine schmerzlich süße Lust!
Du darfst ja noch die Allgewalt'ge lieben,
Natur nimmt dich an ihre Mutterbrust.
Sie läßt dich manches Freudenblümchen pflücken,
Sie heilt das Weh, in dem dein Herz verzagt —
Und Pflicht ist dir es, And're zu beglücken,
Wenn das Geschick dir eig'nes Glück versagt. *)

54.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Etienne.

Der seiner Zeit sehr gefeierte witzige Schriftsteller L. G. Etienne, welcher vor einiger Zeit gestorben ist, kann für einen der wahrsten Repräsentanten der Literatur während der Kaiserzeit angesehen werden. Witz, Schlagfertigkeit, Sauberkeit in der Ausführung des Detail, Alles Das was man während dieser Periode für die Hauptingredienzen des Dichters hielt, findet man bei ihm im seltenen Maße; aber vergebens sehen wir uns in Dem was er geschrieben hat nach dem wahren Dichterzuge, nach dem belebenden Hauche der Poesie und nach den Regungen und Offenbarungen einer tiefern Productionsgabe um. Mit den Gaben welche wir ihm eben zugeschrieben haben konnte Etienne in der Zeit seiner Blüte ein gefürchteter Journalist, ein ganz beachtenswerther Kämpfer auf dem Felde der Tagesliteratur sein, ohne daß die Nachwelt verpflichtet wäre das Urtheil seiner Zeitgenossen über den Werth seiner dichterischen Erzeugnisse zu unterschreiben. In der That glauben wir seinen gesammelten Schriften, welche jetzt zu erscheinen begonnen haben, kein glän-

*) Der vierte Artikel folgt im Monat Juli. D. Red.

zendes Prognostikon stellen zu können; man müßte denn, wie gesagt, Das was man die Poesie des Kaiserreichs nennt in diesen charakteristischen Proben kennen lernen wollen. Bis jetzt ist uns nur der erste der vier Bände, auf welche diese „Oeuvres" berechnet sind, zu Händen gekommen. Derselbe enthält eine nicht unbeträchtliche Anzahl dramatischer Erzeugnisse, welche meist in die Gattung des gesellschaftlichen Lustspiels einschlagen, z. B. „Le rêve", „Le café des artistes" u. s. w. Wie aus der Ankündigung hervorgeht, wird sich die Sammlung der Theaterstücke auch noch in die nächsten Bände hineinziehen. Wir wissen nicht, ob Alphonse François, welcher die Sammlung veranstaltet und mit erklärenden Einleitungen und Anmerkungen versehen hat, auch die publicistische Thätigkeit Etienne's zu berücksichtigen gedenkt; jedenfalls aber würden wir eine Zusammenstellung einiger von den piquantesten Aufsätzen welche Etienne zum „Nain jaune" und zu mehren andern periodischen Blättern von gleicher Färbung beigesteuert hat diesen dramatischen Proben vorziehen.

Jüdische Geschichte.

Unter denjenigen Werken deren Erscheinen als nahe bevorstehend angekündigt ist, bemerken wir eine neue vielversprechende Arbeit vom bekannten Salvador, dem Verfasser der „Histoire des institutions de Moïse", durch welche sich derselbe polemische Angriffe genug zugezogen hat. Die neue Schrift mit der er vor das Publicum zu treten beabsichtigt wird den Titel führen: „Histoire de la domination romaine en Judée et de la ruine de Jérusalem." Da Salvador die Einleitung bereits in einer Zeitschrift mitgetheilt hat, so kann man sich auch einen ungefähren Begriff von der Art und Weise machen wie er seinen Gegenstand aufgefaßt. Wie es scheint hat ihn die Ueberzeugung, daß man im Ganzen bis jetzt bei der Behandlung der jüdischen Geschichte die rein politische Seite zu wenig ins Auge gefaßt hat, zur Wahl des Stoffs vermocht. Er will die große politische Bedeutung der Israeliten, ihre Stellung in dem Staatensysteme der Alten Welt, und besonders den kräftigen Widerstand schildern welchen sie lange Zeit den politischen Uebergriffen des den Weltkreis umfassenden Römergeistes entgegenzustellen wußten; denn wie ihm „die Römer das erste Volk der Welt als Werkzeug des Angriffs, der Eroberung und der Beherrschung sind, so erscheint ihm das israelitische Volk als das Symbol der Kraft und moralischen Hartnäckigkeit im Widerstande." Die nähere Durchführung dieser Grundidee wird sicherlich eines gewissen Interesse nicht ermangeln, obgleich man freilich schon im voraus annehmen kann, daß der Verf. der sich bei seinen Arbeiten überhaupt leicht von vorgefaßten Meinungen leiten läßt auch hier durch eine gewisse Einseitigkeit befangen, Das was in der spätern jüdischen Geschichte noch sonst Bedeutendes hervortritt dieser angedeuteten Lieblingsidee ungebührlich unterordnen dürfte.

Zur Geschichte von Paris.

Obgleich in den zahllosen Werken gewöhnlichen Schlags welche der Geschichte Frankreichs gewidmet sind Paris als die Schaubühne, wo allerdings die wichtigsten Ereignisse spielten, schon über die Gebühr berücksichtigt wird, hat es der rührige Capo de Feuillide doch für nöthig befunden, in seinem neuesten Werke, das er „Histoire des révolutions de Paris" betitelt, die Dinge lediglich und ausschließlich vom pariser Standpunkte aus zu betrachten. Freilich läßt sich Nichts dagegen einwenden wenn uns der Verf. sein Buch als einen Beitrag zur Geschichte der Stadt selbst bietet; aber dann hätte er sich der Abschweifungen auf die Gesammtgeschichte der französischen Monarchie füglich enthalten sollen. Als Specialwerk ist seine Arbeit zu wenig abgegrenzt und nicht gründlich genug, während sie für eine allgemeine Geschichte Frankreichs wieder zu einseitig genannt werden muß. Ueberhaupt sind die sechs Bände welche uns unter obigem Titel geboten werden ein unnützer Ballast, welcher nur Lesern die sich mit dem gewöhnlichen Futter begnügen Befriedigung gewähren dürfte. 17.

Bibliographie.

Junge Lieder von M. F. B. Leipzig, Schrey. 16. 10 Ngr.

Loose, H., Geschichte des deutschen Christenthums und der Volkskirche von den Anfängen des germanischen Lebens bis auf heute. Breslau, Trewendt. 8. 7½ Ngr.

Naturgeschichte der Leipziger Messe und Lebende Bilder aus Leipzig. 1stes Heft. Mit 1 Titelkupfer. Leipzig, Glück's Separat-Conto. 8. 5 Ngr.

Rebenstock, H. v., Walhalla der Menschheit. 1ster Theil. Crefeld, Funke und Müller. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Reich, G., Die Lehrfortbildung in der evangelisch-protestantischen Kirche. Auf dem Grund der Augsburgischen Konfession. Ein Versuch, als Beitrag zur Verständigung über die dogmatische Aufgabe der Gegenwart. Hamburg und Gotha, F. und A. Perthes. Gr. 8. 24 Ngr.

Die Trauerreden von Bossuet und Fléchier mit einigen anderen Lob- und Trauerreden von Bourdaloue, Mascaron, Maury, Fénélon. Aus dem Französischen von Priester J. Lutz. Nebst historisch-ästhetischen Excursen und einer vollständigen Geschichte der Trauerreden. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.

Werder, Bertha von, Altes Lieben, neues Hoffen. Leipzig, Brockhaus. 12. 1 Thlr. 24 Ngr.

Willkomm, E., Italienische Nächte. Reiseskizzen und Studien. Zwei Bände. Leipzig, F. Fleischer. 8. 3 Thlr.

Ungarische Zustände. Leipzig, Brockhaus. 12. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Das Preußische Beamtenthum und der Vereinigte Landtag. Die Aufgabe Preußens in seiner nächsten Entwickelung. Leipzig. Gr. 8. 2 Ngr.

Die Eisenbahnen und die innere Colonisation. Berlin, Bethge. Gr. 8. 6 Ngr.

Fischer, Die Reform der Medizinal-Verfassung Preußens von dem Geheimen Medizinal-Rathe Schmidt aus dem praktischen Gesichtspunkte beurtheilt. Nordhausen, Förstemann. Gr. 8. 10 Ngr.

Gräff, H., Votum über die Preußische Verfassungs-Angelegenheit. Breslau, G. P. Aderholz. 8. 12 Ngr.

Greverus, J. P. E., Oldenburgs Lob. Vermehrte und verbesserte Ausgabe. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Hecker, F., und G. Lommel, Deutschland und Dänemark. Für das deutsche Volk. Schaffhausen, Ziegler. Gr. 8. 10 Ngr.

Lasch, G., und S. Bär, Die Geschichte der israelitischen Schule zu Halberstadt dargestellt in 2 Reden, gehalten bei der 50jährigen Jubelfeier derselben am 1. April 1846. Nordhausen, Büchting. Gr. 8. 5 Ngr.

Oelsnitz, H. v. d., Satan der Jüngere, oder Uebermaß und Mißbrauch des Handels. Eine nationalökonomische Betrachtung. Glatz, Pompejus. Gr. 8. 10 Ngr.

Rintel, R. C. G., Das Patent vom 3. Febr. 1847. — Das Programm der Radicalen für den vereinigten Landtag. 4 Artikel. Breslau, F. Aderholz. 12. 6 Ngr.

Soreth, W., Zwei Reden über die Enthaltsamkeitsvereine nebst einer Anleitung zu deren Einrichtung. Münster, Theissing. 8. 2½ Ngr.

Wöhler, H., Das Münzwesen in Mecklenburg-Schwerin. Ein Beitrag zur beabsichtigten Münz-Conversion. Schwerin, Kürschner. Gr. 8. 15 Ngr.

Wünsche rheinischer Lehrer, betreffend die Gestaltung der Schule und ihrer Verhältnisse, die Bildung, Stellung und Besoldung der Lehrer. Elberfeld, Bädeker. Gr. 8. 5 Ngr.

Zur Erinnerung an die Confirmation des Erbprinzen Carl Günther und des Prinzen Günther Leopold zu Schwarzburg-Sondershausen. Enthaltend: Rede bei der Confirmation gehalten von F. K. Ludloff und Cantate von W. Kieser. Sondershausen, Eupel. Gr. 4. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 145. — 25. Mai 1847.

R. E. Prutz.

Kleine Schriften. Zur Politik und Literatur. Von R. E. Prutz. Zwei Bände. Merseburg, Garcke. 1847. Gr. 8. 3 Thlr.

Man hat unsere Zeit schon oftmals in den verschiedensten Beziehungen eine Zeit der Gegensätze genannt. Wenn diese Bezeichnung richtig ist, woran wir nicht zweifeln, so muß man wenigstens zugleich zugestehen, daß es uns auch an Vermittelungen nicht fehlt, ja, daß unter den jetzt der Oeffentlichkeit angehörigen Persönlichkeiten sich solche befinden deren Aufgabe den entgegengesetztesten Erscheinungen der Zeit gegenüber recht eigentlich das Vermitteln zu sein scheint. So war es uns höchst interessant, als sich uns bei der Lecture der vorliegenden „Kleinen Schriften" von Prutz die Bemerkung aufdrang, daß hinter der Entschiedenheit und Schärfe im Vortrage seiner Meinungen der Autor als den Hauptzug seines literarischen Charakters eben diese Gabe zu vermitteln verbirgt. Wie geht doch Alles bei ihm nach den verschiedensten Richtungen hin! Welche Stellung nimmt er ein nach entgegengesetzten Seiten! Daß die Abhandlungen welche den Hauptinhalt dieser „Kleinen Schriften" bilden in ihrer jetzigen Gestalt nichts Anderes sind als ein Versuch (und zwar vielleicht der vollständigste der jemals von Seiten eines Gelehrten und Schriftstellers gemacht wurde), sich recht eigentlich mit dem Publicum zu verständigen, wird sich später zeigen. Fassen wir aber, um auch das Unwesentlichere nicht ganz zu übergehen, zunächst seine äußerliche Stellung ins Auge, so sehen wir ihn den Uebergang bilden von dem Philosophen, dem Historiker, dem Philologen, mit Einem Worte: dem Gelehrten, zu dem eigentlichen Schriftsteller von Fach, der auch seine bürgerliche Existenz auf die Sache des Geistes gestellt hat; und wer erinnert sich hierbei nicht, wie die Schule aus der der Verf. hervorgegangen ist noch vor wenigen Jahren gegen die „abstracten Literaten", gegen die „freien Leute welche von der Feder leben" zu Felde zog? Daß er aber auch in seinen Schriften die Gelehrsamkeit mit der leichtern Schreibweise dieser „Freien" vermittelt, ist bekannt; ebenso, daß er, aus dem Studium des Antiken hervorgegangen, sich dem Modernen und Modernsten in die Arme warf; sowie daß er Politik und Literatur, Geschichte und Literaturgeschichte, Literaturgeschichte und Kritik des Neuesten grundsätzlich in die engste Verbindung bringt. Damit es sich aber zeige, daß wirklich eine gewisse Vielseitigkeit, welche denn doch jeder Vermittelung die nicht blos aus Reflexion hervorgegangen ist zu Grunde liegen muß, ihm angeboren sei, so verschwinden auch seiner Productionslust gegenüber die Grenzen der verschiedensten Literaturgattungen: Kritik löst bei ihm die Poesie, prosaische Rede den Rhythmus ab und so fort. Auch diese „Kleinen Schriften" enthalten Arbeiten sehr verschiedener Art, und nöthigen uns, da durch einige Novellen in ihnen selbst die Poesie vertreten ist, den Verf. auch als Dichter, also in seiner ganzen vielseitigen literarischen Thätigkeit, kurz zu charakterisiren.

Um nun zunächst über die Vielseitigkeit selbst Etwas zu sagen, so bemerken wir, daß, wenn sie in dem Grade wie sie sich bei Prutz zeigt bei Jemand zu Tage käme der in Allem nur den Stoff sieht, um Buchhändlerspeculationen zu befriedigen, sie verhältnißmäßig noch nicht sehr auffallend wäre; wol aber ist sie es an Jemand bei dem man einmal für allemal gewohnt ist die besten Absichten vorauszusetzen: sie ist es für einen Philosophen, der sich mit dem rohen Material unmöglich begnügen kann, — sie ist es für einen Poeten; denn jede einzelne Gattung sogar der Poesie ist im Grunde wichtig genug, um sie allein zur Aufgabe eines ganzen Lebens zu machen, wie wir Dies in der That bei den Alten sehen. Dabei versteht es sich aber auch von selbst, daß gerade dieselben persönlichen Eigenschaften welche eine solche Vielseitigkeit an Prutz so auffallend machen (und nur sie) ihn über den Troß der Vielwisser und Vielschreiber erheben. Wahrscheinlich würde man ihn ohne Weiteres diesen beizuzählen haben, wenn nicht eben bei ihm immer die Mannichfaltigkeit des Wissens unter gemeinsame höhere philosophische Gesichtspunkte zusammengefaßt würde, eine gesunde Productionskraft, die sich selbst zu in der That poetischen Leistungen steigern kann, seinen verschieden schriftstellerischen Leistungen ihren Stempel aufdrückte und ihnen eine gewisse Weihe ertheilte, die freilich oft nur als Pathos zum Vorschein kommt; und wenn endlich nicht, was damit zusammenhängt, ein überwiegendes Formtalent ihn selbst vor den Widerwärtigkeiten eines liederlichen Stils und andern kleinen Erscheinungen

bewahrte welche an unsern Vielschreibern so reichlich zu Tage kommen.

Dessenungeachtet ist diese Vielseitigkeit für Prutz nicht ohne unangenehme Folgen geblieben. Nicht selten, wenn die Kritik eine Leistung von ihm besprach, wies sie auf seine Leistungen in einem ganz andern Fache hin, und ließ ihm dort wol freigebig die Anerkennung zu Theil werden die sie ihm in dem Punkte um den es sich eigentlich handelte ohne Weiteres versagte. Und um es nur gerade herauszusagen: es ist fast Sitte geworden, daß immer eine Gattung der Literatur ihn mit allen möglichen Complimenten der andern zuschiebt — gewiß eine bedenkliche Erscheinung! Ein Lorber über den man nicht zu gebieten hat ist leicht zu verschenken, und auf diese Weise gehört nicht viel dazu, einem Autor ungeschmälert dieselbe Aufmerksamkeit und Anerkennung zu Theil werden zu lassen die ihm das größere Publicum — ob aus den richtigen Gründen? steht im Allgemeinen dahin — zu zollen gewohnt ist. Wir erinnern uns hierbei an jenen Franzosen der sich mit einem Deutschen französisch unterhielt, und als es mit dessen Französisch nicht fort wollte, mit der verbindlichen Bemerkung: „Nun, Ihr Herr Bruder bläst gut Flöte" das Gespräch abbrach. Aber was hilft es Prutz, wenn die Gelehrten seine Verse loben und die Belletristen ihm als Gelehrten Elogen machen? Was hilft es ihm, wenn die Anhänger der sogenannten harmlosen Lyrik von ihm sagen: „Ein eigentlicher Dichter ist er zwar nicht; aber wenn man einmal politische Poesie haben will, so kann man gerade mit ihm ganz zufrieden sein" u. s. w.

Unserer Meinung nach liegt in diesen wirklich gefällten Urtheilen manches geradezu Falsche, indem sie vielleicht gar loben wo sie gewiß eher tadeln könnten; noch mehr aber wenigstens Ungerechtes, indem wir glauben, daß Prutz es im Allgemeinen keineswegs verdient, von der Kritik, und wäre es auch auf diese delicate Weise, so hin- und hergeschoben zu werden. Zwar versteht es sich von selbst, daß, wer einmal Neigung hat in die Breite zu gehen, mindestens so lange er dieser Neigung Raum zu geben für gut findet, keineswegs in demselben Maße in die Tiefe gehen wird. Abgesehen aber von diesem Unvermeidlichen muß man denn doch zugestehen, daß Prutz überall wo er aufgetreten ist anregend gewirkt hat. Auch sind wir geneigt anzunehmen, daß die Kritik bei einem Autor der in so vielen Gattungen der Literatur zu Hause ist, und den man morgen vielleicht als Epiker zu preisen Gelegenheit hat, wenn man ihn heute als Novellisten vernichtet, sich ihr Geschäft zuweilen etwas leicht machte, und hier und da ohne hinlängliche Prüfung verfuhr. Wenigstens rechtfertigt diese Vermuthung der Umstand, daß man über unsern Autor zwar auch als Lyriker ein Urtheil zur Hand hat, dabei aber auf diejenigen seiner Gedichte welche wir selbst für die besten halten gar keine Rücksicht nimmt. Wir meinen die *nichtpolitischen* Gedichte, für welche er uns die Palme vollkommen zu verdienen scheint welche man ihm für die *politischen* Gedichte so bereitwillig zugestanden hat. Besonders die Liebeslieder und Romanzen verrathen eine glücklich begabte Poetennatur. In der Detaillirung, in der völlig gleichmäßigen Behandlung des Ganzen entfaltet der Dichter hier, behaglich ringsherum nach allen Seiten hin ausmalend, eine Fülle poetischer Schönheiten, die auf dem breiten Strome seiner wohlgebauten Verse prächtig daherwallen. Leider aber wurden diese erfreulichen Productionen bei Prutz längere Zeit durch seine lebhafte Betheiligung an der politischen Poesie unterbrochen. Das Verdienst mannichfache Anregung gegeben zu haben kann man ihm auch hier nicht absprechen, wie denn nicht vergessen werden sollte, daß er bereits *vor* Herwegh als politischer Dichter auftrat. Es geschah Dies zunächst mit einigen politischen Gedichten die wir geradezu *Gelegenheits*gedichte nennen müssen. Sie entsprechen ganz jenen Liebesgedichten und Romanzen in ihrer Art und können in derselben als kleine Meisterwerke gelten: manche später in der politischen Poesie entsetzlich trivial gewordene Bilder, z. B. das von der Lerche, wußte Prutz für diese wenigen Gelegenheitsgedichte so naiv zu benutzen, daß man über die Frische derselben erstaunen würde, wenn man diese Lieder jetzt, wo wir die ganze politische Poesie — wir meinen Das was man seit 1842 vorzugsweise so genannt hat — schon hinter uns haben, noch einmal zur Hand nähmen. Die eigentliche politische Abstraction wird in ihnen noch durch die ganz concreten Fälle von denen der Dichter ausgeht niedergehalten. Diese Selbstbeschränkung der politischen Poesie konnte freilich nicht ewig dauern. Bald leitete Prutz selbst die Becker'sche Rheinlieds-Poesie, an die er, natürlich ohne Becker speciell nachzuahmen, sehr glücklich angeknüpft hatte, auf ein allgemeineres Gebiet hinüber, und nachdem dieser *neuen* Richtung Georg Herwegh ein bestimmtes Gepräge gegeben hatte, was Prutz nicht gelingen wollte, gab der Letztere seine Originalität als politischer Dichter freiwillig auf und galt plötzlich für einen Nachahmer Herwegh's, wenn auch für den bedeutendsten. Jetzt blieb denn auch ein breiter Strom des Beifalls keineswegs aus; allein der Lorber den ihm dieser zugeführt hat scheint uns etwas zu leicht erkauft. Obgleich wir nicht zu den principiellen Gegnern der politischen Poesie gehören, so können wir uns doch über die Mängel derselben durchaus nicht täuschen, und wir müssen gestehen, daß diese gerade bei Prutz offen zu Tage liegen. Es ist Herwegh vorgeworfen worden, seine politische Poesie sei zu sehr Rhetorik: bei Prutz kann — trotz des Beifalls der Menge — bei seinen nach-Herwegh'schen politischen Liedern für jeden aufmerksamen Leser gar kein Zweifel darüber obwalten, daß sie wirklich *weiter Nichts* sind als Dies. Sodann war der Inhalt seiner politischen Poesie eben nur der Liberalismus als solcher, das Streben nach Constitution, Preßfreiheit u. s. w., während denn die seiner Nebenbuhler, genau besehen, doch noch auf ganz andern Fundamenten ruhte. Schon vor dem Becker'schen Rheinliede gab es eine moderne politische Poesie; sie war in Oestreichs Boden aufgewachsen unter Lenau's und Grün's Pflege,

und von Karl Beck zu rechter Zeit auf einem ungarischen Haideröslein aus Oestreich nach Deutschland entführt; alle diese Dichter aber wirkten im Grunde nicht dadurch, daß sie selbst eine abstracte Sehnsucht nach Freiheit aussprachen, sondern dadurch, daß sie im Hintergrunde das Geschick verschiedener, in tiefem Elend lebender, an sich interessanter Nationalitäten aufstellten, sowie denn auch schon eine noch etwas frühere Richtung der politischen Poesie Großes gerade dadurch geleistet hatte, daß sie gewisse nach Freiheit ringende Nationalitäten, wie die der Griechen, und noch dazu in den Duft einer gewissen poetischen Entfernung gehüllt, vorführte. Herwegh, der gleichsam die Ströme der rheinischen oder preußischen und der östreichischen politischen Lyrik in sich vereinigte und beide zu einer allgemein deutschen verschmolz, bemühte sich auch wieder um Nationales: er suchte die deutsche Kaiserkrone wieder hervor, sendete eine deutsche Flotte aus, und konnte außerdem die Alpen im Hintergrunde spielen lassen. Prutz dagegen schrieb in Preußen, die deutsche Einheit war von Herwegh vorweggenommen: er war also genöthigt die politische Bildung aus dem Lande des Schulzwangs zum ausschließlichen Inhalte seiner Freiheitsgesänge zu machen, und wenn schon bei dem Herwegh'schen Zurückgehen auf eine Art von allgemeinem Deutschthum es eigentlich, wie einst bei dem Klopstock'schen Zurückgehen auf Hermann den Cherusker, nur auf ein Surrogat für irgend etwas kräftig Nationales abgesehen sein konnte: so mußte nun bei Prutz sogar ein solches Surrogat vermißt werden. Höchst erfreulich ist es übrigens, diesen selbst in neuester Zeit den Beweis liefern zu sehen, daß er noch immer fähig ist, mit völlig ungeschwächter, wo nicht vermehrter Kraft zu jener seiner alten Liebes- und Romanzenpoesie zurückzukehren. Als höchst charakteristisch erschien uns kürzlich ein Gedicht von ihm, „Kurze Rast", in dessen Anfang *) der Dichter eine gewisse Sehnsucht nach der Romantik vortrefflich ausspricht, in den folgenden Versen aber sich ausdrücklich wieder von ihr losmacht, um, wenngleich mit schwerem Herzen, wieder zur politischen Poesie zurückzukehren, und uns so unmittelbar den Dualismus vor Augen stellt, den wir an dem Lyriker Prutz überhaupt wahrnehmen. Keine Kritik könnte denselben schärfer bezeichnen als er selbst ihn hier ausspricht in der an das Publicum gerichteten Versicherung und Bitte:

Ich will die Fahne nicht verlassen
Der sich mein innerst Herz geweiht:
Nur wieder menschlich mich zu fassen,
Nur gönnt mir eine Spanne Zeit!

(Die Fortsetzung folgt.)

*) O Morgenduft auf dunkeln Wäldern!
O Maienwonne, Sommerlust!
O Lerchensang auf grünen Feldern,
Wie sehnt nach euch sich meine Brust!
Nach einer stillen Bergeshalde,
Wo nur des Finken Schlag mich weckt,
Nach einer Hütte tief im Walde,
Von jungem Epheu überdeckt!

Dickens und sein „The battle of life".

Die Literargeschichte kennt wol wenig Schriftsteller die so schnell populair geworden sind wie der englische Charles Dickens. Populair, nicht berühmt. Auf Berühmtheit hat Dickens zur Zeit keinen Anspruch. Aber populair war er bis jetzt im vollsten Sinne des Worts. Er ruderte sein Schiffchen aus einer kleinen, stillen Bucht. Unversehens kam es in die Strömung der öffentlichen Gunst, durch sie in den großen Ocean der Literatur, und hier verrieth sich die Schwäche des Schiffchens und sein Mangel an Ballast. Auch Ref. — warum sollte er es leugnen? — theilte den Enthusiasmus welcher Dickens' erste und frische Producte begrüßte. Von dem vielen Guten das er darin fand hoffte er für die Zukunft auf Besseres, und diese Hoffnung hat ihn getäuscht. Immer mehr drängte sich ihm aus jedem folgenden Werke die Ueberzeugung auf, daß weder die Fähigkeit Alltagsscenen und Gegenstände humoristisch treu zu schildern, noch ein Stil dessen Reiz weniger in seiner Correctheit als in der nachlässigen Bonhommie liegt, einen Schriftsteller ersten Ranges mache. Wie es jedoch nicht Wunder nehmen kann, daß ein junger Mensch welchen ein Glückswurf aus den engen Verhältnissen eines parlamentarischen Berichterstatters auf die freie Höhe der Literatur gestellt geblendet und von Schwindel ergriffen wird, so war es auch nur natürlich, daß Dickens in seiner Gier nach mehr Ruhm oder nach mehr Geld, vielleicht nach Beidem, den gedankenlos sich steigernden Erwartungen seiner Alles verschlingenden Bewunderer zu genügen strebte, und in dessen Folge nicht blos zu Viel, sondern auch Dinge schrieb für welche sein Talent nicht ausreichte. Als er sei es zu matt oder zu reich geworden war für die Anstrengung dreibändiger Romane, gab er ein Weihnachtsgeschenk: „The christmass carol", eine allerliebste kleine Geschichte. Neuer Beifall wurde ihm zu Theil und trat als neuer Versucher zu ihm. Er gab in den nächsten drei Jahren „The chimes", „The cricket on the hearth", zuletzt für 1846 „The battle of life, a love story", und jede Gabe wurde dürftiger und ärmer und die letzte ist geradezu ein Bettel. Der Beweis fällt nicht schwer. Wie in den vorangegangenen Dichtungen bezweckt Dickens in der letzten ein Höheres als dem Leser eine müßige Stunde zu vertändeln. Er bezweckt etwas Ernstes aus dem Leben, und berechtigt dadurch die Kritik, sowol die Moral auf welche es abgesehen als das Gewand in welches der Dichter sie gekleidet vor ihren Richterstuhl zu ziehen.

Niemand wird Dickens absprechen mögen, daß es die Tendenz aller seiner Schriften ist, in der Brust der Leser Mitgefühle für ihre Nebenmenschen zu wecken, daß er edle Impulse fördert und durch die Wahrheit seiner Zeichnungen den Freuden der Häuslichkeit einen unübertroffenen Zauber leiht. Seine Absicht ist stets eine gute; nur vergreift er sich oft in dem Mittel sie zu erreichen, schlägt einen falschen Weg zum Ziele ein. So wieder in „The battle of life". Es kann nichts Schöneres, nichts das Herz Erhebenderes geben als die untergelegte Moral sich selbst aufopfernder Liebe, die Liebe zweier Schwestern, von denen jede das eigene Glück gern gegen das Glück der Schwester vertauscht. Aber bei der Ausführung verliert Dickens seinen Zweck so sehr aus den Augen, daß er die zur Heldin gewählte, als ein reines, unschuldiges Geschöpf geschilderte Schwester zu einem Musterbilde der Heuchelei und Verstellung verzerrt, daß er sie Dinge thun läßt vor welchen ein züchtiges Mädchen zurückschaudert, und welche, wie sie sich nicht bergen kann, statt das Glück der Schwester zu begründen, diese und ihre ganze Familie muthmaßlich elend machen müssen. Eine kleine Skizze wird genügen Das zu erläutern.

Grace und Marion Jeddler sind die fraglichen Schwestern, Töchter eines alten überspannten Dorfarztes, dessen Haus auf einem Platze steht wo vor Zeiten eine große Schlacht gefochten worden ist. Eine Vergleichung der Vergangenheit und Gegenwart dieses Schlachtfeldes bildet in dem hervorspringenden Con-

bewahrte welche an unsern Vielschreibern so reichlich zu Tage kommen.

Dessenungeachtet ist diese Vielseitigkeit für Prutz nicht ohne unangenehme Folgen geblieben. Nicht selten, wenn die Kritik eine Leistung von ihm besprach, wies sie auf seine Leistungen in einem ganz andern Fache hin, und ließ ihm dort wol freigebig die Anerkennung zu Theil werden die sie ihm in dem Punkte um den es sich eigentlich handelte ohne Weiteres versagte. Und um es nur gerade herauszusagen: es ist fast Sitte geworden, daß immer eine Gattung der Literatur ihn mit allen möglichen Complimenten der andern zuschiebt — gewiß eine bedenkliche Erscheinung! Ein Lorber über den man nicht zu gebieten hat ist leicht zu verschenken, und auf diese Weise gehört nicht viel dazu, einem Autor ungeschmälert dieselbe Aufmerksamkeit und Anerkennung zu Theil werden zu lassen die ihm das größere Publicum — ob aus den richtigen Gründen? steht im Allgemeinen dahin — zu zollen gewohnt ist. Wir erinnern uns hierbei an jenen Franzosen der sich mit einem Deutschen französisch unterhielt, und als es mit dessen Französisch nicht fort wollte, mit der verbindlichen Bemerkung: „Nun, Ihr Herr Bruder bläst gut Flöte" das Gespräch abbrach. Aber was hilft es Prutz, wenn die Gelehrten seine Verse loben und die Belletristen ihm als Gelehrten Elogen machen? Was hilft es ihm, wenn die Anhänger der sogenannten harmlosen Lyrik von ihm sagen: „Ein eigentlicher Dichter ist er zwar nicht; aber wenn man einmal politische Poesie haben will, so kann man gerade mit ihm ganz zufrieden sein" u. s. w.

Unserer Meinung nach liegt in diesen wirklich gefällten Urtheilen manches geradezu Falsche, indem sie vielleicht gar loben wo sie gewiß eher tadeln könnten; noch mehr aber wenigstens Ungerechtes, indem wir glauben, daß Prutz es im Allgemeinen keineswegs verdient, von der Kritik, und wäre es auch auf diese delicate Weise, so hin- und hergeschoben zu werden. Zwar versteht es sich von selbst, daß, wer einmal Neigung hat in die Breite zu gehen, mindestens so lange er dieser Neigung Raum zu geben für gut findet, keineswegs in demselben Maße in die Tiefe gehen wird. Abgesehen aber von diesem Unvermeidlichen muß man denn doch zugestehen, daß Prutz überall wo er aufgetreten ist anregend gewirkt hat. Auch sind wir geneigt anzunehmen, daß die Kritik bei einem Autor der in so vielen Gattungen der Literatur zu Hause ist, und den man morgen vielleicht als Epiker zu preisen Gelegenheit hat, wenn man ihn heute als Novellisten vernichtet, sich ihr Geschäft zuweilen etwas leicht machte, und hier und da ohne hinlängliche Prüfung verfuhr. Wenigstens rechtfertigt diese Vermuthung der Umstand, daß man über unsern Autor zwar auch als Lyriker ein Urtheil zur Hand hat, dabei aber auf diejenigen seiner Gedichte welche wir selbst für die besten halten gar keine Rücksicht nimmt. Wir meinen die nichtpolitischen Gedichte, für welche er uns die Palme vollkommen zu verdienen scheint welche man ihm für die politischen Gedichte so bereitwillig zugestanden hat. Besonders die Liebeslieder und Romanzen verrathen eine glücklich begabte Poetennatur. In der Detaillirung, in der völlig gleichmäßigen Behandlung des Ganzen entfaltet der Dichter hier, behaglich ringsherum nach allen Seiten hin ausmalend, eine Fülle poetischer Schönheiten, die auf dem breiten Strome seiner wohlgebauten Verse prächtig daherwallen. Leider aber wurden diese erfreulichen Productionen bei Prutz längere Zeit durch seine lebhafte Betheiligung an der politischen Poesie unterbrochen. Das Verdienst mannichfache Anregung gegeben zu haben kann man ihm auch hier nicht absprechen, wie denn nicht vergessen werden sollte, daß er bereits vor Herwegh als politischer Dichter auftrat. Es geschah Dies zunächst mit einigen politischen Gedichten die wir geradezu Gelegenheitsgedichte nennen müssen. Sie entsprechen ganz jenen Liebesgedichten und Romanzen in ihrer Art und können in derselben als kleine Meisterwerke gelten: manche später in der politischen Poesie entsetzlich trivial gewordene Bilder, z. B. das von der Lerche, wußte Prutz für diese wenigen Gelegenheitsgedichte so naiv zu benutzen, daß man über die Frische derselben erstaunen würde, wenn man diese Lieder jetzt, wo wir die ganze politische Poesie — wir meinen Das was man seit 1842 vorzugsweise so genannt hat — schon hinter uns haben, noch einmal zur Hand nähmen. Die eigentliche politische Abstraction wird in ihnen noch durch die ganz concreten Fälle von denen der Dichter ausgeht niedergehalten. Diese Selbstbeschränkung der politischen Poesie konnte freilich nicht ewig dauern. Bald leitete Prutz selbst die Becker'sche Rheinlieds-Poesie, an die er, natürlich ohne Becker speciell nachzuahmen, sehr glücklich angeknüpft hatte, auf ein allgemeineres Gebiet hinüber, und nachdem dieser neuen Richtung Georg Herwegh ein bestimmtes Gepräge gegeben hatte, was Prutz nicht gelingen wollte, gab der Letztere seine Originalität als politischer Dichter freiwillig auf und galt plötzlich für einen Nachahmer Herwegh's, wenn auch für den bedeutendsten. Jetzt blieb denn auch ein breiter Strom des Beifalls keineswegs aus; allein der Lorber den ihm dieser zugeführt hat scheint uns etwas zu leicht erkauft. Obgleich wir nicht zu den principiellen Gegnern der politischen Poesie gehören, so können wir uns doch über die Mängel derselben durchaus nicht täuschen, und wir müssen gestehen, daß diese gerade bei Prutz offen zu Tage liegen. Es ist Herwegh vorgeworfen worden, seine politische Poesie sei zu sehr Rhetorik: bei Prutz kann — trotz des Beifalls der Menge — bei seinen nach-Herwegh'schen politischen Liedern für jeden aufmerksamen Leser gar kein Zweifel darüber obwalten, daß sie wirklich weiter Nichts sind als Dies. Sodann war der Inhalt seiner politischen Poesie eben nur der Liberalismus als solcher, das Streben nach Constitution, Preßfreiheit u. s. w., während denn die seiner Nebenbuhler, genau besehen, doch noch auf ganz andern Fundamenten ruhte. Schon vor dem Becker'schen Rheinliede gab es eine moderne politische Poesie; sie war in Oestreich [illegible] dem aufgewachsen unter Lenau's und Grün's [illegible]

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 146. —— 26. Mai 1847.

R. E. Prutz.

(Fortsetzung aus Nr. 145.)

Des spröden, massenhaften, politischen Stoffs sollte indessen Prutz doch noch Herr werden, und zwar durch die politische Satire, die seinem leichten, heitern Naturel weit gemäßer war als die ernsthafte politische Poesie. Ein berühmter Kritiker hatte wiederholt die Aristophanische Komödie als die besonders für unsere Zeit bestimmte Gattung der Poesie bezeichnet, und diesem Umstande haben wir vielleicht mehr oder weniger das Entstehen der „Politischen Wochenstube“ zu danken. Gelingt es nur, die Reflexion während des Producirens selbst fernzuhalten, so mag sie bei der Wahl des Gegenstandes immerhin ein Wort mitsprechen, und ein Kritiker der sich dazu berufen fühlt möge immerhin auch in dieser Weise als Rathgeber auftreten: der Genius der Poesie ist nun einmal nicht so gewaltig in unsern Zeitgenossen wie etwa in Homer oder Denen welche man Homer nennt; diese mochten Alle wie von einem reißenden Strome zur Behandlung des Trojanischen Kriegs hingeführt werden, und kein kritischer Wahrsager, kein ästhetischer Vogeldeuter brauchte ihnen zu sagen, daß jetzt die Zeit des nationalen Epos gekommen sei. Eine Zeit der Aristophanischen Komödie kann aber aus leicht begreiflichen Gründen in Deutschland überhaupt nicht kommen, so wenig als eine Zeit des Vogel Strauß, des Elefanten u. s. w. Wir können in den bis jetzt auf deutschem Boden erwachsenen Producten der sogenannten Aristophanischen Komödien keine eigentliche Entwickelung wahrnehmen, sie bleibt eine fremde Pflanze, die in ziemlich langen Zwischenräumen immer einmal wieder aufs neue mühsam aus dem schönen Griechenland herbeigeholt wird. Und so irrte jener treffliche Mann, wenn er von einer Zeit der Aristophanischen Komödie in Deutschland sprach: nicht aber Prutz, wenn er für seine Person sich berufen fühlte uns einmal wieder jene prachtvolle Erscheinung auf heimischem Grund und Boden nahezurücken. Wie er sonst als preußischer Dichter in seinen Poesien im Nachtheil gewesen war, so war er hier als solcher im Vortheil: er nahm seinen Stoff aus der Stellung Preußens zu Deutschland, zur Philosophie, zur Kunst, und hatte einen guten Griff gethan. Namentlich die Hauptfigur Schlaukopf ist von jener durchgreifenden poetischen Wahrheit welche gleich eine ganze Gattung Menschen wie sie leibt und lebt zu packen weiß; sie ist ein derber Holzschnitt, der in den Büchern der preußischen Culturgeschichte seinen Werth nicht verlieren wird; sowie es überhaupt dem Verf. gelungen ist, culturgeschichtliche und politische Begriffe, wenn auch in groben Umrissen, doch immer wirklich personificirt vor uns hinzustellen. Für minder gelungen als die Charaktere halten wir freilich die Handlung, und namentlich jenen literarischen Operationen an Tieck und Schelling konnten wir eben nicht viel Geschmack abgewinnen. Und wenn endlich, wie Immermann noch bei seinen Lebzeiten die Erfahrung machen mußte, daß die Leser seines westfälischen Romans sich in Solche theilten welche den Oberhof, und in Solche die das Schloß Schnickschnackschnurr „mochten“, so auch unter den Lesern der Einen Prutz'schen Satire eine entschiedene itio in partes stattfindet, indem den Einen daran das eigentliche Stück behagt und den Andern die Parabase gefällt: so gestehen wir, daß wir es für eine Beleidigung halten würden, zu den Anhängern der Letztern gerechnet zu werden, auf welche wir, trotz der schönen Verse, doch wol einen ziemlich harten Ausdruck anwenden könnten, dessen sich Prutz in Bezug auf die literarischen Parteien des „Münchhausen“ bedient. Die wirklich für die Bühne bestimmten Stücke des Verf. sind uns zu wenig bekannt, als daß wir ein Urtheil über sie fällen möchten.

Und so kommen wir jetzt zu denjenigen poetischen Productionen mit denen Prutz in den uns vorliegenden „Kleinen Schriften“ selbst, unsers Wissens wol überhaupt zum ersten male, auch als Novellist auftritt. Auf die erste, „Die Sage vom Mädelstein“, wollen wir um so weniger eingehen, als der Verf. mit der ausdrücklichen Bemerkung, daß sie schon 1835 geschrieben sei, ihre schlichte Romantik gewissermaßen selbst scheint der Kritik entziehen zu wollen. Die andere, „Der Heiger vom Aetna“, in welcher der Verf. eigentlich mehr als ein von ihm bisher nicht berührtes Gebiet der erzählenden Poesie betritt, beginnt ein Genre der Dorfgeschichten an einem Schweizersee mit Seppi und Mareili so unschuldig wie jemals eine echte Dorfgeschichte begonnen ist. Allein Seppi und Mareili haben kein Häuschen, keine Kammer und kein Bett, sie gehen eine Zeit lang jede Nacht

dem völligen Vernichten der Freiheit der Person, des Gedankens, der Presse u. s. w. bestehen können, so zweifeln wir deshalb noch keineswegs am Princip der Monarchie, das in seiner Reinheit ebenso gut Despotismus nach oben als nach unten ausschließt. Es ist uns aber unbegreiflich, wie ein Mensch sich weise genug dünken mag, die ganze Ideenrichtung einer Nation meistern und in ewige Formen schlagen zu wollen, und wir mögen solche Männer nicht hochachten die ihr ganzes Leben darauf verwenden, diese falschen Richtungen eines Menschengeistes zu unterstützen und zu nähren. So viel Schönes und Wahres im Conservatismus liegt, so unwahr und unschön wird er als Stabilität. Ohne Bewegung kein Leben und ohne Leben keine Bewegung! Der Glaube an die Unsterblichkeit des schaffenden Menschengeistes muß dem Glauben an eigene Infallibilität nicht geopfert werden. Dies ist eine Schwachheit welcher der Mächtige der Erde wol verfallen kann; aber der materiell Ohnmächtige sollte seine geistige Kraft neben dem Mächtigen erkennen und jener Schwachheit nicht huldigen und sie zur Tugend machen wollen.

In der ungeheuern Bewegung dieser Republik liegt etwas sehr Gefährliches. Die Nothwendigkeit der Eroberung oder der Einfassung in denselben politischen angelsächsischen Rahmen einmal zugegeben, so sieht man kein Ende, und das Princip Roms, alle Völker umher zu beherrschen, ist, nur in anderer Form, an die Spitze gestellt. Dies ist aber eben der Irrthum den man nicht zugeben sollte. Die welthistorische Nothwendigkeit nach welcher die angelsächsische Race berufen sein soll Cultur über diesen Welttheil zu tragen, bleibt eine Vermessenheit die ich nicht begreife. Daß etwas Unvermeidliches in gewissen Schritten der Art liege, gebe ich zu; allein das Princip kann ich nicht anerkennen. Man muß nicht aus allem Unvermeidlichen Principfragen machen wollen.

Dies stelle ich als Vergleichung neben die Formirung der Glaubensansichten in Deutschland, wie sie sich nach Eylert's Werk im Leben Friedrich Wilhelm's III. kundgeben, und lasse dahingestellt sein, ob Eylert nicht mehr eine Rechtfertigung seiner selbst als eine Friedrich Wilhelm's III. versucht habe.

Kahldorf.

Ein angeblicher Brief von Johann Fischart.

In einem etwas wunderlichen aber inhaltreichen, in Hormayr's Manier gearbeiteten Buche: „Die sieben letzten Kurfürsten von Mainz und ihre Zeit" von K. Müller (Mainz 1846), findet sich auch eine Notiz die von großem literarhistorischen Interesse sein würde, wenn ihre Echtheit feststände.

Der Verf. erwähnt (S. 7), daß er von einem Hofrath Dr. Ruth mehre Briefe gefeierter Literaten des 16. Jahrhunderts an Albert II. von Brandenburg, Kurfürsten von Mainz, erhalten habe; darunter „von 1541: Joseph (sic!) Fischart von Frankfurt a. M. an den Kurfürsten Albert in Mainz" und „von demselben ein Brief von Albert II. von 1542 aus Forbach bei Saarbrücken". Dieser zweite Brief ist dann S. 97 des Buchs abgedruckt. An dieser Stelle ist Fischart's Vorname richtig, als Ort des Schreibenden, abweichend von der ersten Angabe, Zweibrücken angegeben, welche letztere Angabe durch den Inhalt des Briefs ausdrücklich bestätigt wird; sonst sind dem Briefe selbst weder Orts- noch Zeitangabe von Seiten des Briefstellers beigefügt.

In diesem Briefe bezeichnet Fischart sich als „dermalen Stadtschreiber und Syndicus der reichen und bedeutenden freien Reichsstadt Frankfurt", dankt für ein Geldgeschenk des Kurfürsten, erwähnt seinen „Gargantua" und „Des heiligen römischen Reichs Bienenkorb" als vollendete, die „Flohhatz" und „Ein podagranisch Fräulein" als in Arbeit begriffene Schriften, und spricht sich überhaupt über Zweck und Wesen seiner schriftstellerischen Thätigkeit aus.

Leider stimmen alle diese Angaben mit dem sonst über Fischart's Lebensumstände Bekannten nicht zusammen. Fischart konnte 1542 nur wenig über 20 Jahre alt gewesen sein; sein „Gargantua" ist schwerlich vor 1575, ganz gewiß nicht vor 1552 erschienen, die andern drei in dem Briefe angeführten Schriften erst seit 1577. Daß Fischart jemals in Frankfurt ein obrigkeitliches, noch dazu sehr wichtiges Amt bekleidet habe, ist schlechterdings nicht zu beweisen. Die Erklärung, daß der fragliche Brief durch einen Irrthum in das Jahr 1542 gesetzt sei und einer bedeutend spätern Zeit angehöre, ist deshalb unzulässig, weil Kurfürst Albert II. schon 1547 starb und bei Fischart's Lebzeiten keinen gleichnamigen Nachfolger hatte. Endlich erinnert jener Brief zwar an Fischart's Schreibweise, aber das Raisonnement über seine schriftstellerische Thätigkeit sieht ihm wenig ähnlich.

Ferner läßt sich auch nachweisen, woher die eine falsche Angabe des Briefs stammt. Schon Flögel macht in seiner „Geschichte der komischen Literatur" darauf aufmerksam, daß Fischart mehrfach mit einem Rechtsgelehrten Johann Fichard verwechselt worden sei, welcher in Frankfurt 1511 geboren und 1586 gestorben, wirklich Stadtschreiber und Syndicus daselbst gewesen ist. Diese Verwechselung hat bei der Entstehung des vorliegenden Briefs offenbar wieder eine Rolle gespielt.

Sonach ist es wol kaum zu bezweifeln, daß Hr. K. Müller mit dem fraglichen Briefe Johann Fischart's entweder mystificirt hat oder mystificirt worden ist; daß er einer solchen Mystificirung wol nicht ganz unzugänglich sein dürfte, schließe ich daraus, daß seine literarhistorischen Angaben auch sonst nicht überall von sehr genauer Kenntniß der Sache zeugen, wie er z. B. S. 95 aus dem „Theuerdank" und dem „Weiß Kunig" ein einziges Werk macht; ebenso kann ich nicht umhin, an der Echtheit mancher von ihm mitgetheilten, angeblich aus dem 16. Jahrhundert stammenden Volkslieder zu zweifeln.

Sichere Aufklärung über die Sache ist sehr wünschenswerth und kann von Hrn. K. Müller mit Recht gefodert werden.

W. K. Passow.

Literarische Notiz.

Zur alten Geographie Frankreichs.

Der erste Band der zweiten Serie von den durch das „Institut des provinces" veröffentlichten Memoiren enthält eine Arbeit welche sich auf die ältere Geographie der Diöcese von Mans („Géographie ancienne du diocèse du Mans") bezieht. Der Verfasser dieser gediegenen Abhandlung, Namens Cauvin, der vor der Veröffentlichung derselben mit Tode abgegangen ist, erhielt die erste Anregung zu dieser Arbeit durch eine Auffoderung welche 1833 vom wissenschaftlichen Congresse zu Caen ausging. Man findet in diesem verdienstlichen Werke eine äußerst vollständige alphabetische Aufzählung aller Ortschaften dieser Gegend welche in Druckwerken oder in handschriftlichen Documenten Erwähnung finden. In Bezug auf die Einsetzung des ersten Bischofs von Mans, des heiligen Julianus, welche von einigen frühern Historikern in das 1. Jahrhundert nach Christus verlegt ist, finden sich genaue Nachweisungen, aus denen hervorgeht, daß dieselbe erst in das 4. Jahrhundert fällt. Man findet in diesem altgeographischen Werke unter Andern noch eine vollständige Aufzählung der Bischöfe welche in der bezeichneten Diöcese ihren Sitz gehabt haben. Ihre Zahl ist vom J. 340—1833 86 und es befinden sich darunter 13 denen die Ehre der Kanonisation ertheilt worden ist. Ebenso geht der Verf. bei der Besprechung der Klöster und der Unterrichtsanstalten in die kleinsten Details ein. Dem ganzen Werke ist ein „Essai sur les monnaies du Maine" von Hucher beigegeben, welcher ohne Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben doch viele interessante Notizen bietet.

17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 144. — 24. Mai 1847.

Deutsche Dichter der neuesten Zeit.

Dritter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 143.)

61. Neue Naturgeschichte der Stubenvögel. Ein Lehrgedicht von Bechstein dem Jüngern. Hanover, Hahn. 1846. 8. 1 Thlr.

Da spielt uns des Schicksals heitere Ironie einen ganzen Schwarm von Liedervögeln in die Hände, die noch obenein in dem wissenschaftlichen Gebiete der Ornithologie zu flattern und zu singen scheinen, da sich in allen Nummern Hindeutungen auf die §§. der Naturgeschichte des bekannten Ornithologen Bechstein befinden und die gefiederten Sänger hier in folgendes System gebracht werden (S. 34):

Raubvögel steh'n voran; sind meistens groß;
Zum Vogelfange haltet Falken blos.
Die Krähen sind nicht Jedermanns Geschmack,
In Feld und Zimmer räuberisches Pack.
Großschnäbel heißen Arras, Kakadu,
Und Papageien; Großsprecher füg' hinzu.
Die Spechte tragen ihren Schnabel g'rad,
Und schwatzen, wie der wuchs, nicht süß, nicht fad.
Der Sperlingsartigen ist große Zahl,
Und artig, wie der Spatz, sind sie zumal.
Singvögelarten ihr die meisten zählt,
Berufen viele, wenige nur erwählt.
Zuletzt noch Hühner, Tauben und den Schwan
Trefft ihr in Stuben meist — gebraten an.

Aus dieser Probe erkennt man schon Geist und Ton der Lieder, welche in einer „Vorbitte" also charakterisirt werden:

Lieder sind klangreiche Zungen,
Lieder sind beschwingte Vögel.
Von der Freiheit Lust durchdrungen,
Frei zum Aether aufgeschwungen,
Spotten lachend sie der Regel.

In ihrem heitern Humor thun sie Letzteres hier wirklich und mischen, nach Horaz'schem Ausdruck, brevem stultitiam consiliis. Die in 22 Paragraphen abgetheilte Einleitung ertheilt den Ornithologen gar feine Regeln in ergötzlichem Scherzton. In den Liedern selbst werden fast alle Saiten der Lyrik angeschlagen: das einfache Lied, die Legende und Sage, das Märchen und selbst die Elegie, wodurch ein anziehender Farbenwechsel in das Buch kommt. Piquant wird das Ganze durch die Seitenblicke die der Verf., der sich also oft selbst als ein loser Vogel vor uns zeigt, auf analoge menschliche Charaktere, Verhältnisse und Ereignisse fallen läßt. So heißt es z. B. in der Beschreibung des rothköpfigen Würgers (S. 51):

In nachgeahmte Gesänge
Mischt er seine kreischenden Strophen;
Er zählet mit vollem Rechte
Zu den Waldnaturphilosophen.

Aehnliche Bemerkungen und Interpretationen veranlaßt „Die Rabenkrähe" (S. 56), „Der Wiedehopf" (S. 73), „Der gemeine Kakadu" (S. 91), „Das aschgraue Papageienweibchen" (S. 97), „Die Gimpelarten" (S. 135), „Der Girrlitz" (S. 144), „Erziehung der Canarienvögel" (S. 206) und „Der gemeine Star" (S. 225). Wo die Vögel ihre Geschichte selbst erzählen, thun sie es mit großer Naivetät; nur daß der Dichter wol noch hin und wieder eine neue Spitze auf die schon gegebene setzt. Der Nachtigall und ihrer Naturgeschichte sind neun Nummern geweiht, worunter eine sich befindet die uns den Nachtigallenschlag lehren soll, wobei wir nur bemerken, daß sich der Gesang dieses Vogels mit unsern wenigen Lautzeichen nicht klar ausdrücken läßt, und jeder derartige Versuch nur — Versuch bleiben wird. Dessenungeachtet lassen wir hier das kürzeste dieser Lieder folgen (Nr. 4, S. 258), überschrieben „Ein Nachtigallenlied":

Es duften die Nachtviolen,
Es glüht der Sterne Pracht;
Es zucken blitzende Flammen
Durch das Fächeln der Frühlingsnacht.
Tio — tio — tio — tio — tio —
Quitio — quitio — quitio — quioqui.

Die Nachtigall seufzet und jauchzet,
Quorror diu dlo — dlo — dlo — dlo!
Sie träumt den Traum der Liebe
Im ahnenden Herzen froh.
Tzü — zü — züzüzü — züzizi
Quorr zio zio zio pi!

O tiefes unendliches Sehnen,
Du bist ein seliger Schmerz.
Du sprichst von dem Herzen Gottes
Lebendig ans Menschenherz.
Ha gürr gürr gürr quio quipio qui
Qui qui gui gigigi diodzi.

Du rufst aus Nachtigall-Liedern:
Gott ist die Liebe! uns zu.
O flöte, Nachtigall, flöte
In himmlischseliger Ruh'!
Goll, goll, goll, goll, — hia hadadoi
Higai gai gaigai gigagi.

Noch ein paar andere enthalten ähnliche Tonspielereien; aber den Schluß bildet ein Lied in ernsterer Stimmung gesungen, „Der stumme Schwan" (S. 366), wo der poetische humoristische Naturhistoriker Abschied vom Leser nimmt. Wir meinen, es werde Leser finden.

62. Die Pflanzenwelt, ein Spiegelbild des Göttlichen und Heiligen. Poetische Versuche von J. C. F. L. Bauernschmitt. Sulzbach, Seidel. 1846. 12. 15 Ngr.

Das Buch schließt sich in Beziehung auf seine naturhistorischen Bestrebungen dem letztbesprochenen genau an; doch schließt

es den Humor gänzlich aus und läßt auf dem festen didaktischen Boden der Religion und Ethik seine Blüten sich entfalten und seine Früchte reifen. Lesen wir über jeder Nummer den botanischen Namen nebst der Volksbenennung der besungenen Pflanze, auch eine kurze naturhistorische Beschreibung derselben nach Linné, so gewinnt es fast den Anschein, als ob in diesen poetischen Versuchen von eigentlicher Poesie nicht viel die Rede sein könne; aber der Verf. weiß sie doch in den Kreis der Poesie zu ziehen, indem er sich größtentheils auf dem Gebiete der heiligen Geschichte und Sage bewegt, und biblische Erzählungen, Legenden und kirchliche Begebenheiten mit der Blumen- und Pflanzenwelt gar geschickt in Verbindung zu bringen weiß. Dabei steht er auf dem Boden kirchlich-katholischer Rechtgläubigkeit, versichert, von Jesus Christus gelernt zu haben, der ja viele seiner treffendsten Parabeln der Pflanzenwelt entnimmt, und sich einer mystisch-religiösen Weltanschauung zuneigend, weist er in seinen Beschreibungen und Darstellungen hin auf den Schöpfer, Regierer, Lenker und Bildner alles Sichtbaren, auf die höchste Allmacht, Weisheit und Liebe; ja im Weizenkorn und Weinstock sieht er eine mystische Vermählung Gottes mit der Menschheit, zufolge der katholischen Transsubstantiationslehre beim Genuß des heiligen Mahles, und im zauberischen Dufte der Blüten läßt er den Heiligen Geist ahnen, der Alles durchdringt und mit wunderbarem Walten umschließt. So werden ihm wirklich die Pflanzen zum Spiegel der Welt und zu stummen Lehrern des Heiligen hienieden, und er gewinnt der Sache eine poetische Seite ab. Zu bedauern ist es nur, daß es ihm an Kraft gebricht diesen an und für sich poetischen Entwurf in adäquater Darstellung ins Leben zu rufen; aber daran fehlt es eben. Er versteht gar wenig von der Kunst des Idealisirens, behandelt den an und für sich guten Stoff mit etwas plumper Hand, und die ungelenke Sprache führt uns alle Augenblicke in das blütenlose Land der Prosa und kakophonischer Reimerei. So mag das Buch eine ganz unterhaltende und selbst Tugend und Frömmigkeit fördernde Lecture für den katholischen Bürgerstand sein, aber höhern Ansprüchen genügt es keineswegs. Belege über dieses allgemeine Urtheil wolle uns der Leser erlassen; sie finden sich von S. 1—206, oder von der Ehestandspflanze, wo uns von Adam und Eva Viel erzählt wird, bis zur bienenartigen Ragwurz, womit geschlossen wird. Dedicirt ist es dem Fürst-Bischofe von Breslau Melchior von Diepenbrock in schwülstigen Reimen.

63. Legenden. In Bearbeitungen der namhaftesten Dichter Deutschlands. Zwei Bände. Leipzig, Barth. 1846. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wenn nicht ein höchst splendides Aeußeres uns hier begütigend entgegenstrahlte, so würden wir vor den beiden starken Bänden die uns zur Durchsicht und Würdigung vorliegen schier erschrecken; jedoch die Beurtheilung einer Anthologie macht dem Kritiker weniger Schweiß und Mühe als die der Originalarbeit eines Dichters. Es kommt hier vorzugsweise auf den Geschmack und die Sachkenntniß des Anthologen an, und mit deren Ermittelung kann man bald fertig sein. Dem Aesthetiker hat die Legendenlecture bisher nur zur angenehmen Erregung und Spannung des Gemüths wie zu ergötzlicher Unterhaltung aus dem Bereiche der Phantasieanschauungen gedient; dem Kirchlichgesinnten und Offenbarungsgläubigen dagegen als eine Erhebung des Herzens zum Heiligen und Göttlichen und zur Stärkung seines Glaubens. Der hier auftretende Antholog hat sich aber noch ein anderes Ziel gesteckt. „Wer (sagt die Vorrede) dieses Ziel schauen will, muß sein Auge emporheben zu der Sonne des Glaubens, der Liebe, der Hoffnung, der Wahrheit, der Seligkeit, zu der Religion die Jesus Christus auf Erden gelehrt, und zu den Wundern die diese Religion im Reiche der Geister gewirkt hat." Man will mithin durch die Legende Geist und Gemüth des Lesers zur Bewunderung und Verehrung Derer hinreißen die als die erhabensten Vorbilder der Tugend, als die begeistertsten Kämpfer für Licht und Recht, als die Zeugen der Wahrheit gekannt und verehrt wurden. Somit erscheint hier diese Dichtungsart als eine Art von didaktischem Epos, das je nach der Art seiner Behandlung und je nach den Grenzen seiner Räumlichkeit bald zur Ballade und Romanze mit ihren lebendigern Schlaglichtern sich hinneigt, bald nur wie eine Erzählung in einfach lyrischer Tonart erscheint. Dieser Definition zufolge ist es nicht anders zu erwarten als daß der Humor ohne christliche Weihe, sowie das Streben durch leichten Scherz, wäre dieser auch gutmüthigster Art, völlig ausgeschlossen werden, weshalb man denn Legenden wie die Goethe'sche: „Als noch verkannt und sehr gering der Herr auf der Erde ging" ꝛc. hier vergeblich suchen wird. Nach Ansicht des Sammlers muß die christliche Heiligengeschichte, soweit sie dem Neuen Testament angehört, in diesen Kreis vor Allem gezogen werden. Das geschieht auch. Unter den fünf Hauptabtheilungen des Buchs behandeln die drei ersten die heilige Familie, also Elisabeth und St.-Johannes, den Vorläufer Christi, Maria, die Mutter des Herrn und Jesum Christum selbst, in 44 Nummern, von den bedeutendsten katholischen und protestantischen Dichtern und Dichterinnen bearbeitet. Der vierte und fünfte Abschnitt verbreitet sich in 209 Nummern über die Jünger und Apostel, die Märtyrer, die Bekenner, spätern Apostel, Kirchenlehrer, Priester, Ordensstifter, Mönche und Einsiedler, wobei zu bemerken ist, daß der reiche Stoff der letzten Abtheilung den ganzen zweiten Band füllt. Die Stücke sind nicht, wie man erwarten könnte, nach der Zeitordnung des römisch-katholischen Festkalenders, sondern nach den in alphabetischer Reihenfolge stehenden Namen der Märtyrer und Heiligen geordnet. Doch ist Das für protestantische Leser Nebensache. Voran geht dem Ganzen eine gründlich gearbeitete Abhandlung über die Legende, die in ihrer wissenschaftlichen Haltung nicht allein instructiv und in stilistischer Hinsicht lesenswerth ist, sondern die auch die Principien aufstellt und rechtfertigt nach denen das Ganze geordnet und gegeben ist. Sachkenntniß und Geschmack ist dem Anthologen nicht abzusprechen, und wir zweifeln nicht, daß christliche Leser von jeder confessionnellen Färbung das Buch mit Befriedigung aus den Händen legen werden, besonders wenn sie es successiv genießen.

64. Gedichte von Wilhelmine Schmidt. Düsseldorf, Buddeus. 1846. Gr. 8. 25 Ngr.

Die Verf. ist die Tochter eines braven preußischen Feldwebels, von ihrem zehnten Jahre an erzogen im Militair-Waisenhause zu Potsdam, dann Dienstmädchen, dann Gattin des Hautboisten Schmidt zu Düsseldorf. Erst vor drei Jahren ist die Poesie unter Kindergeschrei und häuslicher Sorge bei ihr zum Durchbruch gekommen, und zwar so gewaltig, daß sie in Zeit von sieben Monaten gegenwärtiges Buch gemacht hat. Sie ist keine Karsch, aber glücklicherweise auch kein Hedchen und Lorchen (s. oben Nr. 54), und ihre Gedichte bewegen sich sämmtlich in ihrer Lebenssphäre, weshalb wir uns der Mühe sie zu charakterisiren überhoben glauben.

65. Gedichte von Wilhelmine Mylius. Hanover, Hahn. 1846. 12. 15 Ngr.

Diese Wilhelmine ist aus feinerm Stoffe gewebt. Sie wird von Ludwig Bechstein durch ein artiges Introductionslied in den Salon deutscher Dichter eingeführt. Sie selbst hebt an:

O, mein Lied!
Aus meinem Herzen
Schwebt es so leise empor,
Strebt es wie liebliche Weise hervor,
Wie Blümlein der Erde entblüht.
O, mein Lied!

O, mein Lied!
Aus meinen Schmerzen
Steigt es voll Fried' und Ruh';
Neigt sich ein Engel im Liede mir zu,
Den Gott mir vom Himmel beschied.
O, mein Lied!

O, mein Lied!
Wie Himmelskerzen
Will es mir lichten den Raum;
Still meine Seele im Dichten und Traum
Die Höhen, die ewigen, sieht.
O, mein Lied!

Ist Das nicht zart und sinnig? Gleiche Wärme und Innigkeit athmen auch die folgenden Nummern des kleinen blauen Büchleins. Die Verf. wandelt mit leichtem Sylphidentritt über alle Lebensverhältnisse, sich wohl hütend, den zarten Staub von den Schmetterlingsflügeln der Liebe und Natur abzuwischen oder wegzutreten. Wir empfehlen die anspruchlosen Lieder allen jungfräulichen Seelen welche die Stille lieben und gern die Abendstunde in einem Sophaeckchen durchschwärmen.

66. Herbstrosen in Poesie und Prosa von Kathinka Zitz. Mainz, Faber. 1846. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wenn die beiden letztgenannten Wilhelminen nur als Dilettantinnen in der edeln Gesangskunst auftreten, so tritt uns in dieser Kathinka ein ziemlich durchgebildetes Dichtertalent entgegen. Poetische Weihe und seinen Grundton hat es empfangen durch den Ernst des Lebens und die prüfende Hand des Schicksals, in welcher letztern Beziehung die Verf. in der Vorrede sagt: sie habe die Erfahrung gemacht, daß sich manches vermeinte Sternbild, wenn man es mit dem Teleskop betrachtet, in Nebel auflöse, und für manchen Menschen sei das Leben nur eine Wüste Sahara, durch welche Nichts als der glühende Samum der Widerwärtigkeiten hinstreiche. Diese Lebensansicht spiegelt sich denn auch treulich in der Mehrzahl ihrer Lieder ab, die gewöhnlich in Es-moll gesetzt sind. Gleich das erste Gedicht „Menschenloos" ist in dieser Tonart niedergeschrieben, und trotzdem daß die Lieder dieser Gattung eine etwas allzu düstere Färbung tragen, und die Verf. auch in ihren Schilderungen helvetischer und toscanischer Natursceneric vortrefflich malt, müssen wir doch diejenigen für die besten und gelungensten erklären, wo die ernste Reflexion sich mit der Elegie verschwistert. Sie gibt uns da Blätter aus dem Tagebuche ihres innern Lebens mit seinen wechselnden Stimmungen, wo denn freilich oft Kleinmuth und Hoffnungslosigkeit vorwalten. Nirgend tritt das religiöse Moment entschieden hervor; ihre Seele scheint dafür in der Ethik ein Surrogat gefunden zu haben. Wo sie sich dagegen dem Erotischen zuwendet, ist sie fraulich, innig, hingebend und warm; aber Vieles gäben wir darum, wenn wir hier nicht auf einige politische Zeitideen athmende Gedichte stießen, ohne die nun einmal heutzutage kein Sänger auftreten kann. Sagt doch Kathinka in des Buches prosaischem Theile „Blätter aus Paulinens Tagebuche" sich selbst von jenen Frauen los die auf Emancipation dringen, und will eine moralische Emancipation in ihrem Geschlecht bewerkstelligt wissen; warum schwätzt sie denn in gebundener Rede von Preßfreiheit, Völkerglück und Regententugend? Ebenso hätten wir ihr gern die Nachbildung einiger nicht glücklich gewählter französischer Originale geschenkt. Was nun ihren poetischen Personencharakter anlangt, so ist sie hinsichtlich des Bilderglanzes wohlverwandt mit Schiller, hinsichtlich ihrer elegischweichen Stimmung und Lebensansicht mit Luise Brachmann und hinsichtlich ihrer Geschicklichkeit in der Landschaftsmalerei mit Matthisson oder besser mit Friederike Brun. Als gelungen heben wir außer der ersten Nummer besonders hervor: „Die Zeit" (S. 7); „Vergangenes Glück" (S. 89); „Tiefer Schmerz" (S. 92); „Erhebung" (S. 108); „An Georgine" (S. 112); „Sehnsucht nach Ruhe" (S. 131); „Ernst des Lebens" (S. 185). Gegen ihre Orthographie ließ sich Manches einwenden; aber einer Dame gegenüber schweigen wir darüber, und die Ueberschrift des Gedichts „Die Norm des Schicksals" ist ein wunderlicher Pleonasmus. Die prosaischen, des Buches letztes Viertel einnehmenden Gaben sind Gedankenspäne, worunter manches Treffende und Gute, doch auch Dagewesenes. Aus nachfolgender Probe ergibt sich der poetische Charakter der Verf., wie wir meinen, am besten.

Vergangenes Glück.

Es war ein Tag, da glänzte gold'ne Sonne
Auf meines Lebens heitern Pfad herab,
An jedem Morgen lachte neue Wonne,
Und tausend Freuden jeder Abend gab.
Mein Dasein war ein Rausch von süßem Hoffen,
Ein Jubelklang war Alles um mich her;
Ein ganzer Freudenhimmel stand mir offen,
Und ach! dies Alles, Alles ist nicht mehr.

Es ist nicht mehr! Und ich, ich soll nicht klagen,
Soll mit gebroch'nem Herzen heiter sein,
Soll stumm den namenlosen Schmerz ertragen,
Verhehlen kalt die unnennbare Pein.
Darf doch der Schwan im Schmerzenslaut ersterben.
Die Rebe weint — nur du, mein armes Herz,
Du sollst den letzten schwachen Trost nicht erben,
In Worten auszudrücken deinen Schmerz.

Ach! Keiner Brust darfst du dich mehr vertrauen,
Die Waise steht vereinzelt in der Welt;
Ein dürrer Baum, umlacht von grünen Auen,
Und überwölbt vom blauen Himmelszelt.
Kein Herz schlägt mehr in Liebe dir entgegen,
Die Sehnsucht nennet deinen Namen nicht,
Und höhnend findest du auf deinen Wegen
Den bleichen Gram, der Täuschung Nachtgesicht.

O blute nur, o blute nur geduldig,
Mein Herz, dich aus, die inn're Stimme spricht:
„Dem frühern Glück bist du dies Opfer schuldig,
D'rum zage jetzt in bittern Leiden nicht.
Bring' es mit Würde; — wisse, es erscheinet
Ein sich'res Ziel, dann endet jede Klag'!"
Mein letztes Glück, ich hab' es längst beweinet,
Und harre nun auf meinen letzten Tag.

Der Engel des Trostes.

Verzage nicht, dir ist ein Trost geblieben,
Dein harret eine schmerzlich süße Lust!
Du darfst ja noch die Allgewalt'ge lieben,
Natur nimmt dich an ihre Mutterbrust.
Sie läßt dich manches Freudenblümchen pflücken,
Sie heilt das Weh, in dem dein Herz verzagt —
Und Pflicht ist dir es, And're zu beglücken,
Wenn das Geschick dir eig'nes Glück versagt. *)

54.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Etienne.

Der seiner Zeit sehr gefeierte witzige Schriftsteller L. G. Etienne, welcher vor einiger Zeit gestorben ist, kann für einen der wahrsten Repräsentanten der Literatur während der Kaiserzeit angesehen werden. Witz, Schlagfertigkeit, Sauberkeit in der Ausführung des Detail, Alles Das was man während dieser Periode für die Hauptingredienzen des Dichters hielt, findet man bei ihm im seltenen Maße; aber vergebens sehen wir uns in Dem was er geschrieben hat nach dem wahren Dichterzuge, nach dem belebenden Hauche der Poesie und nach den Regungen und Offenbarungen einer tiefern Productionsgabe um. Mit den Gaben welche wir ihm eben zugeschrieben haben konnte Etienne in der Zeit seiner Blüte ein gefürchteter Journalist, ein ganz beachtenswerther Kämpfer auf dem Felde der Tagesliteratur sein, ohne daß die Nachwelt verpflichtet wäre das Urtheil seiner Zeitgenossen über den Werth seiner dichterischen Erzeugnisse zu unterschreiben. In der That glauben wir seinen gesammelten Schriften, welche jetzt zu erscheinen begonnen haben, kein glän-

*) Der vierte Artikel folgt im Monat Juli. D. Red.

Denken wir nun selbst: Polen wiederhergestellt, die Türkei der christlichen Bildung zurückgegeben, Griechenland aus seinem jetzigen Scheindasein auf eine Basis gestellt, breit genug, um ihm die nöthigen Lebenssäfte zuzuführen, die Donauländer bis an das Schwarze Meer zu einem slawischen Mittelreich unter deutscher Oberhoheit vereinigt, vor Allem aber die russischen Ostseeprovinzen unserm Vaterlande zurückerobert und diese Unglückseligsten unserer Brüder, diese Geächteten, Preisgegebenen wieder aufgenommen in die Gemeinschaft des deutschen Geistes....

Er dringt auf Thaten: Wir wollen Thaten sehen, ruft er aus, gleichviel ob große oder kleine, nur Thaten! Und wenn man uns keine sehen lassen will, droht er, nun gut, so werden wir selbst welche machen. Er vertheidigt den Krieg gegen die Menschenfreunde, die „abstracten Denker, die Philosophen und allenfalls Poeten" welche einen ewigen Frieden für möglich und wünschenswerth halten, ist (was mit der politischen Poesie zusammenhängt) entschieden kriegslustig und empfiehlt den Krieg besonders gegen Rußland. Aber nicht allein am Kriege, sondern auch an andern „rohen Naturbestimmungen" hält er fest und ist ein Vertheidiger der Nationalität gegen Diejenigen welche nur noch von Humanität Etwas wissen wollen. In dem Aufsatze „Theologie oder Politik? Staat oder Kirche?" spricht er sich aus dem Grunde gegen die religiösen Zeitbewegungen aus, weil er eine politische Bewegung hinter ihnen versteckt sieht, und bekennt, daß diese nicht direct in Bezug auf staatliche Einrichtungen an den Tag gekommen ist. Die Leichtigkeit mit der man auf kirchlichem Boden in den Ruf eines liberalen, aufgeklärten Kopfs, eines freigesinnten, tapfern Mannes kommen könne, meint er, erkläre die außerordentliche Theilnahme, das übertriebene, carikirte Interesse das an diesen Dingen genommen werde. Er bedauert, daß nicht „die Hälfte, das Viertel, das Zehntheil nur" der Mühe und Anstrengung welche man sich gäbe das Volk „theologisch zu verwirren" vielmehr dazu angewendet worden es politisch aufzuklären und zu belehren; daß nicht von der Energie, dem Fleiß, der Schlauheit welche man auf kirchlichem Gebiete zu theologischen Zwecken wahrhaft vergeudet habe nur ein Weniges gespart worden für unsere politischen Angelegenheiten; daß nicht dieselbe Unermüdlichkeit, dieselbe Sorglosigkeit dem Publicum zum tausendsten male vorzusetzen was es neunhundertneunundneunzig mal schon genossen habe, die unsere theologischen Tagesschriftsteller charakterisire, auch unsern politischen Pamphletisten zur Seite gestanden; daß nicht mit Einem Worte die Erde, der Staat, das bürgerliche Gemeinderecht nur halb so viel Advocaten gefunden habe als der Himmel. Ueber diesem Widerwillen gegen die religiösen Bewegungen der Zeit ist ihm aber der Nationalstolz auf seine herrliche Geistesfreiheit, welche wir Deutschen als den höchsten Segen aus der historischen Entwickelung unsers von Haus aus mehr zur Beschränktheit als zur Thatkraft geneigten Wesens besitzen, keineswegs verloren gegangen, und Denen welche fragen: Was haben sie uns genützt, unsere Künstler und Gelehrten? Sind wir glücklicher darum und freier und mächtiger, weil Luther ein Deutscher war und Goethe und Hegel Deutsche, weil von jeher der erste Anstoß zu allen weltbewegenden Erfindungen von Deutschland aus gemacht ist? — ihnen antwortet er in der Abhandlung über „Shelley und die Poesie des Atheismus":

> Eben darin, daß er die Theorie als Eigenthum besitzt, daß er ein Bewußtsein hat von seiner Entwickelung und seit Jahrhunderten ein unermüdeter Sieger die Schlachten des Geistes kämpft — eben darin hat der Deutsche ein unerschütterliches Unterpfand, daß auch ihm einst die Zeit der Erfüllung kommt, wo das Wort Fleisch wird. An diesem Glauben, an dieser Ueberzeugung sollen wir festhalten u. s. w.

Diese Geistesfreiheit nun gilt es zu wahren, es gilt die politischen Grundsätze und Wünsche des Verf. ins Leben einzuführen, und dazu will er auch die Literatur benutzen. Prutz welcher, an sich als (politischer) Dichter redend, in dem Briefe an Ruge sagt: „Wir einstweilen sind Soldaten", welcher in einem politischen Gedichte dem Könige von Preußen zurief: „O sprich es aus das Wort Constitution!" indem er damit vorläufig selbst ein einzelnes Wort aussprach welches ziemlich unpoetisch ist, und dessen Aussprechen der Dichter deshalb vielleicht überhaupt dem Könige hätte überlassen sollen: — er weiß auch als Kritiker was er in politischer Hinsicht will, er verlangt, daß die Literatur ganz bestimmte Zwecke verfolge. Hierüber kann man jedoch mit dem Verf. nicht streiten, da er diese Foderung keineswegs als eine absolute für Kunst und Poesie hinstellt, sondern sie selbst als eine Abnormität welche gegenwärtig nicht zu vermeiden sei zu betrachten scheint. Als eine Abnormität betrachten wir diejenige Poesie welche die Freiheit nicht etwa blos zum Stoff, sondern auch zum äußerlichen Zwecke wählt freilich ebenfalls, und das Uebrige können wir dahingestellt sein lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die literarische Bildung der Jugend, aus dem Italienischen des Paride Zajotti, mit einem Lebensabriß und Auszügen aus des Verfassers frühern Schriften von Heinrich Stieglitz. Triest, Favarger. 1845. Lex.-8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Mit einem trefflichen Italiener, dessen männlich anziehendes Bild das schöngedruckte Buch schmückt, macht uns der Herausgeber bekannt, und widmet seine Uebersetzung als Denkmal für einen Freund, seinem Freunde und Vetter Freiherrn Alexander von Stieglitz in Petersburg. Der Verstorbene war Rechtsgelehrter, von Männern des Fachs allgemein geschätzt, zugleich geschmackvoller musterhafter Schriftsteller, und als solcher in seinem Vaterlande anerkannt, daher auch würdig, durch Uebersetzung eines Werks und Lebensnachrichten vor deutschen Augen zu erscheinen, zumal da er deutsche Dichter und Prosaisten kennt, in Lessing ein Muster guter Kritik erblickt, also mit deutschem Geiste in Verwandtschaft steht. Wenn der Uebersetzer bedauert, daß bei der Uebertragung sehr viel verloren gehe was solch ein Meister durch die hinreißende Gewalt seiner markigen und melodischen Sprache besitzt, müssen wir ihm entschieden beistimmen, versichern indeß, auch die deutsche Bekleidung sei wohlgerathen, und zeige den Mann.

Paride Zajotti, geboren am 8. Juni 1793, war ältester Sohn eines schlichten ehrbaren Bürgers in Trient, ward wegen früher Aeußerung aufgeweckten Geistes den Studien ge-

widmet, und galt auf dem Gymnasium als Erster unter den Ausgezeichneten, den Mitschülern ein Muster, den Lehrern ein Stern der Zukunft. Schon im achten Jahre machte er Entwürfe zu Tragödien, später zu didaktischen Gedichten, glänzte durch die den Italienern eigenthümliche Kunst des Improvisirens und hatte Ruf, als er die Universität Bologna besuchte. Hier zieht man ihn in die ersten Gesellschaften, selbst die des exclusiven Adels, erfreut sich seiner Improvisationen, ertheilt ihm Ehrensitz neben der Präsidentin des Casino, der ersten Palastdame Corona-Lambertini, schmückt ihn mit Lorberkränzen. Manchen scheint undenkbar, aus solchem Geiste einen Rechtsgelehrten zu machen; die berühmte Clotilda Tambroni sagt über ihn: „Diese Gesichtsbildung trägt den Stempel eines bessern Zeitalters"; dennoch studirt er eifrig das Recht. Im J. 1813 nach Rückkunft von der Universität bei dem Tribunal seiner Vaterstadt angestellt, glänzt er in mündlichen Verhandlungen durch Beredtsamkeit. Seit Aufhebung der öffentlichen Gerichtsbarkeit finden wir ihn vermählt mit Katharina Scoz und mit drei Kindern beglückt in Lodi 1818, in Verona 1820, in Mailand 1824, in Venedig 1831, stets thätig in seinem Amte, und außerdem mit literarischen Arbeiten beschäftigt. Sein Haus zu Venedig gestaltete sich zu einem geistigen Mittelpunkte, ihn besuchten dort Friedrich von Raumer, Freiherr von Rumohr, Görres Vater und Sohn. Im J. 1842 wird er zum Präsidenten des Civil- und Criminalgerichts zu Triest ernannt, verläßt Venedig und stirbt plötzlich um Weihnachten 1843, nachdem er mehr Muße zu schriftstellerischen Arbeiten gefunden, die er sich lange gewünscht.

Merkwürdig, ja auffallend bleibt bei dem Anblicke einer solchen Individualität und eines solchen Lebens, daß der unterrichtete helle Rechtsgelehrte Zajotti, der freimüthige Dichter und Schriftsteller in seinem Bekenntnisse und seiner Lebensweise strenger Katholik war. Als ein bekannter schroffer Theist sich mehr und mehr der positiven Lehre zuwandte und ganz Mailand darüber erstaunte, sagte Zajotti: „Ich würde mich verwundern, daß ein mit gutem Glauben studirender Mensch sich nicht dem Katholicismus zuwende." Ja, als ein von ihm veranlaßtes Werk — Ravalli's Uebersetzung der lateinischen Briefe Petrarca's — in den „Index librorum prohibitorum" gesetzt wurde, gab er seine Erklärung des Uebereinstimmens mit den Worten: „Ich hatte die Gewißheit Recht zu haben, jetzt habe ich den Glauben Unrecht zu haben." Nur in frühern Zeiten, wie aus Briefen und einem Jugendgedichte erhellt, war er in mancherlei Zweifel gerathen, später nicht mehr; er schreibt: „Die Philosophie leiht mir ihren Stolz, wenn ich des Stolzes bedarf um mich aufrecht zu erhalten, aber für die schweren Kämpfe der Seele sind ihre prächtigen Worte nur ein leerer Schall der nicht eine kleine Sylbe des Evangeliums mit demüthigem Herzen zu den Füßen des Altars gesprochen aufwiegt." Wenngleich zur strengen Katholicität sich kein Fanatismus in dem Manne gesellte, nennt doch Stieglitz mit Recht „diese Erscheinung in der mächtigen streng richtenden Natur Zajotti's ein Problem schwierig zu lösen". Einige Lösung indeß möchte Ref. versuchen. Sagt Fénélon: „Entweder Deist, oder katholischer Christ", so wird hierdurch eine protestantische Ueberzeugung freilich ausgeschlossen; allein man möchte weiter fragen: Warum nicht Deist, da gewiß unter deutschen freisinnigen Schriftstellern und Dichtern viel Deisten sich vorfinden? Antwort: Dazu gehört mehr Muth in Italien, wo Rom allgemeiner waltet, wo eine Lossagung von der großen einen zugleich Lossagung von jeder Kirche ist; ein Aufgeben aller Aeußerlichkeiten, die von Jugend auf das Auge erfreuten wie der Anblick von Land und Meer; ein Zerreißen der Familienbande die unter Obhut der Kirche geknüpft worden; eine Selbstgenügsamkeit die von Gemeinschaft des vorzüglich durch Geistliche gepflegten Schriftwesens ausschließt; eine Unmöglichkeit ohne Kirche als Christ zu gelten und sich selbst dafür anzuerkennen; — weswegen dann erwünscht die Auskunft sich bietet, Dinge der Religion ihren geweihten Dienern zu überlassen, den kirchlichen Glauben eigenen prüfenden Gedanken fernzuhalten, von tüchtigem Geschäftsleben, erheiternden Improvisationen, kritischer Beurtheilung der Dichter und Dichtungen bessere Befriedigung zu erwarten. Sucht man doch in Deutschland bei hinreichender Entwöhnung von der alten römischen Kirche eine neue, und warum soll in Italien der Mensch aufgeben was er hat, ohne zu wissen was er wieder findet?

Seit Acerbi (1816) die „Biblioteca italiana" herausgab, welche die strebsamsten Geister vereinigen sollte, wird Zajotti Mitarbeiter und liefert Kritiken, bekämpft die aller Orten sich mehrende Poesie der Verzweiflung, die formelle Willkür und anmaßliche Pedanterie der Neuerungen, die „Ketzerei des Romanticismus", auch das Effecthaschen durch grelle Gegensätze in der Modemusik. Es sind vom Herausgeber viele Proben angeführt, worunter schöne beredte Stellen sich finden, und im Ganzen herrscht eine gesunde wahre Auffassung des Wesens der Poesie. Shakspeare misfiel ihm in der Jugend wegen Unform und Ungeheuerlichkeit, später verehrt er diesen Genius und empfiehlt ihn seinem Volke als Muster. Sehr hoch stellt er Klopstock's „Messias"; „niemals ward ein heiliger Gegenstand poetischer behandelt". Lord Byron nimmt er in Schutz gegen mancherlei Tadel. Viel Haß, Anfeindung und Verleumdung brachte ihm seine Beurtheilung der „Mailändischen Geschichte" von Rosmini, der von Einigen ein neuer Guicciardini genannt und den Alten zur Seite gestellt, von Andern als langweiliger Pedant und chronikartiger Sammler bezeichnet wurde. Zajotti vermißt lebendige Darstellung, Unparteilichkeit; rügt, daß Rosmini, die große eiserne Thatkraft in Attila's Charakter vergessend, diesen schrecklichen Heerführer als einen niedrigen Wüstling behandelt; daß er alle Handlungen Gregor's VII. gutheißt und den Kaiser Heinrich IV. all seines unsaglichen Unglücks schuldig findet; daß er mit unlöblichem Schweigen seine Vorgänger übergeht, oder mit verstecktem Tadel ansieht; daß er Stil und Sprache vernachlässigt; daß er jedes Thun oder Unterlassen eines Fürsten von der möglichst schlimmen Seite darstellt, Verschwörungen und Aufständen prüfungslos das Wort redet: „Die Liebe zum Vaterlande ist eine schöne Sache, aber Nichts kann ein Verbrechen rechtfertigen oder Lob dem Ränkespinnen und Verrath erwerben. Wer aus Treue zu seinem Fürsten Alles verläßt und freudig sein Leben im Kampfe für ihn hingibt, dem gebührt der Name eines Helden; wer aber mit unterwühlenden Anschlägen im Dunkel schleichender Versammlungen brütet, wie der Dolch in den Rücken Dessen zu stoßen dem er ins Angesicht schmeichelnd sich beugt, verdient bei Rechtschaffenen keinen andern Namen als den eines Schurken." Gerade in dieser Beziehung ward der Kritiker von einer weitverbreiteten Partei heftig angefochten. Deutsche Leser werden sich vom Urtheile über Deutsche angezogen finden: „Wieland's «Alceste», obgleich nach dem griechischen Vorbilde gestaltet, verliert im Vergleiche mit Euripides, Wieland strebte in Deutschland nach jenem Lobe der Allgemeinheit welches in Frankreich unseligerweise Voltaire zu Theil geworden. Schiller's Tragödien konnten wir niemals lesen, ohne das Herz veredelt, den Geist erhoben zu fühlen, Schiller besaß alle Gaben die für einen großen Dramatiker erfoderlich sind: hohen Geist, leidenschaftliches Herz, tiefe Kenntniß der Dinge und Menschen; und mit diesen seltenen Eigenschaften verband er einen edeln, warmen, eindringlichen Stil und schrieb über allen Ausdruck schöne Verse. Auf diesem Felde möchten wir Goethe eher im dritten Range zu ihm ordnen als im ersten; nicht, daß die Vorzüge des Geistes und Stils oder die bürgerliche und politische Weisheit bei Goethe geringer wären, darin scheint er uns nicht selten Schiller überlegen; aber das Herz dieses ist mehr durchwärmt von menschlichen Leidenschaften, und in seinen Dramen stellen Diejenigen die das Glück unendlich weit von uns gefernt sich uns beiweitem näher durch das Mitgefühl des Schmerzes und die Regungen der Liebe" u. s. w.

Zwei Abhandlungen über den Roman im Allgemeinen und über Manzoni's „Promessi sposi" erregten in Italien erstaunliches, fast räthselhaftes Aufsehen: von allen Seiten Glückwünschungsschreiben, erklärte Feinde tragen Versöhnung an, in wenigen Monaten sind mehre Abdrücke nöthig, Werke werden dem Verf. gewidmet. Die Erscheinung der Abhandlungen fiel in eine Periode literarischer Wirren, es kämpften Romanticismus und Classicismus; Manzoni ward von den Romantikern als Haupt und Vorkämpfer der Schule erhoben. Zajotti stand über beiden Parteien, er hält den Roman für ein wesentliches Mittel zur Erziehung des Herzens und Bildung des Geistes, lobt Manzoni wegen der Wahl des Zeitalters, der Darstellung, wenngleich im Einzelnen Mängel nachgewiesen werden. „Wo aber", ruft Stieglitz, „fände man ein Ende, wollte man in Zustimmung und Widerspruch verweilen in diesem kritischen Frucht- und Blütengarten?"

Noch ein Wort über das Werk dessen vollständige Uebersetzung vorliegt. Es scheint veranlaßt durch ein ungestümes Andrängen mancher unberufenen Jugend zur Schriftstellerei, will Ernst und Würde derselben nebst den nothwendigen Erfodernissen für Trefflichkeit darstellen, und Dies geschieht in vier Abschnitten: I. „Vom Berufe der Jünglinge zur Literatur"; II. „Von den für die Jünglinge nothwendigen Studien"; III. „Von der Kunst"; IV. „Sittlichkeit in der Literatur". Ueberall hört man den kundigen Meister und abgewogenes Urtheil. Trotz der zum Schaffen nothwendigen Phantasie ist doch nicht zu behaupten, die Poesie sei ausschließliches Eigenthum der Jugend, vielmehr gibt es eine Gattung, die wegen langer Studien und Beobachtungen ihr beinahe unmöglich ist; wol aber bedarf die eigentliche Poesie, die Tochter der Begeisterung, die Lyrik, vor Allem der Jugend, und es hieße sie ersticken, wollte man sie dem Schwunge der jugendlichen Seele entziehen. Beklagenswerth aber ist der Irrthum, wenn der Jüngling sich zu etwas Großem berufen glaubt wozu er eigentlich noch gar keinen Beruf hat, oder sich in eine entgegengesetzte Laufbahn wirft für welche er nicht bestimmt ist; inzwischen gibt es viele untere Stufen, auf denen, wenn auch nicht ein glänzender und allgemeiner Ruhm zu erwarten, doch immer ein schätzbares Loos öffentlicher Nützlichkeit zu erlangen ist. In stürmischen Zeiten herrscht die Kraft vor, und so war es denn die Kraft welche lange vorherrschte, es waren die Jünglinge die als Besitzer der Stärke den Platz behaupteten. „Zu ihrem eigenen Vortheil bitte ich sie, jenen ersten blinden Ungestüm zu mäßigen der sie ohne Vorbereitung in die Oeffentlichkeit hinausstößt." Das Studium der Muttersprache ist das Erste und Letzte, die Schwierigkeit der herrlichen italienischen Sprache ist überaus groß, sie verführt selbst durch ihren Wohlklang und Reichthum; bei unsern Alten, besonders bei den Vorgängern Boccaccio's kann vollständig wahrer Geist und Natürlichkeit der Ausdrucksweise erlernt werden (Ref. freute sich über diesen indirecten Tadel des Boccaccio, dessen Nachahmung ihm manche neuere italienische Schriftsteller ungenießbar macht); Classiker sind die höchsten aller Zeiten und Nationen, und ihr Studium ist dringend zu empfehlen. Daran schließt sich dasjenige der Geschichte, und zwar in ihrem natürlichen Gange von der Vergangenheit zur Gegenwart, mit dem Gepräge der Wahrheit, aber nicht in jener Art welche in unsern Tagen, besonders in Frankreich, sich die fatalistische nennt, wobei die Menschen Nichts als Zahlen sind, aneinander gereiht zur Erlangung irgend eines Resultats, und wobei die Gesellschaft Nichts als eine Masse ist, unwiderstehlichen Gesetzen unterworfen, welche unabwendbar sich erfüllen müssen. Vielmehr soll ein Studium der Menschen sich demjenigen der Geschichte anschließen, im Glauben an das Bessere, unterstützt von Freunden die nicht durch übermäßiges Lob verderben, wie es Chateaubriand und Byron geschehen, der gebildeten Gesellschaft und dem Geschäftsleben zugewandt, auch durch Reisen und schöne Künste gefördert, ohne Vielzersplitterung, mit einem festen Zwecke vor Augen.

Müssen wir nun hierin dem Verf. gewiß beistimmen, so auch in seiner Empfehlung der Kunst. Sie bringt, sagt er, Licht und Ordnung in das geistige Chaos, ist ein Mittel guter Darstellung. Ihrer bedarf besonders das Genie, sie lehrt Mäßigung, gleichwie Jean Paul ausgesprochen: „Nur Menschen von flachen Empfindungen schwelgen in ihnen." Besonders gern las Ref. die Empfehlung eines angemessenen Stils, der Klarheit desselben, einer Harmonie „nicht allein für den Vers, sondern auch für die Prosa, wo Viele sie zu fliehen scheinen, sie gar nicht kennen und beinahe sich wundern, daß man von Takt und Maß in der ungebundenen Rede sprechen könne; sie ist ebenso nöthig und noch beiweiten schwerer als im Verse, weil in ihm entweder der Gleichklang des Reims, oder die Stellung der Accente oder der Rhythmus mindestens die materielle Harmonie begünstigen, in der Prosa dagegen Alles einzig mit Hülfe des regelnden Ohrs gesucht werden muß, und der materielle Theil durch keine bestimmte Vorschrift irgendwie vorgezeichnet ist". Deutsche Prosaisten sollten sich Dieses merken, denen oft eine große Vernachlässigung guten Wortfalls zum Vorwurf gereicht.

Entrüstet fragt Zajotti: „Was ist denn eigentlich jene schmachvolle Literatur die befleckt mit Ehebruch und Blut über die Berge niedersteigt, um die schönen Gegenden Italiens zu besudeln?" Gemeint sind eine „Lelia", die „Mysterien von Paris", der „Thurm von Nesle" — „verbotene Frucht im Garten der Poesie". Volksthümlich waren ohne solche sträfliche Uebertreibungen Dante, Tasso; Ruf ist nicht Ruhm. „Liebe und Friede seien die Seele unserer Gedanken, unserer Handlungen, unserer Schriften. Etwas Anderes ist Laster bekämpfen, etwas Anderes den Menschen quälen. Die Literatur ist etwas Heiliges, sie soll die Menschen bessern; ihr, o Jünglinge, vermögt es, Dies ist eure Sendung. Nein, Italien, dies so ruhmvolle und theure Italien, hat von euch Verworfenheit nicht zu fürchten, und meine Worte schließen freudig und beruhigt."

24.

Literarische Notiz aus England.

Neue englische Bearbeitung von Goethe's „Faust".

Von den Goethe'schen Werken haben die Engländer besonders den „Faust" mit Vorliebe behandelt; es sind eine Menge Bearbeitungen und Ueberdichtungen davon erschienen, und obwol in einigen derselben auch entsetzliche Uebersetzersünden und Schnitzer unterlaufen — wie z. B. ein früherer Bearbeiter des „Nachbarin, Euer Fläschchen" mit Neighbour your *dram-bottle* (Schnapsflasche); ein Anderer „sie (die bösen Geister) lispeln englisch, wenn sie lügen" mit „they lisp *English* when they lie" übertragen hat —, so muß man doch im Ganzen eingestehen, daß tüchtige Kräfte und tiefes Verständniß des Meisterwerks unsers großen Dichters sich daran versucht haben, es ihren Landsleuten zugänglich zu machen. So ist erst jüngst wieder von Capitain Knox eine Bearbeitung erschienen, deren Verf. in der Vorrede sich rühmt, der persönlichen Bekanntschaft des deutschen Dichters sich erfreut zu haben; zugleich spricht er die Versicherung aus, daß er weder Mühe noch Zeit daran gespart; auch sei es ihm dabei mehr darum zu thun gewesen „ein herrliches Musikstück aus einer Tonart in die andere umzusetzen als blos Worte und Sylben aneinanderzureihen". Einem der besten frühern Bearbeiter, Hayward, wirft man vor, daß er sich bei seiner Arbeit zu sehr an den Buchstaben gehalten, einem Andern, Dr. Anster, daß er zu dichterisch selbständig damit umgegangen. Capitain Knox hat den Mittelweg eingeschlagen. Daß er den sich vorgesetzten Zweck nicht ganz erreicht, ist wol weniger seine Schuld als die unerreichbare Schönheit der Form und des Inhalts des Originals. Für den englischen Leser sind besonders die zahlreichen erklärenden Noten von Nutzen die er seiner Arbeit beigefügt; ein großer Theil derselben sucht jedoch blos die Vergleichungen mit Stellen aus englischen Dichtern wie Milton, Byron, Shelley hervorzuheben.

12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 148. —— 28. Mai 1847.

R. E. Prutz.

(Fortsetzung aus Nr. 147.)

Wenn wir uns mit den eigentlichen politischen Zwecken in der Literatur nicht haben befreunden können, so erkennen wir dagegen nur um so bereitwilliger den Segen an der dadurch über Kritik und Literarhistorie gekommen ist, daß man nach Gervinus' Vorgange sich gewöhnt hat, in der Literatur nicht mehr etwas Losgelöstes von derjenigen Entwickelung welche man vorzugsweise Geschichte nennt, sondern hier wie dort nur die Manifestation desselben Nationalgeistes zu erblicken. Die Tiefe und der sittliche Ernst welcher von dieser Auffassungsweise über die Literaturgeschichte gekommen ist, und von da aus auf die ganze Literatur zurückgewirkt hat, läßt sich kaum ermessen, und Prutz verdient den größten Dank, daß gerade er ihr mit ebenso viel Bewußtsein als edler Begeisterung im „Literarhistorischen Taschenbuch", sowie in der „Geschichte des Göttinger Dichterbundes" und der „Geschichte des deutschen Journalismus", einen so schönen und reinen Cultus hingestellt hat.

Fest steht es nach dieser Anschauungsweise einmal für allemal, daß eigentlich classische Literaturproducte nur aus einem großartigen politischen Leben erwachsen können, etwa wie zur Zeit der Königin Elisabeth in England. Schon Goethe hat Dies ausgesprochen, oder doch in einem polemischen Artikel „Literarischer Sansculottismus" wenn auch nicht ohne Widerstreben zugestanden. Er machte indessen zugleich dringend darauf aufmerksam, daß, wer den Begriff des Classischen so fasse, sich vor der Geringschätzung des Nichtclassischen als solchen zu hüten habe. Und gewiß fällt auch ein gutes Stück echter Poesie außerhalb desselben. Mögen wir immerhin nur Den einen Classiker nennen der gute Zeiten, der die reifsten Früchte der bis jetzt großartigsten, der staatlichen Entwickelung genießt; aber als Dichter im vollen Sinne des Worts bleibe auch Der geehrt der scheinbar Wenig von außen empfängt und sich auf sich selbst zurückziehen muß, um „still an sich selbst zu bauen": wir haben die Beispiele nahe genug, daß durch solche scheinbar rein künstlerische Entwickelung Großes geleistet ist. Und schöpft sein Genius nicht auch aus jener ursprünglichsten Quelle der Poesie, aus dem Leben, welches denn doch keineswegs sämmtlich im Staate verbraucht wird, sondern auch in manchen vom Staate völlig unabhängigen Sphären, z. B. im Verhältniß der Geschlechter zueinander, immer wieder aufs neue zum Vorschein kommt? Dennoch werden diejenigen Dichter welche gleichsam aus diesem menschlichen Stillleben schöpfen, im Gegensatze zu denen welche sich direct ans Staatsleben anlehnen, in der Regel den Vorwurf zu erdulden haben, daß sie nicht „zeitgemäß" seien; aber sehr mit Unrecht: denn gewiß ist ihre Zurückgezogenheit vom Politischen stets ebenso sehr von den Zeitverhältnissen bedingt als die directe Theilnahme welche denselben zu andern Zeiten von den Dichtern geschenkt wird. Und ist denn nicht eine Consequenz jener Ansicht, wonach die literarische und die weltgeschichtliche Entwickelung wie Seele und Leib Eins sind, eben die, daß der Dichter in jedem Falle auf der Höhe der Zeit stehe? Wenn er aber einmal auf derselben steht, wozu ihm noch mit dem sogenannten Zeitgemäßen unter die Arme greifen?

Principiell können wir die Uebereinstimmung des Verf. mit dem soeben Gesagten im Allgemeinen wol voraussetzen; factisch macht sich in den kritischen Abhandlungen seiner „Kleinen Schriften" ein ungeduldiges Hindrängen nach jenem Classischen geltend welches das goldene Zeitalter ebenso wol der Politik als der Literatur bezeichnet. Und wie anerkennenswerth wäre ein solches Streben, wenn es nicht mehr oder weniger auf Kosten der bisherigen Heroen unserer Literatur geschähe! Nicht etwa so, als ob Prutz den Werth z. B. eines Goethe an und für sich zu gering anschlage, sondern folgendermaßen verhält es sich damit.

Man erinnert sich, daß Gervinus in die ungeheuere Einseitigkeit verfiel zu verlangen: man möge sich vor der Hand nur erst politisch entwickeln und sich um die Poesie nicht kümmern, die für den Augenblick doch nicht gedeihen könne. Diese völlig naive Foderung ist natürlich unerfüllt geblieben, und die Literatur geht ruhig ihren Gang fort. Dabei kann die Frage aufgeworfen werden, ob wir gegenwärtig literarische Epigonen sind, oder am Eingange einer neuen Literaturepoche stehen. Prutz ist entschieden für die letztere Ansicht. Dabei urtheilt er keineswegs günstig über die Erstlingsfrüchte dieser neuen Epoche, ja, trotzdem daß er selbst in ihr als Dichter seinen Platz einnimmt, läßt er sie seine ganze

Härte und Geringschätzung fühlen. Indessen ist er der festen Ueberzeugung, daß die rasch vorwärtsschreitende politische Entwickelung sie auf ihre Schwingen nehmen und zu den Höhen der Classicität hinantragen werde. Die Keime derselben liegen bereits in ihr und beruhen eben auf ihrer Verbindung mit der Politik: auf dieses specifische Merkmal künftiger Größe wird außerordentliches Gewicht gelegt und nicht verhehlt, daß unter diesen Umständen jene Heroen schon kein lebendiges Verhältniß mehr zu uns haben können. Selbst in Bezug auf ihre Freiheitspoesien und namentlich in Bezug auf den „Faust" wird Dies gesagt, indem der Dichter sich nach unserer Meinung von seiner Zeit aus vorahnend auf eine lange Reihe von Jahren, etwa bis ein ihm ebenbürtiger Genius aufsteht und einen ähnlichen Wurf in die Zukunft schleudert, mit dieser abgefunden hat, wenngleich er nicht die besondern, sondern nur die allgemeinsten Formen vorgezeichnet haben mag in denen das Titanenstreben der Menschheit zunächst zur Erscheinung kommt. So sieht sich der Leser dieser „Kleinen Schriften" die großen Dichter der nächsten Vergangenheit, und namentlich Goethe, ferngerückt und sich auf eine literarische Gegenwart angewiesen welche der Verf. selbst vor der Hand für ziemlich trostlos hält.

In diesem Sinne hat Prutz sich namentlich in einer Reihe von Abhandlungen ausgesprochen, welche wir deshalb zum Schlusse näher ins Auge fassen als die übrigen, weil der Verf. sich in jeder derselben über eine ganze Gattung der Literatur verbreitet, wodurch sie eine besondere Bedeutung erhalten. Dabei wollen wir uns möglichst darauf beschränken, die Meinungen des Verf. kurz in ihren Grundzügen vor dem Leser aufzustellen, und uns selbst aller Bemerkungen dazu möglichst enthalten, da aus dem bereits Gesagten unsere Stellung zu denselben im Allgemeinen schon hervorgeht und es hier nicht darauf ankommen kann über diese oder jene kritische Einzelheit mit dem Verf. zu debattiren und seiner Ansicht in diesem oder jenem Punkte eine Antikritik entgegenzusetzen.

Der Ideengang, welcher auch äußerlich in allen diesen Abhandlungen wiederkehrt, besteht eben darin, daß Prutz in jeder Gattung der Literatur wie sie jetzt ist die Anfänge erblickt die in der Entwickelung des politischen Lebens ihre Fortbildung finden sollen, die ihm zwar an sich höchst unbedeutend erscheinen, mit denen er aber vor der Hand ganz zufrieden ist. Wie interessant und selbst wie bedeutend übrigens das Urtheil des Verf. dadurch wird, daß er in mehren der von ihm besprochenen Literaturgattungen selbst als Dichter aufgetreten ist, brauchen wir nur anzudeuten.

1) „Die politische Poesie, ihre Berechtigung und Zukunft." Als Gegner der politischen Poesie werden die politischen Conservativen und die Aesthetiker aufgeführt; doch sind begreiflicherweise nur die letztern von Bedeutung. Ihnen, deren Einwendungen gegen die politische Poesie namentlich durch Vischer bekannt sind, thut Prutz gewiß Unrecht wenn er sagt, daß diese ästhetischen, zartbesaiteten Seelchen die politische Krisis unserer Gegenwart gar nicht anders als mit Kopfschütteln betrachten; Entsagung genug, daß sie sie nicht als eine unsittliche verdammen: so müssen sie sie wenigstens doch als eine unschöne, unkünstlerische bedauern.

Ihnen kommt es ja durchaus nur darauf an, die Grenzen zwischen Politik und Poesie scharf zu ziehen, und wenn wir sie, welche die Politik aus der Poesie vertreiben wollten, auch vorzugsweise als Aesthetiker kennen, so läge es doch gewiß ganz außer ihrer Natur, die Aesthetik in die Politik hinüberzutragen. Wie berechtigt übrigens ihre Opposition war, gesteht Prutz selbst zu wenn er sagt, daß die politische Poesie eine Zeit lang sichtlich in Zweifel gewesen sei, ob sie selbst noch eine andere neben sich dulden solle. Diese Berechtigung nimmt jedoch Prutz jetzt keineswegs mehr für sie in Anspruch. Als Aufgabe der Kunst bezeichnet er die schöne Individualität und ihre Darstellung. Ist diese schöne Individualität einmal gewonnen, so kommt es nur auf ihren jedesmaligen Inhalt an, was künstlerisch, poetisch berechtigt und darstellbar heißen soll; sind nun ein Mensch oder eine Nation in ihrer Entwickelung so weit gediehen, daß sie auch den Staat zu ihrem individuellen und wirklichen Inhalte machen, so wird auch der Ausdruck dieses Inhalts im Schönen, d. h. die politische Poesie, nicht ausbleiben. Umgekehrt kann dieser Inhalt nirgend in der Kunst wirklich zur Darstellung kommen wo er nicht als Inhalt vorhanden ist, und Dies ist die Bedenklichkeit gegen unsere bisherige politische Poesie, welche auch Prutz für eine nur allzu wohlbegründete hält: „Es ist die Klippe an der die bisherigen Versuche wenn auch nicht gescheitert, doch zum großen Theil verkümmert sind." Das Volk hat sich daher auch von der politischen Poesie bereits wieder abgewendet, worüber der Verf. seine Freude ausspricht. Folgende Worte, welche sich an eine kurze Schilderung des J. 1840 anschließen, sind in dem Munde eines politischen Dichters zu merkwürdig, als daß wir uns enthalten könnten sie hierher zu setzen:

Dieser träumerische, illusorische Zustand, diese dogmatisirende Politik welche, statt sich um die Thatsachen zu kümmern und sich handelnd an ihnen zu betheiligen, vielmehr zufrieden war, nur die großen Triumphe gewisser allgemeiner Behauptungen, gewisser glänzender Raisonnements und Theorien auszuspielen — dieser Zustand nun fand in der phantastischen Ueberschwenglichkeit, der prächtigen Rhetorik, den schwungvollen Declamationen unserer politischen Lyrik seinen vollkommen entsprechenden und sachgemäßen Ausdruck. Selbst was dieser Lyrik von einigen scharfsinnigen Kritikern mit Recht vorgeworfen wird, ihre Unbestimmtheit nämlich, ihr leeres, inhaltloses Wesen, ihr Mangel an Plastik und lebendiger Gestaltung — fand nicht auch Dies seine volle Erklärung in der Beschaffenheit jener Zustände welche sie darstellte? Diese Flecken und Mäler, die Sprünge und Brüche, wären sie im spiegelnden Glase oder hafteten sie nicht vielmehr an dem Gegenstande selbst der daraus zurückstrahlte? Mit Einem Worte: wenn unsere Dichter hohl, bombastisch, großsprecherisch waren, lag Dies nicht daran, daß die Nation gleichfalls hohl, bombastisch, großsprecherisch war?!

Daß das Publicum sich neuerdings von der politischen Poesie zurückzuziehen anfange, beweise nur, daß es selbst in ein höheres Stadium getreten sei, und weil

Dies der Fall, so zweifelt der Verf. auch nicht, daß die gegenwärtige politische Poesie sich zu einer allgemein volksthümlich - historischen erweitern werde.

2) „Ueber das deutsche Theater." Hauptsächlich drei verschiedene Ansichten werden aufgeführt welche gegen den Versuch einer Wiederbelebung der deutschen Bühne geltend gemacht wurden. Zuerst die, daß es seit Goethe und Schiller vorzugsweise mit dem deutschen Drama vorüber sei, wogegen die Fehler der Goethe'schen und Schiller'schen Dramen bezeichnet werden. Wenn sodann die Romantiker der Ansicht gewesen sind, daß die Gattung des Drama überhaupt nicht für die Deutschen bestimmt sei, so wird Dies um so entschiedener zurückgewiesen, als es bei dem engen Zusammenhange der Literatur und speciell des Drama mit der Geschichte zugleich auf eine prädestinirte Unvollkommenheit in der historischen Entwickelung unsers Volkes würde schließen lassen. Die dritte Ansicht leugnet nur, daß die Zeit des deutschen Drama schon jetzt gekommen sei, und Dies wird zugegeben mit dem Bemerken, daß die „gegenwärtigen dramatischen Versuche" ein „künftiges Drama" vorbereiten.

(Der Beschluß folgt.)

Die vornehmen Giftmörder.

Die Geschichte der Höfe bis herab auf unsere Zeiten bietet uns Bilder dar die an tiefer Verworfenheit und Ruchlosigkeit ihres Gleichen in den untern Schichten der Gesellschaft suchen. Je größer die Macht, je vollkommener die Mittel, je blendender der Glanz ist der sich an diesen hohen Orten sammelt, desto tiefer und eingenisteter erscheint dort auch die Entartung, die Verwesung, die völlige Auflösung, sobald der Thron von verworfenen Charakteren eingenommen und umgeben zu werden anfängt. Die Geschichte der Stuarts und Bourbons wird in dieser Hinsicht für ewige Zeiten als Tafel der Warnung und des Abscheus dastehen. Das Verständniß der Greuelthaten welche die Völker verübt, sobald sie endlich, liederlicher Wirthschaft und unerträglichen Drucks müde, mit gewaltthätiger Hand Aenderungen versuchten, dieses Verständniß des Rasens der Völker liegt in den Einzelheiten der Verderbniß der Höfe. Unter den geschichtlichen Charakteren die eine der bedeutendsten Rollen in den knotenschürzenden Vorspielen der Revolutionen der Völker spielen, wird Jakob I. von England, der Sohn Maria Stuart's und Nachfolger Elisabeth's, stets als eine der widerlichsten Erscheinungen dastehen. In aller Kunst des Trugs, der Verstellung, der Heuchelei war er Meister, er schwelgte in geheimen und unnatürlichen Lüsten, während er mit grausamer Strenge Gesetze für Gottesfurcht und guten Lebenswandel erließ. Sein Hof war der Schauplatz der empörendsten Aergernisse und Schandthaten. Darunter nimmt der Giftmord, begangen von dem Grafen Rochester, dem Liebling und Geliebten des Königs, an dem Geheimschreiber und Vertrauten dieses Monarchen, Sir Thomas Overbury, eine bedeutende Stelle ein. Dies Ereigniß, obwol noch nicht vollkommen aufgehellt, läßt einen tiefen Blick in die Fäulniß und die Verworfenheit der Zustände thun, zu deren Beseitigung das Volk in seiner „Gemeinwohlfahrt" dann zu so blutigen und grausamen Mitteln greifen mußte. Zur Entwickelung des über diese ruchlose That noch waltenden Geheimnisses, soweit besonders die vermuthete Mitwissenschaft des Königs selbst in Frage steht, trägt eine jüngst erschienene Schrift bei: „The great oyer of poisoning: the trial of the Earl of Somerset for the poisoning of Sir Thomas Overbury in the Tower of London, and various matters connected therewith, from contemporary manuscripts. By *Andrew Amos*."

Bekannt ist, daß der Geheimschreiber des Königs, Sir Thomas Overbury, der nebst seinem amtlichen Beruf die schändliche Rolle eines Zubringers für die schändlichen Leidenschaften seines Gebieters übte, hauptsächlich dazu beitrug, daß der unter dem Namen Robert Kerr oder Carr am Hofe Jakob's I. erschienene junge Schotte, der wegen seiner Schönheit die Augen des Monarchen auf sich gerichtet hatte, schnell mit Ehrenstellen überhäuft und endlich zum Lordoberschatzmeister von Schottland und zum englischen Pair mit dem Titel eines Grafen von Somerset ernannt wurde. Ja, Overbury war nicht nur der Vermittler zwischen Somerset und der Gunst des Königs, er diente den Lüsten des Erstern auch anderweitig, indem er ein Liebesverhältniß zwischen ihm und der neunzehnjährigen Lady Frances Howard, der Gemahlin des Grafen von Essex, einleitete und begünstigte. Als jedoch dieses Verhältniß eine ernstlichere Verbindung herbeizuführen drohte, die Gräfin einen Scheidungsproceß gegen ihren Gemahl einleitete, um den Grafen Somerset heirathen zu können, widersetzte sich Overbury, der dabei seine geheimen Absichten haben mochte, ebenso entschieden dieser Verbindung als er früher den verbrecherischen Umgang zwischen Beiden begünstigt hatte. Als trotzdem die Scheidung ausgesprochen wurde und die Vermählung stattfinden sollte, war Overbury so unvorsichtig, laute Drohungen gegen das neue Ehepaar auszustoßen und darauf hinzudeuten, daß, wie die Erhöhung Somerset's sein Werk, es auch in seiner Macht stehe ihn in der Gunst des Königs zu vernichten. Dies entschied sein Schicksal: die Gräfin hatte schon wegen seines Widerstandes gegen ihre Heirath unversöhnlichen Haß auf ihn geworfen; sie hetzte ihren Gatten an auf das Verderben des Gehaßten zu sinnen. Doch verhüllten Beide ihre wahren Gesinnungen unter der Maske der Heuchelei, und zeigten ihm wie früher Zuvorkommenheit und Freundschaft. Durch den falschen Rath Somerset's veranlaßt, schlug Overbury eine ihm vom König angebotene Gesandtschaft aus und brachte dadurch den König wider sich auf, der ihn in den Tower werfen ließ. Wie weit der König schon bis dahin im Einverständniß oder im Mitwissen dieser Vorgänge war, ist aus den geschichtlichen Urkunden nicht ermittelt und wird kaum je ermittelt werden. Sicherlich ist nur, daß Overbury um Geheimnisse des Königs wußte deren Verlautbarung um jeden Preis verhütet werden mußte. Aus seinem Gefängnisse, während dessen halbjähriger Dauer sich Somerset stets als sein Freund stellte, welcher seine Sache vor dem tieferzürnten Könige führte, ließ er ungeduldig über die lange Gefangenschaft von Zeit zu Zeit Drohungen gegen Somerset fallen, die sein Schicksal nur beschleunigten. „Treibt mich nicht zum Aeußersten", schrieb er ihm, „sonst werde ich Etwas sagen was Ihr und ich bereuen werden; ob ich lebe oder sterbe, so wird Eure Schande nimmer sterben, sondern ewig der Welt Kind sein, um Euch unter allen Lebenden als den verabscheutesten Menschen erscheinen zu lassen." Gleich nach der Gefangensetzung hatten die Bösewichte Sorge dafür getragen, daß der Gefangene mit ihren Creaturen umgeben war. So ward ein gewisser Sir Jervis Elwis oder Helwysse zum Statthalter des Tower, und ein gewisser Richard Weston, früher ein Krämer, zum Unterkerkermeister ernannt. Mit ihrer Hülfe und dem Beistande einer Frau, Mrs. Turner, die früher ein übelberüchtigtes Haus gehalten und zu den geheimen Zusammenkünften zwischen Somerset und seiner Geliebten die Hand geboten hatte, wurde dem zu langsamem Tode verurtheilten Gefangenen nach und nach eine Menge Gift in seine Speisen beigebracht, welches ein gewisser Apotheker Franklin bereitet haben soll. So soll Overbury nach und nach mehr Gift genommen haben als hingereicht hätte 20 Menschen zu tödten; aber er hatte eine eisenfeste Natur und schien endlich zu ahnen was man mit ihm vorhatte. Die Gräfin bestand daher auf schnelle Erledigung der Sache, und die Eingeweihten erhielten demgemäß Befehle. Dem Opfer ward, nachdem es früher Arsenik und andere drastische Gifte empfangen, im Oct. 1613 ätzendes Quecksilbersublimat beigebracht, das seinen Leiden durch schmerzlichen Tod ein Ende machte. Ob-

wol gleich nach dem Tode Overbury's und nach dem schnellen Einscharren seines Leichnams seltsame Gerüchte in Umlauf kamen, und laut von Vergiftung gesprochen wurde, so geschah in der ersten Zeit gar Nichts, irgendwen zur Verantwortung zu ziehen. Erst nachdem der allmächtige Günstling später beim Könige in Ungnade gefallen war, wagten die Verwandten Overbury's auf Untersuchung anzutragen. Zuerst wurden die Helfershelfer des verbrecherischen Ehepaars zur Rechenschaft gezogen. Der König, ein vollendeter Schauspieler, ließ, als die Sache ruchbar wurde, alle Richter vor sich laden, kniete in der Mitte derselben nieder und sprach Folgendes: „Meine Herren Richter! Es ist kürzlich zu meiner Kenntniß gekommen, daß ihr gegenwärtig den Fall einer Vergiftung zu untersuchen habt. Herr! in welche beklagenswerthe Lage soll dies Königreich (die einzige wegen ihrer Gastfreundschaft berühmte Nation in der Welt) gerathen, wenn unsere Tafeln zu solchen Fallstricken werden, daß Niemand ohne Lebensgefahr daran essen kann, und daß der italienische Gebrauch unter uns Mode wird. Deshalb und weil Sie, Mylords, am großen und fürchterlichen Tage des Gerichts es zu verantworten haben werden, mache ich es Ihnen zur Pflicht, es ohne Gunst, Vorliebe oder Parteilichkeit strengstens zu untersuchen. Und wenn ihr irgend einen des Verbrechens Schuldigen schonen solltet, so mag Gottes Fluch auf euch und euere Nachkommenschaft fallen; und wenn ich einen Schuldigen schone, so möge mich und meine Nachkommenschaft des Himmels Fluch auf ewige Zeiten treffen!" Der Schwur ward gebrochen. Die Hauptschuldigen wurden vom Könige geschont; der herabbeschworene Fluch hat sich erfüllt: der Sohn des Meineidigen bestieg das Blutgerüst, seine Enkel und Urenkel irrten, von Thron und Land vertrieben, hülfeheischend in der Fremde umher, bis selbst ihr Name ausstarb. Die Geschichte ist für die Könige ein Racheengel wie sie es für die Völker ist. Die vor Gericht gestellten Helfershelfer gestanden das Verbrechen ein und starben den Tod der Verbrecher; die Hauptschuldigen wurden gleichfalls auf ihr Geständniß hin überwiesen, vom Gericht zum Tode verurtheilt, aber nachdem man sie einige Jahre in Gewahrsam gehalten, vom Könige mit dem Leben begnadigt, jedoch mit Verbannung vom Hoflager bestraft. Die wiederholte Erklärung Somerset's vor seiner Verurtheilung, daß Jakob es nicht wagen dürfe ihn verurtheilen zu lassen, erscheint als eine Bestätigung der gleich damals verbreiteten Gerüchte, daß der gefallene Günstling in geheimer Mitwissenschaft entsetzlicher Thaten des Königs war, als welche die öffentliche Meinung die Vergiftung des Sohnes des Königs, des Prinzen Heinrich, bezeichnete.

Nachdem in Vorstehendem in kurzen Zügen die Thatsachen, wie sie frühere Geschichtschreiber dargestellt haben, erzählt worden sind, Einiges über den obenerwähnten neuen Beitrag zur Aufhellung dieses Ereignisses. Amos erhebt nämlich Zweifel darüber, ob die Schuld Somerset's gesetzlich erwiesen sei, während er auf dem Grund der von ihm veröffentlichten Urkunden den Beweis zu finden glaubt, daß Andere viel stärker bei dieser ruchlosen That betheiligt waren. Aus diesen Urkunden geht nämlich hervor, daß nach dem plötzlichen Verschwinden des Gefangenen wol eine Todtenschau über den Leichnam stattgefunden, daß aber Lord Northampton, der Großohm der Gräfin Essex, nur weil diese Förmlichkeit nicht zu umgehen war, Auftrag dazu ertheilt, aber in der Wahl der Todtenschauer Anstalt getroffen hatte, daß es eine bloße Förmlichkeit blieb. Es geht ferner daraus hervor, daß Overbury, obwol von niederm Herkommen, eine sehr wichtige Person war und nach des Kanzlers Bacon Ausdrücken „Mehr von den Staatsgeheimnissen wußte als der Geheimrath selbst", daß der König um die Gefangensetzung dieses Mannes wußte, sie selbst veranlaßt hatte; daß er ihm ärztlichen Beistand durch seinen eigenen Leibarzt Mayhorn oder Mayerne, einen berühmten, in den dunkeln Künsten der damaligen Alchemie tieferfahrenen Scheidekünstler, im Gefängniß zukommen ließ; daß dieser französische Arzt als Amanuensis bei Behandlung des Kranken sich eines gewissen Apothekers Paul de Lobell bediente, und dieser die von Mayerne vorgeschriebenen Arzneien bereitete; daß das Geständniß des Burschen dieses Apothekers auf dem Krankenlager die Untersuchung nach zwei Jahren herbeiführte, daß aber alle diese wichtigen Zeugen bei dem Processe nicht zum Vorschein kommen. Alle diese Räthsel faßt Amos in folgender Darstellung der Sachlage zusammen: „Es ist augenscheinlich, daß Somerset zur Zeit der Gefangennehmung Overbury's mit dem Umstande wohlbekannt war, daß des Königs Leibärzte dem Gefangenen ärztlichen Beistand leisteten. Es ist auffallend, daß Dies geschah, und schwer zu glauben, daß der König sich nicht mit seinem Leibarzt über die Ursache von Overbury's Tod unterhalten haben sollte; es ist erwiesen, daß der König zwei Jahre lang keinen Schritt in der Sache that. Der König hat also wenigstens bei der Verfolgung Overbury's mitgewirkt: er trug dem Geheimrath persönlich auf ihn in den Tower zu setzen, und war taub für die Verwendung seines Vaters und seiner Mutter um Freilassung ihres Sohnes, obwol die Strafe des langen Gefängnisses mit dem vorgegebenen Vergehen, die Gesandtschaft nach Rußland ausgeschlagen zu haben, in gar keinem Verhältniß stand. Nichtsdestoweniger nimmt man allgemein an, daß die Gräfin von Somerset sich Weston's und Franklin's bediente Overbury zu vergiften, und daß Elwis, der Kenntniß von ihrem Anschlage hatte, nicht alles in seinen Kräften Stehende gethan hat die That zu verhüten. Es mag bemerkt werden, daß die Annahme, daß König Jakob der eigentliche Mörder Overbury's gewesen sei, vielleicht auf die genügendste Weise das seltsame Betragen des Königs gegen Somerset während dessen Gefangenschaft und seine Vorkehrungen und Befürchtungen hinsichtlich der Berurtheilung dieses Mannes erklärt. Denn wenn Jakob die Ermordung Overbury's beabsichtigte, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß er Somerset, der so hoch in seinem Vertrauen stand, in das Geheimniß eingeweiht hatte. Jedenfalls würde die Freisprechung Somerset's erfolgt sein, wenn er den untersuchenden Pairs den Zusammenhang dieser Sache mitgetheilt und ihnen den Schlüssel durch die Irrgänge eines Processes gegeben hätte der die Nation bis zum heutigen Tage schaudern macht. Wenn man hinwiederum annimmt, daß König Jakob bei seiner Absicht, Overbury aus dem Wege zu räumen, sich der Erfahrung seines Arztes Mayerne in der Kunst geheimer Vergiftung bedient, und daß Mayerne's Landsmann Lobell wirklich die Anzeichen eines schuldigen Gewissens kundgegeben, die in einer der unterschlagenen Zeugenaussagen so deutlich beschrieben sind: so fragt sich immer noch, ob alle diese Ränke nicht gleichzeitig und unabhängig von dem Anschlage eines rachedurstigen Weibes vorsichgegangen, die den Tod Overbury's veranlaßt hat."

Aufmerksam ist noch darauf zu machen, wie unerklärlich es ist, daß ein Mann wie Lord Northampton, hätte es sich blos um Befriedigung der Rache eines wollüstigen Weibes gehandelt, so tief die Hand bei dieser Frevelthat im Spiele gehabt haben sollte, wie Solches aus den Urkunden hervorgeht. Wie Dem aber auch sein mag, das Geheimniß welches das erkorene Opfer durch frühzeitigen und schmerzvollen Tod mit der Stille des Grabes verhüllen sollte ist bis zur Stunde unbekannt. Auch Amos ist jedoch der Ansicht, daß es die Ermordung des Prinzen Heinrich war. Die von ihm mitgetheilten Urkunden unterstützen diese Vermuthung. Mayerne war der Arzt des Prinzen, und während alle von ihm verordneten Recepte in der Krankheit des Prinzen, die mit dessen Tode endigte, in dem Krankenbuche des Arztes fehlen und die darauf bezüglichen Blätter herausgerissen sind, ist es im Uebrigen sehr vollständig, sodaß darin sogar ein Recept „für der Königin schwarzes Pferd" erscheint. Zwar ist nach dem Tode des Prinzen der Leichnam geöffnet und untersucht, auch darüber ein vollständiges Protokoll aufgenommen worden, jedoch geht daraus keineswegs hervor, daß man zur Ermittelung ob eine Vergiftung stattgefunden sich chemischer Reagentien bedient habe.

M.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 149. —— 29. Mai 1847.

K. E. Prutz.

(Beschluß aus Nr. 148.)

3) „Ueber die Armuth der komischen Literatur, besonders der deutschen." Die Komik, in heiterer Duldsamkeit, gesteht auch den Widersprüchen und Unvollkommenheiten des Lebens ihre Geltung zu; sie erkennt durch die Irrthümer und Verkehrtheiten der Welt hindurch das Ewige und Unvergängliche; unberührt und unbeängstigt durch die Erscheinung des Unvernünftigen, Vergänglichen, Endlichen führt sie dasselbe, wo immer es auftritt, sofort zurück in das Vernünftige und Absolute.

Dieser Triumph der Rückkehr des abgefallenen, endlichen Geistes in seine Unendlichkeit, diese Freude des Vaters, der den verlorenen Sohn zurückführt in sein Haus, ist die Freude, das Erquickliche und Göttliche des Komischen: und so mögen wir das Gelächter, das behaglich erschütternde, wol einer Festmusik vergleichen mit welcher der Heimgekehrte empfangen wird.

Die Komik ist die letzte und reifste Blüte der Literatur, und nirgend fast bis jetzt sind Zeiten und Völker vom Humor so durchaus durchdrungen worden, daß nicht die Kunstwerke denen sie das Dasein gegeben, durch die Unvollkommenheit mit der in ihnen das Komische zur Erscheinung gelangt ist, das Zeitliche und Irdische ihrer Abstammung verriethen. Den Einen schien die Auflösung der Welt durch den Humor zu weit zu gehen: sie wollten der Wirklichkeit ihre Rechte bewahren, indem sie lehrend und züchtigend die Poesie des Komischen für die Prosa der Endlichkeit benutzten, oder sie fürchteten in der Komik für die Wahrheit aller höhern und göttlichen Empfindungen selbst, d. h. sie wurden zugleich sentimental. Die Andern gaben sich der nach Hegel's Vorgange sogenannten falschen Ironie hin, welche, indem sie innerlich Nichts als das eigene empirische Ich anerkennt und lediglich dessen Befriedigung im Auge hat, sich auch an dem wirklich Werth- und Inhaltvollen, an der eigenen Schöpfung der Kunst vergreift. Vollständig entfaltet hat sich das Komische bis jetzt nur einmal, im alten Griechenland, und auch dort reichten zwei Menschenalter hin, um selbst bei einem so köstlich organisirten, jugendlichen und durchaus künstlerischen Volke die Blüte der Komik zum Abwelken zu bringen, „weil gerade in dieser Zeit die griechische Freiheit verloren ging".

4) „Stellung und Zukunft des historischen Romans." Daß etwas Zwitterhaftes, Verkrüppeltes dem historischen Romane anklebe, wird zugegeben, doch soll es mehr auf seiner zeitweiligen Erscheinung als auf seiner Idee beruhen. Der Verf. zweifelt nicht,

daß, wie unser historisches Dasein sich zu voller harmonischer Gestaltung verklären wird, so auch die Form des historischen Romans sich immer harmonischer entwickeln, immer mehr sich mit den Elementen der Kunst erfüllen und sättigen, nach immer vollständigerm künstlerischen Ausdruck ringen wird: bis es endlich wieder dasteht, in einer neuen Zeit, einem neuen Staate, unter einem erneuten, freien Volke: das neue epische Gedicht.

5) „Ueber die Unterhaltungsliteratur, insbesondere der Deutschen." Neben der eigentlichen Literatur geht eine andere zweite Literatur her, welche, scheinbar unberührt von aller geistigen Entwickelung, allein für den Augenblick vorhanden ist und mit ihm untergeht, — die Unterhaltungsliteratur. Allmälig hat sich über sie eine gewisse ästhetische Geringschätzung gelagert, die bei Vielen sogar von moralischer Verachtung nicht frei geblieben ist: weder die eine noch die andere theilt der Verf. Zwar die Völker der Alten Welt, meint er, die Griechen und Römer, kennen eine solche literarische Doppelgängerin nicht; denn bei den Griechen, diesem eigentlich künstlerischen Volke, ließ die Harmonie der Bildung diesen Zwiespalt nicht zu, und bei den rein praktischen Römern fehlte jene breite Grundlage eines großen gemischten Publicums, ohne welche eine Unterhaltungsliteratur nicht existiren kann, da eben erst die mannichfaltigen Bedürfnisse dieses Publicums sie selbst erzeugen. Dahingegen in die moderne Welt ist „ein geheimer Bruch, ein innerlicher Zwiespalt" hineingekommen: Bildung und Leben, Theorie und Praxis liegen in beständiger Fehde. Diese Kluft zwischen Theorie und Praxis, Literatur und Leben macht sich nirgend schroffer geltend als in Deutschland. Unsere Literatur wie sie seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts vorliegt hält Prutz nicht sowol für ein unmittelbares Product des Lebens als für ein Erzeugniß der Kritik.

Was daraus gefolgt ist? — fragt er. Wir wollen die Dinge nicht schwärzer sehen als sie sind: und darum dürfen wir nicht verschweigen, daß dereinst, in künft'ger Zeit, wenn einmal u. s. w.

Vor der Hand aber sei unsere eigentliche Literatur nur von Literaten für Literaten geschrieben, was gut an ihr sei zugleich „langweilig“ und ihre kurzweilige Doppelgängerin vollkommen berechtigt.

Indem wir hierbei nochmals an unsere obige Bemerkung erinnern, daß in diesen „Kleinen Schriften“ der Versuch einer vollständigen Verständigung mit dem größern Publicum gemacht sei, wollen wir nicht versäumen sie diesem auch aufs angelegentlichste zu empfehlen. Und Dies können wir mit um so besserm Gewissen, weil Prutz neben seinen modernen politischen Ansichten, welche wir in dieser Unmittelbarkeit allerdings nicht gern auf die Poesie angewandt sehen, als zweiten Grundzug seines literarischen Charakters (den wir hier nur noch andeuten können, obgleich er ebenfalls wie die politischen Ansichten in einem besondern Aufsatze zu Tage kommt) eine gründliche antike Bildung weder verleugnen kann noch will, und mit ihr jene griechische Weltanschauung besitzt welche jeden wirklichen Abfall von dem Schönen unmöglich macht. Um das von dem Autor entworfene Bild einigermaßen zu vollenden und abzurunden, schließen wir am liebsten mit Anführung einer Bemerkung, die Prutz zwar ausdrücklich nur als eine beiläufige geben will, aber doch wol nicht ohne Absicht gerade an den Schluß des Aufsatzes über Shelley und somit überhaupt der kritischen Arbeiten seiner „Kleinen Schriften“ gesetzt haben mag. Sie lautet in klangvollen Worten:

Und wenn endlich nebenher aus diesen Betrachtungen auch noch Dies hervorgehen sollte, daß auch über dem Kampf, dem bestgemeinten, der Freiheit, des Lichts, der Aufklärung eine heilige, keusche Nemesis, eine Göttin der Zucht und des Maßes wacht, und daß auch der Dichter, der an keinem andern Altare mehr dient, keine andere Gottheit mehr verehrt — aber am Altar der Grazien muß er dennoch knien! der Göttin der Schönheit muß er dennoch opfern! — so ist auch Dies ein Resultat das wir keineswegs ablehnen, im Gegentheil unsern Zeitgenossen wie uns selbst immer und immer wieder ins Gedächtniß zurückrufen wollen.

H. Pröhle.

Volksrecht. Juristenrecht. Genossenschaft. Stände. Gemeines Recht. Von Heinrich Thöl. Schwerin, Stiller. 1846. Gr. 8. 27½ Ngr.

Als man in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Deutschland geistig erwachte, und die vorhandenen Zustände mit kritischem Blicke zu betrachten anfing, mußte man auch bemerken, daß namentlich der Zustand des Rechts und der Rechtspflege ein äußerst anomaler sei, der aus allgemeinen Begriffen, wie man sie damals dem Naturrechte zum Grunde legte, durchaus nicht abzuleiten stand, und nur für das Resultat einer rein sich selbst überlassenen, durchaus irrationalen und planlosen historischen Entwickelung gelten konnte. In den beiden größten deutschen Staaten wählte man deshalb das Auskunftsmittel neuer und das alte gemeine deutsche Recht formell beseitigender Gesetzgebungen; für die übrigen Staaten ward aber nach dem Hinwegfallen der Reichsverfassung, nach jenem Austritte der beiden größten Staaten aus der alten Rechtsgemeinschaft und nach der immer bestimmter erfolgten Ausbildung der Einzelsouverainetäten der ganze Rechtszustand in eine Lage gebracht die zu gründlichen Reformen dringend aufzufodern schien. Man ward — und so ist es noch jetzt — gleichsam nach zwei Seiten hingezogen. Auf der einen Seite blieb die alte Gemeinschaftlichkeit des Rechts in Tradition und überkommener Anschauungsweise der Juristen — denn das Volk hatte das Bewußtsein davon verloren —, sie blieb in manchen alten Einrichtungen, die früher gemeinschaftliche für Deutschland gewesen waren und sich auf gleiche Weise in den verschiedenen Territorien noch vorfanden; sie blieb endlich in der gemeinschaftlichen Wissenschaftlichkeit und gelehrten Seite des Rechts, wofür die Universitäten die Mittelpunkte bildeten. Andererseits fehlte aber der Zusammenhang politischer Einheit, ohne welche eine Rechtseinheit nicht auf die Länge bestehen kann; die Particulargesetzgebungen arbeiteten in verschiedenen, voneinander abweichenden Richtungen, und die Regierungen förderten den mit der Ausbildung der Sondersouverainetäten zusammenhängenden Particularismus. Inzwischen hatte nun auch die Wissenschaft und insonderheit die Ansicht der historischen Schule es klar gemacht, daß mit den neuen Legislationen, namentlich mit den preußischen, dem Zustande dem man hatte helfen wollen doch nur unvollständig geholfen war. Die neue Gesetzgebung war ganz im Geiste des damaligen Naturrechts davon ausgegangen, das bisherige Recht nach Inhalt wie nach Form durch ein neues und eigenes zu ersetzen, und hatte insofern die historische Fortbildung geradezu durchschnitten. Die nächste Folge dieser Tendenz war ein Hineingehen in ein Detail und ein Nachbessern, Ergänzen und Erläutern gewesen, wodurch theils die praktische Handhabung des Rechts mechanisirt, eingeschränkt und schwierig und verwickelt gemacht wurde, theils aber auch die eigentliche Quelle aller Rechtsbildung insofern getrübt zu werden schien, als in Folge der politischen Einrichtungen jenes Nachbessern und Ergänzen auf dem scheinbar einfachsten Wege, auf dem der Verordnungen und Ordonnanzen, geschah. So sind wir denn in Deutschland überhaupt auf einem Punkte angelangt auf welchem es sich darum handelt, daß für den Zustand der Rechtspflege etwas Tüchtiges und Gemeinsames geschehe.

Es ist indeß dem deutschen Charakter nicht gemäß, die zum Heile führende Maßregel schlechthin und nur auf einen glücklichen Wurf zu Tage zu fördern. Auch hier, wo es auf eine That ankäme, bemächtigt sich Theorie und Raisonnement der Sache, und wenn wir dabei vielleicht uns zu beklagen geneigt sein sollten, daß es vor lauter theoretischer Weisheit nicht zum Handeln komme, so können wir uns mit der Gewißheit trösten, daß ein Handeln ohne jene wissenschaftliche Grundlage in unserer wesentlich verständigen und positiven Zeit zu schlechten Resultaten führen müßte und wirklich führt. Wissen wir es also der Theorie Dank, daß sie eben die allgemeinen hier in Betracht kommenden Begriffe aufzuklären, und daß sie das Wesen des Rechts, den eigentlichen Grund seiner Entstehung, den Lauf seiner Fortbildung und sein Verhältniß zur Gesetzgebung festzustellen gesucht hat.

Hinsichtlich der Entstehung des Rechts lassen sich zwei Grundansichten trennen, die mit den beiden Grundrichtungen der ganzen menschlichen Lebens- und Weltanschauung in engem Zusammenhange stehen, mit der theistischen und pantheistischen Ansicht. Bevorworten müssen wir jedoch, daß diese Ansichten sich wol nie in der Wirklichkeit so entschieden und schroff und mit solcher Folgerichtigkeit ihrer Consequenzen gegenüberstehen werden, als wir sie hier, um unsere Idee klar zu machen, einander gegenüberstellen müssen.

Die Frage vom Ursprunge des Rechts ist ganz dieselbe wie die vom Ursprunge der Sprache, des Staats und der Herrschaft über die Menschen. Schon der erste Ueberblick zeigt uns, daß alle Ansichten und Ueberzeugungen über diese Fragen sich in zwei Kategorien sondern: entweder hat der Mensch sich Sprache, Recht und Staat (von Religion, Sitte und selbst den Grundelementen der äußern Cultur läßt sich Dasselbe sagen) selbst erfunden; oder er verdankt alles Dieses einer über ihm stehenden und von seinem Willen unabhängigen Macht.

Soll Ersteres angenommen werden, so bleibt die Schwierigkeit, daß ein Erfinden oder ein allmäliges Herausbringen durch Reflexion bei jenen Grundelementen des menschlichen Daseins an sich nicht denkbar, und daß es historisch völlig unerweislich ist. Bei der zweiten Annahme bleibt dagegen ein letzter unbegriffener Punkt, ein Eingreifen höherer Macht. Es läßt sich nicht Mehr sagen, als daß Sprache, Recht und Staat von selbst entstanden, daß die menschliche Reflexion nicht Mehr gethan als die Entwickelung zu erleichtern und fortzuführen, und daß man Einzelne welche die Menschheit wesentlich weiter führten nicht wegen eigener Klugheit, sondern als Organe einer göttlichen Offenbarung verehrt hat. Es liegt nahe, daß beide Ansichten mit Theismus und Pantheismus nahe zusammenhängen. Hält man den menschlichen Geist für das letzte und höchste Princip, nimmt man an, daß Gott nur in den Menschen zum Bewußtsein komme, so kann man auch die wesentlichsten Einrichtungen und Elemente im Menschheitsleben nur eben für Erzeugnisse des menschlichen Geistes halten. Es ist wenn man Letzteres thut nicht consequent, noch eine Unterwerfung unter ein nicht schlechthin mit der Welt und unserm eigenen Geiste identisches höchstes Wesen anzunehmen. So gelangt man denn hier auf der rationalistischen Seite zu einer völligen Autonomie der Vernunft; der Geist der jetzt lebenden Menschen ist ebenso berechtigt als der der vergangenen Geschlechter, das von diesen Ueberkommene ist Zwang und todte Bürde. Für den Inhalt kommt es also wesentlich auf die Einsicht der Menschen, für die Form oder bindende Kraft des Rechts wesentlich auf die Einwilligung der Menschen an. „Alle positiven Gesetze", sagt Fichte, „stehen näher oder entfernter unter der Regel des Rechts. Es gibt in denselben keine Willkür und kann keine geben. Sie müssen so sein, daß jeder Verständige und Unterrichtete dieselben Gesetze nothwendig geben müßte. Der Inhalt des Gesetzes hängt schlechthin nicht ab von der Willkür, der geringste Einfluß derselben macht es ungerecht. Die Form des Gesetzes, seine verbindende Kraft aber erhält es nur durch die Einzelnen, mit dieser bestimmten Volksmenge sich zu einem gemeinen Wesen zu vereinigen."

Auf der entgegengesetzten Seite kommt es darauf an, inwieweit man mehr oder minder starr dualistisch ist. An eine völlige Klarheit und consequente Durchführung der Ansichten ist daher, da eben das Schwanken des Theismus zwischen Dualismus und Pantheismus das Leiden der Zeit sein möchte, nicht zu denken. Nach der streng dualistischen Ansicht liegt im eigenen Geiste der Menschen Nichts, und Alles kommt von Gott. Darum kann der Mensch im Staate nie selbstmachend, schöpferisch auftreten, sondern nur Gottgegebenes entwickeln, und es ist deutlich, daß diese Entwickelung eine dem Untergange und der Vernichtung entgegenführende ist, wo sie entweder mit Bewußtsein eine Gott nicht achtende, ausschließende sein will, oder wo sie, wie im Heidenthume, ihrer Thätigkeit eine falsche Gotteserkenntniß zu Grunde legt. Hieraus folgt die Nichtberechtigung aller menschlichen Einsicht gegen das einmal Ueberkommene: Alles was die wahre Natur des Staats, was die organische Continuität in dem Nebeneinander und Nacheinander seines Lebens stört, ist Sünde und Frevel gegen Gottes heilige Ordnung. Die minder strenge Ansicht ist schon pantheistisch gefärbt. Es soll nur Wille und Ansicht des Einzelnen und der Einzelnen nicht gelten, wol aber Wille und Ansicht der Gesammtheit. Dieser Geist der Gesammtheit, dieser Volksgeist ist dann aber nicht durch Rücksicht auf die Einzelnen, nicht durch Stimmenzählen zu finden und spricht sich auch in Majoritäten nicht aus; wenn er daher gelten, aber nicht auf diesem Wege gefunden werden soll, so ist die Sache der Freiheit und des Fortschritts, da man keinen andern als eben diesen Weg kennt, damit ad calendas graecas verwiesen, die ganze Schärfe der Polemik richtet sich hier nur gegen die Geltung von Geist und Willen der wirklichen einzelnen Menschen, und räumt dem Geiste der Menschheit, dem Volksgeiste, Alles ein was eine strengere Ansicht auch diesem versagen und dem außerweltlichen Gotte allein vorbehalten muß. Das ist eben die pantheistische Färbung. Eine Vermittelung ist aber auch hier zu finden: das Recht wurzelt zwar im Gemeinbewußtsein, es geht hervor aus dem Bewußtsein der Nation als einer ursprünglichen, gegebenen Einheit, nicht aus dem der einzelnen Menschen. Tiefer betrachtet aber — auf diese Weise weicht hier Stahl dem Pantheismus aus — kann die Entstehung wie die bindende Macht des Rechts nur von der absoluten Quelle alles Ethos ausgehen, die allein den menschlichen Willen bindet — von Gott. Das nationale Rechtsbewußtsein, und gerade so weit es Bewußtsein von den obersten ethischen Rechtsprincipien ist, ist zuletzt von Gott angeregt, und das Ansehen der bestehenden Rechtsordnung beruht zuletzt auf ihrer göttlichen Institution.

Die Einseitigkeiten welche man hier der rationalistischen sowie der historischen Ansicht zur Last legen kann, brauchen wir nicht weiter zu berühren; sie sind zum großen Theil als ausgeglichen zu betrachten. Man sieht einerseits so wenig den Rechtszustand als ein freies Erzeugniß menschlichen Willens und menschlichen Bewußtseins an, als man andererseits die Berechtigung der Gegenwart zu thätiger Einwirkung verkennt. Die Ansichten der bedeutendsten Theoretiker möchten sich vielleicht in folgenden Sätzen resumiren: Das Recht entsteht allerdings auf eine instinctive Weise als Volksrecht. Die Gewohnheit bringt man hiermit auf verschiedene Weise in Verbindung. Man sieht sie als unverwerfliches Zeugniß und Kennzeichen, nicht als Entstehungsgrund eines anderswoher und vor ihr entstandenen Rechts an, sodaß die Entstehung des Rechts von der Gewohnheit unabhängig bleibt; oder man hält sie im Gegensatze zu dieser Ansicht für ein ebenso nothwendiges Moment der Entstehung und der bindenden Kraft des Rechts wie das Rechtsbewußtsein selbst. In der Fortbildung des Rechtszustandes wird dann das Recht der besondern Pflege der Juristen überwiesen, welche in diesem Kreise des Denkens das ganze Volk vertreten und das wissenschaftliche Recht, das Juristenrecht, bilden. Endlich aber tritt die Gesetzgebung hinzu, durch welche das nur auf instinctive Weise im Volke lebende Recht zum klaren und reflectirten Bewußtsein gebracht wird. Der Gesetzgebung dient aber das vorhandene, als Volksrecht durch Gewohnheit existirende Recht zur hauptsächlichsten Grundlage; denn ungeachtet aller Berechtigung der Gegenwart kann doch die Gesetzgebung den ganzen Rechtszustand nie apriorisch und neuschaffend bilden.

Für die Frage, auf deren Lösung es gerade ankommt, reichen diese wenigen Grundlagen noch keineswegs aus. Um im Wege der Gesetzgebung für Deutschland Das zu thun was eben zu thun wäre, käme es vielmehr noch auf eine vollständige, auf jene Grundlagen gebaute Theorie an, durch welche dieselben eine allseitige Ergänzung fänden. Zunächst wären jene allgemeinen Anschauungen mit dem wirklich in Deutschland vorhandenen Rechtszustande zu vergleichen, es wäre zu sondern was hier Volks- und Gewohnheitsrecht, was Juristenrecht, was fremd, was einheimisch, was rationell und aus dem Leben selbst entsprungen, und was bloßes Resultat der Willkür ist. Ohne eine solche Vergleichung müssen jene Grundanschauungen immer abstract und unbrauchbar bleiben. Man kann sehr wohl von dem instinctiven Wachsen des Rechts im Volke, von seiner Pflege durch die Juristen und seiner Fixirung durch Gesetzgebung und Gewohnheit sprechen; zu dem wirklichen Zustande, wo von rationaler Rechtserzeugung nicht die Rede ist, wo diese durch Einführung einer fremden Legislation unterbrochen wurde, die Behandlung dieser fremden Legislation bald praktisch, bald philologisch war, bald sich mit einheimischen Ansichten und Particularrechten zu einem usus modernus Pandectarum mischte, wo endlich die politische Trennung verwirrend einwirkte: zu diesem Zustande paßt jene Grundanschauung wenigstens in ihrer Allgemeinheit nicht. Einen sehr schätzenswerthen Beitrag zu einer nähern Verbindung mit der Wirklichkeit haben wir in der Arbeit von Beseler, „Volksrecht und Juristenrecht", anzuerkennen, der das vorhandene Material näher mit jenen all-

gemeinen Ansichten zusammenhält und neben Gewohnheits- und Juristenrecht noch ein von beiden unabhängiges Volksrecht annehmen zu können glaubt. Die obengenannte Schrift von Thöl ist nur eine Kritik des Beseler'schen Buches, die sich indeß weniger auf den ganzen Standpunkt als auf Einzelheiten bezieht, und daher gerade für d. Bl. keinen Stoff zum weitern Eingehen darbietet.*) Außer einer solchen genauen Berücksichtigung des wirklichen Zustandes in Deutschland, und der hieraus sich ergebenden wesentlichen Bereicherung jener allgemeinen Grundansichten wäre denn noch das Verhältniß der Gesetzgebung zu dem vorhandenen Zustande, die Grenze der Berechtigung zum eigenen Schaffen theoretisch genau festzustellen. Wir können einer genauen und erschöpfenden Theorie hier auf keine Weise entbehren. Rousseau hatte Recht wenn er die Gesetzgebung für eine „fonction particulière et supérieure, qui n'a rien de commun avec l'empire humain" erklärte. Sie ist die Aufgabe besonders berufener Genies; die großen Gesetzgeber sind die seltensten Erscheinungen in der Geschichte. Jetzt ist die Zeit außerordentlicher Erscheinungen indeß vorbei: was Beruf des Genies ist, wird Arbeit für praktische und brauchbare Leute; was zu besondern Zeiten und als historisches Ereigniß geschehen sollte, wird etwas Gewöhnliches und Theil der currenten Regierungsgeschäfte. Was die Menschheit früher als Werk besonders berufener und begabter Männer, der Seher, Weisen und Gesetzgeber, ansah, ist in unserer prosaischen Zeit Beruf von Beamtencollegien und Gesetzgebungscommissionen. Was hier die Inspiration nicht leisten kann, das muß Theorie und Wissenschaft erzeugen, und aus diesem Grunde halten wir eine fernere Ausbildung der Gesetzgebungspolitik für das wesentlichste Bedürfniß unserer Zeit, und werden die hierzu gelieferten Vorarbeiten, bei welchen es vornehmlich auf die oben angedeuteten beiden Richtungen ankommt, nur mit Dank und Anerkennung aufnehmen, wenngleich sich im Einzelnen Dieses oder Jenes gegen die gewonnenen Resultate sollte erinnern lassen. 35.

*) Ueber die Beseler'sche Schrift ist früher in Nr. 343 d. Bl. f. 1844 berichtet worden. D. Red.

Bibliographie.

Blumröder, A. v., Literarische Plänkler auf dem Felde der Philosophie, Politik, Religion, Kirche und des socialen Lebens. Leipzig, Kollmann. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Bodenheimer, L., Das Testament unter der Benennung einer Erbschaft. Nach rabbinischen Quellen bearbeitet. 1stes Heft. Crefeld, Gehrich u. Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Colmar, J. L., Predigten. Herausgegeben von Freunden und Verehrern des Verewigten. 1ster Band. Vom 1. Sonntage des Advents bis Septuagesima. 2te revidirte Auflage. Mit der Biographie und dem Bildnisse des Verfassers. 1ste Lieferung. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. Gr. 8. 22 Ngr.

Felsecker, F. L., Reise nach Rom mit Berührung der Orte Loreto und Assisi in Italien und den Besuchen der beiden Jungfrauen Maria von Mörl zu Kaltern und Domenica Lazzari zu Capriana in Tirol. Sulzbach, v. Seidel. 8. 1 Thlr.

Gok, C. F. v., Der römische Grenzwall von Altmühl bis zur Jart, in Verbindung mit den römischen Heerstraßen und Alterthümern an der Oberdonau, der Jart und dem mittleren Neckar, nach Archiv-Documenten und neueren Forschungen, mit Rücksicht auf das 3. Segment der Peutinger'schen Tafel, beleuchtet. Stuttgart, Köhler. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Ngr.

Görges, W., Friedrich Wilhelm's Album. Erinnerungsblätter dem Andenken des verewigten Herzogs gewidmet. 1stes Heft. Braunschweig. Gr. 8. 5 Ngr.

Grahl, H., Eine feste Burg ist unser Gott! Gedicht. Schneeberg. Gr. 8. 4 Ngr.

Grün, A., Der letzte Ritter. Romanzenkranz. 5te Auflage. Leipzig, Weidmann. 16. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Guericke, H. E. F., Lehrbuch der christlichen kirchlichen Archäologie. Leipzig, Gebauer. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Helfer's, J. W., hinterlassene Sammlungen aus Vorder- und Hinter-Indien. Nach seinem Tode im Auftrage des böhmischen National-Museums unter Mitwirkung Mehrerer bearbeitet und herausgegeben von *H. M. Schmidt-Göbel*. 1ste Lieferung. Mit 3 Kupfertafeln. Prag. Gr. 4. 1 Thlr. 25 Ngr.

Heyne, C. T., Joseph der Zweite, der große Mann des deutschen Volks. Nach den besten Quellen geschildert. Mit 14 Stahlstichen. 1ste Lieferung. Leipzig, Schäfer. Gr. 16. 3 Ngr.

Ideen zu einer philosophischen Begründung der Heilwissenschaft. Braunschweig, Leibrock. Gr. 8. 26¼ Ngr.

Klee, H., Grundriß der katholischen Moral. Nach dessen Tode herausgegeben von H. Himioben. 2te Auflage. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. Gr. 8. 26 Ngr.

Klesheim, Baron A. v., 's Schwarzblatl aus'n Weanerwald. 2ter Theil. — A. u. d. T.: Bildln in Holzrahmln. Gedichte in österreichischer Volksmundart. Wien, Kaulfuß, Prandel u. Comp. 8. 1 Thlr.

Köhler, C. W., Handbuch der kirchlichen Gesetzgebung des Großherzogthums Hessen. 1ster Band. Darmstadt, Diehl. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Kurtz, H., Heinrich Roller oder Schiller's Heimathjahre. Vaterländischer Roman. 2te wohlfeile Ausgabe. Drei Theile. Stuttgart, Franckh. 8. 3 Thlr. 12 Ngr.

Lamartine, A., Geschichte der Girondisten. Uebersetzt von G. Diezl und G. Fink. 1ster Band. Baden, Zehnder. 8. 1 Thlr.

Lavergne, A. de, Der Börsenspeculant. Nach dessen „Un Gentilhomme d'aujourd'hui" von G. F. W. Rödiger. Zwei Theile. Leipzig, Hartleben's Verlags-Expedition. 8. 24 Ngr.

Marchand, R. F., Ueber die Alchemie. Ein Vortrag im wissenschaftlichen Vereine zu Berlin gehalten. Halle, Anton. Gr. 8. 7½ Ngr.

Meyerbeer, G., Jenny Lind. Fragmente aus dem Tagebuche eines alten Musikers für Freunde der Tonkunst. Wien. Gr. 16. 7½ Ngr.

Mohr, C. A. F., Bibelklänge. Ein Andachtsbuch auf alle Tage des Jahres. Mit 1 Stahlstich. Leipzig, Renger. Gr. 8. 1 Thlr.

Neumaier, J., Predigten auf alle Sonntage des Kirchenjahres. Zwei Theile. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Peregrin, G., Monumente. 1ster bis 3ter Theil. — A. u. d. T.: Die Afrancesados. Historische Novelle aus dem Jahre 1814. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 3 Thlr.

Prätorius, F. W., Freie Uebertragung der Homerischen Gesänge. Odyssee. 1ste und 2te Lieferung. 1ster bis 12ter Gesang. Erfurt, Hennings und Hopf. 8. à 7½ Ngr.

Proudhon, J. P., Philosophie der Staatsökonomie oder Nothwendigkeit des Elends. Deutsch bearbeitet von K. Grün. 2ter Band. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Richter, F. W., Vorläufige Umrisse zu einer allgemeinen Sprachwissenschaftslehre. Quedlinburg, Basse. Gr. 4. 15 Ngr.

Riffel, C., Christliche Kirchengeschichte der neuesten Zeit, von dem Anfange der großen Glaubens- und Kirchenspaltung des 16. Jahrhunderts bis auf unsere Tage. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. Gr. 8. 18 Ngr.

Sandeau, J., Katharina. Uebersetzt von J. A. Moshamer. Zwei Bände. Leipzig, Hartleben's Verlags-Expedition. 8. 18 Ngr.

— — Magdalena. Uebersetzt von L. Scheyrer. Leipzig, Hartleben's Verlags-Expedition. 8. 6 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 150. —— 30. Mai 1847.

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Es muß in den Kreisen jener exclusiven Gesellschaft, als deren Hauptvertreterinnen und Fürsprecherinnen in der Romanliteratur wir Frau v. Paalzow und die Gräfin Hahn-Hahn anzusehen gewohnt sind, das Leben von einer entsetzlichen geistigen Leere ergriffen und zernagt sein, wenn wir „Sibylle"*), das neue Buch der Gräfin Hahn-Hahn, als ein genaues und getreues Bild davon nehmen können. Die Verf. stellt uns hier in der Hauptperson einen Charakter auf der in seiner Consequenz mit wahrer Meisterhand durchgeführt ist, der aber zu gleicher Zeit mit seinem Abscheu gegen den Inhalt des Lebens, mit dem krankhaften Streben nach einem andern Sein, das keiner Veränderung, keinem Wechsel unterworfen ist, mit der unruhigen Qual, nirgend in den einzelnen Erscheinungen das „Feste, Ewige, Beständige, Immerwährende" erreichen zu können, mit dem kalten Verstande, der alle die Ereignisse des Lebens, statt sich denselben hinzugeben, zerlegt und zergliedert, und sie dann zerpflückend wegwirft wie die Blätter einer Blume in deren Kelch man einen häßlichen Wurm entdeckt hat, der aber, sagen wir, in diesem seinem ganzen Umfange eine Grundlage haben muß die den einzelnen Menschen unbefriedigt von sich stößt, die keinen Halt und Ankerpunkt darbietet für die Seele, die in ihrem Streben nach dem sittlichen wahren Inhalte des Lebens hinausgeschleudert wird auf das nebelgraue gestaltlose Meer der Abstractionen, um daselbst Schiffbruch zu leiden oder vielmehr langsam geistig und körperlich sich zu verflachen und abzusterben. Der wahre Inhalt der das Leben erfüllt genügt diesem Charakter nicht, er sieht in Allem nur den Wechsel, das Vergängliche, und sucht doch in seinem Geiste das Ewige und Beständige was sich nie ändern soll und darf. Wir erblicken in diesen Zuständen nur das Resultat der geschichtlichen Entwickelungen. Dahin mußte es in jenen exclusiven Kreisen kommen, die sich von den neuen Bewegungen des Volkes abschließen, die sich nicht mehr an der geistigen Entwickelung der Neuzeit betheiligen, sondern ihr Leben festwurzeln ließen an veralteten Einrichtungen, sich nährten mit dem Thau der vergangenen Nacht, und ihren Blick nun rückwärts in die Vergangenheit gerichtet halten, indeß jene Kreise auf welchen jetzt der Schwerpunkt der Geschichte ruht, auf welche jetzt die weitere geschichtliche Fortbildung als Aufgabe übergegangen ist, nun ihr Auge der aufsteigenden Morgenröthe entgegenwenden und mit Freude und Hoffnung in die Zukunft blicken. Es ist der Janus, dessen alter Kopf den Adel mit seinen feudalistischen und patriarchalischen Einrichtungen darstellt, indeß das junge heitere Antlitz den Bürgerstand repräsentirt, oder besser gesagt, das Volk das sich zu seinen freien Institutionen selbst bestimmen will. Dahin mußte es kommen, daß das Leben in jenen Kreisen von einer schrecklichen Hohlheit getroffen wird, und haltlos und voller Sehnsucht hinausirrt nach einem Gegenstande an welchem es sein müdgehetztes Schifflein anbinden, aber nie das Ziel erreichen kann, so lange es in dem alten Fahrwasser bleibt. Die Ewigkeit nach welcher Sibylle sucht ist ein Luftbild, ein leerer Schemen, die in den einzelnen Gestalten und Ereignissen nicht existirt; jene Ewigkeit würde die organische Entfaltung der Welt, des allgemeinen menschlichen Geistes sowie den des Individuums zu einem todten Schema austrocknen, zu einem Leichname den man in Spiritus aufbewahren oder besser gleich begraben könnte. Das ist der große Irrthum in dem Charakter Sibyllens, die sich mit einem gewissen philosophischen Bewußtsein aufbläht, daß sie eine Ewigkeit in den einzelnen Gegenständen für einzelne Empfindungen sucht, während diese ihrer Natur nach vergänglich sind und ihre ewige Seite blos insofern an sich tragen, als sie Glieder eines großen allgemeinen Ganzen sind, das eben nur durch Sehen und Aufheben seiner einzelnen Momente ewig ist. Der Wechsel und die Veränderung in den zeitlichen Erscheinungen welche diese Sibylle niederschmettern würde sie von diesem angegebenen Standpunkte aus erheben und mit einem freudigen Bewußtsein erfüllen können, daß eben hier nur die vernünftige Entfaltung des menschlichen Geistes und der Welt überhaupt besteht, und daß das individuelle Leben und Streben nur an dem allgemeinen Geiste seinen großen Hintergrund hat. Das Leben was diese Sibylle umgibt behagt ihr nicht; es ist kein Trieb, keine allgemeine Richtung in demselben, die Persönlichkeiten nutzen sich ab, und sie schleudert sie

*) Sibylle. Eine Selbstbiographie. Von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Zwei Bände. Berlin, A. Duncker. 1846. 8. 4 Thlr. 7½ Ngr.

als nutzlose Sachen zur Spreu, und sucht immer weiter von einer Individualität zur andern, ohne darin die Ruhe zu finden nach der sie lechzt; sie findet vor lauter Bäumen den Wald nicht, weil sie eben immer nur an der einzelnen Person hängen bleibt und darin die festgewordene Ewigkeit erkennen will, statt sich auf den höhern Standpunkt der Ideen und Principien hinaufzuarbeiten und diese aus den Einzelheiten herauszusuchen. Wie konnte es aber auch anders sein? Der Boden der sie trug barg keine lebenskräftige Idee mehr in sich, und sie mußte das Loos ihres Standes theilen, der durch die neuere Zeit aus seiner Stellung herausgeschoben ist und sich nun verlassen von dem allgemeinen Geiste in persönlichen Bestrebungen erschöpft und daran sich zu Grunde richtet.

Das Buch ist mit Aufwand von Geist geschrieben und der Charakter in strenger Consequenz gehalten; jedoch ermüdet auf die Dauer die Durchführung, es sind immer dieselben Motive die vor unsern Augen sich abspielen, es treten keine neuen Factoren der Entwickelung während des Verlaufs mehr ein; das ganze Leben ist unter den einen Brennpunkt: Alles hört auf! gestellt, die einzelnen Scenen sind Variationen über das Hauptthema, bis es endlich dahin gekommen ist, daß keine Spur von Trauer, Schmerz oder Bedauern mehr in dem Herzen der Sibylle Platz hat, bis sie ohne Interesse für sich lebt und auch keine Theilnahme mehr für ihren Tod hat und ausruft: „Kein Gedanke ist wechsellos, keine Empfindung dauernd, kein Wille anhaltend, kein Gefühl unvergänglich; der Wunsch stirbt in der Erfüllung, das Verlangen im Genuß, der Schmerz an der Erschöpfung, die Freude am Ueberdruß, das Glück an der Langweile — kurz, Alles an unserer Unvollkommenheit.“ Zu allen diesen zum Theil krankhaften Ansichten konnte jene Frau nur erst dann gelangen, nachdem sie den Reiz des Lebens vollständig geschmeckt, ja sich daran übersättigt hatte, nachdem sie ein zum Theil verfehltes, zum Theil planloses und principienloses Leben durchgemacht hatte; es ist der Ausdruck der höchsten Blasirtheit, zu dem nur eine krankhafte und überreizte Natur gelangen kann, nachdem sie in eigener Thatenlosigkeit ohne Kraft und Willen bestimmungslos durchs Leben sich gearbeitet hat. Wer keine Idee im Leben repräsentirt und dieselbe zu verwirklichen sucht, dem muß nothwendig das Menschenleben nur als ein müßiges Drohnentreiben vorkommen, das absterben kann wie und wann es will. Lassen wir diese Gesinnungen wie sie in Sibylle zu Tage kommen als aus jenen exclusiven Kreisen hervorgegangen gelten, so haben wir darin besser als irgendwo anders ein Bild, ein Sittengemälde von Zuständen die zwar immer noch äußerlich Etwas scheinen können, deren innerer Geist, der sie geschichtsfähig und lebensfähig macht, aber entflohen, und deren geistige Leerheit schwer zu bemänteln ist.

Therese hat in ihrem Buche „Weltglück“ diese geistige Langweile der höhern Stände ebenfalls zum Gegenstande ihrer Schilderung genommen, aber ihr gegenüber auch das natürliche Glück der bürgerlichen Familie construirt. Bezeichnend sagt Diese (S. 139):

> Das Schicksal legt den sogenannten Begünstigten heimliche, prickelnde Entbehrungen gleich Strafen auf. Am östersten bezahlt das Herz die äußern Glücksgüter, am öftersten ist hier die Freude eine Trauer, der Genuß eine Laune, die Etiquette ein Lebenszweck.

Sibylle war geboren im grünen Holstein, ihre Mutter war eine reiche Erbtochter, ihr Vater ein fränkischer Edelmann; auf dem nordischen Stammschloß wuchs sie auf unter Spielen mit ihrem ältern Bruder, und nur selten sah sie fremde Gesichter. Ihr Vater, Bruder und Schwester starben kurz nacheinander und ihre Mutter war geistig und körperlich gelähmt. Die Vergänglichkeit des Lebens war ihr hier in den grellsten Farben entgegengetreten, und sie hielt nur die Unvergänglichkeit der Gefühle für ein Naturgesetz. Zehn Jahre alt und solche Reflexionen! Mit 16 Jahren wurde sie Braut mit Paul, dem Verlobten ihrer verstorbenen Schwester, der sie geistig ganz unreif fand, aber sie dennoch ob der Lebendigkeit und Bereitwilligkeit ihrer Auffassung liebte. Sie schreibt:

> Aus der Dämmerung der Existenz, ohne Aurora, ohne Sonnenaufgang, ohne Morgensonne — trat ich plötzlich unter die Mittagsglut, und die Leidenschaft erwachte, bevor die Liebeskraft gereift war.

Von einer Reise, die sie hierauf unternahm, schreibt sie:

> Bis jetzt habe ich die Welt und die Genüsse einer Reise ganz unter meiner Erwartung gefunden. Ueberrascht hat mich Nichts als das Hochamt in Würzburg und daß Sedlaczeck betete; alles Andere hatte ich mir schöner vorgestellt.

Nach der Hochzeit trat Sibylle mit ihrem Gemahl eine neue Reise an; derselbe liebte sie und gab ihren Launen nach. Darüber empfand Sibylle zuerst Mitleid, das später in Misachtung und Verachtung überschlug, indem sie Charaktere suchte die sie immer bewundern wollte, Genüsse die permanente Befriedigung darböten. Die Reise ging über Paris, Florenz, Rom nach Sorento. Uebersättigt vom Gesellschaftstaumel verließ sie Paris, vom Kunsttaumel Rom, um sich in Sorento in Liebestaumel zu werfen, und zwar mit Paul, den sie bereits früher verachtete. In London stellte sie Betrachtungen über den englischen und den deutschen Adel an, worin sie sehr wahr sich äußert:

> Dadurch daß die englische Adelsaristokratie nie ihre Reihen schließt, und Männer von wahrem und reinstem Verdienst, gleichviel von welcher Herkunft, bereitwillig zwischen sich aufnimmt, ist sie eine durchaus organische Institution, die im Schoos des Volkes, im Grund und Boden des Landes Wurzel geschlagen, und dessen edelste Kräfte in würdiger Weise sich einverleibt hat. Sie ist nicht zu einer Kaste mumificirt, sondern frische Säfte und junges Blut strömen ihr unablässig zu, und weil sie so kräftig ist, darum ist sie auch populair, denn sie flößt Vertrauen ein. In Deutschland hat der Adel nicht verstanden diese edle und weise Stellung und ist durch Käuflichkeit der Adelsbriefe völlig erniedrigt. Das macht ihn unpopulair, dadurch versiegt ihm der Zufluß der Lebenskräfte.

Ja, diese Zustände sind es auch, die jene Sibylle sowie tausend Andere zu diesen krankhaften Wesen machen, die am Ende für Nichts in der Welt mehr Interesse finden, weil sie sich selbst ohne Bestimmung fühlen. In

vier Jahren hatte es das Paar dahin gebracht durch eine heillose Verschwendung, daß ihnen ein Concurs drohte. In London lernte Sibylle einen deutschen Dichter Otbert v. Astrau kennen, der um ihre Liebe warb, obgleich sie ihn anfänglich gleichgültig aufnahm; als aber einst ihre Freundin Arabella äußerte, Sibylle könnte Otbert in ewige Fesseln schlagen, da zündete das Wort: ewige Fesseln. Auf einer neuen Seereise begleitete Astrau das Paar, und Sibylle beschäftigte sich schon als Astrau in Malaga von ihr schied fortwährend mit ihm. Nach Holstein zurückgekehrt, gebar Sibylle eine Tochter, die aber bald durch einen plötzlichen Tod ihren Vater verlor. Ihre Mutter verfiel aufs neue in Träumereien, das Herz dörrte ihr förmlich aus, und sie beschloß wieder zu reisen. In Italien fand sie Otbert und willigte in eine Verbindung. Der neue Gatte drang auf Entfernung ihres zeitherigen Begleiters, ihres frühern Musiklehrers, Sedlaczech's, bei dem die Liebe zu Sibylle bereits innerlich unverrathen und ungestanden sich ausgebildet hatte. Nach einiger Zeit entdeckte Sibylle, daß ihr Gemahl in der Nähe von Venedig ein Landhaus gemiethet habe, woselbst sich Arabella befand und bereits von einem Mädchen entbunden war das Otbert seinen Vater nannte. Sie ließ sich sogar bewegen ihre feurige Nebenbuhlerin zu besuchen und sich das Kind zeigen zu lassen, und nach einem ernsten Abschied von Otbert reiste sie nach England, indem sie sagte: „Ich bleibe dem Namen nach deine Frau. Solltest du aber je deine Freiheit wünschen ... so bin ich auch dazu bereit." Daselbst fing sie an die Trümmer ihres Innern aufzuräumen mit Mathematik und alten Sprachen, während Otbert sich in der Fremde weiter nicht um sie bekümmerte und Nichts begehrte als Geld! und immer wieder Geld! Das Kind Arabella's nahm Sibylle sogar zu sich, nachdem seine Mutter von Otbert verlassen aus Gram gestorben war. Sedlaczech war wieder nach England berufen worden, und seine Leidenschaft entwickelte sich heimlich immer mehr, bis sie Otbert, der längere Zeit zum Besuche gekommen war, oder eigentlich blos deswegen um sich Geld zu holen, sie geradezu laut aussprach und er selbst sie gestand. Trotzdem, daß Sibylle mächtig sich von ihm angezogen fühlte, daß sie umzukommen vorgab, wenn er sie verlasse, erklärte sie ihm dennoch, daß sie seine Liebe nicht verstehe, und zwar „mit dem fragenden Forschungstriebe, der sie wünschen ließ ein Herz wie ein anatomisches Präparat vor sich zu haben". Sedlaczech fühlte diesen Widerspruch und wollte fort, aber sie hielt ihn mit aller Gewalt, um ihn dann, nachdem ein verschleiertes Ereigniß zwischen Beiden vorgefallen war, auf immer von sich zu stoßen. Nach zwei Jahren körperlichen Leidens trat Sibylle eine Reise in die Schweiz an, nachdem sie vorher noch vernommen hatte, daß Sedlaczech in ein Kloster gegangen war; daselbst hatte sie eine Villa gemiethet und nahm eines Tags einen Fremden, der einen gefährlichen Sturz gethan hatte, bei sich auf. Nach seiner Genesung erfuhr sie von ihm, daß er der Graf Wilderich Wildeshausen sei. Seine Gesinnung lernt man am besten kennen durch eine Antwort die er Sibyllen gab auf eine Aeußerung, daß der deutsche Adel abstürbe, weil er den Zufluß frischer Lebenselemente sich nicht offen erhalten habe. „Da sei Gott vor! Dann ginge ja die Ehre verloren!" Wilderich liebte Sibylle, während sie glaubte, es gälte ihrer Tochter, die indeß herangewachsen war und eine tiefe Leidenschaft zu Jenem in ihrem Busen verschloß. Benvenuta starb und Wilderich kehrte nie wieder. Sibylle schleppte sich, nachdem sie ihre häuslichen Geschäfte geordnet hatte, zwei Jahre noch umher und schließt mit dem Geständniß: „Nicht gelebt hab' ich durch mein Herz; es rächt sich und ich sterbe am Herzen — — —."

Viel geistvolles Raisonnement ist in dem Buche zerstreut, aber die Totalwirkung bleibt immer eine niederschlagende; es hat nichts Erhebendes, Aufrichtendes, ein Leben verfolgen zu müssen das ohne Plan, ohne Idee, ohne Bewußtsein von der Sendung des Menschen in der Welt sich aufreibt.

(Der Beschluß folgt.)

Rußland, Deutschland und Frankreich. Aufschlüsse über die russische Politik. Nach den Notizen eines alten Diplomaten. Von Marc Fournier. Bern, Jenni Sohn. 1846. 8. 18¾ Ngr.

Ein gut geschriebenes Buch, um den Franzosen Abscheu gegen ein Bündniß mit Rußland einzuflößen. 100,000 Exemplare desselben in Frankreich unter die Mittelclassen vertheilt, würden gerade in gegenwärtigem Momente von bedeutender Wirkung sein. Nur schade, daß das Original bereits im J. 1844 erschienen und in Frankreich schon vergessen ist. Die Uebersetzung ist ziemlich spät nachgekommen, darum aber nicht überflüssig, da Vieles in der Schrift noch jetzt seine volle Gültigkeit hat und auch für Deutschland einige politische Belehrung daraus zu gewinnen ist, zwar nicht für Staatsmänner, wol aber für schlichte Leute.

Die russische Fäulniß mit ihren Giftpilzen ist schon in so zahlreichen Büchern beschrieben worden, daß sich kaum etwas Neues darüber sagen läßt; doch enthält die vorliegende Schrift außer den bekanntern historischen Daten über Palastrevolutionen, Bestechlichkeit, Religionszwang u. s. w. einzelne minder bekannte russische Hofanekdoten, die sehr wohl zur Charakteristik der dortigen Verhältnisse beitragen. Interessant sind auch die Andeutungen über die seit den Befreiungskriegen in Berlin zu Tage gekommene Russomanie, mit welcher die Wespentaillen der berliner Gardeoffiziere im nahen Zusammenhange standen. Nach Fournier hatte das Umsichgreifen der russischen Partei in Berlin zur ersten Ursache einen jener unbedeutenden Umstände welche in der Politik bisweilen so große Wirkungen hervorbringen. Der Kaiser Alexander, während langer Zeit an jene Art der Erfolge gewöhnt, welche die Macht sehr erleichtert, die aber bei ihm durch Anmuth und Eleganz berechtigt waren, mochte sich nicht geduldig in die feindlichen Wirkungen des Alters fügen; wenn er seine Jugend verlor, wollte er wenigstens ihren Schein retten. Er nahm deshalb zu allerlei Toilettenkünsten seine Zuflucht; seine Frisur, der Schnitt seiner Kleider, die kleinen Blendwerke der Wattirung waren für den Kaiser ebenso viele Staatsfragen. Seinem Beispiele folgend, trieben die russischen Offiziere, namentlich die von der Garde, diese allerhöchsten Lehren von der Toilette aufs äußerste, und bald sah man am Hofe Feldmarschälle in Schnürleibern,

mit Wespentaillen und bis an den Hals in Watte steckend. Diese Coquetterie erschien so geschmackvoll, daß sie ansteckend wurde; sie verbreitete sich sogar über andere Länder und gelangte bald bis an die Ufer der Spree. Alsbald wurden alle Gardeoffiziere in Berlin von so übertriebener Schönheit, daß dieses Wunder alle Hofdamen in staunendes Entzücken versetzte. Die Neider nannten diese Mode Russomanie; aber die Pest wich nicht vom Platze und erlangte binnen kurzem alle Kennzeichen einer chronischen Krankheit; es war eine Wuth, ein Fanatismus. Rußland, wie man sich denken kann, wußte selbst aus dieser Thorheit für seine Pläne Nutzen zu ziehen. Wurde es schon zu jener Zeit durchschaut? Das ist ein Geheimniß welches der jetzt regierende König Friedrich Wilhelm IV. uns sagen könnte; denn er hatte damals allein den gesunden Verstand und wol auch den Muth, die Russomanie zu verspotten. Es ist gewiß, daß dem damaligen Kronprinzen jene herculischen, von einer Feentaille abgeschnittenen Schultern im höchsten Grade zuwider waren, und ihm schrieb man ein allerliebstes Gedicht zu welches damals die Runde machte; es war eine Parodie des Schiller'schen Gedichts „An die Frauen", aber diesmal an die Gardeoffiziere gerichtet. Solche Epigramme hielten indeß die Verbreitung des Unwesens nicht auf, welches Rußland übrigens bemüht war durch Gunstbezeigungen, Ordensverleihungen und Geschenke, welche es mit Geschicklichkeit an die Häupter der russisch-berlinischen Partei vertheilte, zu nähren. Von nun an wehte der Nordost mit wachsender Gewalt gegen Berlin. Die Verheirathung des Großfürsten Nikolaus machte außerdem aus dem russischen Bündnisse eine Art natürlicher Nothwendigkeit, wie die Ereignisse von 1813 es schon zur politischen Nothwendigkeit gemacht hatten. Aus Petersburg empfing man die Parole und der politische Pol war im Norden. Der gesunde Volkssinn wandte sich zwar bald von der russischen Brüderschaft ab; in der Furcht jedoch vor den Demagogen suchten dagegen die Machthaber, namentlich die kleinern, einen Stützpunkt an Rußland, und späterhin wurde durch die aufeinanderfolgenden Vermählungen von Mitgliedern der kaiserlichen Familie mit kleinen deutschen Fürstenhäusern der nordische Einfluß noch mehr gesichert, zugleich aber auch die schon starken Antipathien aller Classen der großen deutschen Familie mit neuem Mistrauen vermehrt. Die Entfremdung steigerte sich überall in Deutschland und besonders in Preußen. Allein der verstorbene König hatte vermöge seiner Gesinnung und seiner Familienverbindung eine zu ernste Anhänglichkeit an den Hof der Zaren, als daß die öffentliche Meinung unter seiner Regierung hätte durchdringen können. Die Thätigkeit der Geister war langsam, unsicher, verborgen, und fand erst später bei der Armee Eingang. Da kamen die Ereignisse von 1830, die nicht zur Beschleunigung der richtigen Auffassung beitrugen. Vielmehr wurde der deutsche Geist durch das von Frankreich herüberschallende Geschrei mistrauisch gemacht, und die Julirevolution wirkte in manchen Beziehungen nachtheilig auf die Freiheit Deutschlands. Die Throne bebten vor Entsetzen auf ihren Grundlagen; die Völker zitterten für ihre Nationalität, die Könige für ihre Krone, und Rußland hatte keine Mühe diese Schrecknisse auszubeuten. Auf einen Augenblick wurde es wieder mächtig in Berlin. Zwei Jahre später erwürgte es Polen. Heutzutage ist aber der gesunde Verstand der Deutschen wieder in sein natürliches Gleis getreten. Sein ganzes Mistrauen hat sich, besser gerechtfertigt und stärker, bei ihm wieder eingestellt.

Ein wesentliches Verdienst Fournier's ist es, daß er seine Landsleute von ihrem Gelüste nach dem linken Rheinufer zu curiren sucht und ihnen wegen ihres thörichten Kriegsgeschreis tüchtige Verweise gibt. Er sagt ihnen geradezu: „Der alte Liberalismus mit seinen abgestorbenen Traditionen, mit seinem unzeitigen Geschrei und seinen lächerlichen Prahlereien hat mehr für das Unglück der deutschen Völker und für die Erniedrigung Frankreichs unter das englische Uebergewicht gethan als alle Ränke des Zaren und alle Protokolle Palmerston's. Was wir in Frankreich vielleicht nie gewußt haben ist, daß das elektrisirte Deutschland im J. 1830 ganz für uns war. Aber wir redeten von Eroberungen, unsere Journale erhoben ihr ewiges Kriegsgeschrei: «An den Rhein! An den Rhein!» und Deutschland wurde bestürzt; schmerzlich blickte es nach seinen französischen Brüdern, lieh sein Ohr der Heiligen Allianz, welche ihm zurief: «Es sind nicht euere Brüder, es sind euere Feinde. Unseliges Misverständniß!» Rußland war zur Hand, um das Protectorat über Deutschland zu ergreifen. Daher diese ebenso wol für Deutschland als für Frankreich unleidliche Lage, welche die Zukunft, das Glück, die äußere Kraft und den innern Frieden der beiden Nationen gefährden wird. Man kann wol sagen, daß Europa niemals und zu keiner Zeit seiner Geschichte ein den Interessen seiner Völker widersprechenderes Allianzsystem gehabt hat, welches ihre Lebensbedingungen so nahe bedroht."

Fournier's Hauptgedanke: ein Bündniß zwischen Frankreich und Deutschland, liegt freilich noch weit von der Wahrscheinlichkeit ab; sollte es aber dahin kommen, so würden zwei Hindernisse als völlig beseitigt zu betrachten sein: 1) die Russomanie hat sich ins Gegentheil verwandelt, und 2) der deutsche Haß gegen die Franzosen ist schon lange aus der Mode, und es gehört in der That zu den seltenen Lächerlichkeiten, wenn noch irgend eine deutsche Zeitschrift den geschmacklosen Jargon der Franzosenfresser redet. 13.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Ueber Volkserziehung.

Ein achtungswerther, redlich strebender Schriftsteller des Elsasses, J. Willm, eifriger Mitarbeiter an der ehemaligen „Revue germanique", und Verfasser einer von der Akademie gekrönten Preisschrift über die neuere deutsche Philosophie, hat vor kurzem ein Werk erscheinen lassen durch welches er die Aufmerksamkeit auf den unschätzbaren Werth einer gediegenen, auf fester Grundlage beruhenden Volksbildung zu lenken sucht. Diese erfreuliche Schrift — sie führt den Titel „Essai sur l'éducation du peuple" — verdient auch in Deutschland beachtet zu werden, obgleich ihre wahre Tragweite wol auf Frankreich berechnet ist. Sie ist vollkommen geeignet den Machthabern die wichtige Aufgabe welche hier behandelt wird ans Herz zu legen, und die zahllosen Uebelstände aufzudecken welche ungeachtet aller Reformen im französischen Unterrichtswesen noch ihren verderblichen Einfluß geltend machen. Willm gehört selbst dem Lehrstande an, und seine Rügen, welche der Wirklichkeit entnommen sind, lassen keine Beschönigung zu.

Geschichte des französischen Militairs.

Die Geschichte des französischen Militairwesens ist in neuerer Zeit mehrfach behandelt. Eine Zusammenstellung der für weitere Kreise interessanten Notizen findet man in der „Histoire de l'armée et de tous les régiments depuis les premiers temps de la monarchie française jusqu' à nos jours". Dieses Werk, welches erst noch im Erscheinen begriffen ist, wird in 120 Lieferungen abgeschlossen sein. Die ungenannten Herausgeber haben es für nöthig gehalten, ihrer Darstellung durch Illustrationen ein höheres Interesse beizulegen. Dem Inhalte und selbst der äußern Behandlung nach ziemlich verwandt mit dem ebenerwähnten Werke ist folgende Publication: „Costumes militaires français", von Dunoyer de Noirmont und Alfred de Marbot. Dieses gleichfalls mit Illustrationen reich verzierte Werk umfaßt die verschiedenen Trachten und Abzeichen welche seit Karl VII., der zuerst dem französischen Heerwesen eine regelmäßige Gleichförmigkeit gab, aufgekommen sind. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 151. — 31. Mai 1847.

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

(Beschluß aus Nr. 150.)

Wir haben im Vorstehenden die „Sibylle" der Gräfin Hahn-Hahn mehr von der ernsten, kritischen Seite betrachtet; wir freuen uns damit noch am Schlusse die Anzeige und Besprechung eines Buchs verbinden zu können was zu gleicher Zeit productiv die Fehler und Mängel der Hahn-Hahn rügt und lächerlich macht. Wir meinen „Diogena", welche bereits allgemein die Aufmerksamkeit des literarischen Publicums auf sich gezogen hat.*)

Der Roman knüpft unmittelbar an das Ende der „Sibylle" an, wo diese über den Tod ihrer Tochter Benvenuta vor Schmerz und Leere zu sterben glaubte. Sie mußte fort; die Aerzte fürchteten eine Verknöcherung ihres Herzens. Der Courrier führte sie durch Italien, ohne daß ihre immense Seele sich um irgend etwas Anderes außer sich bekümmerte und nicht eher erwachte als bis sie am Hôtel Otbert's v. Astrau in Paris hielt. Otbert trug sie voller Leidenschaft in sein Hôtel und warf sich vor ihr nieder und strömte alle Poesie seiner Dichtung vor ihr aus. Dieser Moment gab der Diogena, der Heldin des neuen Romans, das Leben; allein bald nach ihrer Geburt starben ihre Aeltern. Sibylle hatte vorher angeordnet, daß ihre Tochter den Namen Diogena erhalten sollte zum Andenken an den Ahnherrn ihres Geschlechts, den alten Philosophen Diogenes mit der Laterne, und als Bezeichnung des tragischen Geschicks das sie „zu suchen und nicht zu finden" verdammt. Diogena wuchs in der Einsamkeit auf, genährt von altaristokratischem Brote und gräflichem Weine; Reiten und Schwimmen waren ihre Hauptbeschäftigungen. Einst war sie wieder im Bade, „in der limpiden Flut, die sie liebend umschloß", da erklang ein Posthorn, ein Wagen kam, zwei Männer saßen darin, bei dem Anblick des Einen, des Jüngern, schlug ihr Herz in schneller Vibration. Auch der Cavalier erschien bei ihrem Anblick ganz „bewildert". Als sie auf ihr Schloß zurückkam, fand sie die Fremden vor; nach kurzer Einleitung lagen sie sich in den Armen, sie lauschte seiner Stimme: „Das ist sie, das ist seine Stimme, die Stimme par excellence!" Allein bald empfand Diogena einen Abscheu gegen ihren Bräutigam, als derselbe beim Mahle Hunger hatte. „O, er liebt mich nicht! Wie konnte er hungern und dürsten gleich einem gemeinen Menschen." Die Hochzeit kam jedoch zu Stande. Nach derselben wurde eine Reise nach Baden-Baden unternommen. Dort fand Diogena drei Männer, welche sie alle Drei der Reihe nach für die „rechten" hielt. Zuerst war es Vicomte Servillier; er sollte „das Perpetuum mobile ihres Herzens sein, es unablässig in der immer gleichen Vibration ekstatischen Vollgefühls erhalten!" Allein es war Nichts. Vom Balcon sprang er in den Garten und ließ seine Sachen zur Abreise packen. „Es war ihr eine Zerstreuung gewesen, Nichts mehr, Nichts weniger." Nun kam der Fürst Calenberg an die Reihe. „Sein Phlegma quälte sie anfangs unbeschreiblich, seine grenzenlose Schweigsamkeit impatientirte sie; bald aber fand sie darin einen Reiz den sie in der Impetuosität des Vicomte nicht gefunden hatte." Der Vicomte hatte sich als Kellner bei ihr vermiethet und dadurch Gelegenheit gehabt, ihr verschiedene geheime Liebesdienste zu erweisen. Nebenbei interessirte sich Diogena auch für den Dritten, Lord Ermanby, namentlich für seine Blasirtheit, denn sie war der Reflex ihrer eigenen Leiden. „Es war jenes erhabene Gähnen der Blasirtheit, der Leere, der tödtlichen Langweile, die ihr sympathisch war, die sie vollkommen begriff." Als es zu Liebeserklärungen kommen sollte, trat der Vicomte-Kellner dazwischen; allein sie liebte Keinen; der Lord erschoß sich augenblicklich, Servillier wurde im Duell durch Diogena's Mann getödtet, welcher nun nach England flüchtete. Es blieb ihr nur der Fürst noch übrig mit „der wahren instinctiven Treue des Hundes", der sie durch Spanien nach Paris begleitete. Ihre Fahrt glich einem Triumphzug; „Fürsten knieten zu ihren Füßen, Hidalgos sangen zur Nachtzeit glühende Serenaden, und selbst der wilde Matador verdoppelte seine Anstrengungen, wenn ihr Auge auf ihm ruhte." In Paris spielt sie die Nonne, die Büßerin; der Pater den sie sich zum Troste rufen ließ war auch nicht der rechte; sie trieb Chemie bis auf den Grund, hierauf Anatomie und hielt den Professor der Anatomie für den Rechten. Sie reisten zusammen ab, in Pisa ward er von neuem Professor; allein Diogena

*) Diogena. Roman von Iduna Gräfin H. H. Erste und zweite Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1847. Gr. 12. 1 Thlr. 6 Ngr.

langweilte sich, und als einst Friedrich in ihren Armen ermüdet einschlief, ging auch dieser Traum zu Ende. „Sie blieb allein zurück, grandios in ihrem Bewußtsein, von diesem bürgerlichen Despotismus befreit zu sein." Der Fürst Calenberg gesellte sich wieder zu ihr; sie reisten nach dem Orient; allein dort behagte es ihr nicht und sie beschloß in die Urwälder Amerikas zu gehen, um dort den Rechten zu suchen. Sie kam zu einem indianischen Häuptlinge, der sie aber abwies. „Ihre immense Seele war leerer denn je, und sie beschloß in China den Rechten zu suchen." Hier endigen die Memoiren; Diogena selbst endigte im Irrenhause im Wahnsinn.

Eindringlicher, schlagender lassen sich die Schwächen der Gräfin Hahn-Hahn wol schwerlich darstellen; die Kritik hat nun schon so oft mit ihr ein ernstes Wort geredet, ohne daß sich die Dame im mindesten darum bekümmert hätte. Vielleicht, daß diese Lehre mit ihrer grandiosen Schalkhaftigkeit und bittern Satire im Stande ist sie auf bessere Wege zu bringen. Wer den Stil der Gräfin Hahn-Hahn kennen lernen will, der lese „Diogena". Nicht allein der Stil, der sich auf die äußere Ausdrucksweise, auf Satzwendungen und Wortbildungen bezieht, sondern auch der innere Stil, die Manier mit der sie ihre Romane zusammenhält, ist ergötzlich nachgeahmt und durch Steigerung der Situation bis zum Extrem, der Charaktere bis zur Consequenz ist diese höchst anziehende Satire entstanden. Fast alle Schlagwörter der Gräfin finden sich vor: Allure, fabelhaft klein, stupend, immens, comfortable, Emotion und hundert andere, sowie alle großen und kleinen stilistischen Ungezogenheiten derselben. Zuletzt kommt nun noch die ernste Seite in einer Rede zu Tage welche der schalkhafte Verf. dem Doctor im Irrenhause in den Mund gelegt hat:

> Diogena's Wahnsinn ist das Product einer Geistesrichtung unter den müßigen Frauen der vornehmen Welt, die kaum ein anderes Resultat zuläßt. Unkluge Nachbeter der geistreichen Sand haben in gänzlichem Misverstehen Dessen was diese große Frau meinte und bezweckte eine Theorie der weiblichen Selbstsucht geschaffen, deren Höhenpunkte in der deutschen Frauenliteratur jetzt erreicht sind. Die Frauen bilden sich ein Ausnahmwesen zu sein und unfähig etwas Anderes zu lieben als sich selbst; sich für den Mittelpunkt der Welt haltend, fodern sie einerseits, wie die verderbten römischen Kaiser, göttliche Anbetung, und klagen andererseits, daß sie keinen Mann fänden den sie zu lieben vermöchten. Sie verstehen ihren Egoismus nicht und behaupten, nicht verstanden zu werden; sie sind unfähig zu lieben und jammern, daß Niemand die Leere ihres Herzens und ihrer Seele fülle.

A. Gegenbaur.

Idylle vom Bodensee, oder Fischer Martin und die Glockendiebe. In sieben Gesängen von Eduard Mörike. Stuttgart, Schweizerbart. 1846. 8. 1 Thlr. 3 Ngr. *)

Unsere neuere Literatur ist nicht reich an Idyllen, und unsere Zeit Nichts weniger als idyllisch gesinnt; deswegen sollten wir Jeden der Muth und Geschick hat eine solche uns zu bieten, freundlich willkommen heißen. Seit Zedlitz' „Waldfräulein" ist, unsers Wissens, dieser „Fischer Martin" das erste zusammenhängende Gedicht welches in derselben Art einen Anspruch auf allgemeinere Anerkennung macht. Zedlitz wagte es, etwas in ihm Geborenes, das nur seine Wurzeln im alten romantischen Glauben und der romantischen Anschauung der Natur und Menschen hatte, in die Welt zu setzen, und gewann sein Spiel durch die Kühnheit des Wurfs und die angesammelte poetische Glut die er hineingethan. Die Kraft der Poesie behauptete in dem harmlosen Spiele einmal ihr Recht gegen die tausend nach Wirklichkeit verlangenden Stimmen, ohne daß er kaum wenige male Streiflichter auf die Verhältnisse der Zeit dabei warf. Mörike hat im Gegentheil aus der Wirklichkeit, aus einem blühenden Winkel des schönern Theils unserer Erde wirkliche Bilder gesammelt, um sie zu einem Gedichte zu componiren. Ja wir glauben, daß er sogar wirkliche Begebenheiten, Anekdoten, Schwänke gesammelt hat zu seiner Idylle; denn wenn er sie erfunden, würde er vielleicht glücklicher erfunden, er würde einen größern Zusammenhang, eine tiefere Bedeutung für seine Dichtung gesucht haben.

Der Inhalt der Idylle zerfällt nämlich in zwei ganz getrennte Theile, zwei lustige Schwänke, die hübsch erzählt, ausgeschmückt, doch näher betrachtet als Gerippe äußerst dürftig sind. Ein Schneiderpaar läßt sich von einem Schalk aufbinden, daß in einem verfallenen Kirchthurm am Bodensee noch eine Art verwünschter Glocke hänge, zu der man nicht mehr hin kann, weil die Thurmtreppe eingestürzt ist. Er macht ihnen den Mund wässerig, diese Glocke, die, aus heidnischen Götzenbildern gegossen, allerhand Unheil angestiftet und Niemandem nützt, zu stehlen und das Metall zu verkaufen. Sie gehen auch in die Falle, und machen sich an die gefährliche, verbrecherische und schauerliche Arbeit, die Glocke zu stehlen. Aber um Mitternacht mit Lebensgefahr den Thurm ersteigend, finden sie statt der Glocke einen alten Hut hängen, und der Schabernack der ihnen gespielt worden wird ihnen sofort klar, als ein Schelmenlied auf den Schneidermuth aus der Dunkelheit angestimmt wird. Dieser Schwank allein, der sich ganz anmuthig in den Sonntagsschenken oder in der abendlichen Spinnstube anhören mag, kann noch kein Gedicht füllen, wenigstens keine Idylle bilden. Das fühlte der Autor und schob zwischen Anfang und Ende einen andern Schwank ein, von lustigen Gesellen, die einer schnöden Marielle um deswillen einen argen aber lustigen Streich spielen, weil sie einen tüchtigen Freier aus Uebermuth von sich stieß und sich mit einem reichen aber albernen Freier verkuppeln ließ. Auch dieser längere Schwank mit reichen Details mag unendliche Lustigkeit unter Denen in der Erzählung erwecken für die wirkliche Erinnerungen sich daran knüpfen, für die Poesie ist er aber zu gemacht und unwitzig. Es ist gewiß echter Volkswitz darin, aber der echte Volkswitz an und für sich ist darum noch nicht echte Speise zu einer Idylle in Hexametern. Endlich mußte ein Faden da sein der beide Schwänke geistig verbindet; dieser besteht aber nur darin, daß derselbe Schelm welcher als alter Mann die Schneider foppt, auch als junger Mann den Schabernack gegen die hochnäsige Braut und den albernen Bräutigam angestiftet hat, und daß der Dichter zu uns sagt, während die Glockendiebe zu ihrer Arbeit Vorbereitungen treffen: Nun wollen wir inzwischen einmal in die Vergangenheit zurückblicken und sehen was der schelmische Mann schon ehedem für tolle Streiche angerichtet.

Dies betrifft die Composition; in der Ausführung begegnet uns dafür eine Frische der Naturauffassung, sowol der grünen See- und Waldnatur als der ursprünglichen Menschennatur, welche allein schon das Gedicht zu einem reinen Genuß machte, wenn in der Form nicht ein Misgriff begangen wäre. Dies, um alle Rüge im voraus abzuthun, ist der erwählte Hexameter. Ja, es ist ein altes Herkommen, Idyllen in Hexameter zu gießen, und ob Dies an und für sich richtig ist, bleibe dahingestellt; aber für schwäbische Dichter, die so anmuthig mit ihrer tonreichen, naiven Sprache zu spielen wissen, ist es ein steifleinenes Kleid, vor dem sie sich zu hüten haben. Was ei-

*) Vergl. hierüber eine kurze Mittheilung in Nr. 129 d. Bl.
D. Red.

nem Voß glückte, und doch auch nur bedingterweise, paßt nicht für einen Karl Maier, Schwab, Justinus Kerner und auch für Mörike nicht, dem es sichtlich sehr sauer wird, in den gespreizten Stelzenschritten die natürlichen und einfachen Pas zu machen die den Gegenstand und sein Gefühl bedingen. Er ist sogar in manchen Versen unglücklich, wie:

> Grausamer ward wol nimmer ein Weibchen geweckt auf die Brautnacht.

d. h. sie ward in der Brautnacht aufgeweckt. Wie lange ist's her, wird gefragt, daß die Kapelle den Meßner

> Nimmer gesehen, und daß sie kein Vater-Unser gehört hat?

oder:

> Gern an dem leidigen Tag. Ich bin nicht schuld, es ist wol wahr.

Wohingegen zu rühmen ist, daß der Dichter es verschmäht, die komische Wirkung durch den Contrast des pathetisch hoch aufgeführten Sechsfüßlers gegen den Sinn zu erzwingen; im Gegentheil zieht ihn sein natürlicher Sinn immer wieder zur natürlichen Ausdrucksweise hin, wobei sich denn nun wieder die Frage aufdrängt: Weshalb überhaupt der Hexameter, wo der gereimte, schlicht hinspielende Vers sich von selbst für den Dichter gefunden hätte?

Doch abgesehen davon wird man dem Dichter mit Vergnügen folgen auf den reizenden Bodensee, seine grünen, lachenden Ufer, auf die sonnigen Straßen des kleinen Marktfleckens, in den dunkeln Wald, auf die blumigen Wiesen, in die Stübchen mit den weinumrankten Fenstern, an den Hafen, zum Gesang, zum Essen und Trinken und beim Fernblick auf die schneebedeckten Alpen des Säntis und der appenzeller Hochgebirge. Ueberall Licht und Frische. Noch lieber aber zu den kerngesunden, frohen, lebenslustigen Menschen, deren einige, wie der Fischer Martin und seine helläugige kluge Käte, uns ordentlich aus dem Rahmen entgegenspringen. Auch zu den nicht so licht gefärbten Gestalten des edeln Schneiderpaars, die mit ihrem spießbürgerlich klug raisonnirenden Egoismus ebenfalls der Wirklichkeit abgestohlen sind. Meisterhaft ist besonders die Argumentation, wie der Schneider bei sich und seinem Jungen den Glockendiebstahl rechtfertigt:

> Will man warten bis unsere Herren vom Rathe die Glocke
> Holen? Ja helf' ihr Gott! Was gilt's, sie hat Füße bekommen!
> Daß auch kein Nagel von ihr im Holz bleibt, Das will ich schwören!
> Mir ein wackerer Mann ist der Schultheiß, aber pressiren
> Thut ihm Nichts, und wenn ihm das Stroh im eigenen Bett brennt.
> So ein Heiligenpfleger, der Bürgermeister, sie lassen
> Fünfe nur auch grad' sein; ich könnte Geschichten erzählen.
> Sicherlich ist die Sache bereits verträtscht und im halben
> Flecken herum; nun kriege nur morgenden Tags so ein Jude
> Wind, so ein Kesselflicker vom Algäu oder Zigeuner —
> Wutsch! hat der Henker sie fort. Dann werden sie kommen, die Herren,
> Werden beaugenscheinigen Langs und Breits, und mein Schultheiß
> Hält die Dose sich über den Bauch und streichet den Deckel:
> Hier ist, sagt er, das Loch, da kam er herein, der Halunke!
> So und so. Das nennt man den Thatbestand, mußt du verstehen,
> Gar eine schöne Sache; das Ei zwar holte der Marder,
> Aber man weiß doch ehnder wie man's ohne geworden.
> Was! Das soll nun ein Bürger, ein Denkender, Alles voraussehn'n,
> Und ihm sollt' es nicht wurmen ins Herz, wenn der Kirche Besitzthum
> Und der Gemeinde verliederlicht wird, vom Ketzergesindel
> Heimlich verschachert in Eil', wol unter der Hälfte des Werthes,
> Aber das Geld in der Zeche verthan, in Würfel und Karten,
> Welches mit ringerer Sünde daheim den hungernden Kindlein
> Käme zu gut, da ein Segen die Unthat würde vergüten?
> Nein! mich kränkt es, mich fickt's und, Bursch, Das müssen wir hindern.
> Ein Weg leuchtet mir ein. Er ist nicht ganz in der Ordnung,
> Sag' ich frei; doch ist es einmal ein leidiger Nothfall.
> Nehm' ich des Wesens mich an, ich thu' es mit Zittern und Zagen.
> Doch kein Mensch erfahre davon. Wir bringen selbander
> Morgen den Schatz beiseit', veräußern ihn wie er den Werth hat,
> Keinen Heller zu viel und keinen Heller zu wenig.
> Aber der Kirche verbleibt der Gewinnst — — —
> — — — wir stiften ein schönes Gewandstück.
> Fällt dann für uns was ab, wir nehmen's mit gutem Gewissen.

7.

Bibliographie.

Bachstein, J., Blätter, Blüthen und Früchte meiner Laune. Eine Sammlung von Gelegenheitsgedichten, dramatischen Scherzen und declamatorischen Vorträgen. Eilenburg, Schreiber. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Boegner, J., Das Erdbeben und seine Erscheinungen. Nebst einer chronologischen Uebersicht der Erderschütterungen im mittleren Deutschland vom 8. Jahrhundert bis auf die neueste Zeit und ihres Zusammenhanges mit vulkanischen Erscheinungen in entfernten Ländern. Mit 1 lithographirten Karte. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 25 Ngr.

Braß, A., Das Gespenster-Haus. Eine Geister-Geschichte aus Berlins Gegenwart. Mit 2 Illustrationen. Zwei Theile. Berlin, Quien. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Concilii, sacrosancti oecumenici et generalis, Tridentini Paulo III., Julio III. et Pio IV. pontificibus maximis celebrati canones et decreta. Cum interpretatione Germanica cura D. *G. Smets*. Ed. II. — A. u. d. T.: Des hochheiligen, ökumenischen und allgemeinen Concils von Trient Canones und Beschlüsse nebst den darauf bezüglichen päpstlichen Bullen und Verordnungen. Mit gegenüberstehendem lateinischen Texte. In treuer Verdeutschung nebst einem geschichtlichen Abrisse des Concils von D. W. **Smets**. 2te Auflage. Bielefeld, Velhagen und Klasing. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Crüger, A. F., Ueber den Unterricht in der Muttersprache. Eine Berathung, denjenigen Lehrern der deutschen Volksschule, welche durch die neuere Gedankenbewegung über den genannten Gegenstand in Verlegenheit gerathen sind, gewidmet. Frankfurt a. O., Hoffmann. 1846. Gr. 8. 14 Ngr.

Féval, P., Der Perlenbrunnen. Uebersetzt von G. F. W. **Rödiger**. Zwei Bände. Leipzig, Hartleben's Verlags-Expedition. 8. 21 Ngr.

Gouraud, Julie, Florence Raymond, oder der Pachthof in Louvicamp. Eine moralische Skizze. Aus dem Französischen. Zwei Bändchen. Wien, Mechitaristen-Congregations-Buchhandlung. 8. 18 Ngr.

Hertz, H., König René's Tochter. Lyrisches Drama. Im Versmaaße des dänischen Originals übersetzt von F. A. **Leo**. 2te verbesserte Auflage. Leipzig, Lorck. 8. 10 Ngr.

Jerrold, D., Arm und Reich oder die Geschichte von St. James und St. Giles. Ins Deutsche übertragen von A. **Kretzschmar**. Mit 3 Illustrationen. 1ster und 2ter Band. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Kellgren, H., Die Grundzüge der finnischen Sprache mit Rücksicht auf den Ural-Altaischen Sprachstamm. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 16 Ngr.

Die historischen Landes-Rechte in Schleswig und Holstein urkundlich. Bevorwortet vom Etatsrath **Falck**. Nebst einer Zugabe von Prof. **Dahlmann**. 2te Auflage. Hamburg, Hoffmann und Campe. Gr. 8. 10 Ngr.

Lebensworte für alle Tage im Jahr. Eine Auswahl aus sämmtlichen Losungsbüchlein des Grafen v. Zinzendorf, herausgegeben von A. **Knapp**. Calw. 16. 8 Ngr.

Lelewel, J., Geschichte Polens. Vollständige deutsche Ausgabe. 2te vermehrte Auflage. Mit einer historischen Einleitung und Uebersicht der jüngsten Ereignisse in Polen von J. P. **Jordan** und einem chronologisch geordneten Inhaltsverzeichniß. Leipzig, Jurany. Gr. 8. 3 Thlr.

Moritzer, G., Gedichte. Wien, Gerold. 8. 1 Thlr. 4 Ngr.

Pfister, E. J. J., Geschichtliche Entwickelung des Staatsrechts des Großherzogthums Baden und der verschiedenen darauf bezüglichen öffentlichen Rechte. Neue Auflage. Zwei Theile

und Supplement-Band. Mannheim, Bensheimer. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Philippson, L., Die Entwickelung der religiösen Idee im Judenthume, Christenthume und Islam. In 12 Vorlesungen über Geschichte und Inhalt des Judenthums dargestellt. Leipzig, Baumgärtner. Gr. 8. 24 Ngr.

Piper. F., Mythologie und Symbolik der christlichen Kunst von der ältesten Zeit bis in's 16. Jahrhundert. 1ster Band. (1ste Abtheilung.) — A. u. d. T.: Mythologie der christlichen Kunst. 1ste Abtheilung. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. Gr. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Scheidler, K. H., Grundlinien der Hodegetik oder Methodik des akademischen Studiums und Lebens. 3te sehr vermehrte und verbesserte Ausgabe. Jena, Cröker. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Schreiber, C., Die Wartburg. Ein Gedicht. Eisenach, Baerecke. Gr. 8. 4 Ngr.

Stelzhamer, F., Heimgarten. Zwei Bände. Pesth, Heckenast. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Stifter, A., Studien. 3ter und 4ter Band. Pesth, Heckenast. 8. 4 Thlr.

Wieseler, F., Ueber die Thymele des Griechischen Theaters. Eine archäologische Abhandlung. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. Gr. 8. 12½ Ngr.

Mittelhochdeutsches Wörterbuch aus dem Nachlasse von *G. F. Benecke* herausgegeben und bearbeitet von *W. Müller*. 1ster Band. 1ste Lieferung. A—Briste. Leipzig, Weidmann. Lex.-8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Arnhold, A., Die Beschneidung und ihre Reform mit besonderer Rücksicht auf die Verhandlungen der 3. Rabbiner-Versammlung. Leipzig, Hunger. 8. 15 Ngr.

Belehrungen für das von S. H. Pius IX. ausgeschriebene Jubiläum. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. 16. 4 Ngr.

Betrachtungen im Dom zu Wetzlar 18. Juli 1846. Wiesbaden, Friedrich. Gr. 16. 4 Ngr.

Bourdaloue, Ueber das Aergerniß. Predigt auf den 2. Sonntag im Advent. Aus dem Französischen übersetzt. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. Gr. 8. 4 Ngr.

Bube, A., Auf Friedrich Jacobs' Tod. Gedicht zum 30. März 1847. Ronneburg. Gr. 8. 1½ Ngr.

Colditz, F. E., Rede bei der am 22. Febr. 1846, als am Begräbnißtage Dr. M. Luther's, in der Kirche zu Erbisdorf veranstalteten Todtenfeier. Leipzig. Gr. 8. 2½ Ngr.

Die Contrebande auf dem Felde der periodischen Presse, oder Colporteurwesen und Unwesen. Eine Zuschrift an das deutsche und insbesondere an das schlesische Volk. Extrabeilage zum Breslauer Volksspiegel. Breslau, Trewendt. 1846. Gr. 8. 2½ Ngr.

Ehrenberg, F., Predigt bei der kirchlichen Feier der Eröffnung des vereinigten Landtages im Dome zu Berlin gehalten. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 3 Ngr.

Friedländer, S., Mein Verhältniß zur Reformgenossenschaft und mein Abgang von Berlin. Zur Charakteristik der neuesten Bestrebungen. Leipzig, Jurany. Gr. 8. 7½ Ngr.

Gallois, J. G., Erster Beitrag zur Hamburgischen Reformfrage. Hamburg, Berendsohn. Gr. 8. 7½ Ngr.

Hahn, E. U., Ueber den gegenwärtigen Zustand unserer Armenversorgungsanstalten. Bedenken und Vorschläge. Nebst Mittheilungen über die Armenversorgungsanstalt in Neuwied. Stuttgart, J. F. Steinkopf. Gr. 8. 4 Ngr.

Hartung, J., Die vier Fragen, welche von den Rheinpreußischen Gerichtsärzten bei der Begutachtung tödtlicher Verletzungen beantwortet werden müssen. Offenes Sendschreiben an den Herrn Justizminister Uhden. Aachen, Mayer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Hofer, Der neueste Kampf der Symbolgläubigen gegen das gute Recht der vereinigten Kirche der Pfalz. Neustadt a. d. H., Gottschick. Gr. 8. 7½ Ngr.

Irland und die Repealfrage. Einige Worte über die Agitation O'Connell's für die Aufhebung der Union zwischen Großbrittanien und Irland. Aus dem Englischen. Leipzig, Michelsen. Gr. 8. 9 Ngr.

Knorrn, K., Morgengruß an Preußen. Sechs Gedichte. Leipzig, O. Klemm. 8. 7½ Ngr.

Unsere Landschulen sinken je mehr und mehr zu Armenschulen herab. Von einem Schulmanne in Schlesien. Breslau, Scholz. Gr. 8. 2 Ngr.

Lange, E. R., Vorschläge zu zeitgemäßer Reform der Gymnasien. Breslau, Max u. Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Neun Maipredigten. Erinnerungsgabe an die Künstler-Maifeste zu München in den Jahren 1839—1847 gehalten von Frater Hilarius. 5te Auflage. Darmstadt, Lange. Gr. 16. 5 Ngr.

Meisel, W. A., Das Judenthum für seine Bekenner an die Bekenner der Tochterreligion. Ein freimüthiges Wort an die Feinde der Emancipation. Predigt gehalten am Passafest 5607. Stettin, Effenbart. Gr. 8. 3 Ngr.

Meyer, E., Abermals Dr. Rupp und der Gustav-Adolf-Verein. Keine Streitschrift. Königsberg, Gebr. Borntrager. Gr. 8. 12 Ngr.

Nothschüsse aus dem Lehrerstande, betreffend seine Bildung, Stellung und Besoldung. Eine Denkschrift, den Landtags-Abgeordneten, Lehrern und Lehrerfreunden gewidmet von Modestus Offenherz. Linz a. Rh. Gr. 8. 10 Ngr.

Oelsnitz, H. v. d., Ideen zur Errichtung einer Königl. Preuß. Kriegs-Marine. Neiße, Hennings. Gr. 8. 12 Ngr.

Leipziger Protest gegen die orthodoxe lutherische Kirche und Dr. Harleß. Altenburg, Helbig. Gr. 8. 4 Ngr.

Protest aus dem Odenwälder Zweigverein gegen Dr. Rupp. Michelstadt. 8. 2 Ngr.

Rodbertus-Jagetzow, Für den Kredit der Grundbesitzer. Eine Bitte an die Reichsstände. Berlin, Springer. Gr. 8. 5 Ngr.

Snüffelmann, Jan Dööspeter's Reiseschwiten. 1ste Fahrt: Von Hamburg nach Berlin. Mit 1 colorirten Abbildung. Hamburg, Berendsohn. 8. 6 Ngr.

Sparre, K. v., Die Auswanderungen und Ansiedelungen der Deutschen als Nazionalsache; insonderheit Preußens Betheiligung an der Auswanderungsfrage. Gießen, Ricker. Gr. 8. 7½ Ngr.

Stuhr, P. F., Die Preußische Verfassungsfrage vom weltgeschichtlichen Standpunkte aus betrachtet. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 20 Ngr.

Vollgraff, K., Die irrige und die wahre Stellung der Könige von Dänemark zu den Herzogthümern Schleswig und Holstein seit der Erbgerechtigkeits-Acte von 1661 und dem Königsgesetz von 1665. Zur Versöhnung. Marburg, Elwert. Gr. 8. 20 Ngr.

Vorwürfe und Invectiven, die in der 2. Kammer der Sächsischen Ständeversammlung gegen die Bauverwaltung der Sächsisch-Baierschen Eisenbahn ausgesprochen, gewürdigt und zurückgewiesen von den betheiligten Ingenieuren. Halle. Gr. 8. 5 Ngr.

Wedemeyer, v., Was ist rathsam? Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 2 Ngr.

Das Wesen der christlichen Religion. Von Friedrich II., König von Preußen. Als Gegenstück zum neuesten preußischen Religionsedikt. Leipzig, Weller. 12. 5 Ngr.

Wilhelm, F., Die stehenden Heere in Deutschland in politischer und staatswirthschaftlicher Hinsicht. Wiesbaden, Friedrich. Gr. 8. 8 Ngr.

Wollheim, Fliegende Blätter. (1stes Heft.) Dom Sebastiam von Portugal und Midas Rötscher von Berlin. Hamburg, Schuberth u. Comp. 8. 4 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 152. —— 1. Juni 1847.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint täglich eine Nummer und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Zeitstimmen.

1. Gedichte. Von Karl Rosenkranz. — A. u. d. T.: Studien. Vierter Theil. Metamorphosen des Herzens. Eine Confession. Leipzig, Brauns. 1847. 8. 20 Ngr.

Dichten und Denken — Denken und Dichten! Wie so gern und oft sich gesellend, wie so leicht und bequem sich paarend! Und doch, wie selten einträchtig und friedlich in einem Geiste beieinander wohnend! Wie schwer nicht nur in der natürlichen, sondern auch in der geistigen Gemeinschaft der Ehe mit stets gleicher Liebe und gegenseitiger Hingebung einander zugethan bleibend! Gleichwie ihre Namen nur in den großen Anfangsbuchstaben zusammenstimmen, so scheinen auch sie selbst nur am großen Hochzeitstage, wo sie von der priesterlichen Hand der Natur zusammengegeben werden, zwei Seelen und ein Gedanke, zwei Herzen und ein Schlag zu sein — unmittelbar hinterher aber, in demselben Moment wo sich dieser „eine" Gedanke als gedacht zum Gedicht consolidirt, stellt sich derselbe Gedanke, jede Consolidirung verschmähend, als unaufhörliches Weiterdenken, als ewiges Fluidum dem Dichten gegenüber, der „eine" Schlag geht zur Systole und Diastole auseinander, und an die Stelle der ursprünglichen Einheit und Harmonie tritt eine immer schroffer hervortretende Entzweiung, ein immer heftiger werdender Conflict um die Oberherrschaft, der nur je zuweilen durch Momente der Versöhnung unterbrochen, niemals aber ganz beschwichtigt, nie zur ursprünglichen Einheit zurückgeführt, ja auch dadurch nur scheinbar beigelegt wird, wenn der eine Theil den andern äußerlich überwunden und zum Schweigen gebracht hat. Dieser Kampf geht durch die gesammte Geschichte der Philosophie wie der Poesie. Welcher Denker hat sich nicht sein Leben lang mit dem Dichter in sich herumschlagen müssen, und welcher Dichter hat nicht von der Wiege bis zum Grabe mit dem Denker in sich zu ringen gehabt. Absonderlich wir armen deutschen Dichter und Denker liegen ewig wie der Stoff und die Flamme mit uns selbst im Kriege. Einmal fühlen wir uns von dem poetischen, synthetischen Kerne in uns getrieben, uns zu festen, sichern Gebilden zu concentriren und zu gestalten, sodann zwingt uns wieder der philosophische, analytische Funke in uns, als Flamme emporzuschlagen und all unser Wesen in seine allgemeinen, elementaren Bestandtheile aufzulösen; und wenn auch der eine oder der andere Trieb der mächtigere und vorherrschende in uns wird, gelangt er doch selten in dem Grade zur Alleinherrschaft, daß ihn nicht dann und wann ein schwaches Stündlein überkäme, in welchem der unterdrückte Gegner schlau und schleunigst seinen Vortheil zu wahren und seinem gestrengen Herrn ein Schnippchen zu schlagen pflegt.

So kann es uns denn nicht wundern, wenn auch der Verf. des vorliegenden Büchleins, nachdem er sich Jahre lang nur als Denker producirt, und die Poesie in einem jugendlichen „Faust"-Kampf einmal für allemal von sich abgeschüttelt und sich zum historischen Object gemacht zu haben schien, sich plötzlich wieder versucht fühlt als Dichter vor uns zu treten, und in antiken und modernen Versen sein Herz gegen uns auszuschütten. Und ebenso wenig kann es uns befremden, wenn wir sehen wie in diesen lyrischen Expectorationen immerfort wieder der Denker dem Dichter über die Schultern guckt und durch ein weisheitsvolles Kopfschütteln dem thörichten Herzen das Spiel verdirbt. Daher erwarte man in diesen Gedichten keine frisch und frei, voll und kräftig strömende Poesie; und ebenso wenig einen Born tiefer, unergründlicher Weisheit. Sie bilden eben nur ein Wässerlein, das mühsam und spärlich durch die Ritzen und Spalten der Felsen sickert, und zwar Zeugniß gibt, daß das Innere dem es entquollen noch nicht ganz in sich versteint und abgeschlossen ist, zugleich aber beweist, daß wir in ihm nur ein unterdrücktes und nur unter vielfachen Hemmungen und Hindernissen zu Tage kommendes Element

vor uns haben. Dies zeigt sich sowol im Inhalt wie an der Form dieser Gedichte. Zwar werden in ihnen so wichtige und bedeutende Lebensfragen besprochen wie nur von irgend einem andern Dichter, und namentlich die Ueberschriften, mit denen der Philosoph dem Poeten zu Hülfe kommt, deuten auf tiefe, gehaltreiche Ideen. Aber diese Ideen sind leider Ideen geblieben, sie sind nicht mit schöpferischer Kraft in die Gedichte selbst übergegangen, sondern schweben eben nur als Ueberschriften, wie der Geist Gottes vor der Schöpfung über den Wassern, in transscendentaler Herrlichkeit darüber, und der Gehalt der Dichtungen selbst erweist sich vorher meistentheils als ein noch nicht inspirirtes, chaotisches Gemisch allgemeiner Gefühle und Gedanken ohne eigenthümlichen, specifischen Charakter. Noch weniger genügen sie daher von Seiten ihrer Form. Sie sind fast sämmtlich ohne poetisches Centrum, und mithin auch ohne Concentration, ohne Symmetrie, ohne organische Gliederung. Sie fangen in der Regel gut an, aber werden matt fortgesetzt, und schließen ohne wirklichen Abschluß, ohne Resultat, ohne Pointe. Dieses Misverhältniß zwischen dem ersten Anlauf und der weitern Durchführung tritt sehr bemerkbar auch in ihrer metrischen Gestaltung hervor. Die ersten Zeilen eines Verses, in denen der Dichter noch frei ist, sind in der Regel fließend und natürlich; die folgenden dagegen, in denen er durch die Rhythmen und Reime der ersten gebunden ist, sehr häufig schwerfällig und gesucht. Das Gesetz, das ihm den Fortschritt erleichtern sollte, ist ihm also lästig, er muß daher bald den Gedanken der Form, bald die Form dem Gedanken opfern, und kann es mithin nicht verbergen, daß Rhythmus und Reim Elemente sind in denen er nicht gewohnt ist sich zu bewegen.

Alles Dies dürfen wir unbeschadet unserer Hochachtung des Verf. um so unverblümter aussprechen, als dieser selbst vorurtheilsfrei genug ist auf den Namen eines Dichters keinen Anspruch zu machen.

> Ihr liebt es, die Autoren abzupferchen
> In Fächer wie der Katalog sie ordnet.
> Ihr denkt von mir: er ist ein Philosoph!
> Ein Dichter bin ich wahrlich nicht! Ich machte
> Nur Verse, um in des Momentes Drang
> Mich leidlich noch zu retten. Nothwehr üb' ich.
> D'rum denkt bei diesen Versen weder d'ran,
> Daß ich Professor der Philosophie,
> Noch glaubt, daß ich das Heer der Lyriker,
> Die jetzo singen, zu vermehren komme.

So sagt er in einer den Gedichten vorausgeschickten „Zurechtweisung" selbst, und weist damit jede Beurtheilung die ihn als Dichter oder Denker betrachtet ausdrücklich zurück. Wenn wir daher im Obigen den poetischen und philosophischen Werth seiner Gedichte nicht gerade hoch angeschlagen haben, so ist Dies eben Nichts weiter als eine nähere Begründung und Ausführung Dessen was er in den eben angeführten Worten selbst ausspricht, und wir haben diese Ausführung nur deshalb für nöthig gehalten, damit sich der Leser d. Bl. durch den wohlverdienten Ruhm den Hr. Rosenkranz als Philosoph, und namentlich auch als Reproducent und Geschichtschreiber der Poesie genießt, nicht verführen lasse, an diese Gedichte mit Erwartungen zu gehen die ihr Autor in Folge seiner eigenthümlichen Stellung zur Poesie weder befriedigen kann noch will, sondern sie von vornherein nur von dem Gesichtspunkte aus betrachte den uns der Verf. selbst bezeichnet wenn er in seiner Zurechtweisung fortfährt:

> Nehmt mich als Menschen nur! Das ist genug.
> Als Mensch flücht' ich zu euch, zeig' euch mein Herz,
> Und will dadurch mich von mir selbst befrei'n.
> Denn Hülfe ist's dem Ringenden, wenn er,
> Was ihm im Busen gährt', aus dunkler Tiefe
> Zum Licht und zur Gemeinschaft offenbart.
> Doch überdem bin ich mir wohl bewußt,
> Daß die Gestalten die mein Geist durchwandert
> In hartem Kampf mit sich, der Welt und Gott,
> Daß sie dieselben sind in Tausenden,
> Und daß zugleich für euch die Beichte gilt!

Eine Confession also, und zwar über „die Metamorphosen seines Herzens" bietet uns der Verf. in diesen Gedichten, und als solche gewähren sie in der That nicht nur seinen Freunden, sondern Jedem in dem jemals das Endliche und Ewige wie Jakob und Gott miteinander gerungen haben oder noch ringen, ein tiefes psychologisches Interesse, das, obwol es uns durch die ganze Sammlung hindurch begleitet, doch seine höchste Spitze und Culmination in den drei letzten Gedichten erreicht, die der Autor unter dem Namen einer „Anthropologischen Trilogie" zusammengefaßt hat. Diese Dichtung ist gewissermaßen die Concentration aller vorangegangenen; in ihr sind alle die Freuden und Schmerzen, die Hoffnungen und Enttäuschungen, die Kämpfe und Verzweiflungen des Verf., die in den frühern Gedichten nur einzeln und gebrochen zu Tage gekommen sind, zum vollen, mächtigen Gesammtausdruck gelangt, sie ist ein so reicher, Erde, Himmel und Hölle in sich abspiegelnder und zugleich in so wohllautenden Rhythmen und Reimen dahinströmender Erguß eines andern Faust-Hamlet-Herzens, daß wir fast alle Ausstellungen die wir über den poetischen Werth der Sammlung im Allgemeinen ausgesprochen haben in Beziehung auf sie zurücknehmen, und sie als ein Product bezeichnen müssen zu dessen Erzeugung sich der Dichter und der Denker, obwol vermuthlich nur für eine kurze Zeit, versöhnend die Hand gereicht haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mittheilungen aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

December 1846.

Nicht ohne alles Interesse für die Leser d. Bl. dürfte der nachstehende Brief des vor drei Jahren in Boston auf der Reise zur Einweihung des Monuments des auf dem Bunkerhill-Schlachtfelde verstorbenen Generalstaatsanwalts der Vereinigten Staaten, Hugh S. Legare, bleiben. Man sieht daraus, daß es gerade nicht so leicht hier ist, ein „Selfmade-man" zu werden. In der That haben die großen „Selfmade-men" der Revolution ihre Bildung in England und Frankreich wesentlich erhalten. Hier bietet sich ein neuer Gesichtspunkt in der amerikanischen Bildung dar. Die deutsche historische und juristische Literatur schlingt sich in den Kreis des Wissenswerthen der Staatsmänner. Zwar steht das deutsche Element hier keines-

wegs auf der Stufe der Geltung, um die deutsche Sprache und Literatur einem amerikanischen Staatsmanne nothwendig zu machen; allein ich glaube, daß die Brücke bereits in jener wissenschaftlichen Nothwendigkeit gebaut ist. Nimmt man den Eifer hinzu mit welchem hier jeder Gebildete jetzt Deutsch lernt, um die deutsche schöne Literatur (wenigstens Schiller und Goethe) kennen zu lernen, so verdient jene Wendung zur juristischen wissenschaftlichen Literatur um so mehr Aufmerksamkeit. In der That ist unsere deutsche schöne Literatur armselig genug im Vergleich mit den fortwährenden Schöpfungen der Franzosen und Engländer. Der Stolz mit welchem Legare die englische Literatur die erste der Welt nennt thut unserm Gefühl weh, und doch werden wir bei ruhiger Ueberlegung zugeben, daß vielleicht nur im Felde der Geschichtschreibung und Forschung der deutsche Gelehrtendünkel die Werke jener großen Staatsmänner, die kühn und öffentlich vor den Augen des Volkes sprachen und handelten, sich rechtfertigen lasse. Wenn auch jetzt die Nationen unsere Wissensschätze ausbeuten — die Bahnen haben seit Shakspeare und früher die Briten gebrochen. Der fortstrebende Geist der Angelsachsen und Normannen bewährt sich auch hier. Der große Rahmen des christlichen Kunstgeschmacks ist von den Briten ebenso wol hergestellt worden als durch ihre Magna charta der beste Rahmen moderner Staatsformen.

Der nachstehende Brief ist an einen dem Namen nach unbekannten jungen Mann im Süden der Vereinigten Staaten gerichtet, der Legare, ohne ihn zu kennen, schriftlich um Rath gefragt hatte, welchen Weg er in Hinsicht seiner Studien einschlagen solle.

Washington, 16. Oct. 1841.

Lieber Herr! Ich benutze die ersten freien Augenblicke welche mir werden, seit Ihr Brief von Charleston (Südkarolina) mir zugesendet worden ist, um denselben zu beantworten, und ich will damit anfangen Ihnen zu versichern, daß nicht allein Ihre Entschuldigungen mich zu belästigen ganz überflüssig waren, sondern daß ich selten eine Artigkeit lebhafter gefühlt als die welche Sie mir durch Ihre Bezugnahme auf mich in einer solchen Angelegenheit erweisen, und daß ich deshalb noch mehr geneigt, ja selbst begierig geworden bin Ihren Wunsch zu erfüllen, da er auf eine so ansprechende Weise ausgedrückt ist. Gewiß, Ihr Brief überrascht mich durch die Sprache eines Mannes der entschiedenen Beruf für Das hat was er zu unternehmen bereit ist, und ich bin glücklich, Ihnen einige Früchte meiner eigenen Erfahrung anbieten zu können, da ich ganz gewiß bin, daß Sie einen guten Gebrauch davon machen werden.

Was Sie erstreben ist erstens: sich der großen Scientia civilis zu bemeistern, wie Quinctilian sie gibt — theoretisch die Philosophie der Gesetzgebung und der Verfassung der bürgerlichen Gesellschaft, im weitesten Sinne des Worts, mit Einschluß aller politischen, juristischen und moralischen Einflüsse verstehen zu lernen, welche die Geschicke der Menschheit berühren, sofern sie in politische Körper vereinigt ist; und zweitens, wie Sie dieses Wissen am besten zur Geltung im wirklichen Staatsdienste bringen. Dies ist ein edles Ziel, und Sie erlauben mir hinzuzufügen, es war dasselbe welches ich mir im Knabenalter steckte, das ich seitdem nie aus dem Gesichte verloren habe, und für welches alles Andere in meinen Studien und Bestrebungen nach meiner Ansicht lediglich helfend und als Werkzeug gedient hat. Es ist wahr, daß ich, durch Umstände begünstigt, im Stande gewesen bin, meine Studien mit mehr Muße zu verfolgen und ihnen eine größere Ausdehnung zu geben als Amerikanern gemeiniglich gestattet ist, daß ich Mancherlei erlernt habe das gewöhnlich für bloßen Zierath angesehen wird; allein ich habe nie ein Opfer gebracht es zu erlangen. Es wurde aufgelesen, weil ich es in meinem Wege fand — ich meine an der Seite des großen Wegs den ich zu wandern hatte und von dem ich entschlossen war Nichts mich verführen und abziehen zu lassen. Nie konnte ich mich mit dem Gedanken an Das was „literarisches Leben“ genannt wird versöhnen, d. i. mit einem Leben in einer contemplativen und epikuräischen, wenn auch eleganten Trägheit, als Gegensatz von einem Leben das in der Mitte von Geschäftsmännern und in der Beförderung der großen wirklichen Interessen der Gesellschaft hingebracht wird. Nicht auf die Gemüther seiner Zeitgenossen zu wirken scheint mir ein vergebliches Leben zu sein.

Ihre Fragen, obwol getrennt wie sie trennbar in der Speculation sowol als in der Praxis sind, müssen aus einigen Gründen zusammen betrachtet werden. Die Art von Erziehung die Sie sich geben möchten ist die des Bürgers der alten Republiken, welche ihn in jeder Beziehung geschickt machte, alle Privat- und öffentliche Aemter im Frieden und Krieg zu bekleiden, was immer seine Lieblingsneigungen und seine Studien sein mochten. So waren in den glücklichsten Zeiten des athenischen Genius, etwa beim Ausbruch des Peloponnesischen Kriegs, alle ihre großen Köpfe praktische Männer — Sophokles war ein General, Sokrates ein gestählter Soldat u. s. w. Thukydides, der Geschichtschreiber, ist ein höchst bemerkenswerthes Beispiel in derselben Classe. Ja, ich bin fest überzeugt, daß eine der Ursachen der Alles übertreffenden Vorzüglichkeit der griechischen Literatur die Thatsache gewesen ist, daß das Genie beständig in den heißesten Kämpfen des öffentlichen Lebens geprüft und gezwungen ward, in den Leidenschaften und Richtungen der Menschen durch und durch erfahren zu sein.

Dies angenommen, müssen Sie damit beginnen, aus sich einen Rechtsgelehrten (lawyer) zu machen und noch dazu einen ganz tüchtigen. Ich verstehe darunter, daß Sie sich Blackstone's mit Kent's und Story's Commentaren bemeistern, und daß Sie sich auch damit nicht begnügen, sondern daß Sie auch Coke's Institutionen studiren müssen — nicht blos Coke Littleton, sondern alle Institutionen (Institutes). Ich halte es für ausgemacht, daß Niemand im Stande ist, in den Debatten dieses Landes eine leitende Stimme zu führen, ohne diese Art Kenntnisse zu besitzen, und daß seine leitende Stimme darin in ziemlich gleichem Verhältniß mit seinem Vorrathe von Kenntniß davon stehen werde. Betrachten Sie z. B. Judge Marshall's berühmtes Argument im Falle des Jonathan Robbins — die siegreichste Darlegung von Geschicklichkeit die noch je im Congresse gemacht worden ist, und die nur ein Rechtsgelehrter machen konnte. Und so können wir von allen unsern andern großen Männern sagen, alle waren, wie die römischen Patricier, Rechtsgelehrte. Lesen Sie Jefferson's Staatsschriften, als er Staatssecretair war, und bemerken Sie wie er große Rechtsgrundsätze discutirt. Es ist wahr, sie betrafen mehr das Völker- als das Municipalrecht, aber Das sagt Nichts. Das Recht der Nationen ist nur ein Zweig des Gemeinen Rechts (Common-law) und es ist dies mächtige Gemeine Recht der englischen Race, welches die ganze Masse unserer Institutionen durchdringt, ja beinahe ausmacht, ohne welches durch und durch zu kennen Niemand diese Institutionen verstehen kann. Diese sind, wie ich seit den letzten zwölf Jahren gepredigt habe, durchweg historisch. Wollen Sie wissen was dieselben meinen oder sind, so müssen Sie Ihren Blick auf die Denkmäler der Vorzeit werfen, auf die Magna charta (die im Allgemeinen in unsere Staaten-Constitutionen übergeschrieben worden ist), die Petition of rights im J. 1628, die Bill of rights von 1688, die Act of settlement von 1703 u. s. w. Ferner auch die Lex parliamentaria etc.

Weiter: als Zweig dieses Studiums, welches nie so erschöpft worden ist als es verdient — ich meine die Geschichte und die Ueberreste des Freistaats England, die Schule unserer republikanischen Väter —, Whitelock, Prynne, Harrington und Sidney, zusammen mit den Verfechtern des Jus divinum, Hobbes (einem Manne von wunderbaren Fähigkeiten), Clarendon u. s. w. Darauf, ein wenig später, die Schriften Locke's (er war der Führer und Meister unserer Vorfahren, und seine eigenen Worte sind in der Unabhängigkeitserklärung copirt worden), Hoadly u. s. w.

Allein wenn Sie auch von den erwähnten Quellen ein großes Theil theoretischer Kenntnisse ziehen werden, so müssen Sie doch eine gründliche Einsicht in die Geschichte der Zeiten hinzufügen; denn ohne diese möchten alle Ansichten über Institutionen gleich den unserigen sehr oberflächlich bleiben. Die Geschichte von England soll immer noch erst geschrieben werden. Die von Hume, abgesehen vom bloßen Stil, ist Plunder, ein Gemisch von Vorurtheil und Roman. Die von Lingard ist um Vieles besser, besonders hinsichtlich der Gerechtigkeit die er einem der größten Elemente menschlichen Fortschritts, dem Einflusse der römisch-katholischen Kirche, widerfahren läßt; denn dieser Gegenstand ist jämmerlich misverstanden von den meisten englischen Schriftstellern. Hallam's „Constitutional history" ist ein sehr gutes Buch, allein nicht gründlich genug, noch geht es weit genug zurück. Es gibt ein Werk das von einem Ausländer herrührt und mehr Licht über die Gestaltung der Gesellschaft und der Regierungsform Englands wirft als irgend ein anderes in englischer Sprache: Thierry's „Histoire de la conquête de l'Angleterre par les Normands", die wie ich glaube, übersetzt ist; aber Sie verstehen vielleicht schon Französisch oder sollten es doch vor allen Dingen zu verstehen lernen. Im Zusammenhange mit obigem Werke empfehle ich Ihnen Meyer's „Institutions judiciaires" zu lesen; der Theil der sich auf englisches Recht bezieht ist sehr bedeutend.

Da Sie mir sagen, daß Sie ein Pflanzer sind, so nehme ich für gewiß an, daß Sie Muße genug haben, diese Dinge gründlich zu studiren, und wenn Dies der Fall ist, dann auch andere Dinge, immer jedoch das Geschäftsleben und mündliche und schriftliche Discussion im Auge behaltend. Wenn ich sagte, Sie müssen ein Rechtsgelehrter werden, so meine ich nicht, ein gewöhnlicher Advocat (attorney), sondern ein Rechtsconsulent (counsellor) und Anwalt (advocate), und ein tiefgelehrter Jurist und Publicist. Nun kann aber dieses Letzte Niemand werden ohne das Studium des Civilrechts, die Basis aller europäischen Gesetzgebung. Die Civilisten sind die größten Meister in der juridischen Philosophie die man nur finden kann. Pothier's Werke über praktische Jurisprudenz finden kaum ihres Gleichen hinsichtlich des unfehlbaren Urtheils, womit er die subtilsten Rechtsprincipien und Casuistik auf Fragen von Mein und Dein anwendet. Die Institutionen Justinian's mit den Commentaren von Heineccius und Vinnius, die heutige Schule in Deutschland, erweitern die Grenzen dieser Wissenschaft immer mehr und räumen die Schwierigkeiten hinweg, die von den Doctoren vergangener Zeiten unerklärt gelassen worden sind. Der berühmte Prof. Savigny, dessen „Geschichte des Römischen Rechts im Mittelalter" die ganze Gestalt dieses Studiums verändert hat (zusammen mit solchen Werken wie Guizot's „Histoire de la civilisation en France etc."), gibt jetzt ein großes Elementarwerk heraus, wovon ich bis jetzt vier Bände erhalten habe.

Wenn Sie Deutsch lernen könnten, so würden Sie finden, daß Sie sich dadurch die größte Arbeitsersparniß in der Welt verschaffen könnten. Ich bin ganz gewiß, daß, hätte ich in meiner Jugend statt nach Edinburg nach Göttingen gehen können, ich die Hälfte der Bücher würde haben entbehren können, von denen ich jetzt weiß, daß sie für einen kritischen Gelehrten nicht der Beachtung werth sind. Die Deutschen haben jetzt und seit geraumer Zeit schon gerade diesen Gegenstand der Philosophie der Gesellschaft und der Gesetzgebung in einem ihnen eigenthümlichen Stile behandelt; denn sie übertreffen alle Forscher sowol in ausgebreiteter und genauer Nachforschung als in scharfer Kritik. Jedenfalls müssen Sie Heeren's Werke über die Geschichte des Alterthums und sein „Handbuch der Geschichte der neuern Zeit u. s. w." sich anschaffen.

Für die griechische Geschichte lassen Sie Anacharsis' „Reisen u. s. w." beiseite, sie sind gerade für Nichts. Schaffen Sie sich an: 1) Böckh's „Staatshaushalt", 2) Müller's „Dorier", 3) Hermann's „Handbuch der griechischen Geschichte", 4) Wachsmuth's „Griechische Alterthümer", 5) Schlosser's „Geschichte der Alten Welt".

Darf ich es wagen Sie zu bitten, sich eine meiner schriftstellerischen Arbeiten anzuschaffen und sie zu lesen? Sie findet sich in Nr. 13 der „New-York review" und behandelt die Verfassungsgeschichte Griechenlands, besonders der Demokratie Athens, und in Nr. 17 desselben Werks den Demosthenes. Ich würde Ihnen diese Aufsätze senden, hätte ich noch Abdrücke davon; ich lege Ihnen aber einen meiner Artikel derselben Zeitschrift über die römische Gesetzgebung bei, welcher eine passende Ergänzung dieses Briefes sein wird. Er entwickelt viele der hier ausgesprochenen Gedanken vollständiger.

Damit Sie Ihre Studien ohne Hindernisse und mit vollem Erfolg verfolgen können, ist eine hinlängliche Kenntniß der lateinischen Sprache unerlaßlich, und sie kann leicht erworben werden von Jedem der nur ausharren will von Tag zu Tag und Schritt für Schritt. Nehmen Sie irgend ein lateinisches Buch, auf dessen Inhalt Sie am neugierigsten sind, z. B. Livius' Geschichte, studiren Sie dieselbe mit kritischem Sinne wiederholt durch, bis Ihnen die Formen ganz geläufig sind; dann übersetzen Sie es erst ins Englische und später vom Englischen zurück ins Lateinische, und bald werden Sie für irgend einen praktischen oder literarischen Zweck genug verstehen. Nichts kann man leichter sich aneignen, vorausgesetzt, Sie haben die allerwerthvollste Eigenschaft des Charakters (wovon ich selbst nicht den Muth ausnehme): Beharrlichkeit.

Mit Latein, Französisch und Deutsch besitzt man einen Schlüssel der alle Schätze moderner Gelehrsamkeit öffnet. Griechisch kann man für tiefere Forschungen nicht entbehren, allein Dies ist ein schwieriger Grad der Ausbildung, so sehr, daß ich Niemandem anrathen wollte ihn zu suchen der nicht bereits bedeutende Fortschritte in der Sprache gemacht hat, oder dessen letzte Zwecke wesentlich auf die Praxis gerichtet sind. Die meisten Historiker und Philosophen sind ja auch, besser und schlechter, übersetzt.

Die englische Literatur ist die erste in der Welt, und ich nehme davon nur die griechische aus. Wer sich völlig Shakspeare's und Milton's bemeistert hat, d. h. wer diese Beiden fast auswendig weiß, besitzt einen Schatz von Gedanken, Kenntniß und Poesie dem keiner gleichgestellt werden kann in irgend einer Sprache die je von Menschen gesprochen worden ist. Besonders wird Shakspeare einen öffentlichen Redner nie im Stiche lassen. In einigen der größten Rechtsfälle, in denen ich den Beweis zu führen hatte (I ever argued), habe ich Stellen aus ihm zur Erläuterung des Arguments mit einem Erfolge gebraucht den man nicht überschätzen kann. Dasselbe darf man von unserer tadellosen englischen Bibel sagen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 153. —— 2. Juni 1847.

Zeitstimmen.
(Fortsetzung aus Nr. 152.)

2. Der Sohn der Zeit. Freie Dichtung von Ludwig Seeger. Leipzig, Verlagsbureau. 1847. Gr. 8. 1 Thlr.

Unsere Zeit gilt für krank, und wer sollte es nicht glauben, wenn sich, wie wir eben gesehen haben, selbst ihre Philosophen fieberhaft geberden? Und doch, was kann es mit dieser Krankheit zu bedeuten haben, wenn sie im Stande war, einen so frischen, lebenskräftigen, kerngesunden Sohn zur Welt zu bringen wie der Schöpfer dieser Dichtung ist, der sich ausdrücklich als Fleisch von ihrem Fleisch, als Geist von ihrem Geist fühlt, weiß und bekennt, und der in all seinem Wesen, im Pulsschlag seines Herzens, im Blick seines Auges, im Klang seiner Rede, im Takte seines Schrittes der Mutter Widerhall und Ebenbild ist? Es sind in der That auch nur die Speculanten à la baisse, die jenes Krankheitsgerücht ausgesprengt haben. Aber wir wissen es besser! Die Zeit ist nicht krank und ist nie krank gewesen! Was sie für Krankheit ausgeben, Das ist gerade die unerschöpfliche Quelle ihrer innern Schöpfungskraft, mit der sie unter Lust und Schmerzen immer neue Keime in ihrem Schoose empfängt, unter Wonnen und Wehen immer neue Kinder aus ihrem Innern entläßt, unter Freuden und Leiden immer neue Weltbürger an ihrem Busen großzieht. Nur die ältesten ihrer Söhne, die sich in ihrer Altklugheit und Majoratsherrschaft gegenüber ihrer ewigen Jugend als Herren oder Väter derselben brüsten, möchten, weil sie vom jungen Geschlecht vom Throne gestoßen zu werden fürchten, der ewigjungen Mutter Schöpfungskraft gern verleugnen und verleumden, und ihre Kinder wie krankhafte Auswüchse und Eiterbeulen ausschneiden und der Vernichtung preisgeben; — und so wiederholt sich fort und fort die alte Geschichte von Saturnus und Jupiter, von Laios und Oedipus, von Pharao und Moses, von Astyages und Kyros, von Amulius und Romulus, von Herodes und Christus. Aber es hilft ihnen Nichts; die Zeit ist noch in allen Gestalten: als Rhea und Jokaste, als Levitin und Mandane, als Rhea Sylvia und als Maria, die Siegerin geblieben, und hat stets die jüngsten und liebsten ihrer Söhne gegen die ihr entfremdeten und entarteten zu schützen und zum Triumph zu leiten gewußt. Und so hoffe ich, daß sie auch diesen einen ihrer frischesten und gesundesten Sprößlinge in ihren Schutz nehmen und kräftig ihm in seinem mit Jugendkraft und Siegesmuth unternommenen Kampfe zur Seite stehen wird. Und gegen Wen geht dieser Kampf? Der Sohn der Zeit möge selbst antworten.

> Den Schlechten, die uns knechten,
> Den Lügnern gilt der Strauß!
> Wohlauf! Wohlauf! Wir fechten
> Die alte Nacht hinaus!
> Wohlauf! Es gilt ein Jagen
> Auf manch' ergrimmtes Wild,
> Es gilt jetzt zu zerschlagen
> Manch' hohles Götzenbild.

Freiheit, Wahrheit und Recht also ist das Kampfgeschrei unsers Sängers, wie so manches Andere vor und mit ihm; doch weiht er sich demselben im Unterschiede von den meisten seiner Genossen nicht so ganz ausschließlich, daß er nicht daneben auch sanftern Stimmen Raum gönnte. Nachdem er gesungen:

> Auf, laßt die Trommeln rühren,
> Zieht aus mit Klang und Spiel;
> Des Geistes Schwert zu führen,
> Brecht auf zum fernen Ziel!
> Wenn an den Lagerfeuern
> Wir sitzen Nachts umher,
> Dann singt von Abenteuern,
> Und blut'ger Männerwehr!

fährt er fort:

> Doch laßt mich auch dazwischen
> Eins singen leicht und frei,
> Laßt süße Lieder mischen
> Mich in das Kampfgeschrei,
> Auf daß wir, gilt's zu fechten,
> Nicht wie Gemeine steh'n,
> Daß mit dem Wahren, Rechten
> Stets mag das Schöne geh'n!

Und so bietet er uns denn außer den Zeit- und Freiheitsliedern auch viele Lieder der Liebe, der Freundschaft, der Geselligkeit, des Naturlebens u. s. w., ja es bilden diese in den beiden ersten Abtheilungen der Sammlung, den „Liedern der Dämmerung" und den „Liedern des Morgens", sogar die Mehrzahl, und nur die der dritten Gruppe, die „Lieder des Tages", sind vorzugsweise der Zeit und ihren Interessen gewidmet. Welchen Stoff aber auch die einzelnen Gedichte behandeln mögen, durch alle weht dieselbe Frische und derselbe Lebensmuth, in allen prägt sich die-

selbe Reinheit des Herzens und Tüchtigkeit der Gesinnung aus, in allen offenbart sich, wenn auch nicht stets in gleichem Grade, dieselbe poetische Anschauungsweise, dieselbe Leichtigkeit und Natürlichkeit der Gestaltung, dieselbe Melodie und Eurhythmie der Sprache, sodaß wir sie allen Denen die mehr durch eine harmonische, ebenmäßige Schönheit als durch frappante Originalität, flackernden Humor, schlagenden Witz und ähnliche blendende Eigenschaften angezogen werden, auf das wärmste empfehlen dürfen. Statt aller weitern Anpreisungen einige Proben, z. B. aus den „Liedern der Dämmerung" folgendes allerliebste

Bekenntniß.

Wer es nicht weiß, dem sag' ich's jetzund;
Blau ist ihr Auge, roth ist ihr Mund.
Ach, das ist ein Blicken,
Drücken und Nicken!
Wer es nicht weiß, dem sag' ich's jetzund.

Blau ist ihr Auge, roth ist ihr Mund;
Man küßt sich nicht satt, sieht nicht auf den Grund:
Wonnebegehren!
Wonnegewähren!
Wer es nicht weiß, dem sag' ich's jetzund.

Man küßt sich nicht satt, sieht nicht auf den Grund;
Sie hat mir geschworen in süßer Stund':
Sie wollt' mit mir ringen,
Mich in Liebe bezwingen!
Wer es nicht weiß, dem sag' ich's jetzund.

Sie hat mir's geschworen in süßer Stund',
Ich küßt' ihr das Auge, küßt' ihr den Mund;
Die Sterne nur sahen
Das Ringen, Umfahen:
Wer es nicht weiß, dem sag' ich's jetzund.

Aus den „Liedern des Morgens":

Das Lied von den Bergen.

Drei Jahre sind's, daß ich mit dir
Und deinem Geiste lebe,
O Alpenwelt, und dich in mir
Rein aufzubauen strebe.
Die Wallfahrt hab' ich neu gewagt,
Und heller hat mir schon getagt
Der Blick auf deinen kühnen Höh'n.
O Schauspiel, ewig groß und schön:
Ich juble, staune, bebe!

Ja, wer die Zunge hätte die
Von diesen Wundern sänge,
Daß die gewalt'ge Melodie
Der Bergwelt voll erklänge:
Hinwandeln müßte solch' ein Sang
Zum niedern Land im Donnergang,
Durchbrausen, wie ein Wasserfall,
Mit lautem Schall und Widerhall
Das staubige Gedränge!

Das wär' ein Lied voll sich'rer Ruh',
Voll Frieden und voll Schrecken,
Und Einer säng's dem Andern zu,
So weit sich Berge recken.
Ein Schlachtgesang vor jedem Krieg,
Ein Jubellied nach jedem Sieg;
Der Hirte säng's im Abendroth,
Der Bauer säng's in Schweiß und Noth,
Man säng's in Stadt und Flecken.

Auf weitem, heißem Ocean,
Wenn schlaff die Segel hingen,
Fing ein Matros' es einmal an
Aus voller Brust zu singen;
Und alle Ruder hörten auf,
Die ganze Mannschaft schrie zu Hauf,
Als müßte jedes Seemanns Herz
Der aus den Bergen stammt vor Schmerz
Und herbem Heimweh springen.

Von diesem Lied voll Kraft und That
Hört' ich verlor'ne Laute,
Als auf des Faulhorns höchstem Grat
Ich Morgens um mich schaute.
Die Luft war bis ins Tiefste klar,
Die Schneewelt leuchtend wunderbar,
Rundum ein glühend Aufersteh'n,
Und hinten weithin See'n an See'n,
Daß mir's vor Wonne graute.

Ja, lebt er nicht, so muß er noch,
Der Dichter muß noch kommen,
Durch den des Schweigens hartes Joch
Den Bergen wird genommen.
Dann wird die stumme Schönheit Ton,
Vom feurigen Pygmalion
Umfaßt mit starkem Geistesarm.
Dann glühen alle Gletscher warm,
Von seiner Brust entglommen u. s. w.

Und aus den „Liedern des Tages":

Das Lied vom Deutschen Zollverein.

Deutschland, große Heldenseele,
Hast du wirklich keinen Leib,
Dem dein Wesen sich vermähle,
Inniger als Mann und Weib?
Doch — ein lock'rer Körper bindet
Deutschlands schlotterndes Gebein:
Endlich, ja, zusammenfindet
Deutschland sich im Zollverein.

Wohl, wir achten nicht geringe
Diesen jungen, deutschen Bund;
Daß aus ihm uns Heil entspringe,
Wünschen wir von Herzensgrund.
Wie einst Gott dem Leib von Erde
Blies den Hauch des Geistes ein,
Hoffen wir, sein Leib — er werde
Nun dem Geist im Zollverein;

Jenem Geist voll Mark und Tugend,
Der im Elend aufgeblüht,
Jenem Geist der ew'gen Jugend,
Der im deutschen Volke glüht,
Der sich freut der blanken Waffen,
Der sich labt an Lied und Wein,
Der auch diesen Bund geschaffen,
Unsern Trost, den Zollverein;

Unsern Trost in bangen Sorgen,
Uns'rer Zukunft reichen Keim.
Was in seinem Schoos verborgen,
Lange bleibt's nicht mehr geheim.
Ausgestreut ist nun der Samen:
Pflege braucht's und Sonnenschein;
Baut ihn aus in Gottes Namen,
Baut ihn aus den Zollverein!

Deutsche Handelskarawanen
Wandern frei durchs deutsche Land,
Fliegen hin auf Eisenbahnen,
Jagen hin von Strand zu Strand;
Sind die Brüder erst gewonnen,
Ist er deutsch der ganze Rhein,
Trägt das Meer erst deutsche Tonnen,
Dann Glückauf dem Zollverein!

Dann Glückauf dem Bund' der Starken,
Wenn er waltet unbeengt,
Wenn der deutschen Junge Marken
Sein gewalt'ger Arm umfängt;
Wenn die fernsten Stammgenossen
An den Bruderbund sich reih'n,
Wenn des Segens Born erschlossen
Strömt im Deutschen Zollverein;

Wenn das Volk, gebückt im Staube,
Athem holt aus freier Brust,
Wenn der deutsche Muth und Glaube
Sich verjüngt in Schöpferlust,
Wenn die Arbeit uns'rer Hände
Länger nicht ein Fluch wird sein,
Wenn die Tyrannei ein Ende
Findet in dem Zollverein;

Wenn ein Haupt ist über Alle,
Durch des Volkes Liebe stark,
Wenn das Recht in off'ner Halle
Herrscht, befreit vom röm'schen Quark,
Wenn gefallen alle Schranken
Die noch Fürst und Volk entzwei'n,
Wenn auch zollfrei die Gedanken
Sind im Deutschen Zollverein:

Dann Glückauf dem jüngern Bruder,
Der den ältern überstrahlt,
Jenen der dort sitzt am Ruder,
Und nur Unglücksziffern malt;
Der, incompetent zu sterben,
Nur noch lügt des Lebens Schein: —
Ihn verwandeln oder erben
Mußt du, Deutscher Zollverein!

Der Frohsinn und der Lebensmuth der sich in diesen Liedern ausspricht begleitet den Dichter durch seine ganze Poesie. Zwar ist auch ihm der Schmerz nicht fremd geblieben; es kommen selbst Augenblicke über ihn in denen ihm die Poesie als ein leeres, schales Spielzeug erscheint, und in denen er über sich klagt:

Was ich weiß: Figuren, Zahlen,
Meinem Geiste fremd und fern,
Spreu und Moder, trock'ne Schalen,
Todte Hülsen ohne Kern.
Was ich denke: Widersprüche,
Lichter fackelnd hin und her,
Nichts Gedieg'nes, lauter Brüche,
Blind verworr'nes Ungefähr.

Unterspült vom Zweifelstrome
Sinkt der Grund des Glaubens ein,
Von dem schönen Wunderdome
Bröckelt ab sich Stein um Stein.
Und die weisen Meister sprechen
Keine Sprach' als die der Zunft,
Und das Denken ist Verbrechen,
Und ein Ketzer die Vernunft u. s. w.

Aber, wenn sich ihm auch einmal der Blick also verdüstert, er sieht doch stets „durch die Wolken Himmelslichter", sodaß er von sich sagen darf:

So lang das Unglück mir geschnürt die Kehle,
Da war ich still, wie Vögel unterm Wetter
Verstummt sich ducken unter Laub und Blätter;
Ins Kissen weint' ich allen Gram der Seele:
Nun aber durch des Frühlings Freudensäle
Erschallen lass' ich jubelnd mein Geschmetter.

Und wie die Schmerzen der innern Skepsis, so weiß er auch die über Unzulänglichkeit und Verkehrtheit der Außenwelt, und namentlich der politischen Zustände des deutschen Vaterlandes zu überwinden. Denn wenn er auch in seinem Schlußgedichte „An die Poesie" unter Anderm sagt:

Und Deutschland schrie, und schrie sich heiser,
Und Köpf' und Herzen glühten warm;
Und Polen sank dem Russenkaiser,
Dem Freiheitsmoloch in den Arm.
Und manche Mutter rief dem Sohne,
Dem allzu kühnen: Flieh', o flieh'!
In Einem langen Trauertone
Erstarb die Freiheitspoesie!

Und ich? — Es kocht in meinen Adern
Ein Zorn der Lust und Thränen sucht.
Und ich begann mit Gott zu hadern:
Sind wir zum Elend denn verflucht?
Ich war so arm, geknickt, verlassen,
Was ich erstrebte, Nichts gedieh;
Mein Lieben ward verkehrt in Hassen,
Zur Galle meine Poesie.

so verwandelt sich auch dieser Schmerz gar bald wieder in Hoffnung und Thatenlust, und er scheidet von uns mit dem zuversichtlichen, siegesfrohen Zuruf:

Zum Kreuzzug! Auf, ihr jungen Ritter!
Wacht auf vom Schlaf, der euch bethört!
Die Sensen rüstet, wack're Schnitter!
Habt ihr der Lerchen Ruf gehört?
Wenn euch das Vaterland, ihr Sänger,
Einmal des Träumens Schuld verzieh,
Auf, sühnet sie, und schwelgt nicht länger
In thatenloser Poesie!

Hier meine Hand, auf Tod und Leben,
Ihr Ritter von dem freien Geist!
Laßt uns den Ruf der Zeit erheben,
Bis er dem Feind das Ohr zerreißt,
Bis wir die Siebenschläfer rütteln
Aus ihrer Sündenlethargie,
Bis wir die reifen Früchte schütteln
Vom grünen Baum der Poesie!

Und keinen Sänger sollt ihr krönen,
Als der die Freiheitsfahne schwingt,
Der Weisheit sollt ihr euch entwöhnen,
Die nicht ins Mark, ins Leben dringt,
Der Dichter wird zum Waffenschmiede,
Zum Zeughaus die Philosophie,
Der Rath zur That — zum Siegesliede
Die neue, deutsche Poesie!

Einstmals galten die Sänger als Seher. Wann werden sich auch die unserigen als solche erweisen?

(Der Beschluß folgt.)

Mittheilungen aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

(Fortsetzung aus Nr. 152.)

Sie sehen, mein Herr, ich bin für gründliche Arbeit, wenigstens wenn ich Jemand finde der deren fähig ist. In den meisten Fällen, wenn ich um meine Meinung über einen Studiencurs angegangen werde, ist meine Antwort: Wirf die Bücher hinweg und begib dich unter die Leute; die Wahrheit ist und gilt von diesem Lande mehr als von allen andern. Buchmänner werden von praktischen Männern gemieden, und wenn Jemand ein Gelehrter ist, muß er sehr starke Proben von seiner Wirkungsfähigkeit geben, oder man wird es für ausgemacht annehmen, daß er im Geschäftsleben Nichts werth sei.

Dies ist die Klippe die Sie zu vermeiden haben. Ich bin oft von jungen Leuten zur Zeit wo ich selbst noch jung war zu Rathe gezogen worden, und ich habe ihnen immer gesagt, ihre Studien würden ihnen ein Hinderniß in ihrem Wege sein. Dies ist meine eigene Erfahrung bei jedem Schritte gewesen den ich gethan habe, obwol besondere Umstände mich in den Stand setzten, schon vor 21 Jahren in das öffentliche Leben von Südkarolina zu treten, d. h. zu derselben Zeit, als ich von meinen Studien aus der Fremde zurückkehrte. Ich hatte eine leitende Rolle in der Staatslegislatur zu übernehmen, bis ich, nach kaum zurückgelegten dreißiger Jahren, zum Generalanwalt des Staats (Attorney-general of the state) erwählt wurde. Dann war ich auswärtiger Gesandter, dann Congreßmitglied, und nun, elf Jahre nach meiner Erwählung zu demselben Amte für den Staat Südkarolina, finde ich mich auf dem Platze des Generalanwalts der Vereinigten Staaten, so überhäuft mit Geschäften, daß ich zwölf Stunden des Tags studiren muß, und zwar Nichts als das Recht. Dies ist der Grund, weshalb ich kaum im Stande gewesen bin, Ihnen diese eiligen Zeilen zu schreiben. Aber es kann keine große Vortrefflichkeit erreicht werden ohne große Anstrengung, und große Vortrefflichkeit wird früher oder später hervorleuchten.

Noch wollte ich Ihnen rathen sich so viel als möglich im öffentlichen Sprechen zu üben, indem Sie allen Volksversammlungen beiwohnen, doch ohne zu irgend einer Zeit Ihre erworbenen Kenntnisse zur Schau zu tragen. Zeigen Sie ja was Sie wissen mehr durch dessen Einfluß auf Ihre Art und Weise zu sprechen und zu denken, als durch directe Citate und Anspielungen — wie der alte Philosoph sagte: Zeige mir nicht was deine Säue fressen, sondern gib mir sie wenn sie fett sind. Studium ist blos Etwas werth als Disciplin — Wissen ist kostbar allein als das Mittel zur Weisheit, und Nichts ist in der That werth gesucht zu werden als Wahrheit.

Ich weiß nicht inwiefern Sie Vortheil aus diesen hingeworfenen Winken ziehen mögen; allein ich möchte gerade noch hinzufügen, daß Sie natürlich auch die Schriften der Staatsökonomen studiren werden, besonders die englischen Meister von Adam Smith bis Senior und Mac-Culloch; ferner daß in Hinsicht der politischen Philosophie die französischen Schriftsteller einer besondern Aufmerksamkeit werth sind, nicht sowol in Hinsicht der Gerechtigkeit ihrer Schlüsse als der Kühnheit ihrer Speculationen und der Einsicht, welche Revolutionen ihnen in die Motive, Impulse und die Leitung der Menschen in Massen in der Abwesenheit irgend einer anerkannten Obrigkeit oder überwachenden Gewalt gegeben haben. Außer Montesquieu (der das letzte Jahrhundert überschätzt, das gegenwärtige zu gering schätzt) hat Rousseau einen besondern Anspruch auf unsere Aufmerksamkeit. Sein „Contrat social" und seine andern politischen Werke haben die schreckliche Schule der französischen Jakobiner gebildet. So ist Thiers der jakobinische Historiker des Jakobinismus, Tocqueville u. s. w. Vor Allem aber lesen Sie unsere Staatsschriften, die Revolutionsgeschichte und andere Annalen. Bancroft's bewundernswerthes Werk wird Ihnen als eine gute Einleitung dienen.

Ich muß mich entschuldigen, daß dieser Brief nicht geworden ist was er hätte werden sollen: ein systematischer Abriß eines Studiencursus für einen jungen Publicisten und Staatsmann. Meine gemessene Zeit wollte Dies nicht erlauben; sollten Sie aber einige nützliche Winke in dem eiligen Gewirr verloren finden, welches ich mich versucht fühlte niederzuschreiben, indem ich eine Freude darin fand, den Wunsch eines Mannes zu erfüllen den ich nicht einmal das Vergnügen habe zu kennen, von dem ich aber eine sehr günstige Idee gefaßt habe, so werde ich mich reichlich für die geringe Mühe entschädigt fühlen, das Obige auf das Papier geworfen zu haben.

Hugh S. Legare.

An diesem Briefe, den ich so wörtlich als möglich übersetzt, auch den Periodenbau durchaus beizubehalten gesucht habe, fällt die Schwerfälligkeit der Complimente des Anfangs und Endes gegen die Leichtigkeit womit die wesentlichen Gegenstände behandelt werden auf. Legare war aus der französischen Familie der Legaré, und diese, glaube ich, im Anfange der Französischen Revolution ausgewandert. Er war in Amerika geboren, unabhängig, doch nicht reich; seine bedeutenden Eigenschaften wurden früh entdeckt und in Europa entwickelt. Sein frühzeitiger Tod wurde allgemein bedauert. Man hatte ihn erkannt, und Präsident Tyler verdient das Lob, ihn an den Platz gebracht zu haben, den vor ihm Keiner ausgefüllt haben soll wie er. Noten zu dem Texte zu geben erlaube ich mir nicht. Das starke Selbstgefühl des Amerikaners leuchtet aus jedem Satze. Er kennt nicht Bescheidenheit im Sinne der „Lumpe", wie Goethe sie nennt. Der Ehrgeiz reißt ihn über alle Hindernisse hinweg, und wenn er, wie Legare, frühzeitig unter den Anstrengungen erliegen sollte. Denn leider war sein Tod Folge seiner anstrengenden Arbeiten und Studien. Der Charakter der Nation ist vielleicht dem Deutschen am wenigsten verständlich; nur in seinen ungeheuern Bewegungen nach außen, in dieser Handelsthätigkeit, dieser Cultivirungssucht und Speculation auf ferne Länder, diesem Verlassen der Heimat, diesem Losreißen von allen Familienverbindungen und dieser Unerschrockenheit und raschen Entschlossenheit in Gefahr mag man ihn ahnen. Träumen und unpraktisches Wissen, Studiren für Anstellung u. s. w. ist hier etwas ebenso Unerhörtes als Verächtliches. Der Knabe von 16 Jahren verläßt oft die Heimat um sein Glück zu suchen. Erwacht er später, so geht er jetzt erst in die Schulen, lernt Rechnen und Schreiben und verdient nebenher durch seiner Hände Arbeit ein Capital, um sich zum Geistlichen, Lawyer oder Arzt auf einer höhern Anstalt auszubilden, oder ein Geschäft zu beginnen, oder Land „in the far west" zu kaufen und so sein Bürgerthum zu begründen. Dies sind die wahren „Selfmade-men"; sie erscheinen im Kriege und Frieden, im Rath und bei der That. Die Nothwendigkeit sich mit wenigen Händen zu behelfen, macht sie nachdenkend, erfinderisch; und dieses Nachdenken und diese Erfindungskraft zeigt sich jetzt in allen Richtungen. Selbst der Staat als solcher macht davon Gebrauch. Wer z. B. wie ich ein preußisches Zeughaus jahrelang beobachtet, die Mühseligkeit der Waffenarbeiter gesehen hat, und dann in ein hiesiges tritt und sieht wie Ein Mann mit seinen Maschinen hier Dinge thut in Minuten, wozu dort zehn Mann Wochen gebrauchen, der bekommt einen Eindruck. So ist es mit der Ackerarbeit, dem Tischler, Zimmermann u. s. w. Rasch bringt der Erfinder eine gute Erfindung vorwärts, und daher raffinirt Jeder darauf. Aber genug davon. Der nördliche Yankee in Künsten und Gewerben, der südliche in Staatswissenschaften. Daher die Ueberlegenheit des Südens über den Norden im Congreß.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz.

Vendéekriege.

Die denkwürdigen Kriege der Vendée bilden für geschichtliche Studien sowie für romantische Behandlungen ein reiches Feld, zu dem man sich, ungeachtet es schon so vielfach angebaut ist, in Frankreich mit immer neuem Interesse wendet. Unter den neuesten historischen Bearbeitungen dieser bedeutsamen Episode aus der Revolutionsgeschichte können wir die „Guerres de la Vendée", von L. Veuillot, besonders empfehlen. Es ist dies eine durch kein Vorurtheil, durch keine parteimäßige Färbung getrübte Arbeit, in der die Ereignisse nach den bekannten Quellen auf eine würdige Weise gezeichnet werden. Neue Studien, die Benutzung unbekannter Documente wird man nach Dem was bis jetzt schon zu Tage gefördert ist kaum noch erwarten, sodaß also das Werk von vornherein auf wissenschaftliche Bedeutung keinen Anspruch machen kann. Aber für eine unterhaltende Lecture bürgt der Stoff selbst und die ungekünstelte, aber nicht unkünstlerische Darstellung. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 154. — 3. Juni 1847.

Zeitstimmen.

(Beschluß aus Nr. 153.)

3. Gedichte eines Protestantischen Freundes. Von Gustav Schwetschke. Altes und Neues. Mit einem öst-westlichen Diwan. Leipzig, Kirchner. 1847. 16. 24 Ngr.

Auch in diesem Dichter haben wir einen Sohn der Zeit vor uns, aber von wesentlich anderm Charakter. Während jener als kecker Schweizer was er fühlt und will wie einen Bergstrom frisch und frei aus dem Herzen und von der Brust strömen läßt, zwingt es dieser als vorsichtiger Norddeutscher erst durch die Schleußen und Kanäle des hemmenden, divagirenden Gehirns, und läßt es wie eine künstliche Wasserleitung eben nur so weit zischen und sprudeln, als es die Kraft des Druckwerks zuläßt, und als es, ohne gemeingefährlich zu werden, zur harmlosen Unterhaltung des Publicums und Verschönerung eines fürstlichen Lustgartens mit höchster Erlaubniß zischen und sprudeln darf. Freilich läßt sich auch in diesem gleichsam frisirten und unter die Schere der Cultur genommenen Strudel der alte schalkische Wasserneck nicht verkennen; denn hängen ihm auch die Haare nicht mehr so wild und ungelockt um das Haupt herum, daß man ihn auf hundert Schritte als den Sohn der Wildniß erkennt, so werden doch Manche die ihn in der Nähe betrachten finden, daß im Grunde trotz seiner vorschriftsmäßigen Frisur kein gutes Haar an ihm ist, und wenn er auch nicht mehr übermüthig und ungeschlacht genug ist, mir Nichts dir Nichts Dämme und Schleußen mit sich fortzureißen, so findet er doch noch seinen Gefallen daran, Diesem und Jenem der sich nicht auf den Wind versteht im Vorübergehen zum großen Ergötzen des schadenfrohen Publicums den Pelz zu waschen. Diese Schalksnatur unsers Protestantischen Freundes tritt, obwol sein eigenstes innerstes Wesen, doch für einen flüchtigen Beobachter nicht gerade merklich hervor. Er macht zu allen seinen losen Streichen ein gar unschuldiges und harmloses Gesicht, interpretirt zum Schein eine alte Inschrift, und kritisirt in Wahrheit ein neues Wort, er spricht von einer Hauptstadt des Morgenlandes und denkt an eine Hauptstadt des Abendlandes, er singt ein Frühlingslied und meint ein Freiheitslied — kurz, er schlägt den Sack und trifft den Esel! Dies Alles würde oft kaum zu merken sein, wenn er bei all seiner Schalkhaftigkeit nicht wieder ehrlich genug wäre seinen Mummenschanz selbst zu verrathen und, während er im Texte von Hinz spricht, in einer beigefügten Note auf Kunz mit Fingern zu zeigen, oder auch durch geschickte Wendung im Texte selbst plötzlich für Hinz Kunz unterzuschieben. Von dem eben beschriebenen Charakter sind namentlich die „Glossirten Inschriften", welche die erste Abtheilung der Sammlung bilden, z. B. Nr. V:

Vom Schloß auf diesen Ort!

Vom Schloß auf diesen Ort hat wider alles Hoffen
Aus Stücken Kurfürst Karl mit Kugel Kugel troffen.
(Auf einem Denkstein im Stückgarten des heidelberger Schlosses.)

Vom Schloß auf diesen Ort! Wer mag so Kühnes hoffen?
Es blitzt mein Heidelberg! Von deines Schlosses Wall,
In kriegerischem Spiel hat heut' mit Rohr und Ball
Aus Stücken Kurfürst Karl mit Kugel Kugel troffen.

Vom Schloß auf diesen Ort! Aug', Ohr und Herz war offen
Im Garten uns'rer Lust, als dort vom Königsschloß
Ein Redefeuerstrom, ein Glutstrahl sich ergoß,
Ein gold'ner Zauberbann Aug', Ohr und Herz getroffen.

Vom Schloß auf diesen Ort! Herz, wagst du noch zu hoffen?
Es stieg der junge Tag empor in Siegerpracht,
Der Mittag brannte schwül, trüb' sank herab die Nacht,
Trüb' sinkt auch unser Blick erröthend und betroffen.

Die folgende Abtheilung, „Vaterland" betitelt, umfaßt Lieder die, je nachdem sie einige Jahre früher oder später gedichtet sind, aus gar verschiedener Tonart klingen. So heißt es z. B. im „Sylvesterliede von 1840":

Schau fest in Königs Aug' hinein,
Wo männlich blitzt der Treue Schein.
Der läßt dein Recht dir unzerknickt,
Der schafft kein gläubelndes Edict,
Um solches Land steht's nimmer schlimm,
Wo Eichhorn, Boyen, Arndt und Grimm.

Ein paar Seiten weiter hingegen lesen wir folgendes Gedicht:

Der alte Stein 1842.

Jüngst schrieb man aus dem Sachsenland
Von einem alten Stein,
Den warf man in die Elbe einst
Bei Sommersnoth hinein.
Nun klagten sie in Sachsen sehr,
Daß dieser Stein zu sehen wär'.

Auch hier in Preußen spricht man viel
Von einem alten Stein,
Den senkte man einst trauervoll
In kühle Erde ein.
Wir aber würden fröhlich sein,
Säh'n wir aufs neu den Alten-Stein.

Von consequenterer Stimmung sind die Lieder welche „Das byzantinische Blatt" bringt, jedoch dürften einige

derselben, z. B. „Die Herberg' der Gerechtigkeit" (Landstuhl), in welchem es unter Anderm heißt:

Die Herberg' der Gerechtigkeit,
Das ist ein armes Haus,
Das sieht so still in Traurigkeit
Ins weite Land hinaus.
Von seiner Esse steigt kein Rauch,
Kein Funke sprüht vom Herd.
O karger Wirth! welch' schlimmer Brauch,
Wenn dein der Gast begehrt.

ebenfalls ihr Gegenstück finden, wenn die Sammlung erst nach dem 3. Februar gedruckt wäre. Die „Römischen Valetlieder" bringen das „Schneidemüller-Lied" mit sechs Begleitstücken, unter denen besonders „Zu Dessau" als Andenken an Wilhelm Müller hervorzuheben. Sehr frisch und volksthümlich, zum Theil burschikos sind die „Traubenlieder", z. B. das „Frühlingslied", worin es unter Anderm heißt:

Den Frühling den erküren wir
Zu unsers Reiches Haupt,
Er schwinge froh das Feldpanier
Mit Blüt' und Blatt umlaubt.
Wird winterregimentlich auch
Die Wahl nicht approbirt,
So sei von uns nach altem Brauch
Dagegen protestirt.
Heida, juchhe, heida, juchhe!
Dagegen protestirt.

und das „Huttenlied" mit dem Kehrreim:

Fort Ketten und fort Kutten!
So ruft der edle Hutten.
Frisch auf, ich hab's gewagt!

Als Anfang gibt der Autor noch einen öst-westlichen Diwan, in welchem er sich vorzugsweise als gewandten Verskünstler producirt, und sogar, wenn auch nur in wenigen Proben, doch in diesen nicht ohne glücklichen Erfolg mit Rückert und Platen in die Schranken tritt, wie denn der Dichter überhaupt die äußere Form mit großer Leichtigkeit beherrscht, während er in Handhabung der innern Form, wir meinen in der poetischen Fassung der allgemeinen Idee in eine Reihe von besondern Bildern und Vorstellungen, nicht immer einfach, natürlich und populair genug ist.

4. Die Thaten eines chinesischen Kriegers im Frieden. Besungen von A. Weinholz. Auch allenfalls Dorfgeschichte zu nennen. Leipzig, Voigt u. Fernau. 1847. 8. 7½ Ngr.

Da es seit Heine und Oettinger förmlich Mode geworden, das Land der Mitte als Symbol für das Land des juste milieu zu gebrauchen, so ist unschwer zu errathen, was für ein Landsmann hier unter dem chinesischen Krieger zu verstehen ist, zumal wenn man erfährt, daß er den Namen Michel führt, und als solcher keinen größern Ruhm und keine höhere Lebensaufgabe kennt als die: Pa-Ra-Di, d. i. Krieger im Frieden zu werden, von diesem zum Ram-Ta-Ti, d. i. zum Unteroffizier zu avanciren, und endlich als Grei-Fi, d. i. als Gendarm eine Versorgung zu erhalten. Der Inhalt des Gedichts besteht demgemäß in der Erzählung, wie Michel durch treuen und pflichteifrigen Paraden- und Kamaschendienst nach und nach nicht nur diese Würden, sondern endlich für sein rühmliches Wirken im Greifi-Amte sogar den Pip-J-Orden erhält und aus übergroßer Freude darüber stirbt. Der Ton dieser an sich höchst magern aber mit handgreiflich-ironischen Bemerkungen und Schilderungen gespickten Erzählung ist im Ganzen dem Stoffe und dem Volksgeschmacke nicht übel angepaßt, ohne jedoch ähnlichen Productionen, etwa der „Jobsiade", an Witz und Jovialität irgendwie nahe zu kommen. 48.

Mittheilungen aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

(Beschluß aus Nr. 153.)

März 18[illegible].

Ist es Alter oder eine perfide Naturanlage — genug, ich finde bei so vielem Erfreulichen so viel Lächerliches in dem hiesigen Leben, daß ich oft fürchte ungerecht zu werden, wenn ich es ausspreche. Die Urtheile der Engländer über deutsche Sitte und deutsches Leben betrachtet man hier als Orakel. Eine andere Literatur hat man sich freilich noch nicht angeeignet, und die Widersprüche von den wenigen gebildeten Deutschen hier werden, als parteiisch, nicht gehört. Sie wissen, daß die Engländer es schrecklich finden, wie wir Deutschen unsere Frauen behandeln. Man hat mitunter gesehen, daß eine Frau oder ein stämmiges Mädchen den Pflug u. s. w. führt, wenn Vater oder Bruder krank oder todt und die Mittel zu beschränkt sind, einen Knecht zu bezahlen. Dann daß unsere jungen Pfarrers-, Pachters- und Bauerntöchter auf dem Felde arbeiten mit Rechen und Hacke, daß sie Gras mähen und Klee, ihre Kühe zu füttern, daß sie es zum Theil auf dem Rücken oder Kopfe heimschleppen, daß sie selbst Säge und Axt zum Holzhacken führen und dabei die häuslichen Geschäfte auch verrichten. Dies bezeichnet man als Sklaverei. Meine Frau und eine Freundin, die mit uns lebt, sagen ihnen: Diese Arbeiten haben wir zum Theil alle mitgemacht, und wir verdanken dem Arbeiten auf dem Felde unsere größere Körperkraft und unsere Lebensfrische. Dagegen behauptet man, das weibliche Geschlecht sei nur für die Arbeiten within doors und die Besorgung der Familie bestimmt; damit habe es genug zu thun, wenn es Zeit gewinnen wolle für seine geistige Entwickelung, zu welcher es bestimmt sei, da es als Mutter die Trägerin der Cultur sei. Darin liegt das Geständniß, daß die Bildung der Männer im Ganzen unzureichend sei, auf der andern Seite aber eine falsche Auffassung der Stellung der Frau als Gefährtin des Mannes, die weder durch die Bibel, welche hier so viel gilt, noch durch die Natur unterstützt wird. Durch diese verkehrte Richtung ist das weibliche Geschlecht hier so aller Muskelentwickelung bar und ledig, daß es ein wirklich körperlich elendes Geschlecht ist. In den deutschen Städten halten wir es für nothwendig, den Frauen täglich Bewegung in freier Luft zu geben, sie oft stundenweit gehen zu lassen u. s. w. Hier hält man es fast für eine Schande, eine englische Meile weit zu gehen; Alles fährt. Höchstens reiten die wohlhabendern Damen und wer auf dem Lande Pferde halten kann über Bedarf, aber doch nur selten. Daraus folgen denn eine Menge Richtungen, die man in Deutschland verzwickelt und verkehrt nennt. Die Damen sind alle „extremely nervous", und obwol diese Verstimmung eine künstliche ist, machen sie doch den verkehrten Schluß, daß die amerikanischen Frauen zu zart von Natur seien um zu arbeiten oder als Gesinde zu dienen. Dies führt wieder zu einem negativen Rechte: sie schieben Alles von sich was Arbeit ist, so lange sie nicht für ihren Unterhalt arbeiten müssen. Die Folge ist, daß eine Menge Mädchen ledig bleiben, indem es ja nur verhältnißmäßig Wenigen gelingt, alle Arbeit bezahlen zu können. Das Surplus der ärmern Mädchen legt sich auf Putz- und Kleidermachen, auf Factoreiarbeit und aufs Schulmeistern.

Davon folgert man, die Elementarschulen müßten eigentlich alle von Frauen gehalten werden. Die Frauen, d. h. die Mädchen, spielen hier fast immer die Anfänge in den Liebesintriguen, nicht die Männer. Zugleich aber thun sie so prude, daß Alles was man in Europa, außer England, für natürlich hält, sie auf das äußerste empört und von ihnen roh genannt wird. Doch schmatzen fast Alle beim Essen u. s. w. Das erinnert mich an die „Sentimental journey" von Sterne, worin diese Narrheit der englischen Frauen köstlich gegeißelt wird, sowie an „Humphrey Klinker" und „Tom Jones". Aber diese classische Literatur der Engländer verleugnet man als unsittlich. Nur Shakspeare darf sagen was er will — es ist göttlich! Denken Sie, die Pruderie geht so weit, daß vor einiger Zeit eine Dame, als sie ein neues Piano erhielt, dessen Füße mit Pantalons bekleidete, weil bloße Füße unanständig seien. Es ist Ton unter den Frauen, bei jeder Beziehung auf natürliche Verhältnisse die Augen niederzuschlagen, roth zu werden und entweder gar nicht oder halb beleidigt zu antworten. Die Aerzte haben daher eine ganz besondere Sprache erfinden müssen, womit alle Ausdrücke über natürliche Verrichtungen völlig umschrieben werden. Daneben aber führt das weichliche Leben jüngerer Frauen und Mädchen zu der engsten Bekanntschaft mit Frivolitäten. Die Boardingschulen, weibliche Erziehungsanstalten, pflanzen eine Manier des Benehmens von Geschlecht zu Geschlecht, das keineswegs erfreulich ist. Die Bessern fangen an Das einzusehen, aber diese sind überall nicht in der Mehrzahl.

Diese Bizarrerien und Verkehrtheiten machen das Leben in Gesellschaft hier oft sehr unangenehm. Wunderbarerweise hat sich der Yankee die höchste Meinung von sich gebildet und hält sich für das klügste, religiöseste und gebildetste Geschöpf der Erde. Dies ist auch die Quelle des Nationalismus. Sie, Freund, sehen deutlich, daß die Souverainetät, welche beim Volke ist, ihm den Begriff der Infallibilität, Unverbesserlichkeit und Vortrefflichkeit aufnöthigt. Er sieht als **Vollbürger** und in seiner **Vollfreiheit** auf alle andern Menschen die in andern politischen Verhältnissen leben mit Verächtlichkeit und Geringschätzung, und kann sich nicht genug über die Einigkeit wundern mit welcher man ein anderes als ihr eigenes Verhältniß erträgt. Von einem geschichtlichen Werden aller politischen Zustände haben sie gar keinen Begriff. Ihre Revolution ist ihnen Alles und diese ist die Richtschnur. Ein Souverain ist völlig ihres Gleichen und sie achten ihn gerade nur so hoch, verachten aber die Unterthanen beinahe wie sie ihre Nigger verachten.

Mit diesen beiden wunderbaren weiblichen und männlichen Schattirungen schlingt das Leben sich völlig eintönig fort. Der Mann **hat** die politische, das Weib die häusliche Gewalt, und Beide greifen nicht leicht über. Weichlichkeit herrscht vor in Erziehung und Leben. Der natürliche Nerv des Volkes ist auf **die Männer** beschränkt die **sich selbst helfen** — die Selfmade-men. In den Städten kommt jedes Jahrzehnd ein neues Geschlecht solcher Selfmade-men zum Vorschein, während die alten verschwinden. Diese Knaben von den hintern Gegenden, die sich durch innern Trieb heraufarbeiten, haben dann das Gefühl, daß der Yankee Alles vermöge. Sie wissen aber nicht, daß andere Völker dasselbe Gefühl haben würden, wenn sie diese Freiheit der Bewegung hätten. Warum, fragt man, kommen hier fast alle Deutschen fort? Weil sie arbeiten gelernt haben und hier Freiheit erhalten, für sich nach Herzenslust zu erwerben. Warum sind diese Pennsylvanier-, Neuyorker-, Ohio- u. s. w. German farmers so wohlhabend und so stolz? Warum bilden sie und die Irischen den Kern und die Phalanx der Republik im Kriege und machen das Land so reich im Frieden?

Die Sonne der Freiheit bescheint hier Alle, erwärmt Alle, treibt Alle gleichmäßig an, und friedlich bewegt sich auf dem weiten Territorium jede Nation, jede Farbe. Ich habe deutsche Herren und Damen gekannt welche das Leben hier nie erträglich fanden und auf Alles schimpften was anders war als in Deutschland. Nach einem Aufenthalte von 5 — 10 Jahren besuchten sie das „Vaterland" wieder. Bei ihrer Rückkehr hierher fand ich sie wunderbar verändert. Sie hätten dort bleiben können, ihre Verhältnisse erlaubten es; allein sie konnten es drüben nicht aushalten.

Eine meiner lustigen süddeutschen Freundinnen hier überraschte mich neulich mit einem neuen Texte zu dem wiener Liede: „Sagt er". Betrachten Sie es als das Resultat von häufigen Bemerkungen über die verkehrten Richtungen des amerikanischen Lebens, als einen Scherz, aber voll schlagender Charakteristik. Ich will es überschreiben:

Yankee-Sitte.

In Neuyork, sagt er, bin ich g'wesen, sagt er,
Und die Stadt, sagt er, die ist schön, sagt er,
Aber a Leb'n, sagt er, hab'ns d'rin, sagt er,
Ich möcht' nimmer, sagt er, mehr dahin.

Cakes and pies, sagt er, hab'ns zum Thee, sagt er,
Sieht's der Mag'n, sagt er, thut's 'm weh, sagt er,
Ueberhaupt, sagt er, hab'ns a G'freß', sagt er,
Und zum Ja, sagt er, sag'ns Yes!

S'(a)lat und Gemüs', sagt er, 's is ka Lüg', sagt er,
Freß'ns roh, sagt er, schier wie's Vieh, sagt er,
Und 's Fleisch, sagt er, das is gut, sagt er,
Wenn s' es schneiden, sagt er, und seh'ns Blut.

Gentlemänner, sagt er, uf'm Kan'pee, sagt er,
Recken de Füß', sagt er, hoch in de Höh', sagt er,
Und de Ladies, sagt er, seh'n verziert, sagt er,
Daß's Ei'm übel, sagt er, schier gar wird.

Seid'ne Kleider, sagt er, siehste g'nu, sagt er,
Hut und Federn, sagt er, auch dazu, sagt er,
Zerriss'ne Strümpf', sagt er, 's is a Graus, sagt er,
Sieb'n Katz'n, sagt er, fang'n ka Maus.

Wenn's ins Höfla, sagt er, 'nuntergeh'n, sagt er,
Ohne Hut, sagt er, kann's nit g'scheh'n, sagt er,
Lange Dinger, sagt er, hinter'n Ohr'n, sagt er,
Und der Kopf, sagt er, sieht wie g'schor'n.

Gehst du hin, sagt er, rent'st (miethest) a Haus, sagt er,
Ja, von außen, sagt er, sieht's schön aus, sagt er,
Inne drinne, sagt er, is a Graus, sagt er,
Siehst de (du) grad', sagt er, ins Backhaus (Abtritt).

Mit dem Feuer, sagt er, hat's ka Noth, sagt er,
Feuer kreisch'ns, sagt er, all Gebot, sagt er,
St.-Johannes, sagt er, mit sa'n Krug, sagt er,
Kann nicht lösch'n, sagt er, da genug.

Die Neuyorker, sagt er, sind gar fromm, sagt er,
Beten 's Tages, sagt er, zwei, drei 'mal, sagt er,
Aber 's Sonntags, sagt er, bet'ns wie nicht g'scheit, sagt er,
Und die Werktag, sagt er, bescheiß'ns d' Leut'.

Das Treffende aller dieser Bemerkungen macht das Lächerliche dieser geschilderten Sitten. Ich will von hinten anfangen. Alles gilt von ganz Amerika, denn die Sitten sind mit geringem Unterschiede ganz gleich; das Leben, höchstens im Süden etwas abweichend, ist auf dieselben Basen gegründet. Das Kirchengehen beruht auf Speculation. Es werden Kirchen von Unternehmern gebaut und an Gesellschaften vermiethet. Um die Miethe herauszuschlagen wird das Kirchengehen zur Pflicht und Sitte gemacht. Vergnügungen kennt man nicht; man sucht sie in der Kirche. Liebhaber u. s. w. treffen sich da, correspondiren da durch Einlegen von Briefen in die Gesangbücher u. s. w. Die äußere Religion ist Alles; innere Religion findet man gewiß weniger als bei uns. Die Kirchengesellschaften rivalisiren und machen Proselyten. Darin besteht das kirchliche Leben. Die Predigten sind meist ledern, Kunststückchen auf Effect berechnet, keine tiefe innere Ueberzeugung. Man wechselt daher die Prediger und Seelsorger oft, weil man sich unterhalten, nicht weil man sich belehren will. Sonntags wird nicht gearbeitet, aber in der Woche wird jeder Betrug im Geschäft begangen. Man hat in Neuengland Gesetze wegen Ver-

[illegible] geistiger Getränke gemacht und behauptet, der Sonntag beginne nach Sonnenuntergang am Sonnabend. Neulich hat man in Boston mehre Deutsche, die nach Sonnenuntergang Domino um Nichts spielten, in einem Gasthofe verhaftet, gemishandelt und in Ketten gelegt. Zwei wurden freigesprochen, vier mit fünf Dollars gestraft. Das ist die Tugendliebe! Während das Trinken in den höhern Ständen überhandnimmt, freilich in Champagner u. s. w., wehrt man dem Handwerker, welcher die Woche über es sich sauer werden läßt, ein Glas Bier in Gesellschaft am Sonnabend Abend zu trinken. Diese Verkehrtheit wird wahrscheinlich zu ernsten Auftritten führen, da die sämmtlichen Wirthe sich verbunden und eine Kasse zum Schadenersatz angelegt haben. Bedenken Sie ferner, daß die Stadt Neuyork allein 50,000 Dollars für blinden Feuerlärm jährlich bezahlt, so dürfen Sie sich nicht wundern, wenn die Anstalten zum Löschen lächerlich werden. Man wird jetzt dort einen Feuertelegraphen anlegen. Der Bau der Häuser ist in der Kindheit, und erst seit vier oder fünf Jahren fängt man an mehr nach Regeln der Architektur zu fragen. Der rothe Backstein mit weißem Marmor verziert, oder die kalten Granitmassen bilden das geschmacklose Material äußerer Zierath. Das Bedecken des Kopfes beim Verlassen der Zimmer geht ins Lächerliche. Wer sich ohne Hut ins Nachbarhaus begibt, wird für verrückt gehalten oder als „roh" bedauert. Viele Frauen scheren ihr Haar, tragen Hauben und vorn Locken von eigenen Haaren, die lang herunterhängen. Da Niemand strickt und wenig flickt, so sind die Strümpfe und Schuhe meist in schlechten Umständen, selbst oft bei vornehmen Damen. Das Emporrecken der Beine ist Ihnen bekannt, ebenso das geschmacklose Anziehen der Damen, die Alles ohne Geschmack zusammen auflegen was ihnen einzeln gefällt. Die ungesunde Fresserei hat Hr. v. Raumer sehr treffend geschildert, und doch behaupten die meisten Amerikaner, in Europa verstehe man Nichts von der Kochkunst. Diese Selbstgenügsamkeit ist über alle Begriffe lächerlich. Ich vermeide es wie die Sünde außer dem Hause zu essen, um den rohen Speisen zu entgehen. Die bessern Familien fangen an französische Küche zu führen.

Es ist aber auch nicht anders möglich in diesem Gemisch von Nationen! Engländer, Schotten, Irländer, Deutsche, Neger, Franzosen, Spanier, Schweden, Dänen, Holländer, Indianer, Juden, Katholiken, Puritaner, Quäker, Shaker, Methodisten, Universalisten, Orthodoxe, Unitarier, Sklaventreiber, Sklavenfeinde, Whigs und Demokraten — ich bitte Sie, welch ein Sammelsurium von Contrasten! Es ist nicht anders möglich als daß eine gewisse Verkehrtheit aller historischen Sitten und Gebräuche des civilisirten Europas (gewissermaßen die Kehrseite der europäischen Entwickelungen) sich häufig zeigen muß. Gehen Sie nun zu den täglichen Beschäftigungen des Handwerkers und Sie finden Alles anders. Oder zu den Vergnügungen, die ich noch besser kenne. Whist spielt man ohne den Partner zu wechseln, mit nur einer Karte, wovon die letzte Trumpf ist. Man macht keine Robbers, legt nicht an, ruft aus, wenn man auf acht steht, und spielt im Norden fast nie um Geld. Im Billard spielt man Karoline ohne den fünften Karolin- oder Mittelball; die Carambolagen sind das Hauptspiel; 100 Marken machen ein Spiel. Kegel schiebt man nach zehn, nicht nach neun Kegeln; die Kegelbahn ist ein über dem Boden erhabenes Gefüge von Latten auf der hohen Kante; unsere Bahnen kennt man nicht. Unsere Ballspiele sind hier fremd. Bei Gastmählern fängt man mit dem Champagner an und endet mit dem schwersten Dry Madeira, von dem die Flasche oft 10—12 Dollars kostet. Die vornehme Classe hält das Theater für sittengefährlich, besonders in Neuengland. Doch scheint man jetzt in Boston eine Oper gründen zu wollen, das ist aber Musik und Gesang, kein Schauspiel! Habe ich doch oft hier die Violine mit der linken Hand spielen sehen; das fällt Niemandem auf. Warum sollte auch wer links ist nicht diese Freiheit haben? Im Orchester sieht es freilich lächerlich aus, wenn ein Linker unter den Rechten herumfidelt. So ist es in allen Handwerken und mechanischen Beschäftigungen. Jeder hilft sich wie er kann und Niemand wird ihn verlachen. Tragen Sie aber einen Rock, eine Mütze u. s. w., welche hier noch nicht Mode, jedoch ganz geschmackvoll und anständig sind, so bleibt Jedermann auf der Straße stehen und lacht Sie aus. So liegen die Contraste des Engen und Freien in der Mode und im Nützlichen nebeneinander. Die Mode ist hier ein größerer Tyrann als irgendwo, das Handwerk und das Gewerbe sind aber völlig frei und alle europäischen Innungsbeschränkungen, so geschickt benutzt das Volk zu gängeln und zu zwingen, völlig unbekannt und unmöglich. Niemand examinirt den Lawyer und Arzt; man gibt ihm das Diplom und das Volk mag zusehen, ob er brauchbar ist. So ist es mit den Geistlichen und jedem Schulmeister. Wer Nichts leistet fällt über kurz oder lang durch. Aber natürlich steht auch dem sogenannten Humbug Thür und Thor offen. Nur in Berlin dürfte in Deutschland etwas Aehnliches zu finden sein. Ueberhaupt hat der süffisante Volkscharakter der Mark Brandenburg vieles Aehnliche mit dem Yankeecharakter. Ich nehme davon aber das „Plagen" und Prahlen aus, welches der Yankee auf andere Weise betreibt.

Bei dem Worte Humbug will ich Ihnen eine hübsche Anekdote erzählen. Es ist hier Sitte, wie bei uns, am 1. April Leute zu Narren zu machen, besonders durch Ueberlistungen. Zwei Studenten in Cambridge nehmen sich vor, dem Professor der Eloquenz, der seiner Witzfertigkeit wegen einen bedeutenden Ruf besitzt, einen ausländischen Käfer (bug) zu überreichen. Sie setzen aus einer Käfersammlung mit vielem Geschick ein höchst wunderbares Thier zusammen, nie zuvor gesehen, und besuchen den Professor; sie bringen das Gespräch geschickt auf den seltenen Käfer den sie besitzen, machen den Professor neugierig, und Einer geht ihn zu holen. Der Professor besieht das Thier hinten und vorn, ohne den Betrug zu entdecken, und sagt endlich, weil er nichts Aehnliches kennt, ganz naiv: „I think that's a Humbug!" Die beiden Studenten erheben überrascht ein lautes Gelächter und sagen: „Ja, ja, das ist der Name", und zeigen dem Professor den Betrug.

Solchen Schlagwitz besitzt der Amerikaner sehr häufig, und in den Debatten der Repräsentanten im Congresse haben wir ihn oft glänzend entwickelt. Hr. Webster erfuhr in der vorletzten Session eine solche Demüthigung durch eine unüberlegte Aeußerung im Senat, die ihn um einen Theil seines Rufs zu bringen drohte. Der Gegner war ein ruhiger, milder Mann, der aus dem Stegreif auf einen Angriff des Hrn. Webster in einer langen Rede antwortete, in welcher jeder Satz den sonst ernsten Senat zum Lachen zwang, auf Hrn. Webster's Unkosten. Dagegen fragt man selten nach den Regeln classischer Beredsamkeit, und im Senat möchte wol Hr. Calhoun der Einzige sein dem man diese Eigenschaft durchweg vindiciren kann. Hr. Webster ist viel zu gekünstelt und gesucht, allerdings aber wenn er am rechten Platze ist ein gewaltiger Redner.

Aber wie leicht ist es doch alle die kleinen Verkehrtheiten des Volkes nachzusehen und doch hier glücklich zu leben. Denken Sie nur: keine Censur, keine Staatsabgaben, keine heimlichen Gerichte, kein Gewerbszwang, keine Gendarmen, keine Stände mit Privilegien, keine stehenden Beamten, keine stehende Armee von Belang, keine innern Zolllinien und völlige Freizügigkeit, völlige Freiheit des Besitzes, völlige Wählbarkeit auch des Aermsten zu allen Stellen, keine Orden, keine Sinecuren (sehr wenige ausgenommen), keine Erblichkeit des Verdienstes und Verstandes —: ich denke, das Alles ist gerade nicht verkehrt und man kann darauf rechnen zu gedeihen, wenn man nur etwas Grütze im Kopfe hat oder Arbeit nicht scheut. Viele klagen zwar, daß sie nicht im Durchschnitt reich werden; aber alle diese Kläger sind wohlhabend, und selten habe ich arme und unbemittelte Deutsche gefunden die länger als fünf Jahre im Lande waren. Es muß also doch so schlecht nicht sein!

Kahldorf.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 155. —— 4. Juni 1847.

Das Naturrecht oder die Rechtsphilosophie, nach dem gegenwärtigen Zustande dieser Wissenschaft in Deutschland. Von H. Ahrens. Nach der zweiten Ausgabe deutsch von Adolf Wiek. Braunschweig, Westermann. 1846. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Es ist gewiß ein dankenswerthes Unternehmen, wenn durch die vorliegende Uebersetzung der zweiten Auflage des Ahrens'schen Naturrechts der Versuch gemacht ist, diesem Werke in Deutschland mehr Verbreitung und Beachtung zu verschaffen als dasselbe bis jetzt gefunden hat. Ahrens, ein Schüler des göttinger Philosophen Krause, hat die Lehren des Letztern näher zu erläutern und auszuführen versucht; diese Lehren enthalten aber einen so reichen Schatz wahrer Wissenschaft und echt praktischer Weisheit, gerade die Krause'schen Ansichten über Recht und Staat bieten für die Lösung der wichtigsten die Zeit bewegenden Fragen so fruchtbare Gesichtspunkte dar, daß man es beklagen müßte, wenn diese Resultate des deutschen Geistes für Deutschland verloren gehen sollten.

Die nächste Frage bei der philosophischen Behandlung einer bestimmten Disciplin betrifft die Stellung welche dabei der Philosophie gegen die einzelne bestimmte Wissenschaft gegeben wird, und man kann behaupten, daß gerade beim Naturrechte diese Frage die eigentliche Cardinalfrage sei. Die blos empirische Auffassung hielt sich an die erfahrungsmäßigen Eigenschaften und Bedürfnisse der Menschen und construirte aus diesen naturrechtliche Systeme; die abstracte Auffassung suchte das Recht durch Zurückgehen auf natürliche angeborene Eigenschaften und Urrechte des Menschen, abgesehen von allen einmal vorhandenen Einrichtungen, zu gründen, und sah diese Einrichtungen als um der Einzelnen willen erfunden an. Die speculative Richtung endlich, welche in Hegel's Rechtsphilosophie ihre Spitze erreichte, machte es sich zur Aufgabe, das Recht und die Staatseinrichtungen als Evolution des Gedankens, als Resultat des logischen Processes herauszubringen, sodaß das Vernünftige wirklich, das Wirkliche aber vernünftig schien. In der That war man hiermit in das entgegengesetzte Extrem verfallen: hatte man früher das Naturrecht dem positiven als eine Foderung mit dem ewig unerfüllten Anspruche auf Realisirung gegenübergestellt, so ward jetzt das Positive schlechthin für das Vernünftige erklärt; allerdings mit der Restriction, daß es auch Mangelhaftes geben könne, daß aber ein unvollkommener Staat immer noch ein Staat, sowie ein kranker Mensch immer noch ein Mensch sei. Das Wahre und Vernünftige ist in der That aber nicht ein Ziel welchem die Menschheit in der Weise zustrebte, daß es die zu einer bestimmten Zeit lebenden Menschen erreicht, alle andern aber verfehlt hätten, sondern es ist ein Urbild dessen Züge der Menschheit ursprünglich eingeprägt sind, und sich aller Misgestaltungen ungeachtet mindestens durch die Regungen eines immerfort wirksamen Bildungstriebes erkennen lassen, wenngleich es hinieden zu keiner eigentlichen Incarnation des absolut Wahren kommt. Die Beachtung des historischen Verlaufs führte hier, abgesehen von einzelnen Abirrungen der historischen Schule, im Ganzen zu dem richtigen Resultate: die Rechtsphilosophie soll kein dem positiven Rechte fremdes und feindliches Rechtssystem schaffen, sie soll auch nicht versuchen, dieses positive Recht, was doch nur das Recht eines bestimmten Volkes und einer bestimmten Epoche sein könnte, als eine reine Evolution des Gedankens herauszubringen, sondern sie soll die innere Idee des Rechts erfassen und begründen, die sich im Verlaufe der Geschichte zu verwirklichen hat. Begründen ist aber Zurückführen auf ein Höheres und Allgemeineres zu dem sich das zu Begründende als untergeordneter Theil verhält, und so ist ein völlig richtiger Ausspruch Puchta's, „die wahre Aufgabe der Philosophie des Rechts sei: dieses als Glied eines höhern Organismus zu betrachten, wozu die besondere Wissenschaft nicht die Mittel habe."

Diese Aufgabe findet sich in der Krause'schen Philosophie erfüllt. Den Mittelpunkt derselben bildet die von Krause sogenannte Wesenlehre, die Lehre von dem Verhältniß Gottes zur Vernunft, Natur und Menschheit. Aus dieser Lehre fließt auch die von Krause eigenthümlich gebildete Wissenschaftslehre — zu welcher von Baco, Lambert und Leibniz Versuche gemacht waren — ab. Krause gelangt wie Malebranche zu dem Satze: daß wir Alles nur in Gott schauen; die Immanenz Gottes in allen Dingen und in uns führt nothwendig zu der Erkenntniß, daß die Wissenschaft die Aufgabe lösen soll, in und durch die Wesenschauung oder Grundidee Gottes die Erkenntniß aller Wesen und Wesenheiten zu entfal-

ten. Da alle Wesen ein Organismus in Gott sind, so sind auch alle Einzelwissenschaften innere Gliedtheile der einen Wissenschaft, als des Organismus der Wesenschauung. Es ist klar, wie hiernach die in neuerer Zeit von der historischen Schule und besonders von Stahl im Gegensatze gegen die rationalistische Philosophie geltend gemachte Ansicht vom menschlichen Wissen und Erkennen bei Krause sich — jedoch systematisch ausgebildet — bereits vorfindet, und es ist sehr zu bedauern, daß Krause von dieser Seite keine Beachtung gefunden hat. Während aber Stahl die logische Deduction verwirft und lediglich der Intuition folgt, wodurch für die einzelne Wissenschaft Consequenz und Kritik verloren geht, hat Krause nachgewiesen, daß es auf Beides ankomme: zunächst auf Deduction aus der höchsten und letzten Idee, dann aber auch auf die Schauung oder Intuition, und endlich auf die Vereinigung beider, die Krause Construction nennt. Für die einzelnen Wissenschaften ergeben sich drei Theile, ein empirisch-historischer, ein speculativer und endlich ein harmonischer. So zerfällt die Rechtswissenschaft in drei Theile: den empirischen Theil, welcher die Kenntniß des früher und jetzt geltenden Rechts bietet, den speculativen Theil, welcher die Idee des Rechts entwickelt, und endlich den harmonischen Theil, die Politik im wahren Sinne, welche die wirklichen Zustände beurtheilt und sie, ohne dabei auf bloßes Destruiren oder Durchreißen des geschichtlichen Fadens zu kommen, durch Anknüpfen neuer Maßregeln an das Gegebene der Idee näherführt.

Ist so die wahre Stellung des Naturrechts zum positiven Rechte gefunden, so kommt es auf die Bestimmung der Begriffe von Recht und Staat an. Das Princip des Rechts findet Ahrens auf analytischem und synthetischem Wege: das Recht ist ihm der Inbegriff der vom Willen des Menschen abhängigen und zur Erreichung seiner Vernunftbestimmung, d. i. zur harmonischen Ausbildung seiner Fähigkeiten, nöthigen Bedingungen. Diese Entwickelung des Menschen wird in verschiedenen gesellschaftlichen Institutionen erstrebt. Es finden sich nämlich in der Menschheit gewisse Elemente, welche sich auf Grundlage der vernünftigen Natur des Menschen ausbilden und allmälig Zwecke seiner bewußten Thätigkeit werden. Dahin gehören die Religion, die Moral, das Recht, Wissenschaften und Künste, Unterricht und Erziehung, Industrie und Handel. Diese Elemente organisiren sich zu äußern, ihnen entsprechenden Institutionen. Der Staat ist hier eben die Institution für das Recht, wodurch den Einzelnen, sowie den Vereinen die Bedingungen ihres Daseins und ihrer Ausbildung gewährt worden. Da sich das Recht für die Zwecke des menschlichen Lebens als bedingendes Mittel verhält, so ergibt sich hieraus die Stellung des Staats zu den Einzelnen und den socialen Institutionen. Der Staat hat hier weder das laissez faire zur Maxime zu machen noch sich als die letzte und höchste Institution, welche alle Thätigkeitskreise zu dirigiren und alles Andere politischen Zwecken unterzuordnen hätte, zu betrachten; sein Verhältniß ist vielmehr das der Coordination, und aus diesem folgt die Nothwendigkeit einer politischen Vertretung der übrigen gesellschaftlichen Sphären (nicht der Einzelnen) hinsichtlich Dessen was der Staat durch Gesetzgebung und Aufbringung und Verwendung der financiellen Mittel für sie thut. Das altständische System, welches weder auf die wirklich vorhandenen Elemente der Gesellschaft Rücksicht nimmt noch ihnen eine regelmäßige und dem Zweck entsprechende Mitwirkung einräumt, ist daher ebenso unrichtig wie die Repräsentation der Individuen nach der Kopfzahl. In der Geschichte sehen wir nun wie die einzelnen Institutionen der Gesellschaft bald mehr bald weniger ausgebildet sind, und wie bald diese bald jene, bald Staat, bald Kirche, bald die Einigung blos materieller Elemente die Leitung der übrigen Sphären übernommen haben. Auf die verhältnißmäßig höchste Stufe äußerer Entwickelung ist jetzt der Staat gelangt, und so läßt sich für jetzt eine vormundschaftliche Stellung des Staats zu den übrigen ihm im Grunde coordinirten Sphären keineswegs tadeln oder bestreiten. Eine weitere Ausbildung dieser letztern wird aber zu ihrer Emancipation führen, und der ideale Zustand einer wahrhaft harmonischen Vereinigung aller Sphären, von denen der Staat nur eine einzelne ist, liegt darin, daß alle eine höhere Einheit und centrale Gewalt bilden, welche zu einer fortwährenden Leitung und Oberaufsicht berufen ist.

Von besonderer Wichtigkeit ist alsdann die sich diesen Ansichten anschließende Classification des Rechts. Der Begriffsbestimmung des Rechts gemäß muß sich seine Eintheilung theils auf die verschiedenen Zwecke des menschlichen Lebens und denselben entsprechenden äußern Organisationen, theils aber auf die verschiedenen Einzelpersonen oder Gesammtpersonen in der Gesellschaft beziehen, sodaß sich zwei Reihen von Rechten sondern lassen. Die eine bezieht sich auf das Individuum, die Familie, die Gemeinde, das Volk und zuletzt die Menschheit, die andere bezieht sich auf die Religion, die Wissenschaft, die Erziehung, die Kunst, die Sittlichkeit, Industrie und Handel und endlich auf das Recht oder den Staat als Rechtsverein selbst.

Dieses sind in der Kürze die Grundlagen der von Ahrens dargestellten Krause'schen Rechtsphilosophie, deren genauere Entwickelung aus Krause's Schriften und dem vorliegenden Werke entnommen werden muß. Uns bleibt nur noch die Aufgabe, über Anordnung und Inhalt dieses letztern Einiges zu bemerken. Aus Rücksicht auf die Bestimmung desselben für den Universitätsunterricht hat der Verf. die oben bezeichnete Eintheilung nicht durchgängig befolgt, auch fehlt in der vorliegenden zweiten Ausgabe die Behandlung des öffentlichen Rechts, die sich in der ersten fand und die der Verf. in einem besondern Werke zugleich mit der Theorie des Strafrechts und des Völkerrechts zu liefern gedenkt. So ist für manche ausführlichere Darstellung Raum gewonnen, die in der ersten Ausgabe fehlt. Nach einer Einleitung, in welcher die historische und die theologische Schule, so-

wie die Bentham'sche Nützlichkeitslehre treffend charakterisirt und kritisirt werden, beschäftigt sich der allgemeine Theil mit der Aufsuchung des Princips des Rechts und der Entwickelung desselben nach seinen Hauptbestandtheilen. Der besondere Theil zerfällt gleichfalls in zwei Abtheilungen und behandelt das Recht der Individuen und das Gesellschaftsrecht. Ersteres umfaßt alle Rechte welche aus der allgemeinen Qualität als Mensch abfließen und somit allen Einzelnen zustehen, letzteres umfaßt die Verhältnisse welche durch Vertrag zwischen mehren Einzelnen entstehen und bald transitorisch bald bleibend sind.

Eine besondere Sorgfalt hat der Verf. der ersten Abtheilung, den ursprünglichen oder natürlichen Rechten des Menschen, gewidmet. Zunächst gehört hierher das Recht der Persönlichkeit, welches sowol von den sensualistischen und materialistischen als den pantheistischen dem Communismus entsprechenden Systemen verkannt wird. Dann das Recht der Gleichheit, Freiheit und Association, die ausführlich erörtert werden. Gerade im Rechte der Association wurzelt ein wesentlicher Theil der ganzen Krause'schen Lehre. Die Freiheit enthält ein Princip der Individualisirung, die Gleichheit dagegen entspricht der Einheit und Gemeinschaftlichkeit. Beide können nur in einem höhern Princip ihre Lösung und Ausgleichung finden, in dem der Association, welche Einheit und Vielheit, Allgemeinheit und Individualität verbindet. Die hier zu lösende Aufgabe ergibt sich aus der harmonischen Natur des Menschen, in welchem sich alle in der Schöpfung zerstreuten leiblichen Elemente und Functionen, alle geistigen Thätigkeiten zu einem Organismus verbinden: es kommt darauf an, eine gesellschaftliche Organisation zu gründen in welcher alle Grundelemente der menschlichen Natur und alle Arten von Beziehungen als verschiedene Hauptzwecke vereinigt sind, für deren Realisation die Menschen sich verbinden, und ebenso viele besondere und unter sich durch gemeinsame Principien, analog der Einheit der menschlichen Bestimmung, in Einklang stehende sociale Sphären bilden sollen. Diese Feststellung des socialen Problems unterscheidet sich von der Ansicht Derer welche in einer einzigen Anstalt, z. B. im Staat, alle gesellschaftliche Thätigkeit aufgehen lassen; ebenso wol aber auch von der individualistischen Ansicht welche in eifersüchtiger Bewahrung der Freiheit jeder Autorität widerstrebt und die Ordnung in der Gesellschaft als eine Fessel ansieht. Alle obengenannten Zwecke aber, für welche der Verf. Associationen fodert, sind nach seiner Lehre göttlichen und menschlichen Ursprungs, da sie durch die verschiedenen Beziehungen zwischen dem Menschen als endlichem und bedingtem Wesen und Gott, dem obersten Principe alles Seins und Lebens, gegeben sind. Diese Identität ihres Ursprungs macht alle jene Zwecke gleich, und die ihnen entsprechenden Vereine müssen daher im Verhältniß der Gleichheit und Wechselwirkung stehen, zugleich muß aber das Band welches sie alle nach Wesen und Ursprung verbindet zur Erscheinung kommen, und es muß eine centrale Gewalt oder Association geben welche jeden für einen besondern Zweck bestimmten Verein in seinen Schranken hält, eine Gewalt welche durch die unter allen gegründete Verbindung alle auf den gemeinsamen menschheitlichen Zweck hinweist. Diese obere Sphäre würde gewissermaßen das gesellschaftliche Bewußtsein darstellen das alle einzelnen Functionen in sich resumirt, ohne gleichwol ihre besondere Thätigkeit zu beeinträchtigen. Diese durch Zusammenwirken aller besondern Sphären zu bildende Centralsphäre existirt noch nicht, und ist weder im Staate noch in der Kirche realisirt, weil beide sich auf besondere Zwecke beziehen. Ihre Bildung ist daher eine Aufgabe der Zukunft, und für jetzt hat der Staat, um die Einheit der Gesellschaft zum Ausdrucke zu bringen, die Functionen jener Centralsphäre zu übernehmen. Fragt es sich nun um das Verhältniß des Einzelnen zu den verschiedenen Vereinen für die Gesellschaftszwecke, so ergibt es sich aus seiner Bestimmung, daß er für alle diese Zwecke thätig sein soll. Da jedoch der Mensch vermöge seiner endlichen Natur nicht mit gleicher Vollkommenheit alle socialen Zwecke verfolgen kann, so hat er einen derselben zum Berufe zu wählen, ohne jedoch die Pflege der übrigen zu vernachlässigen, und ist in allen Sphären Producent und Consument zugleich. Ebenso stehen auch die einzelnen socialen Zwecke miteinander in Verbindung und Wechselwirkung: die Religion z. B. stützt sich auf die Moral, entfaltet sich in der Wissenschaft, organisirt sich äußerlich nach dem Recht und verbindet sich mit allen menschlichen Zwecken. Ebenso hat die Industrie ihre moralische, religiöse und politische Seite. Aus diesem Grund muß sich jede Sphäre in Betreff der Principien, die nicht aus ihrem eigenen socialen Zwecke sich ergeben, den andern Sphären und der Oberaufsicht unterordnen welche dieselben über Alles was zu ihrem Bereich gehört zu üben haben. Auf diese Weise ist in der Gesellschaft Alles organisch verkettet, und um diesen Zustand zu erhalten ist, wie oben erwähnt, eine höhere, zu ununterbrochener Oberaufsicht berufene Sphäre zu bilden. In diesem Zustande der Harmonie erscheint die Menschheit als eine Gesammtperson, welche alle Menschen in immer erweiterten Kreisen der Geselligkeit vereinigt, und das menschliche Leben zeigt sich als ein System von Associationen in denen alle Glieder sich in die Functionen des gesellschaftlichen Lebens theilen. Erinnern wir uns nun, daß neben diesen Vereinen für die Zwecke der menschlichen Bestimmung noch gewisse Grundpersonen der Menschheit, Individuum, Familie, Gemeinde und Volk, zu unterscheiden sind, und daß jede dieser Grundpersonen ihrer eigenthümlichen Beschaffenheit nach auch ein Centrum für die Pflege jener menschheitlichen Zwecke sein soll, so werden wir erkennen, wie kunstvoll und reich jener gesammte Organismus ist, welchen Krause bekanntlich als das „Urbild der Menschheit“ so beredt geschildert hat. Wir müssen gestehen, daß von allen Erörterungen über den idealen Zustand der Gesellschaft, die von der Platonischen Republik an bis zu Fourier's Industriestaat geliefert sind, die Krause'sche Ansicht vom Urbilde der Menschheit uns als die klarste, einfachste

und vernünftigste erschienen ist. Für den jetzigen Standpunkt der Wissenschaft ist es zunächst bemerkenswerth, daß Krause's Philosophie weit entfernt nur kritisch und negativ oder kritiklos zu sein, einen wesentlich organischen Charakter trägt. Die bloße Reflexion gelangt neben der zum Absoluten aufsteigenden Speculation zu ihrem Rechte, und die Empirie wird mit der Theorie in Einklang gebracht. Gerade für die Rechtsphilosophie finden wir nicht nur Empirie und Theorie versöhnt, sondern auch die in neuerer Zeit entstandene Spaltung zwischen Rationalismus und christlicher Philosophie, zwischen menschlichem Denken und Glauben an Gottes Leitung ausgeglichen, indem die Geltung der menschlichen Vernunft in gleicher Weise wie der göttliche Ursprung aller Wesen bewahrt und festgehalten ist. Dieser organische Charakter der Lehre führt alsdann auch zu einer richtigen Würdigung des Bestehenden und Historischen, dem die Pietät die es verdient gezollt, das aber nicht der Kritik entzogen wird. Nicht durch ein Vernichten der gegenwärtigen Zustände, nicht durch politische Umwälzungen soll die Heilung der vorhandenen Mängel erstrebt werden, sondern durch richtigere Erkenntniß und Ausbildung der dem Einzelnen wie der Menschheit eingeprägten und im Leben des Einzelnen wie in der Geschichte nach und nach hervortretenden, durch Leiden und Misbehagen bei falschen Zuständen erkennbar werdenden Züge, und durch Herstellung der Harmonie unter allen Lebenselementen, deren Kampf und einseitiges Vorherrschen eben der Quell jener Leiden ist. Wie weit Krause dabei von den Träumereien der Socialisten — ebenso weit freilich von völliger Sattheit und Zufriedenheit mit der heutigen Lage der Gesellschaft — entfernt ist, zeigt sich daraus, daß eben von seinem Standpunkte aus die Einseitigkeit des Socialismus am schärfsten zu erkennen ist: das Vorherrschen der Industrie und der materiellen Interessen, das Absorbiren aller übrigen Sphären durch diese ist ebenso falsch und in höherm Grade verderblich als die einseitige und exclusive Herrschaft des Staats oder der Kirche.

(Der Beschluß folgt.)

Kunnuk und Naja oder die Grönländer. Eine Erzählung von Bernhard Severin Ingemann. Aus dem Dänischen von Julius Reuscher. Berlin, Schultze. 1846. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Eine Idylle aus den höchsten Nordlandsregionen, in denen die Poesie zwar auch zu Hause ist, in die sich aber unsere europäische Poesie noch nicht verstieg. Neu wird das Gebiet für alle Leser sein, und bei einer so eigenthümlichen Natur, Sitten, Menschen gewiß auch interessant. Die Schilderung ist lebhaft, anschaulich: diese todte Eis- und Felsnatur mit dem kurzen Sommer und der langen Winternacht, nur erhellt vom Mondschein und den Nordlichtern, in denen die Geister der Entschlafenen spielen; dieses Leben in den engen Torfhütten beim Schein und Feuer der ewig brennenden Lampe; diese dürftige Nahrung vom Fange uns ungenießbarer Seefische; diese Genügsamkeit des gutmüthigen, zufriedenen Volkes, für das der Hund das einzige Hausthier (sein Pferd vor dem Schlitten), ein Stück angeschwemmtes Treibholz ein Schatz ist um den wol Mord und Todtschlag stattfindet, der Kaffee der einzige Luxus. Aber die Natur ist doch auch großartig, wenn die Nordlichter in ihrer Pracht das Firmament durchzücken, und beim Sommeranfang die Eisberge im Sonnenschein glühen und die Eispaläste in tausendfachem Farbenglanz aufs Meer schwimmen. Was alle Reisenden versichern, führt uns auch der Dichter, der aus den besten Quellen schöpfte, vor: die Lappländer sind ein glückliches Volk. Sie sind mit ihrem Winter zufrieden; sie spielen, singen, lieben; sie sind Dichter wie die alten Spanier, die für jedes Ereigniß das ihre Phantasie, ihr Gefühl bewegt sofort einen rhythmischen Ausdruck, ein Lied finden. Freilich sind es Lieder in jenen Molltönen welche die Poesie des Nordens durchdringen. Wer kann heiter sein wie die glücklichen Südländer, wo die Sonne nur so kurze Besuche macht? Die Erzählung ist einfach und ansprechend, natürlich der Faden, um die interessantern Natur- und Sittenschilderungen daran zu knüpfen. Die Helden sind Heiden, der Geist des Christenthums muß siegen und helfen die Schrecken der sie umgebenden Natur und Prüfung zu erleichtern. Insofern wird das Büchlein auch in andern Kreisen Theilnahme erregen. Ingemann bemüht sich auch die verachtete und von Andern für alberne Spielerei erklärte Mythologie der heidnischen Lappländer von einem höhern naturphilosophischen Gesichtspunkte aus zu betrachten, und gibt uns in dieser Beziehung die Mythe von Tornarsuk's Aeltermutter, die bedeutungsvoll anhebt:

> Tief in der Erde
> Innerstem Grunde
> Wahrt sie die große
> Königin der Tiefe,
> Tornarsuk's Mutter,
> Gräßliche Mutter,
> Die da verursacht
> Mensch, deinen Tod!

und sich auch in ihrer schauerlichen Weise fortlesen läßt; ob der Dichter aber in der Erklärung dieser Mythe nicht mit zu viel Vorliebe für sein Thema Mehr hineingelesen hat als darin ist, bleibe dahingestellt. Erfreuliches hat dieser Kampf des Menschen mit dem Naturgeiste nicht — eine Phantasie wie sie allerdings in einer rauchigen, eingeschneiten Hütte gegeben werden mag. Die Sehnsucht nach der Erlösung hat überall etwas Herzzerreißendes wo man keine Möglichkeit dafür sieht. Zwar kann das Christenthum die Grönländer von den bösen Naturgeistern, von der Blutrache befreien; aber kann es die Sonne zwingen, daß sie länger bei ihnen weile und ihren Boden wärme? Der Gedanke, verloren, verurtheilt zu sein zu ewiger Nacht, zu ewigem Winterfrost, hat etwas Erschütterndes, wo die Verdammten Menschen sind, die wenigstens der Dichter als in Gefühl und Denken uns verwandte Wesen hinstellt. 7.

Literarische Notiz.

Balladen von der englisch-schottischen Grenze.

Es leben in Deutschland Freunde und Freundinnen der altenglischen und schottischen Balladen, die eine Warnung verdienen vor „The minstrelsy of the English border; being a collection of ballads, ancient, remodelled, and original, founded on wellknown border legends; with illustrative notes", von Friedrich Sheldon (London 1847). Der Titel stimmt nicht zum Inhalte. Er läßt wohlbekannte, vom Vater auf den Sohn, von der Mutter auf die Tochter vererbte Balladen erwarten, und die Balladen die das Buch gibt sind von Friedrich Sheldon zum größern Theile selbst gedichtet, sind neue Gedichte über alte Themata. Von dieser Täuschung abgesehen empfiehlt sich die Sammlung durch das geschickte Behandeln wirklicher Ereignisse aus der buntbewegten Grenzgeschichte und durch treffliche Benutzung der dem Verf. beiwohnenden Localbekanntschaft. Er hat als Mann studirt und erforscht was ihm, an der Grenze geboren, als Kind angeflogen war. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 156. —— 5. Juni 1847.

Das Naturrecht oder die Rechtsphilosophie, nach dem gegenwärtigen Zustande dieser Wissenschaft in Deutschland. Von H. Ahrens. Nach der zweiten Ausgabe deutsch von Adolf Wiek.

(Beschluß aus Nr. 155.)

Hinsichtlich des fernern Inhalts des vorliegenden Werks werden wir uns kurz zu fassen haben. Als ein ursprüngliches, natürliches Recht wird noch das Eigenthum abgehandelt. Der zweite, das Gesellschaftsrecht erörternde Theil des Buchs beschäftigt sich alsdann 1) mit der Lehre von den Verträgen, 2) mit den dauernden juristischen Verhältnissen zwischen mehren Personen oder dem Rechte der Gesellschaften, und zwar zunächst der Gesellschaften überhaupt, und alsdann speciell mit dem Rechte der einzelnen Grundgesellschaften oder Vereine, deren oben näher erwähnt wurde, und von denen als allein zum Privatrechte gehörig nur die Ehe und Familie abgehandelt wird. Den Beschluß des Werks macht eine kurzgefaßte Geschichte der Rechtsphilosophie. Was zunächst das Eigenthum betrifft, so kann man sich nur damit einverstanden erklären, daß dasselbe für ein ursprüngliches Recht erklärt und die Ableitung aus Occupation u. s. w. aufgegeben und bekämpft wird. Es gründet sich auf die Bestimmung der Sachen, dem Bedürfnisse der Menschen zu dienen, und wird als die Bethätigung der Gesammtheit der für die physische und geistige Entwickelung des Einzelnen nöthigen Mittel bestimmt, sodaß seine Definition mit der des Rechts zusammenfällt, insofern das Eigenthum die Bethätigung des Rechts für eine bestimmte Person ist. Der Besitz ist der Vorbereitungszustand für das Eigenthum, er bezeichnet die Dispositionsgewalt, während das Eigenthum die Ausübung dieser Gewalt darstellt, er ist in der Potenz was das Eigenthum im Acte ist. Dabei wird im Eigenthum mit Recht ein socialer Bestandtheil, die Seite nach welcher es einem höhern Rechte der Gesammtheit unterworfen bleibt, und ein individueller Bestandtheil getrennt. Jenem werden die bleibenden Sachen, Grund und Boden, Luft und Wasser, zugewiesen, deren wahre Eigenthümerin die Gesellschaft ist, diesem die beweglichen, vergänglichen und zerstörbaren. Besonderes Interesse bieten dann die folgenden Erörterungen: der Verf. liefert eine Geschichte des Eigenthums, erörtert die beiden einander entgegengesetzten Systeme des Privateigenthums und der Gütergemeinschaft, bestreitet das Recht des Staats oder irgend einer politischen Gewalt, das einmal bestehende System welches mit Sitte und Gewohnheit tief verwachsen ist zu ändern, berührt die Mittel durch welche sich die mit dem jetzigen Systeme des Privateigenthums verbundenen Uebelstände mildern lassen, und findet endlich in der Association das wirksamste Mittel für diesen Zweck. Wir haben in diesem ganzen, mit großer Vorliebe ausgearbeiteten Abschnitte viele gesunde und wahre Ideen gefunden, denen wir eine allgemeinere Beachtung wünschten, und nur einzelne Desideranda namhaft zu machen. So vermissen wir zunächst eine nach dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft nicht zu entbehrende Erörterung des Verhältnisses der dinglichen Rechte zu den persönlichen. Der Verf. läßt überhaupt die politische Seite so stark hervortreten, daß die juristische darunter leidet. Die Erörterung des Besitzes ist ebenfalls dürftig und mangelhaft, und die historische Darstellung würde durch eine Berücksichtigung der trefflichen Schrift von Kaiser, „Die Persönlichkeit des Eigenthums", nur haben gewinnen können. Die Beziehung des Eigenthums zu Theismus und Pantheismus ist — ungeachtet sich allerdings der Zusammenhang des Communismus mit dem Pantheismus angedeutet findet — nicht genug ins Licht gestellt, und der Connex der Eigenthumsverfassung mit der politischen ist so gut wie ganz unberührt geblieben. Es ist ferner nicht richtig, daß Gütergemeinschaft und Privateigenthum die beiden einzigen möglichen Formen sind: aus Proudhon's Schriften, deren wissenschaftliche Bedeutung man über der Rauheit und Schroffheit der Polemik gegen das Bestehende auf keine Weise übersehen sollte, sind hier sehr fruchtbare Gesichtspunkte zu entnehmen. Ebenso haben wir ein Eingehen auf die Unterscheidung des Eigenthums an beweglichen und unbeweglichen Sachen vermißt. Es ist für die Rechtsphilosophie besonders wichtig, die Grundlage alles Eigenthums in dem liegenden Eigenthum, in der Herrschaft in einem Raumgebiete zu suchen. Das Mobiliareigenthum ist nur Nachbildung, Erweiterung und Consequenz des Grundeigenthums. Jedes Recht erfodert zu seiner Verwirklichung einen Raum; der Mensch bedarf für

seine Person sowie für die zu seinem Gebrauche bestimmten Sachen eines Raumes. Bei den unbeweglichen Sachen oder den abgegrenzten Stücken des Erdbodens ist mit dem Rechte an Grund und Boden aber eine solche Raumherrschaft verbunden, und das Privatrechtliche mischt sich insofern mit dem Politischen, als sich an das Grundeigenthum Rechte über alles darauf Befindliche, Amtsrechte und Hoheitsrechte knüpfen. Es wäre in der Geschichte des Eigenthums nachzuweisen gewesen, wie sich auf dieser Basis das Eigenthum bei den verschiedenen Völkern verschieden entwickelte, welche Spuren jener alten Ansicht von Grundeigenthum theils in dessen politischer Geltung, theils in den Bestimmungen des Privatrechts über das Mobiliareigenthum noch übrig sind; wie das Römische Recht in Deutschland die Trennung der Begriffe von dominium und imperium klar und das Recht des Grundeigenthümers zum bloßen dominium macht; wie endlich die neuern nationalökonomischen Verhältnisse, Industrie-, Credit- und Geldwesen, es dahin gebracht haben, daß man das Vermögen nur im Gelde sieht, und daß selbst die größern Grundeigenthümer als Zweck und Bestimmung des Grundeigenthums nicht die höhere politische Geltung und Pflege eines besondern durch eigenthümliche Gesinnung ausgezeichneten socialen Elements, sondern nur den durch rationalen Landbau und ländliche Gewerbe zu erreichenden großen Geldgewinn betrachten. Diese wichtigen Punkte, die wir hier eben nur andeuten konnten, läßt der Verf. leider ganz unberührt. Es wäre vielleicht aus dem Bemerkten das Gegentheil seiner Ansicht zu folgern, daß der Grund und Boden eigentlich Eigenthum der Gesellschaft sei, da diese das Recht übe, seine Benutzung, den Grad seiner Theilbarkeit u. s. w. zu regeln, daß dagegen die beweglichen, verbrauchbaren Sachen im Eigenthume der Einzelnen ständen. Gerade umgekehrt ist das Grundeigenthum die Basis alles Eigenthums, und die Herrschaft über Mobilien läßt sich kaum für ein eigentliches Eigenthum im gleichen Sinne halten. Die ganze Masse des Mobiliarreichthums wechselt im Verkehr, wird verzehrt, und ist ewigem Untergange und ewigem Ersatze unterworfen, und es hängt ganz von positiven Normen ab, inwieweit man die Mobilien als Gegenstände dinglicher oder blos persönlicher Rechte betrachten und ein — auch nach dem Uebergange aus einer Hand in die andere noch wirksames — dingliches Recht daran zugestehen kann. Endlich scheinen uns die Erwartungen die der Verf. für billigere Eigenthumsvertheilung und Milderung der jetzt vorhandenen Härten von Associationen hegt, bedeutend übertrieben zu sein. Damit ein Theil der Menschheit die Wohlthaten der Civilisation wirklich genieße und seine Bestimmung erreiche, muß ein größerer Theil leiden und darben. Es sind wirklich nicht genug materielle Mittel vorhanden, um Allen das Nöthige zu geben, und damit Einzelne dieses Nöthige haben, müssen Viele wirklich einen Theil des nach gleicher Vertheilung auf sie Fallenden entbehren. So ist nach Michel Chevalier's Berechnung das Gesammteinkommen der 35 Millionen in Frankreich auf 8 Milliarden anzuschlagen; also fallen nach gleicher Vertheilung auf Jeden jährlich 230 Francs oder täglich 63 Centimen. Bei der Geringfügigkeit dieses Durchschnittsantheils ist es besser, daß keine gleiche Vertheilung stattfinde, weil dabei sich Alle doch noch schlecht ständen, jetzt aber wenigstens eine bestimmte Anzahl die Mittel zum civilisirtern Leben hat. Michel Chevalier kommt freilich dadurch zu der Consequenz, man müsse, um größere Durchschnittsantheile zu gewinnen, die Production steigern: eine solche Steigerung würde indeß mit einer noch größern Belastung und Benachtheiligung der Mehrzahl in unzertrennlichem Zusammenhange stehen. Ebenso wie im Ganzen ist es aber auch im Einzelnen. Zunächst würden die Associationen doch nicht Alle einschließen und nur drückende Monopolanstalten werden. Dann aber ist sehr zu bezweifeln, ob der Ertrag so reichlich sein würde, um Allen einen wirklich erheblichen Antheil zu sichern. Wie jetzt die Einzelnen, würden die Associationen concurriren und jede Niederlage von dem Elende vieler Einzelnen begleitet sein; eine allgemeine dauernde Blüte aller Associationen dürfte man schwerlich erwarten. Sehen wir, um die Erwartungen von gleicher Gewinntheilung zu würdigen, auf ein Beispiel aus der Wirklichkeit. Eine Spinnerei im Elsaß mit 15,000 Spindeln und 300 Arbeitern gibt höchstens 20,000 Francs Reinertrag. Vertheilt man diesen Ertrag auf die Arbeiter, so kommen auf jeden täglich doch nur etwa 18 Centimen, also immer eine ganz unbedeutende Erhöhung seines Lohnes, welche seine Lage nicht wesentlich ändert.

Die übrigen Partien des Ahrens'schen Buches sind schwächer ausgefallen als die bis jetzt bezeichneten. Das Erbrecht, testamentarisches sowol als Intestaterbrecht, wird aus den Empfindungen der Liebe und Zuneigung gegen die Familie abgeleitet. Diese Liebe müsse sich auch in etwas Materiellem ausdrücken können, und es müsse dem Einzelnen freistehen, durch testamentarische Verfügungen seinen Verwandten und selbst andern Personen seine Zuneigung zu beweisen. Abgesehen davon, daß das testamentarische Erbrecht dritter Personen nicht durch Familienneigung zu rechtfertigen ist, scheint uns diese ganze Zurückführung auf Empfindungen äußerst künstlich und gesucht. Das Erbrecht folgt vielmehr schlechthin aus dem Privateigenthume, und beugt dem Rückfalle der gesammten in dem Volke vorhandenen Vermögensmasse an die Gesammtheit vor, der ohne dieses mit dem successiven Aussterben der zu einer bestimmten Zeit lebenden Menschen eintreten würde. Ebenso läßt die Behandlung des Rechts der Verträge Vieles zu wünschen übrig. Nach der ganzen Anlage des Buchs werden die abgeleiteten Rechte blos auf Verträge gestützt und die Scheidung dinglichen und persönlichen Rechts wird nicht beachtet. So findet denn nicht nur das Verhältniß des Princips des dinglichen und persönlichen Rechts gar keine Berücksichtigung, sondern auch diejenigen persönlichen Rechte welche nicht aus Verträgen entstehen blei-

ben ausgeschlossen. Die Verträge selbst werden ebenfalls mangelhaft erörtert: ihre Klagbarkeit wird darauf gestützt, daß der Acceptant das Zugesicherte als Mittel oder Bedingung für die Erreichung eines Zwecks den er sich vorgesetzt habe betrachte. Da nun das Recht die Gesammtheit der von dem Willen der Menschen abhängigen Bedingungen für die Erreichung der Zwecke des menschlichen Lebens in sich begreife, so sei das Brechen einer Zusage eine Rechtsverletzung. Es thut uns leid bekennen zu müssen, daß wir diese Deduction der Klagbarkeit der Verträge für die schwächste aller uns bekannten halten. Auch in den übrigen Erörterungen des Verf. über das Recht der Verträge haben wir Nichts als das in den meisten vorhandenen Compendien aus dem Römischen Rechte bereits Abstrahirte gefunden, und namentlich bringt es der Verf. auch zu keiner richtigen Classification der Verträge. Leider liegt diese ganze Materie bei den Rechtsphilosophen noch sehr im Argen; und es wäre ihnen eine genaue Erwägung der Begriffe von Recht und Rechtsverhältniß und ihrer Beziehung zueinander, des eigentlichen Wesens der gerichtlichen Rechtsverfolgung bei dinglichen und persönlichen Rechten, und der namentlich für das Römische Recht gemachten Forschungen über Wesen und Klagbarkeit der Verträge auf das dringendste anzurathen.

Ungeachtet dieser einzelnen Ausstellungen ist nun aber unser Gesammturtheil über die Arbeit des Verf. ein günstiges. Man wird dieselbe gewiß nicht ohne reges Interesse, nicht ohne den Gewinn reicher und fruchtbarer, durchaus neuer Gesichtspunkte lesen. Ist auch die philosophische Begründung des Privatrechts in den einzelnen Materien mitunter etwas schwach ausgefallen, so verdient doch die gewandte und von aller, oft mit philosophischen Erörterungen verbundenen, Dunkelheit und Schwerfälligkeit völlig freie Darstellung der allgemeinen Grundlagen, der Lehre über Recht, Staat und Gesellschaft, eine völlig unbedingte Anerkennung. Wir können im Interesse der Sache selbst nur auf das lebhafteste wünschen, daß das Werk von Ahrens sowie die Krause'schen Schriften selbst die verdiente Beachtung finden mögen. 35.

Bibliothek der deutschen Aufklärer des 18. Jahrhunderts. Herausgegeben von Martin von Geismar. I. Karl Friedrich Bahrdt. II. Johann August Eberhard's neue Apologie des Sokrates. III. Johann Heinrich Schulz. IV. Vogler's, Superintendenten zu Baireuth, Evangelist Johannes vor dem Jüngsten Gericht. Leipzig, Vereins-Verlagsbuchhandlung. 1846. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Eine Geschichte der deutschen Aufklärer des 18. Jahrhunderts wäre auch nach Schlosser's „Geschichte des 18. Jahrhunderts" noch eine ganz anziehende und verdienstliche Arbeit, vorausgesetzt, daß sie mit wissenschaftlichem Ernst, eingehender Sachkenntniß und aufrichtigem Streben nach Wahrheit geschrieben würde; denn jene Leute bilden bei aller gutmüthigen Flachheit und selbstgefälligen Bornirtheit doch einen nicht unwichtigen Uebergangspunkt in der Bildungsgeschichte unsers Volkes; sie haben nicht Wenig dazu beigetragen, uns von der Pedanterei scholastischer Schulweisheit, von dem geistigen Absolutismus in Kirche und Staat freizumachen und einem neuen fröhlichen Gedeihen auf allen Gebieten geistiger Thätigkeit Bahn zu brechen. Aber eben weil sie nur als Uebergangsformation bedeutend sind, können sie jetzt nur noch ein geschichtliches Interesse in Anspruch nehmen: wer als Lehrer in Wort und Schrift verpflichtet ist, sich selbständige Kenntniß jener Zeit und ihrer Zustände zu erwerben, der kann das eigene Studium der aufklärerischen Literatur nicht entbehren. Für jeden Andern würde dasselbe nach unserer Meinung ein wenig fruchtbringender und vielleicht noch weniger anziehender Zeitvertreib sein.

In dem eben Gesagten liegt schon zur Genüge ausgesprochen, daß Herr Martin von Geismar nach unserer Ansicht ein ziemlich überflüssiges Geschäft unternommen hat, als er sich zu einer „Bibliothek der deutschen Aufklärer" anschickte; denn der eigentliche Fachgelehrte wird sich diese meist nicht seltenen Schriften auch auf anderm Wege zu verschaffen wissen. Indessen ist es doch billig nachzusehen, welches bei diesem Unternehmen die leitenden Gedanken waren. Eine kurze Vorrede zum ersten Heft bezeichnet es „nicht blos als ein Erfoderniß der Pietät, die kräftigen, klaren und sinnreichen Worte dieser Männer in die heutigen, oft ganz verwirrt geführten Streitigkeiten (Dies wenigstens ist wahr! Rec.) hineinschallen zu lassen", sondern der Herausgeber hofft auch, daß seine Sammlung „dazu beitragen werde, die Streitigkeiten der Gegenwart schneller zu entscheiden". Hiermit ist ein längeres Vorwort zum vierten Heft zu vergleichen; hier heißt es gleich im Anfange: „Ueber die theologischen Streitigkeiten und Untersuchungen ist unsere Zeit aus dem doppelten Grunde hinaus, weil sie für immer beendigt und gelöst sind, und weil die Wortführer der Gegenwart, die das Volk wieder für religiöse Interessen begeistert haben, nicht die Kraft besitzen die zur Durchführung eines theologischen Kampfes, zu einer wissenschaftlichen Untersuchung gehört." Fragen wir nun, abgesehen davon, daß der zweite eben angeführte Grund einen Widerspruch gegen den ersten in sich schließt: wer das große Werk vollbracht habe, „die theologischen Streitigkeiten für immer zu beendigen", so erfahren wir, daß der große, nur leider schon fast verschollene Kritikus Bruno Bauer dieser Held sei. Nachdem in einer sehr oberflächlichen Auseinandersetzung das Weitere gezeigt ist oder gezeigt sein soll, daß es fortan „keine theologischen Parteien mehr, noch überhaupt eine Theologie mehr gibt", erfahren wir schließlich, daß vorliegende Bibliothek, oder der Auszug aus Vogler's Buch über den Evangelisten Johannes insbesondere, gerade weil es unbekannt und unbeachtet geblieben sei, als ein Erinnerungsstein aufgerichtet werden solle; die Theologen sollen dadurch an eine Schuld gemahnt und ihre Zahlungsunfähigkeit soll noch ein mal bewiesen werden.

Hr. Martin von Geismar zeigt durch diese Einleitung deutlich genug, daß seine „Bibliothek" Parteizwecken dienen soll, obgleich er allerdings von dem Vorwurfe, daß er einer theologischen Partei angehöre, schon deshalb freizusprechen ist, weil er offenbar von Theologie gar Nichts versteht. Mußten wir das ganze Unternehmen von vornherein als ein überflüssiges erklären, so erscheint es nun auch seiner Tendenz nach als ein verkehrtes, und Dies ergibt sich auf das klarste aus der Art der Ausführung.

Sollte eine Sammlung wie die vorliegende Werth haben, so mußten die einzelnen Werke vollständig oder, wo Dies nicht thunlich war, auszugsweise so abgedruckt werden, daß sich daraus der gesammte Gedankengang als ein ununterbrochenes Ganzes entnehmen läßt. Dies ist aber nur zum kleinsten Theile geschehen: es enthält z. B. das vierte Heft die Einleitung zu Vogler's Buch vollständig, dann aber nur einzelne, aus dem Zusammenhange gerissene Bruchstücke desselben, welche offenbar mit der Absicht, die evangelische Geschichte lächerlich zu machen, ausgewählt sind. Ebenso fragmentarisch sind die Mittheilungen aus und über Bahrdt; etwas mehr Zusammenhang ist in den

Auszügen aus den Schriften von J. H. Schulz, dem in neuerer Zeit mehrfach wieder genannten Zopf-Schulz; in gleicher Weise bearbeitet das zweite Heft J. A. Eberhard's „Neue Apologie des Sokrates". Eine wirkliche Kenntniß jener Literatur also kann aus dieser „Bibliothek" nicht geschöpft werden.

Endlich aber hätte die ganze Arbeit nicht ohne eine ehrliche geschichtliche Kritik vorgenommen werden dürfen; wie sehr diese fehlt zeigt gleich das erste Heft. S. 82 heißt es ausdrücklich, daß der Herausgeber „die Darstellung von Bahrdt's Leben und innerer Entwickelung so viel wie möglich mit dessen eigenen Worten gegeben" habe. Sollte er denn aber gar nicht wissen wie gering die Glaubwürdigkeit dieser „eigenen Worte" ist? Hat er von den zahlreichen, wohlbegründeten Gegenschriften welche Bahrdt's „Selbstbiographie" hervorrief Nichts gesehen und gehört oder Nichts sehen und hören wollen? Da sich der Herausgeber auf eine Kritik von Bahrdt's „Selbstbiographie" nicht eingelassen, sich überhaupt um seinen persönlichen Charakter nicht bekümmert hat, so kann er ihn freilich leicht überall gerechtfertigt, namentlich auch die Geschichte welche seine Entfernung aus Leipzig nöthig machte „ziemlich unschuldig" finden.

Hr. Martin von Geismar gehört offenbar zu den Leuten welche alles positive Christenthum für wenigstens überflüssig halten. Insoweit Dies seine persönliche Ansicht ist, kann man Nichts dagegen haben; Rec. gesteht sogar auch dieser Ansicht das Recht zu, ihre Gründe öffentlich auszusprechen und ihre Richtigkeit nach Möglichkeit zu erweisen. Das aber muß und kann man verlangen, daß eine solche Beweisführung nicht ohne Ernst und ohne Sachkenntniß versucht werde. Wo auch die Wahrheit liege, jedenfalls ist die Sache zu ernst, als daß nicht die leichtfertige, oberflächliche und anmaßliche Weise in der sie hier behandelt ist den strengsten Tadel verdiente.

Als Seitenstück in Inhalt und Ausstattung schließt sich an die eben besprochene „Bibliothek" an:

Die politische Literatur der Deutschen im 18. Jahrhundert. Herausgegeben von Martin von Geismar. I. Politische Aufklärer aus der Zeit der Französischen Revolution. Leipzig, O. Wigand. 1847. Gr. 8. 20 Ngr.

Eine Vorrede des Herausgebers findet hier nicht statt; auch sonst hat er sich eigener Auseinandersetzungen ziemlich enthalten, und Das ist gut. Die Redaction seiner Sammlung ist sonst dieselbe wie bei der „Bibliothek der Aufklärer", d. h. es sind Auszüge aus mancherlei Flugschriften gegeben, welche in den neunziger Jahren namentlich aus den Rheinlanden zahlreich hervorgingen. Eine Erneuerung dieser Sächelchen dürfte etwas mehr gerechtfertigt sein als bei der zuerst besprochenen Sammlung, theils weil diese Schriften nicht so fade sind als die Mehrzahl der von den religiösen Aufklärern gelieferten, theils weil sie sich seltener gemacht haben als die letztern. Von einer kritischen Beleuchtung des Ausgewählten findet sich auch hier keine Spur, und die Auswahl beweist insofern geringes Geschick, als sehr viele jetzt verschollene Personalien und persönliche Angriffe aufgenommen sind. Im Ganzen gibt das vorliegende Heft keinen sonderlichen Begriff von der politischen Meinung deutscher Publicisten jener Zeit. Als Curiosum, welches jetzt aus besondern Gründen am meisten Aufsehen erregen dürfte, erwähnen wir „Das rothe Blatt vom Bürger J. Görres" (Koblenz 1798), aus welchem hier S. 69—89 Auszüge gegeben sind und welches beweist, daß sich Görres von jeher in den äußersten Extremen bewegt hat.

Im Ganzen gehören die beiden besprochenen Sammlungen zu der zahlreichen, unberufenen Fabrikwaare mit welcher unser Büchermarkt von Jahr zu Jahr mehr überschwemmt wird. Hoffentlich wird auch dieses Uebel seine Abhülfe in sich selbst tragen. 47.

Notizen.

Les extrêmes se touchent.

Wer sollte nicht glauben, daß das Gemüth des Dichters, das seine Eingebungen in sanften und erhebenden Klängen der Liebe und Begeisterung hinströmt, jenen wilden Leidenschaften unzugänglich wäre, als deren äußere Erscheinungen grausame, blutdürstige und unmenschliche Handlungen zum Vorschein kommen. Und doch straft die Erfahrung tausendfältig auch diese allgemeine Annahme Lügen. Wie der Priester mit dem Gott der Liebe und dem Heiland der Versöhnung auf den Lippen die Scheiterhaufen für die Denker geschürt, und die Völker im Namen dieses Gottes zu Gewaltthat und Mord gegen die Unschuld gehetzt, so haben tausend Beispiele gezeigt, daß Hände die das Saitenspiel der Dichtkunst meisterten und deren Leier von allem Schönen überfloß was Menschenherz erhebt, der entsetzlichsten Thaten sich nicht gescheut und sich tief in das Blut ihrer unschuldigen Mitbrüder getaucht haben. Jener Bischof von Toulouse, Folquet, der als der hauptsächliche Urheber der Inquisition genannt wird, der schreckliche Verfolger der Albigenser, welcher bei der Erstürmung von Beziers seinen mordenden Banden zurief: „Bringt Alle ohne Unterschied um; Gott wird schon die Seinigen kennen", dichtete Liebeslieder, die ihm das Lob des milden Petrarca eintrugen. Ein anderer Troubadour Frankreichs, Bertrand de Born, dem Dante seiner Greuelthaten in den Bürgerkriegen seiner Zeit wegen in seinem „Inferno" den ihm gebührenden Platz angewiesen, richtete an die „Dame seiner Gedanken" die zärtlichsten und gemüthvollsten Strophen; ja die ganze Unzahl der Dichter des Mittelalters, der ehernen Zeit „wo der eiserne Ritter turnierte", welche der fröhlichen Kunst des Spiels und des Gesangs pflegen, haben zugleich geraubt und gemordet nach Herzenslust. Im Morgenlande war es nicht anders, die grausamsten Tyrannen waren oft die berühmtesten Dichter und richteten wie der entmenschte Bajazet mitten unter ihrer Blutarbeit von Liebe und Honig triefende Verse an die Gebieterinnen ihres Herzens.

Die Gottesurtheile in Madagaskar.

Die Gesetze der Hovas, des Hauptstammes auf der Insel Madagaskar, sind höchst grausam und barbarisch. In vielen Stücken gleichen sie jedoch den Gesetzen des Mittelalters; so werden unter Anderm eine Menge Fälle durch Gottesurtheile, die unter den verschiedensten Gestalten vorkommen, entschieden. Die gewöhnlichste Form wird von dem ungenannten Verfasser des Werks „Madagascar, past and present. With considerations as to the political and commercial interests of Great Britain and France, and as to the progress of christian civilization, by a Resident" wie folgt beschrieben: „Das unglückliche Opfer irgendwelcher boshaften oder unbegründeten Anklage wird plötzlich von den zu diesem Zwecke von der Regierung verwendeten Häschern ergriffen, und nachdem es aufgefodert worden ist so viel Reis zu verschlingen, als nöthig erscheint die Magenhäute wider das Gift zu schützen das der Angeklagte darauf zu sich nehmen muß, wird er genöthigt drei Stückchen Haut von einem Huhn, die wie Pillen zusammengerollt sind, und unmittelbar dahinter eine gehörige Dosis des giftigen Kerns der Frucht der Tangena, einer Palmenart, mit dem Safte der Bananapalme vermischt, hinunterzuwürgen. Dann wird von dem «Hauptbeschwörer» oder Richter ein Fluch auf sein Haupt, insofern er schuldig, oder eine Freisprechung von der Schuld, insofern das Gottesurtheil zu seinen Gunsten ausfällt, herabbeschworen. Am Schluß der Procedur muß er so viel warmes Wasser trinken, bis er sich erbricht; von der Art des Erbrechens hängt seine Schuld oder Unschuld ab. Finden nämlich die drei Stückchen Hühnerhaut sich wieder, so wird er losgesprochen, ist Dies nicht der Fall, so wird er auf der Stelle erdrosselt; sehr häufig stirbt er unter dem Verfahren an der starken Wirkung des Giftes." 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 157. —— 6. Juni 1847.

Hans Jürgen und Hans Jochem. Vaterländischer Roman in zwei Bänden. Von W. Alexis. Erste Abtheilung: Die Hosen des Herrn von Bredow. Zwei Bände. Berlin, Adolf und Comp. 1846. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Sonderbar! Während uns in den Vorreden zu den dramatischen Dichtungen hundert mal die Behauptung begegnet, es sei mit dem Drama vorbei, die Bühne habe sich überlebt und das Drama sei völlig abgethan, lesen wir in hundert Vorreden zu Romanen: es fehle unserer Zeit an derjenigen Ruhe und Stätigkeit die zum Genuß einer epischen Dichtung unerlaßlich sei, und die einzige Kunstform die sich noch einigen Erfolg versprechen dürfe sei eben nur die dramatische. Was würde aus diesen Widersprüchen, wenn man sie anders ernst nehmen wollte, zu schließen sein als Dies, daß beide Hauptformen der poetischen Aeußerung, beide Richtungen der Kunstform in Miscredit gefallen, beide gänzlich zu verlassen seien. Wenn wir jedoch täglich sehen, in welchem Maße einzelne diesen praktischen Formen angehörige Erscheinungen Anklang und Beifall gewinnen, wie Viele an den Romanen der Gräfin Hahn-Hahn, der Bremer und Paalzow z. B., wie Viele an einzelnen gelungenen dramatischen Leistungen von Gutzkow, Laube, Wiese u. A. Genuß gefunden haben, so fangen wir an zu ahnen, daß es mit jenen kritischen Behauptungen mehr auf eine Captatio benevolentiae abgesehen ist, als daß damit eine Wahrheit, ein Lehrsatz ausgesprochen werden sollte. Und in der That, es scheint damit auch uns nichts Anderes gesagt zu sein, als daß das Publicum Wiederholungen nicht liebt, und, wie dem Stoffe so auch der Form nach, gern etwas Neues liest. Deshalb ist noch eben kein Grund vorhanden, uns, wie der Verf. that, über den Undank der Welt zu ereifern und den Deutschen den weitgreifenden Vorwurf zu machen: sie wendeten sich wetterwendisch, „wie kein anderes gebildetes Volk je gethan", von ihren Lieblingen ab, gleichsam um damit ihre Neigung zu dem anfänglichen und übertriebenen Beifall wieder gut zu machen. So kritiklos ist nun unserer Ansicht nach die deutsche Lesewelt nicht; vielmehr lehrt das Beispiel anderer Völker, z. B. der Franzosen, daß der Schriftsteller bei diesen noch auf ganz andere Aeußerungen der Laune rechnen kann. Was ist in Frankreich z. B. aus dem unendlichen Ruhme Jouy's, Balzac's oder Victor Hugo's selbst geworden? Wer liest ihre Schriften noch — indeß doch bei uns Fouqué, Hoffmann und Wagner immer noch ihre dankbaren Leser finden? Die Wahrheit ist, wie gesagt, nur die, daß auch in Deutschland das Neue begehrt wird, und daß das Publicum von einem Autor der ihm einmal durch Darbringung des Neuen in Stoff oder Form Beifall und Zuruf abgewann nur fort und fort begehrt, er solle Neues bringen, während jener umgekehrt, verlockt durch den einmal gewonnenen Beifall, nur gerade durch die Wiederholung seiner selbst diesen am besten sichern zu können wähnt.

So ist es mit Hoffmann, Fouqué, Schilling, mit Clauren, van der Velde und Tromlitz auch dem Verf. ergangen, und es hat ihn gegen dies Schicksal nicht schützen können, daß er, ein besserer Kritiker als alle die genannten, sich beständig sehr ernste Rechenschaft von seinem Wollen und von seinen Arbeiten zu geben bemüht gewesen ist. Es hat ihn auch nicht gerettet, daß er das Publicum vielfach in ausführlichen Vorreden anredet und Alles aufbietet sein Urtheil zu schärfen und es auf den rechten Gesichtspunkt zu stellen. Dies mühselig zu behandelnde Publicum ist gegen solche Ansprache völlig taub; es fragt nur: Kommt etwas Neues nach? Und wird diese Frage verneint, so ist es verstimmt und sein Urtheil ist fertig. Im „Walladmor" nun brachte W. Alexis etwas Neues, wenigstens in einer Beziehung; warum verwundert er sich also über den Beifall den jener fand? Im „Cabanis" gelang es ihm zum zweiten mal etwas Neues zu geben; ein Roman aus dieser poesielosen, glaubensarmen und nüchternen Zeit setzte in Verwunderung, und wiederum erklärt sich warum der Verf. Beifall fand. Im „Roland von Berlin" und im „Falschen Waldemar" mußte das Neue schon mit Anstrengung gesucht werden, der Verf. selbst hatte gesucht; die Theilnahme war daher gering, die Kritik laut und schwierig. Was soll nun mit diesen „Hosen des Herrn von Bredow" werden, die nichts absolut Neues geben als ihren Titel? Hat der Verf. unsere Vordersätze mit Zustimmung gelesen, so darf er sich auf der Seite des großen Publicums über kein noch so scharfes Urtheil wundern: denn sein Roman ist dem Inhalt wie der

Form nach schon dagewesen und steckt z. B. mindestens einige male in der trefflichen Schrift „Die Quitzow's", sowie in seinen „Waldemar" und „Roland", die er doch, wenngleich irrig, für seine besten Arbeiten hält.

Was wir ihm unter solchen Umständen anrathen möchten ist Dies: keine Vorreden für jenen Theil des Publicums zu schreiben, fort und fort das Beste zu geben was er gerade besitzt, und des Dankes Derjenigen gewiß zu sein die einen vaterländischen, historischen Roman mit andern Zwecken und anderm Genüge lesen als mit der unersättlichen und verhältnißmäßig rohen und sinnlichen Gier nach Neuem. Für Werke dieser Art gibt es noch andere Gesichtspunkte, noch andere Urtheilsmotive als die Unterhaltung durch den Anblick des Neuen und noch nicht Dagewesenen. Der Standpunkt der poetischen Verklärung des Historischen ist gegen den eben bezeichneten Gesichtspunkt erhaben und würdig zu nennen, und läßt den mannichfaltigsten Wechsel der Stellungen zu. Sollte es einen Autor wie der unserige ist nun nicht befriedigen können, wenn man von seinem Werke sagte: es fehle ihm zwar an der Prägnanz eines ganz neuen Unterhaltungsstoffes, dagegen aber stelle es ein Stück Geschichte, ein Stück Völkerleben überaus hell und durchsichtig, ungemein poetisch und reichhaltig dar, und gäbe Züge, Bilder, Charaktere, die dem nachdenkenden Leser diese Partie seiner vaterländischen Geschichte unendlich klar und anziehend machten, während sie zugleich den poetischen Foderungen der Gemüthserhebung, Sichtung und Reinigung der Seele und den historischen Foderungen der Wahrheit und Klarheit ein volles Genüge leisteten? Sollte ein solches Urtheil, selbst wenn das Werk von dem es gilt nur von mäßiger Unterhaltungskraft, hin und wieder sogar etwas gedehnt erscheinen möchte, nicht am Ende den Ehrgeiz eines Mannes wie unser Autor ist befriedigen müssen? Wir zweifeln nicht daran, wenn dieser Ehrgeiz anders kein falscher Götze, dem zu huldigen doch eigentlich für Geister seines Gleichen eine Schmach ist.

W. Alexis ist ein Patriot, ein patriotischer Schriftsteller durch und durch. Zur Verklärung des Fürstenhauses das eine weise Weltregierung mit erhabenen Zwecken, die jedem Auge deutlich sind, über die rohe Mark Brandenburg setzte, hat er Mehr und Wirkungsvolleres geschrieben als irgend ein Anderer. Dies Bemühen ist ein reines, freiwilliges, unabhängiges; denn ob er dafür jemals den geringsten Dank empfangen hat, wir bezweifeln es. Eben dies Fürstenhaus ist Ludwig XIV. völlig unähnlich, es liebt nicht daß Rühmliches von ihm gesagt werde; was Jener mit Reichthümern und Ehren gelohnt hatte, gewinnt hier weder Dank noch Auszeichnung. Die Stellung dieses Fürstenhauses nun zu seinen damals noch neuen Unterthanen, zu dem Geiste des Landes und seiner alten rohen Art zu zeichnen, sein Ringen und Streben für Licht und Recht darzustellen, Das ist die Hauptaufgabe dieses Romans. Die Hohenzollern hatten die Idee der Civilisation, den Gedanken der Gerechtigkeit für Alle, den Begriff geistigen und intellectuellen Fortschritts, aus dem schon vorgeschrittenen Frankenlande in die noch wilde und rohe Mark getragen. Licht zu verbreiten war ihre Weltbestimmung von Friedrich II. bis Friedrich II. und Großen. Unausgesetzt standen sie an der Spitze der Intelligenz, und jeder geistigen, jeder wahrhaft befreienden Regung, die sich Jahrhunderte lang in diesem wilden Sumpf und Haidelande kundgab; unausgesetzt hatten sie bei der Erfüllung dieses ihres Weltberufs mit der alten rohen Sitte, die vom Vater auf den Sohn vererbte, mit der rohen Sinnenlust und dem wilden Wesen ihrer Vasallen, die in den mächtigsten derselben gerade am stärksten ausgeprägt war, zu kämpfen; ja, ihr ganzes Regentendasein war ein solcher unablässiger Kampf des Princips der Gesittung oder Aufklärung und der Gerechtigkeit gegen die alte Erbschaft der rohen Gewalt, der Willkür und der Verfinsterung. In diesem Streite, der unter Friedrich II. und Joachim I. am hellsten loderte, standen jene edeln Fürsten meistens allein, eine Stellung ohne Gleichen in der Geschichte; allein, blos von ihrem Muthe, ihrem festen Willen und der Gerechtigkeit ihrer Sache getragen, siegreich endlich, weil am Ende gegen Wahrheit und Gerechtigkeit keine Gewalt Stand hält, und siegreich zugleich durch ihre Milde und ihre Versöhnlichkeit. Der Anblick eines solchen Kampfes der Intelligenz mit der sinnlichen Menschennatur und der thierischen Lust, ist er nicht schon an sich ein äußerst anziehendes Schauspiel? Soll sein wechselnder Verlust nicht schon in reinmenschlicher Beziehung uns fesseln und anziehen? Wie viel mehr aber wird dies Schauspiel für den Patrioten, für Den sein der gewohnt ist auch im Kleinen dem Gange der Vorsehung mit Liebe zu folgen, und zu sehen wie sie die Geschichte der Völker und der Menschheit im Ganzen weise und fördernd webt. Denn eben darin ist die Entwickelung von Brandenburg-Preußen völlig einzig in der Geschichte, daß während die Bildung überall Sache des Volkes in sich und ihre Blüte Product der gemeinsamen Anstrengung war, in der Mark Gesittung und Intelligenz von dem Fürsten dem Volke abgewonnen, ja von ihm erzwungen, ihm abgenöthigt werden mußten.

Zu zeigen wie Dies geschah an einem Hauptwendepunkte der Geschichte dieses Volksstammes — Das ist Inhalt und Aufgabe des historischen Romans von den „Hosen des Herrn von Bredow". Schon hiermit wird die vielbesprochene Anstößigkeit des Titels schwinden, über welche der Verf. sich in der Vorrede nicht eben glücklich ausspricht. Er besaß ein besseres Mittel mit seinem Titel den Leser zu versöhnen. Er durfte nur den schönen und von echter Dichtung eingegebenen Abschnitt am Ende des ersten Bandes, wo die poetische Bedeutung dieses „Elennleders" dem Leser endlich anschaulich wird, in den Vordergrund stellen, die schöne, reiche Mythe vom Ursprung dieses Kleidungsstücks an den Eingang seiner Erzählung verlegen, um gewiß zu sein, daß kein solchen Reizen zugänglicher Leser über seine Berechtigung in Zweifel bleiben würde, den Roman nach diesem Stück

Leder zu benennen. Daß er Das nicht that, einen ganzen Band hindurch nur den fatalen Stoff, nicht aber seine hohe poetische Bedeutung und sein eigenes bewundernswerthes Geschick ihm eine solche unterzulegen uns sehen ließ, Das halten wir für einen Fehler an diesem Werke. Wie soll der Leser ahnen, daß dies Stück Leder gewissermaßen der Träger der Geschicke der Mark Brandenburg, wenigstens ihr poetischer Ausdruck ist? Daß so wie der letzte Elennhirsch in der Mark mit dem Fall des alten Heidenthums dies Leder hergeben mußte, sein letzter Besitzer den Fall der in sich selbst verschanzten Roheit, des Raubritterthums und des Aberglaubens, mit allen übrigen Feinden der hereinbrechenden Intelligenz erleben und darstellen sollte! Es war die Sache des Verf., dem Leser Dies von vornherein hinzugeben und sein Interesse poetisch für einen an sich ungewöhnlichen, ja niedrigen und verachteten Stoff, zu spannen und zu erhöhen. Ein zweites Bedenken, das wir mit dem Autor abzuthun wünschen, bevor wir in unserer Beurtheilung seiner Arbeit weitergehen, gründet sich auf den besondern Stil den er sich für diese Erzählung gebildet hat. Die Frage: „Wie soll man die Ritter, die Hausfrauen, die Knechte aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts eigentlich sprechen lassen?“ ist allerdings nicht leicht und theoretisch wol gar nicht zu lösen: Alles ist hier vielmehr der glücklichen Inspiration, dem Geschick und dem Geschmack des Autors hingegeben, dessen Aufgabe es eben ist, uns seine Weise als die rechte eingänglich zu machen. So weit fällt die Sache allein unter den Richterspruch des ästhetischen Gefühls. Der Vorhalt den wir dem Verf. machen möchten ist aber anderer Art; es fragt sich nämlich, ob ein Autor unserer Tage durchweg selbst in der Absicht, seine Gestalten und seine Zeit besser zu charakterisiren, ungrammatisch schreiben und von idiomatischen Unrichtigkeiten fortgesetzten Gebrauch machen darf. Diese Frage scheint zum Nachtheil unsers Autors verneint werden zu müssen: die Besonderheiten des Stils dürfen die Sprachgesetze selbst nicht verletzen. Weiter liebt es der Verf. allzu sehr, den Faden seiner Erzählung mit dunkeln, schwer zu ergründenden Visionen, traumhaften Erscheinungen zu unterbrechen — der erste Band enthält viele solcher Stellen —, und endlich ist er offenbar allzu sehr bemüht, uns alle nur aufzufindenden märkischen Spukgeschichten, Sagen, Märchen, abergläubige Deutungen und dergleichen mehr in einer einzigen, nicht langen Erzählung zusammen vorzuführen. Es war ja ein Roman, keine Historia mystica Marchica die er uns zu geben hatte, und er hat durch diese oft lästige Anhäufung nicht nur für sich selbst gegen alle gute Oekonomie gefehlt, sondern uns auch den Eindruck einer compilatorischen Arbeit gegeben welcher der poetischen Täuschung entgegentritt. Wo will er für die nachfolgenden Bände dergleichen Material, das mäßig verwendet von guter Wirkung ist, nach diesem erschöpfenden Erguß im ersten Bande dieser Erzählung noch hernehmen?

Mit unsern Bedenken sind wir hiermit eben fertig, und können uns nun um so ungestörter dem Gefühle des Genusses und der Befriedigung hingeben welche die Lecture dieses vaterländischen Romans, mit dem der Verf. seinem alten Vorbilde und Meister Walter Scott in einer andern Richtung abermals nacheifert, uns vielfach gewährt hat. Seine Aufgabe ist: poetische Deutung und künstlerische Verdeutlichung der Geschichte, und diese Aufgabe erscheint hier in einer anmuthigen und trefflichen Lösung. Wir lassen dahingestellt, ob der Dichter den Zustand der Civilisation in der Mark um das J. 1500 nicht etwas zu tief und mit zu dunkeln Farbentönen malt; sowie die andere Frage, ob er seine Charaktere hin und wieder nicht ein wenig überladet, was z. B. mit dem alten Götz von Bredow, welcher mit unermeßlicher Consequenz die ganze Erzählung hindurch Nichts thut als schlafen und essen, wiewol er eine Hauptperson der Geschichte ist, sowie mit dem Kurfürsten selbst wol der Fall zu sein scheint: allein hiervon abgesehen empfangen wir ein so reiches, lebenvolles und wahrhaftiges Bild der Zeit, der Menschen, des Sittenzustandes jener Periode der Umbildung, daß wir hierfür allein schon unsern Dank auszusprechen haben. Ist auch der Fürst, sein Hof und seine Stellung zu den mächtigen Vasallen, die hier durch die weitverzweigte Familie der Bredow im Havellande repräsentirt werden, der eigentliche Mittelpunkt der Geschichte, so umgeben dies Centrum doch so reiche Detailgemälde des Lebens der Schloßgesessenen und ihrer Familien, der Geistlichkeit, der Gelehrten, des Bürgerstandes herab bis zu den „wendischen Knechten“ und den fahrenden Krämern, daß wir ein ziemlich lückenloses Bild von dem ganzen gesellschaftlichen Zustande der Mark um diese Zeit vor uns entrollt sehen. Und über allem Diesen fehlt nicht derjenige poetische Anhauch der alle diese Bilder zu einem Kunstwerth erhebt und aus ihnen ein Gemälde voll Interesse und anziehender Kraft bildet; wir haben vielmehr in diesem poetischen Elemente, welches die große Masse des Reinhistorischen erst lebendig werden läßt, gerade das Hauptverdienst des Verf. zu erblicken.

Die Erfindung, die Fabel selbst ist verhältnißmäßig einfach, und besteht ohne große Maschinerie und ohne Dei ex machina eigentlich nur aus einigen wenigen und klaren Zügen. Die Scenerie eröffnet sich mit dem Bilde einer großen Wäsche, zu welcher die Burgfrau Brigitte v. Bredow mit Knechten und Mägden, ja mit Kind und Kegel, wie man wol sagt, aus der Burg an den nahen See am Walde ausgezogen ist, während ihr Eheherr, der Ritter v. Bredow, seinen sechstägigen Rausch, den er von der letzten Ständeversammlung in Berlin mitgebracht hat, in seiner Giebelstube ausschläft. Bei dieser mit guter Laune ausgemalten Haupt- und Staatsaction der trefflichen, ebenso entschlossenen als frommen Burgfrau lernen wir nicht nur ihren ganzen Hausstand, ihre Töchter Eva und Agnes und ihre vetterlichen Ziehkinder Hans Jürgen und Hans Jochem, beide Bredow, sondern auch ihre Gäste, den Dechanten von Brandenburg und Junker Melchior v. Krauschwitz, ein Urbild geistlicher Schlechtigkeit in Tartuffeform, und einen ziemlich aufge-

gebenen fahrenden Ritter kennen. Die Erscheinung eines Krämers Hodderich mit seinem Karren voll nürnberger Tand, und ein plötzlicher Sturm bringen Leben und Bewegung in das gemüthliche Bild einer Burghauptwäsche; die Hauptsache aber ist, daß im Gewirre, das der Sturm und ein Streit über den Preis einer Pluderhose veranlaßt, bei dem der Krämer auf einem scheuen Pferde entführt wird, die gegen den Willen des Hausherrn gewaschene Elennlederhose des Herrn v. Bredow vergessen wird, sodaß seinem Erwachen mit Schrecken entgegengesehen werden muß. Daß Hans Jürgen, der von Jedermann verhöhnt, von Niemand sich geliebt glaubt, doch aber Eva's Herz gewonnen hat, erfahren wir schon hier. Inzwischen erscheint in der bescheidenen Burg Hohenzinz, die, von Sümpfen umringt, auf einem wendischen Erdwall wohl oder übel aus Stein, Holz und Lehm mit Rohr und Ziegeldach erbaut ist, ein fremder vornehmer Gast. Ritter v. Lindenberg, der Liebling und Geheimrath des jungen Kurfürsten, hat sich auf der Jagd verirrt, und sucht ein Nachtlager bei seinem Vetter Gottfried oder Götze v. Bredow auf Hohenzinz. Alles um und an ihm athmet die feine Form der Hofsitte, die von der kunstlosen Einfachheit der Burgbewohner allerdings angestaunt werden muß, während der Gast in der hölzernen, mit Kienfackeln erhellten und rauchdurchzogenen Burghalle empfangen wird. Hundert mal ein Anderer: im Gespräch mit Pater Melchior, mit der Burgfrau — „zu der er traulich und scherzend redete, wie Einer der eine Frau die ihm nicht gleichgültig war nach langen Jahren wiedersieht, und es tauchen allerhand liebe Erinnerungen auf, so süß, so schön, daß Beide darüber die Jahre vergessen. Wie schlug er auf ihre Hand und tröstete, wo es des Trostes bedurfte, nicht wie ein Liebhaber, nein, wie ein alter Freund, der es bleiben wird trotz der Jahre und Widerwärtigkeiten"; im Verkehr mit dem Dechanten, mit den schönen Muhmen — die wir erst eben die Wäsche hantiren sehen —, mit Hans Jochem und Hans Jürgen, oder endlich bei der Tafel in der Halle, den Becher in der Hand, das Wohl des Kurfürsten, dem er jede Tugend beimaß, oder der Hausfrau trinkend. Der Bärenhäuter Götze aber schlief fort. Man erzählt sich Schnurren, vom Schneider zu Belitz der in Sporen gehängt wurde, spricht dem Becher fleißig zu und verfällt endlich auf die Würfel. „Eingeschenkt!" rief der Gast zechend, „Herr Gott im Himmel und St.-Petrus am Höllenthor, wie ist mir eigentlich so recht wohl unter euch." Der Dechant hob den Finger: „St.-Petrus, Herr Ritter, steht am Himmelsthor." „Wer da Wache hält, ist mir ganz gleich, ich bin 'raus aus Himmelreich und Hölle." Man spielt fort, und bald hat der Dechant alles Geld Lindenberg's, eigenes und das des Kurfürsten, gewonnen. Ernste Betrachtungen folgen nun. Wo ist das Verlorene wieder herzunehmen? Der Krämer Hodderich führte ein hübsches Sümmchen bei sich, das er zum Theil dem Kurfürsten selbst betrüglich abgenommen hatte. Die Hülfe bot sich von selbst dar: ein Ausreiten ward beschlossen, und in aller Stille, während Gottfried Bredow schlief, und seine Hausfrau mit einer angeblichen Ehrenbegleitung des Gastes getäuscht wurde, ausgeführt. Lindenberg, Junker Peter Melchior, Hans Jochem und Hans Jürgen bildeten die saubere Gesellschaft, welche den Krämer zu „werfen", den strengen Strafgeboten des Kurfürsten zum Trotz, die Rosse bestieg. Im Augenblick des Abreitens ward Hans Jürgen jedoch zu seinem Schmerz von der Stimme der Frau v. Bredow zurückgerufen. Die Elennshosen waren endlich vermißt, und Hans Jürgen, der sie in Obhut hatte, sollte sie herbeischaffen. Dieser bittere Auftrag führte ihn an den See zurück, während die Andern, zum Theil in des Hausherrn Rüstzeug, dem Krämer nachritten. Im Morgengrau des folgenden Tages sehen wir die That denn geschehen, indeß Hans Jürgen, vom Knecht Ruprecht begleitet, gegen Kloster Lehnin hin wandert, und auf diesem Wege die schöne poetische Sage von seinem Ahnherrn Wusso, und vom letzten märkischen Elennhirsch erfährt, aus dessen Haut die vielbesprochenen „Hosen der Bredow" gemacht sind. Eine Flut anderer anziehender Sagen von der Gründung Lehnins, den Glocken im Gohlitzsee, von Frau Hacke und Frau Harke, von den Seeraben u. s. w. fließt hierbei unterhaltend genug vom Munde des klugen Knechts; bis zum Schluß des Bandes, wo Hr. Götze erwacht und Hans Jürgen die Hosen, die er endlich am Leibe seines gestürzten und verunglückten Vetters Jochem wiederfindet, glücklich zurückbringt. Kaum aber ist Dies geschehen, so erscheint der Voigt von Potsdam und führt Herrn Götze als Gefangenen fort.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichten und Erzählungen von Karl Stöber. Dresden, Naumann. 1846. 8. 15 Ngr.

Vorliegendes Büchlein enthält als Einleitung Nichts als eine Dedication an die mütterlichen Wohlthäterinnen der Söhne des Verf. mit folgendem merkwürdigen Sprachgebrauch: „Der Dekans-Gattin und der Rittmeisters-Gattin." Eine solche Dedication wirft aber noch kein bestimmtes Licht auf das Büchlein selbst, aus dem man keinen klaren Zweck herauszufinden vermag. Wie es uns scheint gehört der Verf. zu denjenigen Schriftstellern die sich bemühen, christliche Tugenden in der Form alltäglicher Begebenheiten den Leuten ans Herz zu legen. Das Talent zum Erzählen kann ihm Niemand absprechen; ob es ihm aber durch seine mit biblischen Reminiscenzen überreichlich gesättigten Erzählungen gelingen werde, einen religiösen Sinn in der Art zu erwecken wie er ihn wünscht, möchten wir um so eher bezweifeln, als der gesunde Sinn des Volkes unmöglich sich durch Geister- und Spukgeschichten, wie sie in dem Büchlein mit unterlaufen, befriedigt fühlen kann. Das Büchlein enthält 17 Erzählungen, von denen eine gelesen zu haben hinreichend genügt, um den Geist der übrigen beurtheilen zu können. 98.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 158. — 7. Juni 1847.

Hans Jürgen und Hans Jochem. Vaterländischer Roman in zwei Bänden. Von W. Alexis. Erste Abtheilung.

(Fortsetzung aus Nr. 157.)

Im zweiten Bande ändert sich die Scene, nachdem die Ereignisse eines Tages den ganzen ersten Band erfüllt hatten. Wir sehen den jungen Kurfürsten, einen Jüngling noch, im Schlosse zu Köln an der Spree, das Testament seines Vaters prüfend und sich Rechenschaft gebend von dem Gewichte seines Berufs, der kein anderer ist als sein Volk zur Sittigung anzuführen und die rohen Lüste seines Adels mit aller Manneskraft zu brechen. Er erwartet seinen Liebling, seinen Geheimrath Lindenberg, mit ihm den Plan zur Gründung der Universität Frankfurt zu berathen. An den Abt Tritheim hat er geschrieben und hofft diesen seinen alten Lehrer in Berlin zu sehen. Die folgende Unterredung ist vortrefflich. Mit meisterhaften Zügen hat der Verf. hier ein Gemälde davon entworfen, wie selbst wohldenkende, gesinnungsstarke und willenskräftige Fürsten von der Unholdin „Schmeichelei" bethört und hintergangen werden. Lindenberg ist ein Meister dieser Kunst, selbst sein anscheinend so freimüthiger Widerspruch ist nichts Anderes als eine neue Form der Schmeichelei, und der Fürst glaubt den offensten, unerschrockensten Rathgeber an ihm zu haben, während ihn ein Komödiant betrügt, ein Schelm, innerlich ganz ebenso gewaltliebend und roh als seine Standesbrüder, aber äußerlich zur Sinnesgemeinschaft mit seinem Fürsten übertüncht. „Eine Schule auf weltliche Weisheit gegründet ist nur ein halbes Werk", sagt Lindenberg: „Herr, mein Fürst, laßt Euch nie verleiten durch den glänzenden Ruf der Gelahrtheit, beruft immer nur rechtgläubige Gelehrte, die Säulen werden der Kirche; der ketzerische Dünkel ist von Alters her in der Mark zu Hause: auch der Adel ist, ich muß es bekennen, nicht frei darin, daher vielleicht die Verderbniß die wir beklagen." So spricht der Schalk Lindenberg: er der an Nichts glaubt, mit seinem Widerspruch gegen Tritheim's Berufung nur dem unerfahrenen Fürsten schmeichelnd. Und dieser küßt die Stelle des väterlichen Testaments wo es heißt: „Strafe die Schmeichler, die Alles dir zu Liebe und Nichts zu des Landes Wohl reden. Wirst du ihnen folgen, so wirst du deine klugen Räthe verlieren: des Schmeichlers Rede gleicht dem Schlangengift, das den Tod wirkt ehe man es gewahr wird"; und preist sich glücklich, einen so freimüthigen Rath zu besitzen wie Lindenberg ist. Kaum ist dieser verabschiedet, so erscheint der Krämer Hodderich, und eine Reihe wirkungsvollster Scenen, im Geiste Walter Scott's, Ueberraschung auf Ueberraschung bringend, folgt nun. Hier ist der Kern des Romans, und hier wird der Verf. Poet. Hodderich bezeichnet den Günstling Lindenberg als Den der ihn „warf" und ihn beraubte. Der junge Fürst hält sich mit Mühe. Ein sicheres Zeichen ist vorhanden: der Krämer hat den Räuber in den Daumen gebissen; der alte Götz aber scheint unschuldig verhaftet zu sein, obwol er von dem Dechanten, der dafür die Fischerei eines Sees der Gravenitze erhält, vermocht worden ist sich selbst als „schuldig" zu bekennen. Die Gravenitze sind Mündel Lindenberg's. Der Kurfürst bezwingt sich und hält ruhig einen großen Hoftag ab. Diese Scene, die hervorragendste des ganzen Romans, macht dem erzählenden Talent des Autors die größte Ehre.

Im Fürstensaale war der Hof schon lange versammelt; Räthe, Ritter, Geistliche, auch die Bürgermeister von Berlin und Köln. Vielen der Herren sah man es an, daß sie sehr ungern hier waren; der Lederkoller, Pelz und Harnisch war ihnen lieber als der geschlitzte Wamms von Tuch. Einige hatten sich jedoch schon gewöhnt und standen manierlich in anschließendem Wamms, mit Halskrausen und wohlgeknüpftem Bart da. Niemand aber sah stattlicher aus als in dem feinen Hofkleide der Ritter v. Lindenberg, Niemand schien wohlgemuther, freundlicher gegen Jedermann. Der alte Geheimrath v. Schlieben trat in den Kreis, man sprach von dem Landtagsabschied. „Getreue Stände, sagte Schlieben, würden sehr dankbar sein, wenn sie ihn läsen. Die sieben Propositionen wegen der Biergiese? fragte Ewald Schenk. Die sind allerdings abgelehnt. Aber die Punkte wegen des Receßgeldes? fragte Wigand Alvensleben. Abgelehnt, war die Antwort. Aber in so väterlichem Tone! Dagegen erklärt kurfürstliche Gnaden sich bereit, die Hundebrücke neu aufzimmern zu lassen, aus freien Stücken. Da werden kurfürstliche Hunde nicht mehr Gefahr laufen zu ersaufen, war die Antwort. Der Kurfürst! rauschte es

durch den Saal. Joachim schritt durch die Reihen, er war blaß; aber er sprach in wohlgesetzter Rede, mit hinreißendem Feuer, aber doch wie von der schmerzlichen Ueberzeugung durchzuckt, daß seine Worte in dieser Versammlung nur hohle Klänge blieben. Er sprach von der Nothwendigkeit der Schulen, von der Universität, vom hohen Gericht, das er mit des Kaisers Bewilligung einsetzen wolle. Dann schloß er: Es ist etwas Arges geschehen; wer es that, er ist ausgestrichen aus dem Buch der Gnade. Gott verzeihe mir, wenn ich ihm nimmer verzeihen kann! Doch seine Sippschaft soll nicht darunter leiden! Die Kettenträger Unserer lieben Frauen treten vor, sprach der Fürst. Drei oder vier alte Männer treten heraus. So Wenige nur und es war ein so guter Orden, sagte Joachim. Was gut war ist es noch. Der Kurfürst winkte dem Altermann der Bredow, dem greisen Bodo. Wenn Zucht und Sitte die du aussäetest nicht aufgingen, ist es nicht deine Schuld. Knie nieder und empfange die Kette. Durchlauchtigster Markgraf, sprach der Greis, ich bin zu alt zum Knien. So neige deinen Hals, ich weiß keinen würdigern Kettenträger. Der Alte blieb aufrecht stehen. Hilf mir Gott, mein Markgraf, ich kann nicht. Der Fürst lobt ihn und ruft nun Lindenberg vor. Knie nieder, Freier von Lindenberg, sagte der Fürst. Er war vorhin um einen Schritt näher getreten, plötzlich aber blieb er stehen, und blos mit halbvorgebeugtem Oberleib stierte er, nicht auf den Fürsten, sondern wie auf einen Geist hinter ihm. Der Krämer Hodderich stand vor ihm. Er ist es, sprach dieser. Der Kurfürst muß ihn schützen gegen die zuckenden Schwerter. Gib Antwort dem Mann, sagte er. Er hext, die Natterbrut, schrie Otterstädt. Der Krämer sah den Kurfürsten an und steckte den Daumen in den geöffneten Mund. Den Handschuh aus, gebot der Kurfürst, lege deine Rechte wie Gott sie gemacht in meine und sprich. Der Ritter zog den Handschuh ab, und ein blutiger Verband flog nach. Die blutende Hand in die deines Fürsten? Zum Gericht, rief Joachim, in Ketten!"

Der Reiz dieser Scene mag aus der dürftigen Skizze abgenommen werden die wir hier geben. Der alte Götze wird nun in Freiheit gesetzt, und mit Trompetern und fürstlichem Gefolge nach Hohenzinz entlassen. Noch einmal empfängt Joachim den gewesenen Liebling. Auch dieser Auftritt ist machtvoll und schön dargestellt. Lindenberg, noch an Gnade glaubend, erklärt die ganze Sache zuerst als einen unzeitigen Ritterdienst; der Krämer habe das Beinkleid seines Wirths diebischerweise mitgenommen (das Factum war richtig), und er sei dem Freunde dies berühmte Familienstück wiederzuholen ausgeritten. Das Kleid ließest du ihm, sein Geld aber nahmst du, donnerte der Fürst ihm entgegen. Nun bricht die thierische Natur in dem Ritter, der keine Hoffnung mehr vor sich sieht, los. Endlich einmal spricht er Wahrheit, sagt dem Fürsten, daß man ihn hasse, als Fremdling, fremd an Sitte und Denkart dem einheimischen Adel, den er zu seinem eigenen Verderben unterdrücke. Du willst fortan allein stehen, sagt er ihm, nur dir selbst vertrauen? Vernichte den Adel und du wirst dem Gesindel verfallen! Das ist das Loos des Fürsten, der nur sich vertrauen will. Die Beute der Heimlichen oder Angeber wirst du werden! Mit diesem schweren Vermächtniß schließt diese ergreifende und gelungene Scene.

(Der Beschluß folgt.)

Don Juan d'Austria. Heldenlied von Ludwig August Frankl. Leipzig, Weber. 1846. Gr. 12. 2 Thlr.

In einem prächtig ausgestatteten Buche mit elegantem englischen Einbande feiert Frankl in zwölf Gesängen den Halbbruder Philipp's II., den Sieger von Lepanto, Don Juan d'Austria. Es läßt sich nicht verkennen, daß das Leben und die Schicksale dieses Mannes allerdings manche ergiebige Seite für eine poetische Bearbeitung darbieten mögen; allein eine eigentliche wahrhafte geistige Einheit besitzt der Stoff nicht: es sind einzelne Momente die Glanz und Ruhm über den Charakter ausbreiten, der aber dann wieder in den Hintergrund tritt, wenn der augenblickliche Schein verschwunden ist. Schon seine Thaten bieten einen eigenthümlichen Zwiespalt für den modernen Bearbeiter dar; als Vorkämpfer des christlichen Ritterthums gegen die Türken, somit als Held der gewonnenen Civilisation gegen ein barbarisches, von wildem Fanatismus entflammtes Volk hat er eine glänzende Seite seines Lebens; wie verträgt sich aber damit der Kampf den er in den Niederlanden des Glaubens wegen gegen Christen führen muß? Dort tritt er der Barbarei entgegen, hier der Aufklärung; dort kämpft er für die Freiheit der christlichen Völker vom Drucke des religiösen Fanatismus und der politischen Sklaverei, hier streitet er gegen die Gewissensfreiheit, er bringt die Ketten eines despotischen Gebieters, der die Gewissen eines armen aber tapfern Volkes wieder in den Bann der römischen Herrschaft, der die freien Einrichtungen eines freigesinnten Volkes zu den unfreien engen Formen des Despotismus zurückführen will. Der Widerspruch liegt klar vor unsern Augen; Frankl mag Dies gefühlt haben und läßt darum auch die letzte Zeit des Lebens seines Helden mehr im Hintergrunde liegen, er läßt den historischen Stoff fallen. Juan d'Austria wird übrigens durch seinen Kampf gegen die Türken noch lange nicht zu einem wahren Helden eines Epos; darum hat Frankl den Versuch gemacht, interessante Einzelheiten aus dem innern Leben des Mannes hinzuzufügen, um uns den Charakter als Mensch nahe zu bringen. Der Dichter führt uns darum zuerst in die Kinderjahre des Helden, wo er auf Villagarcia von Quixada und seinem Weibe erzogen wird.

> „Zum Spiel, zum Spiel!" So drängen die Gesellen.
> Juan sinnt nach: „Des Kaisers Carol Zug
> Nach Tunis spielen wir. Ihr müßt euch stellen
> An jenem Busch, wir Andern sind genug
> Zum Sieg und kommen auf des Flusses Wellen
> Im kleinen Kahn entgegen euch im Flug,
> Und dich, Marie, entreiß' ich dem Korsaren!"
> So ordnet er und theilt die Kriegerscharen.

Indeß die Kinder spielen, ohne daß Juan seine Abkunft kennt, liegt der Kaiser Karl auf dem Sterbebette im Kloster zu St.-Just und bekennt dem Prior, daß er zu Regensburg mit Barbara Blomberg einen Sohn erzeugt und ihn der Obhut eines Dieners anvertraut habe; zugleich ertheilt er ihm den Auftrag an den König Philipp, daß ihn dieser als Bruder anerkennen möge und er ihn zum Prinzen von Austria ernenne. Juan kommt nun an den Hof, wird Sieger in einem Stiergefechte und muß endlich fliehen, da er einer Liebschaft wegen mit dem Prinzen Don Carlos ein Duell gehabt hatte. Isabella, der Gegenstand dieser Liebe, folgte Juan in das Lager.

> Von seinem Lager halb emporgerichtet,
> Streckt er die Rechte aus nach der Gestalt,

Die sich das Haupt vom blanken Helm gelichtet,
Daß eine Lockennacht herunterwallt.
Ruft: „Isabella!“ Freudenschreck vernichtet.
„Ich bin's!“ von ihrem schönen Munde schallt.
An seine Brust sinkt die Geliebte nieder —
Und er umschlingt die wonnereichen Glieder.

Doch plötzlich schlägt die Liebe Isabella's durch Eifersucht in Zorn und Haß über, und sie gibt sich in der folgenden Schlacht gegen die Mauren den Tod. Diese persönlichen Beziehungen, die in die äußern Heldenthaten eingeflochten, sind unstreitig die schwächsten Seiten des ganzen Gedichts. Man sieht diese Liebe nicht entstehen, es ist keine Vermittelung da, sie taucht plötzlich als geworden in der Handlung auf und verliert sich dann auf ziemlich unmotivirte, unwahrscheinliche Weise wieder. Der schnelle Uebergang von der Liebe zum Haß ist durchaus unwahr, zumal die Veranlassung eine fast kleinliche und für den Leser höchst unwahrscheinliche ist. Die Maurenschlacht und der Sieg bei Lepanto bilden zwei der bessern Gesänge des ganzen Buchs, obgleich auch diesen die wahre poetische Kraft und die Fülle der Darstellung mangelt, und sie durch das eingeflochtene Detail zu sehr auseinandergerenkt sind. Der Jugendgeliebten Juan's ist der Abschnitt „Marie“ gewidmet; wir finden sie in einem Kloster wieder, ohne daß wir im Stande sind ein lebendiges Bild von dieser Liebe zu fassen, noch Aufklärung über die innern Beziehungen zwischen Beiden.

Juan voran, um noch ein mal zu sehen
Der Jugend Schauplatz, zog ihn Sehnsucht her.
Wie schwankt und glänzend weiße Federn wehen,
Im Sonnenscheine blitzt der Jäger Speer!
Und durch die Brust der jungen Nonne gehen
Voll Weh Gedanken und Gefühle schwer —
Und Jagdruf fern und Hörnerklang und Brausen,
Ha, wie sie durch das Thal vorübersausen!

Die innern Beziehungen unsers Helden sind lückenhaft, unmotivirt, und ohne poetische Berechtigung so obenhin blos eingeflochten. Mit dem Zuge nach Tunis, an den sich eine Liebschaft auf Neapels Küste mit Diana anreiht, von der man durchaus nicht im Stande ist einzusehen, wie das Verhältniß mit dem ganzen Gedichte zusammenhängt, und das später ebenso oberflächlich wieder abbricht wie es unvorbereitet in den Vordergrund getreten ist, nahen wir dem „Sonnenuntergange“, d. i. dem Ende unsers Helden. Im Dornenkloster finden wir die Mutter Juan's, obgleich Niemand im Kloster wußte wer sie war und woher sie gekommen. Ein mal in stiller Nacht läutete die Glocke zur Hora, die Nonnen versammelten sich, am Thore stand die fremde Nonne, die Augen offen und doch schlafbedeckt.

In span'schen Lauten, nie von ihr vernommen,
Ruft sie: „Des Kaisers Augen sind verglommen!“

In derselben Nacht und in derselben Stunde soll damals der Kaiser gestorben sein. Das ist weiter Nichts als alter romantischer Spuk, sowie überhaupt diese ganze Darstellung als unwahr und übertrieben sich darstellt. Später verlangt diese Nonne von der Aebtissin, daß man ihr des Klosters Thor erschließen möge, sie sei vom Herrn in fernes Land beschieden. Sie eilt ans Sterbebett ihres Sohnes zu Ponge bei Namur.

Er schweigt. Die Nonne senkt das todtenbleiche
Und bange Antlitz auf des Helden Hand.
Frei zieht die Seele schon zum Sternenreich —
Durchs Fenster wirft der rothe Abendbrand
Leis einen Purpurmantel auf die Leiche,
Den seine Sehnsucht nicht im Leben fand.
Ein tiefes Schweigen rings, nur hörbar hämmert
Ein banges Herz; das Abendroth verdämmert.

Den Schlußgesang bildet der Leichenzug in den Pyrenäen. Die letzten Verse verhallen, ohne daß ein lebendiges, frisches Bild von dem Helden in unserer Seele bliebe; der innere Zusammenhang ist zu oft, zu willkürlich durchbrochen, und dem Ganzen fehlt die Einheit, bei dessen Einzelheiten wir gern verweilen können, ohne darum gerade den Flügelschlag einer poetischen Seele zu empfinden. Als Sprachproben mögen die oben mitgetheilten Stanzen dienen, denen sich jedoch noch weit härtere, schwerfälligere hinzufügen ließen, ohne damit zu sagen, daß die einzelnen Gesänge nicht auch manches schöne gelungene Bild in sich schlössen, wofür wir als Probe den Anfang des Gedichts „Tunis“ noch anführen wollen:

Ein Rappe durch des Himmels Wüstenpläne
Sprengt wild die Nacht, ein Funkenregen sprüht
Von seinen Hufen, flatternd fliegt die Mähne,
Ein schwarz Gewölk, um das der Sturm sich müht;
Kein Reiter warf ihm Zügel in die Zähne,
Er rennt unhaltbar bis der Morgen glüht,
Und bis er heiß von weißem Wollenschaume
Verschwinden wird am Horizontessaume. 93.

Graf St.-Germain.

In Nr. 123 d. Bl. spricht Hr. F. W. Barthold den Wunsch aus, die Quelle zu kennen welche der in einer frühern Nummer über den Grafen St.-Germain gegebenen Nachricht zum Grunde liegt. Es ist hier nämlich gesagt worden: St.-Germain habe noch in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts von Hamburg aus mit der Prinzessin Amalie von Preußen in Briefwechsel gestanden. Die Menschen zu hintergehen, zu blenden, ist in keiner Zeit schwer gewesen, und wenn ein Schrepfer, ein Joseph Balsamo und Andere im vorigen Jahrhundert Menschen zu berücken vermochten die wir auch heute als „klare Köpfe“ achten und anerkennen müssen, so haben wir kein Recht zu Vorwürfen die vom Standpunkte besserer Erleuchtung aus auf jene Personen mit achselzuckendem Lächeln herabsehen; denn auch trotz dieser bessern Erleuchtung bleibt uns fortwährend das menschliche Erbtheil des „dunkeln Winkels“, der „Regenecke“, die jedes geeignete Talent auszubeuten vermag. Zu diesen geeigneten Talenten muß denn auch der Graf St.-Germain gezählt werden. Manches was die zerstreuten Nachrichten diesem Wundermanne nachsagen, mag der Nimbus, in welchem er sich gar klug zu erhalten wußte, vergrößert, verrückt haben, und die vorzugsweise seit den sechziger Jahren in Deutschland sich kundgebende Geheimnißsucherei kam ihm bereitwillig entgegen. Immer aber bleibt er schon um deswillen eine merkwürdige Persönlichkeit, weil er es sorgfältig zu vermeiden schien, auf die Masse einzuwirken, sich einen größern Kreis von Anhängern und gutwilligen, gläubigen Anbetern zu bilden, ein Manoeuvre an welchem bekanntlich andere Charlatans sehr leicht zu Grunde gehen. Wir finden ihn immer nur in Verhältnissen mit wenigen einzelnen Personen, die meistens über dem Kreise der Gesellschaft standen oder doch der höhern angehörten. Nach dem Allen bedarf es keiner Rechtfertigung, wenn man sich bemüht, dem auch heute noch nicht genügend Enträthselten immer näher auf die Spur zu kommen und die weitzerstreuten einzelnen Nachrichten zu Herstellung eines vollständigen Bildes anzusammeln, welches zugleich einen nicht unwichtigen Beitrag zur Culturgeschichte des vorigen Jahrhunderts gewähren muß. Einsender theilt daher sehr gern die Quelle mit die in der oben angezeigten Nummer d. Bl. gewünscht wird.

Der Licent. jur. Johann Philipp Dresser zu Hamburg stand nicht allein in Geschäftsverbindung mit dem Oberappellationsrath Adolf Christian Ernst von Uffel in Celle, sondern es hatte sich auch ein näheres freundschaftliches Verhältniß zwischen Beiden in der Gesellschaft sehr geachteter Männer entwickelt. Dresser wandte sich unterm 23. Oct. 1778 an v. Uffel wegen eines beim Oberappellationsgerichte in Celle anhängigen Rechtsstreits und fährt dann fort:

„Jetzt muß ich Euch von einem besondern Phänomen Nachricht geben. Ein sich nennender Graf St.-Germain, der seine

Abkunft nicht bekannt machen will, logirt hier in dem Wirthshause Kupferhof. Er führt grossen Staat, es fehlt ihm nicht an Geld, er bezahlt Alles contant, erhält gleichwol keine rimessen, er schreibt Nacht und Tag, hat Correspondence mit den grössesten gekrönten Häubtern, frequentirt außer die Gräfin Bentin und den französischen Hrn. Minister, nicht gern Gesellschaft, seine connaissance zu erlangen hält schwer, er ist ein Liebhaber der Naturgeschichte, hat die Natur studirt, und den dadurch erlangten Kenntnissen es zu verdanken, daß er jetzt 182 Jahr alt ist, und so jung aussieht, wie ein Mann von 40 Jahr. Im engsten Vertrauen hat er einem Freunde von mir gesagt, daß er gewisse Tropfen besäße, wodurch er das Alles, auch transmutationem metallorum etc. bewürkte. In seiner Gegenwart hat er einen Kupferreichen Gulden durch einige Tropfen in das feinste Silber, schlechtes Leder in das beste englische Leder und Böhmische Steine in Diamanten verwandlet. Dabey ist er beständig vor sich, communicirt sich nicht leicht jemand, hat Ueberfluß an allen Sorten Geld und silbernen Münzen, die aussehen, als wenn sie erst aus der Münze kämen. Hat sich neulich ein ganz completes silbernes modernes Tafel-Service, nach dem Model, welches die Fr. Gräfin Bentin hat, machen lassen, und sogleich baar in neuen vollwichtigen Ducaten bezahlt. Und doch erhält er von niemand rimessen, und ist auch an keinen Kaufmann addressirt. Wie geht das zu? ... Ich gebe mir alle Mühe, mit ihm auf eine gute Art bekannt zu werden, denn Zudringlichkeit würde schaden. Ein hier durchgereister dänischer Legations-Raht hat den Mann in Paris, London und Haag gekannt, und mir versichert, daß er daselbst eben so, wie hier, sich verhalten hätte; daß er allenthalben bey Hofe gewesen und besondere Distinctions genossen hätte; daß man demohngeachtet nie seine wahre Abkunft habe erfahren können. Von der russischen Kaiserin, von der Prinzessin Amalia in Berlin empfängt er fast postäglich Briefe. Unsere Hrn. Ministers hier machen ihm die cour, aber er familiarisirt sich nicht mit ihnen, sondern schreibt beständig, und noch dazu im Dunklen. Seine Bediente wissen nichts von ihm; er schafft sie ab, so, wie er einen Ort verläßt; nur einen Kammerdiener hat er bey sich, den der Legationsraht, mein Freund, schon in Paris, London und Haag bey ihm gesehen hat. Sollten Ew. mir etwas davon zur Aufklärung mittheilen können; so werde ich alles wagen, um den Mann näher zu entdekken. Ich empfehle mich Ew. Freundschaft u. s. w."

Dem Einwurfe, daß Dresser nach diesem Briefe Alles nur aus dritter Hand habe, seine Nachricht von dem Briefwechsel mit der Prinzessin Amalie daher unsicher sei, steht so Manches gegenüber, daß Einsender lieber Nichts weiter sagen will, vielmehr ein Urtheil über diesen Brief völlig freigibt. Jedenfalls glaubt er, daß derselbe nicht ganz unwillkommen sein werde.

18.

Literarische Notizen aus England.

Das „Athenaeum" über den Nachdruck in Belgien.

Das englische „Athenaeum" hatte seit langer Zeit und erst vor kurzem wieder die belgische Presse der Piraterie wegen des Nachdrucks englischer Werke angeklagt. Dagegen hatte ein Belgier in einer Zeitschrift an den Herausgeber dieses Blattes Einspruch gethan und behauptet, daß die belgischen Buchdrucker sich nicht mit dem Nachdruck englischer Bücher befaßten; Dies geschehe hauptsächlich in Deutschland und Frankreich. Früher hätten Einzelne wol versucht mit französischen und deutschen Nachdrucken dieser Art in Mitbewerb zu treten, aber sie hätten ihn nicht bestehen können. Seit fünf Jahren sei ein einziges englisches Buch, „The traveller's guide on the continent", in Belgien nachgedruckt worden, da der belgische Buchhandel nicht die Mittel besitze sich in Concurrenz mit den französischen, deutschen und nordamerikanischen Nachdrucken einzulassen. Das „Athenaeum" druckte dieses Schreiben wirklich ab „zur Ergötzung für seine Leser", wie es bevorwortend bemerkte, fügte demselben aber als Betrachtung eine schneidende Philippika gegen die belgischen Nachdrucker und die belgische Regierung die ihr Handwerk begünstigte hinzu. Die Thatsache, behauptete es, sei so unbestreitbar, daß sie zum wirklichen Nationalwahrzeichen der Belgier geworden sei; auch habe in Folge dessen während der Erörterungen völkerrechtlicher Feststellung der Rechte literarischen Eigenthums in den französischen Kammern vor nicht langer Zeit Belgien in der mittelalterlichen Rolle einer Freibeuter-Nation figurirt. Es sei gar nicht lange her, daß der König selbst, das Haupt und der Ursprung des belgischen Ritterthums, die Buchhändler dort zu Lande auf die benachbarten Länder, wie sie von Milch und Honig der Musen flössen und voll Früchten des Parnassus hingen, als Gefilde leichter Beute hingewiesen; er habe sie auf die „Selbsthülfe" verwiesen, wenn sie wollten, daß er ihnen beistehe. Auch hätten noch neuerer Zeit die belgischen Buchhändler in Folge des Gerüchts, daß zwischen Frankreich und Belgien eine Vereinbarung über Anerkennung des Mein und Dein an literarischen Erzeugnissen im Werke, auf ihrem Rechte zur Begehung literarischen Unrechts bestanden, den Umfang ihrer Geschäfte in diesem Handel als Rechtfertigungsgrund desselben geltend gemacht und die Kammern aufgefodert sie und ihre Kinder gegen dies erwachende Sittengefühl der Nationen zu schützen. Die Behauptung des Gelegenheitanwalts der belgischen Buchdrucker, daß wenig englische Werke in Belgien nachgedruckt würden, gibt das „Athenaeum" zu, spottet aber über die von demselben dafür vorgebrachten Gründe. Es meint, der Grund, daß die belgischen Drucker davon abgestanden seien, erscheine ein solcher der sich für das Gewissen eines belgischen Piraten schicke. Nicht weil das Handwerk zur Schande gereiche habe man darauf verzichtet, sondern weil, nachdem man es versucht, es keinen Gewinn abgeworfen. „Es liegt etwas unwiderstehlich Ergötzliches in dieser Entrüstung", äußert das «Athenaeum», „welche sich über den Vorwurf der Freibeuterei gegen Belgien ereifert, und doch das Verneinte selbst beweist und die allgemeine Entrüstung über dieses Verhalten rechtfertigt, indem behauptet wird, die Angeklagten hätten versucht Freibeuterei zu treiben, aber sie hätten es nicht vermocht!" Der gleiche Grund, meint das „Athenaeum" am Schlusse, sei wol daran schuld, daß der belgische Nachdruck überhaupt im Abnehmen sei. Die Absatzplätze würden immer mehr beschränkt. Frankreich und England hätten in Folge neuerer Uebereinkommen aufgehört den Schmugglern Kunden zu liefern. Der eigene Säckel der Belgier fördere die Sache der Rechtschaffenheit. Bei Leuten die so schamlos ihren Hang eingestanden, sich aus fremden Vorrathskammern zu mästen, und an denen alle vernünftige Vorstellungen verloren gewesen seien, hätte keine andere Maßregel zum Schutze des literarischen Eigenthums zu fruchten Aussicht gehabt, als diejenige wodurch der Nachdruck nicht mehr lohnt.

Die großen Kirchen in Europa.

Ein englisches Blatt theilt folgende Raumverhältnisse der großen Kirchen in Europa in Bezug auf die Anzahl der Menschen die sie zu fassen vermögen mit. Es ist dabei angenommen, daß vier Personen auf jeden Quadratmeter oder Quadratyard kommen, was jedenfalls viel zu viel ist. Nach dieser Berechnung würden nun die Peterskirche in Rom 54,000, der Dom in Mailand 37,000, die Paulskirche in Rom 32,000, die Paulskirche in London 25,600, die Petroniuskirche in Bologna 24,400, der Dom zu Florenz 24,300, der Dom zu Antwerpen 24,000, die Sophienkirche in Konstantinopel 23,000, die Laterankirche in Rom 22,900, die Notredamekirche in Paris 21,000, der Dom zu Pisa 13,000, die Stephanskirche in Wien 12,400, die Dominicanerkirche zu Bologna 11,400, die Peterskirche zu Bologna 11,400, der Dom zu Siena 11,000 und die Marcuskirche in Venedig 7000 Menschen fassen.

12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 159. —— 8. Juni 1847.

Hans Jürgen und Hans Jochem. Vaterländischer Roman in zwei Bänden. Von W. Alexis. Erste Abtheilung.

(Beschluß aus Nr. 158.)

Der Verlauf der fernern Erzählung ist kurz dieser: Lindenberg ist gerichtet, der Haß des Adels wächst, der jüngere und geringere Theil desselben tritt in die bekannte Verschwörung zusammen, die dem Kurfürsten bei Köpenik auflauert, aber gefangen und zersprengt wird. Des Fürsten Retter ist Hans Jürgen, den Joachim bei dem Besuche mit dem er die Burg Hohenzinz beehrt kennen lernte. Er wird sein Leibwächter. Während des fürchterlichen Gerichts gegen den Adel, bei dem selbst die Agnaten einschreiten, und wo uns in Joachim wol Mehr von einem blutigen Gewalthaber gezeigt wird als er in sich hatte, wendet sich in der Burg Alles zum Besten; der Ritter Götz ist mit der ihm gewährten Genugthuung zufrieden, die fromme Hausfrau hat die ganze Burg gescheuert, gerade als der Kurfürst darin erschien. Eva offenbart ihre Neigung für Hans Jürgen unverholen; Agnes ist ins Kloster nach Brandenburg gezogen, und nur Hans Jochem leidet noch immer an den Folgen seines Sturzes, während er im Fieber dem Ritter Gottfried beibringt: der Mensch sei doch wol dazu da, Gedanken zu haben, da sonst eigentlich Nichts vorhanden sei was dereinst an ihm auferstehen könne; was denn nicht verfehlt, den alten Ritter sehr nachdenkend zu machen.

So schließt der zweite Band dieses Romans; ob und wie der Faden in der nächsten Abtheilung des Ganzen wieder angeknüpft werde, muß erwartet werden. Zu einem Urtheil befähigen aber schon diese Bände; denn was vor uns liegt, bietet durchaus eine gefällige, im Einzelnen ernst und tüchtig ausgearbeitete, stellenweise vom Hauch echter Poesie belebte Dichtung dar, die Niemand unbefriedigt aus der Hand legen wird. Von Seiten der Charakterzeichnung verdient der Verf. volle Anerkennung für die kräftigen, scharfen und wahrhaften Züge in denen er den Ritter von altem Schrot und Korn in Bodo und Götz v. Bredow malt; für die Zeichnung des Dechanten in seiner gleißnerischen Schlechtigkeit; des Fürsten in seiner weltunkundigen, aber durchaus edeln und reinen Denkart, die um ihres Adels selbst willen hart an Grausamkeit streifen kann; für die treffliche Zeichnung der Burgfrau in ihrer Pflichttreue und bebenden Angst vor Allem was sündhaft sein kann; endlich für den Prototyp eifernder Kanzelweisheit im Hofprediger Musculus, dessen geschichtliche Predigt gegen den „Hosenteufel" hier sehr geschickt ihre Stelle fand; für den Krämer, die Ziehsöhne und die Knechte Kaspar und Ruprecht. Seine Charakteristik ist im Allgemeinen so scharf und fest, daß sie, wie bei Götz Bredow, fast zu consequent erscheint. Nur Otterstädt, der die bekannten Verse:

> Jochimken, Jochimken, hüte di,
> Kriege wi di, so hangen wi di —

mit Kreide an des Kurfürsten Zimmerthür schrieb, ist schwach und ungenügend gezeichnet. Da er an der Spitze der Verschwörung stand, und sein Kopf lange Zeit auf dem Köpeniker Thore prangte, so hätte er uns mit einigen Zügen mehr näher zum Verständniß gebracht werden sollen.

Das Ganze der Erfindung und der Fabel ist durchaus natürlich, und knüpft kunstlos Glied an Glied derselben. Nur das erpreßte Schuldbekenntniß des Ritter Bredow, der im Schlaf gesündigt zu haben glauben soll, hat etwas Gewaltsames und Willkürliches an sich. Auch dauert der erste Tag des Erzählers beiweitem zu lange, es geschieht zu viel an ihm. Trefflich aber und jeder Anerkennung werth ist Alles was dem eigentlich poetischen Elemente in diesem Roman angehört. Wir rechnen dahin vor Allem die meisterhaft vorgetragene poetische Erzählung (Mythe) vom Wanderfürsten Wusso (dem Ahnherrn der Bredow) und Markgraf Otto, in ähnlicher Situation wie Kurfürst Joachim im ersten Bande, die Art und Weise, wie überall die letzten Ausläufer des heidnischen und urchristlichen Aberglaubens zur Darstellung gebracht werden; die zartern Verhältnisse der Liebenden, Eva und Hans Jürgen und Agnes und Hans Jochem und Anderes mehr. Wie reizend sind in dieser Beziehung die Erzählungen Ruprecht's von den Glocken im Gohlitzsee, von den zwei versunkenen Rittern, von der Gründung Lehnins: Sagen so dichterisch in Form und Inhalt, daß man sie kaum in der Sandsumpfwüste des märkischen Havellandes erwachsen glauben sollte. Ihre Zahl und ihre Art zeigt wenigstens, was jeder

Stamm am Ende an Schätzen dieser Art besitzt, und wie sorgfältig der Verf. die Fundgruben derselben durchforscht hat.

Ueber den Stil dieses Romans haben wir uns schon geäußert; er ist von kleinen Unarten allerdings nicht frei. Wollen wir es auch nicht rügen, daß der Erzähler allzu sehr geneigt ist fehlerhaften Idiotismen der heutigen märkischen Ausdrucksweise seine Feder zu leihen, in der Absicht vielleicht, diesen Bequemlichkeiten Eingang in die Büchersprache zu verschaffen, so können wir doch die tadelnswerthe Hinneigung zu mystischen, traumähnlichen Darstellungen, bei welchen wir im Zweifel bleiben, ob Das was uns vorgestellt wird Wahrheit oder Täuschung, Traum oder Wirklichkeit sei, um deshalb nicht ungerügt lassen, weil der Verf. von diesem Stilmittel allzu häufigen Gebrauch macht und uns dadurch in klarer Auffassung des Vorgetragenen stört. Selten angewendet ist eine solche Wendung der Darstellung, die den Leser nicht zur Klarheit kommen läßt, wirksam und gut; allein der Verf. treibt mit diesem stilistischen Kunstgriffe offenbar Misbrauch. Für die berliner Leser seines Romans hat er noch das Nebenverdienst, sie auf ihrer Scholle gut zu orientiren; er hat mit dem Berlin des 15. Jahrhunderts beinahe denselben Versuch durchgeführt den Victor Hugo mit dem fast gleichzeitigen Paris so schön geliefert hat. Das Bild des alten Berlin tritt an mehren Stellen des Buchs recht plastisch, und doch ganz ungesucht, was eine Hauptbedingung für solche Fremdartigkeiten ist, dem Leser entgegen.

Und so dürfen wir denn, unserm Wunsche gemäß, diesem neuen reizvollen Erzeugniß eines unserer begabtesten Erzähler, und des brandenburgischen Scott, W. Alexis, das Prognostikon stellen, daß es einem zahlreichen Leserkreise Genuß gewähren und trotz des, vielleicht unnöthig, trotzigen und kühnen Titels Beifall abgewinnen werde; daß man seinem ernsten Bemühen, aus diesem etwas unergiebigen und schwer zu behandelnden Boden poetische Gestalten hervorzulocken, und seine Bewohner durch die Wiederbelebung ihrer eigenen Vorfahren dichterisch zu erheben und zu kräftigen, nicht blos Gerechtigkeit widerfahren lassen, sondern dies Bemühen auch theilnehmend, dankbar und lobend anerkennen werde. Diese Frucht seiner Anstrengungen verdient der Verf. zu ernten; möge sie ihm von der Gunst einer Zeit zu Theil werden die zu literarischen und künstlerischen Bemühungen ganz besonders hold zu sein pflegt, wenn irgend ein wahrer oder vermeintlicher praktischer Gewinn — wie die frische Anregung und die Belebung der Vaterlandsliebe gewiß zu nennen ist — dabei in Aussicht gestellt wird. 10.

Zur polnischen Literatur.

1. Biblioteka Warszawska. Warschau 1847. Der Jahrgang 10 Thlr.

Dies ist der Titel der bedeutendsten literarischen Zeitschrift die gegenwärtig — nachdem der posener „Tygodnik" und „Orendownik" eingegangen sind — in polnischer Sprache erscheint. Sie hat in diesem Jahre schon den siebenten Jahrgang begonnen, und es liegen von ihr 72 ziemlich starke Monatshefte in sechs Jahrgängen vollständig vor. Sie enthält historische, literarische, kritische Aufsätze, auch Erzählungen und Gedichte. Die ersten warschauer Schriftsteller, wie Maciejowski, sind Mitarbeiter. In einem der neuesten Hefte theilt Graf Eduard Rastawiecki als Probe eines von ihm herauszugebenden Lexikon der polnischen Maler folgende interessante und manche bisher unbekannte Data enthaltende Biographien der vier berühmtesten polnischen Maler mit.

Simon Czechowicz, geb. 1695 in Krakau, reiste auf Kosten eines Ossolinski nach Italien, wo er mit Maratti und Rafael Mengs in freundschaftliche Verhältnisse kam, und kehrte erst, nachdem er 18 Jahre in Rom zugebracht hatte, in seinem [illegible]. Jahre nach Warschau zurück. Von ihm rühren vornehmlich Kirchengemälde her (Rastawiecki führt deren 95 auf), und sehr viele Kirchen in Polen, Lithauen, der Ukraine und in Schlesien enthalten noch heute Producte seines Pinsels, welche durchweg durch Natürlichkeit, Lieblichkeit und Wahrheit ansprechen, oft tief gedacht sind, und classische Studien verrathen. Nachdem er noch in hohem Alter in den Kapuzinerorden getreten war, starb er 1778 in Warschau.

Franz Smuglewicz, der Schwestersohn des Czechowicz, geb. 1745 zu Warschau, ging 1763 nach Rom, wo Rafael Mengs sein Lehrer und Freund wurde, und ward, nachdem er 1783 nach Polen zurückgekehrt war, 1797 als Professor der Malerei an der wilnaer Universität angestellt. In Wilna starb er 1807. Von ihm sind noch 60 Gemälde in Polen vorhanden, in denen er besonders italienischen Mustern nachgeeifert hat. Auch zeichnete er viele Ansichten polnischer Gegenden, welche aus den Sammlungen des Königs Stanislaw August in die der warschauer Universität übergingen, und von denen auch einige in Kupfer gestochen worden sind.

Marcelli Bacciarelli, geboren 1731 in Rom, wurde 1753 durch August III. nach Dresden gezogen und verheirathete sich dort mit der ausgezeichneten Miniaturmalerin Friderike Richter. Als er mit dem Könige nach Warschau kam, erwarb er sich die Gunst vieler polnischer Magnaten, insbesondere die des damaligen Truchseß von Lithauen, Stanislaw Poniatowski, der auch gleich nach seiner Thronbesteigung Bacciarelli aus Wien, wo dieser von Maria Theresia die ehrenvollsten Aufträge erhalten hatte, nach Warschau berief, ihn zum Generaldirector der königlichen Bauten ernannte, in den Adelstand erhob und zu sehr zahlreichen Werken veranlaßte, die noch heute in Polen zu finden sind. Für den Marmorsaal des Schlosses zu Warschau malte Bacciarelli sämmtliche polnische Könige von Boleslaw Chrobry an; in andern Sälen stellte er wichtige Ereignisse aus der polnischen Geschichte dar. Es werden 118 Gemälde aufgeführt die er allein im Auftrage des Königs gefertigt hat; im Ganzen mag sich die Anzahl seiner Werke auf 150 Oelgemälde und 200 Portraits belaufen. Dem französischen Geschmacke der Zeit huldigend, von Boucher und Vanloo abhängig, zeichnet er sich durch Correctheit, reiche Composition, glänzende Draperien und frisches Colorit aus. Seine Portraits stellen viele historisch merkwürdige Personen in vollkommener Aehnlichkeit dar. Nachdem er noch 1787 Italien und Frankreich bereist hatte und überall mit Auszeichnung empfangen worden war, auch 1807 in die warschauer Societät der Freunde der Wissenschaften eingetreten war, starb er am 5. Jan. 1818 in Warschau. Nicht gering sind die Verdienste die er sich als Lehrer der Malerei in Polen erworben hat.

Anton Brodowski, geb. 1784 in Warschau, wurde, nachdem er sich schon vielfach mit der Miniaturmalerei beschäftigt hatte, auf Kosten der polnischen Regierung im J. 1809 behufs seiner Ausbildung nach Paris zu David geschickt und erlangte dort während der Kunstausstellung von 1819 durch sein jetzt in einer öffentlichen Sammlung zu Warschau befindliches Gemälde „Der Zorn des Saul" den ersten Preis. Später kehrte er nach Warschau zurück,

ward Mitglied der Societät der Freunde der Wissenschaften, und starb 1832. Man hat außer mehren Portraits nur vier große Gemälde von ihm, unter denen das große Bild: „Kaiser Alexander I. übergibt der warschauer Universität die Stiftungsurkunde", wegen der sehr ähnlichen Portraits der damaligen Minister und sämmtlicher Universitätslehrer merkwürdig ist. Es befindet sich in Warschau.

Sehr verdienstlich ist auch in der erwähnten Zeitschrift die „Bibliographische Chronik", in welcher sämmtliche neuerschienene polnische Werke mit kurzen Notizen verzeichnet sind. Nach dieser Chronik sind im J. 1844 336, im J. 1845 435 polnische Schriften erschienen; natürlich fehlen alle diejenigen welche, wie die Schriften der Emigranten, in Polen nicht erwähnt werden dürfen. Aus dem J. 1846 sind erst 159 Schriften aufgezählt.

2. Kodex diplomatyczny Polski. Erster Theil. Warschau 1847. 6 Thlr.

Eine sehr wichtige und kostbare Sammlung historischer Diplome, in die sämmtliche Privilegien der polnischen Könige und lithauischen Großfürsten, die in Bezug auf Polen erlassenen päpstlichen Bullen und sonstige Privatprivilegien, die zur Aufhellung der innern Geschichte Polens dienen können, aufgenommen werden sollen. Die Herausgeber sind Leon Rzyszewski und Anton Muczkowski, Adjunct bei dem Generalarchiv des Königreichs Polen. Der erschienene erste Theil umfaßt 107 Nummern und reicht von den ältesten Zeiten bis zum J. 1506; er ist mit sehr schätzbaren Anmerkungen des Dr. jur. Helcel zu Krakau ausgestattet. Auch sind fünf Facsimile der Diplome beigegeben.

3. Feleton polityczno-literacki napisał *K. Libelt.* Posen 1846. 1 Thlr.

In die neueste Polenverschwörung ist auch der Verf. dieses „Politisch-literarischen Feuilleton", der geniale Dr. Libelt, der den besten polnischen Schriftstellern der Neuzeit zuzuzählen ist, verwickelt. In einer Reihe kurzer Aufsätze über die neukatholische Bewegung, die der Verf. mit Recht als echt deutsch und zugleich als ganz unpolnisch darstellt, über die preußische Verfassung, über den polnischen Componisten Dobrzynski, einen Nachfolger Lipinski's und Chopin's, über einige polnische Schriften u. s. w. entwickelt er so klare Gedanken, daß man es bedauern muß, daß der Verf., der auch im Lehrfache so Tüchtiges zu leisten im Stande gewesen wäre, Plänen die doch einmal unausführbar sind seine schönen Kräfte geopfert hat.

4. Arcydzieła dramatyczne. Erster und zweiter Theil. Wilna 1845.

Zwei geschätzte polnische Literaten, der als Polens vorzüglichster dramatischer Dichter der Gegenwart gepriesene Korzeniowski und der Professor der alten Literatur an der Universität Charkow, Alfons Walicki, haben sich hier vereinigt, um die Polen mit den dramatischen Meisterwerken des Auslandes bekannt zu machen. Sie bieten zuvörderst Goethe's „Faust", Shakspeare's „König Johann" und Sophokles' „König Oedipus" in so guten treuen Uebersetzungen, daß ihrem Unternehmen der beste Fortgang zu wünschen ist.

5. Obrazy z życia i podróży. Posen 1846.

Eine Schrift welche leicht hingeworfene interessante „Lebens- und Reisebilder", Skizzen aus dem polnischen Volksleben enthält, die theils humoristisch, theils ernst gehalten sind. Wir wollen einen charakteristischen Schwank hier kurz mittheilen. Ein Ungar läßt sich bei abscheulichem Wetter durch einen podolischen Bauern aus dem Städtchen Zbaracz nach Tarnopol in Galizien fahren. Dort angekommen will der Ungar den Wagen verlassen, um bei Bekannten in der Stadt das Fuhrlohn zu leihen. Da der Bauer geprellt zu werden fürchtet, den Wagen nicht verlassen kann, nicht weiß wie er seine Foderung sichern soll, wird er schnell entschlossen den Ungar in die Wagendecke, wendet um, fährt so rasch wie die podolischen Pferde laufen können nach Zbaracz zurück und setzt den Ungar an der Stelle wieder ab wo er ihn aufgenommen. Der Ungar klagt vor Gericht, der östreichische Richter aber kann sich in das ungarische und russinkische Kauderwelsch der Parteien nicht finden und wirft Beide zur Thür hinaus.

6. W. Alpach i za Alpami. Drei Theile. Warschau 1847. 5 Thlr.

Eine Reisebeschreibung aus der Schweiz und Italien, voll lebendiger Schilderungen, deren Verfasserin die Generalin Rautenstrauch, geb. Fürstin Giedrojc in Warschau, ist.

7. X. Hugona Kołłątaja Korrespondencya z Tadeuszem Czackim. Vier Theile. Warschau 1846.

Enthält einen Briefwechsel zwischen Kollontaj und Czacki, der vornehmlich die Regeneration der wissenschaftlichen Institute in den Gouvernements Volhynien, Podolien und Kiew betrifft, welche von den beiden genannten Männern im Auftrage der polnischen Regierung unternommen wurde. Da überdies hier viele Briefe der ersten polnischen Schriftsteller, eines Sniadecki, Osinski, Omschowski, Linde u. s. w., zu finden sind, so ist die Sammlung ein wichtiger Beitrag zur polnischen Literaturgeschichte. Der Herausgeber ist Kojsiewicz. 9.

N o t i z.

Der Austernfeind.

Die Briefe welche der Baron d'Arcet, der von der französischen Regierung im vorigen Jahre mit wissenschaftlichen Aufträgen nach Brasilien geschickt worden ist, an den Herausgeber der „Nouvelles Annales des voyages" schreibt, sind so lebendig, frisch und anziehend, daß wir wol hoffen dürfen sie einmal in einer besondern Sammlung zu finden. Von welcher Seite er die Naturwissenschaft betrachtet, bezeichnet einer seiner Briefe wo er schreibt: „Alles ist groß und schön, wenn man es aus der Hand der Natur empfängt, und diese es schaffen sieht. Ein Insekt, ein Blatt können von vorn wie im Profil betrachtet werden, Alles hat seine poetische Seite, selbst für die Augen der Botanik und Chemie. O, glauben Sie mir, die Wissenschaft tödtet jene Wärme der Gedanken nicht die uns zu süßen Träumen belebt; die Wissenschaft ist zu fruchtbar um Etwas zu materialisiren; die Wissenschaft belebt, nie hat sie Etwas unfruchtbar gemacht. Die Weisheit besteht darin, nur bis an die Grenzen des Unbegreiflichen zu gehen, und von da bis zu dem Ungekannten Nichts weiter zu thun als zu bewundern und zu schweigen!" Ueberaus anziehend scheint uns was er gleich darauf von seiner Beobachtung eines Austernfeindes schreibt: „Ich saß vor einigen Tagen am Ufer des Meers, ohne etwas Anderes zu thun als diesen schönen Himmel und dieses schöne Wasser das an den Strand wogte zu betrachten. Neben mir war Alles voll geöffneter Austern die Luft und Sonne genossen. Besonders eine davon beobachtete ich genauer, ich möchte sagen anatomisch. Ich suchte zu begreifen wie ein Organ derselben, das man den Mantel nennt, die Schale absondern und ich weiß nicht wie und womit den kohlensauren Kalk bereiten aus welchem die Hülle des Thieres besteht. Ich sah also meiner Auster mit großen Augen zu, als ich mehre male ein kleines Thier sich ihr nahen sah, das ganz Größe und Gestalt einer Assel (Scolopendra) hatte, ebenso gestreift und mit zwei sehr biegsamen und langen Fühlhörnern versehen. Wir waren also Beide, die Assel und ich, damit beschäftigt, die Auster zu betrachten, aber ich bemerkte bald, daß wir von ganz verschiedenen Gefühlen belebt wurden. Die Assel ging und kam, sah und wartete, und dachte entschieden ebenso nach wie ich, aber sie hatte überdies einen wirklichen Plan. Endlich ging sie hinweg und ich blieb ohne Nebenbuhler mei-

ner Auster gegenüber. Mitten in meinen Studien sah ich sie aber wiederkommen. Sie näherte sich der Auster sehr und zwar von hinten. Darauf warf sie mit ihren Füßen ein kleines Sandkorn, das sie mitgebracht hatte, gerade in das Gefüge der beiden Schalen. Ich ließ als ruhiger Zuschauer gewähren. Bald begriff ich, daß die Assel entweder etwas sehr Sublimes oder sehr Boshaftes, je nachdem man es ansehen will, gemacht hatte. Denn nun wollte sich die Auster schließen, konnte es aber nicht mehr, der Feind drang ganz ruhig in die Schalen und bemächtigte sich der Auster mit Hab und Gut. So starb eine Auster durch ein Sandkörnchen; so ging Troja durch ein hölzernes Pferd unter. Der scientifische oder barbarische Name der Assel ist Nicothoe. Sie soll sich auch vulgaris oder communis benennen; ich weiß Das nicht, aber ich, ich das andere Individuum das diese Auster betrachtete, blieb bei diesem Schauspiele erstaunt stehen und sagte mir mit einem unbeschreiblichen Gefühle der Bewunderung und der Freude selbst, daß Alles auf Erden schön und gut zu betrachten ist, und daß, wenn die Wissenschaft das Prisma ist das spaltet, die Natur das Licht war das strahlend und rein durch dasselbe drang, und am Ende doch stets das Licht bleibt, das heißt, das Magische, Ungekannte, Unendliche." 78.

Bibliographie.

Althaus, T., Tröst Einsamkeit. Ein Buch für Liebende. Stuttgart, Hallberger. Gr. 16. 9 Ngr.

Anemonen aus dem Tagebuche eines alten Pilgermannes. 3ter und 4ter Band. Jena, Frommann. Gr. 8. 4 Thlr.

Berthet, E., Capitän Rémy. Uebersetzt von G. F. W. Rödiger. Zwei Bände. Leipzig, Hartleben's Verlags-Expedition. 8. 24 Ngr.

— — Der Pachthof von Oseraie. Aus dem Französischen von M. Etienne. Zwei Bände. Leipzig, Hartleben's Verlags-Expedition. 8. 9 Ngr.

— — Das Storchennest. Uebersetzt von M. Etienne. Zwei Bände. Leipzig, Hartleben's Verlags-Expedition. 8. 21 Ngr.

Braß, A., Der Proselyt. Roman aus den letzten Regierungsjahren Friedrich Wilhelm III. 3ter und 4ter Theil. Berlin, Cohn u. Comp. 1846. 8. à 1 Thlr.

Dancel, J. F., Vom Einfluß des Reisens auf den Menschen, auf seine Ausbildung, Stimmung und Gesundheit. Uebertragen und durch Zusätze vermehrt von W. Weißenborn. Weimar, Voigt. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dirckinck-Holmfeld, Frhr. C., Der dänische Staat und die Separatisten, als Berichtigung irrthümlicher Partei-Ansichten in Geschichte und Recht; nebst Belegen und bisher nicht veröffentlichten Urkunden. 1ster Theil. Altona. Gr. 8. 1 Thlr.

Eine römische Criminalacte aus dem Jahre 1842. Zur Sittengeschichte des Cölibats. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 12. 15 Ngr.

Fortlage, C., Das musikalische System der Griechen in seiner Urgestalt. Aus den Tonleitern des Alypius zum ersten Male entwickelt. Mit 2 Tabellen. Leipzig, Breitkopf und Härtel. Gr. 4. 2 Thlr. 15 Ngr.

Georgi, K. A., Religiöse Lieder. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 22½ Ngr.

Gerstell, A., Romanzen und Lieder. Braunschweig, Rademacher. 16. 20 Ngr.

Hebbel, F., Der Diamant. Eine Komödie in 5 Acten. Hamburg, Hoffmann und Campe. 12. 1 Thlr.

Hempel, L., Des Kunstfreundes Reiseabenteuer. Hamburg, Hoffmann und Campe. 8. 22½ Ngr.

Hessenmüller, C., Johannes Diaz. Geschichte eines aus religiösem Fanatismus vollbrachten Brudermordes. Nach den vorhandenen Actenstücken erzählt. Braunschweig, Rademacher. 8. 5 Ngr.

Hoffmeister, W., Briefe aus Indien. Nach dessen nachgelassenen Briefen und Tagebüchern herausgegeben von A. Hoffmeister. Mit einer Vorrede von C. Ritter und 7 topographirten Karten. Braunschweig, Westermann. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Hugo, C., Ein Ungarkönig. Historisches Drama in 4 Akten. Pesth, Heckenast. Leipzig, G. Wigand. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Jentsch, K. A. F., Der Papst wie er wurde, war und ist. Eine Volksschrift zum Nutzen und Frommen Aller, die das Licht mehr lieben als die Finsterniß. 1ste Lieferung. Altenburg, Helbig. 8. 3 Ngr.

Raumer, K. v., Geschichte der Pädagogik vom Wiederaufblühen klassischer Studien bis auf unsere Zeit. 2ter Theil. 2te vermehrte Auflage. Stuttgart, S. G. Liesching. Gr. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Röse, F., Die Ideen von den göttlichen Dingen und unsere Zeit. Ankündigungsschrift des Systems der Individualitäts-Philosophie. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 15 Ngr.

Stegmayer, C., Novellen und Novelletten. Regensburg, Manz. 8. 1 Thlr.

Vater, J. S., Litteratur der Grammatiken, Lexika und Wörtersammlung aller Sprachen der Erde. 2te völlig umgearbeitete Ausgabe von *B. Jülg*. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 3 Thlr.

Tagesliteratur.

Actenstücke zur Geschichte des ungarischen Schutzvereins. Leipzig, Brockhaus. 12. 16 Ngr.

Fauvety, C., Der freie Handel, in staatswirthschaftlicher und industrieller Beziehung. Leipzig, Weller. 12. 7½ Ngr.

Forstner, v., Auch ein Wort über die Ausschließung des Dr. Rupp aus der 5. Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereins. Ein Sendschreiben an Dr. W. M. L. de Wette. Berlin, Mittler. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Gans, Freih. C. T., Religion und Kirche. Perleberg, Horvath. Gr. 8. 4 Ngr.

Gollhard, C. F., Antritts-Predigt über 2. Timoth. IV. V. 1—8 den 14. März 1847 zu Bornheim gehalten. Frankfurt a. M., Gr. 8. 4 Ngr.

Hase, K., Das gute alte Recht der Kirche. Zwei academische Reden. Leipzig, Breitkopf und Härtel. Gr. 8. 10 Ngr.

Hasenkamp, H. v., Preußens Landwehr. Leipzig, Keil u. Comp. Gr. 8. 12 Ngr.

Haupt, F., Herr Rupp im hessischen Odenwalde. Eine polemische Besprechung der kirchlichen Zeitfragen. Frankfurt a. M., Zimmer. 8. 5 Ngr.

Korff, H., Schon wieder ein ehrengerichtlicher Prozeß. Mannheim, Hoff. 8. 7½ Ngr.

Plitt, T., Predigt aus Anlaß des Theaterbrandes am 28. Febr. Am 7. März 1847 in der evangelischen Stadtkirche zu Karlsruhe gehalten. Frankfurt a. M., Zimmer. 8. 2 Ngr.

Steinbühl, J., Patriotische Betrachtungen im Gefolge der Münchener Fastnacht. I. München, Kaiser. Gr. 8. 5 Ngr.

Szechenyi, Graf S., Politische Programm-Fragmente 1847. Aus dem Ungarischen mit Anmerkungen eines Oppositionellen. Leipzig, Jurany. Gr. 8. 22½ Ngr.

Ueber Mündigkeit des Volkes und politisches Bewußtsein. Seinen Preußischen Mitbürgern gewidmet von einem alten Staatsmanne. Köln, Welter. 10 Ngr.

Veit, M., Der Entwurf einer Verordnung über die Verhältnisse der Juden in Preußen und das Edikt vom 11. März 1812. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 8 Ngr.

Werther, C. L., Umwandlung der Schlacht- und Mahlsteuer in eine Einkommensteuer ist ein Beförderungsmittel zur Revolution. Eine Tagesfrage. Leipzig. Gr. 8. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 160. —— 9. Juni 1847.

Heine's „Atta Troll".*)

> Noch einmal sattelt mir den Hippogryphen, ihr Musen!
> Zum Ritt ins alte romantische Land.
> Wie lieblich um meinen entfesselten Busen
> Der holde Wahnsinn spielt!

und wie die lieblichen oder doch entfesselten Verse weiter lauten, von denen Deutschland einst entzückt war und die jetzt schon wie vergessen sind: das wäre so ein Motto, mit dem Heine seinen „Atta Troll" hätte einleiten und zugleich dem Ahnherrn der Romantik eine letzte Ehre erweisen können. Blicken nicht die alten Familienzüge unverkennbar aus dem Gesicht des modernen Enkels hervor? Ja, es sind die alten wohlbekannten, nur durchzuckt von einem dämonischen Wetterleuchten, das ferne Gewitter prophezeit. Sonst ist es die Lust und das Leid aus vorigen Tagen; das große Leid nämlich: daß die Romantiker nicht glauben an ihre eigenen Götter, und daß sie um ihren Unglauben nur allzu gut wissen. Einen Propheten sah man einst unter ihnen, Novalis, der war gläubig; und Andere sah man nach ihm, die sich vergebens abmühten als gläubig zu erscheinen, bis sie endlich durch den Salto mortale in das katholische Wunderland sich selbst davon überredeten. Jetzt klingen in dem Herzen, auf dessen elastischen Saiten Revolution und Romantik gelärmt und geseufzt haben, das den Grèveplatz und die Waldeinsamkeit in sich trug, die alten Töne der vertrauten Musik, die Hörner der wilden Jagd, die Gesänge der Nixen, das Flüstern der Elfen, noch einmal lockend und verführisch mitten in den modernsten Schlachtlärm hinein. Ja, auch dies Dichterherz weiß wohl was modern, was grell und disharmonisch tönt und den alten Zauber schonungslos zerstört; aber es ärgert sich an den plumpen Waffen und an dem bärenmäßigen Ernst mit dem die Modernen das Handwerk treiben, das sich doch so viel besser graziös, frivol, mit kleinen Stichen treiben läßt. So schreibt Heine denn den „Atta Troll"; hören wir ihn selbst über sein Poem:

> Ich schrieb dasselbe zu meiner eigenen Lust und Freude, in der grillenhaften Traumweise jener romantischen Schule, wo ich meine angenehmsten Jugendjahre verlebt und zuletzt den Schulmeister geprügelt habe.

Das sagt er in der geharnischten Vorrede, wo er zu Nutz und Frommen des lieben Publicums Tendenz und Geschichte seines Gedichts erzählt. Es ist nun lange eine alte bekannte Wahrheit, daß Heine's Bedeutung in dem Zusammenfallen der beiden contrastirenden Weltanschauungen liegt; aber hier haben wir eins von den originellsten Beispielen: ein Gedicht mit der Tendenz alle Tendenz zu verhöhnen, romantisch um durch die Romantik einen Protest gegen die lederne moderne Poesie einzulegen, grillenhaft mit Absicht, unbewußt mit Bewußtsein, frivol mit Ernst. Alles Das schlingt sich so wunderlich durcheinander, verhöhnt sich gegenseitig so unbarmherzig, lacht so toll über sich und alle Welt, daß in der That keine Einheit mehr da ist als die Einheit der Persönlichkeit welche „all das tolle Zeug aufgegabelt" hat, und die Einheit der absoluten Willkür, die Einheit der Zerrissenheit. Wenn der Witz nicht seine treffenden tödtlichen Pfeile in dies Gewimmel schnellte, wenn die anmuthige Phantasie diese Fratzen nicht umrankte, so wäre es unerträglich. Heine vergleicht die modernen Tendenzpoeten Hohlspiegeln, in denen selbst die Göttergestalten, die ewigen großen Ideen der Menschheit, zur Caricatur werden; er selbst ist hier wie ein zweiter Hohlspiegel, der vor diesen Caricaturen hin- und herschwankt an einem rothen Fädchen, und bald das Zerrbild zusammenfaßt in einen flüchtigen Schönheitsstrahl, bald es in überabenteuerlicher Gestalt lachend zurückwirft. Aber in den Gestalten ist Farbe und Glanz, und eine tändelnde, übermüthige Musik begleitet das Tanzen, und die weißen Pyrenäengipfel leuchten von oben in den Wirrwarr der Thäler — wir wissen nicht wie uns geschieht; Poesie ist berauscht, sie faßt den alten steifen Tendenzbär, sie tanzt mit ihm über Berg und Thal, durch Boudoirs und Hexenküchen, tanzt Walzer, Polka und Höllengalop und den Cancan obendrein. Das ist freilich keine Musik für zarte Nerven und kein Schauspiel für jungfräuliche Augen, denen Poesie „die erhabene, die herrliche Göttin" ist. Wenn übrigens Heine den „Atta Troll" dem Publicum übergibt, „einem Drange gehorchend der wahrlich nicht von innen kommt": so scheint Das wol die Trübsal der Gegenwart anzudeuten, vermöge welcher die Göttin leider zugleich dienen muß als „eine tüchtige Kuh, die uns mit Butter versorgt".

Verschiedene Gründe mögen dazu mitgewirkt haben,

*) Atta Troll. Ein Sommernachtstraum. Von Heinrich Heine. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1847. 8. 1 Thlr. — Vergl. darüber Nr. [illegible] d. Bl. D. Red.

daß die deutsche Kritik sich fast immer nur in Allgemeinheiten über Heine bewegt, und bei jedem neuen poetischen Werke immer nur die alten Bewunderungsprädicate über die neuen Witze vorbringt, anstatt einmal wirklich zu kritisiren. Zum Theil ist diese Kargheit freilich unverschuldet, entschuldigt durch die deutschen Preßverhältnisse welche eine freie Kritik der Heine'schen Productionen und namentlich des Heine'schen Witzes oft geradezu unmöglich machen. So lange man nicht offen sagen kann, daß dieser oder jener Gegenstand des Witzes, der lächelnden Vernichtung werth ist, mag man auch nicht tadeln, wenn der Witz ästhetisch verwerflich ist, da dieser Tadel stillschweigend für ein Opponiren gegen die Tendenz des Witzes angenommen werden würde. Solche Specialitäten lassen sich also oft kaum besprechen, obwol es meist gerade auf sie ankäme, da Heine's Witz theils als ein anerkannter, theils als ein persönlicher gefürchtet wird. Und hierin möchte wol ein zweiter Grund der kritischen Dürftigkeit liegen. Man fürchtet durch das Tadeln und Kritisiren des Heine'schen Witzes theils als Reactionnair, theils dem größten Haufen als ein Mensch ohne Geschmack zu erscheinen, — theils endlich auch wol, wenn man sonst Anlage und Stoff dazu hat, selbst zum Lohne für eine solche Recension in jene Hölle des Dichters eingesperrt und auf ewig prostituirt zu werden in jenen „singenden Flammen" aus denen kein Gott erlösen kann. Der letzte simple Grund mag endlich wol sein: daß es hundert mal leichter ist über einen guten Witz zu lachen, und zehn mal leichter den poetischen Zauber eines Gedichts zu fühlen — als ihn deutlich zu machen und darzustellen, soweit er sich in Prosa darstellen läßt. Einerlei, versuchen wir es einmal.

„Atta Troll" läßt sich als ein allegorisches Epos bezeichnen, und schon in der bloßen Erfindung der Fabel tritt jenes Eigenthümliche des Dichters hervor: daß nämlich seine Persönlichkeit es ist welche seinen Werken eine gewisse Einheit geben muß, und daß phantastische Willkür das Band ist welches die romantische und moderne Welt verschlingt und wunderlich zusammenbindet. Heine hält sich in einem schönen Sommer zu Cauterets in den Pyrenäen mit seiner Juliette auf; dort sehen sie eines Tags auf dem Markte den Atta Troll und seine Gattin, die „schwarze Mumma", zur Belustigung des hohen und niedern Publicums tanzen. Aber plötzlich reißt er sich von seiner Kette los und rennt in die Berge. Allgemeines Entsetzen, Verzweiflung des Bärenführers. Dieser Bärenführer ist nun gleich so eine Figur bei der man ungewiß ist, ob sie unbefangen oder als boshafte Allegorie gezeichnet ist — ein Reiz für den Leser und ein Lob für den Dichter, da die höchste Aufgabe der Allegorie ist: daß ihr Inhalt, auch abgesehen von dem „tiefern Sinn" und unbefangen als Wirklichkeit betrachtet, Gestalt und poetischen Werth habe. Wenn nämlich der Bär der plumpe germanische Demagog ist, welcher sich plötzlich von der Kette seines absoluten Herrn losreißt, so liest man mit einem gewissen zweifelnden Behagen die Schilderung des Bärenführers, welche übrigens so charakteristisch und echt modern ist, daß sie wie ein Portrait eines solchen aussieht. Aber lautet es nicht sehr verdächtig?

> War ein Mönch in seiner Jugend,
> Später ward er Räuberhauptmann,
> Beides zu verein'gen nahm er
> Endlich Dienste bei Don Carlos.

So klingt auch in der Schilderung der geliebten Mumma hier und da ein ironisches Kichern durch, der Dichter winkt gleichsam zuweilen boshaft dem Leser zu, wenn sie nach Paris kommt und sich so rasch bei einem Fremden tröstet, der obendrein ein sibirischer Eisbär ist; aber ehe man den allegorischen Zug erhaschen kann, springt der Phantasus schon weiter und ist verschwunden. Das ist überhaupt der echt romantische Charakter dieses Gedichts: nicht die einzelnen Schilderungen aus der romantischen Tradition, nicht die Gespenster, das Grauen, die Hexenküche, die wilde Jagd, sondern das phantastische Spiel mit Bildern, welche doch keine Gestalt gewinnen; das Deuten, Winken und Anspielen, das Knüpfen eines Fadens der gleich wieder zerrissen wird, das Anklingen und Durchtönen einer Melodie aus der Tiefe die doch in demselben Augenblick schon wieder verschlungen ist in die große lustige Tanzmusik. Man braucht nur einige der letzten Märchen von Clemens Brentano gelesen zu haben, um diese Phantasterei zu kennen; auch bei ihnen ist uns oft zu Muth als wenn ein Mystisches, ein Geheimniß der Seele, der Natur, des göttlichen Lebens im Spiel offenbart würde, aber gleich darauf geht das Spiel wieder so kindlich und kindisch fort, daß endlich wirklich nur jener unbestimmte Zauber zurückbleibt, welchen die Romantiker ja stets für das Höchste erklärt haben, in den sie vergeblich die freie Klarheit unserer edlen classischen Dichtung bannen wollten. Es ist ganz wahr und wirklich die „mondbeglänzte Zaubernacht, die den Sinn gefangen hält". Ach ja wol, unsere politische Geschichte weiß von den Einflüssen dieses Zaubers ein mistönendes Liedlein zu singen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Literatur Berlins.

1. Berlin in seiner neuesten Zeit und Entwickelung. Von Friedrich Saß. Leipzig, Koffka. 1846. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
2. Berlin. Von Ernst Dronke. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1846. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die ganze Gattung der Literatur der die vorliegenden Schriften angehören ist eine sehr bedenkliche Erscheinung der Zeit. Daß sie überhaupt nur möglich ist bei einem raffinirten Culturzustande versteht sich von selbst. Welch einen gewaltigen Bruch zwischen Sittlichkeit und Erkenntniß läßt sie voraussetzen! Wie tief mußte die Sittlichkeit sinken, wie hoch die Erkenntniß sich erheben, bevor diese von der tiefsten Einsicht in die sittliche Verderbniß zeugende Literatur sich bilden konnte! Wie mancher arme Schlucker mochte erst Zeit haben, einsam vor den Thoren der Stadt seine Einzelschuld unbemitleidet zu bereuen, ehe man sich entschloß die Verbrechen als eine Gesammtschuld der Menschheit zu betrachten, ihre Wurzeln in unsern Zuständen zu suchen, und Dies nicht etwa in einer ab-

stracten, allgemeinen Weise, in der es wenigstens seine praktische Bedeutung mehr oder weniger verliert, sondern so, daß womöglich jedes größere oder kleinere Gemeinwesen für Das was in ihm gesündigt wird in gewissem Sinne auch verantwortlich ist. Den Eindruck einer solchen Vertheilung der Schuld auf eine Gesammtheit bringt jedes hierher gehörige Buch hervor; er mag anfangs sogar ohne Wissen und Willen der Autoren erreicht sein.

Diese Literatur entwickelte sich in den Memoiren der Cavaliere aus dem verderbten Leben der Höfe. Sodann macht sich in ihr ein demokratisches Element geltend: sie wird auf das Leben der Städte übertragen, und jetzt ist natürlich Paris für sie der geeignetste Boden. Die Form in der sie hier zuerst auftritt ist sehr roh: ein Mephisto deckt vor den Augen des Lesers die Dächer ab und läßt ihn von oben herab in die Wohnungen der Menschen hineinschauen, um Manches zu sehen was überhaupt nicht gesehen zu werden brauchte. Hierauf aber sollte man in Paris schon ein Meisterwerk dieser Gattung entstehen sehen, welches, wie sehr auch diese Literatur in ihrer Entwickelung vorschreiten mag, doch kaum jemals wieder erreicht werden wird, weil für dasselbe eine so großartige Vereinigung literarischer Kräfte stattfand wie sie vielleicht in der Gesammtliteratur beispiellos dasteht. Ein verdienstvoller Buchhändler war dem Bankrott nahe, und es vereinigten sich, um ihn zu retten, die bedeutendsten Schriftsteller zu einer größern Schrift, welche wegen der zahlreichen Mitarbeiter „101" genannt wurde. Der Stoff wurde aus dem pariser Leben genommen, und wenn man sich die glänzende Stellung der französischen Schriftsteller vergegenwärtigt, so kann man sich eine Vorstellung davon machen, was ein Verein derselben, dessen Mitglieder zum Wetteifer untereinander gezwungen sind, gerade in dieser Hinsicht zu leisten vermag. Eine glänzende Darstellungsgabe, eine Fülle poetischer Auffassung wurde hier zum ersten male benutzt, um das Leben — nicht über sich selbst zu erheben, sondern „wie es ist", aber plastisch abgerundet vor dem Leser aufzustellen. Die Poesie hatte nun einmal ein Recht auf diese Schilderungen bekommen, und bald erfand man eine poetische Fabel, an der man den aus dem Leben gegriffenen Stoff wie auf einer Perlenschnur aneinanderreihte. Die hierher gehörigen Romane von Eugène Sue sind noch in frischem Andenken, ja, sie stehen noch in unmittelbarer Wirksamkeit auch in Deutschland. Die Werke in denen man Sue bei uns nachahmte mislangen bekanntlich alle. Schon daß sie an verschiedenen Orten Deutschlands zum Vorschein kamen, brach ihnen den Stab: denn offenbar ist das Wesentliche an jenen „Mystères de Paris" Das, daß sie in den Brennpunkt eines ganzen Nationallebens fallen, und daß die Erinnerung hieran in der Phantasie des Lesers einen mächtigen Hintergrund bildet. Dieselbe Erzählung nach Schöppenstedt und nach Paris verlegt wird keineswegs dieselbe Wirkung thun; denn dort wird die Phantasie des Lesers Niemand, hier Tausende in derselben oder in ähnlicher Lage zu erblicken glauben, und Dies ist bei der eigenthümlichen Stellung welche in diesen poetischen Producten die Poesie zur nackten Wirklichkeit einnimmt keineswegs gleichgültig. So müßte denn verhältnißmäßig in Deutschland Berlin immer noch der geeignetste Schauplatz für diese Literatur sein.

Die Literatur der Stadt Berlin that indessen wohl, die Romanform allmälig wieder ganz fallen zu lassen, und den vorhandenen Stoff in Skizzen, publicistischen Abhandlungen u. s. w. zu behandeln, wobei man den Vortheil hatte, nöthigenfalls durch Zahlen vor dem Publicum zunächst den Beweis führen zu können, daß in Berlin sich wirklich bereits ein bedeutendes sociales Leben entfaltet hat, — eine Ueberzeugung die vor allen Dingen dem Leser nöthig ist, wenn Berlin der Boden für eine sociale Literatur, besonders für sociale Poesie werden soll. Die Wirklichkeit hat also in der Geheimnißliteratur die poetische Form wieder gesprengt. Wir haben hier äußerlich einen Rückschritt, in Wahrheit aber, glauben wir, einen Fortschritt vor uns: denn in jenen poetischen Productionen, selbst in denen des Meister Sue, liefen Poesie und Wirklichkeit trostlos nebeneinander her; sie hatten niemals ein rechtes Verhältniß zueinander gewinnen können. Ganz natürlich: wenn sogar das Bedenken entstehen konnte, ob nicht z. B. bei dem historischen Romane die Poesie durch die Geschichte, durch das nothwendig Wahre, beeinträchtigt werde, wie viel mehr muß diese Frage entstehen in Bezug auf jene alltäglichen Ereignisse, jene Zufälligkeiten, jenes Detail welches den Stoff dieser Romane bildet, und durch welches die Wirklichkeit da einen entschiedenen Einfluß gewonnen hat wo allein der Dichter mit dem Zauberstabe der Poesie herrschen sollte. Zwar die einzig richtige Lösung dieser ganzen Frage ist ohne Zweifel die, daß sowol die gemeinen Begebenheiten als das historisch Wahre nur dann poetisch benutzt werden kann, wenn es mit der poetischen Wahrheit zusammenfällt; allein wie unendlich viel näher die Geschichte der Poesie steht als das gemeine Leben, Das bedarf keines Beweises.

Sogleich das erste Werk, von Friedrich Saß, gehört der neuesten Entwickelung der socialen Literatur an, welche wir soeben bezeichnet haben. Der Verf. ist in demselben bald Publicist, bald Guide, bald zeichnet er Skizzen aus dem Leben, und auf diese Weise hat er seinem Buche eine große Mannichfaltigkeit, einen schätzenswerthen Reichthum des Inhalts zu verleihen gewußt. Sein eigentliches Verdienst aber ist: einmal, der durch die poetische Darstellung bisher meist verkümmerten Wirklichkeit ihr volles Recht verschafft, sodann aber die rohe Empirie der Policeibeamten, welche ihre Listen über Berlin drucken ließen, die Brutalität der Thatsachen einem Princip untergeordnet zu haben welches natürlich nur das sociale sein konnte. Er ist hierin völlig consequent zu Werke gegangen, wobei ihm eine gewisse journalistische Routine, alle Erscheinungen des Lebens principiell zu nehmen, sehr zu statten gekommen ist. Selbst das Kleinste, Geringste entgeht bei ihm der principiellen Auffassung keineswegs, sein Princip begleitet ihn nicht blos zu den berliner Parteien, zu den Arbeitern, sondern auch ins Theater, zu Kroll, in die Conditoreien; und vielleicht ist er hier und da zu weit gegangen, indem er es überall durchblicken läßt.

Was aber das Buch bei uns noch besonders empfiehlt, ist die Stimmung die über dem Ganzen liegt. Jener Schwermuth, jener Bangigkeit welche der Ankömmling empfindet der die Straßen der ungeheuern Stadt durchwandelt, hat der Verf. zu Anfang der ersten Abtheilung: „Wohnungen", einen vollkommen richtigen Ausdruck gegeben in folgenden Worten: „Unser Klima gestattet die Sorglosigkeit des Südländers nicht; es macht strenge Anfoderungen und schafft unumgängliche Bedürfnisse.... Ein Obdach ist das Erste was Jeder sich zu verschaffen sucht.... Wen das Elend, die Noth in eine augenblickliche Obdachlosigkeit hineingetrieben, wer, Verzweiflung und Gram im Herzen, die weiten, öden Straßen durchwandelt, während sich überall die Thüren schließen, der spätherbstliche Regen auf die Trottoirs niederklatscht und eisige Winde durch seine Lumpen pfeifen, wer sich dann vielleicht, ermattet vom unstäten Irren und von der Kälte der Nacht, in irgend einen Winkel der Straße hineinklemmte, unter einer Colonnade, in einem leerstehenden Schilderhause Schutz suchte vor der unerbittlichen, theilnahmlosen Natur, der würde bald in seiner Entblößung entdeckt werden, und die bürgerliche Gesellschaft würde sich seiner in der Person eines Nachtwächters oder eines Gendarmen, wenn eben auch nicht auf die zarteste Weise, annehmen. Dank sei es dieser bürgerlichen Gesellschaft! Sie hat für Alles gesorgt — sie hat ihre Policei, ihre Nachtwachen, ihre Gendarmen, ihre Zucht- und Arbeitshäuser, und kennt kaum noch einen Unterschied zwischen der Armuth und dem Verbrechen."

Der interessanteste Abschnitt des Buchs ist ohne Zweifel der „In der Gesellschaft" überschriebene, dessen Quintessenz in der Erzählung einer Begebenheit enthalten ist vor deren ebenso ungeheuerer als gutmüthiger und rührender Sittenlosigkeit jedes Urtheil verstummt. Ein junger Arzt wohnte chambre garni

bei einer armen Handwerkerfamilie. Die älteste Tochter war in dem Alter der Einsegnung. Es war den Leuten aber durchaus nicht möglich, ein nur einigermaßen elegantes Einsegnungskleid, worauf in Berlin so viel gesehen wird, herbeizuschaffen. Da der junge Arzt erst soeben seinen Wechsel erhalten, so macht er sich das Vergnügen, Kleid und Umschlagetuch zu schenken. Tochter und Aeltern sind außer sich vor Freude und danken mit Thränen im Angesicht. Aber welche Ueberraschung steht dem Freigebigen bevor, als er spät Abends in seine Stube zurückkehrt, an demselben Tage da das Mädchen eingesegnet worden. Wie eine blühende Rosenknospe liegt die Jungfrau, vollständig zur Nacht gekleidet, ruhig schlummernd auf seinem Bette. Er ist bestürzt, verwirrt und ruft endlich die Mutter. Das Weib bekennt: aus Dankbarkeit habe sie ihm die ersten Reize ihrer Tochter überliefern wollen, da es ihr doch nicht möglich sei dieselben vor Anfechtung zu schützen!

In dem Abschnitte „Parteien und Parteiungen" betrachtet der Verf. in politischer Hinsicht als das eigentlich Charakteristische für Berlin den Indifferentismus. Die Freude an der monarchischen Pracht hat nicht Wenig dazu beigetragen, die Bevölkerung der Hauptstadt an das Wesen des Bestehenden als an den natürlichsten, einfachsten, unumgänglich nothwendigen Zustand zu fesseln. Mit Recht wird darauf hingewiesen, daß in Städten wo sich nicht so unmittelbar der ganze Nachdruck der monarchischen Centralkraft geltend macht, dem Liberalismus weit mehr Mittel und Wege zu Gebote stehen auf die Massen zu wirken; die Factoren des Geldbesitzes und der Intelligenz stellen sich an die Spitze einer Bewegung, und das Volk schließt sich an. Die geistigen Bewegungen, die Processe und Krisen in denen Berlin sich hin- und hertreibt, haben daher dem Volke gegenüber eine beinahe aristokratische Stellung; von der Wahrheit dieser Behauptung wird man niemals besser überzeugt als dann, wenn sich der berliner Liberalismus einmal zu einer öffentlichen Demonstration entschließt und fast immer dieselbe kleine Gemeinde mit denselben Chorführern und Rednern sich auf der Bühne der großen, Hunderttausende umfassenden Stadt zusammenfindet. Die jetzigen berliner Philosophen werden den Sophisten des Alterthums und den Scholastikern des Mittelalters verglichen: Alles was über Bruno Bauer hinausgeht (wie der Verf. auf Bruno Bauer selbst jetzt noch in wissenschaftlicher Hinsicht Werth legen kann, sehen wir nicht ein), wird als Extravaganz betrachtet, deren Debatten und Herausfoderungen für die Entwickelung des Lebens ebenso wol ohne Bedeutung wie ohne Interesse sind. Vorzugsweise in der höhern Sphäre der berliner Gesellschaft hat der Pietismus „seine breiten Wurzeln geschlagen", und die pietistische Partei gewinnt einen Theil des Volkes für sich, indem sie auf die physischen Zustände desselben Rücksicht nimmt. Die religiösen Bewegungen übergeht der Verf. fast ganz mit Stillschweigen; sie haben auf Berlin wenig Einfluß gewonnen.

Ein geistvoller Kritiker in der „Berliner Zeitungshalle" hat Saß vorgeworfen, daß er in seinem Buche zu sehr ins Schwarze gemalt habe. Wir glauben im Allgemeinen nicht, daß es möglich gewesen wäre, die Keime eines neuen Lebens in diesem Zustande der Verwesung, den er, auf Zahlen und Berechnungen sich stützend, als den Zustand Berlins schildert, nachzuweisen, wenn er nicht die überflüssige Mühe übernehmen wollte, seiner Schrift als Appendix die allgemeinsten Hoffnungen auf eine sociale Reform hinzuzufügen, was wir einem Jeden gern erlassen. Die Stellung Berlins zu Preußen, ja, zu Deutschland bringt es mit sich, daß es immer nur von außen frische Lebenselemente empfangen wird, worüber sich zum voraus keine Berechnungen anstellen lassen. Doch erinnerten wir uns an jene tadelnde Aeußerung, als wir die Abhandlung „Theater" lasen. Wo es sich um rein geistige Interessen, besonders um Kunst handelt, hätte der Verf. der Residenz Gerechtigkeit widerfahren lassen sollen. Wenn auch Männer wie Kossack sich noch jüngst ein entschiedenes Verdienst dadurch erworben, daß sie unbarmherzig die Verirrungen geißelten welche auf der berliner Kunstausstellung zu Tage kamen: so hätte es doch in einem Buche über Berlin gegolten zu zeigen, über welche großartigen Kräfte in Bezug auf Malerei und Bildhauerei diese Stadt gebieten kann. Und ebenso, wie sehr wir den energischen Tadel billigen den Saß über die jetzige Direction des Theaters ausspricht, so hätte er sich doch in dem Capitel „Theater" nicht auf diesen Tadel beschränken, sondern zeigen sollen, über welche Kräfte Berlin auch hier zu gebieten hat; er hätte den Leser überzeugen müssen, daß in dieser Stadt eine künstliche Welt auf den Bretern für eine traurige Wirklichkeit immer einigen Ersatz zu bieten im Stande ist. Oder wäre es der begünstigten Birch-pfeiferei schon gelungen, die classischen Stücke und jüngere strebsame Dramatiker ganz von der Bühne zu verdrängen? Hat nicht das königliche Theater noch seine Crelinger, seinen Hoppe und seinen Döring? Und warum nicht selbst den Patriarchen vom königsstädtischen Theater, welches in neuerer Zeit einige allerdings nur schwache Versuche machte sich zu einem wirklichen Volkstheater zu gestalten, für ihren guten Willen einige Anerkennung zollen? Warum nicht in einem Buche über Berlin dem Leser selbst den Anblick des prächtigen Ballets, der Herrlichkeit des Opernhauses gönnen?

Auch das umfangreichere Dronke'sche Buch ist vom socialistischen Standpunkte aus geschrieben. Bei Dronke können wir uns ganz besonders Glück wünschen, daß er mit diesem Werke begonnen hat seine Studien in publicistischen Abhandlungen niederzulegen: denn er hat uns früher selbst gezeigt wohin es führt, wenn man den aus dem Leben gegriffenen rohen Stoff so ohne Weiteres für Poesie geben will. In seinem Buche „Aus dem Volke" lieferte er Novellen, aber er verwahrte sich in der Vorrede dagegen, daß er ein poetisches Kunstwerk habe liefern wollen, ein Verfahren das im Allgemeinen jetzt Mode wird, in dem wir aber niemals einen erheblichen Angriff auf die Kunst, auf die Poesie, sondern immer nur eine Selbstkritik des Verf. sehen können. Ein angenehmes Erzählungstalent wollen wir dem Verf. nicht absprechen, und er hat es auch hier aufs neue geltend gemacht. Dagegen jene journalistische Routine, wie wir es nannten, alle Begebenheiten des Lebens principiell zu nehmen, finden wir bei ihm nicht: es hätte sonst der langen socialistischen Auseinandersetzungen keineswegs bedurft. Fast möchten wir sagen, Darstellung und Reflexion fällt in dem Dronke'schen Buche auseinander. Bei Saß sieht man an jedem Worte, daß für ein Princip gekämpft wird; bei Dronke begnügen wir uns vor der Hand, uns interessant unterhalten zu lassen, und hinterher wird uns bewiesen, daß hier ebenfalls für ein Princip gekämpft wird. Dronke nimmt übrigens auf die Politik mehr Rücksicht als Saß, der consequent den Socialismus im Auge hat. Abgesehen aber hiervon und abgesehen von den verschiedenen Persönlichkeiten der beiden Verf., könnten wir nicht sagen, daß zwischen beiden Werken eine wesentliche Verschiedenheit stattfände, was uns um so weniger Wunder nimmt, als beide Autoren in Berlin dieselbe Stellung eingenommen und sich in denselben Kreisen bewegt zu haben scheinen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 161. — 10. Juni 1847.

Heine's „Atta Troll".

(Fortsetzung aus Nr. 160.)

Heine ist aber freilich nur in dieser poetischen Compositionsweise Romantiker geblieben, und selbst darin unterscheidet er sich von den alten Romantikern als wesentlich frei, klar und modern. Denn während in *ihrem* dumpfen, lichtlosen und verworrenen Pantheismus jenes Spiel Eins und Alles ist, ohne Anfang, Mitte und Ende, eine spielende Unendlichkeit: so tritt in den wahren, nach dem Classischen strebenden Allegorien Eine feste Gestalt, Ein Gedanke in den Mittelpunkt jedes Werks, und das Bunte, Phantastische spielt in der That „nur so darum herum", wie man zu sagen pflegt. In solchen Compositionen nimmt das Romantische wirklich nicht mehr Raum ein als die *Dämmerung* am irdischen Tage des Schaffens, während der Tag der alten Romantiker überhaupt Nichts als Dämmerung ist. Die größte (dramatische) Allegorie welche in alter und neuer Literatur existirt ist der zweite Theil des Goethe'schen „Faust". In diesem scheint in gewissem Sinne freilich jene classische Foderung des Einen lichten Gedankens nicht erfüllt zu sein; sie *scheint* es aber nur darum, weil Goethe in Wahrheit vielmehr versucht hat, Alle Gedanken, das ganze Licht des Alls, darin zu verkörpern, den Geist im einzelnen großen Menschen, den Geist in der ganzen Weltgeschichte, sein Aufleuchten in der Schönheit, im Wissen, in der That und endlich die ganze ewige Harmonie von Natur und Geist. Hier wissen wir nicht — und wußte er selbst nicht — die Einheit ganz und klar zu erfassen, weil die göttliche Fülle des Geistes zu mächtig war; „es ist ein incommensurables Werk", sagte er zuletzt mit vollem Recht.

Unser „Atta Troll" springt nun freilich mit einem Satz viele Stufen niedriger, ja sein Dichter selbst gibt uns „den ästhetischen Werth des Poems" vollkommen preis. So schlimm ist es aber nicht, sondern die Composition hat wirklich ihren ästhetischen Werth darin: daß die Fabel durchaus *in sich* poetisch erfunden ist und epische Einheit hat. Das lautet Wenig und ist doch Viel — nämlich viel mehr als die meisten modernen Poeten leisten, mehr auch als Heine im „Wintermärchen" geleistet hat; denn in diesem ist nur der Poet die Einheit, und es ist kein Schluß da, obwol allerdings der poetische und geistige Gehalt im Einzelnen vielfach größer ist. Um so mehr müssen wir nun hier bei einer so guten Anlage zu einem (wenngleich ganz exceptionnellen) *Kunstwerk* bedauern, daß wir Heine's Urtheil: der „Atta Troll" sei *unfertig*, ganz unterschreiben müssen. Wir wünschen ihm bessere Tage, in denen er mit jenem feinen Takt und jener Sorgfalt die ihm so sehr zu Gebote steht dies kleine Epos reinigen, vervollständigen und abrunden könnte. Wobei Das hauptsächlich nöthig wäre wird sich weiter unten noch zeigen. Der Witz springt nicht überall so schlagend hervor wie im „Wintermärchen", aber er ist nachhaltiger und besser, denn er liegt sehr oft nicht in einzelnen Pointen, Wortspielen, Seitenhieben, sondern *in* der Composition, *in* den Situationen; er ist also nicht im Wort erschöpft, sondern quillt immer neu aus der Phantasie des Lesers, der diese Situationen sich lebhaft vorstellt, der anzuschauen und das Unausgesprochene zu empfinden, zu ergänzen weiß. Eben deshalb aber läßt sich mit Sicherheit voraussagen, daß der „Atta Troll" beim großen Publicum durchaus nicht solches Glück machen wird wie das „Wintermärchen". Gerade die Stellen wo die Allegorie am besten ist, wo scheinbar die wenigsten oder gar keine directen Anspielungen vorkommen, wo die Anschauungen der germanischen „sittlichreligiösen" Demagogen am vollkommensten in eine Bärenseele übertragen sind, werden am wenigsten goutirt werden, und dieser Stellen sind verhältnißmäßig viele. Ebenso wird es mit einigen andern sein, die wahrhaft *classisch* zu nennen sind durch die vollendete Darstellung zweier Weltanschauungen in einem unscheinbaren Stoffe. Dergleichen liegt zu tief und ist zu fein; aber eben darum muß man es hervorheben, und die Kritik hat die Pflicht, dem Dichter Das zu ersetzen was er etwa vom Publicum nicht empfangen sollte. Wer stände sich übrigens in der letztern Beziehung besser als Heine, zu dem Jeder sich schon um des guten Geschmacks willen bekennen muß, wenngleich er stillschweigend das Seinige dabei denkt — oder vielmehr nicht denkt! Er versteht es den groben wie den feinen Pinsel zu führen. Mit dem einen hat er gezeigt, daß es mit der modernen Welt und mit der Vernichtung der alten Anschauungen ein sehr derber Ernst ist; — freilich

kann man sich dann, wenn man im Stall des Augias arbeitet, nicht immer wohlduftend erhalten. Erfreulich ist es aber nachher, wenn Hercules sich wäscht, badet und parfumirt, um auch den Damen auf eine feine Weise Dasselbe zu sagen was er vorher den Männern cynisch derb in die Ohren geschrien hat. Eine solche parfumirte Episode ist z. B. das Capitel vom Schnee, wo leicht, graziös und poetisch die ganze ungesunde Ueberschwenglichkeit und idealistische Sentimentalität verspottet wird. Heine läßt unter Anderm den Schnee sprechen wie die jungen Poeten ihn sprechen lassen, oder von sich selbst reden würden, welche anstatt zu arbeiten und Etwas zu sagen sich sehnen zu sterben, hinzugehen wie das Abendroth, sich aufzulösen in irgend eine selige Unendlichkeit. O, seufzt er:

> O ich armer Schnee, o wär' ich,
> Wär' ich doch ins Thal gefallen,
> In das Thal, wo Blumen blühen!
> Hingeschmolzen wär' ich dann
> Als ein Bächlein, und des Dorfes
> Schönstes Mädchen wüsche lächelnd
> Ihr Gesicht mit meiner Welle.

Oder am Ende wäre er gar ins Meer geschwommen, eine Perle geworden für irgend eine Königskrone.

> Als ich diese Reden hörte,
> Sprach ich: Liebster Schnee, ich zweifle,
> Daß im Thale solch ein glänzend
> Schicksal dich erwartet hätte.
> Tröste dich! Nur Wen'ge unten
> Werden Perlen, und du fielest
> Dort vielleicht in eine Pfütze,
> Und ein Dreck wärst du geworden.

Das ist Heine, er ganz, und er allein. Doch kehren wir zum Helden zurück.

Atta Troll hat sich also von der Kette losgerissen und ist in die Berge gelaufen; der Poet ruft seinen geliebten Pegasus an, ihm zu folgen:

> Traum der Sommernacht! Phantastisch
> Zwecklos ist mein Lied. Ja, zwecklos
> Wie die Liebe und das Leben,
> Wie der Schöpfer sammt der Schöpfung.

Diese Charakteristik mit ihrem feinen Hohn, mit dem sie das „Tendenzlose" in so gute Gesellschaft bringt, ist sehr hübsch. Aber unstreitig werden die Getroffenen triumphirend sagen: Heine habe sich selbst geschlagen, da seine Dichtung ja eine complete ausgesprochene Tendenzdichtung sei; er sei also ebenso verwerflich geworden wie die Bären die er erlegen will. Und doch ist ein ganz wesentlicher Unterschied; Heine hat sich die Freiheit wiedergewonnen — und der Witz ist um so beißender geworden —, daß er gar nicht besonders mit der Tendenz ausgeht diesen Bären zu erlegen, sondern er schweift überall ab, wohin ihm beliebt, vergnügt sich an den Kindern des Dorfs, an den Nichten des Fährmanns, und denkt nicht an sein Wild, das nur sein Begleiter, der Bärenjäger Lascaro, im Auge behält und endlich erlegt. Der Lascaro, der „todte Sohn der Hexe" Uraca, ist nun wieder wie jener Bärenführer eine Gestalt die man abgezeichnet glaubt, mit wenigen festen Strichen prächtig umrissen. Der und seine Mutter sind zwei ganz romantische Figuren; aber höchst glücklich wird der Aberglaube der Bergbewohner an diese hexenmäßige Uebernatürlichkeit in den Vordergrund gestellt, sodaß das Ganze mit der Schilderung des dortigen Volkslebens doch am Ende ein noch ganz modernes Bild wird, vervollständigt durch den Friedensrichter, der ein Voltairianer ist,

> Ein modernes, flaches Weltkind,
> Ohne Tiefsinn, ohne Glauben.

und die alten Weiber, denen die Uraca die Ochsen und Schweine behext, skeptisch mit ihren Klagen abweist.

Der geliebte Pegasus trägt den Poeten über Klippen und durch Thäler; da rauschen die Quellen, da wird sein Auge sehend, und seinem Ohre klingen selbst die thierischen Laute aus der Bärenhöhle im romantischen Thale Ronceval so verständlich, so menschlich — ja sogar so heimatlich. Atta Troll hat ein rührendes Wiedersehen mit seinen Töchtern und Söhnen gefeiert: seine Töchter, die „vierfüßigen Lilien", „blond von Haar wie Predigerstöchter", seine Söhne braun, nur der jüngste ist schwarz, genial und wird mit den bekannten malitiösen Seitenhieben auf den armen „Turnkunstmeister" geschildert als eine „Blüte autochthoner Bildung". Nun beginnt die beste Partie des Buchs, die demagogischen Reden die der Alte in seiner Familie gegen die Menschen hält. Das Witzige in der Anlage ist außer diesem charakteristischen Zug der „gemüthlichen" Opposition der Doppelsinn in dem die Menschen gefaßt werden. Die Menschen repräsentirt nämlich eigentlich der Poet, und indem der Bär gegen das ganze Geschlecht der Unterdrücker wüthet, zugleich aber die geistige Ueberlegenheit des Menschen ihn empört, gibt er ein Bild Derer die sich nicht nur gegen Könige und Aristokraten der Politik, sondern auch gegen die Aristokraten des Genies empören, gegen Die welche so ernste Sachen so poetisch leichtfertig behandeln.

Man sieht schon daraus, daß nicht allein die politische Poesie hat herhalten müssen, sondern überhaupt das ganze germanische Bärenthum; Atta Troll ist nur einer von ihnen, der zuerst alle andern Bäreneigenthümlichkeiten hat: die Sentimentalität, die Familienliebe, das struppige Burschenthum mit seiner Sehnsucht nach der Zeit „wo im Wald man Eicheln fraß und auf Bärenfellen saß", die ganze ernsthafte Bestiennatur; dann ist Atta Troll aber außerdem noch Poet — er ist ein Tanzbär. Aus diesem glücklichen Gedanken, den Tanz des Bären als seine Poesie zu fassen, ergeben sich nun verschiedene herrlich humoristische Declamationen, in denen die Weltanschauung des Bärenthums persiflirt wird bis in die feinsten Nuancen. Hier ist nur Eins zu erinnern. Aller Witz ist um so besser, je mehr er wirkliche Gestalten trifft, je weniger der Dichter selbst diese Gestalten erst für den Witz zurechtgemacht hat. In erster Beziehung mag nun allenfalls die Turnkunst und ihre Vertreter dem Messer verfallen sein, weil die Geschichte wenigstens die langhaarigen, ungekämmten und

ungewaschenen Originale recht gut kennt, wenngleich dieser Witz für die germanische Gegenwart theils etwas zu spät kommt, theils doch auch von Heine schon ziemlich ausgewitzelt ist. Doch ist Das noch eine Gestalt.

Raumer schreibt aber keinen so schlechten Stil, daß Witz darin wäre, ihn gerade zu wählen als ein Beispiel wie es der Bär im Tanzen so weit bringen könne wie der Mensch (R.) im Schreiben; Freiligrath als „Kameel" zu fassen, das seinen Landsmann, den Löwen, am besten besingen könne, ist ein bloßes Wortspiel, das nicht einmal trifft; und überhaupt wären alle Anspielungen auf den „Mohrenfürst" besser weggeblieben, mit Ausnahme eines Gleichnisses welches wirklich den Nagel auf den Kopf trifft und die zuweilen phantastisch lächerlichen Vergleiche Freiligrath's vortrefflich persiflirt. Ebenso wenig plastisch ist die Episode von Fürst Lichnowski, der als Schnapphahnski auf der Flucht durch Ronceval kommt, nur Eins ist dabei gut: daß eine der Töchter Atta Troll's sich in den ausländischen Flüchtling verliebt. Polen und Franzosen werden bezeugen können, daß diese letzte Wendung echt germanisch ist. So viel von der Gestalt. Sodann in Hinsicht auf das dichterische Modeln der Gestalten, um sie für den Witz zuzubereiten, müssen wir gegen die communistischen Declamationen protestiren, die auch, wenn wir nicht irren, erst später hinzugekommen und nicht damals (1841) geschrieben sind. So wahrhaft ergötzlich Manches in ihnen auch ist, zerstören sie doch die Einheit des Bärencharakters, der Witz trifft nicht unmittelbar wie die andern, weil Heine Das was in einzelnen Gestalten vorkommt Alles in eine zusammengedrängt hat, die sich nun eben nicht so findet. Gegen den Communismus in der struppig germanischen Tendenzmanier hätten wir Nichts zu sagen; aber das „Sittlichreligiöse" und die Polemik gegen die Atheisten paßt nun gar nicht mehr, da Jeder weiß, daß die Communisten gerade auf die Feuerbach'sche Theorie ihre „deutsch" communistischen Systeme bauen, und jedenfalls schon Das ein Fehler ist, daß der Communist gar nicht in seiner Eigenthümlichkeit aufgefaßt ist, wenn sich auch ausnahmsweise ein monströses Gehirn, das all diese Anschauungen vereinigte, denken ließe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Literatur Berlins.

(Fortsetzung aus Nr. 169.)

Auch über der zweiten Schrift liegt eine melancholische Stimmung, welche wir an der ersten hervorhoben. Dronke beginnt: „Die Locomotive pfeift. Von Trebbin, der letzten Station der Anhaltischen Eisenbahn, zieht es sich noch beinahe fünf Meilen lang gleichförmig, ununterbrochen fort; aber schon hier zeigt uns die Gegend die nähernde (?) Nähe des großen traurigen Sandmeers in dessen Mitte die große Stadt gleichsam als eine Oase liegt. Hinter uns, so flach und eintönig auch die Landschaften waren, boten sich doch zuweilen lachende Auen und grüne Waldstriche den Blicken dar; hier aber streckt sich unabsehbar eine graue, dürre Haide vor uns aus."... „Den Eisenbahnzug begleiten dichte Wolken eines feinen scharfen Staubes, welche den Reisenden den traurigen Anblick dieser Fahrt verhüllen. Keine freundliche Meierei, keine lachenden Felder, nicht einmal Fahrgleise oder Fußsteige gewahrt man stundenweit in dieser Gegend, welche fast von Allen verlassen wird, um Ersatz in der Stadt selbst zu suchen. Es ist öde und still ringsum, ein trauriges Bild, und doch charakteristisch, passend als Vorhof oder Vorbereitung für die nahe Stadt."... „Wer aber aus andern Gegenden, aus Thüringen oder vom Rhein hierher kommt, wird sicher von einem Gefühl der Trauer oder der Wehmuth überfallen. Der Anblick dieser öden, gelben, schweigenden Haide, wo selbst im hohen Sommer die Vögel kaum ihre Nahrung finden (woher weiß der Verf. Das?), übt einen seltsamen Eindruck auf uns aus, vielleicht auch ist es der scharfe Staub, der uns in die Augen fliegt.... Doch Geduld!" u. s. w.

Die Natur um Berlin übt allerdings einen „seltsamen Eindruck" auf uns; aber dieser ist schwer zu schildern, und vielleicht versteht es nur W. Alexis ihn wiederzugeben. Will man sich blos Sand in die Augen streuen lassen, so kann man noch nicht einmal gewiß sein, ihn richtig zu empfinden; denn die Mark hat auch ihre Berge welche gesehen sein wollen, wenn sie auch keine Alpen sind; sie hat ihr Tannengrün, das gegen den gelben Staub wunderbar absticht, und sie hat vor allen Dingen ihre Geschichte, welche sich zwischen diesen Kiefern entwickelt hat. Hat denn Dronke niemals von den Pichelsbergen einen Blick nach Spandau hinabgeworfen, und war es ihm dabei nicht als sähe er in dieser ärmlichen Natur die brandenburgische Geschichte lebendig vor sich stehen? Eben deswegen sind die neuesten Romane von W. Alexis so vortrefflich, weil sie überall die Uebereinstimmung der märkischen Natur und Geschichte zur Anschauung bringen und uns die eine aus der andern verstehen und liebgewinnen lassen.

Wir lassen nun den Verf. vorsichtig in Berlin ankommen und dabei in Gottes Namen allen den Gefahren entgehen von denen er den Ankömmling in Berlin umrungen glaubt, z. B. seiner Börse beraubt und von einer Grisette, die er noch niemals gesehen hat, als ein alter Bekannter, als „Heinrich, Franz, Jonathan, Nepomuk!" (I, 6) begrüßt zu werden. Dann durchwandern wir mit ihm die geraden, regelmäßigen Straßen der Hauptviertel, welche ihm sagen, daß in ihnen eine Revolution nicht möglich ist, daß zwei Kanonen sie beherrschen können. Bald sehen wir ihn „das Volkselement" prüfen an dem berühmten berliner Witze und besonders auch an dem berühmten „Eingesandt" der „Vossischen Zeitung". Die Berliner wissen welch eine Macht sie mit dem Letztern in Händen haben, und als eine „lobenswerthe Eigenthümlichkeit" wird dabei hervorgehoben, daß sie dieser Macht sich nie oder doch nur selten zu Privatinteressen bedienen, sondern immer nur Dinge berühren welche in ihren Augen das öffentliche Wohl der Stadt, den Rechtsschutz Aller und die damit zusammenhängenden Uebergriffe der Beamten und Behörden betreffen. Was etwa der Leipziger vor die Zweite Kammer bringt, Das wird vom Berliner in die Vossische „eingesandt". Die Philister besprechen sich am Abend in ihren Weißbierkneipen, tauschen ihre Ansichten aus und vereinigen sich zuletzt zu einer Art Urtheilsspruch, bevor sie mit einem „Eingesandt" an die öffentliche Meinung appelliren. Auch im „Philister" findet Dronke den Hauptzug des Berlinerthums, den kritischen Geist; er beschäftigt sich so gut als die eigentliche „Kritik" mit Allem, ist wißbegierig und prüft. „Nichts imponirt ihm; sein Urtheil ist kalt und ruhig, freilich bei falschen Voraussetzungen auch ebenso sicher als bei wahren." Trotz seiner Weisheit — wie leicht ist er zu täuschen, besonders wenn man ihm vorspiegelt, daß er auf eine leichte Weise Reichthümer erwerben könne; so ist er immer von neuem bereit, den Sperling in der Hand für die Taube auf dem Dache hinzugeben. Der Schwindel der in Berlin mit Sachen aller Art getrieben wird, täuscht fortwährend auch die Vorsichtigsten. Unternehmungen fabelhafter Art, besonders aber Häuserspeculationen sind der Köder mit dem die ehrsamen Spießbürger angelockt werden. Der Häuserkauf ist in Berlin etwas Alltägliches; Jeder kauft auf Speculation und ist in derselben Stunde wieder zum Verkauf bereit. Diese Leichtfertigkeit des Handels gibt dem Philister eine gewisse Sorglosigkeit, zumal er glaubt, daß er durch Speculationen „so solider

ter" noch am sichersten gehe. Die Betrügereien, auf welche es gleichwol dabei nur zu oft abgesehen ist, und welche so weit gehen, daß in dem nahen Potsdam sogar ein Gebäude bei Aufnahme eines Capitals verpfändet wurde das gar nicht existirte, möge man bei Dronke (I, 25, 26) nachlesen, sowie wir in Betreff des Schwindels beim Bauen auf Saß (32—36) verweisen.

Die Speculation dringt jedoch ins Innerste der Häuser hinein bis zum Familienleben durch. „Auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege (!) sucht ein Mann in den besten Jahren eine Lebensgefährtin, welche außer andern persönlichen Vorzügen eine Summe von so und so viel mitbringen kann. Doch wird weniger auf Schönheit als auf Herzensgüte gesehen. Tiefste Discretion. Adresse sub X." Eine derartige Annonce hat jedesmal ihren sichern Erfolg; sie gibt einem Theile der Residenz Viel zu denken, einem andern zu lachen, und verschafft ihrem Verfasser gewiß eine „Lebensgefährtin", vorausgesetzt, daß er sich nicht selbst einen Spaß gemacht hat. „In einem solchen Falle", erzählt Dronke, „erhielt Jemand, der ein «mäßiges» Vermögen zur Bedingung gemacht hatte, schon am andern Tage vier eingelaufene Adressen; unter den «Reflectirenden» war ein Beamter der ihm drei Töchter zur Auswahl stellte; ferner ein Mädchen welches mit außerordentlich schöner Handschrift und gewandtem Ausdrucke schrieb, daß sie höchst unglücklich mit ihrer herrschsüchtigen Stiefmutter und einem schwachen Vater lebe und jede Gelegenheit ergreife, um aus diesem Verhältniß zu kommen." Diese Heirathsschlüsse bilden gewissermaßen den Uebergang vom Familienleben zur Prostitution, zu deren Betrachtung wir übrigens keinem der beiden Autoren folgen mögen. Die Classification der berliner Prostitution ist ohnehin schon allgemein bekannt. Mit besonderer Theilnahme liest man jedoch die Schilderung der Grisetten, welche sich durch Fleiß, mäßige Bedürfnisse und Treue auszeichnen; mit ihren kleinen Ersparnissen helfen sie oft dem Geliebten aus Geldverlegenheiten; sie waschen und stricken für ihn, nehmen aber dafür in der Regel noch das beste „Ende", weil aus dem „freien Verhältniß" mit einem jungen, leichtsinnigen Mediciner später oft noch eine solide Ehe mit einem praktischen Arzte hervorgeht.

Auch begleiten wir Dronke weder zu Tische noch zu Stehely oder Kroll, sondern wir treffen ihn erst Nachts in einer Restauration unter den Linden wieder, wo Hazard gespielt wird, was in Berlin bekanntlich verboten ist, aber doch fortwährend geschieht. Er hat das Glück gehabt (denn für den Verf. eines Buchs über Berlin muß man es doch wol so nennen), von der Policei in einer Spielgesellschaft überrascht zu sein.

„An den Thüren standen Gendarmen, auf dem Stuhle des Bankhalters saß der Mann welcher die Spieler auf diese Weise überrascht hatte, neben ihm Herr v. R., mein Freund.... Er stützte den Kopf in die Hand und sah gelassen zu wie sein Nachbar, der sich als Criminalcommissarius vorstellte, eine Brieftasche hervorzog und sich nunmehr Einen nach dem Andern aus der Versammlung vorführen ließ. Jeder hatte die stereotypen Policeifragen zu beantworten: ob er gespielt, ob er habe spielen sehen und wie viel Geld er bei sich führe? Die Baarschaft selbst wurde Jedem weggenommen und notirt; Einige die sich Dessen weigerten wurden von einem der dienstthuenden Gendarmen untersucht. Unter ihnen befand sich eine Figur die ich in meinem Leben nicht vergessen werde. Der schwarze anständige Anzug, eine weiße Binde um das schmale traurige Gesicht mit dem dünnen Haupthaar sagten einem Jeden auf den ersten Blick, daß dieser arme Teufel sein Leben lang als Lohnbedienter oder in andern Dienstverhältnissen zugebracht. Auf die Frage des Commissarius: Was er sei? stützte er sich mit beiden Händen an den Tisch und erwiderte mit schaukelnder Bewegung des Oberleibes: Tafeldecker. Zugleich nannte er eine in der Nähe befindliche elegante Restauration als sein Domicil. «Haben Sie gespielt?» «Nein, Herr Commissair.» «Haben Sie spielen sehen?» «Nein, Herr Commissair.» «Zu welchem Zwecke halten Sie sich hier auf?» «Ich wollte eine Fricassée hier essen.» «Und dazu sind Sie mitten in der Nacht (es war 2 Uhr) hierher gekommen?» «Nein, Herr Commissair; ich bin vor 8 Uhr hierher gekommen und habe gewartet, weil ich mein Fricassée noch immer nicht erhalten habe.» «Haben Sie Geld bei sich?» «Jawol, Herr Commissair.» Und der Tafeldecker legte zwei Groschen auf den Tisch" u. s. w.

Beim Durchsuchen wird Herr v. R. als Edelmann vom Commissair dem Gendarmen zu besonders zarter Behandlung empfohlen. Der Bankhalter wird zuletzt durchsucht; er desavouirt alle Behauptungen über sein „Geschäft" mit großer Ruhe und scheint der Policei schon bekannt zu sein. Zuletzt wird die Geldsumme hervorgeholt welche die Eindringlinge auf dem Tische gefunden; die Nachfrage, wer sich zum Eigenthümer bekenne, wird von keiner Seite erwidert. Aus der ganzen Erzählung sieht man, daß der Verf. von Nr. 2 gegen den Verf. von Nr. 1 im Vortheile war, weil er zur Zeit wo er sein Buch schrieb sich nicht mehr in Berlin aufhielt und deshalb in demselben rücksichtsloser auftreten konnte. Dennoch aber hat er in dieser Hinsicht möglicherweise schon das von der Vorsicht gebotene Maß überschritten; zum mindesten ist uns Dies nach seinen neuesten Schicksalen nicht unwahrscheinlich. Gesetzt z. B., er wäre bei der von ihm hinlänglich bezeichneten Spielaufhebung nur incognito zugegen gewesen, zu einer Zeit wo er längst aus Berlin verwiesen war, so kennt er die deutsche Policei schlecht wenn er glaubt, sie werde es ihm je vergeben, daß er ihr noch obenein mit folgenden Worten einen Possen spielt:

„Später hörten wir Nichts mehr von der Sache. Es wurde Niemand vorgeladen, nur unser Geld blieb verschwunden. Einige wollen die Ansicht hegen, daß wir von listigen, verschlagenen Gaunern betrogen worden seien, eine Sache die allerdings in Berlin nicht besonders unwahrscheinlich wäre" (I, 161).

Einen komischen Eindruck macht es nun allerdings, daß mit der Abnahme des Geldes die Sache völlig „abgemacht" ist. Als die Gesellschaft mit leeren Taschen auf die Straße kommt, begegnen ihr einige barhäuptige Leute, welche bei dem Ueberfalle noch Zeit gefunden hatten, ohne Hut zu entspringen. Sie geben den Rath, vor der Policei ja Nichts von dem Spiele einzugestehen. Ihnen antwortet der Adelige, indem er „mit großer Kaltblütigkeit" an ihnen vorüberschreitet: „Wer sagt Ihnen denn, daß wir überhaupt gespielt haben?" Und damit sind die Acten geschlossen.

Wo Dronke über Moral und Sitten spricht, kommt er auch auf die sogenannten Freien und Emancipirten. Von den Erstern sagt er mit Recht, daß sie als Gesellschaft niemals existirt haben; dennoch erzählt er eine Geschichte von ihnen welche, ihre Wahrheit einmal vorausgesetzt, nur beweisen würde wie rastlos die „Kritik", der doch die Freien angehörten, in ihrer Entwickelung vorschreitet. Wohl möglich, daß nach dem Verbote der „Rheinischen Zeitung" und der „Halleschen Jahrbücher" das Freiheitsgefühl der Bauerianer das „Bestehende" zu höhnen versuchte, indem es sich, wie der Verf. (I, 157—59) z. B. erzählt, bei einer Trauung gar seltsam geberdete; aber jetzt hat die Kritik einen desto tiefern Frieden mit dem Bestehenden gemacht. Eine gewisse Lebenskraft, ein derber Humor, den man ihren Vertretern nicht absprechen kann, kam in letzter Zeit nur noch in einer Weise zu Tage bei der Niemand mehr principielle Absichten voraussetzen kann. Uebrigens treibt Dronke ein seltsames Spiel mit den „Freien", denn er wirft die Ausdrücke „Freie", „freies Verhältniß" und „Emancipirte" so völlig durcheinander, daß sie in einem ganz falschen Lichte erscheinen. Die eigentliche Emancipationslust ist in Berlin nur an der bekannten Madame Aston zum Vorschein gekommen, welche mit der Kritik nicht in Verbindung stand. Sie predigte allerdings das Evangelium der „freien Liebe". Wenn dagegen die „Freien" ihre Hausfrauen zuweilen an Orte führen welche die Männer sonst allein zu besuchen pflegen, so ist Das doch nicht gleich eine Emancipation des Fleisches, sondern höchstens eine Emancipation der Gattinnen.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 162. —— 11. Juni 1847.

Heine's „Atta Troll".

(Fortsetzung aus Nr. 161.)

Heine hat am Schluß der Scene, wo Atta Troll seinen Jüngsten des Nachts im Mondenscheine auf dem alten Druidensteine ewigen Haß der Menschheit schwören läßt, uns versprochen, in seinem nächsten Epos zu sagen wie der „Jungbär" seinen Schwur gehalten habe. Für diesen hätte er also lieber das Modernste aufsparen sollen was sich mit der Gestalt des Alten gar nicht verträgt; der Liberalismus vulgaris frühern Schlags wird z. B. sehr gut dadurch bezeichnet, daß er trotz aller Gleichheitstheorie sich nicht entschließen kann die Juden ganz zu emancipiren, weil er die Race persönlich nicht leiden mag; zum Communismus paßt aber weder Dies noch die Polemik gegen die Frivolität der Menschen. So ist die Gestalt des Atta Troll denn eigentlich ein Gemisch von den urgermanischen Patrioten der Freiheitskriege, von den Liberalen gewöhnlichen Schlags (deren Zeit doch auch schon ziemlich vorbei ist) und von den neuesten Erscheinungen. Ja, wenn wir ihn schärfer charakterisiren sollten, müßten wir sagen, daß wol nur das erste Moment die (so oft von Heine behandelte) Gestalt ausmacht, und alles Uebrige nur auf diesen burschenschaftlichen Urgermanen nach und nach übergetragen, in ihn hereinphantasirt ist; wie denn z. B. zu der politischen Poesie der Jahre 40 u. s. w. das Religiöse gar nicht mehr paßt. Heine ist zu verliebt in diesen alten Träger seiner ersten Witze, als daß er sich von ihm losmachen könnte; er ist etwas philisterhaft in dieser Marotte, und erst in seinem folgenden Gedicht — wenn Leben und Kraft ihm dazu vergönnt sind — wird sich zeigen, ob er sich davon emancipiren kann. Nehmen wir aber einmal den „Atta Troll" als ein „schön neu Lied" auf diese alte Weise, als eine moderne Phantasie und Variation auf das alte Thema, und fassen wir namentlich nicht blos den Inhalt der Reden des Bären, sondern ihren Charakter, das Tendenzmäßige, welches ja unsterblich unter uns zu sein scheint: so können wir uns ungestörter an der humoristischen Auffassung vergnügen.

Es ist gut, daß die Opposition des Bären gegen die Aristokratie der Menschen von einer doppelten Seite genommen werden kann: als das politische Raisonniren und zugleich als der Ingrimm Derer die auf ihre Gesinnung und ihren Charakter pochen und damit der Poesie ihr Recht der Unbefangenheit und dem Genie seinen Uebermuth gegen und über alle bornirten Parteien zu rauben oder doch als Frivolität zu brandmarken denken. Wäre es blos auf das Letztere gemünzt, so würde es nicht so ganz treffen; in der That scheint mir Heine in der Vorrede (und auch sonst) diese Richtung etwas carikirt und übertrieben von vornherein aufzufassen, und sowol die „Emeute", bei der er „Krone und Kopf verlieren sollte", als auch seine eigene Vertretung „der unveräußerlichen Rechte des Geistes" etwas zu sehr ins Große zu malen und zu hoch anzuschlagen. Die Allegorie, weil sie ganz rein und plastisch hier gehalten ist, gibt sich für beide Auffassungen her, und so ist ihm seine Poesie zu Hülfe gekommen gegen seine Eitelkeit. Eine unendliche Komik fließt aus der Anlage des Gedichts nun dadurch, daß der demokratische Dichter hier für die „Interessen der Geburt" streitet gegen den Revolutionnair aus den „untern Thierweltschichten", aus den „düstern Jammersphären der Gesellschaft", der Alles was nach Gewohnheitsrecht seit Jahrtausenden bestanden hat mit frecher Schnauze negirt. Als charakteristisch ist vor Allem hervorzuheben die Bornirtheit des radicalen Raisonnement, die Phantasie: wie Alles sich schnell machen würde, wenn nur Alle sich auf einige Zeit zu „gemeinsamem Wirken" verbänden, und endlich das Nivellirende, welches Denen so eigenthümlich ist und so gut ansteht die sich selbst freilich niemals über das Niveau des Philisteriums erheben würden —:

> Strenge Gleichheit! Jeder Esel
> Sei befugt zum höchsten Staatsamt,
> Und der Löwe soll dagegen
> Mit dem Sack zur Mühle traben.

Die als Frivolität verschriene Freiheit, in welcher Heine sich bewegt gegen Alles was durch Einseitigkeit dem Witze anheimfällt, mag es auch eine ewige Idee zum Grunde haben, kann sich nicht klarer herausstellen als wenn man gegen diese Persiflage der communistischen Ideen im „Atta Troll" die berühmten Verse im Anfang des „Wintermärchen" hält: „Es wächst auf Erden Brot genug" rc. Wer sich daran nicht freuen kann, wird selbst von den Hieben die dem unglücklichen Atta Troll ausgetheilt werden getroffen. Der Opposition gegen die „Frivolität" in der Poesie wird namentlich ein besonde-

res Capitel gewidmet; Nichts ärgert den Bären so sehr als das sauersüße Zucken ums Maul, das ewige Lächeln der Menschen, mit dem sie sogar die Tanzkunst entweihen, die doch ein Cultus sein sollte. Hier blickt eine Anspielung auf die ausgetretenen Phrasen über Poesie und Religion durch; der Bär erinnert an David's Tanzen vor der Bundeslade:

> Tanzen war ein Gottesdienst,
> War ein Beten mit den Beinen.

Ebenso wird in den religiösen Ermahnungen die der Alte seinen Söhnen gibt das ausgedroschene Stroh der „Herrlichkeit Gottes in der Natur" mit zwei ganz unmerklichen Bewegungen in die komischste Figur gelegt:

> Selbst das kleinste Silberläuschen,
> Das im Bart des greisen Pilgers
> Theil nimmt an der Erdenwallfahrt,
> Singt des Ew'gen Lobgesang.

Oder wer dächte nicht an Alles was seit Klopstock Ueberschwengliches gereimt ist von Harfen und Psalmen vor Gottes Thron, die alle singen werden, wenn Atta Troll den alten fleckenlosen majestätischen Eisbär da oben beschreibt, vor dem die heiligen Bären den Hochtanz tanzen, „wo der Strahl der Gnade das Talent entbehrlich macht".

Aus Atta Troll's Höhle führt uns der Poet nun auf seinen Jagdstreifereien in den steilen Bergen weit herum, auf diesen niederträchtig schlechten Treppen des großen Tempels der Natur, von dem die Poeten singen. Ich glaube übrigens nicht, daß sein ästhetisches Gefühl sich seiner Menschenliebe so weit gefügt hat, um das Kind Capot's zu küssen in dessen Hütte er geht, ein Kind das „einer kranken Spinne" gleicht; sondern ich halte diese Episode einfach für ein Tendenzeinschiebsel; selbst wenn es wahr wäre, hätte er es nicht so erzählen sollen, weil es in dieser Verbindung nothwendig als Tendenz erscheint; er hat von seinen Feinden die schlechte Gewohnheit auch einmal angenommen: wer Pech angreift, besudelt sich! würde er vielleicht sagen. Auf diesen Fahrten beginnt nun die Romantik, und bald ist er ganz eingesponnen in ihr altes Zaubernetz. Zuerst kommt sie nur wie ein Traum in der Hütte des alten Fährmanns und dann auf der nächtlichen Fahrt über den dunkeln Lac de Gobe. Es ist graziös, wie er sich aus den acherontischen Todtenphantasien, die da um ihn weben, rettet, indem er die Mädchen küßt und das Cogito, ergo sum neu übersetzt: „Ja, ich küsse, also lebe ich!" Was aber der Alte von den Geschichten des Landes erzählt, von den dummen Riesen, die das Meer für den Himmel ansahen, sich in diesen Himmel stürzten und ersoffen; dann von dem neuen Zwergengeschlecht, das durch das Gold mächtig wird —: Das gehört ganz zu dem „Unfertigen", wozu er selbst sich bekennt. Es ist eine Anlage zu romantischer Zukunftspoesie, aber es ist weder klare Gestalt noch Naivetät erreicht, es ist, sowie es da ist, unfertige Tendenz.

Dasselbe möchte man auch versucht sein hier und da von den folgenden Capiteln zu sagen, in denen die Romantik aufersteht und ihr lustig tolles Wesen treibt. Aber sollen wir uns nicht begnügen mit den anschaulichen Schilderungen, mit dem Witz, welcher darin liegt, daß in der Hexenküche der Romantik die Todeskugel für den Tendenzbären gegossen wird? Muß nicht, wenn doch einmal die Tendenz erlegt werden sollte, die freieste holde Willkür dem „frivolen" Dichter erlaubt sein? Ganz gewiß, aber er zeigt an einzelnen Stellen, daß er sehr gut diese scheinbare Willkür in den Gang der Erzählung zu bannen weiß, er versteht die alten Fabelgestalten und Traumgebilde so anzuschauen, daß sie plötzlich entweder eine Allegorie werden oder doch durch den Contrast mit dem modernen Wesen zusammenhängen. So sind an zwei oder drei Stellen im „Wintermärchen" die scheinbar willkürlichsten Träume dennoch mit einer gewissen Gründlichkeit, ja mit einem unverkennbaren künstlerischen Ernst behandelt. Hier nun tadeln wir nur, daß an verschiedenen Stellen Andeutungen und Anspielungen gemacht sind, ohne daß die Sache recht zum Vorschein kommt; bedeutungsvolle Züge werden in die Bilder gemalt, aber sie sagen zuletzt Nichts, sie reizen nur zu suchen — und das ist freilich eine Aehnlichkeit mit den Romantikern, aber leider eine schlechte.

Die Hütte der Hexe ist mit Bergkräutern und ausgestopften Vögeln geschmückt, denn Uraca treibt „officiell" das honnete Geschäft mit ihnen zu handeln. Von diesem wilden betäubenden Duft angeregt, flattern die alten romantischen Träume mit ungewissem Flügel um das Haupt des Poeten, die Vögel bewegen sich schauerlich nickend, ach, wo hat er doch diese Schnäbel, diese Philister nahen gesehen? Und der Wind im Kamine, klingt er nicht wie Aechzen bekannter Stimmen von armen getrockneten Seelen? Man sieht, es war auf eine literarische Hexenküche angelegt, es bleibt aber unfertig, und nur ein armer Schwabendichter wird jener Beleidigung, die nun auch wol endlich vergessen werden sollte, da sie genug gerächt ist, zum Opfer gebracht; er fungirt als Mops bei der Hexe, die ihn verwandelt hat, weil seine „sittlichreligiöse" Muse ihm einen Abscheu vor der frivolen Liebe Uraca's einflößte. Heine darf schon Etwas wagen, allein der Witz über die Gedichte Gustav Pfizer's, die man nicht lesen könne ohne einzuschlafen, scheint uns doch etwas zu abgenutzt und wohlfeil an sich; nur der Ton mit dem die ganze bedauernde Rede vorgebracht ist wirkt noch komisch. Die Träume weben wunderlich ihren Flor und spinnen ihre Netze, bald leicht und duftig, bald drückend wie ein böser Alp. Da träumt der Poet in einem großen Festsaal zu sein, gewiß groß genug für ein Monster-Zweckessen; der Ball beginnt, die Bären tanzen, immer wilder, immer toller werden sie von den weißen verhüllten Gespenstern hin- und hergerissen — ach die plumpen Geschöpfe, die mit ewigen Engeln, geflügelten Ideen zu tanzen sich erkühnen, und nur fleisch- und blutlose abstracte Gespenster umarmen! So leise hier die Andeutungen sind, genügen sie doch vollkommen zum Verständniß.

(Der Beschluß folgt.)

Zur Literatur Berlins.

(Beschluß aus Nr. 161.)

Wollen wir den Verf. noch ferner begleiten, so müssen wir hier einen Sprung machen von den „Freien“ zu der „liberalen Geldaristokratie“ und dem „Proletariat“. Das „Hauptproletariat“ findet man in dem auch von Saß beschriebenen Voigtlande, so genannt von den Einwanderungen wirklicher Voigtländer, welchen die berliner Speculation hier zuerst Wohnung und Obdach bot. Mitten unter elenden Hütten stehen sieben große Häuser, in welchen sich 2500 Menschen in 400 Gemächern befinden. In jedem dieser Häuser ist ein Inspector, welcher auf das Hausreglement sehen und den Miethzins eintreiben muß. Mitten durch die Stuben geht ein Seil das die beiden Familien trennt, welche in der Regel gemeinsam Ein Zimmer bewohnen. Die meisten Bewohner wenden sich um Unterstützung an die Armendirection, welche dann zunächst sorgfältig untersucht, ob sie nicht irgendwie noch Etwas verdienen können. Eine Frau die noch Muttermilch hat bekommt Nichts: sie mag sich als Amme vermiethen; die Meisten werden mit einem Almosen abgefunden, und zwar „einmal für allemal“! Wer verhungern will, bekommt einmal für allemal zwei Thaler. Sind diese aufgezehrt, so borgt ihm vielleicht, wie in dem von Dronke der Bettina nacherzählten Falle, ein blinder Leierkastenmann eine Hose und ein Hemd, damit er es versetze, und schenkt ihm später beim Tode seines Kindes einen Thaler zur Bestreitung der Begräbnißkosten. Die Armendirection aber hat längst ihre Schuldigkeit gethan. Vom 15. Dec. bis 15. April werden in der Residenz die berühmten Armensuppen gekocht; Dies geschieht also auch wieder in jedem Jahre einmal für allemal, und man erinnert sich wol aus den Zeitungen, daß die Armendirection auch am letztverflossenen 15. April — „trotz alledem und alledem“ — ihr Suppenkochen einstellen wollte. Wer nicht 60 Jahre alt ist, wird selten unterstützt, und wer unterstützt wird, erhält ungefähr den Betrag der Hausmiethe, ist dafür aber selbst von der Suppenvertheilung ausgeschlossen. Ein Mann von 82 Jahren, dessen Söhne im Befreiungskriege gefallen sind, liegt gelähmt zu Hause und kann sich nicht rühren; die Armendirection — bezahlt für ihn die Hausmiethe. Wir können uns also jetzt ein vollständiges Bild machen von dem Schicksale eines Proletariers, der dem Hungertode nahe ist: hat er Unglück, so bekommt er, wie gesagt, einmal für allemal zwei Thaler; geht es ihm passabel, so bekommt er Suppen vom 15. Dec. bis 15. April; bekommt er aber regelmäßig die Miethe, so hat er Glück: denn dann hat er Aussicht als ehrlicher Mann zu sterben, weil der Hausvermiether vielleicht noch der Einzige gewesen wäre der ihm Credit gegeben hätte.

Unter diesen Umständen ist die Armendirection natürlich bei ihren Kunden nicht besonders angeschrieben, und diese vergessen es ihr nie, daß sich eins ihrer Mitglieder einst erhängt hat, sein Nachfolger aber wegen Veruntreuung der Gelder abgesetzt ist und ein Bettler wurde. Was man ihr aber mit Recht zum Vorwurf machen kann, ist ein entschiedener Mangel an Energie. Der Leser vergegenwärtige sich die Thätigkeit einer von redlichem Amtseifer durchglühten Barmherzigen Schwester, oder er vergegenwärtige sich die Thätigkeit irgend einer Person welche sich in diesen Tagen durch Wohlthätigkeit ausgezeichnet hat, und er wird finden, daß in Zeiten der Noth die Mittel welche solchen Personen zu Gebote stehen ganz in demselben Maße wachsen wie ihre Energie und ihr redlicher Wille zu helfen. Es läßt sich hierfür ein recht frappantes Beispiel anführen. Wer seine Gedichte herausgibt und es dabei zum Nebenzwecke macht, daß der Ertrag den Armen zugute kommen soll, kommt gewiß selten nur auf die Kosten. Derselbe Schritt aber kann noch immer eine ungeheuere Wirkung thun und wird sie thun, sobald sich das Publicum überzeugt, daß der Unternehmer in Bezug auf die Sache rein dasteht und wirklich keinen andern Zweck erreichen will als den angegebenen.

Die Armendirection ist bereits eine Behörde, und bald macht uns der Verf. noch mit andern Classen des Beamtenthums bekannt. Daß eine geheime Policei in Berlin organisirt ist, gilt ihm als ausgemacht, und außerdem richtet er seine Aufmerksamkeit besonders auf die Postverwaltung. Von dem sogenannten Schwarzen Cabinet weiß er nach einem weniger bekannt gewordenen Buche von Kombst Manches zu erzählen, und auch sonst über Hrn. v. Nagler's Wirksamkeit Interessantes mitzutheilen:

„Herr v. Nagler war (zu der Zeit wo er preußischer Gesandter am Bundestage war) bekanntlich auch Generalpostmeister, und wußte sein ganzes Departement für seine Zwecke zu benutzen und in seinem Sinne so musterhaft zu besetzen und in Ordnung zu halten, daß es ihm an keinem Orte wo ein preußischer Postbeamter war an Nachrichten fehlen konnte. Dies bezieht sich sowol auf die im preußischen Staate selbst bleibend beschäftigten Beamten wie auf diejenigen welche auf Commissionen im Auslande anwesend waren. Günstig war in dieser Hinsicht Hrn. v. Nagler auch die zerstreute Lage der preußischen Provinzen, sodaß er ebenso wol über Polen wie über Belgien und Frankreich in wichtigen oder sonst von ihm bezeichneten Fällen die schnellsten und ausführlichsten Nachrichten erhielt.“

Daß Dergleichen jemals geschehen, ist jedoch von Nagler nie zugestanden. Kombst, der bei Nagler Gesandtschaftssecretair war und ihm zuweilen über Bücher berichten mußte, theilte ihm einst mit, daß der ehemalige polnische Staatsreferendar Hube sich in einer gegen Preußen gerichteten Schrift unter Anderm deßhalb beschwert habe, weil man während seines Aufenthalts in Berlin seine Briefe auf Nagler's Befehl geöffnet habe. „Sie wissen, daß Dies dummes Zeug ist“, antwortete der Generalpostmeister; „übrigens sind Dies wahre Kleinigkeiten gegen Das was anderwärts geschieht.“ Und nun erwähnte er „mit wahrem Behagen“ des Verfahrens in Oestreich, wo man sich nicht begnüge die Briefe blos zu „perlustriren“, sondern sie auch zugleich „intercipire“. Der Meister in solchen Dingen sei der Großfürst Konstantin gewesen, welcher ihn bei einer Anwesenheit in Frankfurt einmal weitläufig von diesem Gegenstande unterhalten und geäußert habe, daß er wahrscheinlich die ausgesuchteste Sammlung von unterschlagenen Briefen besitze. Diese habe er sämmtlich in Maroquin binden lassen, und sie machten in 33 Bänden seine Cabinetsbibliothek und interessanteste Lecture aus.

In dem Capitel „Kunst und Theater“ hat Dronke sich allerdings bemüht, uns ein umfassendes Bild statt eines polemischen Artikels zu geben, ohne es deshalb an Angriffen auf die Direction des königlichen Theaters fehlen zu lassen. Wollten wir auf diesen Abschnitt näher eingehen, so würden wir es als der Kritik vollkommen unwürdig bezeichnen müssen, daß der Verf. solchen Schauspielern wie Hr. Hendrichs und sogar Hr. v. Lavallade noch Gnade zu Theil werden lassen kann. Zum Schlusse verweisen wir auf die Uebersicht, welche Dronke über die innere Entwickelung Preußens gibt, die wir hier übergehen müssen. 119.

Die Politik Ludwig's XIV. und ihr Ausgang.

Der Weg welchen Ludwig Philipp in Bezug auf die spanischen Angelegenheiten eingeschlagen, mahnt lebhaft an die Politik die Ludwig XIV. für die Ausbreitung der Herrschaft seiner Dynastie über den Süden Europas verfolgte; ob sie für die jüngern Bourbons schließlich denselben Ausgang nehmen wird zu dem sie die ältern endlich geführt, wird die Zeit lehren. Die langen und oft langweiligen Erörterungen der großen Tagesfrage in den politischen Zeitungen während des letzten Jahres haben Diejenigen welche nicht Politiker von Beruf und Neigung sind, und deshalb den ganzen Gang der Frage nicht aufmerksam verfolgt haben, manches Interessante entgehen

lassen, was darauf ein helles Licht werfen kann. Da die Vergangenheit der Zauberspiegel ist in dem sich die Zukunft malt, so kann es für Niemanden ohne Interesse sein, an die Aufschlüsse erinnert zu werden welche das bekannte Werk Capefigue's, „Diplomatie de la France et de l'Espagne depuis l'avénement de la maison de Bourbon", über die Schleichwege und geheimen Vereinbarungen gibt mittels welcher die Politik des „großen Königs" damals ihren Zweck zu erreichen trachtete. Durch den letzten Willen Karl's II., Königs von Spanien, ward festgesetzt, daß Philipp von Anjou, der zu dessen Thronfolger ausersehene Enkel Ludwig's XIV., vor allen Andern auf alle und jede Ansprüche an die französische Thronfolge für sich und seine Nachkommen verzichten solle. Diese Verzichtleistung fand der Form nach in Gegenwart des spanischen Gesandten statt. Aber eine geheime Urkunde, mit dem Familiensiegel Ludwig's XIV. versehen, hielt jene Ansprüche des Herzogs von Anjou unversehrt aufrecht. Diese wichtige Urkunde theilt das angeführte Werk Capefigue's in folgender Fassung mit:

„Wir Ludwig ꝛc. haben ausgesprochen, verordnet und erklärt, und sprechen es aus, verordnen und erklären durch Gegenwärtiges, daß unser theuerer und geliebter Enkel, der König von Spanien, die Rechte seiner Geburt in derselben Weise sich vorbehält, als wenn er wirklich in unserm Königreich seinen Wohnsitz hätte. Und insofern unser theuerer und vielgeliebter Sohn, der Dauphin, als unser echter und rechtmäßiger Nachfolger und Erbe unserer Krone und Staaten, und nach ihm unser theuerer und vielgeliebter Enkel, der Herzog von Burgund, insofern, was Gott in seiner Gnade verhüten möge, es sich ereignen sollte, daß unser besagter Enkel, der Herzog von Burgund, ohne männlichen Sprossen versterben, oder daß seine rechtmäßig erzeugten Kinder vor ihm sterben, oder daß besagte männliche Kinder keine rechtmäßigen Sprossen hinterlassen sollten, in solchem Falle soll unser Enkel, der König von Spanien, kraft seines Geburtsrechts der echte rechtmäßige Erbe und Nachfolger unserer Krone und unserer Staaten sein, ob er auch abwesend wäre und seinen Wohnsitz außer dem Reiche hätte, da wir wollen, daß den oben angeführten Gründen zufolge weder der König von Spanien noch seine männliche Nachkommenschaft darum für weniger fähig gehalten werden sollen, die Erbschaft unserer Staaten oder irgend eine andere Erbschaft, die ihnen in unserm Reiche zufallen könnte, anzutreten."

Zwar war diese Urkunde sehr geheim gehalten worden, aber die Entwürfe die sie aussprach wurden vermuthet, und beim Frieden zu Utrecht verlangten die britischen Unterhändler nicht nur, daß Philipp auf alle Ansprüche auf die künftige Thronfolge in Frankreich verzichten, sondern daß auch die französischen Prinzen von Geblüt, von den Herzögen von Berri und Orleans bis zum Prinzen von Conti, jede Erbansprüche an die spanische Krone gleichfalls aufgeben sollten. Dem englischen Minister Bolingbrocke lag diese Sache dergestalt am Herzen, daß er dem Lord Dartmouth in einem Schreiben dringend anlag darauf zu bestehen, daß die französischen Generalstände zu Blois oder Tours nach altem Brauch des Königreichs zusammenberufen würden, um diese Verzichtleistung in Empfang zu nehmen und einzuregistriren. An jenem Schreiben Bolingbrocke's war dazu bemerkt: „daß König und Prinzen von Geblüt unter keinen Umständen ihren persönlichen Verzichtleistungen nachgekommen, wenn sie nicht durch Repräsentativversammlungen beglaubigt worden, wie Solches die Acte der Infantinnen von Spanien beweisen könnten, denen man während der Erbfolgekriege bis zum gegenwärtigen Tage nicht die geringste Rücksicht geschenkt habe." Hierauf antwortete der französische Bevollmächtigte de Torcy: „daß die Generalstände Frankreichs keine regelmäßig und in bestimmter Zeit zusammenberufene Versammlung nach Art des englischen Parlaments seien. Diese Stände hätten sich stets auf eine Art in die staatlichen Unruhen in Frankreich gemischt, daß der König nimmermehr in eine Zusammenberufung willigen werde; daß eine förmliche, vom französischen Parlamente in Empfang und zu Urkunde genommene Verzichtleistung völlig hinreichen müsse. Die französischen Parlamente wären in einige der Rechte der allgemeinen Stände eingetreten. Sie wären die einzige im Königreiche vorhandene Behörde, die gesetzlich befugt sei Verträge zu prüfen und gutzuheißen." Bolingbrocke kam selbst nach Paris, um Zeuge dieser Entsagung zu sein. Der Herzog von Berri leistete den Eid mit großer Kaltblütigkeit, der Herzog von Orleans mit augenscheinlicher Aufregung. Für den Letztern lag darin ein doppeltes Opfer, indem er nicht nur auf die Ansprüche durch seinen Neffen, sondern auch auf diejenigen verzichtete welche er von seiner Großmutter Anna von Oestreich, der Gemahlin Ludwig's XIII., geerbt hatte. Oestreich und Holland hießen die Verzichtleistungen im Vertrage von Rastadt förmlich gut. Ein Jahr nach Abschluß dieses Vertrags starb Ludwig XIV., und da er zum Thronfolger nur ein schwaches gebrechliches Kind hinterlassen hatte, das man einem frühen Grab für verfallen hielt, so bekam die Frage der Thronfolge in Frankreich und Spanien sogleich eine unmittelbar praktische Bedeutung. Wenn Ludwig XV. als Kind sterben sollte, würde die Krone nach der Erbfolge dem Könige von Spanien, Philipp, zufallen oder dem Herzoge Philipp von Orleans kraft der Entsagungsurkunde? Die spanischen Kronjuristen und eine kleine Minorität im französischen Parlament behaupteten, daß die geheime Urkunde Ludwig's XIV. die Frage entschiede, insofern die königliche Familie davon betroffen werde, und daß „in keinem Falle ein Prinz befugt ist rechtmäßige Ansprüche aufzugeben, da er der Nation gegenüber stets als ein Minderjähriger zu betrachten sei". In diesem Satze stimmten alle Anhänger der Regierungs- und Staatsgrundsätze Ludwig's XIV. überein; daß er nicht zur Geltung kam, verhinderte vielleicht blos der Umstand, daß das Interesse des Herzogs von Orleans dabei auf dem Spiele stand, welcher die ihm während der Minderjährigkeit des Königs zufallende Regentschaft und die wahrscheinliche Aussicht auf baldige Thronfolge verloren haben würde, wenn Philipp's Ansprüche von ihm anerkannt worden wären. Er näherte sich deshalb England, und es kam jene Quadrupelallianz gegen Spanien zu Stande, welche die ehrgeizigen Pläne Philipp's II. und seines Ministers Alberoni zu nichte machte.

26.

Literarische Notiz aus England.

Neuer Roman der Gräfin Blessington.

Die Gräfin v. Blessington hat ein neues Kind ihrer Muse der Welt geschenkt. Es heißt: „Marmaduke Herbert; or the fatal error. A novel founded on fact" (3 Bde.). Die Verf. hat darin ihre bisherige Richtung gewissermaßen verlassen, die darauf hinausging, die Gebrechen der gegenwärtigen Gesellschaft aufzudecken, wobei es ihr auf eine Uebertreibung und Entstellung mehr oder weniger nicht eben ankam. Der jetzige Roman ist mehr eine Art Schauergeschichte, deren Held, von Widerwärtigkeiten aller Art verfolgt, endlich wo eine günstige Wendung in seinem Schicksale einzutreten scheint in ein schreckliches Geheimniß gezogen wird, das ihm, obwol er unschuldig an dem Tode des jungen und schönen Geschöpfs ist, dessen Untergangs er Zeuge gewesen, unablässig wie ein Gespenst verfolgt, und das selbst die Ehe mit der Schwester dieses Opfers vergiftet. Die Sühnung und Erlösung tritt erst ein, nachdem seine Frau aus Kummer über den unbegreiflichen Tiefsinn ihres Gatten gestorben, und er in blinde Abhängigkeit von einem Wesen gerathen ist das teuflischerweise sich in sein Vertrauen geschlichen und das entdeckte Geheimniß benutzt, um sein Quälgeist zu werden, bis endlich durch das Uebermaß dieser Peinigung die Feder der edeln Gräfin sich gemüßigt findet eine Entwickelung eintreten zu lassen welche den unglücklichen Helden erlöst.

12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 163. —— 12. Juni 1847.

Heine's „Atta Troll".

(Beschluß aus Nr. 162.)

Während nun die Schicksalskugeln gegossen werden, treten wir hinaus in die warme Vollmondssommernacht vor St.-Johannes: — da hebt der ganze Spuk an, die Hörner klingen, die Peitschen knallen und die wilde Jagd braust auf gespenstischen weißen Rossen vorüber, unter ihnen der lächelnde Wolfgang, der von Hengstenberg verdammt ist und nun mit heidnischem Gelichter die Jagdlust des Lebens fortsetzt; der große William, dem auf bockendem Esel sein unseliger Commentator Franz Horn ängstlich nachfolgt, und dann die Weiber, die Nymphen, „mythologisch splitternackt", „die zugeknöpften Ritterfräulein", und endlich all das moderne reizende liederliche weibliche Gesindel. In drei Gestalten drängt Heine nun alle auftauchende Glut versunkener Lust, allen heißen Taumel, und die drängende Sehnsucht und das heiße phantastische Lachen, mit Einem Wort, alles romantische, leidenschaftliche Leben der freien Lust und des vollen Genusses zusammen, Gestalten mit prächtig warmen Farben gemalt, und ein Zucken des Uebermuths schweift um seine Lippen, wenn er dies Leben mit den ernsthaften Bestien, mit den plumpen Bären der Tendenz, der Gesinnung, des Charakters vergleicht. Diana, die ihre Strenge bereut — die Lust ist spät, so stark in ihr erwacht, und in ihrem schwarzen Auge

> Loderte ein grauenhaftes
> Und unheimlich süßes Feuer,
> Seelenblendend und verzehrend.

Nach ihr die reizende Fee Abunde mit der celtischen Anmuth und dem süßen Lächeln, und endlich Herodias mit dem blutigen Haupt des Täufers, den sie liebte, den sie tödten ließ im Zorn, und in Liebeswahnsinn starb.

Diese ganze Scene und die Sehnsucht nach der zärtlich wahnsinnigen Herodias, die den Poeten wild ergreift, kann freilich jene „Tugend", die er den „Schwabendichtern" sich vindiciren läßt, nicht in Anspruch nehmen, aber wohl was der Mops von den andern Dichtern sagt, nämlich Feuer, Leidenschaft und Geist; denn geistvoll ist diese Wahl der drei Gestalten, die, an die romantische Rückkehr der antiken Welt in den mittelalterlichen Teufelsgestalten, an die germanische Naturromantik, und endlich an das christliche Element anknüpfend, plastisch eine Allegorie des ganzen reichen Bildes der verlorenen romantischen Zeit darstellen. Am andern Nachmittag sitzt er an der Quelle unter dem Eschenbaum und versinkt in träumende Sehnsucht nach diesen Gestalten. Am klarsten tritt Das in den neckenden Versen hervor, die davon reden wo sie sich am Tage verbergen: die Fee Abunde auf ihrem lieblichen Eiland im Stillen Meer der Romantik, das nur auf den Flügeln des Fabelrosses die ihn tragen zu erreichen ist. Denn

> Niemals ankert dort die Sorge,
> Niemals landet dort ein Dampfschiff
> Mit neugierigen Philistern,
> Tabackspfeifen in den Mäulern;
> Niemals dringt dorthin das blöde
> Dumpflangweil'ge Glockenläuten,
> Jene trüben Bumm-Bammklänge,
> Die den Feen so verhaßt.

Herodias aber liegt bei der Stadt Jeruscholayim (bekanntlich die jüdische Aussprache von Jerusalem) begraben, mit ihr möchte er sich vermählen, sie in der Nacht begleiten auf dem tollen Ritte der Lust, und am Tage weinend auf dem Schutt der Königsgrüfte sitzen. Höchst eigenthümlich ist der Schluß dieser Stelle, und wir müßten sehr irren, wenn Heine hier nicht eine Absicht gehabt hätte, die aber in der Ausführung „unfertig" geblieben ist. Es heißt:

> Alte Juden, die vorbeigehn,
> Glauben dann gewiß, ich trau're
> Ob dem Untergang des Tempels
> Und der Stadt Jeruscholayim.

Wenn man daran denkt, wie vielfach der Dichter misverstanden wird, namentlich dann, wenn er um ein Verlorenes klagt, so muß man wol darin eine geistvolle Anspielung suchen, des Sinnes: daß der Dichter immer nur um die untergegangene Schönheit, um die zerstörte Gestalt, um Das was lebendig, groß, leidenschaftlich und schön in der alten Zeit war, klagt; während die Zurückgebliebenen, denen es um die Form, um das Vergängliche zu thun ist, ihn misverstehen und für einen von den Ihrigen halten. Wir haben Das erlebt in den Angriffen auf Schiller's „Götter Griechenlands", und sehr frappant in der katholischen Auslegung der Schlußscene des Goethe'schen „Faust" (wie sie Görres z. B. gegeben

hat, der die kirchlich-religiösen Gestalten des Katholicismus, die Himmelskönigin u. s. w. wirklich für den endlichen Triumph der katholischen Weltanschauung hielt, während Goethe doch nur eine Gestalt wollte in der er die ewige Liebe als weltbeherrschend anschaulich machen konnte). Sehr möglich, daß einzelne Gedichte, namentlich im „Buch der Lieder" (z. B. die „Wallfahrt nach Kevlar", oder auch das wundervolle Bild des christlichen Festmorgens und des Erlösers mit dem Sonnenherzen), so misverstanden sind. Es ist freilich eine Täuschung wenn Heine glaubt, in solchen vereinzelten Klängen wirklich Das geleistet zu haben was er unbezweifelt hätte leisten können: eine letzte Wiedergeburt der christlichen Welt, eine Verklärung Dessen was schön in ihr war. Er scheint es freilich zu glauben, denn in den Schlußworten an Varnhagen von Ense sagt er vom „Atta Troll" oder doch überhaupt von seiner Romantik:

> Ist es nicht das fromme Läuten
> Der verlor'nen Waldkapelle?

Das ist eine Selbsttäuschung. Er verwechselt sein Talent mit den wirklichen Leistungen dieses Talents.

Jetzt wird das Lied „vernünftig" und kehrt zum Atta Troll zurück. Er liegt in seiner Höhle, er ahnt seine baldige Auflösung, denn im Traum hat er geflügelte himmlische Bärenengel gesehen. Da hört er einen brummen — ist das nicht die süße Stimme der theuern Mumma? In Liebeseile rennt er heraus, und ach! in dem Thal von Ronceval, wo einst Roland seine Seele aushauchte, fällt auch er durch die hinterlistige Kugel des Lascaro. Uraca hatte den Ton seiner Geliebten nachgeahmt und ihn so ins Verderben gelockt. Feierlich wird er nach Cauterets transportirt, der Maire hält eine herrliche Rede zum Lobe des Lascaro; die Haut wird mit Scharlach verbrämt, und jetzt liegt sie in Paris, in Juliettens Schlafgemach als Fußdecke vor ihrem Bett. Wenn der Homer auf dem Fell seines Helden steht, denkt er schmerzlich an Schiller's Worte: „Was unsterblich im Gesang soll leben, muß im Leben untergeh'n!"

Es schien mir der Mühe werth, etwas genauer einzugehen auf ein Werkchen welches, wie unvollkommen in ästhetischer Hinsicht es auch sein möge, dennoch sowol durch seinen Verfasser als auch durch sich selbst eine Stelle in der deutschen Literaturgeschichte einnehmen wird und muß. Die Wissenschaft hat schon erkannt und bewährt, daß eben die deutsche Literatur mehr als irgend eine andere mit der ganzen politischen Geschichte unsers Volkes verwachsen ist; die engen Schranken der ästhetischen Betrachtung sind durchbrochen und eine Geschichte der Gesammtentwickelung des deutschen — und weiterhin des europäischen — Geistes ist die nächste Aufgabe; ein Werk zu dem schon mehr als ein trefflicher Grundstein gelegt ist. In einer solchen Geschichte wird Heine auf alle Zeit einen Hauptplatz einnehmen, als Chorführer eines ganzen Reigens, als eine Erscheinung des ernsten Kampfs, der frivolen Vermischung und des wunderlichen Spiels der Gegensätze des modernen und romantischen Lebens, wie keine andere. Jene dumpfe Zeit, die sich ihrem Ende zuneigt, wird in der politischen Geschichte zu unförmig und gestaltlos wie eine Dämmerung daliegen, man wird sie auf eine ergötzlichere Art studiren an der Gestalt die ihr der Dichter gegeben hat. Das „Wintermärchen" und „Atta Troll" sind Arabesken aus den Randzeichnungen zur deutschen Geschichte. Auch Vergötterung und Verketzerung werden dann allmälig verschwinden vor der großen historischen Betrachtung. Aber wenngleich Deutschlands Bären die Antithese von „Talent und Charakter" (die ohnehin von Heine etwas übertrieben dargestellt ist) glücklich vergessen und überwunden haben, so wird doch für einen frivolen Dichter wol noch lange Zeit eine andere und tiefer gegründete Antithese die Stimmung des Publicums und der Nation beherrschen. Es ist die Antithese von Bewunderung — und Liebe; auch sie bietet übrigens ihre komischen Seiten dar.

L. Althaus.

Karl Simrock.

1. Die deutschen Volksbücher. Gesammelt und in ihrer ursprünglichen Echtheit wiederhergestellt von Karl Simrock. Erster bis fünfter Band. Mit Holzschnitten. Frankfurt a. M., Brönner. 1845—47. 8. 6 Thlr. 20 Ngr.
2. Der gute Gerhard von Köln. Erzählung von Karl Simrock. Frankfurt a. M., Brönner. 1847. 16. 20 Ngr.

Während schon Herder mit Entschiedenheit auf die deutschen Volkslieder hinwies und auf eine Sammlung derselben bereits im J. 1770 ernstlich bedacht war, auch Andere, wie Goethe, erfolgreich für ihre Erhaltung zu gewinnen wußte, blieben die deutschen Volksbücher, deren tiefe Gemüthlichkeit und einfache Natürlichkeit Jahrhunderte lang, selbst unter den Stürmen der heillosen, Deutschland verheerenden politischen und religiösen Spaltungen, unser Volk genährt und gebildet hatten, von den Gelehrten völlig unbeachtet und vernachlässigt; ja man betrachtete sie mit Verachtung als einen rohen, des Volkes und vor Allem der Gebildeten unwürdigen Auswuchs, den man durch sittlichere und belehrendere Schriften für die liebe Jugend und für das liebe Landvolk ausrotten zu müssen glaubte. Erst Görres war es der, nachdem Tieck einzelne derselben zu großartigen dichterischen Gebilden benutzt hatte, mit der ganzen Fülle und Gewalt seines mächtigen Geistes diese lange verwahrlosten Schätze, die auf Löschpapier in arger Entstellung dem Volke geboten wurden, in ihrem wahren Werthe darstellte und wieder zu Ehren brachte. Auch Goethe sprach bald darauf in „Dichtung und Wahrheit" ein gutes, förderndes Wort. Indessen blieben die Texte der Volksbücher noch immer in ihrer frühern Entstellung und Vernachlässigung, da Druckfehler, Misverständnisse und Verstümmelungen aller Art sich im Laufe der Zeit immer mehr gehäuft hatten, und Niemand an die Heilung dieser Gebrechen Hand anlegen wollte. Diesen Gedanken faßte zuerst der um unsere ältere Literatur vielverdiente Dichter Karl Simrock mit der ihm eigenen verständigen Beharrlichkeit und klaren Einsicht, und er hat denselben bei manchen andern, unserer Literatur für immer zugute kommenden Arbeiten mit solcher Ausdauer verfolgt, daß bereits fünf starke Bände vollendet vorliegen und das Erscheinen der übrigen in nächster Aussicht steht. Die ganze Sammlung dürfte mit dem Einleitung, Abhandlungen und Erläuterungen enthaltenden Schlußbande neun bis zehn Bände füllen. Schon in den zwanziger Jahren hatte Simrock eine Sammlung der gangbarsten Drucke und der ältesten Ausgaben der Volksbücher angelegt, aus deren Vergleichung sich ergab, wie leicht dem eingerissenen Verderbnisse abzuhelfen wäre. „Damals drängte sich mir der Wunsch auf", sagt er selbst, „daß es mir gelingen möchte, durch Vergleichung

der ältesten zugänglichen Drucke, bei manchen ältern auch der Handschriften aus welchen sie geflossen waren, einen lesbaren Text unserer Volksbücher wiederherzustellen und ihnen so und durch eine würdige Ausstattung die Achtung und Liebe der Deutschen wiederzugewinnen. Eine Reihe von Jahren war ich für die Erreichung dieses Wunsches im Stillen thätig gewesen, als durch meine eigene Indiscretion eine leipziger Buchhandlung auf diese Literatur aufmerksam wurde und sich, da ich bald darauf andere Verbindungen eingegangen war, einen dortigen Literaten zum Herausgeber wählte. Die obersten Grundsätze welche bei dieser Herausgabe leiteten waren Geschwindigkeit und Wohlfeilheit. Zu dem Verdrusse, daß die von mir begonnene Sammlung in demselben Maße zu langsam vorschritt als jene zu geschwind, hatte ich noch das quälende Bewußtsein, eine solche Hetze und mörderische Zerfleischung selbst angerichtet zu haben."

Die jetzt glücklich geförderte Gesammtausgabe soll, wo nicht alle, doch die besten deutschen Volksbücher in sorgfältigen, nach den ältesten Ausgaben, zuweilen sogar nach den Quellen derselben berichtigten Texten, mit Holzschnitten geziert, in sehr anständiger Ausstattung zu mäßigen Preisen liefern, damit dieselben beim gesammten deutschen Volke die Liebe und Achtung wiedergewinnen, der sie sowol durch ihre Bedeutsamkeit für die Bildung unsers Volkes so viele Jahrhunderte hindurch wie durch ihren innern Werth so sehr würdig sind. Daß die bisher erschienenen Bände dieser ihrer Bestimmung vollkommen entsprechen, bedarf kaum noch einer besondern Versicherung.

„Heinrich der Löwe", „Die schöne Magelone", „Reineke Fuchs" und „Genovefa" bilden den ersten Band. Besonders ist dem Herausgeber die Uebertragung des „Reineke" gelungen, bei welcher uns Treue, Geschmack und Einsicht in erfreulicher Verbindung entgegentreten. Im zweiten Bande finden wir die „Heimonskinder", den erst vor kurzem wieder aufgefundenen, höchst merkwürdigen „Friedrich Barbarossa" und „Kaiser Octavianus", im dritten „Staufenberg", „Fortunatus", „König Apollonius von Tyrus", „Herzog Ernst", „Der gehörnte Siegfried" und „Wigolois vom Rade". Den Anfang des vierten Bandes bildet die Sage von „Dr. Johannes Faust", bei welcher zum ersten male wieder das in Deutschland längst verschollene, erst kürzlich wieder aufgefundene älteste Faust-Buch zu Grunde liegt, während bisher Pfizer's Bearbeitung des nüchtern pedantischen Buchs von Widmann die Grundlage bildete, und nur im Auslande das älteste Faust-Buch in Ehren gehalten ward. Der Herausgeber sagt, er habe die philosophischen und kosmologischen Gespräche und Aehnliches in den beiden ersten Theilen gekürzt, was man im Allgemeinen nur billigen kann; nur wünschten wir, daß diese Verkürzung nicht die Beschreibung der großen Reise des Faust am Ende des zweiten Theils getroffen hätte. Andere im ältesten Faust-Buche nicht erwähnte Zaubergeschichten von Faust werden in einem Nachtrage sehr zweckmäßig zusammengestellt; auch fehlt nicht das fliegende Blatt aus Köln über Dr. Faust. Von hoher poetischer Schönheit ist das unmittelbar darauf folgende Puppenspiel Faust, welches nach der ältesten und echtesten Gestalt des Puppenspiels, wie es von der Schütz-Dreher'schen Gesellschaft gegeben wurde, aus den sich ergänzenden, freilich ungenügenden Berichten Anderer und aus eigener Erinnerung glücklich hergestellt ist, wenn auch hier und da der Ton etwas zu hoch genommen sein sollte. Wir dürfen diese Herstellung als eine höchst werthvolle Bereicherung unserer Literatur bezeichnen. Den Schluß des vierten Bandes bilden „Tristan und Isolde" und das Büchlein von den „Heiligen drei Königen", dessen Verfasser, Johann von Hildesheim, 1375 starb. Goethe hatte dies Büchlein mit den Volksbüchern verglichen; daß es aber wirklich zum deutschen Volksbuch geworden, weist Simrock nach, der sich des ältesten Drucks (1480) und des lateinischen Originals bediente. Eine höchst dankenswerthe, nicht genug zu schätzende Gabe bietet uns der fünfte Band in einer Sammlung der „Deutschen Sprüchwörter", welche so reichhaltig (im Ganzen 12,396 Sprüchwörter, von denen aber zuweilen Dasselbe mit geringen Abweichungen unter mehren Nummern, ein paar durch Versehen doppelt angeführt sind) und so wohlgeordnet ist, daß sich einer ähnlichen Sammlung kein Volk rühmen darf. „In mehren der gangbaren Volksbücher", sagt er selbst, „als Bürgerlust, Finkenritter, sinnreicher Hirnschleifer, Herzog Ernst (Anhang), fanden sich schon Sprüchwörter und Sprüche zusammengestellt; in keinem aber war man auch nur darauf ausgegangen, den ganzen, freilich unermeßlichen Schatz auf einen Haufen zu bringen. Unbedingte Vollständigkeit wird man niemals verlangen dürfen: alle Sprüchwörter aufzuschreiben ist so wenig möglich als die Sterne zu zählen oder die See auszuschöpfen; man darf sich nicht einmal einbilden, keins der vornehmsten und gangbarsten vergessen zu haben; aber wer nach einem goldenen Rade trachtet, dem wird doch wenigstens eine Speiche davon; wer thut was er kann, ist werth daß er lebt; wer redlich ficht, wird gekrönt, und überdies: Allzuviel zerreißt den Sack." Daß Manches was in den gangbaren Sammlungen, wie bei Agricola, irrig als Sprüchwort aufgeführt wird weggelassen ist, kann man nur billigen. Bei den verschiedenen Fassungen ist immer die kernigste und volksthümlichste beibehalten, woher wir nicht daran Anstoß nehmen dürfen, wenn häufig Sprüchwörter in anderer Fassung vorkommen als in derjenigen welche in unserer nähern Umgebung und in unserer Provinz geläufig ist. Willkürliche Aenderungen hat sich der Herausgeber nie erlaubt, sondern immer mit richtigem Takte das Beste ausgewählt. Eine praktische Bedeutsamkeit der Sammlung hebt Simrock mit Recht hervor. „Nur allzu sehr schwindet aus der heutigen Bücher- und Rednersprache die selbwachsene, körnige Kraft des sprüchwörtlichen Ausdrucks; eine abstracte, verschliffene, blasse Redeweise hat jene sinnliche, bildreiche, markige Sprache unserer Altvordern verdrängt, die nationale Färbung geht immer mehr verloren, Alles sieht fahl und verwaschen aus, im besten Falle wie aus dem Französischen übersetzt. Darüber klage ich nicht zuerst; aber lassen wir es nicht bei der Klage bewenden: geben wir dem Volke was des Volkes ist und was ihm seine Schriftsteller vorenthalten. Der Tag wird kommen wo es selber reden wird, und dann wird es ja hoffentlich Deutsch reden." Eine der schwierigsten Aufgaben wäre die Scheidung der echt deutschen von den anderwärts aufgenommenen Sprüchwörtern. Zu den artigsten Betrachtungen gibt die Vergleichung der denselben Gegenstand betreffenden Sprüchwörter Veranlassung, wobei nicht selten die Gottesstimme des Volkes sich widerspricht, indem das eine Sprüchwort das Gegentheil des andern besagt. Man vergleiche nur die Sprüchwörter über Arm und Armuth, Deutsch, Edel, Ehe, Frau, Fürst, Glaube, Gott, König, Lügen, Mönch, Narr, Pfaffen, Reich, Weib. Jetzt, wo ein solcher Reichthum von Sprüchwörtern uns vorliegt, dürfte es wol an der Zeit sein, an einen Auszug derselben für das Volk und die Jugend zu denken, welcher die treffendsten Sprüchwörter ohne die häufig vorkommende Wiederholung desselben Gedankens und mit Weglassung alles Anstößigen in sich vereinigte.

Möge das deutsche Volk durch die Aufnahme dieser Sammlung der mit vielem Fleiße und, was noch höher anzuschlagen ist, mit großem Geschicke und lebendiger Einsicht erneuerten deutschen Volksbücher dem Herausgeber und Verleger den Beweis liefern, daß es dieses echt volksthümliche Werk nach Würden anzuerkennen wisse, und die Volksbücher ihre wundervolle Anziehungskraft trotz aller Verlockungen der Ueberbildung der Zeit auf das Herz des Volkes noch ungeschwächt ausüben.

In der Erzählung „Der gute Gerhard von Köln" hat uns Simrock ein ebenso anmuthiges als tiefgemüthliches, echte, reine Frömmigkeit, wie sie dem deutschen Sinne vor Allem eignet, lebendig aussprechendes Gedicht geliefert. Von Rudolf von Ems, Dienstmann von Montfort, einem häufig überschätzten Dichter des 13. Jahrhunderts, dem Verfasser einer „Weltchronik", eines „Trojanischen Kriegs", eines „Alexander", der Legende von „Barlaam und Josaphat", des „Wilhelm von Orleans", ward uns vor sieben Jahren durch M. Haupt ein neues Ge-

dicht, „Der gute Gerhard von Köln", bekannt, welches eine sonst ganz unbekannte, sehr schöne Sage aus der Zeit Otto's I. in leichter und anziehender Sprache darstellt, mit gemüthlicher Auffassung des bescheidenen, der menschlichen Unzulänglichkeit und Schwachheit sich bewußten, aber von thatkräftiger Menschenliebe gehobenen Sinnes. Da sich aber in diesem Gedichte eine bedeutende Lücke findet und der Dichter durch umständliche Beschreibung der großen Festlichkeiten zu Köln und London den Gang der Begebenheiten auf sehr unangenehme, störende Weise aufhält, so hat es Simrock für gerathen gehalten, statt einer Uebertragung eine Neudichtung in selbstgewähltem Versmaße zu geben, worin er, ohne die Vorzüge des ältern Gedichts aufzugeben, die ermüdende Weitschweifigkeit desselben vermeiden und jene Lücke ergänzen konnte. Wir müssen Dieses, sowie die höchst gelungene Ausführung in jeder Beziehung loben. Freilich hat auch so die Erzählung des guten Gerhard, welche den größten Theil des Gedichts einnimmt, eine unverhältnißmäßige Länge, und müssen wir darin Haupt beistimmen, daß eine Unterbrechung derselben wünschenswerth wäre. Simrock bemerkt, er habe eine solche nicht schicklich herbeizuführen gewußt, doch dürfte diese sehr wohl eingetreten sein, wenn Gerhard mit den Worten (S. 111):

> Die Beiden sind verbunden
> Nach langer Trennung Harm,
> Sie haben sich gefunden
> Und ruhen Arm in Arm.

welche nur wenig geändert zu werden brauchten, geschlossen hätte und vom Kaiser zur Fortsetzung aufgefodert worden wäre. Vielleicht wäre es nicht unpassend gewesen, wenn Otto sich erinnert hätte, einmal von der wunderbaren Rettung und Herstellung Wilhelm's von England gehört zu haben, und den guten Gerhard veranlaßte, die Erzählung von seiner Königswahl, welche er von der Sage vernommen, ihm nicht vorzuenthalten. Der Gegensatz des pomphaft seinen Gott geleisteten Dienst verkündenden und deshalb großen Lohn erwartenden Kaisers zu dem bescheiden und still wirkenden Gerhard ist von allerhöchster Wirkung. Mit Recht sagt Simrock: „Wenn hier der Werkthätigkeit, die sich mit gottgefälligen Handlungen brüstet, Herzensgüte und Lauterkeit des Gemüths entgegengesetzt werden, ohne welche alle Opfer werthlos bleiben, die aber von selbst zu menschenfreundlichen und darum gottgefälligen Werken führt, so ist damit ein Problem gelöst das in der Geschichte der Confessionen eine große Rolle spielt. Diese Tendenz der Erzählung ist ihr unvergänglicher Gehalt, durch welchen sie noch jetzt, nach 600 Jahren, Nichts von ihrer Bedeutung eingebüßt hat, ja der ihr gerade in unserer Zeit, wo wieder so viel Unkraut unter den Weizen gesäet wird, eine nicht geringe Wirkung verspricht." Der Kaiser erkennt am Schlusse, wie hoch der einfache Kaufmann, der sich bei allem Volke den Namen des Guten erworben, über ihm, dem großsprecherischen Herrscher, stehe, dem der Sinn für wahre, allem Eigennutz und aller Ehrsucht fremde Frömmigkeit abging.

> Als ich mich selbst gepriesen
> Um meine milde That,
> Da hat an dich gewiesen
> Mich Gottes süßer Rath.
> Von dir sollt' ich erlernen
> Was Güt' und Milde heißt,
> Und nimmer mich entfernen
> Von reiner Demuth Geist.
>
> Wol bist du gut, es blühte
> Dir wie ein Mandelreis
> Das Herz in reiner Güte;
> D'rum laß' ich dir den Preis.
> Kein Lohn hat dich bewogen,
> Kein Ruhm, kein Lob der Welt,
> Dich hat das Herz gezogen:
> Das ist was Gott gefällt.
>
> Du gabest reiche Schätze
> Um arme Schächer hin;
> Wer dir dein Gut ersetze
> Zwang nicht dein milder Sinn.
> Du nahmest deinem Sohne
> Ein edel Weib und schlugst
> Aus Mitleid aus die Krone,
> Die du mit Ehren trugst.
>
> Grafschaften, Herzogthümer
> Sind dir um Güte feil:
> Erfleh' mir falschen Rühmer
> Bei Gott das ew'ge Heil.
> Daß ich hierher geritten,
> Hast du mir wohl gelohnt;
> Dem Kaiser woll' erbitten
> Den Herrn der ob ihm thront.

Sehr hübsch schließt Simrock das Gedicht ab mit den Versen:

> Hier läßt den Vorhang sinken
> Der Dichter als am Ziel;
> Der Ehren die ihm winken
> Begehrt er selbst nicht viel.
> Nennt' er das Lied sein eigen,
> Das wär' ein falscher Ruhm:
> Es ist, darf er's verschweigen?
> Des Montfort's Eigenthum.

120.

Miscellen.

Eine diplomatische Depesche in Versen.

Bell in seinem „Life of Canning" erzählt von diesem gefeierten englischen Staatsmanne folgendes Curiosum. Als Canning Minister des Auswärtigen war, war Falck holländischer Gesandter am englischen Hofe und Sir Charles Bagot großbritannischer Botschafter im Haag. Zwischen beiden Höfen schwebte eine commercielle Unterhandlung, die, weil anscheinend die Holländer allen Gewinn davon haben wollten, sich so lange und mühselig fortspann, daß Canning endlich durch erhöhte Besteuerung holländischer Importe ihr ein Ende zu machen suchte. Die betreffende Depesche an Sir Charles lautet:

> „In matters of commerce, the fault of the Dutch
> Is giving too little, and asking too much;
> With equal advantage the French are content,
> So we'll clap on Dutch bottoms a twenty per cent,
> Twenty per cent,
> Twenty per cent,
> Nous frapperons Falck with twenty per cent.
> *George Canning.*"

Starrsinn auf beiden Seiten.

Wie nicht selten zwischen Kronprinzen und ihren Vätern fanden auch zwischen dem schwachen aber gutmüthigen Friedrich Prinzen von Wales, und seinem Vater König Georg Reibungen statt. Die Elite der englischen Aristokratie nahm für Erstern Partei und bewies Das durch zahlreiches Erscheinen bei seinen Levers. Der König war darüber so entrüstet, daß er durch den Oberkammerherrn in der „London gazette" vom 27. Februar 1738 folgende Bekanntmachung erließ: „Nachdem Seine Majestät in Erfahrung gebracht, daß Allerhöchstdero Befehl vom 11. September 1737 die schuldige Folge nicht geleistet wird, so finden Allerhöchstdieselben sich bewogen zu verordnen, daß, Welcher und Welche Ihren königlichen Hoheiten, dem Prinzen oder der Prinzessin von Wales, die Aufwartung machen, Seiner Majestät in irgend einem Allerhöchstdero königlichen Palästen nie wieder vor Augen gelassen werden sollen." Das nächste Lever des Prinzen war das glänzendste der Saison. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 164. —— 13. Juni 1847.

Friedrich Jacobs.

Am 30. März d. J. ist ein Mann gestorben der an Geist, Herz, Gelehrsamkeit und Berühmtheit im In- und Auslande den ersten Männern unsers Vaterlands beizuzählen war, Friedrich Jacobs in Gotha. Denn wer hätte nicht entweder auf dem weiten Gebiete der Alterthumswissenschaft, oder bei dem gedeihlichen Wirken für Bildung und Erziehung der Jugend, oder auf andern Feldern göttlicher und menschlicher Wissenschaft häufig jenen Namen gehört, dessen Träger jetzt nicht mehr unter den Lebenden ist? Freilich hinderte ihn in den letzten sechs Jahren seines Lebens (seit dem Herbste 1842) die Lähmung und Hinfälligkeit seines Körpers die reichen Gaben aus der Fülle seines Geistes und seiner Gelehrsamkeit wie früher spenden zu können; aber in der stillen Zurückgezogenheit zu welcher ihn die zunehmende Schwerhörigkeit nöthigte, blieb er für Die welche ihn von nah und fern aufsuchten fast bis zu den letzten Lebenstagen stets der belehrende Greis und der wissenschaftlich thätige Mann, wie eine „Epistola ad Car. Georg. Jacob" im Mai 1843 und der achte Band seiner „Vermischten Schriften", den er drei Jahre vor seinem Tode herausgab, bezeugen.

Jacobs' äußeres Leben war in den äußern Grenzen des Lebens eines deutschen Gelehrten von der besten Art eingeschlossen; denn, ohne von Nahrungssorgen gedrückt zu sein, konnte er stets mit Eifer seinen Studien leben, und hat nie nöthig gehabt sich zu Arbeiten herzugeben die mit seinen Neigungen oder Ueberzeugungen im Widerstande gewesen wären. In den „Personalien", welche er vor sieben Jahren herausgab, besitzen wir eine der schönsten deutschen Biographien, die, weil sie uns das Bild des liebenswürdigen, bescheidenen, gelehrten Verfassers so deutlich darlegt, ohne in Rousseau'scher Weise sein Innerstes bis auf die kleinsten Fasern zu enthüllen, auch die allgemeinste Anerkennung gefunden hat und von uns ebenfalls in d. Bl. (1840, Nr. 275—277) besprochen worden ist. Ueber die einzelnen Lebensumstände müssen wir also auf dies reichhaltige Buch verweisen*); unser Zweck ist jetzt nur in einem raschen Ueberblick an die verschiedenen Vortrefflichkeiten zu erinnern, deren Verlust wir um so aufrichtiger zu beklagen haben, da ein Ersatz derselben in dieser ausgezeichneten Vereinigung nicht leicht zu erwarten ist.

Das Wesen und den Vorzug der Philologie, welche die Hauptbeschäftigung des theuern Mannes ausgemacht hat, setzte Jacobs nicht in eine bloße Wortkritik oder in grammatische Studien, wie gut er selbst auch diese zu betreiben verstand, sondern in die Auffassung des antiken Lebens zur Besserung und Veredlung der heutigen Menschheit. In dem geistigen Anschauen der großen und kräftigen Welt des classischen Alterthums (so sprach er in einer zu Gotha am 30. Sept. 1840 gehaltenen Rede) soll die edelste Jugend den Geist eines bessern Lebens einathmen als die Gegenwart gewähren kann, und hierdurch die Kraft gewinnen die lockenden Dämonen der Zeit von sich zu halten, Wahrheit höher zu achten als glänzenden Schein, Aufrichtigkeit, wenn auch gemisbraucht, höher als die gelungene Lüge; mit Einem Worte, auch in einer sündhaften und herabgewürdigten Zeit den Glauben an den Adel der Menschheit zu nähren, ihn in sich selbst zu gründen und aufzurichten und durch ihn, auch unter ungünstigen Verhältnissen, in dem innersten Herzen wie in einer unverletzlichen Freistatt den tiefen Frieden der Unschuld zu wahren. Mit diesen oft wiederholten Grundsätzen ist Jacobs ein vortrefflicher Lehrer der Jugend gewesen, und der Kreis seiner ausgezeichneten Schüler hat es immer beklagt, daß er durch Schwerhörigkeit genöthigt diesem von ihm so hochgestellten Berufe entsagen mußte. Wie aber für die Jugend, so ist er auch in weitern Umgebungen der Lehrer der edelsten Humanität in seinen Schriften geworden, und selbst die entschiedensten Gegner des classischen Alterthums ha-

*) F. Jacobs war zu Gotha am 6. Oct. 1764 geboren, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt unter Geißler und Stroth (1777—81), studirte in Jena (1781—[illegible]) und ein Jahr in Göttingen unter Heyne und Spittler. Von 1785—1807 war er Lehrer, dann Professor zu Gotha, und empfing in dieser Zeit die Berufungen zu Rectoraten oder Professuren in Oldenburg, Berlin, Halle und Kiel, von 1807—11 Professor der classischen Literatur am Lyceum zu München und Akademiker, von 1811 bis an seinen Tod wieder in Gotha als Geheimer Hofrath, Oberbibliothekar und Aufseher des Münzcabinets; in allen diesen Beziehungen das Muster eines gefälligen und liberalen Vorstehers wissenschaftlicher Sammlungen. Kein auswärtiger Ruf, selbst nicht der an Heyne's Stelle, hat ihn der Vaterstadt und dem gothaischen Fürstenhause entführen können.

den diese Tugend anerkennen müssen. War er doch einer von den seltenen Menschen die während ihrer ganzen Laufbahn nie einen Mitmenschen gekränkt, ihm aus Absicht oder Leichtsinn geschadet, ihn gehaßt, verkleinert oder gehemmt haben: vielmehr erschien er selbst den Gegnern wohlmeinend, behülflich und zu jedem Guten freudig. Solche Eigenschaften waren neben seiner persönlichen Güte und wohlwollenden Heiterkeit die Früchte einer in sein innerstes Leben übergegangenen Auffassung des classischen Alterthums und verbreiteten um ihn die segensreichste Wirksamkeit. Das Schlechte und Gemeine hat er redlich in seinen Schriften bekämpft, der schnöden Selbstsucht namentlich ist er mit Entschlossenheit entgegengetreten, aber gegen die Personen übte er nur eine milde Polemik, und hat sie vielleicht nur ein mal verlassen, als die Ränke des Freiherrn von Aretin ihn zu öffentlicher Abwehr zwangen und den Aufenthalt in Baiern verleideten.

Es ist hier nicht der Ort Jacobs' philologische Schriften aufzuführen. Seine Ausgaben der „Anthologie", des Achilles Tatius, des Philostratus und der „Thiergeschichte" des Aelianus werden für alle Zeit die Zeugnisse seines Scharfsinns und seiner umfassenden Gelehrsamkeit bleiben; seine archäologischen und numismatischen Abhandlungen sind die Denkmäler großen Geschmacks und ruhiger Prüfung; seine edeln, warmen, reichen Abhandlungen aus dem antiken Leben werden immer belebend und erregend auf Alt und Jung wirken; seine vortreffliche Uebersetzung des Demosthenes ist der Beleg der treuesten, vaterländischen Gesinnung und seine Verpflanzung der griechischen Epigramme auf deutschen Boden eine der größten Bereicherungen unserer Literatur. Was hat der fleißige Mann nicht außerdem in kleinen Aufsätzen, Bemerkungen, Conjecturen, Berichtigungen aller Art (wir nennen nur die Arbeiten über den Horatius und die moralischen Schriften Plutarch's) geleistet und in Zeitschriften niedergelegt! Vieles davon enthält die Sammlung seiner „Vermischten Schriften".

Eben diese zeigen den verstorbenen Jacobs als einen sinnigen Beobachter und sachkundigen Kenner vieler andern Zustände. So bewundern wir in ihnen die tüchtige Bekanntschaft mit der Kirchen- und Dogmengeschichte, auf der andern Seite die Innigkeit und Tiefe seines frommen Gemüths, dem es so weh that die Hoheit und beseligende Kraft des Christenthums durch den Glaubenshader und die Hierarchie der Theologen beeinträchtigt zu sehen. Die Art wie diese in gewissen dunkeln metaphysischen Lehren die Wurzel des Christenthums erkannt zu haben glaubten, und für ihre Aufrechthaltung die Macht des weltlichen Arms sogar für erfoderlich gehalten haben, misbilligte Jacobs durchaus in seinen Schriften; vor Allem aber erachtete er es als eine große Ungerechtigkeit, wenn die Theologen behaupteten: „die Alten hätten es mit aller Moral nicht weiter bringen können als aus starken Bösewichtern mäßige zu werden." Ritterlich hat Jacobs, besonders im dritten und sechsten Bande der „Vermischten Schriften", eine Ansicht bekämpft die leider noch in unsern Tagen Verfechter und Anhänger findet, und sich dadurch auf den Dank aller Philologen die gegründetsten Ansprüche erworben. Wäre hier der Ort dazu briefliche Aeußerungen mitzutheilen, so könnte auf das beste bewiesen werden wie sehr ihm die Vernichtung jenes geistlichen Hochmuths Herzenssache gewesen ist.

Die reine, helle und dabei so kräftige Sprache in diesen Abhandlungen sowie in den Reden ist ein hoher, allgemein anerkannter Vorzug derselben, in denen die Freunde des deutschen Stils, wie Hiecke in seinem Buche „Der deutsche Unterricht" (S. 111), die vielfach bereichernde, belebende und anregende Einwirkung auf die Muttersprache beloben, da sich auch der Inhalt dieser Aufsätze in lauter dem Schüler zugänglichen Anschauungsweisen bewege. Und so erkennen wir hierin wieder die nachhaltige Einwirkung der classischen Sprachen auf die deutsche Sprache. Jacobs war durchaus ein Mann von echt deutscher Gesinnung, sein Vaterland war ihm herzlich lieb, aber er glaubte (und mit Recht) dieser Liebe durchaus nicht zu nahe zu treten, wenn er auch Latein schriebe und nach besten Kräften das Studium der griechischen Sprache empföhle. In seiner lateinischen klaren und durchsichtigen Schreibart finden wir außer der Ausbildung durch die besten Schriftsteller eine höchst gemüthliche Darstellungsweise, und in seinen lateinischen Schreiben an Döring, Kries, Creuzer u. A. eine sehr glückliche Zusammenfügung öffentlicher oder politischer Zustände mit dem häuslichen Stillleben.

Wollte aber doch Jemand an dem echten deutschen Sinne des Verstorbenen zweifeln, so brauchen wir ihn nur auf die Rede „Deutschlands Gefahren und Hoffnungen" oder auf die Krone seiner sämmtlichen deutschen Reden „Deutschlands Ehre" zu verweisen. Und weiter wird nicht leicht ein deutscher Gelehrter, der früher ganz verschiedene wissenschaftliche Bahnen verfolgt hat, schon im vorgerückten Lebensalter sich eine so ausreichende, vollständige Kenntniß unserer ältern deutschen Literatur aneignen, als wie sie Jacobs in den „Beiträgen zur ältern Literatur" zur Erläuterung der Merkwürdigkeiten der gothaischen Bibliothek an den Tag gelegt hat.

Das reine, edle Gemüth des trefflichen Mannes spiegelte sich aber besonders in seiner Liebe zu den Kindern ab. Denn er hat nicht nur seine eigenen Kinder und später seine „wohlgerathenen Enkel", wie er sie in den „Personalien" nennt, bis in sein höchstes Alter mit großer Freude unterrichtet, sondern auch zunächst für seinen Sohn Friedrich die ausgezeichnete Kinderschrift „Alwin und Theodor" geschrieben, der nachher noch zwei ähnliche Bändchen voll reicher Erfahrungen aus dem Lebensschatze des Verfassers gefolgt sind. Eins seiner berühmtesten Bücher, sein „Elementarbuch der griechischen Sprache", das in vielen Auflagen bis nach Nordamerika verbreitet ist, und das „Lateinische Lesebuch" verdanken ebenfalls ihre erste Entstehung dem lebhaft gefühlten Bedürfniß einer bessern Methode, und sind in Plan und Ausführung bis jetzt noch nicht übertroffen worden. Neun

Jahre später, als Jacobs zuerst als philanthropischer Schriftsteller aufgetreten war, entstanden, fast am Krankenbette seiner Frau, „Rosaliens Nachlaß“ und die „Denkwürdigkeiten der Gräfin Katharina von Sandoval“, beide bestimmt, durch Religion auf Reinigung und Veredelung der weiblichen Gemüther zu wirken. Die spätern ähnlichen Arbeiten sind zuletzt unter einem Titel als „Schule der Frauen“ vereinigt. Jacobs sagt in den „Personalien“ (S. 137):

Diese Schriften haben mir viele Freunde erworben, und ich darf mir schmeicheln, daß sie nicht ohne sittliche Wirkung geblieben sind. Jetzt hat sich die Lesewelt andern Gegenständen zugewendet; die Darstellung des Stilllebens frommer Häuslichkeit hat der Erzählung anstrengender und anspannender Scenen Platz gemacht, und die Religiosität der heutigen Welt ist, wo sie sich findet, von einer andern Art und gewissermaßen dogmatischer, trüber und bußfertiger als die der Frauen die in meinen Büchern eingeführt sind.

Sowie Jacobs im Leben den Ernst durch Scherz zu mäßigen liebte und sich gern in heitern Kreisen befand, wo er Männer und Frauen durch die Liebenswürdigkeit seines Wesens und seine muntern Erzählungen zu vergnügen wußte, oder im eigenen Hause alle Pflichten des Wirths mit ebenso viel Anstand als Freundlichkeit erfüllte, so hat er auch durch eine Anzahl von Erzählungen und Novellen seine bisweilen trockenen Beschäftigungen unterbrochen. Ein großer Theil des lesenden Publicums hatte dadurch erst den Namen des gelehrten Gothaners kennen gelernt und seine Freude an der guten Erfindung, an der schönen Darstellung und an der das Ganze durchlaufenden Gesinnung, die Heiligkeit der Sitten und das Sittliche der Religion in mannichfaltige Formen zu kleiden, in einem solchen Grade gezeigt, daß in den zwanziger Jahren die Herausgeber von Taschenbüchern und Unterhaltungsschriften vielfach Beiträge bei Jacobs nachsuchten.

Wer seinem Volke durch Gesinnung und Schrift eine so lange Reihe von Jahren so wesentlich genützt hat wie Friedrich Jacobs, dessen Name verdiente auch nach seinem Tode eine dankbare Erwähnung. Wir sagen eine „dankbare“, weil gerade die Dankbarkeit eine so schöne Blume in dem Kranze der Tugenden war durch welche das stille Leben des Verstorbenen ausgezeichnet war.

Mögen — so schließt er die Nachrichten aus seinem Leben — alle Diejenigen die mir Gutes erwiesen haben und noch nicht in die Wohnungen des ewigen Friedens eingegangen sind, wenn ihnen diese Zeilen vor die Augen kommen, den Ausdruck der Liebe und Dankbarkeit darin erkennen, die mein Herz bewahren wird, so lange es noch nicht in Asche zerfallen ist.

Wer so in die Welt mit dem Bedürfniß getreten ist zu verehren, der wird auch nicht ohne Verehrung aus derselben hinausgehen. Das ist ein Wort Niebuhr's, und ich denke, daß es im gegenwärtigen Falle in den Gesinnungen unserer Landsleute — und zwar nicht allein der Fachgelehrten — seine Bestätigung finden wird. 20.

Ausflug von Lissabon nach Andalusien und in den Norden von Marokko im Frühjahr 1845. Vom Prinzen Wilhelm zu Löwenstein. Mit einer Ansicht von Sevilla. Dresden, Arnold. 1846. Gr. 12. 1 Thlr. 20 Ngr.

Eine sehr interessante Schrift. Sie weiß ihren Leser auf eine so liebenswürdige, feine Weise zu fesseln, weiß ihn für Handel und Wandel, Kirche und Staat, Sitten und Gebräuche, für die Schönheiten der Natur und Kunst, für das Wissen und Können des Volkes so warm zu gewinnen, daß sie ihm gar bald eine durch und durch ans Herz gewachsene theuere Freundin geworden ist, von der es schwer fällt sich wieder zu trennen. Alles was sie bringt oder auch nur berührt ist durch die geschmackvolle, geschickte Behandlung neu und eigenthümlich. Sie versteht die seltene, schöne Kunst, das längst Bekannte, alltäglich Wiederkehrende mit ebenso frischen als verständig klaren Wortfarben so zu verjüngen, als wäre ihm ein ganz neues Leben eingehaucht. Ja, es ist ein Genuß das Werk zu lesen, selbst noch für Den welcher Nichts darin antrifft was nicht schon in tausend andern zur Sprache gebracht worden wäre. Der Grund auf dem es ruht und sich bewegt ist zuverlässig wissenschaftlich, es hält denselben in Ehren und verliert ihn nie aus dem Gesichte; aber es hängt nie sklavisch daran, wird nie steif und lästig durch Gelehrtthuerei, sondern bleibt fein populair und leicht faßlich für jeden gebildeten Denker.

Die Reise, worauf sich das Buch bezieht, ist klein dem geographischen Umfange nach, und auch klein in Hinsicht der dazu verbrauchten Zeit. Denken wir uns Lissabon und Tanger durch eine gerade Linie verbunden, so gibt Dies die Directrix aller Wanderungen zu Lande und zu Wasser, worunter Cap St.-Vincent und Sevilla die weitest abweichenden Punkte sind. Und die Dauer der ganzen Reise übersteigt kaum einen Monat. Daher thut der Verf. wohl, nur von einem Ausfluge zu reden. Indeß können auch kleine Reisen ein großes belehrendes Interesse besitzen; unser Buch gibt davon einen schlagenden Beweis. Uebrigens will es Ref. scheinen, als wenn mit dem Vorliegenden blos versuchsweise ein erster Anfang gemacht worden sei, daß die Fortsetzung nicht fehlen werde, sobald sie sich eines guten Empfangs gesichert halten darf. Die gute Aufnahme wird nicht ausbleiben.

Hören wir zunächst Veranlassung und Anfang der Reise von unserm Verf. selbst: „Seit einem Jahre in Lissabon verweilend, bewog mich die Abreise zweier Freunde, der Herren v. Savigny und Cintrat, sie auf einem Ausfluge nach Andalusien und Marokko zu begleiten. Der Tag der Abreise war auf den 12. März 1845 festgesetzt. Das kleine Dampfschiff Queen harrte unser bereits im Hafen. Der nächste Weg dahin führte zuerst durch jene engen, schmuzigen Straßen, in welchen die Reinlichkeitspolicei und die Anstalt der Straßenkehrer ihre ersten schüchternen Versuche sich erlauben, da sie erst seit wenigen Jahren, nachdem sie die Hunde todtgeschlagen haben, in die Rechte derselben eingetreten sind und an ihrer Stelle einen Theil des Unraths wegschaffen der allnächtlich von den Fenstern herab seinen Zufluß in reichlicher Fülle erhält. Der Ausruf «Agua vai!» ist Jedem der in Lissabon gelebt hat wohl bekannt. Von 10 Uhr an hört man ihn bis spät in die Nacht, und in demselben Moment entladet sich aus dem offenen Fenster ein verdächtiges Gefäß, welches die Atmosphäre verpestet.“ Die Beschreibung der übrigen passirten Stadttheile, der Besteigung des Fahrzeugs und des Lichtens der Anker verdient hier weniger einen Platz. Wir lassen ihn ruhig aus dem Tajo hinaus und zwei Tage lang auf dem Atlantischen Meere fahren, bis er früh Morgens erwachend Cadiz im schönsten Sonnenglanze vor sich liegen sieht. „Die lichtesten und größten Gebäude traten zuerst durch den Morgendunst der auf dem Meere sich gelagert hatte hervor, und wie wir näher und näher kamen, schien die blendendweiße Stadt aus den Fluten

emporzutauchen, gleich einem großen Schwane welcher auf den Gewässern die er beherrscht majestätisch ruht. Die Landzunge auf welcher die Stadt erbaut ist erstreckt sich so weit ins Meer hinaus und ist so schmal, daß man bei trübem Horizont gar kein Land sieht und eine Inselstadt wie Venedig zu erblicken glaubt. Mit der steigenden Sonne zerstreute sich der lichte Nebel, und bald konnte der Blick ungehindert auf den grünen Ufern der Bucht ruhen oder die Stadt betrachten, deren weiße, hohe Häuser in der Morgensonne leuchteten. Die flachen Dächer derselben sind theils crenelirt, theils mit kleinen Thürmen geschmückt die als Belvedere dienen. Die Seite der Stadt welche dem Andringen der Meereswogen am meisten ausgesetzt ist, schützen große Kreidefelsen, die längs dem Ufer sich erheben. An ihnen zerschellt die mächtige Welle und schleudert nicht selten ihren Schaum bis auf den Wall hinauf, wo der sorglose Gaditane wandelt und die Gaditanerin ihre Reize unter der schwarzen Mantille und hinter dem beweglichen Fächer halb verbirgt. Dort stehen rostige Kanonen, die Zeugen einer glänzenden Vorzeit waren und ihre Mündung trotzig dem Meere zuwenden."

Von Cadiz läßt sich die kleine Reisegesellschaft nach Puerto de Santa-Maria übersetzen. Sie besieht sich dieses Städtchen und fährt dann weiter nach Xeres. Hier wird aber in Erfahrung gebracht, daß eine nach Sevilla beabsichtigte Reise nicht auszuführen sei wegen der großen Ueberschwemmung des Gualdalquivir. Sie müssen sich zur Zurückreise nach Cadiz entschließen, wie mächtig sie sich auch von Sevilla angezogen fühlen, wie hoffnungsvoll sie auch darauf zureisten, um daselbst die weltberühmten Feierlichkeiten der Heiligen Woche vor Ostern bewundern zu können. Von Cadiz wollen sie nun über Gibraltar nach Tanger. Die Stürme des Meers machen eine Landfahrt längs der Küste weniger gefährlich, daher geben sie dieser den Vorzug; aber es geht ihnen hier wie mit Sevilla: sie kommen nicht nach Gibraltar, grundlose Moräste machen schon in Tarifa einen gezwungenen Halt der Reise. Von hier fahren sie direct nach Tanger über. Doch ehe wir die Reisegefährten, welche mittlerweile sich noch um Graf Münster vermehrt hatten, nach Afrika begleiten, wollen wir noch die interessante Beschreibung des berühmten Stierfechters Montes einschalten. Sie hatten in Chiclana nahe bei Cadiz ihre an einen dortigen angesehenen Kaufmann gerichteten Empfehlungsbriefe abgegeben. Der Mann war sehr artig, hatte ihnen seine schönen Gärten gezeigt. „Als wir aus dem Garten in den Saal traten", erzählt unser Verf., „fanden wir mehre Herren um ein großes Kaminfeuer versammelt und gemächlich ihren cigarito oder pajito rauchend. Sie waren Alle, bis auf Einen, nach französischer Weise wie wir gekleidet. Dieser Eine fiel uns auf. Er war der berühmte Montes, in andalusischer Tracht, aber nicht wie beim Stiergefecht vom Kopfe bis zum Fuße in Seide gekleidet. Er trug die grobe braune Tuchjacke, welche auf Ellnbogen, Kragen und Rücken mit farbigen Sammetflecken gestickt ist, ferner die kurze, braune Tuchhose und die an den Waden offene, lederne Kamasche. Er ist von mittlerer Statur, sein schöner Körperbau verräth die ihm eigene Kraft und Gelenkigkeit, sein Wesen ist schlicht und offen, seine Haltung martialisch. Er erzählte uns Verschiedenes aus seinem Leben. Ehe er als Matador auftrat, war er oft zu Schlächtern gegangen, um die Anatomie der Stiere kennen zu lernen, und hatte viel mit Hirten verkehrt, um sich mit dem Charakter jener Thiere bekannt zu machen. In der Arena, meinte er, könnte oft nur die größte Kaltblütigkeit und Gelenkigkeit den Menschen retten. Zuweilen habe er mit Stieren zu thun gehabt die, anstatt sich auf die mit der linken Hand vorgehaltene Fahne zu stürzen, auf ihn selbst eingedrungen seien. Ganz unerwartet sei ihm dieser Angriff zwar nie gekommen, denn man könne die Bewegungen die der Stier machen wolle vorher in dessen Augen lesen, aber oft so schnell ausgeführt worden, daß ihm nur Zeit übrig geblieben sei, den Fuß zwischen die Hörner des Stiers zu setzen und über seinen Kopf wegzuspringen im Augenblicke wo er ihn in die Luft schleudern wollte. Man habe oft geglaubt, er thue es absichtlich, er könne aber versichern, es sei immer nur gewesen um sein Leben zu retten. Oefters habe ihm der Stier die seidene Jacke zerrissen, noch öfter habe er sich das Schnupftuch aus der Tasche ziehen lassen. Ein mal sei ihm der Schenkel durch und durch gebohrt und er selbst mehre Schritte weit geschleift worden. Die Matadors sterben fast nie eines natürlichen Todes; auch ist er reich genug und hat nicht nöthig, dieses gefährliche Handwerk zu treiben, aber er liebt es mit solcher Leidenschaft, daß er keine corrida mit ansehen kann, ohne daran Theil zu nehmen. Wir gaben ihm Rendezvous für die nächste corrida, welche in Sevilla Anfangs April stattfinden sollte. Die übrige Gesellschaft interessirte uns wenig, und wir nahmen bald, nachdem uns der Herr des Hauses für den folgenden Tag Pferde und Führer zur Fortsetzung unserer Reise verschafft hatte, Abschied."

Bei der Landung vor Tanger und bei dem Betreten dieser gerade in unsern Tagen merkwürdig gewordenen Hafenstadt gibt uns der Verf. ein ganz kurzes aber gar treffendes Charakterbild von dem traurigen Zustande der Festungswerke und ihrer Vertheidiger. Darauf bespricht er die Verhältnisse der vielen hier wohnenden Consuln, und weiß bei dieser Gelegenheit dem englischen Consul, der auch zugleich verpflichtet ist die Interessen des Königreichs Hanover zu vertreten, einen scharfen kritischen Hieb zu versetzen. Ueberhaupt scheint er den Engländern nicht eben gewogen zu sein; indeß tritt diese Abneigung nie schroff in den Vordergrund, auch fehlt es ihm nie an triftigen Gründen dazu. Nachdem er sich noch mit der Stadt und ihren Bewohnern, mit der Bevölkerung des ganzen Reichs beschreibend beschäftigt hat, bringt er eine sehr interessante Excursion in das Innere des Landes zur Sprache. Wir wollen Einiges davon mittheilen.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Aus de Lamartine's Charakteristik der Madame Genlis.

Lamartine's trefflich geschriebene „Histoire des Girondins", eine der wichtigsten Erscheinungen in der neuern geschichtlichen Literatur Frankreichs, zeichnet sich namentlich durch geistreiche und treffende Charakteristiken der im Laufe der Ereignisse auf den Schauplatz tretenden Personen aus. Als Beleg dazu mögen nachstehende auf die in der Ueberschrift genannte Gräfin von Genlis bezügliche Worte, in denen Lamartine's dichterischer Geist sich zu erkennen gibt, dienen: „La comtesse de Genlis poursuivait à la fois l'ambition des cours, la gloire des lettres: elle écrivait avec élégance ces ouvrages légers qui amusent l'oisivité des femmes en égarant leur coeur sur des amours imaginaires. Les romans, qui sont pour l'Occident ce que l'opium est pour les Orientaux, les rêves éveillés du jour, étaient devenus le besoin et l'événement des salons. Madame de Genlis en composait avec grâce, et elles les revêtait d'une certaine hypocrisie d'austérité qui donnait de la décence à l'amour; elle affectait de plus une universalité de sciences qui faisait disparaître son sexe sous les prétentions de son esprit, et qui rappelait dans sa personne ces femmes de l'Italie professant la philosophie un voile sur le visage."

Das Martyrthum.

Einem auf seiner Inspectionsreise in einem Kloster anwesenden Bischof ließ sich ein Mönch noch besonders durch den Abt mit dem Bemerken vorstellen, daß er Nichts sehnlicher verlange als ein Märtyrer zu werden. Der Bischof antwortete: „Bleibe nur unter den Mönchen! Das ist schon ein Martyrthum."

38.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 165. —— 14. Juni 1847.

Aesthetik.

1. Ueber den Begriff der Schönheit. Von Hermann Lotze. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1845. Gr. 8. 10 Ngr.
2. System der Aesthetik. Von August Kahlert. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1846. Gr. 8. 2 Thlr.

Die erstgenannte nur wenige Bogen umfassende Schrift, welche aus einer Sammlung mannichfaltiger, unter dem Titel „Göttinger Studien" erschienenen Abhandlungen besonders abgedruckt worden, gehört zu den am schönsten geschriebenen die Ref. seit langer Zeit gelesen hat. Es ist in der That nicht zu viel verlangt, daß eine Arbeit über das Schöne auch schön geschrieben sei. Macht es schon einen mislichen Eindruck, wenn ein entschieden häßlicher Mensch viel von Schönheit spricht, so erscheint eine unschön geschriebene Schrift über das Schöne noch als ein viel unangenehmerer Widerspruch. Die Abhandlung des Hrn. Lotze erinnert, was die Form und Sorgfalt des Ausdrucks betrifft, an die Schelling'sche Rede über das Verhältniß der bildenden Künste zur Natur. Vielleicht hat sie mit dieser noch etwas Anderes gemein, nämlich eine gewisse Unsicherheit in der Feststellung der Begriffe und Unergiebigkeit an bestimmten und fruchtbaren Ergebnissen. Wir sagen dem Verf. voraus, daß er gar bald auf seine Schreibweise zu verzichten für gut finden wird; er wird inne werden, daß der Glanz und Schimmer seines Ausdrucks zwar trefflich geeignet ist einem gewöhnlichen und alten Gedanken den Reiz der Frische und das Interesse des Fremdartigen zu verleihen, aber auch das Nachtheilige hat, die Schärfe seiner geistreichen Bemerkungen ihrer Wirkung und einschneidenden Kraft zu berauben. Er wird zwar fortfahren sich einer schönen Schreibart, für welche er unzweifelhafte Befähigung hat, zu befleißigen, aber es kann nicht fehlen, daß er bald zu der Einsicht gelangt, wie die höchste Schönheit und Kunst, auch bei der Sprache, in der Nacktheit liegt, nicht aber in faltenreichen Umhüllungen und farbigem Putz. Immer aber, wie gesagt, wird man bei Behandlung ästhetischer Gegenstände eine geschmückte und elegante Rede lieber antreffen als den staubigen Stil in welchem das zweite der oben angegebenen Bücher geschrieben ist. Diese beiden Schriften, die hier in Gemeinschaft gebracht werden, stehen überhaupt weit auseinander, und wenn wir sie für unsere Besprechung zusammengethan haben, so ist es nur, weil unsere Bemerkungen durch diese Gegeneinanderstellung deutlicher hervortreten können als wenn wir jede für sich betrachten. Was Bildung, Weite der Umsicht, Geist betrifft, so ist die erstgenannte Arbeit der zweiten gar weit überlegen. Wir wollen versuchen in Kürze Rechenschaft von ihrem Inhalt zu geben, was keine leichte Mühe ist, da der Sinn und Gedanke des Verf. sich aus seinen sorgfältig gewählten und coquett gewendeten Worten nur schwer herausfinden läßt. Der Leser mag dann sehen, ob er sich zum Lesen der Schrift selbst angeregt findet.

Nicht durch die Betrachtung und den Genuß des Naturschönen sind die Menschen, sagt Hr. Lotze, zum Nachdenken über das Schöne getrieben worden, sondern erst das von ihnen Nachgebildete, das Kunstschöne, hat hierzu den Anstoß geben können. Allerdings war die natürliche Schönheit auch schon in den frühesten Zeiten der Bildung ein Problem für die Menschen, wenngleich kein philosophisches, und sie lösten es, wie die Mythologie beweist, so, daß sie die Gemüthsregungen welche der schöne Gegenstand hervorruft auch diesem selbst zuschrieben. Damit sprachen sie einen wesentlichen Theil der Wahrheit aus, nämlich „daß das volle Schöne nirgend anders als in der Erschütterung des genießenden Geistes zu suchen sei". Sind es aber völlig abgeschlossene Einrichtungen unsers Innern, welche durch den Eindruck des Schönen berührt werden? Nein, denn es müßte dann eine allgemeine Anlage zur Aufnahme des Schönen unter den Menschen, eine sichere und allgemein gültige Beurtheilung desselben geben. Ebenso wenig aber als auf unabänderlich feste Gesetze kann das Schöne sich auf zufällig vorhandene einzelne Vorstellungen oder Bedürfnisse des Gemüths beziehen, denn es wäre dann Eins mit dem blos Angenehmen oder Nützlichen. Ist nun also die Empfindung des Schönen weder auf jenes unwandelbare Allgemeine noch auf dieses veränderliche Besondere zurückzuführen, so würde Nichts näher liegen als ihr einen Quell anzuweisen der beide Momente in sich enthält. Dieser Quell wäre das Allen inwohnende Streben nach einem von Allen gewußten aber nicht zu erreichenden Vorbilde. Hierdurch aber würde die Bestimmung des Schönen mit der des Guten zusammenfallen, und es handelt sich also zunächst um Feststellung des

Verhältnisses beider Begriffe zueinander, und um ein Kriterium der Scheidung beider.

Wir unterbrechen hier für einen Augenblick unsern Bericht von dem Gedankengange des Verf., um sogleich auf seine bei solchen Untersuchungen so gefährliche Unbestimmtheit aufmerksam zu machen. Man sieht nämlich schon aus obigem Abriß, daß seine Betrachtung an einer wesentlichen Stelle das Schöne mit der Empfindung des Schönen vermengt. Wie könnte er sonst als ein Geständniß der mythologischen Dichtung Das hervorheben, daß das Schöne im genießenden Geiste zu suchen sei? Diesen, man sollte meinen, so leicht zu vermeidenden logischen Fehler trifft man dennoch immer und immer von neuem an. Hier, bei unserm Verf. zieht dieser Fehler noch manchen andern nach sich: Er sagt: das Schöne könne sich nicht auf ein allgemein Gültiges im Menschen beziehen, weil sonst der schöne Gegenstand in Allen die gleiche Empfindung hervorzurufen fähig sein müsse. Aber die Philosophie selbst, bezieht sie sich nicht auf ein allgemein Gültiges in uns, auf Denkgesetze, und ist sie darum weniger schwankend, den verschiedensten Auffassungen weniger unterworfen? Könnten nicht ähnliche Einflüsse, ähnliche Entwickelungen wie die welche den steten Wechsel der philosophischen Ansicht verursachen, auch den der schönen Empfindung zur Folge haben, ohne daß darum das Moment der Allgemeinheit gefährdet würde? Der Verf. selbst hält an diesem Momente fest wenn er z. B. sagt: die Einrichtung der Welt worin wir leben, welche das Zusammenfassen des Mannichfaltigen in Gattungen gestattet, gewähre eine Lust „die in ihrer Beziehung auf das Einzelne zu dem Gefühle der Schönheit sich umwandelt". Wäre Dem so, dann entspränge ja dies Gefühl aus einem Verhältniß von offenbar ganz allgemeiner Natur. Aber freilich muß man erwidern, daß die Einreihung einer Mannichfaltigkeit etwa von Thieren oder Steinen unter höhere Kategorien zwar allerdings eine „uneigennützige Lust" hervorrufe, daß aber nicht einzusehen sei wie solche Lust sich in irgend einer Beziehung zu dem Gefühle der Schönheit solle umwandeln können. Man sieht, es fehlt dieser Betrachtungsweise weder an Unbestimmtheit noch an Widersprüchen. Wir gehen nun den Gedanken des Verf. weiter und bis zu Ende nach.

Jene oben berührte Beziehung nun des Schönen zum Sittlichen weist der Verf. nicht näher nach (obgleich man ganz besonders diese Nachweisung hätte erwarten sollen), sondern spricht sie geradehin als Thatsache an. Wir fühlen, sagt er, zwar manche untergeordnete Neigung unsers Gemüthes bei Kunstgenüssen oftmals mitwirken, in andern Fällen aber „fühlen" wir, daß ein „werthvolleres" (dies ist ein zu oft wiederkehrendes, überdies ziemlich unphilosophisches Lieblingswort des Verf.), unbedingte Anerkennung forderndes Streben in unserer Beurtheilung des Schönen mitgesprochen hat. Der Reflex sittlicher Erlebnisse und Affecte — Dies ist der Schlüssel des Eindrucks den Kunstwerke machen. Wie aber das sittliche Dasein selbst in zwiefacher Erscheinung auftritt, davon die eine, beschränktere, im befriedigenden Einklange der sittlichen Persönlichkeit mit ihren innern Gesetzen zu finden ist, die andere höhere aber in der sittlichen auf die gesammte große Außenwelt gestaltend einwirkenden Kraft erkannt wird, so ist auch die höchste Art der Schönheit nicht nur die, welche das Bewußtsein jener beschränkteren Sittlichkeit in uns weckt, sondern die welche die eben ausgesprochene umfassendere Einheit darstellt. An diesem Orte können wir uns nicht enthalten, den Lesern zugleich eine Probe der Ausdrucksweise des Verf., der wir weiter unten noch eine zweite folgen lassen wollen, vorzulegen:

Nicht nur das Handeln füllt die menschliche Bestimmung aus, auch der Erkenntniß mag ein [illegible], in [illegible] die Mannichfaltigkeit des Gegebenen unter Beziehungen vereinigt ist auf die selbst in unserer gewöhnlichen Beurtheilung wenigstens ein Streiflicht der sittlichen Werthgebung fällt ... Dies eben ist die Natur des Schönen, daß es den bestimmten Inhalt, von dem aus auf manche Gestalten und Verbindungsweisen ein hoher Werth überging, verschweigt, und oft mit den Formen allein spielend uns unvermerkt verlockt, ihnen denselben Gehalt und die Würde Desjenigen zuzulegen, dessen Erinnerung sie in uns anregen. Kunst und Natur reizen daher auch durch Mittel die an sich nur der Erkenntniß anzugehören scheinen, durch Verknüpfung der Mannichfaltigkeit zu durchblickenden Einheiten, durch den Glanz der Gesetze über dem hinfälligen Einzelnen, durch die stille und unbefangene natürliche Entwickelung jedes Keimes, und oft mag hier der nachsinnende Verstand die Gründe in dem schönen Gegenstande nicht mehr finden die in ihm die Lust erregen; oft auch versetzt sich ein ahnendes Mitgefühl in diese Triebe der Entwickelung, und macht das fremde Ereigniß zu einem eigenen, an dem es ohne Theilnahme nicht mehr vorübergehen kann.

Hat nun das Schöne diese Macht, jenes Gefühl in uns hervorzurufen — das übrigens, weil von der Last des Zwecks befreit, mehr „mit dem Heiligen als mit dem Guten verwandt ist" —, so ist zu fragen: welche Würde bleibt dem schönen Gegenstande selbst? Keine andere, als die den unschuldigen Anstoß zu jener Erweckung zu geben? Diese Annahme „beleidigt" uns; wir „verlangen" vielmehr, daß die Schönheit des Gegenstandes zu seinem eigenen Wesen gehöre; wir verlangen auch überdies, daß sie bei aller Mannichfaltigkeit ihrer Erscheinung doch im Grunde sich als Eine erkennen lasse. Zur Befriedigung dieser Foderungen gibt es nur einen Weg: man muß die Schönheit als „Schicksal" auffassen; jede andere Befriedigung, etwa die oft versuchte, den „dunkeln Begriff eines Ewigen und Unbedingten" zu Grunde zu legen, verwickelt in unauflösliche Widersprüche. Als Schicksal aber, als Geschehen, und in diesem Sinne als Gedanken gefaßt, wird die Schönheit klar. Indem nämlich alles Seiende nur insofern ein Wirkliches ist, als es lebendig die höchsten Weltzwecke vollenden hilft, so daß der Einklang von Stoff und Gedanken in dieser allgemeinen Bedeutung die Voraussetzung der Wirklichkeit der Welt ist, so ist doch jegliches Seiende mit einer Menge von Zufälligkeiten behaftet welche bei Beziehung jenes Gesammtzwecks sich nicht mit Nothwendigkeit unterzuordnen haben. Geschieht nun aber diese Unterordnung dennoch, fügt es sich daß „die ganze [illegible] des Zufälligen" sich dem Sinn jener höch-

sten Gedanken ausschließt; da tritt der freie Genuß der Schönheit ein. Diese ist somit kein allgemeines, sondern ein „glückliches“ Ereigniß, durch welches der selige Gedanke des Weltalls plötzlich an irgend einem Einzelnen zur Erscheinung kommt. Da jeder Gedanke zu seiner Verwirklichung des Stoffs bedarf, und in dieser Beziehung abhängig von einem Andern ist, so hat die Schönheit den Beruf diese Abhängigkeit zu verhüllen, indem sie den gesammten Stoff so innig mit dem Gedanken durchdringt, daß er als ein frei hervorquellender Trieb der Entwickelung desselben erscheint. Die Schönheit ist so eine der Antworten auf die Frage nach dem Grunde des Zwiespalts von Sein und Gedanke, von Stoff und Zweck; sie sagt, ohne diesen Widerspruch wäre nicht die Seligkeit der Versöhnung, die sie selbst, die ihr Wesen ist. Als Gedanke der in einem bestimmten und ergänzenden Verhältniß zum höchsten Weltzweck steht hat sie den oben gesuchten objectiven Werth, und lebt nicht allein in dem sie genießenden Geiste.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ausflug von Lissabon nach Andalusien und in den Norden von Marokko im Frühjahr 1845. Vom Prinzen Wilhelm zu Löwenstein.

(Beschluß aus Nr. 164.)

Die erste Ausflucht ist nach Tetuan, eine 10 Meilen östlich von Tanger gelegene Stadt, gerichtet. Ein maurischer Soldat war ihnen vom Gouverneur als Wegweiser und Wache beigegeben. Außerdem schloß sich dem Zuge noch ein Jude, Moses, als Dolmetscher an. Die Reise geht glücklich von statten, und mit Sonnenuntergang steht der Zug vor den Thoren der Stadt. „Als wir Tetuan erblickten, war die Sonne schon tief gesunken und wir hatten noch eine gute Strecke Wegs zurückzulegen. Der Soldat der voraus ritt zog einen Rosenkranz hervor und begann andächtig zu beten. Er murmelte vor sich hin bis gegen Sonnenuntergang, wo wir vor den Thoren Tetuans anlangten. Wir fragten ihn, warum er so eifrig gebetet habe. «Allah ist groß», sagte er, «ich habe Gott um Verzeihung gebeten, daß ich euch Nazarenern noch als Führer diene zu einer Stunde wo die Gläubigen sich in der Moschee versammeln. Ich hatte aber mein Wort gegeben, euch heute noch hierher zu führen. Gott lenkt die Schicksale der Menschen!» Wir erwiderten, wir seien überzeugt, daß Gott ihm diese Sünde nicht anrechnen werde. «Wer kann wissen welche Sünden uns angerechnet werden? Ihr Nazarener zumal könnt Das nicht wissen. Ihr habt euer Paradies schon hier auf Erden, aber drüben, wo unser Paradies ist, da wird für euch keins mehr sein.» Bei dieser Ansicht fühlt sich der Stolz eines Mohammedaners nie gedemüthigt, wenn er auch gezwungen ist die geistige Ueberlegenheit der Christen bisweilen anzuerkennen. Ein Soldat von der Thorwache mußte nach herkömmlicher Weise zum Pascha geschickt werden, um anzufragen, ob uns gestattet werde in die Stadt zu kommen. Je mehr man in das Innere des Landes vordringt, um so weniger ist diese Anfrage blos Sache der Form, namentlich dürfte es für Jemanden der nach Fez oder Marokko reisen will rathsam sein, ehe er die Reise antritt um die erforderliche Erlaubniß einzukommen. Einem Bekannten von mir ist es nämlich begegnet, daß, als er nach sechstägiger Reise vor den Thoren von Marokko angelangt und Einlaß in die Stadt begehrte, ihm dafür ein Geschenk von [illegible] Piastern (etwa 110 Thlr.) abgefodert wurde. Als er sich dessen zu zahlen weigerte, mußte er unverrichteter Sache wieder abziehen.... Wir stiegen im Judenviertel bei einem Juden, der eine Art von Gasthof hält, ab. In Tetuan wie im ganzen Reiche, mit Ausnahme von Tanger, sind die Juden auf ein eigenes Stadtviertel angewiesen. Dasselbe wird nach Sonnenuntergang geschlossen, und kein Jude darf mehr hinaus.... Wir besuchten auch eine schöne Jüdin, die Schwester unsers Wirths, die an einen reichen Juden verheirathet war. Wir hatten sie am vorhergehenden Abend schon gesehen und veranlaßten sie, was sie mit großem Vergnügen that, alle ihre Kostbarkeiten und Schmucksachen zu zeigen und ihre schönsten Gewänder anzulegen.... Die Einrichtung des Hauses entsprach der Nettigkeit der Inwohnerin. Der kleine Hof war mit farbigen Kacheln getäfelt; an jeder Seite desselben war ein Zimmer mit Ausgang und Fenster nach dem Hofe. Das Haus war zweistöckig und im obern Stockwerke ganz dieselbe Eintheilung der Zimmer wie unten. Die Form der Fenster und Thüren war immer noch das maurische Hufeisen. An den Wänden des Zimmers hingen Strohgeflechte; der Fußboden war mit Strohmatten bedeckt. In keinem Zimmer war ein Herd; die Speisen mußten auf dem Hofraume zubereitet werden. Dazu dient ein kleiner irdener Ofen, der mit Holz oder Holzkohle geheizt wird. Die Häuser der Mauren sind denen der Juden ganz ähnlich, nur daß man an der Stelle der Stühle und Tische Strohmatten, Kissen und Teppiche antrifft. Ein Fremder darf die Häuser der Mauren nicht eher betreten als bis die Frauen weggebracht worden sind. Nach mohammedanischen Gesetzen dürfen die Mauren vier Frauen haben und so viele Beischläferinnen als sie immer wollen. Da aber der Unterhalt derselben sehr kostspielig ist, so können sich nur die Reichern die Vielweiberei erlauben, die Ärmern begnügen sich mit Einer Frau. Die Frauen erhalten von ihren Männern täglich ihren Bedarf an Geld und Lebensmitteln. Kann eine Frau beweisen, daß der Mann ihr nicht genug zu leben gibt, so darf sie sich von ihm scheiden. Die Mauren sind, wie die Türken, auf ihre Frauen sehr eifersüchtig und halten sie in strengem Gewahrsam. Das Weib steht nach ihrer Ansicht auf einer viel niedrigern Stufe als der Mann; sie sind Geschöpfe die blos zum Vergnügen des Letztern geschaffen sind. Man überläßt es ihnen nicht, wie bei uns, für ihre Ehre selbst zu sorgen, man zwingt sie zur Treue durch die Unmöglichkeit in die man sie versetzt selbständig zu handeln. Die Frauen der Reichen dürfen nie den Harem verlassen, oder werden wenn sie ausgehen von Sklavinnen begleitet und sind ganz verschleiert. Daher suchen sie sich auch wo sie können diesem Zwange zu entziehen und mit den Christen in Liebesintriguen einzulassen, wobei die Letztern nicht Weniger als ihr Leben riskiren. Als ich auf dem Markte in Tetuan an einer Obstverkäuferin vorbeiging, öffnete sie plötzlich den Haik der sie verhüllte, und ließ mich ein schönes braunes Gesicht sehen, in dem ein Paar Augen wie Funken leuchteten. Wenn die maurischen Frauen von ihren Glaubensgenossen sich unbemerkt wähnen, so zeigen sie sich nicht ungern den Christen und lachen wol gar oder sprechen mit ihnen. Dabei wagen sie immer Viel, denn sie werden streng bestraft, wenn ihr Herr Solches erfährt oder bemerkt. Die Einwohner von Tetuan sehen selten Fremde; sie sind auch viel fanatischer und unduldsamer als die von Tanger. Zuweilen wenn ein Maure an uns vorüberging, namentlich wenn es ein alter Mann war, spuckte er vor Abscheu über unsern Anblick und vor Verachtung aus. Ein Mann mit einer Gerte, von dem unser Führer sagte, daß er im Geruche der Frömmigkeit stehe, gab dem Grafen Münster einen empfindlichen Schlag auf die Schulter. Es war Nichts zu machen als den Schlag ruhig hinzunehmen; die ganze Bevölkerung wäre über uns hergefallen, hätten wir gegen Einen ihrer Heiligen die Hand aufgehoben. Als ich an einer Moschee vorbeiging und durch die geöffnete Thür einen Blick hineinwarf, was bekanntlich den Christen streng untersagt ist, wurde mir ein Stein an die Wade geworfen; ich drehte mich um und erblickte Niemand den ich für den Thäter

hätte halten können. Jeder Ungläubige der eine Moschee betritt muß nach Mohammed's Gesetz sterben oder die mohammedanische Religion annehmen."

Nach Tanger zurückgekommen, wußte den Reisenden der schwedische Consul eine Audienz bei dem Gouverneur von Tanger zu verschaffen. Er wird als ein schöner, großer Mann von mittlern Jahren mit den charakteristischen Gesichtszügen der Mauren geschildert, der zwei Eigenschaften vor den meisten seiner Landsleute voraus besitzt, nämlich Muth und Energie. Bei dem französischen Bombardement hat er die Stadt vor der Plünderungswuth der Berbern dadurch geschützt, daß er den Ersten der es wagte in die Stadt einzubrechen mit eigener Faust erdrosselte. Die Verwirrung und Trostlosigkeit im Innern dieser Stadt muß entsetzlich gewesen sein; der Verf. theilt noch Einiges davon mit, das diese Ansicht vollkommen rechtfertigt.

Das Fest Aid Kabir fiel gerade in die Zeit des zweiten Aufenthalts unserer Reisenden in Tanger. Schon am frühen Morgen verkündigte sich dasselbe durch anhaltendes Brüllen des Volkes und durch die eintönigen gellenden Dudelsackpfeifen. Eine Genossenschaft fanatischer Menschen, eine Art von Derwischen, von denen sich Jeder einbildet die Seele irgend eines Thiers zu sein, begehen dieses große Fest der Geburt Mohammed's mit Gebrüll und Geberde der Thiere wovon sie die Seele zu sein vermeinen. Ihr Oberhaupt ist des Löwen Geist, der in Tunis vom Bei selbst gespielt wird zur bessern Beherrschung der ganzen Verbrüderung. In der Wuth der Nachahmung stürzen sie über Hunde und Katzen her und zerfleischen dieselben. Ihre Tänze bestehen in einem kreiselartigen, fortwährenden Drehen, bis sie ganz voll Schwindel halbtodt niederstürzen. Die Ungläubigen haben von diesen und andern überspannten Menschen gerade an dem genannten Feste das Schlimmste zu befürchten, daher fehlt es auch nicht an Warnungen von Seiten der Consuln, das Keiner ihrer Landsleute sich an diesem Tage aus der Stadt wagen möchte, da das Gesetz nicht gegen Unbilde schützen könne. Unsere Reisenden wagten sich aber doch hinaus. Der schwedische Consul mit seiner schützenden Wache begleitete sie. „In den nächsten Straßen", sagt der Verf., „begegneten wir schon Zügen bewaffneter Mauren, welche das Pulverspiel oder Fantasia zu Fuß aufführten. Hierzu lösen sich aus der Gruppe der Männer zwei bis vier ab, laufen ein wenig voraus und drehen sich dann, indem sie die Flinte nach allen Richtungen schwingen und Sprünge in die Luft machen, gegen ihre zurückgebliebenen Gefährten um. Diese springen in gleicher Zahl augenblicklich vor. Beide Parteien schießen, wenn sie einander ganz nahe sind, ihre Flinten gegen den Boden ab, Jeder zu den Füßen des ihm gerade Gegenüberstehenden; dieser macht einen Bocksprung, jubelt, und Alle verschwinden unter der Menge. Der Marktplatz vor dem Thore ist ein am Wege der Botschafter zwischen zwei Hügeln gelegener und etwas geebneter Raum, welcher daher seinen Namen führt, weil alle Botschaften aus dem Innern auf dieser Straße nach Tanger gelangen. Die Hügel waren ganz mit vermummten Frauen bedeckt, die sich in Gruppen nebeneinander gelagert hatten. In den losen flatternden Haik gehüllt und auf dem Boden kauernd glichen sie mehr einem Paquet Wäsche als dem sogenannten schönen Geschlechte. Längs der Hügel führten die Männer auf einem abscheulichen, steinigen und unebenen Boden die Fantasia zu Pferde aus. In Zügen von sechs bis acht ritten sie in gestrecktem Galop auf ein Ziel los, schwangen dabei die Flinten hoch in die Luft, nahmen die Zügel in den Mund, legten das Gewehr, auf den linken Arm gestützt, an, schossen und parirten ihre Pferde auf der Stelle. Diese bäumten sich zuweilen bei der Gewalt mit der sie herumgerissen wurden; sie waren von den scharfen Sporen der Reiter wund und blutig gestochen. Die Frauen auf den Hügeln jubelten laut, ihre Freude durch ein trillerartiges Geheul bezeigend, wie wir soeben bei der Beschneidung von jüdischen Frauen gehört hatten.... Bald nahm aber eine andere Erscheinung unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Es war ein Schlangenfresser, der sich auf öffentlichem Markte ausgestellt hatte und bei dem Schalle einer wilden Musik dem Volke seine Gaukeleien und Künste vormachte. Er gehörte zu der Classe der Sidi Nasir, welche behaupten unter dem besondern Schutze des Propheten zu stehen, sodaß der Genuß keines Giftes ihnen schaden und der Biß keines giftigen Thiers ihnen gefährlich werden könne. Wirklich merkwürdig, aber zugleich widerlich anzusehen war die Art wie er mit giftigen Schlangen umging, dieselben zur höchsten Wuth reizte und sich dann ihren Bissen aussetzte. Er saugte die verwundete Stelle sobald er gebissen war aus, und schützte sich auf diese Weise vor den Folgen der Vergiftung. Auch schien mir als ob der Mann Etwas im Munde kaute, das ihm als Gegengift dienen mochte. Nachdem er sich eine Zeit lang mit einer großen Schlange abgegeben und dieselbe abwechselnd zur Wuth gereizt und wiederum deren Gehorsam gezeigt hatte, machte er sich über eine kleinere her die etwa zwei bis drei Fuß in der Länge maß. Er verzehrte dieselbe unter den wildesten Verdrehungen, indem er mit dem Schwanze den Anfang machte. Es dauerte geraume Zeit, ehe er sie hinunterwürgen konnte. Vergebens widerstrebte, bis und wand sich das Thier nach allen Seiten; er hatte schon einen Theil davon hinuntergeschluckt, als es sich noch immer bewegte."

Dann unternehmen die Reisenden noch eine Fahrt nach Larasch, von wo sie zu Lande nach Tanger zurückkehren. Und nun denken sie an die Rückreise. Bis Cadiz bedienen sie sich des Fahrzeugs eines Schleichhändlers, wobei sie nicht eben die angenehmste Gelegenheit bekommen ihre Erfahrung zu bereichern. Von Cadiz gehen sie nach Sevilla, zur weltberühmten Stadt der liebsten Wünsche aller Nordländer Europas. Hier verweilen sie mehre Tage, genießen die reichen Kunstschätze und Sehenswürdigkeiten, freuen sich mit dem fröhlichen Volke, machen Landpartien und denken zuletzt an die Weiterreise. Hier trennt sich unser Verf. von seinen Reisegefährten. Er unternimmt seine Reise zu Roß quer durch Spanien und Portugal bis Lissabon, wobei er vielfach Gelegenheit erhält die Sitten und Gebräuche des Volkes genau kennen zu lernen.

Aus dem Mitgetheilten und Angedeuteten dürfte wol zur Genüge hervorgehen, daß wir es hier mit einer ebenso reichhaltigen als interessanten Lecture zu thun gehabt haben. 52.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Genoude als Historiker.

Wir haben in d. Bl. die „Histoire de France" vom bekannten streitlustigen Abbé Genoude, zur Zeit als der erste Band dieses umfangreichen Werkes ans Licht trat, erwähnt, und wollen nun, indem wir das Dazwischenliegende überspringen, das Erscheinen des 15. Bandes kurz anführen. Derselbe enthält die Fortsetzung der auf die Geschichte Ludwig's XIV. bezüglichen „Particularités et anecdotes", in denen sich unter vielen unnützen und beziehungslosen Einzelheiten auch manche Andeutung befindet welche vom Historiker beachtet zu werden verdient. Hieran reiht sich sodann die Geschichte Ludwig's XV. bis zum Aachener Frieden, der den Endpunkt dieses Bandes ausmacht. Wenn wir schon beim Beginn des ganzen Werkes unsere Zweifel über die Befähigung Genoude's zum Historiker aussprechen mußten, so hat die Fortsetzung, und namentlich auch der vorliegende Band, nur dazu beigetragen, uns in unserer Annahme zu bestärken. Der Verf. besitzt weder die Ruhe, welche eine so wesentliche Bedingung des Geschichtschreibers ausmacht, noch den tiefern Blick für die Erscheinungen der Staatsentwickelung und der Völkerzustände. Dazu kommt noch, daß ihn die verworrenen katholisirend-radicalen Principien beeinträchtigen, unter deren Einfluß das ganze Werk geschrieben ist. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 166. —— 15. Juni 1847.

Aesthetik.

(Fortsetzung aus Nr. 165.)

Dies sind im Wesentlichen die Gedanken des Verf. über das Schöne. Weiß man sie mit so weiten, wallenden, faltenreichen Gewändern zu umkleiden wie er, und werden sie überdies durch eine gewisse Schwärmerei der Empfindung in die Region eines farbig trüben Lichts gesetzt, so mag es wol geschehen, daß der Leser, durch jene Umhüllung wie durch dieses anziehende Dunkel gereizt, es mit etwas ganz Besonderm und Ungewöhnlichem zu thun zu haben glaubt. Tritt man indeß näher heran, so findet man sich (übrigens mit Bedauern, da sich dem Verf. die Ehre einen Schritt vorwärts gethan zu haben wol gönnen ließe) nicht wesentlich gefördert. Das Ganze kommt auf die alte Einigung des uralten Gegensatzes von Geist und Natur, auf Durchdringung der einen durch den andern hinaus, und was die Auffassung der Schönheit als Geschehen, als Schicksal betrifft, worauf der Verf. den meisten Nachdruck legt, so ist kaum nöthig zu erinnern in welch enger und nothwendiger Verbindung diese Ansicht mit derjenigen Philosophie steht welche die Auffassung Gottes, als sich in lebendigem Geschehen manifestirenden Geistes, lehrt. Man muß sogar dem Verf. den Vorwurf machen, daß er hinter den Entwickelungen dieser Philosophie, in deren Gewebe er sich doch offenbar eingesponnen hält, zurückgeblieben ist. Denn Das was ihn treibt aus dem einseitigen Begriffe des Schönen als bloßer Affection des Subjects herauszugehen, sind Gefühle — Gefühle deren Werth er ganz ununtersucht läßt, obgleich er für sie maßgebende Gewalt stillschweigend und als verstehe sie sich von selbst in Anspruch nimmt. Die Philosophie aber ist ebenso sehr über diese Berufung auf Gefühlsweisen als über die Möglichkeit jener dualistischen Entgegensetzung hinaus. Die empfundene Schönheit ist ihr der schöne Gegenstand selbst, der im menschlichen Geiste sein ideales Leben durchlebt. Bei solcher Ansicht ist nicht mehr davon die Rede, daß eine aller Schönheiten ledige Welt „unserm Gefühle widerstreitet"; sie hält sich auch nicht bei „Bedürfnissen", bei „Verlangen" auf, welches Alles ganz unbestimmt ist, und ebenso wol Täuschung und Vorurtheil sein könnte; sie hat einen höhern Gesichtspunkt, der von diesen untergeordneten Motiven, weil sie in der That keinen philosophischen Gehalt haben, keine Notiz nimmt. Die Flüchtigkeit mit welcher der Verf. die Schwierigkeiten angibt die den andern Auffassungen der Schönheit, z. B. der eines Ewigen und Unbedingten, anhängen, ist für seine Untersuchung charakteristisch. Es sei, sagt er, nicht nöthig diese Schwierigkeiten alle zu berühren, denn es zeige sich sogleich, daß dieses Unbedingte weder als Stoff noch als Eigenschaft, noch als Kraft zu fassen sein würde; da nun das Schöne sich überall nicht als Geschehen, sondern als Gestalt eines Geschehens zeige, so werde die Schönheit selbst ein Ereigniß oder Schicksal sein müssen. Das ist nun freilich weder Beweisführung noch Entwickelung. Auf solche Weise, wenn man nach Belieben eine Anzahl willkürlich gewählter Kategorien, wie Stoff, Eigenschaft, Kraft, in Betracht nimmt, und andere dafür liegen läßt, ist es leicht und bequem über alle zusammengenommen rasch hinwegzuhüpfen, um dann zu derjenigen zu gelangen die man schon vorher fertig hatte. Läßt sich also dieser Abhandlung kein philosophisches Verdienst zuschreiben, so bleibt sie dennoch theils wegen des schon erwähnten Vorzugs, theils weil die Feinheit und der Scharfsinn vieler darin vorkommender Bemerkungen von einem eigenthümlich gebildeten Sinn und einer gewissen Weite des Gesichtskreises zeugt, hervortretend. Eine dieser Bemerkungen theilen wir noch mit, dabei des Verf. eigene Worte anführend, um zugleich damit die zweite oben versprochene Probe seiner Schreibart zu geben:

> Während die Urbilder des Guten zugleich Mahnungen an das Bewußtsein stellen, lädt das Schöne nur zum Genusse ein. Dennoch ist die Seligkeit des Schönen keine eigensüchtige; aber es ist mehr mit dem Heiligen als mit dem Guten verwandt. Ohne auf irgend einen Zweck bezogen zu sein dessen Erfüllung trotz aller Güte der Gesinnung oft zu unbedeutend dem Ganzen der Welt und dem Sinne des Weltlaufs gegenüber sein würde, hat es nur eben die Gesinnung selbst, theils in der Bewegung eines Gemüths, theils in den Gestalten des Seienden zu einem ruhenden Ergebniß gekommen, darzustellen. Wie die älteste schöne Kunst der Griechen ihre Götter bildete, herrlich durch ihr eigenes Wesen und Dasein, in sich versunken und von allem Lärm strebender ausdrucksvoller Beziehungen nach der übrigen Welt abgewandt, so verschmilzt auch das Schöne in seiner höchsten Gestalt nicht mit dem kämpfenden in einzelnen Thaten ringenden Guten, sondern mit dem ruhenden Heiligen, das über der Erreichung aller einzelnen Zwecke schwebend in ewiger Entfaltung nur die Fülle seines eigenen seligen

Wesens entwickelt. Darum ist die Pein des Sollens und der Zwecke von dem Schönen genommen, und wenn es uns einerseits durch sein Spiel an die Handlungen erinnert in denen unsere kämpfende Tugend sich bewähren kann, so erscheint es andererseits als das bestehende Gute selbst, das aus der Welt nie verschwindet, wie tief auch ihre innern Gegensätze seiner allgegenwärtigen Erscheinung widerstreben mögen.

Hätten wir dem Verf. einen Rath zu ertheilen, so wäre es der, seine Thätigkeit einzelnen ästhetischen Ausführungen zuzuwenden, die Erörterung aber der Principien selbst fallen zu lassen. Da er an einer Stelle seiner Abhandlung für Betrachtungen über das Schöne „in einer Zeit wie die unserige" Nachsicht, und sogar doppelte Nachsicht in Anspruch nimmt, so wird er vielleicht unsern Rath um so weniger übel deuten, als er für die Mangelhaftigkeit die wir an ihm bemerken unsere Zeit verantwortlich machen kann.

Mit ganz andern Ansprüchen tritt die Aesthetik des Hrn. Kahlert auf. Sie nennt sich System, führt eine gewaltig altkluge Polemik, und nimmt im Hochgefühl die speculative Weihe zu haben gegen Empirie und niedere Reflexionsweisheit einen herablassend belehrenden Ton an. Er sagt:

> Wer da schwimmen lernen will muß eben ins Wasser gehen; wer Philosophie lernen will muß sich in die Dialektik hineinbegeben, den Zweifel nicht scheuen, sonst kommt er, wo er etwa gelegentlich hineinfällt, darin um.

An diesem einzigen Beispiele, dem sich leicht noch mehre Hundert ähnliche aus dem Buche anreihen ließen, wird man die Art und Weise des Verf. schon erkennen können; indem er sein esoterisches Wissen immer in diesem Tone der selbstgefälligsten Zufriedenheit, immer dabei auf die armen kurzsichtigen Draußenstehenden herabsehend, vorbringt, ist er, ohne es zu ahnen, selbst die komische oder, wenn man will, die tragische Person seines eigenen Buches. Er sagt:

> Wer nicht einen eigenen philosophischen Bildungsgang durchlebt hat — eine aus Handbüchern erbeutete Sammlung von Resultaten kann ihm nun einmal jene Arbeit nicht ersetzen —, wer also ebenso sehr die Einsamkeit der Abstraction als den Aufschwung der Speculation scheut und daher viel auf nutzlose Hirngespinnste schilt, erschrickt gemeiniglich vor den starren Formeln die jedes System an der Stirn trägt, weil er niemals dazu mit ihnen Etwas anzufangen gelangt.

Die Nichtspeculativen, die blos „Gebildeten" heißen in dem ganzen Buche durchweg geringschätzig „sie". „Sie" verstecken sich hinter Entschuldigungen; es ist schon viel von „ihnen" gethan wenn sie ein Lehrbuch der Aesthetik zu Rathe ziehen; vergeblich lesen „sie"; vergeblich redet zu „ihnen" Goethe; nutzlos sind für „sie" die Mahnungen der Geschichte. Wenn Dem wirklich so ist, wenn „sie" vergeblich lesen und vergeblich hören, so möchte man den Verf. fragen, warum er so unendlich viel Worte an und gegen „sie" richtet? Glaubt er Mehr zu wirken als Goethe und die Geschichte? Wozu seine unaufhörlichen weisen Warnungen, die alle mit: „Nichts ist gefährlicher" — „Nichts ist gewöhnlicher" anfangen? Wozu die ewig wiederholten Aeußerungen, daß das Eine „dem reflectirenden Denken freilich unzugänglich", zu dem Andern „der praktische Hausverstand absolut unfähig" sei? Was soll die auf jeder Seite anzutreffende achselzuckende Bewegung gegen die „gewöhnliche Ansicht", gegen die „alltägliche Auffassung", gegen die „sich abmühenden Empiriker"? Der Verf. scheint gar nicht zu ahnen, daß diese Art und Richtung der Polemik längst veraltet, und schal und geschmacklos geworden ist. Den praktischen Hausverstand verachten nur Die denen er zum großen Schaden ihres speculativen abgeht; und was die sich abmühenden Empiriker betrifft, so sind ihre im echtesten wissenschaftlichen Geiste ausgeführten Arbeiten ganz dicht an die echte Philosophie herangerückt, und diese Philosophie ist ihnen ihrerseits entgegengekommen. Es mag sein, daß in manchem engen Lebenskreise sich Mancher durch Geringschätzung der sogenannten Profanen um so sicherer in dem Ansehen eines Eingeweihten behaupten kann; in der weitern Sphäre worin die Wissenschaft ihr Leben hat, vermag sich eine so untergeordnete Pedanterie keinerlei Geltung zu verschaffen. Und wie es denn gar häufig geschieht, daß man von dem Feinde den man zu verfolgen glaubt selbst am unablässigsten verfolgt wird, so geht es auch Hrn. Kahlert, daß er sich nur darum ohne Aufhören mit der „gewöhnlichen Ansicht" und mit der Handbücherweisheit zu schaffen machen muß, weil er selbst ganz und gar darin befangen ist.

Betrachten wir einen Augenblick seine Psychologie, die er als vorbereitenden Theil seiner Aesthetik voranschickt. Hier will er das „Allgemeingültige" untersuchen, indem er „das Besondere vor unserm Blick entstehen" läßt, und ein „Urbild" hinzeichnet welches auf „bleibendem Grunde" ruht, und dabei einen „Prototypus" festhält (also das Urbild hält einen Prototypus fest!) welchen der armselige „Empiriker" nicht sieht. Wie läßt der Verf. nun dies Urbild entstehen? So: Der Anfang der Seele ist Fähigkeit passiv zu sein; zu dieser Fähigkeit Nr. 1 kommt die Fähigkeit activ zu sein als Nr. 2 hinzu (nicht etwa der Zeit nach, bewahre! so denkt nur der gemeine Verstand, der philosophische kann dies Alles zusammen und zumal denken); der Zustand Nr. 1 nun „fodert das Subject auf" sich von den Außendingen „loszureißen", und dies Losreißen, seine erste That, führt es dahin sich von den Außendingen „unterscheiden zu lernen". Es sei hier gar nicht gefragt was diese sinn- und wesenlose Sätze heißen sollen. Aber Das wollen wir fragen: wie sich diese handgreifliche Empirie mit jener Geringschätzung der Empiriker verträgt? Ob man sage: der Mensch hört, oder ob man sage: der Mensch hat die Fähigkeit zu hören; ob man sage: der Mensch unterscheidet sich von der Außenwelt, oder ob man sage: der Mensch befindet sich in einem Zustand der ihn „auffodert" sich loszureißen, und durch diese erste That zur Unterscheidung von den Außendingen „geführt" zu werden — das Eine ist so wenig philosophisch als das Andere, es ist nur anspruchvoller und langweiliger. Von diesem Gehalte aber ist des Verf. ganze Psychologie. Da erscheint

denn z. B. „das Selbst“ wie es das Bild der sinnlichen Wahrnehmungen festhält. Fragt man nun, wie dies Festhalten möglich, so ist die Antwort: das Bild geht ins Gefühl über, und wird von der Thätigkeit des Geistes „ergriffen“. Fragt man weiter wie es geschieht, daß das Selbst solche Bilder auch wieder vergessen könne, so ist die tiefsinnige Antwort: „es läßt sie wieder fahren.“ Dergleichen gibt sich nun für Speculation! Es könnte ganz unterhaltend werden, die Lösungen welche der Verf. für die verschiedenen psychologischen Probleme gefunden hat der Reihe nach aufzuführen; aber zu so grausamem Geschäfte fühlen wir uns nicht gestimmt: der offenbar gutmüthige Glaube in welchem er sich sein philosophisches Nest gebaut hat entwaffnet uns. Hören wir nur noch wie er die Entstehung der Sprache speculativ klar macht: Die erste Antwort des Kindes auf Das was es empfindet ist „die Hervorbringung eines Hörbaren“, eines Geschreis. Daß nun, sobald das Wahrnehmen bestimmter wird, auch dies Geschrei in „einzelne Laute“, in Vocale zerfällt, ist ganz „unvermeidlich“. Wenn nun aber gar die Wahrnehmungen zu Vorstellungen werden, dann können die Vocale unmöglich noch genügen, denn es macht sich natürlich ein Streben geltend, die Vorstellungen „auch durch hörbare Laute immer genauer voneinander unterschieden festzuhalten — es bilden sich Worte, es entsteht die Sprache“. Von dieser speculativen Stärke ist der Verf. Die Wißbegier erklärt er dadurch daß er sagt: „Ein Moment welches uns gerade hier begegnet, ist noch die Neigung des Ich überhaupt, Etwas und immer Mehr zu wissen — es erscheint die sogenannte Wißbegier!“ Und das Selbstgefühl erklärt er indem er sagt: „Die Stillung der Lust und Beseitigung der Unlust stellen die Zufriedenheit des Selbst her — das Selbstgefühl tritt ein!“ So ist dieses ganze Buch beschaffen.

(Der Beschluß folgt.)

Romanliteratur.

1. Elise Fährlich. Ein Roman von Theodor Hagen. Leipzig, Vereins-Verlagsbuchhandlung. 1846. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

„Die Familie ist die moralische Basis auf welcher der Staat ruht“, sagt der Verf. in der Einleitung zum ersten Buche; „es möchte einmal an der Zeit sein diese Basis genau zu durchforschen.“ Fast könnte es nach diesen Worten scheinen, als sei der vorliegende Roman blos ein Tendenzwerk, und seine Tendenz sei die Darstellung der Familie in ihren sittlichen Beziehungen zu sich selbst und ihren Gliedern, sowie auch zum Staate. Dem ist jedoch nicht so, und wenn auch der Verf. die Absicht gehabt hätte, in seinem Romane das Unterwühltsein der Familie, ihre innere Auflösung zu schildern, wie wir solchen Producten leider nur zu oft in unserer Literatur begegnen, so ließe sich daraus doch noch lange kein Schluß gegen die Familie im Allgemeinen ziehen, wenn auch diese einzelne Familie an und für sich keinen erfreulichen Anblick gewährte; oder wenn der Verf. sein Buch in der Absicht geschrieben hätte, um der in der Einleitung gemachten Bemerkung nach zu beweisen, daß die Familie wirklich und nothwendig die sittliche Grundlage des Staats sei, so wäre Dies doch auch nicht gelungen, weil gerade die Beziehungen dieser Familie zum Staate fehlen, und weil man wol eher das Gegentheil aus den geschilderten Familien schließen könnte, die sich ja immer mehr auflockern und zuletzt blos äußerlich zusammenhalten. „Es ist ein rührender Anblick, so eine Familie — Mann, Frau und Kind —“ sagt der Verf., „ein Leib und eine Seele, und zwar Eins durch das Band der Liebe. Aber herzzerreißend ist es, wenn das Band locker geworden ist oder wol gar nicht mehr existirt, wenn nur noch die Gewohnheit die drei Wesen zusammenführt, wenn jede Minute ein stärkerer Magnet auftauchen kann, eins derselben anzuziehen. Und Das geschieht gar oft; denn wie in der Wüste nur spärlich ein grüner Punkt, eine Oase auftaucht, so tritt uns auf dem Boden der Gesellschaft (auch eine Art Wüste) nur selten die echte Familie entgegen.“ Folgen wir dem Verf. einmal in seine Familie. Da ist eine Handwerkerfamilie, die aus vier Gliedern besteht; der Vater ein Trunkenbold, der Sohn ein Wüstling und Nachtschwärmer, die Mutter eine würdige alte Frau, bleich und mager das Gesicht, gebeugt der Rücken, krank und kummervoll das ganze Wesen; aber Das hindert sie nicht für Haus und Küche energisch zu sorgen. Die Tochter, Elise Fährlich, schüchtern, ruhig und Dichterin; durch ihr erstes Buch das sie geschrieben hat sie die Aufmerksamkeit der vornehmen Welt auf sich gezogen und erhält Einladungen zu Bällen bei der Gesandtin v. Löberli, die mit ihrem Diener Kaspar und mit dem Minister in einem vertraulichen Verhältnisse lebt. „Man könnte sie einen gesellschaftlichen Vampyr nennen, wenn sie magerer wäre. Sie gebraucht sehr viel Blut um zu existiren, und zwar Menschenblut;“ sie empfand Wollust, Schmerzen zu bereiten, mit Virtuosität erregte sie Qualen, weil sie deren früher selbst erduldet hatte. Sie schließt Heirathen ab, und je unglücklicher die Ehe wird, desto lieber ist es ihr. Aber vor allen Dingen sieht sie darauf, daß sie daraus Vortheil ziehen kann. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet sie auch die Verbindung die sie zwischen Elise Fährlich und dem französischen Schriftsteller Charles Roux zu stiften sucht. Sie wußte eine Scene im Theater herbeizuführen wodurch der Ruf Elisens litt, und sie selbst verbreitete Gerüchte die das Opfer würgen sollten. Der Baron empfand dadurch Mitleid mit Elisen, und entschloß sich, um den schuldlos verlorenen guten Ruf derselben wiederherzustellen, sie zu heirathen. Die Ehe war ohne innern Gehalt und Bestand, sodaß die Gesandtin Gelegenheit fand, fortwährend störend auf dieselbe einzuwirken, wozu sie besonders ein Mittel in Karl Fein entdeckte, der Werkmeister in Elisens Hause gewesen war und diese leidenschaftlich liebte. Charles fand zwar Gelegenheit, später in Paris die Gesandtin aufs entschiedenste zu demüthigen und sie öffentlich zu entlarven, aber seine Kraft war gebrochen und sein Odem stand still, ehe er noch die Scheidung mit Elise vollziehen konnte. Elise zog sich mit ihrem Kinde in ein stilles, friedliches Asyl zurück. Es läßt sich nicht verkennen, daß der vorliegende Roman, obgleich er im Ganzen sehr viel Unwahrscheinlichkeit und zum Theil ganz unmotivirte Situationen enthält, dennoch und namentlich im zweiten Buche ein von poetischem Hauche wahrhaft erfülltes Gemälde darbietet, wo besonders auch der Stil, der im ersten Theile sehr kurzgeschnitten, fast zerhackt ist, sich kräftiger entfaltet und die kleinen ohne Verbindung hintereinanderfolgenden Zwergsätze sich erweitern und verlieren.

2. Sieben Winterabende. Von Robert Heller. Zwei Bände. Leipzig, O. Wigand. 1847. 8. 3 Thlr.

In sieben Erzählungen mit reiner und netter Fassung stellt der Verf. hier verschiedene Bilder und Scenen aus dem Leben dar, die durch den wechselnden Hintergrund des Bodens und des Volkes auf welchem und unter welchem sie sich ereignen, eine gewisse Mannichfaltigkeit nicht allein in den äußern Schilderungen der Landschaften und Gegenden, als vielmehr auch in den verschiedenen Gewohnheiten und dem geistigen Naturel eines Volkes für sich gewinnen und lange Winterabende auf eine gewiß heitere Weise ausfüllen werden. Es sind einfache, anspruchslose Erzählungen, die zwar nicht besonders tief auf-

regen, aber doch allezeit das Interesse rege und das Gefühl warm erhalten. Die größte Erzählung, welche fast den ganzen ersten Band ausfüllt, ist „Das Landhaus am Passeyr". Die Verwickelung darin ist zwar nicht sehr complicirt, aber dennoch bietet die Schilderung manche gute Scene dar. Ein reicher aber alter Fabrikbesitzer aus England hat ein junges Mädchen geheirathet und dadurch seinem Neffen die Aussicht auf die Erbschaft entzogen. Dieser Neffe sucht nun in Verbindung mit seinem Freunde die vollzogene Ehe wieder aufzulösen dadurch, daß sie den Alten eifersüchtig machen. Nachdem sie erst in einer Zeitung unter dem Titel „Die Hochzeit von Liverpool" durch genaue Schilderung der Verhältnisse das Mistrauen des Alten rege gemacht, denselben aus England auf eine Reise nach dem Continent getrieben und ihn höchst argwöhnisch und mürrisch gemacht haben, muß der Freund des Neffen nachreisen, um die junge Frau auf jegliche Weise an sich zu locken und dadurch die Ehe zu einer Unmöglichkeit zu machen. Diese aber liebt ihren Mann aufrichtig und entgeht allen Nachstellungen des Herrn Bleßwitt; was übrigens, beiläufig gesagt, uns nicht sehr wundern kann, da der Verf. diesen Engländer als einen so lächerlichen, frechen und feigen Gecken dargestellt hat, daß es etwas unwahrscheinlich gleich von vornherein erscheint, wenn man an einen Erfolg seiner Schritte glauben soll. Selbst eine gewaltsame Entführung, die höchst unwahrscheinlich klingt, mislingt, und die Pläne des Engländers sind vernichtet. Diesem Hauptfaden ist noch die Geschichte eines östreichischen politischen Flüchtlings und seiner Geliebten eingewoben. Das Ganze endigt befriedigend, nur ist es störend, daß der Verf. unmittelbar am Schlusse noch eine Leidenschaft der Frau des Engländers zu dem Flüchtlinge, der nun zwar verheirathet, aber vorher lange den freundlichsten Umgang mit der Familie gehabt hatte, durchblicken läßt, ohne daß man im Stande gewesen wäre während des Verlaufs der Handlung auch nur eine Spur von einer solchen Leidenschaft zu ahnen. Es ist Dies mehr so ein kleiner Coup zum Schlusse denn als eigentlich im Wesen der Erzählung begründet. Von den drei andern größern Novellen spielt die eine, „Der natürliche Sohn", in den Niederlanden zur Zeit Granvella's; die zweite, „Die Weissagung", in Spanien zur Zeit der Kämpfe zwischen Christinos und Karlisten, und hat ihren Haupthelden in dem Feldherrn Don Diego Leon, dessen tragischen Tod Freiligrath in dem bekannten Gedichte: „Der Platz ist leer! das Volk hat sich verlaufen!" so schön besungen und dadurch das bekannte Parteilied von G. Herwegh hervorgerufen hat. Die dritte, „Der versenkte Leichnam", spielt in Amerika, wo ein Kentucki-Jäger die Tochter eines Yankee wider ihren Willen entführt, von ihrem Oheim aber eingeholt, in der ersten Wuth ermordet und in den Ohio geworfen wird, und dabei die weitern Schicksale und Verwickelungen, die durch diesen Mord hervorgerufen sind, enthält. Von den drei noch übrigen kleinern Erzählungen sind „Der Dorfpoet" und die beiden Märchen ganz heitere Bilder in einfacher Fassung.

3. Süsette. Ein Sittengemälde neuerer Zeit. Von Jakob Ziegler. Konstanz, Verlagsbuchhandlung zu Belle-Vue. 1847. 8. 10 Ngr.

Es würde über dieses Buch eigentlich Wenig zu sagen sein, wenn demselben nicht ein Gedanke zu Grunde läge der in seiner falschen und unrichtigen Anwendung verdiente näher betrachtet und widerlegt zu werden. Das Buch heißt „ein Sittengemälde neuerer Zeit"; sehen wir einmal zu wie dieses Gemälde sich darstellt. Ein Arzt der sich in einer kleinen Stadt niederließ bekam bald solche Praxis, daß er sich mit seiner Gattin ein ansehnliches Vermögen erspart hatte; er war schon bei Jahren, und dennoch hatte er gewisse Neigungen die er zu befriedigen suchte und dadurch die Eifersucht seiner Gattin erregte. So hatte er ein Bauernmädchen im Dienst, dasselbe gestand ihm, daß sie sich Mutter von ihm fühle; der Arzt suchte sie einem Bauernburschen als Gattin zu geben, dessen Schwester er zu gleicher Zeit an einen Andern verheirathete, jedoch vorher auch von dieser einen schimpflichen Tribut erlangte. Auf der Hochzeit dieses Doppelpaars lernte der Arzt Süsette kennen, eine Coquette durch und durch, und zu gleicher Zeit von niederer, gemeiner Sitte und durchweg schlechtem Charakter, aber liebenswürdig, sodaß sie die Blicke des verliebten Arztes bald auf sich zog, der sie sogar in sein Haus nahm. Süsette spielte übrigens die Spröde und reizte dadurch die niedere Leidenschaft des Arztes noch mehr, der sehr erfreut war, als seine Gattin starb und er Gelegenheit hatte, seine Hand Süsetten anzubieten, die sie mit Freuden annahm, weil sie blos in den Besitz des Vermögens kommen wollte und nebenbei ihr unsittliches Verhältniß mit ihrem frühern Liebhaber fortsetzte. Der weitere Verlauf und der Ausgang der Erzählung ist für unsere Betrachtung gleichgültig, da er außerdem auch wenig Anhaltspunkte darbietet. Es ist unbegreiflich, wie man diese Süsette zu einem Sittengemälde der neuern Zeit machen will. Die darin geschilderten Verhältnisse sind so gewöhnlich und gemein hausbacken, daß sie in der ältern Zeit ebenso gut, ja noch mehr vorgekommen sind, und daß durchaus nichts Specifisches darin liegt, weshalb man diese Niederträchtigkeiten gerade der neuern Zeit usurpiren sollte. Durch die sociale und Tendenzliteratur ist der Verf. auf den sonderbaren Gedanken gerathen, als ob jede beliebige, nur allein im reinen Willen des einzelnen Subjects, im Mangel an Charakter und edelm Streben desselben begründete Abweichung von der Sitte und der Vernunft einen wesentlichen Bestandtheil zur Charakteristik moderner Zustände abgeben könne; als ob nicht ein meilenweiter Spalt zwischen der Auffassung des Verf. der „Süsette" und der Darstellung in der socialen Literatur sei. In dieser kommen zwar auch Uebertretungen der Sitte, Verletzungen der allgemeinen Pflichten, Sittenlosigkeit in Hülle und Fülle vor; aber der ganzen Darstellung liegt der Gedanke zu Grunde, diese Zustände als das Product, das nothwendige Resultat unserer socialen Verhältnisse zu beleuchten, das Verhältniß zur Anschauung zu bringen, unter welchem diese Schandthaten erzeugt werden, und diese dadurch zum Bewußtsein, damit die Abhülfe eintreten könne. Die Handlung des einzelnen Subjects wird daher demselben gar nicht zugerechnet, es ist einer socialen Nothwendigkeit verfallen, die aus ihm Das macht was es eben geworden ist. In der „Süsette" ist gerade das Gegentheil, die Sittenlosigkeit und Schlechtigkeit der Charaktere hat lediglich ihren Grund nur in dem freien Willen des Subjects; es ist der Eigennutz der Süsetten treibt, es ist die gemeine Sinnlichkeit eines alten Mannes, der geckenhaft und niederträchtig alle Schranken der Sitte durchbricht, um seiner Lust endlich zur Beute zu werden. Man hat nicht nöthig Pietist zu sein, um das Buch für schädlich und unmoralisch erklären zu müssen; von einer literarischen Bedeutung kann in keiner Weise die Rede sein. 93.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 167. —— 16. Juni 1847.

Aesthetik.

(Beschluß aus Nr. 166.)

Man könnte in der That zweifeln: ob es billig sei ein durch solche Geistesenge und dicke Verworrenheit hindurchgezwängtes Product zu ernstlicher Rechenschaft heranzuziehen; ob die Kritik sich nicht vielmehr ganz heiter dagegen verhalten solle. Hätten nur solche Bücher nicht ernsthaft nachtheilige Wirkungen! Sie vornehmlich, die leider in unserer Literatur, wenn auch nicht immer in gleicher Ausartung oder Dürre, nichts Seltenes sind, sie vornehmlich bringen in dem gesunden, nur klare Einsicht und aufrichtiges Wissen schätzenden, und nur danach begierigen Verstande jenen unüberwindlichen Widerwillen, und jene scharfe Verachtung der Philosophie hervor, worunter diese Wissenschaft wie unter einem schwer lastenden Verhängniß zu leben bestimmt scheint. Der gesunde Verstand hat vollkommen Recht; solche Wortphilosophie ist ganz leer, sie kommt mit ihrem ganzen Kram auch nicht einen Zoll breit vorwärts, und es fehlt so viel, daß sie über der gewöhnlichen Auffassung erhaben wäre, daß sie sogar noch weit hinter ihr zurück ist, indem der dichte Dunst der Einbildung womit sie sich selbst umgibt sie nothwendig verhindert das Naheliegende und dessen scharfe Umrisse zu erblicken. Der Verf. ist wahrscheinlich noch jung, Dies zeigt sich an seiner Altklugheit, an seinem guten Glauben dem speculativen Orden anzugehören, an der komischen Unbefangenheit womit er in dem stehenden Sumpfe seiner Schulweisheit herumschwimmt, an der Richtermiene womit er in den herkömmlichen Schriftstellerausdrücken Lob und Tadel an die großen Philosophen austheilt. Will er durchaus in dem Betrieb dieser Art von trostloser Psychologie fortfahren, so empfehlen wir ihm die Franzosen zu studiren, die er höchst wahrscheinlich gering zu schätzen gelernt hat, von denen er aber, wir versichern es ihm, erfahren kann, wie man bei der empirischen Analyse zu Werke zu gehen habe. Die Franzosen sind in diesen Untersuchungen viel weiter als unsere Philosophen im Genuß ihrer unergründlichen Gedankentiefe sich träumen lassen; sie sind vor allen Dingen klarer, schärfer, bestimmter und — einfach bescheidener. Daß aber ihre Psychologie in der Auffassungsweise nicht etwa geringer ist als die welche unserm Verf. für speculativ gilt, kann ein einziges Citat z. B. aus Laromiguière beweisen:

> Assaillie de sensations diverses, l'âme resterait dans la confusion si elle était bornée à une simple capacité de sentir. Mais elle est douée d'une activité originelle. L'attention se fixe sur une sensation, l'âme la remarque et dès lors cette sensation est une idée sensible. . . . Les idées sensibles ont leur origine dans la sensation et leur cause dans l'attention. . . .

Man sieht, der Verf. hätte nur nöthig gehabt Das was hier vor Jahrzehnden niedergeschrieben worden abzuschreiben, um genau Dasselbe vorzubringen was er für speculative, die gewöhnliche weit übertreffende Weisheit hält. Der Unterschied ist nur, daß der Franzose genau weiß was und wohin er will, daß er nicht darauf ausgeht den Hausverstand zu überflügeln, sondern nur die mannichfaltigen Processe und Operationen des Gemüths, wie die Erfahrung sie kennen lehrt, durch Reflexion voneinander abzusondern, und die Merkmale ihrer Unterschiede festzustellen. Die Art wie die Franzosen von Alters her die verschiedenen Formen des Denkens und Fühlens durch dies Verfahren feststellen und tabellarisch aufzählen, hat wenigstens das Verdienst einer gewissen anatomischen Meisterschaft, und sie gerathen dabei nicht in die Lage große Anläufe zu nehmen, aber gleich nach der ersten Bewegung stecken zu bleiben, oder Definitionen vorzubringen welche durch Unbeholfenheit zum Lachen reizen, und jedenfalls aller ehrlichen Wißbegier zu spotten scheinen. Auch ihr Vortrag kann dabei zum Muster dienen. Einige neuere philosophische Schriftsteller sind sichtlich bemüht aus dem anmuthlosen Jargon über dessen abstoßende Eigenschaften Schelling ein derbes Wort gesagt hat herauszukommen, wofür unter Anderm die zuvor von uns besprochene Abhandlung ein rühmliches, wenn auch nicht vorwurfsfreies Beispiel ist. Andere Schriftsteller dagegen, welche an der Bewegung der sich fortbildenden Wissenschaft keinen Theil haben, sprechen noch immer jene leblose Sprache. Freilich bleibt ihnen nichts Anderes übrig, sie müssen wol; denn ohne diese Sprache, ohne die hergebrachten Ausdrücke vermögen sie ganz und gar Nichts. Man kann von ihnen sagen: nicht sie führen die Sprache, sondern sie werden von ihr geführt; sie ist kein Instrument worauf sie spielen, sondern eine Maschine von welcher sie wie Puppen in Bewegung gesetzt

werden. Dazu kommt die peinlichste Schwerfälligkeit in der formellen Darstellung selbst. Solch ein Buch ist mit dem Holze geschrieben aus welchem die Schulkatheder gezimmert sind.

Indem wir am Eingange der Aesthetik stehen, werden wir von der Idee insofern sie die des Schönen heißt zu handeln haben. Bevor Dies mit Erfolg geschehen kann, muß noch einmal auf das Resultat des vorbereitenden Theils zurückgegangen werden.

Oder:

Indem hier die Genesis des menschlichen Geistes begonnen werden soll, ist so viel klar, daß mit den geistigen Phänomenen u. s. w. der Anfang zu machen sein wird. Nicht bei jeder Art des psychologischen Studiums ist Dies erfoderlich. . .

Wer hat heutigen Tags Zeit so geschriebene Bücher zu lesen? Schlimm genug, daß Jemand Zeit hat sie zu schreiben. Der Verf. scheint ein Schüler des Hrn. Braniß zu sein, den er unendlich oft lobt und citirt, und von welchem wir eben in diesen Tagen ein Buch in Händen hatten, das ganz in derselben docirenden Breite, ganz in dem nämlichen Stil abgefaßt ist, und worin das sehr Bezeichnende vorkommt, daß schon auf der ersten Seite, nachdem der Autor kaum erst ein Dutzend Zeilen geschrieben, ein Satz mit den Worten anfängt: „Es ist (oben) schon bemerkt worden." Diese Herren schreiben in der That mit einer wahrhaft naiven Weitschweifigkeit, und mit so trockener Zuversicht des Belehrens, daß man recht deutlich sieht wie sie ihr kleines Auditorium für die Welt halten. Aber da wir einige größere Stellen aus der Lotze'schen Schrift mitgetheilt haben, so müssen wir aus dem Buche des Hrn. Kahlert wenigstens eine längere Probe den Lesern vorlegen, damit sie im Stande sind sich über unser Urtheil selbst ein Urtheil zu bilden:

Das Hegel'sche System nun ist es auch mit welchem das hier vorzutragende, was die Methode des Philosophirens betrifft, einen gewissen Zusammenhang hat. Die Berührung der Ansichten mit denen des Andern wird daher so oft und unvermeidlich in einer Weise stattfinden, daß die polemische Form dann das einzige Mittel der Verständigung bleiben wird. Denn allerdings auf ein gänzlich anderes Ergebniß als es Hegel erreichte gehen wir, vorläufig bemerkt, zu. Dieses schließt nicht aus, sondern begründet vielmehr, daß Kenntniß jenes Systems zur völligen Würdigung der hier ausgesprochenen Ansichten wesentlich beitragen müsse. Wenn nun dieses Verhältniß in Erwägung kommt, so bleibt eben zu einem Einwande, welcher oben als ein zweiter, der zu erwarten stehe, angedeutet ist, Ursach übrig. Wo der letzte Grund abweichender philosophischer Ueberzeugung ausgesprochen wird, aus welchem dann alle spätern Abweichungen erst hergeleitet werden, scheint es gewagt, Dergleichen gleichsam beiläufig zu erörtern, besonders wenn gerade dieselbe Viele noch immer nur als eine untergeordnete in der Reihe der philosophischen Wissenschaften zu betrachten pflegen.

Der so schreibende Verf. nimmt Hamann wegen „Ungeschicks im sprachlichen Ausdruck" in die Schule.

Von der Psychologie des Verf. haben die Leser eine Vorstellung bekommen. Wir wollen nun einen Blick auf seine Aesthetik werfen. Der Mensch wird, nach ihm, durch die Liebe zur Individualität erhoben; durch die Liebe schwingt er sich vom Begriffe zur Idee. „Die Idee ist Gedanke, freier Gedanke." (Man sieht hier, beiläufig zu bemerken, wie „die Berührung der Ansichten mit denen des Andern" stattfindet; man sieht auch, wodurch es geschieht, daß diese Berührung „unvermeidlich" stattfindet: der Verf. schreibt „dem Andern" nach.) Die Idee nun „existirt erst als Ideal". . . . Indem wir aber weiter von dieser ästhetischen Grundlegung Rechenschaft geben wollen, stoßen wir schon hier auf eine für uns ganz unauflösbare Schwierigkeit. Hr. Kahlert schreibt nämlich (S. 73 seines Buches): daß das Ideal der Idee entspreche, sei falsch, die Idee entspreche vielmehr dem Ideal; S. 93 aber schreibt er: „Ideal ist die der Idee entsprechende Bildlichkeit." Woran soll man sich nun halten? In unserer Verlegenheit indeß finden wir bei dem Verf. selbst den geeignetsten Trost. Er ist es nämlich ganz zufrieden wenn er zuweilen unverständlich bleibt; wenigstens wissen wir den Sinn des folgenden in mysteriöser Syntax (gleich allen übrigen im Buche) auftretenden Satzes nicht anders zu deuten:

Die ganze frühere Untersuchung setzt Jeden ohne Weiteres in den Stand das Schöne zu definiren, d. h. durch einen wissenschaftlichen Ausdruck zu bestimmen, und es mag ihm (also Jedem) wol zur Genugthuung gereichen, daß derselbe (der Ausdruck) Denen welche etwa bei ihm (dem Jeden?) zu lernen anfangen wollen, den unwillkommensten aller Leser, unverständlich bleiben muß.

Getröstet also fahren wir fort und suchen „ohne Weiteres" den Schlüssel zu dieser ganzen Aesthetik. Dieser Schlüssel ist offenbar der Begriff des Unvermeidlichen. Schon oben haben wir gesehen, wie die Entstehung der Sprache unvermeidlich war; ferner, daß die Berührung mit dem Andern ebenfalls unvermeidlich war. Jetzt finden wir, daß das Hauptmoment aller Aesthetik sich bei dem Verf. abermals durch Unvermeidlichkeit erklärt. Er sagt nämlich:

Die den Menschen umgebende Natur, seine liebende Mutter, umfaßt eine zahllose Menge von Objecten, welche mit den Werken des Menschen verglichen sein wollen (es wäre sehr unbillig, wenn man ihnen diesen Wunsch abschlüge), und mit ihnen das Schicksal theilen, daß einige schlechthin gefallen, andere misfallen, und schön oder unschön genannt werden. Unvermeidlich ist daher die Unterscheidung zwischen dem Naturschönen und dem Kunstschönen.

Als Frucht seiner Arbeit bezeichnet Hr. Kahlert selbst folgendes Resultat:

Das Schöne ist Idee, und die Idee des Schönen ist das geistige Leben in seiner unmittelbaren Erscheinung.

Hier erkennt man wieder die unvermeidliche Berührung der Ansichten des Verf. mit denen des Andern. Bei diesem findet sich dieser Satz unzählige mal vor, nur in etwas bestimmterer Fassung. Aber Hr. Kahlert sagt ja auch, daß sein Ergebniß ein ganz anderes sei als das des Andern! Also darf man sich nicht wundern, wenn Abweichungen in der „Frucht der Arbeit" beider Philosophen bemerkt werden. So findet man denn auch Hrn. Kahlert der Meinung: daß das Wort „unmittelbar" ganz unvermeidlich alle Mittelbarkeit ausschließt; freilich eine sehr starke Abweichung! Aber Jeder will etwas Besonderes für sich haben, etwas Eigenes, was ihm die Ge-

anschauung verschafft als Inhaber eines aparten Systems sich fühlen zu können. Von Hegel war Mancherlei auch für die zur Philosophie absolut Unfähigen zu lernen. Hätten sich diese doch wenigstens seine so eindringlich und oft ausgesprochene Lehre von der schlechten Eitelkeit des Ich, sich mit seinem Meinen und Besserwissen als etwas Besonderes hervorthun zu wollen, zur Warnung dienen lassen! Wäre ihnen diese Lehre doch nur Anlaß gewesen in sich zu gehen, sich selbst und ihren Beruf zu prüfen, das Maß der ihnen verliehenen Gaben zu finden! Aber solch ein kleines Philosöphchen verzichtet auf alles Andere eher als auf die Satisfaction eines eigenen Systemchens. Auch die verzweifeltste Unfähigkeit und Ohnmacht schreckt einen Weisen solcher Gattung nicht von diesem selbstgefälligen Unternehmen ab. Da es ihm aber durchaus unmöglich wird, irgend etwas Sinn- und Gehaltvolles vorzubringen das nicht irgendwoher geborgt und größtentheils schon hundertfach in alten und neuen Schriften niedergelegt wäre, so bleibt ihm zur Behauptung seiner Eigenheit kein anderes Mittel als das, was denn auch alle diese Herren am bereitwilligsten anwenden, nämlich sich an großen Denkern, an bedeutenden Namen zu reiben. Entweder also es wird Fremdes und Altes als wäre es das Allereigenste und ganz Neuentdeckte mit wichtigthuender Geberde vorgetragen, oder es wird großen Philosophen unter dem Anspruch der Ebenbürtigkeit oder der viel gewiegtern Einsicht Lection ertheilt. Geschieht aber Keins von Beidem, und bringt solch ein Autor etwas ihm Zugehöriges vor, so hat man theils oben gesehen was dann herauskommt, theils könnten wir eine Reihe von Stellen aus diesem „System der Aesthetik" hierhersetzen von denen jeder Leser einräumen würde, daß sie zu den trübsten Betrachtungen Anlaß geben. Ein Erzeugniß wie dies Buch kann wol auf Augenblicke die Kritik zu lachender Behandlung reizen, hat man es aber eine Weile vor sich gehabt, so kann man nicht anders als sich über ein so trauriges Unwesen ernstlich verstimmt fühlen. 62.

Unterschlagene Briefe. Bern, Jenni Sohn. 1846. 12. 10 Ngr.

Wenn die Fürsten, statt die politische Poesie zu verfolgen, dieselbe bis zu der Höhe sich hätten entwickeln lassen welche diese „Unterschlagenen Briefe" erreicht, könnten sie in dem Kampfe sich vielleicht eines andern Resultats rühmen. Diese Entwickelung war nur in der Schweiz möglich, und die „Unterschlagenen Briefe" kommen von vornherein als verbotene über die deutschen Grenzen. Zu sagen ist darüber eigentlich Nichts, zu urtheilen noch Weniger. Die Zustände der exilirten Deutschen in der Schweiz mögen traurig genug sein den Schweizern gegenüber; aber wenn die Hoffnungslosen, mit der Welt, mit Gott, mit ihren Freunden und sich selbst zerfallen, mit schartigen Schwertern unter sich loshacken, entsprungenen Gladiatoren gleich, welche gerade keinen andern Zeitvertreib wissen, und, von den Feinden umdrängt, dem Hungertode preisgegeben, zum Vernichtungsspiel aufgefodert sind, so ist Das mehr als traurig, es ist widerwärtig. Es sind nicht die ersten Stimmen der Art die uns aus der Schweiz herübertönen. Werfe man es nicht der freien Presse vor, daß sie solche bittere und Tollwurzkräuter hervorbringt; wo sie ganz frei ist, kehrt sie zum Maß und zur Besinnung zurück. Es ist der tollgewordene Unmuth der im freien Winkel haust, vollkommen sich bewußt, daß ihn die schöpferische Kraft selbst zum Zerstören gebraucht. Wir theilen aus allen diesen Briefen, deren angefochtene Helden Follenius, Wit v. Dörring, W. Schulz, Raßmann, Heine, A. Ruge, K. Beck, Freiligrath und — deren Frauen sind, Nichts mit, weil uns die Sache anwidert. Es ist eben keine Sache mehr, es sind Persönlichkeiten, gemeine Zänkereien, Klatschereien, Mehr als Das, ärgerliches Stöbern im Schutt und Unrath, um irgend Etwas herauszuklauben was dem Andern einmal entfahren ist und ihm, bekannt gemacht, zum Schaden gereichen kann. Dergleichen Schmähepisteln gegen Männer die in der Gewalt sitzen, zu billigen sind sie vor keinem Richterstuhl, aber es kann doch ein Zweck gedacht werden. Bei diesen ist keiner denkbar als das Gewieher der Satyrs. Noch läßt sich denken, daß so Etwas Spaß macht, in der Wein- und Bierstube niedergekritzelt, vor den Zechgenossen vorgelesen; aber weshalb es publiciren? Deutschland, weder das vorwärts sich bewegende noch das conservative, interessirt sich dafür wie die um ihre politischen Meinungen Ausgestoßenen in der Fremde sich in den Haaren liegen, ein Aergerniß den egoistischen Gastfreunden welche sie aufnehmen, ein Verdruß und Schmerz Denen welche diese Geister zu Besserm berufen hielten. Und der Anonymus begnügt sich nicht einmal damit, die Männer in ihrer Erscheinung, ob sie dickbäuchig oder hager sind, an den Pranger zu stellen; er vergreift sich auch an deren Frauen, ob sie tugendhaft und schön oder das Gegentheil sind! — Wann war Das an der Zeit in Deutschland! 7.

Sir Robert Peel.

Sir Robert Peel ist kein Staatsmann der Zukunft; ihm fehlen die schöpferischen Ideen welche die Bedürfnisse der kommenden Zeit und deren nothwendige Gestaltung zugleich im voraus zu erfassen wissen, um die Uebergänge aus einer alten in eine neue Zeit danach einzurichten. Aber er besitzt Eigenschaften die seinen Geist durch seine Aeußerungen und Erfolge mit dem Genie auf ziemlich gleiche Stufe stellen: es ist der durchdringende Scharfsinn, das in der Gegenwart Unvermeidliche mit Einem Blicke zu erkennen, es ist die Entschlossenheit, mit Einem Griffe dasselbe zu erfassen, die Selbstüberwindung endlich, es ohne Säumen, ohne sich von langgehegten Vorurtheilen, von Vorliebe oder Abneigung meistern zu lassen, man möchte sagen gewissermaßen sich selbst zum Trotz, als Thatsache und Gesetz in die gewöhnliche Ordnung der Dinge einzuführen. In diesem seinem eigensten Wesen hat Peel zuerst der Welt das überraschende Schauspiel eines Staatsmannes gezeigt der nach einer langen und ehrenvollen öffentlichen Laufbahn im Dienste der Parteiinteressen mit einem male mit den wesentlichen Grundsätzen der letztern bricht, und diese Wendung nicht durch Trugschlüsse, durch falsche Vorwände, durch feige Ausflüchte zu beschönigen oder zu rechtfertigen sucht, der vielmehr offen eingesteht, daß er durch die Erfahrung eines Bessern belehrt worden sei. Peel ist kein Mann der Zukunft, er ist nicht das Ideal eines Staatsmanns Bentham'scher Richtung; dazu geht ihm wie gesagt der Seherblick des Genies in die Zukunft ab. Er steht in dieser Hinsicht weit unter Canning, dem er als ehrenwerther politischer Charakter überlegen ist; auch ist er von dem dreißigjährigen Waten durch politische Parteikämpfe und durch die Ränke und Kniffe der alten Staatskunst zu sehr durchfeuchtet, als daß er allen Vorurtheilen und Täuschungen seines frühern Lebens hätte absagen können. Aber er ist der Typus der Uebergangsmenschen am Ruder der Geschäfte, die mit erfahrungsreichem Verstande ausgerüstet die Gewalt der Umstände und die darunter sich bildende Richtung der Gegenwart begreifen lernen und in dem Streben, letzterer Raum zu schaffen, den Männern und den Ereignissen der Zukunft die Bahn ebenen. Peel wurzelt, wie seine Bank-Restrictionsacte von 1844, wie seine Ansichten über Erziehungswesen jüngst bewiesen haben, noch in vielen Dingen in den alten Anschauungen, welche durch die Erfahrungen der großen Zeit in der wir

lebeu in den dem Getriebe der gesellschaftlichen Maschine zunächst stehenden Einsichtsvollen und Denkenden längst überwunden sind; aber er ist der Mann der, wenn ihn diese zu überzeugen vermögen, daß ihre Ideen durchgeführt werden müssen zum gemeinsamen Besten, sie durchführen kann und durchführen wird. Schon im vergangenen Jahre bemerkte ein Reviewer im „Foreign quarterly and Westminster review" bei Besprechung der Nationalerziehungsfrage: „Wir haben Grund anzunehmen, daß Sir Robert Peel Vorbereitungen getroffen hatte, als Gesetzgeber für die Erziehung des Volkes auf breiten allgemeinen Grundsätzen aufzutreten, und wir sind überzeugt, daß er seine Nachfolger (die Whigs unter John Russell) auch in dieser Frage in staatsmännischer Weisheit ausstechen werde, sollten sie sich zu einer schwankenden halben Maßregel entschließen, welche bei seiner Wiedergelangung ans Ruder den ganzen Gegenstand der Wiederüberlegung und einer schließlichen Lösung offen ließe." Jedenfalls wird Peel, wenn er durch den Ausfall der künftigen Parlamentswahlen, was nicht unwahrscheinlich, wieder an die Spitze der Verwaltung tritt, das durch seine Politik der letzten Jahre begonnene Werk, die alten Parteisonderungen zu vernichten und auf deren Trümmern eine neue große, im Erhalten fortschreitende Partei zu gründen, vollenden. Die Erfahrungen des letzten Jahres mit seinen wichtigen Ereignissen und betrübenden Erscheinungen müssen diesem Staatsmanne neue Gesichtspunkte eröffnet, ihm Lehren gegeben haben, die er, wieder zur Gewalt gelangt, bei den Maßregeln zu benutzen sich beeilen wird, auf deren Nothwendigkeit er bereits hindeutete, als er im vergangenen Jahre seinen Parteigegnern, den Whigs, das Feld räumte. Die Geschichte Peel's ist die Geschichte der Umwandlung des öffentlichen Geistes in England, des allmäligen Uebergangs der Gewalt aus der Hand einer übergewaltigen Adelsmacht in die Hände der Mittelclassen; selbst aus ihnen hervorgegangen macht die Gewalt der Umstände ihn vom Anfange an zum heftigsten Widersacher des Anstrebens dieser Classen, um ihn am Ende zum Anführer ihrer Siege zu machen. Diese seltsame Erscheinung aber erklärt sich aus der Natur des Kampfes, der nach dem allgemeinen Frieden zwischen dem die Angelegenheiten Englands leitenden Adel und dem wohlhabenden Gewerbstande entbrannte, mittels dessen Reichthums man die Wechselfälle des Kriegs auf Leben und Tod mit Frankreich so glücklich bestanden hatte. Diese Entwickelung ist in einem vor kurzem erschienenen Werke, „Life and times of the Right Honourable Sir R. Peel, Bart.", durch eine pragmatische Ordnung des Thatsächlichen sehr anschaulich dargestellt. 26.

Bibliographie.

Anleitung für die Stiftungspfleger zu vorschriftmäßiger Besorgung ihrer Amtsgeschäfte. Mit drei Formularen. Von einem Verwaltungs-Beamten. Reutlingen, Mäcken Sohn. 8. 7½ Ngr.

Duller, E., Das deutsche Volk in seinen Mundarten, Sitten, Gebräuchen, Festen und Trachten. Mit 50 kolorirten Volkstrachten-Bildern. 1ste Lieferung. Leipzig, G. Wigand. Lex.-8. 6 Ngr.

Erin. Auswahl vorzüglicher irischer Erzählungen mit lebensgeschichtlichen Nachrichten von ihren Verfassern und Sammlung der besten irischen Volkssagen, Mährchen und Legenden von K. v. K. 1stes und 2tes Bändchen. Gerald Griffin ein Schriftstellerleben. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Forstner, A. Frh. v., Betrachtungen über die sittlichen Elemente des Krieger-Standes. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 20 Ngr.

Der Heiland (Heliand). Altsächsische Evangelien-Harmonie, übersetzt von K. L. Kannegießer. Berlin, Schultze. Gr. 8. 1 Thlr.

Kell, J., Lehrerleben. Ein Volksbuch. Leipzig, Klinkhardt. 8. 10 Ngr.

Krebel, R., Russlands naturhistorische und medicinische Literatur. Schriften und Abhandlungen in nicht russischer Sprache. Jena, Mauke. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Luther's, Dr. M., ungedruckte Predigten. Aus den Handschriften der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel, herausgegeben von W. Hoeck. 1ster Band. — A. u. d. T.: Predigten über Johannes C. 3 — C. 4, 10 und Matthäus C. 24, 27 — C. 24, 34. Berlin, Schultze. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Melzer, F., Ueber den freien Vortrag. Potsdam, Janke. Gr. 8. 7½ Ngr.

Schütz, W. v., Weissagung des Bruder Hermann v. Lehnin nach der belgischen Ansicht. Würzburg, Stahel. Gr. 8. 20 Ngr.

Stengler, J., Die Idee Gottes. 2ter Theil. 1ste Abtheilung. Die speculative Theologie. Heidelberg, Mohr. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Töpffer's, R., sämmtliche Werke. Herausgegeben von C. T. Heyne. 2ter Band. Rosa und Gertrud, oder die Geprüften. 1ster Band. Leipzig, Berger. 16. 10 Ngr.

Ungewitter, F. H., Neueste Erdbeschreibung und Staatenkunde, oder geographisch-statistisch-historisches Handbuch. Zugleich als Leitfaden beim Gebrauche der neuesten Atlasse. 4te vermehrte und verbesserte Auflage. 1ste Lieferung. Dresden, Adler und Dietze. Lex.-8. 5 Ngr.

Wackernagel, W., Deutsches Lesebuch. Neue durch ein Handbuch der Literaturgeschichte vermehrte Ausgabe. In 27 Heften. 1stes bis 4tes Heft. Basel, Schweighauser. Gr. 8. à 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Baggesen, C., Bedenken gegen die Berufung des Hrn. Dr. Ed. Zeller an eine theologische Professur, entwickelt und aus seinen Schriften begründet. Anhang: Vorstellung des Präsidenten der Berner Synode an den Regierungs-Rath des Kantons Bern. Bern. 8. 11 Ngr.

Blösch, E., Votum in der Angelegenheit der Berufung Dr. Zeller's auf den Lehrstuhl der neutestamentlichen Exegese an der Hochschule zu Bern, abgegeben in der Sitzung des Großen Rathes vom 24. März 1847. Bern. Gr. 8. 2 Ngr.

Dr. Eisele's und Baron von Beisele's Landtagsreise im April 1847. Genrebilder aus der neuesten Zeitgeschichte. Mit 1 Titelkupfer von C. Hucklenbroich. Leipzig, Jackowitz. 8. 7½ Ngr.

Gaillard, K., Ueber die Stellung der dramatischen Dichter in Deutschland. Deutsche Theaterzustände mit besonderer Rücksicht auf die Berliner Hofbühne, die eine Musterbühne für Deutschland sein soll, unter der Verwaltung des Hrn. v. Küstner nebst Vorschlägen zu Verbesserungen. Berlin, Weinholz. 8. 4 Ngr.

Hieronymi, H. A. W., Die Gefahren des Deutschkatholizismus für seine nächste Zukunft. Ein offenes Wort an alle ernsten und wahren Freunde der gegenwärtigen religiösen Reform. Darmstadt, Jonghaus. Gr. 8. 7½ Ngr.

Käuffer, J. E. R., Haus und Schule. Predigt am Sonntage Misericordias Domini 1847 in der evangelischen Hofkirche zu Dresden gehalten. Dresden, Adler u. Dietze. Gr. 8. 2½ Ngr.

Löffler, A., Die Zeitungs-Presse in Preußen. Sendschreiben an Hrn. Dr. Th. Mundt. Berlin, Möser und Kühn. Gr. 8. 6 Ngr.

Schreiben der Akademie der Wissenschaften an S. M. den König. Berlin, F. Bethge. Gr. 4. 1 Ngr.

Schmid, U. R., Das Wesen der deutschkatholischen oder christlichdeutschen Kirchen. Leipzig, Naumburg. 8. 5 Ngr.

Alte Sykophanten, römische Delatoren und moderne Denuncianten. Eine Betrachtung mit besonderer Rücksicht auf das Treiben unserer heutigen Tagespresse. Regensburg, Manz. Gr. 8. 10 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 168. —— 17. Juni 1847.

Dramatische Literatur der Jahre 1846 und 1847.

Erster Artikel.

Der dramatische Boden Deutschlands ist so fruchtbar und die Production auf ihm ist so unablässig regsam, daß, obwol wir eine reiche Ernte in d. Bl. kaum erst vollständig eingescheuert haben, schon wieder ein blühender Erntesegen vor uns dasteht und die Einsammlung erwartet. Aufrichtig könnten wir uns eines so vollen Zuwachses erfreuen, stände Zahl und Maß mit dem Gewicht im Einklange und erhielten wir nicht allzu oft Vieles anstatt Viel. Wie Dem indeß auch sei, schon die rege Thätigkeit an sich, die Schaffenslust und der Trieb der Production ist, auch ohne auf den Kunsterfolg zu blicken, ein erfreuliches Zeichen strotzenden Lebens, und spricht, gleich der werthlosen Thätigkeit des Kindes, von Lebensfülle und Gedankenzufluß. Ein Volk aber das in allen Richtungen der Kunst hin, in Malerei, Poesie, Musik und Architektur, eine so rüstige Thätigkeit bekundet wie in diesen Tagen unser Vaterland erkennen läßt, ist offenbar noch weit ab von der Sehnsucht nach Ruhe und Stille, welche der erste Vorbote des Alters zu sein pflegt. Nein, nach sechshundertjähriger geistiger Regsamkeit ist Deutschland, wie wir sehen, noch jugendlich ringend, noch glaubens- und hoffensmuthig, vielleicht auch noch so frisch und kräftig wie es ehedem war, nur daß wir uns darüber mit Bestimmtheit auszusprechen nicht auf dem rechten Standpunkt stehen, vielmehr an einem solchen auf welchem Wahrheit und Täuschung nothwendig zusammenfließen müssen. Trügt uns jedoch nicht Alles, so ist die Kraft welche auf dem dramatischen Boden thätig ist zwar insofern gebrochen, als sie minder wie je einem einzigen Productionsgesetz folgt und ein Ziel erstrebt; aber sie ist dafür auch unendlich mannichfacher in ihren Spielarten, unendlich reicher in ihren Zielpunkten und Erstrebungen, unendlich farbenreicher und umfassender geworden als sie zu irgend einer andern Epoche unserer Literatur sich darstellte. Bis auf Lessing, Goethe und Schiller — wie eintönig, obwol in verborgener Kraft, trat das deutsche Drama doch im Ganzen auf! Nachdem die Fessel gesprengt war die den Schaffenstrieb einengte, wie ergoß er sich über den gesammten Stoff der Historie und des Lebens! Dann kam die Periode einer feindseligen und vernichtenden wie verneinenden Kritik (Menzel), die, indem sie den jugendlichen Muth niederdrückte, abermals zur Monotonie einer einzigen geltenden Kunstregel zurückzuführen drohte; aber die schon stagnirende Production brach in den verschiedensten Richtungen durch — Grillparzer, Grabbe, Halm, Rückert, Raupach und endlich Wiese, Gutzkow, Prutz und Laube retteten und sicherten ihr die alte Freiheit von neuem, in deren gewährleisteten Besitz die dramatische Production nun bei uns ist. Diesen schönen Freiheitsgenuß wird sie sich, so scheint es uns, durch keine noch so dreiste Kritik mehr rauben lassen, und offen gestanden, wir, obwol selbst mit kritischen Waffen gegen Willkür und Gesetzlosigkeit ankämpfend, wünschen und beabsichtigen nicht im geringsten, diesen Freiheitsgenuß der Muse, die wir lieben, wofern er nur richtig begriffen und verständig genossen wird, irgendwie zu beschränken. Die eben genannten Namen, welchen Reichthum statthafter Richtungen und Farben, Zielpunkte und Stilarten stellen sie nicht dar! Ist es nicht eine Freude — etwa gegenüber der italienischen und englischen und gewissermaßen auch heute noch der französischen Beschränktheit, denn auch hier gilt doch eigentlich immer noch ein Muster — die Mannichfaltigkeit der Kunstblüten zu betrachten welche diese Namen auf die allerverschiedenste Art vergegenwärtigen? Jeder dieser Klänge stellt er nicht ein ganz neues, völlig individuelles, in sich schätzenswerthes Kunstvermögen, ja ein völlig gesondertes System künstlerischer Wirkung dar? Und wenn eben hierin eine Zersplitterung der schöpferischen Kraft erkannt werden soll, muß nicht auch gleichzeitig ein überraschender und siegender Reichthum eben jener Kräfte erkannt werden, die zu Lessing's Zeit z. B. höchstens zwei oder drei Richtungen einzuschlagen berechtigt waren? Sollen wir auf Rückert's Sinnigkeit, Raupach's Gestaltungsfähigkeit, Grillparzer's schönes Maß, Grabbe's Enthusiasmus, Halm's Gefühlstiefe, Wiese's philosophischen Geist, Prutz' historische Charakteristik, Gutzkow's geniale Gestaltung des Stoffs, Laube's im Verzieren glückliche Hand hinweisen, um die Vielfarbigkeit ihrer Erzeugnisse ins Licht zu stellen? Nein, wir würden damit einer langen Reihe dramatischer Autoren „zweiten" Rangs zu nahe treten, von denen gleichfalls wieder ein unendlicher

Reichthum frischer und neuer Gestaltungen geboten wird, die im Einzelnen hin und wieder, und wie zufällig alle jene Richtungen überbieten und aus dem Felde schlagen, obwol sie kein ganzes und fertiges Kunstwerk darzustellen vermochten. Was folgt aus diesem Allen anders als daß der deutsche Geist für die dramatische Kunstübung eben außerordentlich begabt ist, und daß er gerade in der glücklich geretteten Freiheit der Production das große Mittel findet, nicht blos alle andern Volksstämme an Reichthum und Mannichfaltigkeit auf diesem Gebiete zu besiegen, sondern auch in sich selbst stets neu, schnellkräftig und unerwartet aus den Grenzen des schon Vorhandenen hervorzutreten. Es ist Dies gerade als der Genius deutschen Kunstlebens zu bezeichnen, und eben dieser Genius ist und liebt wesentlich die dramatische Gestalt.

Dramatische Verkörperung ist dem deutschen Geiste Bedürfniß; von Opitz bis auf den heutigen Tag gibt es kaum einen bedeutenden deutschen Dichter der nicht Dramen geschrieben hätte; wir glauben es bräche eine Revolution in Deutschland aus, wollte man das Dramenschreiben verbieten! In Frankreich, in England, in Italien dagegen gibt es große Poeten die sich niemals am Drama versuchten. Darin jedoch, daß die dramatische Gestaltung dem dichtenden Geist bei uns wirkliches Bedürfniß ist, hat es seinen Grund, daß wir uns nicht wie die Franzosen etwa mit einer conventionnellen Form abfinden können, vielmehr daß ein Jeder von uns, indem er der Nothwendigkeit in seiner Art folgt, ohne eigentliches Formgesetz eine individuelle Gestaltung seines Stoffs sucht. Und so erklärte es sich uns denn aus den Bedingungen des deutschen Geistes, welchem Quell eben die Mannichfaltigkeit der dramatischen Gestaltungen und die nothwendige Freiheit in diesen entfließen muß.

In einer festen und bestimmten Form aber ist Meisterschaft leicht zu erreichen; da wo die Form jedoch Freiheit, da ist die allgemeine Zustimmung, das Anerkenntniß des völlig Entsprechenden schwer zu erlangen. Hierin liegt es nun, daß wir so wenige dramatische Meister- oder Musterstücke besitzen. Wer das Ideal sucht, hat weit zu wandern, die Wege zu ihm sind mannichfach je nach Bildung und Geschmack, eine bestimmte Regel tadellos nachzuahmen ist verhältnißmäßig viel leichter. Darum, indem wir kaum einzelne dramatische Werke, wie „Iphigenia", „Tasso", „Wallenstein" und „Tell" als unvergängliche Muster anerkennen und schon am „Don Carlos", „Maria Stuart", am „Nathan" und „Fiesco" zu tadeln anfangen, wirft uns der Franzose gleich ganze Namenreihen als unbestrittene classische Vorbilder entgegen und bedauert unsere Armuth. Der Engländer ist zu weltpraktisch geworden, um noch poetisch-dramatisch sein zu können, und der Italiener ahmt nur nach. So stehen wir mit Frankreich allein auf dem kunsteuropäischen Kampfplatz in ganz verschiedenen Systemen wie in zwei Feldlagern verschanzt. Bleiben wir uns selbst treu, so muß die Welt mit der Zeit unser werden, denn die französische Form paßt am Ende doch nur für dies eine Volk, und die Welt ist mannichfaltig und freiheitliebend; ja, im Lager der Gegner selbst erhoben sich Stimmen genug für das deutsche Ideal.

So weit ist Alles auf diesem Gebiete in erfreulichster Ordnung und folgt dem schönsten Lebensgesetz. Allein nun tritt die Bühne mit ihrer praktischen Foderung darstellbarer, der Convenienz entsprechender und doch durch Neuheit wirksamer Formgebung im Drama auf, und ihr gegenüber haben wir mit unserer Masse vielgestaltiger und gesetzloser dramatischer Bildungen die Augen bescheiden niederzuschlagen. Dieser Foderung genügen wir nicht: wir sind dem Geiste gefolgt wohin er uns führte, die Convenienz, die Ansprüche der Bühne haben uns wenig gekümmert. Jahr für Jahr ist Dies das deutsche Leid: aus der Masse poetischer Geistesblüten erwächst für die Bühne kein Repertoire, und diese muß ihre Zuflucht zu ausländischen Gewächsen nehmen, deren poetischer Werth oft null ist. Dann schreit die Welt über die deutsche Armuth, die Franzosen zucken mitleidig die Achseln, daß es kein deutsches Repertoire gebe, rühmen sich unserer Noth abhelfen zu müssen, und haben, mit vielen Deutschen, keine Ahnung von unserm Reichthum. Wird Dies immer so sein? Wir glauben, ja, denn es beruht auf den Grundbedingungen des deutschen Geistes, sofern er poetisch wirkt, und es steht ihm zur Zeit noch fern, die Nothwendigkeit einer Unterordnung des strebenden Geistes unter die praktischen Gesetze des Nützlichen und Zweckmäßigen anzuerkennen, gerade deshalb, weil er nicht rechnet und die Zeilen zählt wie der Franzose. Was gewönnen wir auch, wenn wir der Freiheit des Schaffens entsagten? Eine Bühne, ja, Geltung vor dem Auslande, vielleicht; an Selbstbefriedigung aber ginge uns ein Schatz verloren.

Nichtsdestoweniger können wir jedoch gewisse Extreme vermeiden, und dazu soll unsere Kritik auffodern und anleiten. Das Poetische sei vor allen Dingen auch wahr und möglich. Das Unmögliche ist im dramatischen Sinne auch zugleich unwahr und also undramatisch.

Von diesem Gesichtspunkt aus werden wir tadeln und verwerfen was die keuschen Grenzen der innern Wahrheit verletzt; für die Form dagegen gibt es nur ein Gesetz: sie sei schön, wie fremdartig sie auch immer sein möge! Frei ströme der poetische Quell dahin, seine Ufer aber seien: Schönheit und Wahrheit!

---

1. Karl Gutzkow's dramatische Werke. Zweiter und dritter Band. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Vierter Band. Leipzig, Lorck. 1846—47. 8. 5 Thlr.

Es wird sich rechtfertigen lassen, wenn wir an die Spitze unserer Uebersicht einen so unabhängigen und selbständigen Geist stellen wie Gutzkow ist. Poetische Selbstbefriedigung ist diesem Autor Alles: er wandelt eine eigene Bahn; seine Fehler sind, daß er einer eigenthümlichen Erkenntniß zu Viel, der Begeisterung zu Wenig zutraut, seine Stoffe zu sehr berechnet, und wenn die Rechnung geschlossen ist, den Geschmack an ihnen verliert und sie skizzenhaft und fragmentarisch erledigt, um sie los zu werden. Er kennt wie ein guter Schiffer alle Klippen des dramatischen Schaffens, vermeidet die meisten glücklich, umschifft, verdeckt, übersegelt andere und kommt zum

Ziele. So bringt er, ohne Begeisterung, Schätzenswerthes zu Stande, oft auf geniale Art; allein Wärme, Liebe zu seinem Stoff und Alles was hinreißt, weil es unbewußt und heiß dem Geiste entfließt, fehlt in seinen Arbeiten. Er übertreibt den Beruf des Künstlers sein Werk objectiv zu beschauen, und die künstliche Berechnung, welche ihn selbst und seinen Leser abkühlt, läßt seine besten Erfindungen unvollendet fallen. Wir haben Dies an „Werner" und „Richard Savage" nachgewiesen und es läßt sich hier am „Patkul" wie an der „Schule der Reichen", an „Zopf und Schwert" wie am „Weißen Blatt" nachweisen.

Das Trauerspiel „Patkul", in fünf Acten, ist sicher eins der bedeutendsten, vielleicht das fertigste von allen Dramen Gutzkow's. Der Stoff ist an sich dankbar. Der Kampf für sein unglückliches Vaterland, wenn auch weniger durch Heldenmuth als durch Intrigue geführt, die Gewalt die ihm geschieht, wenn auch wiederum durch Intrigue, die sichere und scharfe Charakteristik der Handelnden, der glückliche Pathos, die natürliche und zwangslose Art in der Alles geschieht, die effectvolle Weise wie der Dichter sich die Geschichte, die Wirklichkeit dienstbar macht, alles Dies stellt dies Stück in die ersten Reihen der historischen Tragödie. Bis dahin ist das Stück völlig tadellos. Allein, entweder ist der Stoff des Dichters Herr geworden, oder er hat die Lust, die Wärme für ihn verloren; denn dem an sich trefflichen Gerüst dieser Tragödie fehlt alle liebende Ausführung: es ist eine Skizze, fast ein Entwurf geblieben, ein aphoristisches, nur im Umriß fertig gewordenes Gemälde, das mit seinen einzelnen Theilen in greller Disharmonie steht. Der Dichter hat Dies dadurch verschuldet, daß er zu *Viel* in den Rahmen fassen wollte: die Aufnahme der Intrigue Friedrich August's mit Anna v. Einsiedel ist dem Stücke verderblich geworden. Hierdurch beraubte er sich selbst des nöthigen Raums zur Ausführung des Hauptthema, zur Verdeutlichung und Motivirung der Schicksale seines Helden. Patkul ist nur mit Worten *kühn*; was er für die Sache der er sich opfert *thut*, sehen wir nicht, es wäre aber leicht hinzuzufügen gewesen. Und dennoch enthält dies Stück alle Elemente zu einer wahrhaften Tragödie im Sinne der heutigen Kritik; im Helden, in dem Könige, in Imhof sind die trefflichsten Anfänge echt dramatischer Gestaltung gegeben, und es hätte etwa nur eines Theilchens von der epischen Breite anderer Dichter, z. B. Laube's, bedurft, um sie in das wirkungsvollste dramatische Spiel zu versetzen. So, wie sie nun vor uns stehen, gleichen sie Studien, Entwürfen zu einem großen Gemälde; der belebende Hauch fehlt, die Verbindung zwischen ihnen zu *einer* Handlung ist kaum angedeutet, und das Wichtigste geschieht in skizzenhafter Ausführung dergestalt, daß fast jede Scene zu ihrer wirklichen Vollendung der doppelten Raumentwickelung bedarf. Wie Dem indeß auch sei, „Patkul" ist eine echte poetische Schöpfung, und wir können dem Dichter nur rathen, die Spuren festzuhalten die er sich selbst hier vorgezeichnet hat; denn hier endlich hat er sich seines gewöhnlichen Eigensinns in Gestaltung seiner dramatischen Stoffe entschlagen, hier endlich ist er der *Natur*, der *Wahrheit treu* geblieben. Von der „Schule der Reichen" dagegen läßt sich nur sagen, daß sie der dramatischen *Rechenkunst* des Dichters Ehre mache, ohne darum zu einem gefälligen Schauspiel geworden zu sein. Zunächst steht diesem entgegen, daß es englische, nicht deutsche Sitte der Reichen schildert, wodurch das Ganze für uns nur eine hypothetische, nicht eine dem Leben abgelauschte Wahrheit, nicht die greifende Wirkung des Portrait erhält, wie sie solchen Stücken die auf dem festen Boden des *Lebens* ruhen wollen unerlaßlich ist. Ein Schauspiel nämlich kann doch entweder nur auf dem Grunde der *poetischen* oder der praktischen und *prosaischen* Wahrheit sich aufbauen: die erste Gattung hat die Menschheit überhaupt, die zweite das Individuum zum Vorwurf — in der Mitte zwischen beiden Gebieten ist kein Leben anzutreffen. Daß das Stück überdies an den meisten Orten misfallen mußte, liegt theils in seiner rücksichtslosen Derbheit, die durchaus nichts Poetisches an sich hat, theils in einer Reihe von Geschmacklosigkeiten die es aufnahm. Die weitläufigen Auseinandersetzungen des fünften Acts bilden einen andern Fehler.

Die Dramen des dritten Bandes, „Ein weißes Blatt" und „Zopf und Schwert", sind von uns in frühern Berichten bereits, das erste abfällig, das zweite mit verdienter Anerkennung des kühnen und neuen Geistes historischer Zeichnung in dem es geschrieben ist, besprochen worden. Für ruhige Entfaltung der Charakteristik ist das letzte Stück ein wahres Muster und zeugt, dem „Patkul" gegenüber, wie groß das Vermögen des Dichters auch in dieser Richtung ist, wenn er den Eigenwillen den Nothwendigkeiten der Kunst unterordnet. Endlich können wir nur wiederholen, daß der Dichter dieser nach wenigen Jahren in zweiter Auflage erscheinenden Dramen über Gleichgültigkeit im Publicum gegen seine Bestrebungen gewiß nicht klagen kann.

Inzwischen geht uns auch der vierte Band der dramatischen Werke Gutzkow's zu, das Trauerspiel „Pugatscheff" und das Lustspiel „Das Urbild des Tartuffe" enthaltend. Das Trauerspiel „Pugatscheff" concentrirt alle Vorzüge und alle Fehler des Dichters wie in einem Focus; es gibt einen vollständigen Abdruck der dramatischen Anlage Gutzkow's. Der Stoff ist mit einem hohen Grade von Kunstverständniß erfaßt und gestaltet; es fehlt nicht an warmer Ergießung, an psychologischen Studien, an tragischen Effecten, und doch hinterläßt das Ganze nur eine geringe Befriedigung. Worin liegt Das? Wir glauben darin, daß die Empfindung hier nun wieder auf eine Spitze getrieben ist auf der sie zu innerer Unwahrheit umzuschlagen in steter Gefahr schwebt. Die Schuld der innern Lüge rächt sich an Pugatscheff vollkommen richtig, und dies Element des Stücks ist poetisch und psychologisch von großer Gewalt und Trefflichkeit; wie aber steht es mit den beiden Frauen Ustinja und Sophia, den eigentlichen Trägern der Tragödie? Indem der Dichter diesen beiden Charakteren eine Verleugnung natürlicher Gefühle zumuthet wie sie das Leben wol niemals darbietet, beraubt er sich nicht selbst aller Mittel unsere Theilnahme anzuregen? Es sei zugegeben, daß eine solche Naturveräußerung innerhalb der poetischen Grenzen „möglich" ist — wahrscheinlich ist sie nicht. Vergleichen wir mit diesem Aeußersten der Selbstentäußerung nun etwa Wallenstein's Umgebung in ähnlicher Situation, Thekla, Max, die Herzogin — wie wahr, gemäßigt, und in diesem Maße wie schön erscheint hier Alles! Bei solchem Vergleich erkennen wir wie das Classische entstehe, von dem unsere Zeit so irrige Vorstellungen hegt, und was Maß sei in der Empfindung wie in dem Ausdruck des Empfundenen. Das Drama Gutzkow's läßt uns kalt, weil wir, obwol wir seine poetische Möglichkeit zugeben, daran nicht *glauben* können! Mit ungetheiltem Beifall dagegen können wir das Lustspiel „Tartuffe's Urbild" als eine der geistvollsten Arbeiten Gutzkow's begrüßen. Hier feiern Kunst der Erfindung, guter Geschmack, Gesetzmäßigkeit in der Structur des Stücks und geistreiche Reflexion einen vollen Triumph, an dem wir freudigen Theil nehmen. Soll Etwas daran anders gewünscht werden, so kann es nur die Person des Königs sein, der doch fast allzu bürgerlich auftritt und an Louis le Grand doch allzu wenig erinnern mag.

(Die Fortsetzung folgt.)

Michelet, Blanc und Lamartine.

Was soll man dazu sagen, daß Männer wie Michelet, statt rüstig auf der Bahn gelehrter Forschungen fortzuschreiten, plötzlich vom Wahnsinn ergriffen auf den schlüpfrigen Pfad einer wohlfeilen Maulschwätzerei hinüberspringen? Man rühmte es sonst dem Verf. der „Histoire de France" nach, daß er, vom Tageslärm unbeirrt, einem ernstern Ziele nachstrebe, statt in der leichten Ausbeutung einiger journalistischen Fertigkeit ein bequemes Mittel zur Erlangung politischen Einflusses zu

sehen. Wenn sich auch früher schon unter seinen Händen hier und da die Geschichte verunstaltete, so glaubte man doch, daß Dies mehr eine Folge historischer Misgriffe als sträfliche Berechnung sei, wie sie jetzt bei ihm offenbar zu Tage tritt. Wenn man schon in seinen zuletzt veröffentlichten Schriften, welche er zum trüben Abzugskanale einer äußerst reizbaren Ehrliebe machte, den gehässigen, anmaßungsvollen Ton in dem sie gehalten sind widerlich finden mußte, so steigert sich in seinem neuesten Machwerke, welches er eine „Histoire de la révolution française“ nennt, die Albernheit zu einer wahrhaft bedenklichen Höhe. Hier, wo er das Buch der Geschichte zum ersten male einer begierigen Menge zu erschließen vermeint, kommen wirklich Partien vor welche an Wahnwitz streifen, und die nur in einer krankhaft überreizten Phantasie eine Art von Entschuldigung finden. Wenn überhaupt schon nicht geringer Muth dazu gehört, die reiche Literatur der französischen Revolution noch mit einer umfassenden Darstellung zu vermehren, so kann die lächerliche Anmaßung mit der Michelet in seinen neuesten Herzensergießungen sich den Anschein gibt, als werde er jetzt das längst erwartete, stets vergeblich gesuchte Schlußwort, die Lösung des Räthsels spenden, nicht tadelnswerth genug erscheinen. Wir wollen hier gar nicht die verwerfliche Gesinnung in der die ganze Arbeit concipirt ist, dieses ewige Liebäugeln mit taumelnden Revolutionsgelüsten, die grausame Verrenkung der Thatsachen besonders hervorheben, denn was den eigentlichen Inhalt betrifft, so erscheint der Verf. uns kaum noch zurechnungsfähig; aber wie konnte ein Mann dessen literarische Verdienste, wenn man sie auch überschätzt hat, doch nicht wegzuleugnen sind, mit einem so jammervoll zusammengesudelten Buche hervortreten? Vergebens suchen wir in seinem jüngsten Producte nach der künstlerischen Abrundung, die sich wenigstens in einzelnen Partien seiner frühern Erzeugnisse bemerklich macht. Ein buntes, wirr durcheinander gehendes Phrasenspiel ist Alles was uns statt dessen geboten wird. Dabei geht Michelet hier immer auf Stelzen, die ekelhaftesten Gedanken werden auf eine schauerlich komische Weise ausstaffirt, und mit leeren nichtssagenden Sentenzen treibt er einen übermäßigen Prunk. Was aber mehr als alles Dies jeden vernünftigen Leser von der Lecture dieser Revolutionsgeschichte oder vielmehr dieser declamationsartigen Variationen über ein beliebtes revolutionnaires Thema zurückschrecken muß, ist die dünkelvolle Haltung welche der Professor das ganze Werk hindurch einnimmt. Nicht genug, daß er fortwährend mit einer neuen, ungeahnten Weisheit Parade treibt, bespiegelt er sich selbst überall in maßloser Ueberschätzung. Von objectiver Fassung der Geschichte wissen die Franzosen überhaupt nicht Viel; aber bis jetzt hat wol noch nie ein französischer Schriftsteller bei der Behandlung eines historischen Gegenstandes auf gleiche Weise sein liebes, vergöttertes Ich hervortreten lassen. Ohne alle Veranlassung belästigt Michelet uns mit seinen persönlichen Empfindungen, mit sententiösen Ergüssen über eigene Erlebnisse und mit lächerlichen Persönlichkeiten.

Auch bei dem neuen Werke von Louis Blanc: „Histoire de la révolution française“ können höhere Anfoderungen der historischen Kritik keine Befriedigung finden, da auch hier weder eine gründlichere Forschung noch ein tieferer Sinn für den innern Zusammenhang der Ereignisse bemerklich wird. Aber gegen Michelet in der Phase die er jetzt einnimmt gehalten, ist Blanc ein Musterschriftsteller. Was uns besonders unangenehm bei dem Verf. der „Histoire de dix ans“, der wir der neuen Arbeit gegenüber unbedingt den Vorzug geben, berührt, ist die Ueberzeugung welche sich uns überall aufdrängt, daß wir es hier mit einem auf Bestellung angefertigten Werke zu thun haben. Wenn sich auch die Tagesblätter nicht beeilt hätten, das ungeheuere Honorar welches die gewandte Feder Blanc's in Bewegung gebracht hat zu verkündigen, so würde doch schon in der unmäßig breiten Einleitung zu seinem neuesten Werke das Streben, eine möglichst große Bändezahl zu füllen, erkenntlich gewesen sein. Der Umfang, der contractlich festgesetzt war, mußte doch erreicht und die Bedingungen der Actiengesellschaft, auf deren Kosten das ganze Werk unternommen wurde, sollten erfüllt werden. Eine ruhige Auffassung der historischen Entwickelung, eine kritische Prüfung der Quellen und eine unverzerrte Zeichnung der betreffenden Persönlichkeiten wird man bei dem ehemaligen Redacteur der radicalen „Revue du progrès“ nicht erwarten. Blanc steht auf der „Zinne der Parteien“ und macht Dessen kein Hehl. Aber es kommen in seiner Darstellung doch Abschnitte vor welche Befriedigung gewähren, und das ganze Werk kann als das Erzeugniß eines geistreichen, wenn auch in radicalen Grundsätzen befangenen Mannes immerhin ein nicht gewöhnliches Interesse in Anspruch nehmen.

Von allen neuen Werken aber welche in jüngster Zeit in Frankreich über das umfassende, an den mannichfaltigsten Einzelheiten so reiche Thema der französischen Revolution ans Licht getreten sind, müssen wir Lamartine's „Histoire des Girondins“ den ersten Preis zuerkennen. Schon nach Dem was bis jetzt uns davon vorliegt, nehmen wir keinen Anstand dieses phantasiereiche, herrlich geschriebene Geschichtswerk für eine Zierde der neuesten französischen Literatur zu erklären. Die speciellere Abgrenzung bei der Wahl des Stoffs gestattete ein genaueres Eingehen in die interessanten Einzelheiten, und es dürfte in der That nicht leicht eine historische Schrift von diesem Umfange gefunden werden die an Episoden von ergreifendster Wirkung reicher wäre als die Geschichte der Gironde. Dazu kommt, daß Lamartine seines Stoffes Meister ist; er hat das reiche Material beziehungsreicher Notizen bewältigt, die Personen welche er uns vorführt stehen vor ihm, und deshalb wird seine Zeichnung nie unklar oder verschwimmend. Es ist dies eines von den wenigen historischen Werken die bei Gründlichkeit der darin niedergelegten Studien zugleich ästhetischen Anfoderungen genügen. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 169. —— 18. Juni 1847.

Dramatische Literatur der Jahre 1846 und 1847.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 168.)

2. Heinrich Laube's dramatische Werke. Zweiter Band. Rococo. Lustspiel in fünf Acten. Leipzig, Weber. 1846. 8. 1 Thlr.

Der vorliegende Band liefert uns die verstärkte Ueberzeugung, daß Laube im Drama stets nur bedingte Lorbern ernten und es nicht weiter bringen werde als zu einem mehr oder minder gerechtfertigten succès d'estime, so ernst und eifrig er auch um Ergründung der dramatischen Kunstbedingungen, wie seine Vorreden beweisen, bemüht ist. Er steht fern von der Selbständigkeit Gutzkow's, ringt ängstlich um Beifall und sucht Fehler zu rechtfertigen, anstatt sie zu verbessern. Von Hause aus stört ihn ein Zuviel des kritischen Bewußtseins; er ist viel zu künstlich, zu tendenzvoll, im Kleinen zu vertieft; er muthet seinem Leser zu viel Aufmerksamkeit, zu viel Anstrengung zu, als daß er, namentlich im Lustspiel, jemals ein populairer Dichter werden könnte. Allein auch ein hinreißender kann er aus denselben Gründen nicht sein; er kann sich höchstens nur selbst befriedigen. Er schreibt 62 Seiten einer Einleitung zu einem Lustspiel — das überdies kein solches ist. In unsern Zeiten 62 Seiten über die Genesis eines Lustspiels! Wahrlich, seine schlimmsten Gegner konnten ihm nichts Uebleres nachsagen als seine beiden Einleitungen zu „Monaldeschi" und „Rococo" enthalten; es ist eine verderbliche Manie in ihm, sich in episch-selbstgefälliger Breite über den Schaffungsact seiner Dramen zu ergehen. Er verdirbt sich damit selbst die Lust zu neuen Schöpfungen. Nein; er folge dem Beispiel Goethe's, der, war er unzufrieden mit einem fertigen Werke, diese Unzufriedenheit nicht etwa rechtfertigte, sondern ein neues schuf. Er sagt von Tieck, daß er, in antiquarischer Kritik und in Absonderlichkeit verloren, niemals eine praktische Absicht mit dem Theater gehabt, weder in Betreff eigener Hervorbringung noch in Betreff lehrender Leitung. Soll man Dasselbe von ihm sagen, so fahre er fort Vorreden zu schreiben. Nur darin müssen wir ihm Recht geben, daß in Deutschland fast unmögliche Dinge von dem Lustspieldichter gefodert werden. Wir sind in der That ein grämliches, rüttelndes und krittelndes Volk, wie Laube sagt, das über die Posse lacht und hinterdrein auf die Dummheit schimpft welche uns zugemuthet wurde; das eine gediegene Verwickelung der Komödie begehrt, und schilt wenn uns der Poet einige Aufmerksamkeit für seine Verwickelung zumuthet. Die Antwort hierauf kann nur die sein: Er sei vollkommen dramatisch, d. h. entwickele, zergliedere, erkläre Nichts, sondern schreibe so, daß Handlung und Situation sich selbst erklären. Hier liegt denn nun auch wieder der Hauptfehler des so selbstgefällig und mit so vieler epischen Behaglichkeit erfundenen Lustspiels „Rococo". Das ganze Gerüst des Stücks ist viel zu künstlich, breit und complicirt, um als Lustspiel zu wirken, um ein freies und feines Spiel der Gedanken zuzulassen. Der Verf. will zu Viel auf einmal; als müßte er seinen ganzen Gedankenköcher auf einmal leeren, will er Sitten malen, Tugend lehren, moralisiren, unterhalten, Lachen erregen, die Zeit schildern, witzig reden und Gott weiß was noch Alles sonst, und alles Dies in einem Stück. Natur und Einfachheit gehen darüber verloren. Scribe weiß besser was ein Lustspiel vermag; er hätte aus „Rococo" deren drei gemacht. Laube's Gebrechen als Lustspieldichter ist mit Einem Worte zu bezeichnen: er kann nicht naiv sein und er ringt danach. Für seine Natur aber ist Niemand verantwortlich.

Im Uebrigen bietet das Stück löbliche Einzelheiten dar und seine Intention ist anzuerkennen. Wir zweifeln jedoch, daß es als Sitten- und Zeitgemälde das Verdienst der Treue und Wahrheit besitze. Der Baron, als großer Industrieller, die thierische Roheit in Behandlung der Dienerschaft, der Abbé de la Saluce, in dem wir einen Gutschmecker und Kellerlecker vermutheten, und der sich als ein galgenreifer Gauner ausweist —: alles Dies scheint uns doch eigentlich recht wenig zum „Rococo" zu gehören. Das Schlimmste aber ist, daß bis auf den Roué Berissac alle handelnden Personen — nicht etwa an Schwächen und Fehlern — sondern an einer in Grund und Boden verächtlichen Gesinnung und Denkart laboriren. Wie soll nun da ein „Lustspiel" herauskommen?

3. Dramatische Versuche von H. Graf v. Veltheim. Braunschweig, Leibrock. 1846. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Es ist kaum möglich, mehr Geist und Originalität anzutreffen als dieser Band „Dramatischer Versuche" darbietet; eine solche Frische und Macht, eine solche Jugendlichkeit und Selbständigkeit der Gedanken weht in diesen Blättern, daß wir, wenn wir sie allein ins Auge fassen, und von dem Kampf mit Form und Ausdruck absehen, die reichsten Hoffnungen fassen müßten. Man kann fast sagen, der Verf. habe ein neues dramatisches Gebiet entdeckt, von so entschiedener Originalität zeigt er sich in dem ersten dieser Dramen, das den Titel „Seekönig" führt. Der Leser mag selbst urtheilen. Ein normännischer König, Harald, kehrt nach vielen Seeabenteuern in sein nordisches Reich zurück, das er unter einer Zwischenregierung und von einem schurkischen Minister, dem Griechen Argyropolos, in Grund und Boden verdorben wiederfindet. Dem Reiche ist alle Kraft genommen, die Bevölkerung, keiner Erhebung, keiner That fähig, unterliegt sklavisch den Plünderungen und den Machtgeboten eines kühnen Seeräubers, Machiado, des einzigen Mannes von Kraft an der ganzen Küste. Gegen diese Entnervung kämpft Harald nun mit allen Kräften an: allein der einmal entschlummerte Volksgeist läßt sich nicht mehr erwecken. Der König selbst erliegt vielmehr in diesem Kampf gegen die allgemeine Erschlaffung und Nichtswürdigkeit, die sich im Rathsherrn Thomasius verkörpert, und obwol er sich zuletzt mit dem einzigen Geistesverwandten den er findet, mit dem Seeräuber Machiado verbündet, besiegt ihn doch die Schlechtigkeit, und er wird verurtheilt, von der Höhe einer Thurmklippe in die See gestürzt zu werden.

Gewiß, ein kühner und schöner Entwurf, ein in Saft und Leben poetisches Thema! Die reine Mannestugend des Königs, die fürstliche Schlechtigkeit seines Oheims, des Zwischenregenten Osric, die Ministertaktik Argyropolos', die pedantische Nichtswürdigkeit Thomasius', der Seelenadel in schlechter Form bei Machiado, die Treue und Hingebung der alten Gefährten des Königs Korven, Ruric, Eckbert, endlich die liebliche Erscheinung Alexia's, der Geliebten Harald's —: alle diese tüchtigen Elemente gruppiren sich so begeistigt und wirkungsvoll um den Grundgedanken — die nicht zu besiegende Volkslethargie —, daß uns ein voller, frischer und neuer poetischer Genuß zu Theil wird. Freilich ist die Form zum Theil vernachlässigt und der Ausdruck nicht immer zu loben; allein wir fragen, ob gerade ein solches Thema immer in einen glatten Ausdruck gefaßt werden könne? Die Energie der Gedanken ist in diesem Drama so verbreitet, daß nicht nur die alten Seemänner, Korven, Ruric u. s. w., fortwährend in Reden von entschiedenem Geist und großer Kühnheit sich ergehen, sondern daß selbst die Schlechtigkeit Argyropolos' in poetisch-tüchtiger Gestalt erscheint. Z. B.:

> Fahr' hin, du wack'rer Rechtsgelehrter, Meisterstück
> Von der Natur die Wanzen schuf und Flöhe!
> Wie tief bewundr' ich dich, du würdige Satire
> Auf all' die wicht'gen Männer dieses Reichs . . .
> O Hochgefühl der eig'nen Wichtigkeit, Kleinod,
> Kostbarer Talisman beschränkter Geister!
> Weshalb bist du nicht mir zu Theil geworden
> Statt dieser Folterkammer quälender Gedanken?
> Warum bin ich verstoßen aus dem Paradiese
> Einseit'ger Selbstgenügsamkeit und Geistesruh'?

Und weiter:

> Was ist der Sinn von dieser Schöpferweisheit,
> Die aus dem Leben nur ein Handwerk macht? . . .
> Das ist der schlaueste Instinct der Dummen,
> Daß sie die Form so unentwirrbar machen,
> Den Qualm nutzlosen Wissens so verdichten,
> Daß sich der freie Geist von diesem Dunst
> Mit Ekel wenden muß, der Ehrgeiz
> Zum Stumpfsinn wird, zum geist'gen Selbstmord.
> Verdrängen nicht, doch nutzen kann ich sie,
> Schwerfällig, unbewußt sie tagelöhnern lassen
> In meinem Dienst, in meinem Schachte hämmern,
> Um mir das Gold zu meinem Thron zu schaffen.

Minder reif und besonnen, obwol an Kühnheit und Originalität dem „Seekönig" nicht nachstehend, ist das zweite Drama dieses Bandes, „Splendiano". Der letzte Sprößling der Visconti von Mailand, den Verfolgungen der Sforza entzogen, ist unter Savonarola ein Bücherheld, ein Grübler geworden; als er seine Abstammung und den Ruf des Volkes an ihn erfährt, fehlt ihm jede Thatkraft, diesem Rufe, dem Dringen der Verschworenen und dem Gebot des Vaters, der ihn als ein Bettler, Taddeo, überwacht, zu genügen. Hierüber geht er mit allen seinen Anhängern zu Grunde. Das Stück leidet, trotz einzelner Schönheiten, doch sehr an Uebertreibung und Unnatur; allein es zeugt auch seinerseits von einer poetisch tiefbewegten Seele und von seltener Macht und Frische der Gedanken. In dem Grundthema gleicht es dem „Seekönig" und zeigt den Verf. als einen Geist dem Thatkraft und geistige Energie über Alles gilt und dem Erschlaffung die erste Sünde ist. Wir haben auf ihn als ein Viel verheißendes Talent aufmerksam zu machen, das bei gutem Haushalt mit seinen Gaben Vorzügliches leisten kann.

4. An mein Vaterland. Mistevoi, der Obotrit. Von Georg Graf von Blankensee. Berlin, Adolf u. Comp. 1846. Gr. 8. 1 Thlr.

Diesem ringenden Talent gegenüber haben wir es hier mit einem zum Abschluß gediehenen, aber in viel engern Grenzen eingeschlossenen Dichtergeiste zu thun, dem eine gute Form und eine gesetzmäßige Gestaltung seiner Erfindungen ungleich höher steht. Im „Mistevoi" ist Nichts von jener Kühnheit die bis an die letzten Grenzen der Gedanken streift anzutreffen; es ist vielmehr eine mehr als billige Verzagtheit und ein Ueberfluß elegischer Stimmung, die darin geltend wird. Der Obotritenfürst liebt wie ein Mädchen; er ist ein Christ geworden und möchte Dies seinem heidnischen Volke verbergen. Einen Augenblick stachelt ihn die Mishandlung seines Stammes und der ungeheuere Schimpf den der Markgraf der Ostmark auf denselben häuft zur Thatkraft auf; allein nach kurzem Rausch besiegt, unterwirft er sich dem Geschick, nicht groß unterliegend, sondern indem er in ein Kloster geht. Das Stück bietet einige gefällige Momente dar, läßt uns jedoch im Ganzen kalt; den Sturz und Untergang eines Volkes hat der Poet nicht darzustellen gewußt, obwol das Gemälde des Ringens zwischen Wildheit und Civilisation ihm ziemlich gelungen ist. Nebenher soll das Drama, wie der Verf. in der Widmung an sein „Vaterland" selbst andeutet, auf dem kirchlich-dogmatischen Gebiet zu Milde und Versöhnung anleiten, und dieser Zweck ist nicht gerade verfehlt; der Bischof Adalbert von Brannibor macht vielmehr in dieser Beziehung eine gute Wirkung; die Liebe Mistevoi's und Walinde's aber ist völlig tadellos und erinnert doch nicht an „Romeo und Julie". Gegen den wilden Markgraf Theodorich endlich ist gute poetische Gerechtigkeit geübt. Und so gehört denn diese Arbeit, mit ihrem reinen Vers und warmen Ausdruck, der nur öfters an grammatischer Dunkelheit leidet, in jene mittlere Zone poetischer Hervorbringungen, deren Andenken mit dem Jahre erlischt. Jedenfalls war die vorjährige Leistung des Verf. „Der Sohn der Zeit" regelloser, aber auch beziehungsreicher und bedeutender. Belebt zu reden weiß Mistevoi indeß, wie folgende Verse zeigen mögen:

> Zu mir, ihr Freunde, Brüder, Krieger!
> Dem Blitze folgt der Donner, blitzesgleich. . . .
> Blitz hat gezündet, laßt uns Donner sein!
> Ein Wölkchen blähet still im Luftrevier,
> Ein and'res dort wächst unbemerkt zusammen.
> Sturm plötzlich ist's und Herold der Zerstörung.
> D'rum Schweigen erst — dann Sturm — Zerstörung sind
> Wir selbst.

Im Uebrigen denkt sich der Verf. das Ritterthum viel älter als es ist, und umgibt die Herrscher, auch den Kaiser, mit zu frühem Glanz.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Räthsel des Lebens, ein Versuch von Wilhelm Curtman. I. Jenseits. Darmstadt, Diehl. 1846. Gr. 8. 20 Ngr.

Wol läßt sich sagen, der Mensch sei von Räthseln umgeben und sich selbst eins, und nachdem er Jahrhunderte daran herumgerathen, sei er dennoch damit nicht fertig geworden. Anders nehmen es vielleicht Andere, des Spruchs von Goethe eingedenk:

> Ist es so schwer zu erkennen was Gott und die Welt und der Mensch sei?
> Nein, es ist wohl erkannt, aber man hört es nicht gern.

und sie werden dann die Räthselrede als Erzeugniß eines besondern mystischen Hangs oder einer Unfähigkeit betrachten. Beginnt nun gar der Verf. obengenannter Schrift mit dem Jenseits, so ist es als hörten wir Töne aus einer verklungenen Zeit, nicht weil das Jenseits erkannt worden, sondern weil die neuere Philosophie den Begriff desselben aufgezehrt, oder wie man sich ausdrückt, überwunden, und mit dem Diesseits vollkommene Genüge hat. Ob aber außer den neuen Philosophen die alten und der Mehrtheil des Menschengeschlechts eine solche Aufzeh-

rung oder Ueberwindung vollbringen, steht in Zweifel, und wahrscheinlich wird das Jenseits nicht aus den Gedanken schwinden, sondern ferner Untersuchungen veranlassen, wie eben Hr. Cuntman beweist, und wie es kaum anders sein kann, da der Begriff des Diesseits nur durch den Begriff des Jenseits seine Bedeutung gewinnt. Ein Räthsel bleibt das Jenseits in jedem Falle; denn es kann nicht, wie manches Diesseits, Jeglichem in die Hand gegeben werden, verstattet daher dem Scharfsinn und der Combination ein reiches Feld, wovon die Poesie und Theologie der Völker mehr oder minder ergiebige Ernten gehalten.

Dem Verf. brachten die neuern Bewegungen auf kirchlichem Gebiete täglich Fragen die mit dem Zustande nach dem Tode im nahen Zusammenhange stehen; er will lieber unphilosophisch gescholten als zu begriffdünn und gestaltlos sein, und meint, wenn wir nur die Art unserer Fortdauer einmal begreifen, werde unser Gefühl von selbst die Nothwendigkeit derselben aufdringen. Zu dem Ende bringt er drei Universitätsfreunde zusammen, einen katholischen Leibarzt, einen protestantischen Regierungsrath, einen protestantischen Schulmann, der seine Frau verloren, und eine protestantische Fürstin, der es um Selbstverständigung, besonders im Verhältniß zu ihrem Leibarzt, zu thun ist; sie treffen sich in einem Bade und ihre Unterredungen bewegen sich auf christlichem Boden.

Die Lehre vom Fegefeuer befriedigt den größern Theil der Gesellschaft keineswegs; man muß sich der Vernunft anvertrauen, aber von der Offenbarung geleitet; die Vernunft ist das Organ des Glaubens. Ueber einen Zwischenzustand der Verstorbenen bis zum Jüngsten Gericht gibt die Heilige Schrift Anhaltepunkte. Ihnen gemäß überzeugt sich Warner, der protestantische Schulmann, daß die Seele in einen Vorbereitungszustand komme, welcher sich genau an dieses Leben anschließt, daß in diesem Aufenthalte die Bösen und Guten vorerst noch nahe beisammenwohnen, daß die Seele dort in einem verklärten, dem unserigen ähnlichen Leibe wohne. Diesen künftigen Leib besitzen wir schon in unserm Leben, wenn auch vielleicht nur als Keim; er ist als feiner bei seiner Trennung von dem gröbern unsichtbar, wird aber sichtbar, sobald er in das Gebiet des ihn anziehenden Himmelskörpers kommt, und den Vollkommenern unter den Abgeschiedenen ist eine Wandlung ihres Körpers und ein Wiedererscheinen auf Erden verstattet.

Als Aufenthalt zur ersten Aufnahme der Verstorbenen eignen sich Venus und Mars, die der Erde nächstgelegenen und verwandtesten Planeten. Dort herrscht ein gesteigertes Bewußtsein; es gibt körperliche Unterschiede der Bewohner. Der Mond dient vielleicht zur Aufnahme früh verstorbener Kinder. Ein Familienleben besteht nicht in der andern Welt, mehre Generationen leben nebeneinander; es gibt ein Wiedererkennen der Personen und ein Beisammenleben nach Wahl; es gibt eine Auferstehung sofort nach dem Tode und eine Auferstehung zum Gericht. Der Körper im andern Leben ist abhängiger vom Geiste als der jetzige, also vollkommener; das künftige Leben ist Fortsetzung und Ergänzung des jetzigen, der Mensch kann darin sittlich fallen oder sich erheben; Erkenntnißkräfte wachsen, Hindernisse der geistigen Entwickelung sind entweder nicht vorhanden oder bereits überwunden; ein eigentlicher Tod findet nicht weiter statt, sondern nur Versetzung auf einen andern Weltkörper; Eigenthum in irdischem Sinne kann nicht existiren, so wenig wie Staatsverbindung; jede Art der Entwickelung in jenem Leben ist individueller als die diesseitige. Christus ist der Herr der Vollkommenen und wohnt bei ihnen; die größte Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß der Planet Venus der erste gemeinschaftliche Aufenthalt aller Verstorbenen sei, und daß sie sich von da aus auf die andern Planeten verbreiten, bis das Weltgericht wieder Alle vereint und dann auf immer trennt.

Dies der Räthsellösungsversuch des Verf. in Bezug auf das Jenseits. Ref. will nicht unternehmen alle dagegen sich erhebenden Bedenken zu widerlegen, aber ebenso wenig dieselben verstärken; denn er befindet sich dafür in völliger Rathlosigkeit. Bei dem Festhalten des Begriffs der Unsterblichkeit häufen sich stets die Schwierigkeiten, sobald man ihn in das Gebiet der Vorstellungen übersetzen will, die allemal eine Beziehung zum gegenwärtigen Sinnenleben behaupten und deshalb von einem künftigen unsinnlichen verneint werden müssen. Also keine Familie, nichts Geschlechtliches, kein Staat, kein Eigenthum, kein materielles oder intelligentes Bedürfniß der Erde, ja nicht einmal diese selbst, sondern höchstens ein anderer Planet; kein sichtbarer Leib, sondern ein verklärter, die sichtbare Leiblichkeit verneinender, und am Ende ein Jüngstes Gericht, wofür wieder alle Gerichtsvorstellungen verschwinden. Die von der Bibel aufgenommenen Vorstellungen bleiben sachgemäß sehr unbestimmt und unvollständig, und wie gut auch der Grundsatz lauten mag: „Die Bibel lehrt vernünftig, weil sie von Gott ist, und die Vernunft lehrt biblisch, weil sie ebenfalls von Gott ist" (S. 152), so würde doch alles Bestimmtere und Ausgeführte in keinem Glaubenskatechismus eine ebenbürtige Stelle zu behaupten fähig sein. 24.

Was macht den großen Künstler?

Denken, träumen, Schönes in sich aufnehmen, Das ist eine köstliche Beschäftigung. Dann erscheint uns das Werk selbst in der Anmuth der Kindheit, in der tollen Freude des Schaffens mit den balsamischen Farben der Blume und dem süßen Saft der Frucht, von der man im voraus kostete. Dies ist das Empfangen und seine Wonne.

Wer seinen Plan mit Worten zeichnen kann, gilt schon für einen außerordentlichen Menschen. Dieses Vermögen besitzen alle Künstler und Schriftsteller. Aber hervorbringen! aber gebären! aber das Kind mühsam aufziehen, es alle Abende mit Milch genährt schlafen legen, es alle Morgen mit dem unerschöpflichen Gemüthe einer Mutter umarmen, es reinigen wenn es schmuzig, es hundert mal mit den schönsten Läppchen kleiden die es unaufhörlich zerreißt; aber die Zuckungen dieses thörichten Lebens sich nicht schrecken lassen, und daraus das belebte Meisterwerk zu machen, das in der Sculptur zu allen Blicken spricht, zu jedem Geiste in der Literatur, zu allen Herzen in der Malerei, Das heißt Ausführung und ihre Arbeit. Die Hand muß sich in jedem Augenblicke ausstrecken, muß in jedem Augenblicke bereit sein, dem Kopfe zu gehorchen. Wenn aber die Liebe nicht ausdauernd ist, so stehen dem Kopfe nicht mehr die schaffenden Anlagen zu Gebote.

Diese Gewohnheit des Schaffens, diese unermüdliche Liebe der Mütterlichkeit, die eben die Mutter ausmacht (dieses natürliche, von Rafael so trefflich begriffene Meisterwerk), kurz, diese geistige, so schwer zu erobernde Mütterlichkeit verliert sich mit außerordentlicher Leichtigkeit. Die Begeisterung ist die Gelegenheit des Genies. Sie geht zwar nicht auf einer Messerschneide, aber sie entflieht mit dem Mistrauen der Raben, sie hat kein Gewand bei welchem sie der Dichter fassen könnte, ihr Haar ist eine Flamme, sie entzieht sich wie die schönen weiß und rothen Flamingos, welche die Jäger zur Verzweiflung bringen. Daher ist auch Arbeit ein ermüdender Kampf, den die schönen und kräftigen Organisationen, die oft daran zerschellen, fürchten und doch lieben. Ein großer Dichter unserer Zeit sagt von dieser furchtbaren Arbeit: „Ich gehe mit Verzweiflung daran und scheide davon mit Bedauern."

Mögen die Unwissenden es erfahren! Stürzt sich der Künstler nicht in sein Werk wie Curtius in den Abgrund, wie der Soldat in die Verschanzung, ohne nachzudenken, und arbeitet er in diesem Krater nicht wie der Minengräber, der unter einem Einsturz begraben; betrachtet er die Schwierigkeiten, statt sie eine nach der andern zu besiegen, nach dem Muster jener Liebhaber in den Feenmärchen die, um ihre Prinzessinnen zu erlangen, immer neu sich gebärende Gespenster bekämpfen, so bleibt das Werk unvollendet, so geht es in der Tiefe der Werk-

statt unter, oder die Hervorbringung wird unmöglich und der Künstler wohnt dem Selbstmorde seines Talents bei.

Sculptur ist gleich der dramatischen Kunst zugleich die schwerste und leichteste aller Künste. Copirt ein Modell und euer Werk ist fertig. Aber ihm eine Seele ausdrücken, einen Typus schaffen, indem ihr einen Mann oder eine Frau darstellt, Das ist die Sünde des Prometheus. Man kann sie zählen diese Erfolge in den Annalen der Sculptur, wie man die Dichter in denen der Menschheit zählen kann. Michel Angelo, Phidias, Praxiteles, Canova, Thorwaldsen sind Brüder Virgil's, Dante's, Shakspeare's, Tasso's, Homer's, Goethe's, Schiller's. Ein solches Werk ist so grandios, daß Eine Statue für die Unsterblichkeit hinreicht, wie Ein Meisterwerk für die eines Dichters. Man sagt, die Sculptur bestehe blos durch das Nackte, sie sei mit Griechenland gestorben, und die moderne Kleidung mache sie unmöglich. Aber die Alten selbst haben ja unvergleichliche, ganz verhüllte Statuen geschaffen, wie die Polyhymnia, die Vestalinnen, die Julia u. s. w., und noch nicht einmal der zehnte Theil ihrer Schöpfungen ist auf die Nachwelt übergegangen. Wahre Kunstfreunde führe man auch nur in die mainzer Kathedrale zu Albrecht Dürer's Madonna in Elfenbein, oder nach Florenz zu Michel Angelo's Denker, und sie werden eingestehen, daß das Genie dem Gewande, der Bewaffnung, dem Kleide ebenso gut einen Gedanken aufprägen kann, als der Mensch seiner Umhüllung den eigenen Charakter und seine Lebenssitte aufprägt.

Die Sculptur ist die ununterbrochene Verwirklichung der Thatsache, die sich zum einzigen male nur in Rafael's Gemälden ausgesprochen hat. Die Lösung dieses furchtbaren Problems findet sich nur in steter, unausgesetzter Arbeit; denn die materiellen Schwierigkeiten müssen so ganz überwunden werden, die Hand so gebändigt, bereit und gehorsam sein, daß der Bildhauer Seele gegen Seele mit jener unergreifbaren moralischen Natur ringen kann, die er verklären muß indem er sie verkörpert.

Diese rastlose Arbeit ist zugleich das Gesetz der Kunst wie das des Lebens, denn die Kunst ist die idealisirte Schöpfung. Daher warten auch große Künstler und Dichter nicht auf Bestellungen oder Käufer, sondern sie gebären heute, morgen, immer. Daraus geht jene Gewöhnung ans Arbeiten hervor, jene immerwährende Kenntniß der Schwierigkeiten, welche sie im vertraulichen Umgange mit der Muse und ihren eigenen Schöpferkräften erhält.

Große Männer gehören ihren Werken an. Ihr Losreißen von allem Andern, ihre Hingebung an die Arbeit macht sie in den Augen Blödsichtiger zu Egoisten; denn diese wollen sie ebenso gekleidet sehen wie den Dandy, die geselligen Bewegungen machend die man Pflichten gegen die Welt nennt. Man will die Löwen des Atlas gekämmt und parfumirt wie die Löwenhündchen einer Marquise haben. Diese Männer, welche weniger ihres Gleichen zählen, und auf die man nur selten stößt, verfallen in das Ausschließende der Einsamkeit, werden unerklärbar für die Mehrheit die, wie man weiß, aus Thoren, Neidern, Ignoranten und oberflächlichen Leuten besteht.

(Balzac.)

Literarische Notizen aus England.

Der verlorene Sohn der Civilisation.

Hermann Melville, der Verf. des „Omoo: a narrative of adventures in the South Sea; being a sequel to the residence in the Marquesas Islands" erzählt in diesem seinem neuesten Werke: „In der Bai von Hannamanoo kam, nachdem wir soeben glücklich der Gefahr des Schiffbruchs entgangen, ein Canon der Eingeborenen auf uns zu. Es befanden sich etwa acht bis zehn hübsche Jungen darum. Mit ihnen kam auch ein Fremder, ein Abtrünniger von Christenthum und Gesittung, ein Weißer im Südseegürtel und im Gesichte tätowirt. Ein breiter blauer Streifen reichte von Ohr zu Ohr über sein Gesicht, und auf seiner Stirne war die spitzzulaufende Gestalt eines blauen Hais zu sehen, vom Kopfe bis zum Schwanze aus Nichts als Flossen bestehend. Es war ein Engländer, der sich Lem Hardy nannte, und der vor zehn Jahren einer Handelsbrigg entlaufen war, die an der Insel angelegt um Wasser einzunehmen. Als souveraine Macht mit einer Flinte und einer Patrontasche ausgerüstet war er ans Land gegangen, entschlossen, wo nöthig den Krieg auf seine eigene Faust zu führen. Das Land war durch einander feindlich gegenüberstehende Häuptlinge der verschiedenen Thalschaften unter sich gespalten. Mit einem derselben, der ihm zuerst entgegenkam, schloß er ein Bündniß und ward, als was er auf dem Schiffe erschien, der militairische Leiter des Stamms und der Kriegsgott der ganzen Insel. Seine Feldzüge stellen die Napoleon'schen in Schatten. In einem nächtlichen Ueberfalle besiegte seine unüberwindliche Flinte, unterstützt von dem leichten Fußvolke der Speere und Wurfspieße, zwei Stammschaften, und am nächsten Morgen darauf legte er seinem königlichen Verbündeten die Herrschaft über die ganze Insel zu Füßen. Auch der Zuwachs seines häuslichen Vermögens blieb nicht hinter dem des Corsen zurück. Schon drei Tage nachdem er die Insel betreten, war die ausgezeichnet tätowirte Hand einer Prinzessin sein; als Morgengabe erhielt er mit dem Fräulein etwa 1000 Faden feinen Tappa, 50 doppelt geflochtene Matten von gerissenen Halmen, 400 Schweine, 10 Häuser in verschiedenen Theilen ihres Geburtsthals und den geweihten Schutz des Tabus, wodurch seine Person auf ewige Zeiten für unverletzlich erklärt wurde. Dieser Mann hatte sich auf Lebenszeit dort niedergelassen, war vollkommen mit seinem Zustande zufrieden und fühlte durchaus keine Lust in seine Heimat zurückzukehren. Er hatte Niemanden dort den er sein nennen konnte. Er erzählte dem Verf. seine Geschichte: als Findling war er in die Welt geworfen worden; seine väterliche Herkunft war ihm so unbekannt geblieben wie der Stammbaum Wodan's; von Jedermann verspottet entsprang er schon als Knabe dem Armenhause seines Kirchspiels und ging zu See. Lange Jahre hatte er vor dem Mast gedient, war aber des Dienstes überdrüssig geworden und hatte sich auf die angegebene Weise seine Unabhängigkeit verschafft." „Das ist", fügt Melville hinzu, „größtentheils das Loos von Menschen, wie sie unter den Matrosen so häufig sich finden, um die sich keine Seele kümmert, die ohne alle Bande, rücksichtslos und der Zügel der Gesittung überdrüssig, endlich auf den wilden Eilanden der Südsee sich ganz zu Hause fühlend so häufig angetroffen werden. Und darf man sich über ihre Wahl wundern, wenn man einen Blick auf ihr hartes Loos in ihrem Vaterlande wirft?"

Universität in Kalkutta.

Die lange schon besprochene Maßregel der Gründung einer Universität zu Kalkutta in Ostindien soll nun ihrer Ausführung nahe sein. Der Erziehungsrath von Bengalen hat sich günstig dafür ausgesprochen und in diesem Sinne bei der Regierung des Mutterlandes sich dafür verwendet. Man hat die verschiedenen zur Gründung dieser Hochschule in Vorschlag gebrachten Systeme sorgfältigst geprüft, um den Zweck den man sich vorsetzt, die Beförderung der Aufklärung in den ostindischen Ländern, am sichersten zu erreichen; man soll sich nun dafür entschieden haben die Einrichtungen der londoner Universität zum Vorbild zu nehmen, da sich dieselben am besten für den Zweck einer großen Nationalunterrichtsanstalt in den dortigen Ländern eignen. Es steht freilich zu erwarten, daß die kirchlichen Eiferer darüber Wehe! und Ach! rufen werden.

12

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 170. —— 19. Juni 1847.

Dramatische Literatur der Jahre 1846 und 1847.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 169.)

5. Des Bildschnitzers Tochter. Ein deutsches Volksdrama aus der Zeit der Reformation. Von Edmund Lobedanz. Kiel, Naeck. 1846. 16. 18¾ Ngr.

Ein Künstler und eines Künstlers Tochter, ein nach verbotener Frucht lüsterner Ritter und ein schlechter Priester, der Alle betrügt, dazu ein vorgezogener Bräutigam aus geringem Stande und ein frommer Prior: man kennt diese dramatischen Ingredienzien und die Wirkung die sie hervorbringen können. Fügen wir hinzu, daß die entdeckten Verbrechen des Priesters die Bauern veranlassen ein Kloster zu zerstören, und sich für die Reformation zu erklären, die gerade an der Tagesordnung ist, so haben wir genau den Inhalt dieses Drama, das ein heimliches Volksdrama ist, angegeben. Es ist das Laster das sich erbricht; von Poesie ist keine Rede, von Kunstverständniß keine Spur, dagegen unterhaltende Wechselreden fragender Art in Menge. Der lüsterne Pater Rudolf spricht, wie der Verf. ausdrücklich vorschreibt, „im sonderbaren Gemisch von Wahrheit und Lüge" zu Anna:

> Ha, diese Kälte, dieser Hohn! Ist das
> Das Mitleid deiner engelgleichen Seele?
> Ist das die Antwort auf die heiße Liebe,
> Von der mein Busen wüthend (!) überschwillt?
>
> Anna.
>
> Geh' weg und laß mich, hu, mir graust vor dir!
>
> Rudolf.
>
> Verflucht! Schon wieder dieses dumme Grauen,
> Das wüthend (!) mich zurück zum Bösen schleudert.
> Fluch dieser stolzen hochmuthvollen Unschuld
> Die nicht Gemeinschaft mit dem Andern (?) will.
> Ich will dich Demuth lehren, girrende Taube,
> Dich packt der Geier — (will sie umarmen) —

Wir wissen nun woran wir sind und geben den Autor auf!

6. Die Herminen. Eine Tragödie von B. Freuler. St.-Gallen, Huber u. Comp. 1846. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Läse Jemand diese Tragödie ohne vorher durch die Vorrede mit dem Ideengange und der Absicht des Verf. vorläufige Bekanntschaft gemacht zu haben, er müßte diese Arbeit für das Werk eines Fieberkranken halten; aus der Vorrede jedoch ersehen wir, daß es das Product der verschrobensten Ansichten über Erziehung ist die jemals aus der Feder eines an seiner Wissenschaft zu Grunde gegangenen Pädagogen geflossen sind. Gäbe es doch eine Einrichtung welche die deutsche Literatur von der Unziemlichkeit befreite, daß dergleichen Verirrungen gedruckt werden können! Franzosen und Engländern wird Dies immer unbegreiflich bleiben und immer werden sie, nicht ohne Grund, ein Recht daraus herleiten, unserer schönen Literatur Roheit und Ungeschmack vorzuwerfen. Der Verf. geht davon aus, daß die Erziehung zwei Richtungen einschlagen könne welche beide nothwendig zum Verderben des Individuums führen müssen: entweder zu der Erkenntniß, daß die Leidenschaft sich alle Verhältnisse dienstbar macht, und dann schwindet aller Werth der Erziehung, oder zu der Annahme, daß die eigene Person den Mittelpunkt bilde zu dessen Herrschaft alle Umgebung geschaffen ist; beide Richtungen aber führen nothwendig zum Verderben. Auf diesen Unsinn nun, der natürlich jede Erziehung negirt, gründet der Verf. ein Drama, in welchem er seinen Satz dadurch beweist, daß er zwei Jünglinge, nach beiden Principien erzogen, unter Anhäufung der unsäglichsten Verkehrtheiten richtig zu Grunde gehen läßt. So weit ist Ordnung in dem Widersinn. Was wir aber mit den unbeschreiblichen Details anfangen sollen, wo der Verf. seinen Titel „Die Herminen" hernimmt — es kommt keine Hermine im Stück vor —, Das sind uns Räthsel die wir nicht zu lösen wissen; dieser Unsinn ist in der That unergründlich. Hier und da kommen Stellen vor die wie eine Art von veitstanzähnlicher Poesie klingen, durch welche ein kräftiger Gedanke hindurchschimmert; gleich darauf begräbt ein wüster Wortersturz dies keimende Licht wieder in Trümmer; wir suchen nach Sinn, aus Ehrfurcht für die hohen Worte Altar, Krone, Menschengeist, die uns umrauschen, und finden keinen. Zuletzt geht Alles in einer Wortwüste aus: der Schicksalsknoten wird gelöst, ein Kaisermord geschieht, man flieht aus Oestreich nach Ostindien, und die Sache ist aus. Es wäre ein Preis darauf zu setzen, den Faden in diesem Gewirre zu finden, den Niemand gewänne. Das Verwirrende an dieser unerklärlichen Erscheinung ist, daß die Sprache in der dies Räthsel verfaßt ist einen gebildeten Geist und ein kräftiges Gefühl verkündet, während beiden alles irgend erfaßbare Ziel fehlt. Es ist eben eine Unbegreiflichkeit, die man verblüfft bestaunen muß.

7. Ulrich Zwingli's Tod. Historisches Trauerspiel in fünf Aufzügen von Charlotte Birch-Pfeiffer. Schwäbisch-Hall, Haspel. 1846. 8. 20 Ngr.

Fast thut es wohl von den hyperpoetischen Fieberschauern des vorigen Stücks in die nüchterne Alltäglichkeit einer Birch-Pfeiffer'schen Familientragödie zurückzutreten, in der wenigstens vom Umhertappen in einem dunkeln Wortpalast keine Rede ist. Wäre nur nicht Alles so überaus nüchtern und bliebe uns die Verf. nur mit ihrer Sentimentalität vom Leibe! Zwingli's Tod ist kein dramatischer Stoff. Gleichgültig! Frau Birch-Pfeiffer macht einen daraus. Dies ist am Ende Alles was man von dem Stücke sagen kann. Erst wird uns der sanfte aber entschlossene Reformator im zärtlichsten Familienkreis vorgeführt, sodann den rohen Versuchungen Roms ausgesetzt, die er in folgender Art überwindet: „P. Theophilus. Ich habe Vollmacht, Euch zu bewilligen was Euer kühner Geist fodert und verdient: bedenkt Euch,

Zwingli. **Zwingli.** Habt Ihr vielleicht Vollmacht, mir St.-Petri Stuhl selbst anzutragen? Um diesen Preis stehe ich zu Dienst, Herr Pater. Wenn mir gestattet wird, den **Kopf** nur einen Tag unter die dreifache Krone zu stecken, so will ich das Haus der Mutterkirche so wohl bestellen, daß sie am andern Morgen sich in ihren vier Mauern nicht mehr erkennen soll, wohlfeiler aber bekommt Ihr den Zwingli nicht." Und endlich stirbt Zwingli kampfermüdet unter Chorgesang, an einen Baum gelehnt, bei Kappel, von einem Soldaten erstochen. Das ist nun die historische Tragödie von Ulrich Zwingli's Tod; kräftig beweisend, wie Frau Birch-Pfeiffer die Kunstgesetze der Tragödie begreift.

8. Joseph in Aegypten. Von **Hirschberg.** Berlin, Reichardt u. Comp. 1846. 8. 15 Ngr.

Immer besser! Hier sollen wir die stillose Bearbeitung eines nüchternen ausländischen Products, dem jedes Verdienst fehlt, **genießen!** Wahrlich, das heißt dem Lastthier des deutschen Geschmacks Mehr zumuthen als es tragen kann. Wie verderblich ist nun doch jene unselige Bereitwilligkeit des deutschen Buchhandels, jedes noch so unsaubere Manuscript, wie es ihm geboten wird, sofort zu drucken. Welcher nützlichen Beschäftigung ist der junge Geist, der sich hier mit Logik und Grammatik im Kampfe zeigt, nun durch jene verderbliche Bereitwilligkeit vielleicht für lange Zeit entzogen, vielleicht für immer! Je nun, die Frage ist eine ernste, ob es denn nicht möglich, zur Ehre Deutschlands und der Poesie hier einen Damm aufzurichten; ernst und werth, daß befähigte Geister sich damit beschäftigen, der Freiheit und der Willkür hier ihre rechten Grenzen anzuweisen! Sollte sich denn kein Schwefeläther zur Betäubung poetischer Irritabilität und falscher dichterischer Geburtsschmerzen entdecken lassen? Ein Jackson auf diesem Gebiete wäre ein großer Wohlthäter der leidenden Menschheit zwischen Rhein und Niemen.

9. Ein Trauerspiel. Von **Hermann Grieben.** Aus dem Griechischen des Aeschylos. Köslin, Hendeß. 1846. Gr. 8. 7½ Ngr.

Mit dem Motto des Dante:

> O voi ch'avete gl'intelletti sani
> Mirate la dottrina che s'asconde
> Sotto 'l velame degli versi strani.

leitet der Verf. die poetische Nachdichtung des „Prometheus" des Aeschylos ein:

> Das ist ein hoher, ein gewalt'ger Stil,
> In seine Tiefen werf' ich meine Sonde,
> Und dicht' ihm nach sein großes Trauerspiel:
> Mirate la dottrina che s'asconde.

So werden wir auf eine geheime Bedeutung dieser Arbeit hingewiesen und zwei mal aufgefodert, diese Geheimlehre, wenn wir können, zu ergründen. Und weiter heißt es in der Widmung an David Schulz:

> Das gute Recht verliert, die Macht gewinnt.
> Stirbt er im Ocean so frühen Tod?
> O nein! Das Licht das uns're Zeit verloren,
> In Zukunft wird's ein helles Morgenroth,
> Das glänzend ausbricht aus des Himmels Thoren.
> Wohl — der große Morgen kommt gewiß,
> Und unsrer Jugend wird das Heil geboren.

Diese Verse sprechen eine bedeutungsvolle Anschauung aus, und es wird deutlich was der Verf. im Sinne trägt. Wie nun Dies schon für ihn einnimmt, so trägt auch die ganze Leistung eine tiefe, poetische Empfindung zur Schau, die in classischer Ausprägung eine mächtige Wirkung hinterläßt. Der Gang der Aeschyleischen Dichtung ist bekannt; zu dem Gefesselten kommen der Okeanos und seine Töchter, Jo, die Rasende, Hermes, der Chor — Alle rathen, flehen, versuchen den starken Geist sich der Macht zu unterwerfen, vom Widerstand gegen Zeus Willen abzustehen, sich selbst vor ewiger Qual zu retten. Umsonst — nicht List, nicht Schmeichelei, nicht Drohung schrecken den in Fesseln starken Geist. Er beharrt auf seinem Recht, seine Wissenschaft vom Schicksal der Götter nicht eher zu offenbaren, bis ihm sein Recht geschehen sei. Umsonst entrollt ihm Hermes das schauerliche Bild seines ganzen ewigen Elends; seine Antwort ist:

> Du meinst, ich würde Antwort geben?
> Kein Schreckniß gibt's, kein Drohwort, keine List,
> Da mit mir Zeus den Mund verschließen könnte,
> Bevor er mich aus dieser Schmach befreit.
> Der flammensprühende Blitz soll niederfahren,
> Mit Donner und mit wildem Schneegestöber,
> Den Erdball mir aufwühlen und zertrümmern,
> Mich schreckt es nicht — ich sag' es nun und nie,
> Wer einst den Zeus aus seiner Herrschaft stürzt.

Und so zermalt ihn der Blitz:

> O heil'ge Mutter, heil'ge Aetherluft,
> Du weltumkreisend Sonnenlicht! O seht,
> Welch tiefes Unrecht ich von Zeus erdulde!

ruft er und sinkt in den Tartarus! Dies Bild, so einfach, so groß — dieser Untergang des Willens an der Gewalt — welch ein ewig großes, erschütterndes Trauerspiel, welch ein ewiges Vorbild für den im Kampf mit dem Schicksal erliegenden Geist, welch ein unvergängliches Urbild der menschlich ringenden Kraft gegen die Macht des Ewigen bietet es dar! Man kann sagen, hier sei nicht das Tragische, sondern der **Begriff** des Tragischen versinnlicht, und so erschöpfend verkörpert, daß alle Tragödie wie ein Bruchstück im Ganzen darin aufgehe. So fand der Naturgeist der Alten das **Wesen** der Dinge aus, ohne sich wie wir an Theilen und Theilchen zu zersplittern! Wir danken dem Verf., daß er uns durch seine treffliche Nachdichtung des „Prometheus" diese Empfindungen erweckt, und unter so vielem Nichtsbedeutenden diese Erkenntniß wieder bei uns angeregt und aufgefrischt hat.

(Der Beschluß folgt.)

Oestreichische Bureaukratie.

1. Wiener Kanzleizustände. Aus den Memoiren eines östreichischen Staatsbeamten. Leipzig, Hartknoch. 1846. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Die Theilung Polens und die Geschichte der östreichischen Herrschaft in Galizien. Von A. J. **Groß-Hoffinger.** Dresden und Leipzig, Arnold. 1847. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

So ungleichartig die Bücher welche wir hier zusammenstellen beim ersten Anblicke erscheinen, so sind doch beide aus der nämlichen Quelle hervorgegangen und führen zu einem und demselben Ergebniß. Sie sind aus dem Widerwillen gegen das in Oestreich herrschende Beamtenthum entsprungen und leisten den Beweis, daß Trauerspiele wie das galizische nur die Frucht der von diesem gesäeten Saat, daß sie nur Vorspiele größerer Umwälzungen sind, die unfehlbar eintreten müssen, wenn der Entwickelungsdrang eines allmälig zum Selbstbewußtsein kommenden Volkes noch länge auf so unnatürliche Weise gehemmt wird. Daß Zustände wie die hier geschilderten unnatürlich sind, und nicht den Keim zu ruhiger Fortbildung, sondern den Wurm des Verderbens in sich tragen, kann Niemand in Abrede stellen — Niemand wenigstens der einer Kaste, bestehe sie aus Priestern, Edelleuten oder Beamten, das Recht bestreitet die Mehrzahl zu bevormunden und auszubeuten. Freilich leidet nicht blos Oestreich an diesem Krebsübel des Mandarinenwesens und Schreiberunfugs; aber dort stiftet es am meisten Unheil, weil es sich am ungehindertsten ausbreiten kann, — ungehinderter als selbst in Rußland. In Rußland ist die Herrscherwillkür ein Damm der Beamtenwillkür, in Oestreich hingegen ist die Bureaukratie mächtiger als die Dynastie. Das

einzige Heilmittel gegen solche dem Ansehen und der Sicherheit des Thrones wie der Wohlfahrt des Volkes gleich nachtheiligen Gebrechen ist die Oeffentlichkeit: sie allein erzeugt Vertrauen, ohne Vertrauen aber müssen sich trotz aller beschönigenden Redensarten Völker und Regierungen immer wie kampfgerüstete Feinde gegenüberstehen.

Zu diesen Behauptungen nun, die jeder Leser selbst weiter ausführen mag, liefern vorliegende Schriften triftige Belege. Nr. 1 schildert die Erlebnisse eines untergeordneten Beamten der Hofkriegsbuchhaltung, also eines in der östreichischen Mandarinen-Hierarchie sehr niedrigstehenden Individuums. Allein so beschränkt auch der Kreis ist in dem sich der Verf. bewegt, sein Buch wird gerade dadurch belehrend, daß er sich auf diesen engen Kreis beschränkt. Er berichtet ohne Phrasenschmuck und Uebertreibung was er erlebt hat. An der Glaubwürdigkeit seiner Erzählung läßt sich aus innern Gründen nicht zweifeln, und bei der Gleichförmigkeit die den Organismus des östreichischen Staatslebens regelt muß man entweder annehmen, daß die Hofkriegsbuchhaltung zufälligerweise das einzige räudige Schaf in der Heerde der k. k. Behörden, oder daß sie der Mikrokosmos ist in dem sich diese spiegeln. Allein diese Pöbelwitze und Süßholze, diese Kletzenbrode und Kriechenfelde sehen weit mehr Typen als Ausnahmen ähnlich, und nicht das Ungefähr treibt sie auf diesem oder jenem Flecke hervor, sondern sie sind die giftige Frucht eines Bodens zu dem Licht und Luft keinen Zugang haben. Es handelt sich jedoch hier weniger um die Personen als um die Sache, weniger darum, wie viele ehrenwerthe Männer es unter den hunderttausend Beamten gibt die den Staatswagen im Gleise erhalten sollen, als darum, ob der Staatswagen eben nur durch Beamte im Gleise erhalten werden soll. Sind nun die Beamten unwissend, bestechlich, entsittlicht, zwingt sie vielleicht gar das Dienstverhältniß so zu werden, dann ist die Frage allerdings schon entschieden, und blos rohe Gewalt kann noch länger ein System aufrechterhalten dem jede Bürgschaft der Dauer fehlt, dem nicht einmal der Eigennutz der Beamten selber eine Stütze gewährt. Denn wie die Unterthanen gegen sie keinen Schutz finden, so finden sie keinen gegen die Bedrückungen ihrer Vorgesetzten. Schmeichler, Angeber und Kanzleityrannen haben freies Spiel; das Gefühl der Menschenwürde, die Achtung für Menschenrecht geht bei Allen verloren, und der Staat wird endlich ein einziges großes Gefängniß. Wir glauben nicht, daß es in Oestreich schon zu diesem Aeußersten gekommen sei — der dortige Volkscharakter scheut alle Extreme —, aber man ist auf gutem Wege dahin und wird, schlägt einst die Stunde der Gefahr, zu spät einsehen, daß Reiche sich nicht mit Actenstößen retten lassen.

„In Oestreich", heißt es in der Schrift Nr. 2, „bedarf man zu Allem Erlaubniß, nicht blos eine formelle Erlaubniß, wie in andern Staaten, sondern eine sogenannte allergnädigste hohe Bewilligung, welche so schwer zu erlangen ist wie ein Geschenk, wie eine kaiserliche Pension. Ja, es ist so weit gekommen mit den Schwierigkeiten welche die Bureaukratie dem Bürger in den Weg legt, wenn er arbeiten, dem Staate und sich nützlich werden will, daß man alle Gewerbe, alle Arten der Existenz als verkaufte Privilegien, sein Fortkommen zu suchen, betrachten kann. Wenn es jemals einem östreichischen Bürger einfallen könnte, auf seine Kosten in irgend einem Theile des Landes ein Armenhaus zu errichten und darin Tausende zu verpflegen, er würde dazu gewiß nur mit der äußersten Schwierigkeit die allergnädigste Bewilligung erhalten und vielleicht manchen Referenten bestechen müssen, um seine menschenfreundliche Absicht durchzusetzen; denn der Referent würde denken: will dieser Narr sein Geld zum Fenster hinauswerfen, so mag er auch mir einen Tribut entrichten für die Ehre welche ich ihm lasse, eine so großmüthige Anstalt errichtet zu haben. Man würde von dem edeln Bittsteller die Vorlegung von Moralitäts- und andern Zeugnissen verlangen, man würde policeiliche Erhebungen über seinen Wandel machen ... man würde den Bouriß, das Tractament der Armen, ihre Kleidung und Wohnung väterlich untersuchen; denn jeder Unterthan des Kaisers, der von all diesem Unfug Nichts weiß, ist ein Kind desselben; wenn es Jemand verpflegen will, so muß der Verpflegende wie das Kind hierzu Erlaubniß nachsuchen, und diese väterlichen Beamten werden es niemals dulden, daß ein Bettler, welcher von Ungeziefer verzehrt wird, und der sein Brot von der Erde aufliest, in eine solche Privatanstalt aufgenommen werde, ohne zu untersuchen, ob er es auch dort gut haben werde." Und welche Geschichten werden von dieser väterlichen Ueberwachung erzählt! Viele derselben sind gewiß unwahr, aber immerhin bleibt doch die Thatsache übrig, daß alle diese Erdichtungen und Verleumdungen geglaubt werden, daß sie in einem großen Theile Europas die öffentliche Meinung bestimmen helfen und daher auf Oestreich eine kaum minder gefährliche Rückwirkung üben als wenn sie wirklich wahr wären. Dies ist ein Uebel dem weder der „Oestreichische Beobachter" noch die „Allgemeine Zeitung" abhelfen kann, ein Uebel dem nur die Oeffentlichkeit abzuhelfen vermag — Oeffentlichkeit im Staatshaushalte, in der Verwaltung, in der Justizpflege, in der Presse endlich. So lange sich die Bureaukratie vor dieser Oeffentlichkeit scheut, wird sie stets für eine heimliche Sünderin gelten; denn wer kann es den Leuten verargen, daß sie Diejenigen für Diebe halten welche an den Straßenlaternen Anstoß nehmen? 60.

Revenons à nos moutons.

Dies oder auch „Revenez à vos moutons" ist bekanntlich eine Phrase mit welcher auf ein Thema zurückgelenkt wird oder zurückgebracht werden soll von welchem man gesprächsweise abgekommen ist. Der Ursprung ist vielleicht weniger bekannt. Er liegt in einem kleinen französischen Lustspiele, das nebenbei das Glück gehabt hat, Jahrhunderte lang und zum Theil bis auf den heutigen Tag eine Theaterfavorite zu sein. Anfangs hieß es „Maitre Pierre Patelin". Unter diesem Titel wurde es 1474 gedruckt, ohne Angabe des Verfassers, dessen Name auch unermittelt geblieben ist. Weil es schon damals „ein sehr altes Stück" genannt wird, dürfte anzunehmen sein, daß es bereits zu Anfang des 15. Jahrhunderts geschrieben worden. Nachdem es also das respectable Alter von circa drei Jahrhunderten erreicht, fand es in dem Lustspieldichter Brueys (1640 — 1723) einen Umarbeiter und erhielt von ihm seinen jetzigen Titel „L'avocat Patelin". In seiner neuen Gestalt betrat es am 4. Juni 1706 die pariser Bühne, und im Allgemeinen urtheilte die Kritik, daß es Molière's Feinheit und Rabelais' Humor vereinige. Zu den Abänderungen Seiten des Umarbeiters gehört, daß er die im Abdrucke von 1474 mehrmale vorkommende Phrase: „Revenons à nos moutons" in „Revenez à vos moutons" verwandelt hat. Es dürfte interessiren zu erfahren in welchem Zusammenhange.

Advocat Patelin, der mit seiner Familie auf einem Dorfe bei Paris wohnt, wünscht seine Tochter zu verheirathen, trägt aber aus Armuth einen so abgeschabten Rock, daß schon dieser alle Freier zurückschreckt. Deshalb von seiner Frau mit Vorwürfen überschüttet, beschließt er sich irgendwie einen neuen Rock zu verschaffen. Da geschieht es, daß er am Laden-Schaufenster seines Nachbars, eines geizigen Tuchhändlers, Monsieur Guillaume, mit welchem er noch nie gesprochen, ein Stück Tuch erblickt das ihm ausnehmend gefällt, und nach einigem Sinnen glaubt er ein Mittel entdeckt zu haben, davon einen Rock zu erlangen ohne die für ihn unmögliche Formalität des Bezahlens. Er geht zu Mr. Guillaume und nennt seinen Namen, obschon er Das für unnöthig hält, da er weiß, daß der Krämer ihn kennt. Allein Mr. Guillaume versichert, er kenne ihn nicht. „Soll mich kennen lernen", murmelt der Advocat und setzt laut hinzu: „Ich habe in den Papieren meines verstorbenen Vaters eine unbezahlte Schuld verzeichnet gefunden." „Kümmert mich Nichts", schreit Mr. Guillaume; „bin keinem Menschen einen

Heller schuldig." „Das hindert nicht", begütigt der Advocat, „daß mein Vater in Ihrer Schuld gestorben; es sind dreißig und einige Kronen, und als Mann von Ehre will ich Ihnen die bezahlen." „Mir bezahlen?" ruft der Tuchhändler; „ah, Das ändert die Sache. Nun Sie Das wollen, kenne ich Sie. Habe ja Ihre Familie seit lange gekannt. Sie wohnten früher im nächsten Dorfe und Ihr Herr Vater und ich waren die intimsten Freunde. Verzeihen Sie tausend und tausend mal, mein verehrter Herr, und erlauben Sie mir, Ihnen einen Stuhl anzubieten. Bitte, nehmen Sie Platz — thun Sie mir die Liebe!" Das Gespräch kommt wieder auf die Schuld; Patelin will sie morgen abtragen, sieht sich im Laden um, thut als erblicke er das erwähnte Tuch zum ersten male und lobt die herrliche Farbe und den feinen Faden. Hierdurch geschmeichelt und in der Freude seines Herzens über den nahen Empfang einer ihm nicht gehörenden Schuld vergißt der Krämer seine Vorsicht und schneidet dem Advocaten zu einem Rocke ab, wofür der Betrag ebenfalls morgen erlegt werden soll. Patelin knöpft das Tuch unter sein Kleid und ladet den Krämer für morgen Mittag zu Tisch. Mr. Guillaume stellt sich pünktlich ein, Patelin fingirt Wahnsinn, fällt ihn wüthend an und beantwortet keine seiner Fragen in Betreff der Schuld, des Tuchs und der Einladung. Der Tuchhändler erbost sich, droht mit Rache und stürzt fort. Zufällig hat er kurz vorher seinen Schäfer Agnelet verklagt, weil derselbe 26 vorgeblich kranke, aber ganz gesunde Schafe geschlachtet und das Fleisch verkauft hatte. Agnelet wendet sich an Patelin ihm zu dienen, und Patelin rathet ihm, vor Gericht auf jede Frage „Bäh" zu antworten und seinen Brotherrn wegen gröblicher Mishandlung und erlittener Kopfverletzung in Schädenanspruch zu nehmen. Die Parteien erscheinen vor Gericht, und zu Patelin's großer Bestürzung — fürchtend, trotz seiner Amtstracht von Mr. Guillaume erkannt und des ihm gespielten Betrugs gezeiht zu werden — erklärt dieser selbst plaidiren zu wollen. Also heuchelt Patelin Zahnschmerz und hält das Taschentuch vors Gesicht. Mr. Guillaume kriegt ihn zwar weg, geräth aber in Verwirrung. Er wiederholt die in der Klage genannte Beschuldigung. Patelin behauptet, die Schafe seien an der Fäule crepirt. Das leugnet Guillaume und setzt dann hinzu: „Doch, so wahr ich lebe, er ist es, der vorgestern die sechs Ellen Tuch aus meinem Laden fortnahm und gestern, statt mir die dreißig und einige Kronen zu bezahlen —" Richter, unterbrechend: „Was haben denn aber sechs Ellen Tuch und dreißig und einige Kronen mit Ihrer Klage zu schaffen? Meines Wissens handelt es sich um einen Schafsdiebstahl." Guillaume: „Allerdings, ja, ja, Das ist, wie Sie sehr richtig bemerken, eine Sache auf welche ich ein anderes mal zurückkommen muß. Jetzt sollen Sie wissen, daß ich mich im Schafstalle versteckt hatte und" (mit einem Seitenblicke auf Patelin) „gar kein Zweifel, er ist es, ich kann mich nicht irren, und als ich dort versteckt war, sah ich den Burschen kommen, sah ihn sich setzen, ein schönes fettes Schaf packen und — und durch seine heuchlerische Lüge betrog er mich um sechs Ellen —" Richter: „Um sechs Ellen Schafe?" Guillaume: „Nein, nicht doch; um sechs Ellen Tuch; ich meine ja Den dort." Richter: „Meinen Sie weder Den dort, noch kümmern Sie sich jetzt um Tuch, sondern kommen Sie auf Ihre Schafe zurück — revenez à vos moutons." Guillaume: „Wie Sie befehlen. Nachdem also der Bursche sein Messer aus der Tasche genommen — mein Tuch unter sein Kleid. Nein, Nein, das Messer, so trug er es nach Hause, und gestern, statt mir dreißig und einige Kronen zu bezahlen, versicherte er, daß er weder Tuch noch Geld habe." Patelin lacht und der Richter ruft: „Aber Ihre Schafe; ich wiederhole, kommen Sie auf Ihre Schafe zurück. Ich fürchte wahrhaftig, Sie sind nicht recht bei Verstande. Besinnen Sie sich doch und kommen Sie auf Ihre Schafe zurück." Patelin: „Eure Gnaden haben sehr Recht. Er weiß nicht was er redet." Guillaume: „So wahr ich lebe, ich weiß es. Er hat mir 26 Schafe gestohlen, und statt gestern mir die sechs Ellen Tuch zu bezahlen, bestes, superfeines Eisengrau, so —" Richter: „Halt, Mr. Guillaume. Kein Gerichtshof in der Welt kann aus Ihrem Vorbringen klug werden. Sie verklagen den Schäfer auf den Werth von 26 Ihnen gestohlenen Schafen, und verbrämen Ihre Klage mit unverständlichen Anspielungen auf sechs Ellen Tuch, dreißig und einige Kronen und anderes Ungehörige. Deshalb zum letzten male, kommen Sie auf Ihre Schafe zurück oder ich muß den Schäfer von der Klage entbinden. Besser jedoch, ich stelle ihm erst einige Fragen." Auf jede dieser Fragen antwortet Agnelet „Bäh", und als der Richter sich darüber wundert, sagt Patelin: „Die Ursache ist, daß Kläger den armen Burschen stumpfsinnig geprügelt hat." Richter: „Das ist sehr abscheulich von Ihnen, Mr. Guillaume." Guillaume: „Wie kann Das sein, wenn der Eine meine Schafe gestohlen und der Andere mein Tuch geschlachtet hat? Wo ist mein Geld?"

Der Richter entbindet den Schäfer von der Klage und die Parteien werden entlassen. Nebenbei läuft ein Liebesverständniß zwischen Guillaume's Sohn und Patelin's Tochter, das mit deren Verheirathung endet. Als aber am Schluß Patelin den Schäfer um seine Gebühren mahnt, antwortet dieser „Bäh". 23.

Bibliographie.

Fuchs, C. E., Die Philosophie Victor Cousin's, ihre Stellung zur früheren französischen und zur neueren deutschen Philosophie. Ein historisch-kritischer Versuch. Berlin, Schultze. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Giesebrecht, L., Lehrbuch der neueren Geschichte. Stettin, Effenbart. Gr. 8. $17\frac{1}{2}$ Ngr.

Der Glaubensabfall der drei sächsischen Kurfürsten Friedrich des Weisen, Johann des Beständigen und Johann Friedrich des Großmüthigen eine große Jesuitenlüge der Vorzeit. Papst Pius IX. und seine Tendenz. Den Zeitgenossen zur Lehre und Warnung vorgeführt von Dr. Binder. Leipzig, Jurany. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Hübsch, H., Die Architectur und ihr Verhältniß zur heutigen Malerei und Sculptur. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr.

Krzywicki, K., Ueber die Besteuerung der Gastwirthschaft als Gewerbe mit besonderer Rücksicht auf die Principien der russischen und preussischen Gesetzgebung. Dorpat. 1846. Gr. 8. 18 Ngr.

Reineke Fuchs. Aus dem Niederdeutschen von K. Simrock. Mit Zeichnungen von T. Kiellerup. Neue vermehrte Ausgabe. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 1 Thlr.

Weinholz, A., Der alte Fritz, besungen. 2te sehr veränderte wohlfeile Ausgabe. 1stes Heft. Berlin, Weinholz. 8. 5 Ngr.

Tagesliteratur.

Beleuchtung der Flugschrift „Die Zeller'sche Religionsgefahr im Kanton Bern." Bern. 8. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Berlin wie es ist und — trinkt. Von A. Brennglas. 27stes Heft. Bilder—Schilder oder Schilder—Bilder. Mit 1 colorirten Titelkupfer von Th. Hosemann. Leipzig, Jackowitz. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Politischer Katechismus. Hamburg, Hoffmann u. Campe. Gr. 16. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Schüler, C. F. E., Wislicenus' Amtsentsetzung durch das Königl. Consistorium der Provinz Sachsen beurtheilt. Stolberg, Schlegel. Gr. 8. 4 Ngr.

Schüren, R., Preußens Weihe. Ein Lied vom Rheine, zur Erinnerung an den 11. April 1847. Aachen, Hensen und Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Urkunden zur geheimen Geschichte des neuesten Religionsstreits im Kanton Bern. Zürich, Orell, Füßli und Comp. 8. 3 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 171. —— 20. Juni 1847.

Dramatische Literatur der Jahre 1846 und 1847.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 170.)

10. Geistliche Schauspiele von Don Pedro Calderon de la Barca. Uebersetzt von Joseph Freiherrn v. Eichendorff. Stuttgart, Cotta. 1846. Gr. 8. 2 Thlr.

Es wäre zu hart, unsere Leser von der Empfindung welche das vorige Trauerspiel in jedem wohlorganisirten Geist aufrufen muß in die Nüchternheit des Tageserzeugnisses herabsteigen zu lassen; die Vermittelung die hier zu wünschen war finden wir in der Anschauung eines andern großen Geistes, der in der entgegengesetzten Richtung hin eine Lösung des ewigen Welträthsels suchte — und fand. Wir sprechen von Calderon und sprechen vom Glauben, der, indem er das Individuum aufgibt, sich der Macht des Ewigen unterwirft in seiner Annäherung zu ihm. Zwei Wege führen ans Ziel des Kampfs zu dem der Menschengeist berufen ist: das unbeugsame Bestehen auf dem Rechte der Selbstbestimmung und das Aufgeben dieses Rechts an ein höheres des ewigen Waltens. Wir sehen Prometheus untergehen, Calderon rettet die Seinigen auf dem Glaubenswege; es gibt Heldenthum hier und dort; der standhafte Prinz ist nicht minder groß als Prometheus, ob auch eine unendliche Welt der Geister zwischen ihnen liege. Kraft ist dort wie hier, nur daß sie ein mal nach außen, das andere mal nach innen gerichtet ist. Dazwischen liegt die Urkraft, das Element in dem sich die Alltäglichkeit bewegt. Aeschylos und Calderon sind die Pole, Shakspeare und Goethe die Zonen welche den poetischen Lebensball umgürten; die Achse ist die Idee des Tragischen, der Begriff des Kampfs des Endlichen mit dem Unendlichen. Es sei uns erlaubt, die hieraus entspringende Vorstellung von der Aufgabe der Tragödie festzuhalten.

Die geistlichen Schauspiele Calderon's sind bis jetzt in Deutschland wenig zugänglich und unbekannter als sie sein sollten. Sie strotzen von einer Tiefe der Empfindung und einer Macht dichterischer Anschauungen, die in den übrigen Trauerspielen des großen Dichters gleichsam nur gelegentlich zur Aeußerung kommt. Hier wurzelt und sprießt Alles aus dem Boden der tiefsten Glaubenseinheit und der heißesten Andacht empor; der Wille ist ganz in religiöser Hingebung und Heilszuversicht aufgegangen. Zugleich ist die poetische Gestalt dieser Dichtungen ganz allegorisch: die Tugenden, die Laster, die Jahreszeiten, Tod, Himmel, Meer und Erde sprechen für sich selbst; Musik, Schönheit, das Gesetz, die Sünde, die Welt treten in Person auf, wie die Liebe, die Wollust, der Mensch: Alles erscheint in seiner absoluten Gestalt, mit Entäußerung aller Relativität und Individualität; der Gedanke wird geradezu realisirt, nicht personificirt oder versinnlicht. Bei solcher Form dieser Schauspiele besteht ihr Reiz in den lyrischen Ergüssen mehr als in Handlung und Wirkung: sie sind dramatisirte Canzonen voll der süßesten Poesie. So in dem ersten dieser Schauspiele „Gift und Gegengift". Alle Welt, alle Jahreszeiten kommen der Unschuld zu huldigen und ihr Gaben zu bringen; da drängt sich auch der Tod herbei und läßt unter die Früchte und Gaben eine Schlange gleiten; die Schlange ist die Schmeichelei. Die Unschuld fängt an sich selbst zu beschauen, Eitelkeit vernichtet sie; da erscheint ein Pilger und heilt mit dem Brote des Lebens das Gift der Schlange und entführt die Unschuld in seinem Nachen, dem Schiff der Kirche. Hinten aber tönt Musik:

> Wollt' ein Baum die Seele morden,
> Beut ein and'rer Heilung dar;
> Denn das Holz das tödtlich war
> Ist zum Baum des Lebens worden.
> Und da dieser löst in Frieden
> Jenes Gift, der Höll' entsprossen,
> So sind eines Stamms Genossen
> Gift und Gegengift hienieden.

Lucifer aber flucht dem verhaßten Schiffe, das die gefallene Unschuld ihm entführt:

> Renne, flieg', verhaßtes Schiff,
> Kaum entzügelt noch dem Anker,
> Schäumend durch die Wogenwüste
> Mitten zwischen Felsenzacken!
> Himmelwärts den Kiel gewandt
> Werd' zum Katafalke Allem
> Was lebendig auf dir athmet.
> Doch weh' über mich! Wie sicher
> Gleitest hin du, die krystall'nen
> Wellenschäume leis' durchfurchend.
> Dies verkündet mir dein Jauchzen,
> Und mein inn'res Leben sagt es,
> Daß ich endlos wein', du aber
> Endlos hinziehst im Gesange.

Auf diese Art entwickelt der Dichter in dem zweiten Stücke: „Das große Welttheater", die Gedanken des Meisters mit Sternenmantel und Strahlenkrone bei Erschaffung der Welt. Der Meister erscheint selbst, ruft mit mächtigen Worten die Welt hervor, und als diese fragt: wozu sie auf dies Gefilde gerufen werde, sagt der Meister:

> Es schafft der Bildner sinnend sein Gebilde,
> Die eigenen Gedanken
> Lebendig dann ins Licht emporzuranken.

Die Welt durchgeht nun ihre ersten chaotischen Wandelungen; dann erscheinen der Landmann, König, Reiche, Arme, die Schönheit, der Weise und ein Kind; Jedem theilt der Meister seine Rolle zu:

> Doch wie heißt in deinem Reich
> Nun das Stück zu dem wir kamen?
> Sag' uns, Herr, erst seinen Namen.

fragt die Schönheit und der Meister antwortet:

> Thue Recht - Gott über euch.

Alle fehlen nun in ihren Rollen, doch der Meister verzeiht Allen, wie sie sich vor dem Brote beugen in dem die Sühne enthalten ist.

So im „König Ferdinand der Heilige", im „Schiff des Kaufmanns" und in „Balthasar's Nachtmahl", wo die Götzenliebe zuletzt verehrend vor dem Tisch des Herrn, der auf der Bühne erscheint, niedersinkt. Hiermit glauben wir genügend Geist und Form dieser Schauspiele angedeutet zu haben; die Fülle, die Glut und die Schönheit der Allegorien, Macht und Pracht des Ausdrucks, und die Kunst mit welcher der Bearbeiter die Schwierigkeiten des Verses und der Sprache besiegt, müssen wir dem Genuß des Lesers selbst überlassen, wenn auch freilich der Pomp des castilischen Idioms auf keine Art wiederzugeben war.

11. Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von F. W. Gubitz. Sechsundzwanzigster Jahrgang. 1847. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1847. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Dieser Band einer bekannten Sammlung neuer Erscheinungen enthält allerdings viel Talentvolles und Annehmbares, wenn auch nur der Beitrag eines alten Meisters im dramatischen Gebiet auf Fortdauer und volle Zustimmung wird rechnen können. Selbst „Thomas Thyrnau" der Frau Birch-Pfeiffer ist nicht ohne Geschick und Studium der dramatischen Effecte gearbeitet und hält sich von der Mehrzahl der Sünden frei welche die Verf. bei ihrer dramatischen Stickerarbeit sonst gewöhnlich zu begehen pflegt. Die Sprache ist besser und der Ausdruck correcter als Dies in ihren Arbeiten meistens der Fall ist. „Ideal und Leben", Drama in fünf Acten von Raupach, ist ein völlig bühnengerechtes, fertiges und anziehendes Schauspiel. Die junge, unschuldige Marie Mancini ergibt sich ganz naturgemäß in Liebe dem jungen, noch schuldlosen König Ludwig XIV., in dem eine durchaus reine und liebenswürdige Natur zur Erscheinung kommt; und es wird uns völlig begreiflich gemacht wie die Staatsreisen und die politische Intrigue der stolzen Königsmutter und des Cardinals Mazarin, Mariens Oheim, diese naive Neigung der Herzen zertreten und vernichten müssen. Diesen vorauszusehenden Inhalt verzögert der Dichter durch glückliche Erfindungen; Mariens Entschlossenheit und des Königs Treue halten die Erwartung in dauernder Spannung, bis endlich der Schleier von den Augen der Jungfrau fällt, bis sie durch die freche Bittstellerin, Madame Dupin, erkennt, wie die Masse des Volkes ihr reines Verhältniß entwürdigend beurtheilt, und bis sie, die den Drohungen des Onkels wie der Königin widerstand, hierdurch bestimmt wird ihr Herz zum Opfer zu bringen. Der Entschluß ist hiermit aus sittlichen Momenten motivirt, und so thut die Lösung des Knotens uns selbst wohl, indem sie uns und dem Moralgesetz Befriedigung gibt, was beiweitem einer Lösung durch Gewalt oder Intrigue vorzuziehen war. Die Sprache ist schön, voll Geist und Feinheit und macht selbst dem alten Meister Ehre, sodaß wir nach allem Diesen ein treffliches und ganz gelungenes Stück hier vor uns haben, das selbst der neidischen Kritik zu trotzen vermag. Die Tadler Raupach's, Diejenigen welche über die poesielose Manufacturarbeit dieses Dichters Zeter rufen, mögen doch erst einmal ein so durch und durch wohlmotivirtes, in seinen Wendungen feines, in seinen Zeichnungen verständiges und in seiner letzten Wirkung befriedigendes Drama zu Stande zu bringen suchen, der einzelnen Schönheiten der Sprache gar nicht zu gedenken. Dagegen hätte die Redaction uns die Einnerung an den unseligen Daniel Leßmann, aus dessen Nachlaß sie das Drama „Die Maßlosen" in fünf Aufzügen bringt, wol ersparen können. Das Leberschraubte und Unschöne was allen Leßmann'schen Producten eigen ist und sein mußte, da der Poet in hochfahrender Selbstüberschätzung jede Kritik misachtete, charakterisirt auch diese Arbeit, in welcher die Uebertreibungen des Gefühls selbst in übertriebener Manier geschildert werden. Unklare Intrigue, fehlerhafte Charakterzeichnung und ein völlig unreifer Ausdruck können einem Drama keinen Anspruch auf unsere Schätzung geben, selbst wenn der Grundgedanke wahrer wäre als er es ist. „Ein Wort des Fürsten", Schauspiel in fünf Acten von A. P., bietet zwar nur die herkömmlichen und gewöhnlichen dramatischen Elemente dar, erweckt jedoch durch das Spiel in welches diese Elemente gesetzt sind Theilnahme und hinterläßt eine annehmbare Wirkung. Die Selbstsucht Kronau's und die Einfalt seiner Tochter erscheinen zwar etwas übertrieben und Flora ist Caricatur; dagegen geben der Meister Warner, die mit ihren Fehlern ringende Lisbeth und ihr Bräutigam Eichdorf treffliche spanische Bilder, und die Läuterung des edlen, aber verirrten Fürsten, der mit einem leicht hingeworfenen Worte eine Familie elend zu machen in Gefahr stand, gewährt einen trefflichen Schluß. Sprache und Ausdruck erscheinen in sehr gebildetem Gewande und zeugen von vieler Uebung. Endlich erfreut des Herausgebers Beitrag: „Die Talentprobe", ein sogenanntes Schubladenstück in einem Act, durch gute Erfindung und ziemlich neue Bilder, und wir halten für wahr was der Verf. von der Kunst sagt:

> Sie hebt den Geist empor und spendet guten Samen,
> Sie sendet heiter fort die traurig zu uns kamen,
> Es kann nicht unnütz sein, was Geist und Herz erfreut.

12. Deutsche Original-Lustspiele von L. Feldmann. Zweiter Theil. Wien, Wallishausser. 1847. 8. 2 Thlr.

Die wirklich eigenthümliche und neue Auffassung des Komischen welche man diesem Autor nachrühmt zeigt sich besonders in dem ersten der hier gebotenen Lustspiele: „Der Pascha und sein Sohn", in fünf Acten. Seine Weise besteht darin, daß er das Komische wie unwillkürlich, ja fast widerwillig sagt, und indem er eine ernste Maske vornimmt, den Schalk hinter derselben durchblicken läßt. Diese Form des Komischen gibt allen seinen Arbeiten einen eigenen Reiz, der sie von andern Leistungen auf demselben Gebiete unterscheidet. Andere strengen sich an, das Lachstoffhaltige hervorzubringen; bei Feldmann wird gleichsam die entgegengesetzte Bemühung sichtbar; er nimmt den Schein an als bestrebte er sich seinen Komus zu unterdrücken, und wie wir über Nichts herzlicher zu lachen pflegen als über unterdrücktes Lachen, so halten uns seine Arbeiten fortdauernd in dieser prickelnden und kitzelnden Stimmung. Die höhere Sphäre der Komik mag dabei freilich nicht viel gewinnen; allein eine frische erheiternde Lecture bieten alle Lustspiele dieses Autors dar. Im „Pascha und sein Sohn" bringt der Poet nun einen eingefleischten Orientalen mitten in das europäische Salonleben mit der allerbesten Wirkung, welche durch die ernste, hüben und drüben sittenreinigende Tendenz des Stücks nicht wenig erhoben wird. Lachen wir über den Türken, der jeden Widerstand mit der seidenen Schnur wegschaffen und für jedes Versehen den Leuten die Ohren abschneiden will, so lachen wir auch über den Dandy, der den unschuldigen Ismael um Nichts auf Pistolen fodert, während sein Widerpart gar nicht begreift wovon eigentlich die Rede ist. Hiermit und mit der Verwebung des Naturforschers Grashalm, der die komische Idee hat, sich mit jeder Jahreszeit in die Farbe der Natur zu kleiden, und des Blaustrumpfs Rosamunde bildet der Verf. ein allerliebstes Lustspiel, dem in dieser Richtung hin Wenig zum Vollendeten fehlt. Die Komik in den übrigen Stücken: „Ein Freundschaftsbündniß", „Ursprung des Korbgebens", „Unglückliche Physiognomie" und „Drei Candidaten", ist ähnlicher Art; immer ist es eine gewisse, unabsichtlich hervorbrechende Lachlust, die der Verf. hinter seinem Ernst verbirgt, was unsere Stimmung erheitert. Nichts ist gesucht, Nichts zwangsweise herbeigeführt; dabei ist die Gesinnung immer tüchtig und rein, nichts Verdorbenes wird uns als unschädlich und unschuldig dargeboten, und wir belächeln die launigen Einfälle des Verf. ohne uns seiner ethischen Grundsätze zu schämen. Es ist Etwas von dem wiener Volksdichter Raimund in ihm, obwol er die poetischen Formen desselben durchaus nicht nachahmt und schon dagewesene Wendungen überhaupt niemals benutzt;

auch von Kotzebue hat er Etwas ererbt; allein seine reinere Gesinnung stellt ihn über diesen. Und so mag er denn zur Freude aller heitern Seelen noch oft mit seinen Gaben vor uns erscheinen, er soll uns willkommen sein.

13. Der Diamantschmuck. Lustspiel in fünf Aufzügen von C. F. Grünewald. Darmstadt, Kern. 1846. 12. 18 Ngr.

Ein Stück ohne Salz, nach einem Roman von James möglichst ungeschickt bearbeitet und mit einigen vordringlichen Bedientenwitzen, nebst einer nicht sehr effectvollen Satire auf die Mäßigkeitsvereine zu einem Lustspiel nämlich aufgestutzt! Das Talent, selbst wenn es zum ersten male hervortritt, bricht sich andere Bahnen und bietet keine so dürren Früchte dar als dies eine ist.

14. Album für Liebhaber-Theater. Herausgegeben von Julius Koffka. Erstes Heft. Schkeuditz, v. Blomberg. 1847. 8. 7½ Ngr.

Das Lustspiel „Eines Hochzeittags-Fatalitäten" in zwei Aufzügen von W. Adel hat auf vielen Theatern Glück gemacht und verdient diese Gunst. Eine Reihe munterer und belebter Scenen in etwas losem Zusammenhang zwar, indeß doch von einem gemeinsamen Interesse belebt und zu der Ueberraschung zugespitzt, in welcher in unsern Tagen das Hauptverdienst eines Lustspiels zu bestehen scheint, unterhält uns geschmackvoll und angenehm; selbst die Anfänge achtbarer Charakterzeichnung lassen sich in Klam und Dalberg nachweisen, während Amalie und Julie muntere und liebliche Frauenbilder darstellen. Mit Einem Worte, in dem kleinen Stück sind die Spuren eines guten Talents nicht zu verkennen, wie es gerade bei uns zu den Seltenheiten gehört, eines solchen nämlich das ohne großes Studium naturgemäß im Lustspiel das rechte Maß von Ernst und Laune antrifft und mit der Gesinnung Geschmack vereinigt. Tendenzlustspiele besitzen wir in genügender Anzahl, allein gerade die Gattung welche ohne die Grenzen der Posse zu berühren sich heiterster Lust ohne ängstliche Berechnung hingibt — wir möchten sie im Gegensatz zu dem eigentlich poetischen Lustspiel, als das natürliche Lustspiel der guten Gesellschaft bezeichnen —, diese Gattung ist bei uns sehr selten.

15. Dramatisches Vergißmeinnicht auf das Jahr 1847, aus den Gärten des Auslandes nach Deutschland verpflanzt von Theodor Hell. Vierundzwanzigstes Bändchen. Dresden, Arnold. 1847. 8. 1 Thlr.

Der eben angedeutete Mangel ist nun auch der Grund, weshalb wir in Bezug auf dergleichen Gesellschaftsstücke noch immer vom Auslande abhängig sind und unsere Zuflucht zu den Vorräthen unserer überrheinischen Nachbarn zu nehmen haben. Die vorliegende Sammlung hilft diesem Bedürfniß seit vielen Jahren in ihrer bekannten Weise ab; geschmackvoll, annehmlich, ohne große Ansprüche. Auch diesmal gibt sie wieder drei mäßig unterhaltende, bühnengerechte Arbeiten dieser Art in guten Uebertragungen. Der schrankenlose Leichtsinn der pariser Gesellschaft läßt solche Stücke, wie „Der junge Vormund" von Mellesville und Bermont wahrscheinlich werden, indeß sie in dem ernstern und geringern Umschwängen ausgesetzten Deutschland immer etwas exotisch erscheinen. An dieses Arm- oder Reichwerden im Handumdrehen, z. B. sind wir trotz Eisenbahnschwindel und Actiengaunerei noch immer nicht recht gewöhnt. Auch das ganz verschiedene Gerichtswesen entfremdet uns vielen solcher Stücke, welche die französische Gesellschaft wie Seifenblasen hervorbringt, um so leichter, als die Sprache dafür fast typisch zu werden anfängt, sodaß der Verfasser nur ein Thema aufzustellen hat, Ausdruck und Einkleidung sich aber von selbst ergeben. Es wird dahin kommen, daß dergleichen Stücke gar nicht mehr geschrieben und gelernt zu werden brauchen, sondern daß die Schauspieler, wie bei der Commedia dell' arte, sie nach bloßen Stichworten und einem Inhaltsinder sprechen und spielen werden.

Etwas mehr Ernst und Gefühl waltet in dem zweiten Stück: „Jeanne und Jeanneton", von Scribe und Varner, vor; indeß die französische Gefühlsamkeit nimmt gar leicht auch einen so typischen Ton an, daß auch hier fast Alles zu einem bloßen Schema herabsinkt und von Individualisirung nicht mehr die Rede ist. Das sind die Wirkungen einer Gesellschaft die sich in allzu starker Friction selbst aufreibt; das Individuum geht in der Classe unter, es bleiben zuletzt nur Gruppen übrig, und natürlich verschwindet hiermit auch die Möglichkeit poetischer Vereinzelung und individueller Charakteristik. Für diese hat der Franzose auch in der Tragödie keinen Sinn; Classen, Stände, Gruppen sind ihm auch hier Alles, und es ist daher nahe daran, daß der französischen Dramaturgie der Begriff der Persönlichkeit bald völlig verloren gehen muß. Den deutschen Dramaturgen schützt hiervor die Neigung seines Volkes zum Absonderlichen, zur Vertheidigung seiner Individualität, in der am Ende alles Poetische seine Wurzel hat.

Das beste der hier gebotenen Stücke ist das einactige Lustspiel „Ihr Bild", von Scribe und Sauvage, in welchem ein junger Maler ein Abbild seiner verstorbenen Geliebten in einem Landmädchen wiederzufinden glaubt, endlich aber entdeckt, daß es die todtgeglaubte Geliebte selbst ist — eine allerliebst durchgeführte Idee, bei der wir es freilich mit der Wahrscheinlichkeit nicht allzu streng nehmen dürfen. Das Stück muß auf der Bühne einen sehr heitern Eindruck hinterlassen. *) 19.

Michael Akominatos von Chonä, Erzbischof von Athen. Nachrichten über sein Leben und seine Schriften, mit Beifügung der letztern, soweit sie bekannt sind, im Original und in deutscher Uebersetzung. Ein Beitrag zur politischen und literarischen Geschichte Athens im Mittelalter. Von Adolf Ellissen. Göttingen, Dieterich. 1846. Gr. 8. 20 Ngr.

Zu den dankenswerthen und fruchtbaren Bemühungen deutscher und anderer Gelehrten, wie Fallmerayer, Villemain, Tafel, Zinkeisen, Paparrigopulos und namentlich Buchon, die es in neuester Zeit unternommen haben das Dunkel der Geschichte des eigentlichen Griechenlands im Mittelalter aufzuhellen, gesellt sich auch der vorliegende historische Versuch des den Freunden des neuen Griechenlands und besonders seiner Poesie schon hinlänglich bekannten Verf. Denn den eigentlichen Kern dieser Monographie, auch wenn letztere zugleich literarischen Gehalt und ein literarhistorisches Interesse hat, bildet vorzugsweise deren historischer Theil, welcher nicht blos mit der Person des auf dem Titel genannten Mannes, der unter den wenigen bekannten Athenern des Mittelalters einen ausgezeichneten, wenn nicht den ersten Platz verdient, sondern überhaupt mit den Schicksalen Athens im Mittelalter, und vornehmlich im 12. Jahrhundert, welchem Michael Akominatos und sein nicht minder berühmter Bruder Niketas angehört, sich beschäftigt. Gerade von dieser Seite betrachtet schließt sich der Verf. den Bestrebungen der obengenannten Gelehrten, und nicht ohne Glück an. Denn indem er den Mann, den Hauptgegenstand der vorliegenden Schrift, und sein Streben, sein Wirken und Ringen für Athen in Athens dunkelster Zeit, übrigens nach den wenigen vorhandenen Bruchstücken und nur zerstreuten und sehr lückenhaften Notizen, der Vergessenheit zu entreißen sich bemüht, verbreitet seine Forschung und deren Ergebniß auch über jene Zeit selbst manches Licht und trägt dazu bei, das Dunkel das über dieser Zeit ruht wenigstens etwas zu lichten. Zugleich wird durch dies Alles der Beweis geliefert, daß in jenen Tagen noch nicht jeder Funke des alten attischen Geistes in den Griechen erloschen war, und es ist keine bloße Schmeichelei und Uebertreibung, wenn der gelehrte Pater Morellus in einer kleinen Elegie über Michael von Chonä denselben mit Xeno-

*) Der zweite Artikel folgt im August. D. Red.

phon, der „attischen Biene", vergleicht, da ihm, wie Jenem, „der Stachel und die Süßigkeit, das Schwert kriegerischen Muthes und der Honig der Weisheit und Wissenschaft verliehen war". Obgedachter Beweis würde sich übrigens am sichersten durch die Schriften dieses Griechen selbst führen lassen, die es eben deshalb um so mehr verdienten ans Licht gefördert zu werden. Der Verf. hat die Absicht, einen Theil derselben demnächst in vollständiger Uebersetzung vorzulegen, und man kann Dies nur billigen, da für die Geschichte und Charakteristik einer Nation welcher wie den Griechen des Mittelalters die Kirche und das Dogma zu Hauptelementen des politischen und geistigen Lebens geworden waren, die darauf bezüglichen Productionen ihrer hervorragendsten Geister besonders wichtig sind. Dem biographischen Theile der vorliegenden Schrift folgen, nebst einem Verzeichnisse der Schriften des Michael Akominatos in der florentinischen Bibliothek nach Bandini's Katalog sowie in andern Bibliotheken, Auszüge aus denselben im altgriechischen Original und in deutscher Uebersetzung; auch fehlt es nicht an einer reichhaltigen Angabe der wichtigsten der in dieser biographischen und literarhistorischen Skizze benutzten Schriften. Wir empfehlen diese Skizze allen Freunden der Geschichte Griechenlands und seiner Literatur im Mittelalter. 1.

Notizen.

Engländer und Schottländer.

Zwischen dem Grundwesen der Engländer und Schottländer besteht, obwol beide eine Sprache reden, obwol sie seit so langer Zeit politisch ein Volk ausmachen, ein tiefer Unterschied, der in fast allen Aeußerungen der Thätigkeit beider Stämme zu Tage tritt. Ein Schottländer Hugh Miller hat in seinem unlängst veröffentlichten „First impressions of England and its people" mit großer Unbefangenheit, und mit Entäußerung des in der schottischen Natur so hervorstechenden Zugs argwöhnischer Nationaleitelkeit, einige Punkte hervorgehoben die besonders jene Verschiedenheit kundgeben. Er meint nämlich, es gebe einen Standpunkt des englischen Geistes wohin Schottland noch nicht gelangt sei: die ersten Männer Schottlands ständen in der zweiten Reihe, jedoch keinen Fuß breit hinter den ersten von Englands Männern zweiten Rangs; dagegen gebe es in dem britischen geistigen Wesen eine vorderste Reihe, worunter kein Schotte zu finden sei. Schottland habe keinen Shakspeare hervorgebracht; Burns und Walter Scott zusammengenommen würden noch weit unter der Riesengestalt des Dichters von Avon bleiben. Selbst Milton könne Schottland keinen Gleichen entgegenstellen. In wissenschaftlichen Fächern die gleiche Erscheinung: Bacon sei ebenso außerordentlich wie Milton und ebenso durch und durch englisch wie dieser; wenn auch der Grossvater Newton's ein Schottländer gewesen sei, so habe Schottland doch selbst keinen Sir Isaac Newton aufzuweisen. Endlich habe kein Schotte in philosophischer Hinsicht die Gaben Locke's erreicht. Auf die Gründe dieser Erscheinung übergehend sucht der Verf. sie folgendermaßen zu erklären: „Es ist eine merkwürdige Thatsache, die wol sorgfältiger Erwägung werth ist, da sie die Frage der blos durch die Gewalt der Umstände zu Stande gebrachten geistigen Entwickelung betrifft, die Thatsache, daß alle die größern Männer Englands, alle Männer ersten Rangs den Zeiten angehören während welcher die zermalmende Verfolgungssucht der Stuarts die schottische Thatkraft lähmte und den aufwachenden Geist des Landes zertrat, und daß, erst als diese Last, wie eine Kieseldecke von einem Blumenbeete, hinweggenommen worden war, der gerade schottische Verstand emporschoß und den höchsten Standpunkt erreichte zu dem der britische Geist in jener Zeit gelangt war. Die englischen Philosophen und Schriftsteller des 18. Jahrhunderts waren weit kleiner von Gestalt als die Milton's und Shakspeare's, die Bacon's und Newton's der beiden frühern Jahrhunderte, es waren Männer des zweiten Rangs, jedoch die größten ihrer Zeit überhaupt (?); und unter ihnen nehmen die Schotten keine untergeordnete Stelle ein. Kein englischer Philosoph hat während der letzten anderthalbhundert Jahre eine größere Umgestaltung in den menschlichen Dingen hervorgebracht als Adam Smith, keiner einen gewaltigern Einfluß auf die Meinung ausgeübt als David Hume, keiner das Antlitz der mechanischen Welt mehr verändert als James Watt. Die „Geschichte Englands" von einem Schotten verfaßt wird noch heute mit Nachdruck als „englische Geschichte" bezeichnet, auch wird sie trotz aller ihrer Mängel nicht so leicht übertroffen werden. Robertson, obwol in der angeborenen Leichtigkeit der Erzählung seinen berühmten Landsmann nachstehend, steht wenigstens keinem seiner englischen Zeitgenossen nach. Die Dichtungen Smollet's in ungebundener Rede haben ihre Stelle wie die Fielding's und besser als die Richardson's behauptet. Auch weist England während des vergangenen Jahrhunderts von den höhern Schöpfungen dichterischen Geistes nichts Besseres auf als die Dichtungen Thomson's und Burns' darbieten."

Der neue Planet und der Engländer Adams.

Die Ansprüche sind bekannt die nach der wichtigen Entdeckung Leverrier's englischerseits auf die Priorität derselben zu Gunsten des jungen englischen Gelehrten Adams erhoben wurden, Ansprüche welche Hr. Arago in der Akademie der Wissenschaften in Frankreich schroff und rücksichtslos, aber, wie sich später gezeigt hat, sehr ungerechtfertigterweise als völlig nichtig zurückweisen zu dürfen glaubte. Jetzt fangen selbst die Franzosen an diese Ansprüche mit gerechterm Auge zu betrachten. Der berühmte französische Physiker Biot hat sich darüber kürzlich folgendermaßen ausgesprochen: „In der ersten Woche des Octobers 1845, also gerade acht Monate vor Leverrier's erster Bekanntmachung, wurde der neue Planet durch die Berechnungen Hrn. Adams' vorausgesagt, und er allein war in dem Geheimniß seiner Stellung am Himmel. Diese Berechnungen hätten wol verdient ohne Zeitverlust der wissenschaftlichen Welt kund gemacht zu werden, deren Aufmerksamkeit und Theilnahme sie jedenfalls in Anspruch genommen haben würden. Oder wollte man sie als örtliches Eigenthum behalten, so hätte man wenigstens die Mittel bieten müssen den Planeten aufzufinden. Die Gelegenheit war ausnehmend günstig. Ich spreche hier nicht in Uebereinstimmung mit der engherzigen Gesinnung geographischer Selbstsucht, die man so ungehörig Vaterlandsliebe nennt. Geister welche dem Anbaue der Wissenschaft sich widmen haben meiner Meinung nach ein gemeinsames, dem Geiste zugehöriges Vaterland, das jeden Grad der Polhöhe in sich faßt. Im vorliegenden Falle sehe ich blos einen jungen begabten Mann, dem zufällige Umstände einmal schlecht mitgespielt und dem wir trotz des Geschicks Beifall schenken müssen. Ich werde deshalb ihm zurufen: Der Lorber welchen du der Erste davon warst zu verdienen, ist verdientermaßen einem Andern zugefallen, der ihn an sich genommen, bevor du Muth besaßest nach ihm zu langen. Die Entdeckung gehört Dem welcher sie Allen öffentlich kundthat, während du das Geheimniß für dich selbst behieltest. Dies ist das gemeinsame, unvordenkliche Gesetz, ohne welches kein wissenschaftliches Anrecht gesichert werden könnte. Aber in deinem eigenen Bewußtsein trägst du die Ueberzeugung, daß der neue Stern theoretisch dir bekannt war, ehe noch Jemand davon Kunde hatte. Dieser innerliche Erfolg muß dir das Bewußtsein deiner Kraft geben und dich anspornen sie auf die Menge anderer großen Fragen zu richten, die in der Weltordnung noch zu lösen bleiben, und wenn meine Jahre mir das Vorrecht geben, Rath zu ertheilen, so drücke ich solchen in Einem Worte aus: Beharre!" 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 172. —— 21. Juni 1847.

Heinrich Luden.

Vor wenigen Tagen empfing der mütterliche Schoos der Erde die Ueberreste eines Mannes dessen Ruhm länger dauern wird als der Trauerklang der Glocken an seinem Grabe. Am 23. Mai starb zu Jena der Geheime Hofrath und Professor der Geschichte Dr. Heinrich Luden, eine vieljährige Zierde der dortigen Universität und durch seine wissenschaftlichen Bestrebungen der ganzen gebildeten Welt angehörend. Die Berühmtheit seines Namens war ein hinreichender Beweggrund für die Studirenden, um sich in großer Zahl dem Trauergefolge anzuschließen. Ein anderes Motiv ließ sich kaum denken. Nur durch Tradition konnte sich das Andenken an Luden's glänzende Wirksamkeit als Docent erhalten haben. Seit fast drei Jahren hatte er nicht mehr das Katheder betreten. Wer den kräftigen Mann in seiner Blütenzeit gekannt, wer seinen Vorlesungen beigewohnt, in denen er durch Anstand und Würde in seinem Aeußern nicht minder imponirte als durch seine gediegenen, mit sonorer Stimme gesprochenen Worte, den mußte ein tiefes Gefühl der Wehmuth ergreifen, wenn er in dem kurzen Raum von drei Jahren die geistige und physische Kraft jenes Mannes so gänzlich gebrochen sah, daß er, bei schwindendem Gedächtniß und oft wiederkehrendem Asthma, sich meist in dem Zustande gänzlicher Erschöpfung befand und beim Umherwandeln in seinem Zimmer des stützenden Arms bedurfte. Nur eine Folge früherer, zu ununterbrochener Geistesanstrengung konnte diese schnell eintretende Schwäche sein. An eine äußere Veranlassung, falls man sie nicht etwa in zu weniger körperlicher Bewegung suchen wollte, war bei seiner streng diätetischen und geregelten Lebensweise nicht zu denken.

Heinrich Luden war am 10. April 1780 zu Loxstedt im Bremischen geboren. Sein Vater, ein Landmann, bestimmte ihn zum Oekonomen. Dieser Stand harmonirte aber so wenig mit seinen Neigungen als das Gewerbe eines Kaufmanns, dem er sich späterhin widmen sollte. Seine früh erwachte Lernbegierde trieb ihn zu wissenschaftlichen Studien. Er war kaum 16 Jahre alt als er Zögling der Domschule zu Bremen ward. Rastloser Fleiß unterstützte seine glücklichen Naturanlagen. Vorzüglich erwarb er sich gründliche Kenntnisse in den ältern Sprachen. Im J. 1799 bezog er die Universität Göttingen. Planck, Stäudlin, Pott, Eichhorn, Tychsen, Ammon u. A. waren dort seine Hauptführer im Gebiet des theologischen Wissens. Unter Heyne's Leitung bildete er sich zu einem tüchtigen Philologen. Bei Schulze, Bouterwek und Hausmann hörte er Philosophie. Durch Heeren und Sartorius gewann die Geschichte für ihn ein überwiegendes und bleibendes Interesse. Nach vierjährigem Aufenthalt in Göttingen lebte er einige Jahre in seiner Heimat und übernahm dann eine Hofmeisterstelle bei dem Staatsrath Hufeland in Berlin. Von da kehrte er wieder nach Göttingen zurück. Das Studium der Theologie gab er bald nachher gänzlich auf. In seinem Lebensplan, sich als Historiker eine Subsistenz zu gründen, war er durch Johannes v. Müller bestärkt worden, den er in Berlin kennen gelernt hatte. In dem von ihm gewählten Fache machte er sich rühmlich bekannt durch zwei Schriften, in denen er Christian Thomasius und Hugo Grotius nach ihren wechselvollen Schicksalen schilderte und zugleich die literarische Bedeutsamkeit jener beiden Männer hervorhob. In seiner Schrift über Christian Thomasius (Berlin 1805), welche Johannes v. Müller mit einer Vorrede begleitete, wird Luden ein junger Mann genannt, „durch Rechtschaffenheit und das trefflichste Aufstreben vielen edeln Menschen lieb". Seine Vorrede schließt Johannes v. Müller mit den Worten:

> Ich müßte den Verfasser schlecht kennen, wenn ich nicht weit vollkommenere Arbeiten als diese erste von ihm erwarten und versprechen zu können glaubte. Hierzu ist aber die Ermunterung eines billigen Publicums dem aufstrebenden Talent jederzeit nöthig. Luden verdient sie; sein Werk ist Beweis davon.

Das ihm ertheilte Lob machte Luden nicht eitel. In spätern Jahren (1811) schrieb er an den Professor Schütz in Halle:

> Wenn Sie selbst meinen „Thomasius" und „Grotius" noch anzeigen wollen, so darf ich hoffen, daß Sie bedenken und bemerken werden, daß diese Bücher vor sechs bis sieben Jahren geschrieben worden sind, und daß eine solche Periode in den Jahren in welchen ich bin noch von großer Bedeutung ist. Darum kann ich ruhig sein. Von einem andern Recensenten möchte ich diese Bücher jetzt nicht mehr recensirt sehen.

Auf der von ihm betretenen Bahn muthig fortzuschreiten war Luden besonders ermuntert worden durch

eine Beurtheilung seines „Hugo Grotius" (Berlin 1805) in der „Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung" vom Jahre 1805. Jene Recension, von Johannes v. Müller herrührend, enthielt, mancher Ausstellungen ungeachtet, ein überwiegendes Lob. Es heißt dort:

Hr. Luden hat eine glückliche Wahl getroffen. Auch hat er die vornehmsten Quellen, die Schriften und Briefe des Mannes und die Geschichtschreiber desselben Zeitalters und Landes mit Fleiß benutzt. Er liefert eine gute Zusammenstellung und manche nicht gemeine, wohl herausgehobene Anekdote. Man muß sich freuen, in der wenig betretenen Laufbahn der Biographie von Gelehrten einen so fleißigen und wohldenkenden Arbeiter auftreten zu sehen. Freilich ist die Schreibart nicht überall zu classischer Einfalt gefeilt. Auch die Urtheile über wissenschaftliche Gegenstände würden hin und wieder bei einiger Revision gewonnen haben. Wie verzeihlich aber ist Dies bei einem Jüngling, da Männer von unleugbarem Verdienst, Lumina von hohen Schulen, die bis zur Unanständigkeit rücksichtslose Behandlung der ehrwürdigsten Namen mündlich und in Schriften so weit treiben, als hätten sie keine Nachwelt zu erwarten. Hr. Luden hat sich von diesem Ton mit rühmlicher Mäßigung ziemlich freigehalten. Noch eine Bemerkung glauben wir dem löblich aufblühenden Biographen großer Männer nicht vorenthalten zu dürfen, daß bei der großen Wandelbarkeit der Schulsprache die Aufnahme gewisser Ausdrücke, die ihren Lieblingsideen geweiht sind, in einem Geschichtswerke zu vermeiden ist.

Vielleicht mochte dies nicht ungünstige Urtheil über Luden's erste schriftstellerische Versuche dazu beigetragen haben, ihm bald nachher (1806) einen Ruf nach Jena zu verschaffen. Er ward dort außerordentlicher Professor der Philosophie, nachdem er bereits 1805 von der philosophischen Facultät zu Jena das Doctordiplom erhalten hatte. Seine Vorlesungen eröffnete er mit einem Programm über den „Werth der Universalgeschichte". Die kleine Schrift hatte ein eigenes Schicksal. Luden selbst erzählt:

Ich ließ sie auf meine eigenen Kosten drucken und vertheilen, um zu verhindern, daß sie nicht weiter bekannt werden sollte; denn ich hatte nur wenige Zeit darauf verwenden können. Ich setzte ausdrücklich hinzu, für welche Leser sie bestimmt sei, und kündigte öffentliche Vorlesungen über das akademische Studium der Geschichte an, worin ich Das was hier unbestimmt und vieldeutig ausgesprochen werden mußte, schärfer bestimmen und erklären wollte. Der Zweck der durch die kleine Schrift erreicht werden sollte war erreicht, und sie war insofern gut. Leider aber ward sie, die nicht in den Buchhandel kommen sollte, auf eine schamlose Weise durch einzelne unzusammenhängende und entstellte Sätze aus ihrem Kreise gezogen, und die übersprudelnde Rachsucht eines erbitterten Schriftstellers hat so nichtswürdige Anmerkungen über das unbekannte Blatt, mit dem man nicht einmal bekannt werden konnte, gemacht, daß ich diesem keinen schlimmen Dienst zu erzeigen glaube, wenn ich es Denen die es lesen mögen mittheile wie es geschrieben wurde.

Dies geschah in einer Sammlung von Aufsätzen, meist historischen Inhalts, welche Luden in einem Octavbändchen zu Göttingen 1807 herausgab. Diese Aufsätze waren der Ueberrest seiner Manuscripte, die er bald nach seiner Ankunft in Jena eingebüßt hatte. Bei der Plünderung dieser Stadt durch die französischen Truppen (im Oct. 1806) brach in Luden's Wohnung, während er abwesend war, Feuer aus. Nur Weniges von seiner Habe ward gerettet. Er verlor einen großen Theil seiner Bücher und fast alle seine Papiere, bis auf wenige beschmuzte und verletzte Blätter. Unter den Manuscripten die er eingebüßt hatte sich auch eine dem Umfange nach fast vollendete Geschichte der Revolution und des Untergangs der Republik Venedig befunden. Dies Werk sollte zu Ostern 1807 erscheinen. Luden sagt:

Ich hatte zu diesem Werke eine Einleitung geschrieben, um den Leser an die Entstehung und Verfassung der Republik zu erinnern, und ihm diese so weit zu vergegenwärtigen als zum Verständniß der Geschichte nothwendig schien. Diese Einleitung hatte sich so ziemlich erhalten. Das Fehlende konnte wenigstens einigermaßen aus dem Gedächtniß ersetzt werden, sodaß keine bedeutende Lücke blieb.

Dieser Arbeit unterzog sich Luden und stellte jene Einleitung an die Spitze der früher erwähnten Sammlung seiner kleinen Aufsätze. Charakteristisch sind seine Aeußerungen über die Sammlung:

Was die Ansicht betrifft die diesen Aufsätzen zum Grunde liegt, so habe ich darüber Nichts zu sagen. Nach meiner Ueberzeugung offenbart sich die Wahrheit keinem einzelnen Sterblichen, sondern nur dem menschlichen Geschlechte im Umlauf der ganzen unendlichen Zeit. Dadurch, daß sie die Eine und ewig ist, auf unendlich verschiedene Weise erfaßt wird, gelangt sie zum Bewußtsein in der ganzen Unendlichkeit ihres Wesens. Nur drei Dinge sind in wissenschaftlicher Rücksicht tadelnswerth: der philosophische Müßiggang, welcher darin besteht, daß Jemand mit Zerspaltung leerer Begriffe das Leben vergeudet, das Streben nach gründlicher Kenntniß des Wirklichen, der Vergangenheit und Gegenwart, der Natur und Geschichte versäumt, oder wol gar aufgeblasen über sein Nichtsthun, vornehm auf tiefe Gelahrtheit herabsieht; die Inconsequenz, die nicht weiß was sie will; und die Halbheit, die über Alles schwätzt, aber nie mit Bestimmtheit zu reden wagt. Sollten diese kleinen Aufsätze nicht ungern gelesen werden, so würde ich ihnen mehre folgen lassen und diese als das erste Bändchen ansehen. Da ich den folgenden hoffentlich mehr Zeit werde widmen können, so ist es möglich, daß sie der Nachsicht der Leser etwas weniger bedürfen. Sie würden mehr praktisch sein und wirkliche historische Darstellungen, auch einige kleine Biographien enthalten. Ich habe mit diesem Bändchen anfangen wollen.

Dieser Vorsatz blieb, wenigstens nach der hier ausgesprochenen Idee, unausgeführt. Ein zu jener Sammlung hinzugefügtes zweites Bändchen enthielt eine Lebensbeschreibung des berühmten englischen Staatsmanns und Schriftstellers Sir William Temple. Dies Werk, zu Göttingen 1808 gedruckt, scheint von dem Publicum weniger als es verdient beachtet worden zu sein. Am 20. Aug. 1811 schrieb Luden an den Professor Schütz in Halle:

Es würde mir sehr lieb sein, wenn mein „Temple" bald bekannt würde, und Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie Etwas dafür thäten, und dabei verhüteten, daß ich weder in die Hände der Adame Müller noch der Buchholze oder der Stock-Smithianer geriethe.

Durch den früher erwähnten Verlust eines großen Theils seiner Papiere war Luden an der Fortsetzung mehrer angefangenen Werke verhindert worden. Ebenso wenig konnte er bei dem Mangel an literarischen Hülfsmitteln an ein neues Unternehmen denken. Wenig bekannt ist ein dramatischer Versuch, der in diese Zeit

seines Lebens fällt. Anonym ließ er 1806 zu Göttingen seinen „Konradin“, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, erscheinen. Der Dialog in dieser Tragödie hat dramatisches Leben; Form und Darstellungsweise erinnern an Schiller. Vorzüglich aber benutzte Luden seine Mußestunden zu einer Uebersetzung der 1802 in Italien erschienenen „Ultime lettere di Jacopo Ortis“. Die Uebersetzung erschien zu Göttingen 1807. Luden sagt:

Diese Briefe schienen mir in mehr als einer Rücksicht vor vielen ausländischen Büchern einer Uebersetzung werth: einmal wegen des Verhältnisses des „Ortis“ zum „Werther“; er gehört unstreitig zu den schönsten Sprößlingen die diese Wurzel getrieben hat; und es kann, dünkt mich, dem Deutschen nicht uninteressant sein, die Pflanze zu sehen die aus deutschem Samen in italischem Boden, unter italischem Himmel erwachsen ist; dann wegen der historischen Beziehung die dem „Ortis“ zu Grunde liegt. Andere Gründe drängen sich dem Leser selbst auf.

Größtentheils veranlaßt durch die erwähnte Uebersetzung wurden die von Luden damals geschriebenen Aufsätze: „Werther und Ortis“; „Freiheitssinn“; „Ruhm und Geschichte“; „Ueber historisches Richten.“ Diese Aufsätze, der früher erwähnten, zu Göttingen 1807 erschienenen Sammlung kleiner Schriften einverleibt, sollten anfangs der Uebersetzung der „Ultime lettere di Jacopo Ortis“ als ein Anhang beigefügt werden. Luden gab jedoch diese Idee wieder auf.

Da es mir — sagt er — möglich schien, daß Mancher den „Ortis“ zu lesen wünschen könnte, der nicht Lust hätte meine Aufsätze zu kaufen, so hielt ich es für besser, diese, um sie Keinem aufzudringen, allein abdrucken zu lassen.

Mit rühmlicher Bescheidenheit fügt Luden hinzu:

Diese Aufsätze sind Kinder des Augenblicks, nicht der Ansicht nach die in ihnen herrscht, aber doch in Rücksicht der Form; sie machen keine Ansprüche, und es würde mich freuen, wenn sie von einigen verständigen Männern nicht ungern gelesen würden. Der Aufsatz „Ueber historisches Richten“ ist ein Fragment. Er war noch ein mal so groß; durch eine äußere Veranlassung aber wurde ich bewogen, als der Druck schon angefangen war, Vieles herauszuschneiden. Wiederholungen habe ich in diesen Aufsätzen zwar zu vermeiden gesucht; aber ihre Entstehung, die Verwandtschaft des Inhalts, und der Wunsch, daß jeder etwas Ganzes werden möchte, hat verursacht, daß ein paar Ideen ein paar mal vorkommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Krekelborn und Hüsterlo. Theologische Humoresken, unter Schutzlächeln und Zuspruch der Manen seines Landsmannes Zeiler vom Keisersberg gedichtet vom Verfasser der „Gedichte eines Elsässers“.

Es ist kein gedrucktes Buch was uns vorliegt, sondern die metallographisch abgeklatschte Autographie des Dichters selbst, die derselbe in 50 Exemplaren an die „vorzüglichern Dichter, Gelehrten, Zeitungsredactoren und Buchhändler Deutschlands“ versendet, mit der Bitte an die Einen, die Sache ihren Freunden mitzutheilen, mit der Anfrage an die Andern: ob sie dieselbe anzeigen oder in Verlag nehmen möchten? Dieser Weg ist vom Dichter gewählt „in Erwägung der Schwierigkeiten die sich, wol nicht ohne weise Absicht der Vorsehung, dem elsassischen Schriftsteller beim Aufsuchen eines Zugangs zur deutschen Lesewelt entgegenstellen“. Ist eine solche Dichtung, die noch nicht zum Werk geworden, noch nicht auf den Markt gebracht ist, ein Gegenstand der Kritik unterworfen? Aber der Verf. selbst verlangt eine Anzeige. Mehr also geben wir nicht. Er ist ein deutscher protestantischer Geistlicher, ein Deutscher von Abstammung, von Denen welche die Reunionskammer verurtheilt hat mit allen ihren Kindern und Nachkommen Franzosen zu sein in alle Ewigkeit, d. h. so lange als die Franzosen es wollen und sie selbst es wollen, und wir heutigen und kommenden Deutschen, die Nachkommen der Unterthanen des Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation, es uns gefallen lassen. Ein Franzose durch das Urtheil der Geschichte, der sich unterschreibt K. Candidus, als Adresse angibt: pasteur en second, Place Saint-Jean, 2, à Nancy (auf dem Titel steht noch an der Stelle wo sonst die Buchhändlerfirma ihren Platz findet der Vermerk: Autographie de L. Digoux, r. Poissonnerie, 21, Nancy), aber dem Sinne nach ein echter, gemüthlicher Deutscher geblieben ist, ein Deutscher in dem guten alten Sinne, daß er die bösen Zeiten nicht mit scheelsüchtigen, zelotischen Blicken ansieht und, fest in seiner eigenen Ueberzeugung, die Andersdenkenden durch Laune und Scherz am besten wenn nicht zu bekehren, doch ihre Angriffe abzuschlagen vermeint. Aber wir recensiren ihn nicht, wir zeigen ihn nur an, und Das geschieht am besten, indem wir ihn selbst reden lassen.

Er ruft in der Ouverture den deutschen Geist an, der nicht scheles Witzeln der Schwachen über Das liebe was klein und schwächlich ist:

Doch liebst du den Humor, der dir den kleinen
Zaunkönig trägt hinauf zum großen Einen.
Du findest d'rin die seligste Erbauung,
Mit leichtem Wort Bedeutendes zu sagen.
Es wirkt bei dir die wunderliche Trauung
Von Ernst und Scherz ein kräftiges Behagen.
Humor ist traun die frömmste Weltanschauung:
Er spannt das Lose selbst an Gottes Wagen.

Nach Voraussendung dieses Programms begibt er sich in die beiden Feldlager nach Krekelborn und nach Hüsterlo. Wer beide Orte noch nicht kennen sollte, erfährt wenigstens durch das Motto aus „Reineke de Vos“, daß „Krekelgut ist by Husterlo“, sonst aber ist Krekelborn das Lager der protestantischen und Hüsterlo das der katholischen Theologie. In erstern Lager, weil er selbst dahin enrolirt ist, verkehrt nun vorzugsweise der Dichter, und führt uns in der Geschichte vom „Heiligenbilde“ —

Deß wundersame Glorie
Welche sein Haupt umschimmerte,

die Kinder selbst ergötzte — eine gar anschauliche Parabel über einen Streit vor der keiner Erklärung bedarf. Zum Schluß öffnet das Bild selbst die Lippen und spricht:

Mit starren Blicken, unverwandten,
Ihr seid halt allzumal Pedanten!
Mischt wundersam Irrthum und Wahrheit!
Doch strebt nur fort, zuletzt kommt Klarheit.

Nicht minder anschaulich ist die Geschichte von dem Riesenbaum im krekelborner Park:

Der Papst und alle Cardinäle,
Bischöfe, Ordensgenerale,
Priester und Mönche, sammt dem Zaren
Und allen seinen Popenscharen,
Sammt allen unsern mächtig großen
Pastoren, ich mit eingeschlossen,
Umklafterten nicht diesen Baum,
Bedeckten nicht seines Schattens Raum —

ein Baum, über dessen Wurzel sich Poesie und Philosophie vielfach gestritten haben. Der Dichter ist der Meinung, daß die Wucht des Baums den Maßstab für die Tiefe seiner Wur-

zel gebe, und Schleiermacher, genesen in jener Aetherwelt von dem verdrießlichen Streite zu voller Klarheit, ruft es gleichfalls aus den Wolken herab. Wiewol der Dichter still daheim meint, daß

> — da erfüllet war der Zeit Mysterium,
> Gab Gott der Herr den Sieg dem Philisterium,

so hofft er doch auf eine große Wandelung, welche alle Parteien in Krekelborn befriedigen werde, und auf keinen Fall ist er ein Freund

> Der Schreibmeister von Krekelborn,
> Die Jeden halten für verlor'n
> Der nicht das Punctum auf das i
> Hinmacht gerade so wie sie.

In Hüsterlo ist der Verf. nur historisch zu Hause, aber desto ruhiger, unbefangener, objectiv sieht er die Dinge und weiß sie in bildlicher Klarheit darzustellen. Da ist ein anschauliches, anmuthiges Märchen von der „Glocken Romfahrt". Die Glocken der ganzen Christenheit müssen zu Ostern auf Fittichen des Windes nach Rom wallfahrten, damit sie der Heilige Vater gegen alle Unfälle segne.

> Es fliegen aus dem Glockenhaus
> Die Zwei wie flügge Schwalben aus.
> Seht auf! Ein schwärzliches Gewimmel
> Von Glocken schwebt daher am Himmel.

Auf den ewigen Gletschern sammeln sie sich und es wird uns ein artiger Schiffskatalog gegeben. Die spanischen haben noch etwas Werg am Rocken, aber Alles scheint auf guten Wegen; die aus dem fränkischen Reiche sind geborsten und möchten sich löthen lassen; die schweizerischen sehen sehr grimmig aus, weil es so schlimm bei ihnen in der Heimat steht; die irländischen funkeln im Sternenlicht, der Dichter mahnt uns sie nicht zu schelten:

> Doch fragt mich nicht nach jenen Fahlen,
> Sind krypto-römische Episkopalen,
> Sie spielen ein gewagtes Spiel.

Aus Deutschland kommen weniger als in frühern Jahren, und

> Weil der Zar gab keine Pässe her,
> Sieht man wenig russische mehr.

Aber alle diese Glocken, deren Zwiegespräch wunderbar und ergötzlich klingt, müssen vor einer gewaltig dahersausenden Glocke verstummen; es ist die Glocke der Zeit. Zum Schluß erscheint in einem deutungsvollen Gedichte die Jungfrau Maria dem Dichter und beklagt sich bei ihm, daß sie (die Deutsch-Katholiken) sich weigern ihr ferner Weihrauch zu streuen. Der Dichter entschuldigt sich damit, daß er reformirt sei; die Himmelskönigin aber appellirt an den Dichter, und dieser antwortet ihr, daß kein Korn die edeln Keime beschere, bis es selbst gestorben; daß auch der Olymp untergehen müssen und erst nach dem Wahnbegriff ein höherer Begriff entstanden sei; daß Zeus verklärt fortlebe, nachdem sein Idol zertrümmert:

> Und wie zur selben Zeit die strengen Protestanten
> Die Heiligen und dich im alten Stil verbannten,
> Und dann, nachdem euch zu vergessen uns gelang,
> Legenden höhern Stils zumeist ein Ketzer sang.

so müsse die Himmelskönigin ihr Sterben erleben, um in höchster Vollkommenheit aufzuerstehen, als

> — mater gloriosa,
> Marie, des Weibes stets hehrheiligstes Symbol,
> Urbild das Jeder hat, kein gottheitleer Idol,
> Des Schönen Ideal, das führt zum Wahren, Freien,
> Ein Zeichen uns, daß wir im Andern Eins nur seien,
> Die Himmelskönigin, die mit uns theilt den Thron,
> Und welche uns gebar den Einiger, den Sohn.

Maria ist damit nicht zufrieden, worüber der Dichter sehr betroffen wird, bis er erkennt, daß die Erscheinung nicht seine wahrhaftige Maria, sondern die von den Pfaffen zugeschnitzte und fürs Volk buntausgemalte sei.

Nach den mitgetheilten Proben wird Mancher mit uns den Wunsch theilen, daß es dem Verf. gelinge, für diese Gedichte einen Verleger zu gewinnen. Abgeschieden im ganz französisch gewordenen Lothringen von der deutschen Umgangssprache, hat der Elsasser manches Eigene und weniger Gefüge im Ausdruck angenommen, was nicht ganz durch den Knittelvers und die schwankartige Natur seiner Auffassung gerechtfertigt wird; aber er hat die volle, ursprüngliche, warme Auffassungsweise des mittelalterlichen Deutschland sich aufbewahrt und mit dem Herzen für das Vaterland auch die Hoffnung sich erhalten, worin er viele in Deutschland Gebliebene beschämt, wie er denn seine Einleitung mit den Versen schließt:

> O Mutterland! Du ringest nicht vergebens,
> Und wie in Sonnenfernen du entschwindest,
> Ein Stern des Himmels, glorreich, glanzumflossen,
> Schwillt selig jede Brust die dir entsprossen.

1.

Literarische Notiz.

Polnisch-deutsche und deutsch-polnische Lexikographie.

In einer Zeit wo die Kenntniß der polnischen Sprache für viele Deutsche fast ebenso zum Bedürfniß geworden, als die gründliche Erlernung der deutschen für alle Polen welche sich auf die Höhe der Zeitcultur versetzen wollen schon seit einer langen Reihe von Jahren unentbehrlich ist, muß die Erscheinung eines jeden Werkes willkommen geheißen werden das den Zweck hat, den Einen sowol als den Andern die Erlangung dieser so nothwendigen Kenntniß zu erleichtern. Eine solche willkommene Erscheinung ist das 1842 angefangene und nunmehr beendigte, ausführliche deutsch-polnische Wörterbuch von J. K. Trojański, Professor der classischen Philologie an der Universität zu Krakau. Prof. Trojański gab 1835 und 1836, also fast gleichzeitig mit Mrongovius, ein ausführliches polnisch-deutsches Wörterbuch heraus, welches, aus dem Standpunkte der jetzigen Lexikographie betrachtet, wol ausgezeichnet zu nennen ist, wie es denn auch als solches allgemein anerkannt worden, und den Wunsch hervorgerufen hat, ein nach denselben Grundsätzen ausgearbeitetes deutsch-polnisches Wörterbuch von dem gelehrten Verfasser zu erhalten. Hr. Trojański unterzog sich dieser Arbeit und gab in den Jahren 1842—47 dasselbe heraus. Keins von beiden führt auf dem Titelblatte das vielversprechend „kritisch bearbeitet"; doch glauben wir, daß selbst die strengste Kritik beiden diese Eigenschaft nicht absprechen wird. Der Verf. hat sich zur Aufgabe gemacht, die Bedeutungen eines jeden Wortes, von der allgemeinsten und eigentlichsten ausgehend bis auf die feinsten Schattirungen, genetisch durchzuführen, durch passende Beispiele zu erläutern, die richtige Anwendung eines jeden anzugeben, sowie auf die einzelnen Eigenthümlichkeiten des Sprachgebrauchs aufmerksam zu machen, und er hat diese Aufgabe trefflich gelöst. Sich damit jedoch nicht begnügend das Richtige an die Hand zu geben, warnt er vor allen Fehlern im Gebrauch der Wörter und Redensarten, wie Dies eine Menge von Anmerkungen und Uwagi beweisen. Auch ist es ein wesentlicher Vorzug, daß der Verf. sich der Kürze befleißigt, und Alles was ausschließlich der Grammatik angehört, sowie alles rein Technische, und daher zum allgemeinen Wörterbuche nicht Gehörende, ausgesondert hat. In die Synonymik konnte er natürlich nicht tief eingehen, doch hat er die Bedeutungen eines jeden Worts so genau angegeben und erklärt, daß der Unterschied der sinnverwandten Wörter von selbst in die Augen springt. Der Verleger hat seinerseits durch würdige Ausstattung des Werks zur Erhöhung des Werths desselben nicht Wenig beigetragen. Der Druck ist gefällig und correct (mit Ausnahme der ersten Bogen) und das Papier schön und fest. 87.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 173. — 22. Juni 1847.

Heinrich Luden.

(Fortsetzung aus Nr. 172.)

Unter Luden's Freunden in der ersten Zeit seines Aufenthalts in Jena scheint ihm keiner näher gestanden zu haben als Griesbach. In dem Umgange mit diesem geistreichen Manne und seiner trefflichen Gattin verlebte er manche frohe Stunde. Nach seinem eigenen Geständniß in einem Briefe vom 17. Febr. 1809 fühlte er sich mit seiner Gattin „völlig verwaist, als jene Trefflichen längere Zeit in Weimar verweilten". Mit um so tieferm Schmerz erfüllte ihn die wachsende Besorgniß seinen väterlichen Freund und Rathgeber zu verlieren. Er schrieb darüber an den Professor Schütz in Halle am 20. Aug. 1811:

Was unsern vortrefflichen Griesbach betrifft, so ist es mir ein großer Jammer, daß ich Ihnen nicht so erfreuliche Nachrichten über ihn mittheilen kann als ich gern möchte. Ich verehre ihn aufs höchste und liebe ihn herzlich. Wenn er abginge, so würde der Verlust für mich doppelt sein, ebenso unersetzlich für meine Person als für die Universität. Daher ist begreiflich, daß ich sehr besorgt bin, und eben deswegen möglich, daß ich Gefahr fürchte, wo ein Anderer keine sehen würde. Aber ich will Ihnen aufrichtig gestehen — denn Das wollen Sie ja —, daß ich sehr, sehr besorgt um ihn bin. Seine alten Uebel scheinen verstärkt und anhaltender als je, und neue scheinen hinzuzukommen. Er ist so abgespannt an Geist und Körper wie ich ihn noch nicht gesehen habe, und sein ganzes Wesen kommt mir anders vor. Daß er sehr oft das Lesen aussetzen muß, mehre Tage hintereinander, wird Ihnen bekannt sein. Erholen kann er sich allerdings, und wir hoffen es und wollen es hoffen. Aber ich will es Ihnen nicht verhehlen, daß verschiedene verständige Männer mit mir eine gleiche Besorgniß hegen. Was würde aus unserer Universität, wenn dieser Ιυλος auch noch fortgerissen würde? Ich mag es in keiner Beziehung denken.

Etwas beruhigter schrieb Luden am 25. Oct. 1811:

Ueber Griesbach kann ich Ihnen jetzt bessere Nachrichten geben. Der Himmel hat sich unser noch einmal erbarmt und wird uns den Vortrefflichen noch erhalten. Sie glauben nicht welche Freude ich darüber empfinde, daß der edle Mann seine Vorlesungen wieder hat anfangen können. Je weniger ich Dies hoffte und je betrübter ich über seine Krankheit war, um so größer ist nun meine Freude. Er sieht wieder recht heiter aus, obwol noch einige Schwäche zurückgeblieben ist. Hoffentlich wird auch die alte Kraft wiederkommen.

In dieser Hoffnung sah sich Luden getäuscht. Kaum waren fünf Monate vergangen, als ihn am 24. März 1812 der Tod für immer von seinem väterlichen Freunde trennte. Den 8. April schrieb er an Schütz in Halle:

Der Tod des einzigen Griesbach, der Ihnen Bruder und Freund, mir Freund und Vater war, ist mir wie Ihnen ganz unendlich schmerzlich gewesen. Sie wissen, daß ich diesen Schlag schon lange gefürchtet, die Hoffnung schon lange aufgegeben hatte. Ja, gegen meine Erwartung verzog sich derselbe, und zwang mich sogar zu dem Wunsche, daß er doch nur fallen möchte, um den Edeln von den Leiden, um die edle Gattin von dem Jammer zu befreien. Und dennoch, als er nun fiel dieser Schlag, wie wurde ich erschüttert! Was mich und Andere am meisten getröstet hat und noch tröstet, das ist die schöne Fassung welche seine vortreffliche Frau bewiesen hat und beweist. Sie hat sich bewundernswürdig betragen. Es scheint, der Gedanke, daß sie für etwas Großes, Schönes gelebt und gewirkt, und ein inniges Dankgefühl dafür, daß ihr vergönnt worden, mit unermatteter Kraft dieses Leben und Wirken zu vollenden, durchdringt sie und macht sie so stark und ruhig und in einem hohen Sinne froh. Sie lebt einzig in ihm und den Ihrigen, und darum hat sie Keinen verloren. Der Himmel erhalte sie uns noch lange!

Nicht blos der Verlust den Luden in diesem Briefe beklagt, auch andere Verhältnisse, besonders Mishelligkeiten mit seinen Collegen, durch seine Ernennung zum ordentlichen Honorarprofessor der Philosophie veranlaßt, machten ihm, seinen eigenen Aeußerungen zufolge, „den Aufenthalt in Jena drückend". Er schrieb an Schütz:

Sie haben vielleicht schon gehört, daß ich eine Vocation nach Frankfurt an der Oder gehabt und dieselbe abgelehnt habe. Gewisse Umstände nämlich — warum soll ich es nicht sagen? — die Erbärmlichkeit einiger meiner Herren Collegen veranlassen mich, daß ich wünsche, die Sache werde gedruckt. In der hiesigen Literaturzeitung ist Das schon geschehen, aber nicht so wie ich es gerade dieser Erbärmlichkeit wegen wünschen muß. Sie würden mir eine Gefälligkeit erzeigen, wenn Sie die Gewogenheit hätten, inliegenden kleinen Zettel in Ihr Intelligenzblatt unter den Beförderungen und Ehrenbezeigungen abdrucken zu lassen, und zwar so bald als möglich.

Auch nachdem Luden das durch den Tod des Professor Heinrich erledigte Lehramt der Geschichte erhalten hatte und 1811 in die Facultät eingerückt war, regte sich bisweilen in ihm der Wunsch nach einer Veränderung seiner Lage. Er schildert sie in einem Briefe, aus dem Hause der Kirchenräthin Griesbach geschrieben, bei welcher er seit Ostern 1814 „mit seiner stets wachsenden Familie" wohnte. Er schrieb am 19. November des genannten Jahrs an Schütz:

Was meine ökonomische Lage betrifft, so kann ich recht gut bestehen, aber ich stehe doch auf einem sehr ungewissen

> Boden. Mein Gehalt ist nicht größer als 460 Thlr. Sächs.; denn was man mir versprach, als ich die Vocation nach Frankfurt ablehnte, Das hat man nachher nicht gehalten. Zufolge dieses Versprechens hätte ich nach Heinrich's Tode 700 Thlr. haben sollen; aber man äußerte von einem solchen Versprechen gar Nichts mehr. Nun tragen meine Vorlesungen, nach Zeit und Verhältnissen, zwar ziemlich viel Honorar. Ich habe diesen Winter in der alten Geschichte 67, in der neuern 51 und in der Politik 29 Zuhörer; bei höchstens 300 Studenten gewiß ein beträchtlicher Numerus. Aber wie unsicher ist diese Einnahme! Und wie viel man in Jena braucht, wissen Sie. Ich ginge daher sehr gern aus diesem Jena hinweg. Bitte, thun Sie dafür was möglich ist. Vor Allem würde ich gern ein Preuße. Wirklich habe ich in diesem Augenblick einen Antrag wegzugehen, nach meinem Vaterlande. Aber ich soll ein Amt übernehmen — sehr einträglich — dessen Geschäfte mich für Wissenschaft und Kunst tödten würden. Ich werde Ihnen nächstens bestimmter darüber schreiben. Sie sehen aus dem Gesagten meine Wünsche. Noch einmal: wirken Sie gütigst für deren Erfüllung.

Vielleicht war der Freund dem Luden diese Wünsche ans Herz legte, seiner Bemühungen ungeachtet, nicht im Stande sie zu erfüllen. Wahrscheinlich ist die Annahme, daß Luden sich mit seinen bisherigen Misverhältnissen wieder versöhnte. Zum Docenten geboren durch seine blühende Sprache und seinen anziehenden Vortrag, las er außer seinen historischen Collegien auch über Aesthetik, nach einem von ihm verfaßten Grundriß (Göttingen 1808). Vorzüglich aber empfahl er das Studium der vaterländischen Geschichte. Vier Vorlesungen die er darüber gehalten ließ er zu Jena 1810 drucken. Im J. 1828 wurden sie zu Gotha neu aufgelegt. Die Bahn der Politik, die er in seinem „Handbuch der Staatsweisheit" (Jena 1811) zuerst betreten hatte, verfolgte er noch weiter in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Nemesis". Sie erschien zu Weimar in den J. 1811—18 in zwölf Octavbänden. Durch den Abdruck des bekannten Kotzebue'schen Bulletin in der „Nemesis" gerieth er mit diesem Schriftsteller in eine literarische Fehde. Luden war genöthigt sich öffentlich zu vertheidigen. Seine Schrift „Verurtheilung und Rechtfertigung in der Kotzebue'schen Bulletinsache" gab C. G. Gensler mit einer Vorrede zu Heidelberg 1818 heraus. Eine ähnliche Tendenz wie seine „Nemesis" hatte das von Luden herausgegebene „Allgemeine Staatsarchiv", eine Zeitschrift für die Theorie und Praxis gesetzmäßiger Regierungsformen (3 Bde., Weimar 1816). In das Gebiet der Politik gehört auch eine zu Nordhausen 1817 gedruckte Schrift, in welcher Luden das Königreich Hanover nach seinen öffentlichen Verhältnissen und besonders die Ständeverhandlungen in den J. 1814—16 schilderte. Mit einer Vorrede begleitete er Neigebaur's „Darstellung der provisorischen Verwaltung am Rhein, in den J. 1813—19" (Köln 1821).

Als politischer Schriftsteller blieb er auch unter den bedenklichsten Zeitverhältnissen einer edlen Freimüthigkeit treu, ungelähmt durch die Fesseln einer beschränkten Presse. Rede und Schrift dünkten ihm stark genug die größte Gewalt zu brechen oder zu vernichten, und alle Kräfte eines ganzen Volkes zu Kampf, Sieg und Eroberung zu vereinigen. Treffend äußert er sich hierüber irgendwo in seinen Schriften:

> Wie die Pflanze zum fröhlichen Gedeihen der Luft und des Lichts bedarf, so bedarf der Geist zu gedeihlicher Entwicklung der Freiheit in Rede und Schrift. Wird ihm diese Freiheit geraubt oder verkümmert, so verdumpft und verkrüppelt er, wird bitter oder treibt seine Kraft in allerlei Auswüchsen, die das Leben hemmen und verdummen. Horcherei, Aufpasserei, Späherei, Verdrehungen, Verdächtigungen, Verbote und Strafen können nicht ausbleiben; thörichte Leidenschaften werden in der Gesellschaft aufgeregt, vor welchen Freudigkeit, Gemeinsinn, Vaterlandsliebe, viele Tugenden zurückweichen. Wir haben solche Zeiten erlebt. Ich selbst habe mich nicht besonders zu beklagen, habe aber doch gesehen wohin es kommen kann. Wegen meiner Rede, nämlich wegen meiner akademischen Vorträge, habe ich einige mal die Aufmerksamkeit der Horcher und Verdächtiger erregt. Unter Napoleon's Allgewalt sind, wenn nicht alle, doch einige meiner Vorträge nachgeschrieben und an die Policei zu Paris gesendet worden. Das ist mir keineswegs aufgefallen, und hat mich um so weniger gekränkt, da es nichts Anderes als eine sehr freundliche Warnung und Ermahnung zur Vorsicht von einem deutschen Fürsten zur Folge gehabt. Auffallend aber war mir eine vertrauliche Mittheilung 1818, daß sich von einer andern Seite her fertige Nachschreiber meiner Vorträge in meinen Collegien befänden. Ich glaubte nicht, ließ mich nicht stören, sprach wie ich immer gesprochen hatte, fest überzeugt, daß Alles was ich sagte und wie ich es sagte, vor Göttern und Menschen bestehen werde und müsse. Auch machte mich eine Reihe von Zeitungsartikeln, die mich nicht nannten, jedoch deutlich bezeichneten, nicht irre. Endlich 1823 ward eine förmliche Anklage, immer durch Zeitungsartikel, die meinen Namen nicht mehr vermieden, unterstützt, von einem auswärtigen Staatsbeamten erhoben. Diese Anklage hat vielen Behörden durch ganz Deutschland zu thun gemacht, mich selbst aber wenig berührt. Meine Schriften haben nie Anstoß erregt. Im J. 1808 schrieb ich anonym „Ansichten des Rheinbundes". Mein Freund Danckwerts in Göttingen übernahm den Verlag dieses kleinen Buchs. Der Censor Schlözer gab das Manuscript zurück. Auf dem Titel standen folgende Worte von seiner Hand, mit seinem Namen unterschrieben: „Dieses Buch ist in den allerbesten Grundsätzen, wie ich sie seit zehn Jahren gelehrt habe. Ich würde untröstlich sein, wenn es nicht gedruckt würde. Da ich aber nicht weiß was hisce temporibus in quae nos reservavit irate Deus erlaubt ist, so kann ich das Imprimatur nicht ertheilen." Ich ließ die Schrift in Jena, wo damals kein Professor unter Censur stand, drucken. Hr. Danckwerts, der Verleger, wurde gerichtlich vernommen. Auf seine Versicherung aber, daß der Verfasser nicht im Königreich Westfalen lebe, ward alle Nachforschung aufgegeben. Das Büchlein behielt auch in einer zweiten Auflage seinen Umlauf. Bei allen übrigen Schriften habe ich keine Hindernisse gefunden; und doch kann ich versichern, daß ich während des Schreibens niemals an die Censur gedacht habe, und daß ich durchaus nicht anders geschrieben haben würde, wenn auch keine Censur in der Welt gewesen wäre.

Als gründlicher Historiker, der mit gewissenhafter Quellenforschung ein anziehendes Darstellungstalent vereinigte, zeigte sich Luden in seiner „Allgemeinen Geschichte der Völker und Staaten des Alterthums und des Mittelalters" (3 Bde., Jena 1814—22). Den höchsten Anfoderungen die man an einen Historiker machen kann, entsprach er in seiner aus gewissenhafter Benutzung der Quellen hervorgegangenen „Geschichte des deutschen Volkes". Zu bedauern ist, daß dies zu großartig angelegte Werk, das in den letzten Jahren seine

Kräfte überstieg, unvollendet geblieben. Auf den zwölften Band, der 1837 erschien, ist keiner weiter gefolgt. Luden schrieb 1842:

Sollte man fragen, warum ich die „Geschichte des deutschen Volkes" nicht fortsetze, so kann ich nur wünschen, daß man folgende Antwort genügend finden möge. Die Fortsetzung dieses Werks ist mir noch immer unmöglich. Seit einer Reihe von Jahren leide ich schon an meinen Augen. Ich bin außer Stande länger als eine Viertelstunde zu schreiben. Wenn ich ebenso lange in einem Folianten gelesen habe, sehe ich Nichts mehr und empfinde große Schmerzen. In einem solchen Zustande kann ein geschichtliches Werk nicht gefördert werden. Das Schreiben könnte wol eine fremde Hand besorgen; zum Studium, zum Forschen bedarf der Historiker seine eigenen Augen. Aufgegeben habe ich die „Geschichte des deutschen Volkes" keineswegs. Sollten meine Augen, wie ich zu Gott hoffe, wieder besser werden, so werde ich zuverlässig dies Werk, auf das ich einen großen Theil meines Lebens verwendet habe, weiter führen, der Vollendung entgegen.

(Der Beschluß folgt.)

Bibliothèque de poche par une société de gens de lettres et d'érudits. Vier Bände. Paris 1845—46.

In den „Mélanges tirés d'une petite bibliothèque" von Charles Nodier, diesem liebenswürdigsten aller französischen Gelehrten, bei dem ein im Staube der Bibliotheken mühsam erworbenes ungeheueres Wissen nicht die zartesten Regungen einer schöpferischen Phantasie zu ersticken im Stande war, finden wir eine interessante Notiz über ein sehr seltenes Werk („Sette libri de cathaloghi a varie cose appartenenti non solo antiche ma anche moderne", 1552), in dem eine Masse biographischer Eigenthümlichkeiten nach einem besondern Plane aufgespeichert ist. Dieses fast vergessene Buch, welches zu den wirklichen bibliographischen Seltenheiten gehört, rührt von einem Gelehrten her der eine ungeheuere Zahl historischer Werke mit der Feder in der Hand durchlaufen hat. Die einzelnen Notizen welche er auf diese Weise zusammengebracht hat, sind nicht, wie es sonst in ähnlichen Werken der Fall ist, nach chronologischer oder alphabetischer Anführung der betreffenden Personen, sondern nach dem Zusammenhange der Thatsachen geordnet. Es lag wahrscheinlich in der Idee des fleißigen Verfassers, ein Werk zu liefern welches für das gesammte Feld der Geschichte eine anekdotenartige Zusammenstellung, wie sie namentlich Aulus Gellius und Valerius Maximus für das Alterthum unternommen haben, bieten sollte. So findet man in diesem Archive biographischer Notizen eine Aufzählung der Männer und Frauen welche wegen ihrer Schönheit oder wegen ihres häßlichen Aeußern berühmt waren; dann werden uns wieder solche Personen in geordneter Reihe vorübergeführt welche sich wegen einer ungewöhnlichen Gefräßigkeit einen gewissen Ruf verschafft hatten, oder denen irgend eine andere hervorstechende Eigenthümlichkeit anhaftete. Jeder besonders auffallende Charakterzug findet hier seine historisch beglaubigten Vertreter, und was sich irgend an sonderbaren Lebenszufällen im ganzen Umfange der Geschichte oder in den abgesonderten Lebenskreisen einzelner Persönlichkeiten aufstöbern ließ, wird hier, freilich in etwas bunter und wirrer Ordnung, aufgestapelt. Diese Sammlung bietet für den Liebhaber menschlicher Sonderbarkeiten und Verirrungen ein reiches, unerschöpfliches Material, und man muß sich in der That mit dem bekannten Bibliographen Götze, welcher sich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts über diese „Sette libri" in seiner Weise ausließ, wundern, daß es noch keinem Bücherkenner eingefallen ist, den Schatz den man hier niedergelegt findet zu heben und für einen größern Kreis zugänglich zu machen.

Ein ähnlicher Plan wie derjenige welcher der eben erwähnten biographischen Sammlung zu Grunde liegt, mag wol den Herausgebern der vor kurzem erschienenen „Bibliothèque de poche" vorgeschwebt haben. Auch hier finden wir eine unabsehbare Menge von Einzelheiten, bei deren Auswahl und Zusammenstellung vorzüglich auf das Gepräge des Eigenthümlichen und Sonderbaren gesehen ist, zusammengetragen; nur daß uns der Plan und die Anordnung dieser neuen Sammlung übersichtlicher scheint. Dadurch wird auch der Gebrauch des ganzen Werks, welches auf zehn Bändchen berechnet ist, bequemer und leichter. Eine kurze summarische Uebersicht über die bereits erschienenen Bände wird wol besser als eine tiefer eingehende Zergliederung des Inhalts selbst, welche hier überdies ungeeignet sein dürfte, einen ungefähren Begriff vom Reichthum und der Mannichfaltigkeit des gebotenen Materials zu geben im Stande sein.

Der erste Band trägt den besondern Titel „Curiosités littéraires" und gibt uns in einzelnen Capiteln eine Zusammenstellung interessanter und zum Theil sehr wenig bekannter Akrostichen, Anagrammen und ähnlicher poetischer Formen, welche schon in ihrer ganzen Anlage den Reiz des Eigenthümlichen an sich tragen. Durch kurze hier und da eingestreute Bemerkungen sowie schon durch die Gruppirung und Anordnung wird das Verständniß dieser Spielereien erleichtert. Alle Auswüchse des poetischen Triebes, sonderbare Reimverschlingungen, sogenannte bouts-rimés und Abnormitäten anderer Art finden sich hier wie in einem wunderlichen Herbarium zusammengelesen. Ein besonders reiches Contingent hat das Genre der macaronischen Poesie — wenn man bei diesen verrückten Tändeleien überhaupt den Namen der Poesie noch gelten lassen will — geliefert. Dann erhalten wir ferner als besondere Abschnitte Bemerkungen über die dichterische Nachahmung und über das Zusammentreffen verschiedener Poeten in der Auffindung gleicher Ideen und verwandter Stoffe, wobei man an das bekannte les beaux esprits se rencontrent oft erinnert wird. An diese Zusammenstellung reiht sich das mit Belegen reichgeschmückte Capitel vom literarischen Plagiat und von den Fälschungen, Veruntreuungen und Fehlgriffen der Uebersetzer (traduttori, traditori) ganz natürlich an. Diesen letztern Abschnitt sowie den welcher von den Citaten handelt hätten die Herausgeber noch viel umfassender und auch wol piquanter machen können, wenn sie mehr als sie es in der That gethan haben die reichen Fundgruben, welche die deutsche Literatur in dieser Beziehung bietet, auszubeuten beflissen gewesen wären. Auch die Kritik welche — wir Splitterrichter und Geistesmäkler dürfen es uns nicht verbergen — von den Bücherfabrikanten nur gar zu gern als Zielscheibe fortwährender Witzeleien und Ausfälle gewählt wird, ist nicht leer ausgegangen; aber ein Kritiker der über die vielen Misgriffe und seltsamen Launen seiner verehrten Collegen alter und neuer Zeit, die hier aufgebracht und zusammengestellt sind, nicht lachen könnte, müßte wirklich ein recht unleidlicher Griesgram sein. Die Akademien nun aber vollends, welche namentlich in Frankreich, wo man sich für jeden allzu harten Druck wenigstens mit Witzworten und einer liebenswürdigen Fronderie zu rächen weiß, schon vor Lebrun oft recht arg mitgenommen sind, boten einen noch bequemern und reichern Stoff, der nur bei Erwähnung der literarischen Fehden zwischen ganzen Corporationen oder einzelnen wuthentbrannten Autoren noch unerschöpflicher gefunden wird.

Im zweiten Bande der „Bibliothèque de poche" — hier hat sich, während der erste und dritte Band anonym erschienen sind, der als Kritiker bekannte Ludovic Lalanne als Verfasser genannt — spielt das Thema mehr auf das bibliographische Gebiet hinüber. Was uns hier als „Curiosités bibliographiques" geboten wird, zerfällt wiederum in verschiedene Unterabtheilungen, von denen wir nur beispielsweise einige Nummern herausheben. Dahin gehören die Sonderbarkeiten bezüglich auf die alte Schreibweise, Notizen zur Geschichte der Schreibmaterialien, über die Copisten und Handschriften,

über die Abkürzungen und die Geheimschrift. Dann werden Anekdoten aus der Geschichte der Buchdruckerkunst, namentlich in ihrer frühesten Periode, Angaben über die allmälige Ausbreitung derselben und über die Drucke des 15. Jahrhunderts beigebracht. Daran reihen sich Bemerkungen über die Buchhändler, ihre ältesten Verbindungen und über einzelne auffallende Erscheinungen des jetzigen Buchhandels. Auch die Bibliotheken, ihre erste Gründung und Das was sich in ihrer jetzt bestehenden Anordnung Auffallendes und Sonderbares zeigt, wird zur Besprechung herangezogen. Ferner wird eine piquante Lese aus den besonders im 17. und 18. Jahrhundert sehr üppig wuchernden Dedicationen veranstaltet, der eine Zusammenstellung bizarrer Büchertitel vorangeht, und ein nicht minder mannichfaltiges Capitel über die Vorreden nachfolgt. Bei einer Auswahl sonderbarer Druckfehler, unter denen sich die lächerlichsten Irrthümer zeigen, hätte durch Berücksichtigung einer in ihrer Fassung höchst geistreichen Abhandlung von dem obenerwähnten Nodier, die im „Bulletin des bibliophiles" niedergelegt ist, eine noch reichere Mine eröffnet werden können. Dann kommt die Besprechung des Einbandes, der Autographen und das für so manche fingerfertige Schriftstellerseele so anziehende Capitel vom Honorar, betitelt „Prix payés aux auteurs pour leurs ouvrages", an die Reihe.

Fast noch reicher ist die Auswahl der biographischen Curiositäten zu nennen, welche den dritten vom anonymen Herausgeber der „Curiosités littéraires" redigirten Band umfassen. Indessen auch hier müssen wir uns auf bloße Andeutungen beschränken. Den Reigen eröffnen die physischen Eigenthümlichkeiten welche an einigen berühmten Personen bemerkt werden. An diese Aufzählung schließt sich eine Uebersicht eigenthümlicher Launen und Gewohnheiten namhafter Männer. Die Notiz über die Fruchtbarkeit einzelner Schriftsteller hätte wol eigentlich schon in einem frühern Bande untergebracht werden können, um Raum zu gewinnen für eine ausführlichere und erschöpfendere Behandlung des Abschnitts von den historischen Beinamen. Nicht geringes Interesse gewährt die vergleichende Zusammenstellung der eigenthümlichen Todesarten die in der Geschichte verzeichnet werden, mit der eine Aufzählung solcher Personen in Verbindung steht welche lebendig begraben wurden. Daran schließt sich eine Liste von berühmten Selbstmördern und ein Verzeichniß von solchen Todesfällen an welche durch ein ahnendes Vorgefühl oder auf andere Weise prophezeit sind. Auch unter den Aufschriften auf Leichensteinen findet sich manche Aeußerung die man nicht ohne Interesse bemerken wird. Sehr reich ist ferner der Abschnitt über die falschen Fürsten und andere ähnliche Betrüger ausgefallen, sowie sich auch bei Aufzählung solcher Herrscher die neben ihren Regierungsgeschäften noch Muße zur Betreibung irgend eines Handwerks oder einer Kunst fanden, manche interessante Angabe bietet. Wir berühren endlich noch die Abschnitte von den Eunuchen und — sonderbarer Zufall, der diese beiden Capitel nebeneinander gebracht hat! — die Aufzählung derjenigen Frauen welche sich durch glorreiche Waffenthaten ausgezeichnet haben. Es scheint als führte diese Annäherung ganz natürlich zu der Abtheilung der historischen Parallelen („Rapprochements historiques") hinüber, indem sich Andeutungen zu vielfachen Vergleichungen dem Leser aufdrängen. In dem Capitel „Erreurs populaires concernant quelques personnages célèbres" stellt sich der Herausgeber auf einen fast kritischen Standpunkt, dessen er sich bis dahin — weil eine einigermaßen gelehrtere Behandlung außerhalb seiner Aufgabe lag — im Allgemeinen mehr enthalten hat. Ueberhaupt ist es nicht zu verkennen, daß das ganze Unternehmen zunächst mehr auf einen weitern Kreis berechnet ist, obgleich auch der Gelehrte in diesem reichen Schatze einzelner Bemerkungen Stoff genug zur Unterhaltung und selbst zur belehrenden Anregung finden kann.

G. F. Günther.

Fischart's Geburtsjahr.

In Nr. 143 d. Bl. erwähnt Hr. W. A. Passow, daß Fischart 1542 nur wenig über 20 Jahre alt gewesen sein könne. Er müßte demnach etwa 1520 geboren sein. Diese Annahme, die auf einer ganz und gar grundlosen Combination des verstorbenen Herausgebers eines Fischart'schen Gedichts, K. Halling, beruht, ist schon von Halling's Recensenten, Hrn. von Meusebach, im J. 1829 als unrichtig bezeichnet worden, neuerlich freilich von Häußer in seinem deutschen Lehrbuche noch wiederholt. Wer sich etwas in der Fischart-Literatur genauer umgesehen hat, weiß, daß Fischart im J. 1520 nicht geboren sein kann und schwerlich vor 1545 geboren sein wird. Denn er nennt sich nach 1565, wahrscheinlich 1570, jedenfalls vor 1573 in der Vorrede seines ersten Werks einen jungen Mann, womit seine übrigen Lebensumstände ganz wohl stimmen, da er sich erst in den achtziger Jahren verheirathete und sein ältestes Kind erst 1584 geboren wurde. Diese durchaus zuverlässigen Angaben, deren Begründung eine besondere Abhandlung erfodern würde, geben nun das Kriterium für die Unechtheit der von Hrn. R. Müller mitgetheilten angeblichen Briefe Fischart's an den im J. 1547 verstorbenen Kurfürsten Albrecht II. von Mainz; beweisen ferner auch die Unmöglichkeit einer von Fischart herrührenden Uebersetzung des Rabelais aus dem J. 1552. Daß eine in diesem 1552. Jahre erschienene Ausgabe der Geschichtklitterung ein Unding ist, bedarf durchaus keiner weitläufigen Beweisführung, da diese angebliche Edition nach den bekannt gemachten Beschreibungen schon das Epitaphium Rabelais' enthält, und Rabelais erst 1553 starb. Von den 80 Schriften Fischart's, deren Titel ich kenne, und von denen wenigstens 35 noch vorhanden sind, die ich in öffentlichen und Privatbibliotheken nachweisen kann und zum größten Theile, etwa fünf ausgenommen, selbst eingesehen habe, ist keine einzige mit einer frühern Jahreszahl des Drucks als 1570 versehen und keine nach dem J. 1589 abgefaßt. Wie könnte nun Fischart 1552 schon sein Hauptwerk veröffentlicht und dann volle 18 Jahre geschwiegen haben! Wie ungeheuer groß aber muß die eigene Unkenntniß Dessen gewesen sein der jene Briefe vom J. 1542 erfand, oder wie stark das Vertrauen auf die leichtgläubige Unkenntniß des Publicums, dem jene untergeschobenen Briefe als echte hingeworfen wurden!

K. Gödeke.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 174. —— 23. Juni 1847.

Heinrich Luden.

(Beschluß aus Nr. 173.)

Ebenfalls unvollendet blieb eine „Geschichte der Deutschen" in drei Octavbänden, mit welchen Luden 1842—43 hervortrat. Er sah sich genöthigt einen Irrthum zu berichtigen, nach welchem Viele dies Werk für einen Auszug aus seiner „Geschichte des deutschen Volkes" hielten. Der letztern diente es nur zur Grundlage. Bereits in den J. 1806—22 war es niedergeschrieben, späterhin aber überarbeitet, ergänzt und verbessert worden. Luden erzählt:

Schon bei dem Antritt meines Lehramts war ich entschlossen Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Volkes zu halten. Sobald daher nach der Schlacht von Jena einige Ruhe zurückgekehrt war, fing ich an ein vollständiges Heft, größtentheils aus Mangel an Kenntnissen nach neuern Schriftstellern, auszuarbeiten. Im Winter von 1808 zu 1809 las ich dieses Heft zum ersten mal ab: im eigentlichsten Sinne; den Muth, frei zu sprechen, habe ich erst einige Jahre später gewonnen. Die Vorlesungen fanden bei unsern Studirenden viele Theilnahme; Manche äußerten mir auch wol den Wunsch, daß ich dieselben drucken lassen möchte. Bald entstand in mir der neue Entschluß, einst, etwa nach zehn oder zwanzig Jahren, eine Geschichte des deutschen Volkes herauszugeben. Ich setzte daher das Studium der Quellenschriftsteller mit Eifer fort, verbesserte mein Heft, arbeitete aber auch einzelne Theile der Geschichte für den Druck aus, nicht nach der Zeitfolge, sondern wie ein Gegenstand meine oder meiner Zuhörer Aufmerksamkeit besonders erregt hatte, oder wie ich den Personen, den Ereignissen eine neue Ansicht abgewonnen zu haben glaubte. Meine Vorträge über die vaterländische Geschichte wurden jeden Winter wiederholt, und fortwährend einzelne Auftritte, Ereignisse, auch wol ganze Zeiträume ausgearbeitet. Es waren Bruchstücke, aber das Heft gab wie den Maßstab so den Zusammenhang; die Lücken waren nicht schwer auszufüllen. Als ich nun, irre ich nicht, im Sommer 1822, im Begriffe war mein Werk einem Buchhändler zu übergeben, kam ein gelehrter, in der historischen Literatur vielbewanderter Mann auf einige Tage nach Jena. Er fragte nach meinen Arbeiten; ich las ihm Verschiedenes aus dem neuen Buche vor. Er nahm einige Abschnitte mit sich in das Gasthaus. Am folgenden oder am dritten Tage brachte er sie zurück. Dieses Werk, sagte er, dürfen Sie nicht drucken lassen. Bei der Unwissenheit und Leichtfertigkeit mit welcher so Manche unter uns Geschichte schreiben und von Geschichtschreibung schwatzen, darf kein Historiker ohne Beweise für die Richtigkeit der Thatsachen, ohne Gründe für die Richtigkeit seiner Urtheile auftreten. Erweitern Sie daher Ihren Plan von vier oder fünf Bänden auf zehn oder funfzehn, und zeigen Sie der Welt durch die Mittheilung Ihrer Forschungen, daß Sie die Thatsachen nicht ohne die Kenntniß der Ueberlieferungen berichtet, Ihre Ansichten, Ihre Urtheile nicht ohne wohlerwogene Gründe gebildet und ausgesprochen haben. Andere Freunde stimmten bei, und ich legte mein Buch zur Seite, um die Geschichte des deutschen Volkes zu schreiben. Die Bedenklichkeiten meiner Freunde vor zwanzig Jahren dürften jetzt gehoben sein. Meine „Geschichte des deutschen Volkes" enthält, wie ich glaube, den Beweis, daß ich nicht leichtsinnig, nicht unbesonnen schreibe, sondern nur nach genauer Durchforschung, nach sorgfältiger Prüfung der Ueberlieferungen, daß ich mich daher, auch wo ich irre, nicht ohne Grund irre, und daß ich nie etwas Anderes erstrebe als die Wahrheit. Ich darf daher wol einigen Anspruch auf Vertrauen machen. Wem aber mein Werk nicht genügt, wer andere Beweise verlangt, dem ist ja der Zugang zu dem größern Werke nicht versagt.

Was Luden hier mit rühmlicher Bescheidenheit von sich sagt, dürfte ihm wol nach dem ziemlich einstimmigen Urtheil der gelehrten Welt in noch weit höherm Grade zugestanden werden können. Auch bei seinem Fürsten hatten seine Verdienste die gebührende Anerkennung gefunden. Der Großherzog Karl August von Sachsen-Weimar ertheilte ihm den Charakter eines Hofraths und verlieh ihm das Ritterkreuz, späterhin das Comthurkreuz des Falkenordens. Von dem Herzog von Sachsen-Gotha war er zum Geh. Hofrath ernannt worden. Den Fürsten des Ernestinischen Hauses empfahl er sich für die ihm gewordenen Auszeichnungen durch die Herausgabe der „Reise des Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar durch Nordamerika in den J. 1825—26" (2 Bde., Weimar 1828). Nicht blos mit der Geschichte, auch mit den politischen Verhältnissen der neuern Zeit genau bekannt, schien er völlig an seinem Platze, als die Universität Jena ihn 1820 zum Deputirten auf dem weimarischen Landtage wählte. Er ließ damals eine „Verhandlung über die Oeffentlichkeit der Sitzungen" (Jena 1829) drucken. Die in spätern Jahren auf ihn gefallene Wahl zu einem Abgeordneten der Akademie lehnte er ab. Der Geh. Hofrath und Professor der Medicin Dr. Kieser vertrat seine Stelle. Luden lebte seitdem in stiller Zurückgezogenheit, die er von jeher geliebt hatte, seinem Lehramt und wissenschaftlichen Studien.

In den letzten Jahren seines Lebens weckte das lebhafte Gespräch mit einigen Freunden in Luden die Idee zu einer Selbstbiographie. Er konnte sich sagen, daß er mit seinen Altersgenossen eine wundersame Zeit durch-

lebt, reich an großen Begebenheiten, an merkwürdigen Ereignissen, an Zerstörungen und Gründungen, Glück und Unglück. Und doch hatte in keiner Zeit, mitten unter dem ungeheuern Wechsel der Dinge, der menschliche Geist je raschere Fortschritte gemacht. Luden berichtet:

Ich faßte den Entschluß in mein Leben zurückzuschauen, aus der Masse meiner Erlebnisse diejenigen auszuwählen die mir von dem größten Interesse zu sein schienen, die den tiefsten Eindruck auf mich gemacht hatten und mir eben deswegen am klarsten vor der Seele standen. Diese Erlebnisse wollte ich, damit sie sich nicht nach und nach in meinem Gedächtnisse verdunkelten oder meiner Erinnerung ganz entschwanden, mit historischer Treue beschreiben, nicht nach der Zeitfolge, nicht nach einer andern bestimmten Ordnung, sondern sowie mir das Eine oder das Andere lebendig in die Seele zurückgerufen würde und ich den Vorgang hell und deutlich wieder in mir erzeugt hätte. Ich wollte dazu nur einzelne günstige Stunden benutzen. Aber diese Erzählungen sollten auch nicht ein Buch für das Publicum werden, sie sollten ungedruckt bleiben, wenigstens bis zu meinem Tode. Nur meinen Kindern wollte ich die Handschrift hinterlassen, auf daß sie ihnen ein Zeugniß über die Schicksale ihrer Aeltern und über die Grundsätze sein sollte durch deren Befolgung ihre Aeltern den Druck der Zeiten zu bestehen, zu überwinden gestrebt haben. Natürlich behielt ich mir vor, nach Zeit und Gelegenheit Einzelnes aus der Schrift öffentlich mitzutheilen. Ich legte sogleich Hand an das Werk, nahm einige Buch Papier, schrieb auf die erste Seite: „Rückblicke in mein Leben", und fing an zu erzählen. Ein paar Stunden wöchentlich setzte ich das Angefangene fort, sowie ich durch eine andere Veranlassung, durch die Zeitungen, durch eine Unterhaltung, wie immer auf einen Gegenstand geführt wurde. Es waren Stunden der Erholung, der Erheiterung, wenn ich auch zuweilen mit Thränen in den Augen schreiben mußte. Vor geraumer Zeit aber ward ich genöthigt, diese Arbeit, die übrigens kaum eine Arbeit war, wenn nicht aufzugeben, doch zu unterbrechen. Ich war außer Stande selbst zu schreiben, und vermochte nicht diese Dinge zu dictiren. Wenn mir die Lust kam, fehlte der Schreiber, wenn der Schreiber kam, war die Lust vorüber. Auch ging mir das Dictiren viel zu langsam.

Ein Bruchstück aus diesen Rückblicken in sein Leben theilte Luden öffentlich mit in der zu Jena 1843 gedruckten kleinen Schrift: „Hauptmann von Gerlach (General von Grolman) 1812 Student in Jena." Wie weit jene Selbstbiographie in der Handschrift gediehen, und was sich davon in Luden's literarischem Nachlasse vorgefunden, wüßten wir nicht zu sagen.

Luden's Verdienst als Historiker ausführlich zu würdigen ist hier nicht der Ort. Genügen mag die Hindeutung auf seine zeitgemäßere und geistvollere Behandlung der Geschichte, durch welche er derselben ein bedeutendes Uebergewicht gab über die frühere, durch philosophische Grundidee belebte Form. Er stellte die Weltereignisse als Züge Eines großen Lebens dar und zeigte die enge Verbindung des früher Gewesenen mit dem nächst Folgenden. Ohne eine mechanische Entwickelung, wie Eins aus dem Andern gefolgt sei, unterschied er aufs schärfste Zweierlei: 1) was die Begebenheit, die Person für sich, d. h. in ihrem eigenthümlichen Leben und Wesen, in ihrer Individualität war, dann aber 2) was sie war in ihrer Verbindung mit dem Vorher und Nachher. Von dieser philosophischen Ansicht scheint Luden uns in seiner großartigen Behandlung der Geschichte ausgegangen zu sein. Abgerissen und unabhängig von dem Ganzen erschien ihm kein Volk, kein Individuum. Alles, meinte er, sei gekettet an das Frühere mit vielfältigen Banden und hänge wieder durch mannichfache Beziehungen mit dem Spätern zusammen. Die einzelnen Facten erschienen ihm als Glieder eines organischen Körpers. Er betrachtete alle Erscheinungen des Lebens als Eins, aus Einem kommend und zu Einem führend. Ohne die Annahme eines Bleibenden im Wechsel, eines Ewigen, das sich in der Zeit offenbare, konnte er sich kein tiefes Eindringen in die Geschichte denken. Er sah Mehr in ihr als eine Reihe von Thatsachen und Zahlen. Sein Standpunkt war ein höherer, ein religiöser. Er erblickte in der Geschichte den großen Gang des Weltgeistes durch die Zeit, die Offenbarung des Ewigen. In dieser Beziehung verdienen hier schließlich die Worte eine Stelle die er einst mit jugendlicher Begeisterung sprach:

Ich möchte Etwas dafür wirken, daß die Geschichte mit mehr philosophischem Geist ergriffen und aufgefaßt, und von ihr uns ein neuer Quell ergossen würde in das Leben der Menschen, der sie reinigte von den Flecken des Zeitalters, und sie belebte, und ihnen Sinn erweckte für Vaterland, Gemeinwohl, Ehre, Tugend und alles Gute, Schöne und Große!

H. Doering.

Romanliteratur.

1. Die Kunstreiter. Eine Novelle. Berlin, A. Duncker. 1847. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

In Rom treffen verschiedene gräfliche und prinzliche Herrschaften, Männer und Frauen, mit einer Kunstreitergesellschaft zusammen. Es entspinnt sich sofort zwischen den Gliedern der beiden Theile ein Verkehr und Alles ist kreuz und quer ineinander verliebt. Die Gräfin Ines und die Fürstin Boschi sind ebenso in den Bajazzo Baptist wie die Kunstreiterin Cechina verliebt, und in der Novelle S. 100 heißt es von diesem Manne: „O du unwiderstehlicher Baptist! Der Gegensatz, die Süßigkeit und Bitterkeit deines Wesens ist hinreißend. Diese Augen, die tollkühn jeder Gefahr, jeder Kraftanfoderung entgegenblitzen, die jedem Widerstande mit Trotz und Hohn begegnen, verstehen es um so anmuthiger zu lächeln, diese sprühenden Liebes- und schmachtenden Sehnsuchtsfunken wirken um so mächtiger." Du unwiderstehlicher Baptist, fügen wir hinzu, welches Unheil würdest du anstiften, wenn du nach Berlin in die Kreise der Verfasserin dieses Buches kämest! Es müßten wenigstens alle Zeichen trügen, wenn wir in dieser Novelle nicht die Arbeit eines heimlichen vornehmen Blaustrumpfs erkennen sollten, und selbst auf die Gefahr hin, Hrn. Wilhelm Meinhold einen neuen Beweis zu geben, wie sehr die Kritik irrt, wollten wir unsere Beobachtung doch nicht unausgesprochen lassen. In die Kunstreiterin Cechina ist nun vor Allen auch Baptist verliebt, so dann der Fürst Boschi und der Prinz Alexis. Cechina, das arme Mädchen, ist eine gute Beute für solche vornehme Herren, hinter deren ganzer Liebe, bei Tag besehen, nichts Anderes als die gewöhnlichste Sinnlichkeit lauert, und die, wie der Fürst Boschi, ihre eigenen sittlichen Verpflichtungen vernachlässigen, um nur den Kitzel ihrer lüsternen Sinne zu befriedigen. Es ist nicht die Kraft der Leidenschaft welche diese Personen zueinander treibt, es ist die Langweile, der Reiz der Neuheit, das vornehme Gelüste, die Welt der Sittenlosigkeit! So heißt es über die Ehe des Fürsten Boschi (S. 103): „Die erfahrene (worin?) und verwöhnte (wodurch?) Frau fand den Fürsten längst langweilig und der Fürst war zu flatterhaft, um

einen Begriff von Treue fassen zu können." Wie ist die Ehe ohne Treue und Liebe erklärlich? „Aber", fährt die Verf. fort, „sie fühlten Freundschaft füreinander, sie zeigten sich bei vorkommenden Gelegenheiten gefällig (ei! ei!), ja die Fürstin konnte sogar kleine (!) Opfer bringen, wofür ihr zum Lohne vom Gemahl eine gewisse Herrschaft eingeräumt wurde, die ihr schmeichelhaft war." Ist Dies nicht ein ganz spaßhaftes Verhältniß? Freundschaft! Jawol; es war die Maske der Heuchelei, der Convenienz, welche auf die durchlöcherte Gesinnung und Charakterlosigkeit äußerlich geklebt wurde. Das ganze Buch ist so recht ein Abklatsch vornehmer Zustände; ohne sittlichen Halt, ohne Tiefe, ohne Leidenschaft, nur mit etwas Flitter und Schein ist das maßlose Belieben des einzelnen Subjects ausstaffirt, und am Ende gibt es doch keine Mesalliance. Das wäre ja auch schauderhaft, wenn ein Fürst eine Kunstreiterin lieben könnte, ohne daß diese nachher die Tochter eines Grafen wäre. Das Vollblut hat gute Witterung; Cechina ist nämlich die als Kind verloren gegangene Tochter des Grafen Asturilla. „Mit welchen Empfindungen fuhr der Prinz Abends zum Grafen Asturilla, mit welchen Empfindungen stand er Cechina gegenüber, die verschämt die Augen niederschlug; gewiß, sie dachte an den bangen schönen Abend wo er seine Gefühle gestanden, er, der Prinz — der Kunstreiterin." Diese „göttliche Fügung", wie der Prinz Cechina's Standeserhöhung nannte, half ihm jedoch Nichts, der Bajazzo Baptist trug den Sieg davon. Aber Das ginge doch nicht, wenn er blos Mensch und Kunstreiter war; der französische Gesandte stellte ihm ein Certificat aus, daß er ein französischer Edelmann sei. So war das beleidigte Vollblut nach allen Seiten hin gedeckt und entschuldigt, und zur Erklärung von Situationen wird einfach auf eine unbestimmte vage Größe sich bezogen: „O, das menschliche Herz schließt ein Chaos in sich!" Aber in der Kunst hat das Chaos keine Berechtigung!

2. Der Mann des Volkes, oder Triumph der Tugend. Romantisches Gemälde aus der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Drei Theile. Leipzig, Krappe. 1847. 8. 3 Thlr.

Wenn wir uns nicht sehr irren, so ist dies Buch schon einmal unter dem Titel „Emmerich von Töckely" im Buchhandel gewesen, und die neue Erscheinung hat nichts Neues für sich als den Umschlag und das Titelblatt. Der Verf. desselben wäre hiernach Karl v. Damitz, der sich auf dem in demselben Verlage erschienenen Buche „Heinrich IV." Verfasser des „Emmerich von Töckely" nennt. Für unsere Ansicht spricht auch der Umstand, daß auf dem Anfangsblatte der einzelnen Bogen unten, wo in der Regel neben der Bogenzahl der Titel beigedruckt wird, durch die drei Bände hindurch „Emmerich von Töckely" steht. Der neue Titel ist in der That auch in seiner Zusammensetzung so berechnend, daß er wirklich für manchen Leser zum Köder werden dürfte. Der Inhalt dagegen, der eine Episode aus der ungarischen Geschichte behandelt, so spannend und verwickelt er auch angelegt ist, hat so wenig tieferes Interesse, so wenig erstere Bedeutung und künstlerische Ausführung, daß er höchstens einen gewöhnlichen Leihbibliothekleser befriedigen kann. Entführungen, Vergiftungen, Jesuiten, Kerker, Mord und Todtschlag qualificiren diesen Roman zu einem sogenannten „romantischen" Gemälde; die Sprache ist gewöhnlich, die Charaktere so verschwommen und so ohne Fleisch und Blut, daß sie wie dürre Schemen an uns vorübergleiten. 93.

Historische Miscellen.

Der tanzende Cardinal-Minister.

Cardinal Richelieu wagte, als er durch Ränke zum ersten Minister Ludwig's XIII. sich emporgeschwungen, sein Auge auf die Königin Anna von Oestreich selbst zu werfen und um Gegenliebe zu buhlen. Um ihn von dieser Leidenschaft zu heilen, beschloß die Königin auf das Anrathen ihrer Vertrauten, Frau v. Chevreuse, ihm als Prüfung aufzuerlegen, daß er als spanischer Possenreißer verkleidet in ihrer Gegenwart einen spanischen Volkstanz aufführe. Der Cardinal nahm das ihm durch die Vertraute der Königin gemachte Anerbieten an und bedung sich nur aus, daß bei diesem Auftritte Niemand außer der Königin zugegen sein solle als Boccau, ein Musiker in seinen Diensten, auf dessen Verschwiegenheit er sich verlassen konnte. Anna von Oestreich noch halb ungläubig, daß der Cardinal sein Versprechen erfüllen werde, bemerkte jedoch, daß das Zugeständniß desselben nicht weit genug gehe um seinen Zweck zu erfüllen, indem jedenfalls noch andere Zuschauer Zeuge der erlaubten Thorheit des Staatsmanns sein müßten. In Folge Dessen verbargen sich außer der Vertrauten der Königin zwei Edelleute aus der Umgebung der Königin, Vauthier und Beringen, hinter einem Schirme in dem Gemache der Königin; obwol Letztere auch diese Vorsicht nicht für nöthig hielt, da sie immer noch glaubte der Cardinal werde sich entschuldigen lassen. Aber sie hatte sich darin verrechnet, denn zur festbestimmten Zeit meldete Boccau, die Geige unter dem Arme, Se. Eminenz an. Zehn Minuten später erschien eine vermummte Gestalt auf der Schwelle, trat mit tiefer Verbeugung vorwärts, schlug den ungeheuern Mantel in den sie gehüllt war auseinander, und der Premierminister Frankreichs, Cardinal Richelieu, stand vor der Gattin seines Monarchen in enganliegendem Wamms und grünsammetnen Beinkleidern mit silbernen Glöckchen an den Knien und Castagnetten in den Händen. Die Königin mußte alle ihre Kräfte aufbieten, um bei dieser Erscheinung ihrer Herr zu bleiben und nicht in lautes Gelächter auszubrechen. Es gelang ihr die gehörige Fassung und den Ernst zu behaupten, um den seltsamen Buhlen mit anmuthigem Kopfnicken zu empfangen und ihn in höflichen und angemessenen Redensarten zu ersuchen, seiner Aufgabe zu genügen. Er gehorchte und sie sah eine Zeit lang neugierig und vergnügt den Bewegungen und Gliederverrenkungen des Cardinals zu; aber der tiefe Ernst den er dabei fortwährend bewahrte machte den Auftritt zuletzt so grotesk, daß sie ihre Fassung nicht länger zu behaupten vermochte, sondern in heftiges Lachen ausbrach. Dies Gelächter fand aber in demselben Augenblicke einen noch lautern Widerhall hinter dem Schirme, und Richelieu, der schnell einsah, daß er verrathen worden, eilte wüthend aus dem Zimmer, in das nun das verborgen gewesene Trio trat, um gemeinschaftlich mit der Königin sich über den Vorgang lustig zu machen. Sie ließen es sich wenig in den Sinn kommen, daß sie eine schlafende Schlange geweckt, deren Stich sicher und unheilvoll war. Sie dachten nicht, daß der Cardinal, als er wuthschäumend das Zimmer verließ, der Königin und ihrer Vertrauten tödtlichen Haß schwur, dessen Folgen weder die Eine noch die Andere zu entrinnen vermochte.

Tiefe politische Weisheit.

Als Franz I. König von Frankreich sich gegen den Botschafter des Papstes über die Handlungsweise seines Gebieters beklagte und drohte, er werde, wenn man ihn nicht zufriedenstelle, die lutherische Religion in seinem Reiche ebenso beschützen wie es Heinrich VIII. in England gethan, antwortete ihm der Botschafter: „Sire, vous en serez marri le premier." „Sie würden", fuhr er fort „Mehr verlieren als der Papst: eine neue Religion verlangt einen neuen Fürsten." Der König umarmte den Gesandten nach einiger Ueberlegung und erklärte ihm, daß er Recht habe. Von dieser Zeit schenkte der Fürst ihm des guten Rathes wegen um so größeres Vertrauen und Zuneigung. 12.

Bibliographie.

Aufklärungen über die Auswanderung nach Siebenbürgen und zwar in denjenigen Theil des Landes, welchen die Deutschen, insgemein Sachsen genannt, seit mehr als 700 Jahren eigenthümlich besitzen. Herausgegeben von der Oberverwaltung

des siebenbürgisch-sächsischen Vereins zur Hebung der Landwirthschaft. Tübingen, Fues. 8. 4 Ngr.

Berstett, A. Frhr. v., Münzgeschichte des Zähringen-Badischen Fürstenhauses und der unter seinem Scepter vereinigten Städte und Landschaften. Mit Abbildungen. Freiburg, Herder. 1846. Gr. 4. 9 Thlr.

Das wahre Christenthum, wie solches nach den Hauptgeboten Jesu Christi in der christlichen Kirche und von jedem Christen erkannt und kund gegeben werden soll. Nach dem Inhalt der heiligen Schrift dargestellt von einem Laien. Cassel, Bohne. Gr. 8. 5 Ngr.

Ernst, F., Pladdütsche Gedichte. Berlin, Plahn. 16. 20 Ngr.

Falkmann, A., Beiträge zur Geschichte des Fürstenthums Lippe aus archivalischen Quellen bearbeitet. 1stes Heft. Lemgo, Meyer. Gr. 8. 20 Ngr.

Genrebilder aus der Coulissenwelt. Theaternovellen, mit Beiträgen von F. Steinmann, A. Glaßbrenner, J. Lasker, Freimund Volkmann, Th. Drobisch, F. Adami zc. 1stes Bändchen. Leipzig, Koffka. 8. 1 Thlr.

Gruber, A., Ueber die freundschaftliche Liebe. Wien, Mechitaristen-Congregations-Buchhandlung. 12. 10 Ngr.

Handbuch für Zeitungsleser. Herausgegeben von F. Fenner v. Fenneberg unter Mitwirkung von F. Grieb, H. Rollett, J. G. Wirth und mehreren Andern. Ulm, Müller. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Kalisch, L., Lose Hefte. 1stes Heft. Leipzig, G. Wigand. 8. 10 Ngr.

Lancizolle, C. W. v., Rechtsquellen für die gegenwärtige landständische Verfassung in Preußen, mit Einschluß der Landtags-Abschiede. Theils vollständig, theils in Auszügen zusammengestellt. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

— — Aus der Geschichte und zur Charakteristik der landständischen Verfassung in Deutschland und in Preußen. Nebst tabellarischer Uebersicht der preußischen Landstände. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 10 Ngr.

Müller's, H., evangelischer Herzensspiegel. 1ste Abtheilung: Evangelien-Predigten. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. Gr. 4. 1 Thlr.

Mundt, Th., Mendoza der Vater der Schelme. Ein Roman. 2ter Band. Berlin, Mylius. 8. 2 Thlr.

Naturgeschichte des Deutschen Studenten. Von Plinius dem Jüngsten. Mit 41 Illustrationen von Apelles. 3te vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, Lorck. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Netz, K., Die Kirchen des europäischen Abendlandes in ihrem gegenwärtigen Verhältnisse, ihrem Kampfe, ihrer Annäherung und Entfernung von einander. 1ster Band. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 2 Thlr.

Neumann, T., Ein Formelbuch Kaiser Karl's IV. Beschreibung der Görlitzer Handschrift und Mittheilung der wichtigsten ungedruckten Briefe. Görlitz. 1846. 8. 5 Ngr.

Oehlrich, G. W., Die deutsche Küste und das Binnenland, oder Deutschlands Handelslage um das Jahr 1846. Hamburg, Verlags-Comptoir. 8. 1 Thlr.

Phillips, G., Ueber die Ordalien bei den Germanen in ihrem Zusammenhange mit der Religion. Festrede für die Feier des 88. Stiftungstages der Akademie. München. Gr. 4. 8 Ngr.

Pocci, F., Schattenspiel. München, Literarisch-artistische Anstalt. Qu. gr. 8. 16 Ngr.

Dämonische Reisen in alle Welt. (Nach einem noch ungedruckten französischen Manuscripte bearbeitet.) Tübingen, Osiander. Gr. 8. 3 Thlr.

Roßbach, J. J., Die Philosophie der Gerechtigkeitspflege mit steten Beziehungen auf die gerichtlichen Institutionen civilisirter Völker. Würzburg, Stahel. Gr. 8. 1 Thlr.

Die Rückkehr. Vom Verfasser der Briefe eines Verstorbenen. 2ter Theil. Syrien. Berlin, A. Duncker. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Sammlung der Statute, Verordnungen und Verfügungen, welche das bürgerliche Recht des Herzogthums Schleswig betreffen. Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von Esmarch. Schleswig. 1846. Gr. 8. 5 Thlr.

Simon, M. F., Sämmtliche Kanzelreden. Mit einer Vorrede von Pfarrer A. Westermayer. 1ster Band. — A. u. d. T.: Sittliche Reden von dem großen Gebote der Liebe. 1ster Band. Neue, verbesserte Auflage. Regensburg, Manz. 8. 18¾ Ngr.

Strafgesetzbuch des russischen Reichs, promulgirt im J. 1845. Nach der russischen Originalausgabe deutsch bearbeitet von *C. S.* Baden, Marx. Lex.-8. 3 Thlr.

Wimmer, H., Die Deutschen in Rußland. Eine patriotische Zeitskizze. Leipzig, Teubner. 8. 1 Thlr.

Witzschel, A., Die tragische Bühne in Athen. Eine Vorschule zum Studium der griechischen Tragiker. Jena, Mauke. Gr. 8. 24 Ngr.

Wolf, A., Gedichte. Königsberg, Pfitzer und Heilmann. 8. 20 Ngr.

Zeise, H., Gedichte. Altona, Blatt. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ziegler, J., Gedichte. Constanz, Verlagsbuchhandlung zu Belle-Vue. 8. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Beckers, H., Ueber die Stellung und Aufgabe der Philosophie in der Gegenwart. Eine Antrittsrede gehalten zur Eröffnung seiner Vorlesungen. München, Literarisch-artistische Anstalt. Gr. 8. 3 Ngr.

Credner, K. A., Asterisken oder Sternchen zu dem 2. und 3. Hefte der „Berichtigung' confessioneller Misverständnisse" vom Geh. Staatsrathe Kanzler zc. v. Linde, und zu einigen „öffentlichen Erklärungen", nebst Blicken in die Geschichte des Gießner Studienplanes, und urkundlichen Belegen. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 1 Thlr.

Ehrenberg, C. F. W. v., Angriff und Urtheil. Actenmäßige Darstellung meines fiscalischen Prozesses wider den Seilerwaarenhändler und Kaufmann Goswin Krackrügge zu Erfurt. Erfurt, Loës. Gr. 8. 7½ Ngr.

Giavina, C., Der Hoftheaterbrand in Karlsruhe am 28. Febr. 1847, dessen Entstehung, Verlauf und Folgen. Beschrieben aus Mittheilungen geretteter Augenzeugen und anderen zuverlässigen Materialien. Mit 4 lithographirten Ansichten und Beilagen. Karlsruhe. 8. 9 Ngr.

Küntzel, A., Was wollen die Liberalen in Preußen? und was will Hr. v. Lavergne-Peguilhen? Leipzig, Mayer. Gr. 8. 5 Ngr.

Die preußischen Landstände. Leipzig, Thomas. Gr. 8. 2 Ngr.

Misch, C. R., Die Ehe zwischen Juden und Christen. Ein Votum mit Bezug auf das preußische Recht und Toleranzedict. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 4 Ngr.

Protest preußischer Landtags-Abgeordneter gegen das Patent vom 3. Febr. 1847. Mannheim, Hoff. Gr. 8. 2 Ngr.

Richter, F. T., Zur Erinnerung an die Confirmation S. H. des Erbprinzen Friedrich zu Anhalt. Rede und Predigt. Dessau, Aue. Gr. 8. 5 Ngr.

Zweites offenes Sendschreiben an Hrn. Dr. Stern in Berlin und an die dortige Reformgemeinde. Altona, Blatt. Gr. 8. 6 Ngr.

Simon, H., Das Verhältniß des Gesetzes vom 17. Juli 1846 zu den Gesetzen vom 29. März 1844, d. i. Die nachträglich vergrößerte Macht des Richters über das Volk, und vorgängig vergrößerter Macht der Regierung über den Richter. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 7½ Ngr.

Sperling, Beitrag zur Geschichte der im Jahre 1846 zu Berlin versammelten General-Synode. Magdeburg, Baensch. 1846. Gr. 8. 2½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 175. —— 24. Juni 1847.

Der deutsche Bauernkrieg.

I.

Es sind in der neuern Zeit mehre Werke über den deutschen Bauernkrieg erschienen. Die Veranlassung und die Absicht derselben ist ziemlich klar. Ein dunkles Bewußtsein, eine rege Ahnung, daß die untern Classen der Gesellschaft zu einer größern Selbständigkeit herangewachsen sind, daß in ihnen ähnliche Ideen umgehen wie zur Zeit als der Bauernkrieg möglich wurde, daß uns, wenn kein Bauernkrieg, doch eine allgemeine Volksbewegung bevorsteht, haben ganz naturgemäß den Rückblick auf eine Zeit gelenkt die in mancher Beziehung der unserigen gleicht. Das ist die Veranlassung der neuern Geschichtswerke, oder besser der geschichtlichen Pamphlete, die über den Bauernkrieg in letzter Zeit erschienen sind. Ihre unverkennbare Absicht ist, aus der Vergangenheit eine Lehre für die nächste Zukunft zu ziehen. Ein sehr lobenswerthes Streben, dessen Anstoß wir gern folgen.

Eine dieser Schriften ist aus dem demokratisch-revolutionnairen, eine andere aus dem Gesichtspunkte des Mittelbürgerstandes aufgefaßt. Beide sind in Folge dieser einseitigen Auffassung auch zu einer einseitigen Anschauung gelangt.*) Wer aber zum Urtheile, ob über einzelne Thaten und Menschen oder über ganze Epochen der Geschichte, berufen sein soll, muß zuerst sich über den Standpunkt der Betheiligten erheben, unparteiisch in der höchsten Auffassung des Wortes sein. Die Partei hat überall ihre Berechtigung wo es sich um die augenblickliche That handelt. Wo der Kampf begonnen hat, sind nur Feiglinge und Selbstler unparteiisch. Wer aber seine Parteigefühle auch nach dem Kampfe behält, handelt wie der Sieger der seinen entwaffneten Feind rücklings niedermacht; er ist ein Richter der in eigenen Sachen ein Urtheil zu seinem eigenen Besten spricht. Sobald und so lange die Waffen ruhen, ist es die Pflicht jedes noch so tapfern Parteimannes, dem siegenden oder besiegten Gegner alle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Wer die Thaten und Ereignisse der Geschichte einseitig aus dem Gesichtspunkte der Partei auffaßt, bekundet dadurch, daß er eben nicht zum Richter berufen ist — ohne gerade zu beweisen, daß er deßwegen im

*) Das Werkchen des Hrn. A. Weill, ebenfalls nur ein Pamphlet, das den erstern Gesichtspunkt festhält, scheint uns das bedeutendste zu sein. Nicht des tiefen politischen oder geschichtlichen Blicks wegen, sondern einfach, weil es am klarsten und volksthümlichsten geschrieben ist, und somit ziemlich sicher auch das gelesenste sein wird. Der talentvolle Verfasser der „Elsasser Dorfgeschichten“, der eigentliche Erfinder dieses Genre ist ein Meister in der Schilderung volksthümlicher Scenen. Einzelnes in seinem Büchlein über den Bauernkrieg ist daher vortrefflich. Es gibt wenige so vollendete Genrebilder des Volkslebens, als z. B. seine „Komödie in der Tragödie“ (Cap. XIV). Es fehlt aber Hrn. Weill die Ruhe des Geistes und die Tiefe des Gefühls, die zu einer unparteiischen Würdigung der Geschichte unerlaßlich sind. Daher herrscht denn durch das ganze Werkchen, sowol in seinen einzelnen Theilen als in seiner Gesammtauffassung, überall der vollkommenste Widerspruch zwischen den Gedanken die seine Schilderungen hervorrufen müssen und sollen, dem Urtheile das er spricht, und den Grundsätzen von denen er ausgeht. Es ist auffallend genug, daß ein ganz ähnlicher Widerspruch auch die Bauern und ihre Führer selbst beherrschte. Das ganze Werkchen Hrn. Weill's ist eine Lobrede des Aufstandes, eine Vertheidigung des Kriegs den die Bauern begonnen, eine Verurtheilung aller Derer die den Krieg, die Entscheidung durch das Schwert nicht wollten, vor ihm warnten und ihn zu verhindern suchten. Das sind die Gefühle, die Gedanken welche die That begleiten. Die Grundsätze von denen Hr. Weill ausgeht stehen hiermit, wie gesagt, im grellsten Widerspruche. Obgleich er uns belehrt, daß „eine Revolution nicht mit Rosenwasser“ gemacht werden kann, gewinnt der Mitarbeiter der „Démocratie pacifique“ am Ende doch wieder die Ueberhand, und so sagt er sehr richtig: „daß Blut nur Blut heißt, und daß eine Gewaltthätigkeit die gezwungene Mutter der andern ist.“ Und weiter: „Nicht Schlachtenhelden und Gassenredner tragen zum Fortschritte bei, sondern die großen Träger der Wissenschaft und der Phantasie, die ein berühmter Unbeholfner Schöpfungen nannte.“ So macht sich die Wahrheit selbst hier geltend, nachdem Hr. Weill durch drei Viertel seines Werkes „Schlachtenhelden und Gassenredner“, die freilich nicht alle an den großen Gegner der Ideologen reichen, gegen die Träger der Wissenschaft und der Phantasie ihrer Zeit in Schutz genommen hat. Noch auffallender aber muß es erscheinen, wenn wir sehen, wie Luther und alle tiefer Blickenden der Zeit, die an dem Berufe der Bauern, sich selbst und gar mit Hülfe der „Schwerthelden und Gassenredner“ zu befreien, zweifelten, durch Hrn. A. Weill von oben herab zurechtgesetzt, und gleich fortgelaufenen Schulbuben mit der Federzuchtruthe abgestraft werden, um dann am Ende den Schulmeister wieder ausrufen zu hören: „Münzer hatte nur zu sehr Recht als er sagte, die Bauern verdienten nicht frei zu sein.“ Nach Alledem setzt er endlich hinzu: „Der Geist des Christenthums war noch lange nicht im Volke stark genug um eine solche Erhebung des Volksgeistes zu bewirken, und die Klammern der bestehenden Verhältnisse zu sprengen.“ Hr. Weill kommt dazu erst am Ende des Bauernkriegs; der geschulmeisterte Luther wußte Dies zu Anfang, ja vor dem Ausbruche desselben. Das ist der kleine, unbedeutende Unterschied der zwischen Hrn. Weill und Luther stattfindet.

Augenblicke der Handlung, im Augenblicke des entscheidenden Kampfes — ein tapferer Parteigänger sein würde. Vielleicht — sehr oft das Gegentheil.

Auch wir gehören der Partei an, und im Bauernkriege der Partei der Bauern. Ja, wir würden selbst, nachdem der Kampf einmal begonnen hatte, nicht von ihr zurückgetreten sein, wol aber uns auf die Gefahr hin niedergetreten zu werden in ihre Bahn geworfen und versucht haben, sie auf dem Wege zu halten den die Bauern anfangs einschlugen; zu verhindern, daß die „Schwerthelden und die Gassenredner" das Geschick von Millionen durch ihr wüstes Treiben in die Hände der unterirdischen Mächte zu geben die Gewalt erhalten hätten. „Nicht das Schwert, sondern das Wort entscheidet der Welt und der Menschen Geschick." Und wenn je diese Wahrheit klar an einem furchtbaren Beispiele bewiesen wurde, so geschah es im deutschen Bauernkriege.

Und deswegen tauchen heute, wie von der Vorsehung heraufgerufen, überall in Deutschland die Erinnerungen an den deutschen Bauernkrieg auf. Die Zukunft Deutschlands liegt auch hier in seiner Vergangenheit sehr klar angedeutet. Und nur wenn das deutsche Volk, das heute wieder zur Selbständigkeit heranwächst, sie begreift, sie zu benutzen weiß, wird die Geschichte dereinst von ihm mit Stolz sagen: „Das deutsche Volk war reif zur Freiheit, denn es errang sie mit Würde, mit der Waffe die allein sie sichert; und erntete deswegen ihre schönsten Früchte." Das Erkennen der Lehre die der Bauernkrieg uns bietet ist die erste Bedingung der zukünftigen Freiheit des deutschen Volkes, hoch und niedrig, groß und klein, arm und reich.

II.

Die Bauernbewegung im 16. Jahrhundert war weder ein zufälliges noch ein vereinzeltes Ereigniß. Sie war die natürliche, zur Reife gelangte Frucht eines Samens der Jahrtausende gebraucht hatte seiner schließlichen Entwickelung nach und nach näher zu rücken. Der gemeine Ackerbauer ging als Sklave aus den Trümmern des Römerreichs hervor. Die Germanen erhoben ihn zum Schollenknechte. Die Entwickelung des christlichen Grundsatzes und der höhern Menschencultur war berufen ihn zum freien Bauer zu machen. Zu Anfange des 16. Jahrhunderts war die Knechtschaft der Scholle vielfach bereits grundsätzlich und thatsächlich in Europa verurtheilt; der Gedanke der Freiheit foderte sein Recht in allen Köpfen, das Bedürfniß der Herren selbst belehrte diese, daß die Freiheit Mehr einbringe als der Zwang. Der Bürgerstand war so mächtig geworden, daß er dem Ritterstande die Spitze bieten konnte, so einsichtsvoll, daß er merkte wie sein eigenes Heil ihn auffoderte dem Bauer die Hand zu bieten. Es regte sich ein neuer Geist in allen und insbesondere in den untern Schichten des Volkslebens von ganz Deutschland; die Städte waren frei und traten in große Verbindungen zusammen; die Bauern in der Schweiz hatten auch den Bauern in Deutschland ein Beispiel gezeigt das zur Nachahmung auffoderte. Das Kriegswesen hatte mit dem Pulver immer mehr eine volksthümliche Richtung genommen; die Landsknechte waren Bauernsöhne. Das Wissen war durch die Buchdruckerkunst ins gemeine Volk gedrungen. Es keimte überall; der Mai des deutschen Volkes war gekommen.

Der Bauernkrieg ist ein furchtbares Wetter, das mit Hagel und Schloßen, mit Blitz und Brand die schönen Hoffnungen der ganzen Ernte zernichtete, und fast kaum so viel übrig ließ, um Saatfrucht für spätere Jahrhunderte zu sichern.

Die allgemeine Bewegung des Zeitalters der Reform hat ihre Vertreter in allen Kreisen der Gesellschaft. Sickingen und Hutten waren ihre Träger in der alten Adelsaristokratie; Luther, Melanchthon, Erasmus in den Männern der Meisterschaft, der Philosophie, der Gedankenwelt; Münzer, Karlstadt, Hippler wurden die Führer der Bauern. Sickingen und Hutten waren Söhne der alten Aristokratie. Diese Aristokratie hatte Jahrhunderte lang die politische Bewegung in Deutschland geleitet, und so erklärt es sich von selbst, daß ihre hellsehenden Köpfe auch gegenwärtig die politische Seite der Bestrebungen ihrer Zeit als die vorherrschende betrachteten und aufgriffen. Sickingen und Hutten dachten vor Allem an ein neues deutsches Reich, an eine politische Wiedergeburt des wurmstichigen Kaiserthums. Das ist der eigentliche Mittelpunkt ihrer Hoffnungen und Bestrebungen. Und wirklich war Sickingen von dem Stoffe aus dem die Kaiser in Deutschland die eine neue Richtung einschlugen, die eine neue Zeit begannen, die ein neues deutsches Kaiserhaus begründeten, hervorgingen. Die Begründer der sächsischen, der schwäbischen, der habsburger Kaiserhäuser hatten ungefähr geradeso begonnen wie Sickingen. Aber sie hatten gewartet bis sie berufen wurden. Sickingen wollte sich aufdrängen, verlor die Geduld — und ging zu Grunde. Es fehlte ihm nur Eins um Kaiser von Deutschland zu werden: die schlichte Einfalt, die wol ihrer Kraft bewußt ist, aber das Erkennen, die Würdigung derselben Andern überläßt.

Sickingen hatte das Gefühl, daß in ihm ein deutscher Kaiser stecke, und durfte es haben, denn er war hochbegabt, berufen; nur seine Schuld, und Deutschlands Unglück, ist es, daß er nicht auch auserwählt war. In dem Worte „auserwählt" liegt schon der Gedanke der Anerkennung durch Andere, der Macht, im Gegensatze zur alleinigen Selbstanerkennung, der Gewalt (der Usurpation, wie das fremde Wort es klarer ausdrückt). Deswegen sammelte er auf seine Faust ein Heer, fing einen Krieg auf gut Glück an, und hoffte durch ihn Deutschlands Geschick in seine Hand zu bekommen, Deutschlands Krone auf sein Haupt herabfallen zu sehen. Wäre Dies gelungen, so würde es trotz der besten Absichten Sickingen's und seiner Freunde dennoch um den Rechtsbegriff in Deutschland geschehen gewesen sein. Es ist immerhin möglich, daß dadurch Deutschland zu einer Einheit gekommen wäre, aber nicht möglich, daß

es auf diese Weise auch zu einer volksthümlichen Selbständigkeit, zu einer auf Freiheit begründeten bürgerlichen Gesellschaft gelangt wäre. Der letzte Ritter würde eben ein auf die Erbansichten des Ritterthums begründetes, durch das Schwert der Gewalt und Usurpation vertheidigtes Ritterkaiserthum, eine Schwertherrschaft herzustellen im Stande gewesen sein.

Doch läßt sich darüber streiten. Nicht zu bestreiten aber ist, daß Sickingen den keimenden Gedanken einer Umgestaltung des deutschen Kaiserthums, die Hoffnungen die alle seine Anhänger und Freunde in ihn setzten, mit Frevlerhand dem Zufalle eines Schwerthiebs und eines Büchsenschusses überlieferte. Er war mächtig so lange er im Geiste der Zeit dachte und sprach, er war die Hoffnung des Adels, der Geistlichkeit, der Bürger und der Bauern, so lange er sein Schwert nicht gezogen hatte; der Kaiser und die Könige fürchteten ihn und suchten seine Freundschaft, weil auch sie ahneten, daß er der Vertreter einer neuen Kraft geworden war. Er zog das Schwert — und von da an sank seine Macht zusammen; eine Kugel des Zufalls machte seinem Streben und den Hoffnungen seiner Freunde ein Ende.

Hutten trieb Sickingen vorwärts. Hutten ist eine der edelsten Erscheinungen der deutschen Geschichte. Er ist so jung, so freiheitsglühend, so liebenswürdig, so tapfer — und so unglücklich. Er ist eine Art Symbol der neuern Zeit; er wirft seine Rittergüter von sich und hinterläßt sterbend nur eine Feder, denn auch das Schwert, das er von seinem ritterlichen Erbe sich vorbehalten hatte, brach sich in seiner Hand. Seine ritterliche Geburt war in gewisser Beziehung seine Erbsünde, und wurde die Ursache, daß er selbst die Bedeutung seiner eigenen Feder verkennen, und sie tiefer als die seines Schwerts setzen konnte. In diesem ritterlichen Gedanken trieb er zur Gewalt. Luther trat ihm in den Weg: „Ich möchte nicht, daß man das Evangelium mit Gewalt und Blutvergießen verfechte. Durch das Wort ist die Welt überwunden worden, durch das Wort ist die Kirche erhalten, durch das Wort wird sie auch wieder in den Stand kommen, und der Antichrist, wie er seines ohne Gewalt bekommen, wird ohne Gewalt fallen."

Der schwerttapfere Hutten begriff den worttapfern Luther nicht, weil er eben ein Sohn der Aristokratie war. Auch das Schwert hat seinen Beruf, zur Nothwehr und zur Vollziehung des gesprochenen Urtheils gegen Den der ihm Gewalt entgegensetzt. Aber zum Angriffe, zur Verbreitung des Grundsatzes und der Freiheit hat es nie und zu keiner Zeit gefruchtet. Hutten glaubte freilich Luther belehren zu müssen, wie List und Gewalt, Feuer und Schwert, der Kerker und der Scheiterhaufen im Gefolge Roms das Christenthum verbreiten, und die Macht des Papstes vermehren geholfen habe; er sah nicht, daß, wo die Gewalt eintrat, sie den Keim des Untergangs stets in sich trug, daß die Flamme der Scheiterhaufen das Licht der Wahrheit nicht für, sondern gegen die Päpste verbreitete. „Die Taufe des Christenthums war eine Bluttaufe", wahr, aber Christenblut verbreitete das Christenthum, und als die Christen Heidenblut zu vergießen anfingen, da erst wurde — nicht das Christenthum — sondern das Papstthum möglich!!

Luther hatte nicht nur Recht, sondern sein Rath war auch der klügste. Sickingen hatte, ohne Schwerthieb, mit Hülfe des Zaubers den ihm die Ideen der neuern Zeit denen er sich anschloß liehen, eine Stellung gewonnen die ihn zum Augenmerk der ganzen Welt, für Freund und Feind, machte, die das Geschick Deutschlands in seine Hand, eine Kaiserkrone fast zu seinen Füßen legte. In sechs Monaten verlor er die Frucht von 20 Jahren, er zog sein Schwert, er griff an, und sank ohnmächtig in das Nichts seiner Selbstüberschätzung zurück. „Komm her!" war der alte Kriegsruf der tapfern deutschen Landsknechte. Und Das muß der Kriegsruf jedes Kämpfers für Recht und Wahrheit, Freiheit und Volkswohl sein. Es mag unklug aussehen so den Feind abzuwarten. Es ist es nie, denn der Sieg des Unrechts über das thatsächlich schwächere Recht zernichtet das Unrecht selbst, wenn die Vertheidiger des Rechts zu makellosen Märtyrern für eine höhere Sache werden. Wollt ihr Das nicht, so sagt nicht, daß ihr um des Rechts willen kämpft!

Sickingen, Hutten fielen, gingen unter, ein Jahr bevor der Bauernkrieg ausbrach. So wollte es der Zufall — der Entscheidung des Schwerts. Man schreibt keine Geschichte mit Wenn und Aber; nur liegt in einem solchen geschichtlichen Wenn und Aber oft eine sehr klare Lehre für die Zukunft. Hätte Sickingen den Ausbruch der Bauernbewegung erlebt, hätte er ihr als Rückhalt dienen, ihr eine Lenkung auf der Bahn der Rechtsfoderung geben können, so würde der Krieg nicht nöthig gewesen, und das Geschick der deutschen Bauern und des deutschen Reichs 300 Jahre früher sich entschieden haben. „Komm her!" ist der Wahlspruch des Rechtsbewußtseins, und auch der Schlachtruf der wahren Tapferkeit, des echten bürgerlichen Kampfmuths! Komm her!

(Die Fortsetzung folgt.)

Liebesbriefe ohne Liebe. Von Karl Bürger. Leipzig, O. Wigand. 1846. 12. 20 Ngr.

Es konnte nicht ausbleiben, daß in der Entwickelung des denkenden Geistes von neuem wieder das sophistische Selbstbewußtsein sich einmal geltend mache, weil dasselbe im Dienste des Individuums, der endlichen Subjectivität die consequente Reaction gegen den allgemeinen Gedanken ist. Dieses sophistische Bewußtsein negirt allen und jeglichen Idealismus, läßt die Welt nur gelten insofern sie als Eigenthum des Individuums sich darbietet. Von diesem Standpunkte aus hat zwar die Sophistik ihre historische Berechtigung, aber nicht als festes Moment, sondern nur als momentaner Durchgang, Durchbruch zum wahren allgemeinen Gedanken, der vorher noch abstract der Welt gegenüberstand; sie hat ihre gefährliche Seite, wenn sie Mehr sein will als dieser bloße Uebergang, weil sie nicht blos die theoretische Wahrheit auflöst, sondern zu gleicher Zeit auch die ganze sittliche Praxis angreift und Alles dem subjectiven Belieben, dem sophistischen Subject opfert, das zugleich unbestimmt und leer sich zum Herrn der ganzen objecti-

vom Welt erklärt. Als bei den Griechen das sophistische Element auftrat, wurde dadurch der Durchbruch des Geistes aus der Unmittelbarkeit zu dem Begriffe als dem Wesen vermittelt, alle seiende Formen sanken durch ihre eigene Dialektik in die absolute Indifferenz zusammen, und das Ich war diese Indifferenz, der Genuß dieser Aufreibung; der Mensch in seiner Unmittelbarkeit ward der Maßstab aller Dinge. Für unsere heutigen Sophisten gilt dasselbe Princip; Idee und Subject stehen sich von neuem gegenüber, jene ist für dieses nur eine Illusion, „ein Gespenst"; das Subject fürchtet sich und flüchtet sich vor dem Gedanken und aus dem Gedanken, es glaubt in diesem seine Selbständigkeit zu verlieren und sucht diese durch Befreiung von aller Idealität zu erlangen; die geistlose Natur reagirt gegen die Existenz des Geistes und seine Macht, das Thierbewußtsein liegt mit dem Menschengeiste im Kampfe. „Ich habe meine Sache auf Nichts gestellt!" ist der Wahlspruch dieses sophistischen Subjects, es wird das „Nichts" der allgemeinen Gedanken, welche zu seinem Eigenthume werden, der Einzelne und sein Eigenthum ist das Centrum der Welt; allein dieser Egoismus ist selbst wieder „ein Gespenst", eine Idealität die fortwährend Geist und Natur negirt. In dem „Individuum" wurde derselbe zur wahren thierischen Selbstposition hingetrieben, und in den „Liebesbriefen ohne Liebe" bekehrt sich das brutale Subject wieder zur Anerkennung der objectiven Mächte, um sich zu befriedigen, nimmt dieselben als Spielzeug in die Hände und wacht ernstlich darüber, daß die kleine Trompete mit der es spielt nicht plötzlich zu einer Posaune des Jüngsten Gerichts des Geistes werde, die das Urtheil über diese Richtung verkündet. „Die Liebe ist eine Idee", heißt es im vorliegenden Buche, „die Idee der Menschheit; so lange «die Menschheit», «die Idee», «objective Mächte» den einzelnen, lebenden und leibenden Menschen passiv und dienstbar machten, bestimmten, leiteten und bewegten, so lange war, ist und muß die Liebe der Leuchtthurm sein der den bewegten Steuermann in den Hafen der Ruhe aufnimmt. Wie aber, wenn «die Idee» in ihr Geburtsland zurückgerufen würde und der einzelne Mensch, statt am Gängelbande seiner Geschöpfe, seiner Phantasien, seiner Gedanken herumgetrieben zu werden, mit dem «sein» Ernst machte und sich als Herrn und Herrscher des Geisterreichs, und damit der ganzen objectiven Welt proclamirte?" „Es darf aber Dies", fährt der Verf. S. 17 fort, „kein «Egoismus» wie der «des Einzigen» sein, dem es, bei aller Plumpheit mit welcher er unter die übrigen Gestalten des menschlichen Lebens hinaustritt, jede ihm den Weg versperrende Kraft seines Eigenwillens zur Seite wirft und sich dafür auf allerhand schmerzhafte Gegenstöße gefaßt machen muß, — dem es bei all dieser Tölpelhaftigkeit doch gar leicht geworden zu sein scheint, die Oberherrschaft über seinen ehrerbietigsten Sklaven, Hrn. Max Stirner, zu erlangen; denn daß der Letztere sich in den Schlingen des Egoismus, nicht dieser in den seinigen sich befindet, kann nach dem Inhalte des von ihm gepredigten neuen Evangelium nicht mehr zweifelhaft erscheinen." Das sophistische Bewußtsein ist hier zur Einsicht gekommen, daß es sich in seiner Vereinzelung nicht festhalten kann, daß es dem schmerzlichen Gegenstoße der andern preisgegeben ist, daß es capituliren muß mit den andern, wenn es sich wohlbefinden will; es ist zur Einsicht gekommen, daß der Stand dieser Isolirung, aus dem der Staat sich entwickelte, nicht wiederherzustellen ist, daß die andern ebenfalls ein Recht gegen mich haben, und daß, wenn der Einzelne sich erhalten will, er mit den Andern, mit der Allgemeinheit sich wieder vertragen muß; es ist die Hingabe des Einzelnen an das Allgemeine dadurch bedingt, und die objective Macht steht von neuem schlagfertig gegen den Egoisten im Felde. Der Verf. sucht durch nachstehende Deduction das Verhältniß der Familie, des Vaterlandes aus dem Princip des Egoismus zu erklären. „Wie nun, hat irgendwer oder irgendwas den und das ich liebe ein Recht darauf von mir geliebt zu werden? Ist meine Liebe das Erste oder ist sein Recht das Erste? Aeltern, Verwandte, Vaterland, Volk, Vaterstadt u. s. w., endlich überhaupt die Mitmenschen («Brüder, Brüderlichkeit») behaupten ein Recht auf meine Liebe zu haben, und nehmen sie ohne Weiteres in Anspruch. Sie sehen sie als ihr Eigenthum und mich, wenn ich dasselbe nicht respectire, als Räuber an, der ihnen entzieht was ihnen zukommt und das Ihre ist. Ich soll lieben. Aber die Liebe ist kein Gebot, sondern wie jedes meiner Gefühle mein Eigenthum. Erwerbt, d. h. erkauft mein Eigenthum, dann lasse Ich es euch ab. Eine Kirche, ein Volk, ein Vaterland, eine Familie die sich meine Liebe nicht zu erwerben wissen, brauche Ich nicht zu lieben, und Ich stelle den Kaufpreis meiner Liebe ganz nach meinem Gefallen." Wir wollen hier noch eine charakteristische Stelle zur Bezeichnung des Standpunktes des Verf. anführen und damit schließen, indem wir eine weitere Besprechung den Organen der philosophischen Wissenschaft überlassen müssen, welche die Schranken d. Bl. weit überschreiten würde. „Alle diese Begriffe, wie «der Begriff» überhaupt, sind weiter Nichts als «Begriffe», d. i. Extracte aus den einzelnen, individuellen, lebendigen, lebensvollen Gestalten und Erscheinungen, Gespinnste deines Gehirns, Producte deiner Sinne, darum dir auch, wie Aristoteles sagt, mit jedem Sinnesorgane eine Wissenschaft fehlt. Ich verspotte und heilige — denn ich bin der persönliche Spott und daseiende Heiligkeit — alle Festigkeit einer unbezweifelten und als unzweifelhaft angenommenen Theorie, weil die Theorie meine eigene That, ich selbst meine Theorie, ich aber selbst [illegible]gend und niemals fix und frei bin. Die «Weltgeschichte» existirt nur in den Köpfen der Geschichtschreiber und Geschichtstreiber — nicht in der Objectivität. Die «Welt» ist nur das Product menschlicher Gehirne — keine Objectivität. Die Menschheit ist nur bei Denkern und Phantasten — nicht in der Objectivität. «Wahrheit», «Freiheit», «Liebe» tyrannisiren nur hochwohlweise Perücken und Regierungsallmächtigkeitsphilosophen — und solchen Gelichters ist «die Welt» und «die Menschheit.»"

[illegible]

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 176. —— 25. Juni 1847.

Der deutsche Bauernkrieg.

(Fortsetzung aus Nr. 175.)

III.

Die Bauern, die das Bewußtsein ihrer Menschenrechte nach und nach erlangt hatten, fühlten vor Allem das Bedürfniß der Verbindung unter sich. Es entstanden solcher Verbindungen erst eine, dann mehre an verschiedenen Orten. Der Bundschuh im Schwarzwalde, der Arme Konrad in Schwaben waren die Vorläufer der Evangelischen Brüderschaft, mit der diese Bauernbewegung zum Durchbruche kam. Die Verbindung des Bundschuh wurde gesprengt, die des Armen Konrad durch die List und Grausamkeit Ulrich's von Schwaben fast mit der Wurzel ausgerottet. Die Evangelische Brüderschaft führte zum Bauernkriege. Sie trat am klarsten mit den Bedürfnissen und den Foderungen der Bauern hervor, und legte dieselben in einer Art Bauern-Magna-Charta für alle Zukunft nieder. Die „Zwölf Artikel" enthalten den wahren Kern der ganzen Bauernbewegung des 16. Jahrhunderts. Sie beginnen mit einem christlichen Friedensgruße als Einleitung:

Dem christlichen Leser Friede und Gnade Gottes durch Christum.

Es sind viele Widerchristen die jetzt wegen der versammelten Bauernschaft das Evangelium zu schmälern Ursache nehmen, indem sie sagen: Das sind die Früchte des neuen Evangelium: Niemand gehorsam sein, an allen Orten sich emporheben und aufbäumen, mit großer Gewalt zu Hauf laufen und sich rotten, um geistliche und weltliche Obrigkeit zu reformiren, auszureuten, ja vielleicht gar zu erschlagen. Allen diesen gottlosen, freventlichen Urtheilen antworten diese hier geschriebenen Artikel, sowol damit sie diese Schmach des Wortes Gottes aufheben, als auch den Ungehorsam, ja die Empörung aller Bauern christlich entschuldigen.

Fürs Erste ist das Evangelium nicht eine Ursache der Empörung oder Aufruhren; dieweil es eine Rede ist von Christus, dem verheißenen Messias, dessen Wort und Leben Nichts denn Liebe, Frieden, Geduld und Einigkeit lehret (Röm. 2). Also, daß Alle die an diesen Christus glauben lieblich, friedlich, geduldig und einig werden, so denn der Grund aller Artikel der Bauern, wie denn klar gesehen wird, dahin gerichtet ist, das Evangelium zu hören und dem gemäß zu leben. — —

Zum Ersten ist unsere demüthige Bitte und Begehr, auch unser Aller Wille und Meinung, daß wir nun fürhin Gewalt und Macht haben wollen, eine ganze Gemeinde soll einen Pfarrer selbst erwählen und kiesen (1. Timoth. 3); auch Gewalt haben denselben wieder zu entsetzen, wenn er sich ungebührlich hielte (Tit. 1). Der erwählte Pfarrer soll uns das Evangelium lauter und klar predigen, ohne allen menschlichen Zusatz, Menschenlehr' und Gebot (Apostelgesch. 14).

Zum Andern: Nachdem der rechte Zehente aufgesetzt ist im Alten Testamente, und im Neuen Testamente als erfüllt, wollen wir nichtsdestominder den rechten Kornzehent gerne geben, doch wie es sich gebührt. Demnach, man solle ihn Gott geben und den Seinigen mittheilen (Hebräerbrief, Ps. 109). Gebührt er einem Pfarrer, der klar das Wort Gottes verkündet, so sind wir willens, es sollen hierfür diesen Zehent unsere Kirchpröpste, welche dann eine Gemeinde setzt, einsammeln und einnehmen, davon einem Pfarrer der von einer ganzen Gemeinde erwählt wird, seinen ziemlichen, genügsamen Unterhalt geben, ihm und den Seinen, nach Erkenntniß einer ganzen Gemeinde; und was überbleibt, soll man armen Dürftigen, so in demselben Dorf vorhanden sind, mittheilen, nach Gestalt der Sache und Erkenntniß einer Gemeinde (5. Mos. 25, 1. Timoth. 5, Matth. 10, Kor. 9). Was übrig bleibt, soll man behalten für den Fall, daß man von Landesnoth wegen einen Krieg machen müßte; damit man keine Landessteuer auf den Armen legen dürfte, soll man es von diesem Ueberschuß ausrichten. Fände es sich, daß eines oder mehr Dörfer wären welche den Zehenten selbst verkauft hätten, etlicher Noth halber, soll Der welcher von selbigem zeigt, daß er ihn in der Gestalt von einem ganzen Dorfe hat, nicht entgelten, sondern wir wollen uns ziemlicher Weise, nach Gestalt der Sache, mit ihm vergleichen (Luk. 6, Matth. 5), ihm solches wieder mit ziemlichem Ziel und Zeit ablösen. Aber wer von keinem Dorfe solches erkauft hat, und dessen Vorfahren selbst sich solches zugeeignet haben, dem wollen und sollen wir Nichts weiter geben, sind ihnen auch Nichts weiter schuldig als wie oben steht, unsere erwählten Pfarrer damit zu erhalten, nachmals ablösen, oder den Dürftigen mittheilen, wie die Heilige Schrift enthält. Ob Geistlichen oder Weltlichen, den kleinen Zehent wollen wir gar nicht geben; denn Gott, der Herr, hat das Vieh frei dem Menschen erschaffen (1. Mos. 1). Diesen Zehent schätzen wir für einen unziemlichen Zehent, den die Menschen erdichtet haben. Darum wollen wir ihn nicht mehr weiter geben.

Zum Dritten ist der Brauch bisher gewesen, daß man uns für Eigenleute gehalten hat, welches zum Erbarmen ist. Angesehen, daß uns Christus Alle mit seinem kostbaren, vergossenen Blute erlöst und erkauft hat (Jesaias 53, 1. Pet. 1, 1. Kor. 7, Röm. 13), den armen Hirten sowol als den Höchsten, Keinen ausgenommen. Darum erfindet sich in der Schrift, daß wir frei sind. Und wir wollen frei sein

(Weisheit 6, 1. Pet. 2). Nicht, daß wir gar frei sein, keine Obrigkeit haben wollen, Das lehrt uns Gott nicht. Wir sollen in Geboten leben, nicht in freiem, fleischlichem Muthwillen (5. Mos. 6, Matth. 4), sondern Gott lieben als unsern Herrn, in unsern Nächsten Brüder erkennen, und alles Das ihnen thun was wir auch gern hätten, wie uns Gott am Nachtmahl geboten hat (Luk. 4, 6, Matth. 5, Joh. 13). Darum sollen wir nach seinem Gebote leben. Dies Gebot zeigt und weist uns nicht an, daß wir der Obrigkeit nicht gehorsam seien. Nicht allein vor der Obrigkeit, sondern vor Jedermann sollen wir uns demüthigen (Röm. 13), wie wir auch gerne unserer erwählten und gesetzten Obrigkeit, so uns von Gott gesetzt ist (Apostelgesch. 5), in allen geziemlichen und christlichen Sachen gehorsam sind. Wir sind auch außer Zweifel, ihr werdet uns der Leibeigenschaft als wahre und rechte Christen entlassen, oder uns aus dem Evangelium Dessen berichten, daß wir leibeigen sind.

Zum Vierten ist bisher im Brauch gewesen, daß kein armer Mann Gewalt gehabt hat das Wildpret, Geflügel oder Fische im fließenden Wasser zu fangen, was uns ganz unziemlich und unbrüderlich dünkt, eigennützig und dem Worte Gottes nicht gemäß. Auch hegt in etlichen Orten die Obrigkeit das Gewild uns zu Trutz und mächtigem Schaden, weil wir leiden müssen, daß uns das Unsere, was Gott dem Menschen zu Nutz hat wachsen lassen, die unvernünftigen Thiere zu Unnutz muthwillig verfressen, und wir sollen dazu stillschweigen, was wider Gott und den Nächsten ist?! Denn als Gott, der Herr, den Menschen erschuf, hat er ihm Gewalt gegeben über alle Thiere, über den Vogel in der Luft, und über die Fische im Wasser (1. Mos. 1, Apostelgesch. 19, 1. Tim. 4, 1. Kor. 10, Koloss. 2). Darum ist unser Begehren, wenn Einer ein Wasser hätte, daß er es mit genugsamer Schrift, als unwissentlich erkauft, nachweisen mag. Solches begehren wir nicht mit Gewalt zu nehmen, sondern man müßte ein christliches Einsehen darein haben, von wegen brüderlicher Liebe. Aber wer nicht genugsame Beweise dafür anbringen kann, soll es ziemlicher Weise an die Gemeinde zurückgeben.

Zum Fünften sind wir auch beschwert der Beholzung halber; denn unsere Herrschaften haben sich die Hölzer alle allein zugeeignet, und wenn der arme Mann Etwas bedarf, muß er's ums doppelte Geld kaufen. Unsere Meinung ist: was für Hölzer, geistliche oder weltliche, die sie immer haben, und nicht erkauft haben, die sollen einer ganzen Gemeinde wieder anheimfallen, und einem Jeglichen aus der Gemeinde soll ziemlicher Weise frei sein, daraus seine Nothdurft ins Haus umsonst zu nehmen; auch zum Zimmern, wenn es von Nöthen sein würde, soll er es umsonst nehmen dürfen, doch mit Wissen Derer die von der Gemeinde dazu erwählt werden, wodurch die Ausrottung des Holzes verhütet werden wird. Wo aber kein Holz vorhanden wäre als solches das redlich erkauft worden, so soll man sich mit den Käufern brüderlich und christlich vergleichen. Wenn aber Einer das Gut anfangs selbst sich zugeeignet, und es nachmals verkauft hätte, so soll man sich mit den Käufern vergleichen nach Gestalt der Sache und Erkenntniß brüderlicher Liebe und Heiliger Schrift.

Zum Sechsten ist unsere harte Beschwerung der Dienste halb, welche von Tag zu Tag gemehrt werden und täglich zunehmen. Wir begehren, daß man darein ein ziemlich Einsehen thue, und uns dermaßen nicht so hart beschwere, sondern uns gnädig hierin ansehe, wie unsere Aeltern gedient haben, allein nach Laut des Wortes Gottes (Röm. 10).

Zum Siebenten wollen wir hinfür uns von einer Herrschaft nicht weiter beschweren lassen, sondern wie es eine Herrschaft ziemlicher Weise Einem verleiht, also soll er es besitzen, laut der Vereinigung des Herrn und des Bauern. Der Herr soll ihn nicht weiter zwingen und dringen, nicht mehr Dienste noch Anderes von ihm umsonst begehren (Luk. 3, Thess. 6); damit der Bauer solch Gut unbeschwert, also geruhlich brauchen und genießen möge. Wenn aber des Herrn Dienst von Nöthen wäre, soll ihm der Bauer willig und gehorsam vor Andern sein; doch zu Stund' und Zeit, da es dem Bauern nicht zum Nachtheil diene, und soll ihm um einen ziemlichen Pfenning den Dienst thun.

Zum Achten sind wir beschwert, und Derer sind Viele, so Güter inne haben, indem diese Güter die Gült' nicht ertragen können und die Bauern das Ihrige drauf einbüßen und verderben. Wir begehren, daß die Herrschaft diese Güter ehrbarer Leute besichtigen lasse, und nach der Billigkeit eine Gülte erschöpfe, damit der Bauer seine Arbeit nicht umsonst thue; denn ein jeglicher Tagewerker ist seines Lohnes würdig (Matth. 10).

Zum Neunten sind wir beschwert der großen Frevel halb, indem man stets neue Auffäze macht; nicht, daß man uns straft nach Gestalt der Sache, sondern zu Zeiten aus großem Neid und zu Zeiten aus großer parteiischer Begünstigung Anderer. Unsere Meinung ist: uns nach alter, geschriebener Straf' zu strafen, je nachdem die Sache gehandelt ist und nicht parteiisch (Jesaias 10, Ephes. 6, Luk. 3, Jerem. 16).

Zum Zehnten sind wir beschwert, daß Etliche sich haben zugeeignet Wiesen und Aecker, die doch einer Gemeinde zugehören. Selbige werden wir wieder zu unserer Gemeinden Handen nehmen, es sei denn die Sache, daß man es redlich erkauft hätte. Wenn man es aber unbilliger Weise erkauft hätte, soll man sich gütlich und brüderlich miteinander vergleichen, nach Gestalt der Sache.

Zum Elften wollen wir den Brauch, genannt der Todfall, ganz und gar abgethan haben, nimmer leiden noch gestatten, daß man Witwen und Waisen das Ihrige wider Gott und Ehren also schändlich nehmen und sie berauben soll, wie es an vielen Orten in mancherlei Gestalt geschehen ist. Von Dem was sie besitzen und beschirmen sollten, haben sie uns geschunden und geschaben, und wann sie ein wenig Zug hatten, haben sie Dies gar genommen. Das will Gott nicht mehr leiden, sondern das soll ganz ab sein. Kein Mensch soll hinfür beim Todfall schuldig sein Etwas zu geben, noch Wenig, noch Viel (5. Mos. 13, Matth. 8, 23, Jes. 10).

Zum Zwölften ist unser Beschluß und endliche Meinung: wenn einer oder mehre der hier gestellten Artikel dem Worte Gottes nicht gemäß wären, so wollen wir, wo uns selbige Artikel mit dem Worte Gottes als unziemlich nachgewiesen werden, davon abstehen, sobald man uns es mit Grund und Schrift erklärt. Und ob man uns gleich etliche Artikel jetzt schon zuließe, und es befände sich hernach, daß sie unrecht wären, so sollen sie von Stund' an todt und ab sein, Nichts mehr gelten. Desgleichen, wenn sich in der Schrift mit der Wahrheit mehr Artikel finden, die wider Gott und dem Nächsten zur Beschwerniß wären, wollen wir uns diese auch vorzubehalten beschlossen haben, und uns in aller christlichen Lehre üben und brauchen, darum wir Gott, den Herrn, bitten wollen, der uns Dasselbige geben kann und sonst Niemand.

Der Friede Christi sei mit uns Allen!

Der Geist der durch dieses Actenstück weht ist sehr klar ausgesprochen. Der Mensch in den Bauern war zum Bewußtsein gekommen. Alles was die „Zwölf Artikel“ verlangen, war in Recht und Billigkeit unumstößlich begründet. Und die Art wie sie es verlangten bekundet, daß sie auch das rechte Mittel ahneten durch das Menschenrecht erlangt werden muß. Sie beginnen und schließen ihre „Rechtsbitte“ (petition

of rights) mit einem Friedensgrüße. In jedem Artikel verwahren sie sich gegen Gewalt; es ist nicht ihre Absicht die Obrigkeit umzustoßen, das Gesetz zu verhöhnen, der Willkür zu fröhnen. Mit dem durchgreifendsten Billigkeitsgefühl erkennen sie selbst die gesetzlich erworbenen Rechte an, ob sie sich auch durch dieselben verletzt fühlen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Rede des Herrn Marsh von Vermont über den Vorschlag, die Gründung des Smithson'schen Instituts betreffend, gehalten im Repräsentantenhause der Vereinigten Staaten zu Washington am 22. April 1846.

Die Geschichte des Smithson'schen Fonds ist kurz folgende: James Smithson aus London, der vor einigen Jahren in Genua starb, hinterließ sein ganzes Vermögen den Vereinigten Staaten von Nordamerika, „um unter dem Namen «Smithson'sches Institut» in Washington eine Anstalt zur Förderung und Verbreitung des Wissens zu gründen".

Das Vermächtniß wurde vom Präsidenten am 17. Dec. 1835 dem Congreß mitgetheilt, von diesem angenommen und am 1. Juli 1836 gebilligt, unter Verpfändung des Ehrenworts der Vereinigten Staaten die Fonds nach der Bestimmung des Vermächtnisses getreulich anzuwenden.

Am 1. Sept. 1838 wurde der Betrag der Verlassenschaft mit 508,318 Dollars 46 Cents an die Münze der Vereinigten Staaten eingezahlt und mit Genehmigung des Congresses in Ländereien, hauptsächlich im Staate Arkansas, angelegt.

Die Bill des besondern Comité in der vorjährigen Sitzung des Congresses schlägt vor, die schon erwachsenen Interessen für Gebäude und andere Einrichtungen für das Institut, und die künftig erwachsenden Interessen auf die in untenstehenden Bemerkungen angegebene Weise zu verwenden. In der Sitzung vom 22. April 1846 war das Haus als Comité des Ganzen constituirt und hatte die Bill zur Gründung des Smithson'schen Instituts in der Berathung, als Hr. Marsh von Vermont auftrat und nach einigen einleitenden Worten sich in nachstehender Weise äußerte. 107.

Herr Präsident, ich bin der Meinung Derer welche zweifeln, ob es ganz weise vom Congreß der Vereinigten Staaten war, das freigebige Vermächtniß des Hrn. Smithson anzunehmen. Würde die Frage jetzt erst aufgeworfen, ich würde zögern. Nicht, daß ich die Fähigkeit des Congresses leugne oder nur bezweifle diese Gabe zu verwalten; aber ich würde zu bedenken finden, ob es auch recht sei, eine Aufgabe zu übernehmen bei der nur zu sehr dem Zweifel Raum bleibt, ob wir sie auf solche Weise lösen werden, daß den Zwecken des ausgezeichneten Gebers vollständig dadurch entsprochen wird. Die Geschichte des Vermächtnisses bestätigt diesen Zweifel. Es ist nun fast zehn Jahre her, seitdem der Congreß durch feierlichen Beschluß die Aufgabe übernahm und „das Ehrenwort der Vereinigten Staaten" verpfändete für die treue Vollstreckung des Vermächtnisses. Bald darauf ward das Geld eingezahlt und gleich aus den Händen der Regierung gegeben, zwar nicht unwiederbringlich wie zu hoffen ist, aber jedenfalls ist es jetzt unserer Controle entrückt, und bis jetzt ist kein Theil davon den edeln Zwecken des Vermächtnisses entsprechend verwandt worden. Die Schwierigkeiten die bisher der Verwendung der Fonds entgegengestanden haben, bestehen noch und sind ihrer Natur nach nicht leicht zu beseitigen. Unsere Regierung hat kein Departement welches füglich mit der Verwaltung der Gabe beauftragt werden könnte, und muß daher mit der Organisation eines solchen für diesen besondern Zweck anfangen. Bei diesem ersten Schritte schon stoßen wir überall auf Hindernisse. Es entstehen gleich Fragen die bis jetzt nicht gelöst und an und für sich auch nicht leicht zu lösen sind. Wie weit kann, wie weit darf der Congreß die unmittelbare Beaufsichtigung der Gabe übernehmen, wie weit soll er Das besonders anordnen was der Erblasser allgemein bestimmt hat? Und wenn der Congreß die specielle Verwendung des Geldes anordnen soll, welches sollen dann die Zwecke sein für die es hingegeben wird? Oder sollen wir auf der andern Seite die Aufgabe delegiren, und, wenn Das wäre, sollen wir Departements damit belasten die schon mit Amtsverantwortlichkeiten überhäuft sind? Ist nicht Gefahr vorhanden, daß das Institut zu Parteizwecken gemißbraucht werden und nur dazu dienen wird, die schon übergroßen Rechte der Aemterverleihung der executiven Gewalt noch zu vergrößern? Eine Vorerwägung dieser Schwierigkeiten hätte uns wol zögern lassen, ehe wir so zarte Verpflichtungen übernahmen die, wie ich fürchte, noch für längere Zeit einen befriedigenden Entschluß des Congresses verhindern werden.

Aber es ist jetzt hohe Zeit uns ernstlich daranzumachen, unser Land von dem Vorwurf der Untreue bei der Lösung einer so hohen und heiligen Aufgabe zu reinigen, und so bald als irgend thunlich, und ehe die Sache in unsere Parteizwistigkeiten verwickelt wird, unsern Mitbürgern und allen Menschen ein Geschenk zugänglich zu machen das ebenso reich als sein Zweck edel ist.

Die Verzögerung, lang und unverantwortlich wie sie ist, hat doch auch ihren Nutzen gehabt. Sie hat uns reichliche Zeit gelassen zur Einsammlung, Vergleichung und Ausgleichung von Meinungen; gediegene Männer aller gelehrten und gewerblichen Richtungen sind zu Rathe gezogen worden; viele der tüchtigsten amerikanischen Staatsmänner haben der Prüfung des Gegenstandes ihr Talent gewidmet; beide Abtheilungen der legislativen Gewalt haben ihn weitläufig verhandelt, zahlreiche gründlich durchdachte Pläne sind vorgeschlagen worden, die auf verschiedene Art auf jedes Interesse Rücksicht nehmen welches als in der Absicht des Testators liegend betrachtet werden konnte, und die uns jetzt vorliegende Bill ist eine Compilation oder sozusagen eine Anthologie aus allen diesen Vorschlägen, obgleich in neuer, werthvoller Gestalt, deren Verdienst dem Vorsitzenden des besondern Comité (Hr. Owen) gehört der die Bill eingereicht hat.

In einer Sache die so ungeheuere Meinungsverschiedenheit zuläßt wie die vorliegende, kann keine Hoffnung für die Annahme eines Plans sein der nicht aus Vereinbarung hervorgegangen ist, und bei dieser wie bei einer andern größern Frage werden wir, wie verschiedener Meinung wir anfänglich auch sein mögen, endlich doch uns genöthigt sehen über einen 49. Breitengrad übereinzukommen. Die Bill ist vom besondern Comité als eine Vereinbarung eingereicht worden, und wahrscheinlich ist nicht einer der bei der Vorbereitung derselben betheiligten Herren ganz mit ihrer Abfassung zufrieden; nicht Einer hält sie für den besten Plan der möglicherweise entworfen werden könnte; aber sie fühlten die Nothwendigkeit einander, wie auch der etwanigen Meinung des Congresses nachzugeben, und waren fast einstimmig der Meinung, daß sie geeigneter sei abweichende Ansichten in Einklang zu bringen als irgend ein anderer Vorschlag. In dieser Meinung und in Betracht der Wichtigkeit raschen Handelns gab ich, als Mitglied jenes Comité, meine Einwilligung zur Einreichung der Bill, indem ich den Entwurf übrigens nicht nur als eine nothwendige Vereinbarung ansah, sondern auch eher als einen Versuch welcher große Aenderungen zuließe und, wie ich hoffte, noch erhalten würde, denn als ein fertiges Modell.

Es ist lange als vornehmster Grundsatz angenommen worden, daß wir streng im Geiste des edeln Gebers handeln müssen, und es ist bedauert worden, daß er die Verwendung seiner Gabe nicht genauer bestimmt hat. Aber er hat einen edeln und aufgeklärten Geist gezeigt und zugleich dieser Nation das höchste Compliment gemacht, indem er in seinem Vermächtniß die gedrängteste und umfassendste Sprache führte; denn er sagte

doch damit, daß er es vorzöge, die Verwendung dieses großen Fonds der Weisheit und Intelligenz eines freien aufgeklärten Volkes zu überlassen, als sie auf Zwecke zu beschränken die gerade seinen eigenen Geschmacksrichtungen entsprächen. Einige Herren haben geglaubt, daß, da der Testator nicht speciell die Art und Weise angegeben habe wie er den großen Zweck seiner Gabe erfüllt haben wollte, wir gebunden wären seine Wünsche aus seinen Lieblingsbeschäftigungen abzuleiten, und daß wir seinem Willen am entsprechendsten nachkommen würden, wenn wir den Fonds ausschließlich für die Förderung von solchen Gegenständen bestimmten denen er seine Zeit und seine Forschungen widmete. Aber Dieses würde nicht mit der edeln Freigebigkeit übereinstimmen welche eine so reichliche Gabe veranlaßte. Es würde einem so edeln Geiste Eintrag thun anzunehmen, er habe so Wenig gemeint, da er doch so Viel sagte! Es würde Dies eine so große Abweichung von seiner umfassenden und weisen Absicht sein, daß sie seine edeln Zwecke gänzlich aufheben würde. Wäre er wirklich ein Mann von so engem Gesichtskreis gewesen wie diese Annahme andeutet, so würde er einer möglichen falschen Verwendung seiner Gabe durch ausdrückliche Anordnungen oder Einschränkungen vorgebeugt haben, und es ist ein Beweis seltenen Edelmuths bei einem Enthusiasten für eine ausschließliche Wissenschaft, daß er in einem Vermächtniß welches sein ganzes Vermögen dem edeln Zwecke der Förderung und Verbreitung des Wissens widmet nicht speciell die Förderung der Wissenschaften verlangte welche seine liebsten Studien ausmachten.

Uebrigens war er auch nicht ein so strenger Fachgelehrter wie man zuweilen angenommen hat. Er war ein Mann dem Fleiß und Forschung liebe Gewohnheiten waren, der in seinen Studien vielumfassend war und der, obgleich gewissen Zweigen der Naturwissenschaften besonders ergeben, doch keine Wissenschaft, keine Philosophie aus dem Gebiete seiner Studien ausschloß. Zu aufgeklärt um nicht das commune vinculum zu kennen, das gemeinsame Band gegenseitiger Verwandtschaft, welches alle Kenntnisse abwechselnd mittheilend und empfänglich macht, da jede Licht von allen andern empfängt und wiederum allen von ihrem Lichte leiht, war er zu edelmüthig um seine Gabe auf Befriedigung von Geschmacksrichtungen zu beschränken die ganz seinen eigenen ähnlich wären. Keiner von den in der vorliegenden Bill begriffenen Gegenständen ist seinen wahrscheinlichen Absichten fremd. Bücher sammelte er zwar nicht, wie wir zu thun beabsichtigen, denn für Jemand der keinen festen Wohnsitz hat würde eine Bibliothek nur eine Beschwerde gewesen sein; und er lebte in den großen Städten von Europa, wo öffentliche und Privatfreigebigkeit so reiche Sammlungen der Ergebnisse der Wissenschaften dem öffentlichen Gebrauche geweiht hat, daß es fast überflüssig ist selbst solche Schätze anzuhäufen. Aber obgleich er keine Bibliothek sammelte, so beweisen uns doch seine Schriften, daß er ein sehr belesener Mann gewesen ist, und es ist eine ganz willkürliche Annahme, ihn für einen jener beschränkten Geister zu halten die keinen Pfad des Betretens würdig achten den sie nicht durchwandert, kein Feld des Anbauens würdig dessen Früchte sie nicht gepflückt haben. Abgesehen also von der Freiheit die uns die unbestimmten Worte des Testaments lassen, sind wir berechtigt anzunehmen, daß die Absichten des Testators ebenso umfassend waren wie die Sprache die er führte, daß er die Förderung alles Wissens zum Wohle aller Menschen im Auge hatte; und dem amerikanischen Volke in einem des Gegenstandes und unserer selbst würdigen Geiste das Compliment zuzuwenden welches er uns machte, indem er uns zu Vertheilern einer Gabe erwählte die keine Grenzen als die des menschlichen Wissens kennt, und den Menschen des jetzigen und aller kommenden Jahrhunderte gereicht werden soll.

Die Bestimmung des Vermächtnisses ist aber „zur Förderung und Verbreitung des Wissens". Hier sind zwei Absichten: Förderung, Erweiterung, Ausdehnung, Fortschritt; und Verbreitung, Ausbreitung, Mittheilung, Ausstreuung. Diese sucht die Bill auf verschiedenen Wegen zu erfüllen. Sie schlägt vor, das Wissen zu fördern durch Sammlungen von Exemplaren von Naturalien aus allen drei Reichen, von Gegenständen aller Arten von industriellen, verzierenden, bildenden und sinnreichen Künsten, von Berichten menschlichen Wirkens und Denkens und menschlicher Erfindung aus allen Literaturen; durch Stiftung von praktischen Versuchen in der Agricultur, Horticultur, Chemie und andern auf Beobachtungen gegründeten Wissenschaften. Sie schlägt vor, das Wissen, welches auf solche Weise aufgehäuft, erlangt und erweitert wurde, zu verbreiten dadurch, daß die verschiedenen Sammlungen des Instituts aus allen Zweigen menschlichen Wissens der öffentlichen Benutzung geweiht werden; durch Vorlesungen über jeden allgemein interessanten Gegenstand, durch eine Normalschule, wo Lehrer Schüler sein sollen, und wo die beste Art des Elementarunterrichts in allen Fächern gelehrt werden soll; durch die Vorbereitung und Vertheilung von Modellen zu wissenschaftlichen Apparaten, und durch die Herausgabe von Vorlesungen, Aufsätzen, Handbüchern und Abhandlungen.

Von den verschiedenen Wegen die dieser edle und interessante Plan empfiehlt ist meiner Meinung nach der, eine öffentliche Bibliothek, ein Museum und eine Galerie der Künste zu gründen, der einfachste und wirksamste, denn er umfaßt sowol die Förderung als die Verbreitung des Wissens; und ich persönlich würde sehr dafür sein, daß für geraume Zeit der ganze Ertrag des Fonds auf die Ausführung dieses Theils des Plans verwendet werde.

Wenn ich aber ausspreche, daß ich einer solchen vorläufigen Verwendung der Gelder den Vorzug gebe und glaube, wir würden auf diese Weise den Absichten des Gebers am besten entsprechen, so will ich keineswegs so verstanden werden, als spräche ich verächtlich von Forschungen und Experimenten im Gebiete der Naturwissenschaften und der ökonomischen Künste. Ich habe viel zu großes materielles sowol wie geistiges Interesse an ihrem Gedeihen, und sie sind für mich zu wesentlich anziehende Gegenstände, als daß ich gleichgültig gegen irgend eine Maßregel bleiben könnte die ihre Ausbildung zu fördern verspricht. Ich bin selbst überzeugt, daß ihre ernste Pflege und Erweiterung unumgänglich nothwendig sind für unsere Nationalwohlfahrt, unsere wahre Unabhängigkeit, und fast möchte ich sagen für unsere politische Existenz; und ich bin zu jeder Zeit bereit ihre Ansprüche auf jede gesetzmäßige Vergünstigung zu unterstützen welche die allgemeine Regierung zu gewähren in ihrer Macht hat. Ich würde sie daher nie aus dem Plane zu einem großen Nationalinstitute zur Förderung aller nützlichen Kenntnisse ausschließen wollen; aber ich wünsche ihnen ihren wahren Platz auf der Stufenleiter menschlichen Wissens anzuweisen, und ich muß mir erlauben meine bestimmte Meinungsverschiedenheit von der Annahme der Bill, wie sie ursprünglich entworfen und dem besondern Comité zur Prüfung vorgelegt wurde, auszudrücken, durch welche alles Wissen und alle Wissenschaft auf den numerischen und quantitativen Werth materieller Dinge beschränkt wird. Forschungen im Gebiete jener Zweige die von der Bill am meisten bevorzugt waren sind gewöhnlich nur von wenig wahrhaft wissenschaftlichem Charakter. Geologie, Mineralogie und selbst Chemie sind nur Zusammenstellungen erfahrungsmäßig festgestellter, augenscheinlicher Thatsachen; und Dies läßt sich in hohem Grade mit Wahrheit von jeder Wissenschaft sagen die ausschließlich auf Beobachtungen und Experimenten beruht. Wahre Wissenschaft ist die Classification und Anordnung nöthiger Grundwahrheiten nach ihrer innern Verwandtschaft und nach den logischen Ableitungen die aus ihnen gemacht werden können. Solche Wissenschaft, das einzige absolute Wissen, ist der höchste und würdigste Gegenstand menschlicher Forschung, und muß aus tiefern Quellen als Schmelztiegel und Retorte gezogen werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 177. —— 26. Juni 1847.

Der deutsche Bauernkrieg.

(Fortsetzung aus Nr. 176.)

Auf dieser Bahn wären sie wahrscheinlich rasch und sicher zum Ziele gekommen; rasch, nicht mit einem Schlage, nicht mit ein paar verbrannten Schlössern und niedergemetzelten Adeligen, aber rasch für die Menschheit, die nicht nach Tagen zählt, rasch im Verhältniß der Jahrhunderte deren es bedurfte, um diesen Wahrheiten, die damals zum Durchbruche reif schienen, Anerkennung zu verschaffen, nachdem die Gewalt, die brennenden Schlösser, die Leichen der Adeligen sie wieder für viele Menschenleben aus dem Buche der Geschichte ausgestrichen hatten; rasch und auch leicht: für jedes Hundert der hingewürgten Bauern nur Ein Märtyrer, Das würde ihrer Sache unabweisbar den Sieg verschafft haben.

Aber der Geist des Friedens — und durch den Frieden selbst der des schließlichen Siegs — lebte nur in Wenigen der Führer des grosen Haufens. Die Evangelische Brüderschaft verlangte zu Anfang nur ein kleines Opfer für die Verbindung, einen Batzen wöchentlich. Aber sobald sie in die Hände der „Schwerthelden und Gassenredner" fiel, nahm dieselbe auch eine andere Sprache, eine andere Denk- und Handlungsweise an. Ihre Führer verkündeten dann ihren deutschen Brüdern: „sie wollten ihren vielen Herren nicht mehr gehorsam sein, keinen Herrn mehr haben als den Kaiser, und diesem seinen Tribut geben." Sie setzten hinzu: „sie wollten alle Schlösser und Klöster zerstören."

Letzteres würde wol ziemlich sicher die Folge ihrer Grundsätze gewesen sein, ohne daß man zu Schwert und Feuer Zuflucht hätte zu nehmen gebraucht. Aber diese letzte Folge wurde sehr bald das nächste Bestreben ihrer wilden Führer. Haß und Rache traten an die Stelle der Milde und christlichen Liebe, die die Zwölf Artikel durchweht, und von dem Augenblicke an, daß diese Umgestaltung bewirkt war, war auch ihr ganzes Streben gerichtet und verurtheilt.

Es ist Unsinn zu sagen, daß die Bauern gesiegt haben würden, wenn sie einig gewesen wären und fest zusammengehalten hätten. Sie konnten eben nicht einig sein und zusammenhalten, weil nur Liebe und Duldung vereinigen, Haß und Rache aber stets und überall trennen. Von dem Augenblicke an, daß sie vorerst und vor Allem an das Zerstören der Schlösser dachten, suchten sie natürlich Bundesgenossen die ihnen gerade dazu am nützlichsten schienen, und sie fanden sie ohne viele Mühe nicht nur unter den Bauern. Der Herzog Ulrich von Schwaben, so lange er mächtig war der bitterste Feind der Bauern, der mitleidlose Betrüger und Besieger des Armen Konrad, an dessen Hand das Blut von Tausenden von Bauern klebte, wurde der erste Verbündete der Evangelischen Bauernschaft. Es genügte aber ein solcher Genosse, um den Bauern augenblicklich jede Theilnahme des mächtigen, aus den Städten und dem untern Adel bestehenden Schwäbischen Bundes zu entfremden. Die Städter hatten theilweise an und für sich Furcht vor der wilden Bewegung der Bauern, aber selbst Die welche ihnen befreundet waren mußten stutzen, als sie einen Fürsten den seine Tyrannei und seine Grausamkeit aus seinem eigenen Lande vertrieben hatten an ihrer Spitze sahen.

Der nächste Bundesgenosse war dann der König von Frankreich, Franz I. Ulrich von Schwaben war der Vermittler zwischen ihm und den Bauern, und nur die Schlacht von Pavia, die diesen Intriguen ein Ende machte, ist vielleicht Ursache, daß die Bauern nicht als Mittel benutzt wurden, schon damals die keimenden Pläne Frankreichs auf Eroberungen in Deutschland durchzusetzen. Was Wunder, daß Jeder der halbwegs einen vaterländischen Blick in die Verhältnisse warf, von den Freunden solcher Bundesgenossen Nichts wissen wollte!

Noch schlimmer aber war — und ist stets unter solchen Verhältnissen, wo die Dreinhauer, die „Säbelhelden-Straßenredner" einmal die Oberhand gewonnen haben —, daß gerade die wildesten, die rohesten Burschen sehr bald an der Spitze des wilden, rohen Haufens standen. Karlstadt wollte anfangs nur mit den Waffen des Friedens, mit dem gewaltigen Worte den Kampf führen. Münzer belehrte ihn eines Bessern; aber selbst Münzer und seines Gleichen standen bald in der zweiten Reihe, und Leute wie Jäkle von Rohrbach wurden die Führer, in deren Hände das Geschick der ganzen Sache fiel. Dieser Jakob von Rohrbach war ein liederlicher Bursche, ein Taugenichts, kecken Geistes und wilder Sitten. Beim

Trinken, Tanzen, Spielen, Lärmen und Raufen stets der Erste — wurde er natürlich auch sehr bald der Erste, wo es galt die Schlösser und Klöster „auszutrinken".*) Er war tapfer genug, wie hirnloses Volk, den Knaben gleich, oft ist, und so fehlte er bei keinem Sturme. Es ist bekannt, wie die grellen Mordscenen von Weinsberg der Wendepunkt im Bauernkrieg wurden, wie sie den Ausschlag gaben, Freund und Feind empörten, die Bauern von sich selbst zurückscheuchten, und Alle die ihnen und ihrer Sache wohlwollten lähmten, wenn nicht zu ihren offenen Gegnern machten. Die Tapfersten unter den Bauern „soffen" das Schloß aus. Aber selbst besoffen wollten sie die Bewohner desselben zu Gefangenen machen, und wiesen den Jäkle, der einmal ein „Beispiel statuiren" wollte, mit allem Ernste zur Ruhe. Aber der Wein wollte verschlafen sein, und als die Berauschten von ihm besiegt um ihre Gefangenen lagen, kam Jäkle von Rohrbach mit seinen Gesellen hinzu, führte die Gefangenen weg, und ließ sie auf einer nahen Wiese niedermetzeln.

Ein liederlicher Bursche war im Stande diese Scene, den Wendepunkt im Bauernkriege, herbeizuführen, und so das Geschick des ganzen deutschen Bauernstandes für Jahrhunderte zu entscheiden. Es ist Das abermals nicht Zufall. Der Weltgeist legt das Geschick der Menschen nicht in solche Hände, wenn Die deren Geschick sie entscheidet nicht sich selbst in solche Hände gegeben haben. Und Das geschieht überall wo sie einem Geiste huldigen der den Schaum der Gesellschaft an die Oberfläche zieht, wo sie in Haß und Rache dem Schwerte die Entscheidung ihrer heiligsten Angelegenheiten anvertrauen. Zufall — wo dieser zu entscheiden scheint, ist es kein Zufall, daß er zu entscheiden vermag.

(Der Beschluß folgt.)

Rede des Herrn Marsh von Vermont über den Vorschlag, die Gründung des Smithson'schen Instituts betreffend.

(Fortsetzung aus Nr. 178.)

Die Bill schlägt die Errichtung von Gebäuden mit passenden Räumlichkeiten für eine Bibliothek vor, sowie Sammlungen aus den verschiedenen Zweigen der Naturwissenschaften und der Kunst, und bestimmt die jährliche Verwendung einer Summe „die durchschnittlich nicht 10,000 Dollars übersteigen soll für die Anlage einer Bibliothek von werthvollen Werken aus allen Zweigen menschlichen Wissens". Wie ich schon gesagt habe, halte ich Dieses für die werthvollste Seite des Plans, obgleich ich den Betrag unweise beschränkt finde, und ich will die wenigen Bemerkungen die ich über die Bill Ihnen vorlegen werde hauptsächlich nur diesem einzelnen Vorschlage widmen. Ich hatte ursprünglich die Absicht die Sache von einer ganz andern Seite zu beleuchten; aber die beredten Bemerkungen des Vorsitzenden des besondern Comité (Hrn. Owen), welche eher gegen diesen Punkt der Bill gerichtet schienen als zu Gunsten desselben sprechen, und wol als Erwiderung auf die talentvolle und ausgezeichnete Rede eines hochgeehrten Mitglieds des andern Zweigs des Congresses (Hrn. Choate) bei einer frühern Gelegenheit zu betrachten sind, haben mich veranlaßt einen engern Gesichtskreis zu wählen als ich sonst wol gethan haben würde. Ich wünschte, jener Senator wäre persönlich hier, um auf die schöne Rede des Herrn von Indiana zu antworten, welcher mehr durch die Beredtsamkeit des großen Redners dessen ich erwähne zur Bewunderung hingerissen als durch die Logik desselben überzeugt zu sein scheint. In diesem Falle glaube ich, daß mein Freund von Indiana, wie schneidend auch seine eigenen Waffen sind, fühlen würde wie Viele schon gefühlt haben, daß der blanke Stahl des Herrn der neulich dem Staate Massachusetts im Senate der Vereinigten Staaten so große Ehre machte, nicht an Schärfe verliert, weil er ihn wie Harmodius und Aristogiton mit Myrtenzweigen verhüllt.

Einige haben eingeworfen, die Bestimmung sei zu groß für den vorliegenden Zweck — „die Anlage einer Bibliothek von werthvollen Werken aus allen Zweigen menschlichen Wissens". Wenn wir aber bedenken wie Viel durch diese umfassenden Worte ausgedrückt wird, so werden wir zu einem ganz andern Schlusse kommen. Die großen Bibliotheken in Europa zählen von 200,000 bis zu einer halben Million, ja selbst 750,000 Bände. Die Bibliothek der Universität Göttingen, die nützlichste von allen mit Bezug auf allgemeine Gelehrsamkeit, besteht aus etwa 300,000 Bänden. Wie lange Zeit würde erfoderlich sein um eine solche Bibliothek zu sammeln, bei einer jährlichen Verwendung von 10,000 Dollars! Die Bibliothek des Congresses soll etwa $3\frac{1}{2}$ Dollars pro Band kosten; aber sie ist als Ganzes betrachtet nicht auf ökonomische Weise gekauft worden, und obgleich sie meist aus Werken besteht die nicht dauernd in hohem Preise bleiben, so sind doch die Anschaffungskosten derselben, da ihre Ankäufe zum größten Theile aus neuen Büchern aus London, dem theuersten Büchermarkte der Welt, bestehen, viel höher als die Kosten einer gemischten Bibliothek sein sollten. Die beste öffentliche Bibliothek in Amerika mit Bezug auf den Umfang (10,000 Bände), als welche ich mit Freude die der Universität meines Geburtsstaats Vermont nenne, kostete $1\frac{1}{2}$ Dollars pro Band. Es ist nicht anzunehmen, daß die Regierung, die immer den höchsten Preis bezahlt, so glimpflich behandelt werden wird; es ist kaum zu erwarten, daß es ihr gelingen wird einen so treuen und fähigen Agenten zu finden wie der welchen die Universität zu Vermont verwandte.

Ich bin selbst zum Schaden meiner Börse ein Bücherkäufer, und habe Gelegenheit gehabt Bücher nicht nur in diesem Lande, sondern auf allen den vorzüglichsten Büchermärkten des westlichen Europa zu kaufen. Aus eigener Erfahrung und einigen Erkundigungen bin ich überzeugt, daß die Anschaffung solcher Bücher wie sie eine Nationalbibliothek haben muß, mit den Einbänden und andern Kosten, mit Ausnahme jedoch des Salaire und der Reisekosten eines Agenten, den Durchschnittsbetrag von zwei Dollars pro Band nicht übersteigen sollte. Nimmt man 2000 Dollars für Salaire und Reisekosten eines Agenten an (die bei der Verwendung einer beträchtlich größern Summe nicht steigen würden), so bleiben 8000 Dollars übrig, für welche zum angenommenen Durchschnittspreise jährlich [illegible] Bände angeschafft werden könnten. Wie lange Zeit, ich wiederhole es, würde es erfodern, um eine Bibliothek zu sammeln die der von Göttingen an Ausdehnung gleichkäme? Mehr als 70 Jahre! Also in 70 Jahren, wenn Sie, Herr Präsident, und ich, und Alle die meine Stimme hören, und alle die Schauspieler auf der Bühne der heutigen geschäftigen Welt den Todten beigezählt werden, dürfen wir hoffen, daß das freie und aufgeklärte Amerika durch die zu sparsame Verwendung der Gabe eines Fremden eine Sammlung von den Aufzeichnungen menschlicher Geisteswerke besitzen wird die derjenigen nicht nachsteht welche eine einzige Schule im kleinen Königreiche Hannover jetzt schon besitzt! Und welche Verfügungen für den Zuwachs an Büchern inzwischen sind denn getroffen worden? Betrachten Sie die Thätigkeit der Pressen von London und Paris, die ungemein fruchtbare Literatur Deutschlands, die zunehmenden Erzeugnisse unsers eigenen Landes, der kleinern aber nicht we-

---

*) Hr. Weill braucht diesen sehr bezeichnenden Ausdruck.

niger werthvollen Beiträge zum Schatze menschlichen Wissens in den Sprachen anderer Länder gar nicht zu gedenken: und Sie werden einräumen, daß die bestimmte Summe, weit entfernt zu groß zu sein, kaum hinreichend sein wird um mit den laufenden Erscheinungen der verschiedenen Literaturen gleichen Schritt zu halten. Göttingen wird während der Zeit auch fortschreiten. Seine 300,000 Bände werden in 70 Jahren auf eine halbe Million anwachsen, und wir werden immer noch um 200,000 Bände nachstehen.

Man hat die Nützlichkeit von großen Bibliotheken in Frage gezogen und die Behauptung aufgestellt, daß alle wahrhaft nützlichen Kenntnisse in einer verhältnißmäßig kleinen Anzahl von Bänden begriffen wären. Man hat behauptet, daß die ungeheuern Sammlungen im Vatican, in Paris, in München, in Kopenhagen großentheils aus Werken beständen die ursprünglich werthlos, oder nun veraltet, oder von neuen Ausgaben verdrängt, oder von spätern Abhandlungen übertroffen wären. Ich will nicht leugnen, daß diese Meinung einigen Grund hat; aber nach Wegfall aller betreffenden Schriften wird in jeder der genannten Bibliotheken noch eine große Anzahl von Werken bleiben die, ursprünglich von hohem Werthe, denselben immer behalten werden. Weil ein neueres, besseres, wahreres Buch über irgend einen Gegenstand existirt, ist darum noch gar nicht gesagt, daß das ältere und weniger gute zu verwerfen wäre. Es kann bedeutende Wahrheiten oder interessante Ansichten enthalten welche spätere und im Ganzen bessere Verfasser übersehen haben; es kann merkwürdige Anekdoten aus vergessenen Zeiten enthalten; es kann werthvoll sein als Beleg in der Geschichte der Meinungen, oder als Muster der Composition; oder wenn es sehr alt ist, kann es von hohem Interesse sein als Probe erster Buchdruckerkunst.

Dann auch sind wir nicht berechtigt, weil kein einzelner Mensch, selbst der Gelehrteste nicht, in diesem kurzen Leben alles Wissen erschöpfen kann, weil er nur im Stande ist wenige Hundert Bände ganz in sich aufzunehmen und nur wenige Tausend zu lesen oder zu Rathe zu ziehen, darum zu behaupten, daß alles Weitere überflüssig sei. Jeder der hundert Verfasser welche diese tausend Bände schrieben hat seine tausend Bände lesen müssen. Der Gelehrte wird nicht nur durch die Bücher gebildet welche er liest, sondern er empfängt durch dieselben auch aus zweiter Hand die Quintessenz aus einer Menge anderer; denn jedes gute Buch erlaubt nicht nur, sondern bedingt den Schluß auf die frühere Existenz zahlreicher anderer guten Bücher.

Ein einzelner selbst wenig begabter Mensch der damit zufrieden ist seine Studien auf einen etwas engen Kreis zu beschränken, kann für sich selbst eine seinen Bedürfnissen und Geschmacksrichtungen ganz entsprechende Bibliothek auswählen und sammeln, die doch für die Zwecke eines andere oder weitere Absichten verfolgenden Menschen ganz unbrauchbar wäre, und kann durch fleißigen Gebrauch derselben einen hohen Grad von geistiger Ausbildung erlangen; aber eine Nationalbibliothek kann nicht in enge oder willkürliche Grenzen verwiesen werden. Sie muß alle Wissenschaften, die ganze Geschichte, alle Sprachen umfassen; sie muß hinreichend ausgedehnt und verschiedenartig sein, um die Ansprüche eines jeden Verlangenden zu befriedigen. Wir bedürfen eines großen Instituts, welches nicht seine Schätze mit der eifersüchtigen Kargheit bewachen soll welche die Bibliotheken von England verschließt, sondern die edelmüthige Freigebigkeit nachahmen muß die der Welt die unendlichen Vorräthe literarischen Reichthums in Deutschland und Frankreich öffnet, eine unerschöpfliche Quelle, an welcher der Aermste und Niedrigste seinen Durst nach Kenntnissen ohne Geld oder Zahlung löschen kann.

Von allen Städten unsers Gebiets ist dieses Centralherz der Nation der geeignetste Platz für ein solches Institut. Er liegt in der Mitte unserer Staaten, ist von jeder Seite her leicht und billig zu erreichen, ist mit einem milden, gesunden und gleichförmigen Klima gesegnet, hat Ueberfluß an den physischen Lebensbedürfnissen und Annehmlichkeiten, ist vom Lärm des Handels weit entfernt und kennt keinen beengenden Parteieinfluß.

Lassen Sie uns hier einen solchen Tempel der Musen errichten, nicht von einer ausschließlichen Priesterschaft bewacht, sondern mit seinen hundert Thoren weit geöffnet, daß jeder Lusttragende ungefragt in ihn eingehen kann, und Sie werden ihn überfüllt finden mit glühenden Verehrern die, wenn auch Armuth sie wie Heyne zwingen mag von den Schalen von Hülsenfrüchten und Wurzeln zu leben, dennoch den leiblichen Hunger über den dringendern Bedürfnissen der Seele vergessen werden.

Wegen der beschränkten Gewalt unserer Nationalregierung und der eifersüchtigen Sorgfalt mit welcher ihre Ausübung bewacht und gehindert wird in Fällen wo die Interessen bloßer Humanität — nicht der Partei — in Betracht kommen, kann dieselbe nur Wenig für die allgemeine Förderung der Literatur und der Wissenschaften thun. Die gegenwärtige ist eine seltene Gelegenheit, die einzige bisher gebotene, und die vielleicht nie wiederkommt, um unsern wahren Platz unter den Nationen der Erde einzunehmen, nicht nur als eine politische Gesellschaft, sondern als die Beschützer der Künste und Wissenschaften. Die Schätze unsers Nationalreichthums sind vielleicht nicht zu diesem Zwecke zu unserer Verfügung, und nur durch den weisen Gebrauch dieses Vermächtnisses und der Fonds, die private Freigebigkeit ohne Zweifel beitragen wird, um die Mittel des Instituts zu vergrößern, können wir hoffen, einen leuchtenden Körper hinzustellen dessen Licht über die ganze Erde strahle und Europa die Erleuchtung wiedergebe welche wir von ihm geborgt haben.

Die Bibliothek von Göttingen, von welcher ich gesprochen habe, enthält sechs mal so viele Bände wie die größten amerikanischen Sammlungen; sie ist in einem verhältnißmäßig kurzen Zeitraume, kaum einem Jahrhundert, gesammelt worden; und da sie nach einem festen Plane von den gescheitesten Männern der Welt gewählt worden ist, so enthält sie wenig Bücher die ursprünglich ohne Verdienst waren, wenig Duplicate und wenig Werke die durch den Fortschritt der Wissenschaft und Literatur werthlos geworden wären. Und dennoch, obgleich im Ganzen die beste bestehende Bibliothek, ist sie in vielen Fächern beiweitem nicht vollständig, und die Gelehrten welche sie benutzen sind oft genöthigt anderswo Quellen des Wissens zu suchen die Göttingen nicht hat.

Wir werden unsere eigenen Schwächen vielleicht am besten beurtheilen können, wenn wir unsere Congreßbibliothek mit dem gegenwärtigen Zustande der Literatur überhaupt vergleichen. Die Congreßbibliothek enthält jetzt über 40,000 Bände, im Allgemeinen werthvoll und wohlgewählt, ohne viele Duplicate und ohne viele Bücher die geradezu verworfen wären. Sie ist nicht wie nur zu viele unserer öffentlichen Bibliotheken aus Büchern zusammengesetzt die uns geschenkt wurden, weil der Besitzer sie zu werthlos fand um sie zu behalten, sondern sie ist fast ganz gekauft und aus den besten europäischen Verkaufskatalogen gewählt worden, und doch ist nicht ein Zweig allgemeiner Wissenschaften, selbst unter den für uns selbst höchst wichtigen, in welchem sie nicht erbärmlich mangelhaft wäre.

Es gibt wol keinen bessern allgemeinen Katalog von solchen Büchern aus den verschiedenen Fächern, die von Sammlern geschätzt werden, als die Table méthodique in der letzten Ausgabe von Brunet's „Manuel du libraire". Brunet führt mehr als 30,000 Werke an, welche im Ganzen etwa 100,000 Bände ausmachen, und behauptet nur die wichtigsten und seltensten zu nennen. Das Verzeichniß enthält ohne Zweifel sehr viele Werke von geringem innern Werthe oder selbst zufälligem Interesse; aber es ist wol nicht zu Viel gesagt, daß eine Bibliothek ersten Rangs wenigstens 25,000 Bände von den darin aufgeführten Sachen haben muß. Aber dieses Verzeichniß ist nur in wenigen Fächern auch nur leidlich vollständig. Französische Geschichte und Literatur, Civil- und Völkerecht, Geschichte und Literatur des classischen Alters und des Anfangs

der Buchdruckerkunst, Theologie und Medicin mögen vielleicht beinahe befriedigend sein; aber in Geschichte und Literatur aller andern Nationen und in fast allen andern Fächern der Wissenschaft bis auf die genannten wird der Gelehrte die Titel von viel mehr Werken vermissen als finden, und viele höchst interessante und wichtige Capitel sind fast ganz leer. Die Congreßbibliothek enthält wol nicht den vierten Theil selbst der kleinern Hälfte von Brunet's Verzeichniß, die ich als gediegen und dauernd werthvoll bezeichnet habe. Aber gibt es nicht zahlreiche Fächer menschlichen Wissens, die wol einen Platz in den Repositorien jeder größern Bibliothek verdienen, und die in unsern Nieschen noch durchaus unvertreten sind? Ich muß einen Augenblick bei einigen trockenen statistischen Bemerkungen über die Literatur des europäischen Continents verweilen. Die „Bibliotheca historica Sweo-Gothica" von Warmholz, von welcher der letzte Band 1817 erschienen ist, nennt nicht weniger als 10,000 Werke über schwedische Geschichte allein, und die letzten 30 Jahre haben die Zahl derselben bedeutend vermehrt. Nyerup's „Literatur-Lexikon", 1820 erschienen, enthält etwa eine gleiche Anzahl von Werken zur Literatur Dänemarks und Islands gehörig. Auch Holland hat tüchtige Geschichtschreiber, Naturhistoriker, Dichter und Dramatiker, und besitzt bisher unübertroffene Werke über die Geschichte des Handels und der Schiffahrt. Brunet's Verzeichniß enthält nicht einen aus hundert der classischen Schriftsteller dieser verschiedenen Nationen, und die Congreßbibliothek besitzt, so viel mir bekannt ist, nicht Einen Band in irgend einer der Sprachen dieser Länder. Betrachten wir dann den ungeheuern Reichthum und hohen Werth der deutschen Literatur. Von den drei Millionen gedruckten Bänden die man als vorhanden annimmt rechnet man mehr als ein Drittheil auf die deutsche Sprache. Deutsche Gelehrsamkeit umfaßt jedes Fach menschlicher Forschung, und die Anstrengungen seiner Gelehrten haben Mehr zur Erweiterung des Wissens neuerer Zeit beigetragen als die Bemühungen der ganzen übrigen christlichen Welt zusammengenommen. Jeder Gelehrte der mit Deutschlands Literatur vertraut ist (aber vertraut ist nicht das rechte Wort, denn das Leben ist zu kurz, als daß ein Einzelner ihre unendlichen Schätze zählen könnte), ich meine jeder aufgeklärte Forscher, der nur in sie eingedrungen ist, wird willig einräumen, daß sie unendlich viel höher steht als irgend eine andere Literatur, ich möchte sagen als alle andern Literaturen. Es ist festgestellt worden, daß mehr als die Hälfte unserer Bevölkerung von neuer deutscher Abstammung ist, und Deutsch ist die Muttersprache weiter Länderstriche auf amerikanischem Boden. Dennoch enthält die Congreßbibliothek nicht hundert, ja vielleicht nicht funfzig Bände in dieser edeln Sprache. Wir haben keinen der zahlreichen Verfasser des großen russischen Reichs oder aus Polen; Nichts aus den interessanten Literaturen von Ungarn und Böhmen; nur die allergewöhnlichsten Bücher in italienischer und spanischer Sprache; nicht Einen Band in der Sprache von Portugal trotz ihrer reichen Literatur in verschiedenen Fächern, hauptsächlich in der wilden aber wahren Romantik aus den Zeiten orientalischer Entdeckungen und Eroberungen, die aus den Schriften des gelehrten de Barros und des zierlichen alten Castanheda zu uns herübertönt, an unserm Ohr widerhallt und unser Blut wallen macht wie ferner Trompetenschall. Auch aus der endlosen Welt orientalischer Gelehrsamkeit, deren Schätze kennen zu lernen unser wachsender Handel mit dem Orient in hohem Grade wünschenswerth macht, haben wir Nichts aufzuweisen als ein paar Bibelübersetzungen und vielleicht einige Andachts- oder religiöse Lehrbücher, die uns von amerikanischen Missionaren geschenkt worden sind.

Werden Sie mir nicht zugeben, daß eine amerikanische Bibliothek, die Nationalbibliothek eines Volkes das von Männern jeden Klimas, jeden Blutes und jeder Sprache abstammt, eines Landes das den Bedrückten jeden Stammes und jeder Zunge seine Thore weit öffnet und ihnen ein Asyl bietet, etwas umfassender in ihrer ganzen Anlage sein sollte? daß sie wenigstens einige Vertreter jeden Zweigs des menschlichen Wissens haben, wenigstens einige Denkmäler aller Schriftsprachen besitzen sollte die innerhalb der Landesgrenzen gesprochen werden?

Aber selbst in englischer Sprache ist unsere Bibliothek entsetzlich arm. Wie weit sind wir noch davon entfernt, eine nur leidlich vollständige Sammlung der englischen Druckwerke des 15. und 16. Jahrhunderts zu besitzen, oder selbst jenes classischen Zeitalters englischer Gelehrsamkeit, für welches jeder brave Amerikaner die wärmste Sympathie fühlt, des Zeitalters von Cromwell und Milton? Wäre es nicht wünschenswerth über die Mittel verfügen zu können, um einen fleißigen Gelehrten in Stand zu setzen, zu schreiben was bis jetzt noch nicht würdig geschrieben und kaum versucht worden ist: eine vollständige Geschichte der Literatur unserer angelsächsischen Muttersprache, oder die herculische Aufgabe auszuführen, die trotz der vielgerühmten aber schwachen Arbeit von Webster noch zu lösen ist: die Vorbereitung eines anständigen englischen Lexikon?

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notiz aus England.

Das Verbrennen der Witwen in Ostindien.

Eine Art Lehrgedicht „The Suttee. A poem with notes" enthält in ziemlich ungenießbarer dichterischer Form viel Lehrreiches über die gesellschaftlichen Zustände Hindostans und der dortigen eingeborenen Bevölkerung. So werden unter Andern über die schreckliche Sitte des Verbrennens der Witwen in den Noten folgende interessante Aufschlüsse gegeben. Obwol der Brauch des Lebendigverbrennens und Lebendigbegrabens der Witwen der Hindus noch in Hindostan herrscht, so wird er glücklicherweise in denjenigen Theilen des Landes welche der britischen Herrschaft unterworfen sind nicht mehr geduldet. Im Gegentheil, er ist für ungesetzlich und vor den Criminalgerichtshöfen strafbar erklärt worden. Als die Verordnung über die Abschaffung dieses Brauchs während der Verwaltung Lord William Bentinck's zuerst verkündigt wurde, ward von den davon betroffenen Parteien Alles aufgeboten diese menschenfreundlichen Vorkehrungen zu vereiteln, zu welchem Zwecke sich eine Gesellschaft unter dem Namen Dhurma Subha (d. i. Religiöse Genossenschaft) bildete, woran eine Anzahl der einflußreichsten zu Kalkutta wohnhaften Eingeborenen Theil nahm; diese Gesellschaft besteht noch. Jüngst ereignete sich darin ein eigenthümlicher Vorfall. Ein gewisser Babu Mutti Lall stellte in dieser Gesellschaft orthodoxer Hindus den Antrag: eine Petition an die Regierung zu richten zu Gunsten der Wiederverheirathung der Hindu-Witwen. Dieser Vorschlag brachte in dem Vereine die größte Aufregung hervor, und es erhob sich von allen Seiten lauter Einspruch dagegen, was gar nicht Wunder nehmen kann, wenn man sich des Zwecks der Gründung dieser Gesellschaft erinnert. Kurze Zeit darauf setzte derselbe Mutti Lall einen Preis von 10,000 Rupien für denjenigen Hindu aus der eine Witwe heirathen würde. Niemand fand sich jedoch der sich darum bewerben wollte, worüber man sich nicht wundern darf, da das Gesetzbuch der Hindus nicht nur den Weibern die das Unglück haben ihre Gatten zu verlieren ewige Witwenschaft zur Pflicht macht, sondern auch auf jeden Mann der sich erfrecht sich ehelich mit einer solchen Frau zu verbinden ein besonderes Makel wirft, indem er mit den niedrigsten Kasten auf eine Linie gestellt wird. Die Gesetze des Manu bestimmen nämlich: „Ein Brahmane, der als Sudra lebt, der nur den untern Göttern opfert, der nicht gestattete Gebräuche beobachtet, und wer nicht vorgeschriebene Pflichten erfüllt, sowie Jeder der von den Tugendhaften verabscheut wird, der Gatte eines zwei mal verheiratheten Weibes, endlich wer Leichname für Lohn wegträgt, alle Diese sind sorgfältig zu meiden."

M.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 178. —— 27. Juni 1847.

Der deutsche Bauernkrieg.

(Beschluß aus Nr. 177.)

IV.

Als die geistigen Führer der Bauernbewegung erscheinen Karlstadt und Münzer. Sie waren die Tonangeber, obgleich ihr Wesen sehr bezweifeln läßt, daß weder der Eine noch der Andere der Verfasser der Zwölf Artikel gewesen. Es liegt in denselben zu viel Einfalt, zu viel Ernst, zu viel Ruhe, um sie ihnen ohne thatsächliche Beweise zuschreiben zu können. Beiden gegenüber steht der deutsche Fels, Martin Luther. Es ist natürlich, daß die blinden Freunde des Bauernkriegs Luther wie einen Verräther verdammen. Nichts Menschliches ist vollkommen, und es ist nicht schwer auch an Luther die Erbsünde der Menschenschwäche zu entdecken. Er war ja überdies zum Mönche erzogen worden und Mönch gewesen. Aber in der Bauernbewegung, und insbesondere ihren Tonangebern gegenüber, bewährt sich der tiefe Blick und die gewaltige Kernnatur Luther's vielleicht mehr als selbst dem Papste und seinen Freunden gegenüber. Luther lehrte und predigte Freiheit für Alle. Und er wußte sehr wohl, daß diese Freiheit auch Allen Nutzen bringen müsse, wenn sie zur natürlichen Reife gelange. Er bekundete sich insbesondere als Freund der Armen und der Bauern, und vertheidigte ihre Sache gegen die Reichen und die Fürsten. Aber er sah zu tief um zu glauben, daß eine Sache wie die seinige, wie die der Menschheit und Deutschlands insbesondere, die das Geschick in seine mächtige Hand gelegt hatte, durch einen Schwertstreich entschieden werden könne. In seiner Jugendkraft sprach er zu Anfang seiner Laufbahn oft ein keckes Wort. Aber je höher er stieg, je klarer er sah, je näher ein möglicher Krieg für den Grundsatz ihm trat, desto ernster, dringender, gewaltiger schleuderte er seine Geistesblitze gegen die Säbelhelden. Wir sehen wie er schon Hutten sagte: „Nicht das Schwert, sondern das Wort wird den Sieg verleihen!"

Mit diesem Gedanken trat er allen Schwerthelden seiner Zeit entgegen, und trat ihnen entgegen mit einem Muthe, tapferer als der des tapfersten Schwerthelden. Ja, er schien mehr denn ein mal bereit, mit dem Schwerte die Schwerthelden zur Ruhe zu bringen, und sein Eifer gegen die Bauern hat keine andere Bedeutung als diese.

Karlstadt war lange sein Freund gewesen, und hatte ihm redlich geholfen in dem Werk des geistigen Kampfs gegen Rom. Aber während Luther auf der Wartburg in freiwilliger Verwahr saß, verlor sein Freund Karlstadt das Gleichgewicht, gerieth auf eine Bahn von der Luther vorhersah, daß sie wol zum Kampfe aber nicht zum Siege führen werde. Es ist bekannt, wie er dann seine Zuflucht ohne Rücksicht auf alle Gefahr verließ, auf einmal wieder offen auf dem Wahlfelde des geistigen Kampfs erschien, und sich keck zwischen seinen ehemaligen Freund und seine Anhänger warf. Der Sieg wurde ihm nicht schwer. Er zeigte vor Allem aber, daß der Weg den Karlstadt eingeschlagen zu Mord und Gewalt führen werde. Karlstadt stellte Luther persönlich zu Rede: „Ihr thut mir Gewalt und Unrecht, daß Ihr mich zu dem mörderischen Geiste einbrockt. Ihr habt mich heut in Euerm Sermon etwas hoch angegriffen, und mit den aufrührischen, mörderischen Geistern, wie Ihr sie nennt, in eine Zahl und in ein Werk eingeflochten; dazu sage ich: Nein! Wer mich solchen Geistern zugesellen will, der sagt mir Solches ohne Wahrheit und nicht als ein redlicher Mann nach." Luther antwortete: „Ei, lieber Herr Doctor, ich habe den Brief gelesen den Ihr von Orlamünde dem Münzer geschrieben habt, und habe wohl darin vernommen, daß Euch der Aufruhr entgegen und zuwider ist." „Und warum predigt Ihr das Gegentheil?" „Was nicht ist, wird noch!" antwortete Luther.

Und wie er gesagt so geschah es; seine Prophetengabe sah die zukünftigen Dinge, weil sie die vergangenen kannte und erkannte. Der Umschwung in Karlstadt's Ansichten lag in seiner Art, in seiner Auffassung der schwebenden Streitfragen; und es wurde Münzer nicht schwer Karlstadt in die Bahn hineinzulenken in der Luther ihm vorhersagte, daß er einlenken werde.

Thomas Münzer war ein begabter Enthusiast; eine edle Natur mit mehr Phantasie als Menschenverstand. Sie sind nicht selten, die Thomas Münzer, in dieser Welt, und ich bilde mir ein, daß ich ein paar Solcher ganz gut gekannt habe. So oft sich ein neuer Gedanke, ein neuer Grundsatz regt, werden solche Enthusiasten seine tapfersten Apostel, sobald sie sich in den Kreis desselben hineingerissen fühlen. Sie sind geborene Märtyrer, und die Menschheit dankt ihnen unendlich Viel; denn sie sind

es vor Allem, die den befruchtenden Samen der neuen Geistesblüte von einem Baume zum andern tragen. In der Regel schließen sich solche Naturen mit der größten Hingebung andern, die mehr klaren Verstand, mehr festen Willen als einfältige Begeisterung besitzen, an. In einem solchen Bunde stehen Beide am rechten Fleck. Wo aber solche Menschen sich nicht mit dem Apostelamt begnügen, wo sie durch Eitelkeit oder sonst durch ihr böses Geschick zum selbständigen Schaffen auf dem Felde der geistigen Lehre oder des praktischen Lebens angetrieben werden, da begehen sie in der Regel die größten Dummheiten, und wehe Denen die sich von ihnen mit fortreißen lassen. Wehe ihnen? Nun, nur Denen die nicht im Märtyrerthum ihren höchsten Lohn suchten und fanden; denn nur dieser blüht ihnen an der Seite solcher Führer.

Luther sah mit klarem Blicke das Unheil das Münzer's Enthusiasmus über seine Freunde, über die Sache der Reform und über Deutschland bringen werde. Und so trat er ihm mit der unerbittlichsten Strenge entgegen, ja verfolgte ihn, so gut er konnte, von einer Stadt zur andern mit seinen warnenden Briefen an Diejenigen die er in Gefahr glaubte von Münzer verführt zu werden. Aber er konnte nicht verhindern, daß Münzer bei dem Volke Anklang fand, und die Flamme des Bauernkriegs mit anblasen half. Thomas Münzer schrieb unter Andern an die Bauern eine Flugschrift: „Wie man herrschen soll“; und in dieser heißt es:

Nur es kurz gemacht. Alle die Herren die aus ihrer Herzenslust und ihren eigenwilligen Köpfen eigenmächtige Gebote, ich geschweige Vergewaltigung, Steuer, Zoll, Umgeld aufbringen, die sind rechte und echte Räuber und abgesagte Feinde ihrer eigenen Landschaft. Nur solche Moab, Agag, Ahab, Phalaris und Nero aus den Stühlen gestoßen, ist Gottes höchstes Gefallen. Die Schrift nennt sie nicht Diener Gottes, sondern Schlangen, Drachen und Wölfe. Uebersehт ihr, fährt er schließlich fort, das Spiel, seid ihr nicht standhaft in dem angefangenen Werke, so seht ihr Nichts vor euch als Weh' über Weh', und ein greuliches Morden, das über euch und alle Bauerschaft kommen würde. O, Weh' und Jammer über euere Kinder, wie werdet ihr hinter euch so ein stiefväterliches Erbe verlassen! Sehet zu. Müsset ihr jetzt frohnen mit Karst, Haue und Pferden, so müssen euere Kinder hernach selbst in der Egge ziehen; habt ihr bisher mögen euere Güter umzäunen vor dem Wild, so müßt ihr sie nunmehr offen lassen stehen; hat man euch bisher darum die Augen ausgestochen, so wird man euch fürder spießen. Habt ihr bisher Hauptrecht gegeben, seid ihr leibeigen gewesen, so müßt ihr fürderhin völlige Sklaven werden, Nichts eigen mehr haben, weder an Leib noch an Gut; ganz nach türkischer Art wird man euch verkaufen, wie das Vieh, Roß und Ochsen. Thut euer Einer nur ein Rümpflein dawider, da wird nichts Anderes daraus denn daß man euch peinigt und martert, und es wird des Verhetzens und des Vermaledeiens kein Maß haben. Dann heißt es: Mit euch Verräthersbuben nur flugs dem nächsten Thurme zu, und eine Marter über die andere angelegt, danach mit Ruthen ausgehauen, die Andern durch die Backen gebrennt, die Finger abgehauen, die Zunge ausgerissen, geviertheilt, geköpft.

Auch er wurde zum Prophet in dieser ganzen Stelle. Und auch für ihn war es nicht schwer hier die Zukunft vorherzusehen. Aber wenn er sah was geschehen müsse, sobald das keck begonnene Werk nicht durchzusetzen, so war es gerade deswegen eine um so höhere Pflicht es nicht keck und ohne Noth zu beginnen. Luther sah diese wahrscheinlichen Folgen ebenso gut wie Münzer, und deswegen suchte er ihnen vorzubeugen. Die Geschichte spricht ihr Urtheil über Beide, vor Allem aber auch über die mitleidlosen Sieger der Bauern. Das Geschick gab diese vollkommen in ihre Hand. Und Alles was Münzer vorhergesagt traf wörtlich ein. Die herzlosen Adeligen nannten die Verfolgung der Bauern eine „Schweinshatze“. Blut, schuldiges und unschuldiges, floß in Strömen. Und die hochadeligen Sieger konnten glauben den vollsten Siegeslohn davongetragen zu haben.

Sie haben Nichts gesäet und geerntet als ihr eigenes Unheil, die Möglichkeit des Dreißigjährigen Kriegs nebst allen seinen grausigen Folgen, den Untergang ihrer eigenen Macht und des Ansehens ihres Vaterlandes, Jahrhunderte allgemeiner Rechtslosigkeit für alle Stände, Jahrhunderte der Ohnmacht und der Schmach für Deutschland und alle gesellschaftlichen Zustände des ganzen deutschen Reichs.

Ohne den Bauernkrieg und den tiefen Haß den er unter der Classe aus der die Heere damals hervorgingen überall in den „Landsknechten“ gesäet hatte, wäre es einem Wallenstein, einem Mansfeld, einem Braunschweig, einem Weimar und ähnlichen Abenteurern und Säbelhelden nie möglich gewesen ihre Heere aus dem Volke zu bilden und 30 Jahre lang zu erhalten. Das Blut des Bauernkriegs schrie um Rache, und kam hundertfach über alle Stände und über ganz Deutschland wie der Fluch des Himmels herab. Wer die Ursachen in der Geschichte sieht, der erkennt alle Ringe an dieser Unheilkette für Deutschlands Geschick.

Und das sind die Lehren des Bauernkriegs: Die Bauern waren in ihrem Rechte, und sie verloren ihre Sache durch die Art wie sie dieselbe betrieben. Gewalt zeugte Gewalt, Blut foderte Blut. Jahrhunderte der Rechtslosigkeit waren die Ernte dieses Samens.

Ihr aber die ihr es heute mit dem Volke wohlmeint, öffnet die Augen und seht, und warnt eure Freunde, warnt Die an deren Heil ihr denkt, für deren Wohl ihr begeistert seid. Ihr mögt Recht haben in euren Foderungen, ihr werdet dies Recht selbst zernichten, wenn ihr es mit dem Schwerte, mit Blut führen zu können glaubt. Wehrt euch, lehrt, sprecht, ruft die Wahrheit in alle Winde hinaus, aber euer Feldgeschrei sei: „Komm her!“

Und ihr Mächtigen, die ihr vielleicht den Tag des Kampfs herbeiwünscht, weil ihr mächtig seid. Hütet euch diese Macht zu misbrauchen. Der Weg führte die Sieger der Bauern — zum Untergange. Dreißig Jahre blutiger Arbeit ohne Lohn, und zwei Jahrhunderte schmachvoller Ohnmacht, demüthigender Rechtslosigkeit waren die Folge dieses Siegs.

So steht es mit Flammenzügen in der Geschichte Deutschlands. O, daß die Gegenwart die Vergangenheit begreifen lerne; denn in dieser Erkenntniß allein liegt die Sicherung der Zukunft!

Wenn Deutschland, wenn alle Parteien, die Mächtigen und die Schwachen, die Lehren des Bauernkriegs begreifen, dann wird aus ihnen eine Ernte des Bürgerrechts für alle Classen Deutschlands hervorgehen. Und nur dann!

Im Gegentheile muß das Verkennen derselben neues Blutvergießen schaffen, und mit ihm neue Jahrhunderte der Ohnmacht und der Rechtlosigkeit für alle Classen der Gesellschaft, die Zernichtung Deutschlands. O, daß es Licht werde, und daß die Welt begreife, wie das Wort zu Anfang war und am Ende sein wird!

J. Venedey.

Rede des Herrn Marsh von Vermont über den Vorschlag, die Gründung des Smithson'schen Instituts betreffend.

(Fortsetzung aus Nr. 177.)

Wenn es ein Fach gibt in welchem eine für den Gebrauch von Vertretern einer Demokratie gewählte Bibliothek vollständig sein sollte, so ist es die Geschichte. Aber was besitzen wir an Quellen geschichtlicher Forschung? Geschichten haben wir wahrlich genug, aber verzweifelt wenig Geschichte! Wir haben zwar Robertson, Hume, Voltaire und Gibbon, und vor allen Alison, ein populairer Schriftsteller unserer Tage, und —

Wie Sir Agrippa allbekannt,
Für derben Lug im ganzen Land;

aber Materialien aus denen wahre Geschichte gezogen werden kann haben wir wenig, sehr wenig. Die Werke über die eigene Geschichte des amerikanischen Continents, die wir alle besitzen sollten, belaufen sich auf über 20,000 Bände, also auf die volle Hälfte der Bändezahl der Congreßbibliothek, und selbst von diesen besitzen wir bis jetzt nur den kleinsten Theil.

Soll die Gabe des edeln Fremden trotz der umfassenden Worte welche seinen großen Zweck ausdrücken in einem so engen Kreise verwandt werden wie einige Herren vorschlagen, so ist die Bestimmung von 10,000 Dollars zur jährlichen Verausgabung größer als nöthig, wenigstens für die Dauer. Eine mäßige Summe würde uns Alles verschaffen was des Kaufens werth ist, und eine geringe jährliche Ausgabe würde mit den Fortschritten der Wissenschaft auf diesem Gebiete gleichen Schritt halten. Aber wir sind es uns selbst, wir sind es unserm Zeitalter, wir sind es den hehren Absichten schuldig die eine so großartige Wohlthat veranlaßten, eine Gabe ohne jede Fessel von engen Bedingungen, daß wir in edlerm, weiterm, allgemeinerm Geiste verfahren, daß wir nicht vergessen daß „Wissen" andere Studien umschließt als die Brotstudien, daß die ökonomischen Interessen des Menschen nicht seine höchsten sind.

Die Absicht des Testators die wir ausführen sollen war die Förderung und Verbreitung menschlichen Wissens". Was aber ist das beste Mittel zur Förderung und Verbreitung des Wissens? Förderung, Anhäufung muß der Verbreitung vorangehen. Jeder Bach setzt eine Quelle voraus, und Wissen kann nicht „unsere Straßen hinabfließen wie ein Fluß", ohne daß ist ein geräumiges Reservoir gebaut und gefüllt wird, aus welchem der Strom sich ergießen kann. Es ist ein Irrthum anzunehmen, daß die Anhäufung von Vorräthen bestehender Gelehrsamkeit, die Aufhäufung von Aufzeichnungen geistiger Thätigkeit nicht auch zur Förderung des Wissens diente. Was gibt es Neues in der materiellen Welt außer durch Trennung oder Zusammenstellung? Wie werden in der Natur- und Kunstchemie neue Massen gebildet oder die Vorräthe bestehender Massen vermehrt? Durch neue Zusammenstellungen oder Scheidungen bekannter, schon bestehender Elemente. Die Erzeugnisse der Experimental- oder Manufacturlaboratorien sind keine neuen Schöpfungen, sondern ihre Elemente werden erst durch Scheidung aus alten Massen gewonnen und dann in neuer Form wieder verbunden. So ist es auch bis zu einem gewissen Grade mit den immateriellen Erzeugnissen des menschlichen Geistes; aber mit diesem Unterschiede: das Wissen wächst nicht allein durch Scheidung und Verbindung, sondern es ist abweichend von der todten Masse mit der sich die Chemie beschäftigt, an und für sich organisch, lebend, erzeugend. Ueberdies besteht, wie ich schon angedeutet habe, zwischen allen Zweigen der Wissenschaft und Kunst, sie seien nun speculativ oder experimental, ein so unlösliches Band, eine solche Verwandtschaft der Unabhängigkeit, daß man nicht einen derselben ausbilden kann ohne zugleich alle andern zu fördern. Der Schanzgräber in jedem Pfade der Wissenschaft schlägt Funken die nicht nur seine eigenen Forschungen leiten, sondern auch die Wege der um ihn Arbeitenden erleuchten, obgleich diese eine ganz andere Richtung verfolgen mögen als er. Ich könnte endlose Beispiele dieser Art anführen, aber ich will mich auf ein paar Erläuterungen aus einer Wissenschaft beschränken die sich nur mit abstracten Zahlen und fingirten Größen beschäftigt, und Versuche und Beobachtungen als Probirsteine der Wahrheit oder Mittel der Entdeckung durchaus verwirft. Wer würde geglaubt haben, daß die Zwischenräume der musikalischen Tonleiter genau abgeschätzt und ihre Verhältnisse pünktlich in Zahlengrößen bestimmt werden könnten? Wer würde erwartet haben, daß die reine Mathematik zum Schiedsrichter erhoben werden würde zwischen den Ansprüchen der atomistischen und der wellenförmigen Theorie des Lichts; oder daß man zu ihr seine Zuflucht nehmen müßte, um die Verhältnisse und Verwandtschaften von Elementarkörpern zu bestimmen die mit keinem der Sinne abgeschätzt werden können; oder, wie mein gelehrter Freund aus Südkarolina (Hr. Holmes) vorschlägt, daß die Echtheit fraglicher Stellen der Heiligen Schrift durch einen algebraischen Lehrsatz entschieden werden würde? Wie viel verdanken nicht die Astronomie, die Navigationskunst, die Maschinenkunde, die verschiedenen Handwerke und alle Experimentalwissenschaften dieser einen Wissenschaft, welche in ihren Forschungen zu keinen Erfahrungssätzen ihre Zuflucht nimmt, keinen der Sinne zu Hülfe ruft, noch irgend eine natürliche oder künstliche Maschine?

Aber abgesehen von dem vorliegenden Punkte, der Hülfe welche die physikalischen Wissenschaften von den rein speculativen Wissenschaften zu erwarten haben, sollte ich hoffen, daß zu dieser Zeit und an diesem Orte man furchtlos wagen dürfte allem höhern Wissen das Wort zu reden, welches dazu dient gesittet zu machen, zu bilden, zu erheben, die Menschen mit höherer Weisheit zu erfüllen, sie besser, weniger materiellen Interessen nachstreben und mehr über ewige Wahrheiten nachdenken zu machen. Man sage nicht, daß unsere eigene kurze Geschichte die Ueberflüssigkeit von großen Bibliotheken beweise, weil wir ohne solche Staatsmänner, Civilisten, Redner und Rechtsgelehrte hervorgebracht haben die ihren ausgezeichnetsten europäischen Zeitgenossen keineswegs nachstehen. Ohne bei dem Antriebe öffentlicher Institutionen und der anreizenden Aufregung unserer Revolutions- und spätern Geschichte zu verweilen, welche dazu beigetragen haben die Entwickelung dieser Art von Talent zu fördern, wird dieser Einwurf genügend durch die Hinweisung darauf beantwortet, daß mit Bezug auf die meisten amerikanischen Staatsmänner der Revolution sowol als auf viele der spätern Privatreichthum den Platz öffentlicher Vorkehrungen zur Erlangung von Kenntnissen vertreten hat. Zur Zeit unserer Colonialgeschichte wurden die Söhne wohlhabender Familien häufig auf den besten Schulen Europas erzogen, und die Urheber unserer Constitution waren hauptsächlich Männer von hoher Erziehung und der feinsten Bildung. Jefferson, dessen Schriften bei der Demokratie kanonisch sind, hatte die beste Privatbibliothek in Amerika und war ein Mann von vielseitiger, wenn nicht tiefer Gelehrsamkeit. Die Staatszeitungen jener merkwürdigen Zeit sind mit wenigen Ausnahmen augenscheinlich Erzeugnisse von Männern die sich nicht allein

durch geistige Anlagen oder geduldiges Denken, sondern auch durch fleißig erworbene Kenntnisse auszeichneten; sie sind voll nicht von jener billigen Gelehrsamkeit die sich durch pedantische Citationen kundgibt, sondern von jener gesunden Wissenschaft welche das unzweideutige Resultat vielen Lesens und eifriger Forschung ist. Wer sind die Männer in allen Zeitaltern gewesen die den weisesten und dauerndsten Einfluß auf das moralische sowol als auf das physische Wohlergehen des Menschen ausgeübt haben? Der Geist der Kreuzzüge wurde durch das Predigen eines denkenden Einsiedlers angefacht; Colombo war ein kenntnißreicher Gelehrter, und Luther nur ein fleißiger Mönch. Watt, der große Verbesserer der Dampfmaschinen, war ein Mann von merkwürdig tiefer Gelehrsamkeit. Bonaparte wurde in der Schule von Brienne sorgfältig erzogen und war sein ganzes Leben hindurch ein großer Beschützer der Künste und Wissenschaften. Die großartige Rebellion von 1649 war das Werk von Männern aus dem Studirzimmer; und Milton, der zu unserer Schande uns weniger aus seiner Prosa als aus seiner Poesie bekannt ist, war ihr Apostel. Unsere eigene Unabhängigkeit wurde von Gelehrten erklärt und aufrechterhalten, und Jedermann weiß, daß die Französische Revolution ihren Ursprung in den Schriften der Encyklopädisten hatte. Alle Männer die auf die Meinungen Einfluß geübt, die dazu beigetragen haben Principien aufzustellen welche Jahrhunderte lang ihren Eindruck hinterließen, haben einen Theil ihres Lebens in der Zurückgezogenheit des Gelehrtenstübchens zugebracht. Gerade dieser Punkt ist es, die Aufrechterhaltung von Principien, die durch auf diesen Dienst durch langjährige anhaltende Studien vorbereitete Männer entdeckt und vertheidigt wurden, der so auffallend die englische Rebellion von 1649 und unsere eigene Revolution vor den meisten aufrührischen Bewegungen auszeichnet und namentlich vor der französischen. Die englischen und amerikanischen Staatsmänner jener Zeiten kämpften für Wahrheiten; die französischen Atheisten und Philosophen für Interessen; die Erstern suchten ihre Pflichten festzustellen, die Andern kümmerten sich nur um ihre Rechte; der Angelsachse war durch Princip begeistert, der Gallier wurde von Leidenschaft angetrieben.

Die Principien der amerikanischen Freiheit, mit denen uns Erziehung und Gewohnheit so vertraut gemacht haben, daß wir sie für klar auf der Hand liegend oder gar für instinctmäßig halten, sind in Wahrheit nicht augenfälliger als die physische Theorie des Weltalls; und das Studium der philosophischen und politischen Geschichte der letzten drei Jahrhunderte wird jeden Forscher überzeugen, daß ihre Entwickelung von ihrem Keime an, der in den Grundlehren der Reformation enthalten ist, nicht das Werk der unbewußten Zeit allein gewesen ist, sondern die Arbeit von Generationen von Philosophen und Staatsmännern erfodert hat.

Ich betrachte eine große wohlgewählte Bibliothek, die aus den Denkmälern alles Wissens in allen Sprachen zusammengesetzt ist, als das wirksamste Mittel um uns von der sklavischen Unterwürfigkeit zu erlösen, die wir trotz unserer lauten und mürrischen Behauptungen von Unabhängigkeit, aus Gewohnheit gegen englisches Beispiel und englische Autorität, in allen Meinungssachen beobachten. Unsere Geschichte und politische Erfahrung ist so kurz, daß wir, bei der Menge neuer Fälle die immerfort entstehen, oft in Verlegenheit um einen einheimischen Vergleich sind, und es leichter finden einen englischen Ausspruch zu citiren als eine Frage mit unabhängigern Gründen zu durchforschen. Nicht nur unser Parlamentsgesetz, unsere legislative Handlungsweise, unser Rechtsverfahren sind großentheils nach den Einrichtungen des Mutterlandes geformt, sondern auch das Grundprincip unserer Regierung, unsere Theorie der politischen Rechte des Menschen, wird oft verdreht, um aus dem englischen Constitutionsgesetz abgeleiteten Regeln und Entscheidungen angepaßt zu werden. Selbst das heiligste der politischen Rechte, das Recht der Petition, habe ich in diesem Saale von guten Demokraten angreifen und vertheidigen hören, durchaus auf frühere Fälle im britischen Parlament hin. Unsere Gleichheit der Abstammung, der Sprache und des Gesetzes setzt die jüngere Nation fortwährend der Gefahr aus von der ältern verdunkelt zu werden. Es ist ein großes Uebel für ein junges, wachsendes Volk, wie für einen jugendlichen, regen Geist, wenn seine Anstrengungen gehemmt und seine Originalität erstickt wird durch ein knechtisches Anlehnen an die Formen irgend eines wenn auch noch so vortrefflichen Musters, und es ist hohe Zeit, daß wir einsehen, daß es andere Quellen der Belehrung gibt als die Rathschläge und Beispiele unserer frühern Mutter.

(Der Beschluß folgt.)

Bibliographie.

Arndt, E. M., Nothgedrungener Bericht aus seinem Leben und aus und mit Urkunden der demagogischen und antidemagogischen Umtriebe. Zwei Theile. Leipzig, Weidmann. 8. 3 Thlr.

Berenhorst, G. H. v., Aus dem Nachlasse. Herausgegeben von E. v. Bülow. 2te Abtheilung. Dessau, Aue. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Fabricius, C. G., Stralsund in den Tagen des Rostocker Landfriedens (13. Juni 1283). Eine Monographie. Stettin, Effenbart. Gr. 8. 15 Ngr.

Koch, K., Wanderungen im Oriente während der Jahre 1843 und 1844. III. Reise in Grusien am kaspischen Meere und im Kaukasus. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Mast, J., Dogmatisch-historische Abhandlung über die rechtliche Stellung der Erzbischöfe in der katholischen Kirche. Freiburg, Herder. Gr. 8. 22½ Ngr.

Pohl, J., Vertheidigung der katholischen Kirche, ihrer Lehren und Uebungen gegen mehrere Beschuldigungen ihrer Gegner. Regensburg, Manz. 8. 18¾ Ngr.

Schubar, L., Der Günstling oder keine Jesuiten mehr! Original-Lustspiel in 4 Akten. Berlin, Fernbach. 8. 1 Thlr.

Wullen, W. L., Die Cultusformen der evangelischen Kirche Würtembergs. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 18 Ngr.

Zimmermann, F., Ueber den Philoktet des Sophokles in ästhetischem Betrachte. Darmstadt, Jonghaus. Gr. 8. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Der Neubau für die Königl. Gemäldegallerie in Dresden. von ....m. Leipzig, Brockhaus. 8. 4 Ngr.

Osterrieder, B., Ueber die freie Praxis der Aerzte in Bayern. Einige wahre Worte für Beamte, Aerzte und Laien. Augsburg, Rieger. 8. 2½ Ngr.

Rodbertus-Jagetzow, Die neuesten Grundtaxen des Hrn. v. Bülow-Cummerow. Anclam, Dietze. Gr. 8. 20 Ngr.

Das Rundschreiben Pius IX. Mit besonderer Berücksichtigung der Schrift: Die Erwartungen der katholischen Christenheit im 19. Jahrhundert von dem heiligen Stuhle zu Rom. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. Gr. 8. 8 Ngr.

Rupp, J., Königsberg, der Gustav-Adolph-Verein und die Evangelische Kirche. Altenburg, Pierer. Gr. 8. 10 Ngr.

Samoje, F. A., Der Geist des mosaischen Gesetzes. Eine unbefangene Ansicht in Beziehung zur Prinzipienfrage der Reform im Judenthume ausgesprochen ꝛc. Berlin, Springer. Gr. 8. 5 Ngr.

Schell, F. J., Zweite und letzte Antwort an Hrn. Prof. Körner zu Elberfeld auf sein 2. offenes Schreiben an mich vom 15. März d. J. im 8. Hefte der Lesehalle. Leipzig. Gr. 8. 1 Ngr.

Woike, K., Nachweis der Grundlosigkeit der gegen die Nichtzulassung des Dr. Rupp in der General-Versammlung des Gustav-Adolf-Vereins in Berlin erhobenen Einwendungen namentlich aus rechtlichem Standpunkt und Unsere Hoffnung. Gustav-Adolfs-Festpredigt. Braunsberg. 1846. Gr. 8. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 179. —— 28. Juni 1847.

Zur Erinnerung an F. L. W. Meyer, den Biographen Schröder's. Lebensskizze nebst Briefen von Bürger, Forster, Göckingk, Gotter, Herder, Heyne, Schröder u. A. Zwei Theile. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1847. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Es gibt eine eigene Classe von Individualitäten, die, ohne selbst mit einer bedeutenden Leistung in den Gang der Literatur einzugreifen, durch die Fähigkeit, vielseitig angeregt zu werden und in Folge Dessen wiederum vielseitig anzuregen, eine Art relativer Mittelpunkte bilden, und als solche, wie die Planeten auf ihre Monde, auf einen mehr oder weniger weiten Kreis Licht und Bildung ausstrahlen. Ihre Kenntniß ist besonders für die Geschichte der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts von Wichtigkeit; nur durch diese Mittelglieder konnte die totale Umwandelung der Denkungsart, die durchgreifende Veränderung des Standpunktes welche in diesem Zeitraum vorging in kurzer Zeit so allgemein werden. F. L. W. Meyer gehört zu diesen Männern. So mannichfaltig seine literarischen Verbindungen in mehr als einem Lande Europas gewesen sind, so sehr er mit den Besten seiner Zeit gelebt, so gänzlich unbekannt ist es gegenwärtig geworden, daß hinter dem Namen von Schröder's Biographen noch etwas Anderes zu suchen sei als ein Freund und Verehrer dieses Künstlers und ein Kenner der Schauspielkunst. Und doch ist er einer der Hauptrepräsentanten, jedenfalls aber eines der längst lebenden Mitglieder einer Schule die von den Literaturhistorikern gemeiniglich ziemlich kurz abgefertigt wird. Man pflegt bei der Behandlung der Geschichte der deutschen Literatur des vorigen Jahrhunderts nur von dem Gesichtspunkte auszugehen, wie sich der alte Standpunkt in gerader Richtung zu demjenigen unserer Gegenwart entwickele. An Klopstock, Lessing, Wieland, Herder, Goethe, Schiller, sagt selbst Gervinus, läßt sich der ganze Gang unserer neuern Literatur demonstriren. Aber so einfach ist denn doch in der That die Sache nicht. Deshalb weil ein neuer Glaube aufkommt, der freilich an sich vollkommener und reiner ist als der frühere, wird nicht sogleich das ganze Zeitalter in Bausch und Bogen bekehrt; das Princip des Vorgängers mag von dem des Nachfolgers widerlegt und absorbirt werden, aber die Keime die jener ausgestreut gehen für sich auf und bilden sich für sich aus; aus den Absätzen der Einen großen Pyramide des allgemeinen Entwickelungsganges wachsen kleinere Spitzen und Zacken auf; es entstehen Schulen welche neben den spätern eine Weile fortbestehen, und wo es sich um einen Ueberblick des allgemeinen Bildungszustandes einer Zeit handelt gar sehr in Betracht zu ziehen sind. Am wenigsten ist bis jetzt als der Anfangspunkt einer solchen sich in sich selbst entwickelnden und abschließenden Folge von Erscheinungen gerade der Schriftsteller betrachtet worden, deren Sinnesart man es doch am ersten hätte ansehen sollen, daß sie in ihrer spröden Eigenthümlichkeit wol nicht so ganz von den Strahlen der später aufgehenden glänzenden Gestirne werde aufgeleckt sein. Man hat, wenn Lessing's Princip und seine bedeutendsten Leistungen dargestellt waren, den Blick immer allzu schnell und allzu ausschließlich auf Süd- und Mitteldeutschland gerichtet, und darüber nicht bemerkt, wie der ruhige, feste, bisweilen ein wenig derbe, bisweilen ein wenig platte, immer aber gesunde Sinn der Anwohner der Nordsee in Lessing's klarer Männlichkeit einen Leitstern gefunden, und nach seinen wenn auch vielleicht nicht immer ihrer ganzen Tiefe nach aufgefaßten Grundsätzen mit beständiger Berücksichtigung englischer, dem Niedersachsen von vornherein stammverwandter Elemente eine Reihe von Erscheinungen hervorgebracht die, wenn sie freilich dem überfeinerten Geschmacke der heutigen Lesewelt nicht genügen können, doch gerade als Gegengift gegen diese Ueberfeinerung auch jetzt noch immer Berücksichtigung verdienen dürften. Iffland der Hanoveraner, Schröder der erst in Hamburg schrieb, und Voß sind die Hauptrepräsentanten dieser Richtung; ihr Hauptsitz ist in der zuletzt genannten Stadt, in welcher die Kreise in denen sich noch später Varnhagen von Ense u. A. heimisch zu fühlen wußten, und welche doch den südlichern Mitteldeutschen, die neuerlich von einer wunderlichen Prätension auf den Alleinbesitz nationaler Bildung angesteckt zu sein scheinen, die Vermuthung eingeben sollten, daß auch jetzt noch an der Unterelbe nicht blos Austern und Schellfische zu Hause seien, auf eben dieser Grundlage wurzelten.

Den genannten Männern schloß sich Schröder's Biograph an. Die vorliegenden Briefe enthalten gar mancherlei

Beiträge zur Kenntniß dieser norddeutschen Literaturverhältnisse, z. B. zur Beurtheilung der Voß-Stolberg'schen Sache, welche eine künftige Monographie über diese Abzweigung der Literatur nicht wird vernachlässigen dürfen. Um eine Anschauung von dem hier gebotenen Reichthum zu geben, füge ich einen kurzen Auszug von Meyer's Lebensabriß bei. F. L. W. Meyer war 1759 in Harburg geboren, wo sein Vater Postmeister war. Der Letztere, welcher bald nach dieses Sohnes Geburt in Hamburg als hanoverscher Oberpostmeister angestellt wurde, war ein sehr gebildeter Mann und Besitzer einer großen Bibliothek; er stand in einem herzlichen Verhältniß zu Lessing, und diesen persönlich gekannt zu haben, von ihm so jung schon beachtet worden zu sein, und Dieses zu der Zeit wo Lessing die „Dramaturgie" schrieb, mußte für den Biographen Schröder's freilich eine der theuersten Lebenserinnerungen sein.

Nachdem Meyer seine Studien beendigt, bot sich ihm eine Gelegenheit dar in preußische Dienste zu treten, die zu eigenthümlich ist und ein zu helles Licht auf seinen Charakter wirft, als daß sie hier übergangen werden dürfte. Einer seiner ältern Freunde, der Obermedicinalrath S. in H., erzählte darüber (I, 44),

daß Meyer, wie er sich nach vollendeten Studien nach einer Anstellung umsah, von einem Manne in Hamburg, der dazu beauftragt sein wollte, als Privatsecretair des Königs von Preußen Friedrich's II. engagirt worden sei. Meyer's ganze Persönlichkeit, seine vielfachen Kenntnisse, seine angenehmen geselligen Talente, sein Witz und seine Laune, verbunden mit einem feinen Benehmen, qualificirten ihn zu der Stellung die ihm damals unbewußt zugedacht war. Wie Meyer in Berlin ankommt, fährt am andern Morgen der Policeiminister bei ihm vor, bald darauf ein zweiter Minister, und viele Große des Hofs folgen diesen. Meyer ist wie aus den Wolken gefallen. Um Mittag wird er nach Sanssouci, aber nicht wie Andere durch den gewöhnlichen Eingang, sondern durch eine Hinterthür, auf geheimnißvolle Weise zu dem großen Könige geführt. Dort wird er freundlich empfangen, und ihm erklärt, er habe Nichts zu thun als die vornehme Gesellschaft Berlins zu frequentiren, und Alles zu berichten was er dort höre. Der junge Mann stutzt, faßt sich aber schnell, und erwidert dem Könige sogleich, daß er zwar aufs dankbarste seine Gnade anerkenne, daß es ihm aber unmöglich sei diese Stelle anzunehmen, da er Denen die ihn mit Güte und Gastfreiheit aufnehmen würden, unmöglich mit Undank lohnen könne.

Uebrigens behält Meyer eine diplomatische Laufbahn eine Reihe von Jahren im Auge, und die wenn auch vergeblichen Versuche in eine solche einzutreten veranlassen eine Anzahl interessanter Bekanntschaften und selbst einen hier abgedruckten, für die Specialkenner jener Zeit jedenfalls berücksichtigungswerthen Briefwechsel. Der Freiherr von der Horst nämlich, der im J. 1774 seine Entlassung als preußischer Staatsminister erhalten, aber, wie es scheint, den Gedanken nicht aufgegeben hatte noch einmal wieder eine politische Rolle zu spielen — wie denn der englische Botschafter am berliner Hofe ihn (Raumer's „Beiträge") im J. 1776, als man für das Leben des Königs fürchtete, unter Denen welche im Falle eines Regierungswechsels die meiste Aussicht haben würden ins Ministerium einzutreten namhaft machte —, gedachte die Fähigkeiten des aufstrebenden jungen Mannes für seine Zwecke in Bewegung zu setzen. Meyer betrachtete sich bereits als dem preußischen Staate angehörig, und so fand er kein Arges darin, einen Bericht über die östreichischen Zustände auszuarbeiten, und dem hohen Gönner außerdem noch une collection des registres, comptes et pièces originales qui concernent l'entretien des troupes impériales et pour ainsi dire, le détail de leur économie militaire vorzulegen. Mit diesen Dingen in der Hand mochte denn freilich der Freiherr von der Horst in Berlin eines guten Empfangs gewärtig zu sein glauben dürfen. Der Bericht ist in der Sammlung abgedruckt, und der Herausgeber bemerkt an ihm ein vielseitiges Zusammentreffen mit der Darstellung eines viel reifern und geübtern Beobachters, nämlich Dohm's im zweiten Bande seiner „Denkwürdigkeiten". Bald darauf ward Meyer durch Heyne's Vermittelung Unterbibliothekar an der göttinger Bibliothek, woher sein Professortitel. Die Herzöge von Cumberland, Sussex und Cambridge studirten dort, und Meyer ward ihr deutscher Lehrmeister wie täglicher Gesellschafter. Im J. 1789 trat er mehrjährige Reisen durch England, Frankreich und Italien an, nachdem er Deutschland nach allen Richtungen durchstreift. Besonders in England war ihm sein früheres tägliches Zusammensein mit den englischen Prinzen förderlich; er war der tägliche Gesellschafter von Burke, Fox, Sheridan, und dem Erstern unter ihnen schloß er sich für immer in seinen politischen Ansichten an. Dr. John Meyer, mit welchem er besonders vertraulich zusammenlebt und der noch später in Briefwechsel mit ihm steht, ist der Meyer von Lindau, dessen man sich aus Goethe's Leben erinnert; es ist hier ein oder zwei mal Meyer von Liebau gedruckt. Unser Meyer wohnte in London den Verhandlungen des Processes von Warren Hastings bei und berichtet über die einzelnen Sitzungen in seinem Tagebuche. Höchst interessant sind die Mittheilungen über das englische Theater; sie sind zum Theil in einem Briefe an Schröder enthalten, der das Spiel der Siddons bespricht. Die Herausgeber stellen daneben eine Aeußerung Meyer's über denselben Gegenstand aus dem J. 1831. Sie hätten noch erwähnen können, daß sich ausführliche Correspondenzen Meyer's über verschiedene europäische Bühnen in Schink's „Dramaturgischen Monaten" finden. Eine Unterredung mit Georg III. ist nicht viel weniger merkwürdig als das oben angeführte Verhältniß zu Friedrich II. Wir schalten einen Theil derselben ein. Meyer selbst berichtet:

Der König spricht sehr schnell, Englisch, Französisch und Deutsch, stammelt aber und hält oft inne, wenn er Etwas gesagt hat, fragend: What? quoi? — fährt aber fort ohne die Antwort abzuwarten. Meyer hörte nun mit gespannter Aufmerksamkeit den König die wunderlichsten Dinge über göttingische Professoren vorbringen. Es sei auffallend, daß mit Ausnahme von Meiners keiner derselben in Göttingen studirt habe. Zwei Professoren, die er nach Göttingen berufen, Döderlein und Eichhorn, hätten auf nicht ganz ehrenvolle Ausdrücke den Ruf abgelehnt. „Sei es aber", fügte der König hinzu, „es ist mir nicht unlieb; ich habe soeben ein Schreiben vom Bischof von Worcester erhalten, dem ich die lateinische Dogma-

[illegible] den Doederlein sandte, und der mir darauf erwidert, daß das Buch allerdings gut geschrieben sei, daß aber sein Verfasser zum Socinianismus neige. Wenn Das ist, so bin ich sein gehorsamer Diener. Ich brauche Christen und keine Ungläubige. Es ist traurig genug, daß der Socinianismus sich in England einschlich, ich will wenigstens meine deutschen Provinzen davor bewahren. Nein, nein, ich beklage es ernstlich, daß Reinhard abgeschrieben, der ist in der That ein orthodoxer Mann, der würde in Göttingen gut gewirkt haben. Wenn Doederlein ein Socinianer ist, so bedauere ich ihn, mir ist er entbehrlich." Da Dies das Lieblingsthema Sr. Majestät war, so brachte er noch eine Menge Dinge über diesen Gegenstand vor, die zu behalten unmöglich war. Unter Anderm, daß Cambridge mit Socinianismus inficirt, Oxford aber orthodox geblieben sei — — wobei ich mich verbeugte. „Ich habe", fuhr der König fort, „den Vorschlag einer Preisaufgabe für den Beweis der Gottheit Christi gemacht, und ich bin gewiß, der Beweis muß sich führen lassen, wenigstens erfahre ich auf diese Weise am besten, wer am fähigsten sei den freigewordenen Lehrstuhl der Theologie einzunehmen. Mein Consistorium in Hanover soll aber die Entscheidung der göttinger Facultät überwachen, damit ich gewiß bin, daß das Buch welches den Preis gewinnt auch rechtgläubig sei. Eine mathematische Zergliederung kann davon nicht gegeben werden; könnte die stattfinden, wo bliebe dann das Verdienst des Glaubens? Und weil Das nicht sein kann, so liegt eben darin der größte Beweis für die Gottheit Christi. Ich würde sie verneinen, sobald ich sie klar begreifen könnte; denn alsdann würde ich fürchten, sie sei Menschenwerk. Ich höre, daß ein Professor in Halle gegen mich geschrieben, weil ich diese Frage aufgeworfen; ich bedauere den Mann, wenn er nicht glaubt, aber ich glaube und bin glücklich. Gäbe es keinen Glauben an Christus, keine Sicherheit des zukünftigen Lebens, was würde denn aus der Tugend werden? Und ohne Sittenlehre wäre Der ein Thor der einem andern Gesetz als der Lust seines Herzens folgte. Es gibt und hat nie Atheisten gegeben; der verstorbene König von Preußen machte die Natur zu seinem Gott, und Voltaire, der schlimmste von Allen, hat doch nie einen Gott geleugnet." Se. Majestät schien in der Hitze des Streits, oder vielmehr, weil ihr nicht widersprochen ward, Socinianer, Deisten und Atheisten so zu vermengen, als ob Alles auf Eins hinausliefe.

So weit Meyer. Kurze Zeit darauf wurde Georg III. in den Narrenthurm gesetzt, wie der Berichterstatter der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" sich ausgedrückt haben würde. Auch über die Theater der übrigen europäischen Länder, die Meyer durchreiste, finden sich Notizen; die naheliegende Vergleichung führt zu feinen Bemerkungen, z. B. I, 297 — das Tagebuch ist immer in der Landessprache geführt —: „En Angleterre et en Allemagne la discrétion est un mérite, nos fous sont des hâbleurs. Le Français ne connaît de talent que celui de la parole; il croit afficher le ridicule en parlant peu, et tout au plus, pour comble d'abomination, en s'exprimant d'une manière gauche." Nach Beendigung der Reisen kaufte Meyer das Gut Groß-Bramstedt, das früher ein Eigenthum der gräflich Stolberg'schen Familie gewesen war, um in den unruhigen Zeiten sein Vermögen sicher anzulegen. Hier verlebte er die zweite Hälfte seines Lebens in literarischer Muße; häufig besuchte er Hamburg, wo er besonders mit Schröder verkehrte, den er bei einem frühern längern Aufenthalte in Wien kennen gelernt hatte. Neben dem Interesse an der Schauspielkunst und dramatischen Poesie verknüpfte die beiden Männer ein gemeinschaftliches Studium der Geschichte der Freimaurerei. Meyer's Gedichte und Schauspiele sind vielleicht mit Unrecht vergessen; in späterer Zeit war er ein fleißiger Mitarbeiter unserer „Blätter für literarische Unterhaltung", woraus sich ein im zweiten Bande abgedruckter Briefwechsel mit dem Begründer derselben entspann. Nach Schröder's Tode verbindet ihn die engste Freundschaft mit dem Grafen Konrad von Ranzau-Breitenburg, und unter den hamburger Freunden, denen sein jährlicher Besuch bis zum J. 1839 eine Quelle von Anregung und gründlicher Kenntniß der Vergangenheit war, finden wir die Namen Gurlitt, Perthes, Speckter, Sieveking. Noch muß ich bemerken, daß die Herausgeber in Angabe der Correspondenten Meyer's auf dem Titelblatte allzu bescheiden verfahren sind. Es finden sich hier unter Anderm auch einzelne Briefe von Karoline Herder, Schiller und Schelling; der Letztere fodert Meyer auf, gewisse ihm eigenthümliche Ansichten über das Verhältniß Lessing's zu Mendelssohn der Oeffentlichkeit nicht vorzuenthalten.

W. Danzel.

Rede des Herrn Marsh von Vermont über den Vorschlag, die Gründung des Smithson'schen Instituts betreffend.

(Beschluß aus Nr. 178.)

Herr Präsident, ich mache diese Bemerkungen nicht aus einem kleinlichen Gefühl eifersüchtiger Feindseligkeit gegen England; viel weniger würde ich in der jetzigen Krisis, wo Viele eifrig versuchen den Sturm allgemeiner Entrüstung gegen jenes Land heraufzuschwören, der, wie sie hoffen, sie selbst ans Ruder der Gewalt bringen soll, mich einer gemeinen Denunciation eines Volkes anschließen dem wir so Viel entlehnt haben. Wir verdanken England Vieles aus unsern politischen Grundsätzen, viele der Grundlagen unserer bürgerlichen und kirchlichen Freiheit, viele der werthvollsten Einrichtungen unserer Rechtspflege. Einen Theil unserer Schuld haben wir zwar abgetragen: England, wie ganz Europa, hat aus unserm Beispiel Vortheil gezogen. Die Bande der Feudalunterdrückung sind gelöst, die strenge Härte der Criminalgesetze ist gemildert, die Rechtspflege vereinfacht worden, der Unterthan wird zu größerer Theilnahme an den Regierungsgeschäften zugelassen, Monopole veralten und die Verantwortlichkeiten der Regenten treten immer mehr hervor als wichtig und bindend. Wir sind berechtigt das Verdienst vieler dieser Verbesserungen zu beanspruchen, und in der Wissenschaft und ihrer Anwendung auf die ausübenden Künste haben wir mit unsern transatlantischen Brüdern nicht unwürdig gewetteifert. Aber kein edler Mann hält seine Dankbarkeitsschuld für vernichtet ehe sie dreifach abgetragen ist, und uns bleibt daher noch Viel zu thun übrig, ehe wir sagen können, daß Amerika nicht mehr Englands Schuldner ist. Lassen Sie uns daher diese eine Gelegenheit ergreifen welche einer von Englands eigenen Söhnen uns geboten hat, und einen Pharus bauen dessen Licht sowol dem Schiffer am fernen Horizont leuchten soll als dem welcher am Fuße desselben Anker wirft.

Was aber bietet man uns statt der Vortheile die wir aus einer solchen Bibliothek zu ziehen hoffen dürfen? Man verspricht uns Experimente und Vorlesungen, ein Laboratorium und einen Hörsaal. Herr Präsident, ein Laboratorium ist ein Beinhaus, chemische Scheidung fängt mit dem Tode an, und Experimente sind nur die trockenen Knochen der Wissenschaft. Nur umsichtiges Nachdenken von Geistern die in ganz andern Räu-

men gebildet und geschickt machen. Und kann diese Knochen in Fleisch und Blut und Sehnen kleiden und ihnen den Athem des Lebens einhauchen? Ohne eine Bibliothek, die einzig diese Bildung und Schule den Lehrern wie den Schülern geben kann, sind sie alle maskirte Puppenspiele, und der Erklärer ist ein Harlekin. Dies ist keine eitle speculative Frage; es ist eine welche die Erfahrung schon beantwortet hat. Es gibt keine Brennpunkte die so viel Licht einsaugen und zurückstrahlen auf der Arena der Naturwissenschaften als die Universitäten von Paris und Deutschland, und alle Gelehrten sind darüber einig, daß die großen Bibliotheken dieser Universitäten, und die geistige Schule die aus ihrer Benutzung hervorgegangen ist, wo nicht die einzige Ursache, doch die nothwendige Bedingung ihrer überwiegenden Vortrefflichkeit sind.

Man hält uns aber vor, daß diese Experimentaluntersuchungen uns zur wichtigsten aller Kenntnisse führen werden, zur Kenntniß von gewöhnlichen Dingen. Was, Herr Präsident, sind gewöhnliche Dinge? Ist Nichts gewöhnlich als diese unsere irdische Hülle; Nichts als die Kleider, die wir tragen, die Wohnungen die uns Obdach verleihen und die Speise die uns nährt; Nichts als die Luft die wir athmen, die Vögel unter dem Himmel und die Thiere auf dem Felde, die Kräuter, die Bäume und die Felsen um uns her? Ist Nichts gewöhnlich als der glänzende Sand unter unsern Füßen, und die glänzenden Sterne die wir betrachten? Herr Präsident, diese Dinge sind zwar gewöhnlich, und es ist gut ihren Nutzen zu verstehen und, so weit unser mattes Auge sie durchdringen kann, auch ihre Natur. Aber gibt es nicht noch gewöhnlichere Dinge, die unserm innersten Selbst näher stehen, und die zwar schwieriger, aber gewiß nicht weniger werthvoll zu verstehen sind; Dinge die nicht auf die drei Reiche beschränkt, nicht durch Gewicht, nicht durch die Sinne zu unterscheiden sind, und dennoch genau erklärt, logisch erörtert werden können, und von ebenso hoher Wichtigkeit als von philosophischem Interesse sind? Herr Präsident, die Seele des Menschen ist ein sehr gewöhnliches Ding; seine Verhältnisse zu seinem Schöpfer und zu seinem Nächsten, die Gesetze seines moralischen und geistigen Wesens, seine frühere Geschichte und seine wahrscheinliche künftige Bestimmung, die Grundsätze der Regierung und die Gesetze der Nationalökonomie — alles Dieses sind gewöhnliche Dinge, ja die allergewöhnlichsten Dinge, und sollen wir keine Vorkehrungen für die Belehrung über diese Dinge treffen?

Aber, Herr Präsident, die Kenntniß der sogenannten physikalischen Wissenschaften ist von weit geringerer Bedeutung, selbst mit Bezug auf die Gegenstände welche sie geradezu befördern sollen, als man gewöhnlich glaubt. Es gab eine Zeit — ich sollte sagen, es gab Zeitalter, glänzende und großartige Zeitalter von Philosophen, Staatsmännern, Patrioten, Helden und Künstlern, und auch von Handwerkern, in denen die Wissenschaften der Chemie, Mineralogie und Metallurgie noch weder Namen hatten noch überhaupt bestanden, in denen Experimentaluntersuchung unbekannt war und der rohe Stoff der Künste für die künftige Benutzung in keinem andern Laboratorium zubereitet wurde als in der geheimen Werkstatt der Natur, in denen die gründlichsten Philosophen sich begnügten alle irdischen Dinge in vier Elemente zu scheiden, und in denen der Mensch Nichts wußte von der schlauen Analyse jener sonderbaren Kräfte durch welche die Elemente selbst geschieden, die Bestandtheile der Luft verkörpert, und Granit, Porphyr und Diamant zu unsichtbaren Gasarten aufgelöst worden. Und was, Herr Präsident, haben uns die Forschungen deren wir uns rühmen in industriellen Künsten ausführen gelehrt, das nicht die geschickten Arbeiter von Aegypten, Tyrus und Griechenland schon vor 3000 Jahren gekonnt hätten? Können unsere Maschinen erhabenere Gebäude errichten als die Pyramiden, oder gewichtigere Steinmassen bewegen als die Steine von Persepolis oder die monolithischen Tempel Aegyptens? Ist eine europäische Königstochter in feinere Gewebe gehüllt als die Tochter eines Pharao, oder in reichere Farben gekleidet als den tyrischen Purpur? Kann die Chemie von England glänzendere oder dauerhaftere Farben zusammenstellen als die welche die Wände der Katakomben des Nils zieren? Kann der Künstler der Jetztzeit mit Hülfe aller seiner neuen Vergrößerungsgläser mit der mikroskopischen Genauigkeit antiker Mosaikwerke wetteifern? Oder können die Glasarbeiter unserer Tage die nachgemachten Gemmen alter Zeiten übertreffen?

Herr Präsident, die moderne Chemie, Metallurgie und Maschinenkunde haben die Erzeugnisse industrieller Künste vermehrt, billiger gemacht und verbreitet, nicht aber sie verbessert; und darin liegt unsere Ueberlegenheit, nicht daß wir Besseres, sondern daß wir uns die gehorsamen Kräfte der Natur dienstbar machen und Mehr leisten können als unsere Vorfahren. Aus diesem Gesichtspunkte, indem ich die neuern Fortschritte in diesen Künsten als die Vermittler der Lage der verschiedenen Classen der menschlichen Gesellschaft betrachte, kann Niemand denselben höhere Achtung zollen als ich es thue, und ich hoffe bald eine Gelegenheit zu haben, zu zeigen, daß ich sie wahrhaft schätze. Aber ich muß gegen jene Classification der Gegenstände menschlichen Wissens protestiren, welche ihnen einen Vorrang einräumt der ihnen nicht gebührt, und dadurch Erfahrungssätze über wahres Wissen stellt, den Stoff dem Geiste vorzieht und in ihrem Eifer die Mittel zu fördern den Zweck ganz aus den Augen verliert.

Herr Präsident, diese Künste sind die rechte Hand, nicht der Geist wahrer fortschreitender Demokratie; sie sind die Hebel welche die Welt bewegen sollen, nicht der immaterielle Geist, der sie leiten soll.

Herr Präsident, in diesem Augenblicke schlage ich weder eine Aenderung der Bill vor noch erwarte ich eine solche. Ich billige sie als einen Versuch, obgleich ich es vorziehen würde, daß der ganze Ertrag des Fonds während eines Menschenalters — nur drei mal so lange als er jetzt unbenutzt gelegen hat — zur Gründung einer Bibliothek verwandt würde wie die Welt noch keine gesehen hat. Wenn ich die Bill unterstütze, so unterstütze ich sie — ich wiederhole es — als einen Versuch, in der zuverlässigen Hoffnung jedoch, daß der Plan bald so verändert werde, daß das Smithson'sche Institut ein passenderer Vertreter einer Gabe werde die alles Wissen zum Zweck und das ganze Menschengeschlecht zum Empfänger hat.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 180. —— 29. Juni 1847.

Die polnische Frage.
Zweiter und letzter Artikel.*)

Es ist von jeher mit Recht hervorgehoben worden, wie die Polen immer selbst ihre eigenen schlimmsten Feinde gewesen sind, und dieser Satz bewährt sich auf das vollkommenste, wenn man das frevelhafte und verderbliche Treiben namentlich vieler polnischen Flüchtlinge in Frankreich betrachtet. Wir glauben es gezeigt zu haben, daß wir der wärmste Freund der Wiederherstellung Polens sind. Wenn aber diese Wiederherstellung auf keine andere Weise möglich sein sollte als auf die von jenen Revolutionnairen beabsichtigte, dann würden wir es für Pflicht jedes rechtlichen Mannes halten sich unbedingt dagegen zu erklären. Die demokratische Partei — wir wollen diesen Namen beibehalten, wiewol man sie ebenso gut eine revolutionnaire, mordbrennerische Partei nennen könnte — gründet nämlich ihre Hoffnungen und ihre Pläne auf einen allgemeinen Umsturz aller socialen, politischen und kirchlichen Verhältnisse Europas; indem eine allgemeine Revolution ausbricht welche alle Throne und alle jetzt bestehenden Staaten über den Haufen wirft, glaubt sie nur einzig und allein die Befreiung Polens erreichen zu können. Daß eine solche Erschütterung welche alles Bestehende von Grund aus umkehrt auch eine Veränderung der polnischen Verhältnisse herbeiführen würde, kann man ihr schon zugeben. Wenn es keinen König von Preußen, keinen Kaiser von Oestreich mehr gibt, so kann auch ein solcher nicht mehr über einzelne Theile Polens herrschen. Das ist freilich ein ganz logischer Schluß. Wir setzen demselben aber einen andern ebenso logischen Schluß entgegen: wir gehen von der Prämisse aus, daß durch eine allgemeine Anarchie, welches die untersten rohesten Elemente der Gesellschaft aufrührt, und auf Augenblicke zur Herrschaft bringt, jede wirkliche staatsbürgerliche Freiheit auf Jahrhunderte hinaus zerstört werden würde. Was aber der Freiheit absolut schädlich ist, kann auch der polnischen Freiheit insbesondere nicht förderlich sein. Das ist ebenso logisch, und es kommt nur darauf an welcher Satz auf den richtigen Prämissen ruht.

Wenn uns irgend Etwas von der so oft aufgestellten Behauptung der Gegner Polens überzeugen könnte, daß nämlich die Polen absolut unfähig wären sich selbst zu regieren und eine dauernde staatsbürgerliche Ordnung zu gründen, so würde es dieses klägliche Parteitreiben sein welches sich seit 1831 unter den polnischen Flüchtlingen gezeigt hat. Wenn je Menschen Ursache hatten in höchster Einigkeit zusammenzuleben und gemeinschaftlich auf ein großes Hauptziel hinzuarbeiten, mit gänzlicher Beiseitesetzung aller secundairen Fragen, so waren es gewiß die emigrirten Polen. Statt Dessen waren sie noch nicht ein Jahr aus ihrem Vaterlande entfernt, als schon der alte Zwiespalt wieder unter ihnen ausbrach, und die alte kleinliche Eifersucht und Rechthaberei über ganz unwesentliche und sogar lächerliche Fragen eine babylonische politische Begriffsverwirrung unter ihnen hervorrief. Statt sich Alle wie Ein Mann einzig und allein mit der künftigen Befreiung ihres Vaterlandes zu beschäftigen, zankten sie sich über die Verfassung nach welcher später Polen regiert werden sollte. Das heißt aber das Fell des Bären verkaufen ehe man ihn erlegt hat. Gleich als ob sie Europa den Beweis liefern wollten, daß auch das künftige Polen es nie über die allbekannte Anarchie hinausbringen könne.

Wir wollen uns hier gar nicht auf höhere politische und moralische Principien berufen, welche die demokratische Partei doch wol schwerlich geneigt sein möchte anzuerkennen, sondern wir wollen nur auf die allereinfachste, auf der Hand liegende Klugheit verweisen. Wir wollen mit der demokratischen Partei nicht darüber streiten, was für das künftige Polen besser sei, ob Monarchie, ob Republik, ob ungleich vertheiltes Eigenthum, oder allgemeine Gütergemeinschaft. Aber wir sollten denken, daß auch der allereinfachste Verstand es einsehen müßte, daß diese Fragen am besten nachher, wenn Polen erst wirklich wiederhergestellt ist, sich entscheiden ließen. Die erste unerlaßliche Bedingung jeder künftigen Staatsverfassung ist doch die, daß Polen erst überhaupt wieder existiren muß. Ein Streit über das Erstere hätte nur dann Bedeutung, oder vielmehr, ließe sich nur dann entschuldigen, wenn das Letztere entweder schon eingetreten, oder sich doch wenigstens mit Gewißheit vorhersehen ließe. Ja, wenn die Wiederherstellung Polens eine ausgemachte, über allen Zweifel erhabene Sache wäre, die unter allen Umständen eintreten müßte, so könnte ich mir diese demokratischen Wühlereien allenfalls erklären, wenn ich auch weit entfernt wäre sie zu billigen. Wie die Sachen aber

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. 137—140 d. Bl. D. Red.

bis jetzt stehen, wo die Wagschale des Schicksals so sehr schwankt, und wo es überhaupt noch ganz ungewiß ist, ob Polen je wiederhergestellt werden wird, da muß man das Treiben der demokratischen Partei geradezu für ein Abfallen und für einen Verrath an der allgemeinen vaterländischen Sache erklären. Aus thörichter Rechthaberei und aus dem dünkelhaften Drange ihre Persönlichkeiten geltend zu machen opfern sie die allgemeine Sache auf, um die es sich vorläufig noch ganz allein handelt.

Es ist nämlich nicht nur eine Thatsache, daß eine revolutionnaire Partei welche Alles von Grund aus umstürzen will existirt, und über alle Länder Europas, England und die Skandinavische Halbinsel ausgenommen, verbreitet ist, sondern daß diese Partei sich mit jedem Jahre in reißender Progression verbreitet, vergrößert und verstärkt. Ich weiß nicht, ob die Staatsregierungen das Gefahrdrohende dieser Erscheinung in seinem ganzen Umfange anerkennen; was mich betrifft der ich seit 25 Jahren ein aufmerksamer Beobachter der politischen Volksstimmung gewesen, ich möchte sagen, der sich fast einzig und allein damit beschäftigt hat, so kann ich mir nicht verhehlen, daß die Fortschritte welche die desperate Lust nach Umsturz alles Bestehenden gemacht hat ganz unermeßlich sind. Als im J. 1819 in Deutschland die ersten demagogischen Untersuchungen ausbrachen, hat fast jeder Verständige darin eine bloße Gespensterseherei von Seiten der Staatsregierungen erblickt; und viel Mehr war es damals auch nicht, abgesehen davon, daß Criminaluntersuchungen gegen geistige Richtungen und Gesinnungen an sich etwas Thörichtes sind. Wenn ich aber das Damals mit dem Jetzt vergleiche, so zeigt sich eine so ungeheuere Veränderung, daß jetzt von Gespenstern wol nicht mehr die Rede sein kann, sondern die allergreifbarste, drohendste Gefahr uns vor Augen steht. Die revolutionnaire Gesinnung hat sich über die ganze Masse des Volkes dergestalt ausgebreitet, daß ihre Aeußerungen, im mündlichen Verkehr wie in der Presse, überall hervorbrechen, dergestalt, daß man fast nicht mehr darauf achtet, sondern sich schon vollständig daran gewöhnt hat. Selbst die Censur läßt täglich tausend revolutionnaire Manifestationen passiren, ohne daß sie Anstoß daran nähme, oder auch nur noch den Versuch machte sie zu unterdrücken. Wenn man unsere Tagespresse scharf ins Auge faßt, und die Consequenzen untersucht welche in ihren einzelnen Aeußerungen liegen, so muß man sich gestehen, daß drei Viertel derselben, von dem kleinsten Localblatte bis zur größten Zeitung herauf, auf völlig revolutionnairem Boden stehen, und sich nach dieser Richtung hin immer mehr entwickeln. Die meisten Blätter würden vor zehn Jahren selbst noch erschrocken gewesen sein über einen Ton und über Ansichten die sie heute ganz unbedenklich veröffentlichen. Ich will damit nicht behaupten, daß alle diese Blätter die Consequenzen ihrer eingeschlagenen Richtung schon vollständig überblickten, Das thun wol nur die wenigsten; aber ihre Art und Weise sich zu äußern, und ihrer Auffassungsweise liegt wenigstens unbewußt ein radicaler Umsturz des Bestehenden als Ziel zum Grunde, und die Revolution steckt als Embryo darin. Sie sind fast alle von einer einseitigen negirenden Bewegung erfaßt, und man entdeckt nicht die leiseste Spur einer conservativen Auffassung die der erstern als Gegengewicht dient. Fast alle beschäftigen sich nur damit, was nicht sein soll; und ist es aus dem Wege geräumt, so haben sie wieder Etwas was nicht sein soll. Es fehlt ihnen gänzlich an der positiven Anschauung irgend eines letzten organischen Zustandes auf den sie hinarbeiten, sie sind fast alle mehr oder weniger blos von dem Jubel und der Raserei der Zerstörung ergriffen. Bei mündlichem Austausch der Ideen sieht es noch bedenklicher aus. Die Revolution ist das fast ausschließliche allgemeine Nationalgespräch in jedem Kaffeehause, in jeder Gesellschaft. Jede Unterhaltung nimmt instinctartig diese Wendung; das heißt, nicht die systematische Bewußtrevolution, die sich ihres Alles zerstörenden Planes klar geworden ist, sondern die Revolution welche in einer allgemeinen Unzufriedenheit mit allen Einzelheiten des Bestehenden sich ausspricht, und für die es keinen Gegenstand gibt an dem sie noch mit Liebe oder Ehrfurcht hängt. Und wenn vor 30 Jahren dieser durch und durch revolutionnaire Sinn nur als erster Ansatz in den Köpfen einiger theoritisirender Jünglinge sich vorfand, so hat er sich jetzt auf der breiten praktischen Basis der untern und der halbgebildeten Stände entwickelt. Die große Masse in den Städten ist durchweg von ihm inficirt, und selbst der Bauernstand setzt ihm keinen tiefern moralischen Widerstand, sondern nur eine gewisse, ihm eigenthümliche Indolenz entgegen. Das Proletariat, welches weder moralisch noch physisch Etwas zu verlieren hat, ist in Wahlverwandtschaft mit dieser absolut revolutionnairen Gesinnung getreten, und hat sich mit wunderbarer, schreckbarer Schnelligkeit damit amalgamirt. Hinzugetreten sind noch Millionen, die allerdings noch Etwas zu verlieren hätten, die aber in ihrer frivolen Undenkbarkeit es nicht erkennen was bei einer Revolution bei ihnen auf dem Spiele steht, und die lustig und gedankenlos an der Untergrabung des Gebäudes mit arbeiten welches sie selbst bewohnen, und welches bei seinem Sturze sie unter seinen Trümmern begraben wird. Ich weiß mich von jeder Schwarzseherei frei, und man hat mich wol eher schon einen sanguinischen Optimisten genannt, aber ich müßte mit Gewalt beide Augen zudrücken, wenn ich die totale Umwandelung die in der Stimmung der Massen seit 30 Jahren vor sich gegangen ist, und alle conservativen Ankertaue gekappt hat nicht bemerken wollte.

Es sind allerdings noch conservative Elemente vorhanden, und diese finden sich eben in den gebildetsten, liberalsten und edelsten Männern der Gesellschaft vor. Könnten diese Elemente sich frei entwickeln und ihre ganze Kraft entfalten, sie würden noch zur rechten Zeit als undurchdringliche Phalanx sich vor dem Abgrunde der Revolution aufpflanzen können, und den Wagen der Geschichte verhindern, daß er nicht hineinstürzte. Aber Das ist das wahrhaft Verzweifelte in unserer Lage, daß

diese Elemente, selbst nicht von den Regierungen, freigemacht, und nicht in ihrer ganzen Nothwendigkeit und Unentbehrlichkeit anerkannt werden. Nur eine freie constitutionnelle Staatsverfassung und die gänzliche Zerstörung der bureaukratischen Bevormundung kann jetzt noch eine conservative Basis gegen den Herandrang der revolutionnairen Masse abgeben. Sie allein ist im Stande den anorganischen Zerstörungsproceß in einen organischen Entwickelungsproceß umzuwandeln, die aufgehäuften krankhaften Stoffe, die mit einer gewaltsamen Krisis drohen, aufzufangen, die gesunde Circulation umzusetzen. Aus Furcht vor der Revolution fesselt man die Elemente die der Revolution allein sich siegreich entgegenwerfen können, die freie, ungehindertste Bewegung der Bildung und des Gemeinsinns. Nur wenn man die Thatkraft der wahrhaft Gebildeten und der wahrhaft Wohlmeinenden völlig entfesselt und in den Kampf führt gegen die Thatkraft der Revolution, nur dann ist die Schlacht noch zum Stehen zu bringen. Aber wenn man seinen besten und einzigen Bundesgenossen aus kleinlicher Eifersucht die Waffen nicht in die Hände zu geben wagt, wenn man sie zwingt als ruhige Zuschauer da zu stehen wo sie so gern mit Gut und Blut in die Bresche springen möchten, da ist freilich wenig Hoffnung vorhanden. Wenn man es dahin bringt, daß auch dieser beste, edelste Theil der Nation an einer ruhigen organischen Entwickelung der Zustände verzweifelt, wenn man ihn zu der Ueberzeugung zwingt, daß die Revolution einmal unvermeidlich ist, dann wundere man sich nicht, wenn auch er zuletzt sich der stärkern Partei anschließt und um der Selbsterhaltung willen sich auf die Seite hinneigt von der er mit Gewißheit vorhersieht, daß bei so bewandten Umständen ihr vorläufig der Sieg werden muß. Wenn man einmal keine andere Wahl hat als zwischen zwei schlechten Dingen, so wendet man sich freilich Dem zu wo man wenigstens Kopf und Kragen in Sicherheit bringen kann. Das ist die Geschichte vieler wackern, aufrichtig conservativ gesinnten Männer aus den neunziger Jahren in Frankreich. Nachdem sie vergeblich versucht hatten eine vernünftige Verfassung zu gründen, welche alle Grundbedingungen bürgerlicher Freiheit neben den nothwendigen conservativen Elementen umfassen sollte, nachdem die Hofpartei und die Anhänger der ancien regime sie bei diesem einzig möglichen Rettungsversuche im Stiche gelassen hatten, da folgten sie, wenn auch mit Kummer im Herzen, den siegreichen Wegen der Revolution, und hielten sich nicht für verpflichtet, sich für die entgegengesetzte, durch eigene Thorheit und Verblendung, durch eigenes Vorurtheil und kurzsichtigen Eigennutz verlorene Sache zu opfern. Sie ließen die Dinge gewähren wie sie eben gingen, und tauchten erst wieder aus der Geschichte auf und erhoben ihre Häupter erst wieder, als der erste unwiderstehliche Sturm sich gelegt hatte, um aus den Trümmern Das noch zu retten was zu retten war. Freilich ein unglückliches, keineswegs hochwürdiges Verhältniß, in welchem sich manches feine ethische Gefühl abgestumpft hat, in welchem manche hochherzige Seele zu gemeiner Gesinnung heruntergesunken ist. Aber wer wagt den Stein auf jene Männer zu werfen, daß sie nicht lauter Catone waren! Die wenigstens welche sie zu jener Verleugnung zwangen, Die welche einen Lafayette, der nicht mitmachen wollte, zum Dank dafür in mehrjähriger Gefangenschaft schmachten ließen, die haben nicht das Recht dazu.

(Der Beschluß folgt.)

Poesie und Kritik.

Gibt es in der Welt der Geister in welcher wir leben Etwas das durch sich selbst zur ernstesten und reinsten Huldigung auffodert, so ist es die Poesie, die Poesie in ihrer hohen und großartigen Bedeutung, und diese Huldigungen bestehen nicht in ärmlichen Lobreden, in kalter, gemeiner Hochschätzung; Bewunderung ist das Gefühl das jedem Werke des Dichtergenies zu Theil werden muß und auch in der That zu Theil wird. Sie ist der Hauch der diese heilige Flamme nährt und verbreitet, und ist sie nicht für Den der sie fühlt selbst die edelste Leidenschaft? Ist sie nicht eine Hingebung die durch die Freuden die sie schafft, durch die Zufriedenheit die sie der Seele zurückläßt, ihren Lohn in sich selbst trägt? Der Verstand fühlt sich im Bewundern beglückt, wie das Herz im Lieben. In dieser so beneidenswerthen Eigenschaft des Enthusiasmus liegt übrigens die innere Kraft der Kritik. Niemand wird es ableugnen, wie viel Süßes und Fruchtbares zugleich in der Bewunderung liegt, die Frage ist nur, innerhalb welcher Grenzen sich dieses edle Gefühl halten, von welchen Gesetzen es beherrscht werden solle. Ist Bewunderung eine Art Fetischismus, ist sie ein Götzendienst in Bezug auf gewisse Menschen? Muß jeder Zweifel in Bezug auf sie für eine Gotteslästerung, jede Beschränkung als Beleidigung gelten? Soll man selbst vor den Schwächen der größten Dichter niederknien und Theorien erfinden die jene rechtfertigen? Wäre Dem so, worauf beschränkte sich denn alsdann das Urtheil über Geisteswerke? Nur auf eine systematische Lobrednerei, die zu nicht minder blindem Tadel auf der andern Seite führen würde. Wir hätten auf der einen nur Dithyramben, auf der andern nur Verurtheilungen, nirgend die Wahrheit. Nein, eine gesunde Kritik läßt sich nicht durch diese blinden Leidenschaften hinreißen. Sie weiß ihre Freiheit zu behaupten selbst einem Schriftsteller von Genie gegenüber, und bemerkt seine Unvollkommenheiten neben seinem Vollendeten, seine vorübergehenden Niederlagen neben seinen Erfolgen. Auch die Kritik besitzt die Kenntniß des Schönen. Sie kennt das Ideal dem die Poesie nachstrebt, und warum sollte es ihr nicht erlaubt sein Menschen und Werke mit diesem Ideale zu vergleichen, mit dem Dichter in Bezug auf dieses höchste Gesetz über das Verdienst des Gedankens und Ausdrucks die er ihm verleiht zu rechten? So strebt der literarische Fortschritt weiter, ohne daß irgend eine Fähigkeit des menschlichen Geistes darunter leidet.

Und was in den erhabenen Gebieten wahr ist, wo Poesie und Kritik sich in ihren höchsten Anstrengungen begegnen, ist es auch, nur mit andern Worten, in einer niedern Sphäre. Nur dem Genie gehört eine freie und verständige Bewunderung. Ein anderes Gefühl ist es welches Versuche, Anstrebungen bescheidenern Ranges, die ersten Gesänge Dessen der die Schwelle der Literatur betritt hervorbringen müssen. Hierher gehört eine aufrichtige und aufmerksame Theilnahme, eine Theilnahme die jetzt um so natürlicher als das treue Anhängen an der Poesie eine verdienstliche Hingebung geworden ist, jetzt wo der Gang der Dinge so sehr von uneigennützigen Träumereien, von den zartern Genüssen der Kunst abzieht, wo die Aufregungen der Geldgier so mächtig sind. Und doch befindet sich hier und da unter dieser ungekannten und ruhmlosen Menge vielleicht der

junge Dichter, der morgen schon ein Mann des Genies sein wird. Freundlich muß man daher mit allen Denen verfahren die auf den Kampfplatz der Poesie treten; aber dabei entsteht wieder die Frage, wie diese Theilnahme beschaffen sein muß um Früchte zu tragen. Soll man durch eine Gefälligkeit und Nachsicht, die oft hundert mal grausamer ist als die strengste Härte, allen diesen in der Geburt begriffenen Eitelkeiten, allen diesen kränklichen Kindersünden, ja selbst jenen redlichen Mittelmäßigkeiten zu Hülfe kommen die den Namen der Poesie misbrauchen, und das alte Wort macte animo jedem Reimer zurufen der seine 15 Jahre in Verse gebracht, und der die Erinnerungen an Das was er Tags zuvor gelesen genau zusammengenäht hat? Das wäre doch eine zu bequeme, zu weit ausgedehnte Theilnahme, nachtheilig für Die welchen sie gewährt wird, und ungerecht gegen Jene die sich schon von der Menge abtrennen und durch irgend einen unerwarteten Zug auszeichnen, da sie dahin führen würde, letztere mit dem andeutungslosen Gemengsel der Dichter aus Zufall zu vermischen. So darf eine verständige Kritik nicht handeln. Denen die wahres Geschick mitten in den Bedenklichkeiten des ersten Auftretens zeigen, muß sie mehr als ein hergebrachtes Lob spenden, sie ist ihnen Belehrung schuldig, und wird eben dadurch ihre Theilnahme zeigen. Und ist nicht auch Strenge gegen Schwäche die sich brüstet, gegen stolze Ohnmacht, gegen schmarotzerische Nachahmungen Theilnahme für Poesie? Ist es nicht Pflicht ohne Unterlaß die Muse über gemeine Angriffe zu erheben, gleich einer unsichtbaren Schönheit zu der nur edle und treffliche Naturen anstreben können? Die Kritik verleugnet ihre Freiheit nie anerkannten Genies gegenüber, und sollte sich herabwürdigen zur Mitgenossin der Täuschungen einer jugendlichen Eigenliebe, welche den Ruf durch ihre Strebungen ermüdet? Ihr Hauptzweck kann es gewiß nicht sein, Ruhm zu münzen um davon Vorrath für alle kindischen Eitelkeiten zu haben.

Diese Gedanken entstehen unvermeidlich, so oft man auf die Menge von Gedichtsammlungen blickt welche täglich erscheinen, und der gefährlichen Prüfung eines öffentlichen Urtheils sich dadurch unterwerfen. Während die großartigen Werke welche eine heilsame Bewunderung erwecken und die Kunst fördern und erheben könnten seltener werden, vermehren sich jene. Einige derselben erscheinen und verschwinden in demselben Augenblicke, und man hat nicht einmal Zeit dazu ihnen das schwermüthige Lebewohl zu sagen das man Kindern weiht die todt geboren werden; andere leben einen Augenblick länger, entweder indem sie ganz besonders jene Fehler sich aneignen die der niedern Classe von Dichtungen eigen sind, oder weil man durch einen seltenen Glücksfall einige glückliche Reime in ihnen findet, die doch vielleicht einmal heranwachsen könnten. Jedenfalls kann sich hier jene Theilnahme von der eben die Rede war zeigen, jene ernste Theilnahme ohne Höflichkeit und da nöthig mit Strenge, aber welche diese dagegen durch unermüdliche Aufmerksamkeit vergütet. Unter die Verdienste der Kritik, die ihr angerechnet werden müssen und welche doch der Dichter gar nicht ahnet, gehört gewiß auch die Hingebung die man besitzen muß um sich immer neue und immer getäuschte Hoffnungen zu machen, einer unauffindbaren Begeisterung nachzuspüren, und eine Zeit daran zu wenden in welcher man Homer oder Dante lesen könnte. Es gibt mehr als einen jungen Dichter der gewiß sehr Unrecht hat auf den Kritiker zu schimpfen, er hat an ihm wenigstens *einen* Leser gehabt — und dies ist oft eine Aussicht, auf die er sonst nicht hätte rechnen können. Und wodurch wird der Kritiker bezahlt? Durch irgend ein aufrichtiges Versprechen das ihn überrascht und dessen Bürge er werden zu müssen glaubt, durch irgend ein wirkliches Aufleuchten das sein Auge nach nur allzu vielen und unerfreulichen Nachforschungen ergötzt. So mischt sich immer ein wenig Hoffnung in das Mistrauen des Richtenden. Dieses hält ihn aufrecht und treibt ihn rastlos zu neuen Erfahrungen fort, auf die Gefahr hin, unter stets schmerzlichern Täuschungen seine Reise durch die noch unerforschte Welt weiter fortzusetzen, bis er ein starkes und duftendes Reis von dort mitbringen könne.

Leider ist in den neuern Dichtungen die Spreu überwiegend. Sie besteht aus Allem was unter die Gattung frivoler oder unförmlicher Gedanken, unbedeutender Launen, zweideutiger Gefühle, hohler Aufathmungen, klangvoller aber leerer Worte gehört. Alles Das nimmt der Wind mit hinweg! Eine sehr merkwürdige Erscheinung besonders bei jugendlichen Gemüthern die sich dieser Kunst widmen ist der Mangel der Reife, der Richtung, der Mühe, der Reinlichkeit, und je weniger von diesen Eigenschaften vorhanden, desto mehr wachsen die Ansprüche. Und dennoch, welche Zeit wäre wol geeigneter zu ernster und würdiger Begeisterung als die jetzige? Vor mehr als 20 Jahren schon sagte ein noch junger aber scharfblickender Mann folgende gewichtigen Worte: „Etwas ist es besonders was mir bei allen diesen sich hervordrängenden jungen Leuten auffällt: sie sind so leicht mit sich selbst zufrieden, sie verlieren, indem sie die Kränze die ihnen zugeworfen werden ämsig auflesen, damit die Zeit, welche sie muthvollen Erforschungen und Ueberlegungen widmen sollten." Darum wacht, o wacht, ihr jungen Männer! Sammelt eure Kräfte, ihr werdet deren am Tage des Kampfs bedürfen. Schwache Vögel fliegen mit einem male auf, aber der Adler prüft erst am Boden seine Kraft, ehe er sich auf seinen Fittigen erhebt. 78.

Literarische Notiz.

Gefährliche Volksbibliothek.

Unter dem Titel „The Barker library" ist in England ein Volksschriftenunternehmen von Seiten eines Mannes aus den niedern Ständen ins Leben getreten, welches der Ankündigung nach beinahe nur Streitschriften der extremsten politischen Färbung umfassen wird, während es doch mit dem Anspruche und der Absicht nützliche Kenntnisse im Volke zu verbreiten auftritt. Es sollen 300 Bände erscheinen, deren jeder neun Pence, etwa acht Neugroschen, kosten wird. Von den bereits veröffentlichten sind zu erwähnen: „Interesting memoirs and documents relating to American slavery and the glorious struggle now making for complete emancipation", eine Reihe der entsetzlichsten Erzählungen enthaltend, denen man des darin herrschenden wilden Parteigeistes wegen nur mit großer Vorsicht Glauben schenken darf. Ein englischer Kritiker bemerkt bei Erwähnung dieser Sammlung sehr treffend: „Plan und Zweck wie der Ursprung eines solchen Unternehmens sprechen mehr als ganze Bände, und müssen wie eine Posaune in das Ohr einer Menge vernünftiger und einsichtiger Sybariten tönen, die sich in ein Elysium zurückgezogener Studien einlullen, während sie zugleich einen geringschätzigen Abscheu vor den unvollkommenen und trüglichen Bestrebungen das Volk zu unterrichten von Narren, Schwärmern und Wühlern zur Schau tragen. Das Volk aber will geistige Nahrung haben, es will Etwas zu lesen haben, Gutes, Schlechtes, Gleichgültiges; die Erstern aber, wenn sie sich wegen der Kurzsichtigkeit Derer unter denen sie leben bei Seite halten, statt zu helfen oder zu hindern, bereiten sich schwere Verantwortung im Verhältniß zu der Verachtung oder zu dem Widerwillen gegen die Sündflut die um sie her anschwillt. Ruhm ist eine edle Sache; aber eine selbstverleugnende Unterwerfung unter die Erfodernisse der Zeit, zum Zwecke ihnen eine höhere Richtung zu geben, ist edler. Selbstsucht nimmt nicht selten die Gestalt pharisäischer und selbstgefälliger Zurückgezogenheit an; und es gibt Viele die sich vom handelnden Leben fern halten bloß weil sie darin von dem Haufen gestoßen zu werden nicht Lust haben, noch die Leutseligkeit besitzen die Frage Derer zu dulden die in Vergleich mit ihren «goldgestickten Kleidern» in «grobem Fries» einhergehen. Aber wir besorgen, daß in mehr als einem Sinne mönchische Abgeschlossenheit nie weniger Pflicht war als in einer Zeit wie die gegenwärtige." 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 181. —— 30. Juni 1847.

Die polnische Frage.

Zweiter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 180.)

Unsere Staatsregierungen, namentlich die preußische und östreichische, scheinen uns in der That, selbst von dem Standpunkte einer gewöhnlichen eigennützigen Klugheit aus betrachtet, in einer gewissen Verblendung befangen zu sein. Sie gleichen einem Schiffer der sich nicht entschließen kann einen Theil der Ladung zu opfern und über Bord zu werfen, und darüber das Schiff und Alles was darin ist der Gefahr aussetzt. Es handelt sich jetzt in der That darum, ob das monarchische Princip überhaupt aufrechtzuerhalten ist; und bei einer solchen Lebensfrage sollte man doch nicht feilschen und mäkeln um ein paar Vorrechte mehr oder weniger, die ja doch allesammt ohnehin zu Grunde gehen, wenn das monarchische Princip überhaupt zusammenstürzt. Aber das ist der Fluch dieser bureaukratischen Regierungsweise, daß sie immer nur das Allernächste sieht, die alleroberflächlichsten Symptome, und blind ist gegen alle tieferliegenden Processe. Durch jene constitutionnell gesinnten Männer, die ihnen freilich einen Theil von ihrem Ueberflusse abnehmen und auf eine andere Weise vertheilen möchten, um nur die monarchische Ordnung überhaupt zu erhalten, fühlen sie sich im Grunde weit mehr genirt und verletzt als durch jene aus der Entfernung hervordringenden revolutionnairen Massen, mit denen sie noch nicht in unmittelbarer Berührung stehen. Aber wenn jener Zusammenstoß erst stattfindet nachdem die conservativ und constitutionnell gesinnten Mittelglieder verschwunden sind, dann wird es zu spät sein, und dann werden sie freilich zu ihrem Schrecken gewahr werden, daß es nicht gut gethan war, mit einigen Opfern zu geizen, während das Ganze auf dem Spiele stand. Es ist Alles schon dagewesen — sagt der alte Ben-Akiba.

In der polnischen Sache stellt sich dieses Verhältniß nun ganz besonders klar vor Augen, daß man meinen sollte, es könnte von Niemandem verkannt werden. Ein Theil der Polen, die demokratische Partei, hat sich in seiner Desperation, da er daran verzweifelte, daß aus dem Bestehenden heraus sich Polen neu gebären könne, der destructiven Richtung vollständig in die Arme geworfen, und bildet jetzt ein mächtiges, furchtbares Element derselben. Wie sehr wir diese verkehrte Richtung verabscheuen, haben wir schon oben ausgesprochen; aber Das ist doch ganz unverkennbar, daß diese demokratische Zerstörungswuth der Polen erst durch den starren Widerstand jener beiden Staatsregierungen erzeugt, daß sie nur aus einer völligen Hoffnungslosigkeit, von ihnen je Concessionen zu Gunsten Polens zu erlangen, hervorgegangen ist. Liegt es überhaupt in conservativem Interesse heutzutage, liberal und gerecht zu sein, so ist es doch ganz besonders bei der polnischen Sache der Fall. Es gibt nur einen Weg um Polen wiederherzustellen ohne daß die beiden deutschen Großstaaten dabei zu Grunde gingen: Polen muß an der Hand und unter der Leitung der dort historisch bestehenden sittlichen Rechte wiederhergestellt und neu organisirt werden. Diese Mächte sind die Aristokratie und die katholische Religion. Wenn Preußen und Oestreich diesen beiden sittlichen und politischen Potenzen ehrlich als Bundesgenossen die Hand bieten, und als Unterpfand ihrer aufrichtigen Gesinnung Posen und Galizien freiwillig überliefern, dann, aber auch nur dann allein ist es möglich, daß der Wiederherstellungsproceß der polnischen Nationalität ohne einen Zerstörungsproceß aller politischen Verhältnisse Deutschlands vor sich gehen kann. Ohne einen Krieg mit Rußland wird es freilich auch dann nicht abgehen; aber ein solcher Krieg ist noch lange kein so großes Unglück als eine allgemeine anarchisch-demokratische Explosion, die sich über den größten Theil Europas erstrecken würde. Ein europäischer Krieg gegen Rußland zur Wiederherstellung Polens wäre die allerconservativste Maßregel die man sich denken könnte, sie wäre ein wahres Specificum gegen die allgemeine Revolution, gegen republikanische und communistische Wühlereien.

Aber freilich, dazu gehört allerdings manches Opfer, dazu gehörte nicht blos als Opfer Posen und Galizien, sondern vor Allem das Opfer der bureaukratischen Allgewalt. Wenn ich gesagt habe, daß Polen sich nur mit Hülfe der polnischen Aristokratie und der katholischen Religion auf relativ friedlichem Wege zu einem Staate reorganisiren ließe, so habe ich dabei weder an das alte starre Junkerthum noch an das alte verfolgungs- und herrschsüchtige Pfaffenthum gedacht. Wenn überhaupt

die Monarchie in Polen noch möglich ist, so kann es nur eine wahrhaft constitutionnelle Monarchie sein. Nur unter einer constitutionnellen Regierung ist es möglich, daß ein blühender Bürgerstand und ein freier Bauernstand sich allmälig herausbildet. Aber, wie überhaupt noch nie in der Geschichte eine wohlthätige organische Reformation zu Stande gekommen ist, wenn sich nicht die conservativen Elemente der Leitung und Durchführung derselben bemächtigt und aufrichtig gewidmet hatten, so sind Adel und Geistlichkeit — die vorzugsweisen Inhaber der materiellen und moralischen Macht — einzig und allein im Stande die ruhige Erziehung und Entwickelung des bäuerlichen und bürgerlichen Elements in Polen zu leiten. Daß sie dazu den ernsten Willen, daß sie längst ihren junkerlichen und hierarchischen Ideen entsagt haben, ist eine unzweifelhafte Thatsache, die nur von Böswilligen verkannt werden kann. Es ist eine grenzenlose Unwahrheit, wenn man die polnische Aristokratie noch immer so schildert, als wenn sie Unterdrückung und Leibeigenschaft der Bauern zu ihrem politischen Grundsatze gemacht hätte. Seit länger als 50 Jahren hat sich der polnische Adel für die Aufhebung der Leibeigenschaft und für die Gründung eines freien Bauernstandes einstimmig erklärt. Die Constitution von 1791 und die Verhandlungen des Reichstags von 1831 geben den unwidersprechlichsten Beweis davon, daß der polnische Adel längst sein wahres Interesse erkannt, und sich diese Aufgabe gestellt hat. Daß diese Aufgabe keine leichte sei, daß sie eine Jahre lange gesetzgeberische Thätigkeit erfodert, muß jeder nur Halbkundige zugeben. Es war revolutionnairer Wahnsinn, wenn Lelewel und seine demokratischen Freunde 1831 die plötzliche Aufhebung der Leibeigenschaft, ohne alle Vorbereitung, verlangten. Niemand wäre dabei schlimmer gefahren als die Bauern selbst. Mit Recht widersetzten sich alle gewissenhaften Patrioten diesem revolutionnairen Knalleffecte, der dem unwissenden Haufen außerhalb Polens freilich auf einige Tage imponirt, zur Widerstandskraft Polens aber nicht das Mindeste beigetragen, und später unendliche Noth und Verwirrung angerichtet haben würde. Alle Reichstagsmitglieder ohne Ausnahme, der ehrwürdige Czartoryiski an der Spitze, waren damit einverstanden, daß die Gründung eines bäuerlichen Eigenthums die erste Arbeit des Friedens sein müsse; und sie meinten es so ehrlich damit wie der Mensch nur überhaupt Etwas ehrlich meinen kann. Aber sie hielten es nicht für genügend, daß man mit einer bloßen Phrase die Bauern für frei erkläre, sondern sie wollten ihnen auch die Bedingungen gewähren, um leben und frei leben zu können. Die Erforschung und Feststellung dieser Bedingungen, die Vorstudien für eine neue agrarische Gesetzgebung Polens sind aber keine leichte Sache; sie sind eine Aufgabe, „des Schweißes der Edeln werth", und es wäre unverantwortlich gewesen, wenn man um einer blos liberalen Renommisterei willen sich den Weg verständiger Erwägung vielleicht für immer verfahren hätte. So viel ist gewiß, hierarchische und aristokratische Bestrebungen im schlimmen Sinne des Wortes gibt es bei der Partei der Polen überhaupt nicht mehr. So fest ich überzeugt bin, daß ein geordnetes Staatswesen des einstigen Polens nur erzielt werden kann wenn die künftige Verfassung bedeutende, conservative Elemente der Aristokratie und selbst der Geistlichkeit in sich schließt, unter deren Pflege sich allein ein freies Volksleben entwickeln kann, so fest bin ich auch davon überzeugt, daß die gesammte aristokratische Partei weiter Nichts will als ein solches freies Volksleben unter der Aegide einer wahrhaft constitutionnellen Verfassung.

Ein constitutionnelles Polen aber setzt freilich ein constitutionnelles Preußen und selbst ein constitutionnelles Oestreich voraus. Wenn man die Wiederherstellung Polens will, so muß man allerdings nicht nur die polnischen Provinzen, sondern auch das absolute Königthum und die übermäßige Herrschaft der Beamtenkaste zum Opfer bringen. Aber, wie gesagt, der wahre Conservative bringt diese Opfer gern, weil sie nothwendig sind, wenn nicht Alles verloren gehen soll. Preußen und Oestreich sollten Czartoryiski und seine Freunde auf den Händen tragen und sie als die einzigen Retter in der Noth betrachten, anstatt daß sie diese anfeinden und gar hin und wieder confisciren.

Die demokratische Partei geht nun allerdings auf nichts Anderes aus als auf Zerstörung aller sittlichen Elemente, sie will auch in dieser Beziehung eine tabula rasa machen. Man betrachte die Pläne dieser Partei wie sie in einigen neuern Schriftwerken dargelegt sind, und man wird vor der wüthenden Feindseligkeit erschrecken wovon die demokratische Partei gegen die katholische Religion, gegen Königthum und Adel, und jetzt sogar auch gegen das Eigenthum überhaupt überströmt. Sie hat es völlig aufgegeben an das Bestehende anzuknüpfen, und von dem Bestehenden aus eine Wiedergeburt Polens zu erstreben. Wenn alle historischen Verhältnisse Europas in einer einzigen großen Explosion zerschmettert werden, die politischen und materiellen sowol wie die moralischen, dann werden auch die Fesseln Polens zu gleicher Zeit mit entzweireißen. O, ein richtiges Raisonnement, als wenn die Geschichte überhaupt keinen andern Zweck hätte als diese Zerreißung der polnischen Fesseln, wenn damit Alles aus und vorbei wäre! Aber was nachher werden soll, darüber zerbrechen sich diese unglücklichen Fanatiker weiter nicht den Kopf.

Ich wollte, unsere östreichischen und preußischen Staatsmänner machten sich recht genau mit den Bestrebungen dieser sogenannten polnischen Demokraten bekannt, damit sie sehen, zu welchen desperaten Greueln ein an sich edles Volk geführt wird, wenn man ihm Das vorenthält was es ein Recht hat zu verlangen. Der Name Polen rechtfertigt jetzt Alles bei ihnen. Auf welchem Winkel der Erde nur sich revolutionnaire Wehen zeigen, die polnischen Demokraten sind dabei, gleichviel ob die Sache eine gerechte oder ungerechte ist, sie sind dabei, wenn es nur zum Umsturz des Bestehenden führt. Ob glückliche Länder verwüstet, ob Hunderttausende unschuldiger Men-

schen ins Elend gerathen, was kümmert sie es, sie kämpfen immer nur für Polen, alles Andere ist ihnen gleichgültig. Was kümmert sie es, ob Republik oder Monarchie, ob Atheismus oder Religion, ob Communismus oder Eigenthum das Richtige sei; das Richtige ist was zum Umsturz führt. Der Umsturz um jeden Preis, und wenn er mit dem zeitigen und ewigen Verderben der Menschheit erkauft werden müßte. Die grasseste Irrlehre welche die Menschen verwildert und zu Bestien macht, sie ist willkommen, sie wird verbreitet und gepredigt, denn sie führt zum Umsturz; und mit dem allgemeinen Umsturze sinkt auch das russische, das östreichische und das preußische Scepter in den Staub. Ach, wer wagt sie zu verdammen, diese Unglücklichen, wer wagt den ersten Stein zu werfen auf diese „Allzutreuen", deren Verbrechen aus einer wunderbaren Vaterlandsliebe entspringt! Ich wenigstens nicht, der ich Gott danke, nicht als Pole unter fremder Herrschaft zu schmachten, oder, fern vom Vaterlande, in heißer Sehnsucht und Wuth mich aufzureiben. Ach, wol hatte er Recht der alte Talleyrand: Die polnische Sünde wird an unsern Kindern und Kindeskindern noch bestraft werden, wenn — sie nicht noch zu rechter Zeit gesühnt wird. **F. von Florencourt.**

Thomas Reid's Werke.

Die gesammelten Werke Thomas Reid's, des Hauptes der schottischen Philosophenschule, sind jetzt unter dem Titel „The works of Thomas Reid, now fully collected with selections from his unpublished letters. Prefixed is Stewart's account of the life and writings of Reid. Edited by Sir *William Hamilton*, Bart. With preface, notes and supplementary dissertations by the editor" erschienen. Der Biograph war der Freund und Schüler des schottischen Philosophen; der Herausgeber wird als der erste Stern der wissenschaftlichen Forscher im Gebiete der Philosophie dermalen in Schottland betrachtet. Insofern ist das Werk zugleich für die Geschichte der abstracten Wissenschaften als für letztere an und für sich von Bedeutung. Engländer und Schottländer lieben es bekanntlich ihren Reid unserm Kant, dessen Zeitgenosse er war, an die Seite, wenn nicht gar über ihn zu stellen; jede Nation hat ihre Eitelkeit, und wir können unsern Vettern über dem Kanal wol auch diese gönnen: die Welt weiß doch woran sie ist. Thomas Reid trat im J. 1748 zuerst mit einem „Essay on quantity" als philosophischer Schriftsteller auf, das in den „Philosophical transactions" dieses Jahres veröffentlicht wurde. Es behandelt den zwischen Newtonianern und Leibnizianern damals lebhaft geführten Streit über das Messen der Kraft, dem durch d'Alembert ein Ende gemacht ward. Im J. 1764 folgte „An inquiry into the human mind on the principle of common sense", eine Abhandlung welche die materialistischen Ansichten Hume's zu bekämpfen suchte. Darauf erschien 1774 Reid's „Brief account of Aristotle's logic"; endlich trat er 1785 mit seinem Hauptwerke, von dem Gönner und Förderer der philosophischen Wissenschaften in Großbritannien, Lord Kames, magnum opus genannt, den „Essays on the intellectual powers", hervor, dem drei Jahre darauf als Ergänzung seines Systems „Essays on the active powers" nachfolgten. Erst nach seinem Tode erschien in dem „Statistischen Bericht von Schottland" sein „Account of the university of Glasgow", das in diesem Augenblicke, wo die Frage einer Reform der Universitäten lebhafter als je angeregt worden ist, neue Bedeutung erhält. Außer diesen eben aufgeführten Werken enthält die Sammlung noch einen bisher nicht veröffentlichten Theil seines vertrauten Briefwechsels, welcher viel Anziehendes enthält und nach des Herausgebers eigenen Ausdrücken die Züge herleiht welche dem eigenthümlichen Abbilde des Denkers bisher fehlten. Sie zeigen ihn in jener ungesuchten Einfachheit des Charakters, wie er seinen Freunden im vertrauten Umgange zu seinen Lebzeiten erschienen ist. Ueberall huldigt er auch darin dem Grundsatze und der Vorschrift des großen Bacon: niemals der Hypothese Glauben zu schenken. Er verfolgte deshalb mit großer Aufmerksamkeit die Fortschritte der exacten Wissenschaften und stand mit den Förderern derselben, namentlich mit dem Chemiker Dr. Black, in vertrauten Verhältnissen. Im Privatleben zeigte der Philosoph jene Eigenschaften der Klugheit, der Vorsicht und Sparsamkeit die dem Schotten überhaupt eigen sind. Dies ward ihm sogar übel ausgelegt, und Spätere haben ihm nicht nur persönliche Selbstsucht zum Vorwurfe gemacht, sondern auch aus mehren Stellen in seinen Schriften herauszudeuten gesucht, daß er dem grassesten Egoismus gehuldigt habe. Namentlich hat Dies Barthélemi St.-Hilaire wegen eines jedenfalls im Scherz gebrauchten Ausdrucks in Reid's Abhandlung über Aristoteles' Logik gethan. Von den Gründen die der schottische Philosoph vorgebracht um es zu rechtfertigen, daß er nicht auf eine Kritik des „Organon" des Griechen eingegangen ist, bemerkt der Franzose: „L'un des motifs qu'il en donne, c'est que l'étude de l'Organon ne peut plus aujourd'hui faire la fortune de personne: excellente raison pour un philosophe de négliger la vérité parcequ'elle ne peut ni lui donner de la gloire ni lui faire des rentes!" Der jetzt veröffentlichte vertraute Briefwechsel wird dazu dienen dergleichen Anschuldigungen zu widerlegen, wie das ganze Leben des Philosophen das Gegentheil bewiesen hat. 26.

Notiz.

Bildende Kunst und Kritik.

Die Künstler wundern sich manchmal über alles Das was die Kritik in ihren Arbeiten zu entdecken glaubt. Die Kunst erschafft, frisch vorauseilend, von selbst ein mehr oder minder vollendetes Bild, das die Kritik nachher mittels der Hülfsmittel der Reflexion zergliedert. Schönheiten werden oft wie geistvolle Worte durch eine plötzliche Eingebung klar, deren man erst nachher sich bewußt wird. Die wahre Beredtsamkeit sucht nicht lange nach ihrer Sprache: sie leiht ihre Stimme dem innern Genius der sie belebt und ihr gebietet. Schöne Gedichte entstehen völlig fertig, und kommen nicht aus einer erkünstelten Form. Ebenso treten schöne Bilder in die Augen bevorzugter Maler. Es ist Nichts leichter als ein dramatisches Werk zu schreiben wie es Shakspeare schrieb, wenn man Shakspeare ist. Ebenso hatten Tizian und Rubens es nicht nöthig in ihrem Geiste sich mit abstracten Speculationen herumzuschlagen, ehe sie ein lebenvolles und bedeutsames Bild auf die Leinwand brachten. Die wahren Maler malen aus Ueberfluß, wie die wahren Redner in gleicher Art sprechen.

Das will nicht etwa sagen, daß die Kunst leicht und Kritik schwer sei, als Gegensatz jenes Sprüchworts dessen Richtigkeit so oft angegriffen worden ist. Kritik und Kunst sind in dem Sinne, daß sie eine vorausgehende Erziehung und Gewohnheit an die ihrer Wesenheit eigenthümlichen Verfahrungsarten bedürfen, nicht leicht. Wenn die Kunst schafft, so erklärt dagegen die Kritik. Sie ist der erstern treue Gefährtin, ihr aber in der Art untergeordnet wie die Ueberlegung erst nach der Leidenschaft kommt; bis auf einen gewissen Punkt ist sie aber Eins und ganz mit dem Genie das erfindet und zur That bringt, sowie man in einer verständigen Metaphysik Gefühl nicht vollkommen von Verstand trennen kann. Wenn in jedem künstlerischen Werke Verstand vorwaltet, so waltet auch in jeder echten und hohen Kritik ein wahres poetisches Gefühl vor. Wäre Das nicht, so würde man von beiden Seiten zuletzt mit Unbedeutendheit und Unfruchtbarkeit enden.

Die Verfahrungsart der Kritik aber ist eine ganz andere als die der Kunst. Sie entspringt aus herrschenden Eigenschaften, die von Natur aus von den künstlerischen verschieden ist, obgleich sie viel Analoges gegenseitig besitzen. Die Kunst ist leidenschaftlich und ausschließend, während die Kritik umfassend sein soll. Wirft man den Kritikern vor, daß sie nicht Schöpfer neuer Dinge sind, so hat es dagegen auch nie einen großen Künstler gegeben der ein ausgezeichneter Kritiker gewesen wäre. Die Kunst ist zu individuell, zu unabhängig, zu originell, zu hinreißend, um dem Geiste die Beschaulichkeit, die gleichmäßige Billigkeit, die nöthige Toleranz zu lassen die zu einer unparteiischen Logik unentbehrlich ist. Die großen Maler verstehen sich nicht auf Gemälde, die einsichtsvollsten Kritiker waren nie Maler, wozu Lessing den Beweis gibt. Wie sollte auch ein origineller, das heißt von andern Künstlern wesentlich verschiedener Künstler originelle, seinem eigenen Genie ganz entgegengesetzte Eigenschaften zu würdigen verstehen?

Diese Betrachtungen haben nur den Zweck, die enge Verbindung der Wissenschaften und Künste zu zeigen. Nichts ist für Schriftsteller fruchtbarer als das Studium der Malerei. Schöne Gemälde lehren schönen Stil. Aber auch den Künstlern öffnet die Aesthetik ohne daß sie es ahnen einen neuen und unermessenen Horizont. Wie viele reich begabte Maler, welche Dies nicht beachteten, sind nach einem glorreichen Auftreten bald wieder in Ohnmacht zurückgefallen! Der Kritiker darf sich durch solchen vorübergehenden Ruf, den Künstler dem Reize einer glänzenden Färbung oder dem Interesse des Gegenstandes verdanken, das oft die öffentliche Bewunderung mit sich fortreißt, nicht täuschen lassen. 78.

Bibliographie.

Album für's Erzgebirge. Von Mitgliedern des Schriftstellervereins. Leipzig, Brockhaus und Avenarius. Gr. 8. 1 Thlr.

Bach, F., Gedichte. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Börne's Französische Schriften. Herausgegeben von Cormenin und übersetzt von E. Weller. Bern, Jenni Sohn. 8. 18 Ngr.

Clement, K. J., Reise durch Frisland, Holland und Deutschland im Sommer 1845. Kiel, Schröder und Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Darlem, Clary, Elisabeth von Oesterreich, Königin von Frankreich. Aus dem Französischen. 1ster Theil. Wien im 16. Jahrhundert. Leipzig, Verlags-Magazin. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Florencourt, F. v., Zeitbilder. 2ter Band. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Fock, O., Der Socinianismus nach seiner Stellung in der Gesammtentwickelung des christlichen Geistes, nach seinem historischen Verlauf und nach seinem Lehrbegriff dargestellt. 1ste Abtheilung. Kiel, Schröder und Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hattemer, H., Ueber Ursprung, Bedeutung und Schreibung des Wortes Teutsch. Nebst einigen Beigaben. Schaffhausen, Brodtmann. Gr. 8. 6 Ngr.

Hertz, H., Jolanthe, die Königstochter. Ein lyrisches Drama. Aus dem Dänischen von H. Thaulow. Altona, Blatt. Gr. 8. 9 Ngr.

Jacob, K. G., Beiträge zur Französischen Geschichte. Leipzig, Vogel. 1846. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Kamptz, C. A. v., Staatsrechtliche Bemerkungen über den Königl. Dänischen offenen Brief vom 8. Juli 1846, die Erbfolge in den Herzogthümern betreffend. Berlin, Schröder. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Die Magyaren. Historisch-romantische Erzählungen aus Ungarns Vorzeit. Vom Verfasser der Slaven und Magyaren rc. Zwei Bände. Leipzig. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Neander, A., Geschichte der Pflanzung und Leitung der christlichen Kirche durch die Apostel, als selbstständiger Nachtrag zu der allgemeinen Geschichte der christlichen Religion und Kirche. 4te verbesserte und vermehrte Auflage. 1ster Band. Mit 1 Karte. Hamburg, F. Perthes. Gr. 8. Zwei Bände 4 Thlr.

— — Paskal's Auffassung des eigenthümlichen Christlichen im Verhältniß zu der allgemeinen Weltbetrachtung und dem Allgemeinen des religiösen Bewußtseins dargestellt. Berlin, Lüderitz. Gr. 8. 7½ Ngr.

Oersted, H. C., Ueber das Verhalten zwischen der Naturauffassung des Denkens und der Einbildungskraft. Deutsch von H. Zeise. Altona, Blatt. Gr. 8. 6 Ngr.

Pösl, F., Leben der heiligen Theresia von Jesu Stifterin des Barfüßer Carmeliten-Ordens. Mit dem Bildnisse der Heiligen. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Richter, F., Gedichte religiösen Inhalts. Zum Besten einer verarmten Weberfamilie herausgegeben. Berlin. 8. 3 Ngr.

Schenkel, D., Das Wesen des Protestantismus aus den Quellen des Reformationszeitalters dargestellt. (In drei Bänden.) Zweiter Band. Die anthropologischen Fragen. Schaffhausen, Brodtmann. Gr. 8. (à) 2 Thlr. 18 Ngr.

Schloenbach, C. A., Der junge Demagoge, eine tragikomische Geschichte. Hamburg, Schuberth u. Comp. Gr. 16. 1 Thlr.

— — Geschichte. Gegenwart. Gemüth. — Gedichte. Hamburg, Schuberth u. Comp. Gr. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Allgemeiner deutscher und schweizerischer Soldaten-Kalender. Auf das Jahr 1847. Mit vielen Bildern. Ulm, Seitz. Gr. 16. 5 Ngr.

Stephan, F., Neue Stofflieferungen für die deutsche Geschichte, besonders auch für die der Sprache, des Rechts und der Literatur. 2tes Heft. Mühlheim, Heinrichshofen. Gr. 8. 20 Ngr.

Wauer, Minna, Die Jünger Börne's. Ein Roman. Berlin, Hirschfeld. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wolff, O., Geschichte der Stadt Grünberg in Niederschlesien von ihrer Entstehung bis zur Einführung der Reformation. 1ste Lieferung. Grünberg, Weiß. 8. 6 Ngr.

Tagesliteratur.

Album des Gesangfestes zu Landshut, gefeiert am 12. und 13. Juli 1846. Landshut, Thomann. Lex.-8. 9 Ngr.

Der 11. April 1847. Thron-Rede Sr. Maj. des Königs Friedrich Wilhelm's IV. zur Eröffnung des Vereinigten Landtags. Nachwort. Tedeum. Berlin, A. Wohlgemuth. 8. 2 Ngr.

Krug, A. O., Wie läßt sich Mündlichkeit des Criminalprocesses mit Urkundlichkeit, Entscheidungsgründen und zweiter Instanz über die Thatfrage vereinigen? Leipzig, Vogel. Gr. 8. 9 Ngr.

Der erste vereinigte Preußische Landtag in Berlin 1847. 1stes bis 4tes Heft. Berlin, Reimarus. Lex.-8. à 20 Ngr.

Mehlmann, J. H., Die nothwendige Unfehlbarkeit und Sichtbarkeit der römisch-katholischen Kirche, dargestellt in Auszügen aus älteren und neueren römisch-katholischen Vertheidigungsschriften. Für das katholische Volk. Schaffhausen, Hurter. 8. 4 Ngr.

Prange, F. W., Der Confirmandenunterricht. Predigt am Palmensonntage 1847 zu Eisleben gehalten. Merseburg, Garcke. 8. 2½ Ngr.

Schmalz, F., Versuch einer Beantwortung der Frage, welches sind die Ursachen des häufiger als in andern Theilen des Preußischen Staates vorkommenden Nothstandes der Provinz Preußen. Gumbinnen, Bönig. Gr. 8. 10 Ngr.

Schubring, J., Bemerkungen über die Nichtzulassung des Königsberger Deputirten Rupp zur Gustav-Adolfs-Hauptversammlung in Berlin. Votum auf der Versammlung des Dessauischen Zweigvereins am 21. April 1847. Dessau, Hofbuchdruckerei. Gr. 8. 2½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1847. № I.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung" und „Isis" beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erscheinen für 1847 nachstehende

Zeitungen und Journale

und werden Bestellungen darauf bei allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen angenommen.

---

1) Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verantwortliche Redaction: Professor F. Bülau.

Täglich eine Nummer. Hoch 4. Pränumerationspreis vierteljährlich 2 Thlr.

Wird Abends für den folgenden Tag ausgegeben. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr.

---

2) NEUE JENAISCHE ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

Im Auftrage der Universität zu Jena redigirt vom Geh. Hofrath Prof. Dr. **F. Hand**, als Geschäftsführer; Kirchenrath Prof. Dr. **J. K. E. Schwarz**, Hof- und Justizrath Prof. Dr. **A. L. J. Michelsen**, Geh. Hofrath Prof. Dr. **D. G. Kieser**, Prof. Dr. **K. Snell**, als Specialredactoren.

Sechster Jahrgang. 312 Nummern. Gr. 4. 12 Thlr.

Diese Zeitung erscheint wöchentlich in sechs Blättern, sie kann aber auch in Monatsheften bezogen werden. Anzeigen werden mit $1\frac{1}{2}$ Ngr. für den Raum einer Zeile, besondere Beilagen mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

---

3) Leipziger Repertorium der deutschen und ausländischen Literatur.

Unter Mitwirkung der Universität Leipzig herausgegeben vom Oberbibliothekar

Dr. E. G. Gersdorf.

52 Hefte. Gr. 8. 12 Thlr.

Es erscheint wöchentlich ein Heft von 2—3 Bogen. Dem Repertorium ist ein *Bibliographischer Anzeiger* beigegeben und werden Inserate in demselben mit 2 Ngr. für die Zeile oder deren Raum berechnet, besondere Anzeigen u. dergl. gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

---

4) Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgeber: **H. Brockhaus.**

Täglich eine Nummer. Gr. 4. 12 Thlr.

Die Zeitschrift wird wöchentlich ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.

---

5) ISIS.

Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie von Oken.

12 Hefte. Mit Kupfern. Gr. 4. 8 Thlr.

Zu den unter 4 und 5 genannten beiden Zeitschriften erscheint ein **Literarischer Anzeiger**. Für die Zeile oder deren Raum werden $2\frac{1}{2}$ Ngr. berechnet. Gegen Vergütung von 3 Thlrn. werden Anzeigen u. dergl. den Blättern für literarische Unterhaltung und gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. der Isis beigelegt oder beigeheftet.

---

6) **Rhea.**

Zeitschrift für die gesammte Ornithologie.

Im Verein mit ornithologischen Freunden herausgegeben von Dr. F. A. L. Thienemann.

Jährlich circa 2 Hefte. Mit Abbildungen. Gr. 8. Jedes Heft 1 Thlr. 10 Ngr.

Insertionsgebühren für den Raum einer Zeile 1½ Ngr.; besondere Beilagen werden gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

---

7) **Landwirthschaftliche Dorfzeitung.**

Unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land-, Haus- und Forstwirthe herausgegeben von William Löbe.

Mit einem Beiblatt: Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.

Achter Jahrgang. 52 Nummern. 4. 20 Ngr.

Es erscheint wöchentlich 1 Bogen. Insertionsgebühren für den Raum einer Zeile 2 Ngr.; besondere Beilagen werden gegen Vergütung von ⅔ Thlr. für das Tausend beigelegt.

---

8) **Deutsches Volksblatt.**

Eine Monatschrift für das Volk und seine Freunde.

Dritter Jahrgang. 12 Hefte. Gr. 8. 1 Thlr.

Monatlich erscheint ein Heft zu 3—4 Bogen. Insertionsgebühren für den Raum einer Zeile 2 Ngr.; besondere Beilagen werden gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Das Deutsche Volksblatt erscheint mit 1847 unter einer neuen Redaction und sind Probehefte dieses Jahrgangs durch alle Buchhandlungen und Postämter zu erhalten.

---

9) **Das Pfennig-Magazin**

für

Belehrung und Unterhaltung.

Neue Folge. Fünfter Jahrgang. 52 Nummern. Mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. 2 Thlr.

In das Pfennig-Magazin werden Anzeigen aller Art aufgenommen und der Raum einer Zeile wird mit 4 Ngr. berechnet. Besondere Beilagen werden gegen Vergütung von ⅔ Thlr. für das Tausend beigelegt.

---

10) **Zeitschrift für die historische Theologie.**

In Verbindung mit der von C. F. Illgen gegründeten historisch-theologischen Gesellschaft zu Leipzig herausgegeben von Dr. C. W. Niedner.

Jahrgang 1847. 4 Hefte. Gr. 8. 4 Thlr.

Insertionsgebühren für den Raum einer Zeile 1½ Ngr.; besondere Anzeigen werden gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Im Verlage von Brockhaus & Avenarius in Leipzig erscheint:

Illustrirte Zeitung für die Jugend.

Herausgegeben unter Mitwirkung der beliebtesten Jugendschriftsteller von Julius Kell.

Zweiter Jahrgang. 52 Nummern mit etwa 250 Illustrationen, in schmal gr. 4. auf feinstem Velinpapier. Preis des Jahrgangs 2 Thlr.; ein Quartal 15 Ngr.

Wöchentlich erscheint eine Nummer von 1 Bogen. Insertionsgebühren für den Raum einer Zeile 2 Ngr.; besondere Beilagen werden für das Tausend mit 1 Thlr. berechnet.

Probenummern sind durch alle Buchhandlungen und Postämter zu erhalten.

Zeitschrift

der Deutschen morgenländischen Gesellschaft.

Herausgegeben von den Geschäftsführern.

Erster Jahrgang. 4 Hefte. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Dieser Zeitschrift wird ein [illegible] beigegeben. Inserate in demselben werden mit [illegible] für die Zeile oder deren Raum berechnet, und für besondere Beilagen ist 1 Thlr. 15 Ngr. zu vergüten.

Reisen und Länderbeschreibungen.

52ste Lieferung.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Harris' Gesandtschaftsreise nach Schoa und Aufenthalt in Südabyssinien 1841—1843.

Deutsch von K. v. K.

Zweite Abtheilung.

Gr. 8. Brosch. Preis 2 Thlr. 20 Ngr., oder 4 Fl. 30 Kr.

Dieses im Herzen von Abyssinien unter vielfachen Störungen geschriebene Werk darf mit Recht als ein höchst anziehendes, belangreiches und werthvolles bezeichnet werden. Für den **Unterhaltung suchenden Leser** bietet es in den mannichfachen und eigenthümlichen Erlebnissen auf der Reise nach dem Süden Abyssiniens und während des Aufenthalts dort, in der Schilderung einer wenig gekannten Natur und fremder wilder oder halbwilder Völkerschaften, in den vergleichenden Rückblicken auf einzelne charakteristische Züge und Vorgänge der Geschichte Schoa's den ausgiebigsten Stoff. Für den **Freund der Erdkunde**, der bisher aus überall verstreuten, kurzen und meist bruchstückartig gegebenen Berichten und brieflichen Notizen einzelner Reisender sich mühselig Auskunft zusammenholen mußte und hier jetzt ein selbständiges zusammenhängendes Werk — das erste derartige über Südabyssinien — vor sich hat, bringt es nebst den ungemein werthvollen geordneten Anhängen über die geologische Beschaffenheit, die Fauna und Flora des Adellandes und Schoas, über die Orts- und Höhenbestimmungen, Wegentfernungen rc., eine Menge von Nachrichten über Orte und Landschaften des Reiches Schoa nicht nur, sondern auch über die Gallaländer und Völker und über jene Räthselgebiete von Enarna, Kaffa, Zingero rc. mit ihren fabelhaften Bewohnern und noch im geographischen Dunkel laufenden Flüssen und Bergen. Für den **Freund der Menschheit** endlich gewährt **Harris' Gesandtschaftsreise** in ihrer Beschreibung, in ihren wirklichen Ergebnissen und in ihren noch zu erwartenden Folgen vielen Stoff zur Betrachtung und Anregung.

Stuttgart und **Tübingen**, im December 1846.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Bibliotheca Koppiana.

Wir bitten die Herren Interessenten ihre Bestellungen aus unserm allgemein versandten Katalog der von **Ulr. Fr. Kopp**, dem **Paläographen**, hinterlassenen **höchst bedeutenden** Bibliothek uns gefälligst **bald**, wenn thunlich zur **directen Post franco** einsenden zu wollen. Die in unserm damit gleichzeitig emittirten antiquarischen Kataloge, Nr. 1, verzeichneten werthvollen Bücher aus allen Fächern, besonders auch aus der **Naturwissenschaft**, werden **sogleich** abgegeben.

Manheim, im December 1846.

Schwan & Götz'sche Hofbuchhandlung.

Ouvrages à l'usage des Diplomates, publiés par la librairie F. A. Brockhaus à Leipzig.

Dictionnaire ou Manuel-lexique du Diplomate et du Consul. Par le baron *F. de Cussy.* In-12. 1846. 3 Thlr.

Histoire des progrès du droit des gens en Europe et en Amérique, depuis la paix de Westphalie jusqu'à nos jours. Avec une introduction sur les progrès du droit des gens en Europe avant la paix de Westphalie. Par *Henry Wheaton.* Seconde édition, revue, corrigée et augmentée par l'auteur. 2 vols. In-8. 1846. 4 Thlr.

***Mensch (F. A. de)*, Manuel pratique du Consulat.** Ouvrage consacré spécialement aux Consuls de Prusse et des autres États formant le Zollverein, ou l'association de douanes et commerce allemande, suivi d'un tableau des Consulats qu'ont les États de cette union à l'étranger. In-8. 1846. 1 Thlr. 15 Ngr.

Recueil manuel et pratique de traités, conventions et autres actes diplomatiques, sur lesquels sont établis les relations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers États souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle. Par le baron *Ch. de Martens* et le baron *F. de Cussy.* En cinq vols. En vente: tomes 1 à 4. In-8. 1846. 10 Thlr. 16 Ngr.

Guide diplomatique. Par le baron *Ch. de Martens.* 2 vols. In-8. 1832. 4 Thlr. 15 Ngr.

Causes célèbres du droit des gens. Par *le même.* 2 vols. In-8. 1827. 4 Thlr. 15 Ngr.

Nouvelles causes célèbres du droit des gens. Par *le même.* 2 vols. In-8. 1843. 5 Thlr. 10 Ngr.

Bei uns sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Volksbuch. Luther's Leben, Sterben und vollständige Geschichte der Reformation. Mit zehn Bildnissen und Darstellungen und der echten Handschrift Luther's. Zusammengestellt von Mehrern und herausgegeben von **G. Gentzel.** Dritte unveränderte Auflage. (10½ Bogen.) 5 Sgr.

Zwei Predigten vor der deutsch-katholischen Gemeinde zu Stettin, von **G. Gentzel,** Pfarrer. 2½ Sgr.

Thätig und genügsam. Geschichte des Gaudens Kornthaler. — **Neger und Pavian.** Zwei Erzählungen von **C. Nienitz.** 7½ Sgr.

Die Weintraube. — Der gelbe Zwerg. Eine Erzählung und ein Märchen für die Jugend von **J. Satori.** 7½ Sgr.

Aus der Märchenwelt. Für die Jugend von **Auguste Kühn** (C. Novis). 7½ Sgr.

Erziehung thut noth! Hinweisung und Beispiel für die Jugend von **A. v. Möller.** 7½ Sgr.

Hans und Käthchen. Für die Jugend von **A. v. Möller.** 7½ Sgr.

Gedichte von **Rudolf Rochs.** 1 Thlr.

Aus Vorzeit und Neuzeit. Sechs Erzählungen von **Julie v. Großmann.** 1 Thlr. 15 Sgr.

Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von **F. W. Gubitz.** Sechsundzwanzigster Jahrgang, für 1847. 1 Thlr. 20 Sgr.

Ueber Schädelbildung zur festern Begründung der Menschenracen. Von Professor Dr. **August Zeune.** Mit einer Steindrucktafel. 15 Sgr.

Das Jahr 1845. Von **Karl Stein,** Hofrath und Professor. 4 Sgr.

Die Malertechnik der Meister des 15.—18. Jahrhunderts, wiederentdeckt von Professor **Wilhelm Krause** in Berlin. Nach dessen Mittheilungen zum ersten mal dargestellt von **L. B.** Nebst einem Anhange: Ein Gang durch das berliner königl. Museum, zur besondern Beachtung für Besitzer alter Gemälde. 5 Sgr.

Deutscher Volks-Kalender für 1847. Herausgegeben von **F. W. Gubitz.** Mit 120 Holzschnitten von Demselben und unter dessen Leitung. Dritte Auflage. 12½ Sgr.

Jahrbuch des Nützlichen und Unterhaltenden für 1847. Herausgegeben von **F. W. Gubitz.** Mit mehr als hundert Holzschnitten, theils von Demselben, theils unter dessen Leitung gefertigt. (12 Bogen.) 10 Sgr.

Wohlfeilste Volks-Bildergalerie. Enthaltend Bildnisse ausgezeichneter Personen und Darstellungen nach vorzüglichen Gemälden im Holzschnitt von **F. W. Gubitz** und unter dessen Leitung. 19. und 20. Heft. Jedes Heft (acht Blätter enthaltend) 5 Sgr.

Der Gesellschafter. Herausgegeben von **F. W. Gubitz.** Dreißigster Jahrgang, für 1846. 8 Thlr.

Monatsschrift für Dramatik, Theater, Musik. Die drei Hefte October, November, December 3¾ Sgr. (Zwölf Hefte des Jahrgangs 15 Sgr.)

Berlin. **Vereins-Buchhandlung.**

In der **Meyer'schen** Hofbuchhandlung in **Lemgo** und **Detmold** ist jetzt erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Rosen, Dr. Georg, Ossetische Sprachlehre, nebst einer Abhandlung über das Mingrelische, Suanische und Abchasische. Vorgelegt der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 24. Oct. 1844 und 6. Febr. 1845. Gr. 4. 1 Thlr. 10 Sgr.

Bei **G. Bethge** in **Berlin** ist soeben erschienen:

Corssen, Origines poesis Romanae. 1 Thlr.

v. Eckenbrecher, Ueber die Fasten der griechischen Kirche und über die Fasten der protestantischen Kirche. 5 Sgr.

Glaser, J. C., Vergleichung der Philosophie des Malebranche und Spinoza. 5 Sgr.

Mitscherlich, C. G., Lehrbuch der Arzneimittellehre. Zweiter Band, zweite Abtheilung: Medicamenta acria. 1 Thlr.

Schmidt, K., Der philosophische Absolutismus des Hegel'schen Systems. 5 Sgr.

Trendelenburg, A., Historische Beiträge zur Philosophie. Erster Band: Geschichte der Kategorienlehre. 2 Thlr.

Bei **F. E. C. Leuckart** in **Breslau** ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Hebräisches Lesebuch,

Auswahl historischer, poetischer und prophetischer Stücke aus fast allen biblischen Büchern, mit Anmerkungen und einem Wörterbuche, nebst einem Anhange unpunktirter Texte mit rabbinischen Scholien und Erläuterungen zu denselben von Dr. **M. A. Levy,** erstem Religionslehrer an der israelitischen Gemeinde zu **Breslau** und ordentlichem Mitgliede der Deutschen morgenländischen Gesellschaft.

Preis 24 Sgr.

In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben von **Friedrich von Raumer.**

Neue Folge. Achter Jahrgang.

Gr. 12. Cart. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: I. Benvenuto Cellini's letzte Lebensjahre. Von **Alf. Reumont.** — II. Wilhelm von Grumbach und seine Händel. Von **J. Voigt.** (Schluß des im vorigen Jahrgange abgebrochenen Aufsatzes.) — III. Der Hofrath Beireis in Helmstädt und das Universitätswesen seiner Zeit. Ein Vortrag, gehalten in der Versammlung des Wissenschaftlichen Vereins zu Berlin am 29. März 1845 von **H. Lichtenstein.** — IV. Zur Geschichte der ständischen Verhältnisse in Preußen. (Besonders nach den Landtagsacten.) Von **Max Töppen.** — V. Über die öffentliche Meinung in Deutschland von den Freiheitskriegen bis zu den Karlsbader Beschlüssen. Von **K. Hagen.** Zweite Abtheilung: Die Jahre 1815—19.

Die erste Folge des Historischen Taschenbuchs (10 Jahrg., 1830—39) kostet im **herabgesetzten Preise 10 Thlr.;** der erste bis fünfte Jahrg. zusammengenommen 5 Thlr., der sechste bis zehnte Jahrg. 5 Thlr.; einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr. Die Jahrgänge der Neuen Folge kosten 2 Thlr. bis 2 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, im Januar 1847.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1847. № II.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „**Blätter für literarische Unterhaltung**“ und „**Isis**“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Insertionen

aller Art werden in nachstehende im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** für 1847 erscheinende Zeitschriften und Anzeigeblätter aufgenommen:

1) Deutsche Allgemeine Zeitung.

Von derselben erscheint täglich, mit Einschluß der Sonn- und Festtage, eine Nummer. Die **Insertionsgebühren** betragen für eine Zeile oder deren Raum 2 Ngr. Besondere Beilagen, Anzeigen u. dgl. werden der **Deutschen Allgemeinen Zeitung nicht** beigelegt.

2) Literarischer Anzeiger.

Derselbe erscheint in der Regel wöchentlich einmal und wird mit den Lieferungen der **Blätter für literarische Unterhaltung** sowie auch mit den Monatsheften der **Isis** von **Oken** ausgegeben. Für die Zeile oder deren Raum werden an **Insertionsgebühren** 2½ Ngr. berechnet und **besondere Anzeigen** gegen eine Vergütung von 3 Thlrn. den **Blättern für literarische Unterhaltung**, der **Isis** aber gegen eine Gebühr von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt oder beigeheftet.

3) Bibliographischer Anzeiger.

Wird mit dem **Leipziger Repertorium für deutsche und ausländische Literatur** von **Gersdorf** ausgegeben, und **Inserate** in demselben werden für die Zeile oder deren Raum mit 2 Ngr., **besondere Anzeigen** u. dgl. mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

4) Neue Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung.

Die Zeitung erscheint wöchentlich und werden **Anzeigen** für die Zeile oder deren Raum mit 1½ Ngr., **besondere Beilagen**, Antikritiken u. dgl. mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

5) Pfennig-Magazin.

Vom **Pfennig-Magazin** erscheint wöchentlich eine Nummer von 1 Bogen. **Ankündigungen** werden gegen 4 Ngr. Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum in den Spalten des Blattes abgedruckt, **besondere Anzeigen** gegen eine Vergütung von ¾ Thlr. für das Tausend beigelegt.

6) Landwirthschaftliche Dorfzeitung.

Dieselbe erscheint wöchentlich einmal nebst einem damit verbundenen **Unterhaltungsblatt für Stadt und Land. Ankündigungen** werden die Zeile oder deren Raum mit 2 Ngr. berechnet, **besondere Beilagen** derselben gegen eine Gebühr von ¾ Thlr. für das Tausend beigelegt.

7) Deutsches Volksblatt.

Von demselben erscheint monatlich ein Heft von 3—4 Bogen. **Insertionsgebühren** für den Raum einer Zeile 2 Ngr., **besondere Beilagen** werden mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Leben der ausgezeichnetsten Maler, Bildhauer und Baumeister,

von Cimabue bis zum Jahre 1567,

beschrieben von

Giorgio Vasari,

Maler und Baumeister.

Aus dem Italienischen.

Mit einer Bearbeitung sämmtlicher Anmerkungen der frühern Herausgeber, sowie mit eigenen Berichtigungen und Nachweisungen begleitet von

Ernst Förster.

Vierter Band.

Mit 12 lithographirten Bildnissen.

Gr. 8. Brosch. Preis 2 Thlr. 20 Ngr., oder 4 Fl. 30 Kr.

Seitdem in Deutschland ein erneutes, man darf wol sagen leidenschaftliches Interesse für die bildende Kunst und ihre Geschichte erwacht ist, hat man vielfältig das Bedürfniß gefühlt und den Wunsch ausgesprochen, die Lebensbeschreibungen der Künstler, durch deren Aufzeichnung der aretinische Maler Vasari noch unter dem Schutze des glorreichen Hauses Medici den Grund zu der gesammten neuern Kunstgeschichte gelegt hat, ins Deutsche übersetzt und nach dem Stande unserer jetzigen Kenntnisse berichtigt und vervollständigt zu sehen. Wir freuen uns daher, dem deutschen Publicum in der obigen Uebersetzung ein Werk vorlegen zu können, welches Ton und Inhalt des Originals mit ebenso viel Treue als Leichtigkeit wiedergibt. Die Herausgeber, welche die von Vasari geschilderten Kunstwerke größtentheils aus eigener Ansicht und Untersuchung kennen und in den speciellsten Theilen der gesammten Kunstgeschichte einheimisch sind, haben diese Uebersetzung mit allen wünschenswerthen Nachträgen und Berichtigungen ausgestattet, sodaß wer nun in Italien eine neue Ausgabe des Vasari veranstalten will, die deutsche Uebersetzung wird zu Hülfe nehmen müssen.

Um die Anschaffung dieses classischen Werkes zu erleichtern, haben wir die frühern Bände (I, II, 1, 2; III, 1, 2), welche 13 Thlr., oder 22 Fl. kosteten, zusammengenommen auf 9 Thlr. 20 Ngr., oder 16 Fl. 30 Kr. im Preise ermäßigt, einzelne Bände aber können nicht anders als zu den gewöhnlichen Ladenpreisen abgegeben werden.

Stuttgart und **Tübingen**, im December 1846.

J. G. Cotta'scher Verlag.

In **Karl Gerold's** Verlagsbuchhandlung in **Wien** sind neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Auszug aus dem Exercierreglement für die k. k. Linieninfanterie. Zwei Bände. Taschenformat. Mit vielen in den Text eingedruckten Holzschnitten. Brosch. 1 Thlr.

Centner, Joseph, Die ersten Vorkenntnisse des Militair-Geschäftsstils in zwei Abschnitten zusammengestellt. Gr. 12. Brosch. 25 Ngr. (20 gGr.

Haas, Joh. Nep., Der Waldstand im Erzherzogthum Östreich unter der Enns, der von der k. k. Wiener Landwirthschaftsgesellschaft nach landwirthschaftlichen Principien eingetheilten 50 Delegationen, nebst 4 Kreisübersichten und einer des ganzen Landes. Gr. 8. Brosch. 1 Thlr. 20 Ngr. (1 Thlr. 16 gGr.)

Hocke, J. W., Böhmens Hopfenbau, mit besonderer Würdigung der Vorzüglichkeit seines Products. Nach eigenen Erfahrungen bearbeitet. Zweite Auflage. Mit einer lithographirten Tafel. Gr. 8. Brosch. 20 Ngr. (16 gGr.)

Heider, Ed. J., Theorie der schiefen Gewölbe und deren praktische Ausführung. Mit 2 Kupfertafeln. Gr. 8. Brosch. 26¼ Ngr. (21 gGr.)

Petter, Franz, Theoretisch-praktische Anleitung zu kaufmännischen Aufsätzen. Plan, Durchsicht und Vorrede von **J. M. Hurtel.** Zweite, verbesserte Auflage. Gr. 8. Brosch. 2 Thlr.

Stampfer, S., Logarithmisch-trigonometrische Tafeln, nebst verschiedenen andern nützlichen Tafeln und Formeln, und einer Anweisung mit Hülfe derselben logarithmische Rechnungen auszuführen. Zum Gebrauche für Schulen, besonders aber für jene, welche sich mit der praktischen Anwendung der Mathematik beschäftigen. Dritte, abermals vermehrte und verbesserte Auflage. Gr. 8. Brosch. 1 Thlr. 5 Ngr. (1 Thlr. 4 gGr.)

Soeben erschien bei mir und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bericht an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig.

Herausgegeben von Dr. **K. A. Espe.** Gr. 8. Geh. 12 Ngr.

Die Berichte von 1835—45 haben gleichen Preis.

Leipzig, im Januar 1847.

F. A. Brockhaus.

Bei A. Sorge in Osterode und Goslar sind erschienen und zu haben:

Geschichte
der
vormals kaiserlichen freien Reichsstadt
Goslar
am Harze.

Von
G. F. Eduard Crusius,
Pastor zu Immenrode.

In 10 Lieferungen. Preis 2 Thlr. 20 Ngr. (2 Thlr. 16 gGr.)

Chirurgischer Almanach.
Siebenter und achter Jahrgang
für die Jahre 1844 und 1845
von
Dr. Fr. Ernst Baumgarten.
Kl. 8. Cart. 1 Thlr.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Analekten für Frauenkrankheiten, oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Herausgegeben von einem Vereine praktischer Ärzte.

Erster bis sechster Band.

Gr. 8. Jeder Band (in 4 Heften) 2 Thlr. 20 Ngr.

Leipzig, im Januar 1847.

F. A. Brockhaus.

Jetzt vollständig
ist bei Metzler in Stuttgart soeben erschienen:

Shakspere's Schauspiele,
neu übersetzt und mit Einleitungen und Erläuterungen von Adelbert Keller und Moritz Rapp.

8 Theile in Schiller-Taschenformat. 4 Thlr. 18 Sgr., oder 7 Fl. 24 Kr.

Nach den übereinstimmenden höchst günstigen Beurtheilungen der geachtetsten Zeitschriften über diese neue Shakspere-Uebertragung, die von Männern herrührt, welche bei der höchsten Verehrung für den Dichter sein genaues Verständniß und das Studium seiner Sprache sich zu einer Hauptaufgabe ihres Lebens gemacht haben, können wir uns mit der Anzeige begnügen, daß sie nun **vollständig** vorliegt. Die jedem Schauspiele beigegebenen **Erläuterungen** und **Einleitung** dürften denselben noch einen besondern Vorzug verleihen. Ueber ihr Verhältniß zu den frühern Uebersetzungen gibt eine dem ersten Bändchen vorgedruckte **Gesammteinleitung** ausführliche Auskunft. — Jedes Schauspiel ist zu 3¾ Sgr. oder 12 Kr. auch einzeln zu erhalten. — Zu haben in allen Buchhandlungen Deutschlands und des Auslands.

Bei F. E. C. Leuckart in Breslau ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Elementar-Grammatik
der
griechischen Sprache
von
Dr. Robert Enger,
Director des Gymnasiums zu Ostrowo.

Preis 11¼ Sgr.

Diese dem Bedürfniß der mittlern Gymnasialclassen entsprechende griechische Elementar-Grammatik schließt sich, was das System, die Terminologie sowie Begriffsbestimmung betrifft, an die Buttmann'sche Grammatik genau an, und weicht von dieser nur darin ab, daß sie nur so viel enthält als der Schüler auf der Stufe für die das Buch bestimmt ist wirklich braucht. Als Anhang ist der Grammatik eine kurze Uebersicht der Formenlehre des epischen Dialekts beigegeben, weil in der Grammatik nur der attische Dialekt beigegeben ist.

Der äußerst niedrige Preis wird der Einführung des Buches sehr förderlich sein.

In Unterzeichnetem sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geistliche Schauspiele
von
Don Pedro Calderon de la Barca,
übersetzt von
Joseph Freiherrn von Eichendorff.

Gr. 8. Velinpapier. Brosch. Preis 2 Thlr., oder 3 Fl. 30 Kr.

Inhalt: Gift und Gegengift. — Das große Welttheater. — König Ferdinand der Heilige. — Das Schiff des Kaufmanns. — Balthasar's Nachtmahl.

Stuttgart und Tübingen, im December 1846.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Interessante Neuigkeit.

Bei Ign. Jackowitz in Leipzig erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Schleswig-Holstein'sche Nebelbilder, gezeigt und erklärt von Professor Nante. Mit einem colorirten Titelkupfer von Ch. Hucklenbroich. 8. Geh. im Umschlag. 6 Ngr.

Uebersetzungs-Anzeige.

Von **W. H. Prescott's** binnen kurzem zu erwartenden Werke:

The conquest of Peru,
wird in meinem Verlage eine deutsche **Uebersetzung** erscheinen, und zwar dem Wunsche des Verfassers gemäß von derselben Hand, welche Prescott's „Geschichte Ferdinand's und Isabella's" (2 Bde., 1844, 6 Thlr.) und „Geschichte der Eroberung von Mexico" (2 Bde., 1845, 6 Thlr.) lieferte.

Leipzig, im Januar 1847.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1847. № III.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung" und „Isis" beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Neuigkeiten und Fortsetzungen,

versendet von

F. A. Brockhaus in Leipzig

im Jahre 1846.

№ IV. October, November und December.

(Nr. I, die Versendungen von Januar, Februar und März enthaltend, befindet sich in Nr. XI, Nr. II, die Versendungen von April, Mai und Juni, in Nr. XIV, Nr. III, die Versendungen von Juli, August und September, in Nr. XXI und XXII des Literarischen Anzeigers von 1846.)

82. **Analekten für Frauenkrankheiten,** oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Herausgegeben von einem Verein praktischer Aerzte. Sechsten Bandes drittes und viertes (letztes) Heft. Gr. 8. Jedes Heft 20 Ngr.

Der erste bis fünfte Band (20 Hefte) erschienen (1837—45), und kosten 13 Thlr. 10 Ngr.

83. **Die Lustspiele des Aristophanes.** Uebersetzt und erläutert von **Hier. Müller.** Dritter (letzter) Band. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Der erste und zweite Band (1843—44) haben denselben Preis.

84. **Auerbach (Berthold), Schrift und Volk.** Grundzüge der volksthümlichen Literatur, angeschlossen an eine Charakteristik J. P. Hebel's. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

Nachstehende Schriften des Verfassers sind jetzt von derselben Verlagshandlung zu beziehen:

Spinoza. Ein historischer Roman. Zwei Theile. Gr. 12. 1837. 2 Thlr.

Dichter und Kaufmann. Ein Lebensgemälde. Zwei Bände. 8. 1840. 3 Thlr.

85. **Bericht vom Jahre 1846 an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zu Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig.** Herausgegeben von Dr. **K. A. Espe.** Gr. 8. Geh. 12 Ngr.

Die Berichte von 1835—45 haben den gleichen Preis.

86. **Conversations-Lexikon. — Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.** — Neunte, verbesserte und sehr vermehrte Originalauflage. Vollständig in 15 Bänden oder 120 Heften. Sechsundachtzigstes bis zweiundneunzigstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Diese neunte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr. für das Heft in der Ausgabe auf Maschinenpapier; der Band kostet 1 Thlr. 10 Ngr., auf Schreibpapier 2 Thlr., auf Velinpapier 3 Thlr.

Alle Buchhandlungen liefern das Werk zu diesen Preisen und bewilligen auf 12 Exemplare 1 Freiexemplar.

Auf den Umschlägen der einzelnen Hefte werden Ankündigungen abgedruckt, und der Raum einer Zeile wird mit 10 Ngr. berechnet.

87. **Conversations-Lexikon** 2c. Neue Ausgabe in 240 Lieferungen. Neunundvierzigste bis zweiundsechzigste Lieferung. Gr. 8. Jede Lieferung 2½ Ngr.

88. ——————— **Systematischer Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon. — Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.** — 500 in Stahl gestochene Blätter in Quart mit Darstellungen aus sämmtlichen Naturwissenschaften, aus der Geographie, der Völkerkunde des Alterthums, des Mittelalters und der Gegenwart, dem Kriegs- und Seewesen, der Denkmale der Baukunst aller Zeiten und Völker, der Religion und Mythologie des classischen und nichtclassischen Alterthums, der zeichnenden und bildenden Künste, der allgemeinen Technologie 2c. Nebst einem erläuternden Text. Entworfen und herausgegeben von **J. G. Heck.** Vollständig in 120 Lieferungen. Dreiundsechzigste bis siebzigste Lieferung. Gr. 4. Jede Lieferung 6 Ngr.

89. **Fülleborn (J. K.), Das reine Christenthum und die Weltreligion.** Gr. 8. Geh. 4 Ngr.

Ebenfalls im Laufe d. J. erschien von dem Verfasser daselbst:

Zwei Abhandlungen: 1) Der Einheitstrieb als die organische Quelle der Kräfte der Natur. 2) Das Positive der von dem Kirchenglauben gesonderten christlichen Religion, durch die Einheitslehre anschaulicher gemacht. Nebst einer die Einheitslehre als Wissenschaft begründenden Einleitung. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

90. **Heinsius (W.), Allgemeines Bücher-Lexikon** 2c. Neunter Band, welcher die von 1835 bis Ende 1841 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von **O. A. Schulz.** Neunte Lieferung. Gr. 4. Geh. Druckpapier 25 Ngr., Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

Die ersten sieben Bände des „Allgemeinen Bücher-Lexikon" von Heinsius (1812—29) sind jetzt zusammengenommen im herabgesetzten Preise für 20 Thlr. zu erhalten; auch werden einzelne Bände zu verhältnißmäßig ermäßigten Preisen erlassen. Der achte Band, welcher die von 1828 bis Ende 1834 erschienenen Bücher enthält, kostet auf Druckpapier 10 Thlr. 15 Ngr., auf Schreibpapier 12 Thlr. 20 Ngr.

91. **Krüger (G. F.), Berichte über die erste evangelische Generalsynode Preußens im Jahre 1846.** Mit einem Anhange der wichtigsten Actenstücke. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

92. **Lenz (C. G. H.), Geschichte der evangelischen Kirche seit der Reformation.** Ein Familienbuch zur Belebung des evangelischen Geistes. In zwei Bänden. Sechstes (letztes) Heft. Gr. 8. Jedes Heft 9 Ngr.

Das vollständige Werk kostet 1 Thlr. 24 Ngr.

93. **Loebell (J. W.), Weltgeschichte in Umrissen und Ausführungen.** Erster Band. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

Von dem Verfasser erschien im Jahre 1839 daselbst:

Gregor von Tours und seine Zeit vornehmlich aus seinen Werken geschildert. Ein Beitrag zur Geschichte der Entstehung und ersten Entwickelung romanisch-germanischer Verhältnisse. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 25 Ngr.

94. ***Mensch (F. A. de),* Manuel pratique du Consulat.** Ouvrage consacré spécialement aux Consuls de Prusse et des autres États formant le Zollverein, ou l'association de douanes et de commerce allemande. Suivi d'un tableau des Consulats, qu'ont les États de cette union à l'étranger. In-8. Broch. 1 Thlr. 15 Ngr.

95. **Niedner (C. W.), Geschichte der christlichen Kirche.** Lehrbuch. Gr. 8. 3 Thlr. 24 Ngr.

96. **Der neue Pitaval.** Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von **Jul. Ed. Hitzig** und **W. Häring (W. Alexis).** Zehnter Theil. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Inhalt: Don Antonio Perez und die Prinzessin Eboli. — Der Kerker in Edinburg. — Die Schleifen und die Zebdar. — Bathseba Spooner. — Peytel. — Die schöne Würzkrämerin. — Karl Grandisson. — Die Goldprinzessin.

Der erste Theil kostet 1 Thlr. 24 Ngr., der zweite bis neunte jeder 2 Thlr.

97. **Snell (K.), Einleitung in die Differential- und Integralrechnung.** Erster Theil. (Vom ersten Differentialquotienten.) Mit 3 lithographirten Tafeln. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 26 Ngr.

In demselben Verlage erschien von dem Verfasser:

Lehrbuch der Geometrie. Mit 6 lithographirten Tafeln. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 5 Ngr.

98. **Vollständiges Taschenbuch der Münz-, Maass- und Gewichts-Verhältnisse, der Staatspapiere, des Wechsel- und Bankwesens und der Usanzen aller Länder und Handelsplätze.** Nach den Bedürfnissen der Gegenwart bearbeitet von ***Ch. Noback*** und ***F. Noback.*** Breit 8. Neuntes Heft. Jedes Heft 15 Ngr.

99. **Therese** (Verfasserin der „Briefe aus dem Süden" rc.), **Paris und die Alpenwelt.** Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 26 Ngr.

100. ***Thienemann (F. A. L.),* Die Fortpflanzungsgeschichte der gesammten Vögel nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft,** mit Abbildung der bekannten Eier. Mit 100 colorirten Tafeln. In zehn Heften. Gr. 4. Zweites Heft. 4 Thlr.

Das erste Heft (1845) hat denselben Preis.

101. ***Ulfilas.*** Veteris et Novi Testamenti versionis gothicae fragmenta quae supersunt, ad fidem codd. castigata, latinitate donata, adnotatione critica instructa cum glossario et grammatica linguae gothicae conjunctis curis ediderunt ***H. C. de Gabelentz*** et ***J. Loebe.*** Zweiten Bandes zweite Abtheilung, eine Grammatik der gothischen Sprache enthaltend. Mit einer Tafel. Gr. 4. Geh. Druckpapier 6 Thlr., Velinpapier 7 Thlr.

Der Preis des mit dieser Abtheilung vollständigen Werks ist auf Druckpapier 16 Thlr., auf Schreibpapier 19 Thlr.

102. **Varnhagen von Ense (K. A.), Denkwürdigkeiten und Vermischte Schriften.** Siebenter Band. Gr. 8. und gr. 12. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

In der Octav-Ausgabe schließt sich dieser Band an die erste Auflage (1837—42), in der Duodez-Ausgabe an die zweite Auflage des Werks (1843, 12 Thlr.) an.

Aus dem **A. Weichardt**'schen Verlage in **Leipzig** ist durch Kauf mit Verlagsrecht an mich übergegangen:

Carus (K. Gst.), System der Physiologie, umfassend das Allgemeine der Physiologie, die physiologische Geschichte der Menschheit, die des Menschen und die der einzelnen organischen Systeme im Menschen, für Naturforscher und Aerzte bearbeitet. Drei Theile. Gr. 8. 1838—40. 7 Thlr. 15 Ngr.

I. 2 Thlr. — II. 2 Thlr. 15 Ngr. — III. 3 Thlr.

***Corda (A. K. F.),* Pracht-Flora europäischer Schimmelbildungen.** Mit 25 colorirten Tafeln. Folio. 1839. 15 Thlr.

———, **Flore illustrée des mucédinées d'Europe.** Avec 25 planches coloriés. Gr. in-folio. 1840. 15 Thlr.

Oesterreichische militairische Zeitschrift.

Pränumeration auf den Jahrgang 1847.

Von dem Jahrgang 1846 ist das zehnte Heft erschienen.

Dieses Heft enthält folgende Aufsätze:

I. Die Landung der Oestreicher an der östlichen Küste Oberitaliens im November 1813, und deren Operationen bis Ende Januar 1814. — II. Der Feldzug des Jahres 1793 am Oberrhein, an der Donau und in Tirol. Dritter Abschnitt. — III. Kriegsscenen. I. Aus der Geschichte des k. k. Husarenregiments Erzherzog Ferdinand Nr. 3. 1) Gefecht bei Reinsdorf am 25. Januar 1793. — 2) Ueberfall bei Goldrath am 23. Februar 1793. — 3) Ueberfall auf La Roche am 4. März 1793. — 4) Ueberfall bei Alt-Breisach am 7. März 1800. — 5) Gefecht bei Freiburg am 25. April 1800. — 6) Gefecht bei Krumbach am 12. Juli 1800. — II. Aus der Geschichte des k. k. Linien-Infanterieregiments von Schmeling Nr. 29. 7) Vertheidigung von Walwis am 25. und 26. März 1799. — 8) Vertheidigung von Caldiero am 29. October 1805. — 9) Vertheidigung von Ebelsberg am 3. Mai 1809. — III. Aus der Geschichte des k. k. Linien-Infanterieregiments Don Miguel Nr. 39. 10) In dem Gefechte bei Biburg und Kirchdorf am 20. April 1809. — 11) Gefecht bei Landshut am 21. April. — IV. Neueste Militairveränderungen.

Durch alle Buchhandlungen Deutschlands ist der **Jahrgang 1847** dieser Zeitschrift für 12 Fl. C.-M. zu erhalten.

Eben dort können die frühern Jahrgänge der Zeitschrift von 1811—46 für die in dem Umschlag jedes Heftes derselben angegebenen Preise bestellt werden.

Wien, am 10. December 1846.

Braumüller & Seidel.

Bei **Alexander Duncker,** königl. Hofbuchhändler in **Berlin,** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Herz, H., König René's Tochter. Lyrisches Drama. Aus dem Dänischen unter Mitwirkung des Verfassers von **Fr. Bresemann.** Gr. 8. Geh. ⅓ Thlr.

(Für die Darstellung auf Deutschlands Bühnen ist diese Uebertragung vom Verfasser bestimmt und auch bereits von den vorzüglichsten, namentlich der berliner Hofbühne, zur Aufführung angenommen.)

***Schaumann, A. F. H.,* Geschichte der Grafen von Valkenstein am Harze.** Lex.-8. Mit Titelkupfer und Holzschnitten. Eleg. geh. 1 Thlr. 26 Sgr.

Verlags- und Commissionsartikel
von

Brockhaus & Avenarius.

1846. № 4. October bis December.

Nr. 1 dieses Berichts befindet sich in Nr. X, Nr. 2 in Nr. XIV, Nr. 3 in Nr. XX des Literarischen Anzeigers von 1846.

L'Écho. Journal des gens du monde. Nouvelle série. Deuxième année. 1846. Nr. 79—104. Kleinfolio. Preis des Jahrgangs 5 Thlr. 10 Ngr.

Eine erweiterte Fortsetzung des **Écho de la littérature française**, von dem vier Jahrgänge in gr. 8. erschienen sind, welche eine Auswahl des Besten aus der gesammten französischen Journalistik der letzten Jahre bilden. Um den Abonnenten auf das Écho in seiner neuen Gestalt auch die Anschaffung der ersten Serie zu erleichtern, werden alle vier Jahrgänge für den sehr ermässigten Preis von 6 Thlr. (anstatt 21 Thlr. 10 Ngr.) erlassen.

Illustrirte Zeitung für die Jugend. Herausgegeben unter Mitwirkung der beliebtesten Jugendschriftsteller von **Julius Kell.** Nr. 40—52. Wöchentlich eine Nummer von einem Bogen in schmal gr. 4. Mit vielen Abbildungen. Preis des Jahrgangs 2 Thlr. In farbigen Umschlag cartonnirt 2 Thlr. 8 Ngr., Ein Quartal 15 Ngr.; ein einzelnes Monatsheft 6 Ngr.

Probenummern sind durch alle Buchhandlungen und Postämter zu erhalten.

Inserate werden mit 2 Ngr. die Zeile berechnet, besondere Anzeigen gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

Alexandre (A.), Praktische Sammlung bester und höchst interessanter Schachspiel-Probleme durch mehr als zweitausend Beispiele anschaulich gemacht und aus ältern und neuern Schriftstellern zusammengetragen. 4. Geh. 5 Thlr. 15 Ngr.

Dumas (Alexandre), Mémoires d'un médecin. T. V. In-8. Geh. 15 Ngr.

Von demselben Verfasser erschien bei uns:
La Dame de Monsoreau. 6 vols. In-8. Geh. 3 Thlr.

Féval (Paul), Le fils du diable. En 8 vols. T. V—VIII. In-8. Geh. Jeder Band 15 Ngr.

Die Frauen der Bibel. In Bildern mit erläuterndem Texte. Erste Abtheilung. Frauen des Alten Testaments. In 20 Lieferungen. 8.—13. Lief. 4. Preis der Lieferung 8 Ngr.

Guizot (Mad.), Aglaé et Léontine ou les Tracasseries suivi de Hélène, ou le but manqué et Julie, ou la morale de Mme. Croque-Mitaine. Ouvrage dédié à la jeunesse. In-16. 6 Ngr.

——————, Aglae und Leontine, oder die Händel; Helene, oder der verfehlte Zweck; Julie, oder die Moral von Frau Croque-Mitaine. Drei Erzählungen für Kinder. 16. Geh. 6 Ngr.

Jahresbericht der Deutschen morgenländischen Gesellschaft für das Jahr 1845. 8. Geh. 20 Ngr.

Neue Shakspeare-Galerie. Die Frauen und Mädchen in Shakspeare's dramatischen Werken. In Bildern englischer Künstler, mit Erläuterungen. In 45 Lieferungen. 5.—10. Lief. 4. Preis der Lieferung 8 Ngr.

Thiers, Histoire de la révolution française. T. IV, V. In-8. Geh. Preis des Bandes 1 Thlr.

Der 6. und letzte Band wird in einem Monat erscheinen.

Eine Tigergeschichte für lustige Leser. Dem Englischen nacherzählt von **H. Bode.** Mit sieben Holzschnitten. 8. Geh. 6 Ngr.

Töpffer, Die Bibliothek meines Oheims. Eine Genfer Novelle. Vollständige Deutsche Ausgabe, mit 137 Bildern von der Hand des Verfassers. Kl. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Töpffer's Name ist durch die von Zschokke in die deutsche Literatur eingeführten „Genfer Novellen" den Freunden einer gemüthlichen Lectüre bei uns hinlänglich bekannt; diese schön ausgestattete und vollständige Ausgabe der „Bibliothek meines Oheims" darf sich der günstigsten Aufnahme versichert halten.

Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft herausgegeben von den Geschäftsführern. Heft I. 8. Preis des Jahrgangs von 4 Heften. 2 Thlr. 20 Ngr.

Chasles (Ph.), Études sur l'antiquité précédées d'un Essai sur les phases de l'histoire littéraire et sur les influences intellectuelles des races. In-12. Paris. Geh. 1 Thlr. 5 Ngr.

Choricii Gazaei orationes declamationes fragmenta. Insunt ineditae orationes duae. Curante **Jo. Fr. Boissonade.** 8. maj. Parisiis. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Weill (Alex.), La guerre des paysans. In-12. Paris. Geh. 1 Thlr. 5 Ngr.

Im Verlage der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands, Oestreichs und der Schweiz zu beziehen:

Chemie der organischen Verbindungen.

Von Dr. **Karl Löwig,** Professor der Chemie an der Universität zu Zürich. In zwei Bänden. Gr. 8. Zweite, gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. Erschienen sind: Erster Band. Preis 4 Thlr. Zweiten Bandes 1ste und 2te Lieferung. Preis 3 Thlr. 20 Ngr. (3 Thlr. 16 gGr.). Der Schluß des Werkes, des zweiten Bandes 3te Lieferung, erscheint im Januar 1847.

Kein Zweig irgend einer Naturwissenschaft ist in neuester Zeit mit einer so großen Masse von Thatsachen bereichert worden als die organische Chemie, und ihre Entdeckungen greifen tief ein in das Gebiet der Medicin, Agricultur und Technik. Ein Werk, welches das vorhandene Material, nach einem bestimmten Princip geordnet, zu einem Ganzen vereinigt, darstellt, dadurch eine vollständigere Uebersicht über den gegenwärtigen Zustand der Wissenschaft gewährt, als er bisher noch geboten worden, und zugleich den Einfluß berücksichtigt, den die organische Chemie auf die andern Naturwissenschaften ausübt, übergeben wir hiermit in der zweiten Auflage von Löwig's Chemie der organischen Verbindungen nicht allein dem chemischen Publicum, sondern empfehlen es noch besonders den Pharmaceuten, Aerzten, Physiologen, Technikern und Landwirthen. Der erste Band enthält außer dem allgemeinen Theile das ganze Material für die physiologische Chemie, der zweite die organischen Radicale und deren Verbindungen. Die nähere Eintheilung des Werkes ist aus dem ausführlichen Prospectus des Herrn Verfassers ersichtlich, welcher in allen Buchhandlungen vorliegt.

Braunschweig, im December 1846.

Friedrich Vieweg & Sohn.

Soeben erschien in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Rede zur Gedächtnißfeier
König Friedrichs II.

gehalten am 28. Januar 1847 in der königl. preußischen Akademie der Wissenschaften
von

Friedrich von Raumer.

Gr. 12. Geh. 4 Ngr.

Leipzig, den 28. Januar 1847.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1847. № IV.

Der Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Isis“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bericht
über die im Laufe des Jahres 1846
bei
F. A. Brockhaus in Leipzig
erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

1. **Adolphine, Neue Märchen und Erzählungen für jugendliche Leserinnen.** Gr. 16. Geh. 24 Ngr.
   Von derselben Verfasserin erschienen im Jahre 1844 ebendaselbst:
   Märchen und Erzählungen für jugendliche Leserinnen. Gr. 16. Geh. 24 Ngr.

2. **Alberti (J. G.), Der Stand der Aerzte in Preußen.** Ein historisch-kritischer Versuch, mit Beziehung auf die bevorstehende Reform des preußischen Medicinalwesens. Gr. 8. Geh. 24 Ngr.

3. **Analekten für Frauenkrankheiten,** oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Herausgegeben von einem Verein praktischer Aerzte. Erster bis sechster Band (24 Hefte). Gr. 8. 1837—46. Jedes Heft 20 Ngr.

4. **Die Lustspiele des Aristophanes.** Uebersetzt und erläutert von **H. Müller.** Drei Bände. Gr. 8. 1844—46. Geh. Jeder Band 1 Thlr. 24 Ngr.
   Inhalt: I. Einleitung über die Entstehung, Entwickelung und Eigenthümlichkeit des griechischen Dramas. Plutos. Die Wolken. Die Frösche. — II. Die Ritter. Der Frieden. Die Vögel. Lysistrate. — III. Die Acharner. Die Wespen. Die Thesmophorienfeier. Die Frauenvolksversammlung.

5. **Arnd (E.), Geschichte des Ursprungs und der Entwickelung des französischen Volkes,** oder Darstellung der vornehmsten Ideen und Facten, von denen die französische Nationalität vorbereitet worden und unter deren Einflusse sie sich ausgebildet hat. Drei Bände. Gr. 8. 1844—46. 11 Thlr.
   I. 3 Thlr. 15 Ngr. II. 3 Thlr. 15 Ngr. III. 4 Thlr.

6. **Auerbach (B.), Schrift und Volk.** Grundzüge der volksthümlichen Literatur, angeschlossen an eine Charakteristik J. P. Hebel's. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.
   Nachstehende Schriften des Verfassers sind jetzt von derselben Verlagshandlung zu beziehen:
   Spinoza. Ein historischer Roman. Zwei Theile. Gr. 12. 1837. 2 Thlr.
   Dichter und Kaufmann. Ein Lebensgemälde. Zwei Bände. 8. 1840. 3 Thlr.

7. **Bericht vom Jahre 1846 an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zu Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer.** Herausgegeben von Dr. **K. A. Espe.** Gr. 8. Geh. 12 Ngr.
   Die Berichte von 1835—45 haben denselben Preis.

8. **Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes.** Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Erster bis sechsundfunfzigster Band. Gr. 12. 1841—46. Geh.
   Die erschienenen Bände dieser Sammlung sind unter besondern Titeln einzeln zu erhalten:
   I. II. **Bremer,** Die Nachbarn. Vierte Auflage. 20 Ngr. — III. **Gomes,** Ignez de Castro, übersetzt von Wittich. 20 Ngr. — IV. **Dante,** Das neue Leben, übersetzt von Förster. 20 Ngr. — V. **Bremer,** Die Töchter des Präsidenten. Vierte Auflage. 10 Ngr. — VI. VII. **Bremer,** Nina. Zweite Auflage. 20 Ngr. — VIII. IX. **Bremer,** Das Haus. Vierte Auflage. 20 Ngr. — X. **Bremer,** Die Familie H. Zweite Auflage. 10 Ngr. — XI. **Prevost d'Exiles,** Geschichte der Manon Lescaut, übersetzt von Bülow. 20 Ngr. — XII. XIII. **Dante,** Lyrische Gedichte, übersetzt und erklärt von Kannegießer und Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 12 Ngr. — XIV. **Tassoni,** Der geraubte Eimer, übersetzt von Kritz. 1 Thlr. 9 Ngr. — XV. **Bremer,** Kleinere Erzählungen. 10 Ngr. — XVI. **Bremer,** Streit und Friede. Dritte Auflage. 10 Ngr. — XVII. **Voltaire,** Die Henriade, übersetzt von Schröder. 1 Thlr. — XVIII. **Gustav III.,** Schauspiele, übersetzt von Eichel. 1 Thlr. 6 Ngr. — XIX. **Sjöberg** (Vitalis), Gedichte, übersetzt von Kannegießer. 20 Ngr. — XX—XXII. **Boccaccio,** Das Dekameron, übersetzt von Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXIII—XXV. **Dante,** Die göttliche Komödie, übersetzt von Kannegießer. Vierte Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXVI. Celestina. Eine dramatische Novelle. Aus dem Spanischen übersetzt von Bülow. 1 Thlr. 6 Ngr. — XXVII. XXVIII. **Somadeva Bhatta's** Märchensammlung, übersetzt von Brockhaus. 1 Thlr. 18 Ngr. — XXIX. XXX. **Bremer,** Ein Tagebuch. 20 Ngr. — XXXI. XXXII. **Tasso's** lyrische Gedichte, übersetzt von Förster. Zweite Auflage. 1 Thlr. 15 Ngr. — XXXIII. **Hitopadesa,** übersetzt von Müller. 20 Ngr. — XXXIV. XXXV. Indische Gedichte. In deutschen Nachbildungen von Hoefer. 2 Thlr. — XXXVI—XXXVIII. Schauspiele von **Calderon de la Barca,** übersetzt von Martin. 3 Thlr. — XXXIX. XL. **Dante's** prosaische Schriften. Mit Ausnahme der Vita nuova. übersetzt von Kannegießer. 2 Thlr. — XLI. XLII. **Bremer,** In Dalekarlien. 20 Ngr. — XLIII—LIII. **Sue,** Der ewige Jude. 3 Thlr. 10 Ngr. — LIV. LV. **Machiavelli's** Florentinische Geschichten, übersetzt von Reumont. 3 Thlr. — LVI. **Sadi's** Rosengarten, übersetzt von Graf. 1 Thlr. 6 Ngr.

9. **Blätter für literarische Unterhaltung.** (Herausgeber: **H. Brockhaus.**) Jahrgang 1846. Täglich eine Nummer. Gr. 4. 12 Thlr.
   Wird Freitags ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.
   Zu den unter Nr. 9 und 32 genannten Zeitschriften erscheint ein
   Literarischer Anzeiger,
   für literarische Ankündigungen aller Art bestimmt. Für die gespaltene Zeile oder deren Raum werden 2½ Ngr. berechnet.
   Gegen Vergütung von 3 Thlrn. werden besondere Anzeigen u. dgl. den Blättern für literarische Unterhaltung, und gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. der Isis beigelegt oder beigeheftet.

10. **Blochmann (K. J.), Heinrich Pestalozzi.** Züge aus dem Bilde seines Lebens und Wirkens nach Selbstzeugnissen, Anschauungen und Mittheilungen. Mit Pestalozzi's Bildniß und vier lithographirten Tafeln. Gr. 8. Geh. 16 Ngr.

11. **Bremer (Frederike), Die Familie H.** Aus dem Schwedischen. Zweite verbesserte Auflage. Gr. 8. Geh. 10 Ngr.

Die vollständige Ausgabe der Schriften von Frederike Bremer besteht aus 14 Theilen und kostet 4 Thlr. 20 Ngr., jeder Theil 10 Ngr. Einzeln sind zu erhalten:
I. II. **Die Nachbarn.** III. **Die Töchter des Präsidenten.** IV. V. **Nina.** VI. VII. **Das Haus.** VIII. **Die Familie H.** IX. **Kleinere Erzählungen.** X. **Streit und Friede.** XI. XII. **Ein Tagebuch.** XIII. XIV. **In Dalekarlien.**

12. **Briefe eines deutschen Künstlers aus Italien. Aus den nachgelassenen Papieren von Erwin Speckter aus** Hamburg. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Von dem Bruder Erwin Speckter's, **Otto Speckter**, erschien in demselben Verlage:
Zwölf Radirungen zum gestiefelten Kater. 4. 1844. In Carton. 2 Thlr.

13. **Briefe Joseph's des Zweiten.** Dritte Auflage. Zeitgemäß eingeleitet und erklärt von **F. Schuselka.** Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

14. **Baltische Briefe.** Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

15. **Conversations-Lexikon — Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.** Neunte, verbesserte und sehr vermehrte Originalauflage. Vollständig in 15 Bänden oder 120 Heften. Erster bis elfter Band, oder erstes bis achtundachtzigstes Heft. Gr. 8. 1843—46.

Diese neunte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr. für das Heft in der Ausgabe auf Maschinenpapier; der Band kostet 1 Thlr. 10 Ngr., auf Schreibpapier 2 Thlr., auf Velinpapier 3 Thlr.
Alle Buchhandlungen liefern das Werk zu diesen Preisen und bewilligen auf 12 Exemplare 1 Freiexemplar.
Auf den Umschlägen der einzelnen Hefte werden Ankündigungen abgedruckt, und der Raum einer Zeile wird mit 10 Ngr. berechnet.

16. **Conversations-Lexikon** rc. Neue Ausgabe in 240 Wochenlieferungen. Erster bis vierter Band, oder erste bis vierundsechszigste Lieferung. Gr. 8. Jede Lieferung $2\frac{1}{2}$ Ngr.

17. ——————— **Systematischer Bilderatlas zum Conversations-Lexikon. — Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.** — 500 in Stahl gestochene Blätter in Quart mit Darstellungen aus sämmtlichen Naturwissenschaften, aus der Geographie, der Völkerkunde des Alterthums, des Mittelalters und der Gegenwart, dem Kriegs- und Seewesen, der Denkmale der Baukunst aller Zeiten und Völker, der Religion und Mythologie des classischen und nichtclassischen Alterthums, der zeichnenden und bildenden Künste, der allgemeinen Technologie rc. Nebst einem erläuternden Text. Entworfen und herausgegeben von **J. G. Heck.** Vollständig in 120 Lieferungen. Erste bis siebzigste Lieferung. 1844—46. Gr. 4. Jede Lieferung 6 Ngr.

(Die Fortsetzung folgt.)

In Unterzeichnetem sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Märchen

des

Clemens Brentano.

Zum Besten der Armen

nach dem letzten Willen des Verfassers herausgegeben

von

Guido Görres.

2 Thle. Gr. 8. Brosch. Preis 5 Thlr. 12 Ngr., oder 9 Fl.

Geh betteln, armes Lied!
Geh um von Thür zu Thür,
Sprich: diesem Haus sei Fried!
Daß Gott die Herzen rühr.

Mit diesen eigenen Worten **Clemens Brentano's** veröffentlichen wir diese Märchen, zu deren Erben er die Armen einsetzte; ihnen sollten die goldenen Früchte von den duftenden Bäumen des überreichen Frühlings seiner dichterischen Phantasie, zur Stillung ihres Hungers, zur Bedeckung ihrer Blöße, zur Heilung ihrer Wunden, zur Unterweisung der Unwissenden, zur Besserung der Verirrten und zum Heile ihrer Seele zugute kommen. Sein Wunsch geht nun in Erfüllung, und zwar in der Weise, daß die Summe des ganzen Honorars ungeschmälert milden Zwecken zugewendet wird. Möge Brentano's Poesie, wie er es selbst wollte, als eine barmherzige Schwester, nicht um den Beifall der Welt, sondern zur Erleichterung der Noth und um Gotteslohn in die Welt eintreten und Denen, welche sie gastlich aufnehmen, zum Danke die Stunden mit ihren reizenden Liedern und Bildern erheitern.

Stuttgart und **Tübingen**, im Januar 1847.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Sibylle

von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Zwei Theile. Geh. $4\frac{1}{4}$ Thlr.

Nächst der **Faustine** dürfte unstreitig die **Sibylle** das bedeutsamste Werk der Verfasserin sein. In dieser Weise haben selbst berühmte deutsche Gelehrte ihr Urtheil über diesen Roman abgegeben.

Alexander Duncker,
königl. Hofbuchhändler in **Berlin.**

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die Preußische Verfassung vom 3. Febr. 1847,

als:

Das Patent, die ständischen Einrichtungen betreffend.
Die Verordnung über die Bildung des Vereinigten Landtags.
Die Verordnung über die periodische Zusammenberufung des Vereinigten ständischen Ausschusses und dessen Befugnisse.
Die Verordnung über die Bildung einer ständischen Deputation für das Staats-Schuldenwesen.
(Sämmtlich vom 3. Febr. 1847 datirt.)

Nebst einem Anhang, die in diesen Patenten und Verordnungen allegirten Gesetze enthaltend,

als:

Verordnung über das Staats-Schuldenwesen vom 17. Jan. 1820.
Gesetz wegen Anordnung der Provinzialstände vom 5. Juni 1823.
Verordnung, die ständischen Ausschüsse der Provinzial-Landtage betreffend, vom 21. Juni 1842; und
Reglement über das Verfahren bei den ständischen Wahlen, vom 22. Juni 1842.

Aus der Deutschen Allgemeinen Zeitung besonders abgedruckt.

Preis 4 Ngr.

Leipzig, im Februar 1846.

F. A. Brockhaus.

Verlags-Bericht des Jahres 1846
der k. k. Hof-Buchhandlung
BRAUMÜLLER & SEIDEL IN WIEN,
am Graben, im Sparkasse-Gebäude.

Bereits fertig und versandt:

...ingel, J. M. (Professor der Kirchengeschichte in Leitmeritz), **Das Leben der Kirche**, a. u. d. T.: Die **Geschichte der Kirche** erzählt. 1ster Band. 23 Bogen. Gr. 8. Brosch. 1 Thlr. 5 Sgr.

...öffler, A., Schulkatechesen nach dem Leitfaden des in den k. k. östreichischen Staaten vorgeschriebenen Katechismus. 25 Bogen. 3ter Band. 1 Thlr. (1ster bis 2ter Band erschienen im Jahre 1845 und kosten 2 Thlr.; mit dem 3ten ist das Werk geschlossen.)

...eibnitz' Monadologie. Deutsch mit einer Abhandlung über Leibnitz' und Herbart's Theorien des wirklichen Geschehens, von Dr. **Robert Zimmermann.** 13 Bogen. Gr. 8. 20 Sgr.

...ckrigl, Jakob, Wissenschaftliche Rechtfertigung der geistlichen **Trinitätslehre** gegen die Einwendungen ihrer neuesten Gegner mit besonderer Rücksicht auf die Glaubenslehre des Dr. **D. Fr. Strauß** dargestellt. 30 Bogen. Gr. 8. 2 Thlr.

...rthenheim, Graf G. L. E., Oestreichs Gewerbe und Handel, in politisch-administrativer Beziehung. 2 Thle. 38 Bogen. Gr. 8. Brosch. 5 Thlr. 10 Sgr.

...lumentritt, Stephan, Das östreichische **Strafgesetz** über schwere Polizeiübertretungen vom 3. Sept. 1803, sammt den hierzu bis Mai 1844 nachträglich erschienenen Gesetzen und Verordnungen. 2 Thle. 40 Bogen. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Sgr.

...linger, Dr. Joseph, Handbuch des östreichischen allgemeinen **Civilrechtes.** Enthaltend den Text des allg. bürgerl. Gesetzbuches vom Jahre 1811, mit kurzen Erläuterungen desselben unter Anführung der gesammten Literatur und sämmtlicher einschlägigen Justiz-, politischen und cameralistischen Gesetze nach ihrem wesentlichen Inhalte. 2te Auflage. 46 Bogen. Gr. 8. Brosch. 3 Thlr. 10 Sgr.

...iger's gerichtliches **Verfahren in Streitsachen** nach der östreich. allg. Gerichts- und Concursordnung vom 1. Mai 1781, von Dr. **Wessely.** 5te Auflage. 2 Bde. 43 Bogen. Gr. 8. Brosch. 2 Thlr. 20 Sgr.

— adeliges Richteramt, oder das gerichtliche **Verfahren** in **Streitsachen** in den deutschen Provinzen der östreichischen Monarchie, von Dr. **F. E. Kalessa.** 7te Auflage. 2 Thle. 64 Bogen. Brosch. 3 Thlr. 10 Sgr.

...r Jurist,' eine Zeitschrift vorzüglich für die **Praxis** des **gesammten östreichischen Rechtes** herausgegeben von Dr. **Wildner v. Maithstein.** 1846, oder 15ter und 16ter Band, der Neue Folge 3ter und 4ter Band. Der Jahrgang besteht aus 6 Heften. 70 Bogen. 4 Thlr. (Die ersten 12 Bände sind zu dem herabgesetzten Preis von 13 Thlr. 10 Sgr. zu haben.)

...opatscheck, Sammlung der sämmtlichen **Gesetze** in politischen, **Cameral- und Justizsachen,** welche unter der Regierung Sr. Maj. Kaiser Ferdinand I. in den sämmtlichen k. k. Staaten erlassen worden sind. In chronolog. Ordnung herausgegeben von **Pichl. Enthaltend die Gesetze** von 1844. Der ganzen Sammlung 70ster Band. 21 Bogen. 8. 1 Thlr. 10 Sgr.

...bler, Dr. Jos. (k. k. Regierungsrath und Professor), Die **Grundlehren der Volkswirthschaft.** 2 Thle. 47 Bogen. Gr. 8. 4 Thlr.

...ppel, J. F. (k. k. Appellationsrath), Erläuterung der **allgemeinen Gerichtsordnung** vom 1. Mai 1781, nebst einem Anhange, die Erörterung der Abweichungen der westgalizischen Gerichtsordnung enthaltend. 4ter Band. 40 Bogen. Brosch. 2 Thlr. 15 Sgr.

Schwarz von Schwarzwald, Ignaz (k. k. Cameralrath), Handbuch der **Papierstempel- und Taxvorschriften** vom 27. Januar 1840, mit Berücksichtigung der nachträglichen Verordnungen bis März 1845. 43 Bogen. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Sgr.

Weizelbaum, Andreas (k. k. Landrath), Das **summarische Verfahren** für geringfügige Rechtssachen zusammengestellt für das nichtjuristische Publicum. 9 Bogen. Gr. 8. Brosch. 20 Sgr.

v. Winiwarter, Dr. Joseph (k. k. Regierungsrath), Das östreichische **bürgerliche Recht** systematisch dargestellt und erläutert. 5ter Theil. 2te Auflage. 25 Bogen. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Sgr. (Alle 5 Bände 10 Thlr. 20 Sgr.)

---

v. Gaal, Dr. Gustav, Physikalische Diagnostik und deren Anwendung in der Medicin, Chirurgie, Oculistik, Otiatrik und Geburtshülfe rc. rc., mit einem Anhang: Die mikroskopisch-chemisch-pathologische Untersuchung von Dr. **J. F. Heller.** Mit 2 lithographirten Tafeln und Holzschnitten. 43 Bogen. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Sgr.

Medicinische Jahrbücher des k. k. östreichischen Staates. Unter Mitwirkung der Herren Directoren und Professoren des medicinisch-chirurgischen und thierärztlichen Studiums herausgegeben von Dr. **J. N. Ritter von Raimann,** redigirt von Professor Dr. **A. Edl. von Rosas** mit der damit verbundenen östreichischen medicinischen Wochenschrift. 52 Nummern und 12 Monatshefte. 200 Bogen. Hoch 4. Der Jahrgang 10 Thlr.

Rokitansky, Dr. Karl (k. k. Professor), Handbuch der **pathologischen Anatomie.** 1ster Band, a. u. d. T.: Handbuch der **allgemeinen pathologischen Anatomie.** 37 Bogen. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Sgr. (Der 2te und 3te Band fehlen und werden neu gedruckt.)

Schmid, Dr. Georg, Homöopathische Arzneibereitung und Gabengröße. 20 Bogen. Gr. 8. Brosch. 1 Thlr. 18 Sgr.

Zeitschrift, Oestreichische **homöopathische,** herausgegeben von den DD. **Fleischmann, Hampe, Watzke, Wurmb.** Redacteur: Dr. **Watzke.** 2ter Band. 1stes, 2tes, 3tes Heft. 40 Bogen. 3 Thlr. (Erscheint jedes Jahr ein Band von 3 Heften.)

Weskiba, Joseph (k. k. Professor am polyt. Institute), Lehrbuch der **Algebra.** 2te Auflage. 26 Bogen. Gr. 8. 2 Thlr.

— — Lehrbuch der **Geometrie,** mit 6 lithographirten Tafeln. 2te Auflage. 20 Bogen. Gr. 8. Brosch. 2 Thlr.

Haidinger, Wilhelm (k. k. Bergrath), **Krystallographisch-mineralogische Figurentafeln** zu dem Handbuche der bestimmenden Mineralogie. 14 Bogen, worauf 574 Figuren in Holzschnitt. Cartonnirt. 20 Sgr.

Eckel, Dr. G. F. (Director des k. k. Thierarznei-Institutes), **Veterinair-, Receptir- und Dispensirkunst,** oder Anleitung für Thierärzte zur Verschreibung und Bereitung der Arzneien. Durch Beispiele erläutert und mit Formeln der an der Klinik des k. k. Thierarznei-Instituts zu Wien gebräuchlichen Arzneien in einem Anhange versehen. 2te Auflage. 24 Bogen. Gr. 12. Brosch. 1 Thlr. 10 Sgr.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1847. № V.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung" und „Isis" beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1846 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. IV.)

18. **Dictionnaire ou Manuel-lexique du Diplomate et du Consul.** Par le baron ***F. de Cussy.*** In-12. Broch. 3 Thlr.

19. **Landwirthschaftliche Dorfzeitung.** Herausgegeben unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land-, Haus- und Forstwirthe von **W. Löbe.** Mit einem Beiblatte: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.** Jahrgang 1846. 52 Nummern. 4. Preis des Jahrgangs 20 Ngr.

   Wird wöchentlich Freitags in 1 Bogen ausgegeben. **Insertionsgebühren** für den Raum einer gespaltenen Zeile 2 Ngr. **Besondere Anzeigen** u. dgl. werden gegen eine Vergütung von ¾ Thlr. für das Tausend beigelegt.

20. **Encyklopädie der medicinischen Wissenschaften,** methodisch bearbeitet von einem Verein von Aerzten, unter Redaction des Dr. ***A. Moser.*** Erste bis dritte Abtheilung. Gr. 12. 1844—46. Geh. 9 Thlr. 12 Ngr.

   Einzeln unter besondern Titeln:

   I. **Handbuch der topographischen Anatomie,** mit besonderer Berücksichtigung der chirurgischen Anatomie zum Gebrauch für Ärzte und Studirende. Von ***L. Hochmann.*** 1844. 3 Thlr.

   II. **Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie,** bearbeitet von ***L. Posner.*** Erster und zweiter Band. 1845—46. 4 Thlr. 12 Ngr.

   Der erste Band enthält die acuten Krankheiten (2 Thlr.); der zweite Band den ersten Theil der chronischen Krankheiten (2 Thlr. 15 Ngr.)

   III. **Die medicinische Diagnostik und Semiotik,** oder die Lehre von der Erforschung und der Bedeutung der Krankheitserscheinungen bei den innern Krankheiten des Menschen, bearbeitet von ***A. Moser.*** 1845. 2 Thlr.

21. **Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste** in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben von **J. S. Ersch** und **J. G. Gruber.** Mit Kupfern und Karten. Gr. 4. 1818—46. Cart.

   Jeder Theil im Pränumerationspreise auf gutem Druckpapier 3 Thlr. 25 Ngr., auf feinem Velinpapier 5 Thlr., auf extrafeinem Velinpapier im größten Quartformat mit breitern Stegen (Prachtexemplare) 15 Thlr.

   Im Jahr 1816 ist hiervon Folgendes erschienen:
   Erste Section (A—G). Herausgegeben von J. G. Gruber. 43ster und 44ster Theil. (Ferdinand I. — Fichtentinctur.)
   Zweite Section (H—N). Herausgegeben von A. G. Hoffmann. 25ster Theil. (Isnagar — Italien.)
   Dritte Section (O—Z). Herausgegeben von M. H. E. Meyer. er und 22ster Theil. (Pflanzoisen — Philipp.)

   Den frühern Abonnenten, denen eine Reihe von Theilen fehlt, und Denjenigen, die als Abonnenten auf das ganze Werk neu eintreten wollen, werden die billigsten Bedingungen gestellt.

22. **Fülleborn (F. L.), Zwei Abhandlungen:** 1) Der Einheitstrieb als die organische Quelle der Kräfte der Natur. 2) Das Positive der von dem Kirchenglauben gesonderten christlichen Religion, durch die Einheitslehre anschaulicher gemacht. Nebst einer die Einheitslehre als Wissenschaft begründenden Einleitung. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

23. ——————, **Das reine Christenthum und die Weltreligion.** Gr. 8. Geh. 4 Ngr.

24. **Gagern (H. C. E., Freiherr von), Zweite Ansprache an die deutsche Nation über die kirchlichen Wirren, ihre Ermäßigung und möglichen Ausgang.** Gr. 8. Geh. 15 Ngr.

   Des Verfassers (erste) „**Ansprache an die deutsche Nation**", an welche sich diese „**Zweite Ansprache**" anschließt, erschien 1838 in Frankfurt a. M.

   Von dem Verfasser erschien bereits früher in derselben Verlagshandlung:
   Kritik des Völkerrechts. Mit praktischer Anwendung auf unsere Zeit. Gr. 8. 1840. Geh. 1 Thlr. 25 Ngr.
   Der zweite Pariser Frieden. Zwei Theile. — A. u. d. T.: **Mein Antheil an der Politik.** V. (Zwei Abtheilungen.) Gr. 8. 1845. Geh. 3 Thlr. 18 Ngr.

25. **Habel (E.), Der Karthäuser.** Gr. 12. Geh. 16 Ngr.

26. **Handbuch der Pathologie und Therapie der Geisteskrankheiten.** Für praktische Ärzte und Studirende bearbeitet von mehren Ärzten und herausgegeben von ***A. Schnitzer.*** Zwei Theile. Gr. 8. 4 Thlr.

   Im Jahre 1843 erschien ebendaselbst:
   Handbuch der Kinderkrankheiten. Nach Mittheilungen bewährter Aerzte herausgegeben von ***A. Schnitzer*** und ***B. Wolff.*** Zwei Bände. Gr. 8. Geh. 6 Thlr.

27. ***Hartenstein (Gst.),*** De materiae apud Leibnitium notione et ad monadas relatione commentatio. Gr. 4. Geh. 12 Ngr.

   Von **G. Hartenstein** erschien ferner in demselben Verlage:
   Die Grundbegriffe der ethischen Wissenschaften. Gr. 8. 1844. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.
   Die Probleme und Grundlehren der allgemeinen Metaphysik. Gr. 8. 1836. Geh. 2 Thlr.

28. **Heinsius (W.), Allgemeines Bücher-Lexikon,** oder alphabetisches Verzeichniß aller von 1700 bis zu Ende 1841 erschienenen Bücher, welche in Deutschland

und den durch Sprache und Literatur damit verwandten Ländern erschienen sind. Neunter Band, welcher die von 1835 bis Ende 1841 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von **O. A. Schulz.** In Lieferungen zu 10 Bogen. Erste bis neunte Lieferung. Gr. 4. 1843—46. Jede Lieferung auf Druckpapier 25 Ngr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 5 Ngr.

Der erste bis siebente Band von Heinsius' Bücher-Lexikon kosten zusammen im herabgesetzten Preise 20 Thlr.; auch sind einzelne Bände zu verhältnißmäßig billigern Preisen zu haben. Der achte Band, herausgegeben von O. A. Schulz, welcher die von 1828 bis Ende 1834 erschienenen Bücher enthält, kostet auf Druckpapier 10 Thlr. 15 Ngr., auf Schreibpapier 12 Thlr. 20 Ngr.

29. **Holzhausen (F. A.), Der Protestantismus in seiner geschichtlichen Entstehung, Begründung und Fortbildung.** In drei Bänden. Erster Band. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

30. **Jäger (J. N.), Seelenheilkunde, gestützt auf psychologische Grundsätze.** Ein Handbuch für Psychologen, Ärzte, Seelsorger und Richter. Zweite verbesserte Auflage. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

31. **Jörg (J. C. G.), Beleuchtung der für das Königreich Sachsen beantragten Reform der Medicinalverfassung.** Vorausgestellt ist eine Kritik der Broschüre des Bataillonsarztes Dr. Neubert in Dresden: „Darstellung der ärztlichen Bildung der Militairärzte der königlich sächsischen Armee" betitelt. Gr. 8. Geh. 8 Ngr.

Im Jahre 1845 erschien bereits von dem Verfasser daselbst:
Welche Reform der Medicinalverfassung Sachsens fodern die Humanität und der jetzige Standpunkt der Arzneiwissenschaft? Gr. 8. Geh. 4 Ngr.

32. **Isis.** Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie. Herausgegeben von **Oken.** Jahrgang 1846. 12 Hefte. Mit Kupfern. (Zürich.) Gr. 4. 8 Thlr.

Vergl. Nr. 9.

33. **Jürgens (K.), Luther's Leben.** Erste Abtheilung: Luther von seiner Geburt bis zum Ablaßstreite. 1483—1517. Erster und zweiter Band. Gr. 8. Geh. Jeder Band 2 Thlr. 15 Ngr.

34. **Kohl (J. G.), Reisen in Dänemark und den Herzogthümern Schleswig und Holstein.** Zwei Bände. 8. Geh. 6 Thlr.

35. ***Kratzmann (E.),* Die neuere Medicin in Frankreich.** Nach Theorie und Praxis. Mit vergleichenden Blicken auf Deutschland. Erste Abtheilung. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

36. **Krüger (G.), Berichte über die erste evangelische Generalsynode Preußens im Jahre 1846.** Mit einem Anhange der wichtigsten Actenstücke. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

37. **Lanz (K.), Correspondenz des Kaisers Karl V.** Aus dem königlichen Archiv und der Bibliothèque de Bourgogne zu Brüssel mitgetheilt. Drei Bände. Gr. 8. 1844—46. 12 Thlr.

38. **Lenz (C. G. H.), Geschichte der evangelischen Kirche seit der Reformation.** Ein Familienbuch zur Belebung des evangelischen Geistes. Zwei Bände (6 Hefte). Gr. 8. 1845—46. 1 Thlr. 24 Ngr.

39. **Lewald's (A.) gesammelte Schriften.** In einer Auswahl. Zwölf Bände (4 Lieferungen). Gr. 12. Geh. 1844—46. 12 Thlr.

40. **Neue Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung.** Im Auftrage der Universität zu Jena redigirt von Geh. Hofrath Prof. Dr. ***F. Hand,*** als Geschäftsführer; Kirchenrath Prof. Dr. ***J. K. E. Schwarz,*** Hof- und Justizrath Prof. Dr. ***A. L. J. Michelsen,*** Geh. Hofrath Prof. Dr. ***D. G. Kieser,*** Prof. Dr. ***K. Snell,*** als Specialredactoren. Jahrgang 1846. 312 Nummern. Gr. 4. 12 Thlr.

Wird wöchentlich ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.
Ankündigungen werden mit 1½ Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile und besondere Beilagen u. dgl. mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

41. **Leo (H.), Weltgeschichte in Umrissen und Ausführungen.** Erster Band. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

Von dem Verfasser erschien im Jahre 1845 daselbst:
Gregor von Tours und seine Zeit vornehmlich aus seinen Werken geschildert. Ein Beitrag zur Geschichte der Entstehung und ersten Entwickelung romanisch-germanischer Verhältnisse. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 25 Ngr.

42. **Machiavelli's (Niccolo di Bernardo dei) Florentinische Geschichten.** Aus dem Italienischen übersetzt von **A. Reumont.** Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

43. **Meißner (H. A.), Die Fabrikgerichte in Frankreich.** Gr. 8. Geh. 20 Ngr.

44. ——————, **Specialgerichte für unsere Fabrikgewerbe.** Gr. 8. Geh. 28 Ngr.

45. ***Mensch (F. A. de),* Manuel pratique du Consulat.** Ouvrage consacré spécialement aux Consuls de Prusse et des autres États formant le Zollverein, ou l'association de douanes et de commerce allemande. Suivi d'un tableau des Consulats, qu'ont les États de cette union à l'étranger. In-8. Broch. 1 Thlr. 15 Ngr.

46. **Mohr (O. G.), Gedichte.** Gr. 16. Geh. 24 Ngr.

47. **Mosen (J.), Bilder im Moose.** Novellenbuch. Zwei Theile. Gr. 8. Geh. 3 Thlr. 18 Ngr.

Von dem Verfasser erschien 1843 in demselben Verlage:
Gedichte. Zweite vermehrte Auflage. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

48. **Niedner (C. W.), Geschichte der christlichen Kirche.** Lehrbuch. Gr. 8. 3 Thlr. 24 Ngr.

49. **Ninfa.** Eine Novelle. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

50. **Normann (W. von), Gesammelte Schriften.** Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Inhalt: Vorwort von A. Reumont. — Die Reise auf den St. Gotthard. — Rosalie. Heinrich's IV. erste Liebe. — Sicilien. — Der deutsche Bauernkrieg. — Otho. — Lyrisches. — Vermischtes.

51. **Das Pfennig-Magazin für Belehrung und Unterhaltung.** Neue Folge. Vierter Jahrgang. 1846. 52 Nummern. Nr. 157—208. Mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. 2 Thlr.

Wird wöchentlich und monatlich ausgegeben.
Der erste bis zehnte Jahrgang des Pfennig-Magazin kosten zusammengenommen statt 19 Thlr. 15 Ngr. im herabgesetzten Preise nur 10 Thlr.; der erste bis fünfte Jahrgang 5 Thlr., der sechste bis zehnte Jahrgang 5 Thlr.; einzelne Jahrgänge aber 1 Thlr. 10 Ngr. Der Neuen Folge erster bis dritter Jahrgang (1843—45) kosten jeder 2 Thlr.
Ebenfalls im Preise herabgesetzt sind folgende Schriften mit vielen Abbildungen:

Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. Früher 5 Thlr. Jetzt 2 Thlr. 15 Ngr. Einzelne Jahrgänge 20 Ngr.
Sonntags-Magazin. Drei Bände. Früher 6 Thlr. Jetzt 2 Thlr.
National-Magazin. Ein Band. Früher 2 Thlr. Jetzt 20 Ngr.

☞ Letztere vier Bände zusammengenommen nur 2 Thlr.

In das Pfennig-Magazin werden Ankündigungen aller Art aufgenommen. Für die gespaltene Zeile oder deren Raum werden 4 Ngr. berechnet, besondere Anzeigen u. dgl. gegen Vergütung von ½ Thlr. für das Tausend beigelegt.

52. **Der neue Pitaval.** Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von **J. E. Hitzig** und **W. Häring (W. Alexis).** Erster bis zehnter Theil. Gr. 12. 1842—46. Geh. 19 Thlr. 24 Ngr.

Der erste Theil kostet 1 Thlr. 24 Ngr., der zweite bis zehnte Theil jeder 2 Thlr.

53. ***Posner (L.),* Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie.** Erster und zweiter Band. Gr. 12. 1845—46. Geh. 4 Thlr. 12 Ngr.

Der erste Band: „Acute Krankheiten" (1845), kostet 2 Thlr., der zweite Band: „Chronische Krankheiten. Erster Theil." (1846) 2 Thlr. 12 Ngr.

(Der Beschluß folgt.)

...ebsen sind erschienen und von den Unterzeichneten durch ... Buchhandlungen zu den an den betreffenden Verlags-... geltenden Ladenpreisen zu beziehen:

Padre **Francesco Pellico** della compagnia di Gesù ... amico. 1 Fr.

...**lbo,** Ces., Della storia d'Italia dalle origine fino all' ...nno 1814. Ediz. terza. 5 Fr.

...**rbieri,** Gius. Avvento, Predicato in san Fedele a ...ilano l'anno 1843 con altri discorsi. 2 Fr. 50 C.

...**bliotheca ecclesiastica.** Vol. I. **Theodicea** ...**ristiana** ovvero paragone tra la cognizione cristiana ... la cognizione rationalista di Dio. Opera di **H. L. C.** ...**aret,** Dottor. in theol. e canonico onorato di Parigi. ...ima versione italiana. 4 Fr.

— — Vol. II. Storia di **Sant' Agostino**; sua ...ita, sue opere e suo secolo e influenza del genio di ...i. Per il Sign. **Poujoulat.** 3 Tom. 12 Fr.

...**ni,** Fil de, Voci dell' anima. 1 Fr. 50 C.

— — Così la Penso. Cronaca Nr. 1—4. 5 Fr.

...**nsulto legale** sul quesito, se possa essere convenente per i luoghi pii il livellare tutti gli stabili che ...neggono. 60 C.

...**rei,** M. C., Fatti ed argomenti in risposta alle molte ...role di Vincenzo **Gioberti** intorno ai Gesuiti nei ...legomeni del Primato. 2 Fr. 50 C.

...i ultimi casi di Romagna di Massimo **d'Azeglio.** — ...lle attuali condizioni della Romagna di Gius. **Capponi.** — La questione italiana di **M. Canuti.** Lettera ... romano pontefice di Orazio **Buschnell.** — Indirizzo ... reverendissimi prelati Monsignori Janni uditore san...simo e Ruffini fiscale generale. 2 Fr.

...**ando,** Giac., Della nazionalità italiana. Saggio po...co-militare. 4 Fr.

...vangeli tradotti in lingua italiana da G. **Diodati** ... le riflessioni e note di Francesco **Lamennais,** ...dotte da Pier. Silvio **Leopardi.** 4 Fr. 50 C.

...**berti,** Vincenzo, Opere. 7 Vol. Gr. 8. 31 Fr. 50 C.

...a d'un Bisottinista Milanese da Roma al suo presidente ... Milano. 82 C.

...rie della vita e delle peregrinazioni del Fiorentino **Mazzei.** 2 Vol. 10 Fr. 27 C.

...eri sull' Italia di un anonimo Lombardo. 4 Fr.

...**setti,** Gabr., Il Veggente in solitudine Poema po...etro. 3 Fr.

Meyer & Zeller in Zürich.

Neue schönwissenschaftliche Werke,

im Verlage von **Brockhaus & Avenarius** in Leipzig ...chienen und in allen Buchhandlungen vorräthig sind:

Gesammelte Schriften
von
Rudolf Töpffer.

Vollständige deutsche Ausgabe.

...**er Novellen.** 1. Bändchen. 8. Geh. 15 Ngr.

...fer's Novellen sind, wie Zschokke von ihnen sagt, „zarte ...elungen des innersten Seelenlebens. Nicht selten erblickt ... überrascht und lächelnd, sich selbst darin wieder, mit seinen ... träumerischen Zuständen, Stimmungen, Verstimmungen, ...heimen Selbsttäuschungen, die man Niemand gestehen ...nd für die das Geständniß auch nicht leicht das richtige ...indet."

... Ausgabe der Gesammelten Schriften des kürzlich ...enen Verfassers wird etwa 12 Bände füllen, dessen Novellen, Romane und Reisebilder enthalten, und der letzte Band mit einer biographisch-kritischen Einleitung und dem Bildniß Töpffer's ausgestattet sein.

Freunde schöner Ausgaben machen wir besonders aufmerksam auf:

Die Bibliothek meines Oheims. Eine Genfer Novelle von **Rudolf Töpffer.** Vollständige deutsche Ausgabe, mit 137 Bildern (in Holzschnitt) von der Hand des Verfassers. Schillerformat. Eleg. geh. 1⅓ Thlr.

Diese **Prachtausgabe** einer seiner schönsten Novellen, ausgestattet mit des Verfassers eigenen geist- und gemüthvollen Illustrationen, in denen Dichter und Künstler Hand in Hand gehen, um die Erlebnisse, Eindrücke und Träume seiner Jugend wiederzugeben, gehört zu den besten Büchern, die den Freunden gemüthlicher Lecture in neuerer Zeit geboten sind, und eignet sich des innern Gehalts wie der schönen Ausstattung wegen vortrefflich zu Geschenken.

Eine Chronik von Kleefeld
nebst einigen Nachrichten
von dem Einsiedler von Sattheim
von
Douglas Jerrold,

Herausgeber des „Punch", Verfasser der „Gardinenpredigten".

Mit dem Bildnisse des Einsiedlers von Sattheim.

Aus dem Englischen. 8. Geh. 24 Ngr.

Einer der geistvollsten neuern Romane, voll feinen Humors und Witz, wie ihn der Verfasser in jeder Nummer seines allbekannten Journals bekundet.

Bei **Friedrich Fleischer** in **Leipzig** erschien soeben:

Gregor der Siebente.

Dargestellt
von Professor Dr. **Gfrörer.**
Preis 1 Thlr. 12 Ngr.

In **neuer Ausgabe** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Genealogische Tafeln zur Staatengeschichte der germanischen und slawischen Völker im 19. Jahrhunderte. Nebst einer genealogisch-statistischen Einleitung von Dr. **F. M. Oertel.** *Nebst einem bis zu Ende 1846 fortgeführten Nachtrag.* Quer 8. Cart. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Nachtrag:

„Die Jahre 1845 und 1846"

für die Besitzer der ersten Ausgabe einzeln 16 Ngr.

Oertel's genealogische Tafeln haben bei ihrem Erscheinen durch ihre *sorgfältige Bearbeitung* und die den Handgebrauch ganz besonders erleichternde *zweckmässige typographische Einrichtung* allgemeinen Beifall gefunden. Sie gewähren jetzt durch den beigefügten *Nachtrag*, der die Jahre 1845 und 1846 umfasst, ein neues Interesse, wie denn auch für die Folge durch jährlich erscheinende Nachträge das Werk stets *vollständig* erhalten werden wird.

Leipzig, im März 1847.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1847. № VI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung" und „Isis" beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum $2^{1}/_{2}$ Ngr.

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1846 bei

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Beschluß aus Nr. V.)

4. **Recueil manuel et pratique de traités,** conventions et autres actes diplomatiques sur lesquels sont établis les rélations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers États souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle. Par le baron ***C. de Martens*** et le baron ***F. de Cussy.*** En cinq volumes. Tomes 1 à 4. In-8. 1845—46. Broch. 10 Thlr. 16 Ngr.

   Von **C. de Martens** erschien in demselben Verlage:

   Guide diplomatique. 2 vols. In-8. 1832. 4 Thlr. 15 Ngr.
   Causes célèbres du droit des gens. 2 vols. In-8. 1827. 4 Thlr. 15 Ngr.
   Nouvelles causes célèbres du droit des gens. 2 vols. In-8. 1843. 5 Thlr. 10 Ngr.

5. **Reinbold (Alwin), Lyrische und dramatische Dichtungen.** Gr. 12. Geh. 1 Thlr.

   Von der Schwester des Dichters, **Adelheid Reinbold (Franz Berthold)**, erschien 1842 in demselben Verlage:

   Gesammelte Novellen. Von **Franz Berthold.** Herausgegeben von **L. Tieck.** Zwei Theile. Gr. 12. 3 Thlr.

6. **Rellstab (L.), Gesammelte Schriften.** Dreizehnter bis sechszehnter oder Neue Folge erster bis vierter Band. Gr. 12. Geh. 4 Thlr.

   Diese vier Bände enthalten in einer neuen Auflage des Verfassers Roman **Algier und Paris im Jahre** 1830 und **Erzählungen.**
   Die erste Folge erschien in 12 Bänden 1843—44 und kostet 12 Thlr.; dieselbe enthält: **1812.** Dritte Auflage. — **Sagen und romantische Erzählungen.** — **Kunstnovellen.** — **Novellen.** — **Auswahl aus der Reisebildergalerie.** — **Vermischtes.** — **Vermischte Schriften.** — **Dramatische Werke.** — **Gedichte.**

7. **Leipziger Repertorium der deutschen und ausländischen Literatur.** Unter Mitwirkung der Universität Leipzig herausgegeben von Hofrath und Oberbibliothekar Dr. ***E. G. Gersdorf.*** Jahrgang 1846. 52 Hefte. Gr. 8. 12 Thlr.

   Erscheint in wöchentlichen Heften von $2^{1}/_{2}$ Bogen und wird Freitags ausgegeben.
   Dieser Zeitschrift ist ein **Bibliographischer Anzeiger,** für literarische Anzeigen aller Art bestimmt, beigegeben und **Ankündigungen** in demselben werden für die Zeile oder deren Raum mit 2 Ngr. berechnet, besondere **Anzeigen** u. dgl. gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

8. **Rhea.** Zeitschrift für die gesammte Ornithologie. Im Verein mit ornithologischen Freunden herausgegeben von Dr. **F. A. L. Thienemann.** Erstes Heft. Mit einer illuminirten Tafel. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

   Erscheint in zwanglosen Heften. Auf dem Umschlage derselben werden Inserate abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit $1^{1}/_{2}$ Ngr. berechnet; besondere Beilagen werden gegen eine Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

59. **Röden (A. H.), Der souveraine christliche Staat, das Ende unserer Zeitwirren.** Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

60. **Rosa de Romances,** ó Romances sacados de las „Rosas" *de Juan Timoneda,* que pueden servir de suplemento á todos los Romanceros, asi antiguos como modernos y especialmente al publicado por el señor Don *G. B. Depping,* escogidos, ordenados, y anotados por Don ***F. J. Wolf.*** Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

    Dieses Werk bildet zugleich den dritten Theil des im Jahre 1844 in demselben Verlage erschienenen

    Romancero Castellano, ó colleccion de antiguos romances populares de los Españoles, publicada con una introduccion y notas por *G. B. Depping.* Nueva edicion, con las notas de Don *A. Alcala-Galiano.* Zwei Theile. Gr. 12. 4 Thlr.

61. **Moslicheddin Sadi's Rosengarten.** Nach dem Texte und dem arabischen Commentar Sururi's aus dem Persischen übersetzt mit Anmerkungen und Zugaben von **K. H. Graf.** Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

62. **Schefer (L.), Génévion von Toulouse.** Historische Novelle. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

63. **Schücking (L.), Zeiten und Sitten.** Erster bis vierter Band. Gr. 12. Geh. 6 Thlr. 15 Ngr.

    I—III. **Die Ritterbürtigen.** Roman. Drei Theile. 4 Thlr. 15 Ngr.
    IV. **Eine dunkle That.** Roman. 2 Thlr.

    Von dem Verfasser erschien bereits 1843 ebendaselbst:

    Ein Schloß am Meer. Roman. Zwei Theile. 3 Thlr.

64. **Schulz (H. W.), Über die Nothwendigkeit eines neuen Galeriegebäudes für die königliche Gemäldesammlung zu Dresden.** Gr. 12. Geh. 4 Ngr.

65. **Sievers (F. H.), Wladyslaw und Dissepli.** Eine tscherkessische Erzählung. Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

66. **Skizzen aus dem häuslichen Leben.** Aus dem Schwedischen. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

67. **Snell (K.), Einleitung in die Differential- und Integralrechnung.** Erster Theil: Vom ersten Differentialquotienten. Mit drei lithographirten Tafeln. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 26 Ngr.

    In demselben Verlage erschien von dem Verfasser:

    Lehrbuch der Geometrie. Mit 6 lithographirten Tafeln. Gr. 8. 1841. Geh. 1 Thlr. 5 Ngr.

68. **Historisches Taschenbuch.** Herausgegeben von F. von Raumer. Neue Folge. Achter Jahrgang. Gr. 12. Cart. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die erste Folge des Historischen Taschenbuch, zehn Jahrgänge (1830—39), kostet im herabgesetzten Preise zusammengenommen 10 Thlr.; der erste bis fünfte Jahrgang 5 Thlr., der sechste bis zehnte Jahrgang 5 Thlr., einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr. Der erste, dritte und vierte Jahrgang der Neuen Folge (1840, 1842 und 1843) kosten jeder 2 Thlr., der zweite, fünfte bis siebente Jahrgang (1841, 1844—46) jeder 2 Thlr. 15 Ngr.

69. **Vollständiges Taschenbuch der Münz-, Maass- und Gewichts-Verhältnisse, der Staatspapiere, des Wechsel- und Bankwesens und der Usanzen aller Länder und Handelsplätze.** Nach den Bedürfnissen der Gegenwart bearbeitet von *Ch. Noback* und *F. Noback.* Erstes bis neuntes Heft. (*Aachen—Stockholm.*) Breit 8. Jedes Heft 15 Ngr.

70. **Tauffkirchen-Englburg (Gräfin), Die Schwärmerin.** Erzählung. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 12 Ngr.

71. **[illegible] (W.), Bilder aus Schlesien.** In Novellen gefaßt. Erstes Bändchen: **Die Rose von der [illegible].** Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 12 Ngr.

72. **Therese** (Verfasserin der „Briefe aus dem Süden"), **Paris und die Alpenwelt.** Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 26 Ngr.

73. ***Thienemann (F. A. L.), Die Fortpflanzungsgeschichte der gesammten Vögel*** nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft, mit Abbildung der bekannten Eier. Mit 100 colorirten Tafeln. In zehn Heften. Gr. 4. Zweites Heft. 4 Thlr.

Das erste Heft (1845) hat denselben Preis.

74. ***Ulfilas.*** Veteris et Novi Testamenti versionis gothicae fragmenta quae supersunt, ad fidem codd. castigata, latinitate donata, adnotatione critica instructa cum glossario et grammatica linguae gothicae conjunctis curis ediderunt ***H. C. de Gabelentz*** et ***J. Loebe.*** Zwei Bände. Mit drei Tafeln. Gr. 4. 1836—46. Geh. Druckpapier 17 Thlr., Velinpapier 19 Thlr.

Die im Jahre 1846 erschienene zweite Abtheilung des zweiten Bandes enthält als Schluß des Werkes eine Grammatik der gothischen Sprache und kostet einzeln auf Druckpapier 6 Thlr., auf Schreibpapier 7 Thlr.

75. **Urania.** Taschenbuch auf das Jahr 1847. Neue Folge. Neunter Jahrgang. Mit dem Bildnisse Berthold Auerbach's. 8. Cart. 2 Thlr. 15 Ngr.

Von frühern Jahrgängen der Urania sind nur noch einzelne Exemplare von 1831, 1836—38 vorräthig, die im herabgesetzten Preise zu 12 Ngr. der Jahrgang abgelassen werden. Der erste und zweite Jahrgang der Neuen Folge (1839 und 1840) kosten jeder 1 Thlr. 15 Ngr., der dritte bis sechste Jahrgang (1841—44) jeder 1 Thlr. 20 Ngr., der siebente und achte Jahrgang (1845 und 1846) jeder 2 Thlr.

76. **Varnhagen von Ense (K. A.), Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften.** Siebenter Band. Gr. 8. und gr. 12. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

In der Octav-Ausgabe schließt sich dieser Band an die erste Auflage (1837—42), in der Duodez-Ausgabe an die zweite Auflage des Werks (1843, 12 Thlr.) an.

77. **Volks-Bibliothek.** Gr. 8. Geh.

I. **Joachim Nettelbeck, Bürger zu Kolberg.** Eine Lebensbeschreibung von ihm selbst aufgezeichnet, und herausgegeben von **J. Ch. L. Haken.** Mit Nettelbeck's Bildniß und einem Plane der Umgegend von Kolberg. **Zweite** Auflage. 1845. 1 Thlr.

II. **Der alte Heim.** Leben und Wirken Ernst Ludwig Heim's, königlich preußischen Geheimen-Raths und Doctors der Arzneiwissenschaft. Aus hinterlassenen Briefen und Tagebüchern herausgegeben von **G. W. Keßler.** **Zweite,** mit Zusätzen vermehrte Auflage. Mit Heim's Bildniß. 1846. 1 Thlr.

☞ Allen Vereinen zur Verbreitung guter Volksschriften wird diese Volks-Bibliothek zu gefälliger Beachtung empfohlen.

78. **Deutsches Volksblatt.** Eine Monatschrift für das Volk und seine Freunde. Herausgegeben vom Pfarrer Dr. [illegible]. Zweiter Jahrgang. 1847. 12 Hefte. Gr. 8. 24 Ngr.

Die Zeitschrift erscheint von 1847 an unter einer neuen Redaction in monatlichen Heften von 3—4 Bogen, zu dem Preise von 1 Thlr. für den Jahrgang. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr.; besondere Beilagen werden gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

79. **Wilde (F. A.), Lesebuch für Volksschulen und die unteren Classen der Gymnasien und Realschulen.** Gr. 8. Geh. 16 Ngr.

☞ Der Preis dieses Lesebuchs wird bei dem Umfange desselben (22 Bogen ökonomischen Drucks) als ein außerordentlich billiger erscheinen und die Einführung in Schulen erleichtern.

80. **Zeitschrift für die historische Theologie.** In Verbindung mit der von C. F. Illgen gegründeten historisch-theologischen Gesellschaft zu Leipzig herausgegeben von Dr. **C. W. Niedner.** Jahrgang 1846. Gr. 8. 4 Thlr.

Jährlich erscheinen vier Hefte. Ankündigungen werden für den Raum einer Zeile mit $1\frac{1}{2}$ Ngr.; besondere Beilagen mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

81. **Deutsche Allgemeine Zeitung.** Verantwortliche Redaction: Professor **F. Bülau.** Jahrgang 1846. Täglich mit Einschluß der Sonn- und Festtage eine Nummer von 1 Bogen. Hoch 4. Pränumerationspreis vierteljährlich 2 Thlr.

Wird Abends für den folgenden Tag ausgegeben. Insertionsgebühren für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Besondere Anzeigen werden nicht beigelegt.

Aus dem **M. Weichardt**'schen Verlage in Leipzig ist durch Kauf mit Verlagsrecht an mich übergegangen:

Carus (K. Gst.), System der Physiologie, umfassend das Allgemeine der Physiologie, die physiologische Geschichte der Menschheit, die des Menschen und die der einzelnen organischen Systeme im Menschen, für Naturforscher und Aerzte bearbeitet. Drei Theile. Gr. 8. 1838—40. 7 Thlr. 15 Ngr.

Corda (A. E. F.), Pracht-Flora europäischer Schimmelbildungen. Mit 25 colorirten Tafeln. Folio. 1839. 15 Thlr.

——— **Flore illustrée des mucédinées d'Europe.** Avec 25 planches coloriées. Gr. in-folio. 1840. 15 Thlr.

Bei **Voigt & Fernau** in Leipzig ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Thaten eines

Chinesischen Kriegens

im Frieden.

Besungen von **M. Weinholz.**

Auch allenfalls Dorfgeschichte zu nennen.

Eleg. brosch. Preis $7\frac{1}{2}$ Ngr.

In der **Schnuphase**'schen Buchhandlung in **Altenburg** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Unterricht in nationaler und zeitgemässer Hinsicht. Gr. 8. Brosch. 12 Ngr.

Die allgemeine Aufmerksamkeit, welche jetzt dem Unterricht geschenkt wird, lässt auf besondere Beachtung dieser Schrift hoffen, deren Verfasser Gymnasialdirector ist.

NB. Vorbemerkung. Seit 11 Jahren ist **Meyer's Universum**, das bekanntlich in mehren Sprachen erscheint und eine beispiellose Verbreitung hat, der Liebling des deutschen Publikums. Es gereicht uns daher zur besondern Freude, das Erscheinen eines neuen Jahrgangs anzeigen und dadurch den Wünschen Vieler begegnen zu können, welche nur auf diesen Zeitpunkt warteten, um sich das Buch anzuschaffen. Durch die Bestellung wird zugleich eine **Prämie** erworben, und in der That ist **das Bild**, welches das Verlagsinstitut den Bestellern des neuen Jahrgangs verehrt, eins der schönsten Werke des Grabstichels, die wir seit langer Zeit gesehen haben. Stich, Papier und Druck haben 24,000 Fl. gekostet — ein Aufwand, den das Institut nicht machen konnte, wenn nicht **Meyer's Universum** in Deutschland allein 16,000 Abnehmer zählte.

Einladung

zur Bestellung
auf den zwölften Jahrgang
von

Meyer's Universum.

Preis für den ganzen Jahrgang von **12** Monatsheften mit **48** der schönsten Stahlstiche,

sammt einer kostbaren Prämie,

nur 2¾ Thlr. Pr. Cour., oder **4** Fl. **48** Kr. Rhein.

Das **Universum ist mit jedem Bande ein neues Werk**, ausgestattet mit dem **Reiz der Neuheit**. Es umfaßt die Welt mit des Gedankens Unermeßlichkeit, bringt bald Vergangenheit, bald Gegenwart, bald Geschichte, bald Zustände, bald die äußere Erscheinung, bald die geistige Betrachtung in seinen Rahmen und führt dem Leser eine Reihe von Bildern vor, in welcher die objective Mannichfaltigkeit sich mit großer Meisterschaft im Colorit und in der Composition vereinigen. Dann und wann folgt einer ausgeführten Tafel eine leichte Skizze, nachlässig, geistreich hingeworfen: in allen aber spiegelt sich die Ideenwelt des Verfassers wider, die ein magisches Licht auf alle Gegenstände wirft und alle Gestaltungen beseelt.

Durch die Bestellung
auf den zwölften Band von Meyer's Universum
erwirbt sich

jeder Subscribent folgendes herrliche Bild unentgeltlich:

Die Seeschlacht,

Nach West's weltberühmtem Gemälde der Schlacht bei La Hogue in Stahl gestochen vom Prof. G. Döbler in Prag.

Groß-Quer-Imperialfolio. Ladenpreis 4 Thlr., oder 7 Fl. 12 Kr. Rhein.

Das Signal ist gegeben. Die rauhe, hohle Stimme des britischen Admirals schallt durch ein langes Sprachrohr: Feuer! Feuer! rufts in die Batterien hinein, und dem Worte folgt die Verwüstung. Unter Blitz und Donner, unter pfeifenden und einschlagenden Kugeln entspinnt sich an der langen Fronte der beweglichen hölzernen Vesten ein schrecklicher Kampf. Man sieht die Geschosse die dünnen Wände durchlöchern, hinter denen die Menschen keinen Schutz mehr finden, und von den Kugeln gefaßt und zerrissen, verwandelt sich Alles in ihrer Nähe zu Mitteln der Zerstörung. Holz, Eisen, Taue, Dinge, mit denen der Matrose in seinem Geschäfte umgeht, fliegen in den entflammten Räumen umher und bedrohen sein Leben. Auf tausenderlei Art führt hier der Tod seine Sichel. Entstellt liegen die Leichen am Boden, und es ringen die ins Meer Geschleuderten mit den Wogen um das nackte Leben. Der Tod, der Helfershelfer beider Parteien, der Sieger wie der Besiegten, fliegt hinüber und herüber, er umflattert die Fahrzeuge in allen Gestalten und mit der Schnelligkeit des Blitzes.

Die Gefahr ist überall; nur der Mensch ist größer als alle Gefahr. Die Tapferkeit ist auf beiden Seiten gleich; aber Begeisterung und die Zuversicht des Ausgangs gewinnen den Briten die Palme. Schon leuchtet Sieg aus jedem Auge dieser unverwüstlichen, ausgewetterten Matrosengestalten, welche die Unüberwindlichkeit des britischen Dreizacks als Stempel an der Stirn tragen. Jetzt lodert das feindliche französische Admiralschiff in Flammen auf. „Vorwärts, Jungens!" „A board, my boys!" hört man die Commandeurs rufen, und in hundert Booten, mit Fackeln und Enterhaken bewaffnet, drängen die bis an die Zähne bewaffneten intrepiden Scharen sich zwischen die feindlichen Batterien hinein, welche sie zerfleischen, klettern behende an die Schiffsborde hinan, von denen herab ihnen der Tod in hundert Gestalten dräut. Einige sieht man schon auf dem Vorderkastell eines französischen Dreideckers die Hüte schwenken. Der feindliche Befehlshaber desselben versucht, in einem Boote zu entfliehen: zu spät! eine britische Schaluppe ereilt es, und nun kämpfen Mann gegen Mann aufs äußerste und ohne

Erbarmen auf dem engen Raume. Kein Lanzenstoß geht verloren; der Säbel, der zuhaut, das Pistol, das feuert, das Gewehr das losgeht, das Beil, das den Schlag führt: Alles streckt sein Ziel und Opfer todt hin, oder macht es wehrlos, oder stürzt es in die Wellen. Wuthschäumend würgen sich noch die Menschen im nassen Rachen des Todes. Schwimmend über dem Abgrund, der ihr gemeinschaftliches Grab ist, gebrauchen sie Fäuste, Krallen und Zähne; der Eine stößt den Andern in die Tiefe, Siegesfreude blitzt ihm aus dem Auge, und der nächste Moment begräbt ihn selber ins Meer. Bei so gräßlichem Streite gewinnen die britischen Löwen das feindliche Fahrzeug — man sieht eine kühne Hand den französischen Befehlshaber fassen: er wird gefangen.

Aber mitten unter diesen schauderhaften Mordscenen rührt und erhebt die Seele des Beschauers ein Act der Liebe. Unter dem Kugelregen, während die flammenden Schiffe das Meer mit ihren Trümmern bestreuen, sieht man ein britisches Boot beschäftigt, Freund und Feind, die der Schlachtsturm in die Wogen geschleudert, mit Gefahr des eignen Lebens zu retten. Hülfreich recken sich ihnen viele Hände entgegen — manche mit Erfolg — manche umsonst. Sie können nicht Alle retten, und Manche versinken angesichts der letzten Hoffnung.

Diese Wortschilderung wird Manchen ergreifen: doch sind es nur bleiche Farben gegen die der künstlerischen Darstellung der Seeschlacht.

Hildburghausen, im März 1847.

Das Bibliographische Institut.

In unserm Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Eine Tigergeschichte

für lustige Leser.

Dem Englischen nacherzählt von **H. Bode.** Mit 7 Holzschnitten. 8. Geh. 6 Ngr.

Das Abenteuer des Mac-Clenchem mit einem Tiger, welches der Engländer **John Cotton** seinen das Außerordentliche liebenden Landsleuten erzählte, gehört zu jenen wenigen Geschichten, deren Unglaublichkeit das Gewand höchster Wahrscheinlichkeit trägt, sodaß selbst Liebhaber der absonderlichsten Abenteuer nicht wußten, ob sie es für launige Satire oder wunderbare Reisegeschichte nehmen sollten. Dieselbe erlangte schnell eine ungemeine Berühmtheit, und schwerlich ist ein Freund ungewöhnlicher Erlebnisse in England, Nordamerika und Frankreich zu finden dem sie fremd wäre. Möge sie auch unserm deutschen Leser eine heitere Viertelstunde bereiten.

Leipzig, im April 1847.

Brockhaus & Avenarius.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die philosophische Weltanschauung

der Reformationszeit in ihren Beziehungen zur Gegenwart.

Von

Moritz Carriere.

Gr. 8. Brosch. Preis 3 Thlr. 10 Ngr., oder 5 Fl. 24 Kr.

Der Verfasser gibt hier eine Darstellung der Idee, welche die große Uebergangsperiode vom Mittelalter in die neuere Zeit bewegte, eine Periode, die seither in der Geschichte der Philosophie vernachlässigt war, weil man sie besonders vom religiösen Standpunkte aus betrachtete und ihre Aufgabe nur in der Kirchenreformation erblickte. Die Wiedererweckung des Alterthums und sein Einfluß auf die Geister, die neuaufblühenden Naturstudien in ihrer phantastischen wie in ihrer wissenschaftlichen Gestalt bei Paracelsus und Agrippa von Nettesheim wie bei Columbus und Kepler, die politischen und socialen Theorien eines Machiavelli und Hutten wie eines Münzer und More, eines Mariana und Bodin, die deutsche Mystik von Meister Eckart und Tauler bis auf Valentin Weigel werden hier nach den Quellen und mit den bezeichnendsten Worten ihrer Urheber geschildert, und dienen zur Grundlage der philosophischen Systeme, welche in Italien Jordan Bruno und seine Genossen, in Deutschland Jakob Böhme begründet haben. In diesen beiden Männern zeigt uns der Verfasser die Anfänger der modernen Philosophie, und entwickelt es wie sie in keimkräftiger Totalität die Fülle der Wahrheit in sich tragen, welche in den Lehren von Spinoza und Leibniz, von Kant und seinen Nachfolgern einseitige Entfaltungen erhielt, um nun wieder harmonisch zu einem vollen befriedigenden Ganzen zu werden. Der Verfasser hat alle jene Richtungen im Verhältniß zu unserer Zeit dargestellt und dabei die Grundzüge seiner eigenen Philosophie überall eingewoben und eine neue Weltanschauung ausgesprochen, welche die Gegensätze des Pantheismus und Deismus überwindet und das Wahre von beiden in höherer organischer Einheit zusammenfaßt.

Stuttgart und **Tübingen**, im März 1847.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Im Verlage von **Alexander Duncker**, [illegible]
in Berlin
sind soeben erschienen und durch alle [illegible]
zu beziehen:

Geibel, Em., Gedichte. [illegible] Ausgabe. Geh. 1 1/6 Thlr.
Dasselbe eleg. geb. mit Goldschnitt 2 1/6 Thlr.

Hertz, Henrik, König René's Tochter. Lyrisches Drama. Aus dem Dänischen unter Mitwirkung des Verfassers von **Fr. Bresemann.** Gr. 8. Geh. 2/3 Thlr.
(Für die Darstellung auf Deutschlands Bühnen ist diese Uebertragung vom Dichter selbst bestimmt.)

Keyserling, Graf A., Aus der Kriegszeit. 1ste Abtheilung: **Der Thielmann'sche Streifzug.** 8. Geh. 1 Thlr.

Die Kunstreiter. Eine Novelle. 8. Geh. 1 1/2 Thlr.

Geeignete Confirmanden-Geschenke:

Ernste Stunden. Andachtsbuch von einer Frau. 8. Geh. 1/2 Thlr.

Sermons choisis de l'église française réfugiée de Berlin. Ire partie. Gr. 8. Geh. 1 2/3 Thlr.

Mit Nächstem erscheint:

Ganganelli's (Papst Clemens XIV.) **Briefe und Sendschreiben.** Mit Einleitung und Anmerk. vom Verfasser der Römischen Briefe. Gr. 8.

Rahden, W. Baron v., Wanderungen eines alten Soldaten. 2ter Theil. Gr. 8. Geh.

Die Rückkehr, vom Verfasser der Briefe eines Verstorbenen. 2ter, 3ter Theil. 8. Geh.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1847. № VII.

ieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung" und „Isis" beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Verzeichniss der Vorlesungen,

welche

n der königlich bairischen Friedrich-Alexanders-Universität zu Erlangen

im Sommer-Semester 1847 gehalten werden sollen.

Theologische Facultät.

Dr. Kaiser: Uebungen des exegetischen Seminariums der lt- und neutestamentlichen Abtheilung, Hermeneutik des Alten nd Neuen Testaments, Jeremias, theologische Moral. — Dr. ngelhardt: Uebungen des kirchenhistorischen Seminars, Kirengeschichte, Dogmengeschichte. — Dr. Höfling: Uebungen es homiletischen und katechetischen Seminariums, Katechetik. - Dr. Thomasius: Dicta probantia, Dogmatik, Briefe etri und Johannis. — Dr. Hoffmann: Evangelium des ohannes, Geschichte der Schrift Alten Testaments (alttestaentliche Einleitung), über den Schriftbeweis. — Dr. von mmon: Symbolik und Polemik, Uebungen im Pastoralinstite. — Dr. Schmid: Kirchengeschichte bis zur Reformation.

Unter der Aufsicht und Leitung des königlichen Ephorus den die angestellten vier Repetenten wissenschaftliche Repe- ien und Conversatorien in lateinischer Sprache für die heologie Studirenden in vier Jahrescursen halten.

Juristische Facultät.

Dr. Bucher: Pandektenrecht, ein Conversatorium. — Dr. chmidtlein: Differenzen des gemeinen und bairischen Criinalrechts, Theorie des Criminalprocesses. — Dr. Schelling: hilosophie des Rechts, Theorie der summarischen Processe, uropäisches Völkerrecht, Conversatorium über ordentlichen Cilproceß. — Dr. von Scheurl: Streitfragen des Civilrechts, nstitutionen und Geschichte des römischen Rechts. — Dr. Gengr: deutsche Staats- und Rechtsgeschichte, germanistisches Praktium, Lehre von den Güterrechten der Ehegatten nach den in aiern (ausschließlich der Pfalz) gültigen Particulargesetzen. — r. Ordolff: gemeines und bairisches Kirchenrecht, Referirnd Decretirkunst.

Medicinische Facultät.

Dr. Fleischmann: Examinatorium über anatomische und hysiologische Gegenstände, allgemeine menschliche Anatomie, llgemeine und besondere Physiologie des Menschen. — Dr. och: allgemeine und beschreibende Botanik, Cultur der Obstäume. — Dr. Leupoldt: Psychiatrie und psychisch-gerichtliche Medicin, allgemeine Biologie, Anthropologie, Psychologie und ygieine, den iatrosophischen Verein. — Dr. Roßhirt: geurtshülfliche Klinik, Geburtskunde, gerichtliche Medicin. — r. Heyfelder: Akiurgie, Augenheilkunde, chirurgische Klinik, ursus operationum. — Dr. Canstatt: specielle Pathologie, edicinische Klinik und Poliklinik. — Dr. Trott: Toxikologie, eceptirkunst. — Dr. Will: vergleichende Anatomie, Veteriairmedicin, zoologische Demonstrationen, allgemeine und specelle Physiologie in Verbindung mit zootomischen und mikroskoischen Uebungen. — Dr. Fleischmann: Angiologie und Neuologie, Anatomie und Physiologie der Sinnesorgane, mikroskoische Uebungen. — Dr. Mintrich: Casuisticum medicum hautkrankheiten), gerichtliche Medicin mit praktischer Anweiung zu gerichtlichen Sectionen, Demonstrationen an Lebenden, Präparaten und Abbildungen. — Dr. von Gorup-Besanez: organische Chemie, Repetitionen über die Grundlehren der Chemie, Anleitung zur anorganischen und organischen chemischen Analyse und zur mikroskopischen Untersuchung thierischer Flüssigkeiten und Gewebe.

Philosophische Facultät.

Dr. Kastner: encyklopädische Uebersicht der gesammten Naturwissenschaft, Meteorologie, Experimentalphysik. — Dr. Böttiger: Geschichte der französischen Revolution, allgemeine Geschichte, Geschichte und Statistik des Königreichs Baiern. — Dr. Döderlein: die Uebungen des philologischen Seminars im Interpretiren und im Unterrichten, auserlesene Stücke aus Thucydides, griechische Literaturgeschichte. — Dr. von Raumer: Mineralogie, Pädagogik, Bacos Novum Organum. — Dr. von Staudt: Elementarmathematik, neuere Geometrie. — Dr. Fischer: philosophische Ethik und Aesthetik, Encyklopädie und Methodologie des akademischen Studiums. — Dr. Drechsler: Jesaja, eine Reihe arabischer Gedichte, syrische Sprache. — Dr. Nägelsbach: eine philosophische Schrift Cicero's, über Platons Staat, Prakticum über lateinischen Stil. — Dr. Fabri: über Canäle mit besonderer Berücksichtigung des Ludwigcanals, Technologie verbunden mit Excursionen, Nationalökonomie, Policei. — Dr. Winterling: Shakspeare's Hamlet, dramatische Kunst wie solche zur Zeit in Italien und besonders in Rom geübt wird, englische und italienische Sprache. — Dr. von Schaden: Psychologie und Anthropologie, reine Metaphysik als einzige Grundlage einer echten Theorie des Erkennens, Geschichte der Musik und Poesie. — Dr. von Raumer: geschichtliche Grammatik der deutschen Sprache, Erklärung gothischer und althochdeutscher Sprachproben. — Dr. Stahl: politische Rechenkunst, Nationalökonomie. — Dr. Martius: Experimentalpharmacie, Anweisung zu chemischen Untersuchungen. — Dr. Heyder: Dialektik als philosophische Grundwissenschaft, Philosophie der Religion und der Religionsgeschichte, Entwickelung der Aristotelischen Philosophie und ihres Verhältnisses zur neuern. — Dr. Schnizlein: medicinisch-pharmaceutische Botanik nebst Charakteristik aller natürlichen Pflanzenfamilien, praktische Uebungen im Untersuchen und der Bestimmung der Pflanzen nebst Excursionen.

Die Tanzkunst lehrt Hübsch, die Fecht- und Schwimmkunst Quehl.

Die Universitätsbibliothek ist jeden Tag (mit Ausnahme des Sonnabends) von 1—2 Uhr, das Lesezimmer in denselben Stunden und Montags und Mittwochs von 1—3 Uhr, das Naturalien- und Kunstcabinet Mittwochs und Sonnabends von 1—2 Uhr geöffnet.

Platen's Werke in 5 Bänden gr. 8.

In Unterzeichnetem sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gesammelte Werke

des Grafen

August von Platen.

Neue Ausgabe in 5 Bänden gr. 8.

auf feinem Velinpapier

geschmückt mit dem Portrait des Dichters.

Erster und zweiter Band.

Inhalt:

I. Platen's Biographie. Lieder und Romanzen. Balladen. Vermischte und Gelegenheitsgedichte. II. Ghaselen. Sonette. Oden. Eklogen und Idyllen. Festgesänge. Epigramme. Uebersetzungen.

Die drei weitern Bände werden in entsprechenden Zwischenräumen gleichfalls noch im Laufe dieses Jahres erscheinen.

Der Preis jeden Bandes ist 27 Ngr. oder 1 Fl. 30 Kr., und wird die vollständige Ausgabe somit 4 Thlr. 15 Ngr. oder 7 Fl. 30 Kr. kosten.

Stuttgart und Tübingen, im März 1847.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Preisherabsetzung.

Nachstehende Schriften meines Verlags, die zusammen **eine vollständige mit mehr als 500 Abbildungen versehene kleine Bibliothek zum Studium der Naturwissenschaften** bilden, erlasse ich jetzt zu beigefügten sehr ermäßigten Preisen:

Anleitung zum Selbststudium der Mechanik. Zweite Aufl. (Früher 12 Ngr.) Jetzt 4 Ngr. — **Hydrostatik und Hydraulik.** (8 Ngr.) 4 Ngr. — **Pneumatik.** (8 Ngr.) 4 Ngr. — **Akustik.** (8 Ngr.) 4 Ngr. — **Phoronomik.** Zweite Aufl. (8 Ngr.) 4 Ngr. — **Optik.** Zweite Aufl. (12 Ngr.) 4 Ngr. — **Elektricität, Galvanismus und Magnetismus.** Zweite Aufl. (8 Ngr.) 4 Ngr. — **Mineralogie.** (22 Ngr.) 8 Ngr. — **Krystallographie.** (8 Ngr.) 4 Ngr. — **Geologie.** (26 Ngr.) 8 Ngr. — **Versteinerungskunde.** (15 Ngr.) 8 Ngr. — **Chemie.** (22 Ngr.) 8 Ngr. — **Bergbau und Hüttenkunde.** (15 Ngr.) 8 Ngr. — **Meteorologie.** (12 Ngr.) 4 Ngr. — **Anfangsgründe der Botanik.** Zweite Aufl. (20 Ngr.) 8 Ngr.

Leipzig, im April 1847.

F. A. Brockhaus.

Bei **Braumüller & Seidel**, k. k. Hof-Buchhändler in **Wien**, sowie in allen Buchhandlungen wird Pränumeration angenommen auf die

Oesterreichische militairische Zeitschrift.

1847. **Preis des Jahrgangs 8 Thlr. = 12 Fl. Conv.-M.**

Das soeben erschienene erste Heft enthält folgende Aufsätze:

I. Die Bewegungen des vierten östreichischen Armeecorps in Sachsen während des Septembers 1813. — II. Die Kriegsereignisse am rechten Poufer vom Anfang Februar bis Mitte April 1814. — III. Ueber das neuartige in der östreichischen Armee eingeführte Percussionsgewehr. — IV. Acht Scenen aus den Geschichten der k. k. Regimenter Graf Ficquelmont Dragoner Nr. 6, Grenzinfanterie Sanct Georger Nr. 6 und Siebenbürger Wallachen Nr. 16 und 17, dann Linien-Infanterieregiment Herzog von Lucca Nr. 24. — V. Züge von Heldenmuth aus den letzten Kriegen der Oestreicher. Zweite Sammlung; Nr. 1—63. — VI. Neueste Militairveränderungen.

Wien, am 13. März 1847.

In unserm Verlage ist erschienen:

Ueber das höchste Gut.

Von

Gustav Theodor Fechner.

8. Brosch. Preis 15 Ngr.

Leipzig, im März 1847.

Breitkopf & Härtel.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Snell (K.), Einleitung in die Differential- und Integralrechnung. Erster Theil (Vom ersten Differentialquotienten.) Mit 3 lithographirten Tafeln. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 26 Ngr.

In demselben Verlage erschien von dem Verfasser:

Lehrbuch der Geometrie. Mit 6 lithographirten Tafeln. Gr. 8. 1841. Geh. 1 Thlr. 5 Ngr.

Soeben sind erschienen und durch alle Buchhandlungen von den Unterzeichneten zu beziehen:

Gioberti, Vincenzo, Collezione delle opere Vol. II—XII: Del bello; Degli errori filosofici di Antonio Rosmini. 16. 12 Fr.

Thiers, Ad., Storia del Consolato e dell' Impero di Napoleone. Tomi VI. Ediz. in 8. grande. 5 Fr. Ediz. in 16. 2 Fr. 50 C.

Im Verlage von Brockhaus & Avenarius in Leipzig erscheint für 1847:

Illustrirte Zeitung für die Jugend.

Herausgegeben
unter Mitwirkung der beliebtesten Jugendschriftsteller
von
Julius Kell.

52 Bogen mit etwa 250 Illustrationen, in schmal gr. 4. auf feinstem Velinpapier.

Bestellungen werden in allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. Der Abonnementspreis auf einen Jahrgang von 52 Nummern ist 2 Thlr., auf ein Quartal 15 Ngr.

Die Jugendzeitung will unterhaltend erziehen. In frischen Lebensbildern, Erzählungen, Schilderungen, Märchen, Dramen, Gedichten, Fabeln, Räthseln u. s. w. will sie durch poetische Darstellung der Wahrheit und des Lebens unter unserer Jugend jene fromme Gemüthlichkeit und Heiterkeit, jene Herzensbildung und Charakterentwickelung zu befördern suchen, welche durch eine hauptsächlich auf Bereicherung des Wissens gerichtete Schulbildung und eine nicht naturgemäße Pädagogik mehr in den Hintergrund getreten war. Nur was den sich entwickelnden jungen Menschen nach Geist und Herz und Leben auf irgend eine Weise positiv nützen und Kinder aller Stände, aller Confessionen, jeden Alters verständiger, besser, fröhlicher machen kann, soll darin Platz finden; confessionnelle und politische Streitfragen können demnach auf keine Weise in Betracht kommen. Mit dem Texte sollen die Bilder Hand in Hand gehen, bald wahre und heitere Lebensereignisse, oder Scenen aus dem Kindesleben versinnbildend — wie z. B. die Richter'schen Bilder zu den Kinderliedern aus alter Zeit —; bald Fremdes und Unbekanntes zur Anschauung bringend; bald unserer leider nur zu ernst werdenden Jugend unschuldigen Stoff zum Lachen gebend, wie z. B. die mit so vielem Beifall aufgenommenen „Wunderbaren Abenteuer Steckelbein's" nach den ergötzlichen Zeichnungen R. Töpffer's.

Der niedrige Preis macht die Anschaffung auch einzelnen Familien möglich; Aeltern, Schullehrer und Hauslehrer bilden kleine Lesekreise unter ihren Kindern; in Stadt- und Landschulen circuliren Exemplare zugleich als treffliches Hülfsmittel des Lesenlernens; die thätige Mitwirkung der geachtetsten Jugendschriftsteller Deutschlands aber, die Sorgfalt der Redaction in Auswahl nach Form und Inhalt möglichst gelungener Stücke läßt das Blatt als ein allgemeines Bildungsmittel der deutschen Jugend in Haus und Schule erscheinen.

Der vollständige erste Jahrgang dieser Illustrirten Zeitung für die Jugend ist das die mannichfachste Unterhaltung gewährende Geschenk, welches man in einer Familie machen kann, wo Kinder verschiedenen Alters sind.

Exemplare desselben sind in allen Buchhandlungen vorräthig. Preis in elegantem Umschlag geheftet nur 2 Thlr., sauber gebunden 2 Thlr. 8 Ngr.

☞ **Das Januarheft, sowie Probenummern sind durch alle Buchhandlungen und Postämter zu bekommen.**

Bei uns ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Geschichte der Denk- und Glaubensfreiheit

im
ersten Jahrhundert der Kaiserherrschaft und des Christenthums.
Von
Dr. W. Adolf Schmidt,
außerordentlichem Professor der Geschichte an der Universität zu Berlin.

29 Bogen. Gr. 8. Preis 2 Thlr. 10 Sgr.

Wir glauben die Bedeutung dieses geistvollen und gediegenen Werkes, das unserer Gegenwart den Spiegel der Geschichte vorhält und eben deshalb die Aufmerksamkeit aller Gebildeten im höchsten Grade verdient, nicht stärker hervorheben zu können, als indem wir den Hauptinhalt seiner zwölf Capitel mittheilen.

1. Einleitung. 2. Ueber den Begriff von Denk- und Glaubensfreiheit. 3. Ueberblick des geschichtlichen Herganges und Hinblick auf die Zukunft. 4. Die Monarchie im Kampfe mit der Rede- und Schriftfreiheit. 5. Der literarische Verkehr und der Buchhandel. 6. Monarchie und Cultus im Bunde gegen die Glaubensfreiheit. 7. Die Philosophie im Widerstreit mit dem Absolutismus und der Staatsreligion. 8. Die Belletristik als Vermittlerin der Philosophie mit dem Volksbewußtsein. 9. Das Verhalten der Monarchie zu den Wirkungen der Aufklärung. 10. Die Verfolgungen der Philosophie und ihrer Jünger. 11. Die Monarchie im Conflict mit der Erziehung. 12. Schlußbemerkungen.

Ausführliche Inhaltsanzeigen sind in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Berlin, im März 1847.

Veit & Comp.

Soeben erschien in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Geschichtsbilder aus Schleswig-Holstein.

Ein deutsches Lesebuch
von
Franz Schuselka.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Leipzig, im April 1847.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1847. № VIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Isis“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Neuigkeiten und Fortsetzungen,

versendet von

F. A. Brockhaus in Leipzig

im Jahre 1847.

№ I. Januar, Februar und März.

1. **Blätter für literarische Unterhaltung.** Herausgeber: **H. Brockhaus.** Jahrgang 1847. Täglich eine Nummer. Gr. 4. 12 Thlr.

   Wird Freitags ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.

   Zu dieser und der unter Nr. 11 genannten Zeitschrift erscheint ein **Literarischer Anzeiger,** für literarische Ankündigungen aller Art bestimmt. Für die gespaltene Zeile oder deren Raum werden 2½ Ngr. berechnet.

   Gegen Vergütung von 3 Thlrn. werden besondere Anzeigen u. dgl. den **Blättern für literarische Unterhaltung** und gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. der **Isis** beigelegt oder beigeheftet.

2. **Clemens der Vierzehnte.** Ein Lebens- und Charakterbild. Gr. 12. Geh. 12 Ngr.

3. **Conversations-Lexikon. — Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.** — Neunte, verbesserte und sehr vermehrte Originalauflage. Vollständig in 15 Bänden oder 120 Heften. Zwölfter Band, oder neunundachtzigstes bis sechsundneunzigstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

   Diese neunte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr. für das Heft in der Ausgabe auf Maschinenpapier; der Band kostet 1 Thlr. 10 Ngr., auf Schreibpapier 2 Thlr., auf Velinpapier 3 Thlr.

   Alle Buchhandlungen liefern das Werk zu diesen Preisen und bewilligen auf 12 Exemplare 1 Freiexemplar.

   Auf den Umschlägen der einzelnen Hefte werden Ankündigungen abgedruckt, und der Raum einer Zeile wird mit 10 Ngr. berechnet.

4. ——————— Neue Ausgabe. In 240 Wochen-Lieferungen. Fünfundsechzigste bis vierundsiebzigste Lieferung. Gr. 8. Jede Lieferung 2½ Ngr.

5. ——————— **Systematischer Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon. — Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.** — 500 in Stahl gestochene Blätter in Quart mit Darstellungen aus sämmtlichen Naturwissenschaften, aus der Geographie, der Völkerkunde des Alterthums, des Mittelalters und der Gegenwart, dem Kriegs- und Seewesen, der Denkmale der Baukunst aller Zeiten und Völker, der Religion und Mythologie des classischen und nichtclassischen Alterthums, der zeichnenden und bildenden Künste, der allgemeinen Technologie ꝛc. Nebst einem erläuternden Text. Entworfen und herausgegeben von **J. G. Heck.** Vollständig in 120 Lieferungen. Einundsiebzigste bis vierundsiebzigste Lieferung. Gr. 4. Jede Lieferung 6 Ngr.

6. ***Dieffenbach (J. F.), Die operative Chirurgie.*** In zwei Bänden. Siebentes, oder zweiten Bandes erstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 1 Thlr.

   Der erste Band, Heft 1—6 (1844—46) kostet 6 Thlr.

7. **Diogena.** Roman von **Iduna Gräfin H.. H..** Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

8. **Landwirthschaftliche Dorfzeitung.** Herausgegeben unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land-, Haus- und Forstwirthe von **William Löbe.** Mit einem Beiblatte: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.** Jahrgang 1847. 52 Nummern. 4. Preis des Jahrgangs 20 Ngr.

   Wird Freitags ausgegeben.

   Insertionsgebühren für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Besondere Anzeigen u. dergl. werden gegen eine Vergütung von ¾ Thlr. für das Tausend beigelegt.

9. **Evangelium Palatinum ineditum** sive Reliquiae textus evangeliorum latini ante Hieronymum versi ex codice palatino purpureo quarti vel quinti p. Chr. Saeculi nunc primum eruit atque edidit ***Constantinus Tischendorf.*** Gr. 4. Cart. 18 Thlr.

   Das Evangelium Palatinum ineditum enthält den lateinischen Evangelientext, wie er sich in einer Handschrift, aus dem 4. oder 5. Jahrhundert stammend, unlängst vorgefunden hat. Die Eigenthümlichkeiten dieses Textes bezeichnet Dr. Tischendorf als sehr groß, und stellt denselben den merkwürdigsten und wichtigsten Documenten für den neutestamentlichen Text zur Seite. Das Original befindet sich in der k. k. Bibliothek zu Wien und war bis jetzt ohne alle Bearbeitung geblieben. Die Ausstattung des Werks ist der Wichtigkeit desselben entsprechend.

   Eine ausführliche Anzeige ist in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

10. **Gerstäcker (F.), Der deutschen Auswanderer Fahrten und Schicksale.** Mit einer Karte der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

11. **Isis.** Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie. Herausgegeben von **Oken.** Jahrgang 1847. 12 Hefte. Mit Kupfern. (Zürich.) Gr. 4. 8 Thlr.

    Vergl. Nr. 1.

12. **Kaltschmidt (J. H.), Neuestes und vollständigstes Fremdwörterbuch,** zur Erklärung aller aus fremden Sprachen entlehnten Wörter und Ausdrücke, welche in den Künsten und Wissenschaften, im Handel und Verkehr vorkommen, nebst einem Anhange von Eigennamen, mit Bezeichnung der Aussprache bearbeitet. Zweite Auflage. In acht Heften. Erstes und zweites Heft. Gr. 8. Jedes Heft 8 Ngr.

    Cartonnirte Exemplare des vollständigen Werkes werden unter besonderer Berechnung des Einbandes geliefert.

13. **Körte (W.), Die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Deutschen.** Nebst den Redensarten der deutschen Zechbrüder und aller Praktik Großmutter, d. i. der Sprichwörter ewigem Wetter-Kalender. Gesammelt und mit vielen schönen Versen, Sprüchen und Historien in ein Buch verfaßt. Neue Ausgabe. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

14. **Die Einverleibung von Krakau** und die Unterzeichner der Schlußacte des Wiener Congresses. Eine publicistische Erörterung. Herausgegeben von **F. Bülau.** Gr. 8. Geh. 6 Ngr.

15. **Neue Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung.** Im Auftrage der Universität zu Jena redigirt vom Geh. Hofrath Prof. Dr. ***F. Hand,*** als Geschäftsführer; Geh. Kirchenrath Prof. Dr. ***K. A. Hase,*** Hof- und Justizrath Prof. Dr. ***A. L. J. Michelsen,*** Geh. Hofrath Prof. Dr. ***D. G. Kieser,*** Prof. Dr. ***K. Snell,*** als Specialredactoren. Jahrgang 1847. 312 Nummern. Gr. 4. 12 Thlr.

Wird Freitags ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.

Anzeigen werden mit 1½ Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile und besondere Anzeigen u. dgl. mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

16. ***Oertel (F. M.),*** **Genealogische Tafeln zur Staatengeschichte der germanischen und slawischen Völker im 19. Jahrhunderte.** Nebst einer genealogisch-statistischen Einleitung. Mit einem bis zu Ende 1846 fortgeführten Nachtrage. Quer-8. Cart. 1 Thlr. 15 Ngr.

17. ——————— **Die Jahre 1845 und 1846:** Erster Nachtrag zu den genealogischen Tafeln des 19. Jahrhunderts. Quer 8. Cart. 16 Ngr.

Wie jetzt durch diesen ersten Nachtrag, so wird auch für die Zukunft dieses Werk durch jährliche Nachträge stets vollständig erhalten werden.

18. **Das Pfennig-Magazin** für Belehrung und Unterhaltung. Neue Folge. Fünfter Jahrgang. 1847. 52 Nummern. Nr. 209—260. Mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. 2 Thlr.

Wird wöchentlich und monatlich ausgegeben. In das **Pfennig-Magazin** werden Ankündigungen aller Art aufgenommen. Für die gespaltene Zeile oder deren Raum werden 4 Ngr. berechnet, besondere Anzeigen u. dergl. gegen Vergütung von ¾ Thlr. für das Tausend beigelegt.

Der erste bis zehnte Jahrgang des **Pfennig-Magazin** kosten zusammengenommen statt 19 Thlr. 15 Ngr. im herabgesetzten Preise nur 10 Thlr.; der erste bis fünfte Jahrgang 5 Thlr., der sechste bis zehnte Jahrgang 5 Thlr., einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr. Der Neuen Folge erster bis vierter Jahrgang (1843—46) kosten jeder 2 Thlr.

Ebenfalls im Preise herabgesetzt sind folgende Schriften:

Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. Früher 5 Thlr. Jetzt 2 Thlr. 15 Ngr. Einzelne Jahrgänge 20 Ngr.

Sonntags-Magazin. Drei Bände. Früher 6 Thlr. Jetzt 2 Thlr.

National-Magazin. Ein Band. Früher 2 Thlr. Jetzt 20 Ngr.

Letztere vier Bände zusammengenommen **nur 2 Thlr.**

19. ***Pritzel (G. A.),*** **Thesaurus litteraturae botanicae** omnium gentium inde a rerum botanicarum initiis ad nostra usque tempora quindecim millia opera recensens. Erstes Heft. Gr. 4. 2 Thlr. Auf feinstem Schreib-Velinpapier 3 Thlr.

Ein ausführlicher Prospectus über Plan und Inhalt dieses für die botanische Literatur so wichtigen Werkes ist dem ersten Hefte beigedruckt; in 8 Heften wird dasselbe vollständig sein.

20. **Raumer (F. von), Rede zur Gedächtnißfeier König Friedrich's II.,** gehalten am 28. Januar 1847 in der königl. preuß. Akademie der Wissenschaften. Erste und zweite Ausgabe. Gr. 12. Geh. 4 Ngr.

21. **Rellstab (L.), Gesammelte Schriften.** Neue Folge. Fünfter und sechster Band. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Die erste Folge erschien in zwölf Bänden 1843—44 und kostet 12 Thlr.; dieselbe enthält: 1812. Dritte Auflage. — Sagen und romantische Erzählungen. — Kunstnovellen. — Novellen. — Auswahl aus der Reisebildergalerie. — Vermischtes. — Vermischte Schriften. — Dramatische Werke. — Gedichte.

Der Neuen Folge erster bis sechster Band (1846—47, 6 Thlr.) enthält: Algier und Paris im Jahre 1830. Zweite Auflage. — Erzählungen.

22. **Leipziger Repertorium der deutschen und ausländischen Literatur.** Unter Mitwirkung der Universität Leipzig herausgegeben von Hofrath und Oberbibliotkekar Dr. ***E. G. Gersdorf.*** Jahrgang 1847. 52 Hefte. Gr. 8. 12 Thlr.

Erscheint in wöchentlichen Heften von 2½ Bogen und wird Freitags ausgegeben.

Dieser Zeitschrift ist ein

Bibliographischer Anzeiger,

für literarische Anzeigen aller Art bestimmt, beigegeben und Ankündigungen in demselben werden für die Zeile oder deren Raum mit 2 Ngr. berechnet, besondere Anzeigen u. dergl. gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

23. ***Ross (G.),*** **Handbuch der chirurgischen Anatomie.** Erste Abtheilung: Chirurgische Anatomie der Extremitäten. Gr. 8. Geh. 20 Ngr.

24. **Schuselka (F.), Geschichtsbilder aus Schleswig-Holstein.** Ein deutsches Lesebuch. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ebendaselbst ist erschienen:

Briefe Joseph's des Zweiten. Dritte Auflage, zeitgemäß eingeleitet und erklärt von F. Schuselka. 8. 1846. 1 Thlr. 15 Ngr.

25. **Die preußische Verfassung vom 3. Februar 1847.** Nebst einem Anhang. Erster und zweiter Abdruck. Gr. 8. Geh. 4 Ngr.

Der Anhang enthält die in dem Patente und den Verordnungen vom 3. Febr. 1847 allegirten Gesetze, den Artikel der „Allgemeinen Preußischen Zeitung" vom 5. Febr. und das Patent vom 8. Febr. wegen Einberufung des vereinigten Landtags.

26. **Deutsches Volksblatt.** Eine Monatschrift für das Volk und seine Freunde. Dritter Jahrgang. 1847. 12 Hefte. Gr. 8. 1 Thlr.

Erscheint von 1847 an unter einer neuen Redaction und in monatlichen Heften von 3—4 Bogen. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr., besondere Beilagen werden mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

27. **Volks-Bibliothek.** Dritter und vierter Band. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

Die bis jetzt erschienenen Bände dieser „**Volks-Bibliothek**" enthalten:

I. **Joachim Nettelbeck,** Bürger zu Kolberg. Eine Lebensbeschreibung von ihm selbst aufgezeichnet, und herausgegeben von **J. Ch. L. Haken.** Mit Nettelbeck's Bildniß und einem Plane der Umgegend von Kolberg. Zweite Auflage. 1845. 1 Thlr.

II. **Der alte Heim.** Leben und Wirken Ernst Ludwig Heim's, königl. preußischen Geheimen-Raths und Doctors der Arzneiwissenschaft. Aus hinterlassenen Briefen und Tagebüchern herausgegeben von **G. W. Keßler.** Zweite, mit Zusätzen vermehrte Auflage. Mit Heim's Bildniß. 1846. 1 Thlr.

III. **Die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Deutschen.** Nebst den Redensarten der deutschen Zechbrüder und aller Praktik Großmutter, d. i. der Sprichwörter ewigem Wetter-Kalender. Gesammelt und mit vielen schönen Versen, Sprüchen und Historien in ein Buch verfaßt von **W. Körte.** 1847. Neue Ausgabe. 1 Thlr.

IV. **Der deutschen Auswanderer Fahrten und Schicksale.** Von **F. Gerstäcker.** Mit einer Karte der Vereinigten Staaten von Nordamerika. 1847. 1 Thlr.

28. **Zeitschrift für historische Theologie.** In Verbindung mit der von C. F. Illgen gegründeten historisch-theologischen Gesellschaft zu Leipzig herausgegeben von Dr. **Ch. W. Niedner.** Jahrgang 1847. 4 Hefte. Gr. 8. 4 Thlr.

Inserate auf den Umschlägen werden für die Zeile mit 1½ Ngr., besondere Beilagen mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

19. **Deutsche Allgemeine Zeitung.** Verantwortliche Redaction: **Professor F. Bülau.** Jahrgang 1847. Täglich mit Einschluß der Sonn- und Festtage eine Nummer von 1 Bogen. Hoch 4. Pränumerationspreis vierteljährlich 2 Thlr.

Wird Abends für den folgenden Tag ausgegeben. Insertionsgebühren für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Besondere Anzeigen werden nicht beigelegt.

Rafael von Urbino und sein Vater Giovanni Santi. Von ***J. D. Passavant.*** **Zwei Bände. Gr. 8. 1839. Mit 14 Abbild. in einem Atlas in Grossfolio. Velinpap. 18 Thlr., Prachtausgabe (mit Kupfern auf chines. Pap.) 30 Thlr.**

Von diesem Werke wird von jetzt ab in der Ausgabe auf Velinpapier

der Text ohne den Atlas zu 8 Thlr.,
der Atlas ohne den Text zu 10 Thlr.

einzeln abgelassen. Die Preise des ganzen Werks bleiben unverändert die bisherigen.

Preisherabsetzung.

Nachstehende Schriften meines Verlags, die zusammen eine **vollständige mit mehr als 500 Abbildungen versehene kleine Bibliothek zum Studium der Naturwissenschaften** bilden, erlasse ich jetzt zu beigefügten **sehr ermäßigten Preisen:**

Anleitung zum Selbststudium der Mechanik. Zweite Aufl. (Früher 12 Ngr.) Jetzt 4 Ngr. — **Hydrostatik und Hydraulik.** (8 Ngr.) 4 Ngr. — **Pneumatik.** (8 Ngr.) 4 Ngr. — **Akustik.** (8 Ngr.) 4 Ngr. — **Pyronomik.** Zweite Aufl. (8 Ngr.) 4 Ngr. — **Optik.** Zweite Aufl. (12 Ngr.) 4 Ngr. — **Elektricität, Galvanismus und Magnetismus.** Zweite Aufl. (8 Ngr.) 4 Ngr. — **Mineralogie.** (22 Ngr.) 8 Ngr. — **Krystallographie.** (8 Ngr.) 4 Ngr. — **Geologie.** (26 Ngr.) 8 Ngr. — **Versteinerungskunde.** (15 Ngr.) 8 Ngr. — **Chemie.** (22 Ngr.) 8 Ngr. — **Bergbau und Hüttenkunde.** (15 Ngr.) 8 Ngr. — **Meteorologie.** (12 Ngr.) 4 Ngr. — **Anfangsgründe der Botanik.** Zweite Aufl. (20 Ngr.) 8 Ngr.

Bei uns ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Die Gracchen
und
ihre nächsten Vorgänger.

Vier Bücher Römischer Geschichte
von
K. W. Nitzsch,
Privatdocenten der Geschichte an der Universität Kiel.

Gr. 8. Geh. Preis 2 Thlr.

Den zerstörenden Einfluß der Ungleichheit des Eigenthums und seiner Belastung, den Verfall des Ackerbaus und die Entartung einer Bürgerschaft, die soeben die gewaltigsten Thaten vollbracht und sich zur Weltherrschaft erhoben hat, zu einer proletarischen Masse, — diese Erscheinungen so wie die Versuche zur Abwehr, die Bestrebungen zu großartiger Regeneration des Volkes und den Untergang der hochgesinnten Reformatoren mit ihren Plänen durch eine verblendete Aristokratie schildert mit ebenso viel Gelehrsamkeit als Intelligenz der Verfasser dieser vier Bücher Römischer Geschichte. (1. Vom Röm. Bauerstand und dem Röm. Steuerwesen des 6. Jahrh. — 2. Die censorischen Reformversuche in der zweiten Hälfte des 6. Jahrh. — 3. Tib. Sempr. Gracchus. — 4. C. Gracchus.)

Indem er die so wichtige als bisher problematische innere Geschichte Roms in jener bewegten Zeit beleuchtet und veranschaulicht, führen sich von selbst die Vergleiche mit Zuständen und Aufgaben ein, welche die Gegenwart wiederum so lebhaft beschäftigen.

Berlin, im April 1847.

Veit u. Comp.

Im Verlage des Unterzeichneten erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Germania.
Vaterländisches Lesebuch
für die reifere Jugend
von
Dr. Vogel.

Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Veranlaßt ist dieses Buch durch das Bedürfniß, der Bildung zur wahren Volksthümlichkeit — welche mit gerechter Würdigung der Fremde gar wohl vereinbar ist — in unserer deutschen Jugend einen festen Boden zu bereiten. Der goldene Faden, welcher sich durch dasselbe hindurchzieht, ist daher kein anderer, als Weckung deutscher Gesinnung, ungeheuchelter, klarer, aus der richtigen Erkenntniß hervorgegangener Liebe zum deutschen Vaterlande, welches Gott mit so viel Schönheit geschmückt und durch ein so tüchtiges Volk, durch so viele treffliche Geister verherrlicht hat. Es zerfällt das Buch diesem seinem Zwecke gemäß in drei Hauptabtheilungen: I. deutsches Land, II. deutsches Volk, und III. deutsche Sprache; und wird, recht gebraucht, sowol in der Schule als im Hause mit Segen gebraucht werden.

Joh. Ambr. Barth in Leipzig.

Oesterreichische militairische Zeitschrift.
Zweites Heft. 1847.

Dieses soeben erschienene Heft enthält folgende Aufsätze:

I. Das Wirken der österreichischen Artillerie im Feldzuge 1799. — II. Staatenbefestigung. — III. Die Gefechte des vierten österreichischen Armeecorps in Sachsen, während der ersten Hälfte des Octobers 1813. — IV. Der Feldzug des Jahres 1703 am Oberrhein, an der Donau und in Tirol. Fünfter Abschnitt. — V. Züge von Heldenmuth aus den letzten Kriegen der Oesterreicher. Dritte Sammlung; Nr. 1—39. — VI. Neueste Militairveränderungen. — VII. Miscellen und Notizen; Nr. 3 und 4.

Auf diesen Jahrgang 1847 wird in allen Buchhandlungen Pränumeration angenommen. Preis des Jahrgangs 8 Thlr., oder 12 Fl. Conv.

Wien, am 15. April 1847.

Braumüller & Seidel.

Im Verlage von **Duncker & Humblot** in **Berlin** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

R. E. Prutz,
Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Theaters.

Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 10 Sgr.

Im Verlage der Unterzeichneten sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands, Oestreichs und der Schweiz zu beziehen:

Lehrbuch der Physiologie des Menschen.

Für Aerzte und Studirende. Von Dr. G. Valentin, Professor der Physiologie und vergleichenden Anatomie an der Universität Bern. Mit zahlreichen in den Text eingedruckten Holzschnitten. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. Zwei Bände. Gr. 8. Feines satinirtes Velinpapier. Geh. Erschienen ist: ersten Bandes erste Hälfte. Preis 2 Thlr.

Der Herr Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, in diesem Lehrbuche nur die Physiologie des Menschen zu behandeln; alles Fremde ist streng ausgeschlossen und eben nur die Darstellung der Thätigkeiten unsers Organismus geliefert worden. Er hält dafür, daß der heutige Standpunkt der Wissenschaft diese Concentration nöthig macht, um nicht durch Mitaufnahme solcher Verzweigungen der Physiologie, welche gewöhnlich neben ihr behandelt werden, allgemeine und vergleichende Anatomie u. s. w., das Feld für den praktischen Arzt und den Studirenden — denn für diese ist sein Werk zunächst bestimmt — zu weit und weniger übersichtlich in der Hauptsache werden zu lassen. Die neue Auflage ist nicht blos vollständig umgearbeitet und mit den neuesten Ergebnissen der Wissenschaft bereichert, sondern enthält auch eine beträchtlich größere Zahl trefflich ausgeführter Holzstiche. Die Berechnungen und Formeln, die sich auf viele Angaben beziehen, sind in besondere Anhänge verwiesen. Der Schluß des ersten Bandes erscheint Ostern; der ganze zweite Band im Laufe dieses Sommers.

Quellenkunde der vergleichenden Anatomie.

Für Naturforscher und Anatomen. Von Dr. F. W. Aßmann, Lehrer der Zootomie in Leipzig. Gr. 8. Velinpapier. Geh. Preis 2 Thlr.

Braunschweig, im April 1847.

Friedrich Vieweg & Sohn.

Im Verlage von Friedrich Ehrlich in Prag ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Physiologisch-pathologische Untersuchungen

über die

Erscheinungen an den Arterien und Venen, und die quantitativen Verhältnisse des Blutes im Verlaufe verschiedener Krankheiten.

Von

Med. Dr. ***Jos. Hamernjk,***

Docenten der Auscultation und Percussion an der k. k. Universität zu Prag, ordinirendem Arzte an der Abtheilung für Brustkranke im k. k. allgemeinen Krankenhause daselbst, correspondirendem Mitgliede der k. k. Gesellschaft der Ärzte zu Wien etc.

Gr. 8. Brosch. 2 Fl. 24 Kr. C.-M., oder 1 Thlr. 20 Ngr.

Die an den Schlag- und Blutadern vorkommenden Erscheinungen wurden bis jetzt von den Aerzten sehr mangelhaft behandelt, und die Bedeutung derselben ist nicht in ihrem ganzen Umfange erkannt worden. Die bekannt gewesenen Erscheinungen standen überdies isolirt da, man konnte sie mit den physikalischen und physiologischen Kenntnissen weder verbinden noch durch dieselben erklären. Viele der in dieser Schrift abgehandelten und begründeten Erscheinungen waren überdies bis jetzt gänzlich unbekannt. — Die Wichtigkeit und praktische Brauchbarkeit der in diesem Werke abgehandelten Erscheinungen ist bereits aus den zahlreichen Schriften erschliessbar, die seit den ältesten bis auf die neuesten Zeiten über die sogenannten Pulse erschienen sind. In dieser Schrift wird es ersichtlich, wie viel in dieser Beziehung bis zu dieser Zeit geleistet worden ist. — Insbesondere müssen wir jedoch bemerken, dass über die Erscheinungen der Blutadern noch keine wissenschaftliche, mit den physiologischen und pathologischen Grundsätzen zusammenhängende Arbeit vorhanden ist, und daselbst die wenigen bis jetzt bekannten Erscheinungen an den Blutadern unrichtig erklärt worden und mit den bekannten physiologischen Verhältnissen des Kreislaufes in eine ursächliche Verbindung nicht gebracht werden konnten. Endlich werden in dieser Schrift die quantitativen Verhältnisse des Blutes im Verlaufe verschiedener Krankheiten abgehandelt, und da die Beantwortung dieser Frage mit der ärztlichen Handlungsweise oder mit der Behandlung der Krankheiten in der innigsten Verbindung steht und über die Bedeutung der Blutentziehungen und anderer Methoden, durch welche Flüssigkeiten unserm Körper entzogen werden, Licht verbreitet, so finden wir es überflüssig darüber noch weiter zu sprechen. Die Bearbeitung des ganzen Gegenstandes ist einfach, klar und verständlich.

Bei E. Kummer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Lefèbre, M., Französisch-deutsche Conversations-Uebungen. Geh. 20 Ngr.

In unserm Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Praktische Sammlung der besten und interessantesten Schachspiel-Probleme

durch mehr als 2000 Beispiele anschaulich gemacht und aus ältern und neuern Schriftstellern zusammengetragen

von

A. ALEXANDRE.

Schmal gr. 4. Geh. 5 Thlr. 15 Ngr.

Dieses neue Werk des als Verfasser der Encyclopädie des échecs so bekannten Herausgebers wird allen Freunden des edeln Spiels eine sehr willkommene Erscheinung sein, denn das Studium der Probleme ist eine für den Kenner wie den Anfänger gleich unerschöpfliche und fruchtbringende Quelle der Belehrung.

Leipzig, im Mai 1847.

Brockhaus & Avenarius.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1847. № IX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung" und „Isis" beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Verlags- und Commissionsartikel von Brockhaus & Avenarius in Leipzig.

1847. № 1. Januar bis März.

Illustrirte Zeitung für die Jugend. Herausgegeben unter Mitwirkung der beliebtesten Jugendschriftsteller von **Julius Kell.** Nr. 1—13. Wöchentlich eine Nummer von einem Bogen in schmal gr. 4. Mit vielen Abbildungen. Preis des Jahrgangs 2 Thlr. Ein Quartal 15 Ngr. Ein einzelnes Monatsheft 6 Ngr.

Probenummern sind durch alle Buchhandlungen und Postämter zu erhalten. Inserate werden mit 2 Ngr. die Zeile berechnet, besondere Anzeigen gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

Benfey (Th.), Die persischen Keilinschriften mit Uebersetzung und Glossar. Lex. 8. Geh. 1 Thlr. 5 Ngr.

Blanc (Louis), Histoire de la révolution française. Tome premier. Origines et causes de la révolution. 8. Geh. 1 Thlr.

——————, **Geschichte der französischen Revolution.** Aus dem Französischen. Erster Band. Allgemeine und besondere Ursachen der Revolution. 1.—8. Lief. 8. Geh. Preis der Lieferung 7½ Ngr.

Die Frauen der Bibel. In Bildern mit erläuterndem Texte. Erste Abtheilung. Frauen des Alten Testaments. In 20 Lieferungen. 14.—17. Lief. 4. Preis der Lieferung 8 Ngr.

Jerrold (Douglas, Herausgeber des „Punch"), **Eine Chronik von Kleefeld,** nebst einigen Nachrichten von dem Einsiedler von Sattheim. Aus dem Englischen. Mit dem Bildnisse des Einsiedlers. 8. Geh. 24 Ngr.

Mirza Mohammed Ibrahim,* Grammatik der lebenden persischen Sprache.** Aus dem Englischen übersetzt, zum Theil umgearbeitet und mit Anmerkungen versehen von Prof. Dr. ***H. L. Fleischer. Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

***Ralph (J.),* A guide to English conversation. — Anleitung zur englischen Conversation,** nebst kurzen grammatikalischen Anmerkungen für Schulen und zum Selbstunterrichte, und einem kleinen Wegweiser auf dem Gebiete der englischen Literatur. 12. Geh. 12 Ngr.

***Raffelsperger (Franz),* Allgemeines geographisches Lexikon des östreichischen Kaiserstaates.** (In einer alphabetischen Reihenfolge.) Nach amtlichen Quellen und den besten vaterländischen Hülfswerken, von einer Gesellschaft Geographen und Postmänner. 22.—26. Heft. (Wien.) Gr. 8. Preis des Heftes 20 Ngr.

Neue Shakspeare-Galerie. Die Frauen und Mädchen in Shakspeare's dramatischen Werken. In Bildern englischer Künstler, mit Erläuterungen. In 45 Lieferungen. 11.—16. Lief. 4. Preis der Lieferung 8 Ngr.

Töpffer (R.), Gesammelte Schriften. Novellen, Romane, Reisen. Vollständige deutsche Ausgabe. In etwa 12 Bändchen. Erstes Bändchen. Genfer Novellen. 8. Geh. 15 Ngr.

Diese Gesammtausgabe wird umfassen:

Genfer Novellen; Wanderungen im Zickzack, Ferienreisen durch die Schweiz und Oberitalien; Das Pfarrhaus, ein Roman in Briefen; Rosa und Gertrud, eine Novelle. — Eine biographisch-kritische Einleitung, sowie ein Portrait des Verfassers werden dem letzten Bande beigegeben werden.

Lelewel, Panowanie króla polskiego Stanislawa Augusta Poniatowskiego. 12. Bruxelle. 1 Thlr.

Mieroslawski, Powstanie narodu polskiego w roku 1830 i 1831. Wydane nakładem **P. J. Ledóchowskiego.** T. II. 8. Paryż. 3 Thlr. 10 Ngr.

Ostrowski, Dzieje i Prawa Kościoła polskiego. T. I, II. 8. Poznań. 1 Thlr. 15 Ngr.

In **C. Gerold's** Verlagsbuchhandlung in **Wien** ist erschienen:

Jahrbücher der Literatur.

Hundertsechszehnter Band. 1846.

October. November. December.

Inhalt des hundertsechszehnten Bandes.

Art. I. 1) Travels in Luristan and Arabistan. By the Baron *C. A. de Bode.* London, 1845. 2) Bokhara: its Amir and its People. Translated from the Russian of *Khanikoff.* By the Baron Clement A. de Bode. London, 1845. — Art. II. Ulrich, Herzog zu Würtemberg. Ein Beitrag zur Geschichte Würtembergs und des deutschen Reichs im Zeitalter der Reformation, von Dr. Ludwig Friedrich Heyd. Dritter Band, vollendet und herausgegeben von Dr. Karl Pfaff. Mit dem Bildnisse des Herzogs Christoph. Tübingen, 1844. — Art. III. Kölner Dombriefe, oder Beiträge der altchristlichen Kirchenbaukunst, von J. Kreuser. Berlin, 1844. — Art. IV. Reisen in Dänemark und den Herzogthümern Schleswig und Holstein, von J. G. Kohl. Zwei Bände. Leipzig, 1846. — Art. V. 1) Die Münzen der Herzoge von Alemannien. Von F. Freiherrn v. Pfaffenhofen. Karlsruhe, 1845. 2) Würtembergische Münz- und Medaillenkunde von Christian Binder. Stuttgart, 1846. 3) Münzgeschichte des Hauses Hohenlohe, vom 13. bis zum 19. Jahrhundert. Nach Originalurkunden und Münzen verfaßt von Joseph Albrecht. Stuttgart, 1846. — Art. VI. Schauspiele des Mittelalters. Aus Handschriften herausgegeben und erklärt von F. J. Mone. Zwei Bände. Karlsruhe, 1846.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nr. CXVI.

Crónica rimada de las cosas de España desde la muerte del Rey Don Pelayo hasta Don Fernando el Magno, y mas particularmente de las aventuras del Cid. Publicada por primera vez por el señor Don Francisco Michel. — Epigraphische Excurse. Von J. G. Seidl. (Schluß.) — Ueber Goethe's Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten. — Die Gräber bei Oberflacht am Berge Lupfen. (Zweiter Bericht.) — Register.

Durch alle Buchhandlungen sind von F. A. Brockhaus in Leipzig zu erhalten:

Actenstücke zur Geschichte des

ungarischen Schutzvereins.

Gr. 12. Geh. 16 Ngr.

Ungarische Zustände.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Beobachtungen

über die

Krankheiten des cerebralen Blutkreislaufes

und den Zusammenhang zwischen

Hirn- und Herzleiden

von

Dr. George Burrows,

Arzt und Lehrer am St.-Bartholomew's Hospital in London.

Deutsch bearbeitet

von

Dr. *L. Posner*.

Leipzig, Kollmann. ⅔ Thlr.

Soeben ist erschienen:

Mittelhochdeutsches Wörterbuch

aus dem Nachlasse

von

Georg Friedrich Benecke

herausgegeben und bearbeitet

von

Dr. Wilhelm Müller,

a. o. Professor in Göttingen.

Erster Band, erste Lieferung.

Bogen 1—16. A—BRISTE.

Lexikonoctav. Geh. Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

Ein umfassendes mittelhochdeutsches Wörterbuch, welches dem jetzigen Standpunkte der deutschen Sprachforschung entspricht, hat sich schon lange als ein dringendes Bedürfniss herausgestellt, und insbesondere ist die endliche Veröffentlichung des seit vielen Jahren von Benecke unternommenen Wörterbuchs wiederholt gewünscht. Indem ich hiermit das erste Heft dieses Werkes, das der Verstorbene nicht vollenden sollte, dem Publicum übergebe, mache ich vorläufig nur darauf aufmerksam, dass seine Haupttendenz ist das Verhältniss der mittelhochdeutschen Schriftsteller zu erleichtern und somit einem Jeden als Hilfsmittel für das Studium der deutschen Sprache zu dienen. Ueber das Verhältniss meiner Arbeit zu der von Benecke bemerke ich, dass sie hauptsächlich darin bestand, das noch nicht Vollendete dem Plane des Verewigten gemäss auszuführen, auf der andern Seite aber aus eigenen Sammlungen das noch fehlende zu ergänzen. Ausführlicher werde ich darüber in der Vorrede sprechen. — Ein alphabetisches Verzeichniss aller angeführten und erklärten Wörter wird am Schlusse beigegeben werden: vorläufig ist in den nöthigen Fällen schon in dem Wörterbuche selbst verwiesen.

Göttingen, im April 1847.

W. MÜLLER.

Der Umfang des ganzen Werkes ist auf etwa 90 Bogen berechnet, welche, in zwei Bände getheilt, in Lieferungen von 16 Bogen ausgegeben werden.

Der Preis einer solchen Lieferung ist auf 1 Thlr. 10 Ngr. bestimmt.

Eine kleine Anzahl Exemplare sind auf Schreibpapier gedruckt, welche zu dem Preise von 2 Thlr. zu haben sind.

Leipzig, im April 1847.

Weidmann'sche Buchhandlung.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen:

Jahrbücher

für

dramatische Kunst

und

Literatur

redigirt vom

Prof. Dr. H. Th. Rötscher.

1stes Heft. 6½ Bogen.

Inhalt:

Vorwort von H. Th. Rötscher. — 1. Ueber den Ursprung der modernen Bühne von Th. Mundt. Erster Artikel. — 2. Ueber den Stil des Dramas von Friedrich Hebbel aus Wien. — 3. Ueber die dramatische Literatur der Franzosen von Dr. Bamberg aus Paris. — 4. Wie sich die rohe Empirie gegen die Wissenschaft verhält, dargestellt an dem Entwurf einer praktischen Schauspielerschule von August Lewald. Von H. Th. Rötscher. — 5. Mittheilungen mehrer noch ungedruckter Briefe Seydelmann's nebst Erörterungen von H. Th. Rötscher. — 6. Kritiken über Berliner Bühnenvorstellungen. Goethe's Faust. Von Dr. Melchior Meyr. La Calomnie, Comédie en 5 actes et en prose du théâtre français, par Scribe und ihre Darstellung durch die französische Gesellschaft in Berlin. Von H. Th. Rötscher. — 7. Correspondenz-Nachrichten. Aus Königsberg: Ueber Dr. Gottschall's Blinde von Alcara und deren erste Aufführung in Königsberg, ein Brief des Prof. Karl Rosenkranz an den Herausgeber. Aus Hamburg von Dr. Karl Töpfer. Aus Dresden: Aphorismen über die dresdener Bühne von Dr. Schladebach. Aus Stettin von Fr. D. Aus Wien von M. H. Aus Kopenhagen von Henrik Herz.

Berlin, im April 1847.

Louis Hirschfeld.

Bei mir ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Veit (Moritz), Der Entwurf einer Verordnung über die Verhältnisse der Juden in Preußen und das Edict vom 11. März 1812.

8. Geh. 8 Ngr.

Leipzig, im Mai 1847.

F. A. Brockhaus.

EVANGELIUM
PALATINUM INEDITUM

sive

Reliquiae textus evangeliorum latini ante Hieronymum versi

ex

codice palatino purpureo quarti vel quinti p. Chr. saeculi

nunc primum eruit atque edidit

CONSTANTINUS TISCHENDORF,

Theologiae et Philosophiae Doctor, Theologiae in Academia Lipsiensi Professor etc.

Gross Quart. Geh. 18 Thlr.

Leipzig: F. A. Brockhaus. 1847.

Das *Evangelium Palatinum ineditum* enthält den lateinischen Evangelientext, wie er sich in einer Handschrift, mit Silber und Gold auf Purpurpergament im 4. oder 5. Jahrhundert wahrscheinlich in Afrika geschrieben, unlängst vorgefunden hat. Die Eigenthümlichkeit dieses Textes bezeichnet Prof. Dr. Tischendorf als sehr gross; er stellt denselben den merkwürdigsten und wichtigsten Documenten für den neutestamentlichen Text zur Seite. Eine Untersuchung darüber in den Prolegomenen weist nach, dass er am nächsten mit dem Cambridger Codex verwandt ist, und dass er oft uralte griechische Lesarten, wie sie besonders der Vaticanische Codex darbietet, als der einzige lateinische Zeuge bestätigt. Das Original befindet sich seit einigen Jahrzehnden in der k. k. Bibliothek in Wien; es war bis jetzt noch ohne alle Bearbeitung geblieben.

Die unterzeichnete Verlagshandlung glaubte daher, indem sie die Hand bot zu dieser diplomatisch genauen Herausgabe, verbunden mit einer glänzenden, einem solchen Schatze des Alterthums angemessenen Ausstattung, den Schriftforschern und Bibelfreunden einen willkommenen Dienst zu leisten. Ein kostbares Facsimile der Gold- und Silberschrift auf Purpur ist dem Werke beigefügt, wodurch zugleich die durchgängige strenge Anpassung desselben an das Original bezeugt wird.

Der Preis des Werkes, das nur in einer geringen Anzahl Exemplare abgezogen wurde, ist auf 18 Thlr. festgesetzt worden, zu welchem Preise alle Buchhandlungen des In- und Auslandes dasselbe liefern.

In demselben Verlage wird später erscheinen:

VETUS TESTAMENTUM GRAECE
JUXTA LXX INTERPRETES.

Textum ad editionem Vaticano-Romanam accuratissime edidit, argumenta et locos Ni. Ti. parallelos notavit, lectiones variantes omnes codicum vetustissimorum Alexandrini, Ephraemi Syri, Friderico-Augustani subjunxit, commentationem isagogicam praemisit

CONSTANTINUS TISCHENDORF.

Gross Octav. 30 Bogen. Geheftet.

Indem diese Ausgabe sich streng an den üblichen Vaticanisch-Römischen Text anschliesst und doch zugleich sämmtliche Lesarten der drei (nebst dem *Codex Vaticanus*) ältesten und wichtigsten Urkunden für den Alttestamentlichen griechischen Text in einem fortlaufenden Apparate darbietet, soll sie ebenso den praktischen wie den strengwissenschaftlichen Foderungen entsprechen und einem fühlbaren Bedürfnisse nachhaltig abhelfen. Eine ähnliche Ausgabe besitzt die theologische Literatur noch nicht; denn selbst die grosse Holmes-Parsons'sche Ausgabe (in fünf Foliobänden) stellt den *Codex Alexandrinus* (aus dem 5. Jahrh.) nur äusserst mangelhaft dar, während die Alttestamentlichen Fragmente des Pariser Palimpsesten (aus dem 5. Jahrh.) durch Prof. Dr. Tischendorf zum ersten Male entziffert wurden und der *Codex Friderico-Augustanus* (aus dem 4. Jahrh.) erst neuerdings durch Prof. Dr. Tischendorf in den Klöstern des Orients aufgefunden wurde.

Die Verlagshandlung wird bemüht sein dem Werke die erwünschteste Ausstattung zu geben und seiner Zeit das Nähere in einer besondern Anzeige darüber bekannt machen.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

3'

